Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1834.

Erster Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

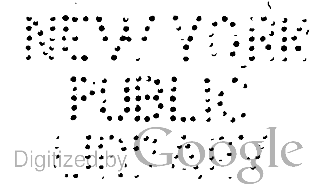
Jahrgang 1834.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1—7, literarische Anzeiger Nr. I—XVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Erster und zweiter Theil, die Jahre 1796 bis 1818. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. Gr. 8. Preis beider Theile 4 Thlr.

Wenn die Verehrer Göthe's durch sein Hinscheiden, in wie hohem Alter dieses auch erfolgte, schmerzlich bewegt wurden und die Trauer darüber in den Edleren Deutschlands, Europas, über den Meeren nicht erloschen ist, so haben doch gewiß alle einen Trost auch darin gefunden, daß von dem Verehrten selbst so reiche Mittheilungen über sein Leben gemacht sind, daß dieses, nach seinen verschiedenen Perioden minder oder mehr ausführlich dargestellt, vor ihnen liegt; und sie werden der Vorsehung danken, daß sie das Leben des ausgezeichneten Mannes in die Jahre hinein verlängerte, wo Mittheilung über das Erlebte und Erfahrene natürlich und ein Bedürfniß ist. Die ersten 26 Jahre dieses reichen Lebens haben wir in den 20 Büchern von „Dichtung und Wahrheit", die man um so höher stellen wird als Rousseau's „Bekenntnisse", je höher in Hinsicht auf reinen, freien Blick auf Welt und Menschen Göthe stand als der unglückliche Genfer; den Wendepunkt im Leben des Erstern finden wir gründlich und ausführlich dargelegt in den drei Bänden der „Italienischen Reise"; der Feldzug in der Champagne und die Belagerung von Mainz dienen sehr zur Charakteristik des vielseitigen, vielgewandten Mannes; manche Lücke in dem Leben desselben ward durch die zwei Bände „Tag- und Jahreshefte" ausgefüllt, die bis in Göthe's Greisenalter gehen; auch ist der dritte Band des „Nachlasses" als ein Theil der Biographie anzusehen; und wie vieles Dahingehörige befindet sich in dem „Naturwissenschaftlichen Journale", in „Kunst und Alterthum", in der „Farbenlehre". Ferner sehen wir als einen höchst merkwürdigen und bedeutenden Beitrag zu dieser Biographie den „Briefwechsel" mit Schiller an; und wenn dieser nur zehn Jahre umfaßte, so erhalten wir in dem mit Zelter geführten nun einen reichhaltigern, mannichfaltigern, der sich durch 36 Jahre zieht.

Wir können beide Briefwechsel als sich gegenseitig ergänzend betrachten. Denn wenn das beseelende Princip des Schiller-Göthe'schen die Kunst ist, wenn wir durch ihn wie in die stille Werkstatt des Dichters geführt werden, so hat der Göthe-Zelter'sche ein weiteres Feld, er ergeht sich über mannichfaltigere Verhältnisse; der eine Freund wirkt in einer großen, königlichen Stadt, steht mit den Bewohnern derselben in mehrfacher Beziehung und theilt dem andern alles Merkwürdige mit; in jenen Briefen beschäftigen uns mehr die Dichter, hier mehr die Menschen. Vielleicht hat Mancher noch in einem andern Sinne in dem letztern Briefwechsel eine Ergänzung erwartet. In dem mit Schiller hatte sich Göthe gegen den Freund so gestellt, daß er von diesem seine Werke beurtheilen, das Bedeutende und Schwierige in ihnen auffinden, entwickeln, erklären ließ. Manche Bemerkung desselben nahm er dankbar auf, ja er nutzte sie; berührte jener aber den eigentlichen Lebenspunkt, den eigenthümlichen Göthe'schen, den eigentlich künstlerischen Styl, erwartete er hier eine Änderung oder Belehrung, dann brach dieser ab und schwieg; so bei einem sehr wichtigen Punkte (Th. II, S. 180). Wir können nicht anders, wir müssen den Grund gelten lassen, den er hierfür angibt. Ja, wir gehen weiter und behaupten: Göthe, wenn er auch gewollt hätte, konnte sich über das innerste Geheimniß seiner Kunst nicht aussprechen. Ueber Anderes, was zur Kunst gehört, wird, wie öfters in den Briefen, noch öf-

terer und gründlicher in den mündlichen Unterhaltungen der beiden Freunde geredet worden sein. Ueber seine eignen Werke redet Göthe in jenen wenig; wie mancher seiner Verehrer wird, nachdem er den Briefwechsel mit Schiller gelesen, sich getäuscht gefunden haben, indem er während der Lectüre vergebens auf Aussprüche Göthe's über seine eignen Schöpfungen hoffte! Was nun die mit des Dichters Grundsätzen nicht hinlänglich bekannten Verehrer desselben in jenem Briefwechsel nicht fanden, das werden sie in den mit Zelter gewechselten Briefen zu finden gehofft haben. Dieser, so hat vielleicht Mancher gedacht, stand Göthe ganz anders gegenüber als Schiller. Jener erkannte in Zelter eine tüchtige, empfängliche Natur, deren Tüchtigkeit sich aber nicht, wie dies bei Schiller der Fall war, grade auf das Gebiet der Poesie richtete. Er wird das Bedürfniß gefühlt haben, sich über seine Schöpfungen dem Freunde mitzutheilen, er wird ihm den Sinn dafür aufschließen, Schwierigkeiten zu lösen, bedeutende Winke zu erhalten versucht haben. Mit Einem Menschen sich vertraulich über ein Werk, welches die ganze Seele beschäftigte, zu unterhalten, ist doch so sehr natürlich; und wer war unter allen Freunden der spätern Zeit Göthe näher als Zelter?

Aber diese Verehrer des Dichters haben sich auch hier geirrt. Als Zelter „Die Wahlverwandtschaften" gelesen, dieses Werk Göthe's, das unter allen vielleicht den größten Rumor machte, den ärgsten Misdeutungen ausgesetzt war, schreibt er an den Verfasser desselben:

> Der Roman macht eine ganz besondere Sensation, auch unter Ihren Freunden. Manche können gar nicht darüber wegkommen, daß ihnen alles Urtheil wie abgeschnitten ist. — Einigen habe ich sogar darüber Rede stehen sollen; besonders soll der Titel erklärt werden: wie? warum? woher? wohin? — Da stehe ich denn wie ein armer Sünder, indem man mir die Ehre anthut, mich für Einen zu halten, der um Ihre Geheimnisse weiß. Sie aber wissen und Gott weiß es auch, daß ich nichts weiß (Th. I, S. 374).

Und so finden wir, wenigstens in den beiden ersten Bänden des Briefwechsels — sie umfassen den Zeitraum zwischen den Jahren 1796 und 1818 — auch nichts über andere Göthe'sche, innerhalb desselben entstandene Werke aus dem Munde des Dichters, nichts über „Die natürliche Tochter", die „Pandora", den fortgesetzten „Faust"; und wir haben Grund zu glauben, die folgenden Bände werden ebenso wenig unsere Wünsche in dieser Hinsicht befriedigen. Wir müssen uns wol mit dem Worte begnügen: „Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen", und in Ruhe erwarten, ob wir zu den Glücklichen — für manchen Fall möchten wir sagen, Sonntagskindern — gehören, die die Schlüssel finden und zu brauchen wissen. Auch gegen seinen herzlichgeliebten, vertrauten Zelter spricht Göthe, indem er die „Wahlverwandtschaften" ankündigt, seine Eigenthümlichkeit aus: „Ich habe viel in den Roman hineingelegt, Manches hinein versteckt. Möge auch Ihnen dies offenbare Geheimniß zur Freude gereichen" (Th. I, S. 361).

Vieles, das eigentliche Geheimniß seiner Kunst, konnte Göthe nicht aussprechen, wie dieses auch keineswegs den Philosophen gelungen ist, die gern Alles aussprechen möchten. Aber er hatte auch Freude daran, der Welt Räthsel vorzulegen; und diese Lust mag er selbst an seinen Freunden geübt haben; dazu liebte er wie in körperlicher so in geistiger Hinsicht ein gewisses Incognito. War das körperliche in Seesenheim auch nur angenommen, um geliebten Menschen einen guten Spaß zu bereiten, so ist das Incognito in seinen Schriften ernsterer, dauernderer Art; es nimmt die Natur des Geheimnisses an; und selten hat der Urheber desselben sich bequemt, es zu lösen. Ueber die „Weissagungen des Bakis" hat Göthe sich schriftlich nie ausgesprochen, und wir zweifeln, daß er es mündlich gethan haben werde; das „Märchen" in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" bleibt trotz einigen Andeutungen in dem Briefwechsel mit Schiller ein Räthsel; es scheint, daß der Verf. an den mannichfaltigen Lösungen, die man wagte, sein Ergötzen hatte und durch Schweigen gern diese, meistens gewiß vergeblichen, Lösungen vermehrte. In einem Briefe vom J. 1796 an Schiller, der im „Wilh. Meister" Einiges bestimmter und deutlicher ausgesprochen wünschte, sagt er selbst:

> Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gern incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenden Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen.

Als Göthe im J. 1810 den vortrefflichen Maskenzug: „Die romantische Poesie", aufführen ließ, schloß sich dieser in der Person Elberich's mit einem Räthsel, welches damals alle ästhetischen Köpfe in Weimar in Bewegung setzte, auf dessen Lösung durch den Dichter vergebens gehofft ward. Und hat Göthe nicht bei seinem Hinscheiden noch der Welt ein großes Räthsel hinterlassen? den „Faust", in welchem namentlich die classische Walpurgisnacht auch dem Geübtern Schwierigkeiten beut, die vielleicht nie völlig werden gelöst werden.

Um es kurz zu fassen, aus dem Innersten der Göthe'schen Natur wie aus Dem, was mit diesem zusammenhängt, geht hervor, daß er die Worte, die er Jarno in den Mund legt („W. Meister's Wanderjahre", Buch 2, Cap. 10), in Beziehung auf seine Dichtungen aus seiner eignen Seele gesprochen habe:

> Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebste, und das sind doch unsere Ueberzeugungen, muß Jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren; Jeder weiß nur für sich, was er weiß, und das muß er geheim halten; wie er es ausspricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht, und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestört.

In diesem Sinne schreibt Göthe im J. 1781 an einen hochverehrten Freund: „Ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige (d. h. meine dichterischen Productionen) ein gewissenhaftes Stillschwei-

gen zu beobachten." Die Scheu, diesen Grundsatz zu übertreten, erstreckte sich auch wol auf die Unterhaltung mit Freunden; und ist es nicht auch natürlich, daß er, von einer Dichtung entbunden, einen Widerwillen empfand, über dieselbe zu reden? Vor der Geburt eines solchen Werkes dieses zu thun, hatte traurige Folgen. Wen betrübte es nicht, zu lesen, wie die Welt um die Fortsetzung der „Natürlichen Tochter" gekommen? Im Wissenschaftlichen folgte Göthe einer ganz andern Maxime.

Man wird uns vielleicht einwenden, daß Göthe im höhern Alter doch über manche seiner Dichtungen geredet; daß er in den Erläuterungen zum „Divan" selbst geäußert, die Zeit zu solchen Reden sei für ihn gekommen; daß in seiner Selbstbiographie manches Wort über seine Werke sich finde. Aber wie wenig berühren diese Mittheilungen im Grunde das eigentlich Künstlerische? und wo hätte er, wo es wirklich Räthsel zu lösen gab, diese gelöst? Wir sind weit entfernt, dieses zu tadeln; es war unsere Ueberzeugung, wenn wir sagten, das Innerste der Kunst lasse sich nicht aussprechen; wir stimmen ganz den oben angeführten Worten Jarno's bei, denen wir die aus Wilhelm Meister's Lehrbriefe zufügen: „Wer die Kunst halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun, und redet selten oder spät; jene haben keine Geheimnisse." Wie manche Erfahrung mochte Göthe auch scheu machen, sein künstlerisches Innerstes, insofern dieses mittheilbar, aufzuschließen! Und dann konnte er sich darauf verlassen, daß seine Verehrer, die, an deren Beistimmung er Freude hatte, sich durch einzelnes Dunkle und Räthselhafte in seinen Werken nur zu ernstlicherm Forschen werden reizen lassen, daß sie, wenn mit Mühe, um so besser ihn werden verstehen lernen. Dem, der seinen Gedanken auf die Spur gekommen war, ist er immer freundlich begegnet. Daß er dann und wann seine Freude daran hatte, durch vorgelegte Räthsel Lösungsbegierige zu necken, ist ihm so wenig als irgend einem Andern zu verargen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Westfalen, nach archivarischen und andern authentischen Quellen gesammelt und bearbeitet von F. E. von Mering. I. Heft, mit der Abbildung des Schlosses Lechenich. Köln, Arend. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Unsere Kritik dieses Buches muß mit einem Tadel des Titels beginnen. Auf demselben sind die Rheinlande von den Provinzen Jülich, Kleve und Berg unterschieden, wo wir natürlich fragen müssen, in welcher Ausdehnung hat der Verf. den Namen der Rheinlande genommen; denn sowol im amtlichen Ausdrucke der preußischen Regierung als in der Sprache des gewöhnlichen Lebens werden die nur genannten Provinzen ebenso wol als das Großherzogthum Niederrhein unter der allgemeinen Benennung der Rheinprovinzen oder Rheinlande verstanden. Wozu soll also die Unterscheidung des Verf., die von einem in Köln lebenden Rheinländer um so weniger zu erwarten war? Ob er nun unter den Rheinlanden auch die rheinbairischen und rheinhessischen Landestheile sowie das Herzogthum Nassau verstanden hat und also gar damit umgeht, sämmtliche Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster am Rheine und in der Nähe des Rheins zu schildern, vermögen wir nicht zu bestimmen, gestehen auch aufrichtig, daß wir nach der hier vor uns liegenden Probe den Verf. zu einem solchen Unternehmen nicht hinlänglich befähigt erachten können.

Herr von Mering hat bereits vor drei Jahren ein Buch: „Beiträge zur Geschichte der ehemaligen churkölnischen und altstadtkölnischen (?) Verfassung" herausgegeben, das auch in Nr. 178 d. Bl. f. 1830 besprochen worden ist, jedoch nicht zur Zufriedenheit des Verfassers, denn in einem im Liter. Anzeig. der Buchhandlung Brockhaus v. gen. J. Nr. 36 abgedruckten Aufsatze zeigte er sich sehr eifrig und erzürnt. Aber Rec. bedauert, daß er auch in diesem Werke den gänzlichen Mangel an Plan und Ordnung sowie die zu diesem Unternehmen nicht ausreichenden Kenntnisse des Verf. rügen muß, die bei der ungelenken, durch Provinizalismen entstellten Sprache des Buches noch in einem höhern Grade hervortreten. Hr. v. Mering hat sich, mit einem Worte, die Sache viel zu leicht gemacht und dem Publicum keineswegs die gehörige Achtung bewiesen. Denn wenn er für das große, nicht gelehrte, aber doch gebildete Publicum schreiben wollte, so mußte seine Darstellung anmuthiger, klarer und verständlicher sein, besonders wenn so reizende Gegenden geschildert werden sollen, als der Drachenfels, Godesberg, das Siebengebirge und die Burg Rheineck sind. Für gelehrte Leser aber sind bei dem jetzigen Stande der Historie weder einige unbedeutende, ohne Auswahl zusammengebrachte Urkunden, die jeder Leser in Günther's „Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus" vollständiger und besser finden kann, von sonderlichem Werthe, noch solche genealogische und heraldische Nachrichten, wie sie Hr. v. Mering über einige adelige Familien beigebracht hat. Die Aufsätze des Hrn. v. Stramberg in der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie" konnten ihn belehren, auf welche Art genealogische Untersuchungen und Nachrichten über adelige Familien belehrend und interessant zugleich gemacht werden können.

Wäre Hr. v. Mering mit den nöthigen Vorstudien ausgerüstet an sein Werk gegangen, so ist gar nicht zu leugnen, daß er dadurch eine bedeutende Lücke in der historischen und topographischen Literatur ausgefüllt haben würde. Bei vielen Mängeln, die Gottschalk's bekannte Beschreibung der Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands hat, bleibt dies Buch doch stets ein verdienstliches Werk und wird bei fleißiger Benutzung der Nachträge, die Hesse in den „Ergänzungsbl. zur Jen. Allg. Lit. Zeit.", 1833, Nr. 16—21, gegeben hat, von großem Nutzen sein. In einem noch höhern Grade sind die Monographien über Rudelsburg und Dornburg von Lepsius, über Memleben von Wilhelm, über die Rothenburg von Hesse und ähnliche bereits für die Specialgeschichte Thüringens wichtig geworden, und es wäre zu wünschen, daß der thüringisch-sächsische Verein zur Erforschung des Alterthums seine Thätigkeit vorzugsweise auf solche Untersuchungen beschränken möchte. Am Rheine ist nun für die Bearbeitung dieser Literatur noch ein weites und, wie wir hinzusetzen müssen, sehr dankbares Feld eröffnet. Aber an fleißigen Anbauern fehlt es noch gar sehr. Wer die schönen Rheingegenden kennt und vielleicht bei einem längern Aufenthalte sich mit den lebensfrohen, betriebsamen und in Erinnerungen einer glänzenden Vorzeit so gern lebenden Rheinländern einigermaßen befreundet hat, wird es mit dem Rec. aufrichtig beklagen, daß sowol die allgemeine als Specialgeschichte bis jetzt so wenige tüchtige Bearbeiter gefunden hat, die „Rheinischen Geschichten und Sagen" von Nik. Vogt können nur durch die Treuherzigkeit der Rede auf eine kurze Zeit den wißbegierigen Leser fesseln, Schreiber's topographische Schilderungen gewinnen nur erst allmälig die nothwendige Richtigkeit und Genauigkeit und ebenso die Reisebeschreibungen, deren Verf. aus ihm geschöpft haben. Wallraf in Köln galt lange Zeit bei seinen Landsleuten für einen Heros in der historischen Literatur. Von ihm versprach man sich viel für die Geschichte Kölns und der Rheinlande, ja, es wagte Niemand

einen historischen Versuch, weil man dadurch dem hochverehrten Altvater zu nahe zu treten glaubte. Nun ist der verdiente Mann seit mehren Jahren gestorben, seine Sammlungen, das schöne Vermächtniß seiner Liebe zur Stadt Köln, sind in dem nach ihm benannten Museum aufgestellt, aber von handschriftlichen Notizen fand sich nichts in seinem Nachlasse, und eine Fülle von Kenntnissen, Notizen und Erinnerungen aus Kölns früherer Zeit ist mit ihm untergegangen. Man kann dies nicht genug beklagen, da seine mündlichen Mittheilungen, wenn sie an den rechten Mann gekommen wären, zu sehr fruchtbaren Untersuchungen würden geführt haben. Als Schriftsteller hat Wallraf durch seine „Beiträge zur Geschichte von Köln" (Köln 1818) nur wenig genügt, wie jetzt wol am Rheine selbst anerkannt wird. Weit unter ihm steht der in Köln kürzlich verstorbene Simon. Er war in Köln praktischer Jurist, aber die Liebe zu seinem Lande trieb ihn zur historischen Schriftstellerei. Wie wenig er indeß dazu befähigt war, zeigte sein Buch: „Die ältesten Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufers" (Köln 1829). Ihm schadete ganz besonders die Nichtbeachtung der deutschen historischen Literatur, die Sucht nach Hypothesen, das lächerliche Etymologisiren und die übertriebene Begierde, Alles so glänzend und altberühmt als nur möglich erscheinen zu lassen. Und grade des Letztern bedarf ja das Rheinland mit seinen großartigen Erinnerungen aus der römischen und mittelalterlichen Zeit, mit seinem classischen Boden, mit seinen Städten, Burgen und Klöstern von anerkannt historischer Wichtigkeit am wenigsten. Der Geschichtschreiber hat hier einen höchst dankbaren Boden, wenn er es nur versteht, ihn zu bearbeiten. Dazu hat Hüllmann allerdings Hoffnungen erweckt, aber ihre Erfüllung scheint man kaum hoffen zu dürfen. Unter den neuesten Bereicherungen der rheinischen historischen Literatur ist der Abriß der Geschichte Kölns in K. G. Jacob's *) Schrift: „Köln und Bonn" (Köln 1828), mit Liebe zur Sache und quellenmäßiger Genauigkeit gearbeitet; die Beschreibung des Moselthales zwischen Koblenz und Konz vom verstorbenen J. A. Klein (Abth. I. Koblenz 1831) ist nach Storck's „Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Mosellande" ein schätzenswerther Beitrag zur Topographie dieser Gegend und hat bei uns den Wunsch nach ähnlichen Beschreibungen um so lebhafter erweckt; aber besonders wichtig sind die zwei bis jetzt erschienenen Hefte von Th. Jos. Lacomblet's „Archiv für die Geschichte des Niederrheins". Wenn nur dies verdienstliche Unternehmen recht gründlich und allseitig unterstützt wird! An Material, namentlich an wichtigen Urkunden (wir erinnern nur an das durch Fuchs trefflich geordnete Archiv zu Köln) fehlt es nicht, und für ein so vaterländisches Unternehmen werden ja die Archivare wol gern ihre Schränke öffnen.

Ref. glaubte diese Andeutungen voranschicken zu müssen, um sein warmes Interesse an einem solchen Unternehmen, wie es der obengenannte Klein beabsichtigte und wie es vom Hrn. von Mering begonnen ist, zu bethätigen. Wir wenden uns nun zu dem Buche selbst. Die in ihm beschriebenen Burgen sind: Drachenfels, Rheineck, Godesberg, das Schloß Brühl, die Rittersitze Schallmaur, Krell und Sülz, die Abtei Altenberge (alle im Regierungsbezirk Köln), Hammerstein (im Regierungsbezirk Koblenz) und die Isenburgen in den Rheinlanden (im Regierungsbezirk Arensberg). Vorher geht eine sehr curiose Einleitung über den Adel. Hier hätte man wol Notizen über den rheinländischen Adel, dem ja Hr. v. Mering selbst angehört, zu finden erwartet, und die Geschichte mancher bedeutenden Familien, namentlich des gesammten Adels unter der französischen Herrschaft und die Wiederherstellung mancher auf dem linken Rheinufer erloschenen Einrichtungen würde ein interessantes Bild des Sonst und Jetzt gegeben haben. Aber solche Erörterungen sucht man hier vergebens. In einer sehr verworrenen Darstellung spricht der Verf. über die Entstehung des Adels (Adel kommt von „Alte Vater" her), über Grafen und Pfalzgrafen, kölnische Bürger und Ritter, worauf er dann die bekannte Geschichte von Claudius Barre und Waltmann von Sattelstadt erzählt, auch vom Rittergeiste, von der Galanterie und von irrenden Rittern spricht, „deren Mittagsmahl oft ein im Walde geschossenes Kaninchen war, das sie blos ausdrückten, abhäuteten und mit Salz bestreut roh verzehrten" (S. 15). Dann kommt Hr. von Mering wieder auf die Edeln des Rheingaues, auf den alten Adel in den Domstiftern, auf ein altes Wappenbuch im Besitz eines kölnischen Kunstfreundes und zuletzt mit wenigen Worten auf die Staatsverfassung des Erzstifts Köln. Am Schlusse macht der Verf. den Lobredner der französischen Regierung und urtheilt, daß das Allgemeine am Rheine durch Aufhebung der Feudalität sehr gewonnen habe. Diese an sich schon sehr wahre Bemerkung erscheint im Munde eines Adeligen noch weit unparteiischer.

(Der Beschluß folgt.)

*) So wird der Verf. dieser Schrift in Beck's „Allgem. Repertor.", 1829. I, 1. S. 90, genannt.

Literarische Notizen.

Vom 23. November vor. J. an erscheint in Paris in wöchentlichen Lieferungen zu sechs Sous: „Encyclopédie pittoresque de la musique", herausgegeben von Adolf Ledhui und Henri Bertini. Sie soll enthalten die Geschichte der Musik bei den Alten und den Neuern, Beschreibung aller merkwürdigen musikalischen Instrumente, Biographien und Bildnisse berühmter Tonkünstler, Erklärung der besten Unterrichtsmethoden, Musikstücke, besonders ungedruckter großer Meister und Auswahl der besten Kirchenmusikstücke, Nationalmelodien aller Völker mit Text und Uebersetzungen, Beschreibung von Volkstänzen mit Musik, Tanztouren und Costumes, kritische Artikel über Musikalien aus allen Zeitaltern und zum Schluß ein historisches Wörterbuch der Musik und der Tonkünstler. Das Ganze ist auf fünf Bände in 4. berechnet.

Von Nepomucéne Lemercier, Verfasser des Schauspiels: „Agamemnon", ist ein Roman: „Aminte ou le mariage sacrilége", erschienen, der in der großen Welt während des Kaiserreichs und der Restauration spielt.

Alphons Brot, bekannt durch einige mit Beifall aufgenommene Romane, z. B.: „Entre onze heures et minuit", „Ainsi soit- il," hat vor Kurzem einen neuen Roman herausgegeben: „Priez pour elle", der sich durch dramatische Lebendigkeit empfiehlt.

Von Eugène Sue ist ein neuer Roman erschienen: „La vigie de Koatven, histoire de 1780", in vier Bänden. Edgar Quinet hat die Legende vom ewigen Juden unter dem Titel: „Ahasverus, ou le juif errant", bearbeitet.

Hippolyt Auger, der dem Studium der Schriften Macchiavell's und seiner Zeit ein sorgfältiges Studium gewidmet hat, ist jetzt mit einem Werke hervorgetreten, welches das Interesse eines Romans mit anziehenden historischen Darstellungen verbindet: „Le Prince de Macchiavel, ou la Romagne en 1502", zwei Bände.

Say's Nachlaß ist von seinem Schwiegersohn Charles Comte herausgegeben worden unter dem Titel: „Mélanges et correspondance d'économie politique" (Paris 1833). Besonders interessant ist Say's Correspondenz mit den ausgezeichnetsten Staatswirthschaftslehrern unserer Zeit.

Der Gerichtsrath J. B. de Vaugelles zu Orleans hat in Paris bei Levrault eine „Histoire de la vie et des ouvrages de François Bacon, baron de Verulam" in zwei Bänden herausgegeben und Uebersetzungen einiger Schriften Baco's hinzugefügt. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 2. — 2. Januar 1834.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Der Verf. dieser Anzeige hat nie das Glück gehabt, mit einem Dichter, d. h. mit einem wahren, in näherm Verhältnisse zu stehen; aber wol hat er gefunden, daß, während jugendlich-feurige Freunde der Poesie häufig und oft unbesonnen ihr Herz über Gegenstände aus ihrem Gebiete ausschütteten und selbst an kalten, blos verständigen Menschen für sie zu Rittern wurden, echte, geistvolle Kritiker selten über Das sprachen, was ihnen heilig und theuer war, was ihren Geist auf das lebhafteste beschäftigte. Sollte dies nicht in noch höherm Grade bei dem Dichter der Fall sein?

Oft wird man dagegen finden, daß der in den höhern Regionen lebende Dichter sich gern an lebensfrohe, kräftige, tüchtige Menschen anschließt, selbst wenn die Beschäftigung derselben der eignen wenig verwandt sein sollte, lebhafter natürlich, wenn Das, was sie treiben, eine Verwandtschaft mit ihrem Thun hat. Der wahre Dichter erkennt vor Andern den Werth des Lebens; wenn ihn Das, was man gewöhnlich Leben nennt, dieser gedrückte, verschrobene, durch Convenienz, Affectation, Heuchelei verkümmerte Zustand, anekelt, dann ist er erfreut, einem echten Leben, das auf wahrer menschlicher Kraft ruht, zu begegnen. Selbst als Mensch sich fühlend, schließt er sich gern an einen echten Menschen an; und wenn er Das, was ihm das Heiligste und Liebste, in stiller Brust nährt und pflegt, so ist ihm, der alle menschlichen Zustände kennt, und dessen Herz offen ist für jedes Gefühl, das menschliche Geschicke erzeugen, ein Freund nothwendig, der sich auf seiner Seite eines klaren Blickes erfreut, der tüchtig ist in seinem Fach, unermüdlich in demselben wirkt, der mit Menschen kräftig verkehrt und auf der bewegten Woge des Lebens willig und ruhig sein Schifflein umhertreiben läßt. Ein solcher Mensch war Zelter.

Das erste, was beide Freunde mit einander verband, war, wie sich erwarten ließ, die Kunst. Denn dem lyrischen Dichter, einem solchen wie Göthe, war ein Tonkünstler unentbehrlich, der ihm seine Lieder, als Producte, auf den Gesang berechnet, entgegenbrächte; und so wird der Briefwechsel durch Mittheilungen über Lieder des Dichters, die der Tonkünstler componirt, eröffnet. Aber wir getrauen uns zu behaupten, daß die Natur, die Tüchtigkeit, die in Zelter, abgesehen von dem Musiker, war, eigentlich das Band wurde, welches die beiden Freunde so unauflöslich aneinander fesselte. Es mag seltsam erscheinen, wenn ein Leser nach Stellen in den frühern Briefen Zelter's forscht, die Göthen einen hohen Begriff von dem Manne eingeflößt haben möchten; doch konnte Rec. dieser Lust nicht widerstehen, und da fiel ihm bald eine Aeußerung ins Auge, die grade in ihrer Derbheit Göthen besonders zusagen mußte; sie steht Bd. I, S. 105:

Ich selbst bin nicht faul gewesen und habe einige Sachen gemacht, die länger leben werden als ich; aber die Leute kommen und gehen (es ist von der berühmten Singakademie, die Z. regierte, die Rede), und selten ist einer darunter, der des Willkommens werth ist; ja, sie würden darüber raisonniren, wenn sie's nicht umsonst hätten und ich ihnen nicht wie ein Teufel auf dem Dache säße. Und das ist die einzige weltliche Satisfaction, die ich von der Sache habe, daß mir Keiner muchsen darf, indem sie dem Totaleindrucke nicht widerstehen und auch nicht begreifen können, wie ich's mache, indem sie Alles wissen, nur nicht wie man etwas macht.

Nimmt man dazu, was Zelter früher klagend sagt (S. 79): „Das Glück schweift frei umher, und der gefesselte Mensch kann's nicht erreichen und halten. Bei uns ist die Bescheidenheit das Höchste, was von einem Künstler gefodert wird; als wenn eine solche Foderung nicht an sich selbst die höchste Arroganz wäre! Und darüber vergeht die schöne Zeit", indem er doch überall bezeugt, daß er der Mann war, Zeit und Glück zu ergreifen; nimmt man ferner dazu den Jubel Zelter's (S. 62): „Jeder Nerv meines Geistes fängt erst jetzt an, sich nach und nach loszumachen von den Bändern und Schienen, die Zufall und Gehorsam ihm angelegt hatten; und nun, da ich immer verständiger und zahmer werden sollte, fühle ich mich wie ein junges Pferd, das zum ersten Mal seine Freiheit ahnet", dann wird es einem klar, wie grade diese Natur einen Geist und Sinn wie Göthe's anziehen mußte. Daß sie ihn nicht nur anzog, daß Göthe sie bald mit voller Liebe umfaßte, das erscheint uns natürlich. In einem der frühesten Briefe von demselben lesen wir (S. 36): „Die Hoffnung, Sie bald wiederzusehen, ist gering, und doch ist mein Wunsch, daß immer ein Faden zwischen uns fortgesponnen werde"; worauf Zelter erwidert (S. 40):

O es wird ein Faden bleiben, den keine Parze gesponnen

und keine zerschneiden wird! Mein Herz kennt nur Eine Liebe, die das Ganze umfaßt, überall gern eingeht und noch niemals ungestärkt heimgekehrt ist. Es ist die Liebe zur Kunst, die nichts Unreines leidet und jedes Einzelne sein läßt, was es kann; es ist die Liebe zu Ihrem Genius, mein hochgeliebter Freund, der ewig war und immer sein wird, und sich niemals verändert, auch nicht in seiner Vergrößerung und Verewigung; es ist die Liebe, die nichts fürchtet und wie ein Faden Leben an Leben zieht.

Und so ist des tüchtigen, derben Zelter's Ton oft der, mit dem ein Jüngling zu seiner Geliebten spricht; und Göthen wird der Freund zur „Sonne, von der er Erwärmung und Erleuchtung begehrt" (Bd. I, S. 433).

Wie oft ist Göthe wegen Kälte, wegen eines verschlossenen, egoistischen Charakters angeklagt worden! Der Neid, die Beschränktheit, die entweder das Große nicht erkennt, oder dem wahrhaft Großen gegenüber sich selbst vernichtet fühlt, sie haben auch nach seinem Hinscheiden nicht geschwiegen; und was Göthe's trefflicher Freund, der Kanzler von Müller, in einer Rede über Göthe in Hinsicht auf dessen ethische Eigenthümlichkeit gesagt hat, ist Vielen als ein Leichensermon vorgekommen, bei dem man es mit der Wahrheit so genau nicht nimmt. Man lese die Briefe von und an Zelter, und man wird die reichsten, wahrhaftesten Zeugnisse zu Dem bekommen, was in jener Rede gesagt ist. Sie überheben den Verehrer Göthe's jeder Bemühung, ihn in einem bessern und schönern Lichte erscheinen zu lassen, als in welchem er in dem Gerede oder Geschreibe der Miswollenden und Beschränkten erscheint. Auch deshalb sind sie den wahren Verehrern des Dichters höchst willkommen; denn grade diese, wie widerwärtig ihnen auch ein solches Gewäsch ist, sind am wenigsten geneigt, als Advocaten desselben aufzutreten. Auch liegt für den Verständigen etwas Widersinniges in der Trennung des Sittlichen vom Künstlerischen, denn dieser erkennt, was Göthe in Bezug auf seinen Freund so schön sagt (Bd. I, S. x): „daß die sittliche Bildung mit der ästhetischen nahe verwandt ist, ja ihr verkörpert; daß eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann". Trefflich hat der Herausgeber des „Briefwechsels", Herr Hofrath Riemer, in dem Vorberichte das sittliche Verhältniß der beiden Freunde zu einander dargestellt und die Gesichtspunkte hervorgehoben, aus denen der Leser das Buch zu betrachten hat. Aus ihm sehen wir auch, wie es Göthe's Wille war, daß die Briefe dem Publicum übergeben werden sollten: „indem das Verhältniß beider Freunde von 1800 an sich durch alle Lebensereignisse durchschlinge, sodaß er es zu einem ewigen Zeugniß wünsche erscheinen zu lassen in reiner Steigerung, deren Wahrheit sich nur durch das vollkommenste Detail zu erkennen gebe". Göthe selbst übertrug die Redaction des „Briefwechsels" seinem Freunde Riemer und wollte nur, „daß alles Auffallende und Beleidigende getilgt werde, ohne daß dadurch der Derbheit und Tüchtigkeit Eintrag geschehe" (S. xxvii). Sehr am rechten Orte macht der Herausgeber darauf aufmerksam, daß grade die vertrautesten Freunde Göthe's ihn nicht lange überleben, seinen Verlust nicht ertragen konnten: Göthe starb am 22. März 1832, Zelter folgte ihm am 15. Mai, H. Meyer am 11. October.

Verfolgen wir nun eine nur kurze Reihe der zahlreichen Briefe, die uns durch 36 Jahre führen, um an Wenigem zu zeigen, welche Mannichfaltigkeit sich hier findet. Ein Brief Zelter's an Mad. Unger, worin Jener bittet, ein Heft seiner neuesten Lieder Göthen zu übersenden, macht den Anfang. Sie erledigt sich des Auftrags, und Göthe erwidert dankbar und erfreut durch die Sendung und schließt mit den Worten: „Glauben Sie, daß ich den Antheil zu schätzen weiß, den gute und gebildete Seelen an mir und an den Arbeiten nehmen, durch die ich einen Theil meiner Existenz auch entfernten, mir unbekannten Gemüthern nahebringen kann" (S. 5). Der nächste Brief ist von Zelter an Göthe selbst gerichtet, aber erst drei Jahre nach jenem geschrieben. Er gibt Nachricht von des Tonkünstlers Bemühungen um einige Lieder Göthe's in Schiller's „Musenalmanach". Durch ihn kommt der eigentliche Briefwechsel in Gang; und wenn wir Göthe's Antwort lesen, so ahnen wir schon, daß derselbe ein gründlicher werden und welcher Geist ihn beseelen werde. „Es ist", sagt Göthe, „das Schöne einer thätigen Theilnahme, daß sie wieder hervorbringend ist; denn wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlassen, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodien mich zu manchem Liede aufgeweckt haben" (S. 7). Im J. 1801 sendet Zelter Göthen die Biographie, in der er seinem verehrten Lehrer Fasch ein so würdiges Denkmal gestiftet; des Freundes Antwort lehrt, aus welchem Geiste die Manchem so bitter scheinende Xenie auf den damaligen „Nekrolog" geflossen ist. Der neunte Brief, im J. 1802 geschrieben, nachdem das Verhältniß zwischen beiden Freunden durch einen Besuch Zelter's in Weimar sich gekräftigt hatte, sagt uns, mit welcher Liebe Göthe für junge Leute sorgte, die sich ihm durch natürliche Anlage und Tüchtigkeit, sei es in welchem Fache es wolle, empfahlen. Es ist von einem jungen Zimmergesellen die Rede, den er nach Berlin fördert und dem Freunde empfiehlt. Die Weise, wie Zelter, der tüchtige Meister in der Maurerkunst, diese Empfehlung aufnimmt, dann den Jüngling selbst, wie er diesen in sein Haus zieht, mit Rath und That ihm zur Hand geht, wie er über dessen Sittlichkeit wacht, mußte Göthen erfreuen; er mußte immer mehr einsehen, mit welchem Manne er zu thun habe. In mehren Briefen ist von jenem jungen Manne die Rede. Notizen über Theater und Musik, die Zelter dem Freunde gibt, sind in dieselben eingestreut. Ueberall gibt sich ein sicheres, wohlwollendes, gemäßigtes Urtheil kund. So in dem über „Hercules' Tod" von Reichardt, der in Berlin mit Kälte aufgenommen wurde. Dies empört Zeltern, der eben nicht mit jenem Künstler harmoniren konnte; und heftig klagt er über die Laune, den Hochmuth, die Ignoranz, mit der kunstreiche und fleißige Werke auf eine schnöde und petulante Art weggeworfen werden, worunter die Kunst nur leiden könne (S. 25). Wenn nun Göthen die Tüchtigkeit des Freundes, auch die sittliche, immer mehr einleuchten mußte, so wird dieser immer zu-

traulicher; er läßt den Freund in seine häuslichen Verhältnisse und Sorgen blicken. Ein Stiefsohn, den er herzlich liebt, macht ihm Bedenken; er bittet Göthen, an jenen Zimmergesellen, der indeß ein Freund des Stiefsohns geworden, einige ernsthafte Worte zu richten, damit dieser, ein leidenschaftlicher Verehrer des Dichters, dadurch erbaut und zum Guten ermahnt werde. Göthe lehnt dieses Ansinnen ab, was jene Miswollenden in ihrer Art deuten werden. Anders Zelter. Er erkennt das Gewicht der Gründe, die ihm der Freund mittheilt (S. 34), und erwidert: „Die Wahrheit ist so natürlich und liegt so nahe, daß man glauben sollte, man dürfe nur die Augen aufmachen, um sie zu sehen. Ihre edeln Worte sollen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sein, und ich habe aufs neue recht tief empfunden, was man Alles von Ihnen lernen kann."

Die Freunde sind sich indeß unentbehrlich geworden; die briefliche Mittheilung, wie großen Genuß Beide in ihr finden, genügt nicht mehr; sie müssen sich von Zeit zu Zeit sehen. Zelter athmet in Weimar eine reinere und freiere Lebensluft, und die Sonne scheint ihm dort heller; Göthe, der so gern von Andern lernte und das Wissen anderer in ihrem Fache ausgezeichneter Männer so gern zu seinem Eigenthum machte, kann den Freund, den er überdies so innig liebt, nicht oft genug bei sich sehen, um von ihm über diesen und jenen Punkt der Musik belehrt zu werden. Im Anfang des J. 1803 ist er mit einer Reorganisation der weimarischen Oper beschäftigt; er ist sehr betrübt, da Zelter nicht zu ihm kommen, nicht unter das gastliche Dach treten, das trauliche, bequeme Stübchen nicht beziehen kann, das ihn schon einmal beherbergte; er erbietet sich, die Kosten der Hin- und Herreise zu erstatten (S. 51), und wird durch sein dringendes Bitten endlich des so sehnlich Gewünschten theilhaftig. Es folgen Mittheilungen von Seiten Zelter's über die eben vollendete „Natürliche Tochter" und die „Braut von Messina"; und letztere wird Anlaß zu einer höchst interessanten Mittheilung über den griechischen Chor in der Tragödie, dessen Wesen Zelter nicht klar war (S. 68—70). Göthe ist unermüdlich, die Bedeutung desselben, besonders in Hinsicht auf die Musik, zu entwickeln, und er bedient sich dabei einer trefflichen praktischen Methode. Wie herrlich ist die Art, mit der in der Charwoche in katholischen Kirchen die Leidensgeschichte abgesungen wird, zu Erläuterung des die Freunde beschäftigenden Gegenstandes angewandt! (S. 71) Der „Benvenuto Cellini" war recht ein Buch für Zelter, der sich auch wol durch eine so drangvolle Zeit glücklich durchgeschlagen hätte wie der Florentiner. Eine Herzensergießung über dieses Buch lesen wir im 28. Briefe. Sehr interessant ist dann die Verhandlung über eine Schrift Zelter's über den Zustand des Kunstwesens, besonders des musikalischen, im preußischen Staate, die dem Minister Hardenberg, als Curator der königl. Akademie der Künste, eingereicht ward (S. 103 fg.), der auch Schiller zu einem Briefe an Zelter veranlaßte (S. 119). Man sieht hier so recht, wie es den drei Freunden um das Gute, Tüchtige, Große zu thun war, wie sie, recht im Gegensatz gegen die Enthusiasten und Schwärmer, mit Verstand und Klugheit die Mittel wählen, durch die man in der Welt und auf Menschen wirkt. Bei dieser Gelegenheit lesen wir in einem Briefe Göthe's die bedeutenden Worte: „Die Menschen haben gewöhnlich nur den Begriff von Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl von In- und Durcheinander; denn man begreift nur, was man selbst machen kann. Weil in der Erfahrung Alles zerstückelt erscheint, so glaubt man das Höchste auch aus Stücken zusammensetzen zu können" (S. 107). Um diese Zeit war Göthe sehr beschäftigt, die bedrohte „Allgem. Lit.-Zeitung" für Jena zu erhalten, worüber wir Ausführlicheres in den „Tags- und Jahresheften" lesen. Zelter greift, auf einen Wink, freudig ein; wie er denn immer bereit ist, den Wünschen des Freundes zu genügen. So wirkt er mit Lust für die neue Gestaltung des „Götz von Berlichingen". Ein paar der interessantesten Briefe sind die, wo Zelter von einem Gemälde der berliner Kunstausstellung, einer Höllenfahrt des Judas Ischarioth, mit einer Art von Erbauung spricht, Göthe dagegen, der damals schon das Unwesen witterte, was die „neu-deutsch-religios-patriotische Kunst" bald treiben sollte, durch eine symbolische Zeichnung und eine Schilderung des alten Bildes Meles und Kritheis aus Philostrat auf des Freundes Herzensergießung antwortet. Dieser merkt sofort, daß er auf einem faulen Pferde war; er läßt sichs indeß nicht anfechten, und nimmt mit dem besten Humor des Freundes, freilich sehr freundliche, Winke auf (S. 147—155). Auch Göthe mußte sich über die schließliche Bemerkung Zelter's freuen: „Man sieht so recht, wie die Idee des Göttlichen allein das innere Leben aller alten Kunst hat sein sollen, und wie ohne dieses Medium das ganze Kunstwesen eine eitle, leidige und undankbare Beschäftigung für vernünftige Wesen ist." Auch hat Zelter gewiß begriffen, was Göthe mit den Worten des nächsten Briefes will: „In dem Verzeichniß der berliner Ausstellung findet sich manche Seite, ja manches Blatt, worauf geschrieben steht, was auf dem Gemälde nicht zu sehen ist, ja nicht zu sehen sein kann."

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Kleve, Berg und Westfalen, von F. E. von Mering. I. Heft.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Was nun die Geschichte der Burgen selbst betrifft, so glaubt Rec. nicht, daß Diejenigen, welche sich mit der Geschichte des Rheinlandes beschäftigt haben, etwas Neues oder besonders Wissenswerthes in derselben finden werden. Die aber, welche die Burgen noch gar nicht kennen, dürften sich schwerlich veranlaßt finden mehr als die ersten Seiten einer Beschreibung zu lesen, die weder den Reiz alterthümlicher Sagen hat, noch durch eine frische und lebendige Schilderung der Localitäten den Leser anziehen kann. Ueberhaupt erklärt sich Hr. v. Mering auf S. 89 gegen die Sagen, und meint bei den Sagen von Rolandseck, daß „dem ernsten Geschichtschreiber solche Romanenmärchen anekeln, die aus einer Reisebeschreibung in die andere übertragen werden." Dafür erzählt er aber gern abgeschmackte Märchen aus Cäsarius von Heisterbach, wie S. 72, 34 u. a. O., will auch mitunter

pikant erscheinen, wie bei der Erwähnung des Kurfürsten Gebhard und der Gräfin Agnes von Mansfeld (S. 73), oder scherzhaft, wenn er den „preiswürdigen Wein" in der Weinschenke zum todten Juden bei Köln lobt (S. 118), oder meint, daß „man sich in den Schluchten des Gavelsberges verirren könnte, wenn man keinen Führer bei sich hätte" (S. 116). Kurz, das Ganze ist ein buntes Gemisch von allerhand Notizen heraldischen, genealogischen, mythologischen, topographischen, statistischen und historischen Inhalts, wie sie wol ein mit Amtsgeschäften nicht allzu beladener Mann niederzuschreiben pflegt, oder sich von guten Freunden (Hr. v. Mering nennt auch einige derselben) erzählen läßt. Einen recht deutlichen Beleg dazu gibt der Abschnitt über die Isenburgen. Daher ist auch der Ausdruck sehr ungleich geworden: außer den Idiotismen des gemeinen kölnischen Dialekts, wie „bönnisch", „Büchel" und „Machabaier", statt bonnisch, Bühel und Makkabäer, finden sich oft unedle Ausdrücke, wie S. 6: „die Leibeigenen klebten dem Grund und Boden an", S. 9: „das Faustrecht wankte in sich selbst seinem Grabe zu", oder Stellen wie S. 57: „kaum glaubhaft darf es scheinen, wie die Zeit, wenngleich allenthalben mit Bauwundern den Erdkreis in seiner nördlichen Zone erfüllend, es nur möglich denken konnte, auch dies große Kirchengebäude (das Kloster Altenberge) in einer Gebirgseinöde auf einem ungeheuern Grundplan aufzuführen, zu dem ein jeder Stein aus meilenweiter Ferne durch fast unerreichbare Zugänge mußte beigebracht werden." Zu dieser Ungleichheit im Styl gehört es auch, daß ein großer Theil der Beschreibung von Godesberg, S. 84—87, ganz wörtlich aus der Schilderung dieses Ortes in der angeführten Schrift: „Köln und Bonn", S. 285—287 und S. 293 fg., abgeschrieben ist, ohne dieselbe nur einmal zu nennen. Konnte denn Hr. v. Mering sein Godesberg, das er S. 78 „eine der merkwürdigsten Ruinen am Rhein" nennt, die „ein Mittelpunkt zwischen Norden und Süden geworden ist", nicht selbst beschreiben?

Wir bemerken zum Schlusse nur noch einige Unrichtigkeiten. S. 77 wird, wie gewöhnlich und auch nach Vogt („Rheinische Geschichte", III, 327), erzählt, daß Erzbischof Engelbert II. nach seiner Gefangennehmung durch den Grafen von Jülich in einen Käfig gesteckt und an den Mauern der Burg Nideken, so oft als es dem Grafen gefiel, dem Gespötte des Volkes ausgesetzt gewesen sei. Wir hätten gewünscht, das Urtheil des Verf. über die von Jacob a. a. O., S. 38, geäußerte Meinung zu hören, der unter diesem Käfig ein Gitterwerk versteht, wie es sich noch jetzt in manchen oberdeutschen Städten findet, durch welches man unmittelbar mit der Straße in Verbindung kömmt. Göthe erwähnt eines solchen Geräms im Anfange von „Wahrheit und Dichtung", und vergleicht es mit einem Vogelbauer, womit auch die kölnische Chronik in dieser Stelle (S. 232) den Käfig vergleicht. Sonst war freilich eine solche Barbarei dem Mittelalter nicht fremd. Denn wenn schon die Falschheit der Erzählung von dem eisernen Käfig, in dem Bajazeth von Timur gefangen gehalten wurde, durch Hammer („Geschichte des osmanischen Reichs", I, 316—321) hinlänglich erwiesen ist, so finden sich doch in der Regierungsgeschichte Ludwig XI. von Frankreich Beispiele einer solchen Barbarei, auch lesen wir in M. J. Schmidt's deutscher Geschichte (X, 177) von einem Grafen von Regenstein im Käfig zu Quedlinburg, und Otto IV. von Brandenburg ward 1278 vom Erzbischof Günther von Magdeburg in einen Kasten von dicken Bohlen gesperrt (Stenzel's „Preuß. Gesch.", I, 62). S. 79 hätte Hr. v. Mering nicht zweifeln sollen, ob der auf dem Godesberg gefundene Votivstein im Museum der rheinisch-westfälischen Alterthümer zu Bonn sei. Die von den Archäologen verschieden gedeutete Inschrift konnte er in Orelli's „Collect. Inscr. Lat.", Th. I, S. 377 finden. S. 111, bei Gelegenheit der Ermordung des Erzbischofs Engelbert I., durch den Grafen Friedrich von Isenburg am 7. November 1225, durfte nicht unbemerkt bleiben, daß die westfälischen und märkischen Schriftsteller von den rheinischen bedeutend abweichen und den Grafen in Schutz nehmen. Die auf S. 115 mitgetheilte Urkunde ist, was Hr. v. Mering nicht wußte, bereits im Wochenblatte für den Kreis Bochum, 1829, Nr. 38, abgedruckt. S. 134 wird auch der Versammlung von Freimaurern erwähnt, die am 24. Juni 1535 zu Köln unter dem Vorsitze des Erzbischofs Hermann gehalten worden ist. Unter den Unterschriften dieser Urkunde steht auch der Name Philipp Melanchthon's, nach Hrn. v. Mering mit dem Beisatze „von Danzig". Dieser Zusatz ist auffallend und hätte wol einer Erläuterung bedurft, wenn er wirklich da stände. Aber die Echtheit dieser Urkunde ist ja neuerdings mehrfach angefochten (m. s. den „Hesperus", 1827, Nr. 127 und 227) und zuletzt von Bretschneider im Intell. Blatte zur „Allgem. Lit.-Zeit.", 1829, Nr. 68, in einer solchen Art zur Sprache gebracht worden, daß man bei dem gänzlichen Schweigen aller historischen Zeugnisse wol zweifeln kann, ob Melanchthon wirklich an jenem Tage in Köln gewesen sei. Endlich ist S. 81 der Ausdruck „die kölnische Chronik von Kölhoff" ungenau. Ein Kölner hätte sich so nicht ausdrücken sollen. Die Chronik ward nämlich im J. 1499 zusammengetragen und bei Joh. Kölhoff gedruckt, nicht aber von ihm verfaßt, wie man aus Hrn. v. Mering's Anführung schließen könnte.

Rec. hat sich vielleicht über dieses Buch weitläufiger ausgesprochen, als es nöthig gewesen wäre. Da jedoch Hr. v. Mering so viel auf dem Titel verspricht, so glaubten wir uns auch nicht ganz kurz fassen zu dürfen. Der Gedanke seines Unternehmens war gut und löblich, aber grade da die Rheingegend der Gegenstand desselben ist, die Jedem, der sie gesehen oder in ihr gelebt hat, eine Fülle angenehmer Erinnerungen bietet und an der jeder Deutsche, wie an einem theuer erkauften Eigenthume, ein Anrecht zu haben glaubt, so mußten wir auch unser Urtheil über die Schrift gehörig begründen; daß dasselbe für Hrn. v. Mering ungünstig ausgefallen ist, das hat, wir wiederholen unsere obigen Worte, lediglich darin seinen Grund, daß er sich seine Arbeit so außerordentlich leicht gemacht hat. 14.

Literarische Nachricht.

Das „Bulletin universel des sciences et des arts", von Baron von Férussac herausgegeben, ist durch Ungunst äußerer Verhältnisse seit einiger Zeit nicht mehr erschienen. Allen Denen, die sich für dieses schätzbare Unternehmen interessiren, wird die Nachricht willkommen sein, daß dasselbe von Neuem begonnen und ohne Unterbrechung fortgesetzt werden soll. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1834.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Erster und zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Wir brechen hier die Mittheilungen der Einzelheiten aus den Briefen ab; der zuletzt angeführte ist vom December des J. 1804, der 58. in der Reihe. Man wird zur Genüge aus dem Angeführten erkennen, wie reichhaltig, wie mannichfaltigen Inhalts diese Briefe sind, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt. Auch in Hinsicht auf bedeutende Personen, deren in ihnen gedacht wird, sind sie dies; abgesehen von minder bedeutenden kommen in den erwähnten Briefen die Namen Mara, von Stael, Fichte, Wolf, Joh. von Müller, Schiller, Iffland vor, und oft ist es Interessantes und Charakteristisches, was von ihnen berichtet wird. Wie rührend ist in einem etwas spätern Briefe (vom 1. Juni 1805) die Aeußerung Göthe's über Schiller's Hinscheiden: „Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenige gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren (Göthe kränkelte in dieser Zeit viel), und verliere nun einen Freund, und in demselben die Hälfte meines Daseins."

Wenn wir auch unter den merkwürdigen geistigen Gegenständen auf sehr materielle, auf märkische Rüben, Hechte und Schnupftaback stoßen, so irrt uns dies nicht; vielmehr geben diese Dinge dem Ganzen erst recht das Ansehen der Wahrheit und Natürlichkeit, und wir stimmen vollkommen dem Herausgeber bei, wenn er (S. XXXIII) sagt:

> Den häuslichen und gesellschaftlichen Gewohnheiten, physischen und geistigen Eigenheiten und Bedürfnissen berühmter Personen forscht ein Jeder, der Antheil an ihnen nimmt, schon bei ihren Lebzeiten nach, um sich von der natürlichen und menschlichen Seite ihnen verwandter zu fühlen. Warum sollte nicht ein biographischer Briefwechsel ein Gleiches oder Aehnliches bemerklich machen dürfen!

Wir möchten um Alles nicht den Spaniol in den Briefen missen, über den der gute Zelter eine so herzliche Freude hat. Diese ausführliche an Göthe gerichtete Beschwörung, damit er einen neuen Vorrath des köstlichen Wesens sende (S. 125), die Verschämtheit, womit diese Bitte vorgebracht wird, der Dank an die Herzogin, die den unvergleichlichen Spaniol spendet (S. 146) — dies Alles ist gar zu naiv und charakteristisch, wie Göthe's Wort (S. 54): „Füllen Sie damit die Dose, und gedenken manchmal meiner Liebe und Verehrung, wenn Sie allein oder in guter Gesellschaft eine Prise nehmen. Das ist ja immer ein behaglicher Moment."

Wenn Göthe's Wort („Kunst und Alterthum", V, 2, S. 178): „Das Vorzüglichste, was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, ist: uns in einen frühern, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person" — wenn dieses Wort seine besondere Anwendung auf den Briefwechsel mit Schiller hat, so paßt es doch auch recht gut auf den mit Zelter. In jenem fanden wir reiche Erinnerungen an eine für die Literatur höchst bedeutende Zeit concentrirt; und Der wird diese Briefe nicht entbehren können, der über diese Epoche reden oder schreiben will; ja, sie werden ihm die reichste Quelle sein. Die Ereignisse und Zeiten, die in dem vorliegenden Briefwechsel besprochen werden, diese Freundschaft zwischen den beiden Männern selbst, die Entstehung oder Fortbildung des edlern Gesanges in Berlin, so Manches, was in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft Epoche macht (wir erinnern nur an Göthe's „Farbenlehre", wovon oft die Rede ist), Schiller's Tod, die Erschütterung des preußischen Staates wie dessen Erhebung, die Entstehung so manches Werkes des unsterblichen Dichters — sie alle waren eines Denkmals würdig, das auf eine lebendige Weise in dieselben zurückführt. Auf eine lebendigere Weise aber konnte das nicht geschehen als durch diesen Briefwechsel.

Das Erste und Letzte aber, was uns in demselben anzieht und beschäftigt, bleiben die Schreibenden selbst und ihre gegenseitig sich immer steigernde Liebe zu einander. Wir haben gesehen, wie diese von der Kunst ausging, wie sich Zelter durch sein tüchtiges Wesen, seine große und großartige Thätigkeit (m. s. unter vielen Beispielen Th. 1, S. 199 u. 270) Göthe empfehlen mußte. Nun kommen Leiden über den Erstern; eine geliebte Gattin wird ihm durch den Tod entrissen (1, 210); unendliches Kriegsunglück bricht herein, was sein Vermögen zerrüttet und ihn in die widerwärtigste Thätigkeit gewaltsam hineinreißt; ein Sohn entleibt sich selbst, eben da er des Vaters Stütze in seinem Handwerk geworden. Zelter ver-

leugnet sich nicht; er hält aus und gewinnt durch Dulden und Standhaftigkeit neue Kräfte. Das war es, was Göthe nach seiner ganzen Sinnesweise fest und immer fester an den Freund binden mußte. Wie mochte es ihn rühren, wenn dieser, der sonst so kräftige, ja derbe Mann, mit der weichsten Zartheit über die hingeschiedene Gattin spricht! Gewiß wird jedes fühlende Herz durch die Scene bewegt werden, wo Zelter die Frau am Tage vor ihrem Tode in der Kirche findet, wo sie einer Gesangprobe, die er anstellt, beiwohnt (1, 214, vgl. 286) — wenn er nach großem Verluste an Hab und Gut eingesteht, daß, da er in fünf Monaten nichts verdient, nichts Verdientes eingenommen, noch niemals die Sorge ihn so angepackt (1, 250). Wir sehen dies an der Theilnahme, die Göthe ausspricht (1, 217); und wo er eine solche nicht ausspricht, vernehmen wir sie in dem Tone gar vieler Briefe. Aber welch einen hohen Begriff mochte er von dem Charakter des Freundes gewinnen, wenn er denselben sich äußern hört (1, 315):

Ich kann einmal nicht begreifen, wie etwas Rechtes geschehen könne ohne Opfer, und daß vielmehr alle eitle Treiberei zum Gegentheil Dessen führen muß, was wünschenswürdig scheint. Mit diesen Gedanken lege ich mich auf mein einsames Lager nieder und stehe am frühen Morgen damit auf; ja, ich erhole mich daran von den mühseligen, nothvollen Tagen der letzten 13 Monate (der französischen Occupation); und daher bin ich nicht versunken, wie es Manche sind, und heute stehe ich noch auf meinen Füßen und denke ernstlich mich darauf zu erhalten.

Auch Göthe's Liebe nimmt mit jedem Briefe sichtbar zu, sie wird herzlicher, mittheilender, bis, da den Freund das Härteste trifft, der Selbstmord des Sohnes, das volle Herz überquillt und das vertrauliche Du aus dem bewegten Gemüthe auf das Papier übergeht. In der That sind die Briefe, welche diesen Unglücksfall zum Gegenstande haben (2, 33 fg.), wol die interessantesten der beiden vorliegenden Bände: diese Weise, wie Zelter, im Innersten erschüttert, doch besonnen bleibt, wie er an dem Freunde sich aufrichtet und in Thätigkeit sich herstellt, wie Göthe mit leidet und auf die würdigste Weise den Leidenden tröstet. Die Worte Göthe's (2, 43):

Du hast Dich auf dem schwarzen Probirsteine des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!

Und die von Zelter (2, 51):

So hat mein tiefes Leid, das mich scheuselig von aller Welt abbog, mir Ihr Vertrauen verdoppelt, indem Sie mir ein Bruderherz offen zeigen; so habe ich gewonnen, indem ich verlor und den Verlust kaum zu verwinden glaubte; so regt sich das Leben gewaltsam menschlich in mir wieder auf, und ich will's gern gestehen, ich habe mich wieder gefreut!

Diese Worte prägen sich unaustilgbar in das Gemüth des empfindenden Lesers ein; sie stellen die Freunde als Menschen im edelsten Sinne dar und erklären, wie eine Freundschaft entstehen konnte, wachsend durch das Leben und dauernd bis an den Tod. Nun verstehen wir Zelter erst recht, wenn er, gleich nach der Entstehung jenes traulichen Du, welches bald beide Freunde gebrauchen, schreibt (2, 58):

Wenn das weimarische Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hause alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen sich darum, wer von ihnen es mir bringen soll, um des Vaters Angesicht im Lichte zu sehen; und ich halte es dann lange uneröffnet, besehe es, ob es auch ist, was es ist, drehe es, drücke und küsse es.

Bei allem Leid — und auch Göthe wird vielfach von solchem getroffen — bleibt die Thätigkeit der Freunde sich gleich, die tiefe Leidenschaft für die Kunst; und Göthe hat den richtigen Ausdruck gefunden, wenn er von Zelter sagt: „es sei etwas Prometheisches in seiner Art zu sein, was er nur anstaunen und verehren könne" (1, 279); wie ihm der hohe Kunstsinn des Mannes klar gewesen sein muß, als dieser, entzückt über eine Aussicht bei Prag, ihm schreibt (1, 413):

Solche Dinge muß ein Künstler zeitlebens vor sich haben. Aus der Vermählung solcher Gegenbilder mit dem inwohnenden Leben kann natürlich ein Drittes hervorgehen, das seiner Stelle würdig ist. Die Augen gehen mir über, indem mir dies einfällt; ich kann nicht mehr schreiben, mein ewig geliebter Freund!

Aber auch Zelter's Urtheile über andere Gegenstände als die der Tonkunst angehörigen wird Göthe geehrt haben, wenn er auch manchmal, wie der Leser, verschiedener Meinung sein mochte. Ja, er äußert sich bei Gelegenheit der Erscheinung von „Dichtung und Wahrheit" ausdrücklich gegen den Freund: „er sei, obgleich der Verf. manches Gute und Freundliche über das Buch erfahren, der Erste und Einzige, der in die Sache selbst eingegangen" (2, 45). Und so mochte er sich über Zelter's Wort, da dieser den „Wilh. Meister" gelesen, innig freuen (1, 207): „Man wird ordentlich klüger davon, ohne den Wunsch so zu sein wie Dieser und Jener; ja, man freut sich, so zu sein, wie man ist, um auch werden zu können, was man kann."

Dem Geistigen, was von Zelter ausging, gab die Derbheit, womit dieser sich oft in seinen Briefen ausdrückt, eine Göthe gewiß ganz zusagende Würze. Diesen mochte es innigst gaudiren, wenn er von dem Freunde, für dessen Liedertafel er „Die Rechenschaft" gedichtet, die Worte las:

Das nächste Mal, auf den Geburtstag der Königin, soll das Lied aufgeführt werden;

Und kein Dichter soll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Das sollen sie mir wie Taback schnupfen und wie Senf aufs Essen kriegen, und von guten Früchten, die es tragen wird, sollen Sie Ihren würdigen Antheil bekommen (1, 387).

So war auch der köstliche Humor, den Zelter so oft und so natürlich spielen läßt, ganz nach seinem Sinne, diese Weise, worin der Freund über seinen Spaniolmangel klagt, über die Gäste, die seine Singakademie heimsuchen, worin er seine Hexameter mit den entsetzlichen Cäsuren zum Besten gibt (1, 408).

Wir würden unserer Anzeige kein Ende finden, wenn wir von dem Bedeutenden aus dieser großen Masse von Briefen (die ersten beiden Bände enthalten deren 320) auch nur das besonders Pikante, Interessante, Bewegende hervorheben und bezeichnen wollten. Es war dem Anzei-

ger auch nur darum zu thun, im Allgemeinen auf den hohen Werth dieses Briefwechsels aufmerksam zu machen; eine Anzeige der folgenden Bände desselben wird wol Anlaß geben, mehr in das Einzelne einzugehen und das Wesentliche genauer zu charakterisiren. Wir fügen nur noch ein Wort des Vorberichts hinzu (xxxiv), daß, wo Zelter den Briefwechsel „einen für sich bestehenden Faden durch eine verhängnißvolle Zeit" nennt, „ein Beleg, wie man über Schlimmes hinausgekommen"; Göthe aber: „ein Document, an wahrem Gehalt und barockem Wesen kaum seines Gleichen findend"; und schließen, um doch auch, wofern ein Leser dessen bedürfte, die didaktische Bedeutung desselben anzudeuten, mit dem Worte Göthe's (1, 375) vom 30. Oct. 1809:

Die Deutschen schreien noch immer über den Egoismus; und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinigen redlich, und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt, so sähe vielleicht Alles anders aus. Wir wollen uns nicht irre machen lassen, und im alten Wesen verharren. 1.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für pommersche Geschichts- und Alterthumskunde. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Stettin, Nicolai. 1833. Gr. 8. 18 Gr.

Des ersten Bandes dieser gehaltvollen Sammlung historischer und antiquarischer Aufsätze, welche ihrer Bestimmung nach zunächst über die ältern geschichtlichen Zustände und Verhältnisse Pommerns, doch ohne die gesammte, das baltische Meer umgürtende Länderstrecke davon auszuschließen, nach Maßgabe aller bis auf uns gekommenen Denkmäler ein helleres Licht zu verbreiten streben, ist bereits in diesen Bl. eine beifällige Erwähnung geschehen.*) Der freie Verein, welcher sich in genannter Provinz zum Behuf solcher Forschungen, nach dem Vorbilde ähnlicher Gesellschaften in Schlesien, Thüringen u. a. O. seit einigen Jahren gebildet hat und in rühmlicher Nacheiferung begriffen ist, legt in diesen Sammlungen eine anerkennenswerthe Rechenschaft seiner Thätigkeit ab und erfreut sich dabei in Hrn. F. L. Baron. v. Medem eines Herausgebers, der ebensowol seinem innern Berufe wie seiner äußern Stellung nach (als angestellter Archivar des Provinzialarchivs zu Stettin) vor Andern befähigt erscheint, in dieser Richtung Gutes und Gedeihliches wirksam zu fördern; sowie es denn auch im Hinblick auf das hier Gegebene eine beachtenswerthe Erfahrung ist, wie lebendiger Sinn und Anstrebung in dieser noch vielfach dunkeln Region historischer Forschung und Sichtung einzelner Momente der vaterländischen Urwelt sich in neuester Zeit einer vermehrten Anregung und Theilnahme zu erfreuen haben.

An der Spitze der Beiträge treffen wir auf eine vielfach anziehende urkundliche Geschichte der für die pommersche Geschichte nicht unwichtigen Abtei Belbog oder Belbuck, nahe bei Treptow belegen, welche sowol in ihrer historischen Auffassung von einer sorgfältigen Benutzung und sicherm Takt in der Auswahl des gegebenen Materials als von eleganter Darstellungsgabe zeugt und in diesen Beziehungen wol als ein Muster gelten darf, wie dergleichen Monographien, welche gewöhnlich in trockenster Dürre starren, auch von einem erwärmenden und belebenden Hauch durchzogen zu werden vermögen. Es muß hier genügen, allein darauf hinzuweisen, daß dies Stift, gegründet im Jahre 1170 auf den Trümmern eines hochgefeierten slawischen Tempels des Bielbog (des weißen oder guten Gottes) und Anfangs bevölkert mit Mönchen aus Lund in Gothland, sowie späterhin durch eine friesländische Colonie von Prämonstratensern, einen wesentlichen Einfluß auf die Civilisation jenes pommerschen Küstenstriches gewann, zugleich aber auch den Bewohnern selbst durch kluge Benutzung der Zeitumstände so trefflich gedieh, daß Belbuck allmälig von seinem Hügel herab auf ein Eigenthum von 24 fetten Ortschaften herniederschaute, bis endlich die Reformation, der aus diesem Kloster selbst an Dr. Joh. Bugenhagen Pomeranus eines ihrer thätigsten und segensvollsten Werkzeuge heranwuchs, die Abtei in eine herzogliche Domaine verwandelte und den stattlichen Klostergebäuden allmälig den Untergang brachte, sodaß gegenwärtig kaum noch eine Ruine den Namen Belbuck überdauert hat.

Der Verf. dieses Aufsatzes (als welcher der Kammerrath Brummer zu Treptow wol genannt werden darf) hat seiner Arbeit einen besondern Werth durch einzelne eingestreute Züge zu dem Sitten- und Lebensgemälde einer längst verklungenen Zeit gegeben. Wir beschränken uns darauf, hier nur Folgendes zu erwähnen. Die Bürgerschaft des Städtchens Schlawe hatte gegen Borchard von Winterfeld, einen Verwandten des Abtes Konrad zu Belbuck, die Strafe der Enthauptung verhängt, und es scheint, daß ihr Uebermuth sich bei dieser Gelegenheit auch gegen den Landesherrn, Herzog Bogislaf X. gröblich vergangen. Desto williger nahm sich der Letztere auf Ansuchen des Abtes seines hingerichteten Vasallen an und nöthigte endlich die Stadt, die verübte Unbill in folgender Weise zu sühnen. Sie zahlte dem Abte 600 Mark „Mangheldes" (Mahngeld?) gangbarer Münze als Buße für den Todschlag, entschädigte ihn für das seinem Vetter genommene Pferd mit 20 Fl. Rhein. und hielt dem Getödteten ein Leichenbegängniß, bedeckte die Bahre mit einem seidenen Leichentuche und legte zwei Stein Wachs, zwei Stück schlawische Leinwand (die noch jetzt ein gesuchter Handelsartikel ist) und 50 Paar Schuhe darauf. Vier Männer aus dem Rathe nahmen die Bahre an der Stelle auf, wo Borchard enthauptet worden und trugen sie in die Pfarrkirche; unmittelbar vor ihr ein Gewappneter, der ein Streitroß führte; die gesammte Geistlichkeit, mit Fahnen und Kreuzen und gefolgt von 200 Männern, holte sie ein. In der Kirche ward an drei Altären geopfert, Vigilien und Seelmessen wurden gehalten. Pferd, Decke und Leinwand löste die Stadt von der Kirche um zehn Mark; das Wachs und die Schuhe erhielten der Abt und seine Begleiter, denen auch, 30 Köpfe stark, Abends zuvor eine „Ausrichtung" gereicht werden mußte, bestehend in zwei Mahlzeiten und Fütterung für ihre Gäule. Ferner errichtete die Stadt vor dem Thore, durch welches Borchard seinen Todesgang gehalten, ein 18 Fuß hohes Crucifix und stiftete zwei ewige Messen zu seinem Gedächtnisse, sowie sie zur kirchlichen Abbüßung der Schuld einen Mann nach Rom und nach dem heiligen Blute zu Wilsnack in der Priegnitz sandte; ungerechnet einen zweiten, der für sie nach den drei heiligen Bergen, dem Gollenberge, dem Revekol und bei Pollnow, den berühmtesten Heiligthümern damaliger Zeit in Pommern, zu wallfahrten hatte. Außerdem erhielt der Herzog von den Bürgern 250 Fl. Rhein., besage der Quittung dafür, „dat se unsem manne borchart winterfelde den kop afhouen lethen". Erst im J. 1493 ertheilte Bogislaf der Stadt völlige Amnestie wegen jenes Frevels, wobei freilich auch das fürstliche Schloß zu Schlawe zerstört worden war.

Mit Uebergehung einiger anderer, nicht minder schätzbarer Aufsätze antiquarischen Inhalts werde hier nur noch ein Bericht des Prof. W. Böhmer zu Stettin hervorgehoben über „Sammlung niederdeutscher Mundarten in Pommern", der eine Fülle geistreicher Ideen und sprachlicher Bemerkungen darbietet. Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde hatte die Freunde jenes Idioms, wie es in den verschiedenen Landstrichen der Provinz im Munde des Volks cursirt, zur schriftlichen Mittheilung von lebendig aufgeschöpften Sprachproben ersucht, um sich so ein reicheres Material zu gewinnen, aus welchem durch Vergleichung und Sonderung weitere Ergebnisse abzuleiten sein möchten. Der Erfolg dieser Auffoderung ist auch keineswegs unbelohnt geblieben; und kaum hätte es bedurft,

*) Ueber den ersten Jahrg. vgl. Nr. 71 d. Bl. v. 1833. D. Red.

den etwaigen Miskennern der niederdeutschen Sprache mit Hrn. B. (S. 144) zu entgegnen, wie ungeeignet es sei, „dieselbe für eine Entartung des Hochdeutschen zu halten, oder für ein widerliches, dem berliner Dialekte ähnliches Gemisch, oder für nichts als eine rohere Bauernsprache, aus der man allenfalls zum Scherz ein paar Gedichte und Schnurren sammeln und aufschreiben möchte. Zu erinnern ist nur, daß wir von einer Sprache reden, die noch jetzt, halb Deutschland füllend, vom Rhein bis über die Düna hinausreicht; von der echten Schwester und Mutter der nordischen, englischen und niederländischen Sprachen, aus welcher Scholler in seiner „Sassischen Bücherkunde" gegen 2000 noch vorhandene Schriften aufzählt, und die in ihrer Entwickelung plötzlich von Außen gehemmt, der Reformation in diesen Landstrichen als ein edles, schmerzliches Opfer dargebracht und selbst ersterbend ein Saatkorn geworden ist, aus dem neue reichliche Frucht hervorbricht. Die Einfalt, Züchtigkeit, Gewandtheit und große Biegsamkeit, die trauliche Herzlichkeit, Lieblichkeit, ja Süßigkeit dieser Sprache läßt sich am besten aus dem lebendigen Umgange mit derselben erkennen."

Aus den eingegangenen Sprachproben stellt sich schon jetzt als gewonnener Hauptsatz mit Klarheit hervor: daß in Pommern zwei gründlich verschiedene niederdeutsche Mundarten nebeneinander bestehen, in denen zugleich alle Unter- und Spielarten der Provinz begriffen sind. Die eine dieser beiden Hauptarten ist rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute, einfach in Wurzeln und grammatischer Ausstattung, eine echte Schwester der nordischen und englischen Sprache, und großer Behendigkeit, Gewandtheit, Traulichkeit und Lieblichkeit fähig; die andere, breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich, bis zu großer Trägheit und ziemlicher Härte, insbesondere erfüllt mit gewissen Diphtongen (au, ei, ai) oder nachklingenden Vocalen (a, å, e, i u. s. w.) und Liebhaberin träg absinkender Endlaute. In der runden Mundart sind Zunge und Lippen am thätigsten; in der breiten, die mehr im Hintermunde ihre Werkstätte hat, arbeiten heftiger Brust, Kehle und Kinnbacken. Die geographische Grenzlinie beider möchte so zu ziehen sein, daß sie, von Pyritz, Stargard, Gollnow und Cammin gegen die Odermündung hinablaufend, ostwärts Alles der breiten Mundart zugetheilt findet, während diese westwärts nur in einem Theile Vorpommerns und der Inseln Usedom und Rügen Wurzel gefaßt zu haben scheint.

„Welche Stelle nun (fährt Hr. B. fort) unsern beiden Dialekten in der Gesammtheit der niederdeutschen Mundarten anzuweisen sei, ist eine wichtige Frage, deren Lösung wir jetzt noch zu früh versuchen möchten, da die mundartliche Verzweigung dieses ganzen Sprachstammes, soviel wir wissen, noch nirgend ausführlich dargelegt ist. Vom Niederrhein bis in die deutschen Provinzen Rußlands dehnt sich die niederdeutsche Sprache die Ostsee entlang in einem breiten Streifen, als dessen südliche Grenze in Deutschland etwa die Gegenden von Bonn, Kassel und die Lausitz zu bezeichnen wären. Doch greift sie auch südlich über diese Grenze und sind ihre Einflüsse nachzuweisen: in der Oberpfalz um Amberg und Waldsassen, in der Wetterau um Wetzlar, vorzüglich aber in Schwaben, Schweiz, Siebenbürgen und den ganzen Rhein entlang. (S. Radlof.) Aber auch in dieser großen Sprachmasse unterscheiden sich deutlich wieder jene beiden Dialekte, die in unserer Landschaft sich trennen und mischen. Der runden Mundart begegnen wir in Holstein, Mecklenburg-Strelitz, in Nienburg südlich Bremen, im Paderbornschen u. s. w. Kiel, Celle und Wismar nennt Adelung als Orte, wo dieselbe am reinsten gesprochen werde — der breiten Mundart im Münsterschen und sonst in Westfalen, in Hanover, im Sauerlande, in Mecklenburg-Schwerin u. s. w. Die runde spricht: Book, Deef (Buch, Dieb); die breite: Bauk, Deif rc. Von welchen einzelnen jener runden und breiten Dialekte aber die ähnlichen Pommerns mittels der Einwanderungen im 12. und den folgenden Jahrhunderten abzuleiten seien, ist eine Frage, die für sprachliche und geschichtliche Untersuchungen reichen und anziehenden Stoff darbietet. Radlof's Bemerkung über die breiten Mundarten um Amberg und Waldsassen dürfte hier am rechten Orte stehn, daß, so mislautend in derselben die häufigen Doppellaute ei, di, ou oder au dem feinern Ohre auch dünken mögen, sie doch dem Geschichtsforscher wichtig werden müssen, wenn einst der ganze Zug derselben durch die Wetterau, Westfalen, Hanover bis nach Island ununterbrochen erforscht sein wird. Zufall ist es sicherlich wol nicht, daß meist dieselben Wörter auf diesem ganzen Zuge so gleichförmig sich verändern; und auffallend erscheint es, daß jener breite Dialekt unter den ältern und neuern germanischen Schriftsprachen eben in seiner Breite vorzugsweise der gothischen und hochdeutschen ähnlich zu sein scheint, nicht der angelsächsischen, niederländischen und den nordischen." — Ref. enthält sich nur schwer, in weitere Einzelheiten und Bemerkungen über den jetzigen Stand der plattdeutschen Sprache unter den verschiedenen Ständen und Classen der Provinz einzugehen, und schließt mit dem Wunsche, daß diese „Baltischen Studien" unter der Hand ihres Pflegers auch ferner fröhlich gedeihen mögen. 28.

Notizen.

Im November v. J. waren bei der École de droit in Paris 3300 junge Leute inscribirt, bei der École de médecine 2101; die polytechnische Schule zählte 342, die Normalschule 60 Schüler. In den fünf königlichen Collegien genossen Unterricht: in dem Ludwigs des Großen 502 ordentliche Schüler und 422 Extraneer, in dem Heinrich IV. 360 ordentliche und 380 Extraneer, im Collegium des heiligen Ludwig 258 ordentliche und 500 Extraneer, im Collegium Bourbon 850 und im Collegium Charlemagne 1000 Extraneer. Die Collegien Stanislaus und Rollin besaßen jedes 300 Schüler, und es würden hiernach in Paris 10,670 junge Leute nach französischer Sprachweise eine haute instruction erhalten. Ueberhaupt besaß Paris 35 höhere Unterrichtsanstalten, 63 Pensionsanstalten für die männliche, 117 für die weibliche Jugend, und 881 Schulen.

Jules Janin sagt in der „Revue de Paris" bei Gelegenheit eines langen Artikels über J. Casanova de Seingalt: „Dieser wunderliche Heilige hat sich vor Abfassung seiner Selbstbiographie die Mühe gegeben, sich einen Stammbaum zu machen. Kein Romancier könnte jedoch ein seinem Helden angemesseneres Geschlechtsregister entwerfen als das Casanova's. Blut von allen Sorten fließt in seinen Adern, spanisches, italienisches, französisches, von Nonnen und Priestern, von Soldaten, Handwerkern, Abenteurern, Schauspielern und Schauspielerinnen, kurz von Allen, nur nicht von honetten Leuten. Es sind lauter Glücksritter, welche dazu beitrugen, dieses seltene Muster von civilisirtem Harlekin in die Welt zu setzen."

Von Stanislaus Julien, Mitglied des Instituts, wird angekündigt: „L'orpheline de la Chine", eine Tragödie in Versen und Prosa, nebst historischen chinesischen Novellen und Gedichten.

Herr Léon de la Borde hat ein Werk über das peträische Arabien vollendet.

Dänische Blätter empfehlen als die beste Ausgabe von Wessel's Gedichten die von dem um die ältere dänische Literatur verdienten A. E. Boye besorgte („Samlede Digte af Johan Herman Wessel; udgivne ved A. E. Boye u. s. w." Kopenhagen 1832), welche außer der Vermehrung mit bisher zum Theil ungedruckten Gelegenheitsgedichten durch eine treffliche Einleitung und Anmerkungen allen Foderungen entspreche. Von demselben Herausgeber erschienen auch kleine Schriften von und über Holberg: „Holbergiana, Smaaskrivter af og om Holberg", mit Holberg's Portrait; bis jetzt vier Hefte. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1834.

Ueber Kaspar Hauser.*)

— — Am 14. Dec. Abends kam der hier bei einem Schullehrer in Aufsicht und Verpflegung gestellte bekannte Kaspar Hauser mit einer Wunde in der Brust nach Hause, woran er auch am 17. desselben Monats verstarb. Alle seine Aussagen, daß ihn ein fremder Mann zu einem Spaziergang im Hofgarten eingeladen (unter dem fürchterlichsten Sturm und Schauerwetter), daß er ihm dort am Uz'schen Denkmal einen seidenen Beutel mit einem Schreiben übergeben und, als er, Hauser, denselben öffnen wollte, ihn mit einem Dolch in die Brust gestoßen, haben sich bei der Untersuchung als falsch und erdichtet erwiesen. Nirgend ist bisher von einem Fremden in der beschriebenen Art, groß, in blauem Mantel, in Sporen, mit Schnurr- und Backenbart, eine Spur auszukundschaften gewesen; eidlich vernommene Zeugen haben den Hauser, der übrigens zu einem solchen Ausgang nicht einmal befugt war, allein und ohne Begleitung in den Hofgarten herein, auf das Monument sich zuwenden und von da auch allein, unbegleitet und unverfolgt herausgehen sehen, sowie man auch in dem damals mit Schnee bedeckten Land am Monument, wo der Angriff geschehen sein soll, einzig und allein die Spuren der Hauser'schen Fußtritte hin und her, aber sonst keines Fremden befunden hat. Der seidene Beutel, welcher dem Hauser gereicht worden sein soll, wurde allerdings noch auf dem Platze gefunden, aber mit einem Briefe, der der Handschrift, und man sagt jetzt auch dem Papier und seinem ganz läppischen Inhalt nach Hauser selbst geschrieben zu haben scheint, nämlich eine Betheuerung, daß man den Hauser nicht habe ermorden wollen, und daß er am besten wissen werde, wer und woher der Fremde sei. Die Wunde selbst, von der Höhe in die Tiefe gehend, am Herzbeutel leise vorbeistreifend, in den Magen, diesen mit einem unmerklichen Stich durchdringend, in die ungewöhnlich breite Leber war so beschaffen, daß man eher annehmen sollte, es habe sich dieselbe Jemand in gebückter Stellung langsam selbst beigebracht, als daß die kräftige Hand eines gegenüberstehenden Gegners dem Dolch eine solche Richtung hätte geben sollen. Erwägt man, was den Hauser zu einer solchen That habe verführen können, so bieten sich zweierlei Voraussetzungen dar: entweder daß er, wie einmal schon in Nürnberg, das Publicum mit einer muthwillig ersonnenen Mordgeschichte äffen wollte, aber sein Instrument schlecht geleitet habe, oder daß sein Gemüth unter der Last seiner bisherigen argen Lügen wirklich erlegen sei. Sein bei der Section völlig normalmäßig befundener Körperbau hat auch das Vorgeben lange in einer Höhle als Gefangener, ohne freie Bewegung gelebt zu haben, als eine absolute Unmöglichkeit erkennen lassen; auch haben sich alte Impfnarben entdeckt. Was soll man daraus folgern? Dieser Kaspar Hauser hat sich übrigens bisher als einen boshaften, lügnerischen und dabei faulen und ungelehrigen Jungen bewiesen. Es hat nicht an lächerlichen Bemühungen gefehlt, ihn bald als einen versteckten Knaben der ausgestorbenen gräflich Tattenbachischen Hauptlinie, bald gar als einen der Großherzogin Stephanie, unter dem Vorwand, daß sie einen todtgeborenen zur Welt gebracht, entwendeten Prinzen figuriren zu lassen, nachdem man seine alberne Phantasie mit solchen Grafen- und Prinzenideen angesteckt. Meines Dafürhaltens möchte er der Knabe irgend eines Bettlerhausens in Niederbaiern gewesen sein, den seine Aeltern mit auf die Wallfahrten nach Alten-Oettingen u. s. w. herumgeschleppt, wo er sich bald als Krüppel, bald als lächerlichen Simpel zeigen, bald auch wieder, wo es einen Treffer galt, durch den Gebrauch der gewöhnlichen Vernunft oder andere unvermuthete Fertigkeiten, z. B. als vermeinter Krüppel sich aufs Pferd zu schwingen und kunstgerecht daherzureiten, überraschen sollte. Dafür spricht seine förmliche Bettlertracht, in der er zu Nürnberg ankam, sein grober, jenen Gegenden von Baiern eigenthümlier Dialekt, sein mitgebrachter Rosenkranz und seine gedruckten Gebete zur Jungfrau Maria in Alten-Oettingen, seine den Nürnbergern alsbald zur Schau gegebene Reitkunst u. s. w. Er scheint aber jene bairischen Bettlerhausen verlassen zu haben, um seine Täuschungs-

*) Die nachfolgende Mittheilung über ein Individuum, das seit Jahren allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt hat, ist uns von dem Herrn Ritter von Lang in Ansbach zugekommen. Wir haben in d. Bl. (Nr. 174 u. 175 f. 1828) die erste ausführliche Nachricht von der Auffindung Kaspar Hauser's gegeben und später in Beurtheilungen der über ihn erschienenen Schriften wie in besondern Aufsätzen von Zeit zu Zeit den Stand der Sache zur Kenntniß unserer Leser gebracht. Diese werden es uns Dank wissen, daß wir, dazu ermächtigt, ihnen die Ansichten unsers achtungswürdigen Correspondenten hier mittheilen. D. Red.

und Lügenkünste auf eigne Firma in Nürnberg zu beginnen. Ich überlasse es Ihnen, ob und welchen Gebrauch Sie von diesem Schreiben mit oder ohne meinen Namen machen wollen. Hochachtungsvoll Lang.

Briefe eines Unglücklichen. Ein Roman von Ernst Ortlepp. Leipzig, Reichenbach. 1833. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wer, durch die rasche Folge der Productionen des Hrn. O. geirrt, etwa in Zweifel gerathen ist, ob er denselben für ein Talent halten soll oder nicht, der darf nur diesen Roman durchblättern, um vom Gegentheil überzeugt zu werden. Der unglückliche Werther hat sich im Leben und Tode gar viele fade und triviale Nachahmungen gefallen lassen müssen, aber eine trivialere und geistlosere als diese dickleibige Wertheriade ist uns bis zur Stunde noch nicht zu Gesicht gekommen. Wie es dem Verf. eingefallen ist, dies dicke Buch zu schreiben, in dem wir vergeblich nach einem Gedanken oder einer Erfindung umhersuchen, die ihm eigenthümlich angehörten und die nicht, kürzer und energischer freilich, schon im Werther angetroffen würden, ist uns ein Räthsel. Wir haben ihn niemals für einen sonderlichen Dichter gehalten, aber doch für besser, wenigstens für geschickter, als diese rohe und ungeschickte Nachahmung, die von keinem verständigen Menschen ohne Aergerniß zu lesen ist, ihn ausweist. Denn so weit geht die Hülflosigkeit des Verf., daß er Brief für Brief, Blatt für Blatt den Werther vorgenommen und mit veränderten Namen abgeschrieben hat! Hat es jemals ein anstößiges Plagiat in unserer Literatur gegeben, so ist es dies; denn bis in die kleinsten Incidentpunkte hin, der Gedanken sowol als den Begebenheiten, copirt der arme Verf. den unglücklichen Werther. Als dieser vor nunmehr grade 60 Jahren erschien, war, was der Held über Menschengeschick, Lebensfreude und Lebensdauer, hohen Trieb und Druck des Daseins, dichterisches Streben und prosaische Weltverhältnisse vortrug, neu und noch niemals so schön ausgesprochen. Seine Klagen waren neu und unerhört, wie seine Wonnen; seine Gefühle hatte noch Niemand so kundgegeben, und zum ersten Mal sprach, so zu sagen, ein Dichter kühn sein Innerstes heraus. Jetzt nach 60 Jahren weiß dies Alles jeder Schulknabe; Jeder hat an sich diese Empfindungen durchgemacht, fast jeder hat sich diese Räthsel aufgegeben und ihre Erklärung, bitter getäuscht, gesucht; fast Jeder hat an diese stets verschlossene Thür gepocht; die ganze heutige Generation hat an dieser Stelle gestanden und in den Abgrund trostlos hinabgeblickt, der den guten Werther verschlang. Und nun kommt uns der Verf. mit einer zweiten Auflage desselben Gedichtes, das eine der Grundlagen unserer ganzen heutigen Denkweise geworden ist seit einem halben Jahrhundert, und wärmt uns dieselben Gedanken auf, die Jeder schon in sich verarbeitet hat! Wenn dies nicht ein Zeichen mangelnden Talentes oder mangelnder Kenntniß seiner Zeit ist, so gibt es keins. Wir unsererseits sind des Urtheils über den Verf. nun gewiß; er täuscht uns nicht mehr und mag nun Cholera, Polen und Freiheit besingen, wir wissen, woran wir sind.

So gern wir sonst auch mit Unglücklichen sympathisiren, mit diesem können wir es nicht. Wir sehen auch gar nicht ein, was ihm eigentlich Unglückliches begegnet. Daß Jemand sein Vermögen verliert, daß ihm eine Geliebte ohne Abschied davonreist, daß ihm ein Buchhändler für sein Manuscript ein Spottgebot macht, ist das Unglück? Wer um solcher Dinge halber sich in den blödesten und albernsten Materialismus verliert — nun, an Dem ist eben nicht viel verloren; es ist ein Geistesbankrott der allergewöhnlichsten Art und der Rede gar nicht werth. „Kämpfe mit dem Leben, mein Freund; siehe Alles, was du Gutes wirkst, vom Schicksal in Uebles verkehren; siege nur, um nach dem Siege dich stets tiefer im Unglück verstrickt zu finden; prüfe und erfahre den Undank, den Neid der Welt bei eingestandenem Verdienst; strebe, siege, wache und siehe den Lohn deines Wachens dir stets von dem glücklichen Unverdienst, von der begünstigten Trägheit weggehascht — und dann beschwere dich über Unglück und klage die Sterne an. Winselst du aber, wenn dir ein Erbtheil verloren geht; klagst du, wenn eine Caprice dir fehlschlägt — ei, so laß mich mit deinen Klagen ungeschoren!" So möchten wir dem unerfahrenen Verf. zurufen, der sich umsonst bestrebt, unsere Theilnahme für einen Helden zu gewinnen, der, noch hundertmal mattherziger als alle Werthers, kaum einen ernsten Versuch macht, das Leben zu besiegen, und es bequemer findet, sich sogleich der Verzweiflung, dem Spielteufel und dem Tod in die Arme zu werfen. Die Faseleien eines solchen Menschleins können unsern Antheil nicht mehr erregen, nachdem Byron uns gelehrt hat, diesen für würdigere Gestalten aufzusparen. Er mag uns immerhin bis zum Ueberdruß seinen Spruch wiederholen: die Materie siegt, der Geist unterliegt; wir sehen in ihm nur Materie. Wäre der Geist und seine Kraft in ihm, so würde er heraustreten, schwertbewaffnet, stahlgerüstet, und nun erst würden wir einen Kampf sehen, der uns Theilnahme abgewönne; doch bis dahin kommt es hier gar nicht, und daß die Masse eine kleinere Masse unterdrückt, ist ein alltägliches, der Beachtung gar nicht würdiges Schauspiel.

So viel über die Tendenz dieser Briefe im Allgemeinen. An dem Besondern derselben ist gar keine Freude zu gewinnen. Das Buch fängt an, läuft fort und endet genau wie der Werther, auf dem es wie abgedruckt erscheint. Heinrich wiederholt im Anfang die Freude Werther's darüber, daß er dem Zwang der Gesellschaft entronnen sei, der Natur wieder näher stehe und so fort. Nun sieht er Röschen, ein Bauermädchen, die der Amtmannssohn wegheirathet. Dann macht er die Bekanntschaft der kleinen elfjährigen Adeline, ein munteres Mädchen, in der er sein Ideal erkennen will, bis er Bianca, die Tochter des Marquis da Vigo, kennen lernt, die, ohne daß wir ihre große Liebenswürdigkeit entdeckten, seine ganze Seele füllt. Die Scenen mit ihr gleichen denen Lotte's und Werther's auf ein Haar, nur daß Lotte das Clavier spielt, und Bianca die Harfe und von Beethoven entsetzlich viel zu hören gibt. Bianca reist mit dem Vater plötzlich ab; Heinrich verliert sein Vermögen, nimmt eine Stelle an, die ihm leicht genug zufliegt, macht sich den Minister zum Feinde, wird Dichter, erhält ein Spottgebot für seine Gedichte und ist gleich in Verzweiflung. Nun ergibt er sich dem T..., wird Spieler, findet Röschen als Prostituée wieder, scheint Bianca vergessen zu haben, rafft sich angeblich empor und geht nach Polen. Hier findet er Bianca wieder (denn der Vater ist ein Pole), ist selig, sieht sie an seiner Seite fallen beim Sturm von Warschau und stürzt sich in sein Schwert. Diese unmäßig simple Geschichte würde unmöglich 370 Seiten füllen können, wenn der Verf. nicht den Ausweg entdeckt hätte, seinen Helden, einen wahren Worthelden, über Alles sprechen zu lassen. Das Hauptthema ist ein musikalisches, und — so närrisch diese Idee auch an sich ist — so müssen wir doch zufrieden sein, daß dies Thema weder ein polnisches, noch gar ein hochpolitisches ist, wie wir zum Voraus besorgten, und wie es der Zeitgeist eigentlich erfodert hätte. Es ist also ein musikalisches, und der Held, welcher bei aller seiner Menschenhasserei fleißig die Concerte besucht, analysirt uns in vielen prachtvollen Worten Beethoven'sche Symphonien aus Adur, Dmoll u. s. w., bis uns, wie man sagt, die Ohren übergehen. Nicht zufrieden damit, schreibt er von Kritik, nimmt sehr vernünftig und zu unserm Erstaunen Göthe in Schutz gegen Diejenigen, welche einen liberalen Alltagsmenschen aus dem größten deutschen Dichter machen wollten, bewundert und empfiehlt jedoch in demselben Athemzuge Börne, Heine und Menzel zur Bewunderung, die diesen Unsinn angeregt haben, vergleicht den von einem gallischen Rausch ergriffenen Börne ganz ernsthaft mit Jean Paul, versucht sich in Ausfällen gegen Hegel und Schelling, die er offenbar gar nicht kennt, gegen die Philosophie überhaupt, von der er nichts versteht, gegen das unvermeidliche Christenthum, das ihm, wie es dermalen in der Ordnung ist, nur für

eine dunkle Zeit gut genug ist, rügt dann wieder die „ungeheuere Einseitigkeit des Liberalismus" (offenbar ein sehr glückliches Wort), will aber nicht, daß die Freiheit der Kunst (soll heißen: der Idee überhaupt) darin untergehe, erglüht dann wieder für die großen Bewegungen der Zeit, will Polen retten und findet es abgeschmackt zu behaupten, daß eine Handvoll unruhiger Köpfe dies Volk aufgewiegelt habe, tadelt das deutsche Mannheldenthum, bei dem sie die Arme nicht rühren mögen, indem er die Politik zugleich ein trübes Element für den poetisch-gestimmten Geist nennt, und redet mit einem Worte, wie man zu sagen pflegt, vom Hundertsten ins Tausendste, um nur immer wieder seinen Satz zu wiederholen: die Materie ist Alles, der Geist nichts. Ei freilich, wenn ihr selbst nur Materie seid! Wer hindert euch denn aber, das Leben geistig zu nehmen, innerlich, statt materiell und äußerlich? Wer hält euch denn ab, glücklich zu sein, d. h. in euerm innern geistigen Hause, trotz allen Geschicken? Eben nur das doch, daß ihr die Materie niemals aus dem Auge laßt; daß ihr nicht blos unschuldig, rein, klar im Geist, zufrieden sein wollt, sondern auch reich, angesehen, voll Einfluß, in einem Leben voll Sinnengenuß u. s. f. O ihr Materialisten, die ihr über den Sieg der Materie klagt, ihr Franzosen Sue, Balzac, Janin, Hugo, Sand, und wie ihr alle heißt, ihr Deutschen inclusive Hrn. Oetlepp's Heinrich und seinen Stiefvater Werther! — Solche Leute rufen nun aus: Es ist kein Gott, wenn ich die Geliebte nicht wiederfinde, wenn mich der Buchhändler nicht bezahlt, oder wenn Polen unterliegt; ja, sie singen diese schöne Gedankenverbindung sogar in allerhand Versen ab, wie sie hier leider vielfach eingestreut zu lesen sind:

> Nein, es ist kein leeres Träumen
> Von dem großen Weltgerichte,
> Und nicht lange wird sie säumen,
> Die Erfüllung der Gedichte (!!!).

O Himmel! Ich vielmehr glaube, sie wird ewig säumen, die Erfüllung der Gedichte; denn erstlich gäb' es ja alsdann keine Erde mehr, und zweitens gäb' es auch keine Gedichte mehr, d. h. keine irdischen.

Bei solchen Widersprüchen gegen sich selbst und solcher leeren Wortmacherei ist es denn schwer abzunehmen, was der Verf. eigentlich will. Die Philosophie ist ihm nichts, die Pflicht, das Auskommen ist ihm auch nichts, die Politik wird ihm nur zuletzt etwas, die Poesie scheint ihm etwas zu sein, aber er tritt sie mit Füßen, sowie sein Buchhändler ihn prellen will, die Natur gilt ihm, aber er versteht sie nicht; kurz, wir wissen nicht, was zuletzt von alle dem Geschreibsel übrigbleibt als eine Rhotage über Musik. Wie nach dem Anhören einer wilden Janitscharenmusik gellen uns die Ohren von alle dem Gehörten, tausend Töne summen durcheinander; aber da nichts geordnet war, so ordnet sich auch nichts in unserm Gedächtnisse. Alles ist verweht, wie unser Heinrich sich in sein Schwert stürzt.

Aeußerst humoristisch aber in der That ist die Verzweiflung des Helden, der unlängst erst Röschen und den Pharotisch verlassen hat. „Nun gut, so will ich mich quälen", ruft er aus. „Ich will keine Freude mehr genießen! Sie ist Gift, Sünde, Pest! Nur Sorge und Pein sind Tugend. (Fehlgeschossen, Hr. Verf.! Aber Gleichmuth in Sorge und Pein und Gottvertrauen, das ist Tugend!) Jeder Genuß ist Lockung der Hölle. Will mich der Frühling bezaubern, so will ich seine Blumen zertreten, will mich ein froher Mensch erheitern, so will ich ihm die Zähne entgegenfletschen und ihm entgegenbrüllen: hebe dich weg, Satan! Alles Vergnügen in der Welt soll mir ein Abscheu sein, alle Freude Raserei — dabei will ich — Noth, Hunger, Durst, Angst, Verzweiflung leiden, in ihnen will ich schwelgen." — Man sollte glauben, diese Cur müßte anschlagen; doch nein, im nächsten Briefe vom folgenden Tage, merkwürdig genug, ist der entschlossene Held schon wieder weichherzig geworden, er ist erwacht, wie er versichert, aus kurzem, wüstem Traum und singt:

> Der Morgen lacht — ihr heitern Sonnenstrahlen
> Ihr blicket oft mir Lebenslust ins Herz.
> Ach — aber jetzt vermehrt ihr meine Qualen —
> Denn wie verein' ich euch mit meinem Schmerz? —

Halt! da liegt's! Hier haben wir den Verf.! — Ja, er und sein Held sind eigentlich ein paar heitere, gutmüthige, lebensfrohe Menschen. Aber sie haben gehört, man müsse trüb, schwermuthsvoll, düster sein; sie finden das nicht in sich; aber die Mode mitzumachen, was hilft's? Sie quälen sich nur, wie sie „die Lebenslust vereinen mit dem Schmerz!" O über euch Schemen, Masken und Trugbilder! Warum denn so hohl und so düster? Warum denn scheinen, was ihr nicht seid? Die Welt zu täuschen? Sie läßt sich von Euch nicht täuschen!

In seinen Liedern verräth sich der Verf. Im hohlen Pomp der Worte zeigt sich, daß von den Empfindungen, die er nennt, nichts in ihm lebt, daß Alles gemacht, vorgegeben, unempfunden ist. Gut! Wäre es nur gut dargestellt und nachgemacht!

Wir sind bei diesem an sich gänzlich nichtigen Buch über unsere Gewohnheit ausführlich gewesen, weil wir es mit einem Namen zu thun hatten, der uns jetzt ungemein oft, in allen möglichen Gestalten, fast auf jeder Bücherankündigung begegnet. Einmal wollten wir doch näher zusehen, was hinter den vielen Büchertiteln steckt. Wir haben Blatt für Blatt umgedreht — beim großen Apollo — wir haben nichts gefunden! 2.

Aus Italien.

Deutsche Tageblätter haben den Verf. des trefflichen Werkes „Famiglie celebri italiane" vor einiger Zeit sterben lassen. Mit Vergnügen können wir dieser Nachricht widersprechen. Graf Litta lebt, und sein Werk ist das beste Zeichen seiner Lebenskraft. Vielleicht trägt selbst zur äußern Förderung seines von deutschen Bibliotheken gar nicht genug beachteten Werkes die Einrichtung bei, daß er die Familien jetzt als getrennte Ganze bearbeitet, die in gesonderten Heften erscheinen. Die zuletzt herausgegebenen erzählten die Geschichten der Alighieri aus Florenz, der Appiani von Pisa, der Buonaroti von Florenz, der Cantelmi von Neapel, der Carraresi und Pappafava aus Padua, der Este von Ferrara, der Monte von Montesansovino, der Rossi von Parma, der Visconti, ehedem Aicardi aus Mailand, der Vitalli aus Città di Castello. Wo es möglich war, bekräftigt Graf Litta die Angaben seines Berichtes durch beigebrachte Monumente, und Inschriften, Münzen machen diese monumentale Beglaubigung reich und mannichfaltig. Seine glückliche Hand fand die reichlichste Ausbeute bei dem Geschlechte der Este, und grade dort wird auch der Nichtitaliener Theilnahme ihm den lebhaftesten Dank für die beigegebene Ausstattung wissen, da die erlauchtesten Fürstenhäuser Europas mit dem Hause Este zusammenhängen, der Ruhm dieses Namens bis in dunkle Zeiten nächst Karl dem Großen hinaufreicht, und Niemand, dem Wissenschaft und Kunst etwas bedeuten, wol der Borso vergessen hat oder Hercules I. und Alfonso's nicht mehr gedenk ist, die mit den Mediceern in der Anerkennung und Pflege der Künste und des Wissens gewetteifert. Ueber Hercules I. (1471—1505) gibt Graf Litta bisher neue Bemerkungen, denn allzusehr hat man ihn gelobt, aus Dankbarkeit für die Anregungen der Künste, die er herbeiführte. Leidenschaften aller Art, sagt er, beherrschten diesen Fürsten. Eine Sucht zu reisen trieb ihn von einem Hofe Italiens zum andern, und unter dem Vorwande von Gelübden pilgerte er auch noch an Orte, die damals im Rufe kräftiger Wunder standen. Bis zum Uebermaße liebte er Feste, Schauspiele, Turniere, Jagden. Durchreisen von Fürsten durch Ferrara und Hochzeiten in der Familie oder unter seinen Hofleuten waren der häufige Vorwand zu solchem Zeitvertreibe, doch verdankt man diesen Festlichkeiten die Errichtung eines Theaters zu Ferrara, von wo die Schauspieler ausgingen, welche den andern Provinzen Italiens lehrten, wie man Lustspiele aufführen müsse. Plautus' „Menächmen" wur-

den 1486 zu Ferrara gegeben, und nächst Poliziano's „Orfeo" können die „Menächmen" für die erste dramatische Darstellung in Italien gelten. Hercules selbst war ohne Bildung; aber sein Hof war stets der Sitz ausgezeichneter Gelehrten. Bojardo, Collenuccio, Leoniceno, Guarino, Tibaldeo sprachen häufig dort ein. Hercules' Anordnung verdankt man die Uebersetzung vieler griechischen Schriftsteller und die Begründung einer hebräischen Druckerei in Ferrara im J. 1476. — Hercules' Großenkel war Alfonso II., und nicht ohne Neugier werden die Leser daher auch Graf Litta's Meinung über Torq. Tasso's Verhältniß zu Alfonso's Schwestern nach so vielen neuerlich ausgesprochenen zu hören begehren. Ausgemacht scheint ihm, daß Tasso in Liebe für Eleonora erglüht war, daß indessen Lucrezia entgegenkommend ihre Liebe ihm schenkte. Man möchte daher schließen, daß er mit beiden geliebelt. Im J. 1575 wurde Tasso von Ferrara entfernt, und damals legte man die Hand auf seine Papiere. Dadurch fand man Liebesgedichte vor, die ziemlich deutlich Hergänge beschrieben, welche niemals besprochen oder gar beschrieben werden sollten. Tasso ward ins Irrenspital gesperrt, wie nur allzu bekannt ist. Eleonora starb am 19. August 1581 aus Kummer über die Leiden des Dichters. Alfonso verschied am 27. Oktober 1597, und sein Tod ward beklagt, nicht er selber. Länger lebte Lucrezia; aber ihre Einmischung in die Händel der damaligen Zeit trübte auch ihre letzten Tage. Bald verlosch der Glanz von Ferrara; aufs Neue bereitete das Este'sche Geschlecht den Wissenschaften in Modena eine Freistatt, bis Jesuiten diese verkümmerten. Doch man lese Graf Litta selbst nach, dessen treffliches Werk auch für die Literatur- und Kunstgeschichte unschätzbare Beiträge liefert.

Mit sehr großen Erwartungen wurde kürzlich das Erscheinen eines Buches angekündigt, das, im J. 1311 geschrieben, wie man versicherte, die volle Aufmerksamkeit der Literaturfreunde im J. 1833 verdiene. Ein Engländer, Nott, Mitglied der Alterthumsgesellschaft in London, fand in den Bibliotheken von Florenz einen alten Roman in dem Sinne des Wortes, den nordfranzösische Erzähler damit verbinden. Weil nun dieser Roman von Busone (Novello dei Raffaelli), einem alten Verbannungsgefährten Dante's, herstammt, bei dem der Dichter der „Göttlichen Komödie" 1318 in Gubbio eine Freistätte fand, folglich grade zu der Zeit, wo er sich mit seinem ewigen Gedichte beschäftigte, so meinte man, daß er dem Dichter nicht allein in Gesinnung verwandt, sondern auch im Talente der Darstellung ähnlich gewesen sein müsse. Daher die große Erwartung, mit der man dem „Fortunatus Siculus o sia l'Aventuroso Ciciliano di *Busone da Gubbio*" (Romanzo storico scritto nel MCCCXI ed ora per la prima volta pubblicato da *G. F. Nott*. Florenz 1832) entgegensah. Indessen fanden doch beiweitem nicht alle Leser in Italien sich dadurch befriedigt. Busone kann dem Dichter in vielen Beziehungen näher gestanden haben, ihre politischen Ansichten können zusammengetroffen sein; aber hätte er die Absicht gehabt, mit ihm durch seine Erzählung zu wetteifern, indem er, wie Hr. Nott behauptet, der ungebundenen Rede habe die Ausbildung geben wollen, welche Dante der gebundenen gab, so unternahm er, was weit über seine Kräfte hinausging. Die Erzählung ist mit sehr wenigen Ausnahmen trivial, der Eingang matt und alltäglich. Auffallend bleibt dabei, daß der Erzähler, der seine fünf Barone aus Sicilien nach der sicilianischen Vesper auf Abenteuer ausziehen läßt, Leute zu seinen Helden wählt, die einer Partei zugethan waren, welche Dante in vielen Stellen seines Gedichtes verflucht; die Uebereinstimmung der Gesinnung wird dadurch verdächtig, und selbst eine der schönsten Stellen dieses nur mit großem Unrecht romanzo storico genannten Buches, Gianni's von Procida letzte Beichte, vermehrt diese Zweifel, da man ihn darin sich entschuldigen hört wegen der großen Sterblichkeit, die er veranlaßt.

Nach italienischer Sitte hat ein Herr C. B. wieder eine Braut an ihrem Hochzeittage mit einem gelehrten Büchelchen gequält, das indessen dieses Mal ihr einigen Anlaß zu guter Laune geben wird. Er wählte nichts weniger Anziehendes als einen, wie er meinte, bisher ungedruckten und wirklich curiosen Brief, den Kaiser Jonathan VII. von China mit einer jungfräulichen Straußfeder an Papst Clemens XI. geschrieben haben soll („Lettera di Gionata settimo imperatore della China a Papa Clemente XI." Venedig 1833), und worin er ihn um eine Braut bittet, die verliebt, nachgiebig, Jungfrau und von einer Löwin des Waldes und einem zahmen Lamme gesäugt sein müsse. Sie sollte beiher Nichte des Papstes oder eines andern lateinischen Priesters sein. Jetzt kommt es heraus, daß diese neuaufgetischte Rarität längst bekannt, seit 1765 gedruckt („Scelta di prose e poesie italiane." London. 12. Herausgegeben von John Nourse), endlich von Anfang bis zu Ende der Spaß eines lustigen Kopfes, Girolamo Gigli, ist, der einem leichtgläubigen Canonicus Mariani in Siena Neuigkeiten aus Rom zu schreiben und, wenn er keine hatte, sie frischweg zu erfinden gewohnt war. Auch der Brief ist wie begreiflich erfunden. Canonicus Mariani hatte indessen nichts Eiligeres zu thun, als ihn von Haus zu Haus zu tragen, und versicherte dabei hoch und theuer, er habe ihn von zu guter Hand, als daß er falsch sein könne. So kam er sogar im J. 1712 in holländische und schweizer Zeitungen, und Papst Clemens XI., der von ihm erfahren, lachte über den Einfall recht herzlich und ließ sich sogar von da ab die Briefe immer zustellen, die Gigli an Mariani absandte. 5.

Marie Tudor, drame en trois parties et en quatre tableaux, par *Victor Hugo*.

Die erste Vorstellung eines neuen Dramas von V. Hugo erschüttert stets wie ein Erdstoß die französische literarische Welt. Gleichwie durch einen Sturmwind getrieben, fluten die Zuschauer, eifrige Freunde, erbitterte Feinde des Dichters, gegen das Theater, fest entschlossen, diese, stets zu pfeifen, jene, Alles zu beklatschen. Ich bin ein aufrichtiger Bewunderer des kühnen Künstlers, aber ich habe die Ueberzeugung, daß V. Hugo seine Celebrität durch seine Albernheiten erworben, so groß auch sonst seine Fähigkeiten sein mögen; er lockt das Publicum durch Späße, er reizt seine Gegner durch Platituden, mehr noch um mit lärmendem Grimme angegriffen als um vertheidigt zu werden. In „Marie Tudor" hat er genau dieses System befolgt. Es ist eine Reihe bizarrer, rührender, erschütternder und empörender Auftritte; auf Worte, welche die ganze Seele durchbeben, folgen Witzeleien, über die man sich ärgern muß, selbst wenn man den Dichter durchschaut hat. Allein auch da, wo er es ernstlich meint, ist Vieles verfehlt. Seine Personen werden in die Verwickelungen des Dramas geworfen, ehe man Zeit gehabt, sie zu lieben oder zu hassen; kein Charakter wird aufgeschlossen; alle Wirkung ist materiell. Wir können heute unmöglich ins Einzelne übergehen; der dritte Act gehört zu dem Erschütterndsten, was die französische Bühne besitzt. Denken Sie sich einen Kerker im Tower; durch ein großes Fenster sieht man London in schauerlicher Beleuchtung der Nacht; Marie Tudor und Jeanne Talbot sind auf der Bühne. Fabiano, der Günstling der Königin, Gilbert, der Geliebte Jeanne's, sind Beide zum Tode verdammt. Einer ist zum Richtplatz geführt, der Andere entkommen; welcher? das weiß keine der beiden Frauen. Es fällt ein Kanonenschuß, welcher verkündigt, daß der Verbrecher das Schaffott besteigt; ein zweiter verkündigt, daß er niederkniet, ein dritter, daß sein Haupt gefallen ist. Dieser dritte Schuß bringt eine entsetzliche Wirkung hervor. Jeanne's Geliebter ist gerettet; wenn man nur diesen Geliebten liebte, man würde laut aufjauchzen, ihn gerettet zu sehen. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1834.

Zur Geschichtschreibung und Literatur. Berichte und Beurtheilungen von K. A. Varnhagen von Ense. Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und andern Zeitschriften gesammelt. Hamburg, Fr. Perthes. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die literarischen Beurtheilungen, welche den Inhalt des vorliegenden Buches bilden, sind, wie schon der Titel sagt, größtentheils früher in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" gedruckt erschienen. Es möchte deshalb nicht am unrechten Orte sein, ehe wir von der Bedeutung dieser Aufsätze, welche sie, abgesehen von anderweitigen Beziehungen, in Anspruch nehmen, sprechen, dieselben in ihrer wesentlichen Beziehung zu jenem literarischen Institut zu betrachten, welches nun doch auch schon eine Geschichte und für die deutsche Literatur hohe Bedeutung, wenn auch nicht auf sie den Einfluß gewonnen hat, dessen Ausübung es sich anfänglich als Aufgabe setzte.

Das Bedürfniß, welches im Laufe des Jahres 1826 die Societät für wissenschaftliche Kritik gründen ließ, war der unleugbar chaotische Zustand unserer wissenschaftlich-kritischen Literatur in Deutschland. Die wissenschaftlichen Zeitschriften, welche diese Thätigkeit in der Literatur repräsentirten, ohne sich ganz auf einzelne Disciplinen zu beschränken, stellten in der That damals eine wahre Misère vor, denn bei aller Langweile, welche trockene, der Form nach wissenschaftliche, Erörterung von Einzelnheiten gewährte, ging doch aller Vorzug der unbefangenen Gründlichkeit verloren. Fast alle hatten Zeiten glänzender Wirksamkeit gehabt, allgemeiner Theilnahme, eines hohen Einflusses auf die Bildung der Nation — nun lahmten sie hin; literarische Gevatterschaften lobhudelten sich in ihnen anonym (literarische Skandala dienten wie die riesigen Holzzähne vor der Zahnbrecherbude als Köder); Anfänger oder ländlich vereinzelte Studirte, die es, um ein Biergeld zu haben, ums Drittelhonorar thaten, halfen aus, wo jene Lobhudler oder von Diarrhöe Befallenen nicht bei der Hand waren. Dieser Zustand, der nach der einen oder nach der andern Seite auch den verschiedensten wissenschaftlichen Journalen mit Ausnahme einiger, die sich im Allgemeinen mehr blos anzeigend als beurtheilend verhielten, zur Last fiel, war so notorisch, daß sich Schriftsteller entweder gar nichts um Recensionen ihrer Werke kümmerten, oder doch nur so, daß sie diesen letztern gute Pathen zu gewinnen suchten. Ein wissenschaftlicher, wie sich von selbst verstand fast immer anonymer, Recensent und ein Lumpenhund identificirten sich allmälig in der Vorstellung, so rühmlich und glänzend dann und wann sich auch noch einzelne Ausnahmen zeigten.

Im Gegensatz dieses chaotischen Zustandes mußte ein Institut wie das „Journal des savans" durch seine Haltung und Wirksamkeit imponiren; mußten die französischen und deutschen auf ein weiteres gebildetes Publicum, als die Gelehrten vom Fach waren, berechneten literarischen Unterhaltungsblätter wie der „Globe", das „Literarische Conversationsblatt" u. s. w. als die unbefangenere, reichere, unterhaltendere, bildendere Lecture erscheinen. In Deutschland nun ein Journal zu gründen, was mit der würdigen Haltung des „Journal des savans" doch die wissenschaftliche Universalität, die unterhaltende Unbefangenheit des „Globe" verbände, das konnte als ein Ziel frommer Wünsche, als ein Rettungsanker in dem Chaos literarischer schmuziger Wäsche erscheinen.

Als nun im Frühjahr 1826 Dr. Gans von einer Reise nach Paris, in deren Verlauf er mehrfach Cotta begegnet war und sich mit ihm besprochen hatte, zurückkam und die Aussicht eröffnete, daß dieser Bücherfürst die Mittel biete zu einem würdigen, großartigen literarisch-kritischen Unternehmen, wurden Alle, denen die Sache am Herzen lag und denen sich die Aussicht mit eröffnete, freudig erregt. Ref. wagt zwar nicht, über jene ersten Besprechungen, Absichten und Maßnahmen zu referiren, da er der Wahrheit Dichtung hinzufügen müßte, indem er der Sache fern genug stand und erst bei weiterer Entwickelung eine Einsicht gewann. Allein zweierlei glaubt er doch berechtigt zu sein, auszusprechen, daß nämlich Doctor oder (was er inzwischen geworden war) Professor Gans sich frühzeitig hinsichtlich seiner literarisch-kritischen Plane außer an Hegel auch an Varnhagen von Ense wendete.

Ueber Absicht und Plan waren diese Männer, wie es scheint, sofort vollkommen einig; allein es mußte ihnen einleuchten und lag in ihrem Plan, daß sie allein das Institut nicht begründen könnten. Auch war schon gleichzeitig mit mehren von Hegel's ältern gelehrten Freunden zu Rathe gegangen worden; von Varnhagen von Ense's Seite mag ebenfalls mancher Rath, manche Anregung,

hinsichtlich weiter heranzuziehender Persönlichkeiten ausgegangen sein. Die Hauptschwierigkeit lag immer darin, daß ein Collegium zu Stande gebracht werden sollte (und zwar in Berlin, wo grade durch die Nähe des Ministeriums auch so viele bürgerlich-politische Interessen Zerwürfnisse und Parteiungen unter den Gelehrten nährten, zu Stande gebracht werden sollte), welches einerseits alle wissenschaftlichen Fächer zu repräsentiren vermöchte, dessen Mitglieder dann aber andererseits auch (da doch die Hauptthätigkeit für den Anfang den Berlinern anheimfallen mußte) über ihre Fächer in dem Sinne zu schreiben verständen, wie es grade ein solcher Plan, wie er gemacht war, erfoderte; denn nicht um solche Beurtheilungen sollte es sich handeln, die nur für Den einen Werth haben, der das Buch selbst besitzt, und die ihren Vortheil nur für Den entwickeln, welcher, in das Detail kleiner Verbesserungen eingehend, sie vis-à-vis des beurtheilten Textes prüfen und das richtig Befundene in seine Adversarien eintragen kann; nicht von solchen Beurtheilungen, wie grade die bis dahin in Deutschland als die gründlichsten und besten geltenden gewesen waren — sondern jede Beurtheilung sollte nur die wesentlichen Resultate der Leistung, worauf sie sich bezog, enthalten; diese Resultate mit dem Maßstabe universeller Wissenschaftlichkeit messen und so einerseits die Wissenschaft selbst großartiger, freier gestalten, andererseits ihren Inhalt in allgemeinern Umrissen populair machen.

War es nun schon schwer, jenes Collegium zusammenzufinden in der Weise, daß alle Fächer darin leiblich vertreten waren; fand schon in dieser Repräsentation eine außerordentliche Ungleichheit deshalb nothwendig statt, weil man einerseits nicht die Mittel hatte, frühere persönliche Berührungen ungeschehen oder völlig vergessen zu machen, und andererseits doch nicht Leute in einem literarischen Institut zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zusammengeführt werden konnten, deren gegenseitige Abneigung bekannt war; mußten also eine große Anzahl literarischer Notabilitäten Berlins als nicht zuziehbar vom Anfang an betrachtet werden; lehnten viele Andere, die man zuziehen wollte, von irgend einer Apprehension ergriffen, die Theilnahme ab — so ging noch vielmehr einer großen Anzahl der wirklich Zugezogenen jene Eigenschaft fast ganz ab, in leichten (und doch nicht oberflächlichen), universell wissenschaftlichen, sichern Zeichnungen die ursprünglichen Absichten der Societät zu erfüllen.

Man muß alle diese Schwierigkeiten in einiger Nähe sich entwickeln gesehen haben; man muß außerdem gesehen haben, wie diese Schwierigkeiten ohne Noth noch durch niedrig-gehässige Gesinnung Anderer vermehrt wurden, wie z. B. ein Mann, der zugezogen werden sollte, sich nicht nur sehr bald zurückzog, sondern durch die Art, wie er es that, auch zeigte, daß er eigentlich nur hatte horchen und Scherz treiben wollen; wie Andere fast erschraken, ihre Namen auf der ersten Liste gedruckt zu sehen; wie wieder Andere, die sich selbst sagen mußten, daß ihr Zuziehen grade die Hauptpfeiler des Unternehmens wankend gemacht hätte, doch übel zu nehmen schienen, daß man ihnen nicht Gelegenheit gegeben hatte, den Antrag schnöde abzulehnen — man muß alle diese Miserabilitäten erlebt haben, um eine genaue Vorstellung von der deutschen gelehrten Welt und neben ihren Verdiensten (die inzwischen zu keiner Zeit ohne Lob und Anerkennung geblieben sind) auch eine Vorstellung von ihren Niedrigkeiten zu haben. Ref., der damals in Berlin lebte, und zwar in sehr untergeordneten Verhältnissen, mußte doch trotz dem, und mußte von solchen wissenschaftlich ausgezeichneten und bürgerlich hochstehenden Männern, die ihn sonst gar nicht kannten, ihn etwa nur irgendwo in einer Gesellschaft zu sehen bekamen, blos deswegen eine Reihe gehässiger, theilweis zugleich im höchsten Grade platter, dummer, böswilliger Aeußerungen mit anhören, weil sie wußten, daß er mit Mitgliedern der Societät nahe befreundet und geeignet sei, dergleichen weiter an den Mann zu bringen. Er hat seine nächste Rache dadurch genommen, daß er dergleichen völlig überhörte, hat auch nicht eine Sylbe wieder an den Mann gebracht in der Zeit, wo es gewünscht wurde; aber aufgeschrieben, in aller Gemeinheit der stattgehabten Aeußerung aufgeschrieben hat er sich Alles und hofft dereinst, grade wenn die Mittheilung nicht mehr erwünscht sein dürfte, in gewissen Memoiren über die malhonneten Sitten deutscher Universitätsgelehrten eine zweite Rache zu nehmen, die ihm um so mehr sittliche Pflicht scheint, als eben die breite Gemeinheit, die man in Deutschland so häufig wie die Gänseblumen findet, nur und ganz allein aus jenem taubenartigen Gallenmangel erwächst, der in Deutschland der gemeinsten Seele erlaubt, ihren Schmuz von sich zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

München, 20. December 1838.

Allgemeine Theilnahme hat die Rede gefunden welche der geh. Medicinalrath Dr. Ringseis als zeitiger Rector der Universität vorgestern beim Antritt seines Amtes in der Aula gehalten und welche von dem revolutionnairen Geist auf den deutschen Universitäten handelt. Schon länge war es Wunsch und Bedürfniß, daß die Männer, welche auf der Höhe der Wissenschaft stehen, und deren Gesinnung — wenigstens bis zur letzten verwirrenden Katastrophe — als freisinnig anerkannt oder angenommen war, ihre Stimme erheben möchten, daß für Die, welche weder dem feigen und blinden Entgegenarbeiten gegen nothwendige Entwickelung der Freiheit, noch dem liberalen Geschrei einer verblendeten oder verblendenden Menge beistimmen konnten, eine Fahne aufgestellt sei, der sie willig folgen mochten. Die Gefahr, die endlich ziemlich unzweideutig nun auch den Universitäten droht, ruft jene Männer in die Schranken, und indem sie gewissermaßen nur Haus und Herd vertheidigen, müssen sie doch als Kämpfer fürs ganze Vaterland; vielleicht als Retter der Universitäten geehrt werden. Nachdem bereits im Norden die Stimme eines hochgefeierten Mannes laut ward, erklingt eine gleiche nur stärker und beredter im Süden. Dr. Ringseis spricht zur Jugend, zur reifern Jugend, zu künftigen Priestern, Gesetzgebern, Richtern, Verwaltungsbeamten, die einmal berufen sind, an dem großen Heilungswerke der Zeit Theil zu nehmen, und fühlt sich deshalb in seiner gegenwärtigen Stellung aufgefodert, von dem Uebel zu reden, woran jene leidet, um so mehr, da man den Universitäten so große Schuld daran beimißt. Er gesteht das Letztere zu, doch weist er zugleich auf alle andere Ursachen hin, die schon seit Jahrhunderten im Leben der europäischen Staaten

nachzuweisen sind, noch heutzutage offen daliegen, aber ebenso gut im servilen, falschen Monarchismus und Absolutismus als im falschen Liberalismus, der zum Theil als Kind des andern bezeichnet wird, erkannt werden müssen. Dem Redner als geistreichem Arzte stehen viele neue schlagende Bilder zu Gebote, er verfolgt die Krankheit der Zeit nach allen Richtungen und bezeichnet scharf die schlechten Heilmethoden nur als Fortsetzung der Revolutionen von Oben, die durch Imputirung neuer Kräfte oder durch Amputirung schadhafter Glieder dem Uebel zu steuern glauben, während jeder vernünftige Arzt weiß, daß es beim Kranken nur auf Entwickelung nach vorhandener Kräfte ankomme, und daß an dem Verlust selbst des kleinsten Gliedes häufig der Verlust des Lebens hänge. Dies führt ihn auf den Werth organischen Zusammenhanges im Staatskörper und corporativer Einrichtungen. Er beklagt das Aufheben so vieler Corporationen, durch die das Leben des germanischen Mittelalters gegründet und befestigt war (wobei jedoch eine vielleicht von der Geschichte nicht ganz gerechtfertigte Vorliebe die Phantasie leitet), und sieht darin die Untergrabung selbst der Staatsgewalt, erklärt es aber für höchste und heiligste Pflicht, das letzte dieser würdigen Institute, die Universitäten, nicht nur in ihren Rechten und Freiheiten ungekränkt zu erhalten, sondern dieselben möglichst zu erweitern. Der Redner geht sodann auf die erfreuliche Betrachtung über, daß von deutschen Fürsten deutsche Universitäten nichts zu fürchten haben, daß namentlich hiesiger Hochschule solche Gefahr nicht drohe, da der König oft und laut seine begeisterte Liebe zur Freiheit ausgesprochen, und er, der hochherzige Beschützer der Künste, auch für die Wissenschaft, da alle Musen Schwestern seien, das Höchste erringen werde; und schließt mit einer ergreifenden Apostrophe an seine akademischen Mitbürger.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen einige Stellen dieser in aller Weise ausgezeichneten Rede, die hier von der glücklichsten Wirkung begleitet war, mitzutheilen, obschon ich fühle, wie sehr der Zusammenhang aller Theile dazu gehört, um diese richtig zu würdigen. Nachdem im Eingang auf mehre revolutionaire Erscheinungen unserer Tage aufmerksam gemacht, dieselben aber als nur theilweis von Universitäten ausgehend bezeichnet worden, fährt der Redner fort:

„In der ganzen Geschichte begleitet den Geist des Ungehorsams gegen Gott der Geist des Ungehorsams, somit der Selbstsucht und Ungerechtigkeit, in viel weitern Kreisen verderblich, wenn er von der Höhe der Macht herabwirkt. Ein schon mächtig aufgespeichertes Erbe dieses Geistes des Ungehorsams fand bei seinem Regierungsantritte Ludwig XIV., und da er es nach allen Seiten hin reichlich vermehret, so wird er als einer der Repräsentanten des Absolutismus betrachtet. Als Ludwig XIV. sein Gutdünken, bon plaisir, zum Staatsgesetz machte, da verletzte er von Gott selbst gegebene, darum unveräußerliche, von keiner Staatsgewalt antastbare Rechte der Völker, selbst wenn diese solch Verhängniß durch eignes Unrecht verwirkt haben sollten. Denn gleich der Natur, dem Leib, dem Geist ist der Staat nichts von Menschen gemachtes, sondern, wie der Dichter und die Schulen der Weisheit uns lehren, ursprünglich ein Naturgewächs, ein Kunstwerk, ja das höchste Kunstwerk Gottes, und die Spuren der göttlichen Ordnung sind nachweisbar in jedem durch Menschenwillkür auch noch so verdorbenen Staate, wie die Reste der Gesundheit im krankhaften Leibe und im schändlichsten Menschen die Trümmer des Ebenbildes Gottes. Insbesondere entwickelte sich in ganz Neueuropa der selbst von Burke und Montesquieu als musterhaft bewunderte christlich-germanische Staat mit seinen Vergliederungen in Provinzen, Gemeinden, Familien, in geistlichen und weltlichen Ständen, Zünften und Innungen, er entwickelte sich ganz organisch aus den Lehren und Instituten des Christenthums und des diesem so innig verwandten germanischen Wesens. Fürsten und Völker mit ihren Ständen sind von Gottes Gnaden; von Gott haben Fürsten und Völker ihre Rechte und Verpflichtungen; der christlich germanische Staat war kein absolutistisch pseudomonarchischer." Es wird nun dieser und seine Gliederung näher bezeichnet, vorzüglich die gleichmäßige Kraftäußerung aller Glieder nach Oben und nach Unten gerühmt; die Mängel des nordamerikanischen Staates, dem die obern Glieder fehlen, des antiken, der alle individuelle Freiheit verschlungen, des modernen mit seinem Centralisationsprincip aufgedeckt. Dann fährt der Redner fort:

„Es war Recht und Pflicht, das Schwache zu stärken, abweichende Richtungen einzulenken, eingedrungenes Fremdartiges oder dem Lebensproceß Abgestorbenes auszustoßen; aber es war sündliche Willkür, rechtmäßige Kräfte zu hemmen, wol gar ganze Glieder des großen Leibes zu zerstören; denn Krankheit, ja Tod folgt oft der Verletzung selbst des kleinsten organischen Gliedes. Als Ludwig XIV. durch Revolutionen von Oben die Rechte Aller verletzte, da verkündete ihm der fromme Fénélon die Vernichtung aller Rechte seiner Enkel durch die Empörungen von Unten. Statt wie Ludwig der Heilige zu thun, der unrecht erworbenes Land seiner Ahnen zurückgab, befolgten die Nachkommen Ludwig's, den sie den Großen benannten, dessen Beispiel und reizten Europas Fürsten zu Gleichem. Nicht das unter göttlichem Einfluß entstandene objective und positive Recht, sondern das bon plaisir oder eine nach Verschiedenheit des Tagesgeistes subjective rationalistische, blos willkürliche Maxime vom allgemeinen Wohle war der leitende, der despotische Grundsatz der Praxis. Der Absolutismus des Ichs erreichte die Spitze unter Napoleon, der alle corporative und private Selbständigkeit, alles positive Recht, selbst das väterliche und häusliche und die Freiheit der Kirche schonungslos mit Füßen getreten. Mit der atheistischen, auf dem Ich beruhenden Praxis des französischen Königs entwickelte sich wol nicht ohne innern Zusammenhang die vom Ich ausgehende Philosophie und Staatsrechtstheorie in den Schulen von Hobbes, Descartes, Spinoza, Kant und Fichte, und die Spitze des Egoismus erreichte sie im Napoleonismus von Hegel."

Nun werden die Uebel einzeln verfolgt, der von Unten verletzte, von Oben methodisch verhöhnte Gehorsam gegen Gott, der zum Hof- und Staatsdienst entwürdigte Klerus, das Einführen fürstlicher Beamten über alle Stände, statt der vorigen aller Stände, Geldaristokratie an der Stelle des Geschlechtsadels, Aufhören der Zünfte, Verwandlung des Bauers in einen Gewerbsmann durch Zerstückelung des Bodens, und als Folge dieser Uebel Leib- und Wurzellosigkeit der fürstlichen Herrschaft, Verarmung des Volks (mit Hindeutung auf irländische Verhältnisse) und Widerstreit der bei naturgemäßer Entwickelung sich helfenden Kräfte bei einem mechanischen Staatsgliedermann nachgewiesen.

„Von Gott gegeben", fährt der Redner unter sichtbar steigender Theilnahme der Zuhörer fort, „unzerstörbar, völlig berechtigt ist der Trieb zur Innung und Gesellung. Nicht mehr organisch genährt, sucht er krankhaft in geheimer Gesellschaft Befriedigung. Angeboren besonders den germanischen Stämmen ist der Trieb nach eigner Verwaltung in der Familie, dem Hause, der Gemeinde, im Bezirke. Gehemmt durch eine „Alles bevormundende", in Alles sich mischende Polizeigewalt kehrte sich dieser Trieb anmaßend nach Außen und Oben. Ungläubig die Rechte Anderer, die gleichfalls von Gott sind, verletzend, verloren die Machthaber den Glauben an die göttliche Abkunft der eignen, sie buhlten, statt sie zu bekämpfen, mit den Irrlehren der Zeit, in Hoffnung, durch List sie nutzbar zu machen. Verletzend den Gehorsam gegen Gott und Gott nicht mehr gebend, was Gottes ist, wie konnten sie hoffen, daß die Völker gäben, was des Kaisers ist?"

So wird die blutige Revolution von Unten aus der verderblichen von Oben hergeleitet, alsdann die traurige und allgemein bekannte Folge der erstern weiter geschildert, wie endlich das Gespenst der Freiheit alle wahre Freiheit und Wohlfahrt verschlungen, und wie wir am Abgrunde eines allgemeinen europäischen Verderbens stehen, wie Burke, Claudius, Müller und Niebuhr längst vorhergesagt, der Alle verschlingt, wenn nicht durch allseitiges Erkenntniß und Bekenntniß des Unrechts, durch die beharrlichste, heldenmüthigste und vereinte Anstrengung der

Fürsten und Völker, durch ein Wunder der erbarmenden Liebe Gottes Rückkehr erwirkt wird.

Nun geht der Redner auf den besondern Antheil über, den man den Universitäten an den revolutionnairen Erscheinungen Schuld gibt, und stellt die Klage nicht in Abrede. „Aber“, sagt er, „gibt das Verbrechen einzelner Glieder einer Institution ein Recht zur Vernichtung der Institution selbst? Dann haben die Jacobiner Recht, Kirche, Monarchie und Adel zu vernichten. Die Zerstörung der Hochschulen durch Regierungen wäre nur die Fortsetzung derselben Revolutionen von Oben, welche, angeblich zum allgemeinen Besten die genannten Körperschaften zerstörend, den Umsturz der Throne bereitet. Oder hofft man die Revolution von Unten zu hemmen durch Fortsetzung und Steigerung der Willkür von Oben? Ist des alten, historisch Ehrwürdigen nicht genug zerstört? Sollen diese seit ihrer Entstehung mit fast Allem, was in der Geschichte groß ist, innig verbundenen Anstalten auch in den Abgrund stürzen, der schon den größten Theil der andern Stände begraben? Sollen sie zerstört werden von den Enkeln der Fürsten, die sie mit so rührender und liebender Sorge gepflegt und beschenkt, und die ihre Verderber mit dem Fluche bedroht? — Ja, man kann die Universitäten zertrümmern; aber wehe Denen, die dazu wirken! sie sind der Mit- und Nachwelt, der Monarchie und der Kirche verantwortlich für alles Unheil, das daraus entstehen wird.“

Zugestehend die Nothwendigkeit einer Veränderung der Universitätsverfassung, ist der Redner aber weit entfernt, das Uebel in der Selbständigkeit der Anstalt zu erblicken; die Wahl der Lehrer, der schlechte Geist aus andern Schulen aufgenommener Zöglinge und viele der Universitätsverfassung fremde Ursachen tragen die Schuld. Der revolutionnaire Geist, durch alle Stände verbreitet, habe die Hochschulen allein nicht verschonen können, um so weniger, da Lehrer, wenn sie gegen den Umsturz kämpften, sehr häufig von Denen, für die sie kämpften, verlassen oder zurückgestoßen wurden. Außerhalb Deutschlands und der Universitäten sei der böse Geist geboren, der schädliche Einfluß der Presse, der Propaganda und vor Allen der schlechten Gymnasialerziehung sei zu hindern, was Alles im Berufe und in der Macht der Staatsgewalt liege, statt daß sie zu Aufhebung der Lehrfreiheit, Einführung gebotener Lehrbücher, Vernichtung der corporativen Selbständigkeit der Universitäten schreite. „Eine solche Beschränkung der freien Lehre erklärt der Redner nicht blos für ungenügend, sondern für thöricht, positiv schädlich und gefährlich, für unrecht und revolutionnair. Ein Vortrag nach solchen Büchern würde sogleich den Zweifel an ihrer Wahrheit erregen, und doppelt verderblich würden sie, wenn ihre Grundsätze selbst schlecht und dennoch, wie Beispiele lehren, durch Autorität geheiligt erschienen. Wer widerlegte überdies die unzähligen schlechten in allen Händen befindlichen Schriften über alle Zweige des Wissens und Handelns? Nein, der gefürchtete Geist wird nicht durch solche Mittel beschworen. Wie die Sucht nach falscher Freiheit nicht durch Beraubung, sondern nur durch Gewährung der wahren Freiheit, so wird die falsche Wissenschaft nicht durch Verzichtung auf Wissenschaft, sondern allein durch die wahre bekämpft.“ „Durch Darstellung der wahren positiven und objectiven Lehre fallen von selbst die Götzen der falschen, die theoretisch und praktisch sinnlosen Lehren von Volkssouverainetät, ursprünglichem Vertrage, absoluter Freiheit der Presse und andere. Nie widersteht dem Feuer der Wissenschaft das Irrige, Schlechte, Verderbliche. Die Darstellung der wahren religiösen und politischen Doctrinen und die siegreiche Bekämpfung des Irrthums ist Aufgabe der Universitäten, diese Aufgabe aber nur lösbar bei freier Behandlung der Wissenschaft. Ueberzeugung läßt sich nicht zwingen, die freie Ueberzeugung des Lehrers erobert die freie Eroberung des Hörers, ohne Freiheit würde die schon begonnene Restauration der Wissenschaften neuerdings unterbrochen, das einzig sichere Mittel der Rettung vernichtet. Ueppiger stets wuchsen die falschen revolutionnairen Theorien, seit man die keusche, dem Ewigen dienende Wissenschaft zur feilen Magd zu beliebten Zwecken misbrauchte, seit man ihr als höchsten Zweck vorschrieb, das Nützliche und Brauchbare zu lehren, seit man ihre Institute, ursprünglich Weltinstitute, zu bloßen Staatsanstalten erniedrigte.“

Der Redner geht nun in ein fast lyrisches Lob der Freiheit über, die er mit erhabenen, aus tiefer Weltanschauung genommenen Zügen zeichnet, und fodert für die Universitäten statt der Beschränkung freiste Entwickelung ihrer corporativen Selbständigkeit, natürlich im Zusammenhang mit dem ganzen Organismus, dem sie als Glied dient. Corporative Verfassung erscheint ihm als der wesentlichste Hort der Freiheit, als untrüglichstes Mittel gegen Revolution (da die durch Zünfte zu allen Zeiten bewirkten partialen Aufstände nicht mit der Alles umwälzenden Revolution zu verwechseln sind), und so rühmt er unter Anderm Preußen wegen seiner Städteordnung und seiner Provinzialstände, in welchen er die Keime zu künftigen Corporationen erblickt. Nachdem er sodann noch die seichte Behauptung, daß seit Erfindung der Buchdruckerei die Universitäten mehr schädlich als nützlich seien, widerlegt, geht der Redner auf seine Hoffnungen über: „Nein, von deutschen Fürsten haben deutsche Universitäten nichts zu befürchten; deutsche Fürsten werden nicht sie zerstören, nicht sie beschränken; vielmehr ihre Freiheit und organische Selbständigkeit erweitern und befestigen. Daß dies in unserm Baiern nicht geschehen wird, dafür bürgt uns der wahrhaft liberale, großartige Sinn König Ludwig's und seine eigne, begeisterte Liebe zur Freiheit; dafür die Gesinnung der zu seinem hohen Rathe Berufenen; dafür Alles, was der königliche Herr in höherm Geiste bereits gewirkt und gestaltet, für Belebung des corporativen Geistes überhaupt, für geistliche Körperschaften, für Universitäten und die unsere insbesondere.“ Nachdem der Redner hierauf ein gedrängtes Bild der königlichen Thätigkeit gegeben, fährt er fort: „Aber zum Wiederaufbau reichen die Kräfte keines einzelnen Fürsten, selbst aller zusammen und der vereinten Regierungen nicht hin. Zusammenwirken müssen weltliche und geistliche Obrigkeit und beide mit allen Ständen der ganzen Gesellschaft. Wir alle sind berufen zum großen Tagewerke, nicht blos die wirklichen Lehrer &c., sondern auch Sie, meine inniggeliebten akademischen Freunde und Mitbürger, wenn auch Lernende jetzt, doch als künftige Lehrer &c.“ „O meine theuern akademischen Freunde, könnte ich mit aller durch Religion, Geschichte und Wissenschaft in mir bewirkten Gewalt der Ueberzeugung und mit der alle meine Adern überwallenden Glut des Gefühles für Ihr und des gesammten Vaterlandes Wohl, könnt' ich Sie hinwegziehen von allen Klippen des Unglaubens und Ungehorsams und sie zum Wissen des Glaubens, zum Muthe, zur Freiheit, zur Selbständigkeit des Gehorsams leiten. Unsern Glauben und Gehorsam wird und muß Gott segnen, so wahr Er der Wahrhaftige ist, und so wahr nur von Selbstheit trunkne Thoren diesen Segen verachten; das furchtbare Schwert, das noch über unsern Scheiteln droht, wird er von unserer Heimat, von Deutschland, von Europa gnädig hinwegthun und aus den Keimen des Glaubens und Gehorsams ein neues, gewaltiges Reich erwecken.“ 81.

Literarische Notizen.

Der ehemals bei der Kaiserin Josephine angestellte Maler Quaglio hat in Paris eine Sammlung der auf dem Kirchhofe des Pater Lachaise befindlichen, schönsten Monumente herausgegeben.

Die vierte Ausgabe der Geschichte der französischen Revolution von Thiers erscheint in hundert Lieferungen zu 50 Cent. und mit hundert Kupferstichen. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 6. — 6. Januar 1834.

Zur Geschichtschreibung und Literatur. Berichte und Beurtheilungen von K. A. Varnhagen von Ense.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Trug nun in jener Zeit jeder Mitstifter der Societät für wissenschaftliche Kritik sein bescheiden Theil von Anfechtung, so waren doch ganz natürlich viele derselben durch eine anderweitige wichtige Thätigkeit so sehr in Anspruch genommen, daß sie fürs Erste weniger selbst sich um Geschäfte kümmerten und vielmehr nur wohlwollend gewähren ließen; andere waren noch jung und von noch so unbestimmten Verhältnissen in der Welt, daß ihnen das geschäftige wie das gehässige Treiben, was sich mit der Stiftung der Societät für wissenschaftliche Kritik verband, wenn nicht zur schönsten Unterhaltung, doch zu einem Anlaß der reichsten Beobachtungen diente; daß sie sich demselben passiv hingaben, ohne zu wagen eine selbständige Einwirkung darauf auszuüben. Unter Denen aber, die sich nun eifriger für die äußere Einrichtung und innere Gestaltung der Societät bemühten, traten wieder am Charakteristischen Hegel, Gans und Varnhagen von Ense hervor. Hegel durch stete ernste Bezugnahme auf die ursprünglichen Absichten und Vorsätze der Gesellschaft sowie durch ein gewisses, zuweilen sogar komisch-peinliches Dringen auf äußere Ordnung in den Secretariatsgeschäften, wo gewisse Bücher und Journale mit gewissen Linien und Rubriken geführt werden sollten u. s. w.; Gans durch eine aufopfernde Thätigkeit, die aber allerdings auch zuweilen ihre sehr humoristischen Seiten hatte, wenn er als Generalsecretair sich geberdete wie ein kleiner Deputirtenkammerpräsident, oder, um eine gemißbilligte Recension eines Freundes bei dem critical court durchzubringen, alle mögliche Umtriebe versuchte und sie wie eine zurückgewiesene Bill mit geringen Aenderungen zum zweiten- und dritten Male zur Abstimmung zu bringen nicht ermüdete. Von Varnhagen von Ense kann man sagen, daß er das lebendige rechte Maß in der Gesellschaft war. Wenn irgend Jemand Hegel's Peinlichkeit und Gans' Polypragmosyne und Protectionsleidenschaft in ruhiger Weise wirksam entgegentrat, so war es nur dieser Mann, dessen Einfluß sich von Monat zu Monat mehr in der Societät entwickelte, und der so im Grunde der nothwendige andere Pol derselben wurde.

Ist nun nicht zu leugnen, daß das Entstehen und das Sichhalten der berliner „Jahrbücher" trotz dem, daß jenes Ziel, was man anfangs erreichen wollte, nicht erreicht worden ist (wie es denn in Deutschland aus Mangel an den dazu nöthigen Scribenten wie an dem in der französischen Weise theilnehmenden Publicum überhaupt nicht und zum Glück nicht ganz erreicht werden kann), doch theils durch die Rückwirkung der „Jahrbücher" auf die andern kritischen Institute (die seitdem zum Theil in mehrfachen Revolutionen ihrer Einrichtungen, sowol durch collegialische Redactionen als durch häufigere Nennung der Recensentennamen u. s. w. sich den berliner „Jahrbüchern" in ihrer Erscheinung genähert haben), theils durch ihren unmittelbaren Einfluß in tüchtigen Recensionen höchst bedeutend geworden ist, so darf dabei nie vergessen werden, daß — auch abgesehen von dessen eignen uns jetzt gesammelt gebotenen Recensionen — Varnhagen von Ense sich um die würdige Haltung und zweckgemäße Einrichtung der berliner „Jahrbücher" ebenso große Verdienste erworben hat als durch unnachsichtige Vertretung derselben in der Gesellschaft, so lange sie einer solchen Vertretung bedurften, um deren Ruf, daß also von der allgemeinen Wirkung dieser Zeitschrift auch noch ein gutes Theil ihm zuzurechnen ist.

Was die vorliegenden gesammelten Recensionen endlich betrifft, so wird die allgemeinste Bekanntschaft mit ihnen schon unsere Behauptung rechtfertigen, daß sie am meisten sich jenem Ideal deutscher Recensionen, welches bei Gründung der berliner „Jahrbücher" aufgestellt wurde, nähern, nämlich in correcter Form und anziehender Fassung zugleich mit strengem wissenschaftlichen Maße messend, doch dem Verständniß jedes Gebildeten zugänglich zu sein, allgemeine Resultate oder Mängel gründlich zu bezeichnen und doch in keinem epineusen Detail sich zu verlieren. Wenn dabei der Gerechtigkeit gegen Andere halber bemerkt werden muß, daß es allerdings bei den Büchern, welche diese Recensionen betreffen, auch verhältnißmäßig leichter gewesen sei, sich jenem Ideal zu nähern, indem in der bezeichneten Weise leichter über Darstellungen neuerer Zeitgeschichte, über Biographien, überhaupt Geschichte und über Werke der schönen Redekünste geschrieben werden möge als über mathematische, naturwissenschaftliche und den abstractern philosophischen Disciplinen zugewendete, so kann dies eines Theils zugegeben werden; allein

theils tragen doch, auch abgesehen von dieser verhältnißmäßig größern Leichtigkeit, diese Recensionen ein eigenthümliches, anziehendes Gepräge und können in dieser Hinsicht, weil es eben das Individuelle und schön Individuelle ist, nicht weiter verglichen werden, theils sind doch auch schwierigere Aufgaben in ihnen besprochen und bei anscheinend großer Leichtigkeit der Behandlung eine Menge der fruchtbarsten Sätze der gebildeten Welt eindringlich ans Herz gelegt. Dies namentlich bei der Beurtheilung mehrer kleinerer Schriften, z. B. von Fr. Roth „Ueber den bürgerlichen Zustand Galliens", und von A. Fügler „Ueber das Wesen der Historie und die Behandlung derselben", von P. Usteri's „Kleinen gesammelten Schriften".

Nach der negativen Seite der Wirkung haben wir uns bei erneuter Durchlesung dieser Recensionen vielfach an Zurückführung so mancher französischen Präsumtion auf den gebührenden Standpunkt der Nichtigkeit, doch auch an dem strengen Urtheil über manche deutsche Hohlheit, wie z. B. bei Gelegenheit der Gagern'schen Schriften, erfreut. Daß neben manchen Ausstellungen doch nirgends Vorzüge übersehen, sondern, wo ein gerechter Tadel sie zu verdunkeln schien, nur um so entschiedener anerkannt worden sind, sogar in der auf Schlosser Beziehung habenden Streitschrift, ist ein Zug, der in Deutschland nicht eben häufig erwähnt werden kann. Nach der positiven, der anerkennenden Seite hin ist Ref. noch vor Allem die schöne Würdigung von Achim von Arnim's Dichtergaben wohlthuend gewesen. Wie wenig ist selbst jetzt noch Das, was dieser herrliche Geist Tüchtiges (freilich unter manchem in der Ausführung Auseinandergegangenen oder in Ermattung Liegengebliebenen) geleistet hat, anerkannt. Seine „Kronenwächter", der deutscheste Roman, den man denken kann, und ausgestattet noch mit herrlichen Zugaben, ist fast verschollen, und ebenso die beiden Bände Novellen und Erzählungen, deren Anzeigen in dem vorliegenden Bande enthalten sind, und die zu dem Besten gehören, was unsere Literatur in dieser Beziehung aufzuweisen hat. 10.

Esthnische und finnische Volkslieder.

Russische und russinische, polnische, lithauische und serbische Volkslieder sind in d. Bl. als die ersten hörbaren Stimmen eines poetisch producirenden Volks, als Uranfänge der Literatur besprochen und in einzelnen Proben auch mitgetheilt worden. Jenen Berichten folge nun ein Wort über ehstnische Volkslieder. Misachtet und fast vergessen lebt im westlichen Winkel des finnischen Meerbusens und von da bis an den Peipussee durch Liefland bis zur altrussischen Grenze der Nowgoroder das blonde und weiche, sanfte und doch tapfere Volk der Esthen. Es gehört zu dem großen, zahlreichen Volksstamme der Finnen, dessen Sitze von den ebengenannten Landmarken an durch ganz Finnland und Ingermanland und von da in den sprachverwandten Kareliern, Syränen, Permiaken, Tscheremissen und Ostiaken weit durch die nordöstlichen Gebiete des europäischen Rußlands bis in Siberien hinein sich erstrecken. Nie sind ehstnische und der sprachverwandten Stämme Volkslieder gesammelt worden (wie doch z. B. vor wenigen Jahren durch Rhesa die lithauischen), dennoch wäre es billig, diese Aufmerksamkeit der großen Finnenwelt zu schenken, obschon sie überall, wo sie sich auch erhalten hat, wie die lithauische, der Oberherrschaft germanischer oder slawischer Stämme verfallen ist. Möchten diese Zeilen, an sich ungenügend und auch durch den Raum in d. Bl. beschränkt und rücksichtsvoll gezählt, eine erste Anregung hierzu enthalten. — Wenige, aber anziehende esthnische Volkslieder findet man abgedruckt in Petri's bekanntem, vielangefochtenem Werke: „Esthland und die Esthen". Eine größere, obgleich noch immer nicht zahlreiche Blumenlese esthnischer Volkslieder erhalten wir neuerdings in: „Reisen in mehre russische Gouvernements in den Jahren 1788, 1801, 1807 und 1815" (fünf Bände. Meiningen 1830). Der Verf. ist Herr Christian Schlegel, zuerst Hofmeister in adeligen Häusern in Esthland, sodann deutscher Prediger bei der evangelischen Gemeine zu Mohilow in Weißrußland, zuletzt Collegienrath und Beamter bei der deutschen Postexpedition zu Petersburg. Durch seine frühere Stellung und spätere Reisen in Esthland war er in den Stand gesetzt worden, das esthnische Landvolk (Adel und Städter sind bekanntlich Deutsche) vielfach kennen zu lernen, und er tritt als warmer Vertheidiger desselben auf. Die Sprache ist, wie überhaupt alle Dialekte der großen finnischen, weich und vocalreich; harte oder zusammengesetzte Mitlauter wie pf, x, u. s. w. kennt sie nicht, dagegen aber gefällt sie sich umgekehrt in Zusammensetzungen von Vocalen und hat an Doppellautern ein ā, ae, ai, au, äe, äi, ea, eä, ei, eu, iu, oe, oö, ou, oi, öi, ū, ui und andere für das deutsche, nicht früh daran gewöhnte Ohr kaum ergreifbare Zusammensetzungen aufzuweisen. Es würde zu weit führen, den weichen Klang der Sprache in mitgetheilten Originalliedern, wie sie der Verf. in seine Reisebeschreibung aufgenommen, hier darthun zu wollen; wir begnügen uns, aus seinem Liedervorrath einige deutsche Uebersetzungen auszuschreiben und aus eignen Blättern eine durch Freundeshand zugekommene finnische Liedchen hinzuzufügen. Naiv ist folgende Ermahnung eines Mädchens, das ihrem Bruder, einem Rekruten, die Waffen anlegt:

> Ich rüste den lieben Bruder aus,
> Ich rüste ihn aus und unterrichte ihn.
> Liebes Brüderchen, sage nicht voraus, —
> Weiche nicht zurück —
> Die Vordern werden erstochen,
> Und die im Schweif erschossen,
> Dreh' dich mitten im Getümmel,
> Nah' um den Fahnenträger.
> Die Mittelsten kommen nach Hause.

Wenn man auf diese Weise die goldne Mittelstraße anpreisen hört, so schließe man daraus nicht etwa auf eine volksthümliche Feigheit der Esthen und Finnen. Im Gegentheil, nach dem Zeugniß erfahrener Krieger und selbst der Geschichte sind die Finnen und ihre Stammgenossen sehr tapfere Soldaten. Wie ruhmvoll wird der finnischen Regimenter gedacht, überall wo schwedische Heere fochten? Die russischen Regimenter, in denen sich viele Soldaten aus dem finnischen Volksstamme der Russinen befinden, werden zu den tapfersten und zuverlässigsten des Heeres gezählt, und im letzten Kriege gegen den Aufstand in Polen haben sich noch im frischen Gedächtnisse der Gegenwart die finnischen Schützen besonders ausgezeichnet. Diese Tapferkeit und Tüchtigkeit der Finnen wird auch von ihren russischen Waffengefährten gern und willig anerkannt. In der Schlacht soll sich ihrer häufig eine altnordische Berserkerwuth bemächtigen, und wie furchtbar, unaufhaltsam, unwiderstehlich, zermalmend sie sich dann auf den Feind werfen, haben die Franzosen erfahren. Doch wir kehren zu unsern Liedern zurück und geben zuvörderst ein Hochzeitlied (Th. I, S. 518):

> Jüngferchen, junges Weib!
> Wie du zu Hause aufwuchst,
> Da galtest du wie Gold im Hause,
> Wie Silber auf des Vaters Gehöft,
> Wie Kupfer auf des Bruders Wiese.
> Wenn du aber, Mädchen, in ein fremdes Haus kommst,
> So kommst wie ein Fisch an ein andres Ufer,
> Wie eine Ente an einen andern Ort.

Ich weiß es nicht zu loben, noch zu tadeln,
Ob du dann noch so viel giltst als die Erde,
Die an der Gans Flügeln ist,
Oder zwischen des Sperlings Zehen,
Oder der Ferse des Hahns,
Im Gefieder des sich schüttelnden Vogels.

Es wäre schwer, ein anschaulicheres Bild für die Geringfügigkeit im Gegensatze des Werthvollen zu finden, als in diesem Liedchen aufgestellt wird, und einfach mahnend sagt es der verzärtelten Tochter, daß nicht gleiche Liebe sie im Hause der Schwiegerältern erwarte. — In vielen Liedern spricht sich das Leid über die bedrückte Lage des Landvolks aus, und so wehmüthig diese Klagen erklingen, so ermangeln sie doch nicht eines gewissen Aufschwungs der niedergehaltenen Kraft. Nicht ohne Theilnahme liest man das Lied Th. V, S. 117, welches Schnitterlied überschrieben ist:

Der Sommer bringt uns um;
Der Winter mordet uns;
Die Heuzeit schneidet uns den Odem ab;
Die Ernte macht uns den Garaus.
Leben herrscht auf unsern Fluren,
So lange der Herr auf Oesel ist,
So lange der Herr im pernauer Lande ist.
Kommt er von Oesel,
Aus dem pernauer Lande zurück,
So flieht das Leben von unsern Fluren,
Das Leben schwindet von unsern Kammern,
Die Freude von den Sammlern des Heus,
Und das Glück von den Pflügern des Feldes.
Das Weinen tönt bis nach Runda,
Das Geklage bis nach Allentaken,
Statt Dudelsack pfeift die Peitsche.

Einige Stimmen:

Laßt uns drei die Hände geben,
Zusammen vors Gericht gehen,
Anzuflehen die Richter.
(Vor dem Richter.)
Guter Herr,
Beste Frau,
Seht auf das arme Gebiete herab,
Wie grausam man uns martert,
Wie man die Geringen peinigt,
Die Starken entkräftet,
Der Jüngern Blut vergießt.

Der Richter:

Seid ruhig, Kinder!
Wir wollen rathschlagen,
Wie man euch helfen könne!

Zur Beruhigung mancher Leser, die der Inhalt des Liedes erschüttert haben könnte, müssen wir bemerken, daß der Verf. der obengenannten Reisebeschreibungen die Lieder, die er mittheilt, zu verschiedener Zeit gesammelt hat; einige sind von ihm während seines ersten Aufenthaltes in Esthland vor beinahe 50 Jahren aufgeschrieben worden. Vielleicht gehört auch das Schnitterlied in jene Tage. Seither hat sich Vieles in der Lage des esthnischen Landbauers zum Bessern gekehrt, besonders seit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Esthland während der Verwaltung dieser Provinz durch den jetzigen Großherzog von Oldenburg, einen der edelsten Fürsten Deutschlands, der als Erbprinz Generalgouverneur von Esthland war. In der letzten Strophe des Liedes, der Antwort des Richters, liegt ein Spott, auf den unser Reisebeschreiber auch bei andern Liedern der Esthen als einen häufigen Beisatz derselben aufmerksam macht, obgleich man ihnen sonst in ihrer Geistesrichtung mehr offene, einfache Treuherzigkeit als versteckten Schalksinn beimißt. Wir werden übrigens weiter unten finnische Lieder mittheilen, denen auch der Stachel des Witzes nicht mangelt. Jetzt schreiben wir noch, aber freilich, den Raum berücksichtigend, nur bruchstücksweise, ein Lied ähnlichen Inhalts wie das vorhergehende aus. Es ist überschrieben: „Lied der Frohndienst thuenden Mädchen und Kinder" (Th. V, S. 134). Das Drängen und Uebereilen einer unmäßigen Arbeit wird in den Zeilen geschildert:

Die Ochsen fressen vor Eile am Joch,
Die armen Wallachen im Geschirre,
Die Grauen zwischen den Zimern,
Die Schimmel kauen an Steinen.
Die Arbeitsmänner wie mit Zaunstangen getrieben,
Die armen Arbeiterinnen wie mit dem Flegel bedroht,
In der Scheune drischt man mit Peitschen,
Mit Prügeln trägt man die Garben zusammen u. s. w.

Der Schluß des Liedes drückt die Leiden der Kinder aus, die zu früh zur Arbeit genöthigt werden. Es heißt darin

Wenn wir wie ein Gänschen uns noch nicht weit entfernen,
Oder wie ein Hähnchen noch nicht laut gackeln können,
Dann stellt man uns den Größern zur Seite.
O Gott, gütiger Gott!
Erheb' dich von deinem Sitze!
Blick' auf das arme Gebiet herab,
Wie man uns Arme quält!
Wie man die Kleinern peinigt,
Der Geringern Blut vergießt!
Wenn nichts weiter noch den Koth zu schleppen,
Und Steine zusammenzulesen.
O Gott, gütiger Gott!

Wir wenden uns von diesen unerfreulichen Bildern und dem Schrei des Jammers, der hoffentlich nicht mehr erklingt, zu heitereren Gesängen. Eine Reihe kleiner Lieder (S. 137 fg.) vergegenwärtigt die einfache Feier einer esthnischen Bauernhochzeit. Sie bilden gleichsam ein kleines Drama; den Gesang beginnt die weggehende junge Frau; dann singt die Mutter:

Ach ich armes Weibchen!
Wo ist mein junges Hühnchen,
Das ich speiste, das ich tränkte,
Das ich schützte, das ich hütete?
Gewiß ist dir ein Schaden geschehen!
Hat dich ein schlimmer Habicht geraubt? u. s. w.

Hierauf antwortet der Vater und tröstet die Mutter, daß ihrem Hühnchen doch wol kein Leid geschehen ist und sie es wiedersehen würde. Als er geendet, singt die Schwiegermutter:

Jauchze, liebe Nachbarin!
Dein junges Hühnchen ist im Stall,
Ein Dorfhahn machte es abspenstig,
Das Hühnchen war ihm zugethan.

Das Gleichniß wird nun weiter ausgeführt, und zuletzt singen die Hochzeitgäste im Chor und erbitten dem Pärchen vom Geschick recht viele und schöne Eier. Wir müssen uns auf diese Auszüge beschränken und schließen sie mit der Beherzigung der Bemerkung unseres Reisebeschreibers, daß man die im Munde der Landleute noch üblichen, theils aus alter Zeit ihnen überkommenen Lieder als ein Erbtheil und eigenthümliches Gut des esthnischen Volks sammeln sollte, ehe deutsche, ins Esthnische übersetzte Lieder die eignen verdrängen. Uebrigens ist nicht so durchweg anzunehmen, daß Bekanntschaft mit fremden Gesängen die künftige eigne, freie Production gänzlich hemmen sollte.

Wir gehen nun zu den Liedern der sprach- und geistverwandten Finnen über, die indeß von jeher mehr Aufmerksamkeit und Beachtung gefunden haben als diejenigen ihrer esthnischen Stammgenossen. Schon Ganander und Porthan haben über Dichtung und Dichtkunst der Finnen geschrieben, und in neuerer Zeit hat Fr. Rühs auf eine rühmliche Weise die Aufmerksamkeit auf dieses Volk hingelenkt und in seinem bekannten Werke: „Finnland und seine Bewohner" (Leipzig 1809), einen ganzen Abschnitt der Volkspoesie eingeräumt. Dort sind auch mehre Lieder eingeschaltet, doch, wie es die Richtung des Werkes erfoderte, mehr historischen als andern Inhaltes. Wir fügen nun zu jenen noch einige neuere finnische Lieder, die wir aus Freundeshand erhalten und die auch Schröter nicht kannte. In dem ersten vertheidigt ein Jüngling auf eine harmlos witzige Weise den Angriff auf seine ihm natürlich erscheinende Liebe,

indem er auf ein ungleiches Paar hinweist, das sich trotz dieser Ungleichheit dennoch zu lieben scheint:

Seht mir doch die eigne Liebe,
Tanzt der Rettig mit der Rübe,
Lispelt ihr ins breite Ohr,
Sagt ihr süße Sachen vor!

Darf nun Rettig so und Rübe
Sich gestehen ihre Liebe,
Warum kann ich dich nicht frein
Und dein Allerliebster sein?

Die ältern finnischen Lieder sind reimlos, aber deswegen nicht ohne eine gewisse Kunst und Beachtung festgestellter Regeln gedichtet. Auch Rühs bemerkt: „Ohne die Regeln zu kennen, beobachten die Finnen sie doch immer, durch ihr Gehör und einen verwirrten Begriff vom Schönen geleitet; sie können gute und schlechte Verse sehr wohl unterscheiden, ja sie verbessern auch fehlerhafte Stellen, ohne die Haupterfodernisse eines guten Gedichtes angeben zu können. Die längsten Gedichte behalten sie sehr genau und pflanzen sie blos durch das Gedächtniß unter sich fort." In neuerer Zeit haben die Finnen wie die Esthen nach schwedischen und deutschen Mustern den Reim gebrauchen lernen, dessen Anwendung ihnen die Eigenthümlichkeit ihrer Sprache durch die häufigen gleichlautenden Verkleinerungen und das Anhängen einförmiger Schlußsylben erleichtert. Die Finnen haben ein Sprüchwort: „Ein Lied braut nicht, aber verlängert das Bier". Diesem Ausspruche zufolge, der die Liebe zum Gesange beurkundet, haben sie, wie auch Rühs bemerkt, eine große Anzahl von Dichtungen und Liedern im Gedächtnisse, wodurch es ihnen leicht wird, poetische Wendungen und Redensarten aufzufinden. Jährlich entsteht eine Menge von Liedern, wovon jedoch wenige über die Grenzen des Kirchspiels, worin der Sänger lebt, verbreitet und aufbewahrt werden. Die Art des Absingens ist auch eigenthümlich, indem Zwei zusammensingen, nämlich der Vorsänger (Laulaja) und der Vormann (Päämjes), wobei ein dritter Einhelfer, gleichsam Soufleur (Saistaja), ihnen beisteht. Die Gesänge sind meistens ernsthaften, ermahnenden Inhalts; doch fehlen Liebeslieder und jene schalkhafter Art nicht, die Hr. S. bei dem esthnischen Landvolk zu seiner Ueberraschung gefunden hat. Wir theilen hier zwei der letztern Gattung mit, die aus der Gegend von Willmanstrand, von den Ufern des inselreichen, klaren Saimasees stammen. Aus dem ersten Liede spricht Lebenserfahrung mit einem Beisatz von Schalkheit und Ironie:

Weh, mein Liebchen ist von Holz;
Wär' ich doch das Feuer,
Brennen würd' ich's, brennen.

Weh, mein Liebchen ist von Stein;
Wär' ich doch das Eisen,
Mürbe schläg' ich's, mürbe!

Weh, mein Liebchen ist von Eis;
Wär' ich doch die Sonne,
Schmelzen würd' ich's, schmelzen!

Alles Dreie braucht' ich nicht,
Hätt' ich doch nur Silber,
Kaufen würd' ich's, kaufen!

Das zweite Lied, hier zunächst folgend, ist auch schalkhaften Inhalts. Zu seiner Verständigung müssen wir bevorworten, daß Thrums, ein hoher Berg in Norwegen, der Blocksberg des skandinavischen Nordens ist. Die Finnen, die keine zwei Mitlauter zusammen aussprechen können, von den Schweden aber den Namen gehört haben, sagen Rums. Ein anderer solcher Ort ist Blåkulle, eine kleine Insel im kalmarischen Sunde.

Drei Weiber reiten hinaus,
Sie sitzen auf hölzernen Rossen,
Drei Schaufeln sind es fürwahr!
Das ist mir ein schöner Ritt!

Die Weiber, die reiten nach Rums,
Dort ist ein Tänzchen und Schmäuschen,
Der Teufel ist Geiger und Wirth!
Das ist mir ein schönes Fest!

O liebe, zänkische Base,
Dein Rößlein hab' ich gesattelt,
So reite auch du nun zum Fest
Und komme mir nicht mehr zurück!

Soviel in der Begrenzung, die diese Bl. gebieten, von esthnischen und finnischen Volksliedern. Unbekannter noch als diese sind die Lieder jener zahlreichen finnischen Stämme, die, früh den Russen zinsbar oder unterthan, jetzt als Christen der griechischen Kirche angehören und daher oft den eigentlichen Russen beigezählt werden. Sie haben ihre Volksdichtung und Lieder, deren von ältern und neuern Reisebeschreibern Erwähnung geschieht, aber aufgeschriebene und in bekanntere Sprachen übersetzte sind uns nicht bekannt geworden. Vielleicht geschieht dies einmal durch einen Reisenden, der, der finnischen oder esthnischen Sprache kundig, jenen Dialekten näher steht, und wird dann unsere Blicke in die noch immer verborgene nordöstliche Finnenwelt erweitern. 38.

Erzählungen von Karl von Holtei. Erstes Bändchen. Enthaltend: Bella. Der Raubschütz. Die letzte Ehre. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf., der sich als dramatischer Dichter, Vorleser und Darsteller zahlreiche Freunde erworben hat, tritt, so viel wir wissen, mit diesen „dem Meister Ludwig Tieck" gewidmeten Erzählungen zuerst als Novellist auf und wird gewiß auch mit ihnen viel Glück machen. Wir finden in denselben eine nicht gemeine Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung bei glücklicher und vielfach ansprechender Erfindung. Was die letztere betrifft, so möchten wir die zweite Erzählung: „Der Raubschütz", für die bedeutendste halten und prophezeien, daß sie auf unsere Leser einen nicht blos vorübergehenden Eindruck machen wird, vielleicht schon deshalb, weil das Geheimnißvolle, das sich durch den ganzen Faden der Geschichte schlingt, selbst am Schlusse derselben keine rechte Auflösung findet, und so der combinirenden und ergänzenden Phantasie des Lesers ein reiches Feld gelassen wird. Dabei ist der Charakter der Georgine, des Rudolf und — so wenig frappirend er auch äußerlich auftritt — des Prinzen sehr gut gehalten, und anmuthige Schilderungen schöner Naturscenen erheitern und erleuchten das ohne sie vielleicht fast allzutrübe Ganze. Namentlich zeugt das Gemälde, welches der Verfasser von mehren überaus reizenden Gegenden Schlesiens, dem Hauptschauplatz der Novelle, gibt, von glücklicher Auffassungsgabe, und man erkennt bald, daß hier wirkliche Autopsie zum Grunde liegt, wie denn auch, wenn wir nicht irren, Schlesien das Vaterland des Herrn von Holtei ist. 34.

Literarische Notiz.

Bei F. Didot erscheint vom 1. Januar an „Guide pittoresque du voyageur en France". Das Werk sollen 90 Routenkarten, 70 Portraits und 600 Vignetten in Stahl zieren. Es erscheint in 100 Lieferungen (zu 10 Sous), deren jede enthalten wird: 5 Ansichten, nach der Natur von Rauch gezeichnet, von Nyon, Schröder, Ransonette und Devilliers gestochen; ein Portrait, nach Hebelinck von Hopwood in Stahl gestochen; eine Karte, worauf die Postrouten angegeben sind; auf einem Bogen Text, in Großoctav mit gespaltenen Columnen die vollständige Beschreibung eines Departements. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1834.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höhern Dogmatik von Christoph Friedrich von Ammon. Erste Hälfte. Leipzig, Vogel. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wenn wir bei der Mannichfaltigkeit und dem Interesse der Erscheinungen, welche sich gegenwärtig auf dem Gebiete der Wissenschaft wie des Lebens Stoß auf Stoß einander drängen, des raschen Entwickelungsprocesses vergessen könnten, welchen seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts alle Zweige menschlichen Wissens und Forschens durchlaufen haben, so würden wir daran durch das Hervortreten solcher Männer erinnert, deren politische oder wissenschaftliche Thätigkeit sich durch diese jüngsten Decennien bewegt und für den Fortschritt und die Ausbildung der Ideen selbst den Durchgangspunkt dargeboten hat. So war es uns unlängst bei der Anzeige der gesammelten kleinern Schriften Kosegarten's von deren Herausgeber nahegelegt, und wir haben nicht unterlassen, auch dort darauf aufmerksam zu machen, wie zumal an den kirchlichen Reden, den ausgezeichnet schönen Uferpredigten des bekannten Dichters Beides, die frühere und die spätere Epoche der deutschen Theologie, zum Vorschein komme. In einem noch größern Maße und mit mehr Bedeutung aber tritt solches an dem andern berühmten Kanzelredner und Gottesgelehrten hervor, der seinen schätzbaren exegetischen Schriften, seiner gelehrten und scharfsinnigen Behandlung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und der kirchlichen Redekunst das vorliegende Werk folgen läßt, welches nicht der Schule gewidmet ist, sondern überhaupt gebildeten und denkenden Menschen, zumal solchen, welche die Brücke des gemeinen Glaubens der Autorität schon hinter sich haben, aber grade hier noch das Christenthum der Erscheinung, oder auch wie es ihnen in der Idee zu sein bedünkt, nicht für befriedigend halten. Nicht leicht bei einem andern Theologen hatte sich die Macht des Princips der kritischen Philosophie entschiedener geäußert als bei Ammon. Er hatte sich mit frischem, freiem Auge in das Feld der Schriftauslegung hineingestellt und war von den Rüstigsten Einer, welche die Schranken der alten Inspirationstheorie und Bibelexegese zu brechen wagten. Zugleich stand er unter den Vorfechtern der Schule, welche die kritische Opposition auch auf den Boden der Glaubenslehre selbst verpflanzte, in einer Zeit, wo Kant's großer Nachfolger im trotzigen Gefühle seiner neuen Welt das bereits verurtheilte Christenthum nun bald auch verschwinden zu sehen hoffte. Etliche sind wol auch noch in unsern Tagen jener Unterordnung des Evangeliums unter den Imperativ, jener Ausweisung des sogenannten positiven Elementes der Bibel von dem Kreise der religiösen Ueberzeugung getreu geblieben, und der Jesus des heidelberger Kirchenraths ist im Grunde noch immer nicht viel weiter als ein junger Landrabbiner, der den pharisäischen Autoritäten die bessere Moral und den reinern Deismus entgegenhält und dies am Kreuze büßen soll, aber glücklicherweise wieder vom Scheintod erwacht. Mit Andern aber — und sie sind dabei nur um desto mehr zu achten, daß sie mehr dem Bedürfnisse der Ueberzeugung als dem Stolze der Consequenz folgten — hat es sich ereignet, daß die im Kampfe gegen das äußere Rüstwerk der Lehre untergegangene Eigenthümlichkeit des Christenthums innerlich um desto reiner, lebendiger und sicherer wieder zu Tage kam. Sie hatten das Einzelne als zufällig und unhaltbar aufgegeben, was man bisher für wesentlich gehalten, um dafür desto gewisser das Eine, was wesentlich und nothwendig ist, zu finden. Sie hatten zugleich das eigenthümliche Gebiet der Religion abgesteckt und vermochten sich auf demselben um desto selbständiger zu erhalten, je unbefangener sie Alles, was nicht unmittelbar dahin einschlägt, der Beurtheilung nach den Aussprüchen der Wissenschaft und Naturkunde überließen. Auch da, wo die Religion selbst und namentlich das Christenthum in den Kreis der philosophischen Constructionen hereingezogen wird, ist doch grade das Hervorstechende des christlichen Glaubens mit einer Achtung anerkannt, wie es in dem ganzen Zeitraum der Geschichte der Philosophie seit Cartesius nie der Fall gewesen war. Geister nun, welche so bekennen, nicht daß sie die religiöse Wahrheit *auch*, sondern daß sie dieselbe *nur* im Christenthum gefunden haben; daß sie trotz aller Zweifel, die ihnen an der bisherigen Darstellungs- und Behandlungsweise desselben aufgestiegen, dennoch in ihm, sowie es an und für sich selbst und in der Erscheinung aus dem Munde des Erlösers und seiner Apostel sich zu erkennen gibt, Dasjenige besitzen, was für die Menschheit und für *jeden* Menschen das Ferment wahrhaftiger Läuterung und Bildung des Geistes sei: solche waren auch allein im Stande,

in einer Zeit, in welcher mancherlei und namentlich politische Drangsale das zurückgetretene religiöse Bedürfniß wieder angeregt hatten, den Denkenden und Zweifelnden unter dem Volke zu zeigen, wie weit sie mit ihrer Verneinung bisheriger Meinungen und Lehrsätze gehen dürfen, wo aber auch zugleich auf der einen Seite das tiefere Bewußtsein des Menschen seine Mängel und Bedürfnisse, auf der andern Seite hinwiederum allein das Christenthum das Recht und Vermögen, jene Mängel zu heilen, jenes Bedürfniß zu stillen, geltend mache. Und grade weil solche Männer selbst durch die Feuerprobe des Zweifels und die Wasserprobe der Vernunfttheorie hindurchgedrungen sind, dienen sie einem lernbegierigen Geschlechte um desto mehr zu Führern auf derselben Bahn nach demselben Ziele.

Wie nun vor dreißig Jahren Schleiermacher mit seinen obwol jugendlichen, doch eine hohe Reife des Nachdenkens und tiefe Festigkeit der Ueberzeugung beurkundenden „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" auftrat und dadurch die Bahn bezeichnete, auf welcher er selbst in Auffassung und Darlegung des christlichen Glaubens fortgeschritten und immer tiefer in den eigentlichen Focus des evangelischen Heils eingedrungen ist, auf welche sich hinfort immer Mehre — wenngleich scheinbar, sogar im Princip ihm entgegengesetzt, wie z. B. Diejenigen, welche die Grundsätze der Hegel'schen Philosophie auf die christliche Offenbarung in Anwendung zu bringen suchten — eingelenkt hatten: so zeugt auch der hochwürdige Verfasser der vorliegenden, in mehrfacher Hinsicht sehr interessanten Schrift von dem Einflusse derselben theologischen Richtung unserer jüngsten Zeit auf seine Denkungsart und Beurtheilungsweise des Christenthums; und sofern diese Richtung allein dem geistigen Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft zu entsprechen scheint, erwarten und versprechen wir dem Buche eine freundliche Aufnahme und nachhaltige Wirkung, und dies um so mehr, als es in einer ansprechenden Darstellung, verständlich für jeden Gebildeten, der nicht zugleich in die Sprach- und Vortragsweise der gelehrten Schule eingeweiht ist, das Wichtigste auseinandersetzt, was in dieser Sache öffentlich zur Sprache kommen muß. Es will uns zwar bedünken, und wir werden in der nachfolgenden Anzeige der einzelnen Theile des Inhalts der Schrift näher darauf hinweisen, als wenn dem Verf. auf dieser neuen Bahn die Aneignung und Anwendung des Wesentlichen im Christenthum nicht überall gleich und durchaus gelungen wäre; um desto mehr halten wir uns für verpflichtet, dasselbe, inwieweit es von demselben hervorgehoben und behandelt worden ist, anzuerkennen und in dieser Richtung das Buch allen Denjenigen zu empfehlen, welchen es um Aufschluß über die Wahrheit und über das Wesen des Christenthums zu thun ist, welche sich aber auch nicht scheuen, über ein Schlachtfeld, auf dem die Leichen alter lieber Meinungen und Begriffe umherliegen, in die eroberte Burg einer gewissen und haltbaren Ueberzeugung einzuziehen.

Schon durch den Titel seines Werkes deutet Hr. von Ammon an, daß er das Christenthum nicht für eine Religion mit und neben andern, sondern für die Religion ansehe, als die Weltreligion, welche in allen frühern Glaubensweisen als die in Ahnungen und Vorbereitungen verhüllte Wahrheit schon vorhanden war und in allen ihren verschiedenen dogmatischen und kirchlichen Gestaltungen die Kraft der Durchläuterung und Fortbildung des menschlichen Geistes und aller menschlichen Lebensverhältnisse besitzt. Er schickt in dem ersten, das Folgende einleitenden Buche einen Ueberblick der in der Gegenwart vorhandenen religiösen Theorien, kirchlichen Bekenntnisse und Verfassungen voraus und eröffnet diesen Ueberblick selbst durch eine sehr schöne, rednerisch gehaltene Darstellung des religiösen Zeitbedürfnisses, woran sich in ungezwungener Reihe ohne strenge logische Gliederung und mehr in einer psychologischen Entwickelung der Gedanken Betrachtungen über die bestehenden Religionsformen der Tradition, der Priester und des Staates, über den Protestantismus und dessen Kirchenverfassung, über Sittenreligion, Religion des subjectiven Gefühles, Naturreligion, Vernunftreligion, Gottesbewußtsein, Mystik und Mysticismus und zuletzt über Wesen und Erscheinung des Christenthums anknüpfen (S. 1—99).

Indem der Verf. den Widerspruch der Zeit gegen die bloße Ueberlieferung des Buchstabens, gegen die herrische Autorität der Priesterschaft und gegen die Gewalt der Landeshoheit über Gewissen und Glauben, Cultus und Kirche anerkennt und billigt, ist besonders das Letztere als Ansicht und Ausspruch eines der einflußreichsten evangelischen Prälaten hervorzuheben, wenn er unter Anderm sagt (S. 17): „Daher unter den höhern Ständen jener kalte und herzlose Deismus, der uns in die Zeit des ältern Plinius zurückversetzt; daher unter unsern Rechtsgelehrten und Politikern jene offene Unkirchlichkeit, die sie Gewissensfreiheit und sittliche Naturfrömmigkeit nennen; daher jene durchaus heidnischen Gesetze, welche die Ehescheidungen bis ins Unendliche vermehren und den christlichen Charakter der Ehe gänzlich vertilgen; daher die Demoralisirung des Volks, welches aufhören muß, fromm zu sein, wenn die Quellen der Pietät verschlossen werden; daher die Erniedrigung der christlichen Kirche selbst, die, gleich dem Hippogryphen vor dem Pfluge, ihre himmlische Schwungkraft verliert, wenn sie von weltlicher Uebermacht zu einer armseligen moralischen Polizeianstalt herabgedrückt wird"; und später (S. 27): „Kein echter und wahrhaft evangelischer Christ kann und wird sich eines schmerzlichen Gefühls bei der Erinnerung erwehren, daß der herrliche Baum des Protestantismus durch den unheiligen Cäsareopapismus seiner Krone beraubt und durch die üppigen Schößlinge des kirchlichen Territorialsystems seiner Blüten und seines Wachsthums verlustig geworden ist." Mögen diese Worte allen Denjenigen durch Stern und Kreuz auf ihrer Brust tief ins Herz dringen, welche, bewußt oder unbewußt, nur den Staat auf ihren Schultern tragen und die Kirche mit Füßen treten!

Der Verf. geht sofort zu der Religion der [illegible] über, welche sich im Gegensatze mit der öffentlichen Kirche

bildet und abschließt. Daß sich in dem größern Ganzen kleinere Kreise von Solchen bilden, welche sich einander durch verwandte Auffassungs- und Empfindungsweise anziehen, liegt da, wo überhaupt reger Antheil an den geistigen und geistlichen Interessen vorhanden ist, in der Natur der Sache, und wir möchten dies zumal im Blick auf gewisse Zeiten und Verhältnisse nicht mit so strengen Worten wie hier, z. B. S. 35, geschehen ist, abfertigen; denn grade wenn die Kirche selbst, ihre Verfassung, ihr Cultus, ihr religiöses Bewußtsein und herrschendes Bekenntniß im Argen liegt, wenn die Kirche selbst eine schismatische geworden, von der Lebensquelle der evangelischen Wahrheit losgerissen ist, wie dies im 16. Jahrhundert in der katholischen, am Ende des 17. gewissermaßen auch in der protestantischen Kirche der Fall gewesen, wo das eine Mal Luther, das andere Mal Spener das kleine Häuflein der auf dem Grund der lebendigen Wahrheit stehenden Gemeinde sammelten: grade dann sind es die Sekten, welche die Lade des neuen Bundes retten. Anders freilich ist es mit dem Grundsatze der Abschließung, der zumal in neuester Zeit von den Sekten befolgt wird; wie denn überhaupt solche Vereine, wenn sie nicht in lebendiger Anschließung und Wechselwirkung mit der öffentlichen Kirche bleiben, wie rein und richtig auch ihr Ursprung gewesen sein mag, nur zu bald durch Mangel an gebildeten und gelehrten Elementen, durch unreine Gesinnungen, Motive und Tendenzen in Verfall gerathen, wovon das Schicksal des Pietismus die kundbarsten Belege darbietet.

Nachdem der Verf. hierauf das Schwankende nachgewiesen, was in der von Benjamin Constant empfohlenen Religion des Gefühles liegt, weil derselbe nur die subjective Empfindung und Ahnung als Grundlage und Zufluchtstätte der Religion bezeichnet hatte, ohne tiefer in das Wesen der geistigen Natur des Menschen und namentlich, möchten wir hinzufügen, des Gefühles selbst eingedrungen zu sein, so zeigt er nun auch das Unzureichende der blos aus der Wahrnehmung des Naturlebens geschöpften religiösen Erkenntniß, weil diese Weltbetrachtung nicht über organische Kunstzwecke des Universums hinausführte in die moralische Welt der Idee und Freiheit, weil sie doch nur den Gott des alten Bundes, nicht den des neuen enthülle, nur den ewigen Gott der Allmacht, der Barmherzigkeit und des Zorns, aber nicht den Gott der Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit und Liebe (S. 52). Er zeigt aber auch ferner das Wesen und die Grenze der Vernunftreligion, sofern er unter Vernunft in Kant'schem Sinne nicht ein constitutives, sondern blos ein regulatives Vermögen der Erkenntniß annimmt, welches keine Religion, wie überhaupt nichts schaffen, sondern nur vernehmen, prüfen, ordnen kann, was ihr von außen, innen oder oben dargeboten ist. „Wenn sich der einzelne Mensch anmaßt, die wahre Gottesverehrung aus seiner individuellen Vernunft als der einzig lautern und sichern Quelle zu schöpfen, so vergißt er", heißt es S. 58, „daß vor ihm schon Menschen lebten, welche vernünftiger, weiser und frömmer waren denn er; er vergißt, daß er bei seiner gegenwärtigen Bildung kaum mehr unterscheiden kann, was in seinem Fürwahrhalten christlich oder selbsterdacht ist; er vergißt, daß der Glaube, auf dem jede Religion beruht, nicht aus der Vernunft (d. i. dem Verstande), sondern aus dem Herzen stammt; er vergißt, daß ihm die Vernunft gegeben ist, nicht eine Religion zu schaffen, sondern sie zu vernehmen; er vergißt, daß eine Religion, die nicht von Gott selbst kommt, jeder Wahrheit und sittlichen Kraft ermangelt; er vergißt, daß eine für alle Menschen verbindliche Religion sich nothwendig auf eine positiv göttliche Anordnung als gemeinschaftliches Object beziehen muß; er vergißt, daß eine consequente Rationalreligion sich auf den Glauben an eine besondere Vernunftoffenbarung Gottes stützen muß; er vergißt endlich, daß ein subjectiver Rationalismus zuletzt starrer Egoismus wird, welcher der Tod jeder wahren Religiosität ist." Diese Punkte sind es, welche der Verf. nun einzeln ausführlicher erörtert, und worin er sich von den Grundsätzen des gewöhnlichen Rationalismus lossagt, der ihm sowol für das Bedürfniß des menschlichen Gemüthes unzureichend als mit dem Geiste und den Ansprüchen des Christenthums nicht verträglich erscheint.

In der hierauf folgenden Untersuchung, ob die Religion, wie Schleiermacher dargethan, in dem Selbstbewußtsein des Menschen mitgegeben und ursprünglich das Gefühl unserer Beziehung zu einer absoluten Ursache, oder ein absolutes Abhängigkeitsgefühl sei, erkennt der Verf. das tiefere Eindringen dieser Lehre in das Wesen und den Zustand der Seele an, setzt ihr aber gleichwol mehre Zweifel durch die Behauptung entgegen, daß dieses Gefühl der Abhängigkeit von dem Absoluten, wenn es ursprünglich und primitiv wäre, auch bei den Thieren sich finden müßte, was nicht ohne Anstoß behauptet und ausgeführt werden könne; daß ferner dieses Gefühl, ob man es physisch, reflectirt oder moralisch nehme, nie die erste und ausschließliche Quelle aller wahren Frömmigkeit sei; endlich, daß das Selbstbewußtsein keineswegs auf allen seinen Stufen nothwendig mit dem Gottesbewußtsein verbunden sei. Wir können indessen, geständig, daß wir den ersten Einwurf gar nicht verstehen, auch wo er anständiger als in der bekannten Hegel'schen Vorrede vorgebracht ist, auch dem zweiten kein Recht geben, wenn wir das Element der Religion mit unserm Verfasser im Herzen (S. 62) finden, denn das heißt doch nichts anders als: in dem Vermögen der Gefühle, welches in seinem innersten Kern und Grund die höchsten Beziehungen des menschlichen Daseins trägt und zum Bewußtsein bringt, um sofort von der Vernunft in Erkenntniß und Lehre reflectirt, von dem Willen in Gesinnung und That umgesetzt zu werden, welche beide allerdings zur Religion im weitern Sinne mitgehören. Wir können endlich den dritten Widerspruch des Verf. nicht gelten lassen, weil die innerste Seite des Selbstbewußtseins, das Gottesbewußtsein, immer und überall vorhanden ist, aber freilich nur da, wo die Unterordnung des Sinnlichen unter das Geistige und Sittliche stattfindet, klar und entschieden hervortritt, indem es Gedanken, Neigungen und Thaten des

Menschen beseelt und beherrscht, im andern und entgegengesetzten Fall hingegen hinter die Regungen der Sinnlichkeit und den Ausbruch des Egoismus zurückweicht und so lange gleichsam betäubt ist und schlummert, bis ein Strahl der Wahrheit es weckt. Dies Gefühl oder Bewußtsein ist nicht wie das des Benjamin Constant ein unbestimmt subjectives, sondern das allen Geistern gleichmäßig gemeinsame und mit den göttlichen Ideen befruchtete, dessen Aussprüche, ruhig geprüft und geordnet, das Object der Wissenschaft darbieten. Es ist dasselbe, welches unser Verf. auch im folgenden Capitel über Mystik und Mysticismus anerkennt, weil in ihm, dem unergründlichen Meere der Wahrheit, das reine Geheimniß des Glaubens ruht. Vortrefflich heißt es hier (S. 79):

Mystik oder Geheimlehre ist derjenige Theil des christlichen Glaubens, der sich ausschließend mit den Endpunkten der Religionswissenschaft beschäftigt. Er verbreitet sich nicht über willkürliche und erträumte Mysterien, sondern über wirkliche und unauflösliche. Er hemmt auch den freien Lauf der Wissenschaft nicht, die auf den regelmäßigen Gliederbau unserer Kenntnisse angewiesen ist, sondern fodert sie vielmehr auf, sich an diesen Problemen zu üben, sie zu lösen und wo möglich die Zahl der Geheimnisse zu vermindern. Vor Allem aber bemüht sich die reine und echte Mystik des Christenthums, die Geheimnisse aus dem Naturlaufe, dem geselligen Leben und aus dem moralischen Bewußtsein zu verbannen, weil sie hier nur den Aberglauben begünstigen, die klare Quelle unserer Pflichten trüben, die Weisheit der göttlichen Weltregierung verdunkeln und unserm schwachen Geschlechte unsägliches Elend bereiten. In diesem Sinne des Wortes ein Mystiker oder Geheimnißgläubiger zu sein, kann also nicht tadelnswerth, sondern nur rühmlich und ehrenvoll sein.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Statue und die Inschriften des Triumphbogens auf dem Carousselplatz in Paris.

Das von Percier und Fontaine, den Baumeistern Napoleon's, herausgegebene, für die Baukunst wichtige Werk: „Parallèle des principales résidences des souverains d'Europe", enthält auch interessante Mittheilungen anderer Art. Von dem Triumphbogen auf dem Carousselplatze wird unter Anderm erzählt: Im August 1808, bei des Kaisers erster Zurückkunft aus Spanien, war der Triumphbogen beinah fertig, nur einige Gerüste und eine Leinwandverhüllung auf der Spitze verbargen dem Auge einen Theil des Baues. An ein nach dem genannten Platz gehendes Fenster des Schlosses getreten, fragte Napoleon, wann diese Hindernisse beseitigt sein würden. „Binnen kurzer Zeit", versetzte Herr de Fleurieu, damaliger Generalintendant des kaiserlichen Hauses; „denn die Aufstellung der Statue Ew. Majestät, welche der Director des Museums hat ausführen lassen, um den Bau zu krönen, ist beinah vollendet." „Was meinen Sie für eine Statue?" entgegnete der Kaiser. „Ich habe nie gewollt oder befohlen, daß meine Statue der Hauptgegenstand eines Monumentes werde, das ich auf meine Kosten dem Ruhme eines Heeres errichten lasse, dessen Anführer zu sein ich die Ehre hatte. Meine Person kann in der Darstellung einer Waffenthat vorkommen, an der ich Theil hatte, dies ist billig; allein unpassender ist nichts, als daß ich mir bei Gelegenheit eines öffentlichen Bauwerkes die Ehre einer Apotheose anmaße, oder deren Ertheilung nur erlaube. Ist mein Bild schon aufgestellt, so soll es sogleich wieder entfernt werden und der Triumphwagen leer bleiben, wenn man nichts Besseres hinzusetzen weiß." Der Wille des Kaisers ward natürlich vollzogen, und die abgenommene Statue blieb seitdem in einem Winkel der Orangerie im Erdgeschoß des Museums nach der Seite des Kais stehen.

Die auf den vier Seiten des Triumphbogens anzubringenden Inschriften gaben dem Kaiser Gelegenheit, seine Ansichten noch entschiedener auszusprechen. Die Classe der Inschriften des Instituts hatte im September 1809 während des zweiten Feldzugs in Deutschland auf Veranlassung der Baumeister zwei französische und zwei lateinische Inschriften entworfen, welche dem Kaiser zur Billigung zugesandt wurden und folgende waren:

A Napoléon, empereur et roi, toujours victorieux, et à la grande armée, qui sous ses ordres, dans la campagne de 1805, vainquit à Ulm, prit Vienne, et detruisit à Austerlitz les forces combinées de l'ennemi.

Napoleo Aug. Germ. exercitibus hostium deletis, Vindobona in deditionem accepta, terris a Rheno ad Marum trimestri spatio subactis, victoriae monumentum dicavit anno 1809.

Dans l'espace de cent jours, 26 villes, 203 drapeaux, 2819 canons, 49 généraux, 88,000 soldats ont été pris à l'ennemi; par la paix dictée à Presbourg 6 provinces ont agrandi le royaume d'Italie et les états alliés de la France.

Captis urbibus atque oppidis 26, vexillis 203, tormentis ex aere ferroque 2319, hostium ducibus captivis 49, hominum millibus 88, bello intra dies centum confecto, pacis leges Posonii dictae 27. December 1805, Veneti, Dalmatae, Rhaeti, Germani cis Aenum ab imperio Austriaco abscedunt, sociis adtribuuntur.

Durch Marschall Duroc ertheilte Napoleon folgende, von ihm in die Feder dictirte Antwort: „Die französische ist die cultivirteste aller modernen Sprachen und viel bestimmter und bekannter als die todten; es bedarf also keiner andern zu den Inschriften des Triumphbogens als der französischen. Weshalb will man dem Kaiser Napoleon den Titel Augustus und Germanicus geben? Augustus gewann nur die Schlacht bei Actium, und Germanicus konnte nur durch sein Unglück die Theilnahme Roms erregen. An den römischen Kaisern ist nichts Beneidenswerthes. Welche schreckliche Erinnerungen knüpfen sich an einen Tiberius, Nero, Caligula, Domitian und alle jene, ohne Erblichkeit und legitime Rechte regierenden Fürsten, die nach Vollbringung aller Greuelthaten so großes Unheil über Rom brachten! Der Einzige, welcher durch seinen Charakter und seine Großthaten glänzte, war nicht Kaiser; es ist Cäsar. Soll des Kaisers Name auf dem Triumphbogen angebracht werden, so darf weder der des Augustus noch des Germanicus daneben stehen. Der Titel Kaiser der Franzosen erlaubt keinen Vergleich." An diese Bemerkungen waren einige Entwürfe französischer Inschriften geknüpft, die in der Hauptsache wenig von denen des Instituts abwichen. Napoleon erinnerte ebenfalls an die Großthaten des Heeres, gab nähere Daten davon an und fügte an die erste: Das Andenken daran mögen die spätesten Geschlechter bewahren, und jeder Franzose, welcher die Fluren Mährens betritt, sei dabei seiner Pflichten und des von der großen Armee erworbenen Ruhmes eingedenk, der dies Denkmal gewidmet ist. Ein Zusatz zur zweiten lautete: Der Kaiser Napoleon, Besieger und Herr der ganzen östreichischen Monarchie, unterzeichnet, gerührt von dem Unglück des Kaiser Franz II., den preßburger Frieden am 27. Decbr. 1805; und zur dritten: Der Kaiser Napoleon vereinigte das Gebiet von Venedig mit dem Königreiche Italien, und jene berühmte Stadt, zur italienischen Familie zurückgekehrt, unterwarf sich seinen Gesetzen. — Diese Bemerkungen, welche man irrigerweise für unbedingte Verwerfung der vorgeschlagenen Inschriften nahm, hinderte die Ausführung derselben. Das Institut änderte seine Arbeit, die Baumeister zauderten, die Ereignisse traten hemmend dazu, und so kam es denn, daß die in Paris einziehenden Alliirten den Triumphbogen ohne Inschriften fanden.

30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1834.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höhern Dogmatik von Christoph Friedrich von Ammon. Erste Hälfte.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Von hier aus tritt der Verf. in das Gebiet der Hauptfrage, nach dem Wesen des Christenthums, und stellt dasselbe sogleich unter zwei Gesichtspunkten dar, unter dem einen, wo die christliche Religion auf die stufenweise Thätigkeit der menschlichen Vernunft bezogen und als deren reifste Frucht bezeichnet, unter dem andern, wo das Christenthum auf eine göttliche Offenbarung zurückgeleitet wird. Er entscheidet sich gegen den erstern für den zweiten Gesichtspunkt und macht somit in formeller Hinsicht die Grundsätze des sogenannten Supernaturalismus geltend, während ihm der Inhalt des Christenthums in dogmatischer und ethischer Richtung mit der reinsten Entwickelung der Vernunftideen zusammenfällt, und dieselbe nur noch vervollständigt durch die eigenthümliche Lehre Jesu von ihm selbst, dem Heilande der Menschen, in Beziehung worauf es S. 95 heißt:

Wohl hat man in neuern Zeiten die Religion Christi und die Religion von ihm und an ihm unterschieden, und die letztere verächtlich aus dem öffentlichen Unterrichte zu verdrängen gesucht. Die verderblichen Folgen dieses unüberdachten und kühnen Bestrebens liegen nun jedem Menschenbeobachter klar und deutlich vor Augen. Wir sind von Kindheit auf so tief in die Bande der Sinnlichkeit verwickelt, daß der bloße Unterricht in der göttlichen Wahrheit beiweitem nicht hinreichend ist, uns eine lebendige Ueberzeugung von ihr zu gewähren. Nicht einmal die Kraft des Beispiels ist wirksam genug, uns zu bessern; die Fehler der Aeltern, sagt der große Friedrich, sind fast immer für die Kinder verloren, weil jedes Geschlecht durch eigne Erfahrung klug werden will. Am allerwenigsten aber darf man dem Gemeinspruche trauen, daß der Mensch austoben und seinen tollen Neigungen freien Lauf lassen müsse, ehe er zur Besonnenheit, Vernunft und Tugend gelange, denn diese Tugend, wenn sie auch zuweilen einem stürmischen Leben folgt, ist fast immer nur die späte Ehrbarkeit eines Invaliden, der seine besten Kräfte im langen Dienste der Sünde verschwendet hat. Jesus theilt daher in dem herrlichen Gleichnisse von dem Säemann seine Zuhörer in Verblendete, die für die Lehren des göttlichen Reichs keinen Sinn haben, in schnell Ergriffene, die es bei schwachen Vorsätzen bewenden lassen, und in Verdorbene, die von bösen Begierden beherrscht werden und, wenn sie in ihren Sünden sterben, an ihm und seinem Reiche keinen Antheil haben können. Deswegen nimmt er auch nicht nur als Lehrer einzelner Wahrheiten und Pflichten, sondern persönlich eine geistige Gewalt in Anspruch, die Sünder zu bekehren und sie in das Himmelreich einzuführen. Er nennt sich das Licht der Welt, oder den einzigen Weg zum Leben, weil er als das lebendige Bild des Vaters der Inbegriff aller Weisheit und heilsamen Erkenntniß, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens ist. Er nennt sich den Befreier oder Erlöser von der Herrschaft der Sünde, weil durch den Glauben an ihn und seine sittliche Vollendung im Leben, Leiden und Tod das Gewissen des Menschen von der Schuld gereinigt und für ein neues göttliches Leben empfänglich gemacht wird. Er macht überdies (?) von dem Glauben an ihn eine religiöse Belebung des Gemüthes abhängig, die einen fortschreitenden Wachsthum in der Tugend zur Folge hat und durch ihn eine sittliche Gemeinschaft mit Gott begründet, welche selbst der Tod nicht unterbrechen kann. Daher fodert er auch von Allen, die sich zu ihm bekennen, den Glauben an Vater, Sohn und Geist, weil nur durch ihn und den immer in den Gemüthern der Seinigen fortwirkenden religiösen Geist jene sittliche Einheit mit Gott erhalten werden kann, die der höchste Endzweck des göttlichen Reiches ist. Es handelt sich hier nicht um leere Begriffe, um gnostische Bilder oder um eine morgenländische Religionsempfindelei, sondern um Anordnungen und Thatsachen in der innern Oekonomie des göttlichen Reichs, welche sichtbar das Gepräge einer höhern Weisheit und Liebe tragen, so viele Jahrhunderte hindurch sich an dem Herzen der Menschen bewährten und noch immer wohlthätig in den Gemüthern Derer fortwirken, die eine Platonische Weltordnung von dem heiligen Staate Gottes und Christi zu unterscheiden wissen.

Vergleichen wir damit eine spätere Erklärung des Verf. (S. 272):

Die Erkenntniß des Heils kann in der Seele nur kräftig und wirksam werden durch die Vergebung der Sünden oder Aufhebung der Schuld und ihrer Folgen, wie die Genesung des Kranken nur möglich wird durch die Aufhebung des Uebergewichtes der zerstörenden Kräfte über die organischen, welche wieder über jene herrschen und durch den Sieg der vordringenden Lebenskräfte über die schwächenden und auflösenden die verlorene Gesundheit wiederbringen sollen. Nun hängt aber die Stärkung der körperlichen Kräfte des Menschen und der sittlichen einzig von Gott ab, der also auch allein Sünden vergeben und die Seele wieder aus dem Zustande der Knechtschaft in die Welt der Freiheit einführen kann. Jesus verwirft daher alle Opfer als Versöhnungsmittel und verweist dafür auf die den Sünder freisprechende Gnade Gottes, von welcher allein die Erneuerung des durch die Sünde gebundenen Bewußtseins abzuleiten ist. Weil aber diese Erneuerung persönlich nur durch die Wiederaufnahme der lebendigen Gottesidee denkbar, und diese wieder in dem Gemüthe nur durch die kräftige Erfassung des göttlichen Sohnes möglich wird, so stellt Christus seinen Tod aus Liebe zu der sündigen Menschheit als den höchsten Moment der sittlichen Vollendung dar, der sich der gläubigen Seele mittheilen, sie für die Wahrheit heiligen und dadurch ihre Erlösung oder Entsündigung bewirken kann. Diese Versöh-

nungslehre ist so einfach, den Grundgesetzen des göttlichen Reiches so angemessen, sie greift so tief in unsere Gefühle und in die sittliche Regeneration des ganzen Gemüthes ein, daß man sie bei ihrer erprobten Einwirkung auf die Besserung und Heiligung des Menschen als einen der wichtigsten Theile des evangelischen Unterrichtes betrachten muß.

Hier hat der Verf. unstreitig den eigentlichen Kern des Christenthums bezeichnet, aber dadurch, daß er davon das eine Mal als von einem Ueberdies, das andere Mal nur als einem der wichtigsten Theile des evangelischen Unterrichts redet, gibt er zu erkennen, daß er sich von frühern Meinungen nicht ganz habe lossagen können, welche das Christenthum auf ein Gebiet herüberziehen, welches nicht sein primitives und innerstes ist. Das Christenthum ist nämlich nicht ein Theorem, nicht eine Lehre, weder einer philosophischen noch populairen Schule, sondern eine ethische Thatsache, in welcher das religiöse Bewußtsein zuerst wiederum rein und kräftig ins Leben getreten ist, um dasselbe und die daraus hervorgehende Erkenntniß Gottes und Erfüllung seiner Gebote allen Denen, welche mit ihm in Gemeinschaft der Gesinnung durch den Glauben treten, mitzutheilen und sie eben dadurch zu entsündigen, zu entwirren, sie zu heiligen, zu erleuchten und zu beseligen. Die Lehre des Erlösers kann so wenig als das Gesetz oder irgend eine theoretische Wahrheit den Menschen erlösen, sondern allein die sittliche Kraft eines sündenfreien, gottbeseelten Bewußtseins, welche von dem Gemüthe des Menschen, wie der Verf. richtig sagt, erfaßt, ergriffen und festgehalten werden muß, um auch an ihm die reine Gestalt des menschlichen Daseins auszubilden. Die Lehre des Christenthums ist nur der Reflex jener Thatsache in dem Erkenntnißvermögen, und nur weil er im Vater war und der Vater in ihm durch das sittliche Band des Gehorsams und der Liebe, konnte Jesus den Irrthum überwinden, der als die Sünde des Verstandes den Verirrungen des Herzens auf der Ferse folgt, konnte die Sprache des innersten Bewußtseins von den Beziehungen des Lebens auf Gott rein vernehmen und richtig auffassen und faßlich darstellen. Daß er selbst die sittliche Thatsache der reinen Menschheit als das Princip aller sittlichen Palingenesie im Menschengeschlecht angesehen habe, bezeugt der Erlöser schon dadurch, daß er sich nie Lehrer oder Prophet, so wenig als im Einverständnisse mit der irdischen Lüsternheit seiner Volksgenossen Messias, sondern am liebsten und öftersten den Menschensohn nannte, daß er die fernere Erlösung und Umbildung der Welt nicht von seiner Lehre, sondern von seinem Geist erwartet. Es ist daher die Unentschiedenheit mit Recht zu bedauern, womit der Verf. zwar das ethische Element des Christenthums erkennt, aber alles Heil immer erst noch durch Doctrin vermittelt und Jesus zuerst als Lehrer, dann als Erlöser handeln läßt, während die Lehre und Wahrheit des Christenthums nicht der Grund, nur die begleitende Wirkung und Manifestation der That, des religiösen Bewußtseins und sittlichen Lebens ist, um Diejenigen, welche den Erlöser noch nicht kennen, zu ihm herbeizurufen, Die, welche seine Lebenskraft empfunden und erfahren haben, zum deutlichern Verständniß dieses Verhältnisses und seiner Segnungen zu führen. Der Verf. ist ferner eben deswegen, weil ihm das Christenthum nicht sowol als That denn als Lehre ursprünglich, oder doch als eine Mischung von beiden erscheint, in die Gegensätze der Doctrin, in den Streit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus verflochten geblieben und gibt sich auch wirklich alle nur erdenkliche Mühe, den Lesern einleuchtend zu machen, daß er seinen Standpunkt auf den Terrain des letztern genommen habe, während ihn die primitive Fixirung des eigenthümlichen Grundes und Wesens vom Christenthum, der sittlichen Erscheinung Christi selbst, über jene Gegensätze gestellt und ihm die Ueberzeugung nahegelegt hätte, daß hier beide Doctrinaire in ihrem Gegensatze nebeneinander Recht haben und Jeder nur in der Ausschließung des Andern Unrecht, da menschlicherweise, oder mit Augen des natürlichen Bewußtseins betrachtet, Alles an dem Erlöser übernatürlich, aus den uns bekannten Grenzen menschlicher Kraft und aus den uns bewußten Fesseln der menschlichen Gesinnung und Einsicht herausgetreten, aber göttlicherweise oder mit dem Blicke des von Gott geheiligten und erleuchteten Geistes Alles natürlich, aus dem eigenthümlichen Gesetze einer neuen und höhern Weltordnung hervorgegangen erscheint. Es ist Schade, daß Herr von Ammon nicht auch noch die neueste Auffassung des Christenthums als einer Doctrin, in der Anwendung der Grundsätze des Hegel'schen Systems auf dasselbe, in den Kreis seiner Untersuchungen hereingezogen hat; es würde sich ihm an diesem philosophischen Christenthum, in welchem die Erlösung und Versöhnung des Menschen durch Christus zwar in die Mitte gestellt, aber doch etwas durchaus Dürres, nichts, wie alles Andere nichts als eine Bewegung des Begriffes, ein Act des Erkennens des sich in seiner Unendlichkeit ergreifenden Geistes ist, mehr als irgend anderswo das Bedürfniß aufgedrängt haben, die Wahrheit nicht in Begriffen, sondern in Lebenskraft, nicht in Vorstellungen und Lehren, sondern im Bewußtsein und in der That der Liebe zu suchen.

Dies der Inhalt des ersten Buches, auf das im zweiten, welches „Christenthum der Juden" überschrieben ist, eine Mittheilung der jüngsten exegetischen und historischen Forschungen über den nationalen Ursprung und Zusammenhang des Christenthums folgt. Mit kühnem Schritte geht der scharfsinnige, gelehrte Meister voraus und zeigt mit der höchsten Unbefangenheit die Spuren reinmenschlicher Entwickelung in Vorzügen und Mängeln der großen Väter, Heerführer, Gesetzgeber und Propheten des israelitischen Volkes, sowie die Widersprüche in der Erzählung, die Zweifel an der Authentie der Mosaischen Bücher. Mit besonderer Klarheit ist von ihm entwickelt, wie der Messiasbegriff des Judenthums, an welchen sich die Kirche des Erlösers angeschlossen hat, nicht wohl schon in die urältesten Zeiten der Geschichte sich verfolgen lasse; daß vielmehr die erste Hoffnung eines künftigen Idealkönigs oder volksbeglückenden Gesalbten und Herrschers über Israel sich erst unter David's Regierung rege. Es werden die einzelnen sogenannten messianischen Psalmen und Stellen der Propheten durchgegangen und von der bedeutendsten,

im 52. und 53. Capitel des Jesaias, eine vortreffliche Uebersetzung gegeben. Als Resultat dieser sämmtlichen Untersuchungen stellt er Folgendes (S. 190) auf:

Wir können nicht säumen, die Entstehung und Fortbildung der Messiasidee unter den Juden als eine psychologisch-religiöse Erscheinung zu betrachten, die uns eine menschliche und providentielle Ansicht darbietet. Menschlich ist diese Ansicht, insofern sich in allen Weissagungen der Propheten auch nicht eine bestimmte und unumwundene Vorherverkündigung Jesu von Nazareth, als des einzigen Erlösers und Beglückers der Juden und Heiden findet, welche mit voller Gewißheit und Sicherheit auf eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu schließen nöthig machte; es kommen vielmehr in sämmtlichen Schriften der jüdischen Seher nur dichterische, unbestimmte, vieldeutige und häufig unerfüllte Schilderungen der Zukunft vor, die sich aus der Individualität jedes einzelnen Propheten vollkommen erklären lassen. Menschlich ist ferner diese Ansicht, sofern jene Orakel aus der allen Völkern der alten Welt eigenthümlichen Hoffnung einer bessern Zeit und der natürlichen Rechtsbegierde einer unterdrückten und mishandelten Nation hervorgingen und der Einkleidung und Darstellung nach dieselbe Form tragen, die den übrigen Prophezeiungen der alten Welt eigenthümlich ist. Menschlich ist zuletzt diese Ansicht, insofern jene messianischen Hoffnungen reinpolitischen Inhalts sind, einen nationaljüdischen und selbstsüchtigen Charakter tragen, von jedem einzelnen Propheten aus dem Standpunkte seiner Zeit, seines Ortes, ja sogar unter dem sichtbaren Einfluß ausländischer Philosophie erfaßt und dargestellt werden und ebendaher eine Amphibolie des Sinnes und der Deutung darbieten, die jedem Ausleger aus der Nähe und Ferne wieder die Einmischung seiner Phantome, seiner Vorurtheile und seines Aberglaubens gestattet, wodurch begreiflich die Erkenntniß der wahren Religion mehr gehindert als gefördert wird. Eine providentielle und daher wahrhaft göttliche Ansicht eröffnet sich uns hingegen aus der ganzen Oekonomie der messianischen Weissagungen, insofern sie den Keim einer weitern Entwickelung und Fortbildung der mosaischen Religion enthalten, die Idee eines moralisch-himmlischen Reiches von der erwarteten Weltmonarchie der Juden losreißen und herausstellen, Jesum, der sich berufen fühlte, alle jene Orakel freiwillig in einem reinern und höhern Sinne auf eine der moralischen Weltordnung Gottes würdigere Weise zur Erfüllung und allmäligen Wirklichkeit zu bringen, als den geistigen Befreier und Wohlthäter seiner Brüder und den eigentlichen Himmelskönig im Reiche der Wahrheit erscheinen lassen. Nur diese Ansicht des Messianismus kann in der Geschichte des Christenthums Einheit, Zusammenhang, höhere Abzweckung, Licht und Klarheit bringen, die immer wiederkehrenden Zweifel der Vernünftigen und Weisen lösen und die gerechten Foderungen einer gebildeten Zeit befriedigen.

Sofort geht der Verf. zur Prüfung der Nationalität, Abstammung und Geburt Jesu über und zeigt, daß man diese drei Punkte unbestimmt lassen müsse, da die verschiedenen Angaben der evangelischen Geschichte nicht gestatten, sie ins Klare zu setzen.

Der Abschnitt von Jesu Jugendbildung, Religionslehre, Lehrart und Wundern ist als psychologische Entwickelung des innern Lebens und in der Erörterung des Wunderbegriffs überaus anziehend. Wir können aber doch nicht umhin, gegen folgende Stelle einen Einwurf geltend zu machen (S. 219):

Wie lang, wie tief und klar muß nicht dieser himmlische Geist gedacht und geforscht haben, bis er eine vollkommene Herrschaft über die rege Einbildungskraft gewann; bis aus seiner reinen Seele die Träume, Visionen und Engelerscheinungen verschwanden, über die sich die befangene Begeisterung der Propheten niemals aufschwingen konnte; bis er den fast (?) gerecht scheinenden Wunsch, an der äußern Herrlichkeit eines Gottgesalbten Theil zu nehmen, im Wechsel schwerer Versuchungen niederkämpfte u. s. w.

Hier ist die ganz unhistorische Behauptung, welche de Wette einst aufgeworfen und in jüngster Zeit, ohne bessere Beweise beizubringen, Hase wieder vorgetragen hat, daß der Erlöser während seines Lehramtes geraume Zeit hindurch die volksthümliche Messiasidee zu realisiren und vermittels derselben seine moralischen Zwecke zu erreichen gehofft, aber zuletzt, durch Erfahrung und reifere Einsicht belehrt, sich entschlossen habe, durch seinen aufopfernden Tod seiner Sache die Bahn zu brechen, die er ihr durch das glänzende Leben und Regiment des Judenkönigs nicht habe öffnen können — diese Behauptung wird von Ammon in das frühere Alter Jesu, in seine Jugendideale und Lebensentwürfe vorgeschoben. Aber gesetzt auch, daß die mythusähnliche parabolische Erzählung von den Versuchungen Jesu in der Wüste darauf hindeutete, daß ihm während seiner Vorbereitung auf den Beruf, den die innere Stimme ihm vorhielt, Gedanken der Eitelkeit und des Ehrgeizes nahekamen, so läßt sich doch ein schwerer Kampf mit solchen Gedanken in seiner Seele nicht wohl annehmen, ohne in dieselbe auch schon verwandte Neigungen, Lust am Aeußerlichen, Liebe zur Ehre vor der Welt zu setzen und den reinen Spiegel seiner Seele anzuhauchen. Auch wäre dies langehin eine unklare und unwürdige Vorstellung von den Grundlagen und Bedingungen des Gottesreiches gewesen, wenn Jesus äußere Macht und Herrlichkeit für unerläßlich erachtet hätte, um zur Herrschaft über die Gemüther durchzudringen, wenn er nicht vielmehr schon früher deutlich wahrgenommen hätte, wie unrein und unhaltbar jeder Glaube, der sich durch äußere Rücksichten bestimmen läßt, und wie gefährlich also solche Einmischung des äußern Eindrucks wäre.

Mit kräftigen Thatgründen tritt indessen unser Verf. den Beschuldigungen Salvador's gegenüber, welcher den Erlöser der klaren Absicht eines falschen Messiasthums beschuldigt hatte, setzt die Begriffe des Messias, des Menschensohnes und des Sohnes Gottes in Beziehung auf Jesus trefflich auseinander und schließt den vorliegenden Band durch eine Darstellung der Gegensätze des reinen und des jüdischen Christenthums; jenes, wie es aus dem Leben und den Aussprüchen des Erlösers selbst als eine sittliche Heilsanstalt und vollkommene Lehre von göttlichen und menschlichen Dingen sich ergibt, und dieses, wie es mit den nationalen Vorstellungen und Sektenmeinungen des Judenthums zersetzt und verunstaltet ist: eine Darstellung, an welcher wir nur das Eine, wovon schon zuvor die Rede gewesen, auszusetzen finden, daß der Verf. das Christenthum vorzugsweise als Lehrsatz auffaßt.

Der zweite und letzte Band des Werkes wird sich, wie die Vorrede S. xix verspricht, mit dem Einflusse heidnischer Philosopheme sowie der Reformation auf das Christenthum beschäftigen, die Tendenz aller christlichen Parteien nach einem gemeinschaftlichen Bekenntnisse hervorheben und mit einer Ansicht der gegenwärtigen Verfassung der christlichen, namentlich protestantisch-evangelischen Kirche endigen. 49.

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneberg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Nach Originalquellen des königl. Archives zu Hanover. Von Friedrich von der Decken. Erster Theil. Hanover, Hahn. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wie der dreißigjährige Krieg seiner Zeit eine unerschöpfliche Quelle von Jammer und Elend für Deutschland war, so ist er bis auf den heutigen Tag auch eine noch keineswegs versiegte, sondern erst wieder recht munter aufsprudelnde Quelle historischen Stoffes für den Forscher und Freund der Geschichte. Dazu trägt besonders der Umstand bei, daß jetzt erst öffentliche und Privatarchive mit größerer Liberalität geöffnet und dadurch eine Menge Aufklärungen, die selbst Schiller noch abgingen, möglich werden. Aber so gut eine vollständige deutsche Geschichte erst nach besserer Bearbeitung und Aufräumung einer Menge Specialgeschichten mit Hülfe der Archive möglich wird, so wird erst nach einer von weit mehr Seiten her angestellten Bearbeitung einzelner örtlichen oder sächlichen Theile des Krieges eine vollkommene Geschichte desselben möglich werden. Selbst über Einzelne muß sich erst noch das Urtheil fester stellen. Während Wallenstein in neuerer Zeit nicht blos von dem Verbrechen des Hochverrathes gereinigt, sondern auch als ein humaner, ja liberaler, constitutionengebender Fürst hingestellt werden will, wird dagegen Gustav Adolf immer mehr um seinen Nimbus von Uneigennützigkeit und protestantischer Begeisterung gebracht und als ein an Frankreich verkaufter, ehrgeiziger, nach Kronen und Thronen in Deutschland strebender Mann hingezeichnet, den grade zur rechten Zeit für Habsburg wie für Deutschlands Freiheit und für den eignen Ruhm selbst der Tod ereilt habe.

„Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, nach Originalquellen des königlichen Archives zu Hanover" ist dieses Werk des Hrn. Generalfeldzeugmeisters betitelt. Da dasselbe zur Zeit noch unvollendet ist (es ist, wie wir hören, auf drei Bände berechnet), also noch keine vollständige Uebersicht und Beurtheilung zuläßt, beschränken wir uns darauf, die Stellung des Buches zu dem bereits Vorhandenen und den Inhalt nach seinen wichtigern Partien kürzlich anzugeben.

Es ist kein Zweifel, daß keine Hauptpartie des dreißigjährigen Kriegs noch magerer behandelt und mehr im Dunkeln gelassen ist als der sogenannte dänische Krieg, besonders mit den im nördlichen Deutschland vorausgegangenen Auftritten, während der böhmische und pfälzische sowie der spätere schwedische und französische sich weit bedeutenderer Aufklärungen erfreuen. Wenn wir nun auch nicht eben den Grad von Wichtigkeit dem Helden dieses Buches beilegen möchten, wie der Hr. Verf. thun zu müssen glaubt, so ist doch gewiß, daß Herzog Georg (von Lüneburg, der Ahnherr des jetzigen königlichen Hauses und Vater des ersten Kurfürsten Ernst August) eine bedeutende politische Rolle im nördlichen Deutschland während dieses Krieges bis 1641, wo er starb, spielte. Zweimaliger politischer und kirchlicher Apostat (wir vermissen ihn in Fr. v. Ammon's „Convertitengalerie", vgl. Nr. 204 d. Bl. v. 1833), theilt er das traurige Loos vieler damaligen kleinern deutschen Fürsten, die keine selbständige Rolle spielen und tausend Rücksichten zu nehmen hatten, sich den Umständen fügen und der Gewalt der machthabenden Partei nachgeben zu müssen, wenn er auch nicht so charakterlos wie Andere war und bald wußte, was er wollte. Der Hr. Verf. dagegen legt ihm zwei große Ideen als Lebensaufgaben bei; 1) die Erblande des braunschweig-lüneburgischen Landes nicht nur in ihrem damaligen Umfange zu erhalten, sondern ihnen auch die seit Heinrich dem Löwen verloren gegangenen Theile wieder zu erwerben, und 2) in der Mitte jenes blutigen Kampfes bei geringen Mitteln, aber durch Politik und Muth das System eines politischen Gleichgewichtes, unterstützt von dem einer bewaffneten Neutralität, aufzustellen und zu behaupten. — Ref. gesteht ehrlich, daß er die Erscheinung der übrigen Bände abwarten muß, ehe er das Lob, den zweiten Punkt erreicht zu haben, dem Herzoge beilegen kann.

Die diplomatische Grundlage dieses Werkes ist die in dem celleschen Archive vollständig aufbewahrte Correspondenz Georg's mit den Herzogen Christian dem Aeltern, August und Friedrich. Gegen 100 Urkunden (die Beilagen einzelner mitgerechnet) sind als Anhang mitgetheilt, von denen mehre auch von Kaiser Ferdinand und Maximilian von Baiern, von Wallenstein und Tilly (der wol nur in seiner Jugend dem Jesuitenorden angehörte), viele vom Könige Christian IV. herrühren, und von welchen die Kriegsartikel, Musterrollen, dann einige Relationen über gelieferte Schlachten von Augenzeugen besondern Werth für die Kriegsgeschichte jener Zeit haben. Aber auch im Texte selbst spielt vorzüglich die Kriegskunst und die äußere Politik eine bedeutende Rolle, während natürlich in das Innere der Verwaltung und Gesetzgebung um so weniger eingegangen werden konnte, als Georg damals noch nicht regierender Herr war. Desto weitläufiger (eine größere Gedrängtheit mit Uebergehung mancher für unsere Zeit minder wichtig gewordenen Verhandlungen möchte Ref. als dem Werke selbst föderlich wünschen) ist Alles behandelt, was Krieg und Politik betrifft, daher die zum Theil durch Ortskenntniß sehr wichtigen Schilderungen der Schlacht bei Lutter, Seelze u. a. Der Inhalt der ersten Abtheilung (1—173) ist so angegeben: Herzog Georg, Freiwilliger in den holländischen und spanischen Heeren; Generalwachtmeister in dänischen Diensten im schwedisch-dänischen Kriege; commandirender General der niedersächsischen Kreisarmée. II. (174—310) Georg im kaiserlichen Kriegsdiensten (bis zu seinem Uebertritt in schwedische 1631).

Vielfache Aufschlüsse gibt schon der erste Band dieses verdienstlichen Werkes auch über Wallenstein, welcher trotz der Reaction des auch hier als einer der kräftigsten Fürsten geschilderten Maximilians von Baiern (Joh. Georg von Sachsen tritt dagegen wieder in seiner unglücklichen Halbheit auf) das Herzogthum Meklenburg besonders mit Hülfe der Jesuiten bekommt, denen er die Restitution der geistlichen Güter versprach. Wallenstein suchte sich in seinem Reichslande dadurch zu behaupten, daß er Tilly und Pappenheim (die dadurch auch Maximilian entfremdet worden wären) auch Herzogthümer (Kalenberg und Wolfenbüttel) zu verschaffen suchte, was indeß durch W.'s Abdankung und G. Adolf's Erscheinen vereitelt wurde und Georg von der kaiserlichen Partei abwendig machte. Daß Georg Antheil an der Schlacht bei Lutter am Barenberge gehabt, wird gegen Spittler, der ihm den Sieg der Kaiserlichen zuschreiben möchte, geleugnet, da Georg damals in Wisbaden gewesen sei. Mehres Neue über die braunschweigischen Friedensunterhandlungen 1625, über die dem Wallenstein'schen Heere vorausziehenden Zigeunerbanden, über den Bestand des ersten Wallenstein'schen Heeres zeigt, wieviel auch noch von einer bisher minder beachteten Seite zur Geschichte dieses merkwürdigen Krieges zu erwarten ist. Nur darf nicht Alles für gleich wichtig und einer gleich ausführlichen Behandlung würdig gehalten werden. Andere als archivalische Quellen sind nur sehr sparsam angezeigt. Das Aeußere trägt das Seinige zur Empfehlung dieses Werkes bei, welches nach seiner Beendigung jedenfalls einer ausführlichern Besprechung würdig ist, als hier gegeben werden durfte.

41.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1834.

Zur Philosophie von gestern und heute.

Alle Welt lebt für heute, oft auch für morgen, weil das Heute und Morgen die Aufmerksamkeit fesselt, Thatkraft anregt, das Gestrige aber dazu untauglich ist, oft sogar schon das Heutige, wenn es bei Sonnenaufgang entstanden und am Mittag welk geworden. Völker verachten das Gewesene, jagen nach neuen Constitutionen, wollen mit selbsteigner Herrschaft und unversuchten Regierungsformen ins Himmelreich kommen. Wäre nur das Christenthum jünger, es möchte behagen; nun aber geht man einer Simonistischen Lehre nach, wählt sich einen andern Papst als den römischen, sucht eine andere Frau als die eheliche und eine andere Goldbörse als die eigne. Könige und Fürsten wechseln Ministerium und Uniformen, Schlösser und Organisationen, machen frische Schulplane und Zollgesetze, blos Maitressen besitzen das Geheimniß, ihre Reize täglich zu verjüngen, indem sie zugleich bleiben, was sie sind. Staatsmänner denken an neue Theorien der Finanz und Verwaltung, wechseln Geschäftsordnungen und diplomatische Verbindungen. Selbst Bürger wollen nicht ausharren im Gestrigen, unter herkömmlichen Geräthen, nach der Mode erneuert sich ihr Kleidergeschmack und ihr Kirchenbesuch; was ehedem sich fortgepflanzt von Aeltern auf die Kinder, vergeht jetzt, bevor die letztern ihre Kinderschuhe vertreten. Jünglinge gar wollen Alles umstürzen, was steht, mit den Sitten die Gesetze, mit den Schulbänken die Königsthrone, sammt England und Frankreich auch Deutschland. Dies ist Geist der Zeit oder sie hat gar keinen.

Dem allgemeinen Drange folgen nicht minder die Wissenschaften, wie denn überhaupt das Zurückbleiben schmählicher geachtet wird als irgend ein Anderes. Wir sehen Aerzte vor Apotheken fliehen und mit einem Nichts des Stoffes durch Somnambulismus oder Homöopathie ihre Kranken heilen; wir sehen Rechtspfleger neue Gesetzbücher und öffentliche mündliche Verhandlungen mit Geringschätzung der geschriebenen Actenstöße fodern, wir sehen Theologen die Neologie verdammen aus Neologie, weil Orthodoxie jetzt ein Neues geworden, und es ist sonach kein Wunder, daß Tagesschriftsteller lauter Einfälle von heute ihren Lesern in die Ohren rufen, da sie zu gefallen suchen und es hierdurch können, vor Allem aber von ihren Gedanken zu leben wünschen.

Unter dem unablässigen Treiben, welches hieraus entspringt und unserer Zeit bis in die Spinnstuben den Namen der bewegten — besser der lärmenden — verschafft hat, lautet es fast wie ein Kindervorschlag, durch Philosophie Vernunft herzustellen, durch philosophische Sprüche das Toben der Parteien zu besänftigen. Wer keinen Rath mehr weiß, flüchtet gemeinhin zur Philosophie und verspricht sich von ihr große Dinge. So klagt Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen", es sei ihm oft zu Muth, als „höre er einen Chor von hunderttausend Narren sprechen"; — aber — Philosophie sei der erste Titel des deutschen Stolzes, werde in ihrer Eigenthümlichkeit Epoche machen, werde „als Schutzgöttin der Deutschen aufhören, eine bloße Schulmeisterin zu sein, die auf den Kathedern thront; es werde die Zeit kommen, wo sie handelt und vollbringt, zur That wird und die Welt beherrscht". — Himmel, welch ein Glaube! Wo und wann soll die Philosophie herrschen? Ueber hunderttausend Narren? Nun gar die deutsche Philosophie! Sie ist in ihrem Wechsel Ausdruck des jedesmaligen Zeitgeistes und immer von heute. Wäre sie anders, würde sie berühmt? Will nun Pfizer durch sie „eine Blutreinigung und Erneuerung des deutschen Staatskörpers zu Stande bringen" — gehört er dann nicht zu seinem Chor der Hunderttausende?

Niemals noch hat Weisheit in der Welt geherrscht, niemals wird sie herrschen, sondern Thorheit und Leidenschaft behaupten das Feld. Philosophie also, wenn sie wahrhaft weise ist, kann nie zur Herrschaft kommen, und ist sie thöricht, so nimmt sie ihre Gewalt von der Thorheit, nicht aus ihr selbst, und statt zu helfen, wird ihr geholfen. Der deutschen Philosophie ist viel geholfen durch Pedantismus der Katheder, durch Jugendlichkeit der Zuhörer, durch einen Ruf von Neuheit und Tiefe. Anhänger Hegel's haben von ihrer Philosophie als der gegenwärtigen gesprochen und damit wol Herrschaft auszudrücken gemeint. Aber was ist gegenwärtig? Nicht mehr der Tag, an dessen Abend ich von ihm schreibe. Seit nun Hegel gestorben, muß seine Lehre von gestern sein, und der Zeitgeist, welcher am Heutigen hängt, wird sie bald als eine veraltete bezeichnen.

Aus diesen Ursachen allein darf gefragt werden, ob man nicht mit einer Philosophie von gestern besser fahre

als mit einer von heute? Jene wäre wenigstens ein Bleibendes, weil die Vergangenheit nicht vorüberfließt wie die Gegenwart. Aber welche philosophische Vergangenheit? Soll man zurückgehen bis Plato und Sokrates, oder noch weiter? Im Gestrigen machen die Zeitgrößen keinen Unterschied, da z. B. Kant für die heutige Philosophie ebenso veraltet heißen kann als Aristoteles, und vielleicht ein gutes Theil mehr.

Noch bedenklicher ist, daß sämmtliche Philosophen von heute eigentlich dem Unterschiede des Gestrigen und Heutigen ein Ende machen und eine ewige, für alle Zeiten unwandelbare Philosophie hinstellen wollen, welche die Vergangenheit in sich aufnimmt, die Zukunft verklärt. Auch unsere gegenwärtige deutsche Philosophie, nämlich obgedachte Hegel'sche, sucht hierin die Größe ihrer That und rühmt sich besonders einer Objectivität, durch welche alle Subjectivitäten von gestern völlig aufgezehrt werden und überhaupt alle Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart verschwinden soll.

Objectivität dieser Philosophie bedeutet eine Unabhängigkeit derselben vom individuellen Denken, Fühlen, Wollen; eine Lehre, welche den Lehrer bezwingt, eine Wahrheit, die sich selber wahr macht, eine Einsicht aller Ansichten, ein Panorama der Welt, nicht auf der Netzhaut irgend eines Auges, sondern am Mittelpunkte der Welt ihr eigner Spiegel, ein Urlicht aller zurückgestrahlten Lichter, eine Sonne aller Erden und Monde.

Hiergegen müßte nun ein Philosoph von gestern behaupten, die Wissenschaft der Philosophie sei durchaus nicht objectiv, sei stets ein Werk des eignen Denkens, Fühlens, Wollens, sei eine Lehre und Wahrheit für den Privatgebrauch des Lehrers und gerechtfertigt durch seine individuelle Zufriedenheit mit derselben, daher immer nur eine Ansicht der Welt von einem gewissen Standpunkt, eine Auffassung und Sammlung einzelner Lichtstrahlen, ein Sonnenbild im Erdspiegel.

Man begreife Begriffe. Sie entstehen durch Einkehr des Denkers in sich selbst, sind subjectives Eigenthum, werden erst Gemeingut durch die Sprache, gelten dann als Objecte, nämlich Worte, können gebraucht werden von dem Einzelnen nach besonderm Bedürfniß, gehen für ihn verloren und finden sich wieder nach der Beschaffenheit seines Denkhaushalts, gewinnen ihren Werth und Unwerth durch besondere Bestrebungen, Verhältnisse, werden verglichen, geprüft, geändert, dienen zum beliebigen Spiel und zur geistigen Unterhaltung. Daß Philosophie aus Begriffen und deren Zusammenhange bestehe, ist wol anerkannt, auch von den Vertheidigern ihrer Objectivität; denn was ein Mensch lernen mag durch Anschauung, Erfahrung, Beobachtung, ist keine Philosophie, sondern nur was für Begriffe er sich bildet, und wie er dieselben verbindet, weswegen auch Philosoph und Selbstdenker als gleichbedeutende Namen gelten. Jedes Selbstdenken ist ein Subjectives.

Ganz gut, erwidern die Philosophen der Objectivität; aber das Selbstdenken ist ein zum Andern gewordenes Denken, sowie das Dasein ein zum Andern gewordenes Sein, das Machen der Begriffe ein Nachmachen ihres ursprünglichen Wesens, das Wort ein Zeichen ihres objectiven Werths, alle Geltung abhängig vom letztern, und die Philosophie ist eine Angabe der Art und Weise, ihn zu finden, zu bestimmen. Faßt erst Gedanken, dann werdet ihr denken; erhebt euch über den Kreis eures Begreifens, dann werdet ihr begreifen; nämlich nicht das subjective Spiel eures individuellen Gemächtes, sondern den nothwendigen objectiven Zusammenhang und Inhalt des Wesens der Dinge.

Selbst ein Philosoph von gestern kann diese Lehre artig finden und verdeutlicht sie sich auf folgende Weise. Bekanntlich waren, sind und werden sein in der Welt eine Menge von Begriffen, nämlich in denkenden Köpfen. Diese Begriffe sind da wie Begebenheiten, sind also etwas Wirkliches, Wesenhaftes. Der einzelne Kopf, in welchem ein Begriff zum Bewußtsein gelangt, wähnt ihn gemacht zu haben und hält ihn fest als sein besonderes Eigenthum, während er im Denken der denkenden Köpfe längst als Gemeingut vorhanden gewesen, und mithin dem einzelnen Denker die Aufgabe bleibt, ihn in seinem wahren Sein aufzufassen und nicht durch individuelle Zusätze oder Ungereimtheiten zu entstellen. Wer solches leistet, der denkt objectiv, sonach wahr, angemessen und philosophisch. Es ist unter Anderm ein häufiger Irrthum von Jugendköpfen, sie hätten einen Begriff, etwa den der Freiheit, Gleichheit, des Alllebens, zuerst gedacht und dadurch erschaffen, während er doch längst Dasein gehabt und nur begebenheitlich im Jugendkopfe zum Bewußtsein gekommen. Alles individuelle Denken ist darum ein Begriffsspiegel für das allgemeine objective Denken, welches sich in seiner Besonderheit abspiegelt oder offenbart und daher in Beziehung auf seine Wahrheit das Concret-Allgemeine heißt.

Glücklicher- oder unglücklicherweise wollen die Begriffsexistenzen einander vernichten, zerstören, auffressen. Glücklicherweise — weil ohne solche Tendenz keine Bewegung, sondern nur starre Ruhe unter den Begriffen stattfände; unglücklicherweise — weil das subjective Denken sich durch den Krieg verwirrt, der Dialektik heißt und im Bewußtsein des Philosophen aufgefaßt wird. Da streiten miteinander Gutes und Böses, Monotheismus und Polytheismus, Demokratie und Aristokratie u. s. w., und zwar allerdings als Begriffe einzelner Denker, aber nicht minder als wirkliche Wesen in der Welt, die da sind und werden, stehen, fallen und sich wieder aufrichten, worin eben die Geschichte ihre Substanz hat.

Weil nichts Seiendes untergeht, so kann auch kein Begriff den andern vernichten oder verschlingen, also nicht das Gute das Böse, nicht der Monotheismus den Polytheismus, nicht Demokratie die Aristokratie u. s. w. Sollte je geschehen — was aber nicht sein kann —, daß ein Begriff alle ihm feindlichen fräße oder aufzehrte, so käme der Weltuntergang. So aber zerren und nagen die Begriffe stets an einander, gehen dadurch über in ihr Gegentheil, ihr Anderes, leiden Veränderungen und manchmal Ungestalt, stellen sich aber wieder her und wachsen und werden

in Mannichfaltigkeit durch eine verborgen schaffende Dialektik. Das Böse z. B. steckt im Guten und umgekehrt, der Polytheismus (Heidenthum) im Monotheismus (Christenthum) und umgekehrt, die Aristokratie in der Demokratie und umgekehrt. Die Regel dieses Entstehens und Vergehens, des Werdens im Sein, des Seins im Werden ist das innere Wesen oder, wie man sich ausdrückt, die Wahrheit der Geschichte.

Sucht Jemand gegen diese Naturdialektik irgend einen Begriff zum herrschenden zu machen, der die übrigen unterwirft oder vertilgt, will er etwa das Gute allein ohne das Böse, oder, gleich dem alten Lafayette, Aristokratie in Demokratie ersäufen, so sinkt er dadurch zur Subjectivität des Denkens herab, deren Bestrebung allemal darin besteht, mit der Herrschaft eines concreten Begriffs die andern Begriffe zu absorbiren, er raubt alsdann dem Denken seine Objectivität, seine Wirklichkeit und Wahrheit, behält nur Einseitigkeit, Sentimentalität und Schwärmerei. Begebenheiten lassen sich nicht durch Begebenheit und Begriffe nicht durch Begriff zu nichts machen. Nie kann der einzelne Begriff absolut, d. h. objectiv herrschen; ein dialektischer Kampf mit dem Negativen (der Widerpart) ist seine eigne Wirklichkeit und Wahrheit, und die Objectivität der Philosophie besteht grade in dem höhern Bewußtsein dieses Verhältnisses, während das gemeine Bewußtsein immer in der subjectiven Begriffsherrschaft befangen bleibt. Hieraus erklärt sich der oft angefochtene Satz: „Das Wirkliche ist vernünftig und das Vernünftige wirklich".

(Der Beschluß folgt.)

Der letzte Mensch. Ein Epos in zehn Gesängen nach Grainville von A. Creuzé de Lesser. Deutsch bearbeitet von Chr. Fr. K. Schirlitz. Leipzig, Wienbrack. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es wird wol den meisten unserer Leser unbekannt sein, daß ein gewisser Grainville, welcher sich im J. 1805 aus Lebensüberdruß in die Somme stürzte, eine poetische Skizze: „Le dernier homme" betitelt, hinterließ, wiewol Hr. Creuzé de Lesser diese Unwissenheit mit dem Stempel eines Verbrechens bezeichnet. Diese Skizze, an der Hr. Creuzé sich begeistert hat, obgleich sie unsers Erachtens nichts Begeisterungswürdiges enthält, die er für eine der kolossalsten Hervorbringungen des Menschengeistes hält, wiewol sie höchstens der Dimension nach für groß gehalten werden kann, hat er in ein Epos von zehn Gesängen umgewandelt und Hr. Schirlitz hat es übersetzt. Die Franzosen haben bis jetzt durchaus noch keinen Maßstab für wirkliche poetische Größe gefunden. Selbst noch in unsern Tagen, wo deutsche, englische, spanische Literatur ihnen zugänglich geworden ist, verwechseln sie das Seltsame, das Formlose, das Heterogene beständig mit dem Großen und halten eine Conception für grosartig, wenn die Ideen, die sie darstellt, weit auseinanderliegen, und die Begriffe, die sie einschließt, gleichsam erstaunt sind, sich auf demselben Punkte zu begegnen. Was ist da zu machen oder zu hoffen? Nach so vielen Fehlgriffen, Irrthümern, Täuschungen, die man für absolute Wahrheit nahm, scheint es fast erwiesen, daß den Franzosen im Allgemeinen Sinn und Verständniß für Das, was in der Poesie wahrhaft poetisch ist, abgehe, und daß nur einzelne Individuen unter ihnen bei günstigen Umständen, die Allgemeinheit aber nie sich dem eigentlichen poetischen Verständnisse zu erschließen vermöge. Selbst in der jetzt modischen Bewunderung Göthe's, Shakspeare's, Dante's erkennt man das Gemachte in dieser Bewunderung, wie man in Victor Hugo's, in Lamartine's und in den Arbeiten ihrer Schüler das Gemachte, Willkürliche, Absichtliche erkennen muß.

Was die Franzosen besticht, ist und wird immer sein das dem Maße nach Ungewöhnliche und Große; für die intensive Größe fehlt und wird ihnen den Maßstab stets fehlen. Daher bewundern sie Napoleon, daher scheint ihnen ein Gedicht wie „Der letzte Mensch" kolossal, während ein einziges Gespräch aus „Romeo und Julie" an dichterischer Größe tausend solcher Epopöen aufwiegt, und in einem einzigen Charakter des Hamlet sich mehr poetische Schöpferkraft beurkundet als in allen Gestalten dieses Poemes zusammengenommen.

Dem in den conventionnellen Formen verlorenen Franzosen gilt es schon für ein Zeichen von Genie, daß Jemand sich einen letzten Menschen auf den Ruinen von Paris denken konnte. Wir Deutschen finden an und für sich schon diese Idee kleinlich, beinahe albern. Der letzte Mensch — der Umsturz der Erde — und die Ruinen von Paris? — Ja, wären es noch die Trümmer von Rom oder Babylon; aber nein, Paris! Und nun, was ist dieser letzte Mensch für ein Mensch? Ein Repräsentant des ganzen Menschenthums etwa? Ein Faust? Ein Manfred, ein Ahasverus etwa? O nein! ein schwächlicher Paul an der Seite seiner Virginia, ohne Bewußtsein von den Geschicken der Erde vor ihm, ohne Sehnsucht, ohne Trieb, beinahe ohne Klage, ein Schäfer Korydon. Weiter, was nimmt er vor, dieser letzte Mensch? Nichts, gar nichts, er liebt Syderien! Dies Omega der Menschheit (hier Omegar genannt) ist ein Omega von Unbedeutenheit, ein Musterbild prosaischer Erfindung. Was geschieht denn nun in diesem Gedichte, das französische Kritiker als etwas Rechtes preisen? Wiederum nichts, blos daß die Welt untergeht, etwas, das mit derselben Gemächlichkeit geschieht, als ob ein Theatermaschinist ein Gebirge in einen Palast verwandelte oder umgekehrt. Wie würde hier Byron selbst gesprochen haben, und wie spricht der französische Milton? Er setzt den Montmartre auf den Vesuv und damit genug!

Kurzum, es ist nichts Poesieloseres zu denken als dies sich als kolossal ankündigende Gedicht, das recht wie zu dem Beweise vorhanden ist, daß nicht in dem Was, sondern in dem Wie die Idee, das poetische Element seine Begründung hat. Von vorn herein ist der Gedanke dieses Gedichtes verkehrt und unstatthaft. Der letzte Mensch kann nur die Spitze eines epischen Gedichtes bilden, nicht eine Epopöe für sich. Was soll er thun? Der Zerstörung zusehen? Gegen sie kämpfen? Beides ist gleich lächerlich! — Worauf nun ist er hier angewiesen? Syderien zu lieben, mit Adam zu conversiren! Denn, damit die Leser es nur erfahren, der alte Adam spielt hier den deus ex machina und obenein mit höchst kläglicher Physiognomie und höchst beunruhigt über seinen unglücklichen Apfelbiß. Von den Pforten des Unterreichs, an denen er als Thürsteher sitzt, um seinen Kindern die Thore zu öffnen, wird er auf die Erde hinab- oder hinaufgesendet, um als Rathgeber Omegar's sein Verderben zu beschleunigen. Er ist es, der den Unglücklichen verleitet, Syderien zu verlassen, als sie eben Mutter eines neuen Geschlechtes werden will, welche sehr heillose That denn mit Beider Untergang endet. Der Genius des Todes besiegt nun den der Erde, und die Geschichte hat ein Ende. Wollte Jemand sich von der gänzlichen Poesielosigkeit des Verf. in aller Kürze überzeugen, so hätte er nichts zu thun, als die Schilderung dieses Kampfes zu lesen. Es ist nicht möglich, ärmer zu sein, als er sich hier zeigt.

Zu wahr hatte der Tod nur gesprochen. Vom Bilde des Schreckens
War gebrochen der Muth des edelmüthigen Geistes.
Dennoch versucht er den Kampf. Ein Eisen bewaffnet die Hände(!).
Ueberall waltet das Eisen, wo sterbliche Menschen sonst waren.
Gib sie auf, die thörichte Hoffnung, schnaubte der Wüthrich.
Du wirst kämpfen umsonst. Stirb, ich bin unüberwindlich.
Bebend und stumm vor Angst schien der rüstige Gegner des Todes
In den Worten sein Todesurtel vernommen zu haben u. s. w.

Wie würde ein wahrer Dichter, wie würde Byron etwa diesen Kampf aufgefaßt, geführt haben. Er würde den Genius der Liebe die Kräfte des Lebens haben aufbieten lassen, seinen Gegner die des Todes. Hr. Grainville oder Hr. Creuzé dagegen gibt Jedem ein Schwert in die Hand. Nichts Unglücklicheres kann schwachen Geistern begegnen, als wenn sie an große Stoffe gerathen. Ihre Kleinheit zeigt sich hier, die ein kleinerer Gegenstand verborgen haben würde.

Dies ist das Schicksal der Verf. dieses Gedichtes, das vielleicht erträglich gewesen wäre, hätten sie irgend eine elegische Liebesgeschichte zu ihrem Gegenstand gewählt. Das wahrhaft Große würde sie ewig schrecken sollen. Die lächerliche Vorrede abgerechnet, ist nichts trauriger als diese großsprecherische, höchst winzige Dichtung, an welcher die Kritik nicht einmal einzelne Theile loben kann. — Die Uebersetzung ist von der Art, daß sie selbst die noch übrigbleibenden geringen sprachlichen Verdienste der Dichtung glücklich vernichtet hat. Der Hexameter, an und für sich schon eine unselige Wahl, ist in der That unter aller Kritik. Verse, wie:

Du, der dir so viele Hindernisse gehoben

gehören noch gar nicht zu den schlechtesten. Die Diction ist durchaus farblos, niedrig und über jede Vorstellung prosaisch, häufig ganz undeutsch, wie z. B.

Wissen wollen zuletzt der Himmel jedes Geheimniß

für jedes Geheimniß der Himmel — kurz, völlig schülerhaft. Genug, den einzigen Spaß in diesen Bogen gewährt die Lesung der bewunderungsvollen Vorrede, in welcher „Der letzte Mensch" über Iliade, verlorenes Paradies, Messiade und Aeneide gestellt wird. 52.

Das neue Schloß zu Braunschweig.

Auf Pfeilern und auf Bogen, aus Quadersteinen von unten auf, erhebt sich über seinem tiefdunkeln Grund das Schloß zu Braunschweig. Sein Gemäuer steigt an der Nordseite schon über die untern Fensterreihen empor, und ihre Säulen stehen in schöner Ordnung da. Der Bau geschieht nach dem Plane und unter der Leitung des hiesigen Hofbaumeisters Ottmer, dessen Risse zu der Singakademie und dem Theater zu Berlin bekanntlich auch den Preis erhielten, und das Werk berechnet sich folgendermaßen: die Hauptfaçade ist 400 Fuß lang, und die beiden Flügel haben jeder eine Länge von 216½ Fuß; die östlichen Giebel sind 83 Fuß lang. Das Hauptgebäude hat mit Inbegriff des mittleren Portals und des an der Hinterfronte befindlichen halbrunden Ausbaues 153, und in den Rücklagen 72 Fuß Tiefe. Jeder von den beiden Flügeln hat in der Rücklage eine Tiefe von 64 Fuß. Das ganze Gebäude besteht aus einem Souterrain und drei Etagen und ist vom Pflaster des Schloßplatzes bis auf die Balustrade 77 Fuß hoch. Es hat vor demselben im Westen eine belebte Hauptstraße, den Bohlweg, und dicht hinter sich einen Arm der raschen und zuweilen stürmischen Oker, welcher seinen südlichen Flügel umgibt, an der ganzen Ostseite vor dem in dieser Richtung offenen innern Schloßhofe und unter den der Morgensonne zugewandten Fenstern des südlichen Flügels sich ausdehnt und dem Schloßgarten entlang fortzieht. In diesem Garten liegt der nördliche Flügel des Schlosses, und auf seiner Südseite wird eine Baumeinfassung des Okerufers ihm das Ansehen geben, an einen Park zu stoßen, wodurch zugleich die Aussicht auf jenseitige Hinterhäuser benommen wird. Ist seine Umgebung so wie von der Natur gebildet, so wird das Prachtgebäude mit seinen Flügeln und Säulengängen und Vorwerken desto großartiger erscheinen, je freier es hoch über der höchsten Bäume Gipfel auf dem bis zu seinem Fuße immer steigenden weiten Schloßplatze hervortritt. Die Kunst benutzt dabei einen Vortheil, den ihr die Nothwendigkeit verschafft, den Schloßplatz beträchtlich zu erhöhen, um ihn vor Ueberschwemmungen zu sichern; und diese Erhöhung wird vom Bohlwege an im fortschreitenden Verhältnisse bis zum Schlosse gehen. Sein nördlicher Flügel soll zuerst vollendet werden; und ist das Schloß, woran tausend Arbeiter täglich arbeiten, fertig, so wird es auch die Kunstsammlungen aufnehmen, zu deren Aufstellung jetzt der geeignete Raum beschränkt ist. In der That scheint die Idee unserer Zeit eine dreifache Gestaltung voll Schönheit und Würde in einem Schlosse zu verbinden und die behaglichste Wohnung, den glänzendsten Versammlungsort und die offenste Kunststätte darin zu vereinigen, ohne weder so majestätisch wie zur Gottesverehrung, noch der Stadt gegenüber riesenhaft zu sein. Soll ein solcher Schloßbau gelingen, so läßt sich an seinen Kosten nicht geizen; und sind die Arbeitskräfte und die Zuthaten da, so geht es schon, ohne daß etwas Nothwendiges darüber versäumt zu werden braucht. Der Schloßbau zu Braunschweig ist im guten Gange und mehrt Geschick und Geschäfte. An Ereignissen mag es in der Zukunft nicht fehlen, wie es daran in der Vergangenheit nicht gefehlt hat, und in der Reformationszeit sind wol viele große Bauwerke unterbrochen worden; aber was einmal gebaut war, das ward benutzt, und blieb benutzt, und wird noch fort benutzt. Es hat die Bedeutung und den Erwerb mancher Stadt gesichert. Wie nahe oder fern der Schloßbau seiner Vollendung sein mag, er nährt, bethätigt, bildet und ist ein bleibendes Zeichen von Kraft und Kunst. Wenn man es auch mit der Werkthätigkeit übertreiben kann, so ist doch gewiß nichts ungegründeter als die Klage, daß man es damit in Deutschland übertreibe; vielmehr scheint es, daß es um Vieles besser stehen würde, wenn man der Lust und dem Drange zur Werkthätigkeit große augenfällig heilsame Bahnen angewiesen hätte. Das Schönste übrigens an dem schönen Schlosse zu Braunschweig dürfte sein, daß es weder ein antikes noch modernes Vorbild hat, daß es nicht nachahmt, was die Griechen gedacht, die Römer gemacht und die Italiener geerbt haben, sondern daß es in freier Gestalt aus der reichen Phantasie des Künstlers hervorgeht, wie sich schon erkennen läßt. Vor seinen hohen Formen und gewaltigen Massen des Erdgeschosses auf der Vorderseite erscheinen die stattlichsten der gegenüberstehenden Straßenhäuser und ihre Gesammtheit kleinlich, und wenn hier ein stolzer majestätischer Baustyl herrscht, so waltet auf den zurückgebogenen Flügeln die Lieblichkeit der mannichfaltigsten Anklänge, die sich mit den freundlichsten Kunsterinnerungen verknüpfen, aber nicht den kalten Todeshauch des Erborgten, sondern den warmen Lebensathem des frisch Erschaffenen ausströmen. 38.

Notiz.

Ganz neuerdings tauchen wieder einmal in Briefen aus Griechenland die Fanarioten auf, wiewol sie für Den, der sie kennt, auch früher nicht unsichtbar gewesen sind, da sie — im Trüben zu fischen pflegen. Jene Briefe sagen, daß das Misvergnügen über die Besetzung fast aller wichtigen Stellen mit zwar griechischen, aber aus Konstantinopel eingewanderten und unter dem Namen von Fanarioten bekannten Griechen immer lauter geworden sei, da die Art ihrer Thätigkeit sie schon sonst vielfach verhaßt gemacht habe. Schon Korais hat vielfach vor ihnen gewarnt, namentlich auch, was die Besetzung einzelner einflußreicher Stellen anlangt; aber man scheint sie in gewissen Kreisen in Griechenland, nämlich von Oben, ebenso wenig kennen lernen zu wollen und zu kennen als in Deutschland und Europa. Bereits im Mai vor. J. brachte die in Jena bei Bran erscheinende „Minerva" einen Aufsatz über die Fanarioten als einen Beitrag zur bessern Kenntniß der politischen Verhältnisse des neuen Griechenlands, und schon die „Beiträge zur bessern Kenntniß des neuen Griechenlands" (Neustadt a. d. O. 1831) enthielten über sie ausführlichere Mittheilungen. Es mag hier darauf hingewiesen werden, damit man sich über diese Jesuiten unter den Aristokraten des neuen Griechenlands aufklären lassen könne. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 10. — 10. Januar 1834.

Zur Philosophie von gestern und heute.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Unser Philosoph von gestern, indem er solchergestalt eingeht in die Lehre von heute und sie artig findet in der Verdeutlichung, erkennt sonach den objectiven Krieg der Begriffe und dessen Dialektik. Allein Philosophie ist nicht aus dieser Erkenntniß, sondern dadurch entstanden, daß man des Krieges müde wurde und sich nach Frieden sehnte. Derlei Bedürfniß ist subjectiv, eben deshalb aber auch die Philosophie selber. Weisheit des Weisen besteht in einem geordneten Haushalt seines Denkens, worin er den Vorsitz führt, dem Volk der Begriffe gebietet, einige höher, andere tiefer stellt, überhaupt einen Friedensschluß, einen Vereinigungs- und Unterwerfungsvertrag zwischen den Streitenden zu Stande bringt. Dies Alles ist subjectiv, und die Begriffe müssen sich dabei etwas gefallen lassen, z. B. Irrthum muß im Bewußtsein dem Wahren weichen, Böses dem Guten, Monotheismus bezwingt in religiöser Andacht den Polytheismus, Aristokratie bei Staatsgedanken die Demokratie oder umgekehrt. Ob irgend ein Friedensschluß dauerhaft sei und nicht durch Tumulte unterbrochen werde, wagt der Philosoph nicht zu bestimmen, vertraut indeß dem Friedensinstrument, sucht es aufrecht zu erhalten oder bei starken Erschütterungen zu verbessern, umzuändern, wiederherzustellen, und dadurch wird Philosophie eine Aufgabe seines gesammten Lebens, seines Denkens, Fühlens, Handelns. Wer nicht irgend etwas in dieser Beziehung zu Stande bringt, hat, wie man sagt, keinen Frieden in sich selbst und ist gewiß kein Philosoph.

Kein Abschluß mit sich selbst verbürgt unwandelbaren Frieden, oder daß ein Anderer auf dieselbe Weise abschließe. Geschichte der Philosophie ist eine Geschichte der Friedensschlüsse einzelner Denker. Aehnliches wird in allen vorkommen; es gibt unter den streitenden Begriffen Vorfechter, sie führen bei Friedensschlüssen das Wort. Von ihnen läßt sich erzählen und mittheilen; die Philosophie aber, nämlich der wirkliche Friedensschluß im Bewußtsein des Einzelnen, ist nicht durch bloße Erzählung und Mittheilung zu bewirken, sondern beruht auf der eignen Kraft und Individualität des Selbstdenkers. Sokrates sprach von einem Genius, der ihm anzeige, wer für seine Philosophie tauge. Einen allgemeinen und ewigen Friedensabschluß desselben Inhalts für Jeden und ohne Möglichkeit von Abänderungen und Zusatzartikeln gibt es nicht.

Für ruhige Leute, deren Begriffe sich nicht beißen und kratzen — sei es, daß ihnen dazu die Zähne und Krallen fehlen, oder daß die Lebhaftigkeit des Bewußtseins zu geringe wirkt, um das Friedensbedürfniß nahe zu legen — ist jede Philosophie überflüssig. Sonderbar genug bietet man sie als allgemeine Nahrung der Jugend, die meistens — besonders in unsern Zeiten — mit sich selber sehr einig und zufrieden ist, oder auch rasch eine gewisse Begriffsherrschaft, z. B. der Demokratie, zu Stande bringt, womit sie gegen alle übrigen Begriffe und Friedensschlüsse kämpft.

Spricht nun, nach Pfizer's starkem Ausdruck, ein Chor von hunderttausend Narren — die keine Philosophie brauchen — in kritischen Zeitungen und literarischen Blättern, so ist alle Philosophie Deutschlands und des übrigen Europas unvermögend, das Mindeste dagegen auszurichten. Vielmehr, wenn die Narren wirklich sind, müssen sie auch vernünftig sein, nämlich in ihrer Weise, ohne Philosophie, welche letztere dann im Gegensatz mit Jenen und mit der Anmaßung, sie zu bekehren, als das Unwirkliche und Unvernünftige erscheint.

Solche Unwirklichkeit und Unvernunft der Philosophie offenbaren sich stets, sobald letztere über die subjectiven Grenzen des Hauses und Katheders hinaus will zur Weltobjectivität. Engel schrieb einen Philosophen für die Welt und vermied einige Schulworte, sagte verständige Dinge, wozu man keine Philosophie braucht. Rechte Kathederphilosophen verachten alle populairen Darstellungen, d. h. Darstellungen für Jedermann, weil eben die Philosophie nicht für Jedermann sein soll, sondern für Einen, der entweder Leuten sie zu lehren hat, die zu hören verbunden sind, oder der zu Hause seinem Begriffskriege ein Ende machen und Frieden haben will. Die Hauptverschiedenheit betrifft hierin das Gestern und Heute, es gibt daher Philosophen von gestern und von heute, keinen für die Welt, und jene Weltherrschaft der Philosophie, worüber viel gefabelt worden, ist ein Ungedanke wie das tausendjährige Reich, oder wie ein glückseliges Leben *jenseits* der Ewigkeit.

Betrachten wir den Lauf der Welt, d. h. die Gestal-

tung menschlicher Angelegenheiten, so herrschen im Staate Regierungen, Gesetze, Priesterschaft und kirchliche Einrichtungen; das Verhältniß der Menschen zu Naturdingen richtet sich nach Erfahrung, Erfindung, Kunst und Geschicklichkeit. Philosophen haben hiemit nichts zu schaffen, und gesetzt sie versuchen sich daran, so mislingen die Versuche. Plato schrieb vortrefflich über den Staat; am Hofe von Sicilien wurden seine Vorschläge nicht gehört, er konnte weder den Regenten noch seine Umgebungen leiten oder bessern. Sokrates büßte seine vom heidnischen Götzenthum abweichende Gotteslehre mit dem Tode. Neuere Philosophen haben subjective Constructionen des Universums nachgeschaffen, allein die Entdeckungen der Naturwissenschaft, die Erfindungen des Dampfgebrauchs oder sonstiger Stoffanwendung sind nicht von ihnen ausgegangen oder vervollkommnet, und ihre Speculationen werden von Entdeckern und Erfindern wenig geachtet. Der Platonische Sokrates verlangt freilich vom Philosophen, er solle Jegliches am besten machen, auch einen Schuh, doch wissen wir nicht von ihm selber oder von Andern, daß dieses geschehen; und sogar der philosophische Schuster von Görlitz verdankt seinen Ruhm nicht der objectiven Vollkommenheit seiner Werkstatterzeugnisse, sondern Büchern voll subjectiver Anschauungen und, wie Manche behaupten, voll Schwärmerei. Woraus denn abzunehmen, das Wirkliche der Welt, ihr Objectives, sei den Philosophen fremd und solle ihnen fremd bleiben.

Man entgegne nicht, es gebe doch Rechtsphilosophie, Staatsphilosophie, Religionsphilosophie, Naturphilosophie als etwas Wirkliches, als Factum des Denkens und Schreibens, und ihr Inhalt sei eine Angabe der Principien des Rechts, des Staates, der Religion, der Naturkenntniß. Woraus sind diese Wissenschaften erwachsen? Aus einem Kriege der Begriffe, nämlich des Rechts und Unrechts, der Despotie und republikanischen Freiheit, des Zweifelns und Glaubens, der Atomistik und Dynamik. Hierüber vermittelt der Philosoph in seinem Gemüth einen Vertrag und spricht dann von Principien. Wäre kein Krieg, so bedürfte es keines Friedensschlusses. Wo daher das positive Gesetz unangefochten besteht für das Recht, die höchste Gewalt für den Staat, der Glaube für die Religion, die Sinnerfahrung für Naturkenntniß, da schweigt die Philosophie. Letztere erscheint erst als Subjectivität, sobald die feste Objectivität verloren gegangen. Sokrates und Plato z. B. bedurften der Philosophie bei dem schwankenden Zustande griechischer Staaten, bei dem Heidenthum, womit ihre sittlichen Gesinnungen in Gegensatz geriethen; die ersten Christen bedurften keiner Philosophie, weil sie um Staatsbegriffe sich nicht bekümmerten und der Glaube an ihre objective Religionsgemeinschaft ungeschwächt war; die echten Anhänger Mohammed's bedürfen ebenso wenig einer philosophischen Weisheit, sie haben des Propheten Schwert und seinen Koran.

Wunderlich ist deshalb der Wahn mancher Philosophen von heute, daß sie feste Objectivität wiederbringen wollen, wenn dieselbe verloren gegangen, da Philosophie ohnmächtig ist für objective Geburt und sogar in der letztern ihr Grab fände. Kein Sturz positiver Gesetze, keine Trümmer eines Throns, kein verblichener Glaube, keine unsichere Erfahrung sind fest zu machen und wiederherzustellen durch Philosophie, diese ist dafür gar nicht vorhanden, sondern für das eigne Herz, für den innern Frieden bei äußerm Kriege, für die eigne Haltung bei dem Taumel der Weltbegriffe und nächst diesem für den Lehrstuhl. Die stoische Lehre konnte grünen in den Schulen, in der Brust des Weisen zur Besiegung des Schicksals; aber sie konnte auf dem Kaiserthrone Antonin's nicht den verdorbenen Staat umschaffen. Seltsame Träume sind darüber geträumt und werden noch fortgeträumt zur Verwirrung der Klugen und Thoren.

In unserer lärmenden Zeit, d. h. im Kriegslärm der Begriffe, besonders wenn Alles dem Neuen entgegenhofft und das Alte geringschätzt, macht sich ein Bedürfniß der Philosophie fühlbar. Sie bilde sich für den Einzelnen und für den Katheder; will sie aber hinaus auf den Markt zur Beherrschung der Marktbegriffe, so wird der Lärm noch größer, man schreit nach Philosophie, und sie ist schon mitten darunter. Selber hingerissen von den Rufenden, ruft sie vielleicht entgegen: „Eure Begriffe fressen sich, ihr Lieben, das ist Objectivität; hütet euch vor einem subjectiven Vielfraß, der alle verschlingt!" O Gott, seufzt das Marktvolk, darin besteht ja unser Leiden!

Manche entweichen dann wol dem Gedränge und wünschen lebhaft das Alte zurück, altes Recht, alten Staatszustand, alte Kirche. Wer nur die Begriffe wegbrächte! Wider Willen wird nun zur Hülfe die einst vernachlässigte Philosophie aufgesucht, aber keine von heute oder gestern, sondern eine von vorgestern. Sie hilft so wenig als eine andere, denn das ersehnte Vorgestrige übersteigt eigentlich alle Philosophie. Der echte Weise hat dies längst eingesehen, bestellt sein Haus und pflanzt seinen Garten, sucht für seinen Frieden weder Markt noch Rednerstuhl, kann durch Lehre nützlich werden verwandten Gemüthern, aber nicht den umstürzenden Neuerern, nicht den unbedingten Verehrern des Alten; er ist deswegen beiden Theilen unbequem, und sie verlassen ihn mit Achselzucken, bedauernd: „er sei von gestern!"

9.

---

1. Generalstatistik der europäischen Staaten, nebst einer theoretischen Einleitung von **Georg Norbert Schnabel**. Zwei Bände. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit zwei Uebersichtskarten. Wien, Mösle. 1833. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

Die Statistik ist gewiß eine der interessantesten Wissenschaften. Sie bildet die Brücke der Geographie zur Geschichte in vielfacher, der Geschichte zur unmittelbarsten Gegenwart und ihren Beziehungen in jeder Hinsicht. Leider nöthigt ihr jedoch bald der Mangel lebendiger Auffassung, bald der Mangel an den wichtigsten Daten grade zum Behuf einer solchen Auffassung eine Gestalt auf, welche den Wißbegierigen mehr zurückstößt als anzieht. Besonders in Beziehung auf Deutschland sind wir so unglücklich mehr Werke zu haben, die in Zahlenangaben und Tabellen des Viehstandes zerbröckeln, als solche, die die wirkenden Kräfte und ihre Quellen in richtigen, geistreichen Contouren wieder darstellen und eine Beurtheilung des wirklichen Staatslebens

möglich machen. Allerdings lassen sich auch Bevölkerungs- und andere arithmetische Angaben dieser Art zu den wichtigsten Resultaten combiniren, doch ist durchaus nicht zu vergessen, daß diese Resultate selbst die Hauptsache, gewissermaßen der Text, und jene Angaben die zum Beleg erfoderlichen Noten, die Zugabe sein müssen, wenn sie irgend eine andere Anerkennung als die des Fleißes und der Genauigkeit verdienen wollen.

Das vorliegende Werk trotz seiner zweiten Auflage ruht auf einer durchaus mehr pedantischen als geistreichen Grundlage. Es ist, wie der Titel sagt, eine „Generalstatistik", d. h. es werden die einzelnen Staaten nicht einer nach dem andern in der Reihe aller Hauptbeziehungen ihres Lebens nach durchgegangen, sondern diese Beziehungen selbst werden in ihrer Allgemeinheit gefaßt, und wie sie sich bei den einzelnen Staaten gestaltet finden, wird nicht unter den Rubriken der Staaten, sondern unter der der Beziehungen gezeigt. Dabei ist viel von statistischen Thatsachen und Wahrheiten die Rede, die dann aber großentheils in der unmittelbaren Natürlichkeit, wie sie der Wissenschaft zuerst gewonnen sind, auch liegen bleiben. Der Hr. Verf. vertheidigt sich deshalb S. IX der Vorrede folgendermaßen: „Soll jedoch so eine vergleichende Statistik nicht auf einer andern Seite wieder der ethnographischen nachstehen, so muß sie neben der Erleichterung des Ueberblickes und der Totalansicht, die sie gewährt, auch den Vorzug der Bestimmtheit in den Angaben möglichst bewahren; sie muß nicht einer ungeregelten Vorliebe für das Generalisiren und für allgemeine Ansichten die historisch-statistische Wahrheit, die Individualität und Genauigkeit aufopfern. Darum muß eine vergleichende Statistik so wenig als möglich sich in tiefe Abstractionen verlieren." Allerdings setzen wir hinzu, soll sie das nicht; abstracten Inhalt soll jede historische Darstellung (und das ist doch am Ende auch eine Statistik) scheuen, aber es ist ein großer Unterschied zwischen tiefen Abstractionen und zwischen lebendigen Auffassungen allgemeiner Beziehungen. Wie wenig abstractes Denken und doch wie viele allgemein interessante Bemerkungen enthält nicht Humboldt's Werk über Mexiko? und zu wie weit mehren dergleichen liegt nicht die Veranlassung in einer statistischen Darstellung Europas?

Wie es aber mit dem Vorrath an eigentlich lebendigem Geiste in vorliegendem Buche bestellt ist, mag Jeder aus der so hölzern als möglich gehaltenen Einleitung ersehen. Der Anfang derselben erinnert fast an die seinsollenden metaphysischen Begründungen der Staatsgewalt, die hier und da die Eingänge zu mittelalterlichen Edicten und Urkunden der Könige bilden. Fleiß und Genauigkeit mag nun allerdings in hohem Grade bei der Zusammenstellung der Data anerkannt werden, aber wozu hilft das bei einem Gegenstand, der nach dieser Hinsicht doch seiner Natur nach nur Approximationen zuläßt. Wozu ist es zum Beispiel, daß runde Summen der Bändezahl in den Hauptbibliotheken von Oxford und Petersburg bis zum Vatican angegeben sind, da die runde Summe eben keine genaue, eine genauere Angabe aber bei stetem Zukauf und sonstigen Wechseln des Büchervorrathes bis zu dem Abdrucke der Notiz schon wieder eine ungenaue ist und sein muß? Liegt nicht vielmehr die Wichtigkeit einer Bibliothek in den Werken selbst, die sie enthält, und in der Art und Weise, wie sie gesammelt ist, als in der Zahl der Bände? Die Zahl der Bände der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg wird auf 300,000 angegeben, die der Handschriften auf 11,000: ist diese nun die am Ende doch auch statistisch bedeutendere oder die weit kleinere vaticanische, die nur zu 30,000 Bänden und 4000 Handschriften angegeben ist, die aber in einem Jahre mehr Gelehrte nach Rom zieht als die petersburger in zehn Jahren nach Petersburg, und welche in den letzten 20 Jahren der wissenschaftlich sich interessirenden Welt mehr an Resultaten geboten hat, als ihr die petersburger je bieten kann? Man lese doch nur diesen ganzen Abschnitt von dem Unterrichtswesen, oder wie es der Hr. Verf. überschreibt: „von der Verwaltung der intellectuellen Cultur", um sich zu überzeugen, daß man mit dieser Art Genauigkeit, wie sie hier erstrebt wird, und mit dem gutmüthigen Wunsche, zu nützen, doch am Ende nur langweilt.

Man hält die Statistik für eine Wissenschaft, die man ohne Genie, ja, ohne eminentes Talent immer noch leidlich genug cultiviren könne, da sie doch, wenn sie nicht unter der Hand zu leerem Stroh werden soll, grade das munterste Talent und vielfach wahre Genialität verlangt. — Mit welcher Sorgfalt die Uebersichtskarten ausgeführt sind, wird man am besten daraus ersehen, daß Aachen auf der einen diesseits des Rheines und an den Ort gezeichnet ist, wo Düsseldorf liegen müßte. Nun sieht man zwar sofort, daß dies ein reines Versehen ist; allein bei Hülfsmitteln zum Unterricht dürften dergleichen am wenigsten vorkommen.

2. Staatengeographie der Länder und Reiche von Europa, oder Uebersicht des Lebens und Wirkens der Völker in den einzelnen Staatenverbindungen. Bearbeitet als besondere Abtheilung der Erdkunde und mit Berücksichtigung des neuesten Zustandes, zum Unterrichte auf höhern Bildungsanstalten von W. E. A. von Schlieben. Halle, Anton. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Im Ganzen gilt hier dasselbe, was von obigem Buche gesagt worden ist; doch sind die Notizen reichhaltiger und gestalten sich dadurch leichter anschaulich, daß sie nicht nach verschiedenen Beziehungsreihen auseinandergerissen, sondern nach der Reihe der einzelnen Staaten als an Sammelpunkten vereinigt sind. Da die Notizen mehr ins Einzelne gehen, ist nothwendig auch mehr Irrthümliches, besonders viel Veraltetes darin; so ist zum Beispiel S. 322 von dem Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt gesagt, in der obern Herrschaft sei insbesondere die Pferdezucht gepflegt; allein das Einzige, was dieser Notiz hat zu Grunde liegen können, die Stutereien von Kumbach und Schwarzburg, sind schon seit 1805 eingegangen, und es ist vielleicht in ganz Deutschland keine Gegend, die so wenig an Pferdezucht denkt, als grade diese. Auf derselben Seite findet sich, im Amte Schwarzburg lege man sich besonders auf Bergbau; allein ein Amt Schwarzburg gibt es gar nicht, sondern die Burg und Ortschaft Schwarzburg liegt im Bereich des Amtes Königsee, und die schwarzburgischen Bergwerke sind vielmehr im Amte König. Wir führen dies eine Beispiel nur an, um das Genre Dessen, was wir im Auge haben, näher zu bezeichnen.

Wir wollen hieraus nicht grade einen bedeutenden Vorwurf bilden, denn sowie die Sachen in Deutschland stehen, würde es in der That unmöglich sein, eine statistisch-geographische Darstellung zu liefern, ohne sich sehr oft auf andere gedruckte Werke zu beziehen, die theils nun veraltete Angaben enthalten, theils ungenauer ausgesprochene und deshalb zu Misverständnissen veranlassende. Es ist dies also mehr ein böses Geschick, was alle ähnliche Unternehmungen theilen, sobald sie so sehr ins Detail gehen. Die Einrichtung des Buches ist sonst sehr bequem und sein Aeußeres empfehlenswerth. 10.

Romanenliteratur.

1. Freuden und Leiden des Wiedersehens von Franziska Walden. Hof, Grau. 1833. 8. 1 Thlr.

Glücklicher Einfall, die Enttäuschungen, die Uebereinstimmung der Wirklichkeit mit der Meinung, darzustellen, welche bei endlichem Wiedersehen nach mehrjähriger Abwesenheit zu erfolgen pflegen. Nicht jedes Register ist gezogen, das des Humors, der Komik taugt nicht zur Tastatur für Frauen; zu den vorhandenen wird Thema und Ausbiegung melodisch und verständig gehandhabt. So ist die blos im Repräsentiren, Putz und Bewunderung lebende Französin, die ein herzvoller Deutscher für ebenso treu wie sich hält, der darum seine gemüthvolle Gattin nicht lieben will, ein unvergleichliches Bildniß, ohne alle Uebertreibung. Ebenso gut ist der joviale Jagdfreund, der förmliche Geheimrath mit der seinen Eigenheiten sich anschmiegenden Gattin, der lebensfrohe und lebenskräftige General, an Jugendmuth und frö-

scher Heiterkeit den Sohn übertreffend, weshalb es Sophien nicht zu verargen ist, daß sie sich lieber mit jenem als mit diesem vermählt, gemalt. Weniger individuell, flüchtiger sind die Bildnisse der Jünglinge und Jungfrauen als die der ältern Personen, welche freilich ausgearbeitetere Züge haben als die Jugend, zumal als die weibliche, hingeworfen. — Wo Idee und Ausführung so schön ineinandergreifen, ist Fortfahren auf der betretenen Bahn zu empfehlen.

2. Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich. Historische Novelle von Agatha von Suhr. Zwei Theile. Hamburg, Herold. 1833. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Mag man an der gutgeschriebenen Novelle auch Manches rügen, der Vorwurf mindestens lastet nicht auf ihr, daß die Verf. ihr Geschlecht auf Kosten des männlichen erhoben hätte, denn ihre weiblichen Hauptpersonen machen schlechte und dumme Streiche, dahingegen das Vergiften, Lauern und Ränkeschmieden den männlichen Nebenfiguren, italienischen Doctoren, tückischen Pfaffen und ähnlichen untergeordneten Rollen des Romans überlassen wird, wobei auch der ehrliche Haudegen Schweppermann bösen Leumund erfährt und nicht als ein beherzter, sondern als hinterlistiger Krieger erscheint. Die eigentliche Zornschale ist über Ludwig's Gemahlin ausgegossen, einen Abschaum von Niederträchtigkeit, Ingrimm und Hochmuth, durch eine einzige leibliche Eigenschaft gemildert. Sie wüthet gegen Freund und Feind, selbst gegen das eigne Blut. Absonderlich ist ihr die Tochter Richessa ein Dorn im Auge. Wenn sie sie nur einsperrte, wäre das nicht so gar übel zu deuten, denn die junge Dame faselt in Wort und That so seltsam, verlegt sich aufs Landfahren und Großmuthspielen dergestalt, daß eine kleine Verrückung des Verstandes nicht ohne Grund sich argwohnen läßt. Zuletzt krönt sie ihre Thorheiten, daß sie in gleicher Rüstung wie ihr kaiserlicher Vater, und mit diesem zu verwechseln (?), in die Schlacht zieht, um von der Hand ihres abtrünnigen Geliebten, des Erzherzogs Leopold von Oestreich, zu fallen, ein Theatercoup, dem die dazu gehörenden Tiraden nicht fehlen. Kaiserin Mechtild, Friedrich's Gemahlin, ist eine eitle, herzlose, gefall- und vergnügungssüchtige Thörin und ihre Tochter Hedwiga das Gegenstück zu Richessa. Erst liebt sie den Kaiser Ludwig, und weil es damit nicht so recht fort will, ihr denn doch an der Gegenliebe, an traulicher mündlicher Unterredung gelegen ist, zieht sie aus einem Winkel ihres Herzensschreins einen halbvergessenen Gegenstand, einen Ritter von Landsberg heraus, der Liebe um Leibe tauscht und sich mit ihr vermählt, von dem Kaiser mit der Grafschaft Burgau belehnt. Des Erzherzogs Geliebte, später Gemahlin, ist ein heroisches Schweizermaidli, das anstellige Röseli, die so viel mit ihrer Naivetät sich weiß als nur immer eine heutige Schweizersängerin aus dem berner Oberlande. Schon ihr Geburtsort, Stadt Uri, macht sie zu einer Romanheldin. Nicht dem Roman, aber der romantischen Dichtung gehört der Böhmenkönig Johann an, ein echter Paladin, der in seinem phantastischen Streben mit der gemeinen Wirklichkeit der Dinge sich nicht vertragen kann, Land und Leuten schadet, am meisten sich selbst. Diese Gestalt und die des kräftigen Ludwig, des anmuthigen Friedrich sind wohl gelungen und lassen um so mehr bedauern, daß die Verf. in der Darstellung ihrer Frauen so unter ihrem Vermögen blieb, nur die Zerrbilder von Tugenden und Lastern gab.

3. Die Waisen. Eine Erzählung in Briefen von Selma. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Winterthur, Steiner. 1832. Gr. 12. 1 Thlr.

Die eine Waise glaubt sich durch künstlich angelegte Intriguen vom Großvater verstoßen, sieht sich zur Dienstbarkeit gezwungen, wird in diesem Stande von einem Manne geliebt, der ihr zum Gatten bestimmt war und der Ihrige wird, als die Betrüger entlarvt sind, die vermeinte Enkelin des Alten aus dem Hause entfernt, die wahre in ihre Rechte eingesetzt ist. Die zweite Waise, Freundin jener, heirathet einen jungen Witwer von etwas schwankendem Charakter. Die Briefe von dem jungen Manne mit der falschen Braut sind gefällig, in männlichem Geiste, mit männlichen Ansichten geschrieben, die wenigen andern Briefe sind ebenfalls charakteristisch, der eingestreute Dialog wirklich Gespräch, was nicht allen Schriftstellern gelingt; nur am überwiegenden Gefühle — der Mann würde die Reflexion angewendet haben — ist das Ganze als Erzeugniß eines weiblichen Autors zu erkennen.

Wie man gern eine Composition, ein Feuerwerk, eine Schaustellung mit etwas Glänzendem, ins Gehör, in die Augen Fallendem schließt, so wollen wir auch diese Reihe von Frauenschriften mit einem Werke in gebundener Rede schließen:

4. Herzenstöne auf Pilgerwegen, von Helmina von Chezy. Sulzbach, Seidel. 1833. Gr. 12. 1 Thlr.

Sie lassen im Technischen nichts zu wünschen übrig, die Verse sind wohllautend, fließend, weder nach künstlichen Reimen, noch wunderlichen Verschränkungen sich bemühend, noch auf die Bilderjagd streifend, noch matte Flickworte gebrauchend. Metaphern wie der Mond, welcher sich in Rosensonnen spiegelt, und ähnliche Dinge kommen selten vor, und wenn die drei weißen Rosen zu sehr gedehnt bedünken, so muß man erwägen, wie ein Epos, auch für dichterisch begabte Männer ein misliches Wagstück, nicht oft vom günstigen Erfolg begleitet, ist. Als lyrisches Gedicht ist „Emma und Eginhard" lieblich und auch in der Auffassung neu, indem wir die Liebenden als längst Vermählte mit erwachsenen Kindern in dem Moment der Sehnsucht nach dem Vater und der Aussöhnung mit ihm wiederfinden. Dramatisch ist es nicht, macht darauf wol auch keinen Anspruch. Die übrigen Gedichte sind meistens an Personen gerichtet, oder Versuche, die Empfindung, welche diese und jene Gegend auf die Beschauerin gemacht, das Bild, das sie davon eingesogen, in Worten auszutönen. Bei einigen sieht man den Willen durch, dichten, beschreiben, huldigen zu wollen. Manche sind nur von speciellem Interesse, das durch die zierliche Form, in welche die Beziehungen sich hüllen, dennoch zu keinem allgemeinen wird. Als vorzüglich an Wahrheit und Wärme des Gefühls, Anmuth der Rede, Klarheit der Anschauung führen wir die Gedichte an die Frau Erzherzogin Sophie, Elisabeth Alexiewna und auf die salzburger Brücke an.

Guter Wille, Ergriffensein vom Gegenstand, edle Diction sind an den Legenden nicht zu verkennen; aber wer mehr als das Bessere will, dem schwindet auch das Gute, und so konnte trotz aller Bemühung unsere Verf. den orientalischen Schwung, die einfache Herzlichkeit der echten Legende nicht erfassen, aber den Ton oft wenigstens annähernd treffen. Nicht Alle, die nach Rom wallen, erreichen es, und an der Legende scheitern die Meisten. 53.

Literarische Notizen.

Angekündigt wird und soll, wie jetzt einmal Mode ist, wöchentlich in Lieferungen zu 40—50 Seiten erscheinen: „Histoire générale de la bastille depuis sa fondation (1369) jusqu' à sa destruction" (1789), von M. A. Fougeret, der sich ancien secretaire de Pitt nennt.

„La maçonnerie considerée comme résultat des religions égyptienne, juive et chrétienne par le F.·. M.·. R.·. de Schio" in 3 Bänden, mit Kupfern, ist dem Prospectus zufolge weniger für die Geweihten als für Laien bestimmt.

Die „Suites à Buffon", die dessen „Naturgeschichte" fortsetzen und ergänzen sollen, werden vom 1. Januar 1834 (jeden Monat 1 Band und 1 Heft mit 10 Kupfertafeln) in 45 Bänden erscheinen. Ein Verein der bedeutendsten Gelehrten hat sich dieser verdienstlichen Arbeit unterzogen. Druck und Format wird der zuletzt erschienenen Ausgabe der Werke des berühmten Schriftstellers gleich sein und so auch im Aeußern eine Folge derselben bilden. 46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1834.

August Lafontaine's Leben und Wirken, von J. G. Gruber. Mit Lafontaine's Bildniß. Halle, Schwetschke und Sohn. 1833. Gr. 12. 2 Thlr.

Wir wollen uns zunächst möglichst unbefangen ein Bild von der hier beschriebenen Persönlichkeit zu verschaffen suchen und sodann einige ernsthaftere, allgemeinere Betrachtungen folgen lassen.

Der Grundzug in Lafontaine's Charakter war heitere Geselligkeit, verbunden mit einer fast grenzenlosen Gutmüthigkeit. Im Anfange der vorliegenden Schrift werden uns die ergötzlichsten Züge mitgetheilt, welche alle hauptsächlich von den beiden genannten Gemüthseigenschaften zeugen. Schon als Knabe that Lafontaine sich durch besondere Gewandtheit, durch ein bedeutendes Talent, den Augenblick wahrzunehmen, und durch eine unzerstörbare gutmüthige Heiterkeit hervor. Die Schwächen der Gymnasiallehrer, die Pedanterie der Universitätslehrer gaben den Stoff zu heitern Parodien, und die Verlegenheiten der Freunde, seltner die eignen, veranlaßten Proben von Geistesgegenwart und hülfreicher Zuthätigkeit.

Nachdem Lafontaine zum Manne herangewachsen war und das Amt eines Feldpredigers angetreten hatte, blieb diese Eigenthümlichkeit ihm unwandelbar treu, und trotz des ernsten, zu Pedanterie vielfach auffodernden Wirkungskreises behielt seine Weise, sich darzustellen und zu wirken, immer etwas Heiteres, Gemüthliches. Einige der Proben, welche uns hiervon gegeben werden, sind so charakteristisch, geben uns ein so vollständiges Bild des Mannes, sowol von der positiven als der negativen Seite, daß ich für zweckmäßig halte, sie mitzutheilen.

(S. 120.) Ein Major hatte Besuch von seinem Bruder erhalten, den man seines Witzes halber scheute, jedoch aus dem Grunde, weil sein Witz auf Persönlichkeit gerichtet war und anzüglich wurde. Da er von Lafontaine reden hörte, wandelte ihn die Lust an, sich mit demselben zu messen, und er sagte dies seinem Bruder. Dieser, der Lafontainen wahrhaft liebte, gab sich anfangs Mühe, Beide auseinanderzuhalten, und als dies sich nicht länger thun ließ, sagte er zu Lafontaine: „Liebster Feldprediger, erzeigen Sie mir die Freundschaft, sich mit meinem Bruder in keinen Streit einzulassen, denn ich muß Ihnen nur sagen, daß er am Ende immer hitzig und dann grob wird.“ „Wohl“, erwiderte Lafontaine, „ich will nicht anfangen; wenn aber Ihr Bruder anfängt?“ „Das ist's ja eben; der wird anfangen. Thun Sie mir den Gefallen“ — „Nicht wieder grob zu werden? Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Ich will versuchen, ob wir lachend auseinanderkommen können.“ Der Major schüttelte den Kopf. Bei Tische begann wirklich der Kampf. Anfangs harcelirte man mit leichtem Witz hinüber und herüber. Des Majors Bruder, als er sah, daß er hiemit seinen Zweck nicht erreichen würde, rückte nun mit schwerem Geschütz hervor; Lafontaine von seiner Seite ließ es beim Harceliren bewenden. Grade das aber, was der Hitze hatte vorbeugen sollen, brachte sie hervor. Nun schwieg Lafontaine, jener aber fuhr fort, erhitzte sich selbst mehr und mehr und fing an grob zu werden. Da griff Lafontaine zu seiner äußerst sprechenden Mimik. Bei der ersten Grobheit machte er eine einfältige Miene; es folgte eine zweite Grobheit und ein noch einfältigeres Gesicht, und so stieg es, bis Lafontaine wie die personificirte Dummheit dasaß. Das lange zurückgehaltene Lachen der Gäste war nun nicht länger zu halten, ein allgemeines lautes Gelächter brach aus, während dessen aber Lafontaine ganz unbeweglich dasaß. Des Majors Bruder mußte nun selbst lachen, der Major aber sprang freudig auf und umarmte Lafontaine, der dessen Bruder die Hand reichte, die dieser ihm derb schüttelte. Einen neuen Streit versuchte er nicht.

(S. 129.) Einst predigte er über den Jähzorn, und nach dem Gottesdienste kam ein Major zu ihm, ein sonst sehr wackerer Mann, den aber sein Jähzorn öfters zu Unbilligkeiten hinriß, die er nicht immer, wie er wünschte, wieder gut machen konnte. „Hören Sie, lieber Feldprediger“, hob er an, „heute haben Sie mich, bei meiner Seele, tüchtig abgekanzelt.“ „Was man Abkanzeln nennt“, erwiderte Lafontaine, „das kenne ich nicht; gemeint aber habe ich Sie, Herr Major, und auch — getroffen.“ „Ja, ja; getroffen. Es ist ein verfluchtes Ding um den verfluchten Jähzorn; ich möchte mir ihn abgewöhnen, aber ich kann nicht; bei meiner Seele, ich kann nicht!“ „Sie können, sobald es Ihnen Ernst ist, zu wollen.“ „Nein, nein, es geht nicht.“ Beim nächsten Gottesdienste predigte Lafontaine nun von der Macht des Willens über böse Gewohnheiten und bestritt den Einwurf: ich möchte wol, aber ich kann nicht. Unter mehren Beispielen führte er auch den Jähzornigen mit auf und sagte: „Wie, du könntest die wilde Hitze deiner Natur nicht bezähmen? Du kannst es, aber du willst es nicht. Sieh, ich stelle dich hin vor den König; dein Jähzorn soll sich regen; wirst du ihm den Ausbruch gestatten, oder mit aller Kraft eines Mannes ihn bezähmen? Ich weiß es, du wirst ihn bezähmen. Warum aber kannst du es hier und nicht anderwärts?“ Der Major kam an diesem Tage wieder: „Lieber Feldprediger, das mit dem Könige, das war ein Kernschuß, der sitzt. Nun, bei meiner Seele, ich will's ernstlich versuchen, und im Nothfall erinnern Sie mich nur an den König.“

Einige andere sehr interessante Geschichtchen der Art sind zu lang, als daß sie mitgetheilt werden könnten, müssen aber als höchst anziehende Beiträge zur Sittengeschichte jener Zeit empfohlen werden.

Als Lafontaine später die unglückliche Rheincampagne

mitmacht, wird er durch die erwähnten Eigenschaften zum Vermittler zwischen den Einwohnern und seinen Umgebungen und auf diese Weise sogar zum Proviantcommissair für seine Bekannten, und sobald das erste Unglück vorüber ist, ergießt sich auch Lafontaine's Laune wieder in den ergötzlichsten Schwänken, von denen einer ebenfalls mitgetheilt werden mag.

(S. 171.) Aus K—d war beim Vordringen der Franzosen ein katholischer Geistlicher geflüchtet, ein Mann von Geist und Kenntnissen, angenehm lebhaft und höchst gutmüthig. Während der Cantonnirung an der Nidda hatte Lafontaine seine Bekanntschaft gemacht, war sehr oft und sehr gern mit ihm zusammengewesen, meist in Gesellschaft des Majors von Heyden. Eines Tages siegelte er in seinem Beisein einen Brief an seine Frau, und sein katholischer Amtsbruder macht ihm neckend Vorwürfe über die Sünde, eine Frau zu haben. „Ei, ei", sagt Lafontaine, „davon solltet ihr Herren doch lieber ganz schweigen, denn man weiß, wie ihr eure Keuschheit bewahrt." „So? Was weiß man denn davon?" „Daß ihr es macht wie euer Oberhaupt, nur mit dem Unterschiede, daß jenes sich durch Neffen fortpflanzt und ihr euch durch Nichten." Der katholische Freund lachte und erwiderte dann, es sei doch arg, eine solche Behauptung allgemein hinzustellen; es möchte wol solche Fälle in den obern und in den untern Regionen geben, die Ausnahmen aber könnten doch nicht als Regel angenommen werden; er selbst z. B. halte sich an die Regel. Nachdem man hierüber eine Zeitlang gescherzt hatte, sagte er treuherzig: „Nun, ich will euch sagen, wie man die Ausnahmen sogleich entdecken kann. Das sicherste Mittel in jeder Pfarre bietet der Kleiderschrank dar. Hängen darin blos des Pfarrers Kleider, so gehört er zur Regel; hängen aber weibliche Kleidungsstücke mit darin, so gehört er zu den Ausnahmen." Beim Rückzug der Franzosen war der Geistliche wieder an seinen Wohnort zurückgekehrt, und da jetzt das Thadden'sche Regiment in dessen Nähe kam, foderte Lafontaine den Major von Heyden auf, mit ihm vorauszureiten, und zwar nicht auf der gewöhnlichen Straße, um ihren Freund zu überraschen. Diese Maßregel war sehr richtig berechnet, denn als Beide auf der Pfarre anlangten, trat ihnen ein dralles, freundliches, nettes Mädchen entgegen, von welchem sie sogleich vernahmen, der Herr Pfarrer habe gehört, das Thadden'sche Regiment komme hierher, und sei diesem entgegengeritten, um den Hrn. Major von Heyden und den Hrn. Feldprediger aufzusuchen. „Die sind wir", sagte Lafontaine; „da aber der Herr Pfarrer uns hat überraschen wollen, so wollen wir nun ihn überraschen und dazu, liebes Kind, müssen Sie uns behülflich sein." „Recht gern", erwiderte das Mädchen, „wenn ich kann." „O eine Kleinigkeit! Thun Sie uns nur den Gefallen und eröffnen uns den Kleiderschrank. Dann lassen Sie uns nur gewähren." Das Mädchen, welches an kein Arges denkt, öffnet den Kleiderschrank, und siehe da, männliche und weibliche Kleidungsstücke hängen aufs vertraulichste neben- und übereinander! Beide bitten nun das Mädchen, den Herrn Pfarrer sogleich hierherzuschicken, wo sie ihn erwarten würden. Nicht lange, so eilte der Pfarrer zu ihnen herein, sah aber mit großen Augen auf das Schauspiel, welches sich ihm darbot. Die Flügelthüren des Schrankes waren weit geöffnet, zu einer Seite desselben saß der Major, zur andern Lafontaine. Beide sahen ihn nur an und zeigten mit der Hand auf den Kleiderschrank. „O ihr Schelme!" rief er endlich, „ihr argen, heillosen Schelme!" und die Scene endigte sich mit allseitigem Gelächter, dessen eigentliche Ursache das gute Kind auch gern erfahren hätte, aber nicht erfahren durfte.

Seine Gewandtheit und seine Bildung verschafften ihm überdies vielfache Gelegenheit, die verdrießlichsten Misverständnisse beizulegen, was denn ebenfalls zu heitern Scenen Veranlassung gab. Hier von mehren nur eine.

(S. 176.) Ein andermal kam Lafontaine dazu, als Offiziere, gebundene Soldaten von allen Waffengattungen und Bauern heftig unter und gegen einander fluchten und schalten, ohne daß Einer aus dem Andern klug geworden wäre. Der Oberst von Hunt, als er Lafontaine kommen sah, ersuchte ihn sogleich, mit den Bauern zu sprechen, die aus allen Dörfern her Soldaten einbrächten, Niemand könne begreifen, warum. Lafontaine fragt und hört von den Bauern, daß man sie unter harten Drohungen aufgefodert habe, einen Deserteur herbeizuschaffen, und da sie nun welche einbrächten, so fahre Alles auf sie los, und sie wüßten nicht, was sie sollten und was man von ihnen wollte. Der Oberst wußte davon nichts, wol aber von einer Auffoderung an die Bauern, einen davongelaufenen Ochsen herbeizuschaffen. Lafontaine vermuthete nun irgend einen Irrthum in der Auffoderung, welche, wie er erfuhr, der Regimentsquartiermeister entworfen hatte. Diesen suchte er auf, ließ sich die Auffoderung zeigen und entdeckte sogleich den Irrthum. „He, mein Freund", sagte er, „wie heißt denn der Ochse im Französischen?" „Nun: un boeuf." „Richtig! Was aber steht hier in Ihrer Auffoderung?" Der Regimentsquartiermeister las zu seinem Erstaunen: ein bos sei desertirt. „Ihr lateinisches Wort hat eine schöne Wirthschaft angerichtet. Die Bauern, die nicht wissen, was bos für ein Ding ist, haben von allen Dörfern her Deserteure eingebracht, und nun ist der Teufel darüber los. Geschwind nun aber Branntwein herbei und den Beutel aufgethan; ich will sehen, wie ich den Handel schlichte." Er holte nun den ganzen Zug herbei, verständigte die Bauern und besänftigte die Soldaten, nicht ohne Hülfe der eindringlichern Beredtsamkeit des Regimentsquartiermeisters. Der Oberst begriff jetzt noch weniger von der Sache als vorher; da Lafontaine ihm auf seine Anfrage blos lachend antwortete: der Regimentsquartiermeister bezahle hier das Schulgeld für das Latein, welches er erlernt habe. Endlich ging Alles mit Lachen auseinander, und die Bauern brachten sehr bald den Ochsen ein; freilich nicht so gern als die Soldaten, welche einzeln in den Dörfern umhergeschlichen waren.

Bei dieser geistigen Behendigkeit Lafontaine's nimmt es nicht Wunder, daß er die beneidenswerthe Gabe besaß, fast ohne Vorbereitung längere Vorträge zu halten, so zwar, daß er nie eine seiner Predigten aufschrieb.

Nachdem er auf diese Weise einige Jahre hindurch nach allen Seiten hin höchst wohlthätig gewirkt hatte, wurde er im Jahre 1800 veranlaßt, sein Amt aufzugeben. Seitdem lebte er in heiterer Beschaulichkeit ganz seiner Familie und seinen Freunden, theilnehmend an dem Meisten, was in der literarischen Welt sich hervorthat, vorzugsweise aber sich beschäftigend mit der Erziehung und dem Unterricht jüngerer Anverwandten und mit der Anfertigung von Romanen. Aus diesem begrenzt behaglichen Familienleben hat er sich nur zweimal auf längere Zeit losgerissen, zuerst im J. 1811, als er in der Gesellschaft des verstorbenen Kanzlers Niemeyer und einiger Andern eine Reise durch Süddeutschland und Oberitalien machte, und sodann im J. 1813 in Folge der damaligen Kriegsereignisse. Seit dem J. 1820 wurde dieser trauliche Familienkreis durch Todesfälle und andere Umstände gestört. 1822 starb auch Lafontaine's Frau. Seitdem verließ er die bisher bewohnte ländliche Besitzung, gab das Romanschreiben auf, beschäftigte sich nur noch mit griechischer Literatur und lebte mit einem engern Kreise vertrauten Freunde bis zum 20. April 1831, wo er sanft und schnell verschied.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 7. December 18[illegible].

Man kann den Franzosen nicht gram werden. Ihr unerschöpflicher Humor, ihr origineller Leichtsinn, ihr ephemerisches Streben, ihre Novitätenliebe, ihr Charlatanismus und selbst ihr Egoismus hat etwas Liebenswürdiges. Bekennen wir, daß Paris, aller tadelnswerthen und schädlichen Ingredienzien ungeachtet, das Herz ist, welches das Blut in die Arterien des europäischen, ja des Weltkörpers treibt. Es belebt, beseelt, macht heiß und läßt uns ab und zu zur Ader, damit die Porter- und Fashionables uns nicht im Fett erstickt. Ich mache mich anheischig, ein ganzes Buch gegen die Franzosen zu schreiben, dazu wüßt' ich mehr Stoff als zu einem Panegyrikus des heiligen Stuhls; aber wenn mir Einer von ihrer politischen und moralischen, hauptsächlich von ihrer Charakterverbesserung spricht, so widersetze ich mich im Namen der lachlustigen und Unterhaltung suchenden Welt. Frankreich und darin Paris hat von dem Gott unserer Väter, der ein Erzabsolutist war, das Privilegium erhalten, politische und moralische Experimente zu machen, damit sich die Leute da draußen das Gute und Schlechte merken. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich hätte ihnen für diese Erfindung des Baumes der Erkenntniß, für das famose Paris, ein Patent auf ewige Zeiten gegeben, damit sich kein Mensch, keine Stadt und kein Volk unterfange andre Bäume, die sie Freiheitsbäume nennen, und die von rechtswegen nur aus der Erde selbstkräftig hervorwachsen, mit Händen und Hebeln aufrichten zu lassen.

Wenn ein französischer Zeitungsschreiber, mit andern Worten, wenn der „Constitutionnel" sich darüber moquirt, daß die Deutschen ihre Binnenzölle aufheben und gegen das Ausland eine gemeinschaftliche Grenze ziehen wollen, die Frankreichs Ausfuhr vermindert und viele Millionen abschneidet, wenn er dies Frankreich auffodert, diese Ungerechtigkeit, diese schändliche Benachtheilung — Uebervortheilung sagt er — nicht zu leiden und sich mit den Waffen derselben zu widersetzen, so ist das keine diplomatische Dummheit und Mangel an Kenntniß des positiven Rechts der Völker, wie es auf den ersten Blick erscheint, sondern französische Naivetät, Witz, Esprit, oder sonst was, darüber man sich freut wie über die Maulschelle einer hübschen Frau. Es ist unendlich possirlich und daher angenehm, zu sehen, daß das ausgebreitetste französische Journal dem Auslande den Krieges erklären will, weil dies keine seidenen Schnupftücher mehr von ihm kaufen mag. Keinem anderen Menschen auf der Welt als einem französischen „Constitutionnel" wäre so was eingefallen. Und gleichwol ist dies nur ein Zug, nur eine Seite oder Zeile des großen Lexikons der Akademie, genannt originalité française. Ich wollte tausend amusantere Artikel citiren, wie z. B., daß deswegen seit einem Jahre schon hundert Schriftsteller gegen die Regierung bellen, weil sie das Gute des Auslands sich anzueignen strebt und Leute nach Deutschland schickt, um Schulwesen, Philosophie und Litteratur zu studiren, weil sie öffentlich in der Kammer gesagt hat, Preußen, Rußland und Oestreich besäßen unter vielen unnachahmenswerthen Institutionen auch viele nachahmenswerthe, und es sei eine Schande für die französische Nation, daß sie, dem Dachse gleich in seiner Höhle vegetirend, den Blick und den Fuß nicht nach den Nachbarlanden wende, Alles in dem traurig stolzen Gefühl, höher als dieselben zu stehen.

Vor einigen Tagen befand sich ein Ungar aus Pesth in meiner Loge der Variétés. Ein Herr und eine Dame unterhielten sich mit uns über Wetter, Theater und endlich, da das Gespräch sich von den Dingen auf die Personen überschleppte, auch über Ungarn. „Comment", fragte Madame, „Monsieur est de la Hongrie?" „De la capitale même", war die Antwort. Was meinen Sie, was nun geschah? Sie fragte weiter: „Est ce que vous étiez long temps sur la mer?" Sie werden mir's glauben, daß ich bei diesen Worten die Zunge zwischen die Zähne packte, um nicht über die göttliche Ignoranz unbescheiden zu lachen. Ich hätte dem Weibe um den Hals fallen mögen, so sehr gefiel sie mir, weil sie glaubte, ein Mensch, der aus Ungarn nach Paris komme, müsse zur See gehn. Zu meinem Doppelvergnügen war der Herr, ein marchand de vin, der vielleicht mit einem Hause in Pesth oder Presburg in Verbindung stand, ebenso gut bewandert in der Geographie wie seine Ehehälfte und mein Pesther ein Phlegmatiker, der keine Miene verzog. Er versicherte die Fragende, daß er nur vierzehn Tage zur Ueberfahrt gebraucht, aber das Unglück gehabt habe, bei Stuttgart Schiffbruch zu leiden, welches Madame sehr bedauerte.

Wenn unser Gespräch nicht in einer Theaterloge, sondern in einer Soirée oder anderswo vorgefallen wäre, so würde nach der Schiffbruchsgeschichte der Herr Gemahl zuverlässig hinzugefügt haben: „Monsieur, j'espère que vous n'aurez pas perdu vos effets", aus Furcht, möglichenfalls in den Fall zu kommen, sich von dem Schiffbrüchigen angeborgt zu sehen. Die Präservativmittel für diese Cholera unserer Zeit gehen ins Weite. Man studirt darauf, nicht etwa im Knigge, sondern in den Röcken, Handschuhen, Ringen, Uhrketten und schmuzigen Stiefeln. Wenn man Sie zu Tische bitten, so oft es Ihnen beliebt, und Sie kommen, so sind Sie entweder geizig oder arm, letzteres am wahrscheinlichsten; wenn Sie mit einem Regenschirm in die Soirée kommen, so können Sie keinen Fiaker bezahlen, und wenn Sie irgendwo bei guten Freunden nach sieben Uhr noch sitzen bleiben, so wollen Sie aus Rücksichten nicht ins Theater oder Concert gehn.

Paris ist unendlich groß für die Kleinstädterei. Nichts destoweniger weiß man, wo der oder jener sein Frühstück und sein Diner einnimmt, ob er zu 32 Sous in einer Passage, oder für 2 Frs. im Palais Royal oder à la carte bei Vefour, Very, Provencaux oder im Café de Paris speist, ob er ins Parterre, ins Orchester oder in eine Loge geht, ob er seine Kleider in dem Magazine kauft oder beim Schneider machen läßt. Dergleichen Dinge sind sehr wichtig, ja es ist sogar nothwendig, daß man die Schneider, die um diese oder jene Zeit à la mode sind, ausschließlich in Athem setzt und blos in ihrem Costume erscheint. In diesem Fall bewundert man Ihren feinen Geschmack und bildet sich ein, Sie seien ein kleiner Krösus. Besitzen Sie vollends dazu ein bischen Koketterie und verstehn es, der Dame des Hauses am Kamin Gesellschaft zu leisten, so führt man sie zu den Töchtern und läßt Sie mit ihnen singen und spielen und in die Oper gehn, welche für dieses einzige bonheur allemal gratis ist, da die Familie bei den Italienern abonnirt hat. Mir schwindelt bei dem Gedanken an diese Glückseligkeit. Ich habe es ja noch gar nicht zu einer Coeffure von Millon und einem gilet chinois von Staub bringen können. Staub, du göttlicher Schneider, du bist ein Deutscher, habe Mitleid mit mir und mache mich zum pariser noble man, blos damit ich ein einziges Mal mich durch die Vorzimmer von St. Germain bewegen und wie ein gallischer Hahn stolzirend meine Federn und meinen Kamm unter den karlistischen Hühnern und mercantilischen Küchlein zur Schau tragen kann. Doch was sage ich? Bin ich nicht ein Künstler, und habe ich nicht als solcher das Vorrecht, en redingotte gris wie Napoleon zu erscheinen? Ich will noch heute zu Victor Hugo oder Scribe oder Dumas gehn und mich von dem Einen oder dem Anderen mit oder ohne Ziegenbart, en cravate de Pierre oder à la mustache, noeud rond oder noeud plat wegbugsiren lassen. Bei den Bankiers fange ich an, bei den Ministern höre ich auf.

Sehen Sie, da muß ich die Franzosen wiederum loben, wenn ich ganz auf der Höhe meiner Satire bin. Es gibt Wahrheiten, Schönheiten und Häßlichkeiten, die sich mit keinem Scheidewasser ausfressen lassen. Die Wirklichkeit hält sie fest und klammert sich an sie wie der Arme an das Gold und Silber. Sie sind Gold und Silber. Eine solche Wahrheit ist es, wenn ich sage: der Künstler und vor Allem der Schriftsteller ist in Frankreich allein geachtet. Gehen Sie, wohin Sie wollen, von dem Boudoir einer Courtisane bis zu den Tuilerien, durch alle Gemächer des Glücks und der Stände, Sie finden überall eine Classe von Menschen, die allen Andern sich gleichstellt und mit ihnen gleich steht.

Diese Classe, bedingt durch Talent und Ruf, darf sich über die Thorheiten der Philisterwelt, über alle Miserabilitäten der Etiquette hinwegsetzen und ihren zum Typus ausgeprägten leichten oder ernsten, sanguinischen oder phlegmatischen Charakter unangefochten beibehalten, ohne ihre Achtung zu verlieren. Der Dichter, der Publicist, der Maler, der Bildner, der Architekt, der Sänger oder Schauspieler, der Musiker, sie bilden die das Leben erheiternde, bewegende bunte Familie in der Gesellschaft und haben als solche ein Recht auf den Beifall der bunten Individuen, die sich in die Güter theilen, welche ihnen so selten zu Theil werden.

Bis jetzt konnte ich an der hohen pariser Welt ebenso wenig Geschmack als an der deutschen finden. Ich werde mich diesen Winter wenigstens bestreben, sie näher kennen zu lernen, damit ich nicht wie der Blinde von der Farbe spreche. Es ist eine Schule, die man machen, ein Pensum, das man zur Stylübung liefern muß. Sobald man damit zu Ende ist, legt man es bei Seite wie einen alten Autor und vergißt den ganzen Inhalt bis auf gewisse Hauptstellen. Meiner Meinung nach ist das Faubourg St. Germain ein ebenso dickes Buch als der „Moniteur" der Republik und das Quartier der rue de Provence, worin die Millionaire und Börsenminister wohnen, eine stattliche Analysis des Unendlichen. Alle Nullen Rothschild's sind nicht so viel werth als seine Eins, man muß also darauf speculiren, wenigstens für die Anatomie und die Wissenschaft etwas davon zu erhalten. Die Börsenmenschen, die rentes perpetuelles und trois pour cents sind in der neuesten Zeit Das geworden, was die Seigneurs des Mittelalters, die Hofleute waren.

Gestern Abend habe ich meinen letzten Thaler einer armen Frau mit zwei Kindern gegeben, die um halb ein Uhr unter einem Baume des Boulevard du Temple ihr Nachtlager gesucht hatten. Die armen Kleinen, ihre Leier an der Seite, womit sie den Tag über um ein paar Sous gebettelt hatten, schliefen auf der weinenden Mutter Schoos. Sie war halb nackt, sie fror, sie konnte nicht schlafen. Dies anzusehen war mir um so mehr unmöglich, weil alle die Menschen, die mit mir aus dem Theater strömten, jubelnd und schäkernd die Straße entlang wallten, ohne von dem entsetzlichen Elend Notiz zu nehmen. Fragt sie, warum sie so fühllos sind, und sie antworten: Aber das sieht man ja alle Tage, wer kann sich des Unglücks annehmen, wenn es so häufig vorkommt? „Frau", sagte ich zur Mutter der Kleinen, „habt Ihr nicht so viel erbeutet heute, um in ein Haus zu gehn? müßt ihr da liegen bleiben?" Sie antwortete mir savoyardisch, es seien jetzt so viele Spielleute in Paris, daß nur hier und da ein Fremder ihren Kindern einen Sou verabreiche. Seit vier Tagen habe sie nichts Warmes gegessen und nicht unter einem Dache geschlafen. „Warum aber sucht Ihr nicht irgend eine Arbeit, um etwas zu verdienen?"

„Herr, ich bin zu schlecht gekleidet, und die Leute wollen keine Frau, die Kinder hat, zu ihren Verrichtungen." „Konntet Ihr die Kinder denn nicht daheim lassen?" „Daheim müßten sie im Winter verhungern, und wenn auch nicht, ich kann mich doch nicht von meinen Kindern trennen, um mir ein Stück Brot zu verdienen!"

Weiter konnte und wollte ich sie nicht sprechen lassen. Ich war gerührt von dem schönen Zuge der Mutterliebe, gab ihr meine 5 Francs und ging mit einem Herzen voll Aerger über die Menschheit des ganzen orbis terrarum davon. Es fing an zu regnen, und nun zürnte ich obendrein dem Himmel, weil ich keine 30 Sous hatte, einen Fiaker zu bezahlen, und eine gute Viertelstunde zu meinem Hotel brauchte. Wäre ich ein Titane gewesen, ich hätte im heiligen Grimme den Kampf mit dem Donnerer erneuert und die Bäume und die Häuser des Boulevards nacheinander ausgerissen, um die olympische Festung zu beschießen.

Die Herzogin von Abrantes, welche durch ihre historischen Memoiren sich einen Namen gemacht, will jetzt im Vereine mit dem Polen Jos. Straszewicz alle berühmten Frauen in einer Sammlung herausgeben. Die Herzogin ist eine schöne, geistreiche und liebenswürdige Frau, wir sind also ganz neugierig auf das Kind dieser literarischen Ehe, vorausgesetzt, daß Hr. Straszewicz und seine im Prospectus angekündigten Mitarbeiter ihrerseits der regina mater wenigstens nahe kommen; ihre Namen sind großentheils nur demokratische Größen, die in der Meerflut, in dem Ocean der Schriftstellerwelt noch nicht einmal das Gewicht eines Delphins erlangt haben. Du lieber Gott, es gehört ja jetzt eine allmächtige Zeugungskraft, ich will sagen ein ungeheueres Naturtalent und eine besondere Anlage zum Wachsthum zu einem literarischen Hai- oder Wallfisch, der da die andern Fische auffrißt und in zwei gewaltigen Wasserspringbrunnen die Poesie und Gelehrsamkeit aus des Meeres Tiefen heraufpumpt.

Ich habe an dem Projecte der Herzogin von Abrantes nichts auszusetzen. „Les femmes célèbres de tous les pays, leurs vies et leurs portraits" sind gewiß eine interessante Lecture, besonders für unsre Epoche, die Emancipationsepoche des schönen Geschlechtes. Ueberdies sind die Biographien das nothwendigste Mittel, unsterblich zu werden, da die Leute zuletzt von den Autoren nichts mehr als ihr Leben und Wirken, sowie es die Lexikographie darstellt, zu lesen im Stande sind. Madame d'Abrantes, die Göttliche, sagt wie eine Simonistin, wir Männer die schreiben, seien Egoisten und liebten es, in Biographien und Wörterbüchern nur von unserm Geschlecht zu sprechen oder höchstens da und dort eine Ausnahme zu machen, wenn eine Königin der Frauen auf der Landkarte erscheine; ihr sanfteres Geschlecht sei factisch zur Vergessenheit verdammt, oder werde mit ungerechtem Stillschweigen übersehen und zur Spinnstube und der Küche verwiesen.

Die Deutschen können wol noch eine Zeitlang die Suprematie des männlichen Geschlechts in Betracht der Schriftstellerei behaupten, aber hier, in dem galanten Frankreich, müssen schon die letzten Fäden reißen. Die Freiheit und Gleichheit hat gefährliche Fortschritte gemacht, die Frauen schreiben, regieren, predigen, plaidiren, conspiriren sogar. In diesem Augenblick steht eine Dame vor den Assisen mit vielen Republikanern, sie ist angeklagt, als Mitglied der Société des droits de l'homme am 28. Juli einen Versuch zum Umsturz der Regierung gemacht zu haben. Unter solchen Umständen kommt das Buch der Herzogin ganz apropos. Ich erwarte zum wenigsten, daß die Republikanerin Langlois — so heißt die jüngste Heldin — ebensowol als die muthige Corday einen Artikel erhält, wenn die Reihe der Elisabethe, Katharinen, Johannen und Marien zu Ende gebracht und das positive Feld der Bravour und Politik geöffnet worden. Doch ich will dem reellen Verdienste des holden Geschlechtes nicht zu nahe treten. Es wird und kann kein vernünftiger Mann leugnen, daß die Frauen zu jeder Zeit ebensoviel edle Eigenschaften, vielleicht mehr als die Männer an den Tag legten, und daß namentlich in letzter Zeit Frankreich, Griechenland und Polen Heroinnen wie geistreiche Schriftstellerinnen und Künstlerinnen producirten, die die ganze Welt in Erstaunen setzten. Das Pantheon, welches die Herzogin ihrem Geschlecht errichtet, wird der Verehrer nicht ermangeln, um so weniger, weil kein Mann der Baumeister, sondern die Männer nur die Handlanger dabei sind.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Alexander Dumas erhielt die Lesewelt neuerdings einen Band, betitelt: „Impressions de voyages", die Ausbeute einer Reise in die Schweiz und die angrenzenden Länder.

Von den „Deux ans de règne p. *Alphonse Pépin*", ist eine zweite, mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage in Paris erschienen. In der Vorrede sucht der Verf. den Angriffen zu begegnen, welche die Schrift erlitt. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1834.

August Lafontaine's Leben und Wirken von J. G. Gruber.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Ueber Lafontaine's Romane stattet der Herr Verf. ausführlichen Bericht ab, und mit Recht, denn es hat ein historisches Interesse, das Nähere über die Bildung und die Anschauungsweise eines Schriftstellers zu erfahren, welcher zu seiner Zeit von Einfluß gewesen und uns überdies durch seine Persönlichkeit werth geworden ist. Der Verf. geht aber weiter und beginnt einen Kampf mit Denen, welche Lafontaine's Romane getadelt haben, namentlich mit Wilhelm Schlegel. Das fodert uns auf, ebenfalls über diesen Punkt einige Bemerkungen zu machen. Ehe ich jedoch auf den eigentlichen Inhalt des Streits zwischen Schlegel auf der einen und Lafontaine und Hrn. Gruber auf der andern Seite eingehe, will ich einige vorläufige Bemerkungen Hrn. Gruber's in ihrem wahren Lichte aufzeigen. S. 199 sagt Hr. Gruber:

„Der ästhetische Kritiker mag von der stoffartigen Theilnahme des Publicums an poetischen Productionen noch so verächtlich sprechen, wer den Wechsel des Zeitgeistes achtsam verfolgt und die Geschichte der schönen Literatur aus dem Gesichtspunkte des jedesmaligen Zeitgeistes betrachtet hat, wird ihm nicht zugeben können, daß nicht auch der Stoff seinen nicht geringen Antheil selbst an Epoche machenden Dichtungen stets gehabt habe und ihn ohne Zweifel auch ferner haben werde.

Man sieht, daß Hr. Gruber den Ausdruck: „stoffartige Theilnahme", durchaus misverstanden hat. Es ist gewiß Niemand, und am wenigsten einer von den Kritikern, die Hr. Gruber im Sinne hat, so verkehrt, daß er behauptete, der Stoff eines Kunstwerkes verdiene keine Beachtung und Theilnahme. Wenn aber z. B. Göthe in „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" sagt, die Theilnahme des Publicums an Werther's Leiden sei nur stoffartig gewesen, so heißt das so viel als: man habe sich nur an den Stoff gehalten, ohne die Form des Kunstwerkes zu beachten oder zu verstehen. Alle Beweise des Hrn. Gruber, daß der Stoff auch Beachtung verdiene, sind daher durchaus zwecklos, ohne daß deswegen die auch jetzt noch so häufige, blos stoffartige Theilnahme des Publicums an Kunstwerken minder Tadel verdiente. In der That verdankt, wie Hr. Gruber bemerkt, z. B. Schiller einen großen Theil der hohen Gunst, welche das Publicum ihm so schnell schenkte, dem Umstande, daß seine Stoffe dem Verlangen der Zeit entsprachen. Und auch Lafontaine hat seine Leser vorzüglich dadurch gewonnen, daß er, besonders im Anfange Zustände beschrieb und Ansichten besprach, welche damals allgemeines Interesse erregten. Es ist daher sehr erklärlich, daß Leser, welche Kunstwerke nur nach dem Interesse beurtheilen, welches der Stoff derselben für sie hat, Lafontaine wo nicht über, doch neben Schiller stellten. Und daß diese stoffartige Theilnahme einigen Tadel verdiene, wird denn doch Hr. Gruber nicht leugnen wollen.

Sodann führt Hr. Gruber einige Stellen aus Romanen Lafontaine's triumphirend an, in welchen dieser einige Lächerlichkeiten der von den Gebrüdern Schlegel zuerst angeregten sogenannten romantischen Schule beschreibt. Diese Beschreibungen sind recht gut, aber es sind doch nur Schilderungen der Art, wie geistlose Menschen damals die Ansichten und noch mehr die Ausdrücke der Schlegel und ihrer Geistesverwandten nachäffend verdrehten. Wenn Lafontaine der Meinung war, daß durch jene Beschreibungen die Ansichten jener Männer persiflirt seien, dann irrte er sehr. Denn persifliren kann man nicht, was man nicht versteht.

Doch wir wollen hören, was Schlegel von Lafontaine sagt. Zunächst gesteht er ihm Feuer, Farbenspiel, blühende Diction und strömende Rhetorik zu. Sodann spricht er ihm nach Hrn. Gruber's Bericht ab: „Sinn für die Einheit und organische Bildung eines Werkes, Mangel an Zeichnung, romantischen Schwung (?), sodann Philosophie, Poesie, Geist, ja beinahe Verstand". Da ich nicht Lust habe, Partei in diesem Kampfe zu nehmen, so werde ich mich nicht darauf einlassen, zu erörtern, inwiefern dieses Urtheil richtig sei oder nicht. Ich werde vielmehr mich begnügen, Das, was Hr. Gruber gegen das Urtheil Schlegel's anführt, näher zu betrachten.

Zunächst gesteht Hr. Gruber selbst zu, daß Einheit und organische Bildung in manchen Romanen Lafontaine's fehle, und was den Mangel an Zeichnung betrifft, so versichert er uns (S. 338): „Im Allgemeinen wird man Lafontaine schwerlich vorwerfen können, daß er um psychologische Wahrheit unbekümmert gewesen und Halten der Charaktere nicht für eine Hauptsache gehalten habe"; daß Lafontaine den guten Willen gehabt habe, Charaktere zu zeichnen, wird ihm Niemand streitig ma-

chen; nur daß er es vermocht habe, wird von Schlegel bestritten.

Noch mehr aber als diese allgemeinen Vorwürfe scheint Schlegel bei Lafontaine und bei Hrn. Gruber durch einige besondere angestoßen zu haben. Unter Anderm nämlich sagt Schlegel, Lafontaine habe bei vielem guten Willen und Glauben, sittlich zu sein, den Hang des Publicums zur Schlaffheit und Passivität befördert. Hiergegen ereifert sich Hr. Gruber besonders stark und weitläufig. Er erzählt einige Begebenheiten, bei denen Lafontaine sich thätig und hülfreich erwiesen, und führt einige Stellen aus seinen Romanen an, in welchen von der Tugend gesprochen wird. Schlegel hat aber weder behauptet, daß Lafontaine ein hartherziger Egoist gewesen sei, noch daß er nicht über Tugend zu sprechen wisse, sondern daß die abstracte und unbestimmte Art, in welcher er von Tugend und Sittlichkeit spreche, und besonders das Verhalten der Helden seiner Romane den Hang des Publicums zur Schlaffheit befördert habe. Und dagegen hat Hr. Gruber kein Wort vorgebracht.

Bei dieser Gelegenheit erzählt Hr. Gruber eine sehr unterhaltende Geschichte über die Art, wie Lafontaine zu arbeiten, und besonders wie er es mit der poetischen Gerechtigkeit zu halten pflegte.

(S. 336.) Zu Abänderungen konnte nur ein einziges Wesen in der Welt ihn bringen, seine Frau, wie denn diese auch die Einzige war, welcher er vor der Beendigung eines Werkes etwas davon mittheilte. Da traf es sich denn zuweilen, daß es ihr bei Lesung der Aushängebogen des noch nicht beendigten Werkes schien, eine Person, die ihr besonders lieb geworden war, könne unglücklich werden. „Aber, Lafonaine", sagte sie, „Du machst doch diese nicht unglücklich?" Nur wenn er schlechterdings nicht anders konnte, sagte er: „Ja, sie dauert mich selbst, aber retten kann ich sie wahrhaftig nicht. Ich mache ja jeden Menschen lieber glücklich als unglücklich; was aber der liebe Gott selbst nicht kann, das kann ich noch weniger, und es ist auch in einem Romane nicht Alles möglich." Sah er aber auch nur einen fernen Schimmer von Hoffnung einer Möglichkeit, so sagte er gewiß: „Nun, Fiekchen, wir wollen sehen!" und setzte dann alle Hebel zur Rettung in Bewegung.

Ich enthalte mich jeder Anmerkung über diese sehr charakteristische Anekdote und überlasse es dem Leser, zu beurtheilen, inwiefern dieselbe zur Sache gehört, wenn von Passivität und Schlaffheit die Rede ist.

Am längsten endlich hält Hr. Gruber sich bei dem Vorwurfe der Sentimentalität auf, welchen man Lafontaine gemacht hat, und versichert zunächst, daß er eigentlich gar nicht recht wisse, was man unter Sentimentalität verstehe. Das finde ich verzeihlich, denn man versteht darunter zwei sehr verschiedene Gemüthszustände, welche man billig auch mit zwei Namen bezeichnen sollte. Zuerst nämlich nennt man Denjenigen empfindsam oder sentimental, welcher sich einer Empfindung so sehr hingibt, daß die Thätigkeit seines Geistes und besonders seines Willens dadurch gelähmt wird; sodann aber nennt man auch Denjenigen empfindsam, welcher durch Alles, was ihm vor die Sinne kommt, zu wehmüthigen oder schwermuthsvollen Betrachtungen aufgeregt wird. In diesem Sinne ist Jean Paul F. Richter sentimental. Lafontaine dagegen dürfte von dieser Art der Sentimentalität jedenfalls freizusprechen sein. Jene erstere Art der Empfindsamkeit ist aber eine Eigenschaft der geschilderten Charaktere, nicht aber des dieselben darstellenden Dichters, kann diesem daher auch nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Diejenigen, welche Lafontaine Sentimentalität vorwerfen, mögen wol etwas ganz Anderes im Sinne haben. Denken wir uns nämlich den Inhalt von Werther's Leiden, welcher bekanntlich in ein schwaches Bändchen zusammengedrängt ist, auf drei bis vier starke Bände ausgedehnt und außerdem 50—60 Mal durch allerhand Umstände und Familienverhältnisse hindurchfiltrirt, so werden die so furchtbar verdünnten Empfindungen und Gemüthsbewegungen nicht nur seicht und leer erscheinen, sondern man wird auch, um diese Leere einigermaßen zu verbergen, zu krankhafter Uebertreibung seine Zuflucht zu nehmen gar leicht verleitet werden. Dies scheint man im Sinne zu haben, wenn man Lafontaine, sei es nun mit Recht oder mit Unrecht, Sentimentalität vorwirft. Hr. Gruber bekämpft diesen Vorwurf dadurch, daß er behauptet, Lafontaine sei im Leben durchaus kein empfindelnder Geck, sondern vielmehr ein höchst lebensfroher, praktisch tüchtiger Mensch gewesen, und erzählt zu diesem Ende unter Anderm eine recht anmuthige Anekdote (S. 342). Als nämlich Lafontaine zweien empfindsamen Damen vorgestellt wurde, begrüßte er sie sehr höflich, sagte aber lächelnd:

„Meine Damen, Sie merken doch, daß dieser Herr den armen Lafontaine nur persifliren will? Ein Blick auf meine Corpulenz reicht hin, Sie zu überzeugen, daß ich unmöglich Lafontaine sein kann. Der muß sehr hager und bleich sein, sein Blick schmachtend, seine Stimme nur gehaucht, weich wie Mondschein, die ganze Gestalt wie Duft im Abendroth; und nun dagegen ich." Der Freund mochte versichern so viel er wollte, nicht er, sondern Lafontaine sei der Schalk, die jungen Damen waren fest überzeugt, daß Lafontaine nicht Lafontaine sei.

Für den Leser der vorliegenden Lebensbeschreibung bedarf es indessen dieser Anekdote kaum, um ihn zu überzeugen, daß Hrn. Gruber's vorige Behauptung richtig sei. Das beweist aber gar nichts über den Punkt, von welchem hier die Rede ist. Wenn Hr. Gruber ferner anführt, daß Lafontaine viele komische Charaktere schildere, und daß er selbst häufig in seinen Werken sich über Sentimentalität lustig mache u. dgl. m., so beweist dieses natürlich ebenso wenig. Denn beides findet sich auch bei Richter, welcher trotz dem als der Koryphäe der Sentimentalität betrachtet werden kann. Letzterer steht übrigens, wie ich zum Schluß noch beiläufig bemerken will, bei Hrn. Gruber schlecht angeschrieben; dieser sagt nämlich (S. 376), nachdem er Lafontaine's Einfluß auf die sittliche Bildung des weiblichen Geschlechts gerühmt hat, Folgendes:

Jean Paul allein, obgleich dessen höhere weibliche Naturen verblasene Nebelgestalten sind, von seiner Sentimentalität nicht zu reden, dürfte in dieser Beziehung höher stehen; allein seine Manier war dem Umfange seiner Wirkung hinderlich, und es ist hier doch ein Fall, wo man nicht gradezu behaupten kann, daß Einer mehr werth sei als Hunderte, zumal da noch die Frage entstehen könnte, ob der Welt mehr gedient sein würde mit Jean Paul's höhern, oder mit Lafontaine's minder hohen sittlichen Naturen, da jene meist krankhaft und diese gesund sind.

Also derselbe Mann, welcher sich bemüht zu bewei-

sen, daß in Lafontaine's Romanen wirkliche Charaktere zu finden seien, nennt die tiefgedachten, mit ungeheurer, oft sogar für den Leser unbequemer Schärfe gezeichneten Gestalten Richter's zerblasene Nebelgestalten, und fragt, ob der Welt mit denselben mehr gedient sein würde als mit Lafontaine'schen Naturen!

Hiernach legen wir diese Lebensbeschreibung mit sehr gemischter Empfindung bei Seite. Während das wohlgetroffene Bildniß einer interessanten Persönlichkeit uns freundlich anspricht, müssen wir über die Unzulänglichkeit der bei dieser Gelegenheit zur Anwendung gebrachten kritischen Grundsätze erstaunen. 6.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Eine Broschüre ist eben erschienen, die in vier Abschnitten beweist, wie es die Italiener anfangen müßten, sich von den Fremden zu befreien, um eine Föderativrepublick und die Unabhängigkeit der Halbinsel zu constituiren. Der Verfasser nennt sich nicht, sagt aber, er sei ein alter Napoleon'scher Offizier und habe das Pulver wenn nicht erfunden, doch wenigstens oft gerochen und verschossen. Wahrscheinlich verdankt das Büchlein seine Entstehung in Paris dem Plane einer italienischen Conföderation der Fürsten, die in letzter Zeit so viel besprochen und von den Franzosen so sehr angefeindet wurde. Ueber die Alpen selbst ist das Buch nicht gekommen. Inzwischen ließe sich dem Verfasser wol auf seinen großen Rath der kleine geben: bevor Italien an republikanische Ideale denkt, strebe es darnach sich durch eine Fürsteneintracht Consistenz und Gesetze und Schulen zu geben. Nach dem liberalen und civilisirten Absolutismus kommt die legale Freiheit.

Den 19. December 1833.

Die jungen Dichter haben hier ihre besondern Theater, wo sie debutiren und ältere durch Talent und Ruf accreditirte Dramatiker sich nicht mehr sehen lassen wollen. Zu diesen gehört auch das Ambigu comique, obgleich es in diesem Frühjahr durch sein brillantes Schauspiel: „Balthasar", alle Kräfte anstrengte, zum wenigsten der Porte Saint Martin, die ihrerseits wiederum höher strebt, gleichzukommen. Merkwürdig ist es, daß in allen diesen kleinern Theatern die ersten Vorstellungen der bessern wie der schlechtesten Stücke wenig, ja größtentheils nur von Freunden der Autoren und Acteure, von Claqueurs und Personen besucht werden, die sich auf der Straße billets à deux personnes um die Hälfte des Preises kaufen, dahingegen die Opéra, das Théâtre français, die Porte St. Martin, das Gymnase, Variétés und Vaudeville mehr oder weniger in ähnlichen Fällen belagert, gestürmt werden, sofern der Dichter einigermaßen bekannt ist. Hierbei ist nicht außer Acht zu lassen, daß Paris nie ohne Trommel und Pfeife operirt, und daß die Directionen, auch der ersten Bühnen, schon der Unparteilichkeit wegen genöthigt sind, die Erstgeborenen guten Händen, Wehmüttern und Pathen des Parterres anzuvertrauen. Das français hat seine alten Schöppenstühle seit Voltaire's Zeit und die Académie de musique ihre Kenner und Chorführer, die bei neuen Stücken in allen Himmelsgegenden ihren état major aufschlagen und hierfür außer dem Freibillet von diesem und jenem Interessenten noch ein Diner oder Dejeuner bekommen und zum Balle eingeladen werden. Alles dieses nach Proportion der Anstalt und des Componisten oder Dichters.

Ich habe die Gewohnheit, alle vierzehn Tage, wenn auf den großen Theatern neue Productionen mich nicht abhalten, eine scenische Ronde zu machen, um die während dieser Zeit producirten nouveautés de second rang in Bausch und Bogen kennen zu lernen. Dies ist sehr leicht und, wenn man will, sogar an ein paar Abenden möglich, wenn man sorgfältig die Ordnung oder Reihenfolge der Stücke in den verschiedenen Häusern beobachtet und seine Zeit so eintheilt, daß man überall nur Das sieht, was man sehen will. Der Omnibus auf dem Boulevard ist immer bereit, ambulante Recensenten, wie es deren hier für jedes Journal gibt, vor jedem Porticus aufzunehmen und eine Thüre weiter zu transportiren, ohne daß sie mehr als die Hälfte an ihrem jedesmaligen Billet verlieren. Der Wechsel ist angenehm, man sieht viel Menschen und vielerlei Dramatik, Lustspiel, Trauerspiel, Vaudeville, Farce, Mimodram, Melodram, Drama, Ballet, Opera, Equilibristerei, Pantomime, Kinderspiel und Lecompte's Physik — Alles durcheinander.

Und das ist Paris, überall Paris mit seinen Fürsten, Ministern, Diplomaten und Staatsmännern, das legitimistische, republikanische, positive und negative Paris, worin die Ideen wie die Charaktere, die Dinge wie die Personen alle hundert Schritte wechseln, sobald man nur aus der Loge der rue Lepelletier in das Grisettentheater der Operpassage oder von da herüber zu den Italienern, den Variétés, Gymnase, St. Martin, Ambigu und den fünf Breterwelten des Boulevard du Temple wandert. Indem ihr geht oder fahrt, wechselt die Scene vor euch und ringsum euch her wie die purpurnen Fußdecken der Halle Favard mit den Armensünderbänken der funambules und Lazari. Ihr habt die Gräfin, die wie zum Ball geschmückte Nachbarin verlassen und ihr Kindermädchen, ihre Stubenmagd und ihren Kutscher aufgesucht. A chacun sa comédie. Man muß nur den Moschusduft nicht in den abgescheuerten Planken suchen und wie ein Räuber in den Ammenmärchen gleich beim Eintritt in Thaliens Tempel ausrufen: ich rieche Menschenfleisch. Die Delicatesse verdirbt allen Humor. Das Letztere dachte ich, als ich vor einigen Abenden die vollgepfropften Hallen des Ambigu und zwei neue Stücke besuchte, davon das eine „Aimer et mourir" und das andre „Le règne des femmes" getauft worden. Lieben und Sterben. Die jungen Dichter hier sind lauter Hitzköpfe und lauter Republikaner. Kein Seidel kaltes Blut, wo zwei Maß nöthig sind, keine halbe Elle Resignation, nicht einmal ein paar Pfund Hoffnung, um Balance in die Schale zu werfen. Alles blitzt und sprüht wie glühend Eisen auf ihrer Muse Ambos, und kaum haben sie einige bildende ästhetische Schläge darauf gethan, so ist es kalt und läßt sich nicht mehr verarbeiten ohne neues helloderndes Feuer. Das ist die Dramatik einer Glashütte.

Inzwischen sieht man mit Vergnügen, daß überall Geist, Material vorhanden ist, und daß beide nur durch das Bestreben, schnell Corporal und Offizier im Regiment Apolls und des Nationalgardisten Plutus zu werden, schlecht verwendet worden. Dies „Aimer et mourir" verdiente ein besseres Schicksal als zwanzigmal gespielt und dann in der Rumpelkammer des Souffleurs deponirt zu werden, vielleicht für ewige Zeiten; der Dichter hat so viel Tugenden als Fehler, er ist nicht reif; aber er könnte es werden, wenn er wie Kent für seine derben Worte in den Block gelegt und ihm das Laufen verboten würde. Dies ist leider in Paris nicht möglich; hier wird den Künstlern wie den Kindern die Zeit zu lang, bis sie gehen und stehen können. Sind sie so weit, so sagen sie: „Adieu, maman", und es geht über Stock und Stein — al corso. Die Musen wollen Geld verdienen; wer kann's ihnen verargen? Es gibt ihnen Niemand etwas. Das Trauerspiel: „Lieben und Sterben", hat einen Prolog, worin die Galeerensklaven mit ihren Ketten klirrende Rollen spielen und ein Staatsverbrecher gehenkt und vom Galgen befreit wird. Nichts imposanter, versteht sich. Ich fing, als ich es sah, an, eine gute Idee von der Geschichte zu bekommen. Doch der Poet, wie gesagt, ließ seinen Eifer erkalten und machte aus dem der Hölle abgekauften Spanier — es ist ein Spanier und das ganze Schauspiel ein spanisches Ferdinandisches — blos einen Polizeipräfecten, der nach gemeiner Wesen Art in seinem neuen Amte der größte Tyrann für die Gefangnen und besonders für die politischen — zu denen er früher selbst gehörte — wird.

Hängen, Köpfen, das ist seine Lust und muß wol auch die des Publicums sein. Man freut sich an der Schlechtigkeit des Kerls. Nun ist er auch verliebt und hat sich ein Weib gekauft, indem er ihrem Geliebten das Leben schenkt, und das ist der gordische Knoten, das aimer et mourir der Komödie; denn der Tod führt endlich, da der Präfect dem Amor zu schlau ist und Alles ausspionirt, was das Pärchen ersinnt, die Verlebten nach zwei Jahren Liebespein in einer Kiste zusammen, worin Madame, ich glaube schmuzige Wäsche exportiren ließ. Es wird gestochen und geschossen und obendrein ein Arrestant verbrannt, wodurch eine Emeute entsteht.

Das Laster triumphirt, das ist der allergrößte Fehler des Dichters; doch muß ich zu seinem Lobe sagen, er wird ausgeglichen durch den Witz, den vielleicht Niemand in der Handlung entdeckt als ich, und der da lautet: die Polizei ist schlauer als die Liebe. Hüten wir uns es sie merken zu lassen.

Von der großen Oper wird jetzt Mozart's „Don Juan" einstudirt, der mit nie gesehenem Pompe in Scene gesetzt werden soll. Alle ersten Talente werden darin beschäftigt sein. So wird sich Veron, der Director, da auch das neue Ballet: „La révolte des femmes", ungewöhnlich Glück macht, über das Ausbleiben der Meyerbeer'schen Oper zu trösten wissen. 29.

Briefe aus beiden Hemisphären. Ein Sittengemälde aus der Tropenwelt von Karl Schlichthorst. Celle, Schulze. 1833. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wer glauben wollte, aus diesem Buch etwas über beide Hemisphären zu erfahren, würde sich vollkommen täuschen. Man erfährt nur von dem Verf. und besonders von seiner verliebten Natur, die durch weiblichen Reiz leicht ergriffen wird und die Gegenstände der Begeisterung wechselt. Ungemein zärtlich schreibt er an Laura, als er nach Amerika gehen will und sechs Wochen vor Glückstadt auf der Elbe bleiben muß; sogleich aber verliebt er sich in eine Capitainsfrau auf dem Schiff und versüßt dadurch die Ueberfahrt. Auf dem Festlande von Amerika muß er einen Zweikampf mit dem polnischen Reisegefährten bestehen, der ihm die Gunst der Capitainsfrau beneidete, und durch die erhaltene Wunde, welche aber heilt, wird ein neues Verhältniß mit Donna Maria in Rio Janeiro eingeleitet, deren Verlobter abwesend ist, dessen Maria wenig zu gedenken scheint. Er tritt in Militairdienst beim Kaiser Pedro (von welchem man blos erfährt, daß er neben seiner rechtmäßigen Gemahlin eine andere Geliebte gehabt), und Maria's Verlobter, ein ältlicher Mann, kommt von der Reise zurück. Da wird unser Briefsteller August eines Abends spät — von einem Banditen gestochen. Natürlich denkt er an Maria und ihren eifersüchtigen Antonio; aber — der Dolchstich, zum Glück nicht tödtlich, ist nur ein Misverständniß, man hat ihn für einen Andern angesehen, der Bandit selbst meldet ihm dies schriftlich, und bald darauf findet man des Morgens eine Leiche, die ihm ähnlich sieht. Maria heirathet ihren Verlobten, schickt dem unglücklichen Liebhaber einen Entsagungbrief mit ihrem Bildniß, und dieser ist froh, nach Montevideo zu einem Kriegszuge gegen die Guanchen entfernt zu werden. Nach unbedeutenden Vorfällen, die dennoch Raum genug in der Erzählung einnehmen, will unser Held nach Europa zurück, wird aber vor seiner Einschiffung von den Guanchen überfallen und ermordet. Er sieht also seine Laura nicht wieder, von der es heißt: „Eine zufällige Berührung ihres Kleides, der Hauch ihres Mundes, der meine Wangen berührte, eine verlorne Busenschleife, die ich wie eine kostbare Reliquie bewahrte, war hinreichend, mich zu entflammen, ja der bloße Gedanke an sie wirkte mit größerer Gewalt auf meine Phantasie, als die unverhüllten Reize üppiger Schönen es je auf meine Sinne vermocht hätten." Der Herausgeber, ohne zu sagen, ob ihm die Guanchen oder sonst jemand die Briefe zugestellt, fragt: „Was konnte Europa einem Geiste bieten, den die tropische Welt unbefriedigt ließ? Was unsere kalten Frauen einem Herzen, welches die ganze Glut der Leidenschaft unter jenem schönen Himmelsstriche empfunden hatte?" Schwerlich werden ihm dies die liebenswürdigen Hannoveranerinnen danken, unter denen er laut dem Subscribentenverzeichniß zu leben scheint, schwerlich Laura, von der er meldet, daß sie durch ihren Geist in den gefeiertsten Cirkeln einer nordischen Hauptstadt glänze. Donna Maria hat Thränen über den Todten geweint; aber der Herausgeber weiß nicht, ob diese Thränen der Empfindung galten, welche sie erregt hatte, oder ihrem eignen Verluste. „Das weibliche Herz", sagt er, „ist ein so zartes Instrument, daß bei heftigen Erschütterungen manche Saite mitklingt, die nicht unmittelbar berührt wird". Maria, heißt es, wollte für die Freiheit sterben, da es ihr nicht vergönnt war, für die Liebe zu leben. Ihr Wunsch wurde nur zu bald erfüllt, sie starb in den Kerkern des Linceira, wahrscheinlich eines freiwilligen Todes. Damit sind denn alle Nachrichten aus beiden Hemisphären zu Ende. 9.

Literarische Notizen.

Nachbildungen der englischen Penny-Literatur gedeihen auch in Frankreich, und wie in Deutschland Pfennig- und Hellerwerke die Märkte füllen, so dort Werke in Lieferungen à quatre sous oder à deux sous. So ist bereits im Gange: „Magasin universel", zu zwei Sous, eine Wochenschrift mit Holzschnitten nach dem „Saturday magazine" und andern ähnlichen englischen periodischen Schriften. Auf 1834 wird angekündigt: „Dictionnaire d'histoire naturelle" zu zwei Sous, mit schönen Holzschnitten; ferner: „L'Univers pittoresque, ou descriptions de tous les peuples, de leurs religions, moeurs, coutumes etc.", in wöchentlichen Lieferungen zu zwei Sous, bei Firmin Didot. Das Ganze soll 10 Bände mit 720 Kupfern und Vignetten, Gegenden, Denkmale, Trachten, Kunstgegenstände u. s. w. darstellend, geben. Die erste Lieferung erscheint am 18. Jan. 1834. Das Pittoreske ist an der Tagesordnung. „La médecine pittoresque", in Lieferungen zu vier Sous erscheinend, soll eine vollständige Sammlung von Abbildungen werden, die sich auf die Anatomie, Pathologie, operative Chirurgie, Geburtshülfe und Arzneimittellehre beziehen.

Der ehemalige (1830 und 31) Redacteur der „Tribune", August Fabre, gibt heraus: „La révolution de 1830 et le véritable parti républicain", in zwei Bänden. Er war zweiter Commandant der im Januar 1830 gestifteten republikanischen Association. Der für die Julirevolution entworfene Plan soll umständlich entwickelt werden. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1834.

Das Kind mit dem Löwen.

Novelle von Göthe.

Wir finden dieser kleinen Novelle, welche gleichsam als ein Vermächtniß des hingegangenen Dichters anzusehen ist, zuerst auf entschiedene Weise gedacht in einem für die Gegenwart und deren Interesse höchstwichtigen Buche: „Hegel und seine Zeit, mit Rücksicht auf Göthe", von Göschel, der sie mit nachstehenden geistvollen Worten an- und einführt:

Wie der Genius der Poesie die Ironie als deren energisches Element handhaben und hiedurch zur Befriedigung in ihr selbst kommen kann, weil sie Das, was außer ihr zu sein scheint, durch die Form mit ihr verbunden darstellt, ist am einfachsten und anmuthigsten in Göthe's Novelle vom Löwen und dem Kinde ausgedrückt. Hier sehen wir, wie die Novelle überhaupt zu ihrem adäquaten Ausdruck, zu ihrer vollsten Bedeutung — bis zur Anbetung sich erhebt. Noch einmal sammeln sich in diesem wunderbar-lieblichen Zauberspiegel alle Gegensätze des wirren Weltwesens, alle widerstrebenden Elemente einer entzweiten Schöpfung, um zur Wiedervereinigung sich aufzulösen und in den süßesten Harmonien sich gegenseitig zu heben und zu tragen, womit sich uns eine „Aussicht" eröffnet, „welche zwar schon in den Blick des Vogels übergeht, aber sich doch noch malerisch genug hintereinanderschiebt". Wir meinen den Schwanengesang des unsterblichen Dichters zu vernehmen, als würde aus weiter Ferne das angenehme Jahr des Friedens verkündigt und die Erlösung gepredigt. Ja, wir feiern hier das frömmste Gedicht dieser bewegten Zeit.

Auf dieses entscheidende und tiefeingreifende Wort sei es versucht, in der Weise der Induction tiefer in den Inhalt dieser gefeierten Novelle einzugehen und die Idee, die sich hier offenbart und gestaltet, hervorzukehren. Bei der Aufgabe, die jener geistvolle Mann, auf dessen Wort hiemit bezogen wird, in seiner Schrift sich gestellt, konnte er nicht ausführlichst-entwickelnd in den Inhalt der gepriesenen Dichtung eingehen, was hiemit an seiner Statt, wenn auch nicht mit seinen Gaben, geschehen soll.

Denken wir uns zuerst die in dieser Novelle gegebenen Verhältnisse so einfach, wie sie der Dichter gibt. Ein Fürst und eine Fürstin, neuvermählt und glücklich Jedes durch das Andere, stellen sich uns vor, Eins in des Andern Interesse mit Liebe eingehend. In dem neuen Schlosse des Fürsten rüstet man sich zur Jagd, welcher die Fürstin nicht beiwohnt, die einen Spazierritt nach der Höhe vorzieht, weil sie, wie sie sagt, große Lust hat, sich einmal in der Welt umzusehen. Reizender als die Umgebung der fürstlichen Herrschaft kann keine Gegend sein. Altes und Neues, das Unverwüstliche der Vorzeit und das Heitere, Lebenvolle der Gegenwart berührt sich auf die sanfteste Weise. Oben auf der Gebirgspitze das alte Stammschloß des Fürsten. Halb in Trümmern, halb noch in grundfestem Gemäuer der Zeit Trotz bietend, blickt es herab auf die neue Stadt, welche, reinlich und belebt, soeben alle Fülle eines reichen Waarenlagers entfaltet, zur Zeit eines wichtigen Marktes oder Messe, die auf das belebteste die Menschen wie vom hohen Gebirg so aus dem Thal und von der Aue her zusammenzieht und verbindet. Die Gegend um die Stadt reizend und angebaut. Selbst auf der steilen Höhe, wo die versunkene Vorzeit in stummer Größe herrscht, berührt und durchdringt sich Altes und Junges, Entseeltes und das Ewigfrische. Denn auf den versunkenen Schwellen grünt und sproßt das Laub, und Natur, die „ewigkeimende", läßt über die uralten Zinnen den hohen Ahorn wipfeln und so über die starre Ruine hinaus noch das ewige Grün an den blauen Himmel grenzen. So hat sich Alles in den einfachsten Verhältnissen zusammengefunden, was dem Leben Reiz und Bedeutung gibt, ja das Leben zum Leben macht. Freundliches Glück der vom Schicksal begünstigten Gatten, friedlicher und doch belebter Volksverkehr, reinliches Dach, „freie Gegend, großgebildet", wie der Dichter sonst sich ausdrückt. Ueber das Alles hinwegschauend das dunkle Auge uralter Herrlichkeit, womit aber selbst nicht abgeschlossen wird, weil noch auf dieser ernsten Höhe der grüne Baum des Lebens wurzelt und den Himmel berührt.

In solchen Verhältnissen erfreut es — wenn dazu der Mittagsschein das Ganze verklärt um die Stunde, „wo Pan schläft und alle Natur den Odem anhält, um ihn nicht aufzuwecken" — hinaufzustreben auf die Höhe und den Blick hinabwärtsgleiten zu lassen, wo „zwar in Vogelferne, doch noch alles malerisch genug sich hintereinanderschiebt"; und der Fürstin Entschluß, all die Lebensfülle in Einem Anschaum zu genießen, muß gebilligt werden.

Mit Honorio, dem jungen Stallmeister, und dem Fürsten Oheim reitet denn die Dame aus, zuerst durch das Gewühl des Marktes, wo Bude an Bude, Ballen an Ballen, Verkäufer an Käufer sich drängt, wo tausend der Menge behagende Sehenswürdigkeiten ausgeboten sind und der gemalte Leu und Tiger, schrecklich auf dem Bilde dro-

zend und „den Mohren zerreißend", desto verführerischer das Volk einladet, die Ungeheuer der Wüste in Wirklichkeit in der Thierbude zu betrachten. Sich erfreuend am bunten Treiben, selbst die Menge erfreuend, reitet die Fürstin; dann weiter hinauf der Höhe zu, und von da zurück sich wendend, sich in der Mitte umschauend nach der freundlich wogenden Stadt, nach der drüber hinausliegenden malerischen Ferne. Bis hierher geht Alles seinen sanften, schmeichlerischen, ruhigen Gang; Alles heiter, still, beseelt, aber im Reiz des schlummernden Pan, vor dem die Natur den Odem anhält.

Aber dies farbige, beruhigende Aeußere ist das Aeußere eines Innern; diese ruhige Oberfläche bedeckt eine Tiefe, welche nicht innerlich und verhüllt bleibt, sondern ahnungsvoll heraufdringt und die Erscheinung selbst überbietet. Denn nicht blos die starre Burgtrümmer stürzt vom Fels herab, auch der bunte Markt kann nur über einer Pulvermine stehen; auch das Neue, was von gestern ist, stürzt zusammen; auch unter der reizenden perspektivischen Gegend gährt das unterirdische Feuer. Denn rückwärts gewandt erblicken die Reiter nicht lange jene ruhige Aussicht. Es steigt Rauch auf aus der Stadt, es flammt, es wogt und tost dort unten unruhig, und wie der Dampf leise die helle Mittagsluft trübt, trübt sich mit schwerer Ahnung von Unheil die Seele. Daß der Markt brennt, ist gewiß. „Reiten Sie", sagt die Fürstin zu dem besonnenen Oheim, „mit Eil nach der Stadt, ich will langsamer mit Honorio nachkommen." Und in der That ist Honorio für die zarte, aufgeregte Frau der schicklichste Begleiter, denn er räth, kühn, wie er ist, doch vorsichtig, nicht mit Angst im Geist dem Rossehuf nach der brennenden Stadt vorauszueilen, sondern behutsam auf den steilen Pfad zu achten, denn in der Nähe drohe die Gefahr, wenn wir das Unheil in der Ferne suchen. Und so folgt wirklich hier auf das weissagende Wort der entsetzliche Vorfall sogleich. Denn aus dem nächsten Gesträuch kommt ein ungeheurer Flüchtling aus der brennenden Stadt, der Tiger aus der Bude der wilden Thiere. Wie nun in dem die Fürstin den steilen Pfad hinauf verfolgenden Unthier der jäh hervorgebrochene Schrecken seinen Gipfel erreicht, so auch in der kühnen That Honorio's sofort sein Ende, denn, getroffen von des Jünglings sicherer Hand, sinkt das Unthier todt zu Beider Füßen.

Daß sich nach so männlicher That, wiewol fast unbewußt, der kühne Stolz des Subjects regt, welches sie vollführte, ist naturgemäß. Daß auch in diesem Verhältniß des schönen Retters zur schönen erlauchten Geretteten die langverhaltene Liebe sich plötzlich, wie mit Schreck und Tod aus Einer Wurzel keimend, hervordrängt, darf mindestens entschuldigt werden. Aber in solchem Momente, wiewol durch die vollbrachte, menschliche-kühne That dem Gegenstande näher gekommen, darf doch das Drängen des Subjects nicht laut werden; denn der Gedanke nach solcher Erlösung von der drohenden Naturmacht muß in seiner ganzen Glorie und Andacht hinaufgehen zu dem Unendlichen, dessen Auge über Allem wacht. Dies ist die Stimmung, die dem verhalten-liebenden Honorio in diesem großen Momente fehlt, und die ihm das tiefer fühlende Weib erst zu Herzen legen muß.

Von der waldigen Höhe herab aber sah der jagende Fürst und sein Gefolge den rauchenden Markt, und Unheil ahnend nach der Tiefe zusprengend, finden sie auf der Wahlstatt des Tigers ein größeres Unheil, dem kein weissagender Rauch voranging, das aber Gottes Huld in mannhafter Jünglingsthat schon abgewendet und vernichtet hat. Das Entsetzen weicht deshalb in allen Herzutretenden dem anbetenden Dank, und das Auge noch vor wenig Minuten nur dem Irdischen zugewendet, wendet sich hinauf zu dem Unendlichen.

Aber noch ist der Moment der eigentlichen Anbetung nicht gekommen, obgleich sehr nahe. Denn wie schon in dem Weibe, der Wärterin des Tigers, und in ihrer Klage über dessen Tod als über ein theueres Leben, sowie in dem thränenvollen Auge des ruhigen Kindes eine tiefe und gerechte Trauer über Das erschien, was die Uebrigen nur als absolutes Schreckniß erkannten, so nun erhebt sich noch stärker der Schmerz in dem Hinzutritt des Mannes und Wärters der Thiere, welcher verkündet, wie auch das andere Thier, der Löwe, entflohen sei und der entsetzlichste Verlust ihn bedrohe. Denn ihm, der den König der Einöde als gezähmt weiß, muß der Verlust des Entsetzlichen nicht Freude wie den Uebrigen, sondern Entsetzen bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Baukunst der Vögel. Von J. Rennie. Zwei Bändchen. Mit 82 Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir halten die englische Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse für die beste und zweckmäßigste Missionsanstalt, eben weil sie die Rechtsregel: „beneficia non obtruduntur", achtet, aber es leicht macht, ihrer Wohlthaten zu genießen. Das gegenwärtige Büchlein ist auch von ihr ausgegangen, was wir hiermit verrathen wollen, da weder Titel noch Umschlag davon spricht, sodaß man fast glauben dürfte, es sei deutsche Waare; es ist aber nur Uebersetzung!

Den Gegenstand auf diese Weise zu behandeln, war gewiß ein glücklicher Gedanke; denn das Werkchen mit seinen kleinen Bildern wird sicherlich gekauft, indessen ein ähnliches echtdeutsches, gründliches*) wol kaum von Zunftgenossen des Verf. angeschafft wird. Es ist ursprünglich zur Unterhaltung bestimmt, abgesehen von dem Nutzen, den eine richtige Kenntniß der Natur und ihrer Erscheinungen immer bringt und bringen muß. So könnte es z. B. auch dazu dienen, die hier und da extravagirenden Baumeister etwas auf die Berücksichtigung der drei Bauregeln: zweckmäßig, fest, schön, zurückzubringen, und wären wir ein Mächtiger, wir würden vorerst es den Baumeistern einer gewissen Residenz, wo so oft neugebaute Häuser sofort wieder einstürzen, zur Lecture behändigen lassen, und wenn dann wieder ein Haus, ein neues, wankte, so müßte der Baumeister Abbitte thun vor dem Neste eines Zaunkönigs und, wäre dies im Museum nicht vorhanden, vor dem nicht einmal geschmeichelten Abbilde desselben (S. 316).

Da des Verf. Hauptzweck Unterhaltung gewesen ist, so hat er auch eine ganz eigenthümliche Anordnung des Stoffes angenommen. Zwar gibt er Anfangs eine Uebersicht der Systeme

*) Von Thienemann ꝛc., der andern von Schinz, Buhle nicht zu gedenken.

von Willughby, Ray, Linné, Temminck, Vigors; aber er selbst bindet sich nicht im Geringsten daran, sondern ordnet die Vögel je nach der Art und Weise, wie sie ihre Nester bauen oder überhaupt die Wohnungen für die Pflege der Brut herrichten.

Die Einleitung gibt kürzlich Rechenschaft von Dem, was das Buch beabsichtigt, spricht von der Erweckung und Ausbildung des Geschmacks für Gegenstände der Natur, von den Systemen; das Alles aber auf 17 Seiten, also ziemlich kurz. Mit dem zweiten Capitel beginnt die Darstellung selbst. Zuerst die Minirvögel, d. h. diejenigen, welche in der Erde nisten, durch das dritte Capitel fortgesetzt; dann ist im folgenden Capitel von denjenigen Vögeln die Rede, welche ihre Nester auf die Erde bauen; hierauf von den sogenannten Maurern, z. B. den Schwalben, von den Zimmerern, von den Vögeln, welche flache Nester bauen, von Korbmachervögeln, Webervögeln, Schneidervögeln, Filzmachervögeln, Cementirern, Dombauern, Schmarotzervögeln.

Betrachten wir nun, wie der Verf. seinen Stoff behandelt hat, so läßt sich ihm eine unterhaltende Darstellungsgabe nicht absprechen. Er gibt nicht eine kahle Erzählung davon, wo und wie ein Vogel sein Nest anlegt, sondern, wenn z. B. von der Sicherung desselben die Rede ist, bringt er auch analoge Beispiele aus andern Thierclassen bei. Was ihm indessen vorzuwerfen ist, betrifft die Unrichtigkeit mancher Angaben. Es will uns aber bedünken, als müsse man grade in populairen Werken alle und jede Unrichtigkeit nicht blos streng vermeiden, sondern auch da, wo man nicht umhinkann, eine Thatsache anzugeben, über deren Richtigkeit man in Zweifel ist, soll man diesen gewissenhaft beibringen. Der Verf. hat aber nicht immer die neuesten und besten Quellen benutzt, besonders, obgleich auch nur wenig, ausländische. Häufig führt er nun aber das „Magazin of natural history" an, das wir zwar nicht im Original kennen; aus dem uns jedoch schon eine Menge Artikel in Uebersetzungen vorgekommen sind, welche hinlänglich davon Zeugniß abgeben, daß die Beobachter gewaltige Laien im Fache der Naturgeschichte waren. Dies scheint R. nicht zu wissen, sonst würde er Angaben aus diesem Journale mit mehr Vorsicht aufgenommen haben. Buffon's dichterischer Styl ist oft nichts als eine leere Declamation, und Montbeillard ist eben auch nicht viel zu trauen; Beiden folgt aber der Verf. häufig. Was sonst inländische Vögel betrifft, so ist Selby („Ornithology of Selborne") eine Hauptquelle für den Verf. gewesen, dessen Chiffre J. R. für eigne Beobachtungen man wenig findet. Deutsche Hauptwerke sind gar nicht angeführt; man stößt blos beim Kuckuck auf 2 deutsche, noch dazu unbedeutende Citate; von Bechstein, Naumann, Brehm ist nicht die Rede; Thienemann, Buhle, Schinz werden ebenso wenig erwähnt. Fürs Ausland dienten hauptsächlich Wilson's „American ornithology" sammt Bonaparte's Fortsetzung, dann Vaillant. Wie wenig man den Mittheilungen mancher Reisenden trauen darf, ist bekannt; die wenigsten sind Naturforscher von Profession und lassen sich von den Eingebornen gern Märchen aller Art aufhängen, theils weil sie solche wirklich glauben, theils um doch Neues in ihren Berichten zu haben. Auch daran scheint der Verf. nicht immer gedacht zu haben. Wie gesagt, sind die Auszüge aus Wilson die häufigsten, und um unsern Lesern eine Probe aus dem Werke zu geben, heben wir einen solchen aus. Vom amerikanischen Schwarzspecht (Picus principalis) erzählt er Folgendes: „Der erste Ort, wo ich diesen Vogel auf meiner Reise nach dem Süden erblickte, lag ungefähr 12 engl. Meilen nördlich von Wilmington in Nord-Carolina. Ich fand daselbst das Exemplar, wovon die Abbildung entlehnt worden ist. Der Vogel war blos leicht am Flügel verwundet worden und stieß, als ich ihn gefangen hatte, ein lautes, wiederholtes, äußerst klägliches Geschrei aus, welches dem heftigen Weinen eines kleinen Kindes genau glich und mein Pferd dergestalt scheu machte, daß ich fast das Leben eingebüßt hätte; es war herzzerreißend, es zu hören. Ich nahm das verwundete Thier, in ein Tuch gehüllt, in einem Wagen mit mir nach Wilmington. Als ich durch die Straße fuhr, setzten seine Klagelaute Jedermann, der sie vernahm, in Erstaunen, vorzüglich die Weiber, welche mit unruhigen Blicken, in ängstlicher Hast an Thüren und Fenster stürzten. Ich setzte indessen meinen Weg ungehindert fort, und als ich beim Gasthofe, wo ich einzukehren beabsichtigte, angelangt war, kamen der Wirth und viele andere Leute, die zufällig da waren, heraus, alle über Das, was sie hörten, in gleichem Grade beunruhigt; ihre Unruhe und Neugierde wurden aber noch um ein Bedeutendes vermehrt, als ich den Wirth fragte, ob er mich und meinen Liebling (baby *)) mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehen wolle. Der Mann sah ganz verlegen und einfältig aus, während die Uebrigen mich mit noch größerer Verwunderung anglotzten. Nachdem ich mich einige Augenblicke auf ihre Unkosten belustigt hatte, zog ich meinen Specht unter dem Tuche hervor, worauf ein allgemeines Gelächter erfolgte. Ich nahm ihn mit mir auf mein Zimmer hinauf und verschloß ihn darin, während ich mich in den Stall begab, um nachzusehen, ob man mein Pferd gehörig versorgt hätte. In weniger als einer Stunde kehrte ich zurück, und als ich die Thüre öffnete, brach der Vogel wieder in das nämliche jammervolle Geschrei aus, welches jetzt aus Bosheit zu geschehen schien, weil ich ihn bei seinen Versuchen, zu entfliehen, ertappte. Er war am Fenstergewände fast bis an die Decke geklettert und hatte ein wenig unter derselben angefangen, durch die Wand zu brechen. Das Bett war mit großen Stücken Kalk bedeckt, der Balken wenigstens 15 Zoll ins Gevierte entblößt und das ausgehöhlte Loch, welches groß genug war, um eine Faust durchzulassen, öffnete sich nach der Windseite, sodaß es ihm noch vor Ablauf einer zweiten Stunde geglückt sein würde, zu entkommen. Ich legte ihm nunmehr eine Schlinge um den Fuß und befestigte ihn an den Tisch, worauf ich ihn abermals verließ. Da ich ihn am Leben zu erhalten wünschte, suchte ich mir ein passendes Futter für ihn zu verschaffen. Als ich die Treppe wieder hinaufstieg, hörte ich ihn von Neuem mit großer Thätigkeit arbeiten; wie groß aber war mein Aerger, als ich bei meinem Eintritt ins Zimmer bemerkte, daß der Mahagonytisch, woran ich ihn befestigt, und an welchem er seine ganze Wuth ausgelassen hatte, fast völlig ruinirt war. Als ich ihn zeichnete, biß er mich sehr heftig an mehren Stellen und zeigte überhaupt einen so edeln und unbezähmbaren Muth, daß ich mehrmals in Versuchung gerieth, ihn in seine heimatlichen Wälder zurückzulassen. Er lebte ziemlich drei Tage mit mir, verschmähte aber jede Nahrung, und ich war mit Bedauern Zeuge von seinem Tode. Sowol Kopf als Schnabel dieses Vogels werden von den südlichen Indianern, welche dieselben als Amulet, Zaubermittel oder Schmuck tragen und an die nördlichen Stämme ziemlich theuer verkaufen sollen, sehr geschätzt. Der Indianer hegt den Glauben, daß Kopf, Haut und auch die Federn gewisser Vögel Dem, der sie trägt, alle Tugenden und Vortrefflichkeiten, wodurch sich diese auszeichnen, mittheilen. So habe ich einen Rock gesehen, der aus den Häuten, Köpfen und Krallen des Raben gemacht war; desgleichen Mützen, ringsum mit den Köpfen von Neunmördern **), Habichten und Adlern besteckt; und da die ausgezeichneten Eigenschaften und der Muth des großen Schwarzspechtes den Wilden wohlbekannt sind, so darf man sich nicht wundern, wenn sie einen großen Werth auf diesen Vogel legen, der sowol Schönheit als auch in ihren Augen ausgezeichnete Verdienste besitzt, um jene zu empfehlen."

Was die Uebersetzung betrifft, so ist dieselbe im Ganzen fließend zu nennen; doch geht schon aus der oben gemachten Bemerkung hervor, daß der Uebersetzer zwar der Sprache, aber nicht der Sache mächtig war. Dies ist aber nicht gut, und viel besser wäre es gewesen, die Verlagshandlung hätte diese Arbeit einem sachkundigen Gelehrten vertraut, der zugleich diejenigen Nachträge und Verbesserungen angebracht hätte, welche dem Werke nöthig sind. Es würde dadurch als deutsches sehr gewonnen haben, wie wir denn überhaupt wenig Werke des

*) Baby heißt eigentlich kleines Kind, Puppe; daher besser wol kleiner Liebling.

**) Ninemurder, deutsch heißt der Vogel Neuntödter.

Auslandes kennen, welche Umarbeitungen für Deutschland nicht bedürften!

Mit den Uebersetzungen der Abbildungen können wir uns gar nicht befreunden. Der Holzschnitt des Originals ist offenbar zu treu wiedergegeben; was aber im Holzschnitt gefällt, steht als Kupferstich steif, roh und hart aus. 56.

Aus Italien.

Ein berühmter italienischer Componist hat sich die schwere Aufgabe gestellt, Ugolino's Leiden Wort für Wort, wie sie Dante im 23. Gesange der „Hölle" erzählt, recitativmäßig in Musik zu setzen. Als er die gelungene Composition in einem kleinen Kreise seiner Freunde vortrug, erhob sich eine Verschiedenheit der Ansichten über die Weise, wie der allbekannte Vers

Più che'l dolor potè'l digiuno

aufzufassen sei, da Einige ihm einen blos erzählenden Sinn unterlegten, Andere die höchste Ironie, den letzten Schrei des Schmerzes darin zu vernehmen glaubten u. s. w. Die Verhandlung ergab sich von selbst, und Niemand wußte in dem Kreise, daß man dadurch auf eine oft durchgesprochene Streitfrage zurückgekommen sei, über die schon manches Tröpfchen Tinte vergossen worden ist; denn nicht blos seit heute und gestern übt dieser unerschöpflich tiefe Vers den Scharfsinn der Freunde des Dichters. Zum Beweis dafür können wir einen Brief anführen, den ein Gelehrter in Verona kürzlich hat drucken lassen („Sopra un inedito manoscritto contenente alcune osservazioni dantesche di Fil. Rosa Morando, Lett. di Giov. Gir. Orti ecc. al. ch. signor. Dottor. Fil. de Scolari", Verona 1833), eine Reliquie, die sich fast ausschließlich mit den verschiedenen Deutungen desselben beschäftigt. Noch mehr, fast um dieselbe Zeit hielt Tomm. Gargallo zu Palermo einen akademischen Vortrag, der auch gedruckt worden ist und nichts als diesen Vers zur Aufgabe hat. Etwas ungehalten über diese vielen, wie er behauptet, müßigen Deutungen einer einzigen Zeile, gibt ein Correspondent der „Biblioteca italiana" (Augustheft 1833) einen sehr wortreichen, wie er meint, alle Zweifel beseitigenden Commentar, der aber durch seine langen Auseinandersetzungen die sichere Aussicht gibt, daß er nicht der letzte sein wird.

Ritter Aldini hat bekanntlich in Vorschlag gebracht, die bei den Löschanstalten zugreifenden Leute (wir wollen sie, weil uns kein deutsches Wort für pompiers bekannt ist, Feuerwebel oder Wächter nennen, obgleich das Wort weder den Begriff noch das französische Wort ganz ausfüllt) mit Asbestkappen und Kleidern, worüber metallene Netze gezogen würden, zu bekleiden, um sie gegen die Einwirkungen der Flamme zu sichern, und seine Versuche sind in Frankreich und Deutschland besprochen worden. Weiter noch ist Oberst Origo gegangen, dem in Rom die Errichtung einer Feuerwache aus eingeübten Spritzenleuten aufgetragen war, denn er hat in einer Schrift, die allen Sicherheitsbehörden empfohlen werden kann, die Versuche erzählt, die er anstellte, um Aldini's Sicherungsmittel zu vervollkommnen, und Alles, was sein Nachdenken dadurch gewann. In seinen „Ricerche sopra i mezzi più economici diretti a preservare dall azione del fuoco gli abiti di uniforme che usano gli individui addetti al corpo de' vigili per gli incendj" (del March. *Gius. Origo.* Rom 1833) erwähnt der Verf., daß er in einer Stelle des Ulpian gefunden habe, die Römer hätten sehr heftige Feuersbrünste durch eine Mischung von Essig und Thon gelöscht. Den theuern Essig zu ersetzen, beschloß der Verf. bei den anzustellenden Versuchen Alaun (sulfato d'allumina) zu nehmen. Er wählte zwei Fässer aus, in denen flüchtiges Terpentinöl gewesen war, und ließ sie beide mit leicht entzündlichen Stoffen in gleicher Masse anfüllen. Als das eine in vollen Flammen stand, ließ er eine bereitgehaltene Spritze mit gewöhnlichem Wasser darauf spielen. Es gelang in den ersten drei Minuten und 27 Secunden, das Feuer mit einem Aufwande von ungefähr 35 Barrils Wasser völlig zu löschen. Darauf ließ er das Feuer an das andere Faß legen, und als dieses gleichfalls in der heftigsten Glut stand, ließ er mit derselben Spritze Wasser, das mit Alaun und Thon geschwängert war, darauf arbeiten. In 47 Secunden erreichte er mit einem Aufwande von nur fünf Barrils der Flüssigkeit die völlige Verlöschung. Diese glücklichen Erfolge schienen Hrn. Origo genüglich überzeugend, daß der Bekleidung der Feuerwebel durch diese Auflösung Unverbrennlichkeit zu geben sei, und daß die so theuern Asbestkleider Aldini's, die ohnehin überflüssig scheinen, wenn die so hemmenden Eisenmaschenüberzüge von einigem Nutzen sind, dadurch völlig ersetzt werden könnten. Doch nur Versuche konnten seine Voraussetzungen zur Gewißheit bringen, und er stellte diese um so sorgfältiger an, da die Löschung von Flammen durch Erstickung oder Erdrückung häufig sich ihm als das beste Mittel bewährt hatte, großen Schaden zu verhüten. Aber dann muß man dem Feuer nahe sein! Origo ließ daher zwei Anzüge von Feuerwebeln, wie sie alle Tage sie tragen, aber mit recht festen Näthen nehmen, ließ noch ein paar Ueberstiefeln von demselben Zeuche, mit Sohlen aus einem Stücke, ein paar Handschuhe und eine Kappe, die man über den Kopf ziehen könne, dazuthun, und für das Gesicht ließ er eine Maske, aus Papierteig geformt, mit demselben Zeuche überzogen, an Mund und Nasenlöchern mit feinem Schwamm eingefaßt, an den Augenstellen mit eingesetzten Uhrgläsern versehen, anwenden, die, in die Kappe eingefügt, mit der Mütze zusammenhing, welche leicht aufgesetzt und abgenommen werden konnte, um das Knüpfen und Heften zu ersparen. Als dieser ganze Anzug fertig war, ließ er ihn in eine Auflösung von Alaun, schwefelsauerm Kalk und Zink eintauchen, dann trocknen und mit einer Auflösung von Seife abspülen, steckte ihn darauf aufs Neue in die erstgenannte Flüssigkeit, und so wechselsweise, bis Alles mit den die Unverbrennlichkeit sichernden Stoffen durch und durch getränkt war. Proben aller Art schienen dann auf die überzeugendste Weise die abhaltende Wirksamkeit dieser Kleider darzuthun. Bei einem Versuche stürzten sich zwei damit bekleidete Feuerwebel mitten in einen brennenden Holzstoß und gingen mehr als zehnmal ohne den geringsten Nachtheil für ihre Personen und Kleider hindurch. Sie hoben mit ihren Handschuhen brennendes Holz und glühendes Eisen auf; kurz, schalteten wie Salamander in den Flammen. Hoffentlich werden Marchese Origo's so erfolgreiche Erfahrungen nicht übersehen werden, vielleicht aber dann erst volle Beachtung finden, wenn schönsprecherische Franzosen mit ihren nachgemachten Entdeckungen lautrufend hervortreten. Ritter Aldini ist nämlich jetzt in Paris, und die französischen Chemiker haben seine Versuche unter ihren hohen Schutz genommen. 5.

Notizen.

Die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, der man bereits eine vollständige Sammlung isländischer Sagas verdankt, geht damit um, ein Werk über die historischen Denkmäler Grönlands herauszugeben, in welchem die Entdeckung Amerikas durch grönländische Abenteurer fast fünfhundert Jahre vor Columbus dargethan werden soll.

Die von dem dänischen Capitain-Lieutenant Graah, in den Jahren 1828—31 auf Befehl seiner Regierung nach der Ostküste von Grönland ausgeführte Seereise ist im Druck erschienen und auch bereits in das Englische übersetzt. Der Zweck dieser Expedition, Spuren der verlorenen isländischen Colonie aufzufinden, welche nach Vieler Dafürhalten auf der Ostküste Grönlands bestanden haben soll, ist allerdings nicht erreicht worden, dagegen ist ihre wissenschaftliche Ausbeute im Allgemeinen sehr wesentlich. 51.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1834.

Das Kind mit dem Löwen.

Novelle von Göthe.

(Beschluß aus Nr. 13.)

Aber der entflohene Löwe ist bereits gefunden. Von dem Gipfel des Berges herab bringt man die Nachricht, daß er dort, wo Vergangenheit und Gegenwart ahnungsvoll aneinandergrenzen, auf der grünen Trümmer des uralten Fürstenschlosses ruhig im Sonnenglanze schlummere. Aber dem armen Thierwärter, der sonst verloren ist, muß das theure Thierleben in der That erhalten und demnach das furchtbare Ungeheuer lebendig gefangen werden.

Und nun sehen wir tiefgerührt, was der treue Mund der alten Sage uns in Einfalt von der schönen Felicitas mit dem Löwen aufbewahrt hat, als eine in der That ewige Geschichte des Glaubens wiederkehren, aber heiliger, unendlicher, verklärter. Denn der Gottesglaube als solcher steigt hier in dem ruhig-schönen Kinde den Fels hinan, lächelnd über die Vertheidigungsanstalten, die der befangene, irdische Sinn Angesichts des Ungeheuers trifft. Durch die Macht des Glaubens und Gesanges dem Unendlichen geweiht, muß der Starke überwunden, nicht überwunden, wie der Dichter sagt, sondern friedlich der unsichtbaren Macht hingegeben werden. Wie schon in dem seltsamen Hymnus des Vaters der unerschütterliche Glaube an die unermeßliche Macht Gottes (wiewol nicht in himmlischer Einfalt) sichtbar war, so enthüllt sich nun dieser Glaube wahrhaft verklärt in dem Vorsatz und der That des Kindes. Denn das Kind singt eben nun in Tönen seinen innerst-ewigen Glauben hervor, des unsterblichen Schutzes der Engel und seines Sieges gewiß:

> Aus den Gruben hier im Graben
> Hör' ich des Propheten Sang,
> Engel schweben, ihn zu laben;
> Wäre da dem Guten bang?
> Löw' und Löwin hin und wieder
> Schmiegen sich um ihn heran,
> Ja, die frommen sanften Lieder
> Haben's ihnen angethan.

Und weiter das unendliche Thema ausführend:

> Diese sanften frommen Lieder
> Lassen Unglück nicht heran,
> Engel schweben hin und wieder
> Und so ist es schon gethan.

Aber in und durch die Engel hilft und erlöst nur der Ewige;

> Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
> Ueber Meere herrscht sein Blick,
> Löwen sollen Lämmer werden,
> Und die Woge schwankt zurück.
> Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
> Glaub' und Hoffnung sind erfüllt,
> Wunderthätig ist die Liebe,
> Die sich im Gebet enthüllt.

Diesen Tönen reinsten Glaubens muß sich nun Alles neigen. Horchend-still die Männer, weinend in sanfter Wehmuth die Frauen.

Aber der Glanz der Anbetung sammelt sich erst in der vollbrachten That. Darum ist auch von dem großen Dichter der letzte Eindruck dieser That, wie nun der Löwe schweigend und lauschend im Schoos des Kindes ruht, als ein unendlicher und ewig nachklingender vorgestellt, und der Schluß, als das höchste Erzittern der tiefgläubigen Kindesbrust, ein rein lyrischer:

> Gehet so mit guten Kindern
> Sel'ger Engel gern zu Rath,
> Böses Wollen zu verhindern,
> Zu befördern schöne That.
> So beschwören, festzubannen
> Lieben Sohn ans zarte Knie,
> Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
> Frommer Sinn und Melodie.

Darum mag sich nun, wenn wir kürzlich noch einmal den Lauf dieser Dichtung wiederholen, als die sie durchdringende Idee dies aufstellen lassen: Wie in der ganzen sichtbaren Welt, in dem Leben, nach allen Seiten hin gefaßt, möge es sich offenbaren, wie es wolle, sei es im ruhig-behaglichen Verhältniß, sei es im jählingen Schreck — denn der Schreck durchzittert das ganze Dasein, und in der klarsten Oberfläche waltet die Tiefe — wie also in der ganzen gährenden Schöpfung objectiv das Walten der göttlichen Gnade, subjectiv der unendliche Glaube an diese Huld und Liebe, das Höchste sei und bleibe, „Werdet wie die Kinder!“ und „solcher ist das Himmelreich“, das ist die Stimme, die uns auch hier ertönt, und bis ins innerste Herz hinab muß diese Offenbarung, die ein Kind gibt, sich in uns hinabsenken: daß mit höchster Anbetung man das vielbewegte Leben bis

zur Grenze hindurch wandeln müsse. Nicht die irdische Liebe ist das Höchste, das zeigt uns Honorio, und wie dieser, so muß jede Leidenschaft, wie gerecht und innig sie auch sei, in Demuth verstummen, wenn das Gloria in excelsis beginnt, das die gläubige Welt ihrem Erlöser singt.

Dies der das Ganze beseelende Gedanke in seiner Concentration. Wie aber in eine Dichtung, wo der Inhalt so vollständig in die Form und das Einzelne ausgeprägt ist, nicht zu tief hinabgestiegen werden kann, so sei zuletzt in aller Kürze die eigentliche Construction dieser Novelle berührt. Hier gibt es eigentlich gar kein poetisches Beiwesen, denn Alles ist Form, Form und Gestalt des Wesens.

Zuerst in der Neigung des Fürsten für geselligen und Handelsverkehr, in der Schilderung der belebten Stadt zeigt sich der bürgerliche Verein in seiner Bedeutsamkeit, wie er den unmittelbaren Stoff der Natur abringt und vergeistigt. Aber diese geistigere Seite des Lebens grenzt selbst noch an die Natur, denn die Jagd ist nur der Kampf des Menschen mit der Naturkraft und Wildheit, und die Lust daran eine Lust, die mit der Civilisation und Bildung nicht im Widerspruch, vielmehr ganz im Einklang ist. Daß es jedoch bei dieser natürlichen und gesitteten Befriedigung und fröhlichem aber irdischem Verkehr nicht verbleibe, weil ja das Leben an und für sich ergriffen werden soll, darauf deutet sogleich die weitere Anlage. Schon durch den Zeichner, der den Berggipfel mit Fels und Trümmer und Baumgrün in kunstvollen Zeichnungen der Fürstin vorlegt, spannt sich die Erwartung hinaufwärts. Demnächst der Ritt der Fürstin durch den lauten Markt, bei dem nicht verweilt wird, nach der Höhe, in Begleitung des mehr nach dem Innerlich-Bedeutsamen gerichteten fürstlichen Oheims zeigt uns nicht das gleichgültige Ziel einer bloßen Spazierfahrt, sondern daß dort oben auf der bedeutsamen Höhe, die den Menschen nicht nur äußerlich, sondern auch geistig erhebt, auch etwas Bedeutendes geschehen müsse. Denn an die Höhe knüpft sich der Himmel, und in dem Himmel wohnt nach dem einfachen Glauben die Gottheit. Aber die Höhe weist noch einmal auf die Tiefe zurück, denn von der Höhe herab wird das Unheil der brennenden Stadt wahrgenommen; da hinauf geht der Zug der entfesselten Thiere, des Tigers, den die Jugendkraft Honorio's tödtet; da hinauf geht auch der Zug Derer, die aus einfacher Erfahrung doch die Wahrheit predigen: daß nämlich die Naturmacht nicht durch den Druck der Gegenkraft vertilgt werden müsse; denn aus solchem Kampfe und Siege geht wol die Freude des Menschen triumphirend hervor, aber nicht der ewige Gedanke einer unendlichen Ueberwindung. Diese einfach Predigenden sind aber in der That der Wärter und die Wärterin der Thiere, die um den gefallenen Tiger trauern. Es muß daher durch diese zu jenem höhern Siege kommen, wo die Naturmacht sich freiwillig der göttlichen Macht beugt, die aber, um den Kreislauf zu vollenden, in die Einfachheit des glaubensstarken Menschen verlegt wird, deren Träger, nach Christi Geist und Lehre, das fromme Kind ist. Von Stufe zu Stufe geht es also wirklich nicht nur den Berg hinauf, sondern damit auch geistig aufwärts. Und eben, wo Erde und Himmel sich zusammenschließen, geschieht die fromme That, entfaltet sich der Glaube, enthüllt sich das Göttliche, zu welcher höchsten Spitze eben die ganze Anlage hinaufstrebte. Alle Personen sind und waren in der Geschichte nothwendig; jede ist ein bedeutendes Moment, aber alle gehen auch in der Geschichte ihrem Wesen nach auf, und nur das Kind schließt ab und leitet — nicht für sich, sondern im Göttlichen bedeutend — durch Andacht und Anbetung zum Ewigen über. In dieser Ueberleitung aber ist zugleich der ganze Verlauf, wie er vom blos Irdischen anfing und allmälig sich fortsetzte, zur Wahrheit und das ganze Leben zu seiner Bedeutung gekommen. Bei der Entfaltung einer solchen Geschichte kann der Kritik nicht der thörichte Vorwurf gemacht werden, daß sie in den Gegenstand mehr hineinlege; denn Alles formirt sich von selbst, ist dazu angelegt und bedarf nur des Auslegers.

Und so dürfen wir in der That jenes geistreiche Wort unterschreiben, daß in dieser kleinen, aber großen Dichtung der Genius der Poesie die unendliche Zersplitterung der modernen Ironie in ihre wahrhafte Schranke weist und zu ihrer Wahrheit erhebt. Denn die moderne Ironie, die heutzutage die poetische Welt durchzittert, findet keinen Ausdruck für ihren Inhalt; hier aber ist für den einzig unendlichen Inhalt der wahrhafte Ausdruck gefunden, und hier ist gegen dieselbe Ironie, die gleich dem gelähmten Kranich in der Kleist'schen Fabel nach der Heimat verlangt, aber nicht hinkommen kann, klar erwiesen, wie die Welt und ihr Inhalt, anstatt ein in sich Nichtiges und Verdrehtes zu sein, wirklich und wahrhaftig das Unendliche selbst ist. Darum feiern wir allerdings in dieser Novelle das frömmste Gedicht dieser Zeit, und es gemahnt uns, als würde aus der Ferne das angenehme Jahr des Friedens verkündigt und die Erlösung gepredigt. Die Erlösung ist aber hier die Rückkehr zum Unendlichen. Mögen alle Diejenigen sich bemühen, zum Verständniß dieses Gedichts zu kommen, deren dürres, fratzenhaftes Gemüth in seiner unermeßlichen Einöde behauptet, über den großen Dichter hinaus zu sein, und deren Hohn und Spott gegen das Ganze, Volle und Schöne sie nicht einmal so weit bringt, um in ihrer eignen Zerlumptheit resolut zu leben.

32.

Die sittliche Erziehung der Menschen und Völker, als erstes Bedürfniß der Zeit. Von K. Fr. Rauer. Leipzig, Wienbrack. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Fast gleichzeitig mit diesem Buche erschien ein anderes Werk desselben Verf.: „Die Probleme der Staatskunst, Philosophie und Physik" (Leipzig, Kollmann), worin bewiesen worden, daß der Mensch ursprünglich zu etwas Edlerm bestimmt gewesen als „zum Säugethier". Diesen schlechthin unwiderlegbaren Satz verfolgend, hofft nun der Verf. in der gegenwärtigen Schrift das Gemälde einer Gesellschaft entworfen zu haben, „wie sie ihrer Bestimmung nach sein soll". Auch will er, überall vom Stand-

punkte der Sittlichkeit ausgehend, die schwierige Aufgabe hierin lösen, die Interessen der Völker und Fürsten zu verschmelzen und zu versöhnen. Die Principien des Verf. hätten, wie er sich selbst ausdrückt, das Eigne, daß sie nicht verworfen werden könnten, der gegen sie Polemisirende müßte denn die moralischen Gesetze erst umstoßen. Somit widmet er, laut Vorrede, das Buch allen wackern Kosmopoliten, die „vom Strudel der jetzigen Cultur nicht fortgerissen, die wahre Cultur in etwas Höherm suchen als in der einseitigen Ausbildung für den materiellen Zweck“.

Gehen wir nun in das Thema der kleinen Schrift näher ein, so hören wir einen Biedermann von echt-deutschem Schrot und Korn sein Wehe rufen über die politischen und socialen Wirren der Gegenwart und ihrer letztverflossenen Vergangenheit, deren Verkehrtheiten er als ein Resultat demoralisirter Gemüths- und Geisteszustände darstellt. Ohne aber hierbei stehen zu bleiben, und nur in Veranlassung der getrübten Verhältnisse zwischen Fürsten und Völkern, stellt er seine Lehre von einer sittlichen Erziehung der Jugend auf, und polemisirt fast mit der Kraftsprache eines Volksthümlers vom J. 1815—19 gegen Gebrechen im Erziehungswesen und in den Verwaltungsformen. Nie erlaubt er sich einen Ausfall gegen bestimmte Misbräuche, wie sie hier und dort allerdings sich klar genug erweisen; er hat vielmehr einen starken Glauben daran, daß, wenn nur die Erziehung darauf hinarbeitet, nicht blos den Kopf des Jünglings anzufüllen, sondern auch das Gemüth zu bilden und „das Mark in den Knochen zu beleben“, eine kräftige Generation erblühen wird, die einen gesündern gesellschaftlichen Zustand hervorzurufen im Stande ist. Streng spartanisch, fast seltsam sind die Anfoderungen, die er an einen Privatlehrer der Jugend macht, und die Jahn's Anhänger an sich selbst zum Theil machten und erfüllten. Ein solcher muß, heißt es S. 22, „wo möglich das (akademische) Triennium nicht durchgemacht haben. Denn sonst kommt er im Hochgefühl der Allwissenheit und der irdischen Vollendung ins Haus, lächelt über den sogenannten Köhlerglauben des gesunden Menschenverstandes, der ein größerer Schatz ist als sein gesammtes Wissen, und fühlt sich beleidigt, wenn ihm Jemand sagt, er wisse gar nichts.“ Ein solcher muß ferner arm und dabei zufrieden, er darf eher ein Menschenfeind als ein Lebemann sein; ein fleißiger Kirchengänger braucht er nicht zu sein. Der religiöse Unterricht soll überhaupt wegfallen, die Lehre soll im Beispiel eines frommen Lebenswandels liegen. Gymnasien und Hochschulen sind dem Verf. höchlichst zuwider. Eine andere Methode als die sokratische ist rein verderblich nach seiner Ansicht, Alles werde mündlich, nichts schriftlich vom Schüler verhandelt. Die Philosophie soll nichts als Lebenswissenschaft sein; mit dem Leben soll der Jüngling die Philosophie lernen (S. 49). Mathematik sollen nur einige, deren Neigung dazu überwiegend ist, treiben; bei andern befördert sie nur das „krankhafte einseitige Ausbilden des Verstandes und ist also dem sittlichen Zwecke hinderlich“ (S. 50).

So geht es strict weiter durch alle Sphären des öffentlichen Lebens. Wir heben Einiges, was inmitten unserer Culturverhältnisse paradox genug klingt, zum Theil aber ein tiefes Gefühl der Wahrheit verräth, aus dem weitern Verlauf der Gedankenentwickelung des Verf. heraus und überlassen unserm Leser die Noten selbst dazu zu machen. Die Todesstrafe ist ihm das Unsittlichste, was der Staat vollziehen läßt; für das Unmoralische dieser Handlung kennt er gar keinen Ausdruck, der stark genug wäre. Jemand in ein Zuchthaus schicken, heißt dem Verf. ihn in die Schule des Verbrechens bringen. Nach den Wüsten ferner Welttheile soll der Entartete gefördert werden, um dort ein besseres Leben zu beginnen, oder in seiner Sünde selber unterzugehen. Oeffentliche Rechtspflege ist die erste Bedingung eines sittlichen Staates (S. 60). Allmälig soll aber der Stand der Juristen ganz unnütz werden, wenn ehrenwerthe Männer zusammentreten und das Schiedsrichteramt selbst übernehmen; in dem Maße, daß solche Verbrüderungen Raum gewinnen, wird die Justiz von selbst als ein unnützes Glied des Staatskörpers absterben. Ein moralischer Staat, heißt es ferner, sei ohne Preßfreiheit (mit gewissen vernünftigen Beschränkungen) nicht denkbar. Das Kanzlisten- und Copistenvolk soll dadurch unnöthig gemacht werden, daß Alles, was geschrieben bisher circulirte, gedruckt wird. Der gesammte Staat, aber auch jeder Kreis soll seine Annalen drucken lassen, damit sie Jedermann zu Nutze offen liegen. Jeder Bürger im Staate sei befugt, jede ihm zugefügte Unbill öffentlich bekanntzumachen, und jede unsittliche Handlung, deren Opfer oder Zeuge er war, durch den Druck zu publiciren; diese Befugniß würde der Genius sein, der die Moralität bewacht. In Betreff der Beschränkungen, die dieser gestatteten Preßfreiheit entgegentreten sollen, meint Hr. Rauer, daß es bei so obwaltenden Umständen nur selten einem einfallen werde, über allgemeine Verhältnisse des Staates zum Auslande dem Publicum ein Urtheil aufzudrängen, weil nähere, localere Interessen die Aufmerksamkeit Aller beschäftigten. Und da der Einzelne Vertreter seines Hauses und seiner Gemeinde, nicht aber des Staates sei, so dürfte allerdings eine Beurtheilung der Staatsangelegenheiten einer Censurbehörde unterworfen sein. Aufdeckung von Familiengeheimnissen, meint der Verf., brauche man nicht zu scheuen, dem Redlichen gereiche Publicität seiner Verhältnisse zur Ehre, den Lasterhaften stelle sie dem Richterstuhle des Publicums und der allgemeinen Verachtung mit Recht blos.

Mit liebenswürdiger Einfalt und Biederkeit der Gesinnung geißelt der Verf. die Geldgier, die alles Räderwerk unsers Jahrhunderts in Bewegung setzt, und gibt in wenigen treffenden Zügen die Geschichte eines Menschen des 19. Säculums, der sich im Schweiße seines Angesichtes badet, um nur zahlen zu können, und von diesem Standpunkt aus alle Interessen des Lebens betrachtet. Der Geldgier, allerdings einem ungeheuer angewachsenen Dämon unserer Zeit, Einhalt zu thun, schlägt Hr. Rauer, wie schon Montesquieu that, eine Aufhebung der Zinsbarkeit der Capitalien vor. Nie hat ein materiell-praktischer Kopf, der den Dingen der Wirklichkeit so scharf auf den Leib fährt, zugleich so fertig einen vollendeten Staat und einen reinen, aller Trübungen enthobenen socialen Zustand unter den Menschen erträumt, wie unser wackerer Politiker. Er setzt den Fall, daß A., ein Capitalist von tausend Thalern, die Summe nicht zu benutzen wisse. A. gibt sie an B., einen armen Gutsbesitzer. Dieser schafft durch glückliche Verwendung der Summe in 20 Jahren, als Betrag von fünf Procent Zinsen, neue tausend Thaler herbei. Nun schließt der Verf. die Rechnung und fragt, ist es nicht unbillig, daß der reiche, träge A. diese neue Summe von tausend Thalern zieht, die nichts als das Erzeugniß von B.'s Thätigkeit war? soll er sich nicht damit begnügen, sein Capital nach wie vor conservirt und gesichert zu haben? Dem Armen gehört der Lohn des Schweißes, das Leihen des Capitals verdient kaum Worte des Dankes.

In der weitern Betrachtung der bürgerlichen Verhältnisse schüttet der Verf. seinen Haß gegen Gewerbfreiheit und — gegen Kanonen aus. Daß Einer den Andern durchprügelt, um sich seiner Haut zu wehren, scheint ihm natürlich, und weil natürlich, seiner altbackenen Logik gemäß, auch löblich; allein Maschinen zu erfinden, um sich gegenseitig zu vernichten, ist hinterlistig und niederträchtig. Darauf läuft seine Ansicht mindestens hinaus. Die wunderliche Magisterhaftigkeit unsers Mannes ist eine Curiosität, die einem in der Literatur heutzutage nicht mehr häufig geboten wird. 11.

Die Saint-Simonisten zu London.

Zwei Jünger St.-Simon's, die Herren Fontana, hoher Priester, und Prati, Apostel, haben versucht eine Kirche in London zu begründen. Ihre erste Prädication hatte wenig Eindruck gemacht; die zweite, welche vor einigen Tagen stattgefunden, wird wahrscheinlich die letzte sein, wie man aus folgendem Berichte leicht ermessen kann.

Nach Eröffnung der Sitzung im Beisein von etwa dreihundert Personen nahm Hr. Fontana das Wort in französischer

Sprache und eröffnete der Gesellschaft, sein Bruder Prati werde über zwei Punkte ihrer Lehre, welche ihnen so viele Verleumdungen zugezogen, die nöthigen Aufschlüsse geben. Nach einer historischen Einleitung, in welcher Prati das Entstehen und Fortschreiten der Gesellschaft in kurzen Zügen schildert, geht er zu dem ihm und seinen Glaubensgenossen gemachten Vorwurfe über, die Gemeinschaft der Frauen zu bezwecken. (Man lacht). Was ihn, Hrn. Prati, betrifft, so betrachtet er die Ehe als eine der größten Plagen der heutigen Gesellschaft; sie ist weiter nichts als ein aus Habsucht geschlossener Contract (neues Lachen) und eine fortwährende gesetzmäßige Prostitution. (Murren.) Nach den bestehenden Gesetzen werden die Weiber als den Männern untergeordnet betrachtet; sie bekommen keine freie Erziehung und werden immer im Stande der Abhängigkeit erhalten. (Man lacht.) Man lehrt sie ihre Gefühle zu verbergen und eine blos äußere Bescheidenheit zu heucheln. Das Gesetz zwingt sie die Männer wie ihre Beschützer zu betrachten, sich ihrem Willen zu unterwerfen, in der Theorie nennen sich die Männer Beschützer der Frauen, in der Praxis aber verachten sie ihre Gefährtinnen. (Lachen, heftiges Murren, das mehre Minuten anhält.) Hierauf behauptet der Redner, die Ehe solle eine moralische Verbindung sein und die Weiber sollen dieselbe Erziehung erhalten, dieselben Vorrechte genießen wie die Männer, das Gesetz habe sich nicht in die Ehe zu mischen, die factische Verbindung dürfe nicht länger dauern als die moralische. (Lang anhaltendes Gelächter.) Hr. Prati verwirft die Gemeinschaft der Frauen und die Polygamie, aber Mann und Frau sollen nicht verpflichtet sein miteinander zu leben, wenn alle Sympathie zwischen ihnen aufgehört. Hier wird der Redner durch einen alten Gentleman unterbrochen, welcher ihm zuruft: „Guter Freund, mit euerm System macht ihr alle Welt zu Bastarden", worauf sich ein unbändiges Gelächter und Bravorufen erhebt. Nachdem sich Hr. Prati ein wenig erholt, fuhr er fort: „Es würde mir sehr leid thun, wenn meine Worte misverstanden würden. Ich habe weiter nichts sagen wollen, als daß die St.-Simonisten die Ehe zu heiligen trachten und aus diesem Grunde die Intercession des Gesetzes verwerfen. Wenn sich zwei Personen als Gatten erklärt haben, so müssen sie so lange zusammen bleiben, als sie miteinander sympathisiren; sobald sie aber erklären, daß sie sich im ehelichen Zustande unglücklich fühlen, so soll ihnen gestattet sein, sich zu trennen. Ich würde auf Abschaffung des Ehescheidungsgesetzes in England antragen; ein Gesetz, das so große Kosten erfodert und dem schönen Geschlechte so häufige Verfolgungen zuzieht. (Gelächter.) Wie dem auch sei, wann einmal die Frauen zur geistigen und moralischen Vollkommenheit werden gelangt sein, so wird nicht leicht mehr von Ehescheidung die Rede sein, dies ist meine Ansicht und ich bin bereit Das, was mir als Wahrheit erscheint, mit meinem Blute zu besiegeln" (der gelehrte Apostel setzt sich nieder, ohne von der Gütergemeinschaft gesprochen zu haben). Hr. Fontana: „Mein Bruder hat Ihnen unsere Ansichten über Gemeinschaft der Frauen und Güter entwickelt." Geschrei, der Redner wird durch den stürmischen Zuruf unterbrochen: „er hat kein Wort von der Gütergemeinschaft gesagt!" Hr. Fontana bittet die Versammlung sich zu mäßigen. Hr. Baume sucht den bedrängten Aposteln ein wenig die Stange zu halten. „Es sind arme Flüchtlinge", bemerkt er unter anderm, „die Alles verloren, was sie besaßen, und ihr bischen Talent zu benutzen suchen." Ein Zuschauer: „Warum kommt Ihr in diesem Costume, die Ehescheidung bei uns zu predigen? Wollt Ihr dadurch die Weiber locken?" Hr. Prati: „Ob diese unsere Tracht die Frauen locke oder nicht, das kann kein Mann beurtheilen. Man könnte mit gleichem Fug die anglikanischen Priester fragen, ob sie glauben, daß der lange schwarze Talar den Damen besonders gefalle?"

Ein anderer Zuschauer: „Welche Art von Erziehung gedenkt Ihr den Frauen zu geben? Wollt Ihr Priester, Advocaten, Aerzte aus ihnen machen?"

Prati: „Es scheint uns, daß sie die nämlichen Ansprüche auf Erziehung machen können wie die Männer, und wann einst die Industrie die Basis der Gesellschaft sein wird, dann werden die Frauen sämmtliche Aemter bekleiden, deren Monopol heutzutage in den Händen der Männer ist."

Eine alte Frau erhebt sich: „Da die St.-Simonistischen Lehren aus der Bibel gezogen sind, so muß man sie mit der Bibel beantworten. Diese Herren haben nichts gesagt; sie haben nicht gesagt, daß irgend Etwas geschehen zur Befreiung des Weibes. (Gelächter.) Das Weib wird frei sein, wann der Herr das Böse wird zerstört haben; ich hoffe, daß bald das Versprechen, welches Gott Vater der Frau gethan, in Erfüllung gehen, und daß die Frau den Kopf der Schlange zertreten wird" (die Rednerin konnte nicht weiter fortfahren; wildes Gelächter, Schreien, Pfeiffen, Brüllen unterbrach ihren gelehrten Vortrag). Hierauf fragt ein Gentleman Hrn. Fontana, was er unter dem Worte Kirche verstehe? Fontana wird bleich, verlegen; nachdem er sich mit Hrn. Prati besprochen, erwidert er, unter der Benennung Kirche sei jeder Ort zu verstehen, wo Menschen zusammenkämen, um eine Religion auszuüben, und demnach sei der Ort, wo sie sich gegenwärtig befänden, eine Kirche.

Derselbe Gentleman fragte weiter, ob die St.-Simonistische Religion von Menschen oder durch die Gottheit gestiftet worden. Fontana erbleichte aufs Neue; nachdem es sich abermals bei Prati Raths erholt, gibt er zur Antwort, daß in jeder kritischen Epoche der Menschheit Menschen aufständen, welche neue Bahnen brächen. Die Lehre St.-Simon's sei eine palingenitische Lehre, sie zeige dem Menschengeschlechte einen neuen Weg. Diejenigen, welche mit St.-Simon wandelten, wandelten mit dem Worte Gottes, also sei eine solche Religion das Werk Gottes.

Hierauf stürmten Frage über Frage auf die unglücklichen Missionnaire, welche sich damit entschuldigten, es sei zu spät, und versprachen, in einer nächstfolgenden Conferenz über Alles Rechenschaft und Aufschluß zu geben. Der arme Fontana, um sich die Frager vom Halse zu schaffen, sah sich genöthigt, sie auf den „Globe" und auf einige Broschüren, die beide Herren angeblich in der Arbeit haben und welche nächstens erscheinen sollen, zu verweisen. Die Versammlung ging sehr unzufrieden auseinander und wie es heißt, sind die fernern Conferenzen den St.-Simonisten in London untersagt worden. 19.

Literarische Notizen.

Eine „Histoire politique, morale, religieuse et pittoresque de la France" von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, von einem Verein Gelehrter herausgegeben, wird angekündigt. Das vorläufig auf 10 Bände in gr. 8. berechnete Werk erscheint in monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen. Sechs solcher Lieferungen von 500 Seiten mit 12 Kupfern bilden einen Band. Es soll ein Nationalwerk werden und die Kenntniß der vaterländischen Geschichte unter allen Classen der Gesellschaft verbreiten.

Während in Paris ein „Discours" und „Lettre du duc de Reichstadt, avant sa mort, à Louis Philippe" erscheint, gibt auch ein Hr. François Hunten „Valse favorite du duc de Reichstadt" heraus. Du sublime au ridicule c'est ne qu'un pas!

Die Königin der Franzosen hat neulich in einer öffentlichen Versteigerung ein kostbares Manuscript von Xenophon's „Cyropädie" erstehen lassen und dasselbe der brüsseler Bibliothek geschenkt. Karl dem Kühnen, der es stets mit sich führte, gehörend, fiel dies Manuscript nach der Niederlage bei Nancy mit dem Gepäcke dieses Fürsten in die Hände des Feindes. Alle Bemühungen, diesen Schatz der Bibliothek der Herzoge von Burgund wiederzugewinnen, waren bisher vergeblich gewesen. 43.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1834.

La guerre de Pologne en 1831. Par *Marie Brzozowski*. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wol kein geschichtliches Ereigniß unserer Zeit hat eine lebendigere, aber auch verschiedenere Theilnahme erregt als der letzte polnische Krieg. Das Urtheil über denselben und die Polen ist gleichsam der Widerschein entgegengesetzter politischer Ansichten, ja Vielen, die nur zu gern die Sache auf die Spitze treiben, mag es als ein Probirstein der Gesinnung, als ein Hauptartikel in dem politischen Glaubensbekenntniß des Urtheilenden gelten, nach welchem diesem entweder Lob oder Tadel, Achtung oder Verachtung widerfährt. Denn dem Einen sind die Polen Empörer gegen ihren rechtmäßigen, väterlich-milden Oberherrn, bloße Aufwiegler, Stellvertreter des demagogischen Princips in seiner crassesten Bedeutung; der Andere preist sie als ein hochherziges, eines bessern Schicksals würdiges Volk, als Märtyrer für eine gute, ja heilige Sache, die nicht sowol die ihrige als die des ganzen civilisirten Europas sei; während ein Dritter in ihrem Kampfe auf Leben und Tod wol gar nur eine Auflehnung des aristokratischen Princips gegen das monarchische sieht. Nach diesen verschiedenen Ansichten, in welche sich mehr oder weniger alle Stände, ja alle Länder getheilt haben, werden denn die entgegengesetzten gewöhnlich verworfen, und Die, welche sie laut werden lassen, entweder als knechtische Verehrer des Absolutismus, als politische Finsterlinge oder als Liberale, zügellose Demagogen (was Vielen ziemlich gleichbedeutend ist), oder endlich als verrostete Aristokraten verschrien. Denn mit Parteinamen ist ja die parteisüchtige Zeit sehr freigebig.

Dieses Gewirr der Leidenschaften, dieser in alle Lebensverhältnisse ekelhaft verschleppte Streit des Absolutismus, Liberalismus und Aristokratismus hat uns stets widerlich berührt und könnte uns Politik und Tagesgeschichte fast ganz verleiden. Indeß darf der in und mit der Zeit Lebende, in welchem Verhältniß er sich auch befinde, diese nicht kalt und theilnahmlos an sich vorübergehen lassen; und so haben wir gesucht, uns aus dem Lärmen und Treiben der nächsten Vergangenheit und Gegenwart auf den geschichtlichen Standpunkt zu retten und von diesem aus die Erscheinungen zu betrachten und zu beurtheilen.

Aber wenn auch unsere äußern Verhältnisse ein solches Bestreben ungewöhnlich begünstigen, so täuschen wir uns doch nicht über die Schwierigkeiten desselben. Und so sei es uns gestattet, anzugeben, wie nach unserer Meinung die historische Ansicht aus dem Streite schneidender Gegensätze gerettet und für die Kritik geschichtlicher Erzeugnisse ein fester Grund gewonnen werden kann.

Die Geschichte kann auf dreierlei Art behandelt und beschrieben werden: 1) durch das bloße Aneinanderreihen der Thatsachen nach den einfachen Gesetzen der Zeit und des Raumes, ohne daß der Erzählende etwas von dem Seinigen hinzuthue. Diese Behandlung ist die rein gegenständliche oder objective, farblos, trocken und nüchtern wie der Erzählende selbst; sie ist die der Chronikenschreiber und Annalisten. 2) Wenn entweder der Verstand oder das Gefühl des Erzählers in der Darstellung überwiegt. Diese Behandlungsart ist, je nachdem die Reflexion oder die Empfindung sich durch den Stoff zieht oder ihn beherrscht, entweder belehrend oder belebend, nie aber nüchtern und trocken und kann im Gegensatze zu der ersten die subjective genannt werden. Ihr gehören zunächst Denkwürdigkeiten, raisonnirende Memoiren und auch selbst viele eigentliche geschichtliche Compositionen an. 3) Wenn weder der Stoff noch der Verstand oder das Gefühl die Oberhand hat, sondern sich dieselben frei durchdringen, welches vielleicht das Ideal der Geschichtschreibung genannt werden kann. — Diese Bestimmungen geben wir nicht für die unserigen aus. Denn obgleich wir sie bei aufmerksamer Betrachtung verschiedener geschichtlichen Compositionen schon längst geahnt hatten, so haben wir sie doch zuerst in einer kritischen Zeitschrift *) genau entwickelt und, wenn man das vornehme Gewand aller ihrer Artikel abstreift, auch klar und anschaulich dargestellt gefunden.

Das gegenwärtige Werk setzen wir in die zweite Classe der Geschichtsbücher und zwar, um uns der Terminologie jener Zeitschrift zu bedienen, in die, in welcher die cordiale Methode, der Pragmatismus des Herzens vorherrscht. Sein Verfasser ist ganz Pole, er übergibt die Schrift seinen Waffenbrüdern, seinen Landsleuten und allen Freunden seines unglücklichen Vaterlandes, um ihnen zu beweisen, daß es dem Heere nicht an Muth und Hingebung

*) „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", Nr. 85 u. 86, f. 1828.

für dasselbe gefehlt, und daß, ungeachtet des Misverhältnisses der Kräfte und Mittel, es nur von größerer Entschlossenheit und Einsicht ihrer Anführer abgehangen habe, dieses eines bessern Schicksals so würdige Polen wieder in die Reihe der unabhängigen Völker zu setzen (S. vi).

Wenn aber auch dieses Gefühl der Grundton des Werkes ist und nach der politischen Gesinnung des Lesers denselben entweder ansprechen oder abstoßen wird, so kann doch nicht gesagt werden, daß es das Ganze beherrscht. Im Gegentheil macht die Kritik, besonders die militairische, ein sehr wichtiges Element in der ganzen Schrift aus und ist unserer Ansicht nach, wenn auch oft schneidend, dennoch treffend und wahr, sowie die Darstellung bestimmt und anschaulich. Das Werk ist zwar ebensowenig wie sein Gegenstand zur geschichtlichen Reife gediehen; es gehört seiner Zeit und, wenn man will, einer Partei an; aber wir glauben nicht zu irren, indem wir es in die Reihe der besten Denkwürdigkeiten oder Memoiren unserer Zeit setzen, wenn wir es den Lesern jeder politischen Gesinnung, die den polnischen Krieg kennen lernen wollen, empfehlen; wenn wir es endlich für ein treffliches, dem künftigen Geschichtschreiber unentbehrliches Material halten. Ganz besonders aber müssen wir es unsern militairischen Standesgenossen empfehlen, wenn sie dasselbe mit den Berichten der Gegenpartei benutzen und durch sie ergänzen, so wird es ihnen gewiß ein möglich treues Bild jenes merkwürdigen Kampfes verschaffen. Nächstdem enthält es viele, wenn auch kurze, aber anziehende militairische Betrachtungen, durch welche manche Lehren und Ansichten theils berichtigt, theils veranschaulicht und begründet werden.

S. 2 und 3 wird kurz angeführt, daß die polnische Revolution schon 1829 zur Zeit der Krönung des Kaisers als König von Polen ausbrechen sollte, aber aus Schwäche und Unentschiedenheit aufgeschoben wurde. Auch wir glauben, daß jener Zeitpunkt günstiger als der spätere gewesen wäre, ebensowol weil Rußland damals in Krieg gegen die Türken verwickelt war, als auch weil der wirkliche Ausbruch in eine Zeit fast allgemeiner Empörungen fiel und der vermuthete Zusammenhang derselben und namentlich der Juliereignisse mit der Revolution in Warschau gewiß manchen Freund der polnischen Sache von derselben abwendete. Die Griechen haben in der neuesten Zeit Aehnliches erfahren!

Es werden mehre Umstände erwähnt, welche von nachtheiligen Folgen für den Aufstand waren, u. a., daß die in Solec in der Nähe der Casernen der russischen Cavalerie gelegene Brauerei, deren Feuersbrunst das Zeichen zum Aufstande geben sollte, trotz aller Bemühungen nicht in Brand gerieth; daß es dem Großfürsten gelang, sich zu retten; daß der General Stanislaus Potocki nur wenige Stunden vor dem Ausbruche der Revolution von derselben in Kenntniß gesetzt wurde und, durch die Größe des Unternehmens geschreckt, anstatt sich an dessen Spitze zu stellen, den Sturm zu beschwören suchte. Bitter tadelt der Verf. auch die Unentschlossenheit und Unfähigkeit der polnischen Chefs, die aus der Trennung des russischen Corps gar keinen Nutzen zu ziehen verstanden und seine Vereinigung am Belvedere bei Warschau ruhig zuließen. Auch die am 2. December 1830 zwischen dem Großfürsten eines und dem Fürsten Czartoryski, Lubecki und dem Professor Lelewel andern Theils abgeschlossene Convention, nach welcher den russischen Truppen freier Abzug aus dem polnischen Gebiete bewilligt wurde, entgeht seinem Tadel um so weniger, da sich unter denselben viele Polen befanden. Anstatt dieser kleinmüthigen Politik oder übelverstandenen Großmuth hätte man dieses Corps entwaffnen und sogleich die Offensive ergreifen sollen (?).

Von S. 19 an beginnt der eigentlich kriegsgeschichtliche Theil, und wir gestehen, daß wir diese Seite des Werkes für die stärkere halten. Der Verf. hebt mit einer kurzen militairischen Beschreibung des alten Polens an und sucht aus derselben zu beweisen, daß seine Landsleute, anstatt zwei Monate mit Unterhandlungen zu verlieren, die Vortheile ihrer geographischen und militairischen Lage hätten benutzen sollen, durch die Besitznahme von Brzesc Litewski die in Lithauen und Volhynien stehenden und durch die Sümpfe von Pinsk getrennten russischen Truppen an der Vereinigung zu hindern oder getheilt zu schlagen und selbst alle übrigen gegen Polen bestimmten Corps, deren größter Theil in Volhynien, in der Ukraine und an der türkischen Grenze cantonirte, von den Corps von Pahlen und Szachowski getrennt zu halten oder zu dem weitern Umwege über Mozyr und Bobruisk zu nöthigen, um sich mit denselben entweder bei Slonim oder bei Grodno zu vereinigen. Dieses Raisonnement ist ganz richtig und auf die örtlichen Verhältnisse gegründet. Ein kühner Feldherr würde mit aller Wahrscheinlichkeit des Erfolges auf diese Weise operirt haben. So blieb man aber, nachdem man sich mit einer an Verwegenheit grenzenden Kühnheit und einem unerwartet glücklichen Erfolge gegen die russische Uebermacht erhoben hatte, auf halbem Wege stehen und ließ die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte ungehindert bewirken. Dergleichen Halbheiten strafen sich immer.

Der Verf. geht nun auf die Beschreibung der diesseitigen Streitkräfte, der personnellen sowol als auch der materiellen, über. Diese liefern kein sehr ermuthigendes Resultat, und namentlich fehlte es an Geschütz und selbst an Pferden für die Reiterei. Die gesammte Kriegsmacht der Polen wird auf 50,000 Mann, worunter 10,000 Mann Reiterei und 136 Geschütze und die der Russen auf 170,000 Mann angegeben. — Ueber die einzelnen Operationen müssen wir den Leser auf das Werk selbst verweisen.

In so wenig vortheilhaftem Lichte auch Chlopicki's politisches Auftreten erscheint, so großen Tadel auch sein Operationsplan oder vielmehr die strenge Defensive verdient, in der er sich bis zu dem Eindringen der russischen Truppen in das Königreich Polen halten zu müssen glaubte, so fehlerhaft auch die Schwächung seines Heeres durch die Entsendung verschiedener Corps war, so glänzend zeigt er sich dagegen in der Schlacht bei Grochow (25. Februar 1831), wo er einen sehr richtigen militai-

rischen Blick und seltene Energie zu erkennen gab. Ging er auch nicht als Sieger aus derselben, so brach sich doch an seinen Entwürfen und an seiner Ausdauer die mehr als dreifach stärkere Macht der Russen. Sein Abgang nöthigt dem keineswegs für ihn befangenen Verf. den Ausruf ab: „Als ihn seine Verwundung zwang, das Schlachtfeld zu verlassen, gab es keinen andern Chlopicki mehr!" Aber seine Entwürfe wurden auch durch den bewundernswürdigen Muth seiner Truppen unterstützt, welcher gewiß selbst dem leidenschaftlichsten Gegner der Polen Achtung abnöthigt. Dieser Muth hatte sich schon in den frühern partiellen Gefechten glänzend gezeigt und hat sich bis ans Ende dieses verzweiflungsvollen Kampfes bewährt. Desto mehr ist es zu bedauern, daß ihre Anführer — den wackern Chlopicki in der kurzen Zeit seines Obercommandos selbst nicht immer ausgenommen — von einem solchen Heere nicht Nutzen zu ziehen verstanden, sondern dessen moralisches Element durch eine zaudernde Kriegsmanier und durch leidige Vertheidigungen von wenn auch noch so gut gewählten Stellungen ebenso schwächten, als sie seine materielle Kraft durch unnütze oder unzeitige Entsendungen zersplitterten. Außerdem daß die polnischen Anführer so die Stimmung ihrer Truppen verkannten, schienen sie sich auch über die ganze Lage ihres Vaterlandes und dessen Verhältniß zu seinem Gegner zu täuschen. Denn was wollten sie durch das Vermeiden entscheidender Schläge in einem Kampfe auf Leben und Tod bewirken? Glaubten sie dadurch ihren Feind zu ermüden und zum Frieden zu nöthigen, oder so lange hinhalten zu können, bis ihnen die von dem Auslande erwartete Hülfe zukommen würde? Jenes läßt sich vernünftigerweise gar nicht annehmen, und dieses hätte wenigstens einen Leichtsinn verrathen, wie er von einem Anführer unverantwortlich gewesen wäre. Wenn auch die Vertheidigung in der Regel eine stärkere Kriegsform als der Angriff ist, so kann sie es doch nur da sein, wo der Vertheidiger von der Zukunft etwas zu hoffen hat, sei es nun unmittelbar für sich oder mittelbar, indem der Gegner dadurch geschwächt wird. Keiner dieser Fälle zeigte sich aber den Polen.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Bibliothekswissenschaft, oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken, von Christ. Molbech. Nach der zweiten Ausgabe des dänischen Originals übersetzt von Ratjen. Von dem Verfasser mit Zusätzen, mit einem Verzeichnisse der Pergamentdrucke der großen k. kopenhagener Bibliothek und einem Beitrage zur Geschichte dieser Bibliothek vermehrt, von dem Uebersetzer mit Anmerkungen versehen. Mit einer Steindrucktafel. Leipzig, Hinrichs. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Urschrift hat binnen wenig Jahren schon die zweite Auflage erlebt, Verfasser und Uebersetzer sind bei sehr benutzten öffentlichen Büchersammlungen in Kopenhagen und Kiel angestellt, sprechen von Dem, was sie vollkommen verstehen, haben die Belehrungen verdienter Vorweser und Amtsgenossen in der Heimat und Fremde redlich benutzt und werden nicht verfehlen, gegenseitig auch von den Lebenden unter diesen gern vernommen zu werden und sich ihre Achtung sowol als die Erkenntlichkeit der gebildeten Lesewelt zu erwerben. Denn wir wüßten in der That kein Buch nachzuweisen, das den an sich unerschöpflichen Gegenstand auf einem so bescheidenen Umfange wenigstens in seinen wesentlichsten Erfodernissen berücksichtigt und zur Sprache bringt, was von Niemand verkannt werden sollte. Bei unvermeidlicher und sogar heilsamer Beschränktheit jedes menschlichen Wissens ist nichts erklärlicher als die Gleichgültigkeit selbst aufgeklärter und wohlwollender Personen gegen Etwas, das außerhalb der Grenzen ihres Berufs und ihrer Thätigkeit liegt; ist aber ihre Achtung dafür, wenn auch nur durch allgemeine Kunde geweckt, so werden sie nicht ermangeln, das Gute zu befördern, und vielleicht begünstigt sie ein Zufall, der sich nicht selten dem ängstlichen Bestreben absichtlicher Bemühungen entzieht. Der Fingerzeig eines anspruchlosen Landmannes hat wol einmal einen Feldherrn aus Verlegenheiten gerissen, die kriegserfahrenen Rathgebern unüberwindlich schienen. Daß Denen, welche alle öffentlichen Anstalten zu verwalten haben, auch die wissenschaftlichen nicht fremd bleiben dürfen, bedarf der Erwähnung nicht. Die Bestimmung gemeinnütziger, nicht auf ein besonderes Fach angewiesener Büchersammlungen geht dahin, den Wißbegierigen die Fortschritte aller wissenschaftlichen Bemühungen, von ihrem Ursprunge bis zu ihrer gegenwärtigen Entwickelung, in erhaltenen oder zugänglichen Denkmalen vorzulegen. Diese Bestimmung läßt sich jedoch nie vollständig erreichen, wenn es auch denkbar wäre, daß ihr irgendwo durchaus kein ökonomisches Hinderniß entgegenstände; denn was vielleicht nur einmal oder in wenigen Exemplaren vorhanden ist, kann unmöglich allgegenwärtig sein. Jede Büchersammlung entspricht billigen Foderungen, die in keinem Fach ganz verwaist ist und in den wichtigsten Vorzügliches und Unentbehrliches darbeut. Nur hängt diese Vorzüglichkeit und Wichtigkeit von unzähligen örtlichen Bedingungen ab, und es ist begreiflich, daß eine Stadt, ein Land durchaus nicht entbehren mag, was andern minder bedeutend scheint. Diese Rücksicht hat allerdings der Bibliothekar zu nehmen, zugleich aber sich nicht zu verhehlen, daß Das, was uns weniger zu Statten kommt, freilich nicht dem Allgemeinnützlichen vorgezogen, aber, wenn es einmal da ist, nicht verbannt, wenn es sich ohne Kosten anbietet, nicht zurückgewiesen werden dürfe, damit dem Forscher, der aus verworfenen Schlacken gediegenes Metall zu locken versteht, nicht jede Möglichkeit benommen werde, dies seltene Verdienst geltend zu machen. Umsichtige politische und wissenschaftliche Geschichtforscher, denen der Gebrauch großer und kostbarer Hülfsmittel nicht vorenthalten blieb, beklagen fast ohne Ausnahme, daß es ihnen nicht gelingen wollen, die eigne Ansicht manches Erzeugnisses zu gewinnen, das öffentliche Sammlungen unter ihrer Würde geachtet und aus dem Besitze von Privatpersonen verloren gegangen. Ein Irrthum, der Aufsehen erregt, hat historische, eine verkannte Wahrheit logische Wichtigkeit. Die Ausführbarkeit jeder Unternehmung, die Handhabung jeder Einrichtung ist nothwendig durch die Mittel bedingt, welche dem damit Beauftragten zu Gebot stehen. Darein müssen sich auch Eigner und Vorsteher großer und kleiner Sammlungen ergeben und können von Glück sagen, wo es ihrer Einsicht gelingt, sich in das Unvermeidliche zu fügen, ohne wesentlichen und unerläßlichen Foderungen Abbruch zu thun. Es ist das Verdienst des vorliegenden Werks, das allerdings das Musterbild einer vollkommenen, durch keine ökonomische Rücksicht beschränkten Einrichtung nie aus den Augen verliert und daher alles Wünschenswerthe andeutet, doch das Unentbehrliche und durchaus Erfoderliche mit Sachkenntniß und einleuchtend hervorzuheben und vor jedem Einwurf zu sichern. Dadurch wird es zum unparteiischen und unverdächtigen Rathgeber für Alle, deren Stimme auf die Begründung und Erhaltung öffentlicher Sammlungen Einfluß hat, und gewährt auch den Vorstehern kleinerer sowie Privatbesitzern willkommene Belehrung. Beneidenswürdig ist der Fall, nicht an ein vorhandenes Local gefesselt zu sein, das, wie weislich es auch gewählt, wie

klüglich es auch eingerichtet und verbessert worden, schon durch den Anwuchs und die Benutzung der Sammlung allmälig nicht mehr hinreicht; sondern ein neues, ausdrücklich für sie genügendes Gebäude aufführen zu dürfen, dessen physikalische und architektonische Erfodernisse hier angegeben sind. Der auf einer Steindrucktafel abgebildete Entwurf des Leopold della Santa in Florenz gereicht der Kunde des einsichtsvollen Urhebers zur Ehre; aber mit Recht bemerkt der Herausgeber, er sei für das Klima Italiens berechnet und müsse in einem nördlichern nicht unbedingt angewendet, sondern wesentlichen Veränderungen unterworfen werden. Der erste Zweck jeder gemeinnützigen Sammlung geht dahin, die Kenntniß ihrer Schätze dem Wißbegierigen zu gewähren und nach Möglichkeit zu beschleunigen. Was nicht gefunden werden kann, ist für das Bedürfniß des Augenblickes gar nicht da; verzögerte Entdeckung kommt immer zu spät, oft unwiderruflich. Bei einem irgend ausgedehnten, nicht mit einem Blicke zu übersehenden Vorrath kann dem Uebel nur durch gute, streng beobachtete Ordnung vorgebeugt werden, welche Bücher eines besondern Faches und seiner Unterabtheilungen nach der Zeitfolge ihrer Erscheinung zusammenstellt. Dabei kommt allerdings ihr Format in Betrachtung, und Folianten, Quartanten, Octavbände dürfen nicht auf dem nämlichen Bord nebeneinander stehen, wenn der Raum nicht ohne Noth verschwendet und durch das größere das kleinere, durch das Werk von bedeutenderm Umfange das von geringerm dem Auge nicht entzogen werden soll. Prachtwerke, seltene Kostbarkeiten, Handschriften, und was sonst nicht häufig anzutreffen, erfodern besondere Behutsamkeiten der Aufbewahrung und Vorzeigung. Griechische und römische Classiker, Werke in morgenländischen und andern nichteuropäischen Sprachen scheinen besondere Abtheilungen zu begünstigen, die nicht blos auf ihren Inhalt, sondern auch auf die Zeit und das Vaterland ihrer Erscheinung Rücksicht nehmen, da jener nicht selten so vielumfassend ist, daß selbst Kenner darum verschiedener Meinung sein dürften. Bei gesammelten Werken solcher Schriftsteller, die sich über viele Fächer des Wissens verbreitet haben, tritt die nämliche Schwierigkeit ein, und jeder Platz, den man ihnen anweisen mag, wird immer einiger Willkür des Ordners Raum geben. Dabei ist zu bedenken, daß Der, welcher eine Bibliothek zu benutzen sich anmaßt, literarische Vorkenntnisse mitbringen müsse; daß auch die reichste zu arm ist, jedes Bedürfniß des Forschers zu befriedigen, und daß der Bibliothekar seinen gerechten Ansprüchen gnügt, der ihm nichts vorenthält, was er besitzt, und über die Fülle oder den Mangel seines Vorraths Auskunft ertheilt. Dazu aber würde bei einer ausgedehnten, immer zunehmenden Sammlung das eisernste Gedächtniß nicht hinreichen, wenn ihm nicht sorgfältige und genaue Verzeichnisse zu Hülfe kämen. Drei verschiedene Arten derselben, die sich gegenseitig erläutern und ergänzen, sind wenigstens erfoderlich. Eines, in welchem alle auf der Bibliothek befindlichen Bücher nach ihrem ausführlichen Titel, mit Angabe des Druckjahrs, des Verlegers oder des Abschreibers, des Formats, der Vollständigkeit u. s. w. eingetragen sind. Ein anderes, das mit Beziehung auf jenes das Buch dem Fach anweist, dem es angehört, und sich in Ansehung des Titels kürzer fassen darf. Schon oben ist angedeutet, daß diese Systematisirung in einzelnen Fällen große Schwierigkeiten hat und immer etwas willkürlich bleibt. Es kann sogar zweifelhaft werden, ob ein bestimmter Gegenstand dieser oder jener Wissenschaft beizulegen sei; doch gibt es keinen andern Ausweg, als sich für eine zu erklären, dieser den Gegenstand und die darüber vorhandenen Bücher anzuweisen, und bei den andern Wissenschaften im Allgemeinen zu bemerken, wohin er im Systeme gerechnet worden. Ist das Schema aller Theile des Systems entworfen und dem Verzeichnisse vorgeschickt; sind die Bücher einmal danach geordnet, so ist nicht zu rathen, daß der Nachfolger im Bibliothekariat davon abweiche, wenn er nicht ganz gewiß ist, das mühsame Werk sammt Allem, was daran hängt, zu Stande zu bringen und jeder Verwirrung vorzubeugen. Das systematische Verzeichniß erhält für den Bibliothekar und für den Besucher seine völlige Brauchbarkeit durch das alphabetische, welches alle vorhandene Bücher angibt nach der Namenfolge ihrer Verfasser, oder bei unbekannten und räthselhaften nach dem Hauptwort des Titels, mit Hinweisung auf die Stellung, welche der systematische Katalog dem Buch gegeben und auf den ausführlichen Titelkatalog. So unterstützt ein Verzeichniß das andere, erleichtert die Uebersicht des Vorraths und macht aufmerksam auf Lücken, die unter Zeitbegünstigung zuweilen ohne abschreckende Kosten ausgefüllt werden können, wenn sie dem Gedächtnisse des Pflegers solcher Anstalten gegenwärtig sind. Die Besorgung aller Fächer des systematischen Verzeichnisses einer großen Sammlung darf begreiflicherweise nicht einem einzelnen Manne aufgebürdet, sondern muß, unter der Leitung eines solchen, unter so viel taugliche Arbeiter vertheilt werden, als bei der Bibliothek angestellt sind, wenn sich allerdings bei dem Fortschreiten der Wissenschaften und der Vermehrung der Bücher die Nothwendigkeit aufdrängen wird, was der Gegenwart nicht mehr gnügt, umzuarbeiten und umzuschmelzen, welches eine allmälige Erneuerung des systematischen und alphabetischen Verzeichnisses veranlaßt. Wir haben nicht unterlassen wollen, diesen Zweig bibliothekarischer Geschäfte umständlicher zu berühren, weil es uns zuträglich schien, Begriffe allgemein zu machen, die nur der Erfahrung geläufig sind. Was die Verf. über Bibliothekare, die keineswegs Sinecuren bekleiden, über ihre vielumfassende Bildung, über Verwaltung, Vergrößerung und Erhaltung der Bibliotheken und über deren Benutzung sagen, sind goldene Worte. Der gesunde Verstand begreift, was bewahrt und erhalten werden soll, könne kaum ängstlich genug gehütet werden; und die Erfahrung ergibt, daß eine Vorsicht, die nur zu oft den Bibliothekaren als Pedanterie und Ungefälligkeit vorgeworfen wird, durchaus nicht überflüssig und nicht immer hinreichend ist, unersetzlichen Schaden abzuwenden. Der Eigensinn will Alles hinweggeräumt haben, was ihm unbequem fällt, und verbirgt sich und Andern, daß die Hüter fremder Schätze gewissenlos handeln würden, wenn sie vergäßen, wozu sie berufen sind: Courier, der Mensch und der Gelehrte, mag alle Lobsprüche verdienen, womit seine Bewunderer ihn überhäufen; aber es gibt keinen Bücherfreund in der Welt, der Seinesgleichen gestatten würde, wozu er sich für berechtigt hielt. Beabsichtigter oder nichtbeabsichtigter Schaden, dolus oder culpa lata stehen auch hier in Hinsicht ihrer Wirkung in gleicher Verdammniß. Ein dreifacher Anhang über Schrettinger's Bibliotheksystem, über die Pergamentdrucke der großen königlichen Bibliothek zu Kopenhagen und derselben neueste Geschichte werden sich den Dank der Gelehrten erwerben.

57.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1834.

La guerre de Pologne en 1831. Par *Marie Brzozowski*.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Was endlich die Entsendungen bedeutender Truppenabtheilungen betrifft, so erscheinen sie, mit Ausnahme der spätern nach Volhynien und Lithauen, die den wichtigen Zweck hatten, den Aufstand dieser Provinzen zu unterstützen, noch tadelnswerther. Denn bei der Ueberlegenheit der Russen und ihren umfassenden Angriffen waren diese Entsendungen sehr schädlich, da sie die polnische Hauptmacht in einem weit ungünstigern Verhältnisse schwächten, als die etwa dadurch nothwendig gewordene Theilung der feindlichen Streitkräfte die Hauptmacht des Gegners verminderte, und da die Polen sich dadurch des großen Vortheils der concentrirtern Stellung begaben. Leicht zu vereinigen, da sie ja die Sehne des Bogens einnahmen, in dem Besitze der festen Punkte und Flußübergänge an der Weichsel und dem Bug, konnten sie sich, wenn auch nicht mit numerischer Uebermacht, aber doch mit allen ihren Kräften auf den Feind werfen und ihn bei ihrer unleugbar moralischen Ueberlegenheit vor seiner Vereinigung schlagen. Denn wenn Chlopicki in der Schlacht bei Grochow mit 35,000 Mann die Angriffe von 120,000 Russen mit einer Standhaftigkeit aufhielt, welche, nach ihrer spätern Unthätigkeit und Unsicherheit zu urtheilen, ihr moralisches Element erschütterte, hätte er, mit den Divisionen Krukowiecki und Jankowski vereinigt, nicht ein weit entscheidenderes Resultat herbeiführen können? Wir müssen daher der Kritik des Verf. über diesen Theil der Operationen vollen Beifall zollen; weniger sind wir indeß mit dem Tadel einverstanden, den er der Entsendung des braven Dwernicki nach Volhynien widerfahren läßt. Nach ihm hätte dieselbe mit größern Streitkräften und erst dann erfolgen sollen, wenn der Aufstand schon ausgebrochen gewesen wäre. Allein bei der Schwäche der Polen wäre es sehr gewagt gewesen, größere Streitkräfte für einen so ungewissen Zweck zu verwenden, und da Volhynien keineswegs von russischen Truppen entblößt war, so hätte ein Aufstand ohne äußere Unterstützung leicht unterdrückt werden können.

Unter dem General Skrzynecki hat der Krieg übrigens fast denselben Charakter als unter Chlopicki, nur daß jener sich noch weit größerer Fehler schuldig machte als dieser. Unentschiedenheit in den Entwürfen, Zersplitterung der Zeit und Kräfte in einzelnen, wenn auch meist siegreichen Gefechten, Tapferkeit der Unterbefehlshaber und ihrer Truppen bezeichnen auch diese Periode. Dagegen ist es erfreulich und beweist, wie der Krieg so ganz Volkssache war, daß sich in demselben nur später Spuren von Uneinigkeit der Anführer und von Verrätherei zeigen. Jene ist den polnischen Großen oft mit Recht vorgeworfen worden; sie wäre auch in diesem Kriege, und da kein überwiegendes Talent sich der öffentlichen Meinung bemeisterte, um so leichter zu erwarten gewesen, da man ja auch in den geordnetsten monarchischen Heeren in dieser Beziehung so betrübende Erfahrungen gemacht hat. Als Verräther wird nur ein Name genannt, den wir gern übergehen.

Die Schlacht bei Ostrolenka (26. Mai 1831) wurde von beiden Theilen ziemlich planlos und mit großer Erbitterung geschlagen, erwarb jedoch dem General Skrzynecki den Ruhm, Fehler in der Anordnung durch Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes verbessert zu haben. Der Muth seiner Truppen ist über alles Lob erhaben. Die Generale Kamienski und Kicki fanden hier den Heldentod. Das polnische Heer zog sich nach dieser Schlacht in die Verschanzungen von Praga zurück, um sich dort zu reorganisiren. Es erwartete eine Veränderung in dem Obercommando; alle Augen waren auf den General Chlopicki gerichtet, der unterdessen von seiner Verwundung hergestellt war und wol vermocht hätte, den gesunkenen Geist der Truppen wieder zu heben. Allein der Reichstag decretirte, daß der General Skrzynecki das ganze Vertrauen der Nation besäße!! Dieser, geschickterer Politiker als Feldherr, wußte die eigne Schuld von sich auf die Regierung zu wälzen.

Wir übergehen die folgenden Begebenheiten dieses unglücklichen Krieges: die Anfangs so richtig eingeleitete und so viel versprechende Diversion des Generals Gielgud in Lithauen, den Aufstand dieser Provinz, seinen so kühnen als ungeschickten Angriff auf Wilna, eine Reihe glänzender, aber dem Ganzen wenig nützender Waffenthaten; die nach und nach erfolgende Erschlaffung der Kriegszucht des polnischen Heeres (welche unter gleichen Umständen jede andere Armee getroffen haben würde); sein stets zunehmendes und nicht ganz ungerechtes Mistrauen gegen seine

Anführer, namentlich den General Skrzynecki; dessen Mangel an Energie und Geschicklichkeit in Benutzung der sich oft dargebotenen Gelegenheit zur Vernichtung einzelner feindlichen Truppenabtheilungen; Dembinski's rühmlichen Rückzug aus Lithauen unter Verhältnissen, welche hundert Generale außer ihm zur Capitulation vermocht hätten, und treffen die beiden Hauptheere in und bei Warschau.

Der Greuelthaten in der Nacht vom 15. zum 16. August erwähnt der Verf. mit dem empörtesten Gefühle und nennt den patriotischen Club als das Werkzeug dazu. „Er bestand aus Leuten, die lieber schrien, als sich für das Vaterland aufopferten, und war ein an der Revolution krebsartig nagendes Geschwür" (S. 242). Diese Erfahrung ist in allen Revolutionen gemacht worden.

S. 251—254 schildert der Verf. die materiellen Vertheidigungsmittel Warschaus. Er klagt mit großem Scheine des Rechtes die Sorglosigkeit der Nationalregierung in der Herbeischaffung und Anordnung dieser Mittel an. So war eine dreifache Reihe von Werken, die eine so ausgedehnte Vertheidigung zum Zwecke hatten, mit nur 108 und Praga blos mit 18 Wallgeschützen bewaffnet! Die Werke — meist Flechen — waren keines starken Widerstandes fähig und man hätte, nach dem Verf., besser gethan, die Vertheidigung auf eine geringere Anzahl und auf einzelne Hauptpunkte zu beschränken. Die Aufstellung der Truppen war einer solchen Anordnung angemessen; denn kaum ist zu glauben, daß sie in allen Linien und Werken gleich vertheilt waren, und man nicht einen Mann als Reserve aufgestellt hatte!! Wir können, aus Mangel an andern Nachrichten, die Wahrheit dieser Angaben ebenso wenig prüfen, als wir sie in Zweifel zu ziehen berechtigt sind, müssen aber, dieselben als richtig angenommen, der daraus hergeleiteten Kritik vollen Beifall geben.

Die Einzelnheiten des Sturmes auf Warschau (6. u. 7. Sept. 1831) können natürlich in d. Bl. keinen Raum finden. Die Russen führten ihn mit ihrer gewohnten Tapferkeit aus, der es auch, trotz ihrer großen Ueberlegenheit und der ungeschickten Anordnung der Vertheidigung, bei der heldenmüthigen Standhaftigkeit der Polen bedurfte. In Wola fiel der unter den Waffen ergraute General Sowiecki, welcher schon im J. 1812 in der Schlacht von Borodino ein Bein verloren hatte, von drei Bajonnetstichen durchbohrt, nachdem er vergeblich aufgefodert worden war, sich zu ergeben. Ueberhaupt war der Sieg — so versichert wenigstens der Verf. nicht ohne Grund — keineswegs gleich Anfangs entschieden, sondern es gab noch Wahrscheinlichkeitsfälle, die ihn, auch halb erfochten, wieder den Polen zuwenden konnten. Zu diesen kann man die erwartete Ankunft Ramorino's rechnen, der, nur wenige Tage zuvor, durch ein kühnes Manoeuvre eine russische Division fast vernichtet, ganz Podlachien von dem Feinde befreit hatte und nun seinen bedrängten Waffenbrüdern zu Hülfe eilte. Warschau hatte sich früher sechs Wochen lang glücklich gegen die Russen und Preußen vertheidigt; aber unter Kosciuszko! Unter einem ähnlichen Führer hätte die Lage der Russen leicht eine der verderblichsten werden können.

Im Allgemeinen bietet die Geschichte kaum einen Krieg, welcher die Wichtigkeit eines tüchtigen Anführers so überzeugend an den Tag legte als der polnische. Fast so gut als ohne Anführung haben die Polen lange der russischen Uebermacht die Wage gehalten und oft den schwankenden Sieg an ihre Fahnen gerissen. Was würden sie unter einem Feldherrn wie Napoleon vermocht haben? Nächstdem zeigt dieser Krieg das Verderbliche der Zersplitterung der Streitkräfte in dem hellsten Lichte.

Wir übergehen die Begebenheiten, welche nach der Einnahme von Warschau stattfanden und gleichsam die letzten Zuckungen dieses ebenso unglücklichen als ruhmwürdigen Kampfes waren.

„Gott wollte damals die Moralität der Großen zeigen", sagte schon im Jahre 1796 Johann von Müller über die erste Theilung Polens. Was hat Gott wohl uns in der Geschichte dieses Krieges zeigen wollen? Vielleicht eben die Lehre, welche derselbe Mann aus der Geschichte der ganzen Menschheit ableitet: „das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte."

Möchte diese Lehre, als rein sittlich, besser gehört und befolgt werden als die blos politische, welche schon der alte Pufendorf vor fast zwei Jahrhunderten gab, und die seitdem zum Ueberdruß wiederholt worden ist: Polonia velut propugnaculum orbis Christiani... Germaniam ab irruptionibus Barbarorum tutam praestitit. *)

Denjenigen, welche eine noch höhere Bedeutung als die sittliche und politische der Geschichte unterlegen, schwebt vielleicht die Stelle vor: „Denn es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und werden sein Pestilenz und theuere Zeit, und Erdbeben hin und wieder... Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen" (Matth. 24, V. 7 u. 14).

Keine dieser Lehren und Bedeutungen gilt aber Dem etwas, welcher sich aus dem Taumelkelche der Gegenwart berauscht hat.

Gegen die Schlußbetrachtungen und Conjecturen des Verf. ließe sich Manches einwenden. Sie sind aber dem patriotischen Gefühle zu verzeihen.

Auch müssen wir die Flüchtigkeit einiger Bemerkun-

*) Rer. Brandenburg. l. V. c. 31. Hiermit hängt die folgende Stelle aus de Thou zusammen: Livonis prudente et reipublicae Christianae utili consilio navigatio illuc (nach Narva) interdicta fuerat, ne commercio nostrorum Barbari varias artes ipsis ignotas, et quae ad rem navalem et militarem pertinent, edocerentur. Sic enim existimabant Moscos, qui maximam septentrionis partem tenerent, Narvae condito emporio, et constructo armamentario non solum in Livoniam, sed etiam in Germaniam effuso exercitu penetraturos (Thuan. Hist. Lib. XXXI, c. 8, sub anno 1568). Die Geschichte verliert all ihren praktischen Werth, wenn solche Lehren unbeachtet bleiben sollten.

gen und die Eile bedauern, welche ihn verhindert zu haben scheint, Manches gehörig auszuführen und in das rechte Licht zu setzen.

Dessenungeachtet können wir von dem Verf. nicht anders als mit der Versicherung der Achtung und Dankbarkeit scheiden. Er wollte ja seiner eignen Erklärung nach keine Geschichte, sondern nur Materialien für dieselbe liefern, er wollte weniger eine eigentliche Kritik geben als das Resultat von Unterhaltungen und Betrachtungen, die er mit seinen Waffenbrüdern unter dem Sausen feindlicher Kugeln gehalten und angestellt (S. v u. vii). Diese bescheidene Aufgabe hat er trefflich gelöst und dadurch seiner Schrift eine solche Frische und Lebensfülle gegeben, wie es nur dem Augenzeugen möglich war; daher sie gewiß weder den Wunsch bloßer Unterhaltung, noch das Bedürfniß der Belehrung und gründlicher Forschung unbefriedigt lassen wird. Druck und Papier sind schön, und die Croquis geben bei aller ihrer Flüchtigkeit ein ziemlich deutliches Bild der Schlachten und Gefechte. 40.

Briefe über die wichtigsten Gegenstände des Lebens im Geiste der Zeit und ihrer Bedürfnisse. Von J. v. R. München, Jaquet, 1833. 4. 9 Gr.

„Im Geiste der Zeit und ihrer Bedürfnisse" sind diese Briefe laut eines Zusatzes auf dem Titel geschrieben. Nimmt man das Wort „Zeitgeist" in dem Sinne, in welchem es freilich häufig genommen wird, und in welchem es eigentlich die Gesammtheit der Schwächen einer Zeit bedeutet, so muß man allerdings einräumen, daß diese Briefe in dem Geiste unserer Zeit geschrieben sind; dagegen haben sie sehr wenig gemein mit diesem Geiste, wenn man die ehrenwerthern Erscheinungeu unserer Zeit darunter versteht. Welche Ansicht der Verf. selbst von seinem Werke hat, sagt er näher in dem ersten Briefe, welcher als Vorwort dient. Eine Stelle dieses Briefes, welche sehr charakteristisch ist, mag hier Platz finden.

„Gewiß, nur mein ernster Wille, zu versuchen, ob es mir nicht möglich ist, nur Eine nützliche Idee vorzutragen, kann mich entschuldigen, das ungeheure Reich der Phantasie mit neuen Hypothesen zu erweitern, welche für mich selbst vielleicht nach strengerer Prüfung nicht befriedigend sein dürften. Was kann ich nach einem 30jährigen Studium der exacten Wissenschaften (als einzige Basis der Philosophie) von meiner ausgesponnenen Vernunft, welche durch die unglückliche Gewohnheit einer zu schnellen Ideenfolge meiner erhitzten Phantasie nicht mehr widerstehen kann, Anderes hoffen, als mehr oder weniger begründete Hypothesen zu geben, und nichts könnte mich hierzu bringen, wenn ich nicht wüßte, daß es gleich mir Niemand gelungen ist, den Schleier zu heben, mit welchem es der Gottheit gefallen hat, ihre Werke zu decken."

Diese Briefe sind also Producte einer erhitzten Phantasie und einer „ausgesponnenen", im Widerstande gegen diese Phantasie erschlafften Vernunft! Es haben zwar schon oft beschränkte Köpfe geäußert, die Philosophie sei nichts Anderes als ein Hirngespinnst, eine grundlose Dichtung, eine Sammlung schwankender Hypothesen; aber Diejenigen, welche das sagten, philosophirten entweder selbst nicht, oder sie nahmen ihre eignen Philosopheme wenigstens als eine Ausnahme von jener Regel, und somit als ein auf die Natur der betrachteten Gegenstände Gegründetes. Aber die eignen Ansichten, die Producte eines dreißigjährigen Lebens und Studirens für lockere Hypothesen ausgeben, das heißt die Selbstverleugnung bis zum Unsinn steigern.

Wenn der Verf. übrigens der Meinung ist, daß die Gottheit ihre Werke absichtlich verschleiert, und es noch Niemand gelungen ist, diesen Schleier zu lüften, so begreift man nicht, wie er nun dennoch sich unterfangen konnte, ein solches unmögliches und dem Willen der Gottheit zuwiderlaufendes Unternehmen selbst zu beginnen. Sogar der Gedanke, daß durch ein Unternehmen dieser Art auch „nur eine nützliche Idee" hervorgebracht werden könnte, muß durchaus auf Rechnung der erhitzten Phantasie des Verfassers geschrieben werden.

Ferner muß man den Verf. schon deswegen bemitleiden, weil er die exacten Wissenschaften, welche er 30 Jahre lang so emsig studirt hat, doch nur als die Basis der Philosophie, d. h. windiger Hypothesen, betrachtet. Der arme Mann müßte ja verzweifeln, wenn der ganze Sinn dieser Behauptung ihm einmal klar würde. Daß übrigens der Verf. nichts Anderes studirt habe, als die exacten Wissenschaften, glaubt man ihm nicht nur deshalb gern, weil er es versichert, sondern auch deshalb, weil aus diesen Briefen deutlich hervorgeht, daß der Verf. nicht einmal der deutschen Grammatik, welche für einen deutschen Gelehrten und Schriftsteller doch ein ziemlich naheliegender Gegenstand des Studiums ist, einige Aufmerksamkeit gewidmet hat. Sein Styl ist, wie schon die oben mitgetheilte Probe zeigt, so elend, daß jeder Tertianer ihn verbessern könnte.

Wer aus dem soeben besprochenen Vorworte schließen wollte, daß der Verf. in dem Werke selbst ungewöhnliche und gewagte Behauptungen aufstelle, würde sich sehr irren; denn es findet sich schwerlich etwas in dem ganzen Buche, was nicht schon hundertmal gesagt wäre. Wie weit der Verf. in der Gewöhnlichkeit geht, zeige eine Probe. Der fünfte Brief ist überschrieben: „Ueber den Nutzen der Geschichte", und beginnt also:

„Das Studium der Geschichte, mein Freund, hat für den gehörig Vorbereiteten einen mehrfachen Nutzen: 1) den individuellen, welcher ihr moralischer ist; 2) jener, welcher sich auf Kunst und Wissenschaft bezieht, und 3) jener, welcher sich auf Politik bezieht. So wird z. B. Jeder, welcher die Geschichte Italiens und Griechenlands liest, ein besondres Interesse an dieser oder jener Person nehmen, welche die Geschichte auszeichnet, z. B. an einem Aristides oder Themistokles, Sokrates oder Alcibiades, an Catilina oder Scipio, an Cicero oder Cäsar u. s. w. nehmen. Er wird über ihre Thaten und Schicksale Betrachtungen anstellen, welche einen sehr großen Einfluß auf sein eignes Wirken in seinem Verhältnisse haben können, und diese Art Einfluß hat besonders für jenen Theil der Geschichte statt, welchen man den biographischen nennt, er beschreibt das Leben öffentlicher und andrer merkwürdiger Menschen, wovon uns Plutarch und Cornelius Nepos Beispiele geben."

Man wird zweifelhaft, ob man hier mehr über die ungeheure Nachlässigkeit des Ausdrucks, oder über die Leerheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken staunen soll.

Welche Ordnung die ausgesponnene Vernunft des Verf. liebt, zeigen die Ueberschriften der Briefe: I. Vorwort. II. Was ist Philosophiren? III. Der Geist der Schöpfung, wie ich ihn ahnde. IV. Ueber das Studium der Geschichte. V. Ueber den Nutzen der Geschichte. VI. Folgen dieses Einflusses der Geschichte. VII. Ueber das Studium der Wissenschaften. VIII. Ueber das wahrscheinliche Alter der Erde. IX. Der Mensch in Beziehung auf sich selbst. X. Ueber die Würde des Menschen in Beziehung auf Andre. XI. Ueber die Nothwendigkeit, Mistrauen in unsre Vernunft zu setzen. XII. Die Gottheit hat den Menschen nicht bestimmt, unter einer bestimmten Regierungsform zu leben. XIII. Ueber das Verhältniß des Fortschreitens der Wissenschaften zum Geiste der Staatsreligion. XIV. Die Duldung. XV, XVI. Ueber historische Weltentstehung und Sündflut.

Unter diesen Abschnitten sind die meisten fast ganz mit erborgten, unbestimmten Phrasen angefüllt. Nur der siebente Brief enthält einige Bemerkungen, welche der Erwähnung werth sind, weil in ihnen wenigstens eine einigermaßen selbständige Ansicht ausgesprochen wird. Jener Brief nämlich, welcher überschrieben ist: „Von dem Studium der Wissenschaften", handelt nur von der Mathematik, und zwar huldigt der Verf. auch hier insofern dem Zeitgeiste, als er mit vieler Entschiedenheit alle bisherigen

Ansichten verwirft, aber nur wenig an deren Stelle setzt. Unter Anderm ereifert er sich sehr gegen die gewöhnliche Ansicht von den entgegengesetzten Größen und will eine neue Theorie an die Stelle derselben setzen. Die entgegengesetzten Größen sind schon seit einiger Zeit einer der Punkte, an denen die Mathematiker vorzüglich die Kunst, Theorien zu bauen, üben, und in der That ist die gewöhnliche Ansicht von diesen Größen eigentlich gar keine Ansicht, sondern nur ein begriffloses Anwenden der Größen, wo sie sich vorfinden. Die Ansicht, welche der Verf. hier aufstellt, ist einfach und sachangemessen, aber eben nicht sehr neu, denn mit einer geringen Abweichung findet man sie schon in mehren Lehrbüchern. 6.

Kosmorama oder Gemälde des Schönsten und Merkwürdigsten aus Natur (,) Kunst und Menschenleben (,) verbunden mit Novellen, Erzählungen und humoristischen Aufsätzen (,) im prosaischen und poetischen Gewande, in monatlichen Lieferungen. Erster Band, erstes bis drittes Heft. Quedlinburg, Hanewald. 1833. Gr. 4. Jedes Heft mit vier lithographirten Ansichten im Subscriptionspreis 6 Gr.

Eine, der ersten Lieferung vorgesetzte Subscriptionseinladung verheißt monatlich ein sehr elegant ausgestattetes Heft, in gr. 4. mit vier schönen Abbildungen und anderthalb Bogen Beschreibung, bei welcher letztern auf Genauigkeit, Wahrheit und Anmuth der Darstellung Rücksicht genommen werden soll, damit „der Leser das Wichtigste und Interessanteste aus der Länder- und Völkerkunde kennen lerne". Er soll in dem Werke eine Art von Repertorium, namentlich zur Belebung des Jugendunterrichts erhalten. Was eine jede Nation mit gerechtem Stolze und erhebendem Selbstgefühl in ihrem Lande groß und herrlich nennt, liefert diese Abtheilung in naturgetreuen, sehr schönen Bildern nebst ausführlicher Beschreibung dazu. Alles, was die alte und neue Baukunst Großes und Schönes aufzuweisen hat, — dann, was die Natur in ihren großartigen Schöpfungen und Gebilden Erhabenes und Bewundernswerthes, und endlich Alles, was das Gepräge des Volksthümlichen hat, was der Völker Nationalcharakter bezeichnet — alles dies wird in den Hallen des „Kosmoramas" aufgestellt und ist käuflich zu haben, das Heft für sechs gute Groschen, bei Louis Hanewald zu Quedlinburg. Wer mit vorstehender, bescheidener Ausbietung noch nicht abgefunden ist, auf den wird Bedacht genommen in einer zweiten Hauptabtheilung, welche einen sehr ausgezeichneten Vorzug gewährt. In ihr soll dem Geiste, wie dem Körper auf eine höchst ansprechende, anziehende Weise gehuldigt werden; deshalb ist dieser zweite Theil den Schöpfungen der Phantasie, den Dichtungen unserer vorzüglichsten Literaten geweiht. — Die Redaction hat sich zum Grundsatz gemacht, alle eingehende Beiträge einer strengen Kritik zu unterwerfen, sodaß durchaus kein mittelmäßiges Geistesproduct mit unterlaufen kann, sondern nur Gediegenes dem Publicum übergeben werden soll. — Der Billigdenkende muß gestehen, daß schon die Erwartung, das hier Verheißene zu erhalten, mit sechs Groschen nicht zu theuer bezahlt wird. In der Allgemeinheit und Uebertreibung der Versprechungen liegt die unverkennbare Ursache der Planlosigkeit des Unternehmens.

In der ersten Abtheilung geben vorliegende drei Hefte Frankreich, Italien und die Türkei betreffende Abbildungen, mit einem Texte (nach der Unterschrift von verschiedenen Verfassern), welcher in gewöhnlicher Mittelmäßigkeit nichts Falsches, aber auch nichts berichtet, was nicht auf ähnliche Weise hundertmal gesagt wäre. Wer in den Hallen des „Kosmoramas" das Wichtigste und Interessanteste der Cultur- und Länderkunde, die Natur in ihren großartigen Schöpfungen u. s. w. will kennen lernen, wird schwerlich zum Ziele gelangen. Die Abbildungen selbst sind Ansichten, wie sie seit der Erfindung der Steindruckerei in zahllosen Massen zu Markte gebracht werden: in der ersten Lieferung von Paris und Bordeaux, von der Kirche der heiligen Genovefa und dem Grèveplatze; in der zweiten von der Statue des heil. Borromäus, vom Dome zu Mailand, von den borromäischen Inseln und von der Piazetta an der Markuskirche zu Venedig; in der dritten Lieferung von Konstantinopel, von der Sophienkirche, von den Prinzeninseln und dem Bosporus — alles Gegenstände, von welchen eine höchstens mittelmäßig gelungene Ansicht weder lehrreich noch erfreulich ist. — In der zweiten Abtheilung der beiden ersten Hefte findet man: „Die Verschwörung der Pazzi in Florenz", historische Novelle von Ludwig Storch; ein interessantes, aber schon oft behandeltes geschichtliches Thema, welches unter Hrn. Storch's Feder nicht gewonnen hat. Diese (tragische) Novelle bietet ein fast komisches Beispiel dar, was die Redaction des „Kosmoramas" unter gediegenen Geistesproducten, welche allein Aufnahme finden sollen, versteht und verstanden wissen will. Ruhmbegierige Schriftsteller mögen sich bemühen, ihren Arbeiten im „Kosmorama" Bürgerrecht zu verschaffen, denn sie werden dadurch von der wahrscheinlich dazu berechtigten Redaction als die „vorzüglichsten Literaten" präconisirt. — Im dritten Hefte steht der Anfang einer Geschichte: „Die gefährliche Verschwiegenheit", von L. Kruse, einem unterhaltenden, aber flüchtigen Erzähler, der hier von vorn herein seinem Gemälde etwas Windschiefes gibt; doch kann eine glückliche Lösung der schwach angelegten Verwickelung Alles wieder gut zu machen, und es wäre ungerecht, darüber zuvor abzusprechen. Die poetische Gabe von H. Schmalz: „Pausanias", eine Ballade, ist nicht einmal fehlerfrei versificirt. Wahre poetische Momente hat sie gar nicht. — So schließen wir auch diese Anzeige mit dem Wunsche, daß, wenn das „Kosmorama" viele Käufer findet, die folgenden Lieferungen den gemachten Verheißungen besser entsprechen mögen als die vorliegenden! 36.

Literarische Notiz.

Der Jugendfreund, redigirt von C. F. Hock.

Unter den seit einiger Zeit in Wien neu erscheinenden Zeitschriften verdient der von Dr. Hock herausgegebene „Jugendfreund" (im Verlag bei Leopold Grund) die Aufmerksamkeit eines größern Publicums in Anspruch zu nehmen, als dem bis jetzt wol wenig aus dem Weichbilde Wiens herausgekommenen, von den besten süddeutschen Schriftstellern geförderten Journal zu Theil geworden scheint. Es ist schon deshalb eine anerkennenswerthe Erscheinung in seiner Heimat, weil es, als Ausnahme von den meisten östreichischen Zeitschriften, nur Originalaufsätze liefert, während sich die dortige Journalistik sonst, wie bekannt, ziemlich naiv von gesammelten Blüten aus fremden Gärten zu nähren versteht. In den vor uns liegenden Heften des (anfänglich vom Ritter Seyfried redigirten) „Jugendfreundes" finden wir Mittheilungen von J. E. Veith, Pabst, J. G. Seidl, Th. W. Huber, A. Schumacher, J. E. Wocel, L. Chimani, dem Herausgeber und Andern, in der mannichfachsten lyrischen, dramatischen, erzählenden und unterrichtenden Form; und das Blatt kann in seiner ganzen Einrichtung als Muster einer Jugendzeitung, wie sie so oft gewünscht und selten mit glücklichem Erfolg versucht worden, angesehen werden. Dabei unterhält das Journal ein gewisses Verhältniß mit seinen jungen Lesern, indem es an dieselben Aufgaben zur Beantwortung (nicht blos Räthselfragen, sondern auch literarische und wissenschaftliche) richtet und die gelungensten Lösungen, die mit einer ausgesetzten Bücherprämie belohnt werden, in seinen Nummern abdruckt. Der Redacteur selbst, Dr. C. F. Hock, hat sich schon früher durch seine unter dem Titel: „Cholerabra", herausgegebenen Zeitgemälde als einen der geistreichsten Köpfe seines Vaterlandes bekannt gemacht. 54.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 17. — 17. Januar 1834.

Leben und Studien Friedrich August Wolf's, des Philologen. Von Wilhelm Körte. Zwei Theile. Essen, Bädeker. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

Philologen leben meistens für sich, dann auch für ihre Schüler, wenig für die weitere Welt von Lesern und gebildeten Freunden, es bedarf schon einer Vertiefung in die Schriftsteller des Alterthums, in die classische Gelehrsamkeit, um zu würdigen, was Jemand für Berichtigung des Textes und Erklärung griechischer, römischer oder orientalischer Werke geleistet. Aber Wolf hat als Ketzer Ruf erlangt, er hat den alten Homer in verschiedenartige Bestandtheile zerlegt und dadurch allgemeinere Aufmerksamkeit gewonnen; denn die Ketzer kommen mehr in der Leute Mund als die Rechtgläubigen. Es gibt nämlich gewisse Ideen von Einheit, welche nur widerstrebend mit ihrem Gegentheil vertauscht werden, z. B. Einheit der Kirche, des Glaubens, der Gesetzgebung, der Philosophie, und wer sie zu erschüttern wagt, erregt durch seine Kühnheit Aufsehen. So ist es nun Wolf mit seinen Behauptungen über Homer ergangen, dessen Gesänge viele Jahrhunderte erfreut haben, und nach deren Muster man die Grundsätze und Regeln der epischen Dichtung entwickelte. Daß der Mann auch außerdem kräftig auf die Alterthumswissenschaft eingewirkt, wissen die Kenner, und daß er ein Mann von vielem Geist gewesen, worin man ihn mit Göthe verglichen, sagen Alle, die ihn persönlich gekannt, mithin werden vorliegende Nachrichten über sein Leben, wenn sie auch acht Jahre nach seinem Tode erst erscheinen, einer über den blosen Kreis der Philologen hinausgehenden Theilnahme sich erfreuen dürfen.

Gleich vielen Gelehrten und Schriftstellern ist Wolf unter engen Umgebungen geboren, im Dörfchen Hainrode unweit Nordhausen (15. Febr. 1759), der Sohn eines Schulmeisters und Organisten. Sein Vater meinte mit einem halben Dutzend Maximen für Frohsinn und Glück des Lebens auszureichen und dachte hierin vielleicht philosophischer als manche Urheber künstlicher Systeme; die Mutter war neben ihrer Verständigkeit als Hausfrau zugleich von emporstrebendem Geiste. Beide sorgten für seine erste Erziehung; der Vater besaß gelehrte Kenntnisse und schnitt für den Sohn vortreffliche Schreibfedern, wodurch Letzterer nie diese Kunst gelernt und deswegen zum Schreiben weniger aufgelegt geblieben. Unterricht in der Musik fruchtete wenig.

Im sechsten Jahre des Sohnes zogen die Aeltern nach Nordhausen; den Unterricht in alten Sprachen ertheilte das dortige Gymnasium, und schon im elften Jahre entschied sich Wolf für die gelehrte Laufbahn. Er verließ sich hierbei auf Bücher und eignen Fleiß, da die Schule nach dem Tode eines verdienten Lehrers (Hake) schlechter wurde. Ein Musikdirector Frankenstein machte ihn mit den neuern Sprachen bekannt. Ueberhaupt sieht man bei dem Jünglinge ein rastloses Streben nach Kenntnissen hervortreten, selbst auf Kosten der körperlichen Gesundheit. Er dachte in spätern Jahren nur mit Schauer daran, daß er in einer meist ungeheizten Stube eine Nacht um die andere durchwachte, die Füße in Eimer mit kaltem Wasser setzte, das eine ermattende Auge verband, um mit dem andern so lange zu lesen. Glücklicherweise empfand er die Folgen solcher Verkehrtheit weniger als Andere und behielt, was er las; man erzählte sich in Nordhausen, er habe das ganze griechische Wörterbuch auswendig gelernt. Bücher wurden von allen Seiten zusammengeschleppt und die Schulstunden aufgegeben. Allerdings werden diese solchen Schülern bald entbehrlich.

In Göttingen (1777) sollte nun das Studium der Philologie sich fortsetzen, und Nordhausens Stipendien machten dies möglich. Bücher genug gab es auf der Bibliothek, und man verstattete mit Freundlichkeit deren Gebrauch. Weniger freundlich war der Empfang bei Heyne. Es liegt in der Natur akademischer Verhältnisse, daß die Lehrer selten in das ganz individuelle Bedürfniß des Einzelnen eingehen können, sondern mehr für das Allgemeine zu sorgen haben. Besonders mochte die eigenthümliche Weise, wie sich Wolf ausgebildet, zur nähern Kenntniß mehr Muße erfodern, als ihr der vielbeschäftigte Heyne widmen konnte. Auch mußten die Vorlesungen über Homer einem Zuhörer wie Wolf wol in anderm Lichte erscheinen als den Uebrigen. Wenn aber Heyne ihn von seinem Privatissimum über Pindar ausschloß, zu welchem nur die Fortgeschrittensten Zugang hätten, so war dies rasch und voreilig. Wolf kam zur Verachtung des Collegienhörens und mochte wol gesagt haben, man könne aus den Heyne'schen Vorlesungen nichts lernen, auch trat er nicht in das philologische Seminarium, selbst nachdem

er dazu aufgefodert worden. Wären doch dem rastlos Studirenden am Ende des Jahres sieben- bis achthundert Bände von der Bibliothek durch die Hände gegangen! Uebermäßige Anstrengung macht ihn krank, und er muß zur Erholung auf einige Zeit nach Hause.

Wenn Heyne bei solchen Verhältnissen den Jüngling zur Collaboratorstelle am Pädagogium in Ilfeld vorschlug, so ist es nicht nothwendig, dabei den Zweck der Entfernung Wolf's von Göttingen vorauszusetzen, wie der Herausgeber (S. 67) andeutet, sondern die Ueberzeugung von Tüchtigkeit konnte vorherrschen, obwol Wolf das Seminarium nicht besucht und im engern Sinne kein Schüler des berühmten Lehrers gewesen. Dem Mittellosen kam der Vorschlag bei Ablauf der Universitätsjahre sehr gelegen, und wir finden ihn seit 1779 in Ilfeld. Ein junger Lehrer von 20 Jahren, umgeben von meistens ältern Schülern. Während seiner Vorlesungen und fortgesetzten Studien entwickelten sich bestimmter seine eigenthümlichen Gedanken über Homer, die er inzwischen verbarg und nur das Herkömmliche mittheilte, gleichwie theologische Ketzer aus begreiflicher Scheu ihre Ansichten verbergen. Sicher genug mußte er seines Faches sein, da er auf Ankündigung in den Zeitungen nach Osterode reiste und dort ohne Vorbereitung über aufgegebene Gegenstände öffentliche Vorlesungen hielt. Man wählte ihn zum Rector. Damals (1782) erschien seine Erstlingsschrift über Platon's „Gastmahl", und zwar gegen damalige Gewohnheit mit deutscher Vorrede, Inhaltsübersicht und deutschen Anmerkungen. Sie verschaffte ihm bald den Ruf nach Halle (1783). Hier wurden seine Vorlesungen anfangs wenig besucht. Man betrachtete die philologischen Studien nur als eine Zugabe der Theologie und Jurisprudenz. Wolf stiftete ein philologisches Seminarium, gewann einzelne Jünglinge und hernach viel Ansehen und Beifall. Er machte das Lehren zur Aufgabe seines Lebens, beschränkte sich keineswegs auf die Erklärung einiger Classiker, sondern suchte das ganze Alterthum und dessen Literatur encyclopädisch zu umfassen, was bei der damaligen pädagogischen Abneigung gegen Sprach- und Alterthumskenntnisse dringendes Bedürfniß war. Das Studium der Philologie — bis dahin ein Aggregat von Sprachkenntnissen und antiquarischen Notizen — ward durch seine Bestrebungen ein organisches Ganze unter dem Namen der Alterthumswissenschaft. Freilich waren nur die Griechen und Römer als zu eigentlich gelehrter Cultur fortgeschrittene Völker gemeint. Wiederholt ward von ihm darauf hingewiesen, die Alten hätten keine Brotstudien gekannt, hätten mehr selbst zu denken und zu erfinden, als Gedachtes und Erfundenes zu lernen gehabt. Was er in seinen Vorlesungen über dies Alles in oft veränderter Weise mittheilte, sollte in einem Werke unter dem Titel: „Encyklopädie der Alterthumswissenschaft", erscheinen, ist aber nur durch seine Zuhörer im Druck erschienen.

Aus den übrigen Nachrichten von dem Leben des thätigen, kenntnißreichen Mannes, die besonders den Philologen und Universitätslehrer näher bezeichnen, wollen wir für unsere Leser nur seines Streites über Homer, seiner spätern Verhältnisse in Berlin und seiner häuslichen Umgebungen gedenken. Die Waisenhausbuchhandlung in Halle wollte von ihm eine neue Schulausgabe der Homer'schen Werke, der er sich mit Eifer unterzog und zur Rechenschaft von seinem Verfahren Prolegomena schrieb. Hierin traten nun die lange schon gehegten und durch allerlei Gründe befestigten abweichenden Meinungen (Ketzereien) von Entstehung der Homer'schen Gedichte hervor. „Iliade" und „Odyssee" sind nicht von einem und demselben Verfasser, jene ist älter, diese wenigstens hundert Jahre jünger; selbst keines von beiden Gedichten hat einen und denselben Verfasser, sondern ist zusammengesetzt aus einzelnen Rhapsodien, die theils von Homer, theils von andern Sängern desselben Geistes herrühren und erst später zu verschiedenen Zeiten zu einem kunstreichen Ganzen schriftlich zusammengefügt wurden. Dies stritt wider die allgemein gewordene Annahme und mußte Gegner finden. Wilhelm von Humboldt und Göthe wurden sogleich vielfältig aufgeregt und für die Ansicht gewonnen; Schiller schien der Gedanke barbarisch, und Göthe selbst wandte sich in seinen letztern Jahren wieder zum alten Glauben. Herder in einem anonymen Aufsatze wollte schon längst solche Zweifel an Homer's Einheit gehegt haben. Wolf fand sich verletzt und erklärte sich bitter über den Verfasser. Garve schrieb ängstlich, Voß altgläubig; die Schlegel benutzten den Fund und machten davon Anwendung in andern literarischen Gebieten. Heyne in den „Göttingischen Anzeigen" wieß auf Villoison (dieser Mann verwarf ganz die Wolf'sche Hypothese) als ersten Urheber der Ansicht zurück und wollte seit dreißig Jahren sich schon mit einer gewissen Vorstellungsart herumgetragen haben, die mit Wolf in sehr Vielem übereinstimme. Letzterer also konnte den Ideengang und die Resultate seiner Untersuchung von ihm entlehnt haben. Darüber erschienen Wolf's Briefe an Heyne im Journal „Deutschland" (1796). Das gute Einverständniß Beider blieb gestört. Einen entschiedenen Begleiter, der etwa durch neue Gründe und auf eignem Wege sich anschloß, fand Wolf nicht. Auch im Auslande erschrak man über den Pyrrhonismus, welcher sich späterhin auch auf einige Reden des Cicero erstreckte. Desto besser wirkte das Streiten und Befehden auf seinen Ruhm; Vocationen nach Leyden, Kopenhagen, München wurden ausgeschlagen und die Lage in Halle (Gehalt von 3000 Thalern) verbessert.

(Der Beschluß folgt.)

Parcival. Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge mitgetheilt von San-Marte. Magdeburg, Creutz. 1833. 8. 21 Gr.

Die Erzeugnisse deutscher Dichtkunst aus der Ritterzeit sind in den letzten Jahrzehenden gleichsam erst entdeckt worden, und die gelehrte Welt hat daher noch nicht Zeit gehabt, sich ein allgemeines Urtheil über den Werth dieser Gedichte zu bilden. Es ist natürlich und verzeihlich, daß Diejenigen, welche sich vorzugsweise mit dieser Literatur beschäftigen und den hohen Werth derselben von der Menge verkannt sehen, in ihren Lobpreisungen

etwas zu weit gehen und namentlich durch den posaunenartigen Ton derselben sich der Uebertreibung verdächtig machen. Etwas minder verzeihlich, aber freilich auch sehr erklärlich ist es, daß Menschen, welche kaum eines der größern altdeutschen Gedichte flüchtig gelesen haben, den Werth dieser gesammten Literatur durch verächtliche Seitenblicke gelegentlich herabzusetzen versuchen. Die Anhänger dieser Gedichte sind vorzugsweise unbedachtsam in Vergleichungen. Auch der Verf. des vorliegenden Auszugs versichert uns S. IX, „er stehe nicht an, den „Parcival" im Reichthum der Phantasie und Anmuth des Witzes dem Ariosto und im Tiefsinn dem Dante dreist an die Seite zu stellen." Diese Vergleichung taugt schon deshalb nicht, weil sie viel zu allgemein gehalten ist. Die Ausdrücke: „Reichthum der Phantasie" und „Tiefsinn", sind so unbestimmt und so vieldeutig, daß Jeder gradezu darunter versteht, was er will. Man sollte bei Vergleichungen dieser Art wenigstens Inhalt und Form unterscheiden. In Beziehung auf welthistorische Wichtigkeit des Inhaltes können die in Rede stehenden Gedichte allerdings allen andern Kunstproducten gleichgestellt werden. Der Geist ihrer Zeit nämlich, welcher der Gegenstand jedes Gedichtes ist oder sein soll, kommt hier so bestimmt und so vollständig zur Anschauung, wie nur irgend eine andere Zeit sich in ihren Kunstwerken ersten Ranges abspiegeln kann. Dagegen die Kunstform dieser Gedichte ist allerdings minder kunstvoll und ausgebildet als die vieler andern und zwar namentlich mehrer aus dem 15. und 16. Jahrhunderte. Die Vergleichung mit den fast gleichzeitigen Italienern ist eben wegen dieser Gleichzeitigkeit schon passender, obgleich unser Verf. grade dadurch, daß er seinen Dichter dem Dante gleichstellt, großen Anstoß erregen dürfte. Dante nämlich genießt, so wenig er gelesen wird, doch bei Denen, die ihn lesen, eine nach meiner Ansicht übertriebene Verehrung. Ich für mein Theil halte unter den drei herrlichen Italienern aus der Ritterzeit, Dante, Petrarca und Boccaccio, nicht den ersten, sondern den letzten für den größten, obgleich ich es sehr erklärlich finde, daß die rauhe Größe Dante's Vielen mehr imponirt als die vielgestaltige und oft in einer keineswegs idealen Form sich bewegende Genialität Boccaccio's. Unter den deutschen Dichtern aus dieser Zeit werden, wenn man sie erst besser kennen wird, wahrscheinlich ebenfalls drei oder vier als die beiweitem vorzüglichsten anerkannt und den genannten drei Italienern allerdings an die Seite gestellt werden. Unter diesen von der öffentlichen Meinung noch zu ernennenden Häuptern werden alsdann freilich sehr wahrscheinlich Wolfram von Eschenbach und der Verf. des Nibelungenliedes sich befinden. Von letzterm Gedichte versichert Hr. San-Marte, es stehe dem Parcival „in schöner Form und Rundung des Ganzen" nach. Soll man unter Rundung des Ganzen die Innigkeit der Beziehung unter den einzelnen Theilen des Gedichtes verstehen, so ist jene Behauptung gradezu falsch. Denn die Theile des „Parcival" sind in der That viel lockerer verknüpft als die des Nibelungenliedes, und letzteres würde entschieden dem erstern vorzuziehen sein, wenn nicht andere eigenthümliche Reize jene höhere Einheit aufwögen. Daß übrigens Hr. San-Marte überhaupt der Meinung ist, der „Parcival" werde sich „höhere Bewunderung als das Nibelungenlied" erwerben, ist sehr erklärlich; denn mit jenem Gedichte hat er sich viel beschäftigt (eine Uebersetzung desselben soll der Vollendung nahe sein), mit diesem dagegen wahrscheinlich weniger, und Gegenstände, welche uns nahe stehen, erscheinen uns bekanntlich größer als gleich große, aber entferntere. Ueberdies ist der „Parcival" reicher an glänzenden Einzelheiten als das Nibelungenlied, welches in gleichmäßigerer Pracht, mehr einem antiken Gedichte vergleichbar, ruhig dahinströmt. Einzelne Charaktere im „Parcival" sind von so rührender Anmuth, wie sie im Nibelungenliede freilich nicht gefunden werden. Um diese Vorzüge zu erkennen, bedarf es nicht des Blickes über das Ganze, welcher für den Genuß jenes andern Gedichtes unentbehrlich ist.

Wie dem aber auch sei, so ist das vorliegende Gedicht ohne Zweifel ein würdiges Gegenstück zum Nibelungenliede, ja ich möchte sagen eine Ergänzung desselben. Letzteres Gedicht nämlich stellt uns den Geist des Ritterthumes von seiner weltlichen Seite dar, der Parcival dagegen von der religiösen. Leidenschaftliches Begehren, Streben nach Ehre und Ruhm, und die Bedingungen dieses Ruhmes, treue Erfüllung der Ritterpflicht und Bewahrung der Mannhaftigkeit selbst im äußersten Elende, das sind die Gegenstände des Nibelungenliedes; hier findet sich zwar dieses Alles auch, aber nicht als Hauptsache, vielmehr als Hintergrund und als das Ungenügende. Dies Gedicht ist die Entwickelungsgeschichte eines Charakters, welcher neben den übrigen Eigenschaften eines guten Ritters ein tieferes Gemüth und einen nachdenklichern Sinn hat als die Nibelungenhelden. Wie dieser Charakter zuerst in seiner Unbekanntschaft mit der Welt und in der übermäßig gewissenhaften Erfüllung unverstandener Vorschriften gradezu lächerlich erscheint, wie er sodann zwar zu einer gewissen Selbständigkeit des Bewußtseins erwacht, aber zunächst zu einer unheilbringenden, indem er, bitter gekränkt, an sich selber und an Gott verzweifelt, und endlich wie er später dennoch zum Heile, zur Einheit mit sich selbst hindurchdringt: das sind die Hauptmomente des Gedichtes.

Der Verf. des Auszuges gibt als die Tendenz des Gedichtes Folgendes an: „Parcival erlangt die höchste Glückseligkeit auf Erden, welche nach der Ansicht des Mittelalters in dem Königthum des heiligen Grals zur äußern Erscheinung kommt und durch das errungene, unbedingte und unerschütterliche Gottvertrauen; somit ist uns in der Erziehung des Heldenjünglings Parcival die Erziehung der ganzen Menschheit zur immer mehr sich läuternden Reinheit und Gottähnlichkeit gegeben."

Man kann sich nicht flacher und unbestimmter ausdrücken. Bei der Redensart, daß die höchste Glückseligkeit auf Erden nach der Ansicht des Mittelalters in dem Königthum des heiligen Grals zur äußern Erscheinung komme, hat der Verf. sich hoffentlich gar nichts oder etwas Anderes gedacht, als die Worte sagen; denn diese enthalten eine zu grobe Ungereimtheit, als daß Jemand sie im Ernste aussprechen könnte. Aber fast ebenso ungereimt ist es, als die Tendenz des Gedichtes anzugeben, daß Parcival durch Gottvertrauen zu einer irdischen Glückseligkeit gelange. Diese ist vielmehr ganz Nebensache, wie schon die Vorrede des Gedichtes Jedermann überzeugen muß. Der wahre Schatz, um dessen Erlangung es sich hier handelt, ist vielmehr dieses Gottvertrauen selbst, und jene irdische Glückseligkeit ist ein rein Aeußerliches, Zufälliges.

In derselben Weise wie die bisher angeführten Stellen ist nun aber die ganze Vorrede des Hrn. San-Marte abgefaßt, und es ist daher nicht zu hoffen, daß derselbe in der ausführlichern Abhandlung über den „Parcival", welche versprochen wird, bedeutenden Aufschluß über die Natur des Gedichtes geben werde. Es ist überhaupt zu beklagen, daß der in Rede stehende Zweig der Literatur bis jetzt nur wenige Pfleger gefunden hat, deren Kenntnisse und Talente sich über das Gebiet der Grammatik hinauserstrecken. Mit einem unbestimmten Gefühle von dem Werthe dieser Gedichte, welches dann durch allgemeine enthusiastische Redensarten geäußert wird, ist wenig oder nichts ausgerichtet. Vielmehr gehört ein ernstes und anhaltendes Forschen über die Natur der Kunst überhaupt und eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der Geschichte aller Völker und Zeiten dazu, um die Stellung, welche diese Gedichte im Verhältnisse zu verwandten Erscheinungen einnehmen, und ihre besondern Beziehungen untereinander zu würdigen. Die hierzu erfoderlichen Studien hat nun aber unser Verf. entweder nicht angestellt, oder sie haben nicht den erwarteten Erfolg gehabt. Denn der tiefere Blick in die Eigenthümlichkeit der in Rede stehenden Gegenstände geht ihm durchaus ab.

Der Auszug selbst ist im Ganzen verständig und mit richtigem Sinne abgefaßt; aber auch hier stört uns die unbestimmte Denkweise des Verf., sobald er irgend eine allgemeine Reflexion anstellt. Unter Anderm sagt er am Schlusse des ersten Theils des Gedichtes: „Mit Meisterhand rundet sich hier der erste Theil des Gedichtes ab; die so einfach mit Parcival's Geburt

im Walde beginnende Erzählung hat sich in vielfach verschlungene Fäden getheilt; aber auf einen Punkt zusammengeführt, haben die geschürzten Knoten sich größtentheils befriedigend gelöst; doch die Botschaften Kundriens und Kingrimursels reißen die Fäden wieder auseinander nach den verschiedensten Seiten, und es thut sich eine neue reiche Welt der wunderbarsten Abenteuer auf. Ein zweiter Held, Gavan, tritt neben Parcival in den Vordergrund, allein nur um diesem zur Folie zu dienen und die höhere Richtung desselben in ein helleres Licht zu setzen."

Wir haben hier fast nichts als ein ganz unbestimmtes Bild von verschlungenen Fäden, und das Geständniß, daß ein zweiter Held jetzt auftrete, dessen eigentliche Bedeutung dem Verf. nur sehr undeutlich vorschwebt, so zwar, daß er das Erscheinen dieses zweiten Helden fast für eine poetische Licenz zu halten scheint, während dasselbe, bestimmter aufgefaßt, eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Gedichtes ist.

Die mitgetheilten Uebersetzungsproben sind in demselben Geiste abgefaßt wie die Vorrede, und es ist daher nicht anzunehmen, daß diese Uebersetzung, wenn sie noch erscheinen sollte, das Urtheil des größern Publicums sehr für das Gedicht gewinnen würde. Diese Uebersetzung nämlich, insoweit sie hier mitgetheilt wird, ist meist eine weitläuftige Paraphrase, welche den eigenthümlichen Ton des Gedichtes in ein modernes, wasserreiches Raisonniren umsetzt und sogar den grammatischen Sinn verfehlt. Ich will hier nur zwei Stellen ausheben, um einen Begriff zu geben, wie leicht es der Verf. sich gemacht hat. Die Stelle:

35. ouch erkannte ich nie sô wîsen man
ern mochte gerne künde hân,
welher stiure disiu maere gernt
und waz si guoter lêre wernt,
daran si nimmer des verzagent

40. beidiu si vliehent unde jagent,
si entwîchent unde kêrent,
si lasternt unde êrent.
swer mit disen schanzen allen kan
an dem hât witze wol getân,

45. der sich niht versitzet noch vergêt,
und sich anders wol verstêt.

wird also übersetzt:

35. Keinen Verständigen weiß ich zu nennen,
Der nicht mit Leichtigkeit könnt' erkennen,
Wohin denn steuert mein Gedicht,
Und was es gibt an guter Lehre,
Die ihm in keiner Weise gebricht. —

40. Habt Acht, wie es sich wende und kehre,
Grad' hingeht und sich wieder verflicht,
Wie es lästre, wie es ehre. —
Wer dies alles wohl fassen kann,
An dem hat Weisheit wohl gethan.

45. Ist sonst er versessen nicht oder verlegen,
Und mit sich selbst auf irren Wegen.

In dieser Uebersetzung widersprechen die Verse 35 und 36 den Versen 43 und 44. Denn in den ersten beiden Versen wird das Gedicht als sehr leicht, in den spätern als sehr schwer zu verstehen bezeichnet. Im Original dagegen ist kein Widerspruch, denn dort heißt es an beiden Orten, daß das Verständniß des Gedichtes schwierig sei. Denn der Sinn der Verse 35 und 36 ist: Ich kenne keinen so weisen Mann, der nicht wohl thäte, sich von mir sagen zu lassen u. s. w. — Ferner ist zwischen den Versen 39 und 40 falsch interpunctirt, und die Verse 40 fg. in durchaus falschem Sinne genommen. Der Sinn der Verse 39—42 ist nämlich: Das Gedicht bietet überall gute Lehre, was immer für Begebenheiten in einzelnen Stellen desselben mögen erzählt werden. — Die Verse 45 und 46 sind allerdings einer doppelten Auslegung fähig, und ich will nicht entscheiden, welche die richtige sei. Die Uebersetzung des Hrn. San-Marte ist aber schon deshalb falsch, weil sie keinen Sinn gibt. Wenigstens verstehe ich sie nicht.

Die zweite Stelle ist V. 80—85.

80. diu er wîpheit rehte tuot,
dane sol ich varwe prüeven niht,
noch ir herzen dach, daz man siht.
ist si inrehalp der brust bewart,
so ist werder prîs dâ niht verschart.

Diese Stelle wird so übersetzt:

Der edeln Frauen wahren Werth
Von reiner Weiblichkeit genährt,
Darf nach der Farb' ich schätzen nicht
Die lieblich malt ihr Angesicht,
Noch nach der Wohlgestalt des Leibes
Die umkleidet das Herz des Weibes;
Doch ist er ihr tief im Busen bewahrt,
Bleib hohes Lob ihr ungespart.

Hier ist zuerst die fade, wässerige Phraseologie zu rügen, in welche die einfach unbefangenen Ausdrücke des Dichters umgesetzt sind. Wenn man die modernen Redensarten von wahrem Werthe, reiner Weiblichkeit und lieblich gemalten Angesichtern in den altdeutschen Gesängen wiederfände, denn möchte ich Niemand schelten, der sie für abgeschmackt erklärte. Sodann hat sich mit Hülfe dieses Phrasenschwunges eine Sinnwidrigkeit eingeschlichen. Denn der Dichter meint mit seinem varwe keineswegs eine liebliche, sondern vielmehr eine unliebliche Farbe. Denn: „eine treffliche Frau soll nicht nach der Farbe beurtheilt werden", kann doch nur soviel heißen als: sie soll nicht geringgeschätzt werden, wenn auch ihr Aeußeres unscheinbar ist. Wäre von einer trefflichen Frau die Rede, die zugleich ein „lieblich gemaltes" Angesicht hätte, so wäre es thöricht, dann noch einzuschärfen, daß sie nicht nach dem Aeußern beurtheilt werden sollte.

Jedenfalls dürfte hiernach zu wünschen sein, daß Hr. San-Marte, ehe er seine Uebersetzung erscheinen läßt, sie noch einmal fleißig durchsehe, um wenigstens den gröbsten Mängeln derselben abzuhelfen.

6.

Notizen.

Ein Verzeichniß der jetzt in dänischer Sprache erscheinenden Zeitschriften im „Maanedsskrift for Literatur", zählt deren vierzig auf, wobei die außer Kopenhagen herauskommenden politischen Blätter noch fehlen. Es befanden sich darunter fünf theologische, vier medicinische, incl. einer homöopathischen, eine juristische, historische und geographische u. s. w., sowie mehre kritische und Unterhaltungsblätter.

„Die Familie Sture, oder das Blutbad in Stockholm", von Sophie May, ist ins Dänische übersetzt worden.

In dem Bericht der im Mai 1833 vom Parlament bestellten Commission zur Untersuchung der Zweckmäßigkeit der bestehenden Impfanstalt finden sich folgende Angaben über die Wirksamkeit der Vaccination. In den londner Kirchspielen within the bills of mortality belief sich durchschnittlich die jährliche Sterblichkeit in den Jahren

Jahre		Sterblichkeit	dabei Todesfälle an Blattern
1770—80	auf	21,591;	2204,
1780—90	„	19,517;	1712,
1790—1800	„	19,177;	1768,
1800—10	„	18,891;	1874,
1810—20	„	19,061;	833,
1820—30	„	20,680;	725,
in den drei Jahren bis 1832	auf	25,196;	551.

Der Arzt des Blatternkrankenhauses in London, Dr. Gregory, hat beobachtet, daß von 1785 Pockenkranken, die in den letzten sieben Jahren verpflegt wurden, 619 geimpft waren. Von diesen Geimpften starben nur 40, von den 1166 Ungeimpften aber 494.

30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1834.

Leben und Studien Friedr. Aug. Wolf's, des Philologen. Von Wilhelm Körte. Zwei Theile.
(Beschluß aus Nr. 17).

Preußens Unglück im Jahr 1806 traf ganz besonders die Universität Halle, welche zum westfälischen Reiche gezogen und dann aufgehoben wurde. Kurz zuvor war Wolf auf vierzehn Tage nach Berlin gereist und blieb nun länger daselbst, um als ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften thätig zu sein. Hier entstand ihm der Gedanke, an die Stelle der für Preußen verlorenen Hochschule zu Halle ein neues allgemeines Lehrinstitut in Berlin zu errichten und mit der Akademie der Wissenschaften daselbst in angemessene Verbindung zu setzen. Bereitwillig kam das Ministerium dem Vorschlage entgegen, und Wolf sollte in dieselben Verhältnisse treten, worin er sich bei der Universität Halle befunden. Durch die damalige Lage des preußischen Staates verzögerte sich die Ausführung, und Wolf gerieth in Verlegenheit durch unordentliche Auszahlung des Gehalts. Dazu war ihm der Lärm in Berlin sehr unangenehm. Fahren auf der Straße, das Schmettern der Trompeten der Reiterwache, die Reiter mit ihren nägelbeschlagenen Holzschuhen auf dem Pflaster, das Pfeifen der Schuckbrunnen, Roß und Mann vor dem Hause, das Commandogeschrei, Feuerlärm in der Nacht störten ihn von Außen. Im Hause aber, wo man wegen der dünnen Wände Alles hörte, geriethen des Morgens 19—20 Beine in Bewegung und hielten Wettlauf über seinen Zimmern, eine Citharistin sang und spielte vierteljährlich immer ein und dasselbe Stück, des Wirths Kinder ließen sich vernehmen; unter ihm war ein Kaffeehaus, wo monatlich einige Male getanzt wurde. Als man ihn fragte, ob er denn wirklich so schlecht wohne, antwortete Wolf: „Ich wohne eigentlich gar nicht". Man suchte ihn indeß auf alle Weise zu halten und ernannte ihn zum Director der wissenschaftlichen Deputation in der Section für den öffentlichen Unterricht. Hier zeigte sich seine Thätigkeit den Geschäftsmännern nicht eben erwünscht, denn — sagt der Herausgeber — „ihm fehlte durchaus alles Geschick, aller Sinn, alle Geduld für die lange Bank, auf welcher die Sachen durch die Geschäftigkeit nur gar zu lange unnütz hin und her geschäftet werden". Darum erklärte er bald: ihm erlaube seine Gesundheit nicht, sich auf die Geschäfte einzulassen, dagegen erbiete er sich, als außerordentliches Mitglied der wissenschaftlichen Deputation thätig zu bleiben. Selbst dieses sagte ihm am Ende nicht zu, weil er auf Glänzenderes und Höheres gerechnet haben mochte, ja, er fand sich befremdet, als man in das Lectionsverzeichniß der berliner Universität ihn unter die ordentlichen Professoren eingereiht. Er wollte in der Eigenschaft eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften lesen. Da man ihn dennoch verbindlich machte, gleich einem ordentlichen Professor regelmäßig Collegia vorzutragen, ward sein Verhältniß zur Universität getrübt. Gleicherweise war er mit den neuen Statuten der königlichen Akademie der Wissenschaften unzufrieden und ward von dieser statt eines ordentlichen Mitgliedes zum Ehrenmitgliede erklärt. Aus Unlust hierüber, und weil „das vorgerückte Alter ihn oft das Bedürfniß längerer Erholung fühlen ließ, las er nach und nach sehr unregelmäßig, häufig auch durch wiederkehrendes Unwohlsein an der gewohnten Thätigkeit gehindert". Der Glanz seiner Wirksamkeit in Halle war verschwunden. Was er sei und vermöge, zeigt seine in Berlin erschienene geistreiche Uebersetzung der „Wolken" des Aristophanes. Die Herausgabe der Platon'schen Werke brachte bittern Zank mit Heindorf, Buttmann und andern Philologen. Andere literarische Plane wurden nicht ausgeführt, Reisen aber im letzten Jahrzehend seines Lebens fleißig unternommen. Seit einer Krankheit im J. 1822 hatte Wolf nie wieder das volle Gefühl der Gesundheit, beobachtete wenig die Diätvorschriften der Aerzte und las medicinische Bücher. Im J. 1824 sollte ein milderes Klima aufgesucht und in Nizza gebadet werden. Die beschwerlichen Tagereisen hatten ihn schon in Lyon sehr angegriffen und kränker gemacht; in Marseille befand er sich übel und litt besonders durch den geräuschvollen Gasthof, mehr noch durch kühlende, unregelmäßige, schwächende Nahrungsweise. Er starb am 8. August Abends in den Armen eines treuen Arztes, der darüber nach Weimar berichtete: „Ich schätze mich glücklich, einen Gelehrten mit solcher Würde sterben gesehen zu haben, und so möchte auch ich sterben."

Zur häuslichen Einrichtung gelangte der Mann in Osterode durch seine Vermählung mit Sophie Hüpeden, der Tochter des Justizamtmanns in Neustadt. Bei Gelegenheit einer frühern Jugendliebe bemerkt der Biograph:

„Hätte Wolf's Schicksal es so gefügt, so hätte er an der Geliebten eine treue Gehülfin seiner Studien gehabt." (Sie starb an der Auszehrung.) Frau Sophie muß demnach eine solche Gehülfin nicht gewesen sein. Aber sie war schön, stand im besten Rufe, fühlte den Mangel an Gelegenheit zur Bildung, weil der Vater ihr nur Bücher über das Criminalrecht in die Hände gab, besaß einiges Vermögen, und Wolf liebte sie sehr. „Geistreichen Männern wie Frauen ist es eigen, den Geliebten die höchsten Reize anzudichten und sie zu sich hinaufzubilden." Um das Hauswesen bekümmerte sich Wolf nicht; Kostgänger wurden nicht angenommen; was zum reichlichen Leben nothwendig war, schoß gern und freudig die Frau zu. Ein Sohn ward geboren, und Wolf wollte das Kind fast immer vor Augen sehen. Drei Töchter folgten, und Wolf beschäftigte sich ernstlich mit der Erziehung. Während der ersten zehn Jahre (eine treffliche Zeit) war das eheliche Verhältniß fast ungetrübt. Nun aber wird folgendergestalt erzählt: Durch die kurz aufeinanderfolgenden Wochenbetten war die schöne Frau, überdies älter als Wolf und von zartem Körperbau, früh verblüht; doch war sie im Ganzen, was man eine gute Frau nennt, und er hatte keine Ursache zur Unzufriedenheit. Sie hatte selbst gewisse Tugenden für einen Mann, dem Gelehrsamkeit mehr galt als die Frau, und der von letzterer blos die Lebensbequemlichkeit erwartete, die zur Abwartung von jener nothwendig ist. Sie war eine kalte Schönheit und ohne starke Reize, würde dem Mann wegen eines Buchs gern Erlaubniß gegeben haben, sich auf ein Jahr von Tisch und Bett zu scheiden; sie liebte das Geld nicht so sehr, um über Bücherankauf zu schmälen. So bedeutende Vorzüge reichten nicht hin, ihr ein dauerndes Lebensglück zu schaffen; sie war einerseits nicht geistreich genug und andererseits zu willenlos, um dasjenige Ansehen zu gewinnen, wodurch sie seine Achtung hätte erzwingen können. Was seine Liebe herabstimmen mußte, war ein Geist des Widerspruchs, mindere Sorgfalt für häusliche Dinge und äußere Sauberkeit; die Kunst des geordneten Haushalts war ihr fremd, geliebt ward er von ihr wol, aber nicht w o h l; sie quälte ihn, freilich nicht ohne Grund und Ursache, mit lästiger Nachgeherei; in frühern Jahren war er in viele Arbeiten vertieft, späterhin ward ihm ein solches Leben durch die gegenseitig täglich genährte Bitterkeit unerträglich. — Wolf trennte sich also von seiner Frau im J. 1802 nach gegenseitig freier Uebereinkunft, indem sie die älteste und jüngste Tochter mitsichnahm, während er die mittlere (der Sohn war gestorben) bei sich behielt. Da nun die wirklich ehrenwerthe Frau der Achtung nicht blos ihrer Bekannten, sondern selbst auch zum Theil seiner Freunde genoß, so ward ihm die Trennung von ihr sehr verargt. Die näher unterrichteten Freunde konnten aber nicht anders als den Schritt billigen, da sie sahen, wie der treffliche Mann die ihm zu seiner großartigen Thätigkeit so nöthige innere und äußere Ruhe immer mehr verlor, immer vergeblicher sich abmühend, ein gutes Verhältniß wiederherzustellen. — Diese Erzählung gibt zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ob sehr gelehrte Männer gut thun, zu heirathen, und Frauen ein häusliches Glück mit denselben finden, läßt sich fragen. Wolf ward von sinnlichen Eindrücken beherrscht, deren Stärke nothwendig mit den Jahren abnimmt, und entschiedene Willensfestigkeit — von Manchen mit anderm Namen genannt und als weibliche Tugend nicht eben gerühmt — hätte der Frau helfen mögen. Sagt doch der Biograph: „Kleiner, immer wiederholter Zwist, hervorquellend aus ungleichem Charakter und Betragen, bewirkt in der Ehe leicht unheilbare Abneigung, wenn nicht g e d i e g e n e S i t t l i c h k e i t, besonders des Mannes, die unzerstörbare Grundlage der Liebe zu einander ist." Auch wird eingestanden, es sei mit Wolf schwer zu leben gewesen, er habe Alles von Andern, wenig von sich verlangt, und seine Diener hätten einen schlimmen Stand gehabt. Ueberhaupt, heißt es, war Wolf dem sinnlichen Leben zugethan, nahm meistens die sogenannten Leidenschaften in Schutz als Quellen alles höhern Lebens und Strebens, verschmähte nie die Freuden der Tafel und des Bechers und liebte wol, sich und die Freunde gut angetrunken zu finden. Dergleichen befördert eben nicht die Ruhe des ehelichen Lebens und die dafür erfoderliche Zartheit der Gesinnung. Als er nun hinterher die „Behaglichkeit eines traulichen Hausregiments" — er hatte also desselben sich zu erfreuen gehabt — bitter vermißte, richteten sich einst wirklich seine Gedanken auf die Signora Clotilda Tambroni, welche einen Lehrstuhl in Bologna bekleidete und seine homerischen Prolegomena enthusiastisch verehrte. Da hätte sich Gelehrsamkeit mit Gelehrsamkeit vermählt, und es ist zu bedauern, daß die Verbindung unterblieb, um zu erfahren, ob beide, durch humanistische Studien gebildete Seelen eine wahrhaft humane Ehe durchgeführt haben würden.

Wenn der Vorredner seine biographischen Mittheilungen studirenden Jünglingen besonders empfiehlt, so kann dieses nur sehr bedingungsweise gelten, und er gesteht es selber. Wolf's Autodidaxie ist kein allgemein zu empfehlendes Muster, wol aber die Kraft, womit er sein Ziel verfolgt; vor den gewaltsamen, der Gesundheit nachtheiligen Anstrengungen seiner Jugend ist zu warnen, und seine Ansprüche bei Gründung der berliner Universität sowie sein häusliches Leben verdienen kein besonderes Lob, noch weniger Nachahmung. Die persönliche Schilderung des Mannes am Ende der Schrift ist im Ganzen getreu, etwas Hartes wie bei Denen, die durch sich selbst Alles geworden, war nicht zu verkennen, ebenso wenig eine gewisse cynisch-sorglose Bequemlichkeit; sein Selbstgefühl sprach sich oft stärker aus, als den meisten schwächern Naturen erträglich scheint. Man hat ihn deswegen wol ehrsüchtig, herrisch, aufgeblasen gescholten, sein Reichthum an Kenntnissen und Witz konnte dazu verführen. Eine gewisse Selbstzerfallenheit der spätern Jahre ist wahrzunehmen, ihn ergriff zuletzt ein förmlicher Widerwille gegen allen gelehrten Ruhm, dem er doch sein Leben gewidmet, und so bemächtigt sich unserer, wie bei manchen Biographien, auch bei dieser ein elegischer, ja fast tragischer Eindruck, der mit Wahrnehmungen der Unvollkommenheit,

Eitelkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge zusammenfällt. 9.

Giuseppe Balsamo, der berüchtigste Abenteurer und Betrüger seines Zeitalters, oder der entlarvte Graf Alexander von Cagliostro. Criminalgeschichte nach den vorzüglichsten Hülfsquellen bearbeitet von J. K. von Train. Mit Cagliostro's Bildniß. Meißen, Gödsche. 1833. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Criminalgeschichten sind lehrreich, wenn sie eine einzelne durch Leidenschaft herbeigeführte Verirrung eines sanft gutgearteten Gemüthes schildern. Aber ein Gewebe von Nichtswürdigkeit, von Verbrechen und Schmach jeder Art, wie es in dem Leben des berüchtigten Cagliostro dargestellt wird, ist mehr zurückschreckend und widerwärtig, als belehrend. Dagegen ist in der Biographie dieses frechen Bösewichtes das allerdings nicht blos merkwürdig, sondern fast unbegreiflich, wie er durch Unsinn, der sich keck für Weisheit ausgab, durch Heuchelei und Gaunerkniffe etwa 20 Jahre lang ganz Europa betrügen, erleuchtete Männer täuschen und gewinnen, ohne alle andere Mittel als die frechste Gaunerei fürstlichen Aufwand treiben und allen Nachstellungen der Justiz- und der Policeibehörden entgehen konnte. Dies wird nur dadurch erklärlich, daß Cagliostro in einer ebenso entnervten als gedankenlosen Zeit sein Wesen trieb, die, aus ihrer eignen Trivialität heraus nach Wundern verlangend, stets geneigt war, sich von dem ersten besten Gauner betrügen zu lassen, wenn er nur ihrer herrschenden Richtung, der Selbstsucht, zu schmeicheln verstand. An diesen Geist seiner Zeit wendete er sich, indem er bald den Schatzgräber, bald den Wunderthäter, den Propheten, den Verjünger, den Magier und Geisterbanner spielte, mit solchem Glück, daß Fürsten, Hofleute, Krieger, Männer von Einsicht, Gelehrte, Damen und Schriftsteller ihm ihre Verehrung und Bewunderung entgegentrugen. So weit ging der Fanatismus, daß die Frauen Fächer, Ringe, Mützen, die Herren Hüte, Ketten, Knöpfe à la Cagliostro trugen, daß es für einen köstlichen Schmuck galt, sein oder seines verworfenen Weibes Bildniß als Medaillon auf der Brust zu tragen, daß man ihre Büsten aus Bronze, Marmor und Gyps verfertigen ließ und als Prachtstücke in Palästen und Tempeln aufstellte und ihn den „göttlichen Cagliostro" nannte; so weit, daß Geister, wie Elise v. d. Recke, Lavater und Schlosser sich zu ihm drängten, sich von dem Frechen beleidigen ließen und dennoch, wie Lavater, schrieben: „Ich möchte Blut weinen, daß eine Gestalt, wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein solches Product der Natur so sehr miskannt werden müsse", oder wie Schlosser, der von ihm wie von einem großen Manne spricht, den nur die Alltagsmenschen unsers kraftlosen Jahrhunderts nicht zu erkennen vermöchten. Wie sehr jene Zeit geneigt war, sich betrügen zu lassen, zeigt sich auch darin, daß zu gleicher Frist drei oder vier Abenteurer von Cagliostro's Art Glück zu machen im Stande waren; denn außer ihm bewegten St.-Germain, Philidor, Casanova und noch Andere die europäische Scene, freilich Keiner von ihnen mit so handgreiflichem Unsinn und so entschiedenem Erfolg als er, bei welchem ihm die noch stockende Verbindung zwischen den Nationen und die fast allgemeine Käuflichkeit der Justiz zu Statten kam.

Wir müssen es unserer Zeit zum Ruhme nachsagen, daß in ihr ein Cagliostro unmöglich sein würde. Denn theils ist die Zweifelsucht an die Stelle jener stets bereiten Wundergläubigkeit getreten, theils thun die Behörden besser ihre Pflicht als damals, und die höhern Stände der Gesellschaft sind ohne Vergleich klüger und einsichtiger geworden, als sie vor 50 Jahren waren. Unsinn und Gaunerei sind auf einen viel engern Kreis hingewiesen, und auch in dieser Beziehung hat die französische Revolution dem europäischen Mittelalter ein Ende gemacht. Diesen Neigungen seiner Zeit hat der hellste Geist in ihr, Göthe, in seinem „Groskophta", einen Spiegel vorgehalten; er, der stets das klare Auge auf das Leben gerichtet hielt, durchschaute den Betrüger leicht und verschmähte es nicht, wie er ihn sah, ihn den Blicken seiner Zeitgenossen hinzustellen. Mit dem „Groskophta" war Cagliostro in Deutschland von dem Throne gestürzt, den ihm die Albernheit erbaut hatte. Später besuchte Göthe bekanntlich die Familie des Betrügers in Palermo, und sein reizender Bericht von diesem Besuch ist den vorliegenden Bogen angehängt, die erfreulichste Zugabe zu ihnen.

Was diese Bogen selbst betrifft, so enthalten sie wenig, das der Rede werth wäre. Neue und unbekannte Züge aus dem Leben Cagliostro's liefern sie nicht, und das „Conversations-Lexikon" hat dieselben Quellen gekannt, aus welchen der Verf. geschöpft hat. In der Darstellung selbst zeigt sich weder ein eigenthümlicher Geist der Auffassung, noch stylistischer Reiz, die Erzählung ist niedrig und schlecht. Als eine Probe von der merkwürdigen Frechheit dieses Betrügers wollen wir seine Zusammenkunft mit Lavater citiren. Lavater reiste nach Strasburg, um die Bekanntschaft des Wundermannes zu machen, der hier besonders durch folgendes Stückchen Aufsehen und Erstaunen erregt hatte. Er machte sich anheischig, den Kranken, die zu ihm um Heilung kamen, ihre Krankengeschichte Punkt für Punkt zu erzählen, ohne sie nur einmal zu sehen. Dies ward so bewirkt. Ein verschmitzter Kammerdiener führte die sich Meldenden zu einer Art von Betstuhl in einem entfernten Theil von C.'s Wohnung, wo er sie anwies, vor einem Bilde des Heilands niederzuknien, zu beten und ihm mit lauter Stimme ihre Leiden zu klagen. Hinter dem Betstuhl war Lorenza, Cagliostro's Weib, versteckt, die diese Klagen niederschrieb. Dann fragte der Gauner, vielleicht in großer Gesellschaft, ob Kranke da wären, ließ diese einführen, kehrte ihnen den Rücken und lehnte sich mit dem Kopfe gegen die Wand, welche durchbrochen war, und durch welche Lorenza ihm die Krankengeschichten der Erschienenen zuraunte. Welche Verwunderung für diese, für alle Gegenwärtigen, wenn er ihnen nun haarklein vorerzählte, was sie selbst im Gebet dem Heiland vertraut hatten! — Durch dies gemeine Gaunerstück war C. der Abgott der Strasburger geworden, und Lavater eilte herbei, den begabten Propheten kennen zu lernen. Er ließ sich bei ihm melden; aber erst nach mehren Tagen ungeduldigen Harrens konnte er Zutritt gewinnen. Cagliostro empfing ihn mit abstoßender Kälte. Auf Lavater's ehrfurchtsvolle Anrede erwiderte er mit wegwerfendem Hochmuth in Blick und Miene: „Sind Sie von uns Beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich es, so brauche ich Sie nicht!" Damit entfernte er sich, ohne ein Wort weiter zu sagen. Am andern Tage schrieb Lavater an ihn: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? Wie haben Sie sie erlangt? Worin bestehen sie?" Cagliostro antwortete:

In verbis —
In herbis —
In lapidibus. —

Und Lavater blieb bezaubert.

Der Bastille war Cagliostro 1786 durch seine Frechheit und Lorenza's Reize, welche ihre Kunst so weit trieb, daß sein zweiter Richter, Launay, eine pariser Hetäre als ihre Schwester ehlichen mußte, glücklich entronnen; allein in Rom erreichte ihn nach einem frechen Bubenstücke der schändlichsten Art bekanntlich die Nemesis. Er ward nach vollständiger Ueberführung am 7. April 1791 zum Feuertode verurtheilt; Papst Pius VI. aber verwandelte diese Strafe in lebenslängliche Gefangenschaft. Er starb 1795 in einem unterirdischen Kerker der Veste S. Leo im Kirchenstaat, und Rom hatte das seltene Verdienst, durch die Bekanntmachung der Untersuchungsacten Europa über diesen gefährlichen Betrüger aufzuklären.

Seinen Stammbaum enthält die Zugabe aus Göthe's Bericht; Alles aber, was dem Verf. dieses Buches angehört, ist unbedeutend. Casanova's Zusammentreffen mit Cagliostro erzählt die „Urania" von 1822. 2.

Der wahre Robinson.

Alexander Selcraig, welcher seinen Namen in Selkirk umwandelte, war geboren zu Largo, in der Grafschaft Fife im J. 1676. Sein Vater, ein Schuster behandelte ihn mit einer Strenge, welche durch sein unregelmäßiges Betragen hinlänglich gerechtfertigt war. Es ist bräuchlich in Schottland, die jungen Leute, die sich schlecht aufführen, öffentlich in der Kirche zurechtzuweisen. Nach einer solchen kirchlichen Admonition verschwand Alexander aus seinem Geburtsorte; er nahm seinen Weg nach einem Seehafen und schiffte sich ein. Der störrige, unbändige Charakter, welcher ihm in der Jugend so häufige Strafen zugezogen, war seinem Fortkommen in der Marine hinderlich. Er desertirte und ließ sich unter eine Seeräuberbande im indischen Ocean anwerben; sechs Jahre nach seiner Entweichung kehrte er nach Schottland zurück. Bald ward ihm das Leben auf dem Continente unerträglich, wo sein Charakter ihm täglich neue Feinde zuzog; er kehrte mit Dampier in die Südsee zurück. Der Capitain Stralding, welcher das Schiff befehligte, auf dem Selkirk diente, war genöthigt, ihn öfters zu züchtigen, sodaß der Matrose endlich den Entschluß faßte, sich aller Disciplin zu entziehen. Während das Schiff an der Insel Juan Fernandez hielt, versteckte sich Selcraig in einem Walde, bis das Schiff abgesegelt, und lebte ganz allein auf der Insel, wo er vier Jahre und vier Monate zubrachte. Im Jahre 1709 fand ihn der Capitain Rogers daselbst, nahm ihn an Bord und führte ihn nach England, wo Daniel de Foë, Steele und die meisten merkwürdigen Männer seiner Zeit ihn häufig über sein wildes Leben ausfragten. Steele hatte über ihn einen Artikel im „Tatler" geschrieben. Es waren bereits fünf verschiedene Erzählungen seiner Abenteuer erschienen, als Daniel de Foë, diese rohen Materialien mit seinem Schöpfergeiste befruchtend, „Robinson Crusoe", eine Art populaire Epopöe, daraus schuf. Ein großer, philosophischer Gedanke liegt dem Buche zum Grunde: es sind die unerschöpflichen Hülfsquellen, die dem Menschen zu Gebote stehen; die nothwendigerweise erfolgende Rückkehr des Gemüthes zum religiösen Vertrauen, wenn wir uns allein der Natur, d. h. Gott, gegenüber befinden. In welcher Predigt befindet sich eine so bewundernswerthe Moral wie im „Robinson"! diesem herrlichen Roman, kein Buchhändler in London wollte ihn drucken! Nur auf eifriges Betreiben eines Freundes des Verf. verstand sich William Taylor dazu, das Manuscript für 10 Pf. an sich zu bringen. Kaum war das Buch erschienen, so fingen Daniel de Foë's Gegner an sich zu rühren, denn der muthige, redliche, talentvolle Schriftsteller hatte deren viele. Einige stellten die absurde Behauptung auf, der Verf. habe das Manuscript von Selkirk gekauft; Andere nannten Crusoe einen Don Quixote. Das Volk hingegen verschlang den vielfach angefeindeten Roman. „Es gibt keine alte Frau", sagt Gildon, „die nicht ein paar Pennys zurücklegte, in der Hoffnung am Ende des Monates den Robinson kaufen zu können." Gildon war ein Satirendichter und kein Bewunderer de Foë's. — Die Spanier haben einen katholischen Robinson. Die Araber stellen den Robinson in gleiche Linie mit den besten ihrer eignen Erzählungen; unter dem Titel „Dour-el-Bakoul" (Die Perle des Oceans) ist Crusoe der Rival Sindbad's und die Freude der Wüste geworden.

Unter den zahlreichen Romanen, welche de Foë in seinen spätern Jahren herausgab, ist kein anderer bekannt geworden; wer hat die Geschichte von Moll Flanders, die Memoiren des Capitain Carleton, das Leben der Roxolane, den Obersten Singleton u. a. m. gelesen? Und alle diese Werke kommen in Betreff des dramatischen Interesses, der Treue, der Energie der Gemälde dem „Robinson" zum wenigsten gleich! Jeder dieser Romane ist beachtenswerth, alle tragen die Spuren des Genius. Zu den merkwürdigsten Productionen dieses fruchtbaren Schriftstellers gehört die Geschichte der Pest von London 1665, ein Buch, welches die meisten Kritiker und selbst ein Arzt, Dr. Mead, als ein authentisches Document betrachtet haben. De Foë war vier Jahre alt, als die Pest zu London ausbrach; es sind also nicht seine eignen Empfindungen, die er schildert; es ist ein selbstgeschaffenes Drama. Ein Sattler von Whitechapel entwirft das schaudererregende Gemälde der von der Pest verwüsteten Stadt, der Straßen, in denen Gras wächst, der Katakomben, in denen sich die Leichen aufhäufen, der Ausrufer, welche rufen: „Bringt Eure Todten herbei", der Verbrecher, welche unter diesen Schreckensscenen sich den empörendsten Orgien überlassen. Und das Alles ist so wahr, so naiv, und mit Zahlen und statistischen Sterblichkeitsangaben belegt, daß es dem Leser nimmer in den Sinn kommen würde, es sei blos eine Dichtung.

Daniel de Foë starb arm und elend; der Undank seines Sohnes, dem er sein Vermögen abgetreten hatte, und der seine Mutter (de Foë's Gattin) vor seiner Thüre betteln und Hungers sterben ließ, brach dem edeln Greise das Herz. „Ich habe mich nie beklagt", schrieb er seinem Freunde Baker; „nichts, seit ich lebe, hat meinen Muth beugen können; nur dieses konnte mich besiegen!" Die Nachwelt war bisher nicht gerechter gegen ihn als seine Zeitgenossen. „Robinson" hat eben durch das Glück, das er gemacht, den Verf. verdunkelt, sein Ruhm hat den Ruhm des Dichters verschlungen. Man weiß heutzutage nicht einmal mehr, wie sein Name geschrieben werden muß: ob er sich Foë, De Foë, De Fooë oder Foy nannte. Für uns gibt es keinen Foë, sondern blos einen „Robinson"; es ist wirklich beispiellos in der Literargeschichte, daß ein Schriftsteller in seinem eignen Werke verschwunden, daß sein Name in seinem Ruhme versunken.

Daniel de Foë hat Licht verbreitet über alle Theile des Staatshaushaltes, der innern Polizei, der Regierungstheorie, der religiösen Theorien, der Geschichte und der Aesthetik. — Vor Richardson entwarf er geistreiche Sittengemälde; er hat die erste literarische Zeitschrift in England gegründet, mit ihm beginnt die periodische Literatur, auf welche England mit Recht stolz ist. De Foë war ein großer Philosoph, ein energischer Dichter, ein beredter Schriftsteller und ein tugendhafter Mann. Vielleicht hat ihm, um berühmter zu werden, blos die Heftigkeit und Gewissenlosigkeit Swift's gefehlt, die verkäufliche Niederträchtigkeit Dryden's, die Fatuität Pope's und Addison's stolzer Egoismus. De Foë, ein wahrer Don Quixote des Rechts, befehdete alle Parteien, welche von Unrecht lebten. Er vereinigte die Gutmüthigkeit des Abbé de St.-Pierre mit der feinen Ironie des Cervantes und der klaren und ruhigen Vernunft Locke's.

Kein Denkstein schmückt das Grab des großen Mannes. Es existirt keine einzige vollständige Ausgabe seiner Werke; hätte er nicht den „Robinson", den Liebling des Volkes und der Kinder, geschrieben, so würde wahrscheinlich keine einzige Biographie seiner erwähnen. Die Staatsmänner haben ihn dem Henker ausgeliefert, und seine Freunde haben ihn verrathen; sein Sohn hat ihn getödtet, und seine Nebenbuhler haben ihn angeschwärzt. Die Kinder werden ihn schützen. 19.

Literarische Notizen.

Schiller's „Geschichte des Abfalls der Niederlande" ist ins Französische übertragen worden.

Von Noel und Carpentier's „Nouveau dictionnaire des origines, inventions et découvertes dans les arts, les sciences etc." erscheint eine neue, um mehr als 800 Artikel vermehrte Auflage.

Die Parodien auf Victor Hugo's „Marie Tudor" häufen sich. Eine derselben heißt „Marie, tu dors", eine andere „Marie, crie fort". 43.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1834.

Die Freistaaten von Nordamerika. Beobachtungen und praktische Bemerkungen für auswandernde Deutsche von Gust. Löwig, Kaufmann in Philadelphia. Mit Abbildung eines Reiseschiffes. Heidelberg, Groos. 1833. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Herausgeber dieses Buchs, das viel gelesen zu werden verdient, würde die Brauchbarkeit und richtige Würdigung desselben sehr befördert haben, wenn er nicht unterlassen hätte, einige mit bescheidener Rücksicht sehr verträgliche Auskunft über den Verf. zu ertheilen. Daß er ein Schwabe sei, vermuthlich ein Würtemberger, der mit andern Landsleuten die Heimat verlassen, um in Nordamerika Glück zu suchen, daß er ein verständiger, treuherziger, schwerlich wohlhabender, aber wirthschaftlicher Mann sei, anspruchlos und gegen Beschwerden abgehärtet, englischer Sitte unkundig, mit englischer Sprache nur unvollkommen bekannt, ergibt sich aus dem Laufe eines Tagebuchs, das er nicht für den Druck, sondern für seine nächsten Bekannten niederschrieb. Wer zu diesen nicht gehört, mag erfahren wollen, welches Alters, Standes und Berufs der Reisende gewesen, welche Geschicklichkeiten er besessen, was er zu finden begehrt und worauf er sich beschränken müssen, um zu beurtheilen, wie viel er von seinem Bericht auf Treu und Glauben annehmen und daraus folgern dürfe, ohne die Fremde weder zu überschätzen noch herabzuwürdigen. Ein Blatt, vielleicht eine einzige Seite würde hingereicht haben, so billige Fragen zu beantworten; und wir wünschen, daß eine neue Auflage dieses Buchs, falls sie veranlaßt werden und wol gar eine Fortsetzung herbeiführen sollte, darauf Rücksicht nehme. Uns freilich verbürgt die Wahrhaftigkeit der Angaben des Deutschen ihr Zusammentreffen mit Wahrnehmungen englischer Reisenden, welche sie gegenseitig gegen manche Vorwürfe rechtfertigt; indessen ist dieses nicht bogenreiche, aber wichtige Erzeugniß zunächst grade für Leute bestimmt, denen sich große Belesenheit weder zutrauen noch anmuthen läßt, und welchen ein glaubwürdiger Landsmann genügen muß.

Der Verf. schiffte sich gegen Ende August 1829 mit fünf Reisegefährten auf einem französischen Paketboot in Havre ein und kann die Beköstigung, Behandlung und Einrichtung, welche sie auf dem zweiten Platz, Entrepont genannt, fanden, nicht schlecht genug schildern. Wir sind längst überzeugt, daß Reisende hohen und niedern Standes, denen die Wahl der Schiffsgelegenheit freisteht, bei jeder andern sich besser befinden als bei einer französischen. Nach mannichfachen Beschwerden stiegen die Reisenden am 13. October nach 8 Uhr Abends zu Neuyork an das ersehnte Land. Der Verf. fand die Stadt über alle Beschreibung prächtig und reich. Feuersbrünste, mehrentheils absichtlich angelegte, sind dort an der Tagesordnung; frisches, gesundes Wasser ist selten und kostbar. Verreckte Hunde, Katzen und Schweine liegen auf allen Gassen neben den reinlich gehaltenen breiten steinernen Trottoirs; die nächsten Umgebungen sind dürrer Sandboden und häßlich. Der runde Hut kommt vornehmen und geringen Amerikanern kaum in der Kirche und beim Essen vom Kopfe. Bankrotte sind häufig; auf Versteigerungen, deren in der Regel täglich ein Dutzend vorfallen, werden die Waaren verschleudert. Klingende Münze ist selten, unter den Bankrotten sind nicht wenig falsche. Die Lage der nicht sehr gut empfohlenen Ankömmlinge ist überaus traurig; sie werden von Jedem betrogen, an den sie sich wenden, am meisten von ihren eignen Landsleuten. Manche Handwerke sind in Nordamerika bereits überfüllt, und jedes wird wenigstens anders betrieben, sodaß der geschickteste europäische Handwerker hier von Neuem zu lernen anfangen muß. Philadelphia ist minder prächtig, aber hübscher als Neuyork und hat gutes, gesundes Wasser. Spiel um Geld ist verboten, aber man spielt um Marken, die nach aufgehobenem Spiel hoch bezahlt werden. Kegelspiel ist untersagt; weil aber der Buchstabe des Gesetzes nur Spiel mit neun Kegeln (nine pins) benennt, so spielt man nach Herzenslust mit zehn. Die Zahlenlotterie, das verderblichste Spiel der Welt, wird gesetzlich geduldet und richtet viel Unheil an. Die Theater stehen zu billigen Eintrittspreisen offen, machen keinen großen Aufwand und bereichern ihre Unternehmer nicht, die sich von Zeit zu Zeit mit Bankrottiren helfen. Freimaurer gibt es in Nordamerika unzählige. Die Einkäufe auf den reichlich versehenen Märkten werden von Männern besorgt, und ein Herr, der vielleicht eine Tonne Goldes im Vermögen hat, fährt ein Schwein auf einem Schubkarren nach Haus. Der Tagelöhner lebt gut, vielleicht besser als der Reiche. Gegessen wird mehr und reichlicher als in einem Lande der Welt. Zum Frühstück gegen 8 Uhr Morgens, zu Mittag um 12, zu Abend

schon wieder um 6, und Thee oder Kaffee während der Mahlzeit getrunken wie in Deutschland Wein. Am verschwenderischsten geht man mit der Feuerung um, ungeachtet die Klafter kleingemachtes Holz wenigstens 15 deutsche Gulden kostet. Der Jahrgehalt der nur auf eine Woche gedungenen Hausmägde beträgt 130 Gulden, der Köchinnen nicht selten gegen 260 Gulden, und sie thun wenig dafür, sondern stellen sich in Kleidung und Freiheiten ihren Herrschaften fast gleich. Diese Unart ist ohne Zweifel der Hauptgrund, warum diese den Dienst der Schwarzen für unentbehrlich achten, die sie denn auch als seelenlose Werkzeuge und mit minderer Schonung als ihre Hausthiere behandeln. Auch in Philadelphia wird so häufig gebrennt als in Neuyork, aber wegen Fülle des Wassers leichter gelöscht. Zeitungen in großer Zahl sind Landesbedürfniß. Briefporto ist theuer. Frachtposten und Extraposten gibt es nicht. Mangel an Policei, besonders der Landstraßen, ist auffallendes Uebel. Bürger kann Niemand werden, der sich nicht fünf Jahre zuvor dazu gemeldet; und doch kann nur ein Bürger sicher sein, daß er von seinem erkauften und vielleicht sehr verbesserten Grundeigenthum durch bloße Erstattung des Kaufgeldes nicht vertrieben werde, auch er nur kann eine öffentliche Würde bekleiden. Kirchhöfe liegen innerhalb der Stadt, Leichenbegängnisse sind äußerst kostbar. Frauenzimmer machen großen Aufwand, daher ist Ehelosigkeit vorherrschender als in Europa. Neger und Irländer sind dem Trunk ergeben. Das Klima gleicht dem des südlichen Deutschlands, nur ist Witterungswechsel häufiger. Tabackrauchen ist nicht sehr gebräuchlich, das ekelhafte Tabackkauen, selbst bei Frauenzimmern allgemein. Der nordamerikanische Stutzer trägt kein Bedenken, die Nase mit den Fingern zu schneuzen, gefällt sich besonders, ins Kaminfeuer oder an den Ofen zu spucken und seine Beine über Stühle und Tische auszubreiten. Man stößt und tritt sich gegenseitig ohne Entschuldigung. Eingewanderte Deutsche bedienen sich oft schon nach kurzem Aufenthalt deutscher Worte in einem Sinn, der dem englischen nachgeäfft ist und den in ihrem Mutterlande Niemand errathen würde. Wo sie lieben oder gefallen ausdrücken wollen, sprechen sie von gleichen (to like). Der Verf. verfällt selbst in diesen Fehler, oder hat sich dadurch täuschen lassen, indem er (S. 129) berichtet, die Gerichtsgeschwornen hätten für Gültig oder Ungültig erklärt, wo er Guilty or Not guilty durch Schuldig oder Nichtschuldig übersetzen sollen. Kunstwerke werden nicht sonderlich bezahlt, auch finden deutsche Bücher wenig Absatz. Dagegen wird in der Landessprache viel gedruckt, allein im Staat Neuyork 17 Millionen große Zeitungsbogen. Die Zahl der Aerzte, die zugleich Apotheker sind und unter keiner Aufsicht stehen, ist ungeheuer. Nebenher handeln sie mit hunderterlei beliebigen Gegenständen, sogar mit geräuchertem Fleisch und Speck, und verzieren ihre Fenster mit großen Kolben gefärbten Wassers. Quacksalbereien sind nirgends begünstigter. Advocaten, die Seuche des amerikanischen Bodens, sind nicht zu zählen. Mundwerk ist die Hauptsache bei ihnen, kein Ausländer wird jemals mit einer amerikanischen Zunge wetteifern können. Schneider spielen eine große Rolle, das Macherlohn eines Rocks kostet immer mehr als das feinste Tuch. Schuster sind nicht schlechter abgefunden und geschickt, aber das Leder ist nicht dauerhaft. Ausgezeichnete Uhrmacher werden gut bezahlt und erhalten oft für eine treffliche Taschenuhr [illegible] Dollars; doch ausländische Waare, womit das Land überschwemmt ist, gilt weniger als in Deutschland. Das Bijouteriegeschäft geht schlecht, weil es überfüllt ist. Providence, ein kleiner Seehafen Massachusetts, verfertigt Waare dieser Art in unsäglicher Menge zu beispiellos niedrigen Preisen. Gold in Farbe zu setzen verstehen die Nordamerikaner fast besser als die Pariser. Auch Conditorei ist überfüllt, und Drechsler und Schlosser können kein Glück machen, da Erzeugnisse ihrer Kunst in Schiffsladungen aus England herbeiströmen. Bierbrauerei, im Großen betrieben, ist einträglich, nur erfodert sie ein bedeutendes Capital. Hutmacher stehen den besten des Auslands an Geschicklichkeit und Menge nicht nach. Amerikaner bewähren sich als treffliche Lackirer und Vergolder. Mühlen jeder Art sind ausgezeichnet. Fleißige Maurer werden gut bezahlt, wenn sie den amerikanischen Handgriff erlernt haben. Zimmerleute müssen frisch in die Lehre gehen, weil man von ihnen auch Schreinerarbeit fodert. Bäcker und Metzger sind überzählig. Die amerikanische Gerberei scheint bis jetzt von der Vollkommenheit entfernt. Alles aus der Fremde mitgebrachte Handwerkszeug ist in Amerika wenig zu gebrauchen und wird von dem dortigen weit übertroffen. Sprachlehrer, der englischen Sprache vollkommen mächtig, haben ihr Auskommen gefunden. Ganz Neuyork scheint ein Laden zu sein; Krämerei treibt, wer ein Fenster an der Straße besitzt. Ladendiener gibt es gar nicht, nur Jungen und Hausknechte; der Amerikaner hat seine Buchführung im Kopfe und das größte Handelshaus besoldet oft nur einen Commis. Schuldner bösen Willens begünstigt das Gesetz, welches sie vor allen gerichtlichen Verfolgungen und Schuldgefängniß schützt, wenn sie eidlich erhärten, daß sie nicht mehr als fünf Pfund im Vermögen besitzen, und ihr Gläubiger den Ueberschuß hinnehmen möge, wo er ihn findet. Das heißt gesetzliche Wohlthat (benefit). Der Eid wird ohne alle Förmlichkeit durch den Kuß auf eine vielgebrauchte, halbzerrissene, beschmutzte Bibel bestätigt; worauf Schamlose so wenig Gewicht legen als der muthwillige florentinische Bankrottirer des Mittelalters, der sich mit bloßem Hintern auf einen Eckstein am Markte setzen durfte, um alle Ansprüche seiner Gläubiger zu tilgen. Niemand wundert sich, wenn Jemand dieses Benefiz, dem es auch in andern Ländern nicht an Liebhabern fehlen wird, so oft und so bald wiederholt, als ihm gelingen kann, neuen Credit zu erschleichen. Die Juden, für welche ein Kuß auf die christliche Bibel und ein Eid nach christlichen Begriffen geleistet, gar keine Bedeutung haben, stehen sich offenbar am besten dabei. Daher behauptet der Verf., Nordamerika sei ihr wahres Paradies und eigentliches gelobtes Land: täglich Versteigerungen aller Art, falsche Bankrotte in Menge, unbeschränkter

Schacher und Wucher, und zuletzt ein Bezesz, dessen Eintrittsgeld vorausbezahlt ist! Der deutsche, nicht unbemittelte Landmann, arbeitslustig und mit gesunden, kräftigen Händen, der sich in Ohio oder Indiana ansiedeln kann (denn im Staat Newyork und Pennsylvanien ist gutes Land schon zu theuer), hat das vorzüglichste Loos gezogen. Auf sauere Lehrjahre muß er sich freilich gefaßt machen, und Geldreichthum darf er nicht erwarten, wol aber hinreichende Mittel, sich gut zu nähren und zu kleiden.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte des Theaters in Polen.

Das Drama ist bei den Polen nicht, wie etwa bei den Griechen, eigenthümlich aus dem Innern der Nation erwachsen, noch hat es sich, dorthin verpflanzt, an und mit dem Leben der Nation heraufgebildet; so hat es eigentlich keine Geschichte, kein naturgemäßes Blühen und Reifen; nur einzeln sind die dramatischen Versuche, einsam auftauchenden Wellen gleich, die, durch die Kraft eines Einzelnen hervorgetrieben, gar bald in dem Strome wieder verlaufen; und so kann das Abgerissene und Vereinzelte in folgendem Aufsatze zugleich als ein Bild von den fortgehenden Zuständen der dramatischen Poesie in Polen angesehen werden.

Juszynski beweist in seinem Lexikon der Poeten Polens durch einen Synodalbeschluß vom Jahre 1420, welcher den Geistlichen an Tänzen und öffentlichen Schauspielen Theil zu nehmen verbietet, daß bereits im 15. Jahrhunderte theatralische Vorstellungen in Polen stattgefunden haben: es waren dies einfache Darstellungen aus der Leidensgeschichte unsers Herrn. Zu den gedruckten Erstlingen des polnischen Dramas zählt Juszynski eine Komödie von Anton Wisniewski, einem Bürger von Krakau, welche unter dem Titel: „Cudowne wesele czyli himeneus czarodziejski" (die wunderbare Hochzeit oder der Hexen-Hymenäus), aus der Druckerei des Kwasnowski hervorgegangen ist. Die Handlung wird von 27 Personen in 8 Scenen durchgeführt, in einer Scene weinen Neun, lachen Neun und singen Neun; in einer andern liegt der Teufel auf der Erde, zwei Personen halten ihn, während eine Hexe zuschlägt. Im Anfange des 16. Jahrhunderts wurden auf dem Hoftheater lateinische Dramen aufgeführt, z. B. eins unter dem Titel: „Ulyssis prudentia in adversis"; es geschah dies zu der Zeit, als auch die polnischen Damen Cicero's Sprache verstanden. Um dieselbe Zeit gaben die Dominikaner in Krakau die ersten Fastnachtsspiele. Ein Dialog, den sie 1580 darstellten, es war die Leidensgeschichte unsers Herrn in 108 Scenen, dauerte 4 Tage, ein besonderes Theater wurde dazu erbaut, fast ein Jahr gebrauchte man zu den Vorbereitungen. In etwas frühere Zeit gehört warscheinlich die Tragödie: „Pamella", der Czacki erwähnt, deren Existenz aber wol immer ein bibliographisches Räthsel bleiben wird; so ist es auch immer noch unbekannt, ob und wann die Tragödie: „Sofrona", welche die polnischen Bibliographen in das Jahr 1550 setzen, gespielt worden sei. Wie gering die theatralischen Versuche damaliger Zeit waren, sieht man daraus, daß Johann Kochanowski, der als lyrischer Dichter jener Zeit eine bedeutende Stelle einnimmt, ein so undramatisches und schwaches Werk, wie die „Odprawa posłów greckich" (die Abfertigung der griechischen Gesandten), hat liefern können. Es wurde 1578 zur Hochzeitfeier des Johann Zamoyski mit der Batorowna auf einem eigens dazu errichteten Theater zu Ujazdowo aufgeführt. Kochanowski ist also weder der Zeit, noch auch der Bedeutung nach der erste dramatische Dichter der Polen, was von unsern Literatoren oft behauptet wird. Wahrscheinlich, weil die Nichtkatholiken über die Fastnachtsdialoge spotteten, verbot sie 1603 der Bischof von Krakau Bernh. Maciejowski; bald aber zeigten sie sich wieder. Gierczynski in dem „Obraz wieku Zygmunta III." (Darstellung des Zeitalters Sigismund III.) erwähnt eines dreiactigen Dramas von Joh. Borowski, Pastor zu Straßburg (in Westpreußen), das 1607 mit einem Kupfer, welches die Hölle und eine Menge im Feuer schmachtender Seelen darstellt, erschienen ist unter dem Titel: „Seym piekielny, straszliwy, i examen Xięcia piekielnego" (der furchtbare Höllenreichstag und das Verhör des Höllenfürsten). Der Gehalt des Ganzen ist läppisch, aber der Vers zuweilen glücklich und nicht ohne Witz. Von gleichem Inhalte und Werthe ist das 1621 in Danzig gedruckte „Theatrum diabulorum", das wahrscheinlich damals gespielt wurde. Ein Lustspiel: „Komedya Rybaltowska", wurde 1624 gedruckt; ein anderes: „Traiedya ucieszna" (lustige Tragödie oder Hofkomödie von einem Säufer, der meinte, er sei der König), von J. G., erschien 1638 in Danzig.

Unter Wladislaus IV. spielte man auf dem Schloßtheater zu Warschau. Jarzemski, der Musikus und Baumeister dieses Königs, beschreibt in seinen Memoiren das damalige Theater. „Das Theater", sagt er, „besteht aus Säulen, da erheben sich Coulissen (er nennt sie kunszty, Kunststücke) oder sinken herab, da werden andere mit Schrauben auf verschiedene Seiten gewendet und zeigen bald Finsterniß und Wolken, bald liebliche Helle mit dem blauen Himmel und der Sonne, oder mit dem Monde, den Sternen und Planeten. Auch erscheint die furchtbare Hölle, das brausende Meer, auf dem Kähne umherfahren oder Sirenen mit herrlichem Gesange einherschwimmen. Bald kommt eine Person vom Himmel herab, bald aus der Erde herauf. Plötzlich öffnet sich ein Baum, eine Person, mit Kleinodien geschmückt, springt heraus, und singt wie ein Engel. Dann unterreden sich wieder Andere, oder zappeln nach italienischer Art mit den Füßen und springen. Groß ist der Saal, mit Lampen erleuchtet und voller Gäste."

Unter Johann Kasimir (1661) erhob sich das polnische Theater schnell zu einer bedeutenden Höhe dadurch, daß französische Dramen, unter andern Corneille's „Cid" und Racine's „Andromache", welche der Wojewode von Mazowien, Morsztyn, in fließende polnische Verse übertragen hatte, am Hofe gespielt wurden. Es verfiel aber ebenso schnell wieder unter Johann III. Sobieski. Der Bezwinger der Türken und Tataren, in dem civilisirten Frankreich erzogen und selbst gelehrt, konnte bei den fortwährenden äußern und innern Kriegen nichts für Kunst und Wissenschaft thun.

Wie in Deutschland während des Mittelalters die Spiele nach den Ständen streng gesondert waren, die Turniere von dem Mummenschanze und den Fastnachtsspielen, so in Polen unter den Augusten der theatralische Zeitvertreib. Bei Hofe gab man nur französische und italienische Opern, daneben Ballets. Der Text wurde gedruckt und an die Hofleute vertheilt; er war gewöhnlich von Metastasio, die Musik vom ersten königlichen Kapellmeister Hasse. Einige derselben sind: „Le héros chinois", Oper zum Geburtstage August III. aufgeführt; „Il trionfo di Aclia", 1762; „Il re pastore" u. s. w. Polnisch wurde einzig für das Volk an Festtagen oder während der Jahrmärkte in den Städten gespielt. Für einen Tynf konnte man in der Vorstadt die grauenvollste Geschichte sehen, z. B. den Kampf David's mit Goliath, wie Judith dem Holofern das Haupt abschlägt u. dergl. An Schauspielkunst war nicht zu denken. Den hohen Adel ergötzten indessen die Jesuiten mit ihren lateinischen Schuldialogen. Je mehr hier etwas mislang, je ungeschickter eine Scene durchgeführt wurde, desto größer war das Gelächter und die Freude des Publicums, das, eingeladen, nun geduldig zuschaute, auch Besseres nicht kannte. Wichtig sind diese Schuldialogen deshalb, weil sie der unsterbliche Konarski bei den Piaren benutzte, um den Samen eines bessern Geschmacks auszustreuen. Er ließ mehre der bessern französischen Stücke in polnischen Uebersetzungen aufführen und schrieb selbst ein Drama: „Epaminondas", das in der polnischen Literargeschichte schätzbar ist. Seinem Beispiele folgte bei den Jesuiten Bohomolec, theils durch Originalwerke, theils durch Uebersetzungen aus Molière. Eine vollständige Sammlung seiner dramatischen Arbeiten erschien 1775 zu Warschau in 5 Theilen.

Eine neue Epoche für das polnische Drama begann durch die Fürstin Ursula Radziwill, geb. 1705, aus dem fürstlichen Hause Wisniowiecki, eine sehr gebildete, ja gelehrte Dame. Zu einer Zeit, als noch Alles an den französischen Regelzwang gebunden war, warf sie denselben ab und schloß sich mit Kühnheit den Engländern an. Sie schrieb 16 Dramen, unter andern: „Die witzige Liebe", eine Komödie, in der 71 Personen agiren; „Werk der göttlichen Vorsehung", Tragödie in 7 Acten, wo sogar der Spiegel spricht; „Aus den Augen entspringt Liebe", Komödie in 11 Acten; „Das Gold im Feuer" u. s. w. Die Verse sind theilweise gut, neben vielem Geschmacklosen findet man echte Poesie und Schönheiten ersten Grades. Diese Dramen wurden auf einem in der fürstlichen Besitzung Nieswierz errichteten Theater aufgeführt, die Fürsten selbst spielten darin. Gesammelt findet man dieselben in einem Folianten (Posen 1754). Auch andere Magnaten unterhielten Theater auf ihren Besitzungen bis in spätere Zeit, unter Andern, der Hetman Oginski zu Siedlce, die Generalin Brühl zu Gaycżyn, der Hetman Branicki zu Bialystok mit fürstlichem Luxus, der Senator Iliński zu Romanowo; bekannt ist das Theater zu Pulawy, der Besitzung des Fürsten Czartoryski.

Unter Stanislaus August wurde endlich am 19. Febr. 1765 zu Warschau ein stehendes polnisches Theater eröffnet. Es wurden hier die Stücke von Bohomolec, Rzewuski, dem Fürsten Czartoryski, Zabłocki (der im Komischen schon eine gewisse Vollendung erreichte), Krasicki (dessen dramatische Arbeiten unter dem Namen seines Secretairs Mowiński erschienen sind), Wybicki u. A. gegeben. Zur höchsten Blüte gelangte dieses Theater unter der Direction des auch im Auslande berühmten Boguslawski; er wirkte nicht nur als einer der ausgezeichnetsten Schauspieler aller Völker, sondern auch als fruchtbarer dramatischer Schriftsteller. Mit seinem „Heinrich VI. auf der Jagd" (Henryk VI. na łowach) begann zugleich mit Niemcewicz's Komödie: „Die Rückkehr des Gesandten" (Powrót posła) ein neuer Aufschwung des polnischen Dramas, als dessen Ergebniß der „Graf Fredro" erscheint. Jetzt besitzt Warschau drei öffentliche Theater: das im März 1833 eröffnete neue, große Theater auf dem marieviller Platze, das Nationaltheater und das Teatr rozmaitości, (d. i. théâtre des variétés). Außerdem finden wir polnische Theater in Krakau, Lublin, Posen, Kalisz, Wilno. Berühmt wird das Theater in Lemberg unter der Direction Kamiński's. Hier wirkte früher einer der ersten polnischen Schauspieler, Owsiński, der 1779 starb. 26.

Zur Literatur des Machiavell.

Herr Artaud, Mitglied der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften zu Paris, lange Zeit Geschäftsträger des französischen Hofes zu Florenz, Wien und Rom, und als Schriftsteller durch seine „Reise in den Katakomben zu Rom" sowie durch seine Uebersetzung der „Divina Commedia" rühmlichst bekannt, hat durch ein im vor. J. erschienenes historisch-kritisches Werk: „Machiavelli, dessen Geist und Irrthümer", in zwei Bänden, allen Kennern gezeigt, wie glücklich er seinen Aufenthalt in Italien benutzt hat und wie tief er in den Geist der Sprache, der Literatur und der Sitten dieses Landes eingedrungen ist. Er begnügt sich in dem angeführten Werke nicht damit, eine gediegene und wahrhaft vollständige Lebensbeschreibung jenes gelehrten und in allen Fächern bewanderten Mannes zu geben und uns denselben als Publicisten, Geschichtschreiber, Dichter, Staats- und Kriegsmann, ja selbst als Befehlshaber der Truppen des Freistaats, dem er angehörte, vor Augen zu stellen, sondern beurtheilt auch mit ebenso viel Geist als Unbefangenheit die so verschieden gewürdigten Lehren des ehemaligen Secretairs der Signoria und scheidet mit einer löblichen Unparteilichkeit das Wahre von dem Falschen, indem er besonders die Umstände heraushebt, unter welchen die vorzüglichsten Schriften des florentiner Staatsmannes verfaßt worden sind. Unter mehren bis jetzt ungedruckten oder zum erstenmale in die französische Sprache übertragenen Beilagen, welche dieses Werk so belehrend machen, zeichnen wir aus: Zwei Briefe des Papstes Alexander VI., einige Sonette Machiavell's, ein Gebet Annens von Bretagne, einen Brief der florentiner Signoria an Sixtus IV. und vor Allem ziemlich starke Auszüge aus einer anonymen Handschrift, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindet und den Titel führt: „Apologie pour Machiavelle". Nach dem Datum der Handschrift, welche zwischen 1649 und 1655 geschrieben ist, und nach ihrem philosophisch-politischen Gehalte schreibt sie Hr. Artaud dem Gabriel Naudé, Verf. der berühmten Abhandlung „Des coups d'état" zu. Die kraftvolle Bündigkeit, die Verkettung der Beweise und die Klarheit der Schreibart erinnert aber mehr an den Verf. der Provinzialen als an den meist schwülstigen Styl des Naudé. Möge jedoch diese, leider unvollendet gebliebene Schrift einen Verfasser haben, welchen sie wolle, so wird sie immer den Meisterwerken der Sprache des 17. Jahrhunderts beigezählt werden müssen. Uebrigens empfehlen wir auch die vortreffliche Arbeit des Hrn. Artaud allen Freunden der italienischen Geschichte und Literatur; um so mehr, da sich dieselbe durch eine immer seltner werdende Feinheit der Darstellung auszeichnet. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 20. — 20. Januar 1834.

Die Freistaaten von Nordamerika. Von Gust. Löwig.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Washington, Sitz des Congresses, ist zu groß angelegt, und wird die ihm bestimmte Bevölkerung sobald nicht erreichen. An gemeinschaftlichen, reichlich besetzten Wirthstafeln wird weder gesprochen noch gegessen, sondern geschlungen, sodaß in einer Viertelstunde Alles aufgezehrt ist und der nicht eingeübte Ausländer hungrig vom Tische geht. Ihm ist zu wünschen, wiewol der Verf. dergleichen nicht erwähnt, daß es doch auch dort Restaurationen gebe, die ihn entschädigen können. Amerikaner sind überhaupt keine Weintrinker, und genießen über Tische nur Branntwein mit Wasser oder Milch. Alle Speisen sind übersüß und fett zubereitet. Processe sind in diesem Lande überaus kostbar, auch für den Obsiegenden, da besonders den Foderungen der Sachwalter keine Schranken gesetzt werden. Der Präsident des Congresses wird alle vier Jahr, der Gouverneur eines einzelnen Staats jährlich gewählt, und Beide dürfen diese Würde nur zweimal bekleiden. Ein Reisegefährte des Verf. beschloß Anfangs April 1830 sich mit seinen Leuten nach Nordcarolina zu begeben, wo er mit seinen in Deutschland erfundenen Waschmaschinen reiche Ausbeute zu beschaffen hoffte, und Hr. L. begleitete ihn. Sie schifften sich nach Charlestown ein, um durch Südcarolina über Land in die Goldgebirge des nördlichen zu ziehen. Charlestown ist regelmäßig angelegt, aber schlecht gepflastert und über alle Beschreibung unreinlich. Von 25,000 Einwohnern sind die Mehrzahl Negersklaven. Das Klima ist drückend heiß und ungesund; Geier, Krokodille, Moskiten, alle Plagen tropischer Länder im Ueberfluß. Columbia, das nur aus einigen Hundert Häusern besteht, ist freundlicher und hat sich wenigstens durch eine Wasserleitung gesundes Wasser zu verschaffen gewußt. Ein Würtemberger, der sich durch zwanzigjährigen Fleiß emporgeschwungen, hofft Weinbau einführen zu können. Umliegende Orte, welche in Südcarolina Städte heißen, würden in Deutschland kaum für Dörfer gelten. In Nordcarolina finden sich wieder Berge und Thäler. In Morgantown wollte sich der Maschinist niederlassen, denn die in dortiger Gegend betriebene Goldwäsche ist höchst unvollkommen und nicht so ergiebig, als sie sein könnte. Der Landbau, durch das Klima, nicht durch den Boden begünstigt, nährt seinen Besteller, aber bereichert ihn nicht, da die wenigen Marktplätze weit auseinander liegen und die Wege dahin ungeheuer schlecht und beschwerlich sind. Deutsche haben in Morgantown eine Kirche, aber keinen Prediger; durchreisende Geistliche halten Gastpredigten für die Gebühr und taufen gelegentlich, sodaß manche Kinder erst im sechsten und siebenten Jahr, andere gar nicht getauft werden. Viele dortige Landleute können weder lesen noch schreiben; in der Sonntagsschule zu Philadelphia sah der Verf. vierzigjährige A B Cschützen. Jeder Nordcaroliner hält sein Messer stets in der Hand, und verschnitzelt damit, selbst im Gerichtshause, Tische, Stühle, Bänke, Thüren und Fensterbreter. In der Gerichtsstube steht und liegt die ganze Versammlung mit bedecktem Haupt in allen möglichen Richtungen und Lagen und spuckt unaufhörlich. Die Behandlung der Negersklaven ist empörend; sie erhalten keinen Schulunterricht, kennen keine Ehe, keine Enthaltsamkeit der Vermischung zwischen Aeltern, Kindern und Geschwistern; der Sklavenbesitzer sieht nur dahin, daß sie ihr Geschlecht und die Zahl seiner Hausthiere mehren. Mit diesen werden sie denn auch auf Märkten zusammengetrieben und ihre Eigenschaften in Ausdrücken angepriesen, vor denen die Menschlichkeit schaudert. Nach eingewurzelten Begriffen aller südlichen Staatenbewohner hängt ihre eigne Erhaltung von der Sklaverei der Neger ab, die allein bei der Sonnenhitze und Feuchtigkeit in der Arbeit auszudauern vermögen. Die gefräßige Locuste, ein Mittelding zwischen Heuschrecke und Käfer, richtet große Verwüstungen an. Der Gesang der Vögel Nordamerikas ist den deutschen beiweitem nicht zu vergleichen, aber ihr Gefieder übertrifft sie. Nach acht langen Wochen und vielen mühsamen und kostbaren Gesuchen, selbst beim Congreß zu Washington, erhielt endlich der Gefährte des Verf., dessen Glück davon abhing, seine Maschine nicht nur selbst in Anwendung zu bringen, sondern auch an andere Goldfischer zu verkaufen, den niederschlagenden Bescheid, ihm könne keins von beidem gestattet werden, weil ihm das Patent für seine Erfindung fehle, das nicht ausgefertigt werden dürfe, bis er sich zwei Jahre hindurch in den Vereinigten Staaten aufgehalten habe. Langweile, zunehmende Hitze und gefährliche Kupfer- und Klapperschlangen trieben den Verf. im Juni nach Philadelphia zurück. Er reiste zu Lande über Lincolntown, Salisbury, Lexington, Cashwell und

Fredericksburg. Auf der Reise brach der Wagen in zehn Tagen nur einmal zusammen, welches für ein seltenes Glück gilt. Die Sklaven in Virginien sind noch schlechter bekleidet und behandelt als in den Carolinen, zwölfjährige Kinder laufen nackend umher. Die Virginier wandern häufig aus nach den gesegnetern westlichen Staaten; der Verf. sah viel verlassene Häuser und Pachtstellen, die keinen Käufer gefunden. Baltimore nimmt täglich zu an Ausdehnung und Handel. Anfangs Juli erreichte Hr. L. nach dreimonatlicher Abwesenheit Philadelphia wieder, das beim Vergleich mit den Carolinen unendlich gewann. Bald nach seiner Ankunft fiel ihm der sonderbare Gebrauch auf, daß der Henker eines Räubers scheußlich verkleidet, verlarvt und possentreibend neben dem einspännigen Karren des Verbrechers herritt, welches darin seinen Grund hat, daß der amerikanische Henker kein Mann vom Handwerk ist, sondern ein gedungener Miethling, der sich scheut erkannt zu werden. Durch die Verkleidung begünstigt, drängen sich hingegen so viel Bewerber zu diesem Geschäft, daß das Loos zwischen ihnen entscheiden muß, welches jedoch keinen Neger zuläßt. Der 4. Juli, der Jahrestag der Unabhängigkeit Nordamerikas, ward so nachlässig begangen wie alle dortigen Feierlichkeiten; und es scheint wirklich, daß die Nordamerikaner für laute und stille Freuden keinen Sinn besitzen. Um von einem Freunde Abschied zu nehmen, der mit seiner Familie nach dreivierteljährigem Aufenthalt Amerika unbefriedigt verließ, reiste der Verf. gegen Ende des Juli zum zweiten Mal nach Neuyork und beschreibt bei dieser Gelegenheit die volkreichste und wohlhabendste der nordamerikanischen Städte ausführlich. Man fängt jetzt an, durch Austrocknung der Sümpfe dem nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand der Einwohner zu wehren, und es ist kein Zweifel, daß dieser Zweck sich erreichen läßt. Bis jetzt sind schöne Gärten noch selten, welches man von Abkömmlingen einer holländischen Niederlassung nicht erwarten sollte. Schon die Julihitze war unerträglich, das Thermometer stand nicht selten nahe an 100 ° Fahrenheit. An nächtliche Erholung war dabei gar nicht zu denken, weil Moskiten und Wanzen, in ganz Nordamerika eingewohnt, grade da am geschäftigsten sind. Plötzliche Todesfälle, durch den Genuß des Eises oder Brunnenwassers herbeigeführt, kommen häufig vor. Staub wird durch die Unreinlichkeit der Gassen unbeschreiblich gesteigert. Im Sommer 1831 belief sich die Zahl der Eingewanderten auf 60,000. Die Deutschen stehen im Ruf der Dummheit und werden auf allen Bretern großer und kleiner Bühnen als Dummköpfe vorgestellt. In Philadelphia und Baltimore sind Gassenkehrer und Nachtwächter ausschließlich Deutsche, und unbeschäftigte betteln auf allen Straßen der Stadt. Die Bevölkerung der Stadt Neuyork beträgt nach der letzten Zählung 213,170 Menschen, worunter sich 1300 Geistliche, 1702 Advocaten und 2549 Aerzte befinden; die des Staats, der seit zehn Jahren um 561,684 Seelen zugenommen hat, 1,372,812. In Neuyork werden mehr, in Philadelphia solidere Geschäfte gemacht. In jener Stadt waltet der Handel vor, in dieser der Gewerbfleiß. Philadelphia zählt 188,986 Einwohner. Die Gesammtbevölkerung Pennsylvaniens, welche seit zehn Jahren um 300,900 Seelen zugenommen hat, beträgt 1,350,361; die aller vereinigten Staaten gegen 13 Millionen, worunter sich zwei Millionen Negersklaven befinden. In den nördlichen Staaten entstehen überall Kanäle und Eisenbahnen auf Actien, zu deren Ankauf man sich unter Faustkämpfen drängt. Am 5. September verbreitete sich die Nachricht von der französischen Julirevolution im Schauspielhause zu Neuyork, worauf sogleich die dreifarbige Fahne geschwungen, Hurrah gerufen und die marseiller Hymne angestimmt ward. Von allen Thürmen wehte die neue Freiheitsflagge, und Tausende steckten die dreifarbige Hutschleife auf. Die Wahlen der Deputirten, der Gouverneure, des Präsidenten sind leidenschaftlich und geräuschvoll. Alle Parteien verleumden den Bewerber ihrer Gegner durch Reden, Bilder und Anschlagzettel. Ein sehr langer, den der Verf. wundershalber abgeschrieben, legt ein ungeheueres Gewicht auf die Anklage, daß Jemand einem Schuster nur 5, nicht 6 Dollars für ein paar Stiefeln bezahlen wollen. Unter Denen, welche sich bei solchen Gelegenheiten auf fremde Kosten betrinken und unter Trommeln und Pfeifen von Negersklaven in Kutschen herumfahren lassen, sind zwei Drittel Irländer. Die Wahlzettel werden von der Gasse ins Fenster des Gerichtssaals geworfen, zu dem sich Alles unter Balgereien drängt. Dabei wird viel und hoch gewettet. Die Partei der Demokraten, wie sich die Anhänger unbeschränkter Volksregierung nennen, steht den föderalistischen, Anhänger der angenommenen Verfassung und des großen Washington, unversöhnlich entgegen. Ueber die Banken berichtet der Verf. genügend. Die lebhafte Zeit der Geschäfts- und Handelswelt ist Früh- und Spätjahr; im hohen Sommer und Winter herrscht Stillstand, welcher gewöhnlich mit Ende Septembers eintritt und bis gegen Anfang des Aprils anhält. Der Nordamerikaner ist ein außerordentlich verwegener Kaufmann, wodurch oft das solideste Haus zu Grunde geht. Das Creditwesen übersteigt alle Schranken. Nirgends fallen häufigere und tödtlichere Zweikämpfe vor, bei denen man sich blos der Pistolen bedient. Kinder, die kaum zu reden anfangen, überlassen sich schon der allgemeinen Wettlust. Jeder, selbst aus dem Mittelstande, will für musikalisch gelten, und ein Fremder kann sich nicht leichter beliebt machen, als wenn er darin einige Fertigkeit besitzt. Auswanderungen nach den westlichen Staaten, besonders nach Illinois, nehmen täglich mehr überhand. Der Verf. selbst ist nicht dahin gekommen, theilt aber den Bericht eines zuverlässigen Freundes mit. Die Gegend am Ohio ist schön, das Land, hügelig bis Marietta, hat Ueberfluß an Steinkohlen und Salzwerken. Der Wabash überströmt jährlich die Niederungen. Shannertown ist höchst ungesund, aber des Salzhandels wegen sehr bevölkert. Auch die Gegend am Mississippi hinauf bis St.-Louis, 160 engl. Meilen lang, ist überaus fruchtbar, aber sumpfig. Unter fünf Einwohnern entgeht kaum einer dem kalten Fieber, das in den Illinoisgründen oft über ein Jahr anhält. Moskiten sind nicht zu zählen, Wiesenfliegen bedecken die Pferde in

Menge und quälen sie nicht selten zu Tode. Geld ist nur gegen ungeheuere Zinsen zu erhalten. — Wir versagen uns jede Betrachtung, die Verständigen nahe liegt und auf Unverständige keinen Eindruck machen würde; aber wir glauben eine Pflicht gegen das Vaterland und die Menschheit zu erfüllen, indem wir uns bestreben, die Aufmerksamkeit Derer, welche die Lust anwandeln könnte, ihre Heimat gegen die Fremde zu vertauschen, auf die Aussage eines Zeugen zu lenken, der, wenn nicht alle innern und äußern Kennzeichen trügen, seine Beobachtungen mit sehr gemäßigten Erwartungen und unbefangenen Augen anstellte und, was er gesehen und gefunden, mit unverkennbarer Aufrichtigkeit wiedergibt. Möge das Schicksal seine Anstrengungen in der Fremde belohnen und sein guter Wille im Vaterlande nicht verkannt werden! 57.

Sechs Schulreden von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von D. Gottlieb Mohnike. Stralsund, Löffler. 1833. 8. 12 gr.

Die Reden des in Schweden hochgefeierten Bischofs Tegnér, sind in Deutschland noch lange nicht so bekannt, als sie es verdienen. Einen um so größern Dank erwirbt also Herr Mohnike, daß er die Muße, welche ihm sein geistliches Amt gewährt, zu solchen Nebenarbeiten und Uebersetzungen verwendet. Die frühern Reden des schwedischen Bischofs zeichneten sich durch oratorische Kraft, inhaltschwere, bilderreiche Sprache, die oft zur genialen Kürze wurde, durch treffenden Witz, ganz besonders aber durch eine reine, edle und hohe Gesinnung aus. Neben diesen Vorzügen wollten deutsche Beurtheiler in einzelnen Reden, wie in der am Oskarstage 1823 gehaltenen oder in der Festrede am Reformationsjubiläum, eine gewisse phantastische Richtung und ein Uebergreifen ins Abenteuerliche bemerkt haben. Waren diese Vorwürfe gegründet, so können sie nach des Ref. Dafürhalten den beiden im Jahre 1827 von Mohnike übersetzten Reden in einem geringen Grade gemacht werden, noch weniger aber den vorliegenden sechs Schulreden. Tegnér bewegt sich hier allerdings in einem engen Kreise, aber trotz dieser Beschränkung tritt seine oratorische Kraft überall hervor, und die Trefflichkeit seiner Gesinnung, die Wärme, mit welcher er für die heiligsten Güter der Menschheit, Erziehung und Bildung des heranwachsenden Geschlechtes, spricht, muß in seiner klaren, zwar weniger bilderreichen, aber dafür doch höchst belebten und kräftigen Darstellung die Zuhörer in einem bedeutenden Grade angesprochen haben. Dabei zeigt sich überall der Mann von vielseitiger Bildung, dem auch andere Zustände und Verhältnisse der dermaligen Civilisation unsers Welttheils nicht fremd geblieben sind. Ref. hat sich recht oft zu dem Wunsche bewogen gefühlt, daß es doch auch in Deutschland recht viele solche Geistliche mit diesem Eifer für echte Christusreligion, mit dieser Liebe für gründliche Bildung, mit dieser Klarheit und Milde, mit dieser liberalen Gesinnung geben möchte. Der bloße Eifer und die traurigen Buß- und Strafpredigten werden die Welt nicht besser machen.

Ehe wir zur kurzen Inhaltsangabe übergehn, gedenken wir noch der so geistreichen Eingangsworte zu diesen Reden sowie der herzlichen Ermahnungen, ernsten Belehrungen und trostreichen Versicherungen, mit denen Tegnér den Schluß seiner Reden geschmückt hat. Wenn Gymnasien solche Geistliche zu Vorgesetzten haben, dürfen sie sich derselben mit Recht freuen.

Die erste Rede behandelt das richtige Verhältniß, in welchem die Kirche zur Schule stehen soll, sie charakterisirt die wissenschaftliche Bildung der frühern und jetzigen Zeit, sie schildert die Schulen, wie sie jetzt sind, schärft in sehr gewichtigen Worten die Heiligkeit des Lehrerberufs ein (S. 12, vgl. S. 96, 101 fg.) und tröstet (wie in Weber's „Leiden und Freuden des Schulmanns") Die, welche in ihrem Amte viele Ursache zu klagen haben. Im letzten Theile wird ausgeführt, wie die Universitätsbildung sich zur Schulbildung verhalten müsse. Diese letzten Bemerkungen sowie die über das Verhältniß der Schule und Kirche verdienen ganz besonders allgemein bekannt zu werden. Die zweite Rede beginnt mit einer gelungenen Schilderung der jetzigen Zeit, die Tegnér gradehin eine „schlechte Zeit" nennt und sie einem Menschen vergleicht, der sich übel befindet, ohne bestimmt zu wissen, warum oder wie, und deshalb bald hier bald dort ärztliche Hülfe sucht (S. 24). Diese Unruhe und Unzufriedenheit zeigt sich ebenfalls in Erziehungsangelegenheiten, in den aufgeworfnen Zweifeln, ob die Universitäten eine Pflanzschule für Beamtentüchtigkeit oder für die Wissenschaft sein sollen. Tegnér sucht die Ansichten zu vermitteln; dabei über starkes Beamtenpersonal und die Schreibseligkeit unserer Verwaltungen, die also in Schweden auch eingerissen zu sein scheint. Den Gymnasien will er das humanistische Element streng gesichert und erhalten wissen (S. 31, 32), berührt den wechselseitigen Unterricht, den er (mit Recht) für Gymnasien wenig passend findet, und beklagt den eingestellten Gesangunterricht am Gymnasium zu Weriö; denn in diesem sowie in der Schule zu Jönköping sind diese Reden in den Jahren 1824—30 gehalten.

Die dritte Rede handelt von den Sprachstudien in Schulen. Sie sind bildend für das Kind durch Grammatik, für den Jüngling durch Literatur. Durch sie soll in den Schulen die Kenntniß der classischen Vorzeit begründet werden; aber das Studium der alten Sprache wird geringgeschätzt, man will neue, lebende Sprachen dafür erlernt wissen. Die Gründe gegen dieses Lieblingsthema unserer Zeit werden aufgestellt, die Strenge und Gründlichkeit eines guten, grammatischen Unterrichts nach ihrem ganzen Nutzen entwickelt, wenn sie keine Gouvernantenmethode ist. Lateinische, auch griechische Stylübungen werden dringend empfohlen, ebenso die Anfertigung grammatischer Lehrbücher für die genannten Sprachen. Die Muttersprache wird aber Manchem zu karg bedacht scheinen, da Tegnér sie nur in den untersten Classen und da nur in ein oder zwei wöchentlichen Stunden gelehrt wissen will (S. 51). In der vierten Rede werden die in der Versammlung der Reichsstände zur Sprache gebrachten Reformen des Erziehungswesens erörtert. Sehr geistreich sind die Gegensätze entwickelt, das religiöse Element, die Ausbildung intellectueller Anlagen, vorzüglich aber die Principien der häuslichen und öffentlichen Erziehung herausgehoben und besprochen.

Von besonderer Wichtigkeit für die jetzige Zeit ist die fünfte Rede. Sie handelt von der Lernfreiheit, die von manchem wahren Freunde einer echten Volksaufklärung, ganz besonders aber von belgischen Pfaffen und Dunkelmännern für das einzig belebende Princip des Unterrichts und das Mittel zur Wiedergeburt der Schulen gehalten wird. Tegnér zeigt sehr überzeugend, daß die sogenannte Lernfreiheit nur schädlich ist. Denn die Naturanlagen können nicht einzeln und eine vor der andern gepflegt, die Elementarstudien dürfen nicht von einander getrennt werden; wo die Lernfreiheit herrscht, verschwindet alle gründliche grammatische Bildung, ein System von Ausnahmen wird eingeführt, Wetteifer, Sinn für Kameradschaft, das Gemeinsame des Unterrichts fällt weg. Man begreift in der That nicht, wie verständige Leute für die Lernfreiheit sein können, die ja alle Einheit zerstört, und kann es nur mit gänzlicher Unkenntniß der Praxis entschuldigen, wenn Siebenpfeiffer in der Zeitschrift: „Rheinbaiern" (Bd. 1, S. 2), die unbedingte Lehrfreiheit in Schutz nimmt und alle Schulpläne verwirft. Aus welchen Gründen katholische Geistliche — die eigentlichen Vertreter dieses Systems — der Lernfreiheit das Wort reden, hat Ernst Münch in seiner bekannten Schrift: „Die Freiheit des öffentlichen Unterrichts", gezeigt und neuerdings ein Ungenannter in der „Allgem. Schulzeitung" I, Nr. 104, 105, 106. Aber das hierarchische Streben, das mehr und mehr um sich greift, hätte

noch greller geschildert werden können, als es in jenem Aufsatze eines gewiß competenten Berichterstatters geschehen ist.

Die sechste Rede handelt von dem Geiste, der in öffentlichen Unterrichtsanstalten herrschen soll. Das Verhältniß der Lehrer und Lernenden muß auf gegenseitige Liebe begründet sein, der Lehrer besonders muß die Jugend lieben, dafür muß sie auch zu ihm das festeste Vertrauen haben. Ein solches Verhältniß hilft mehr als stets neue Methoden, auf die überhaupt zu viel Gewicht gelegt wird (S. 103 fg.), sowol in Elementarschulen als in Gymnasien, über deren Wesen und Unterschied treffend geurtheilt wird.

Ref. gibt gern zu, daß nicht Alles in diesen Reden neu ist. Aber kann wol das Bewährte und Gute zu oft gesagt, von zu vielen Seiten beleuchtet werden? Ueberdies vermag ja ein geistreicher Mann auch dem Alltäglichen eine neue Seite abzugewinnen. Wir meinen daher, daß Tegnér's Reden neben den Sammlungen ähnlicher Schulschriften von Niemeyer, Gurlitt, Friedemann, Hanhart, W. E. Weber, Jacobs und Andern, die die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts aus einem höhern Gesichtspunkte betrachten, ihren würdigen Platz einnehmen.

Da wir das Original nicht zu verstehen im Stande sind, können wir auch über die Treue der Uebersetzung nicht urtheilen. Aber verständlich ist dieselbe und sehr lesbar, sodaß man wol einsieht, wie die heilige Begeisterung, von welcher der schwedische Redner ergriffen war, auch auf den deutschen Uebersetzer nicht ohne Wirkung geblieben ist. Auf S. 84 würde Ref. für „Moniteurs" lieber „Monitoren" gesetzt haben. Die Vorrede enthält literarische Nachweisungen über die Tegnér'schen Reden und einige vom Verf. selbst dem Hrn. Mohnike mitgetheilte Verbesserungen zu der im J. 1829 besorgten Uebersetzung früherer Reden. 14.

Literarische Neuigkeiten.

Von der bekannten Delphine Gay, gegenwärtig Mad. Emile de Girardin, ist ein neues Gedicht: „Napoline", erschienen; beigefügt sind mehre kleine Poesien, unter denen besonders eine Elegie zu bemerken, welche Hr. von Lamartine angefangen und die Frau Girardin vollendet hat.

„La vallée aux loups" ist der seltsame Titel, welchen Hr. Latouche seinem letzten Werke vorgesetzt, weil sein Landgut, woselbst es geschrieben worden, in der Wolfsschlucht gelegen ist. Nach dem Beispiele des Hrn. Latouche hat Hr. Soulié eine Sammlung Novellen „Le port de Créteil" genannt. Diese Titel verrathen von Seiten der Verf. eine gewisse Fatuität; wer kennt die Landhäuser alle, wo es einem Schriftsteller einfallen mag, sich während drei oder vier Sommermonaten einzumiethen? Das Buch des Hrn. Soulié bietet übrigens manches Interessante dar. Der Proceß und die Hinrichtung des Connetables von Montmorency werden darin mit naiver, oft bis zu Thränen rührender Eloquenz geschildert. Auch die „Trappistin" ist ein ergreifendes Gemälde.

Hr. Barthélemy beschäftigt sich mit einer Uebersetzung der „Aeneis". Kenner, welche einige Fragmente des ersten Buchs gelesen, sprechen mit Bewunderung davon; besonders wird die Concision des Uebersetzers gelobt, der 300 Verse von Delille's weitschweifiger Uebersetzung in 170 zusammengedrängt hat. Der König soll, wie es heißt, dem Dichter einen Gehalt von 1000 Francs monatlich bis zur Vollendung des großen Unternehmens zugesichert haben; wenn dem so ist, so fürchten wir, daß es noch lange unvollendet bleiben werde, indem der Dichter hinlänglich bewiesen, daß ihm Geld über Alles gehe.

„El abanico" (Der Fächer) von Mad. Lamille Bodin (Mlle. Jenny Bastide) ist ein langweiliger, prätentiöser Roman, worin mitunter ziemlich grobe Sprachschnitzer vorkommen.

„Aventures d'un marin de la garde" — von der Kaisergarde nämlich; im Französischen braucht das nicht besonders bemerkt zu werden: la garde schlechtweg kann nichts Anderes bedeuten als la garde impériale. Das Buch kommt etwas zu spät; die Zeit der Memoiren ist vorüber; auch hat man Schauergeschichten von dem Rückzuge aus Rußland in Menge gelesen. Im ersten Theile des ersten Bandes stirbt der Marin de la Garde vor Durst und vor Hunger, im zweiten vor Hunger und Durst; im ersten Theile des zweiten Bandes hat er weder Brot noch Feuer, im zweiten weder Feuer noch Brot.

Bei Charles Lachepelle erscheinen nächstens: „Cagliostro", vom Verf. der Memoiren der Gräfin Dubarry; „Les mauvaises têtes", von Hrn. Perrin; „La pudeur et l'opéra", von Touchard-Lafosse; „Les reverbères de Paris", dritter und vierter Band, von demselben Verfasser.

Eine der interessantesten literar. Neuigkeiten ist das „Théâtre d'Alexandre Dumas". Die Vorrede, überschrieben: „Comment je deviens auteur dramatique", gibt über das Leben und die Bildung des jungen Dichters höchst interessante Aufschlüsse; das Wichtigere werden unsere Leser mit Vergnügen hier finden. Als Dumas, der Sohn eines französischen Generals, zwanzig Jahre alt war, blieben seiner Mutter nach Abzahlung aller Schulden noch 250 Francs. Alex. Dumas verließ seine kleine Geburtstadt Villers-Cotterets und ging nach Paris. Er verstand etwas Latein, hatte die vier Species im Kopfe, ritt und schoß vortrefflich und spielte Ball wie der heilige Georg. Ueber Literatur und Philosophie hatte er ganz eigne Ansichten, „Le compère Mathieu" und „Faublas" betrachtete er als die trefflichsten Bildungschriften; Pigault Lebrun war ihm lieber als W. Scott. Dabei dichtete oder reimte er in der Manier des Cardinal Bernis. In Paris angelangt, besuchte er den kürzlich verstorbenen Marschall Jourdan, sodann den General Sebastiani bei Beiden fand er eine frostige Aufnahme. Der General Verdier, den er in seinem Atelier malend antraf, und der General Foy suchten ihm auf alle mögliche Weise behülflich zu sein. Auf die Empfehlung des Letztern wurde Dumas, da er schön schrieb, auf dem Secretariat des Herzogs von Orleans angestellt mit 1200 Francs Gehalt. Drei Jahre lang arbeitete er mit unermüdlichem Fleiß. Auf seinem Bureau war er beschäftigt von Frühmorgens bis 10 Uhr des Abends, sodaß ihm nur die Nächte übrigblieben. Die Darstellungen der englischen Schauspieler auf dem Théâtre italien weckten den Dichtergeist in ihm. Er fühlte, daß er zum dramatischen Dichter geboren sei, studirte Shakspeare, Corneille, Molière, Calderon, Göthe und Schiller. Das Fragment schließt mit folgenden Worten: „Ich finde mich veranlaßt, das Alles zu sagen, weil man mich auf gleiche Weise anfeindet, wie früher Shakspeare und Molière angefeindet wurden; weil man mir meine langen und anhaltenden Studien zum Vorwurfe macht; weil, anstatt mir Dank zu wissen, daß ich das Publicum mit bis dahin unbekannt gebliebenen Schönheiten befreundet habe, man sie mir mit den Fingern gleich Diebstählen bezeichnet. Ich habe mindestens mit Shakspeare und Molière die Aehnlichkeit, daß die sie angegriffen, so obscure Menschen waren, daß ihr Andenken völlig erloschen. Wer aus Erfahrung weiß, was das kleinste Product der Phantasie kostet, wird mit seiner Unterschrift nur anständige, gewissenhafte Recensionen bekräftigen: die Zahl unserer Kritiker ist groß; keiner wird es wagen, seinen Namen unter die beiden im „Journal des débats" bekannt gemachten Artikel zu setzen." Diese beiden Artikel sind unlängst erschienen, wie man glaubt, auf Veranlassung des Hrn. V. Hugo; sie sind von einem Hrn. Germain de Cassaignac, der Dumas seine zahlreichen Plagiate mit um so grausamern Spotte vorhält, da seine Beschuldigungen meistens gerecht sind. Die Fehde entspann sich beim Erscheinen von „Gaule et France", in welchem Werke Hr. Dumas die neuesten französischen Historiker, namentlich Thierry und Chateaubriand, oft buchstäblich abschreibt. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1834.

Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Production und vermehrte Beschäftigung. Aus dem Englischen übersetzt. Lübeck, von Rohden. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenig Bücher gibt es, die mit einer solchen Gemeinfaßlichkeit eine so gediegene Gründlichkeit verbinden. Es ist darin nur zum gesunden Menschenverstande des Volks gesprochen; es wird von keiner Theorie, keinem Systeme oder abstracten Sätzen ausgegangen, es werden nur Thatsachen angeführt und daraus die zunächst sich ergebenden Folgerungen gezogen. Aber diese Thatsachen sind unleugbar, sie sind so gewählt, daß die Anwendung in die Augen springend, sicher und schlagend ist; sie sind so geordnet, daß das Erwiesene immer die Vorbereitung des weiter zu Erweisenden ist; und durch diese Zergliederungen wird der Leser auf die allgemeinsten und wichtigsten Wahrheiten der Staatswirthschaftslehre auf die überzeugendste Weise geführt.

Die Vorurtheile gegen das Maschinenwesen sind nicht neu. Von jeher haben Diejenigen, welche durch Einführung neuer Maschinen aus ihrer gewohnten Arbeitsthätigkeit gedrängt worden sind, darüber geschrien, und dies Geschrei über Bedrückung der Arbeiter dadurch ist von weichen, aber unüberlegten Menschen oft unterstützt worden. Auch die Bethätigung dieses Hasses durch gewaltsame Zerstörung neu eingeführter Maschinen ist eine schon oft wiederholte Erscheinung unerlaubter und unverständiger Eigenmacht. Die Einführung der Spinnmaschinen und noch mehr der Strumpfstrickmaschinen ist dadurch längere Zeit aufgehalten worden, die doch Millionen Hände ernähren. Daß sich daher diese Auftritte in neuerer Zeit in England mannichfaltig wiederholt haben, ist nur ein Beweis, daß weder die Einsicht unter dem Volke, noch die Ordnung in der Staatsverwaltung dergestalt vervollkommt worden ist, um dergleichen Unordnungen unmöglich zu machen. Wenn aber auf der einen Seite mit Recht von der Gesetzgebung verlangt worden ist, mehr ihrem Berufe in einer so wichtigen Angelegenheit zu genügen, so ist es eine noch ersprießlichere Unternehmung, das Volk selbst über das wahre Verhältniß der Dinge und über sein Interesse dabei aufzuklären. Denn der eigne Wille schafft beiweitem mehr als alle Gesetze. Hierzu soll die vorliegende Schrift mitwirken. Wahrlich sie entspricht ihrem Zwecke!

Noch vor dreihundert Jahren war es ein Sprüchwort auf dem Continente: „Der Ausländer kauft von dem Engländer den Fuchsbalg für einen Groschen und verkauft ihm den Schwanz wieder für einen Gulden." Wie weit haben die Engländer seitdem alle übrigen Völker an Gewerbfleiß und Kunstbetriebsamkeit überholt! Wie weit sind sie insonderheit in dem Gebrauche der Maschinen voraus! England allein ersetzt 1,200,000 Manneskräfte durch die Benutzung des Windes und 6,400,000 durch Benutzung der Dämpfe, während in Frankreich durch jenen nur 300,000 und durch diese nur 480,000 arbeitsfähige Männer erübrigt werden.

Nicht sowol um über den Erfolg des Maschinenwesens einen Beitrag zur Berichtigung des Urtheils zu liefern — sagt der Uebersetzer — habe er die Uebersetzung unternommen, sondern vielmehr um die Grundsätze zu enthüllen, welche der britischen Industrie überhaupt zum Grunde liegen, und welche so sehr mit dem natürlichen Gange der menschlichen Entwickelung und der bürgerlichen Ausbildung übereinstimmen, daß jeder Versuch, sie zu bekämpfen, nichts Anderes werden kann als ein Schwimmen gegen den reißenden Strom.

In der That, das Fortschreiten der Cultur auch in gewerblicher Beziehung ist nicht zu unterdrücken; es wird immer irgendwo seine Heimat unter den Menschen finden; aber sie kann aus einem Lande in ein anderes ziehen und thut es überall, wo sie nicht gehegt und gepflegt, sondern wol gar behindert und verfolgt wird, und sie kehrt nimmer auf die verlassene Stätte zurück, schaudernd vor den Ueberbleibseln ihres zerstörten Daseins, sie, die ihrer Natur nach stets rege Lebendigkeit und Thätigkeit ist. Das eben ist die Aufgabe der Industrie, daß die Formen und die Mittel, Erzeugnisse hervorzubringen, nach Maßgabe der zunehmenden Einsicht in die Natur der Dinge, ihrer Kräfte und ihrer Wirkungen wechseln, aber eben darum auch immer zweckmäßiger und edler werden und die Arbeit der Menschen selbst immer mehr erleichtern und veredeln, sodaß sie von roher Handarbeit sich immer mehr erhebe zu Kunstthätigkeit und Kenntnißübung. Denn nur mechanische Kraftübung kann durch Maschinen ersetzt werden; und je mehr sie dadurch ersetzt wird, desto größer wird das Bedürfniß und das Feld der freien Verstandes- und Kunstthätigkeit, welche selbständig wirkt und schafft.

Die Quantität der Arbeit wird keineswegs vermindert, indeß ihre Ergiebigkeit sich vermehrt. Es ist vielmehr grade so, als ob Jedermann unter uns plötzlich viel kräftiger und thäti-

ger geworden wäre. Die Maschinen arbeiten für uns, indem sie sich ohne Nahrung und Kleider begnügen. Sie vermehren alle Gegenstände unserer Genüsse und verbrauchen selbst nur sehr wenig. Wir werden sämmtlich mit dem Aufschwunge der menschlichen Gesellschaft emporgehoben, und alles Dies geschieht, weil die Maschinerie die Erzeugungskosten vermindert hat. Denn Alles, was die Preise der Erzeugnisse erhöht, verringert unausbleiblich die Summe des Arbeitslohnes, und umgekehrt nehmen die Preise der Erzeugnisse in dem Grade ab, als die Arbeiter daran mehr verdienen.

Die Ursache davon ist, daß die Verminderung des Preises die Nachfrage vermehrt, und daß die Vervielfältigung durch Maschinen den Wachsthum des Begehrs zwar anregt, aber hiernächst in der Regel ihm nur folgt, sodaß der Preis lange die Erzeugungskosten übersteigt.

Unter Maschine begreift der Verf. Alles, außer der Menschenkraft, was Arbeit fördert, also auch alle noch so einfache Werkzeuge, ferner alle Hülfsmittel der Benutzung von Naturkräften, alle Transportmittel, ja selbst das sämmtliche Arbeitsvieh. Im engern Sinne versteht man unter Maschinen wol nur solche leblose und zusammengesetzte Werkzeuge, welche durch die Bewegung, in die sie gesetzt werden, eine Kraft entwickeln und ausüben. Möge man indessen blos diese oder alle erst erfundene oder verfertigte Werkzeuge der menschlichen Arbeitsfähigkeit darunter verstehen, so stellen sie doch immer Hülfsmittel für ebendieselbe dar, um deren Kraft und Wirkung entweder zu erhöhen oder regelmäßiger und gleicher zu beschaffen als ohnedem. Ohne bewegte Kraft wird nichts. Je mehr folglich durch Anwendung der Gesetze der Mechanik, besonders der Schwere, des Hebels und der Schraube, sowie durch Benutzung der Kenntnisse in der Physik bewegende Kraft gewonnen werden kann, desto weniger braucht eben dazu Menschenkraft verwendet, desto mehr kann diese für andere Verrichtungen erspart werden. Der ganze Unterschied unwissender und roher Völker von cultivirten kommt am Ende darauf zurück, daß jene nicht umhin können, ihre Kräfte zu verschwenden, während diese sie mit weiser Sparsamkeit benutzen. Vor noch nicht vollen 400 Jahren mußte auch in England noch eine Art von Leibeigenschaft oder Hörigkeit der Landleute verhindern, daß der Boden nicht unbestellt liegen blieb, weil der elende Zustand der Arbeiter dem geringen Ertrage desselben, und dieser wieder den erbärmlichen Werkzeugen zu seiner Bestellung entsprach. Dabei war das Land nur wenig bevölkert, und diese dünne Bevölkerung wurde noch durch öftere Hungersnoth heimgesucht. Es war damals in England nicht besser, als es jetzt noch in Portugal und Spanien ist, welche arm und elend sind und bleiben aus Mangel an Maschinen. Denn diese letztern verdrängen nicht die Menschenarbeit oder machen sie entbehrlich, sondern im Gegentheil sie vermehren das Bedürfniß derselben, indem sie nur den Gebrauch davon verändern. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurden zwar Diejenigen außer Arbeit gesetzt, welche bis dahin die Bücher mühsam durch Abschreiben vervielfältigt hatten; aber indem ein Buchdrucker die Arbeit von wenigstens zweihundert Schreibern fertigen konnte, wurde es möglich, daß statt Eines Buches deren nun tausende gekauft werden konnten, und daß dadurch eine Menge von Papiermachern, Schriftgießern, Buchdruckern und Buchbindern ernährt werden, die außerdem kein Brot haben würden.

Würden die Druckerpressen von London wieder zerstört, so würden 20,000 Menschen außer Nahrung gesetzt werden, um höchstens 200 Abschreibern Platz zu machen. Schlimmer aber noch wäre es, daß die Bücher alsdann wieder wie vordem nur von den Reichen erkauft werden könnten, indeß sie jetzt die Führer, Tröster und besten Freunde von Millionen Menschen sind, die an den Wohlthaten und Genüssen ihrer Verbreitung Theil nehmen.

Die Arbeit ist nicht um ihrer selbst willen, sondern immer nur Mittel zum Zwecke der Hervorbringung Dessen, was dadurch geschaffen werden soll. Der vernünftige Mensch schämt sich jeder zwecklosen Arbeit. Der Werth aller Arbeit wird also bestimmt durch den Erfolg, den sie beschafft. Da nun aller Verkehr ursprünglich in der Vertauschung von Arbeit gegen Sachen beruht, so ist es augenfällig, daß, je geringer die auf diese letztern verwendete Arbeit ist, um so vortheilhafter der Austausch derselben sein müsse. Unleugbar würden sonach Diejenigen Thoren sein, welche Handmühlen brauchen wollten, da ihnen Wind- und Wassermühlen zu Gebote stehen, oder welche bei der Handweberei nach Erfindung der Wirkmaschinen stehen bleiben wollten.

Joseph Foster, ein ehrlicher Handwerker zu Glasgow, betheuerte vor dem Comité des Parlaments zur Erörterung der Frage über die Beförderung der Auswanderung bei behaupteter Nahrungslosigkeit, daß allerdings die Einführung der Maschinen die Handweberei nahrungslos gemacht habe; daß nichtsdestoweniger indessen er und seine Mitmeister darum jene nicht tadelten, noch weniger deren Unterdrückung begehrten, indem sie wohl einsähen, daß jedes Werkzeug, so beim Ackerbau wie bei der Fabrikarbeit gebraucht werde, eine Art von Maschine und überhaupt im Grunde Alles Maschine sei, was über die Zähne und Nägel hinausgehe.

Was aber vermöchten die Menschen ohne Werkzeuge zu machen? Muß es ihnen also nicht frommen, je wirksamer und vollkommener diese Werkzeuge werden? Die unentbehrlichsten Dinge, z. B. alle Eisenwerkzeuge, würden ohne Maschinen entweder gar nicht oder nur für unerschwingliche Preise zu haben sein. Damit würden aber zugleich alle diejenigen Erzeugnisse, welche mit ihrer Hülfe gefertigt werden, entweder ganz undarstellbar oder doch unanschaffbar werden. Seit 1788 ist Englands Eisenproduction verneunfacht worden, indem die Vermehrung der Productionskosten durch die Maschinerie bezahlt worden ist.

Die Steinkohlen sind das unentbehrlichste Material zur Gewinnung dieser ungeheuern Eisenmasse geworden; aber es wäre gradezu unmöglich, jene selbst ohne die Maschinen zu gewinnen, welche der Bergbau dazu braucht. Die Steinkohlen sind außerdem für eine unzählige Menge anderer Gewerbe und zur Erwärmung unentbehrlich. Nur vermittels der Maschinen, die auf ihre Förderung und Verfahrung verwendet werden, ist es möglich geworden, daß in den entlegensten Theilen des Landes Jedermann 80 Pfund Steinkohlen für 18 Pence ins Haus geliefert bekommen kann. Was würde außerdem aus der gesamm-

ten Kraft der ungeheuren Dampfmaschinen werden? Für denselben Preis, wofür sie diese Arbeit liefern, würde ein Mannstagewerk um 3 Pfennige geliefert werden müssen. Wer könnte sie dafür thun? Was also müßte ungemacht bleiben, wenn jene nicht arbeiteten? Was müßte folglich auch entbehrt werden, theils weil es gar nicht vorhanden wäre, theils weil der Verdienst mangeln würde, den jene abwerfen?

Ein herumwandernder Zigeuner ist dermalen in England begüterter als ein König in Neuholland. Diogenes war darum kein Philosoph, weil er seinen letzten Becher wegwarf. Weise ist es, mit Gleichmuth zu entbehren, was man nicht haben kann, mit nichten aber, zu verschmähen, was den Genuß des Daseins verschönert. Nicht im Entbehren besteht das Glück, sondern im Genießen ohne Begierde und ohne Reue. Die Vermehrung menschlichen Glücks auf der Erde geht sonach von der Ausdehnung des Maschinenwesens aus.

Es ist nicht blos die Vermehrung der Arbeitkraft, welche dadurch bewirkt wird, sondern auch die Erzielung mancher Arbeit kommt dabei in Betracht, welche ohne Maschinen gar nicht, oder wenigstens nicht gleichmäßig und brauchbar geliefert werden könnte. Anstatt der Millionen von Näh- und Stecknadeln, welche jetzt verbraucht werden, würden ohne Maschinen deren wieder nur so wenige und so theuer gefertigt werden als damals, wie die Hauptausgabe der Frauen in den Nadeln bestand, sodaß das Taschengeld einer Frau ihr Nadelgeld benannt wurde. Der größte aller Gewinne im Zeitleben der Menschen ist der Gewinn an der Zeit selbst. Was also gewinnen dieselben an der Menge der Erzeugnisse, welche durch Maschinen verfertigt werden? Was gewinnen sie durch alle die Vorkehrungen, vermittels welcher die Erzeugnisse vom Orte ihrer Verfertigung an den Ort ihres Verbrauches gebracht werden, und welche damit zugleich bewirken, daß die Producenten damit den theuersten, die Consumenten den wohlfeilsten Markt suchen können, als da sind: Kunststraßen, Eisenbahnen, Kanäle, Dampfwagen, Schiffe und Dampfboote u. s. w.? Was vermöchte ein jeder Einzelne zu genießen, wenn es ihm nicht zum Verbrauche bereit gelegt würde?

Allein der Genuß erfüllt seine Bestimmung und seinen Werth für die Menschheit noch nicht durch das Genießen allein; er führt sie mittelbar selbst ihrer höhern Bestimmung entgegen. Als 1733 zu Northampton die ersten Spinnmühlen erbaut wurden, waren etwa 50,000 Spindeln durch die Handspinnerei in Bewegung, während gegenwärtig beinahe zwei Millionen Menschen von diesem Erwerbszweige sich nähren. Durch die Spinn- und Webemaschinen ist es dahin gebracht worden, daß England seine Einfuhr an roher Baumwolle von zwei Millionen auf 200 Millionen Pfund jährlich und seinen Verdienst daran auf 36 Millionen Pf.-St. erhöht hat.

Damit ist der Welthandel umgestaltet worden. Trotz der wohlfeilen Arbeit in Indien ist es für dasselbe eine Unmöglichkeit geworden, gegen die Maschinen Europas aufzukommen. Der Handel mit indischen Baumwollenwaaren ist auf immer dahin. Die Verarbeitung der Baumwolle, wie sie heutiges Tages besteht, ist der Triumph des menschlichen Erfindungsgeistes. Wir holen, sagt der Engländer, den rohen Stoff aus dem Lande des Volks, das ihn anbaut, auf der andern Seite der Erde; wir verarbeiten ihn durch unsere Maschinen zu Zeuchen, die wir ehedem von jenem Volke fertig kauften; und nachdem wir diese Zeuche, belastet mit den Kosten eines Transports von 14,000 Meilen, belastet mit den Abgaben, die der Staat in so mannichfacher Weise darauf gelegt hat, demselben Volke wieder zugeführt haben, verkaufen wir sie ihm wohlfeiler, als es sie selbst herstellen kann, und es kauft sie mit Begierde, indem es um so viel mehr Baumwolle und Indigo erbaut, womit es sie wieder eintauscht.

Aber auch in Europa können gegenwärtig 491 Personen für denselben Betrag in Baumwolle bekleidet werden wie vor hundert Jahren eine einzige. Ist nun dieser ungeheuere Unterschied in dem Zustande einer jeden Familie dadurch, daß alle Mitglieder sich leichter warm und gesund kleiden können, nicht ein offenbarer Gewinn für die Gesellschaft überhaupt und für einen Jeden insbesondere? Es ist ganz besonders ein Gewinn für die Frauen und Kinder einer jeden Familie, deren Zustand durch ärmliche Kleidung immer herabgewürdigt wird. Die Gelegenheit, den Frauen und Kindern wohlfeile Kleider zu schaffen, trägt zur Verbesserung ihres Zustandes mehr bei als irgend ein anderer Gegenstand der Lebensbedürfnisse. Sie verbessert ihre Sitten, vermehrt die Reinlichkeit und Anständigkeit; und Diejenigen kennen den menschlichen Charakter wenig, welche noch zweifeln, daß Reinlichkeit und Anstand nicht nur mächtige Triebfedern zur Tugend, sondern selbst Tugenden seien. Bei Schmuz und Lumpen besteht keine Selbstachtung, und ohne Selbstachtung gibt es keine Grundlage für diejenigen Eigenschaften, welche am meisten zur Wohlfahrt der Gesellschaft beitragen. Die Gelegenheit, nützliche Kleidung wohlfeil anzuschaffen, hat den Zustand des weiblichen Geschlechts bei uns gehoben, und der Einfluß des Zustandes der Frauen auf die Wohlfahrt der Gesammtheit kann niemals zu hoch geschätzt werden.

Werkzeuge und Maschinen geben die Mittel ab, vergleichsweise mit Leichtigkeit Das zu erreichen, was ohne sie nur mit dem äußersten Aufwande von Zeit und Kräften würde geschehen können. Sie machen eine große Menge Arbeitsvermögen frei, welches, mit Geisteskräften zusammenwirkend, geschickte und erfindende Arbeiter in jeglichen Zweig menschlicher Thätigkeit bringt. Aber sie thun mehr als dies. Sie vermindern die menschlichen Leiden, stärken die Gesundheit, verlängern das Leben, machen die Arbeit weniger beschwerlich und mühsam; und indem sie dies Alles thun, erheben sie den Menschen auf die Stufe eigentlicher Existenz.

(Der Beschluß folgt.)

Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. Von August Lewald. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 2 Thlr.

Der Verf. gehört zu den Schriftstellern, welche uns durch eine fortschreitende Ausbildung erfreuen. Ist sein Ziel auch nicht auf dem Gipfel des Parnasses, noch überhaupt sehr hoch gesteckt, so bringt er doch demselben näher und näher und wird es erreichen. Bescheidenheit, Maß, Selbstkenntniß und Ernst sind es, die ihn dahin führen. Vergleicht man seine neuesten Erzählungen mit den frühern, so ist eine Erhöhung in formaler und idealer Gestaltung, an Anwachs der Ideen, eine erweiterte Umsicht unverkennbar, und ein nicht übereiltes, aber beharrliches Fortschreiten auf der Schriftstellerbahn nimmt unser kritisches Interesse für ihn in Anspruch.

Schon hieraus erklärt sich, warum wir sein jüngstes Werk stets für sein bestes erklären müssen, etwas, das bei wenigen seiner Mitbewerber im Erzählungsfach auf gleiche Art der Fall ist. In diesen Bildern aus Frankreichs Mittelalter folgt der

Verf. allerdings dem Vorbilde, welchem die ganze neuere romantische Schule in Frankreich nachtritt, dem Vorbilde Victor Hugo's, hin und wieder sogar sehr unselbständig; indeß ist und bleibt er doch ein Deutscher, und als solcher bringt er schon ein doppeltes Capital von Gemüth mit zum Werke. Steht er seinem Vorbilde an Phantasie nach, so übertrifft er es in Dingen des Gemüths und steht ihm gleich in Bezug auf Formgebung und fesselnde Darstellung. Viel moralische Würde darf man dabei freilich weder in seinem Vorbilde, noch bei ihm selbst suchen. — Die Geschichte, welche er erzählt, ist ein noch düsterer Reflex des französischen Mittelalters, als „Notre dame" es war, vielleicht weil sie noch um ein Jahrhundert früher spielt. V. Hugo's Roman hat ohne Zweifel nicht blos die Anregung gegeben, sondern selbst geholfen; indeß ist Eignes und Selbständiges genug übriggeblieben, um den Vorwurf bloßer Nachahmung zu entkräften. Die Zeit ist die Ludwig des Zänkers (X.); Gegenstand der Geschichte die Herrschaft des Aberglaubens und seiner Schrecknisse in einer von Recht und Gesetz verlassenen, roher Willkür preisgegebenen Zeit, beginnend mit dem Feuertode der Templer und endend mit der Judenverbrennung unter Ludwig X. Die Erfindung ist kunstreich, verwickelt, ohne unklar zu sein, vom spannendsten Interesse und in ihren Einzelheiten lehrreich über Sitte und Ansichten in den dunkelsten Perioden des Mittelalters. Im Ganzen mag der Nachtschein, der auf den Begebenheiten ruht, zu düster, Verworfenheit und Verbrechen zu gehäuft erscheinen; aber immer ist es wahr, und man kann es nicht zu oft, nicht zu energisch wiederholen, daß diese Zeit eine graunvolle und verbrechenreiche war.

Die Hauptpersonen der Erzählung sind: der bekannte Joh. Buridan, Philosoph, verfolgt als Zauberer und Schüler der Templer, Rector der pariser Universität und, wie man sagt, Gründer der wiener, dem Spinoza einige seiner skeptischen Axiome entlehnt haben soll; ferner die Königin Margaretha von Frankreich, Ludwig's X. schöne und über jeden Ausdruck verworfene Gemahlin, mit ihrem Leibarzt Ferron, Zauberer und Leibdiener ihrer Sünden, dessen Zögling Versoris der Held der Geschichte ist, Margarethens und zugleich eines Mädchens Liebhaber, die der Jude Manasses erzogen hat, und die sich als Margarethens Tochter ausweist; der fromme Jude selbst, welcher auf Ferron's Betrieb schließlich verbrannt wird, weil er ein Christenmädchen vom Tode gerettet, der einzige Träger des ethischen Princips in dieser Erzählung; ferner der Minister Enguerrand de Marigny, unglücklicher Schüler der Magie; der schwache König Ludwig X. und einige Andere. Hauptmittel der Bewegung sind außer den Scheußlichkeiten der Königin, die ihre Liebhaber Nachts in die Seine stürzen läßt, die grande truanderie, jene große Akademie der Verbrechen, die V. Hugo zuerst und nach ihm der Verf., jedoch mit sehr erborgten Farben gemalt hat. Das Ganze nun verdiente als sittenmalende Erzählung volles Lob, wenn nur Margaretha weniger verworfen geschildert wäre. Als phantastischer Roman ist die Erfindung geistvoll und durchaus zu loben. Etwas von der Spannkraft und der Färbung Hoffmann'scher Erzählungen ist darein übergegangen, und in beiden Beziehungen ist „Notre dame" erreicht. Die Wahrscheinlichkeit wird zum öftern verletzt; aber irgend ein glücklicher Zug, reich an neuen Erwartungen, zieht unsere Aufmerksamkeit stets wieder an, wenn wir an Naturwahrheit und Möglichkeit zu zweifeln anfangen.

Viele einzelne Scenen sind meisterhaft, z. B. wie Peronne die Königin mit dem Nadelstich durch die Maske stigmatisirt, und Buridan, als Sarazene und Bohemer, sie in Schloß Montgaillard antritt, Manasses in den Katakomben und vor Allen der königliche Hexensabbath im Thermenpalaste. Der Styl ist mannichfaltig, die Sprache gut; kurz, der Arbeit fehlt keine von den gewöhnlichen Foderungen, die man an einen anziehenden Roman stellt, als: mehr sittliche Würde. Wie es mit dieser jedoch heutzutage diesseits und jenseits des Rheins genommen wird, ist allbekannt. Der Kritik bleibt kaum der Kampf dagegen übrig, wenn sie nicht allklug gescholten werden will. Allerdings wird sie solche Arbeiten, die nur dem augenblicklichen Bedürfniß entgegenkommen, niemals mit Werken, wie Fielding, Cervantes sie lieferten, oder auch nur mit Walter Scott's, und vollends nicht mit den philosophischen Romanen Göthe's, Voltaire's, Johnson's, Tieck's, Heinse's u. s. w. gleichstellen oder verwechseln; indeß muß sie doch auch hier das Gute, das Geistreiche und das Zutreffende von dem Schlechten, Verfehlten und Geistlosen unterscheiden, und für die Bezeichnung dieses Unterschiedes bleibt ihr nichts übrig, als die Worte: gut und schlecht in seiner Gattung.

Indem wir die „Gorgona" des Verf. zu den guten Arbeiten in ihrer Gattung rechnen, werden wir auf wenig Widerspruch treffen, und somit können wir sie den Lesern empfehlen, die sich an düstern, aber lebenvollen, schrecklichen, aber wahren Gemälden des Mittelalters — jener, ach, vor kurzem noch verherrlichten Periode menschlicher Entwickelungsgeschichte — noch nicht satt gelesen haben. 2.

Journale zu sechs Francs.

Seitdem die Société pour l'émancipation intellectuelle so gute Geschäfte gemacht mit ihrem „Journal des connaissances utiles", äußert sich eine Bewegung im Buchhandel, die vielleicht ältern kostspieligen Instituten gefährlich werden dürfte. Es erscheinen gegenwärtig folgende Journale zu sechs Francs: „La cour d'assises, journal des tribunaux criminels et correctionnels de la France et de l'étranger"; es wird am 5. jedes Monats ausgegeben. Die zweite vor uns liegende Nummer enthält außer den Berichten über die merkwürdigsten Civil- und Criminalfälle einzelne Facta, unter welchen wir hier im Vorbeigehen den Tod der berüchtigten Bancal anführen, die in dem bekannten Proceß des Fualdès so großes Aufsehn gemacht; sodann Nachrichten über die Gerichtshöfe und Rechtspflege von China, Amerika, Schottland, Irland, Schweden u. s. w. Ferner: „Le flambeau de tous les dégrés administratifs et judiciaires". Die Gründer berechnen, daß dieses Journal, und folglich die andern Sechsfrancsblätter gerade einen Liard per Tag kosten: „dafür", sagt der Prospectus, „habt ihr ein pathetisches, lustiges und belehrendes Journal. Es ist also deswegen ein Nebenbuhler der so beliebten „Gazette des tribunaux", mit welcher sie aber nicht concurriren kann, da diese täglich erscheint. „Le journal des connaissances médico-chirurgicales" scheint uns zweckmäßig eingerichtet und wird Glück machen. Es gibt in zwei Bögen eine vollständige Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen in allen Zweigen der Heilkunde und dabei anatomische Zeichnungen, die besonders für Studirende ein treffliches Hülfsmittel sind. Das erste Heft enthält unter Anderm einen höchst merkwürdigen Fall, wo in der letzten Periode der häutigen Bräune (croup) der Luftröhrenschnitt bei einem sechsjährigen Knaben mit Erfolg angewandt wurde. Die Erzählung ist klar und lichtvoll und spannt wie ein Drama. Sodann haben wir einige Bemerkungen des Hrn. Mayor aus Lausanne gefunden, welcher den Gebrauch der Baumwolle statt der Charpie vorschlägt und dessen Gründe uns ziemlich triftig scheinen. — „Le musée des familles" ist eine Art von Penny-Magazin. Es enthält treffliche Holzstiche; die erste eben erschienene Nummer gibt einen geistreichen Prospectus von den Herren Jules Janin und Jullien, dem Sohne des bekannten Redacteurs oder vielmehr Directeurs der „Revue encyclopédique". Für sechzehn Francs jährlich erhält man sogar ein literarisches Journal: „Le panorama littéraire de l'Europe". In einem der letzten Hefte haben wir einen Artikel über Immermann's „Merlin" gefunden, eine schlechte Uebersetzung des trefflichen Aufsatzes in Nr. 91—9 d. Bl. f. 1833. Das Journal könnte unter guter Leitung viel Gutes stiften und Glück machen. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 22. — 22. Januar 1834.

Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Production und vermehrte Beschäftigung. Aus dem Englischen übersetzt.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Grade die beschwerlichsten, ermüdendsten und die Gesundheit erschöpfenden Anstrengungen in der Arbeit sind es, welche großentheils durch Maschinen vermieden und verrichtet werden. Sie befördern dadurch unmittelbar Gesundheit und Lebensdauer. Ungeachtet des zunehmenden Luxus schwindet daher mit der Ausbreitung der Maschinen sichtlich die Macht des Todes. In England starb vor einem Jahrhundert noch jährlich von 30 Menschen einer, was sich so vermindert hat, daß jetzt nur noch von 58 einer dahinscheidet. Aber auch mittelbar vervielfältigt die Maschinerie das Leben, indem sie die Mittel vermehrt und wohlfeiler macht, es zu unterhalten. Wo es nur zu leben gibt, da findet und nährt sich auch das Leben. Die Bevölkerung vom eigentlichen England und Wales ist seit dem Jahre 1700 bis zum Jahre 1800 von 5,475,000 auf 9,168,000 Menschen angewachsen.

Im Jahre 1821 wurden in Großbritannien 2,430,000 Häuser gezählt, und 20,000 neue Häuser waren im Bau begriffen. In Neuseeland, das so groß ist wie Großbritannien, gibt es keine 10,000 Häuser, und diese Hütten sind von dem rohesten Material erbaut und aufs unbequemste eingerichtet. Das Volk, das Maschinen besitzt, hat 250mal mehr Wohnungen als das Volk ohne solche Kenntnisse, und das ärmlichste Haus des erstern ist 50mal bequemer als das schönste des letztern.

Wer kann zweifeln, daß, je weiter wir in der Ausbildung vorschreiten, desto besser der allgemeine Zustand der Menschen werden müsse? Wer kann zweifeln, ob anstatt eines Zustandes, wo es wenig dürftige Arbeiter gibt, die ohne künstliche Hülfe ihre Kräfte an Arbeiten verschwenden, die leichter durch Wasser, Wind und Dampf, durch die Schraube und den Hebel verrichtet werden könnten als mit menschlichen Armen, es nicht besser sein würde, sich möglichst demjenigen Zustande zu nähern, wo es der Arbeiter viele gibt, deren Geschäft leicht gethan ist, die ihre Kräfte zu sinnigern Verrichtungen verwenden, die durch ihren Verstand den unterwürfig gemachten Naturkräften ihre Richtung zu ihren Diensten geben? Gewiß wird ein Volk, das so weit vorgeschritten ist, um die Kräfte der Menschen zu Verrichtungen zu verwenden, zu denen ein gewisser Grad von Einsichten und Nachdenken erfoderlich ist, und dagegen die reinmechanischen Arbeiten den Maschinen und den Thieren zu übertragen, die größte Menge von Gegenständen der Nothwendigkeit und Bequemlichkeit, des Wohllebens und des Geschmackes mit dem geringsten Kosten erzeugen. Ein solches Volk muß noch weiter gehen. Denn es wird mit der Zunahme jener Besitzthümer und mit ihr der Menschenmenge durch ihre Anstellung selbst bei allen den Arbeiten, die ohne diese ausgedehnte menschliche Hülfe nicht beschafft werden könnten, ihre Intelligenz entwickelt werden, indem sie sich alle übrigen Kräfte der Natur dienstbar machen und zu ihren Zwecken verwenden.

Dabei wird durch Kraftersparung noch überdies immer mehr die Anzahl Derjenigen anwachsen, welche nicht unmittelbar an der Hervorbringung der Erzeugnisse Antheil nehmen, sondern sich den Wissenschaften und den schönen Künsten zu widmen vermögen und durch sie das Glück der Menschheit erhöhen und ihre Freiheit fördern.

Vor einigen Jahren fiel es dem Pascha von Aegypten ein, die männliche Bevölkerung einer ganzen Provinz zur Ausräumung eines versumpften Kanales aufzubieten. 50,000 Männer mußten diese Arbeit unternehmen und erhielten ihren gewohnten Unterhalt, aber keine Werkzeuge, noch weniger Maschinen. Im Laufe eines Jahres starben über 30,000 von diesen im Schlamme versunkenen Arbeitern dahin, und die Unternehmung mußte unvollendet liegen bleiben. Sagt doch nicht: so Etwas könne in einem europäischen Staate nicht vorkommen, wo Recht und Ordnung die Einwohner vor solcher tyrannischen Willkür bewahre!

Was hat Euch denn frei gemacht? Kenntnisse! Kenntnisse, welche, indem sie den Verstand und den moralischen Charakter Aller gehoben haben, die Schutzwehr gegen jede Unterdrückung geworden sind, welche keine Macht vernichten kann, welche, indem sie denkende Menschen in den Stand gesetzt haben, die Mittel zu ersinnen, um die einträgliche Arbeit des Volkes nach allen Richtungen hin zu vermehren und dadurch das Leben jedes Einzelnen zu veredeln, zugleich die Einsicht von der Unschätzbarkeit und Unantastbarkeit dieses Zustandes gewähren und verbreiten. Dürfen die arbeitenden Classen eines solchen Volkes wol sagen, daß Kenntnisse und Wissenschaft ihr Ziel erreicht haben, daß sie nicht weiter fortschreiten dürfen? Dürfen sie wol, wenn sie auch nur die unendlichen Segnungen, deren sie dadurch theilhaftig geworden sind — verbesserte Nahrung, Ueberfluß an Feuerung und Wasser, wohlfeile Kleidung, bequeme Wohnung, geschickte Werkzeuge zu allen Verrichtungen, Erhaltung des Lebens durch ärztliche Hülfe und den Nutzen und Trost der Bücher — wünschen, daß wir nun dabei stehen bleiben und uns damit begnügen sollen, oder gar, wenn man auf die Maschinenbrecher hören wollte, daß wir zurückkehren sollen zu dem Zustande, in welchem wir uns vor 300 Jahren befanden? Verlaßt Euch darauf, daß, wenn wir einmal anfangen rückwärts zu gehen, so klein auch der erste Schritt sein möge, der Rückschritt zur Unwissenheit, anstatt des Fortschrittes in der Er-

kenntniß, sehr bald an Geschwindigkeit zunehmen und zuletzt mit einem tollen Sprunge von der Civilisation zur Roheit endigen werde. Dann kommt auch die Arbeit des Tyrannen, der nur so lange ruhte, als die Wissenschaft ihn dazu nöthigte.

Das Heil der Völker beruht auf dem Fortschreiten der Cultur, welche, ein und dieselbe, über alle Vermögen der Menschen sich ausbreitet und in ihnen sich entwickelt, daher die geistige Ausbildung bedingt ist von der leiblichen und gewerblichen, und diese wiederum durch jene. Das Leben verträgt überall keinen Stillstand; es befindet sich jederzeit im Zunehmen oder Abnehmen. Daher kann auch für die Vervollkommnung der Gewerbe durch Maschinerie kein Unterschied stattfinden zwischen dieser oder jener Hantirung, oder zwischen alten und neuen Erfindungen. Die alten hätten nicht alt werden können, wenn sie nicht einmal neu gewesen wären; und die neuen werden um so rascher alt werden, je reger der Erfindungsgeist ist. Jedwede neue Entdeckung, jede neue Vorrichtung, jede Ersparung menschlicher Arbeit, welche Ausbeute gibt, ist schlechthin nützlich. Es ist immer ein Verlust, sie zu entbehren, oder auch nur zu verzögern. Denn immer werden dadurch Kräfte erübrigt zu andern Beschäftigungen, Erfindungen und Schöpfungen. Die Besorgniß eines Ueberflusses an ersparten Kräften, die nicht nützlich zu verwenden wären, ist die unüberdachteste, die sich denken läßt. Denn wo ist die Grenze des Bedürfnisses der Menschen, wo der Kreis, über welchen hinaus für sie nichts zu wünschen, nichts zu schaffen wäre? Ist die Nothdurft befriedigt, verlangt die Bequemlichkeit ihren Tribut; mit ihr lebt das Wohlleben auf, und über sie alle erhebt sich der Kunstsinn und der Durst nach Wissenschaft. Die einfache Röhre, aus welcher das Wassergas der Flamme entgegenströmt, befriedigt Den nicht, dessen sämmtliches Geräthe verziert sein muß, um sich inmitten desselben zu gefallen. Kunstsachen und Bücher werden einem verfeinerten Volke ein unentbehrlicher Hausrath, und der Aermste bringt es am Ende dahin, einige Zeit von seiner Arbeit zu erübrigen, um sich an jenen zu ergötzen und in diesen das Material zu weitern Fortschritten in seinem Fache, oder in der geistigen Ausbildung überhaupt zu suchen.

Nichts kann daher verkehrter sein als der Vorschlag Derer, welche die Maschinen besteuern lassen wollen, um dadurch diejenigen Arbeiter zu unterstützen, die durch sie außer Arbeit kommen. Das hieße ebenso viel, als durch eine solche Besteuerung die Wohlfeilheit der Productionen behindern, den Erfindungsgeist entmuthigen und den Uebergang von nutzloser zu nützlicher Arbeit verhüten wollen; es hieße jene holländische Marktfrau nachahmen, welche ihren Esel mit Kohlköpfen zu Markte trieb und, als sie bemerkte, daß derselbe schief beladen worden, in den leichtern Korb einen tüchtigen Stein zur Herstellung des Gleichgewichts legte.

Nur wo das Bestreben und das Vermögen vorhanden ist, jede neue Erfindung, jede neue oder verbesserte Maschine, welche ihrem Zwecke entspricht, in Anwendung zu setzen und möglichst zu benutzen, kann das Gewerbe fortschreiten. Zu allen Arbeitsunternehmungen aber gehört Capital, nämlich der Vorschuß, den jene erheischen, bis ihr Erzeugniß vortheilhaften Absatz findet. Die Anlegung der Capitalien auf Unternehmungen beruht in jedem Lande auf der Sicherheit der ungestörten Verfolgung der Zwecke derselben. Ohne Sicherheit des Eigenthums und des Credits, der Unternehmungen und Erfindungen, mit einem Worte des Verkehrs, ohne gesetzlichen und zuversichtlichen Schutz gegen jede Beeinträchtigung, Störung und Behinderung in demselben wird man also vergeblich erwarten, daß das Gewerbe, der Wohlstand, die Macht und die Glückseligkeit der Völker steige, und daß die Vervollkommnung der Maschinerie dazu mitwirke, was eigentlich ihr Zweck ist. Dies ist das Nothwendigste von Allem, was deshalb Noth thut. Wo der Erfinder einer neuen Maschine nicht sicher ist, daß die Arbeiter, die sie entbehrlich macht, ihm solche zertrümmern, da muß der Verkehr stocken. Denn das Capital zieht sich zurück, wo es keine Sicherheit hat; es verbirgt sich lieber, als daß es sich der Gefahr des Untergangs aussetzt; und es flieht das Land, worin seine freie Bewegung gehemmt ist, indem es sich nach andern Ländern zieht, wo es sie findet.

Die Tyrannei des Pöbels würde das Vermögen und den Kunstfleiß der Nation nach andern Plätzen vertreiben, wie die Tyrannei der Könige von Frankreich die Baumwollen- und Seidenweberei nach England getrieben hat. Die Wirkung jeder Tyrannei ist dieselbe, möge es die eines Einzigen oder Vieler sein; sie zerstört den Frieden und die Sicherheit der Einwohner; sie treibt sie, zu retten, was sie noch können, und zu fliehen, weil sie es noch vermögen. Das Capital thut nicht mehr seine Dienste; die Arbeit hört auf; der Erwerb stockt nicht blos, sondern es geht auch zu Grunde, was schon erworben war.

Die Häuser stehen leer, und auf den verfallenen Landstraßen treiben nur Bettler und Räuber noch ihr Gewerbe. Sehet Euch um in Spanien, in einem großen Theile von Italien, im schönen Griechenlande!

Wenn Diejenigen, die das Gewerbe fördern, das vollkommenste Recht im Staate auf dessen Schutz in ihren rechtmäßigen Unternehmungen haben, so steht Denen, welche um ihres Vortheils willen das Gegentheil verlangen, nicht der allermindeste Anspruch darauf zur Seite. Das Gewerbe ist seiner Natur nach nichts Bleibendes und kann unmöglich in einem bleibenden Zustande erhalten werden. Die Erzeugnisse der Natur und des menschlichen Fleißes sind sein Gegenstand und das Bedürfniß der Menschen ihr Begehrungsgrund. Wie dieses unermeßlich ist, und sich nach der Menge, der Bildung, dem Reichthume, der Sitte, ja der Modenlaune der Menschen richtet, so werden jene zugemessen durch die unbeständige Schöpfungskraft der Natur, durch die bewegliche Erkenntniß der Beschaffenheit und Wirkungen der Dinge, durch das Maß der erlangten Herrschaft über die Naturkräfte, durch die veränderliche Einsicht und Geschmack, oder Vorurtheil und Trägheit. Wer sich also dem Gewerbe in irgend einem Zweige widmet, betritt, das muß und soll er wissen, eine Laufbahn, in der er keinen Tag darauf rechnen darf, daß es morgen sein werde wie heute, und daß er mit der Arbeit, die ihm jetzt reichliches Brot gibt, sein ganzes Leben werde fristen können. Er macht sich freiwillig ab-

hängig von allen jenen Ursachen, deren Wirkungen für ihn und auf ihn Zufälligkeiten sind, und er hat von Niemanden Gewähr oder Hülfe dafür zu fodern, daß sie ihn nicht treffen, und daß sie ihn nicht zwingen, die erst gewählte Beschäftigung aufzugeben und sich nach einer andern umzusehen, die ihn ernähre. Er möge seine Kräfte brauchen, so viel er vermag, um in dem Wettlaufe Aller nicht hintenan zu bleiben; aber er darf Niemanden aufhalten, der ihm zuvorzukommen vermag.

Freilich ist es ein Uebel, ein unleugbarer Verlust für Den, der erlernte Geschicklichkeit aufgeben, die gewohnte Hantirung verlassen, neue Werkzeuge, neue Fertigkeiten und neue Kunden sich erst erwerben muß, um ferner zu bestehen. Wer wird das leugnen. Aber es ist die natürliche Folge des Berufs, dem sich jeder Gewerbsmann widmete; es ist ein Zufall, der ihn trifft, und vor welchem sich zu wahren lediglich seine eigne Sache ist. Ob die Politik erheische, im Staate eine Art von Assecuranzgesellschaft aller Einwohner, oder auch nur aller Gewerbtreibenden gegen solche Unglücksfälle zu bilden, das hat die Staatsweisheitslehre zu beantworten. Ein Recht darauf besteht nicht; noch viel weniger eine Befugniß zur rechtswidrigen Unterdrückung der Erwerbsthätigkeit Anderer.

Um nun diesen Uebelstand möglichst zu vermindern, den jede unwillkürliche Veränderung der bisherigen Gewerbsthätigkeit einer Classe von Arbeitern mit sich führt und der um des weit überwiegenden Vortheils des Ganzen willen nicht blos mit Geduld, sondern von dem Verständigen sogar mit Freudigkeit erduldet werden muß, gibt der Verf. zwei Mittel an, die unfehlbar helfen. Das erste ist Vermehrung der Einsicht, um eine neue angemessene Beschäftigung ausfindig machen, und Erwerb der Fertigkeit, damit wechseln zu können. Das andere ist Ansammlung eines Capitals, um nicht blos eine Zeitlang einen vorübergehenden Stillstand ertragen, sondern auch den Vorschuß zu einem neuen Geschäfte erschwingen zu können. Beide Vorschläge scheinen mit andern Gesetzen der Betriebsamkeit in Widerspruch zu stehen und deswegen unausführbar zu sein. Denn darnach ist die möglichste Vereinfachung und die größte Uebung in jeder Arbeit die Bedingung der möglichsten Einträglichkeit derselben; und auf der andern Seite wieder deren möglichste Wohlfeilheit die Bedingung ihres dauernden Begehrs, sodaß nicht abzusehen ist, woher der Arbeiter eine Ersparniß machen solle. Allein nur die roheste Arbeit trägt eben die Kosten des thierischen Unterhalts. Mit jeder Verfeinerung, man möchte sagen Vermenschlichung, wächst ihr Lohn und der Ueberschuß desselben über das unabweisliche Bedürfniß. Da nun mit der Zunahme der Werkzeuge und Maschinen die Stellvertretung der rohesten Arbeit durch dieselben und die Nachfrage nach ausgebildetern Verrichtungen zunimmt, so sind eben sie auch die sich immer vermehrende Quelle möglicher Ersparnisse, sowie die Einführung der Sparkassen das Mittel zu ihrer Ansammlung und ersten nutzbaren Anlegung darbietet. Möge daher die Einlage in dieselben nur zur allgemeinen Sitte werden, wird das nöthige Capital zu Gewerbsänderungen nicht mangeln!

Schwieriger ist es mit dem ersten Rathe. Das Leben ist kurz, und die Zeit des Erlernens und der Uebung in demselben geht jedenfalls der Zeit des Erwerbs ab. Auch wird kein Meister geboren; es ist sehr schwierig, Diejenigen einzuholen, die schon einen Vorsprung haben; ja, die erlernte Fertigkeit kann einer neuen gradezu hinderlich sein. Allein es ist auch nicht die Meinung, daß durch den ertheilten Rath das Uebel ganz gehoben, sondern nur, daß es gemindert werden solle. Dazu aber hilft eben das sehr viel, daß, je kunstreicher und wissenschaftlicher das Gewerbe in allen Verzweigungen wird, destomehr auch die reinmechanischen Verrichtungen, wobei der menschliche Körper selbst zur gedankenlosen Maschine wird, abnehmen, hingegen solche Arbeiten aufkommen, welche Aufmerksamkeit, Einsicht und Nachdenken erheischen, eben dadurch aber auch der Uebergang von einer Art zu arbeiten zur andern erleichtert wird. Denn je mehr der Geist in den Arbeiten wirkt, desto leichter wird es ihm, das eigne Werkzeug des Körpers nach seinem Willen und seinen Zwecken so oder anders zu regieren.

Die Hauptsache aber ist, daß die Erübrigung einer Art von Arbeiten von selbst eine größere Nachfrage nach anderer und edlerer Arbeit erschafft; daß also das Uebel selbst sein Heilmittel mit sich führt, und daß nur Gedankenlosigkeit und Trägheit schuld daran sein können, davon nicht sogar Vortheil zu ziehen, sowol vermöge des höhern Lohnes der bessern Arbeit, als auch vermöge der erleichterten Anschaffung der Bedürfnisse. Denn eine ausgemachte Erscheinung und Wahrheit ist es, daß in demselben Verhältnisse, wie sich die Erzeugnisse der Industrie mehren, deren Preis sinkt, und dagegen die Mittel zu ihrer Anschaffung zunehmen.

33.

Die Liga von Cambrai. Geschichtliches Drama in drei Acten. Von August Grafen von Platen. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1833. Gr. 16. 12 Gr.

Könnte ein vortreffliches Stück sein, wenn es das Vorspiel zu einem wirklichen Drama oder, noch besser vielleicht, zu einer Reihe von Dramen aus der venetianischen Geschichte wäre. Sowie es aber vorliegt, als ein abgeschlossenes Ganze, das die Prätention macht, etwas für sich zu bedeuten und den Titel eines dreiactigen Dramas zu führen, können wir unsere Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß Graf Platen, der so zuversichtlich so Großes von sich verheißen und neue Odysseen und Iliaden versprochen, sein langes Schweigen grade auf diese Weise zuerst wieder bricht. Um den Namen eines selbständigen Dramas zu verdienen, müßte das Stück vor allen Dingen so beschaffen sein, daß darin gehandelt würde, daß uns Charaktere entgegenträten, die sich in diesen Handlungen vor unsern Augen entfalteten. Das sucht man hier aber vergebens! Das Stück schildert nämlich nichts weiter als den Eindruck, den das bekannte 1508 und 1509 zwischen Ludwig XII., dem Kaiser Maximilian, dem König Ferdinand von Spanien und dem Papste Julius II. zur Unterdrückung Venedigs geschlossene Bündniß auf diese Republik machte. Der ganze erste Act und ein großer Theil des zweiten ist darauf verwandt, die Unglücksbotschaften, die von allen Seiten her eingehen, und die so lauten, als ob die ganze Welt sich die Hände zum Sturz des mächtigen Staats gereicht habe, zu berichten: ein Bundesgenosse nach dem andern fällt ab, eine venetianische Stadt nach der andern wird genommen, die Heere werden an allen Enden geschlagen.

Doch sehen wir von dem allen nichts, d. h. wir werden nicht etwa an die Throne und in die Cabinets der feindlichen Herrscher, oder zu deren Heeren geführt, sodaß Alles wenigstens einigermaßen motivirt würde: wir hören blos Erzählungen und bleiben dabei ganz ruhig in der Stadt Venedig. Welchen Reichthum historischer Anschauung — falls er sie besitzt — hätte der Dichter in diesem Stücke niederlegen können, wenn es ihm gefallen hätte, nicht blos den passiven Theil, sondern auch, und zwar vor allen Dingen, den activen uns vorzuführen! Dann hätte sein Werk mit Recht den Namen: „Die Liga von Cambrai", verdient; sowie es jetzt geworden ist, sollte es etwa heißen: „Venedig zur Zeit der Liga von C., historisch-dramatisches Fragment". Denn auch weiterhin kommt es nicht zu eigentlich dramatischem Leben, zu irgend einem Culminationspunkt, zu einer Katastrophe. Im zweiten Acte sehen wir nämlich den großen Rath unter Vorsitz des Dogen Leonardo Loredano versammelt; nachdem jene Unglücksnachrichten vollends eingegangen sind, wird beschlossen, das Aeußerste zu wagen; und wenn Alles verloren, spricht Loredan,

— — so laßt
Uns fallen denn, wie jener Cäsar fiel,
In seine Toga schweigend eingehüllt.

Aber zum Glück kommt es nicht so weit: nachdem im dritten Acte zum Eingange nachträglich noch mehre schmerzliche Verluste berichtet sind, auch die schöne Cornara, verwitwete Königin von Cypern, aufgetreten und ihre innige Theilnahme an dem Schicksale ihrer Vaterstadt zu erkennen gegeben, bringt Andreas Gritti die erste frohe Kunde von der Einnahme Paduas und der Gefangennehmung Gonzaga's; dadurch wird Alles zu neuer Hoffnung begeistert: Lodovico Loredano an der Spitze, zieht eine Schar aufs Festland, um die eroberte Stadt zu halten, und das Stück schließt mit einem Hymnus zum Ruhme Venedigs, aus dem Munde des Dogen, in wohlbekannten trochäischen Tetrametern.

Der geneigte Leser wird uns eine gewisse Flauheit, mit der wir dies Alles berichten, zu Gute halten: es war uns unmöglich, über das Stück in irgend ein Feuer zu gerathen. Das Ganze macht den Eindruck einer sehr guten, wirklich verdienstlichen Staffage — aber auch weiter keinen. Man wartet immer der Dinge, die da kommen sollen. Venedig, das unvergleichliche und einzige, liegt vor unsern Augen, mit großer, fast ängstlicher Genauigkeit ist vom Dichter selbst der Ort der Handlung bezeichnet; es fehlt nicht „das Arsenal mit den beiden athenienischen Löwen", nicht „der Versammlungssaal des großen Raths, mit den Bildern aus der venetianischen Geschichte", nicht die Piazzetta, der Dogenpalast, die kolossalen Säulen aus dem Archipel u. s. w. u. s. w., — und mehre von diesen topographischen Merkwürdigkeiten werden in angehängten Noten eines Weitern erläutert; es tritt Volk und Nobilität auf, ja wir sehen auch einen Dogen, aber eben nur — einen Dogen, nicht diesen bestimmten, diesen Leonardo Loredano; den letztern haben wir wahrlich besser kennen gelernt aus seinem Bildniß mit Pinsel und Farbe, von „dem süßen Meister Gian Bellin" (S. 69), als aus all den herrlichen Reden, die ihm der Dichter in den Mund legt, die aber auch jeder andere Doge hätte führen können. 34.

Die Bevölkerung Islands im 18. und 19. Jahrhundert.

Ueber das erst seit Beginn des 18. Jahrhunderts nach einigermaßen zuverlässigen Angaben zu beurtheilende Schwanken der Bevölkerung von Island enthält die aus dem Isländischen ins Dänische übersetzte Schrift: „An Folkemaengdens Formindskelse ved Uaar i Island, af Hans Finsen." (über Verminderung der Volksmenge durch Misjahre &c.) Kopenhagen 1831, folgende Berechnung. — Im Jahre 1703 hatte Island 50,681 Einwohner; man kann daher mit Sicherheit im Jahre 1707 51,000 annehmen, wo jedoch eine Blatternepidemie 18,000 Menschen wegraffte; es blieben also 33,000. Ungeachtet 1742 abermals die Blattern grassirten, war doch jener schreckliche Verlust nach Verlauf von 42 Jahren ersetzt, und 1750 betrug die Einwohnerzahl 50,700. Von 1751—57 gab es wieder 6224 mehr Todte als Geborene, welcher Verlust nach zwanzig Jahren sich ersetzt hatte. 1779 besaß Island 50,212 Einwohner, und es hatte also eine durchschnittliche Vermehrung um 380 Köpfe jährlich stattgefunden. Der jährliche Zuwachs während der Periode von 42 Jahren belief sich im Durchschnitt auf 420; die geringere Mittelzahl der 20 Jahre erklärt sich aber leicht aus mehren Krankheits- und Misjahren, welche in dieselben fielen. Die nämlichen Ursachen brachten von 1779—87 die Bevölkerung wieder auf 38,667 herab. In den nächstfolgenden dreizehn Jahren stieg sie jedoch um 8540 Köpfe, also jährlich um 656, und betrug 1800 über 47,200. Neue Misjahre, Krankheiten und der alle Zufuhr verhindernde Krieg waren der Grund, daß 1814 die Bewohnerzahl sich mit 47,803 ergab, also auf 14 Jahre eine Vermehrung von nur 600, oder einige 40 des Jahrs. Auch in den 11 Jahren bis 1825 schmälerten Unglücksfälle aller Art, besonders böse Kinderkrankheiten die Zunahme, welche jedoch 3446 Personen, jährlich 313, betrug. Die Volkszahl stellte sich auf 54,249. — Vor dem 14. Jahrhundert schätzt man die Bevölkerung Islands gewöhnlich auf 120,000. Die Verminderung derselben hat Herr Finsen mittels Zusammenstellung alter Nachrichten und auf den Grund der Rückfolgerungen nachzuweisen versucht, welche die Erfahrung der Jahre 1703—1825 erlaubt.

Nach neuern Angaben hatte die Bevölkerung der Insel von 1826—31 wieder um 3952 zugenommen und betrug im letzten Jahre 54,601. Es gab nämlich

Jahr	Geborene	Todte	dabei unter 10 Jahren
1826	2017,	2084,	1208
1827	1888,	2059,	1331
1828	2081,	1804,	1070
1829	2365,	1542,	414
1830	2515,	1268,	361
1831	2606,	1324,	703

Diese einzelne Angabe, welche wir dem „Maanedskrift for Litteratur" entlehnen, differirt jedoch um 39 mit der summarischen. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 23. — 23. Januar 1834.

Das Kloster. Idyllische Erzählung in fünf Gesängen von Karl Egon Ebert. Stuttgart, Brodhag. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Grundgedanke dieses lieblichen Idylls, in welchem sich der Sänger der „Wlasta" mit ruhiger Selbstbeschränkung in die engern Kreise des häuslichen Lebens zurückgezogen hat, wird, nachdem er sich schon zur Hälfte in dem Gange der Erzählung ausgesprochen, auch gelegentlich noch dem Helden selbst in den Mund gelegt, welcher auf die Bemerkung eines theilnehmenden Freundes, daß er doch des Unglücks echter Sohn sei und ihn bei jeglichem Thun der Unstern verfolge, erwidert: „Wohl!"

> — aber ein solcher (Unstern)
> Schwebet ob jeglichem Mann, der, irrend, über das Nächste,
> Weil er das Fernste nur sucht, mit begierigen Händen hinweggreift.
> Hätt' ich daheim mit den Kräften gestrebt, die ich all' in der Fremde
> Thöricht vergeudet, ich wär' ein gesegneter Mann und besäße
> Alles in Ruh, was ich strebend gesucht in Noth und Gefahren.
> Aber ich that wie Einer, der eilend das duftige Veilchen
> Kalt mit dem Fuße zertritt und reicht nach der Tulpe; wie Einer,
> Der nach den Sternen empor will greifen, indeß er sie unten
> Schöpfen könnt' in die Hand aus dem Quell, darin sie gespiegelt. (S. 105 fg.)

Einen so vom selbstgemachten Schicksale Verfolgten stellt uns der Dichter in seiner Erzählung vor. Der erste Gesang: „Die Heimkehr", läßt uns an einem leuchtenden Frühlingsabende seinen schallenden, eilenden Fußtritt den Berg herab vernehmen. Der frühverwelkte Wanderer fragt in dem Mühlenthale nach seinen Aeltern; man zeigt ihm Konrad's des Müllers Grab; von seinem Weib Gertrude weiß Niemand mehr. Der Fremdling wirft sich auf des Vaters Grab und jammert, daß derselbe seine Reue nicht zu sehen und die glühenden Worte der Liebe nicht zu hören vermag. Er wagt es nicht, in der Mühle zu übernachten:

> Dort nicht würde mir Ruh! Das Mühlrad, welches den Knaben
> Einst im Schlaf nicht gestört, mir würd's jetzt brausen wie Stimmen
> Grollenden Donnergetöns, und der Zug des Winds durch die Thüre
> Schiene zu wimmern: O Sohn, o Sohn, so spät aus der Fremde?

Da schallt von melancholischen Glocken weiches Abendgeläute, das ihn an die Nähe des ihm einst wohlbekannten Klosters erinnert. Indem der Dichter seinen Wanderer diesem Asyle zuführt, gibt er uns davon eine sehr malerische und reizende Beschreibung und entwirft nicht nur ein Bild von dem Aeußern eines Klosters, sondern führt uns auch in das Innere seiner Disciplin, Gebräuche und Sitten auf eine Weise ein, die für den katholischen Leser den Reiz poetisch gestalteter Wahrheit hat, Denjenigen aber, dem die Säcularisation der Klöster die Gelegenheit benommen haben sollte, sich eine Anschauung des Klosterlebens in der Wirklichkeit zu verschaffen, durch ein höchst lebendiges Gemälde entschädigt. Diese Schilderung (S. 32 fg.) ist eine der wesentlichsten Schönheiten des Gedichtes; und obgleich dieses Kloster nur die Folie der Erzählung bildet, so finden wir es doch nicht unpassend, daß der Verf. von ihm den Titel des Ganzen hergenommen hat. Hier an der Tafel des Convents nämlich und vor den Ohren des edeln Priors, der bald sein inniger Freund wird, erzählt Heinrich der Wanderer seine Lebensgeschichte, und hier im Kloster erfolgt auch die unerwartet freundliche Lösung. Die Erzählung von Heinrich's frühern Lebensschicksalen ist dem zweiten Gesange: „Der Unstern", einverleibt. Der Wanderer schildert sich hier als einen rastlosen Knaben, den kein Stubenspiel erfreute, den es rastlos ins Freie trieb. Kein Buch erbaute ihn, darin es nicht von Forsten, von sprudelnden Bächen rauschte, aber auch vom Klirren der Lanzen und Schwerter scholl, von Blut strömte und von Ehre ertönte. Statt daß der heranwachsende Jüngling dem Vater die Wirthschaft besorgen half und die Aecker vernünftig beaufsichtete, ging er auf eine gar romantische Weise zu Werke:

> — das Erste, was an den Aeckern
> Höchlich mir misfiel, das waren die scheidenden Raine,
> Die so regelrecht die Räume zerschnitten. Mein Auge
> Konnte das nicht ertragen und flugs begann ich die Ränder
> Umzuschürfen, und sah zufrieden am Ende der Arbeit
> Ueber die Fläche dahin, die weit verbreitet nun dalag.
> Auch das Geschick der Rosse beklagt' ich, die, straff an die Pflugschar
> Gegen den Willen gespannt, zu seufzen mir schienen im Joche
> Einer Gewalt, die nicht den Muth'gen vom Himmel bestimmt war.
> Drum auch schickt' ich sie heim nach wenigen Stunden der Arbeit,

Streichelte sanft sie vorher und dachte: besser doch wär' euch,
Wenn ihr die Erde durchschlügt, den Reiter tragend am Rücken!
Aber was wohl mir gefiel, das waren die Blumen im Felde,
Mitten im Grün das Blau und das Roth und das feurige Goldgelb;
Wuchern ließ ich sie frei, denn erzeugte der Schöpfer die bunten,
Schien es mir frevelnd gethan, entriß ich sie wieder dem Grunde.
Wie es geschah im Feld, so geschah's im Walde. Es sollte
Holz in des Vaters Haus, und ich ging zu wählen die Stämme
Lang im Gehölze umher. War irgend ein Baum, der die greisen,
Moosigen Arm' in die Lüfte recht weit hinstreckte, ein andrer
Niedergebeugt, verkrümmt und verkrüppelt, oder ein hohler,
Halbzerfallener Schaft, da sprach ich: Wahrlich, ihr sollt noch
Lange der Sonn' euch erfreu'n, ihr schönen und seltenen Bäume!
Aber ihr andern, so schlank, so senkrecht steigend, so eitel
Prahlend mit zierlicher Kron', als wär' nach dem Maß sie gewachsen,
Nieder mit euch, nur nieder, ihr brennt mir morgen am Herde! (S. 72 fg.)

Es ist kein Wunder, daß der liebenswürdige Thunichtgut, der leibliche Bruder von Eichendorff's mit Recht berühmtem „Taugenichts", beim Vater weniger Gnade fand, als er mit seiner poetischen Verkehrtheit beim Leser finden muß, der jedoch auch nichts dawider haben kann, daß der Dichter, der Wahrscheinlichkeit getreuer, seinem Helden kein so liebliches Loos bereitet, als uns eines in dem „Leben des Taugenichts" lachend vor Augen gestellt wird. Indessen erschien etwas, das den Wilden an Haus und Stube wieder zu bannen vermochte: die erwachende Liebe.

Hold wie ein Maitag war die Erkorene, kaum aus der Kindheit
War sie entschlüpft, als in Liebe mein Herz für die Gute entbrannt war;
Aber es thronte, indeß um den Mund das Lächeln der Unschuld
Wonnig spielte, doch schon der Jungfrau Würde und Hoheit
Klar auf der Stirn, der gewölbten, und rings auf dem edeln Gesichte.
Ihre Wange, sie war wie die Pfirsichblüte, darein sich
Eben der Strahl des Morgens gesenkt, die Lippen erschienen
Roth wie ein Purpurstreif am Abendhimmel, die Augen,
Klar und blau wie ein reiner Azur, versendeten Strahlen,
Die ein Sehnen erregten, sowie es uns faßt, wenn wir aufwärts
Feuchten, bebenden Blicks in den silberergießenden Mond seh'n!
Aber betrachtete man das reiche und wallende Goldhaar,
Ward man verwirrt und geblendet, sowie uns das Schau'n in die Sonne
Schwindeln macht und betäubt. (S. 77 fg.)

Aber er warf das köstliche Kleinod verkennend dahin; er wollte keine Bande, auch nicht von Rosen dulden. Er stieß die Aeltern, die Jungfrau, die ihm ihre Seele geweiht, zurück und entfloh dem älterlichen Hause in der Stille der Nacht. Ihn besaß ein so mächtiger Leichtsinn, daß das Fremde, Seltsame, Neue ihn jedes Gedankens an Das, was er schmählich verlassen hatte, beraubte, und er den gefaßten Entschluß mit steigendem Beifalle pries:

Nie vergess' ich den seligen Rausch, als ich stand an dem Eingang
Jenes gelobeten Lands! Vor mir erstreckte sich weithin
Düster das schwäbische Meer, der Bodensee; es durchwühlt' ihn
Eben ein wüthender Sturm und schleuderte mächtige Wellen,
Dunkelgrüne, herauf aus den rauschenden, sprudelnden Fluten,
Welche sich gegen den Strand, an dem ich verweilte, gerade
Wälzten im Drang der entzügelten Kraft.

In gleichem Drange stürmte der Wanderer in die Welt hinaus. Lange zog er auf den Alpen herum, warf sich dann ins muntere Getriebe der Städte, und da eben die Zeit war, wo der große Verwiesene, der Haft auf Elba entronnen, mit seinem begeisterten Heere vorwärtsschritt, so faßte auch ihn der Taumel; trunken schloß er sich dem Reigen jauchzender Jünglinge an, der dem fränkischen Heere zuzog. Mit dem Sturze Napoleon's ward er Gefangener, und da er als Deutscher gegen die Deutschen gekämpft, so konnte er dem Spruche eines strengen Gerichts sich nur durch die Flucht entziehen. Er kehrte in das Schweizergebirge zurück; doch — „aus Hispanien kam eilende Kunde von Spaltung und heftigem Volkszwist"; vor ihm flammte es als ein willkommenes Licht auf, dorthin eilte er, und sein mitleidiges Herz führte ihn der kleinsten Partei zu. Nach einer glühenden Schilderung des Elends, das er dort sah und erlebte (S. 98—101), erzählt er, wie mit der See und ihren Schiffen doch wieder die Hoffnung, das lächelnde Kind, vor ihm gestanden; wie er als Matrose ein ostindisches Kauffschiff bestieg, die Beute eines türkischen Kapers wurde und nach langer Qual der Gefangenschaft zu Tripolis nach Aegypten entrann. Heimweh und Reue trieben ihn jetzt auf ein fränkisches Schiff, aber ein Sturmwind warf ihn auf Moreas Strand statt nach der italischen Küste. Er vergaß die Gefahren der Flucht in Hispanien, dachte des Sklavendrucks in Tripolis nicht mehr, nicht der durchwanderten, brennenden Wüste mehr, aber auch nicht mehr der Aeltern und der Heimat; er ergriff das Schwert wieder und kämpfte für die Sache der Fremden. (So mußte der Dichter sagen, denn für die Sache der Freiheit focht ja Der nicht, der ohne Princip und Ziel nur dem blinden Drange der Ungebundenheit in die Fremde hinaus folgte.) Blutend blieb Heinrich auf einem griechischen Schlachtfelde liegen. Ein würdiger Grieche trug ihn in seine Hütte und heilte ihn hier. Jetzt begehrte er nichts mehr als Ruhe und Frieden, und nur nach der Heimat zog es ihn hin. „Und so", spricht er,

Und so kam ich ans Ziel. — O daß ich so Bittres erlebte
Und noch bin, und noch denke! — Das Haus, darin ich geboren,
Fremden gehörig — todt der Vater — verschollen die Mutter —
Hin, was je mich geliebt — ein Grab mein einig Besitzthum,
Reu' mein einig Gefühl und Fluch mein alleiniges Erbtheil! (S. 118.)

Jedoch für diese verzweifelte Lage weiß der Dichter eine schöne Lösung zu finden. Im dritten Gesange, welcher nach einer schönen Episode „Das Kirchenfest" heißt, gibt der edle Prior mehr dem Leser als dem Wanderer einen Wink des Trostes (S. 173 fg.). Der vierte Gesang, bedeutsam „Die Treue" überschrieben, zeigt uns den Helden des Gedichtes, von Schwermuthsgeiste getrieben, in den tiefern Wald verloren, wo er im Laube Doppeltritte vernimmt und, ohne es zu wollen, dem Gespräche

zweier Frauen zuhört. Eine zitternde Stimme räth mit freundlichem Tone der Begleiterin, einem redlichen Bewerber die Hand nicht zu versagen:

Siehe, Du blühest im Lenze nicht mehr, Du weilest im Sommer,
Und es nahet der Herbst, und allein dann stehst Du im Winter,
Wenn ich lange schon ruh', bedeckt von kühligem Rasen.
Wehe, Du Gute, Dir dann! Die einsam gealterte Jungfrau
Gleicht der verdorrenden Tann' in dem Wald; wer immer vorbeigeht,
Murrt, daß die Trockne noch steht inmitten der üppigen Bäume. —
Ungerechtester Spott! — und doch er trifft wie die Tanne
Alternde Jungfrau'n oft, und siegend waltet dies Unrecht,
Haftet im Sinne des Knaben schon tief, verleitet den Jüngling,
Ja ergreifet den Mann —. (S. 199 fg.)

Vor diesem Loose warnt sie die reife Tochter, welche der lauschende Wanderer mit lieblicher Stimme bewegt und doch besonnen erwidern hört:

— — — — — — — — — — — — — —
Bertram will, Ihr sagt es, den Dienst der bewanderten Hausfrau:
Solchen besorgt die Magd, die gutgehaltne, getreue;
Aber er will auch Vertrau'n; und woher entsprießet, o Mutter,
Diese so herrliche Pflanz' als nur aus dem Boden der Liebe?
Doch der ist mir verdorrt, und ich seh' ihn grünend und blühend
Nur in Träumen noch oft aus lange verschwundenen Tagen.
Drum auch gilt mir die Gegenwart nichts, nichts gilt mir die Zukunft,
Nur was war, ist noch mein, und ich leb' allein der Erinn'rung.
Was Du mir sagst, o Mutter, vom Loos der alternden Jungfrau,
Reiflich hab' ich's bedacht; ich verdorre der Tanne im Wald gleich,
Ruhig lächelnd des Spotts der immer nur tändelnden Menschen,
Die ein Herz nicht verstehn, das selbst sein Geschick sich gewählt hat. (S. 202 fg.)

Nachdenklich und bewundernd hört Heinrich zu. Dieses Weib ist stärker als er; er hofft noch immer fern in die Zukunft mit Wünschen und Träumen hinaus; diese Jungfrau aber schied von aller Hoffnung, blickt mit festem Auge hinaus in die Oede und hofft nichts mehr vom Leben. Die Mutter beruhigt sich bei der Erklärung der Tochter, und der Wanderer beobachtet von Weitem die sich Entfernenden. Er sieht die Jungfrau,

Die, gar schlank gebaut, in edler Haltung einherging,
Zierlich erscheinend zugleich und kräftig;
— — — — ein Bild voll Bedeutung;
Wangen geröthet nur zart, und Augen voll schmachtenden Ausdrucks,
Beide umflort vom Nebel des Grams, vom Schleier des Trübsinns,
Aber umfangen doch auch von den Reizen der geistigen Schönheit. (S. 211 fg.)

Die Entwickelung ist nun ganz nahe, und der fünfte Gesang, der das vertrauliche „Gastmahl" schildert, das der Prior mit genauern Freunden feiert, welche der Dichter alle mit vieler Laune gezeichnet hat und unter denen auch Heinrich ist, bringt dieselbe herbei. Hier thut sich die Thüre auf,

— und das Mütterchen trat an dem Arme
Einer jüngern Gestalt ins Gemach. Wie stutzte der Wandrer,
Froher Bestürzung voll! es waren die beiden Gestalten,
Die er im Walde gesehn und gehört.

Und dieses Mütterchen ist des Wanderers Mutter, Gertrude, und diese Jungfrau ist ihre Pflegetochter Mathilde, seine verlassene Geliebte; Beide führt ihm der Prior, sein jetzt erst von ihm erkannter Jugendgespiele, welchen die Aeltern als Pflegesohn an des Verlorenen Stelle angenommen hatten, entgegen.

So endet die anmuthige Idylle, die ohne Anspruch auf Neuheit der Erfindung und pikante Physiognomie der Charaktere durch einfache Wahrheit der Motive, sittliche Reinheit in der Tendenz des Ganzen und in allen einzelnen Darstellungen, durch edle Bilder und liebliche Schilderungen, mit welchen die schlichte Geschichte durchflochten ist, ihren Eindruck auf das Gemüth nicht verfehlt. Der Versbau des Hexameters ist, wie aus den zahlreichen Proben, die wir gegeben haben, zu ersehen ist, nach Voß'scher Weise behandelt, jedoch ohne Steifheit und Uebertreibung. Daß der Dichter die Trochäen an der Stelle der Spondeen nicht gemieden hat, sind wir weit entfernt ihm zum Tadel anzurechnen. Bei ängstlicher Vermeidung derselben entsteht, da sie zum kleinern Theile durch Spondeen, sondern mehrentheils durch Daktylen ersetzt werden müssen, eine endlose Reihe von dahinpolternden Versen, die zuletzt aller Abwechselung und zugleich aller ruhigen Anmuth entbehren.

Der Verf. hat sein Gedicht der Frau Fürstin zu Fürstenberg zugeeignet und an sie die Worte gerichtet, durch welche er seine Dichtung zugleich beim Publicum einführen wollte. Die Rechtfertigung seiner Selbstbeschränkung ist hier in den Worten enthalten:

Hochbegeistert's, aufzusteigen mit des Adlers kühnem Schwung,
Aber nah' um uns, ganz nahe winket mehr Befriedigung!

3.

Homer und Lykurg, oder das Alter der Iliade und die politische Tendenz ihrer Poesie. Ein Versuch über die Glaubwürdigkeit der Nachricht vom Zeitalter Homer's. Von Christian Heinecke. Leipzig, Hartmann. 1833. Gr. 8. 15 Gr.

Die vorliegende Schrift, die sich in bescheidner Weise als einen Versuch ankündigt, behandelt einen der interessantesten Punkte aus der Literargeschichte des Homer, der bis jetzt in den vielen und gründlichen Forschungen über die homerischen Gedichte weniger beachtet worden ist. Der Charakter der Schrift ist der einer fleißigen, vorurtheilsfreien Untersuchung, die ganz auf die vorhandenen Quellen und glaubhaften Zeugnisse begründet ist und dadurch sich eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren gewußt hat, wenngleich wol nicht zu verkennen ist, daß die mythologischen und historischen Untersuchungen Ottfr. Müller's auf Hrn. Heinecke vorzugsweise eingewirkt haben. Für den Zweck unserer Blätter würde es nicht passend sein, die aus sprachlichen Forschungen und chronologischen Untersuchungen gewonnenen philologischen Resultate zu wiederholen, deren Kritik in andere Blätter gehört. Um so mehr müssen wir hier der Bemerkungen zur Charakteristik einzelner Schriftsteller sowie der Ansichten über die politischen Tendenzen in Athen und Sparta gedenken. Diese Untersuchungen geben der Schrift einen besondern Reiz und machen auf Neuheit einen rechtmäßigen Anspruch. Ref. rechnet dahin die Erörterungen über den schriftstellerischen

Charakter des Herodot, Plato und Thucydides, über die Historiographie des Erstern und den Pragmatismus des Letztern, über die Analogie der Weltansicht im Herodot und in der Iliade, wie denn z. B. das Vorlesen der homerischen Gedichte bei den Panathenäen und der herodotischen Geschichte in Olympia auf eine und dieselbe Ansicht von der Verbindung der Poesie und Politik zurückgeführt wird. Für Herodot ist der Verfasser mehr eingenommen als für Thucydides, da sich in dem Erstern weit mehr die Theokratie, die er S. 58 als das griechische Verfassungsprincip bezeichnet, abspiegelt. Unter den auf Homer bezüglichen Stellen und Ansichten bezeichnen wir als besonders gelungen die Darstellung des Verhältnisses der homerischen Poesie zur spartanisch-lykurgischen Verfassung. Als Freund und Anhänger des altheraklidischen Cultus und als Feind des Apollocultus in der orphischen Poesie ist Lykurg für die Verbreitung der homerischen Gesänge in Sparta bemüht, ja er suchte auch nach Außen hin von denselben Vortheil für Sparta zu ziehen. Neu ist nun die Ansicht des Verf. (S. 24 fg.), daß die Spartaner aus Rivalität gegen Athen auf Pisistratus, der im Herzen gut monarchisch war, eingewirkt und ihn veranlaßt hätten, den öffentlichen rhapsodischen Vortrag der spartanisch-homerischen Poesie in Athen zu gestatten. Daß dies aber gegen den Geist Athens gewesen sei, zeigen auch die gegen Homer feindseligen Stellen Plato's, der zwar die Kunst hervorhebt, aber als Staatsmann gegen dieselbe eingenommen ist.

Wir können nur andeuten, daß über den Geist der lykurgischen Gesetzgebung im Allgemeinen, über das Perikleische Zeitalter, in dem sich die Originalität des Griechengeistes in den deutlichsten Spuren offenbart (S. 81 fg.), über die Verbindung der Festfeier mit der Poesie, über die politische Bedeutsamkeit der Grundidee in der Iliade und den engen Zusammenhang politischer Begebenheiten mit Dem, was man in Griechenland literarische Erscheinungen nennen kann, manche treffliche Bemerkungen sich in dieser Schrift finden. Nur in dem letzten Theile derselben scheint der Verf. hier und da etwas zuviel symbolisirt zu haben, sonst ist, wie wir bereits bemerkten, seine Darstellung einfach, und wenn sie auch nicht durch allzu großen Zauber der Diction besticht, so ist sie doch überall die Sprache eines redlichen und von Liebe für seinen Gegenstand erfüllten Schriftstellers, der keiner Partei angehört. Und das gilt in jetziger Zeit auch etwas. 14.

The oriental annual 1834.

Dies ist nicht wie die meisten englischen keepsakes eine Auswahl poetischer und anderer Producte der schönen Literatur. Zwei talentvolle Männer, ein Schriftsteller und ein Maler, haben es gemeinschaftlich herausgegeben und sind die alleinigen Verf. Die Zeichnungen sind von Hrn. William Daniell, der Text von Howard Caunter. Beide haben Indien zusammen bereist. Während der Eine die schwerfälligen, mit Zierathen überladenen Pagoden, die festen Schlösser auf den Spitzen der Felsen, die Wasserfälle, Wälder, Elefanten, Tiger zeichnete, sammelte der Zweite Notizen über die Sitten und Gebräuche des Landes, Charakterzüge, Schilderungen großer und reicher Naturscenen. Der erste Anblick der Küste von Asien ist von großer Wirkung. Madras, die Seestadt, wie sie die Hindus nennen, imponirt durch einen Anschein von Größe; sie scheint sich weit über den Umfang ihrer Mauern auszudehnen. Die ankommenden Fremden werden in seltsam gebauten Fahrzeugen auf dem Schiffe abgeholt und ans Land geführt. Diese heißen Massulah und bestehen blos aus rohen, äußerst biegsamen Bretern, welche durch ihre Nachgiebigkeit die Gewalt der Wellen brechen und daher das Meer bei dem gewaltigsten Sturmgewühl sicher durchschneiden. Da es jedoch wol vorkommt, daß die Fahrzeuge auf Klippen gerathen, so folgt jedem Massulah ein Floß, welches blos aus drei zusammengefügten Balken besteht und von den kühnsten und gewandtsten Seeleuten geleitet wird. „Eines Morgens wurde von einem solchen Flosse", so erzählt der Verf., „ein Kind durch eine Welle weggerissen, und bevor sein Vater, der sich bei ihm befand, dem unglücklichen Knaben zu Hülfe eilen konnte, von einem Haifische verschlungen. Der Vater stand ruhig auf, nahm ein breites Messer, welches er im Gürtel trug, zwischen die Zähne und stürzte sich ins Meer. Nach Verlauf einiger Minuten kam er auf die Oberfläche des Wassers und verschwand aufs Neue. Kurze Zeit nachher färbte sich der weiße Schaum der Wogen blutroth. Entsetzen ergriff alle Zuschauer, der Mann kam wieder zum Vorschein und tauchte aufs Neue unter, woraus wir schlossen, daß er sein Werk der Vernichtung noch nicht vollendet. So verfloß noch einige Zeit, als plötzlich zum Erstaunen der auf dem Strande versammelten Menge der Körper eines ungeheuern Haifisches einen Augenblick auf den Wellen erschien; fast zu gleicher Zeit zeigte sich der Mann und schwamm dem Ufer zu. Er war erschöpft, hatte aber keine einzige Wunde. Der Haifisch wurde an die Küste geschleudert; man öffnete ihn und zog den Kopf und die Glieder des Kindes aus dem Magen. Der Vater wälzte sich auf dem Sande herum und weinte bitterlich; doch bald ward er ruhiger, stand auf, löste seinen durchnäßten Turban vom Kopfe und trug darin die Ueberreste des Kindes in seine Hütte, um sie nach Landessitte zu verbrennen. Der unglückliche Vater erzählte später, daß, nachdem er untergetaucht, er das Ungeheuer erblickt, wie es sein Schlachtopfer verschlungen, darauf schwamm er auf den Mörder zu und stieß ihm das Messer in den Leib in der Gegend der Flossen; das Thier schien wenig Lust zu haben, sich in einen Kampf einzulassen. Nachdem es einen zweiten Stoß erhalten, stieg es an die Oberfläche, sein Feind folgte ihm und brachte ihm mehre Wunden bei. Das Ungeheuer drehte sich mehrmals nach ihm um, aber er tauchte unter, endlich stieß er ihm das Messer in den Bauch, und indem er seine Waffe mit ebenso viel Kraft als Geschicklichkeit nach dem Schwanze zudrückte, machte er dem Haifische eine ellenlange Wunde, woran dieser kurz nachher starb."

In Madras richten die Moussons oft schreckliche Verwüstungen an und dauern mit Unterbrechungen über zwei Monate, niegend fällt der Regen in solchen Katarakten; die Gemächer füllen sich mit Skorpionen, Eidechsen, Fröschen, selbst Schlangen an, welche die unaufhörlich strömenden Wasserfluten aus ihren Schlupfwinkeln treiben. Von den Jongleurs erzählt der Verf. Wunderdinge; besonders sind uns die zwei folgenden Kunststücke aufgefallen. Nachdem eine Truppe wandernder Gaukler unsere Reisenden mit den gewöhnlichern Proben ihrer Geschicklichkeit unterhalten, trat ein junges, schlankes Weib vor, wand sich eine leinene Binde mit 20 Schnüren, jede an ihrem Ende mit einer Schleife versehen, um den Kopf und nahm ein Körbchen mit 20 Eiern unter den Arm. Hierauf fing sie an sich pfeilschnell um sich selbst in einem Raume von 18 Zoll radmäßig zu bewegen; während dieser Rotation nahm sie ein Ei nach dem andern und band es an eine der Schnüre mittels der Schleife fest; sodann zog sie die Schnüre behutsam zu sich, machte die Eier los und legte sie wieder in ihr Körbchen. Nachdem sie ihr Kunststück vollendet, ging sie plötzlich in einen Zustand der starrsten Unbeweglichkeit über. Noch unbegreiflicher und besonders ergreifender ist eine Scene zwischen einem Kinde und einem Manne von finsterm, schreckerregendem Ansehen. Das Kind wird unter einen Korb gesteckt, es erhebt sich ein Wortwechsel zwischen ihm und dem Manne, der zuletzt trotz alles Flehens und jämmerlichen Schreiens seines Schlachtopfers mit bloßem Degen in den Korb sticht, sodaß das Blut in Strömen unter demselben hervorstürzt. Die entsetzten Zuschauer schreien auf vor Angst und Schrecken. Der Gaukler hebt den Korb in die Höhe. Das Kind ist verschwunden und tritt gleich darauf aus der Truppe, um die Spende der Zuschauer einzusammeln. — Das „Oriental annual" ist ins Französische übersetzt worden. 12.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 23. Januar 1834.

Skizzen aus England. Von Adrian. Zweiter Theil. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Diese Blätter haben erst jüngst einige vollständige Skizzen des Verf. mitgetheilt; es fehlt daher unsern Lesern an Proben von dem Talente dieses Skizzisten nicht, und wir können also bei der Anzeige dieser Sammlung von Sittenbildern aus England kürzer sein, als sie es ihrer frischen Färbung und ihrer talentvollen Zusammenstellung nach sonst verdienen würde. Die Kunst des Sitten- und Länderskizzisten ist zugleich eine schwere und eine leichte Kunst, wie Rec., der Mancherlei in dieser Art versucht hat, aus Erfahrung versichern kann. Alles kommt darauf an, wie der Eindruck empfangen wird. Ist dieser recht lebendig, heiter, frisch, erregend — so wird das Bild, das einem solchen Eindruck seinen Ursprung verdankt, leicht und ohne Mühe ein frisches, heiteres, gefälliges sein; ist der Eindruck ein leichter, vorübergehender, bald verwischter, so wird das Gemälde seinen Antheil von Schwerfälligkeit, Künstlichem, Gemachtem, Unerfreulichem in sich tragen. Ein verständiger, erfahrner Skizzist wird daher, oder sollte wenigstens nur solche Bilder in dieser Art versuchen, die sich von selbst gestalten — das Suchen, das Nachlesen, kurz das Studium ist in dieser Gattung von Productionen gradezu verderblich.

Herr Adrian befolgt diesen Lehrsatz: er gibt nur Das wieder, was er lebendig, anregend in sich aufgenommen hat; selten entschlüpfen ihm Aufsätze, welche Nachdenken, eine besondere Anstrengung des Urtheils, Studium nöthig gemacht haben. In dem vorliegenden Bande gehört nur „Der Maler Haydon" in diese Classe, und eben deshalb der ganze Aufsatz nicht in ein Skizzenbuch aus England. Alle übrigen Bilder sind mit frischer Hand dem Leben entnommen, meist heiter, keck, launig, gefällig. Zwar haben nicht alle funfzehn einen gleichen Anspruch auf Reiz, aber „St.-Giles und St.-James", „Punch und Judith", die „Polizeiscenen" und „Towerhill" sind von so überwiegender Trefflichkeit, daß sie die Mängel anderer Bilder, wie „Richmond", das die Begeisterung des Malers zu stark sehen läßt, oder die „weiblichen Erziehungsanstalten", die etwas mehr als billig raisonniren, übertragen und bedecken.

Eine Eigenschaft jedoch, an der es dem Länder- und Sittenskizzisten nicht fehlen darf, scheint dem Verf. dieser „Skizzen" zu mangeln: es ist der Reichthum an Vergleichungspunkten. Wir wissen nicht genau, ob Hr. Adrian Paris und Neapel gesehen hat, aber wir vermissen vergleichende Ansichten zwischen London und diesen Städten. Dieser Mangel macht, daß er sich allzu leicht enthusiasmirt — was für den Skizzisten überhaupt nicht schicklich ist — und z. B. Richmond als ein Paradies auf Erden schildert, während es, mit Camaldoli verglichen, doch höchstens als ein nicht ganz reizloser Punkt erscheint. In gleicher Art fodert ihn der Schmuz von St.-Giles zu Schilderungen heraus, die anders ausgefallen wären, hätte er den Mercato, oder die Gäßchen der Rue St.-Jacques damit verglichen u. s. w.

Alles dies soll jedoch diesen launigen, in Hogarth's Geist durchgeführten Skizzen keinen Eintrag thun; wir wollen es vielmehr versuchen, dem Leser in möglichster Kürze von ihrer reizvollen Lebendigkeit und ihrem reichen Inhalt eine Vorstellung mitzutheilen. Die „Müßigen Stunden" geben zuerst eine generelle Ansicht Londons, dieses Proteus unter den Städten, der allmonatlich seine Gestalt und Farbe ändert. Die Chronik historisch berühmter Häuser der City ist in diesem Abschnitt von vorzüglichem Interesse. Mistreß Quickly's Schenke, der berühmte Eberskopf, in dem Prinz Heinz lachte und Falstaff log, und der emsige Kellner sein: „Anon Sir", herleierte, ist in Crookedlane bei St.-Michael Nr. 2 noch an einem riesigen Eberskopf kenntlich. Jetzt bewohnen diese ewig denkwürdigen Räume ein tea-broker und dealer in Sheffields-goods. In Newgate-street Nr. 58 wohnte der gigantische Thürhüter Karl I., Evans, und Nr. 30 sein Zwerg Hudson, Beide durch Werke der Sculptur erhalten. In Lombard-street, Nr. 45, war Jane Shore's Haus, jetzt eines Fischhändlers sehr alltägliche Wohnung. Die schmuzige Clink-street führt zu Globe-Alley, wo Shakspeare's Theater stand, jetzt ein wilder, trostloser Packhof; in Borough-high-street liegt Talbotsinn, wo Chaucer die fröhlichen Pilger sich versammeln ließ, und welches eine Inschrift: „This is the inn, where Jeffrey Chaucer and nine-and-twenty pilgrims lodged in their journey to Canterbury in 1383", ziert. Auch das Gemälde des Einzugs ist im Hofe noch vorhanden. Indeß geht es hier wie mit vielen andern ehrwürdigen Dingen auf Erden: die Idee des Alterthums muß für das 1776 neuerbaute Haus aufhelfen. In Adelphi aber ist Garrick's und Knox's Wohnung. Auf diese müßigen Stunden, „idle hours", welche so angenehme Ausbeute liefern, folgt ein Gemälde von Chiswick, das um Canning's willen, welcher hier mit den Worten: „Spanien — Portugal" — seine edle Seele ihrem Schöpfer zurückgab, Vielen theuer ist. „Die Stockbörse" ist nicht blos für Stockjobber und Stockkaufleute anziehend. Der Verf. weiß den Handel um $81\frac{1}{3}$ oder $81\frac{1}{2}$ Procent auch dem bloßen Zuschauer ohne Consols interessant zu malen, selbst wenn man auch kein Liebhaber sein sollte. Das vierte Bild: „St.-Giles und St.-James" kann durch seine kunstvollen Contraste für ein kleines Musterstück der Sitten- und Skizzirkunst gelten. Aeußerst glücklich ist darin der Zug, mittels dessen der Verf. dieselbe Person dreimal, zuerst als irischen Rattenfänger in einer Bettlerherberge, dann als glücklichen Spieler in den Sälen von St.-James, und schließlich auf einem Ball der „besten Welt" erscheinen läßt. Diese „beste Welt" mit ihren Ladies Eleanor und Diana ist freilich keine beste Welt in Fénélon's Sinn; aber doch das Utopia aller londoner Cravattenbinder. Wie trefflich hat der „Verstorbene" diese elende, „beste Welt", das non plus ultra alles Jammers und aller Erbärmlichkeit, geschildert? Und der Verf. klingt in seinen Ton ein. „Die Charlatane" sind minder originell; indeß ist es immer ein dankenswerther Zug, wenn Mr. Robert Warren, der Stiefelwichsfabrikant, von seiner Wichse sagt, „sie sei so vortrefflich, daß man sie essen könne", und Mr. Robins, der Auctionator, ist immerhin ein preiswürdiger Mann und ein Genie im Feilbieten. Selbst unsere deutschen Buchhändler könnten noch von ihm lernen, was Anpreisen heißt. „Der Pferdebazar" ist unbedeutend, obgleich die Anstalt in Europa einzig ist. Ueber den „Maler Haydon" haben wir schon gesprochen, das Capitel gehört nicht in ein Skizzenbuch, wie genial auch Haydon's Napoleon auf Helena — von hinten gesehen — jedem kunstsinnigen Beschauer erscheinen muß. Akademien in London sind wie Akademien in Paris, Madrid, Berlin, Rom oder Petersburg, und Hayden, der erste unter den lebenden Malern Englands, ist nicht Mitglied dieser Akademie. „Punch und Judith" sind sehr reizvoll; aber des „Verstorbenen" Bericht über Punch ist doch der eines geistvollern Zuschauers. Ueber die See- und Matrosenlieder geht der Verf. in die Breite; er theilt einige dergleichen mit, unter denen jedoch nur „Tom Bowling" und der „Sohn des Meeres" allenfalls einen Vergleich mit den schottischen Borderliedern vertragen möchten.

Der Verf. verwundert sich, warum es keine Meerballaden gibt. Das ist einfach: der Anblick des Meeres, wenn

*) Vgl. über den ersten Theil Nr. 191 d. Bl. f. 1831. D. Red.

man vom Lande kommt, ist poetisch; aber das Leben auf dem Meere ist es nicht. Hier ist entweder erschütternder Aufruhr oder erschlaffende Ruhe, und beide sind der poetischen Hervorbringung nicht günstig. Die besten Meerballaden besitzen die Neugriechen und die Venetianer; die der Engländer bedeuten nicht viel. Das Gemälde von Richmond ist mit allzu schönen Farben gemalt. Unstreitig ist Richmond reich, frisch, reizend; aber es ist weder schön, noch ein Paradies. Die „Seestücke" sind wahrer. Sie lehren uns den „tar" (Theer, Spottname des englischen Matrosen) kennen, wie er leibt und lebt, ein charaktervoller, origineller Menschenschlag, keinem andern ähnlich, als Kind, als Knabe, als Mann, als Greis, als Gatte, als Hagestolz, schiffbrüchig, siegreich, reich, elend. „Hydepark" ist ein Modebild. Ich wüßte nichts in der Welt, was mir so jammervoll, so elend, so durchaus nichtswürdig vorkäme als die englische Modewelt, nicht einmal die deutschen Journalzänkereien oder die Sontagiaden. Selbst die Ansicht solcher Bilder ist mir eine Strafe und macht mir Herzbeklemmung. „Die Schenke am Towerhill" ist mir lieber, selbst im Bilde. Hier ist Charakter, Natur, Wahrheit; dort Lüge, Unnatur, frivoles, entnervtes Vegetiren, das sich obenein für Leben gibt und sich brüstet. Die englische Aristokratie ist eine Saat, die für die Sichel des Schnitters (Tod) reif ist. Sie muß fallen. Alle lobenswürdigen Eigenschaften des Engländers haben sich in die Mittelclassen geflüchtet, oder zu Menschen, wie Broadnhoar einer ist. Die „Policeiscenen" sind nicht so glänzend-ridiculous, als wir erwarteten; die londoner Policei bietet Stoff genug zu viel ergötzlichern Bildern zur Auswahl dar; denn das ganze Institut erscheint in der englischen Gesetzgebung an sich als ein durchaus lächerlicher Auswuchs. Die „weiblichen Erziehungsanstalten" schildern die Bemühungen der Miß Mason, die weibliche Jugend der höhern Stände Englands im Gebrauch des Springstocks zu exerciren, und wir sind ganz der Meinung des Verf., daß den künftigen Ehemännern in England ein hartes Loos bevorstehe, wenn Miß Mason's kallisthenische Atalanta-Erziehungsmethode weitern Eingang findet. Die Weiblichkeit, Adel, Anstand und Anmuth — diese schönsten Zierden der englischen Schönen — zu unterdrücken, gibt es in der That kein besseres Mittel, als Miß Mason's Stockerziehungsmethode. Doch die Mode ist in den seligen britischen Inseln eine so unerbittliche Tyrannin, daß von dem Augenblick an, wo Lady X. und die Herzogin Y. ihre Töchter zu Miß Mason senden, kein Mittel mehr erfunden werden kann, wie Lady Z. ihre Töchter von der Stockerziehung retten könnte, und alle künftigen Ehestandscandidaten in England haben mit Sicherheit auf Frauen zu rechnen, die im Gebrauch des Stockes weit mehr Gewandtheit besitzen, als die Natur ihnen zu verleihen für gut fand.

Mit dieser Skizze aus diesen „Skizzen" entlassen wir den Verf. unter dem Zeugniß, daß er zu unsern heitersten und anmuthigsten Sitten- und Ländermalern zu rechnen sei. Guter Geschmack ist sein steter Begleiter, eine frische Farbe, eine launige Wendung, ein glücklicher Ausdruck steht ihm aller Orten zu Gebot, mag er nun die große Welt züchtigen, oder der kleinen irgend eine Zärtlichkeit sagen. Die Fortsetzung seiner Bilder aus England wird uns und der Lesewelt, die das Grübeln haßt, daher stets willkommen sein. Was wir dem Buche wünschten, sind — Umrisse. 46.

Briefe aus Frankreich, oder das neue Frankreich und das neue Belgien. Ein Zeit- und Sittengemälde in belletristisch-artistischen Fresken und humoristisch-satirischen Briefen eines Reisenden. Von August Traxel. Zweiter Theil. Köln, Arend. 1833. Gr. 12. *)

Ende Juli d. J. 1831 hatte der Verf. in Aachen seine Reise durch Belgien nach Frankreich angetreten, und zu Ende desselben Monats im nächstfolgenden Jahre betrat er Paris. Der vorliegende Theil enthält Briefe aus der genannten Hauptstadt bis zur Mitte des Septembers genannten Jahres. Die Stimmung des Verf. bleibt sich gleich; die müßiggängerische Laune steht ihm ebenso gut wie seine frische Anschauungslust, und sein Humor wird durch den Hintergrund des Ernstes, den sein deutsches Gemüth behauptet, oft zur Geißel der pariser Thorheiten. An saloppem Schlendrian fehlt es freilich auch nicht, und wenn er schlüpfrig wird, gukt der barsche Deutsche gutmüthig aus der Fuchshaut hervor. Vous êtes galant — comme un français! das ist die höchste Schmeichelei, die unser Preuße, wenn er sich Amor's Fittich umschnallt, davonträgt, und das lähmt seinen Flug bedeutend. Zur Nachfeier des Julifestes treibt er sich in Vauxhall umher und schildert die Lustbarkeiten mit gefälligem Vergnügen; an der Hand einer hübschen Pariserin besteigt er den Telegraphen, berichtet über die Darstellung von Meyerbeer's teuflischem Teufel-Robert bildet sich ein, die Cholera überziehe ihn mit ihrer Tricolore, und läßt sich durch ein nettes Stubenmädchen von den drei Farben heilen. Ernster wird der Ton seiner Erzählung in dem nächsten Abschnitte, wo er, seiner Exaltation fur Lafayette gemäß, seinen zweimaligen Besuch bei diesem Weltbürger schildert. Diese Ruine von Mann, oder, wie ihn Börne nennt, diese altgewordene Schwärmerei, empfängt den Deutschen mit der leutseligsten Allerweltsmiene und empfiehlt ihn seiner Partei. Die Bundesbeschlüsse und die Protokolle der Conferenz nennt der alte Freiheitsheld eine aqua tofana für die Julirevolution.

Stadtklatschereien, Beschreibung von Gebäuden u. s. w. füllen sodann einige Capitel. Zu Menilmontant hatte Hr. Traxel das Glück, mit den Simonisten zu diniren. Menilmontant ist der Berg vor der Barrière gleichen Namens, auf dessen höchstem Punkte das ganz offen gebaute Landhaus der genannten Religionssekte lag. Ihr Heiliger soll sich dort zuweilen „benebelt" haben sehen lassen. An den offnen Seiten drängt sich Janhagel und macht seine Glossen. „Der Papst Enfantin", heißt es S. 73, „ist ein schöner starker Mann, etwas braun von Gesichtsfarbe. Er trägt einen Christusbart bis unters Kinn und einen kleinen Henri IV. Nichts zeichnet ihn vor den übrigen Simonisten aus, als die Worte: „Le père", welche er unterm Halse auf der Weste trägt. Das allgemeine Costum ist ein kurzer blauer Rock, altdeutsch ungefähr, ohne oder mit kurzem umgeschlagenen Kragen, und weiße Pantalons, die als Unterweste zugleich die Brust bedecken und um den Hals eingefaßt sind. Die Lenden umschließt ein breiter, schwarzlederner Gürtel mit messingner Schnalle, Kopfbedeckung eine kleine runde Mütze." — Das Essen war nach der Schilderung unsers Verf. gut, was sich schon nicht bezweifeln läßt, da bekanntlich die Küche von den Herren selbst besorgt wird. Die Geschäfte darin sind selon les capacités vertheilt; ein alter Professor des Athenäums, Verfasser mehrer naturhistorischen Werke, ist Koch, ein Professor der Rhetorik steht ihm zur Seite; ein ehemaliger katholischer Pfaffe ist Tafelarrangeur; ein dramatischer Dichter sorgt für Zimmerdecorationen; ein verdorbner Physiker putzt Stiefeln. Soll die Sekte der Simonisten bestehn, so muß es auch Simonistinnen geben, meint unser Verfasser sehr richtig — und beim Herausgehen aus dem Garten nahm er auch in der That zwei schöne, weißgekleidete Nymphen wahr, die auf Strohstühlen im Schatten einer Linde saßen. Ein junger Apostel stand neben ihnen und lehnte sich ganz vertraulich an ihre Schultern. Wahrscheinlich brachte er ihnen die nöthigen vorbereitenden Kenntnisse bei. In Bezug auf dergleichen Verdächtigungen erwähnt Hr. Traxel an einer andern Stelle (S. 105) eine der Caricaturen, die der böswitzige Pöbel in Paris auf die St. Simonisten gemacht hatte. „Unter Anderm hat man", erzählt er, „die fünf Märtyrerapostel im Gefängniß, an der Tafel und im Gebet dargestellt und die Uebrigen zugleich auf einem Balle versammelt, wo sie nichts als Unterhosen und die Damen nichts als Schnürleiber tragen. Alle Paare wirbeln im Sturmwalzer herum und der Altvater steht auf einem Tabouret und hebt die Arme segnend auf, indem er spricht: Soyez toujours pudiques, mes enfans!"

*) Vgl. über den ersten Theil Nr. 241 d. Bl. f. 1833. D. Red.

In Betreff der Fortschritte in der theatralischen Kunst macht unser Verf. die hübsche Bemerkung, man sei soweit gekommen, daß man den Wald vor lauter Bäumen, das Stück vor lauter Decorationen und Gruppirungen nicht mehr sehe. Die humoristische Schilderung der Darstellung einer damals in Paris neuen Oper: „Die Versuchung des heil. Antonius" ist ganz angenehm in ihrer Art. Mit Vergnügen liest man die Darstellung mehrer Scenen vor der Jury, Paulin's Freisprechung, der Simonisten Verhör und Strafurtheil und des Journalisten Duval Proceß vor den Assisen, der eines Abends aus einem Spielhause kommend stürmisch ausrief: Der Teufel hole den König, er verliert immer!" und ob dieses hochverrätherischen Wortes festgesetzt wurde. In der Gerichtsscene wird ihm erst der Grund seiner plötzlichen Verhaftung bekannt gemacht und nun ergibt sich, daß er nicht den König der Charte, sondern einen Kartenkönig verflucht habe, auf den er sein Geld gewagt hatte. — Interessante Berichte vom Zustande der Theater und der Volksstimmung füllen den sonstigen Raum des Büchleins. Man darf nicht auf Alles schwören, was Traxel erzählt, man darf aber zu Allem lachen. 11.

Geschichte der Regierung Ferdinand I. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. von Buchholtz. Vierter Theil.*) Wien, Schaumburg. 1833. Gr. 8.

Ref. will es diesmal bei einer kurzen Inhaltsanzeige dieses sich immer mehr ins Breite entfaltenden Werkes bewenden lassen, theils weil Geist und Werth desselben schon bei den frühern Theilen genugsam besprochen worden ist, theils um für den folgenden Theil das Recht weitläuftigerer Besprechung erbitten zu können, welcher viel interessantere Dinge als die Jahre 1532—1541 darbieten und zur Sprache bringen muß. Denn dann müssen der braunschweigische Zug, der letzte Kampf zwischen Karl und Franz I., der regensburger Reichstag, der Anfang der tridentiner Versammlung, die Verbindungen des Kaisers mit Protestanten, z. B. Herzog Moritz von Sachsen, gegen Protestanten und der schmalkaldische Krieg mit seinen Katastrophen an die Reihe kommen, und dabei hoffen wir von dem aus Urkunden schöpfenden Verf. etwas Erkleckliches zu lernen und hinter manches Geheimniß zu kommen, was uns bis jetzt gleichsam den Paß verrannte.

Den Inhalt vorliegenden Theiles, welcher trotz seiner Stärke noch nicht einmal die dazu gehörenden Urkunden enthält, welche getrennt nachgeliefert werden sollen, geben wir mit des Verf. eignen Worten S. IV an: „Der gegenwärtige Band hat nunmehr zu zeigen, wie durch eine die Macht der Thatsachen beachtende und beharrliche Friedensliebe für alle jene Entzweiungen eine Grundlage des Vergleiches gewonnen wurde, welche durch spätere Begebenheiten (Kampf oder Verhandlung) zwar modificirt, aber dem Wesen nach nicht mehr umgestürzt worden ist. Eine solche Grundlage wurde im Reiche für die politisch-religiöse Trennung der nürnberger Religionsfriede (erster Abschnitt), für die Entzweiung aus politischer Eifersucht die Friedensschlüsse von Caden und Linz (IV); für Ungarn der Waffenstillstand und erbliche Vertrag mit Zapolya auf der Grundlage des getheilten Besitzes (II, III). Für Beschränkung des Streites getrennter Religionsmeinung wurde das trienter Concil, nach mühvoller Begründung eines wenig veränderten Friedensstandes mit Frankreich, endlich wirksam beschlossen (V). An solche Darstellung vielfacher und für lange Folge wichtiger Friedensbegründung nach Außen wird sich nicht unbillig jene der innern Verwaltung der Krone Böhmen anschließen, als ein Hauptbestandtheil der nach Begründung dauernden Rechts und Friedens und geordneten Wohlstandes strebenden Regierung Ferdinand's in seinen eignen Staaten (VI)."

Einige Widerlegungen und Ablehnungen, welche der Verf. seinen Recensenten (auch dem Ref.) zu Theil werden läßt, sind wol nicht alle von besonders überzeugender Kraft, indeß waren jene Einwürfe auch mehr bestimmt, den Verf. auf einzelne Behauptungen aufmerksam zu machen, die ihm vielleicht sonst gar nicht bekannt geworden wären, weil man bei der Reichhaltigkeit neuerer Forschungen leicht etwas übersehen kann.

Zu Gute muß es uns nun schon der Verf. halten, wenn er an uns in allen kirchlichen und dogmatischen Dingen einen unbekehrlichen Ketzer findet. Zwei Leute, die Etwas einmal unter einem verschiedenen Augenwinkel betrachten, werden es eben immer anders sehen. Desto mehr hält sich Ref. an die trefflichen Abschnitte über Ungarn und Böhmen, besonders wo nicht von Religionshändeln die Rede ist. Freunden der sächsischen Geschichte wollen wir dabei verrathen haben, daß gar manches auf die lausitzische Geschichte und Verfassung Bezügliche in diesem Abschnitte vorkommt, so S. 419 in Beziehung auf die Gesetzverfassung, Beruhigung des Fehdewesens und der Streitigkeiten zwischen Land und Städten S. 428, 432, Religionssachen S. 466 fg., Handel S. 526, Zölle u. s. w. — S. 459 kommt eine merkwürdige Aeußerung Ferdinand's in Beziehung auf die Utraquisten vor, welche ihn weit unparteiischer hinstellt, als man gewöhnlich annimmt: „Die in jenem Glauben geborenen und erzogenen Böhmen schätzen wir nicht geringer als die sub una und hegten und hegen sie an unserm Hofe, halten sie aller Ehren in ihrem Vaterlande würdig und hatten noch haben niemals einen Unterschied zwischen den Männern der einen wie der andern Uebung gemacht." — Von S. 580—659 folgen statt der Urkunden fünf Abhandlungen als Beilagen, für welche in dem Texte nicht wohl ein schicklicher Platz ohne allzugroße Dehnung und Unterbrechung der Materien zu finden sein möchte: 1) Ueber Ungarns Inneres von dem Versuche zur Wiedereroberung Ofens bis zum Rückzuge des Suleiman, 1530—1532; 2) Von Beschaffenheit der Türkenhülfe; 3) Umtriebe des Herzogs Ulrich für Wiedererlangung Würtembergs bis zum Reichstage zu Augsburg; 4) Von dem Begriffe des kirchlichen Opfers; 5) Von dem Trennungsprincipe der Reformation und dessen heutiger Bedeutung. — S. 634 wird stark gegen den seligen Abt Planck polemisirt, daß er das Meßopfer nur für eine bloße Metapher und bildlichen Ausdruck der Katholiken und die ganze Opferidee für eine bloße Spielerei halte („Lehrbegriff" III, 2, S. 111). Wir empfehlen diesen Abschnitt zu einem andern Zwecke: nämlich sich zu überzeugen, wie nahe unsere Mystiker bereits wieder der alleinseligmachenden Kirche sind; denn diese ganze Opferlehre, wie sie hier vertheidigt wird, ist auch Dogma unserer Mystiker. In dem letzten Aufsatze wird die Lehre vom Wesen der Kirche eigentlich als diejenige bezeichnet, worin die Entzweiung sich concentrirte. „Hier liegt die nicht aufzugebende Behauptung der Einen und die Verneinung der Andern." Kurz zuvor wird behauptet: „glaubend zu denken ist die Aufgabe des Einen so gut als des Andern". Wir sind dem Verf. sogleich um Vieles näher, wenn er uns erlauben will, die Worte umzudrehen und zu sagen: „denkend zu glauben". Doch nicht wir vermögen diese Lebensfrage zu erörtern; und vermöchten wir es, so wäre hier kein schicklicher Platz dazu. Wir vermeinen nur, es sei höchste Zeit, aus Katholiken, Lutheranern und Calvinisten wieder gute fromme Christen zu werden und zu werden. Den echten Ring wird einst der Richter jenseits geben! 41.

Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland; in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w. von Wilhelm Horn. Vierter Band. — Auch unter dem Titel: Ergänzungen u. s. w. Berlin, Enslin. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Herrn Dr. Horn's große Reise wird hoffentlich noch im Gedächtnisse des Lesers sein.*) Sie zeichnete sich durch Reich-

*) Vgl. über den dritten Theil Beil. 8 d. Bl. f. 1833. D. Red.

*) Ueber den ersten Band wurde in Nr. 326 d. Bl. f. 1831, über den zweiten und dritten Band in Nr. 326 f. 1832 berichtet. D. Red

haltigkeit an Material aus, was der Verf. aus höchst fleißig geführten Tagebüchern zusammengetragen, und welches man allen jungen reisenden Medicinern zum Muster empfehlen sollte, während jetzt Hunderte alljährlich in gedankenlosen Ferienreisen nach der Schweiz und der italienischen Grenze laufen, ohne bei geleertem Beutel mehr als einige Klagen über Policei- und Mauthbeamte zurückzubringen. Auf der andern Seite wurde aber in Hrn. Horn's Buch auch allgemein das kecke, oft unreife Urtheil über manche Sachen und Personen getadelt, welches doch ebenso gewichtig als der bloße Stoff ist. In diesem Punkt hat sich nun zwar der Verf. seitdem zusammengenommen; einige schwache Spuren laufen indeß auch hier noch mit durch, z. B. S. 38: „Die Franzosen können aber ganz gewiß (?) auch mehr Blut missen als die meisten andern Völker". — Dagegen ist dieser Nachtrag durch seinen gründlichen Inhalt höchst schätzbar.

Er enthält sechs Aufsätze über Arzneitaxen, über die Führung der Todtenlisten, die Anwendung des Chlorkalkes rc., die alle an diesem Orte hier keinen Auszug leiden. Nur aus dem ersten: „Ueber Broussais und sein Spital", läßt sich etwas mittheilen.

Broussais, seit etwa 16 Jahren in Frankreich aufgetreten, ist Reformator und Gründer einer neuen Heilmethode, die ihn ebenso berühmt gemacht hat wie seiner Zeit Brown. Auch wie dieser erhielt er leidenschaftlichen Anhang und Gegner, und wird bald in den Himmel erhoben, bald in den Staub getreten. Seine Heilmethode geht kürzlich darauf hinaus, daß bei fast jeder Krankheit geschwächt, zumal Blut entzogen werden müsse. Seine nicht unverdienten Feinde und Gegner sind theils unbefangene Aerzte, die die Greuel seiner unglücklichen und unerhörten Blutigelapplicationen aufdeckten (s. u. A. Hufeland's und Casper's Zeitschriften), theils durch Br.'s Arroganz und Herabsetzung aller Andersdenkenden Beleidigte. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß die Franzosen, die so entsetzlich auf gute Lebensart halten und dafür schreien, untereinander, zumal die Gelehrten, die gröbsten, impertinentesten und beleidigendsten Menschen sind". Auch Hr. Horn glaubte in Broussais „nach seiner mehr als Calvinistischen Schärfe gegen jede andere Meinung und nach der Blutgierigkeit seines Systems einen rauhen, finstern Mann zu finden" und ward angenehm überrascht, als er „dem Aeußern nach den freundlichsten, liebenswürdigsten, bescheidensten Mann" erblickte. So sehr gilt dort der äußere Schliff!

Br. ist jetzt erster dirigirender Arzt des großen Militairspitals Val de Grace und behauptete, bei seiner Heilmethode verliere er nur 1 von 30 Kranken. Man schöpfte indeß bald Verdacht, daß er dem Publicum in seinen öffentlichen Berichten nur entstellte Thatsachen vorlege. Mehre Aerzte in der „Gazette de santé" und der „Revue médicale" rechneten ihm nach; und auch der Verf., der durch Empfehlung der preußischen Gesandtschaft an den damaligen Kriegsminister Grafen Bourmont endlich nach vielem vergeblichen Bemühen die Krankenlisten des Spitals erhielt, bestätigt und vermehrt die Aussagen Jener. Die Sache besteht in Folgendem.

Im J. 1816 kündigte Broussais an, daß durch die Anwendung seiner Methode die Sterblichkeit im Val de Grace außerordentlich verringert sei. Im J. 1821 fügte er hinzu, daß seine Lehre einen merklichern Einfluß auf die Bevölkerung haben werde als die Vereine. Im folgenden Jahre steigerte er seine Anzeige dahin, daß in den Hospitälern, wo seine Heilmethode angewendet werde, man nur einen Kranken auf 85 verliere, während in allen andern einen auf 5. Das war zu stark. Ein Arzt, Hr. Bousquet, prüfte diese apodiktisch ausgesprochenen Behauptungen und fand, daß Hr. Broussais 1 auf 13 verliere. Broussais antwortete in seinen „Annalen", aber schlecht. Er leugnete nicht die Genauigkeit der Darstellung, behauptete aber, daß sie nichts gegen ihn beweise, da er nur immer die allerwichtigsten, folglich gefährlichsten Kranken behandele. Er setzte den Trumpf darauf, daß andere Aerzte zwanzigmal mehr Kranke verlieren als er. Weiter ein anderer Arzt, Hr. Roche, prüfte nun die einzelnen Stationen im Spital, die allerdings differente Zahlen gaben, allein das Resultat blieb doch immer, daß B. nicht weniger Kranke als andere verliere und in Summa 1 von 13. Nun mußte sich Broussais vertheidigen, und die giftigsten Repliken von beiden Seiten erfolgten. Betrachtet ein Laie diese Verhandlungen, dieses gefühllose Gegeneinanderhalten von Tabellen und Zahlen, dieses hartnäckige, hartherzige Opfern von Kranken, um blos consequent zu bleiben, um die eigne Meinung zu vertheidigen und dem Gegner nichts nachzugeben, so muß ihn ein Schauder vor einem pariser Spital sowie vor jedem übertriebenen Theoretiker befallen. 47.

Geschichte der Malerei in Italien, vom Wiederaufleben der Kunst bis Ende des 18. Jahrhunderts, von Ludwig Lanzi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen von J. G. von Quandt, herausgegeben von Adolf Wagner. Dritter Band. Leipzig, Barth. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Nach einem Säumen von mehren Jahren ist endlich der erwartete Schluß der deutschen Uebersetzung eines Werkes erschienen, dessen erste Bände wir in der Bearbeitung von Quandt und Wagner in diesen Bl. willkommen geheißen hatten *), weil der Fleiß Lanzi's eine Sammlung von Notizen gehäuft hatte, welche auch bei der unerfreulichen Anordnung, welche er seinem Werke gegeben, doch immerhin von hohem Werthe für den Freund und Forscher der ältern Kunstgeschichte bleibt und zumal durch die Berichtigungen, welche das Werk von Hrn. v. Quandt erhalten, sowie durch die Register von Wagner bedeutend gewonnen hat, sodaß es auch neben dem von Schorn besorgten deutschen Vasari unentbehrlich scheint.

In diesen dritten Band fällt die Darstellung der bologneser, ferrareser, genueser und piemonteser Malerei. Die bolognesische Schule ist natürlich am weitläufigsten behandelt und den großen Namen des Francesco Francia, der Familie Caracci, des Guido, des Dominichino u. A. m. die gebührende Anerkennung bewiesen. Besonders zeichnet sich die Schilderung der Caracci aus, sowol was die beigebrachten biographischen Momente als was den Charakter und das historische Verhältniß ihrer Kunstleistungen anbelangt. Weniger hat uns das über Guido Reni Gesagte genügen wollen, da es der Verf. versäumte, die verschiedenen Epochen in der Kunstübung dieses Meisters, die man unter dem Namen seiner frühern und spätern Manier zu bezeichnen pflegt, gehörig hervorzuheben und deutlich anzugeben. Hr. von Quandt hat auch in dem vorliegenden Bande sich die Mühe gegeben, das Unvollständige des Lanzi zu ergänzen, das Falsche zu berichtigen, anstatt flacher Bezeichnungen eine klare und bestimmte Schilderung des Wesentlichen eines Meisters oder einer Schule zu geben. Derselbe entwirft in der ersten Beilage des Werkes einen Rückblick auf die Geschichte der Malerei des Mittelalters, um den Fortschritt des Ganzen nach seinen großen durchgreifenden Momenten nachzuweisen, da die zerstückelnde Darstellungsweise des Lanzi nur zu leicht verhindert, von der Geschichte des Einzelnen sich zur Totalanschauung zu erheben. Eine zweite Beilage von dem Uebersetzer, „Ueber Styl und Manier", hat diesen schwierigen Gegenstand auf eine geistreiche Weise behandelt und unsers Erachtens glücklich gelöst; nur fürchten wir, daß viele Leser besonders hier von der harten Diction des Verf. abgeschreckt werden dürften, in die Bedeutung seines Vortrags einzugehen, der allerdings weit einfacher und natürlicher hätte gegeben werden können, und dessen wesentliche Punkte in Demjenigen, was Carus' „Briefe über Landschaftsmalerei" sagen, weniger streng philosophisch, aber ebendeshalb auch faßlicher und ansprechender erörtert sind. 62.

*) Vgl. Nr. 276 u. 277 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1834.

Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen. Erstes und zweites Bändchen. Auch unter dem Titel: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des 15. Jahrhunderts. Nach dem Italienischen von August Hagen. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 12. 3 Thlr.

Aus dem Strome der Zeit, der auf die Gefilde der Literatur so viel Schlamm in Gestalt von allerlei Maculatur absetzt, läßt sich auch Gold gewinnen, wenn eine glückliche Hand schöpft und ein geschickter Taucher keine Mühe scheut. Eine solche glückliche Hand scheint der Herausgeber dieser „Chronik" zu besitzen, mit welcher er den Freunden des Schönen und namentlich der Kunstgeschichte ein höchst erfreuliches Geschenk gemacht hat. Wir erhalten hier durch seine Vermittelung den Nachlaß eines berühmten florentinischen Meisters, und zwar einen Theil aus dessen eigner Lebensgeschichte, innigst verwebt mit der anziehenden Geschichte gleichzeitiger Künstler und der erlauchten Vaterstadt, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem Schirm der Mediceer sich im Zenith ihrer republikanischen Größe befand. Aber auch durch Kunst und Wissenschaft war Florenz damals herrlich vor allen Städten Italiens; und einen Künstler ersten Ranges diese seine Zeit schildern zu hören, ist ein Genuß, den uns die Geschichte der Literatur kaum einmal noch darbietet. Dieser Künstler ist Lorenzo di Bartoluccio Ghiberti, der berühmte Bildgießer, dessen in Erz gegossene Thüren am Battisterio in Florenz auch diesseits der Alpen bekannt sind. Meister der drei zeichnenden Künste, hat er uns auch ein handschriftliches Werk unter dem Titel: „Commentare", hinterlassen, welches in der Magliabechischen Bibliothek in Florenz aufbewahrt wird, und dessen zweiter Theil die sogenannte „Chronik" oder Künstlergeschichte enthält. Vasari hat es gekannt und stark geplündert, aber zum Dank dafür erklärt, daß man aus Ghiberti's Commentaren wenig Nutzen ziehen könne. Er hat indessen des wahrhaft Interessanten noch so viel übriggelassen, daß Ghiberti's Werk auch neben Vasari's „Lebensbeschreibungen" als eine reichhaltige Quelle für die Kunstgeschichte jener Zeit und in jedem Falle als eine Sammlung der unterhaltendsten Erzählungen angesehen werden kann. Auch Cicognara hat in seiner „Geschichte der Sculptur" die Commentare als einen brauchbaren Stoff nicht unbeachtet gelassen. Welchen Antheil der Herausgeber an der Form des Ganzen hat, können wir aus Unbekanntschaft mit dem Original nicht bestimmen; aber auch die Form ist höchst ansprechend, der Ton weich und das Ganze von einem eigenthümlichen, gemüthlichen Zauber umflossen. Das Bild jener Zeit tritt uns mit magischen Reizen lebensfrisch und blühend entgegen und prägt sich tief unserer Seele ein. Ghiberti selbst erscheint hier in ungemeiner Liebenswürdigkeit und hoher Bescheidenheit, die ihm der verunglimpfende Vasari abzusprechen wagte. Aber Vasari bestätigte nur die Worte des Tacitus: „Proclive est odisse quem laeseris". Viel von Andern, aber wenig von sich, erzählt Ghiberti dies Wenige jedoch mit rührender Anspruchslosigkeit, die ihm die Herzen aller Leser gewinnen wird. In dieser Hinsicht bildet er einen merkwürdigen Contrast mit einem andern berühmten Landsmann, Kunstgenossen und Autobiographen, mit Benvenuto Cellini, der in seiner kecken und prahlerischen Weise das Selbstlob eben für keine Sünde zu halten scheint. Benvenuto gibt ehrlich und naiv seine Fehler preis und streicht ruhmrednerisch seine Verdienste und Vorzüge vor andern Künstlern heraus; Ghiberti schweigt von seinen Tugenden, beschreibt einfach seine Werke und stellt sich dennoch als ein gediegener Mensch und vollendeter Künstler dar. Wir zweifeln nicht, daß mit uns alle Freunde der italienischen Literatur wünschen werden, Ghiberti's Commentare im Original kennen zu lernen, durch dessen Herausgabe der Bibliothekar der Magliabechiana, Abbate Follini, oder Herr Hagen gleichen Dank verdienen würden wie Tassi, der uns neulich mit dem vollständigen „Leben Cellini's" aus dessen Manuscripten beschenkt hat.

Aber auch im deutschen Gewande als „Chronik" sollen uns die Commentare herzlich willkommen sein. Wir werfen durch dieselben einen tiefen Blick in die schöne Zeit, da ein Kunstwerk die Wichtigkeit einer Staatsangelegenheit gewann, und die Auffindung der griechischen oder römischen Handschrift eines Classikers gleich einer eroberten Stadt geachtet wurde. Wir werden in die Blütenzeit florentinischer Herrlichkeit versetzt, als die berühmtesten Künstler und Gelehrten in großer Anzahl, gleichsam Eine Familie bildend, sich um das Haus der Mediceer sammelten, deren glorreicher Kosmus noch in voller Kraft

wirkte, doch schon von Söhnen und Enkeln dieselbe edle Wirksamkeit ausüben sah. Ein ganzes Füllhorn der interessantesten Geschichten und Nachrichten wird über den Leser ausgeschüttet. Was aber Ghiberti's Chronik so eigenthümlich anziehend macht und ihr bei aller historischen Wahrheit den Charakter eines Romans ertheilt, das ist der rothe Faden, der Personen und Begebenheiten untereinander bald fester, bald lockerer verbindet, nichts losgetrennt vom Ganzen erscheinen läßt und auch um die Seele des Lesers sich mit so sanften Windungen zieht, daß man, der Gegenwart entrückt, sich von den reinern Lüften des Südens und zauberisch von dem Athem einer Zeit angeweht fühlt, die das Große und Schöne reich in lebendigen Schöpfungen ausprägte. Wir glauben genug gesagt zu haben, unserm Ghiberti Leser zu verschaffen; vielleicht reizt es ihren Appetit noch mehr, wenn wir aus dem Buche selbst Einiges mittheilen.

Der Kern des ersten Theils der „Chronik", um den sich Menschen und Begebenheiten in nähern oder weitern Kreisen bewegen, ist der Dombau in Florenz oder vielmehr die Errichtung der Kuppel auf dem von Arnolfo di Lapo unvollendet gelassenen Dome. An die Geschichte dieser Kuppel ist Leben und Schicksal ihres erhabenen Baumeisters geknüpft, und dieser Baumeister, Filippo di Ser Brunellesco, steht in Beziehung zu Allem, was damals in Florenz auf irgend eine Weise ausgezeichnet war. So treten die berühmten Künstler, Staatsmänner, Gelehrte, an denen Florenz im Quattrocento so überreich war, auf den Schauplatz, unter ihnen Ghiberti, auch manches zarte Frauenbild; Alle erscheinen handelnd, bewegt und in gegenseitigen Berührungen, Alle zu einem schönen Bilde vereinigt, dessen Mittelpunkt immer der ehrwürdige Dom bleibt und auf ihm der kühne Erbauer jener prächtigen Kuppel, von welcher später ein M. Angelo rühmte, daß man sie nur nachahmen und nicht übertreffen könne. Ghiberti beginnt seine Chronik mit der Zeit, wo eben eine öffentliche Berathung wegen des Dombaues im Rathspalaste, jedoch erfolglos gehalten worden war, und läßt bald darauf den jungen Brunellesco so überraschend und so sicher im Bewußtsein seiner künftigen Größe auftreten, daß er sofort die höchste Theilnahme erregt und durch das ganze Buch festhält. Mit Leonbattista Alberti, dem jungen, seinen Vitruv und die antike Architektur über Alles schätzenden Baumeister, und dem Bildhauer Donatello, von welchem und seinen Werken uns Ghiberti eine vortreffliche Charakteristik entwirft, begibt er sich nach Rom. Er kehrt aber zurück, als die Baumeister von ganz Italien sich zu Florenz versammeln und über die Beendigung des Domes berathen sollten. Ehe dies erfolgt, hatten die Vorsteher der Johanniskirche (Battisterio), um zu den beiden alten, von Andrea Pisano 1330 verfertigten Bronzethüren noch eine neue dem Dom gegenüber machen zu lassen, eine Preisbewerbung ausgeschrieben und zur Bedingung gemacht, auf einer Bronzetafel die Opferung Isaak's darzustellen. Um diese Zeit kehrt Ghiberti, der lange in der Fremde als Maler bei Pandolfo von Rimini gelebt, mit den regsten Gefühlen der Sehnsucht und Kindesliebe nach Florenz zurück, tritt in die Reihe der Bewerber, unter denen sich auch Donatello und Brunellesco befanden, und gewinnt den Preis und die Freundschaft Brunellesco's. Wir lernen hierauf die Familie der Mediceer, namentlich den hochherzigen Kosmus, durch Ghiberti's Schilderung kennen, aber auch den Maler und Carmeliter Fra Filippo Lippi, der es zwar ernst mit der Kunst, doch mit dem Gelübde der Keuschheit eben nicht sehr genau nahm. Höchst ergötzlich ist die Erzählung, wie ihn sein Freund und Gönner Kosmus, um ihn zu einer bestellten und sehnsüchtig erwarteten Arbeit anzuhalten, in einem obern Zimmer des Rathspalastes einsperren läßt, Fra Filippo aber an Betttüchern auf den Signorenplatz niedergleitet, um die Spur einer vorübergegangenen jungen Schönen, Lucia Buti, zu verfolgen, die für ihn so verhängnißvoll werden soll. Die nächste Bekanntschaft, die wir machen, ist die des berühmten Perspectivenmalers Paul Uccello. Mit unglaublicher Anmuth schildert uns Ghiberti das patriarchalische Stillleben in Uccello's Hause, den nie rastenden Fleiß des freundlichen Meisters und das schöne Walten seiner gesangreichen Tochter Barbara, der Braut Donatello's. Auch der Cardinal-Bischof Coscia, vormals Papst Johann XXIII., der im Dominicanerkloster S. Maria Novella lebte und den Kreuzgang desselben von P. Uccello malen ließ, wird uns vortheilhaft bekannt. Inzwischen ist die auf Brunellesco's Rath veranstaltete große Bauversammlung zu Stande gekommen. Baumeister aus ganz Italien, Deutschland, Frankreich, England und Spanien haben sich zur Berathung über die Vollendung des Domes in Florenz eingefunden, wo ihre Gegenwart festlich gefeiert wird. Vorträge über Vorträge werden gehalten, Plane über Plane vorgelegt, einer abenteuerlicher als der andere, aber in der babylonischen Sprach- und Geisterverwirrung die Angelegenheit nur immer weiter von ihrem Ziele entfernt. Da steht Brunellesco auf, setzt seinen Plan auseinander, muß aber, von den anwesenden Architekten verhöhnt und verspottet, sich voll Ingrimm zurückziehen. Seinen Freunden, unter denen auch Ghiberti, gelingt es, ihn wieder in die Versammlung zu ziehen und zum zweiten Mal zum Vortrag zu veranlassen, in welchem er strenge die Mängel aller vorgelegten Entwürfe und selbst an Ghiberti's Modell einen Fehler nachweist, „dessen Entdeckung wol für den Scharfsinn des Tadlers, nicht aber für die Unkunde des Verfertigers zeugte". Als man nun in ihn dringt, sein Verfahren anzugeben, stellt er, 70 Jahre vor dem Entdecker Amerikas, das Ei des Columbus auf, was bei ihm um so bedeutender erscheint, da er wirklich späterhin die Kuppel in halber Eiform errichtete.

Ehe wir erfahren, ob der Kuppelbau wirklich Brunellesco übertragen wird, führt uns Ghiberti in eine mit niederländischer Sorgfalt geschilderte Zigeunerwirthschaft ein, in welcher zwei Maler bei der alten Kastanienverkäuferin Lapaccia hausen. Wir finden hier Cosimo Roselli, nicht an der Staffelei, sondern mit alchymistischen Arbeiten beschäftigt, und Piero di Cosimo, zwar malend,

aber zugleich in der finstern Seele, die seinen häßlichen Körper bewohnte, auf Tücke sinnend und Ränke schmiedend. Freundlicher tritt der berühmte Luca della Robbia mit seiner kunstreichen Familie auf. Inzwischen ist Brunallesco wirklich zum Obermeister des Dombaues ernannt worden, aber nicht allein; mit ihm soll dieses Amt Ghiberti theilen. Sein Unmuth hierüber kennt keine Grenzen, wird aber bald beschwichtigt, als man ihm bedeutet, daß die Kuppel ganz nach seinem Plane gebaut werden und Ghiberti ihm nur hülfeleistend zur Seite stehen solle. Sofort beginnt Brunellesco die Arbeit, auf welche er sich sein ganzes Leben lang vorbereitet; die lebendige Schilderung von dem Drängen und Treiben der Werkleute vor und auf dem Dome, wo Tag und Nacht der unermüdliche Meister waltet, wird den Leser mit Vergnügen erfüllen. Um diese Zeit findet sich auch Leonbattista Alberti, der Vergötterer des Vitruv, aus Rom wieder in Florenz ein, und Johann Medici, Kosmus' Vater, stirbt.

Mit einem Gepränge, welches uns Ghiberti auf das anmuthigste beschreibt, wird das den Florentinern hochheilige Johannisfest gefeiert und zu diesem Ghiberti's neue Bronzethüre aufgestellt. Er erzählt uns ausführlich, welch hohes Lob ihr von allen Seiten zu Theil ward, ohne jedoch in den Ton der Prahlerei zu verfallen; nirgend, und auch hier nicht, wo das Gelingen eines erhabenen Meisterwerkes ihn hätte siegestrunken machen können, zeigt sich Uebermuth, sondern nur angemessene Schätzung seiner selbst und die vollste, reinste Anerkennung des von Andern geleisteten Guten. Bei dem Wagenwettrennen am Feste wird die Saat zu manchem Unheil ausgestreut; Kosmus' Sohn, Johann Medici, besiegt Ormann Albizzi und facht dadurch den Groll dieser den Mediceern feindlichen Familie zur hellen Flamme an; Lucia Buti, welcher die Preisvertheilung übertragen war, stürzt von dem einbrechenden Gerüste und wird von Fra Filippo dem Tode entrissen unter dem Hohngelächter Piero di Cosimo's, der das Verhältniß Beider durchschaut und seine eigne Leidenschaft für Lucia Buti mit Verachtung erwidert sieht.

(Der Beschluß folgt.)

Das „Edinburgh review" über die neueste französische Literatur.

„Seit drei Jahren bietet die französische Literatur in der That einen sehr befremdenden Anblick dar. Alle ausgezeichneten Schriftsteller dieses Landes kommen darin überein, daß die meisten neuesten Productionen durch chaotische Gedankenverwirrung, durch lächerliche Extravaganz der Stylformen verunstaltet sind. Sie erheben sich einstimmig gegen den leichtsinnigen Egoismus, gegen die cynische Sittenlosigkeit, welche diese Werke zur Schau tragen. „Nirgends Gewissen, nirgends religiöse Ueberzeugung, nichts Wahres, Tiefes, Inniges!" rufen sie aus, und grade Die, welche so heftige und beredte Worte finden, um den intellectuellen Zustand Frankreichs zu verhöhnen, grade Diese sind es, welche den Abgrund graben, die Wunde vergiften. Romane über Romane, Dramen auf Dramen vermehren täglich die Verwirrung und machen das Uebel ärger. Immer und immer wieder gräßliche und unzüchtige Auftritte, eine bald wild dahintobende, bald buhlerisch-üppige Sprache; nirgends Trost, nichts, was die gesellschaftlichen Bande enger zusammenzieht, was den alten christlichen Glauben befestigt, an welchen sich denn doch alle unsere Gefühle, unsere Gewohnheiten, unsere Sitten knüpfen und der so vielen Umwälzungen widerstanden.

Man sollte glauben, der Geist des Bösen sei der einzige Gott, welchen unsere Nachbarn anerkennen. Wenn man ihre Literatur genauer in Augenschein nimmt, so wird Einem zu Muthe, als blicke man in einen Abgrund, in welchem alle möglichen Widersprüche und Incohärenzen durcheinanderwirbeln, eine Art bodenlosen Brunnen, wie in Dante's Kreisen, aus dem sich

Diverse lingue, orribile favelle,
Gemiti di dolore, accenti d' ira

erheben, welchen groteske oder blutige Gestalten, ein cynischer Satyr, ein Engel mit zerrauftem Haar, mit finsterdrohendem Lächeln umschweben. Glücklicherweise läßt es sich nicht bezweifeln, daß dieser heillose Zustand transitorisch ist. Heutzutage erscheint die französische Literatur, an und für sich betrachtet, sehr erbärmlich und nichtig; es fehlt ihr sowol an jener Würde, an jener Größe und Fruchtbarkeit, welche nur den Epochen des Glaubens angehören, als an der zerstörenden Kraft, welche die Epochen der Revolutionen charakterisirt. So hatte z. B. die Literatur des 18. Jahrhunderts nur einen Zweck: zerstören; aber wie stark zeigte sie sich, wie mächtig! wie war sie überzeugt! Voltaire, Diderot, Helvétius wußten, was sie wollten; sie jauchzten vor Freude, wenn die Mauern des alten Gebäudes um sie her krachten und einfielen. Die Welt wird sie einst als Riesen betrachten. Sie waren die Hohenpriester einer neuen Aera, die fanatischen Apostel einer nöthig gewordenen Zerstörung. Man wird ihre gewaltsame Heftigkeit tadeln und ihre Declamationen, welche in den Händen eines Anacharsis Cloots, eines Robespierre Feuerbrände des Bürgerkrieges wurden; aber ihren Muth, ihre hohen Geistesfähigkeiten wird man stets bewundern.

Vergleicht man mit ihnen die heutigen Schriftsteller Frankreichs, wie klein erscheinen dann diese, wie plan- und zwecklos, wie arm an Ideen, wie überreich an hohlem Wortschwall! die Zeit des Marasmus, der Verzweiflung ist gekommen; die unerbittliche Erfahrung hat den glühenden Eifer der Enthusiasten abgekühlt. Mit blindem Ungestüm hatte man sich in thörichte Hoffnungen gestürzt; auf diesen Schwindel ist bittere, tiefe Entmuthigung gefolgt; überall herrscht Zweifel; kein System hat aufrichtige Anhänger; man glaubt nicht mehr an Tugend, an Gott, an die Kraft und den Adel des Menschengeschlechts; aus dieser furchtbaren Reaction geht diese Literatur ohne Haltpunkt, ohne Wahrheit, ohne inneres Leben hervor, welche ein Volk mit Schande bedecken würde, hätte nicht jede Nation früh oder spät dieselbe Schmach zu erdulden.

Trotz dieser anscheinend hoffnungslosen Lage läßt sich dennoch in der heutigen französischen Literatur die Spur einer bessern Zukunft nachweisen. Zwei Ströme kämpfen darin gegeneinander: einerseits die materialistische Philosophie von 1760, andrerseits die spiritualistische Lehre, die, lange unterjocht, ihre ehemalige Stelle wiederzuerobern sucht. Diese spiritualistische Tendenz offenbart sich von allen Seiten: Theophilanthropen, Mystiker, Swedenborgianer, Tempelherren, St.-Simonisten, Alle bekennen, daß die Gesellschaft keine andere Basis haben könne als die Religion. Lassen wir sie die alten christlichen Lehren in ihrem philosophischen Tiegel umzuschmelzen suchen; mögen sie immerhin ihre Seifenblasen werfen, die, eine Zeitlang in dem Farbenschimmer des Regenbogens prangend, bald zerplatzen und verschwinden. Wenn alle diese kindischen Spielereien des menschlichen Gedankens zu Atomen werden zerrieben sein, wenn der Mensch, belehrt durch die krampfhaften Zuckungen der französischen Revolution und die moralische Apathie unserer Tage, einsehen wird, daß er sich nicht selbst genügen kann, dann wird alle diese Gährung sich besänftigen und legen, dann wird dieser Schaum der französischen Literatur verschwinden. Die Schriftsteller, die sie gegenwärtig zu ihren Zierden rechnet und

deren Werke ihre staunenden Enkel mit verächtlichem Lächeln beschauen werden, sind Schriftsteller des zweiten Ranges, welchen die Julirevolution einen für ihren Ruhm verderblichen Impuls gegeben. Es ist, als seien seit dieser Epoche alle Dämme eingerissen, der Ring des Salomo zerbrochen, der Immoralität, der Schamlosigkeit, der Tollheit freier Paß gegeben worden. Im Grunde haben die Julitage nur die im Schoose der Gesellschaft schlummernden schlechten Elemente geweckt. Unter der Restauration zeigte sich derselbe Mangel an Grundsätzen, an Geschmack. Die Bourbons haben nichts für die sittliche Verbesserung Frankreichs, für jene große Allianz der Moralität und der Aufklärung gethan, ohne welche es keine wahren Nationaltugenden gibt. Die Literatur der Restauration war unvollständig, hin- und herschwankend zwischen zwei entgegengesetzten Ansichten; die historischen Skizzen von Vitet, Mérimée's Dramen verkündeten eine totale Veränderung in der Richtung des Geschmacks des Publicums. Nach der Julirevolution erweiterte sich die Laufbahn, welche diese beiden Schriftsteller eröffnet hatten, unter den Händen von Balzac, Sue, J. Janin; da erschienen jene grimmigen Orgien, welche „La confession", „Le salamandre", „La peau de chagrin" anfüllen; auf jeder Seite findet sich die Apologie des Mordes und der Liederlichkeit, und das ist so ziemlich der einzige philosophische Zweck, der in diesen Werken wahrzunehmen ist. Zu welcher andern Zeit hätte ein Mann wie Balzac, dem es sicher weder an Phantasie, noch an tiefem Verstande fehlt, gewagt, einer Sotietät, welche Anspruch macht auf Prüderie und Eleganz, einen ganzen Band Obscönitäten in veraltetem Style („Les contes drolatiques") an den Kopf zu werfen? Zu welcher andern Zeit würde der erste lebende dramatische Dichter zur Heldin eines Dramas eine Lucretia Borgia genommen haben? Um die moralische Anarchie zu malen, in welche dermalen die französische Literatur verfallen, würde es hinreichen, an den Selbstmord des jungen Escousse und seines Freundes Lebras zu erinnern, die sich asphyxirten, weil sie sich von den Journalisten gekränkt glaubten. Die Literatur, die sich unter so verderblichen Einflüssen gestaltet, besteht aus zwei Parteien: die eine hat die Prätention, fantastisch zu sein; die andere bemächtigt sich, so sagt sie, der Wirklichkeit; aber die empörende Absurdität ihrer Lügen macht sie weit verächtlicher als die erste. Seit fünf Jahren ist eine seltsame leidenschaftliche Vorliebe für Hoffmann in die Franzosen gefahren; sie haben gesucht, ihn nachzuahmen, und im Grunde ihn blos parodirt. Unter allen Schriftstellern läßt Hoffmann am wenigsten Nachahmung zu. Sein Genre ist, selbst unter seiner Feder, oft unerträglich; was er Gutes geleistet, muß einer Art Idiosynkrasie zugeschrieben werden, die ihn für diese Dichtungsart geeignet machte, eben weil er zu nichts Anderm taugte. In den Werken der französischen Schriftsteller, die sich für Maler der Wirklichkeit ausgeben, findet sich keine Spur von Realität, keine Wahrheit; ihre Personen könnten ebenso gut in den Räumen der Unendlichkeit oder in den präadamitischen Regionen einer antidiluvischen Welt figuriren als in China oder in Monomotapa. Ueberall herrscht Inconsequenz, Ungereimtheit; überall wird der gesunde Menschenverstand, die Logik verletzt. Ist die Heldin sanft und tugendhaft, blond und weiß, wie diese Herren sich ausdrücken, so kann man zuversichtlich erwarten, daß sie, noch ehe der erste Band zu Ende ist, ein Verbrechen begeht, das durchaus mit dem ihr zuerst verliehenen Charakter unvereinbar ist; hier und da zeigt sich wol eine brillante Phrase, ein kühner Gedanke; aber kaum ist der leuchtende Strahl der Wolke entfahren, so schließt sie sich wieder, und wir versinken aufs Neue in den blutigen Nebeldunst, der uns umhüllte. Auf diese Art wähnten sie, die Formen ihrer Literatur zu verjüngen und die Fruchtbarkeit ihres Genies zu bewähren. Nichts aber legt von der Dürftigkeit und der Erbärmlichkeit ihrer geistigen Mittel einen schlagendern Beweis ab, als eben daß sie jeden Augenblick gezwungen sind, zum Außerordentlichen, zum Gräßlichen ihre Zuflucht zu nehmen und die Aufmerksamkeit der Leser blos durch Mord, Ehebruch, Blutschande fesseln. Den ekelerregenden Mysterien der Morgue, der Salpêtrière, des Grèveplatzes nachzugraben, ist ein trauriges, aber nicht schweres Handwerk; es gehört dazu weiter nichts als eine kecke, schamlose Feder. So verfuhr selbst Voltaire nicht, der doch mit vollem Rechte den satanischen Schriftstellern kann zugezählt werden. Man sehe „Candide" z. B. Da ist keine Person, keine Gelegenheit dem Zufalle überlassen; Alles ist berechnet, Alles trägt zur Wirkung des Ganzen bei. In „La confession" von J. Janin findet Anatole nach langem Suchen einen tugendhaften Priester, erhält am Ende selbst die Tonsur und wird so dick und fett, daß ihn seine Freunde nicht mehr wiederkennen. Und damit will Hr. Janin beweisen, es gebe keine Religion mehr in Frankreich. Hr. Janin hat, wie er selbst ganz richtig bemerkt, ohne Plan, ohne Zweck geschrieben; aber er hat sich mit Unrecht Crebillon dem Sohne verglichen, dessen unmoralische Gemälde oft empören, aber wenigstens den Originalen ähnlich sind. Nicht allein „La confession", sondern sämmtliche Werke J. Janin's verkünden eine lebendige, glühende Phantasie, wenig Urtheilskraft, einen falschen Geschmack und eine entschiedene Unfähigkeit, eine größere Composition zu schaffen. Man fühlt, daß der Verf. bereit ist, für und gegen alle Grundsätze in allen nur erdenklichen Journalen zu schreiben, nicht um des Gewinnes wegen, sondern weil in seinen Augen nichts wahr, nichts unwahr ist."

(Der Beschluß folgt.)

Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1834. 71. Jahrgang. Gotha, J. Perthes. 32. 1 Thlr.

Dieser Kalender ist nicht, wie der Titel angibt, nur genealogisch, sondern auch diplomatisch-historisch; denn er enthält diesmal, außer der dreifachen Genealogie der europäischen Regenten, der anderen fürstlichen Häuser und der gräflichen mit dem Prädicate Erlaucht, theils ein diplomatisches Jahrbuch, theils synchronistische Regententafeln, nicht nur für Europa seit der Zeit Karl's des Großen bis 1831, sondern auch für Deutschland, was die Könige und Kurfürsten von 1356 bis 1806, sodann die neueste Zeit bis 1831 betrifft. Die Geschichtstafeln, nach des Prof. Wachsmuth „Leitfaden zu Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte", mit Benutzung der Zeitabschnitte, durchgesehen, umfassen das Alterthum, das Mittelalter und die neuere Zeit bis zum 7. Juni 1832, woran sich die Chronik vom 1. Juli 1832 bis 30. Juni 1833 schließt. Außerdem erwähnen wir noch der statistischen Tabellen, die sich auf die fünf Großmächte Europas, den deutschen Bund und auf die amerikanischen Staaten und die Colonien beziehen. Die erste und letzte dieser Tabellen hat den Prof. Berghaus zum Verfasser; die anderen sind officiellen Mittheilungen zu verdanken. Endlich finden sich noch Berichtigungen und Nachträge theils zur Genealogie, theils zum diplomatischen Jahrbuche; befremden muß, daß bei Spanien nicht einmal der Tod Ferdinand VII. aufgeführt worden ist. Noch weniger hat auf die neuesten Ministerialveränderungen in Griechenland Rücksicht genommen werden können. Aber abgesehen davon, daß ein solcher genealogisch-diplomatischer Kalender nie mit der Zeit fortgehen kann, sondern immer nachhinken muß, kann man den Fleiß und die Genauigkeit, womit der vorliegende bearbeitet worden ist, nicht genug rühmen; er übertrifft darin unleugbar alle seine Nebenbuhler, auch wenn er, z. B. in den Geschichtstafeln, relativ genauer sein [illegible]. Denn in manchem Jahre wird daselbst der Geschichte eines Volkes (z. B. der Griechen im Jahre 1823) gar nicht gedacht, während dies in andern, z. B. 1824, verhältnißmäßig zu oft geschieht. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1834.

Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen. Erstes und zweites Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Neue Personen treten auf den Schauplatz, zuerst Masaccio, der die Kapelle Brancacci in der Carmeliterkirche mit seinen hochberühmten Gemälden schmückt. Die Schilderung dieses merkwürdigen, von der Welt abgezogenen und nur für die Kunst begeisterten Mannes wie seine Gespräche mit Fra Filippo gehören zu den anziehendsten Partien des Buchs. Aus der Carmeliterkirche werden wir in die S.-Lorenzokirche geführt, wo vor dem durch Donatello eben vollendeten Grabdenkmal des alten Johann Medici sich die Philologen Poggio, Guarino und Leonardo Bruni eingefunden haben, und an ihren inhaltreichen Gesprächen und Erzählungen aus ihrem Leben auch Brunellesco Theil nimmt, bis die Erscheinung der Mediceischen Familie und die Einweihung des Denkmals der interessanten Unterhaltung ein Ende macht. Ein Besuch in der Werkstatt Donatello's verschafft uns hierauf die Bekanntschaft seiner Schüler, seiner neuesten Werke und des schönen Künstlerlebens, welches dort herrschte, aber auch unsern Donatello abzuhalten scheint, die schöne Barbara heimzuführen. Inzwischen wird Brunellesco alleiniger Obermeister des Baues durch eine gutgelungene List, die den Zurücktritt Ghiberti's zur Folge hat, und glücklich vollendet er, selbst durch eine Verschwörung der Arbeiter nicht gestört, den Bau der Kuppel. Eine rührende Episode bildet der Tod des treuen Tischlers Bartholomäus. Der Dom wird etwas eilig eingeweiht, um der großen Kirchenversammlung zu dienen, welche in Florenz zur Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Kirche gehalten werden soll. Ghiberti entwirft uns von dieser Versammlung ein anziehendes Bild, läßt uns den Aufzug des griechischen Kaisers Johann Paläologus und des Papstes Eugen IV. mit ansehen, erzählt von den Gegenständen der Berathung, auch von einem poetischen Wettstreit, der von allen anwesenden Dichtern in Besingung der wahren Freundschaft im Dome gehalten wird und mit Bekränzung der Marmorbüste Dante's endigt, und endlich von der Liberalität, mit welcher Kosmus die fremden Gäste bewirthet. Unter diesen fand keiner bei ihm eine ehrenvollere Aufnahme als der greise Grieche Gemistus Pletho, aus dessen Munde Kosmus die Deutung Platonischer Weisheit vernimmt und die Begeisterung für diesen Philosophen schöpft, welche später zur Stiftung der Platonischen Akademie führte. Papst Eugen wohnt im Kloster S.-Marco, lernt dort den frommen Dominikaner und Maler Fra Giovanni da Fiesole kennen, dessen gottinniges Sein und Wirken von Ghiberti vortrefflich aufgefaßt und dargestellt ist, und nimmt den unvergleichlichen Künstler mit sich nach Rom.

Wie contrastirt mit diesem frommen, engelreinen Klosterbruder unser Fra Filippo, den wir jetzt zu Prato wiederfinden, wo er für Karl Medici, Kosmus' Halbbruder, die Taufkapelle der Dechanei und dann im Margarethenkloster ebendaselbst die Krönung der heil. Jungfrau malt. Aber in diesem Kloster, was er nicht ahnte, schmachtet seine geliebte Lucia, die ihr Vater auf Piero di Cosimo's Einflüsterungen heimlich dorthin verbannt hatte, um sie der unheiligen Liebe des Mönchs zu entziehen. Die Liebenden erkennen sich, und Fra Filippo findet Mittel, seine Lucia aus der Klosterkirche zu entführen. Er entflieht mit ihr bei Nacht nach Florenz und bringt sie zu keinem Andern als — Ghiberti, der inzwischen sich glücklich verheirathet hatte und nur durch Lucia's fußfälliges Flehen bewogen wird, sie bei sich aufzunehmen, wo sie lange verborgen lebt und Fra Filippo für sie sorgt. Aber der Verräther schläft nicht; Piero di Cosimo hat ihren Aufenthaltsort entdeckt und dem Vater verrathen. Franz Buti ist außer sich vor Wuth; da er aber nicht vermag die Tochter zu bewegen, in sein Haus zurückzukehren, verwünscht er sie und ihren Verführer und wendet seinen ganzen Haß auf die Mediceer, weil Kosmus der Beschützer Fra Filippo's ist. Auch von andern Seiten wird das Feuer gegen die Medici angeschürt, namentlich durch den berühmten Philologen Filelfo, von dessen argwöhnischem Charakter, Thun und Treiben Ghiberti die merkwürdigsten Dinge erzählt. Filelfo, sich durch die Mediceer verfolgt und selbst am Leben bedroht glaubend, weiß den ohnehin feindlichgesinnten Rinald Albizzi, des beim Wettrennen besiegten Ormann's Vater, aufzuregen, und diesem gelingt es mit einer mächtigen Partei, welche einen unglücklichen Krieg gegen Lucca den Mediceern Schuld gab, die Verhaftung des edeln Kosmus zu bewirken. Kosmus erwartet im Kerker den Tod, erbaut sich aber an seinem Plato, liest dem Gefängnißwärter in der Uebersetzung des „Phädon" den

Tod des Sokrates vor und sieht endlich durch einen listigen Anschlag seiner Freunde, welchen Fargonaccio, der Hauptspaßmacher des Signorenplatzes, ausführt, sich aus dem Kerker befreit, aber auf zehn Jahre nach Venedig verbannt. Sämmtliche Mediceer ergreifen die Flucht, die angesehensten Künstler verlassen Florenz, Handel und Wandel stockt, und die Stadt bietet einen traurigen Anblick dar. Aber schon nach einem Jahre (1434) wird er zur allgemeinen Freude zurückberufen und mit dem Titel: Vater des Vaterlandes geschmückt. Ghiberti läßt Kosmus selbst die Geschichte seiner Zurückberufung erzählen, indem er uns ein dankenswerthes Stück aus den mediceischen „Ricordi" (handschriftliche, von Johann und Kosmus aufgesetzte Memoiren), welche er in dem Ankleidezimmer *) Kosmus' findet, mittheilt. Auch die Künstler kehren wieder zurück, Donatello von Padua, Masaccio von Rom; Marsilius Ficinus übernimmt die Leitung der von Kosmus längst beabsichtigten, nun in den Gärten des mediceischen Palastes gestifteten Platonischen Schule, und der Baumeister Michelozzo muß dem Rathpalaste eine zweckmäßigere, auch auf Schutz berechnete Einrichtung geben. Ihres Großvaters würdig treten nun auch die Enkel Lorenz und Julian auf, namentlich der Erstere. Bei dem Leichenbegängniß eines schönen Mädchens flammt der Dichterfunken in ihm auf, und das Feuer der Liebe weckt in ihm Lucrezia Donato, die schöne, aber etwas spröde Schwestertochter Donatello's. Anmuthig ist das Zusammentreffen Beider auf der Jagd im Walde und in der Werkstatt Donatello's, dem Lucrezia als Modell zu dem Erzbilde seiner Judith dienen muß. Wie Donatello nicht dazu kommen kann, seine Barbara an den Traualtar zu führen, so läßt er gleichfalls Jahre vergehen, ein ihm von Peter Medici geschenktes und erwünschtes Landgütchen auch nur in Augenschein zu nehmen, und nachdem er endlich eine Woche dort, wo er sein Leben zu beschließen dachte, zugebracht, kehrt er voll Sehnsucht in die Stadt und zu seinen aufgegebenen Arbeiten zurück. Masaccio und Fra Filippo fahren indeß fort, die Kapelle Brancacci mit ihren Malereien zu schmücken, bis Masaccio eines Morgens nach reichlich genossenem Frühtrunk plötzlich stirbt, nicht ohne Verdacht, daß Piero di Cosimo ihm den Wein vergiftet habe. Nun aber geht der Kunst ein neues Gestirn auf in der Gestalt eines jungen stattlichen Mannes, der sich oft schon dem malenden Masaccio als ein hoher Bewunderer desselben hülfreich bewiesen: Leonardo da Vinci. Mit wahrer Liebe schildert Ghiberti den reichbegabten Jüngling, über dessen Herkunft ein Dunkel schwebt, das uns jedoch durch einige Lichtstrahlen erhellt wird. Sohn eines Notar Peter zu Vinci bei Florenz und einer unbekannten, sehr vornehmen Mutter, wird er im Pflegehause der Unschuldigen erzogen und bei erwachender Liebe zur Kunst dem Meister Andrea Verrochio übergeben, unter welchem sein mächtiger Genius sich mit gewaltigen Flügelschlägen entwickelt. Ghiberti weiß viel von ihm zu erzählen, unter Anderm die artige, schon aus Vasari bekannte Geschichte von dem Schilde mit dem Medusenhaupte, welches jetzt die Galerie zu Florenz ziert. Auch von seinen eignen Arbeiten berichtet Ghiberti einmal wieder, namentlich von seiner neuen Bronzethüre am Battisterio, an welche er sein halbes Leben gewendet, „weil er nach dem Preis der Unsterblichkeit rang"; auch von einer herrlichen Mitra für Papst Eugen, die er reich mit Steinen zu verzieren hatte. Wir können bei dieser Gelgenheit einen Zug nicht unerwähnt lassen, der unsern Meister höchst liebenswürdig charakterisirt. Er schildert uns die Angst, welche ihm die Aufbewahrung der vom Papst anvertrauten edeln Steine verursacht; doch hören wir ihn selbst.

Wenn die Katze durch die Stube schlich, so wähnte er *) voller Schrecken Räubertritte, und wenn von der Sonnenglut die Breter des mehrfach verschlossenen Schrankes rissen, so rief er: Diebstahl, Einbruch! und griff zu den Waffen über dem Bette, wo sonst nur das zinnerne Weihwasserschälchen unter dem Marienbilde hing. Wie leicht war ihm im Herzen, als er die strahlende Mitra mit eignen Händen dem päpstlichen Bevollmächtigten übergab. Ihm lächelte nach verdrießlichen Monaten nun wieder das häusliche Glück. Sein Herz lachte, als ihm seine Kinder bis zur Hausthür entgegenhüpften, denn Maria hatte außer dem Knaben Bonaccorso ihm zwei blühende Mädchen geboren. Ach Schade! riefen die putzliebenden Kinder, daß Du das schöne Stück abgegeben hast. Freut Euch mit mir, erwiderte ich, denn ich habe bessere Kleinode und Perlen zu hüten! Und mit diesen Worten küßte ich Weib und Kind. Menschen werden Euch mir nicht betrüglich nehmen, und Gott auch nicht, denn er ist unserm Hause gut. Ghiberti freute sich über die Lieben, nicht über das Geld, was er empfangen; es war ein zu saurer Verdienst.

Von diesem Bilde des ehelichen Glücks wenden wir uns jetzt zu einigen erschütternden Scenen der Trauer, zuerst im Hause Uccello's, wo wir den treuen, mühseligen, aber höchst trefflichen Künstler und seine in Gram verblühende Tochter durch die Unüberlegtheit des gewissenlosen Donatello tief gekränkt sehen; dann in Ghiberti's Hause, wo Lucia Buti, ein Pfand der Liebe von Fra Filippo unter ihrem Herzen tragend, in Kummer vergeht, und Fra Filippo selbst mit jedem Tage mehr und mehr in Siechthum verfällt. Nach Spoleto berufen, im dortigen Dome zu malen, findet er bald den Tod, wahrscheinlich eine späte Folge des Giftes, welches Piero di Cosimo im Weine ihm und Masaccio zu gleicher Zeit credenzt hatte. Mit der Todesbotschaft trifft in Florenz ein päpstliches Decret ein, wodurch der Unglückliche vom Klosterleben entbunden wurde, sodaß jetzt der Vermählung kein Hinderniß mehr entgegenstand. Lucia verläßt das Ghiberti'sche Haus, um ihre Tage in Spoleto am Grabe des Freundes zu beschließen; ihr Vater entzieht sich der Untersuchung durch die Flucht nach Siena und Piero di Cosimo durch einen gewaltsamen, schauderhaften Tod.

Gegen das Ende der Chronik tritt unser kühner Brunellesco, den wir etwas aus den Augen verloren hatten, wieder hervor, um auf die fertige Kuppel noch die Laterne

---

*) So übersetzt Herr Hagen durchgängig Guardaroba, doch, wie wir glauben, nicht richtig. Die Guardaroba in jenen Zeiten war keine heutige Garderobe, sondern derjenige Ort des Hauses, wo man Sachen von Werth, Kunstwerke u. dgl. aufbewahrte.

*) Ghiberti spricht von sich bald in der ersten, bald in der dritten Person.

zu setzen. Zuvor baut er noch die Lorenzkirche, den Palast Pitti, die heil. Geistkirche und wird Gonfaloniere. Aber sein Ende naht. Donatello findet ihn einst mit sehr verändertem Aussehen auf dem Steine des Dante sitzen und ist nicht im Stande, durch ein Gespräch über Dante, den Brunellesco schwärmerisch verehrte, ihn aufzuregen.*) Am Marienfeste, da Donatello aus seinem Hause oft nach der Domkuppel späht, um seinen Freund Brunellesco dort oben zu entdecken, tritt dieser matt und bleich bei ihm ein. Man bringt ihm den Lehnstuhl und rückt diesen so, daß er sich des Anblicks der himmelragenden Kuppel erfreuen könne. Auch Ghiberti wird gerufen, und Brunellesco, den Freunden alles Unrecht abbittend, beschwört sie noch, die Laterne genau nach seinem Plane zu bauen. Da erschallt ein lautes Jubelgeschrei, er blickt aufgeschreckt empor und sieht, wie belaubte Zweige auf dem Gipfel der Kuppel wehen und siegprangende Fahnen (zu Ehren des Festes) geschwungen werden. Sein Gesicht verklärt sich bei diesem Anblick, und er schließt die Augen auf ewig. Würdig seines Lebens und seiner Werke ist diese Todesstunde des Künstlers. Donatello's schöne Nichte bedeckt ihn mit den Blumenkränzen, die sie zum Feste gewunden, während Donatello selbst am Lager des Hingeschiedenen kniet. Da bringt ein Knabe einen Brief von Barbara. Noch ehe er ihn erbrochen, weiß Donatello den Inhalt. Die Liebe sagt ihm ihren Bund auf in dem Augenblicke, da ihn die innigste Freundschaft verwaist.

Von dem Todesbette des großen Meisters werden wir noch einmal in das mediceische Haus geführt, um auch hier von dem schaurigen Anwehen des Verhängnisses berührt zu werden. Der greise Kosmus, selbst schon dem Grabe zuwankend, muß zuvor noch die Leiche seines geliebten Sohnes Johann sehen. Hier schließt die Chronik, aber ihre anmuthigen Töne hallen lange in der Seele des Lesers nach, und der Geist mag sich nicht losreißen von den romantischen Bildern einer Zeit, in welcher er gern anschauend und sinnend verweilt.

15.

*) Den Verehrern des Dante theilen wir eine bei dieser Gelegenheit erzählte, uns bisher noch nicht vorgekommene Anekdote des unsterblichen Florentiners mit. Dante war kränklich, und die Aerzte hatten ihm gerathen, anstatt des Wassers Wein zu trinken; jenes war ihm schädlich, dieser widerwärtig. Ein Freund, der oft mit ihm scherzte und ihn auf seinem Steine (sasso di Dante) sitzen sah, fragte ihn jetzt: Das beste Getränk? Dante antwortete: Ein Ei. Jener erinnerte sich dessen nach Jahresfrist, da er auf derselben Stelle den Dichter antraf. Er fragte: Womit? und Dante erwiderte: Mit Salz.

Das „Edinburgh review" über die neueste französische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 24.)

„Hätten wir hier die französischen Schriftsteller nach der Stufenfolge ihres Verdienstes aufzählen wollen, so würden wir nicht mit J. Janin, sondern mit V. Hugo den Anfang gemacht haben. V. Hugo ist ein Lyriker vom ersten Range, ein origineller dramatischer Dichter und sehr ausgezeichnet als Romandichter. Er besitzt eine schöpferische Phantasie, behält das Ziel, auf welches er zuschreitet, fest und unverrückt im Auge, brütet mit Beharrlichkeit über dem Sujet, das er sich zu behandeln vornimmt. Die Fähigkeit endlich, welche seine Mitbewerber besitzen, die Fähigkeit, kräftige Gemälde zu entwerfen und mit glänzenden Farben zu bekleiden, zeigt sich bei ihm noch kühner, noch energischer als in ihren Werken. Unglücklicherweise findet sich jene Hefe von Verderbniß, die wir in allen gleichzeitigen Büchern treffen, gleichfalls in den seinigen wieder, und je weiter er vorschreitet, je mehr nimmt diese intellectuelle Krankheit zu. In „Bug-Jargal" und „Han d'Islande" ruht der Geist wenigstens in einigen ruhigern und tröstendern Auftritten aus; was ist aber „Lucrèce Borgia" und „Le roi s'amuse"? Eine unzusammenhängende Masse von Mordthaten, Ausschweifungen und blutschänderischen Verbrechen; man stößt auf kein edles, kein menschliches Gefühl; das moralische Barometer seines Genius scheint unter dem verderblichen Einflusse der Epoche gesunken zu sein. Das Beste, was Victor Hugo geschrieben, ist: „Le dernier jour d'un condamné", eine innere Tragödie, die uns der Dichter ohne irgend ein accessorisches Mittel offenbart, ohne uns selbst zu sagen, weswegen der Held verdammt worden ist. Der Hauptfehler des Buches ist, daß der Verurtheilte, der eine so schöne und feste Sprache spricht, einen so mächtigen Geist, ein so zartes inniges Gefühl hat, nicht vor die Assisen gehört. „Notre-Dame de Paris" ist sehr bewundert worden. Dieser Roman enthält genialische Züge, eine treffliche Beschreibung der Architektur des Mittelalters, Sitten, die, wie man sagt, gleichfalls dieser Epoche angehören und die im Grunde keiner angehören. Hier, wie in allen Werken V. Hugo's, drehen sich herrliche Details um Unmöglichkeiten. Esmeralda, eine Nachbildung von Mignon, ist ein Wesen, wie sicher im 15. Jahrhunderte keines in den Straßenwinkeln von Paris herumzog; diese Taglioni, in die Zeiten der Barbarei versetzt, scheint uns höchst unwahrscheinlich und absurd. Treffliche Bruchstücke finden sich allerdings in V. Hugo's Dichtungen; allein es fehlt an jener Einheit, an jener Harmonie, welche die Meisterwerke charakterisiren; überhaupt ist die sämmtliche neueste französische Literatur fragmentarisch. Man lese z. B. die Romane des Hrn. Sue, welcher der französische Cooper sein will. Es fehlt dem amerikanischen Dichter nicht an Verworrenheit und Niaiserien. Er läßt keinen Nagel an seinen Schiffen ungezählt, kein Knopfloch an einem Kleide, keine Masche am Strumpfe. Er schreibt eine Erzählung wie ein Inventarium; seine Personen sind wie seine Schiffe, von Holz, Eisen und Kupfer. Aber bei Hrn. Sue ist es noch weit ärger. Wenn seine Schilderungen treu sind, so wäre jedes französische Schiff ein schwimmendes Pandämonium unter dem Commando Satans in Person. Soll man ihm Glauben beimessen, so ist das Seeleben nichts als eine ununterbrochene Reihe von Mordthaten, Ausschweifungen, Plünderungen u. s. w. Die meisten Seecapitaine werden an den Schiffstauen aufgeknüpft, die Matrosen fressen Menschenfleisch, wie wir Beefsteak essen. „Atar-Gull" (dies ist der Titel des besten Romans von Sue), ist ein Held à la V. Hugo, à la Janin. In dieser verkehrten Literatur, wo es scheint, als scheue man sich vor nichts als vor der Wahrheit und dem gesunden Menschenverstande, wo man die classische Plattheit verlassen, um sich in die Logik des Narrenhauses zu stürzen, ist man übereingekommen, daß die Tugend Verbrechen und das Verbrechen Tugend ist. Balzac ist ein kräftiger, fruchtbarer Geist, der oft trefflich erzählt. Er hat aber so wenig Logik als Janin, ist ohne Gedankentiefe, ohne philosophische Weltansicht und zeigt oft einen empörenden Cynismus; man trifft aber häufig bei ihm treffliche Details, fein gefühlte und allerliebst dargestellte Sachen. Balzac ist gleichfalls ein unvollständiger Schriftsteller, bei dem nichts zur Reife gediehen ist, der eine Menge kaum skizzirter Erzählungen in die Welt schleudert, die stets im Anfange interessiren, und deren Katastrophe stets fehlerhaft ist; unwahrscheinliche, breite, geschwätzige Erzählungen, die seine Feder im Galoppe ausströmen läßt. Bei V. Hugo, J. Janin und Sue sind die Nothzucht, der

Mord u. s. w. die Cardinalpunkte der Sittenlosigkeit des Romans. Balzac begnügt sich mit der Liederlichkeit; manche seiner Erzählungen sind so indecent, daß sie ein Dragoner nicht ohne Erröthen lesen würde.

Haben alle diese Schriftsteller ein einziges Gemüth getröstet, eine einzige nützliche Lehre gegeben? Nein. Wird die Zukunft auch nur ein erhabenes Gefühl, nur einen edeln Gedanken darin finden? Nein. Selbst in den Werken, die mit der meisten Ruhe, mit anscheinender Sanftmuth verfaßt sind (wie „Indiana" und „Valentine" von George Sand [Madame Dudevant]), findet sich auf jeder Seite frevelhaftes Auflehnen gegen die Ehe und folglich die Apologie des Ehebruchs."

Nach einigen Bemerkungen über Paul Lacroix (Jacob le Bibliophile) und M. Masson (unter dem pseudonymen Namen Michel Raymond rühmlichst bekannt) schließt das „Edinb. review" mit folgendem Resumé: „Uebertrieben, gesucht und lügenhaft; stets nach Knalleffecten strebend; die Wahrheit verachtend, einen thörichten Menschenhaß predigend; dogmatisirend, aber ohne Logik; atheistisch, ohne Ueberzeugung; keine Stütze, keine Lehre, selbst im Bösen, darbietend; nichts Vollendetes, nichts Ganzes, nichts Vollständiges: die französische Literatur ist offenbar eine Uebergangsliteratur. Die Producte, von denen wir gesprochen, werden einst von unsern Nachkommen blos als befremdende Denkmäler einer socialen Krankheit, die bereits zu lange gedauert hat, zu Rathe gezogen werden."

Es ist viel Wahres, aber auch viel Uebertriebenes in diesem Aufsatze, der in einem Anfalle von Spleen geschrieben zu sein scheint. Bei aller Unsittlichkeit einzelner Schilderungen verdienen im Ganzen die jetzigen französischen Schriftsteller das Lob eines tiefern, reinern Gefühls, sowie denn überhaupt seit der Restauration die Moralität Frankreichs sich durch alle Classen hindurch, von der Höhe bis zur schmuzigsten Tiefe, geläutert hat. Das 18. Jahrhundert, das der englische Kritiker so sehr preist, brachte die „Pucelle" hervor und die libidinösen „Contes" Grécourt's und Piron's und den „Compère Matthieu", Bücher, die heutzutage ganz außer Cours sind. Die schönsten Ausgaben des „Faublas" bleiben in den Magazinen des Verlegers liegen. Eben weil Mord, Nothzucht und Blutschande ein so leichtes Mittel sind, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, wie der Recensent ganz richtig bemerkt, eben deshalb greifen die französischen Romandichter so häufig zu diesem Mittel; wenn sie als Künstler deshalb zu tadeln sind, so geht daraus die Tendenz, sittliches Verderben zu verbreiten, noch nicht hervor. Welcher Dichter hat je reinere Absichten gehabt als V. Hugo? Der Brite macht es ihm zum Verbrechen, eine Giftmischerin wie die Lucretia Borgia zur Heldin eines Dramas gewählt zu haben! Schildert nicht Racine den Mörder des Britannicus? Wird nicht in Hugo's Drama die Borgia schrecklich gestraft? Ist ihr Untergang nicht um so ergreifender, da er eben durch das einzige edle Gefühl herbeigeführt wird, das sich bei ihr erhalten? Das einzige Wesen, das sie liebt, wird von der Vorsehung mit dem Racheschwert gegen sie gesendet. Die Poesie muß den ganzen Menschen, seine ganze Geschichte darstellen. Das Gräßliche steht ihr zu Gebote wie das Edle, das Schöne wie das Häßliche. Der Dichter, der das Verbrechen krönt und die Tugend sinken läßt, ist nicht schuldiger als die Vorsehung! 19.

Darstellung der Geschichte des Freiheitskampfes im spanischen und portugiesischen Amerika. Von Peter von Kobbe. Hanover, Hahn. 1832. 8. 18 Gr.

Wenn die ausführliche Darstellung dieser Geschichte eine der schwierigsten Aufgaben für den Historiker ist, insofern die Quellen derselben nicht leicht herbeizuschaffen und bei der noch sehr nahen Zeit die in ihnen enthaltenen Begebenheiten durch parteiliche Befangenheit getrübt sind, und insofern die große Zahl der Ereignisse, der Verwickelungen, der offenen oder geheimen Parteibestrebungen und der mehr oder minder eingreifenden Charaktere die Forschung sowie die Anordnung erschwert, so scheinen sich für eine kürzere und gedrängtere Darstellung die Schwierigkeiten noch zu vermehren, da eine solche, wenigstens sobald sie größere Anfoderungen befriedigen will, in Ermangelung einer zuverlässigen, ausführlichen Behandlung auf die Quellen zurückgehen muß und sodann die schwere Aufgabe zu lösen hat, einen sehr verwickelten Gegenstand kurz und doch sowol in Beziehung auf sächlichen Gehalt als auch auf Persönlichkeiten verständlich zu beschreiben. Solche größere Anfoderungen an den vorliegenden Versuch zu stellen, werden wir indeß schon dadurch abgehalten, daß derselbe nicht als eine selbständige Arbeit, sondern als ein Theil einer vom Verf. entworfenen und nächstens erscheinenden Zeitgeschichte nach dem Sturze des französischen Kaiserreichs dargeboten wird, und daß die Anführung der wichtigsten, auch der in spanischer Sprache erschienenen Quellen noch kein erschöpfendes Studium derselben beweist; wenn der Verf. aber es als eine neue, von ihm versuchte Art geschichtlicher Darstellung bezeichnet, daß er alle Begebenheiten in sein betrachtendes Gemälde aufgenommen und dabei Störungen des Textes durch Hinzufügung von Jahreszahlen und Schriften dadurch vermieden habe, daß diese in den Anmerkungen jedem Abschnitte beigefügt sind, so müssen wir doch das Erstere wol mit Beschränkung auf das Wichtigere verstehen; in Beziehung auf das Zweite sind wir aber gar nicht der Ansicht des Verf. Eine genauere Verweisung nämlich auf die von ihm benutzten Quellen unter dem Texte der einzelnen Seiten wäre nicht störend gewesen und hätte seiner Darstellung größere Zuverlässigkeit gegeben, und die Entfernung aller chronologischen Bestimmungen aus dem Texte macht eine klare Anschauung des Verlaufs und der fortgehenden Entwickelung der Begebenheiten unmöglich. Dagegen können wir dem Verf. das von ihm in Anspruch genommene Zeugniß unbedenklich ertheilen, daß er, trotz seiner Abneigung gegen republikanische Formen, die Ereignisse auf unparteiische Weise dargestellt und sie, wie er sich ausdrückt, selbst hat sprechen lassen. Jenes Bestreben, alle Begebenheiten aufzunehmen, hat ihn allerdings veranlaßt, seine Arbeit mit Stoff fast zu überfüllen und eine große Zahl von Personen aufzuführen, welche zum Theil nur eine vorübergehende Rolle gespielt haben, und welche deshalb dem Leser nur als bald verklingende Namen vorübergehen; indeß hat er dadurch auch seiner auf beschränktem Raume zusammengedrängten Darstellung eine kaum zu erwartende Ausführlichkeit gegeben, und wir können dieselbe insofern als einen, Uebersichtlichkeit mit Vollständigkeit verbindenden Abriß bezeichnen. 66.

Notiz.

Denkmäler einer untergegangenen Civilisation in Nordamerika.

Herr Thomas Webb zu Providence erstattete unlängst der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen einen vorläufigen Bericht über mehre nordamerikanische Alterthumsdenkmäler, namentlich Grabhügel und Ueberbleibsel von Befestigungen, die mit den nordeuropäischen Aehnlichkeit haben. Ebenso überschickte er Beschreibungen, nebst verschiedenen Zeichnungen unbekannter, in Felsen eingehauener Figuren, wahrscheinlich sehr alten Ursprungs; nämlich das Facsimile einer Inscription an den Dightonfelsen in der Provinz Bristol in Massachusetts, nebst Abbildungen von Figuren, welche in einen Felsen bei Seaticook im Kentsbezirk in Connecticut eingehauen sind; ferner machte er auf eine Art Kupfermünzen aufmerksam, welche unter einem großen Steine in Medford in Massachusetts gefunden sind. Es ist zu erwarten, daß wir über so interessante Entdeckungen, die in Verbindung mit so zahlreichen anderweitigen Vorkommenheiten dieser Art in den verschiedensten Gegenden des transatlantischen Continents endlich doch zu bestimmtern Ansichten leiten müssen, bald ausführlichere Mittheilungen erhalten werden. 28.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1834.

Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionnairen Geistes. Von einem vormaligen Minister des Königs von Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von W. B. Gautzsch. Haag, Frank. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Zwei Wege muß man einschlagen, um zu einem wahren Verständniß unserer Zeit und ihrer Interessen zu gelangen. Einerseits wird man der geistigen Gesammtrichtung von dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an sich bewußt werden, andrerseits aber so genau als möglich die sogenannten materiellen Zustände und Verhältnisse in Vergleich mit jenen geistigen Interessen und ihre Wechselwirkung auf einander zu erkennen suchen müssen. Beides vereinzelt gewährt keine Befriedigung. Jene geistige Richtung mit allen ihren Interessen, sie ist nicht allein ein Ergebniß des reinen und abstracten Gedankens, wenigstens nicht in ihrer Erscheinung in der Welt; sondern wesentlich mit hervorgehend aus den jedesmaligen Zuständen der Zeit, welcher sie angehört, empfängt sie von diesen ihre individuelle Farbe, wird durch sie zum lebensvollen Concreten. Wendet sich nun solche geistige Richtung gegen die bestehenden Zustände in offenem Kampfe, strebt sie, ihren Begriff, ihren Foderungen gemäß jene umzugestalten, so wird sie sich ebenso wenig so rein erhalten können, wie sie zuerst im Gedanken erschien; sie wird, ohne ihr Ziel ganz zu erreichen, oft gezwungen werden der unwiderstehlichen Natur der Dinge auszuweichen, ihr sich anzubequemen, und wird selbst Modificationen in ihrem innersten Wesen erleiden. Ein Kampf dieser Art ist die französische Revolution. Man könnte vielleicht behaupten, die ganze Geschichte wäre nichts weiter als ein solches Ringen des menschlichen Geistes, seiner jedesmaligen Entwicklung gemäß, sich die Zustände seiner Existenz zu schaffen; es sind aber wohl jene Zeiträume zu unterscheiden, in welchen sich die geistige Entwickelung noch innerhalb der Formen der alten Zustände vollbringt, und diese, deren Inhalt eben der offene Kampf ist, die alten Zustände mit Gewalt äußerlich zu brechen. Hieraus ergibt sich nun die Nothwendigkeit bei der Darstellung revolutionnairer Zeiten, weit zurückzugreifen und den Bildungsgang der Geistesrichtung, welche in jenen zur That schreitet, in allen seinen Momenten, so viel wie immer möglich, der Einsicht des Lernenden vorzulegen. Ohne dieses Vorspiel ist es nicht möglich, die Bedeutung, die Exposition des ganzen Dramas jemals wahrhaft zu begreifen.

Mit Recht also erwarteten wir, daß unser Verf., der „Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionnairen Geistes" sein Buch überschrieben, diesem Ursprunge vorzüglichen Fleiß, nicht allein im Stoff, sondern auch in der Anordnung und Darstellung gewidmet haben würde. Allein wir fanden uns getäuscht! Gleich als wir das Buch in die Hand nahmen, glaubten wir dem Titel gemäß, daß der Verf. sich zum Gegenstand seiner Darstellung die Entwickelung des revolutionnairen Geistes mehr in Rücksicht auf den Gang und die Ausbildung der Ideen über politische Gestaltung des Staats und der damit zusammenhängenden Gesinnungen und Sitten, als auf die, durch das Eingreifen dieser in die Wirklichkeit geschaffenen Zustände werde genommen, wenigstens letztere, die allerdings nicht gänzlich zu übergehen waren, doch mehr in den Hintergrund gestellt haben. Ranke hat irgendwo geäußert, es wäre eine schöne Aufgabe, dem im Jahre 1813 sich erhebenden Geiste deutscher Freiheit in allen seinen Verzweigungen nachzuspüren, darzustellen, auf welchen Wegen, mit welchen Mitteln sich derselbe in den langen Jahren französischer Unterdrückung im Stillen bildete, wuchs und herrlich, Alles in Begeisterung mit sich fortreißend, ans Licht trat. Eine ähnliche, nicht minder dankenswerthe Arbeit ist es, dem Geiste der Revolution der neuern Zeit nachzugehen, ihn zu erfassen in seinem Wachsen, ihn zu begleiten durch alle Phasen seiner Erscheinung, durch alle Wechsel seiner Gestalt sein innerstes Wesen herauszufinden und darzustellen. Dieses wäre eine wahre Darstellung des Ursprungs und der Fortschritte des revolutionnairen Geistes. Statt dessen aber erhalten wir hier ein Resumé der ganzen Geschichte Frankreichs seit der Revolution bis zum Jahre 1831. Da der Verfasser nun einmal etwas Anderes gegeben, als der Titel seines Buches verspricht, müssen auch wir unsere Anfoderungen an dasselbe ändern.

Von vorn herein erscheint es nun bedenklich, diesen Zeitabschnitt in so kleinem Raume zu behandeln. Vergegenwärtigt man sich diese mannichfaltigen Kämpfe im Innern Frankreichs, jenes unaufhörliche Getreibe der Parteien, die bald siegreich sich auf der Höhe halten, bald besiegt zu Boden sinken, jene Beziehungen des Auslan-

des in Krieg und Frieden und ihre Rückwirkung auf die innern Verhältnisse Frankreichs, jene gänzliche Umgestaltung dieser innern Verhältnisse bis ins Privatleben des geringsten Bürgers herab, mit ihren unermeßlichen Folgen und neuen daraus entstehenden Interessen, — dann die Erhebung und den Sturz Napoleon's, die Rückkehr der Bourbons und mit ihnen die Wiederkunft andrer Interessen, ihre Stellung gegeneinander, ihren Kampf, so wird man uns zugestehen, daß es der Hand des Meisters bedürfe, diese ungeheure Masse so zu verarbeiten, daß der Gang der Ereignisse im Großen licht und klar, und doch für alle Einzelheiten, durch die man sich außerdem belehren wollte, aufhellend und Gewinn bringend hervortrete. Dem Verfasser ist es nicht gelungen eine solche Darstellung zu liefern; wir zweifeln überhaupt, ob sie in unserer Zeit schon möglich sei, da noch so viele Punkte, und nicht unwichtige in der Revolutionsgeschichte, namentlich in ihren mittlern Stadien, einer größern Beleuchtung und Erklärung entgegensehen.

Dieses Gemälde in Umrissen, wie sich der Verfasser ausdrückt, der Einzelheiten sich enthaltend, die er zur Ueberzeugung nicht nöthig erachtet, kann wenig nützen, namentlich nicht nützen Denen, für welche der Verf. vorzüglich geschrieben hat, „Männern, denen die Verpflichtung obliegt, für das Wohl ihrer Mitmenschen zu sorgen". Jeder Tag der neuen Zeit erinnert unsere Staatsmänner an die Revolution und ihre Folgen. Wie viele unserer heutigen Zustände und Ansichten, wahrlich nicht in Frankreich allein, wurzeln in jener Zeit, sie fodern laut die genaue Betrachtung derselben. Eine oberflächliche Kenntniß dagegen wird der Verf. jenen Männern doch nicht absprechen, und seine Entschuldigung dafür, daß er so kurz seine Aufgabe behandelt, „ein zu ausgedehntes Werk würde ihre Aufmerksamkeit ermüden", erscheint uns, geradezu herausgesagt, gar lächerlich. Welcher wahre Staatsmann würde sich scheuen, an das Studium eines solchen Werkes zu gehen, vorausgesetzt, es biete ihm eine hinlängliche Belehrung für seine Zeit wie seine Mühe. Grade die ausführlichste Darstellung der Verhältnisse muß Staatsmännern willkommen sein. Ein allgemeines Raisonnement wird ihnen wenig Frucht tragen, aber das Studium der verschiedenen Zustände, der tiefsten und verborgensten Ursachen und Hebel von Begebenheiten, der Consequenzen derselben in allen ihren Verwicklungen bis ins weiteste hinaus hat Bedeutung für sie, ist ihnen allein lehrreich.

Zur Bestätigung unseres Urtheils, wie wenig mit dieser allgemeinen Darstellung des vorliegenden Buches gewonnen ist, legen wir eine Partie desselben genauer vor.

Als Mittelpunkt unserer Zeitgeschichte läßt sich die Restauration der Bourbons in den Jahren 1814 und 1815 betrachten. Sie bildet den ersten Ruhepunkt, den die gewaltige Bewegung Europas seit dem Jahre 1789 findet. Die Verhältnisse und Zustände aller Länder scheinen sich zu ordnen und zu einem festen Bestande zu kommen, und während alle Richtungen der Revolution dazu hindrängten, dieses Ereigniß hervorzubringen, entspinnt sich aus ihm die neue Entwicklung der Dinge bis zum heutigen Tage. Bei diesem Punkte also erwarten wir mit Recht unsern Verf., der nach eigenem Geständniß zu Nutz und Frommen der Gegenwart schreibt, in ausführlicherer Darstellung. Wir verlangen hier eine genauere Darlegung der Zustände Frankreichs, eine Schilderung der verschiedenen Interessen des Landes und ihrer Wechselwirkung, eine detaillirte Darstellung der ersten Schritte der Bourbons, aus welchen sich einigermaßen abnehmen läßt, worin es lag, daß sie ihrer Aufgabe: das alte Frankreich mit dem neuen zu versöhnen, nicht gewachsen waren. —

Die Heere des verbündeten Europas hatten gesiegt. Napoleon, von seiner kriegerischen Höhe herabgestürzt, war nicht mehr Herr in seiner Hauptstadt, feindliche Truppen hielten diese, die seit Jahrhunderten keinen Feind in ihren Mauern gesehen, besetzt. Wer sollte nach Verdrängung des Kriegsfürsten den Thron besteigen? Oft hat man in Frankreich behauptet, die Waffen der Verbündeten hätten die Bourbons eingesetzt, nur diesen, nicht dem Willen des französischen Volks verdankten sie ihren Thron. Gegen diese Meinung erklärt sich unser Verfasser. Nur „den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Vereins", meint er, verdankten die Bourbons ihre Wiedereinsetzung. Aber welche Bedürfnisse, fragen wir, waren dies? Wir erwarten, weil mit dieser nackten Angabe gar nichts für die Erweiterung unserer Kenntnisse gewonnen ist, eine Darlegung der Interessen Frankreichs sowie der aus ihnen hervorgehenden Stimmung der an der Spitze der Gewalten stehenden Männer. Statt dieser Auseinandersetzung gibt uns der Verf. eine kleine Excursion über die Vortheile der erblichen Thronfolge. Soll das Bedürfniß nach dieser alles Andere umfassen? Hatte Napoleon nicht auch seinen Thron zu einem erblichen gemacht?

Es war die ganz specielle Lage der Dinge, welche die Rückkehr der Bourbons herbeiführte, welche sie zu einer Art von Nothwendigkeit machte. Napoleon's Herrschaft war auf den militairischen Despotismus gebaut. Mit starker Faust hatte er die Anarchie der Revolution bezwungen; nur ihre materiellen Interessen hatte er verschont, indem er die Besitzverhältnisse und Privatrechte, wie sie seit der Republik sich gebildet hatten, anerkannte; aber die Foderung, die Erwartung von politischen Rechten, welche durch die Revolution hervorgerufen waren, hatte er nicht befriedigt. Sein Senat, sein gesetzgebender Körper waren mehr ausführende und zustimmende, als bestimmende Autoritäten gewesen. Statt dieses Strebens nach der Theilnahme an der Regierung, leitete er die Franzosen zu einem Streben nach militairischem Ruhme. Durch fortwährende Siege schmeichelte er der Nationaleitelkeit, und dadurch, daß er jedem Talent im Militair wie im Civil die Bahn eröffnete, sich zu hoher Stellung emporzuschwingen, hatte er die Gemüther der Jugend gewonnen. Doch im Stillen hatten jene Ideen über politische Rechte der Bürger fortgelebt, sie traten mahnend an ihn heran, als sein Kriegsglück ihn verlassen, als die Fremden vor den Thoren von Paris standen. Nur die Armee blieb ihm getreu, und von dieser nur die Subalternen. Als die

Marschälle ihr Glück von dem seinigen trennten, gab er die Hoffnung auf, er dankte ab.

Der Senat ergriff provisorisch die Zügel der Regierung. Ihm überließen die Verbündeten die Bestimmung über den Thron. Noch in Chatillon klagten die Bevollmächtigten der Bourbons über kalte Aufnahme von Seiten der Fürsten; Alexander sprach in Paris privatim, Schwarzenberg in seiner Proclamation öffentlich aus: von der Entscheidung des Senates, vom Willen der Stadt Paris hänge die Wiederbesetzung des Thrones ab. Vergegenwärtigen wir uns die Lage der Dinge. Frankreich stand in feindlicher Stellung dem übrigen Europa gegenüber, d. h. die Revolution und Napoleon der auf Legitimität beruhenden Macht der Fürsten. Frankreich war besiegt, es sollte eine Aussöhnung, eine Vereinigung bewirkt werden, welche diesen feindlichen Zustand aufhöbe; die Ruhe Europas hing hiervon ab. So lange eine revolutionnaire Macht an der Spitze Frankreichs stand, war an keine Aussöhnung, an keine Ruhe zu denken. Indem man die Bourbons zurückrief, hob man diese feindliche Stellung auf. Frankreich ehrte durch diese Zurückberufung das Princip der Legitimität, denn jene hatten kein andres Recht auf den Thron.

Wir sehen die Bemerkung des Verf.: die Bedürfnisse des gesellschaftlichen Vereins hätten die Wiedereinsetzung der Bourbons bewirkt, ist nicht unwahr; aber wie viel fehlte, um sie wahr, um sie verständlich, um sie belehrend zu machen. Vielleicht ist der Verf. in der Darlegung der nun folgenden Zustände Frankreichs unterrichtender.

Zwei Wege konnten die Bourbons einschlagen, als sie sich auf den seit mehr als 20 Jahren entbehrten Thron wieder niederließen. Einmal konnten sie die Hervorbringungen der Revolution in ihrem Bestehen anerkennen und den Foderungen des Jahrhunderts in Bezug auf Verfassung des Staates nachgeben, oder sie konnten eine Restauration in allen Verhältnissen bewerkstelligen. Das Letztere war fast unmöglich. Eine neue Revolution wäre die unmittelbare Folge gewesen, auch im Interesse der verbündeten Mächte lag sie nicht. So vieles durch die Revolution Erzeugte war auch im übrigen Europa zum Leben, zum berechtigten Leben gekommen, die Stimmung der ganzen Gesellschaft war dagegen. Es blieb also die Aufgabe: das neue Frankreich mit dem alten zu versöhnen, ihre Interessen zu vermitteln. Welche Wege schlugen nun die Bourbons ein, dieser Aufgabe zu genügen?

Die Restauration ließ Frankreich (wir folgen dem Verf.), wie sie dasselbe fand, achtete das Geschehene, welches als Thatsache dastand, frei von jedem Streben, die früheren Ereignisse rückgängig zu machen, und sich darauf beschränkend, ihnen für die Zukunft eine heilsame Richtung zu geben. So ward sie, leidenschaftlos sich zeigend, in Betreff ihrer erlittenen Verluste, ihrer Zuneigung und ihrer Maßnahmen für die Zukunft eine allgemeine Wohlthat für alle Franzosen. Dies waren die Gegenstände, welche die Verfassungsurkunde der constitutionnellen Monarchie umfaßte, jene wichtige Acte der Versöhnung, jene laute Verkündigerin der redlichen Absichten, der eingegangenen Verpflichtungen der Krone, die mehr Freiheiten bewilligte, als das Land selbst verlangte.

Hierauf geht der Verf. zu den Fehlern in dieser Richtung über. Er findet sie in dem Fortbestehen der innern, durch die Revolution und Napoleon geschaffenen Administration nach dem Princip der Centralisation. Richtig bemerkt er, wie diese Administration nur von einer dictatorischen Gewalt ihre Spannkraft erhalte, welche die Bourbons ihr nicht zu geben vermochten; wie keine Opposition gegen einzelne Maßregeln der Regierung unter Napoleon laut werden konnte, während Ludwig XVIII. durch die Ertheilung von Preßfreiheit und öffentlicher Discussion der Kammern dieser Opposition selbst die Bahn geöffnet hatte. Diese Bahn benutzte nun die revolutionnaire Partei, welche noch fortwährend in Paris bestand, sie war es auch, welche, Napoleon zurückrufend, die hundert Tage herbeiführte.

Mit einigen eingewebten Bemerkungen über die Nachtheile der Preßfreiheit und der demokratischen Rednerbühne schließt dieser ganze Abschnitt über die Restauration des Jahres 1814.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Lecture, ihren Nutzen und die Vortheile, sie gehörig anzuwenden. Nach dem Lateinischen des P. Sachini. Deutsch bearbeitet und mit einem Anhange begleitet von Herrmann Walchner. Karlsruhe, Groos. 1832. 8. 12 Gr.

Es ist dankenswerth, daß ein interessantes Denkmal vergangener Zeiten uns hier vor Augen geführt wird. Der praktische Nutzen desselben, von dem der Uebersetzer sich viel verspricht, dürfte freilich nur gering sein, denn wer einmal mit stetem, selbständigem Geiste studirt, der bedarf keiner Anweisung, wie er zu lesen habe, denn er gibt sich selbst die beste; und wer einer solchen Belehrung bedürfte, von dem ist nur selten zu erwarten, daß er sie benutzt. In historischer Beziehung dagegen ist die Abhandlung von mehrfachem Interesse. Zuerst ist die Darstellungsweise des Verfassers höchst anziehend. Naiv, einfach, klar und verständig wird uns gesagt, was zu sagen ist, ohne die in neuern Zeiten so sehr beliebten Schnörkel und Umschweife. Dabei fehlt es nicht an Würde; es werden namentlich häufig Stellen aus den Classikern citirt, die sich meist sehr passend und oft bedeutungsvoll an das vom Verf. Gesagte anreihen. Kurz, wir sehen die Weise der Bessern aus jener Zeit klar vor Augen. Von noch höherm historischen Interesse ist der Inhalt; wir erhalten hier eine so vortreffliche Uebersicht über das gelehrte Treiben damaliger Zeit, wie sie bis jetzt kein historisches Werk uns bietet; gedankt sei es der Zahlen- und Namenliebhaberei unserer Geschichtsforscher! In doppelter Weise werden wir hier unterrichtet. Zuerst können wir aus den Rathschlägen, welche hier ertheilt werden, uns vortreffliche Notizen über die Art abstrahiren, wie die Einsichtsvollern damaliger Zeit über Zweck und Methode des Studirens dachten, und sodann erhalten wir in den hin und wieder eingefügten Schilderungen von Misbräuchen auf unmittelbare Weise Nachricht darüber, wie die Menge damals studirte. Eine dieser kleinen Episoden sei hier mitgetheilt, weil die darin ausgesprochene Klage nur allzusehr noch auf unsere Zeiten paßt. S. 9 heißt es: „Im Allgemeinen habe ich den Grundsatz: daß je die Besten in jeder Classe am meisten sollten gelesen werden. Dies ist so einleuchtend und wahr, daß man beinahe lächerlich zu werden befürchten muß, wenn man es vorschreibt. Allein diese Regel schließt mehr in sich, als man beim ersten Anblicke glauben sollte, und ist nöthiger, als man glaubt. Denn wie viele junge Candida-

ten der Rechtsgelehrsamkeit glaubst du wol, daß es gebe, die ihre Pandekten kennen? Wie viele Physiker lesen den Aristoteles? Wie viele Theologen, wie sich's gebührt, den heiligen Thomas? Die meisten rennen den Commentatoren nach, sind mit den Quellen unbekannt und ermüden sich an Bächen. Gegenwärtig ist das Uebel um so schlimmer, da die Commentatoren sich nicht mehr so nennen, sondern ihre wässerige Weisheit hinter stattlichen Titeln zu verbergen suchen."

Die Verdeutschung ist gut, aber die Zugaben des Uebersetzers sind nicht eben bedeutend. Wir finden hier gute Meinung und achtungswerthe Gesinnung bei Mangel an Schärfe des Geistes. Es wird uns hier fast nur wiederholt, was Sacchini sagt. Es wird aber in sehr weitläufigen Declamationen wiedergegeben, was jener einfach und anspruchlos mit wenigen Worten sagte. Wenn S. räth, die Morgenstunden sorgfältig zu benutzen, so fügt der Uebersetzer in den Anmerkungen unendliche Tiraden hinzu, wie schön es in den Morgenstunden doch sei, und wie die Vögel so allerliebst sängen, und wie man da so prächtig zu moralischen Betrachtungen aufgeregt werde u. s. w.

Wie es um das wissenschaftliche Bewußtsein des Uebersetzers steht, mag folgende Stelle zeigen, welche sich auf die oben mitgetheilte Aeußerung Sacchini's bezieht: (S. 71) „Der heilige Thomas und der Heide Aristoteles ruhen nun friedlich beieinander! Daß nach der veränderten Behandlungsart (?) und Gestalt der Wissenschaften diese Zwei es nicht mehr seien, aus denen man seine Gelehrsamkeit schöpfen müsse, ist wol keinem Zweifel unterworfen. Da man heutzutage unendlich weiter gekommen ist, so würden Theologen, Metaphysiker und Physiker viele Zeit mit dem heiligen Thomas und dem Aristoteles verschwenden. Das sind keine Lesebücher mehr. Laßt sie nun ruhen in Bibliotheken, denn sie haben genug gearbeitet und wenn guter Rath sehr theuer ist, so fragt sie aus Discretion um den ihrigen."

Als ein Denkmal, wie Wissenschaft und Geistestiefe in unserer Zeit geschätzt werden, können solche Aeußerungen freilich auch dienen; aber sie verkündigen nur das Urtheil der Menge, nicht der Einsichtsvollern. 6.

Der gespenstische Schwede, oder die Opfer der Verjüngung. Novelle aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Von H. G. Zehner. Hanau, König. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es regnet gegenwärtig Novellen in Deutschland und dadurch werden befruchtet zuvörderst die Büchermessen, dann die Leihbibliotheken und mittels dieser eine gute Zahl von Lesern. Man wird sie haben können aus allen Zeiten, von den frühesten barbarischen bis zu unsern neuesten höchst gesitteten. Der siebenjährige Krieg, welcher bei unsern Vätern in gutem Andenken gewesen, wird allmälig wieder neu genug, um Stoff und Farben für Novellen zu bieten. Im vorliegenden Buche ist jedoch vom Localen der Zeit kein Gebrauch gemacht, welches seit Walter Scott eine Hauptaufgabe für die Novellisten geworden. Was in jedem Kriege vorkommen kann, Offiziere, Wachtposten, Spione, gewaltsame Ueberfälle, finden wir reichlich. Dabei wechseln mannichfache Erzählungen, es gibt Wiedererkennungen, alte und neue Liebschaften. Es gibt Findelkinder, deren Herkunft natürlich Anfangs verborgen bleibt, nächtliche Gefühle eines gespenstischen Schwedenreiters, Grafen, Zigeuner nebst einem großen Unterhauptmann Hasper, Hexendoctoren, auch etwas von Swedenborg's Gesichten und Geschichten, überhaupt wunderbare unerwartete Ereignisse genug, die einander drängen. Könnten dadurch allein die Leser befriedigt werden, so wäre das Buch, welches außerdem mit schönem Papier und freundlichen Lettern erscheint, sehr zu empfehlen, und für Viele ist ja dergleichen hinreichend. Den Ref. freilich hat es ermüdet, denn er vermißt alle bestimmte Zeichnung der Charaktere, selbst Anschaulichkeit der Begebenheiten, die sich durcheinanderwirren. Dadurch entsteht ein bloßes Herumtreiben der Phantasie von Scene zu Scene, einem Traume ähnlich, nur daß ein Gesammtfaden doch durchläuft und die Findelkinder am Ende sich heirathen und glücklich werden. 9.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1834.

Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionnairen Geistes. Aus dem Französischen übersetzt von W. B. Gautsch.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Wen kann eine solche Darstellung dieser Verhältnisse befriedigen, wen kann sie belehren? Nichts theilt uns unser Verf. von der Charte Ludwig XVIII. mit, als jene obigen leichten Worte und schönen Redensarten; und doch war es diese Charte, in welche sich der ganze Streit des alten und neuen Frankreichs hineinwarf. Den unglücklichen Gang dieser ersten Restauration schiebt er dem geheimen Spiel der Jacobinerrevolutionnaire zu, als wenn nichts Anderes dazu gewirkt hätte. Freilich weiß er auch nur von einer Armee, die zu Napoleon abfiel, von keinem Volke, welches ihn jauchzend begrüßte. Er sagt S. 62.:

Nichtsdestoweniger blieb das Volk ohne wirkende Theilnahme und widerstand allen Aufwiegelungen, die man anwandte, um aus demselben eine Schutzmauer gegen die fremden Heere zu bilden, betäubt wie durch einen Donnerschlag, unterwarf es sich dem harten Misgeschick, ohne sich mit dem Urheber desselben zu vereinigen. Nur die Armee ward verführt.

Wäre diese Bemerkung wahr, dann freilich hätte der Verf. Recht gethan, über die Schilderung der durch die Restauration eingetretenen Zustände hinwegzueilen, dann konnte er Alles den geheimen Intriguen der Revolutionsmänner zuschreiben. Da seine Nachricht aber unwahr ist, da, wie man aus jedem Zeitungsartikel jener Periode ersehen kann, das ganze Volk Napoleon bei seiner Rückkehr zufiel, das ganze Volk in ihm die einzige Garantie für alle Interessen der Revolution sah, da der hohe Beamtenstand, die Besitzer der Nationalgüter, die Manufacturisten, die Bauern, kurz alle Classen und nicht die Armee allein ihm huldigten, so wird man, glauben wir, ein näheres Eingehen auf die Ursachen dieser Erscheinung verlangen.

Zu betrachten wäre gewesen die Stellung des Senates zu Ludwig XVIII., welche, weil der König allen Foderungen, die dieser in eignem Interesse an ihn richtete, abschlug, nothwendig eine feindliche werden mußte. Im Senate aber saßen die angesehensten Männer des Kaiserreiches. Ferner die Erschaffung der Pairs- und Deputirtenkammer, die Maßregeln des Königs in Beziehung auf die Gleichstellung neuer und alter Notabilitäten und vor Allem die nothwendig erfolgende Spannung der alten Royalisten mit den durch die Revolution Emporgekommenen, da die Charte nur die Interessen des Königs und der Volksrepräsentation auseinandersetzte, nicht aber die Privatinteressen dieser beiden sich einander gegenüberstehenden Theile der Bevölkerung Frankreichs. Der Kampf der letztern warf sich in die Administration. Die royalistische Partei strebte, da die revolutionnairen Einrichtungen der Monarchie, nach welchen der König fast alle Stellen vergab, beibehalten waren, diese Beamtenstellen mit ihren Anhängern zu besetzen, während die Anhänger der Revolution sich der Deputirtenkammer als Gegengewicht zu bedienen suchten. Zu weit würde es führen, wenn wir alle diese Punkte in ausführlicherer Darstellung hier mittheilen wollten, deren wir nur gedacht haben, um an das Werk des Verf. einen Maßstab Dessen zu legen, was man von ihm zu erwarten berechtigt war.

Napoleon's Herrschaft hatte zum zweiten Male geendet. Siegreich zog Ludwig XVIII. wieder in die Thore von Paris ein, er versuchte von Neuem, die Hervorbringungen der Revolution schützend, sich auf dem Throne seiner Vorfahren zu befestigen. Man bemerke nur sein Betragen in Gent, als die Nachricht von der Schlacht von Belle-Alliance ankam, seine Proclamationen an das französische Volk wie seine Verbesserungen der Charte, und vor Allen die Zusammensetzung seines ersten Ministeriums, so wird man sich überzeugen, daß er sich ganz und gar, so weit es irgend die Verhältnisse erlaubten, den neuen Zuständen Frankreichs anzuschließen suchte. Die Kammer von 1815 ward einberufen. Merkwürdig! Ihre Majorität war rein royalistisch. Das Ministerium mußte ihr weichen, ein neues royalistisch-constitutionnelles trat an die Spitze und die Verhandlungen beider Autoritäten begannen, ewig denkwürdig in ihren Folgen. Diese Kammer zwang Ludwig XVIII. sich der ihm natürlich zugewandten Partei der Royalisten zu entfremden, sich zu stützen auf die revolutionnair-liberale und hierdurch die ersten Schritte auf der Bahn zu thun, die Frankreich von Neuem im Jahre 1830 zur Revolution geführt hat.

Unser Verf. erkennt die Wichtigkeit dieser Verhandlungen für den spätern Gang der Ereignisse an, aber seine Darstellung entspricht dieser Wichtigkeit nicht. Wiederum hält er sich nur an ganz allgemeine Bemerkungen, ohne uns in die genauere Kenntniß, durch die wir ein Urtheil

über seine Raisonnements uns bilden könnten, einzuführen. Er bemerkt richtig die Tendenz dieser Kammer von 1815:

Deren Wille im Wesen darin bestand, die Charte vor revolutionnairen Eingriffen zu bewahren, die öffentlichen Freiheiten von der gefahrvollen Anhäufung einer zu sehr zusammengedrängten Macht zu entladen, die Provinzen von der Tyrannei der Hauptstadt zu befreien, der Freiheit ihre wahre Gewährleistung zu sichern, der Wille endlich, der freien Uebung der Glaubensbekenntnisse Achtung zu verschaffen und ihren Einfluß zu beleben, ohne die Staatsreligion in der Abhängigkeit von der Irreligiosität und ihrem Hohne blosgestellt zu lassen.

Das Widerstreben des Ministeriums gegen diese Richtung tadelt er heftig; er meint, leidenschaftlicher als jener Verein royalistischer Abgeordneten habe dieses sich gezeigt, als es die Kammer auflöste, ohne ihr eine Probe und Lehrzeit verstreichen zu lassen; er nennt diese Auflösung der Kammer einen unberechenbar großen Fehler, der ein langes Gegenwirken gegen die sichersten Stützen der Monarchie herbeigeführt habe. Diese Ansicht des Verf. können wir nicht theilen. Nicht das Ministerium, die Kammer verdient den Tadel, welchen der Verf. jenem aufbürden will. Sie war es, die durch ihre übereilte Hitze den König zwang, sie aufzulösen, wollte er anders nicht eine neue Revolution hervorrufen.

Die heftigen und blutigen Reactionen im Süden Frankreichs übergeht unser Verf. gänzlich, und doch waren sie so einflußreich auf die Stimmung des ganzen Landes, da sie die Gemüther Aller beunruhigten, deren materielle Interessen eben auf die durch die Revolution hervorgerufenen und jetzt anerkannten Zustände basirt waren. Die Verhandlungen beider Gewalten über das Amnestiegesetz, über die Einrichtung der Wahlen, über das Budget vermehrten diese Unruhen aller Classen, sowie die Maßregel, die Aemter im Militair und Civil von antiroyalistischen Leuten durch Absetzungen in Massen zu reinigen, dieser gährenden Masse eine drohende, zusammenhängende Grundlage gaben. Mit dieser Kammer konnte Ludwig XVIII. nicht regieren; denn, welche Hoffnung hatte sie im Falle, daß er sich ihr anschloß, ihre Richtung durchzusetzen? Fast ganz Frankreich war gegen sie gestimmt! Freilich, vermissen wir die Nachricht von all diesen Dingen bei unserm Verf., der sich begnügt, mit obigen prunkenden Worten der Kammer von 1815 Weihrauch zu streuen!

Haben wir für diese Epoche die Darstellung des Verf. unzureichend und daher unbelehrend befunden, so gilt dasselbe Urtheil über den Theil seiner Arbeit, der die eigentliche Revolution umfaßt. Nach einer in sehr kurzen Umrissen gegebenen Schilderung der Lage Frankreichs vor dem Jahre 1786 geht er zu den Ursachen der Revolution über, die er in gleicher Kürze behandelt. Als die vorzüglichsten erscheinen ihm: die Verderbniß der Sitten und der Einfluß der Schriftsteller in Sachen der Politik sowol wie der Religion. Niemand wird die Wahrheit der Bemerkung leugnen, aber Jedermann wird ein näheres Eingehen zu seiner Belehrung wünschen, er wird verlangen, daß man ihm die Tendenzen und Ansichten dieser Schriftsteller, wenn auch nur im Abrisse mittheile, daß man ihm vorzüglich nachweise, welche Zustände des französischen Lebens den Einfluß jener Schriften erleichterten und erhöhten. Hierbei können wir nicht unterlassen eine Bemerkung des Verf. über die Stellung Friedrich's des Großen zu diesen Schriftstellern, ihrer Neuheit wie Seltsamkeit wegen mitzutheilen. Nachdem er berichtet, daß Friedrich denselben in Deutschland einen mächtigen Schutz ertheilt habe, spricht er sich über die Gründe aus, welche den König dazu bestimmt hätten.

„Erstens hatte die ehrende Benennung: der Philosoph auf dem Throne, eine zu auffallende Neuheit, alsdaß sie nicht Reiz für ihn haben und seiner Ruhmbegierde nicht hätte schmeicheln sollen." Dieses mag dahingestellt sein, aber was was sollen wir zu Folgendem sagen?

Ferner sah er, unter den deutschen Nationen, welche sich zum Protestantismus bekennen, den ersten Rang einnehmend, mit Wohlgefallen die Angriffe der katholischen Religion, welche dahin zielten, den Einfluß des Hauses Oestreich, seines Nebenbuhlers, zu schwächen; endlich hatte die Macht Frankreichs mehre Male sein Ansehen verdunkelt, und er beförderte daher gern das Eindringen des Giftes in dasselbe, nicht voraussehend, daß die Verheerungen, welche es dort anrichtete, einst auf sein eignes Vaterland, nicht geschützt durch den Ruhm, womit er es bedeckte, zurückwirken würden.

Dachte der Verf. hierbei vielleicht an die Schlacht bei Roßbach?!

Die Fortentwickelung der Revolution, das Ende der constituirenden Versammlung, die gesetzgebende Versammlung und der Nationalconvent werden in den engen Raum von vier Seiten zusammengepackt, in welche noch ein Excurs über die unumschränkte Volksherrschaft hineingeschoben ist!

Ausführlicher wird dagegen der Verf. in der Behandlung der Verhältnisse seit der Ermordung des Herzogs von Berri, namentlich in dem Abschnitte über die neue Wahl der Kammer von 1827 und die dann folgenden Kämpfe des Königthums mit der liberalen Partei, obwol er auch hier wenig des Neuen uns mittheilt, oder durch Anordnung und Darstellung ein helleres Licht über jene Zeit verbreitet.

Läßt uns nun in diesen Beziehungen das Werk des französischen Ministers viel, fast Alles zu wünschen übrig, so kann man ihm dennoch eine Seite abgewinnen, welche unser Interesse erregt hat. Daß der Minister Karl X. der Revolution fast in allen Beziehungen feindlich gesinnt ist, läßt sich erwarten; es ist nur die Frage, durch welche Mittel man der neuen Revolution hätte vorbauen können. Hier stimmt er mit den Ansichten einer politischen Partei in Deutschland wunderbar überein. Es zieht sich nämlich durch sein ganzes Werk als politische Grundansicht die Meinung, daß nur in einer Decentralisirung der Staatsgewalt, in dem Leben und Bestehen intermediairer, in gewissem Grade selbständiger Autoritäten Rettung vor der Revolution wie bürgerliche Freiheit zu finden sei. Schon in der Einleitung, bei der Darstellung der Ursachen, welche die ältere französische Revolution hervorgebracht haben, tritt diese Ansicht hervor.

Alle Staatseinrichtungen (sagt er) waren in eine einzige

zusammengeschmolzen, und die Monarchie bildete nur eine Säule, blendend durch ihre Höhe und den Glanz ihres Gipfels, statt eine Pyramide zu bilden, deren Festigkeit auf der Ausdehnung ihrer Grundfläche beruht. Macht, Ehrenstellen, Adel, Alles hatte sich um den Hof wie um einen Mittelpunkt vereinigt, und dieser Hofadel hatte nichts, oder beinahe nichts mehr von einer wahren Aristokratie, da sein wesentlicher Bestand auf der Gunst des Fürsten beruhte.

Hierauf kommt er oft genug zurück. Er hält die Vernachlässigung, dem Staate nicht eine solche Verfassung gegeben zu haben, für den größten Fehler der Bourbons. Bei der Schilderung der ersten Restauration im Jahre 1814 finden wir hierüber seine Expectoration. Ebendaher stammt seine Anklage des Ministeriums vom Jahre 1815, welches den Bestrebungen der Kammer entgegentrat; Bestrebungen, die, wie wir gesehen haben, ganz ähnliche Tendenz hatten. Er unterläßt nicht, sich zu beklagen, daß die Minister, als die Ermordung des Herzogs von Berri eine royalistische Mehrheit in die Kammer gebracht hatte, es für ein „unermeßliches und unpassendes Unternehmen hielten, die bürgerliche Gesellschaft von Neuem zu gestalten und eine Veränderung in der Vertheilung der Staatsgewalt zu bewirken, um sie den Wohlthaten der Restauration anpassender zu machen." Oftmals spricht er von der Tyrannei, mit welcher Paris, die Hauptstadt, über die Provinzen herrsche. Nur in jener sei die letzte Revolution des Jahres 1830 mit Jubel begrüßt, in diesen habe dumpfe Bestürzung, allenthalben Unwillen oder Bedauern darüber geherrscht, aber leider nirgends energischer Widerstand. Wir sehen leicht, welchen Zusammenhang diese Dinge mit jener Ansicht über die Decentralisirung der Staatsgewalten haben. Hierauf beschränkt er sich nicht; es scheint noch etwas Anderes unter diesen Bemerkungen verdeckt zu liegen. Natürlich ist es, daß er bei dieser Ansicht die Revolution fast nur als das Werk der liberalen Partei in der Hauptstadt betrachtet; er nennt sie gradezu eine Verschwörung. Nicht undeutlich spielt er darauf an, daß Ludwig Philipp dahintergesteckt, daß jene revolutionnaire Partei seine Plane benutzt in eignem Interesse. Gegen ihn sucht er die fremden Mächte zu erregen; er hofft, sie würden bei einem Angriff einen großen Anhang in den Provinzen finden. Schon bei Gelegenheit des Zuges, welchen die französische Armee zu Gunsten Ferdinand VII. nach Spanien unternahm, finden wir die Bemerkung: „damals besaß die Diplomatie Europas noch Kraft, sie unterdrückte die Revolutionen in Spanien, Turin und Neapel". Wir sehen, es ist eine verdeckte Auffoderung zum gleichen Einschreiten in die Angelegenheiten Frankreichs. Deutlicher, direct erklärt er sich, indem er die Anerkennung Ludwig Philipp's durch die Mächte berichtet. Mit Beredtsamkeit verbreitet er sich über alle Nachtheile, welchen denselben aus jener Anerkennung entstehen müßten; er schildert die Schwäche der damaligen französischen Armee; er berührt wiederum jenen Punkt: die neue Regierung sei nicht von Frankreich, sondern gegen dasselbe eingesetzt, ohne eine weder allgemeine noch theilweise, weder indirect noch direct ausgesprochene Einwilligung der Nation.

Ob er wol hiermit Eingang finden möchte? Gewiß nicht. Die an uns vorübergegangenen drei Jahre des Friedens konnten ihn belehrt haben, daß die Mächte Frankreich sich selbst zu überlassen entschlossen sind. Doch er gibt seine Hoffnung nicht auf, er hat noch eine Zuflucht im Hintergrunde! Den Krieg zwischen der Revolution und der Legitimität sieht er, über lang oder kurz ist gleich, dennoch gewiß kommen. Er glaubt, auch die Cabinete von Oestreich, Preußen und Rußland theilten diese Ansicht, es handle sich nur darum, welche von beiden Parteien England auf seine Seite ziehe. In dem Bemühen, dieses zu gewinnen, liege die Erklärung der langen Dauer der Conferenz zu London, hierdurch sei alle kriegerische Thätigkeit gehemmt.

Hat er die richtige Ansicht dieser Verhältnisse? Wir können es nicht entscheiden; wir müssen erwarten, was der Tag uns bringt, Krieg oder Frieden, beides scheint uns gefährlich! *) 21.

*) Im „Quarterly review", Oct. 1833, S. 143, finden wir folgende Notiz: „We heave reason to believe that Baron *Capelle* is the author of a volume published the other day at the Hague and intitled: „De l'origine et des progrès de l'esprit revolut."

Taschenbuch für deutsche Literaturgeschichte. Von Friedrich Steinmann. Erster Jahrgang. Münster, Wundermann. 1834. 8. 16 Gr.

Wenn der moderne Sansculottismus der Kritik sich in schlechten Journalen und in Zeitschriften, die von Skandal leben, breit macht, so ist dies ein Uebel, das wir dulden müssen und das sich am Ende eben durch sein Uebermaß selbst tödtet. Wenn diese Jacobinerkritik jedoch, die so gut wie der politische Jacobinismus jede Auszeichnung haßt und alles Hervorragende verfolgt, sich noch besonders drucken, zu Büchern binden und versenden läßt, so muß auch die bessere Kritik davon Notiz nehmen und, so viel an ihr ist, dem Unwesen zu steuern suchen. Zu dieser Pflicht ist sie hier aufgerufen, da sich der Charakter eines kritischen Sansculottismus deutlich genug in diesem Taschenbuch ankündigt. Was wird der Verf. sagen, wenn Andere seine Aeußerung: „Viele Kritiker sind falsche Spieler", auf ihn selbst anwenden? Hr. Steinmann ist unstreitig ein junger Mann, der einigen Witz in sich spürt und diesem in seinen „Bijouxkritiken" Luft macht. Aber der Witz geht mit ihm durch, beschädigt sein Urtheil, fälscht seine Ansicht und läßt es bei ihm zu keinem Nachdenken kommen. Von einem Kritiker verlangen wir, daß er logisch denken könne; und welche Logik verkündet sich in dem ersten Satz des Vorworts zu den „Dramaturgischen Blättern"! „Krisis und Kritik sind die beiden verhängnißvollen Würfel, welche über Sein und Nichtsein, Leben und Tod entscheiden, erstere über Menschendasein, letztere über Bücherleben"! ein Kerngedanke, so voll Unvernunft, daß er uns sofort alles Vertrauen zu dem Kunstrichter raubt, der ihn schreiben konnte.

Ein paar biographische oder historische Aufsätze von unbedeutendem Inhalt und höchstens gut genug, einige Spalten in einem um Stoff verlegenen Zeitblatte einzunehmen, leiten die kritischen „Bijoux" des Verf. ein. Nr. 1 über Friedrich von Spee ist der beste darunter. Die Verdienste dieses alten Gesangbuchdichters, der neben diesem Verdienst das größere hat, zuerst laut gegen die Greuel der vernunftlosen Hexenprocesse in Deutschland gesprochen und geschrieben zu haben, werden auf erträgliche Art gewürdigt. Spee war Jesuit, und als solcher konnte er, wiewol für seine Person von dem Wahnsinn der He-

renprocesse gewiß überzeugt, in seinem bekannten Buche: „Cautio criminalis etc." (1631), doch nur Vorsicht anrathen und Zweifel äußern. — Der zweite Aufsatz: „Zur ältesten Geschichte der Oper in Deutschland", mag auch noch Manchem willkommen sein, wiewol er nichts Neues enthält. Nr. 3: „H. Heine", ist eine blinde und blöde Apotheose, welche von Allem eher Zeugniß gibt als von Kritik. Das Biographische darin ist längst gedroschenes Stroh. Nr. 4: „Dramaturgische Blätter", Salbadereien über Grabbe, Immermann, welchen der Verf. zum besondern Ziel seiner Witzspiele auserwählt hat, Angely und „Die beiden Galeerensklaven". Ein Gran Kritik mit neun Unzen Unsinn bilden den Inhalt dieser „Dramaturgischen Blätter". Nr. 5: „Roswitha, die älteste dramatische Dichterin Deutschlands", möchte hingehen, wie Nr. 6: „Quellen des Dramas: Wilhelm Tell", welche die bekannten Schweizerchroniken sind. Wir kommen endlich zu den „Bijouxkritiken", um derentwillen das ganze Buch allein da ist. Dies ist die eigentliche Ladung seines Schiffes; das übrige ist nur Ballast, den der Verf. nebenher mitnimmt. Hier nun erhalten wir den Witz ballenweis; aber die Ballen sind hohl, und öffnen wir sie, so zeigt sich, daß sie nur Wind enthielten. Es sind aufgeblasene Säcke, plump, anscheinend gewichtig, aber bei dem ersten Druck bläst der Wind zu allen Näthen heraus, und es bleibt nichts übrig als eine formlose Hülle. Was ist auch mehr als dies von solchen Kritiken zu sagen, die z. B. Horn's „Geschichte der deutschen Poesie" einen Häringssalat ohne Häring nennen, Weisflog's „Phantasiestücke" stillen, klaren Mondschein, von kritischen Möpsen angebellt, Rückert's „Makamen" poetische Perlenmuscheln ohne Perlen, Menzel's „Streckverse" Rosen mit Dornen und Dornen mit Rosen, Tieck's neue Novellen Opiate, um die Phantasie einzuschläfern und dann als Schmetterling erbarmungslos aufzuspießen, remedia gegen poetischen Enthusiasmus nennen, die „Cardenio und Celinde" eine alte Perücke aus dem 17. Jahrhunderte zu einer modernen Haartour zugestutzt, Gerhard's Gedichte eine buntzusammengetrommelte Reichsarmee, durch taktischen Kamaschendienst ausgezeichnet, „Isidor und Olga" aber ein kräftiges, ergreifendes Mosaikgemälde, Horn's „Erläuterungen zum Shakspeare" altes trocknes Bocksleder, den „Cabanis" ein Buch ohne Theilnahme und Abnahme, aber sehr einnehmend, da es sechs Bände füllt, u. s. w. tituliren. Am übelsten kommt besonders Immermann davon; aber wie dieser auch sei, immer ist er ein Mann, gegen den Hr. Steinmann mehr Pietät beobachten sollte. Immermann ist ein Dichter und sein Gegner höchstens ein glücklicher Witzbold; denn wir wollen dem Verf. zugestehen, daß er wirklich zuweilen einen witzigen Gedanken hat, der uns gefallen würde, wenn ihm mehr Kritik, mehr Aufrichtigkeit und mehr Wissen beiwohnte. Als wirklich witzig citiren wir seine Urtheile über den „Berliner Musenalmanach": „Gesangstudien der Spreenachtigallen, nebst obligatem Accompagnement von fremden Störchen, Amseln und Gimpeln, in Reimschnitzeln mit einem Holzschnitte"; über Houwald's „Seeräuber": „Sächsische Seeräubereien zu Lande, gute Prise für dramaturgische Piraten. Häringe für den Hai der Kritik"; über Müchler's „Anekdotenalmanach": „Neue Waarenausstellung des alten literarischen Besenbinders, neue Besen aus alten Reisern", über Raupach's „Tochter der Luft": „ein Luftmeteor von ätherischen Dünsten aus Spanien und dickem Spreenebel"; über Ingemann's „Erzählungen": „Sechs Tropfen von Hoffmann's flüchtigem Geiste, verdünnt mit zwei Maß Ostseewasser und zersetzt in kopenhagner Nebel". — Dergleichen Kritik ist zweifelsohne wohlfeil, wenn wir gleich in Absicht auf Form und witzigen Ausdruck dem Verf. offenbar den Vorzug vor seinem Vorbilde in einer gewissen Recensiranstalt einräumen müssen, und wünschen nur, daß er dort bald eine Anstellung finde, damit er nicht nöthig habe, seine Witze auf eigne Kosten drucken zu lassen, und wir — sie anzuzeigen. 2.

The mother's manual; or illustrations of matrimonial economy. An essay in verse. With twenty plates. London, 1833.

So übersetzungslustig unsere Zeit auch ist und so begierig man in Deutschland nach einem schön gedruckten und mit Bildchen verzierten Buche des Auslandes greift, so wenig dürfte das vorliegende Buch Verleger, Uebersetzer und Käufer anlocken. Denn es kann für deutsche Mütter und Töchter nicht von Interesse sein, da wir zu jener Höhe der Cultur und jener brennenden Sucht der Mütter, ihre Töchter gut an den Mann zu bringen, uns nicht heraufgeschroben haben. Eine Mutter hat nämlich sechs Töchter almost in her teens an Lords, Generale und Rentiers glücklich verheirathet, ihre Schwester, die bis jetzt in der Provinz wohnte, will dasselbe Experiment mit ihren drei Töchtern machen. Erst sucht sie Rath bei Rousseau, Locke und andern Schriftstellern, endlich, da ihr diese Lecture ganz den Kopf verdreht, kommt sie zu ihrer Schwester, um von ihr zu hören, wie sie es denn angefangen habe, ihre sechs Töchter unterzubringen. Die Schwester (Lady Hook) erscheint zuerst als eine recht vernünftige Frau, unterhält sich ganz verständig mit ihren Nichten, beschaut sie von allen Seiten, endlich aber läßt sie die Mädchen reimen und Verse machen und ist sehr entzückt über das Talent, das sie dabei offenbaren. Ja, sie verspricht ihnen, wenn sie die gegebenen Themata noch besser ausspinnen, sie mit ins Drurylanetheater zu nehmen. Mittlerweile erzählt sie ihrer Schwester, wie ihre sechs Töchter auf mancherlei Weise, durch geistreiche Unterhaltungen, durch hervorstechendes poetisches Talent, und auf den Bällen ihre partners for bed and board sich ersungen und ertanzt hätten, wo denn freilich die gute Meinung, die der Leser Anfangs von Lady Hook hatte, einigermaßen verschwindet. Endlich kommen die Nichten wieder, sie haben ihre Verse gut gezimmert und werden nun zur Belohnung mit ins Theater genommen. Die Mutter aber weiß sich in ihrer Freude über solche Talente ihrer Töchter gar nicht zu fassen und kann keine Worte finden, ihrer Schwester für diese Dienste zu danken.

Daß die ganze Komödie eine Satire auf die Erziehung der Töchter in England sein soll, geht schon aus der Vorrede, die mit F. T. unterzeichnet ist, hervor. Als solche mag sie in England Werth haben, denn die Engländer sind, wie Bulwer („England und die Engländer" I, 164) sagt, eine heirathstiftende Nation, und das Getriebe mütterlichen Ehrgeizes gibt sich in mancherlei Complotten und Gegencomplotten kund. Die Romane der Mistreß Gore schildern solche Scenen nach der Wahrheit. Aber für deutsche Mütter sind dergleichen Satiren wenig anlockend. Das Buch ist übrigens sehr schön und elegant gedruckt. Die zwanzig Kupfer dürften für Leserinnen noch das meiste Interesse haben. 14.

Notiz.

Das erste Review.

Das mächtigste Werkzeug der modernen Freiheit wurde in einem Kerker geschmiedet. Das erste literarische Journal schrieb Daniel de Foë, der Verf des „Robinson Crusoe", zu Newgate, wenigstens wurden die zwei ersten und die zwei letzten Bände seines „Review" in diesem Gefängnisse geschrieben. Es erschien alle drei Tage und enthielt Dichtungen, Recensionen, Satiren, gelehrte Abhandlungen, politische Diatriben, neue Theorien über den Handel und die Finanzen u. s. w., es war ein Riesenwerk, das Werk eines einzigen Menschen im Kampfe gegen alle Thorheiten und Schlechtigkeiten seiner Zeit, ein wahres Wunderwerk, welchem die schönen Worte des Sokrates zum Motto dienen konnten: „Sagen wir die Wahrheit und gehen wir den Weg, welchen Gott uns führt." 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1834.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr. Dritter Theil.*) Berlin, Reimer. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Schon der Umstand, daß das vorliegende Werk der Nachlaß eines deutschen Schriftstellers ist, würde der hinzutretenden Kritik Besonnenheit und innere Pietät zur Pflicht machen, wenn diese auch nicht die Wichtigkeit des Werkes selbst geböte. Denn von dem Grabe herauf vermag keine vertheidigende Stimme zu ertönen, und ist kein entgegnendes Urtheil mehr zu erwarten von dem Manne, der bei Lebzeiten auf die sein Werk betreffenden kritischen Mahnungen vielleicht ein belehrendes und ergänzendes Wort erwidert hätte. Denn wenn auch die Zeit selbst über die sogenannten Antikritiken hinaus ist, welche allerdings einer verschollenen Bildung angehören, so kann doch auf keine Weise und am wenigsten bei historischen Forschungen vorausbestimmt werden, inwiefern dem Schriftsteller eine die Kritik ergänzende und den Standpunkt selbst erweiternde Nachrede gebühre oder nicht. Ueberdies ist auch das Gesetz der unterirdischen Mächte, daß den Todten Ehre, d. i. ein sich alles zufälligen Beiwesens entschlagendes Urtheil gebühre, ein zu ewiger und in dem edlern Bewußtsein zu unvertilgbarer Gedanke, als daß er nicht in seiner absoluten Gültigkeit jedwedem einzelnen Falle vorschweben müßte, dergestalt, daß es für die verletzte Pietät gegen einen Gestorbenen, der mit Kraft und Liebe durch Schrift und Wort gewirkt, keine Entschuldigung gibt, während der Lebende dem Lebenden gegenüber wo nicht ein weiteres Recht, doch eine freiere Ausflucht hat.

Es ist erfreulich, zu bemerken, wie dieser Gedanke, der durchaus für eine würdige Kritik begründend sein muß, auch die Herausgeber des vorliegenden dritten Bandes der „Römischen Geschichte“ von Niebuhr geleitet hat. Es ist bei dieser Herausgabe, welche, wie es in dem Vorwort von J. Classen heißt, Alles entnimmt, was aus des Verf. nachgelassenen Manuscripten entnommen werden konnte, mit der gewissenhaftesten Treue darauf gesehen worden, daß die Einheit des Ganzen keinen kränkelnden und schielenden Anstrich gewinne, und daß der Geist selbst, der es hervorgebracht, darin sichtbar als in seiner Schöpfung walte. Sehr erschwert wurde dem Herausgeber, der mit dem Verf. in der innigsten Verbindung stand, sein mühevolles Werk dadurch, daß das vorhandene Material nicht in stetigen Heften aufeinanderfolgte, noch sich geschlossen abrundete, sondern in einzelne historische Massen zerfiel, die zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet und großentheils unverbunden waren. So fand sich, daß der letzte Theil dieses dritten Bandes am frühesten geschrieben, aber kurz vor dem Tode des Verf. genau durchgesehen und überarbeitet war. Dagegen mußte der letzte Abschnitt, den ersten punischen Krieg enthaltend, aus einem Heft schon im J. 1811 auf der berliner Universität gehaltener Vorlesungen angezogen und zum Theil ergänzt werden, wenngleich dies nur — eben mit jener Treue und Pietät — aus des Verf. eignen anderweitigen Notizen stattfand.

Alles (sagt der Herausgeber), was aus diesem frühesten Heft mitgetheilt ist, enthält nur äußere Geschichte. — Den mittlern und größten Theil des gegenwärtigen Bandes, den eigentlichen Kern und Körper desselben (heißt es in der Vorrede weiter) hat Niebuhr im Winter von 1824 zu 1825 bald nach seiner Rückkehr aus Italien in Bonn abgefaßt. Damals war ihm noch nicht der Entschluß zur Umarbeitung der beiden ersten Bände gekommen, und er beschrieb mit der ganzen Freudigkeit des fortschreitenden Schaffens, deren er sich später immer mit großer Liebe erinnerte, die frischeste und gesundeste Zeit des römischen Volks, wofür ihm das 5. Jahrhundert galt. Er schrieb, getrennt von seiner Bibliothek, mit wenig Büchern, aus der Fülle seines Wissens, aus der Lebendigkeit seiner Anschauung, aus der Wärme seines Gemüths. Dieser Geist durchdringt diesen ganzen Haupttheil.

Wo sich in den handschriftlichen Ueberresten wirkliche Lücken vorfanden, da hat die Ergänzung, wenn sie möglich war, auf die umsichtigste und mühevollste Weise stattgefunden, und wo dies in der That unmöglich war, wie z. B. bei vorkommenden Hindeutungen des Verf. auf andere Manuscripte, die sich nicht auffinden ließen, ist wenigstens in den betreffenden Anmerkungen das Fehlende gewissenhaft angezeigt worden, sowie, wenn der entgegengesetzte Fall eines Vorhandenseins mehrer Bearbeitungen über denselben Stoff sich zeigte, nur nach ausführlichster Durchsicht und Vergleichung das Vorzüglichste und Vollendetste ausgewählt ward, sodaß wirklich bei dieser Herausgabe jenem unerläßlichen Grundsatz auf das schönste nachgekommen worden, und in dieser Hinsicht die Arbeit des Herausgebers mit besonderer Freude anzuerkennen ist.

Wenn jedoch ohne ein gleiches Streben und Gesinnung überhaupt die Veröffentlichung eines Nachlasses nicht

*) Ueber den zweiten Theil vgl. die Beurtheilung eines andern Mitarbeiters in Nr. 29—31 d. Bl. f. 1832. D. Red.

dankenswerth sein kann und die Kritik selbst als ein Reflex dieser Gesinnung erscheinen muß, so ist doch hierin für die letztere zwar die Art und Weise des Verfahrens, keineswegs aber der Kreis vorgezeichnet, von welchem aus sie ihren Inhalt nach sich zu bewegen hat. Denn die Kritik, insofern sie ihrem Wesen nach zu ihrem Träger den Gedanken haben soll, hat sich frei und selbstbestimmend aus dieser Wurzel als ihrer Wahrheit zu erheben, und ihre hauptsächliche Weihe, ihr hohenpriesterliches Gewand zeigt sich vornehmlich darin, nicht sich in formellen Kategorien zu ergehen, sondern den Gegenstand, an welchen sie sich wagt, in seinen Wurzeln, d. i. wie er der gesammten geistigen Entfaltung der Wissenschaft angehört, zu ergreifen. Noch minder dürfte die Kritik sich dieses ihres Wesens bei einem Gegenstand entschlagen wollen, der wie der vorliegende der Schluß eines Werks ist, welches selbst als forschend und in eine Tiefe strebend erscheint; am allerwenigsten bei einem historischen Werke, welches einer Zeit entspringt, wo der Geschichtsforschung und Schreibung selbst eine Epoche bevorsteht, und sich der Geist der Weltgeschichte in der That nach einem Wendepunkt und — auf ein langes, dürres Steppendasein — nach lebendiger geistiger Erkenntniß sehnt. Denn die gegenwärtige Zeit in ihrer Gesammtentwickelung drängt nach dem Centrum hin, und das vorliegende Buch selbst ist mindestens ein herzliches Lebewohl, welches der Mumie geschichtschreibender Gedankenlosigkeit gesagt wird.

Wenn nämlich die moderne deutsche Geschichtschreibung in ihren frühern Erscheinungen mehr ein unbefangenes und unmittelbar-selbständiges Ansehen hatte, sodaß als das eigentlich vorherrschende Princip derselben die Subjectivität der einzelnen Historiographen, ihre besondere und eigenthümliche Auffassungsweise gelten kann, wie dies z. B. in Gatterer und etwas reflectirter in Spittler erscheint; wenn deshalb diese Periode sich in ihrer subjectiven Forschung fern zu halten bestrebte von den Einflüssen der kritischen Philosophie, deren Cyklus sie doch eigentlich angehörte: so ist dagegen einer darauffolgenden Periode deutscher Geschichtschreibung das bewußte Ausgehen vom Philosophischen durchaus-eigenthümlich. Die Fichte'sche Philosophie veranlaßte einen solchen Wendepunkt der Historiographie weniger, insofern ihr Princip und Ausgangspunkt nur die höchste Zuspitzung des Subjectiven, mithin der eigne Schluß der kritischen Philosophie selbst war. Die Fichte'sche Philosophie stand deshalb in strengerm Bezug zu der Weltbegebenheit selbst als zu der Darstellung derselben. Diesem Interesse mußte das darauf folgende System Schelling's beiweitem mehr entsprechen, insofern darin der Bruch des Subjectiven überhaupt enthalten und das zugespitzte Ich durch einen absoluten Wendepunkt völlig in das Allgemeine und Objective umgeschlagen war. Insofern daher der Inhalt dieses Systems das Allgemeine als Absolutes war, enthielt dasselbe die Möglichkeit, Alles und Jedes in sich zu absorbiren, sodaß der Gesammtinhalt aller Wissenschaft und Kunst darauf als auf den Grund zurückgeführt werden konnte. In dieser Möglichkeit liegt die allseitige Anwendung, die von dieser Philosophie gemacht worden ist, und selbst die große Anzahl der Schelling'schen Schüler ist dadurch bedingt. Wie nun die Welt überhaupt von Schelling als die Selbstoffenbarung des Absoluten vorgestellt war, so lag es am nächsten, diese Offenbarung in der Weltgeschichte zu suchen, und das Forschen in diesem Gebiete ging in Folge dessen auf ein emsiges Nachspüren und Nachweisen jener Offenbarung in allen weltgeschichtlichen Evolutionen ohne Unterschied, sodaß der Zufall selbst — dieser in der Erscheinung durch seine Rechtlosigkeit berechtigte — zu guter letzt zu etwas Absolutem gemacht wurde. So formirte sich auf dieser Basis eine Geschichtschreibung, die man, zum Unterschied jener unbefangen-kritisirenden, die objectiv-ausdeutende nennen kann, weil die Weltgeschichte durch sie zu einem Riesenbuche wurde, dessen Inhalt bis auf das Jota, d. i. bis auf die einzelnste Zufälligkeit eitel Manifestation des Absoluten sein sollte.

In jener sich allseitig erschließenden Zeit, wo zwar das Göttliche, aber nicht in seiner immanenten Form Inhalt des Denkens wurde, gebar sich auf jedem Felde viel Ungeheuerliches. Aber in der Geschichtschreibung sehen wir vornehmlich zwei Richtungen sich trennen: zuerst Diejenigen, welche dieser Theorie des Absoluten gläubig und forschend anhingen; andererseits die Gespenster aus der kritischen Zeit, die sich nun ganz in einem subjectiven Meinen auflösten, die leisetretenden Empiriker, denen die Geschichte wenig mehr bedeutet als ein äußerliches Geschehen, Entstehen, Vergehen — reiner Naturlauf. Sie schleichen noch heute umher und langweilen die Welt in mancherlei Formen; immer ist es aber nur der sich brüstende, reflectirende Verstand, der ihre Werke bezeichnet und ihr Wesen erschöpft. Sie sind nicht mehr unbefangen-untersuchend wie ihre Ahnherren, vielmehr unendlich befangen in ihrem eignen Widerspruch, und geben den beklagenswerthen Beweis, wie sehr ein bloßes Verstandesforschen zur Gedankenlosigkeit führt.

Wenn nun die heutige Geschichtschreibung in ihrer neuesten Gestalt wirklich noch alle drei angegebene Elemente in sich faßt — nämlich das unbefangen-subjective, der kritischen Philosophie zugehörige; ferner das ausdeutend-revolutionnirende, aus dem Schelling'schen System hervorgegangene, und endlich das aus dem allseitigen Conflict des Verstandes mit dem höhern philosophischen Wissen entspringende nüchtern-reflectirende —, so ist damit nicht geleugnet, daß auf diesem Felde noch von manch andern Kreisen und subjectiven Ansichten aus gewirkt werde; wie denn überhaupt die gegenwärtige Zeit noch gar sehr an Ansichten leidet. So ist z. B. auch dem Gefühl seine Stellung in der Geschichtschreibung unverwehrt; denn es wäre in der That zu bewundern, wenn nicht auch der zahmen Philosophie des νοῦς κοσμογήτωρ ihr Recht widerfahren sollte. Unwidersprechlich gewiß aber ist es, daß sich aus allen diesen Elementen eine neue, und zwar wissenschaftliche Gestalt der Geschichtsdarstellung entwickeln will, welche allerdings noch in ihrer Geburt und Geburtsschmerz begriffen ist, aber in den nächsten Decennien gewiß zu immer schönerer Entfaltung hindurchdringen wird. Diese

Geschichtschreibung, deren Anfänge in die allerneueste Zeit fallen und bereits in der Kunstgeschichte mächtig eingreifend wahrnehmbar sind, wird allerdings auch einen absoluten Grund haben, aber keinen unmittelbar voraussetzenden, bedingenden, beschränkenden, sondern den ab[illegible] des Geistes. Sie wird es ebenfalls mit einer Offenbarung zu thun haben, aber mit der Offenbarung des Gedankens, der sich selbst formbestimmend ist, und somit wird sie diejenige Epoche deutscher Geschichtschreibung sein, welche allein verdienen wird, eine Darstellung der Geschichte genannt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Abenteuer und Verbrechen Dom Miguel's, Usurpators von Portugal, während seines Aufenthalts in Lissabon, Rio-Janeiro, Paris und Wien. Nach französischen Quellen bearbeitet von Leonhardt. Bergen 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die vorliegende Sammlung durch französische Blätter über Dom Miguel verbreiteter Nachrichten ist ohne Geist und Kritik zusammengestellt, ein Machwerk der jämmerlichsten Art; zum Beweise lese man nur S. 60—98 die eingestreuten Memoiren der Frau eines Huissiers, oder S. 148 fg. die Unterredung, welche zwischen Miguel und dem Herzoge von Reichstadt soll stattgefunden haben. Nach S. 148 soll Letzterer erst von Miguel die Nachricht erhalten haben, was sein Vater gewesen, und daß dieser todt sei. — Die untergeordnete Rolle, welche der Usurpator bei seiner Rückkehr nach Portugal spielte, wo östreichische und britische Politik eingriffen und dem aristokratisch-hierarchischen Systeme der ruchlosen Mutter, der verwitweten Königin Karolina bourbonischen Stammes, die Hand boten, wird angedeutet, aber mit Unwahrheiten verwebt. Lächerlich ist es, wenn der Verf. den Prinzen bei seiner Rückkehr nach Lissabon, als die Soldaten in den Ruf des bestochenen Pöbels: „Es lebe Dom Miguel, der absolute König!" nicht miteinstimmen, in seinem Palaste auf den Tisch schlagen und zornerfüllt schreien läßt: „Nun denn, wenn ich auch nicht in die Reihenfolge der Könige aufgenommen werde, so soll man mich doch in der Reihenfolge der Tyrannen zählen!" — Unrichtige Voraussetzungen führen zu unwahren Folgerungen; dahin gehört jene Beschuldigung Englands: „Das englische Gouvernement erkannte ihn als legitimen König und nicht als Usurpator an, denn außerdem konnte es nicht öffentlich und heimlich mit ihm in Verbindung stehen und unterhandeln; sonst konnte es ihn nicht ungestraft seine Tyranneien ausüben sehen; sonst hätte es nicht auf die treuen Unterthanen der legitimen Königin schießen lassen, welche die Rechte derselben mit ihrem Blute vertheidigen wollten; sonst hätte es endlich nicht die Beleidigungen ertragen, die es von ihm über seine Intervention wegen seiner Rückkehr nach Portugal erdulden mußte." — Doch sei dieses nicht erwähnt, als Versuch einer Entschuldigung des offenliegenden Unheils, welches Wellington's Ministerium in Portugal bewirkte. Ein Hauptanklagepunkt dieser bösen Ränke ist die feindselige Behandlung der nach der Insel Terceira Namens der anerkannten legitimen Königin gesandten Expedition, durch deren theilweises Misglücken dem Usurpator ein wichtiger Dienst geschah; noch höher in der Gunst des britischen Cabinets konnte Miguel steigen, wenn er es hätte wagen dürfen, sich zur Abtretung der Insel Medeira und zur Erneuerung des Handelsvertrages von 1810 zu verpflichten. — Aber selbst der Despotismus hat, wenn er es auch nicht gesteht, seine Grenzen, deren Ueberschreitung das mächtige Eingreifen des drohend im Hintergrunde stehenden Verhängnisses beschleunigt.

Manche Erzählung dieses nach französischen Quellen arbeitenden Verf. ist ohne Sinn; z. B. S. 216: „Schon sein Vater Johann VI. hatte einen solchen Abscheu gegen die Freimaurerei. Eines Tages beschrieb ihm einer seiner Hofleute das Costum derselben, und in dem nämlichen Augenblicke trat ein Minister genau so gekleidet, wie der Hofmann es geschildert hatte, herein. Der König erschrak tödtlich, stürzte in Krämpfen zu Boden" u. s. w. In welchem freimaurerischen Costum mag sich hier der Verf. den eintretenden Minister gedacht haben? — Uebrigens ist die Untersuchung der Rolle, welche der Freimaurerorden bei den Revolutionen Frankreichs, Italiens, Spaniens und Portugals spielt, ein zu wichtigen Aufschlüssen führendes Thema. Nicht selten wird auf der einen Seite Dem widersprochen, was kurz vorher erzählt ist, z. B. S. 228: „Die Furcht erlaubt Dom Miguel niemals, das Theater zu besuchen". — S. 230: „Abends vertreibt man sich die Zeit mit Pfänderspielen und besucht das Theater." Doch genug und vielleicht schon zuviel von diesem jämmerlichen Machwerke.

25.

Ueber die englischen Theaterverhältnisse.

Bekanntlich ernannte das Parlament während seiner Sitzung von 1832 auf Antrag von Ed. Bulwer eine Commission zur Untersuchung der die dramatische Literatur betreffenden Gesetze. Seitdem wurden die Ergebnisse der Arbeiten dieser Commission und ihr Bericht über die Art, wie dem Theater aufzuhelfen sei, bekannt. Das „Edinburgh review" hat beiden einen sehr ausführlichen Artikel gewidmet, dem wir Folgendes entnehmen. Als Hauptgründe des Sinkens der dramatischen Literatur und der verminderten Theilnahme des Publicums am Theater hat die Commission aufgestellt: 1) die Mode, spät zu Mittag zu essen; 2) den Mangel königlicher Begünstigung; 3) die Feindseligkeit gewisser Religionssekten gegen alle theatralischen Vorstellungen. Das „Review" bemerkt hierzu, daß der letztere Grund auch in der Zeit der Blüte des Theaters vorhanden war, und daß der Verfall der dramatischen Kunst wol weit wichtigere, allgemeinere, tiefer liegende und permanentere Ursachen habe als die Mode, spät zu speisen, und den Mangel königl. Begünstigung. Wir halten diese Ursachen für so wichtig, daß keine legislative Maßregel im Stande sein wird, dem Theater seinen frühern Glanz wiederzugeben; ja, was noch mehr ist, einige derselben sind der Art, daß wir, bei aller Bewunderung für die dramatische Kunst und mit dem aufrichtigsten Wunsche für ihre erneute Blüte, jene doch nicht beseitigt wissen möchten, wenn es auch in unserer Macht stände. Eine freie, unablässig thätige Presse, entschiedene Vorliebe für Häuslichkeit, größere Geselligkeit und Behaglichkeit in den eignen vier Pfählen, vermehrte äußere Verschmelzung der verschiedenen Stände, das sind einige von den Hauptveranlassungen des verminderten Theaterbesuchs. Die Popularität, welche die dramatische Kunst zu Elisabeth's Zeit errang, erklärt sich leicht durch die damaligen Verhältnisse, welche ein großes und dauerndes Verlangen nach intellectuellen Genüssen als natürliche Folge der kaum erfolgten Emancipation der Intelligenz in England bedingten. Die Buchdruckerkunst war damals noch zu unvollkommen und misgünstig beschränkt, um jenem Verlangen hinreichend entgegenkommen zu können, und in England wie ehedem in Athen suchte man bei den dramatischen Vorstellungen Ersatz für die ermangelnde Lecture. Widerstreben nun aber umgekehrt die Gewohnheiten des Publicums dem häufigen Theaterbesuch, so ist das allein hinreichend, literarische Talente von der Bühne zu entfernen. Production und Bedarf stehen zwar in solcher Wechselwirkung miteinander, daß es manchmal schwer ist, Ursache und Erfolg unter sie zu theilen; im Allgemeinen geht jedoch der Bedarf der Production voran, und grade dieser ist hier offenbar im Abnehmen. Dazu kommt noch, daß die dramatische Literatur seit einiger Zeit allerdings einen schweren Stand hat, und es ist daher nur billig, daß die Gesetzgebung dahin wirkt, dem dramatischen Dichter dasselbe literarische Eigenthumsrecht zu sichern, was allen andern Schriftstellern zusteht. Die Aufführung muß wie eine Veröffentlichung durch die Presse angesehen und denselben Gesetzen unterworfen werden. Dem Verf. gebührt ein verhältniß-

mäßiger Antheil an der Einnahme bei jeder Aufführung seines Stückes in London und in der Provinz. Viel besser als die englischen (und die deutschen) Bühnendichter stehen sich die französischen, gleichwol darf man sich, nach der angestellten Untersuchung zu urtheilen, von Annahme der in Frankreich geltenden Bestimmungen keinen sonderlichen Vortheil für die Dichter versprechen. Der Director des liverpooler Theaters erklärte, schwerlich je ein Stück gegeben zu haben, für welches er dem Verf. hätte zwanzig Pfund bezahlen können, und der vom edinburger versicherte, daß er die Erlaubniß, eines der in London beliebtesten Stücke geben zu dürfen, nicht mit fünf Pfund zu erkaufen im Stande sei.

Die dermalen von den londner Bühnen bewilligten Honorare sind sehr gering und weder dem Talente noch der Mühe angemessen, welche dramatische Arbeiten erfodern. Opern scheinen noch am besten bezahlt zu werden, und im Coventgarden-Theater bringt eine dreiactige zwischen 200 und 400 Pfund ein. Herrn Kenney, welcher den Text zu „Masaniello" lieferte, wurde für jede dritte Aufführung bis zur vierundzwanzigsten 50 Pfund zugesichert; für den Text des „Oberon" erhielt Planché 400 Pfund. Bei den zwei großen londner Theatern ist es Brauch, jede dritte, sechste, neunte und vierzehnte Vorstellung eines Stückes in fünf Akten mit hundert Pfund zu honoriren, und die höchste Einnahme des Verf. ist also 400 Pfund. Kürzere Stücke werden von den kleinen Bühnen noch schlechter bezahlt; 400 Pfund, welche Herr Poole für seinen „Paul Pry" erhielt, ist das höchste Honorar, was hier je ein Autor empfing. Davon waren jedoch 250 Pfund eigentlich eine freiwillige Gratification wegen außerordentlichen Erfolges, und rechtlich konnte Poole nur 150 Pfund verlangen. Für ein Melodram, die schwarzäugige Susanna, welches unerhörten Erfolg hatte, bekam Herr Jerrold nur 60 Pfund. Gewöhnlich zahlt das Koburg-Theater für Stücke, welche es ohne Rücksicht auf ihren Erfolg annimmt, 20 bis 50 Pfund. Wird das Honorar vom Erfolg abhängig gemacht, so erhält der Verf. von jeder Vorstellung eine halbe oder ganze Guinee. Zu dieser geringfügigen Belohnung von Seiten der Bühnen kommt noch, daß die vom Buchhandel zu hoffende fast ganz aufgehört hat. Nur wenig Verleger honoriren selbst die besten Theaterstücke, und man darf sich kaum darüber wundern, da scenische Vollendung das erste Verdienst der dramatischen Form ist. Vom Theater allein kann also der Dichter die angemessenere Belohnung seiner Werke erwarten. Nun fragt sich aber, ob man bei der verlangten Reform das System der Beschränkung oder das der freien Concurrenz annehmen soll. Ersteres würde den Verf. in die Gewalt des Theaterdirectors geben, und das andere durch Verminderung des Gewinnes der Unternehmer ihnen die Mittel nehmen, anständige Honorare zu zahlen. Der Fall, daß kluge Directionen sich vorzugsweise um talentvolle Verf. bewerben und sie durch anständige Honorare zu gewinnen suchen würden, ist nicht anzunehmen, weil literarisches Talent weder das einzige noch das wirksamste Mittel ist, ein Haus zu füllen. Gute Schauspieler, gefällige Anordnung, gute Musik, glänzende Decorationen ziehen die Menge nicht weniger an als ein gutes Stück und sind leichter zu haben. Sogar die Menagerie ist heutzutage in dieser Hinsicht nicht zu verschmähen; der Elefant von Siam und die Löwen von Mysore waren Cassenstücke. Der dramatische Dichter hat daher nicht blos gegen seines Gleichen den Wettkampf zu bestehn, sondern hat Schauspieler, Musiker, Tänzer, Maschinisten und selbst abgerichtete Bestien zu Nebenbuhlern. Wird das Monopol aufgehoben und die Zahl der Theater freigegeben, so werden die Directionen, nachdem sie sich wacker um Autoren und Schauspieler gestritten, zuletzt den Unterhalt zahlreicher Gesellschaften zu kostspielig finden und kleinern Stücken den Vorzug geben, welche mehr Geist als Phantasie und ein weit weniger zahlreiches Personal erfodern als die in fünf Acten, und es werden bald nur Melodramen und Vaudevilles gegeben werden. Kann man aber vom echten Talente erwarten, es werde den literarischen Kern wegen Nebensachen herabwürdigen oder sich selbst auf dem Bett des Prokrustes verstümmeln? Bei solchen Aussichten für die dramatische Literatur darf man es einem andern Byron nicht verargen, wenn er lieber eine Erzählung in Versen wie den „Giaour", wofür ihm Murray 800 Pfund zahlt, wenn ein anderer Scott eher einen Roman schreibt, den Constable mit 4000 Pfund honorirt, als ein Drama, für das keine Direction mehr wie 400 Pfund geben kann.

80.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neue Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

10. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Sechs Theile. 1827—33. Gr. 8. Auf feinem Schreibpapier. 10 Thlr. 16 Gr.

11. Goldsmith (Oliver), Der Landprediger von Wakefield. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. Gr. 12. $11\frac{1}{2}$ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 15 Gr.

Bildet auch den fünften Band der in meinem Verlage erschienenen „Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes", welche außerdem enthält:

I—IV. Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra. Neu übersetzt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Mit einer Einleitung. 1825. $60\frac{3}{4}$ Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

VI—IX. Gil Blas von Santilana, von Alain René Le Sage. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung. 1826. $45\frac{1}{4}$ Bogen. 2 Thlr.

X. Geschichte und Leben des Erzschelms, genannt Don Paul, von Don Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spanischen übersetzt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung. $8\frac{1}{2}$ Bogen. 12 Gr.

XI—XIV. Geschichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Englischen übersetzt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung. 1825. 59 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

XV. Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, von Ludwig Holberg. Aus dem Lateinischen übersetzt durch Ernst Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung. 1828. $18\frac{1}{2}$ Bogen. 15 Gr.

XVI. Letzte Briefe des Jacopo Ortis, von Ugo Foscolo. Aus dem Italienischen übersetzt durch Friedrich Lautsch. Mit einer Einleitung. 1829. $18\frac{1}{4}$ Bogen. 15 Gr.

XVII—XIX. Delphine, von Anna Germaine von Staël. Aus dem Französischen übersetzt durch Friedrich Gleich. Mit einer Einleitung. 1829. $42\frac{1}{2}$ Bogen. 1 Thlr. 20 Gr.

XX—XXII. Das Decameron, von Giovanni Boccaccio. Aus dem Italienischen übersetzt. Mit einer Einleitung. 1830. 42 Bogen. 2 Thlr.

Alle bis jetzt erschienenen 22 Bände kosten daher 18 Thlr. 5 Gr. Jeder Roman ist unter besonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preisen zu erhalten.

12. Hagen (August), Künstlergeschichten. Erstes und zweites Bändchen. Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des funfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. Gr. 12. 27 Bogen auf feinem Druckp. Geh. 3 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 29. — 29. Januar 1834.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Wenn nun nach dem Bisherigen die Kritik in Betreff des vorliegenden Geschichtswerkes ihre Aufgabe lösen soll, so hat sie vor Allem die Verpflichtung, aufzuzeigen, in welchem Verhältniß Niebuhr zu den modernen Elementen der Geschichtschreibung überhaupt stehe, ob und inwiefern sein Buch, dessen dritter Band nicht für sich abgesondert werden kann, einem der angeführten Kreise des historischen Bewußtseins angehöre: eine Untersuchung, welche das Hervorheben von einzelnen Zügen aus dem Buche selbst nothwendig bedingen muß. Bei dieser Untersuchung aber wird uns wiederum eine Stelle dieses Buches hülfreich und leitend sein, wo sich der Verf. mit Bestimmtheit über sein Streben ausspricht. Er sagt S. 135:

Der Geschichte ist eine erzählende Darstellung des Hergangs jener großen Begebenheiten unentbehrlich, wodurch Rom die Höhe erstieg, von der es nach Italiens Reich streben konnte. Ich wage diese: überzeugt, daß sie der Wahrheit weit näher stehen wird als die, welche sich für historisch ausgibt; aber auch wohl wissend, daß sich zwar das Erdichtete sicher erkennen und fortschaffen, aber das Zerstörte, welches ihm aufgeopfert ward, nur ungefähr in die dann sichtbaren Lücken hineinzeichnen läßt. Die Götter versagten sich Pelops' Wiederbelebung nicht, obwol sie ihm die elfenbeinerne Schulter geben mußten. Unsere Arbeit ist aber vielmehr der eines Naturforschers zu vergleichen, der ein leichtfertig zusammengesetztes Skelett fossiler Knochen von den falschen Zusätzen befreit, für das nun Fehlende, wenn ihm das Glück diente, Ergänzungen schafft und aus dem aufgefaßten Begriff des Baues die einst lebendige Gestalt in ihren Umrissen zeichnet. Er selbst wird sich bescheiden, daß er in einzelnen Verbindungen irren könne, und daß es ihm und Jedem unmöglich sei, durch Divination das Auge, die Farbe und die eigentliche Form des Lebens in allen beweglichen Theilen zu errathen. Dennoch hat er der Wissenschaft genutzt.

Mit dieser getreuen und unbefangenen Darlegung seines geschichtlich-forschenden Zustandes bezeichnet Niebuhr sich und seine historische Anlage auf das entschiedenste. Und mit dieser Eigenthümlichkeit in Anlage und Bildung steht er zugleich einsam und für sich abgeschlossen auf seinem Felde und in seiner Zeit. In der angezogenen Stelle concentrirt sich sein ganzes Wirken und Wollen, und man kann sie mit Fug für ein nothwendig resultirendes Urtheil ansehen. Denn es charakterisirt sich hierin die geistig-historische Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes als Das, was sie ist, nämlich als das reine Forschen, und in dieser Bestimmung kann man mit Recht behaupten, daß Niebuhr's ganzes Wesen aufgeht. Der Standpunkt Niebuhr's ist das Organische. Er ist sich selbst ein Naturforscher; die Geschichte ist ihm Natur. Aber nicht Natur im Sinne eines bloßen Geschehens, einer äußerlichen Verknüpfung, wie sie das gemeine historische Bewußtsein nimmt, sondern die Natur als Lebendiges, Zeugendes, von Innen nach Außen sich Bildendes und Schließendes. Dem Wissen nach steht er tiefer als die historische Schule Schelling's, denn die Weltgeschichte ist ihm keine Offenbarung des Unendlichen; aber der unbewußten That nach leistet er mehr. Denn die Energie des Sichvertiefens in die Erscheinung ist bei ihm größer. Er sucht freilich nur noch das Wesen, nicht daß er es als sein eigen ursprünglich wüßte; aber er sucht es mit einem Ernst und mit einer gleichsam feierlichen Stille, welche höchst bewundernswerth ist. Er arbeitet sich durch die Lager und Schichten, Fossilien und Knochenwerk bis in den Kern mit äußerster Kraft und Ausdauer, und ihm entgeht weder die blühende, körnige Gestalt, noch der leiseste verschwimmende Umriß. Er erringt sich mit schwerer Mühe den „Begriff des Baues", und mit wunderbarer Skepsis durchschaut und wirft er von sich alles lästige und falsche Beiwesen, und sollte das Wahre und Gewisse auch nur als ein dürres Skelett übrigbleiben. Nie hat ein Geschichtschreiber einen durchdringendern Blick für das Falsche gehabt als Niebuhr. Es ist die tiefste Wahrheit in seinen Verneinungen. Aber diese große und ihm vor Allen eigne Gabe ist zugleich seine Schranke. Denn für das Falsche, was er niederreißt und zertrümmert, vermag er nur da Ersatz zu geben, wo die organische Gliederung ausreicht. Wo das Unendliche selbst, der Begriff, hereintreten und vermitteln müßte, da endigt seine Macht und Weisheit; denn er vermag nur zu schauen, zu diviniren; sein absolut spröder Geist kann die unermeßliche Macht des Gedankens, des allgemeinen Bewegens der Weltgeschichte nicht aushalten. In dieser skeptischen Divination, in diesem Verneinen und allseitigen Beleuchten, in diesem Streben, das schlechthin Geistige auf organische Weise zu gliedern, in diesem innersten Widerwillen gegen das Lückenhafte, dennoch eng verbunden mit einem ewigen Enthüllen des Zusammenhangslosen, stellt sich Niebuhr's For-

schung allerdings als eine durch und durch subjective, aber dennoch als völlig reflerionslos dar. Dies unterscheidet ihn von jener leidigen Ueberzahl der Verstandeshistoriker, denen das Abstract-formelle, die nichtige Methode der Kritik Spaß macht, auf das schärfste. Niebuhr's Forschung hat durchaus keinen particulairen Zweck, durchaus keine Freude am Mittel; sie ist ganz entäußert an ihren Gegenstand, und so weit dieser erkannt ist, stellt sich hier das vollkommenste Bild der Einheit von Inhalt und Form dar. In diesem lebendigen Ergriffenhaben des Gegenstandes eben liegt das Bedeutende, in dieser keuschen Energie der Forschung das Großartige solcher historischen Erscheinung.

Hiermit ist aber zugleich der Ausdruck für den eigenthümlichen Mangel dieses begabten Geistes gefunden. Es wurde gesagt, daß Niebuhr einsam und rein in sich selbst geschlossen stehe unter seines Gleichen. In dieser Abgesondertheit steht er nur ganz äußerlich mit den Elementen moderner Geschichtschreibung in Verbindung. Insofern er durch und durch individuell und mit seinem Bewußtsein ganz in den Gegenstand versenkt ist, ist er über die Periode der eigentlich kritisch-historischen Auffassung weit hinaus; von Seiten der Macht der Forschung ist er es auch über die spätere Epoche des weltgeschichtlichen Offenbarungssystems: allein sofern ihn nicht die freie Bewegung des Gedankens durchdringt, sofern ihm die Geschichte nur ein naturgemäßes Weben und Bilden ist, das, von den Elementen beginnend, durch Lagerungen und Formationen hindurch es höchstens zum Organismus bringt; sofern ihm mithin für den Centralpunkt alles welthistorischen Wissens die Divination gilt und seine höchste Einsicht nur „der Begriff des Baues", nicht das Wissen vom Geiste selbst ist — insofern vermag er bei aller subjectiven Tiefe das Erfoderniß der Zeit im Gebiete der Geschichtschreibung nicht zu erfüllen, und Niebuhr's schwergewichtiges Werk wird zwar stets über dem abgesonderten Bau der alt-römischen Republik als ein tief hinableuchtendes Licht schweben, niemals aber diese Gesammtheit in und durch den allgemeinen Geist der Weltgeschichte begreifen lehren. Vielleicht auch war es für den Mann, der, ganz einzig in seiner Art, durchaus mit dem Rüstzeug und Glauben des Naturforschers in das Gebiet der Geschichte trat, das Angemessenste, diejenige Welt zu beschreiben, deren blos auf den äußern Zweck gehende Anlage, unerschütterlich-gleiche Gesinnung, schwächliche Intelligenz und unbeugsame Gesammtkraft lebhaft an die Entwickelungen der elementarischen Natur selbst erinnert.

Wenn nun dem Lichte, welches Niebuhr's Forschung über jener Welt der äußerlichen Macht und standhaften That aufsteckt, nachgefolgt wird, so entfalten sich bei dem Scheine einer solchen Forschung in dem vorliegenden dritten Bande römischer Geschichte die großartigsten Züge, und die gewaltige Masse sondert sich in mehrfache, nicht minder charakteristische Gruppen. Der Gedanke aber, der uns in diesen Räumen und Hallen der Vergangenheit erfüllt und durch den tiefstrebenden Führer selbst hervorgerufen wird, gleicht der Empfindung, die den Wanderer in den Katakomben beseelt. Denn das Licht, das die Wandelnden leitet, wird hier wie dort oft nur zum Streiflicht, und die riesenhaften Schatten legen einen Theil der unermeßlichen Gewölbe in tiefes Dunkel. Aber in andern Räumen ist es weder das helle Licht, noch die Dunkelheit, die uns begegnen, sondern die ahnungsvolle, ergreifende Dämmerung, in welcher sich formlos, gleich als sehnten sie sich zur Helle hervorzudringen, regsame und unklare Gestalten bewegen; während hingegen, was der Führer mit emsiger Sorgfalt beleuchtet, oft nur ein erstorbener Leichnam, eine kalte Mumie ist, aus welcher für immer Leben und Bewegung gewichen.

Das Ahnungsvolle verläßt Niebuhr selten, denn es ist von einer aufrichtigen historischen Skepsis und von dem wahren Ernst der Forschung beinahe unzertrennlich. In diesem dritten Bande römischer Geschichte wirkt und herrscht es ganz eigenthümlich. Denn wenn man überhaupt die hohe und würdige Weise kennt und ehrt, womit Niebuhr den Faden der Sage in der geschichtlichen Entwickelung bis in die leisesten Verzweigungen verfolgt, so bietet sich in den Jahrhunderten, welche dieser letzte Band umfaßt, dem ahnenden Geiste ein überreicher Stoff dar; hier, wo mit Anbruch des fünften Jahrhunderts die wahre Grenzscheide des Sagenhaften und Historischen in der römischen Geschichte anhebt. Auf dieser Basis gruppirt sich der Inhalt dieses Theils ganz von selbst, und während der erste Abschnitt, etwa bis zu den etruskischen Kriegen, noch ganz von dem Dufte des Mythischen getragen wird, so zeigen sich dagegen die letzten Drittheile des fünften Jahrhunderts, namentlich die episodische Geschichte von Pyrrhus und Epirus, als der wahre Lichtblick dieses Buchs. Am mattesten dagegen erscheint der letzte Abschnitt des Werkes, den ersten punischen Krieg enthaltend. Der ewige Wechsel der Feldherren, der Hanno's, Hannibal's, Hasdrubal's, Hamilkar's u. s. w.; das eigenthümliche, erst in der neuern Geschichte wiedererlebte Schauspiel eines fast nur durch Belagerungen langsam fortgeführten Krieges, das Vorbereitende, welches diesem ganzen Feldzug anhaftet, verleiht dem Inhalt dieses Abschnitts etwas Unstetes, äußerlich matt Zusammenhängendes und Ungewisses, das auch auf die Darstellung, die hier weniger durch die Forschung unterbrochen wird, übergegangen zu sein scheint. Dieser bemerkbare Unterschied der Gruppen erstreckt sich auch auf die hervortretenden Gestalten der Helden. Denn wenn noch in dem latinischen Kriege jener erste Decius, der, sein Gelübde erfüllend, mit vollem, ruhigem Muthe sich den Todtengöttern und der Mutter Erde weiht, wenn dieser in seiner standhaften That und umgeben von dem dunkeln Glanze altrömischer Todesweihe, noch den mythischen Helden Homer's ähnlich erscheint und auch in der Niebuhr'schen Darstellung dieses Opfertodes auf eine bewundernswürdige Weise der Morgenhauch der alten Sage weht und waltet; so stehen dagegen die spätern Helden der gallischen und der samnitischen Kriege dem hellern Sonnenlichte der Geschichte weit näher, und der unverkennbare Lieblingsfürst Niebuhr's aus diesem Zeitraume, Pyrrhus, mit dem treuen, herzinnigen Rathgeber Kineas, sind in ihrem We-

sen, wenngleich fast nur skizzenhaft, bis zur wahrhaft künstlerischen Plastik hervorgestellt. Aber auch an dämmernden Massen, wo die Umrisse ganz zu verschweben drohen, fehlt es nicht, und sie zeigen sich oft am entschiedensten da, wo der merklich hervortretende Stoff oder ein tieferes Walten des Innerlichen das Bedürfniß der eigentlichen Darstellung rege macht. Solche hervordrängende Momente zeigen sich in der Geschichte aller Völker, und weder kann hier die subjective Forschung, wie energisch sie auch sei, noch die Divination und der Begriff der Gliederung ausreichen, sondern allein der Gedanke, d. i. das concret-allgemeine Verständniß kann hier der Träger der Darstellung und die wahre ewige Lampe der Offenbarung sein. Als hierher gehörig wird sich eben in dem lichtvollen Abschnitte: Der Krieg des Pyrrhus, die Erzählung der Friedensunterhandlungen dem unbefangenen Leser ergeben. Hier werden die hellen Lichter, die auf den Gesandten des Pyrrhus fallen, zu eben so vielen Schlagschatten für den römischen Senat, und bei aller Größe des Forschergeistes, womit der Geschichtschreiber die unvergleichliche Rede des Appius Claudius, die von Cicero ganz und gar verwässert worden, zu ergänzen strebt, vermißt man doch die Darstellung des eigentlichen Hebels, durch welchen hier Rom vor Schmach und Schande bewahrt wird. Wer die Zuckungen des ewigen Gegensatzes von Plebejer- und Patricierthum dies ganze Jahrhundert durch von den Licinischen Rogationen an verfolgt, dem kann die tiefe Bedeutung des Umstandes nicht entgehen, daß es grade Appius Claudius, der mit dem Tode ringende Patricier ist, welcher Roms Hoheit beschützt und vertreten muß.

Wenn nun in dem Bisherigen, wiewol in möglichster Kürze, die Kritik sich bestrebt hat, den eigentlichen Faden, die Seele der Niebuhr'schen Geschichtschreibung überhaupt, und wie sie sich in diesem Buche darstellt, zu enthüllen, so liegt dagegen eine ausführlichste Entwickelung der Partien in ihren einzelnen Verzweigungen um so mehr außer ihrem Bereich, da das vorliegende Buch eben ein dritter Band ist, welcher ebenso sehr auf die frühern Theile zurückweist, als er, selbst torsenhaft, nur das unfreiwillige Ende eines ungeschlossenen Werkes ist. Es muß daher dem forschenden Leser überlassen bleiben, solche entschieden eigenthümliche, aber zugleich durchaus detaillirende Abschnitte, wie z. B. die Berechnungen und Argumentationen über den Uncialzinsfuß und die höchst geistvollen Expositionen über die in diesem Zeitraume gegebenen Volks- und Culturgesetze, welche, in sich selbst zusammenhängend, sämmtlich in der Idee einer übergreifenden Plebejergewalt sich concentriren, diese weitverzweigten und verwickelten Gänge durch eignes Studium zu verfolgen und sich vertraut zu machen. Ganz unabweislich aber wird am Schluß eines kritischen Urtheils über das Vorliegende die wehmüthige Betrachtung sein, daß in diesem gewichtigen Geschichtswerke eben nur ein Unvollendetes hinterlassen und ein Faden abgebrochen ist, den schwerlich ein verwandter Geist fortzuführen im Stande sein wird. Und so erscheint leider dieser letzte Band römischer Geschichte als ein unvergängliches, höchst würdiges Denkmal auf dem Grabe eines Mannes, dessen Gleichen an ernster, geweihter Forschung und durchdringendem Streben die Jahrhunderte nur sparsam hervorbringen. 32.

Schütz, Allgemeine Erdkunde, oder Beschreibung aller Länder der fünf Welttheile u. s. w. Neubearbeitet von einem Vereine mehrer Gelehrten. In 30 Bänden. Mit Kupfern. Wien, Doll 1833. Gr. 8. Preis des Bandes 1 Thlr. 12 Gr.

Von diesem mit anerkanntem Erfolge fortgesetzten großen geographischen Werke liegt uns bereits wieder eine Reihe von Bänden vor, deren Inhalt wir wenigstens in kürzester Uebersicht zur Kenntniß unsrer Leser bringen müssen.

Die Bände 3, 4, 5 und 6 umfassen das „Neueste Gemälde von Asien" und bilden unter diesem besondern Titel eine erschöpfende, in keiner Beziehung vernachlässigte Schilderung dieses Welttheils. Dem dritten Theile ist Hinterindien und der ostindische Archipel zugewiesen, und der Verf., Joh. Gottf. Sommer, bewährt hier von Neuem sein Talent lehrreicher und gefälliger Schilderung. Durch die Benutzung der zuverlässigsten und neuesten Quellen empfängt dieselbe jene relative Vollkommenheit, die uns bei geographisch-statistischen Arbeiten statt der absoluten dienen muß. Das britische Hinterindien, die sechs Provinzen Aracan, Martaban, Tenasserim, Pulo Pinang, Malaca und Sincapore leiten zu Assam und dem anziehenden Birmanenreiche ein, das nach Alexander's sehr guter Darstellung („Travels from India", 1827) ausführlich und mit lebhaften Farben geschildert ist. Siam, das Anam-Reich (Tonkin und Cochinchina) haben ferner eine besonders ausgedehnte und mit Vorliebe behandelte Beschreibung gefunden. Die Masse großer gewerbfleißiger Städte und die Dichtigkeit der Bevölkerung, welche in der einzigen Provinz Tonkin z. B. auf 18 Mill. Menschen bei 5000 geog. □M. Größe steigt, erinnert an die Nähe Chinas, in dem die Pflanze, Mensch genannt, üppiger als irgendwo sonst, zu gedeihen scheint. Hierarchie und Dogma des Buddhaismus finden sich hier besser als in frühern Lehrbüchern dieser Art dargestellt. Die Schilderung des ostindischen Archipels umfaßt Sumatra, Celebes, Borneo und Java, über welches der Verf. jedoch nicht den neuesten Berichten gefolgt ist, da Dr. Blume (1822) sein jüngster Gewährsmann bleibt; doch hat Descoutray auch zu anziehenden Gemälden den Stoff hergegeben. Die kleinen Sundainseln, die Molucken, die Suluinseln sind mit Recht kurz und flüchtig behandelt, um mehr Raum für Manila und die Philippinen zu gewinnen. Hierauf folgt Beludschistan und Afghanistan (Kabul), das interessante Reich der kriegerischen und zugleich gelehrten Afghanen, vielleicht der kräftigste Volksstamm Südasiens. Hierauf das paradisische Koraffan und Kaschmir mit seiner von 200,000 Einw. bevölkerten shawlwebenden Hauptstadt und seiner dem Sanskritt am nächsten gebliebenen Sprache. Hier finden sich anziehende Notizen über jenen Hauptzweig der asiatischen Industrie gesammelt, der dem Lande einen Erwerb von mehr als 18 Mill. Gulden alljährlich abwirft. Den Beschluß macht Multan mit seinen fünf Provinzen unter unabhängigen Nabobs. Die Kupfer dieses Bandes gehören zu den erfreulichsten im ganzen Werke.

Im vierten Theile nimmt Persien (Iran) mit seinen elf Provinzen, Irak, Taberistan, Mesenderan, Ghilan, Aserbeidschan, Kurdistan, Kusistan, Fars, Kerman, Kuhistan und Korassan die ersten 120 S. ein, in dem allgemeinen Theile vorzüglich nach den „Sketches of Persia", von unbekannter Hand gearbeitet und, wie uns dünkt, nicht sehr zuverlässig. Die Darstellung des Culturzustandes, der Unterrichtsanstalten nach Fraser ist besonders lobenswerth; in gleicher Art ist die Uebersicht des Staatshaushalts und der Verfassung neu und befriedi-

gend. Die Hauptleidenschaft des jetzigen Schahs, Feth Ali, soll Geiz und Habsucht sein. Nach Dupré soll das Heer 200,000 M., worunter 60,000 Reiter und 1000 Artilleristen, stark sein, von denen der Schah etwa 80,000, die übrigen die Statthalter besolden. Die elende Verfassung dieses Heeres hat der letzte russische Krieg ausgewiesen, als die meisten Provinzen auch nicht den Schein eines Heeres mehr aufstellten, und die Nomadenvölker (Kurden ꝛc.) die ganze Hoffnung des Thrones bildeten. Dennoch behauptet Fraser, daß Abbas Mirza, der Thronerbe, allein ein Heer von 50,640 M., meistens regelmäßiges Fußvolk, unterhalte. Von einer Seemacht ist keine Spur vorhanden. Ispahan, das der Perser sonst „nisfeh Dchehan" die (halbe Welt) nannte, verfällt jetzt in Ruinen, indeß Tehran, die neue Residenz, zu einer Stadt von 70,000 Einwohnern angewachsen ist und zu Zeiten wol 100,000 Fremde in sich versammelt. In der Provinz Kurdistan, eine Meile von Kermanschah, liegen die Höhlen von Jak-e-Bostan, berühmt durch ihre uralten Bildwerke, welche der Verf. nach Keppel geschildert. Wahrscheinlich sind sie jedoch älter als die Sassaniden, die sie vielleicht nur auffrischten und mit Inschriften versahen. — Auf Iran folgt Arabistan, dessen Bevölkerung mit 12 Mill. gewiß zu hoch angeschlagen ist. Die allgemeine Schilderung nach den reichsten und besten Quellen ist vortrefflich; hier ist besonders Burckhardt ein jedes Vertrauens würdiger Führer. Die dritte Abtheilung umfaßt das türkische Asien, sehr vorzüglich, besonders in seiner geologischen Physiognomie gezeichnet. Natolien, Kleinasien macht den Beschluß. Die Kupfer, Ansichten von Ispahan, Antiochia, Smyrna, sind mittelmäßig, das Register aber ist gut und vollständig.

Japan mit seinen Nebenländern, das Kaiserthum China mit seinen 16 unmittelbaren und sieben mittelbaren Provinzen, die freie Tatarei, Karesm (Chiwa und Turkomanien), das britische Vorderindien, in seinen drei Präsidentschaften, mit seinen tributpflichtigen und seinen freien Gebieten, und die vorderindischen Inseln, Ceylon, die Maldiwen und Lakediwen, nimmt der vierte Band des zweiten Theiles ein. Japan und China, vorzüglich nach den bekannten russischen Quellen gründlich geschildert — und den Russen allein verdanken wir, was wir über das Innere Chinas Zuverlässiges wissen —, sind ein vorzüglicher Schmuck dieser geographischen Bibliothek; besonders sind die wissenschaftlichen Beziehungen auch hier wieder mit vielem Fleiß ausgeführt, Religion, Civilisation, Literatur. Ueber das britische Indien sind die reichen Quellen mit Kritik benutzt, und Hamilton's Angaben haben mit Recht den Vorzug erhalten. Wünschenswerth wäre eine Zusammenstellung der besten Quellen gewesen. Die Kupfer von Benares, Agra u. s. w. sind nur mittelmäßig. Der 28. Band enthält den dritten und letzten Theil des „Neuesten Gemäldes der östreichischen Monarchie" von W. Blumenbach (vergl. Bd. 13 und 14), und zwar zunächst die böhmischen Länder, als Fortsetzung Mähren und Schlesien; hierauf die polnischen Länder, das Königreich Galizien und Lodomirien mit der Bukowina in einer sehr kritischen und mit seltenem Freimuth geschriebenen Darstellung. Unter mehren Rügen gegen die Maßregeln der Regierung findet sich besonders die Vernachlässigung des Unterrichtswesens hervorgehoben. Der Verf. weist nach, daß nach der neuern Einrichtung desselben von 8½ schulfähigen Kindern nur eins die Schule besucht, und rügt besonders die Aufhebung der jüdischen Volksschulen in Galizien als verderblich, da hiernach etwa 20,000 jüdische Kinder gar keinen Unterricht genießen. Man hat diese hierdurch nöthigen wollen, die christlichen Schulen zu besuchen; aber der Erfolg hat dieser Absicht nicht entsprochen. Die städtische Bevölkerung Galiziens besteht noch immer zur größern Hälfte aus Israeliten; doch gibt es unter diesen auch eine mit dem Landbau beschäftigte und darum von den übrigen verachtete Sekte. In dem folgenden Abschnitte, die ungarischen Länder, Ungarn, Slavonien, Kroatien umfassend, ist die Schilderung der Karpathen vorzüglich übersichtlich und klar; die Höhenangaben und die geognostische Charakteristik des Gebirges ist sorgfältig geprüft und zuverlässig. Die Zahl der Zigeuner (ursprünglich Parsen) gibt der Verf. auf 30,000 an. Der Volksunterricht ist in Ungarn besser eingerichtet als in Galizien, dagegen ist die Landcultur hier unendlich weit zurück. Einen Nachweis über die ungarische Sprache und ihre Literatur haben wir vermißt. — Nun folgen: Siebenbürgen (Ungarn, Szekler, Sachsen), die Militairgrenze (Banat), in einer sehr anziehenden Schilderung, und das Königreich Dalmatien. Uebersichtstafeln und Register machen den Beschluß, und Ansichten von Prag, Brünn, Pesth (sehr gelungen), Hermannstadt und den Karpathen gereichen zu einer erfreulichen Zierde dieses Bandes. Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit sind der Charakter dieses geographischen Gemäldes, das als solches nichts zu wünschen übrig läßt. 46.

Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812 bis 1814, von Friedr. Peppler. Worms, 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Der Verf., großherzogl. heff. Capitain, marschirte mit Napoleon's Heer 1812 nach Rußland und theilte mit demselben die Anstrengungen, Kämpfe und Gefahren, welche diesen schrecklichen Feldzug von seiner Eröffnung an begleiteten. Der furchtbare Rückzug begann, und das Loos vieler Tausende traf auch den Verfasser: er wurde gefangen, von dem Orte, wo dies geschah (Smorgonie), nach Minsk transportirt und dann weiter ins Innere nach Tambow, Saratow und Kamisching gebracht, wo man am 22. Dec. 1813 ihn und seine Unglücksgefährten aus der Gefangenschaft entließ. Der Verf. hat nicht Schwarz in Schwarz gemalt, keine exaltirte Beschreibung Dessen, was er gesehen und erlitten, geliefert; er erzählt ruhig und einfach, besonnen und gefaßt, und seine Werte tragen vollkommen den Stempel der Wahrheit. 55.

Notizen.

Des verstorbenen Kieffer's türkisch-französisches, lange vor seinem Tode vorbereitetes Wörterbuch wird jetzt von einem gewissen Bianchi herausgegeben werden und viele neue, in Meninski's Werke mangelnde Wörter enthalten. Das Manuscript ward in Konstantinopel von Ruffin durchgesehen.

Saverio Cavalleri, ein junger Künstler von Palermo, wird jetzt unter dem Schutze des Duca di Serradifalco zwei neue Kupferwerke über die Alterthümer Siciliens erscheinen lassen. Das eine enthält 25 Stiche Cavalleri's nach eignen Zeichnungen über die Alterthümer von Selinunt und ist schon unter der Presse. Zu dem andern Werke, über die Alterthümer Siciliens im Allgemeinen, sind auch schon zwanzig Platten vollendet, und es gedenkt der Herzog von Serradifalco eine archäologische Abhandlung über die religiösen Gebäude Siciliens unter der Herrschaft der Normannen zu schreiben.

Unsern allerneuesten Demagogen ist das Beiwort des Herrscherthums: „Von Gottes Gnaden", ein Greuel, weil sie dafürhalten, daß darin das Wesen des Absolutismus beruht. Und dennoch vertheidigte der erste Held der Freiheit in Frankreich, Mirabeau, in der Nationalversammlung dessen Beibehaltung im Titel des Königs als eine der Religion darzubringende Huldigung. Das „Foreign quarterly review" bezeichnet die Stellung dieses großen Mannes zu den andern Führern der französischen Revolution von 1789 mit den Worten: „Bei allen andern Volksmännern frage man mit Recht: Wie wirkten sie in der Revolution? dagegen bei Mirabeau allein: wie wirkte er auf die Revolution?" 51.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1834.

Italienische Bruchstücke. *)

1.

Genua.

Dort am Fenster in der Ritze
Liegt ein schwarzer Skorpion,
Den ich auf die Schere spitze
Trotz des schwippen Stachels Drohn.

Julimonat: viele Flöhe,
Genuesisch leichtgefüßt,
Sprühen lustig in die Höhe,
Wie die Regenspritze gießt.

Im Theater aufgelesen,
Auf die Hosen schwarz gesä't —
Kellner mit dem Binsenbesen,
Kehre zu, bevor's zu spät.

Doch die buntgebissnen Beine
Labt dein Seebad, Genua,
Wo der Nereiden eine
Auch mein sterblich Auge sah.

2.

Unser Mariner ist ein braver Mann; wenn er nur wie die Ostseeschiffer ein ordentliches Segel hätte. Aber er ist heute nicht da.

„Sie wollen eine Barke, Signore? Sie wollen vor den Molo fahren, nach dem Lomellinogarten, nach der Grotte? Steigen Sie ein, haben Sie die Güte!" Im Nu waren wenigstens 50 um uns herum, und jeder schrie: „In diese Barke! diese ist gut!" Wir waren mit einem hübschen jungen Seemannsgesichte schon tief in den Handel hinein, als plötzlich unser gewöhnlicher Mariner erschien, das Boot nebenan zurecht machte und mit unwiderstehlicher Sicherheit sein gewohntes „Favorisca, Signore" an mich richtete. Ich halte es allerdings für grausam, daß ich die Hoffnungen des guten Jünglings täuschte, den Handel abbrach und aus seinem Boot in das andere stieg, und er hätte Ursache zum Zorn gehabt; er zürnte aber nicht, sondern zog freundlich seinen schwarzen Strohhut, verneigte sich und sagte: „Nun denn ein ander Mal!" als hätte er es geahnt, daß mehr ich als er des Trostes bedurfte. So war es wirklich. Denn was konnte ich sagen, als ich von meiner Begleiterin die Bemerkung hören mußte: „Ist doch der genuesische Bootsmann delicater als der deutsche Doctor!"

*) Vgl. Nr. 289 d. Bl. f. 1833. D. Red.

„Nach den Lomellinogarten!" — Ei da brauche ich noch Mannschaft. — „Nun so nehmt den krausköpfigen Burschen, dem ihr mich weggefischt habt!"

„Sie haben zu befehlen."

Der Wind blies lustig hinterher, und zischend flog die Barke durch den Schaum, während unsere Seemänner angelegentlichst über ein Kriegsschiff beriethen, welches, in der Entfernung von einer guten halben Meile gelegen, dem Hafen zuzusteuern schien.

Auf den Schanzen am Molo war Alles in Bewegung; da fiel ein Schuß auf dem Schiffe. Das Zeichen wurde sogleich erwidert, und zwar, abgeschmackt genug, mit scharfer Ladung, sodaß die Kugeln auf 50 Schritt und näher an uns vorübertanzten, und wir uns wirklich genöthigt sahen, unsere Richtung zu verändern. Natürlich war dies kein kleines Abenteuer für die ganze Gesellschaft, und wir kamen Alle darin überein, daß es doch eine wunderliche Art sei, mit Kanonenkugeln zu scherzen, und zwar offenbar in Beziehung auf unsere Barke; denn das Schiff zu erreichen oder ihm auch nur die scharfe Begrüßung bemerklich zu machen, war ganz unmöglich.

3.

Da ist der Garten. Ei welche Myrtenhecken, großblätterig und blühend, und daneben der hohe Lorber, von dem Göthe singt! Aber auch welch ein betäubender Gestank! Und in der That alle diese Wohlgerüche nennen die Italiener nie anders als puzzo.

„Packt Euch mit Euerm Blumenkram, es stinkt hier so genug, ich will nichts."

„„Kauf doch einige von den wunderschönen Sträußen; ich nehme diesen und einige Birnen und Pfirsichen. Gib her, mein Kind! sind sie auch reif?""

„Versuchen Sie, bella Signorina; hier ist ein ganzer Korb voll, und meine Mutter soll gleich noch mehr bringen, suchen Sie sich die besten aus."

„Nun das kostet mir all mein Kupfer; da werd' ich nachher die Trinkgelder mit Thalern bestreiten müssen."

Der obere Theil des Gartens ist ein Park aus schattigem Laubholz; ich lobe mir Doria's Garten und Palast, Erinnerung und Lage beider ist mehr.

Lomellino, edler Ritter,
Die Zechinen sind mir bitter,
Die die Gartenfahrt verschlingt.

Was er uns nicht Alles preiset,
Der's beschreibt, wie er gereiset,
Was man sehn muß unbedingt!
Sind die Fremden angekommen,
Hat man etwas vorgenommen.

„Nun geht es an die Suppliken per la bona mano; das hätt' ich nicht gedacht, das rame reicht aus, und ich behalte noch drei Centesimi übrig."

„„Nur nicht zu früh triumphirt, da seh' ich noch ein altes Weib kommen.""

„Was für Dienste behauptet sie geleistet zu haben?"

„Signore, ich habe hier am Thore gestanden."

„Nun ja, aber das Thor war offen und steht immer auf."

„Wenn es aber zugewesen wäre, Signore, so hätt' ich es geöffnet, und alle Fremde, die herkommen, geben mir vor allen Dingen was, weil ich sie einlasse."

„Gut; da hat sie drei Centesimi!"

„Tre centesimi? oh Dio, tre centesimi!"

„Sì, Signora, tre centesimi."

„Für mich? für mich, die ich am Gartenthor stehe? für mich tre centesimi? Tre centesimi!" schrie sie aus vollem Halse; und als sie sah, daß es uns mehr belustigte als rührte, ging sie wüthend nebenher bis ans Boot und rief das ganze Dorf zu Zeugen dieser empörenden Ungerechtigkeit: „Kommt herbei, ihr Leute, und seht diesen Inglese und seine Signora, die sich mit Edelsteinen schmückt wie die heilige Jungfrau von Loretto; seht, was sie mir gegeben haben, mir, die ich am Thor des Lomellinogartens stehe. Drei Centesimi haben sie mir gegeben, drei Centesimi!" Und so verfolgte sie uns bis an die Barke, ja bis ins Wasser hinein, und unser Gelächter steigerte sie nur noch in ihrer tragischen Stimmung, die damit endete, daß sie einige von den gekauften Birnen, die ich ihr noch verehren wollte, wüthend hinter uns herschleuderte, während sie jedoch die drei Centesimi behielt.

4.

Der Vollmond stand über Genua und goß alle seine Zauber aus über diesen großen wunderbaren Halbkessel, der Stadt, Gebirge, Meer und Hafen, Fels und Garten, kurz, Alles zugleich ist, was eine Gegend macht. Acqua sola heißt ein Theil des Kesselrandes am Meer nach Spezzia zu; er dient Abends zum Spaziergange und ist vom Lande einer der schönsten Gesichtspunkte, denn man sieht das Meer vor sich, Genua rechts, und links die schönen Villen und Gärten in einer anmuthigen Montagna. Hier fanden wir nach einem echtitalienischen Tage einen eben solchen Abend. Man sucht in diesem blendenden Mondlicht, noch vom Tage her in der Gewohnheit, den Schatten der Akazien, wenn man unsern matten nordischen Freund zum ersten Mal durch dieses hellere Mittel sieht.

Während wir uns so mit dem italienischen Mond beschäftigten, wurden wir selber mit großem Interesse von den Genuesern beobachtet. Sie erkannten uns indessen besser als die Thorsteherin, sprachen uns sogleich für Deutsche an und wurden so laut im Lobe der bella tedesca, daß wir ein gewaltsames Mittel ergriffen, um aus Schauspielern wieder Zuschauer zu werden. Wir gingen ins Theater.

5.

Das Schauspiel war wunderbar für einen rohen Geschmack eingerichtet. Ungeheuere Rührung und gegenüber ein ganz nichtswürdiger Bandit. Eine reiche Braut entdeckt, daß ihr Geliebter gebrandmarkt ist, aber es ergibt sich, er ist es aus ungeheuerm Edelmuth. Alles Unnatur bis auf den einen Zug, daß trotz seiner Unschuld die Bauern einen Gebrandmarkten nicht zum Gutsherrn haben wollen und sich dies erst von dem Bruder der jungen Frau, der eine legitime Autorität hat, einschelten und befehlen lassen müssen. Dann wird die Hochzeit und Alles geht gut. Aber warum bleibt der edelmüthige Gebrandmarkte immer noch eine ebenso widrige Erscheinung als der entsprungene Bandit? Die Italiener lieben die Extravaganzen auf dem Theater, wir das Gesetzmäßige, aber am meisten ist uns heutzutage wol der Bühnenedelmuth zuwider. Aufopferung und Edelmuth, der von sich weiß und einen Grad höher stehen will als eines braven Mannes natürliche Gesinnung, ist immer Unnatur und als künstlich angelegt und wahrscheinliches Product der Eitelkeit gar nichts werth. Der Augenblick der Noth und Extase, wo Winkelried die Schlacht gewonnen sieht, wenn er stirbt, das ist der Boden einer Aufopferung, an der Niemand zweifelt, und sein letztes Wort: „Sorgt für mein Weib und meine Kinder", ist es grade, woraus man sieht, daß er selbst in diesem Augenblick nichts will, als ganz seinem Gewissen folgen, keinem Ruhm, keiner äußerlichen Berechnung und ihren Rücksichten. Das gemeine Leben dagegen ist gar nicht die Sphäre der Aufopferung, denn sie ist eben etwas Ungemeines; wo sie also im gemeinen Leben erscheint, da ist sie, wenn nicht erkünstelt und erheuchelt, doch immer unnatürlich und überflüssig. Wer gerecht ist, der ist genug. Und so scheint es uns ein mangelhaftes, sittliches Gefühl, daß die Italiener dem Edelmuth auf der Bühne in dem gemeinen Kreise des Schauspiels so sehr zugethan sind, während bei uns Gott Lob die Periode des edelmüthigen Kotzebue vorüber ist.

6.

Viel erfreulicher als das edelmüthige Schauspiel war mir mein dicker Tischnachbar, der vor Allem sich bedachte und ohne Zweifel die Maxime hatte: Jeder für sich und Gott für uns Alle! Er war der Einzige, der sich seine Flasche mehrmals füllen ließ, und von dem ich überzeugt sein mußte, daß er seine vier Francs so ziemlich verbrauchte, und in der That auf eine lehrreiche Weise. Er hielt strenge auf die Ordnung der Gänge, und man konnte sich in jeder Beziehung nach ihm richten. Wenn er ein Glas Wein nachzutrinken für nöthig hielt, so war für einen Geringern wenigstens ein Schluck am Orte, und so im Uebrigen. Die Feigen z. B. schnitt er der Länge nach durch und streifte dann mit einem Schnitt vom Stengel an immer die halbe Frucht in seinen dienstfertigen Mund; die Pfirsichen wurden in die linke Hand ge-

nommen und mit dem Ballen der rechten Hand aller Flaum heruntergekehrt, so geglättet aber um ihre Achse gedreht, indem das Dessertmesser eine Lage nach der andern scharf abschnitt. Der Kern kam gar nicht zum Vorschein und ebenso wenig das Bittere, was in seine Spalten hineingewachsen zu sein und von Unkundigen mitgegessen zu werden pflegt. Wie doch Alles seine Kunst hat! Unser Mann war aber auch so vertieft in ihre Ausübung, daß er erst beim Kaffee anfing, an dem Tischgespräche Theil zu nehmen, wozu er vorher offenbar keine Zeit hatte.

7.

Man fährt nach Spezzia zu durch dieselbe Gegend, mit der man von Acqua sola aus schon vertraut geworden. „Hier geht es nun ganz eigentlich in Italien hinein, und mit dem französischen Golde und der französischen Policei dürfte nun wol auch die Sicherheit der Straßen aufhören." Als ich dies sagte, kam eben ein Postzug heran, und der Forestiere, welcher aus der muthmaßlichen Banditengegend herkam, schlief so ruhig, als hätte er in der Schnellpost von Magdeburg nach Berlin gesessen, und es gehört für einen verschüchterten Deutschen wirklich nichts dazu als einige Uebung, um ganz ruhig seinem Beispiele zu folgen. Allein das Gefühl der Behaglichkeit, welches dieser Anblick und die daran geknüpfte Betrachtung erzeugt hatten, wurde bald durch einen widerwärtigen Zufall gestört. Der Wagen verlor das Gleichgewicht, scharrend schleifte der Kasten auf dem Hinterrade hin, und da hielten wir in unserer Gebrechlichkeit mitten auf der Landstraße. Die Federhaspe war gebrochen. Ich war noch in eifriger Berathung mit dem Postillon, als ein junger Mann herankam und ohne Weiteres fragte: „Haben Sie Stricke bei sich?" „Genug, von jeder Sorte." „Nun, so geben Sie her!" Und sogleich legte er Hand ans Werk mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, band den Kasten in die Höhe, begoß die Stricke mit Wasser und sagte dann wohlgefällig: „So, meine Herren, nun können Sie sicher bis Neapel fahren, meine Arbeit reißt nicht." Ich bot ihm ein ansehnliches Trinkgeld an; er aber sagte freundlich-abwehrend: „Es würde mir leid thun, von Ihrem Unfall zu verdienen. Lassen Sie es eine Gefälligkeit gewesen sein und erweisen Sie mir dafür eine andere. Ich werde mit Ihnen nach Hause fahren, einige Millien in die Campagna hinein."

Mit Freuden schlug ich ein und hatte den ganzen Weg die beste Unterhaltung. Er war ein Winzer aus der Gegend.

8.

Hart am Rande hoher Felsenufer — die Fischerboote schwimmen zehnmal verkleinert zu unsern Füßen — fliegt der Wagen fort, und jetzt donnern seine Räder durch ein mächtiges Felsenthor, welches uns die See einen Augenblick verbaut. Dann durchschneidet er querein gewendet die fruchtbare Montagna, die nur auf der höchsten Höhe von Fruchtbäumen und freundlichen Wohnungen, einzeln und in Dörfern gesammelt, entblößt ist, und steigt nach Spezzia wieder abwärts. Der Mond stieg glänzend auf. Schöner und geheimnißvoller ist das Waldgebirge in seinem zweifelhaften Schimmer. Die Straße war mit Menschen wie besät, Alles zog die laue Nachtluft und den schönen Vollmondschein dem brennenden Tage vor. Mir wurde Mond und lauer Duft verhängnißvoll.

„Den Lüftchen, diesen lauen,
Wie bin ich ihnen gut!"
Darfst ihnen doch nicht trauen
Auf dieses Tages Glut.

„Vom Mond hernieder fächeln
Sie wie sein Schimmer mild."
Sie tödten, wie sie lächeln,
Sirenen sind ihr Bild.

„Ich will sie froh genießen,
So Süßes tödtet nicht,
Die aus dem Himmel fließen
Und weh'n zum Morgenlicht."

9.

Venedig.

Wer denkt nicht von Genua nach Venedig hinüber wegen alter Feindschaft und zum jetzigen Vergleich der beiden Königinnen des Meeres? Sie sind genug verglichen. Ich erinnere mich der Gondoliere und ihrer Gesänge. Den Tasso nun freilich möcht' ich nicht zum zweiten Male hören. Alle Hunde heulten, denen unsere Gondel mit den Tassosängern zu nahe kam, und es erfoderte viel Gentilezza, diese aufgezogenen Schleusen erbärmlicher Töne nicht sogleich wieder zuzuziehen. Besser gefielen mir die kleinen sogenannten Canzonete veneziane, besonders „Die Blonde in der Gondel", die mich so vielfach angenehm berührte, daß ich sie mir dort öfter wiederholen ließ. Mein Lohnbedienter hatte die meiste Qual davon, denn alle Liederchen, deren ich habhaft wurde, mußte er mit gewaltiger Anstrengung ausdeuten und ins Toscanische übertragen. Wenn ich dann z. B. fragte, was muso oder xe in gutem Italienisch hieße, so war die gewöhnliche Antwort: „Come? muso? come si dice? eh, eh, non so, così così." Und dann zeigte er wo möglich den Gegenstand und war ganz glücklich, wenn ich ihn nannte.

87.

Neues Malerlexikon zum Handgebrauch für Kunstfreunde. Nebst Monogrammen. Nürnberg, Campe. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Zum Handgebrauche ist dieses Wörterbuch der Maler allerdings zu empfehlen. Es ist eng, doch klar gedruckt und gibt in einer gedrängten Zusammenstellung das Wesentliche über Person und Kunst jedes Einzelnen. Einige Artikel, welche die größten Meister enthalten, sind reicher ausgestattet als andre. Aber, was wir dagegen bemerken müssen, es findet sich grade hier eine bedeutende Ungleichheit. So ist u. a. der Artikel Rafael Sanzio auf einer Spalte mit den allgemeinsten Ausdrücken über den Charakter seiner Gemälde abgemacht, während u. A. bei dem Namen Eyck, der gegen 8½ Spalten einnimmt, eine Reihe historischer und antiquarischer Mittheilungen sich findet. Ferner sind die Angaben des Herausgebers nicht bis auf die neueste Zeit berichtigend fortgesetzt, wenn es von Hersent heißt, er habe 1822 noch gelebt, und am Schlusse des Artikels über Hubertus und Johann van Eyck, die Boisserée'schen Bilder dieser Meister seien in Stuttgart zu finden, während sie bereits

seit sechs Jahren von dem Könige von Baiern angekauft und für jetzt in der königlichen Galerie zu Schleißheim aufgestellt sind. Sodann fehlen in diesem Lexikon die Namen vieler ausgezeichneten Maler der gegenwärtigen Zeit, z. B. Overbeck, Veit, Eggers, Begas, Camuccini u. A. m. Dies sind nun freilich auffallende Mängel einer Sammlung, welche doch sichtlich mit großem Fleiß aus vorhandenen Schriftwerken und einiger Bekanntschaft und Anschauung zusammengetragen ist. So lange wir indessen in Deutschland nichts Vollständigeres und Besseres besitzen, gleichsam einen neuesten Füßli, aus dem Folioformat in bequemeres Octav umgewandelt, muß man ja wol auch mit dem hier Dargebotenen zufrieden sein und hat vielmehr nur den ehrenwerthen Verf. aufzufodern, sein Werkchen durchzubessern, wozu ihm nicht blos eine genauere Benutzung des stuttgarter und berliner Kunstblatts und des pariser „Journal des artistes", sondern namentlich auch die jüngsterschienene höchst schätzbare Reise von Passavant nach England und den Niederlanden reichliche Hülfe leichter wird.

Für junge Künstler und mindergebildete Kunstfreunde ist in der Einleitung eine Uebersicht der Aesthetik und Kunstgeschichte vorausgesendet, welche die wichtigsten Kunstausdrücke faßlich und meist richtig erklärt und die Perioden und Schulen der Malerei bezeichnet. Ist hier auch keine Vollständigkeit zu erwarten, so dient das Gegebene doch dem Kunstjünger, um daran die Erinnerung Dessen festzuhalten, was ihm im akademischen Lehrvortrage gründlicher und erschöpfender ist vorgetragen worden. 62.

Sprachliche Randglossen.

1.

Wenn man die Bedeutungen mancher Wörter bis zu ihrem Ursprunge in den Wurzelwörtern verfolgt, gelangt man oft auf überraschende Ergebnisse der Begriffsverwandtschaft. Daß die beiden Wörter hören, gehören von einerlei Stamm ausgehen, davon überzeugt uns das Ohr; daß sie aber auch dem Begriff nach innig verwandt sind, scheint nicht sogleich auf der Hand zu liegen. Und doch glaube ich, daß sich die Sache wirklich also verhält. Hören hat eine andere Form, horchen, welche, beiläufig gesagt, zwar den Nebenbegriff des angestrengten oder heimlichen Hörens in sich schließt, worauf aber hier nichts ankommt. Ferner heißt auf Jemanden hören, sich in seinen Willen fügen, ihm zu Diensten sein, wofür die Wortformen: gehorchen, Gehorsam, üblich geworden sind. Hiermit aber stehen wir auf dem Punkt, von dem aus sich uns die Begriffsverwandtschaft klar darlegt. Was steht Jemanden wol mehr zu Diensten, was muß seinem Willen sich mehr fügen, als sein Eigenthum? Und mit dem Worte gehören bezeichnen wir ja grade, daß etwas unser Eigenthum ist. Hierzu fügen wir noch die alten Worte ein Höriger, Hörigkeit, welche zunächst zwar den Begriff bezeichneten, daß ein Mensch, gleich einer Sache, in das Eigenthumsrecht oder den Besitz eines Andern übergegangen war, zugleich aber auch den unterwürfigsten Gehorsam in sich schlossen, zu welchem ein Mensch gegen einen andern verpflichtet sein kann. Auch in der lateinischen Sprache scheint die Begriffsbezeichnung des Eigenthumsrechts, der Unterwürfigkeit, mit dem Begriffe von hören zusammengehangen zu haben, denn cliens bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung wol nichts Anderes als einen Hörigen, Erbunterthänigen, späterhin wenigstens zu Gehorsam oder doch zu Unterordnung Verpflichteten. Und aller Wahrscheinlichkeit nach ist wol die Ableitung von dem Altlateinischen clueo, wie auch Niebuhr annimmt, die richtige, welches freilich berühmt sein, im Rufe stehen bedeutet, aber doch auf das Griechische κλύω, hören, gehorchen (περίκλυτος, berühmt) als stammverwandtes Wort hinweist. Das i in cliens steht dieser Ableitung durchaus nicht im Wege, da man ja auch silva und sylva, inclitus und inclytus schrieb, wobei die Einführung des den Römern fremden y unstreitig vom spätern Gräcisiren herrührte.

2.

Daß die Gleichheit der Hauptlaute in den Wörtern nicht zufällig, sondern in dem unbewußt bildenden Sprachgeiste des Menschen tief begründet ist und fast immer untereinander verwandte Begriffe bezeichnet, ist eine längst anerkannte Wahrheit. Daher leitet uns die Betrachtung mancher Hauptlaut-Verbindung nicht selten auf eine ganze Reihe von Wörtern, welche dem ersten Blicke sehr fern voneinander zu liegen scheinen und dennoch in Stamm und Begriff zusammengehören. In dieser Hinsicht wollen wir hier die Hauptlaut-Verbindung Grt und Hrt oder Hrd*) betrachten. Daraus sind folgende Wörter entstanden: Gurt, Gürt-el, gürt-en, Gart-en, in welchen der Grundbegriff immer der des Umschließens ist; entweder eine Sache zum Umschließen, oder eine eingeschlossene Sache, ein umschlossener Ort. Ferner Hürde, Heerde, Hirt, Horde. Auch in diesen Wörtern waltet immer der Grundbegriff des Umschließens. Denn auch da, wo der Begriff des Schutzes und der Vertheidigung zum Grunde zu liegen scheint, muß man daran denken, daß das Beschützen und Bewahren sinnlich dargestellt im Umschließen besteht. Das Kind ruht sicher, umschlossen von der Mutter Armen; die Küchlein sind gesichert unter dem Beschluß der mütterlichen Flügel. Hieraus erklärt sich auch das Wort Hirte. Horde ist eine zu gegenseitigem Schutz verbundene Gesellschaft von Menschen, die sich noch nicht weit über das Thierische erhoben hat, daher die Verwandtschaft mit Heerde. Ja, auch Hort gehört hieher, welches activ Schutz, Beschützer, Wächter — so in der Bibel von Gott und dem Geiste Gottes —; passiv etwas Bewahrtes, einen Schatz bezeichnet, wie der Hort im Nibelungenliede. Ja, ich möchte fast glauben, ohne es jedoch mit Zuversicht behaupten zu wollen, daß die beiden Wörter Schutz und Schatz, deren Begriff das Wort Hort in sich vereinigt, keineswegs zufällig in ihren Hauptlauten zusammentreffen.

Diese Hauptlaut-Verbindung geht nun auch in andere Sprachen mit verwandten Begriffen über. Grod im Polnischen ein umschlossener Ort, Stadt, Festung, in andern slawischen Mundarten: Gorod, Grad, Hrad, daher Nowogorod, Gradiska, Hradicz, poln.: Grodno, Grodzisko. Ferner: o-grod, Garten, ogrodzic umzäunen, befriedigen, einhegen. Im Lateinischen hortus, crates. Im Hebräischen gadár, er hat umgeben. In den neuern romanischen Sprachen läßt sich der Ursprung auch noch erkennen, z. B. Französisch: jardin, se garder, le gardien. Ebenso im Italienischen. 70.

*) Daß beide zusammengehören und nur h und g oder ch ineinander übergehen, davon haben wir überall die Belege. Der Pole sagt gora (Berg), der Böhme hora, der Pole twego, swego, deines, seines, der Böhme tweho, sweho. Das lateinische casa, poln.: chata, deutsch: Hütte. Im Deutschen das Wort Katten (welches vor wenigen Decennien noch in der deutschen Reichsherrschaft Katzen-Ellenbogen vorhanden war), heutiges Tages Hessen. Dabei sei es mir erlaubt, hier den Wunsch auszusprechen, daß es einem des Altdeutschen Kundigen gefallen möchte, aus diesem den Ursprung und die Bedeutung des Namens Katten zu erläutern. Ob es mit Kater, Katze zusammenhängen mag, und dieser Volksstamm etwa so genannt wurde, wie es in Amerika Fuchs-, Biber-, Ottern-Indianer gibt? Dann wäre der Ausdruck: blinder Hesse, als ein Volksscherz zu erklären, da die Katzen bei Tage schlecht sehen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1834.

Erzherzog Maximilian's Brautzug. Dramatisches Gedicht in fünf Abth[illegible]ungen von Deinhardstein. Wien, Gerold. 18[illegible] Gr. 12. 10 Gr.

Zwölf Freier bewerben sich um die Hand Mariens, regierenden Herzogin von Burgund. Von diesen wird nur vieren, die übrigen sind zu unbedeutend, gestattet, öffentlich als Bewerber aufzutreten: dem Dauphin von Frankreich, den Fürsten Philipp und Johann von Kleve,

Und Maximilian, Erzherzog Oestreichs,

dem die Brautfahrt aber ebenso schwer gemacht wird, als seinem Namen der Eingang in Herrn Deinhardstein's jambischen Vers. Marie soll sich nun für Einen von ihnen erklären. Alle sind ihr fremd, aber freilich müssen die machtlosen klevischen Fürsten zurücktreten, ohne daß ihr Zorn Gefahr drohte, wenn Marie den Dauphin oder den Erzherzog wählt. Um so gefährlicher wird die Wahl zwischen diesen Beiden, da sie mächtig genug sind, ihre Ansprüche durch Waffengewalt zu unterstützen. In dieser Verlegenheit hilft sich Marie, indem sie sich auf das Testament ihres Vaters beruft, worin ihr vorgeschrieben sei, wen sie zu ihrem Gemahl wählen solle. Sie verpflichtet die anwesenden Gesandten der vier Fürsten, im Namen derselben schriftlich in die Wahl Desjenigen zu willigen, den das noch uneröffnete Testament als ihren künftigen Gatten bezeichnen werde, und nach der Eröffnung desselben jedem weitern Anspruch friedlich zu entsagen. Der französische Gesandte, in der Meinung, die Heirath mit dem Dauphin sei schon vor ihres Vaters Tode verabredet gewesen, glaubt hierbei keine Gefahr zu laufen und unterzeichnet die ihm vorgelegte Urkunde; seinem Beispiel folgen die Uebrigen. Das nun eröffnete Testament bezeichnet den Erzherzog. Der überraschte Franzose erklärt darauf, daß er jene Einwilligung ohne Vollmacht aus Uebereilung unterzeichnet habe, daß in dieser Wahl eine Beleidigung seines Herrn liege, und macht auf die Gefahr der Folgen aufmerksam. Doch bleibt die Wahl entschieden. Dem Gesandten des Erzherzogs wird Raum gegeben, die vorzüglichen und glänzenden Eigenschaften seines Herrn vor der Braut und den Zuschauern hinlänglich zu entwickeln, worauf er dann als eiliger Bote der frohen Kunde verabschiedet und somit die Exposition und der erste Act geschlossen wird. (Zweiter Act.) Was zu befürchten war, trifft ein: Frankreich überzieht Marien mit Krieg und Maximilian wird eilen müssen, wenn er noch zeitig genug zu ihrer Rettung eintreffen will. Zugleich legt man ihm Fallen, um seine kriegerische Brautfahrt, wo nicht zu hindern, doch zu verzögern. Sein Rath, Adrian von Rassinger, den er mit Vertrauen geehrt und mit Gnaden überhäuft hat, ist den Franzosen verkauft und will ihnen auch seinen Herrn verhandeln. Als der Letztere auf seiner Reise nach Brüssel zu Innspruck einen Rasttag hält, beschließt er, sich auf der Martinswand mit der Gemsenjagd zu belustigen, und Rassinger, nach seiner Behauptung mit allen Wegen wohl bekannt, erbietet sich ihm zum Führer. Kunz Rosen aber, des Erzherzogs Hofnarr, der Rassinger's Schlechtigkeit kennt und seinen Verrath ahnt, sucht seinen Herrn auf alle Weise von seinem Vorhaben abzubringen, was ihm jedoch nicht gelingt. Rassinger verlockt den Erzherzog auf unwegsame Pfade, die dieser, von Jagdbegierde fortgerissen, unaufhaltsam verfolgt, während Jener, als könne er ihm nicht folgen, absichtlich zurückbleibt. So hofft er ihn dem unvermeidlichen Verderben preiszugeben. Wirklich hört man auch bald Maximilian's Hifthorn nothrufend ertönen. Kunz Rosen, der dem wegschleichenden Rassinger begegnet, zwingt diesen mit Gewalt, ihn nach der Stelle, wo Maximilian ihn verlassen hat, hinzuführen. (Dritter Act.) Er hat sich, die steile Bahn verfolgend, seinem Herrn, der auf dem Gipfel der Martinswand hülflos nicht vor- nicht rückwärts kann, so weit genähert, daß nur noch ein Felsstück ihn von demselben trennt. Er erzählt:

> Die Arme ausgebreitet, ruf' ich nun
> Dem Fürsten zu, mit einem kühnen Sprung
> Sich auf mich los zu stürzen; es gelingt!
> In meinen Armen liegt der Fürst und drückt
> Mich an sein Herz, und eine Thräne fällt
> Herunter auf das Blut, das von der Wunde,
> Die mir der Fels geritzt, zur Erde quillt.

Diese Rettungsepisode ist von der Erfindung des Verf., der übrige Theil der Fabel dem Theuerdank entlehnt. Maximilian zieht, wiewol gewarnt, mit geringer Begleitung nach Gent und wird dort von den aufrührerischen Bürgern gefangen genommen, wo wir ihn (vierter Act) in der Haft sehen. Rassinger hat die Maske abgeworfen; die Bürger wollen des Erzherzogs Befreiung an Bedingungen knüpfen, die er mit edelm fürstlichen Stolz und mit Fe-

stigkeit zurückweist. Kunz Rosen schleicht sich, als Mönch verkleidet, zu ihm ein und will ihn vermögen, seine Kutte anzulegen und sich in dieser Verkleidung zu retten. Der Fürst weist diese Art der Befreiung, als seiner unwürdig, mit der Erklärung zurück, er dürfe sich von Niemand retten lassen als vom Recht der Waffen. (Fünfter Act.) Die Herzogin Marie erscheint, in ihrer Hauptstadt von den Franzosen belagert, in der höchsten Bedrängniß. Ein Kriegertrupp dringt gewaltsam in die Stadt, und schon will sie mit einigen Vertrauten durch einen unterirdischen Gang entfliehen, als Kunz Rosen athemlos herbeieilt und Rettung verkündet. Die Eingedrungenen sind nicht Feinde, sondern Retter, nämlich Oestreicher gewesen. Kunz hat den schleunigst herbeigerufenen kaiserlichen Truppen zum Führer gedient, wodurch der Erzherzog aus der Gefangenschaft befreit worden ist und die Franzosen in zwei Schlachten besiegt hat. Jetzt eilt er zur Rettung seiner Braut herbei. Kunz Rosen, von Maximilian befragt, wie er ihm seine Treue belohnen könne, bittet knieend nur um Entlassung von seinem Amt als lustiger Rath und steht, von dem Schwerte seines Herrn berührt, als Kunz von der Rosen wieder auf, welches somit die Pointe des nun beendigten Dramas ist.

Der bekannte Stoff ist, wie mir scheint, für die dramatische Behandlung ergiebig genug; auch hat ihn der Verf. von seinem Standpunkte aus recht geschickt und wohlgefällig in die Bühnenform gebracht, die Motive, wie er sie zu seinem Zwecke brauchte, wohl gemodelt und glücklich benutzt, und so kann sich denn das Stück neben vielen andern günstig genug auf unserer heutigen Bühne sehen lassen. Dieses reinrelative Verdienst aber ist auch Alles, was der Verf. erreicht hat und vielleicht erreichen wollte. Einen höhern poetischen und dramatischen Anspruch kann man dem Werke nicht zugestehen, denn es fehlt ihm hierzu sogar die zunächst erfoderliche Sorgfalt und Feile des Versbaus und der Sprache. Der Dialog wird in dem jetzt beliebten nachlässigen Bühnenjambus, gewiß nicht ohne harte Beschwerde für die Schauspieler abgesprochen, welcher Vers statt der schönen jambischen Verse, deren sich einst Göthe und Schiller und Raupach noch jetzt bedient, gegenwärtig als ein bequemer Bühnenpantoffel eingeführt zu sein scheint, um nur eben nicht in barfüßiger Prosa über die Breter zu laufen. Ausdruck und Gedankenwendung sind nicht sorgfältiger als der Vers behandelt. Von Marien von Burgund wird gesagt:

> . . . . . . sie wird ein Mittel
> Auffinden, auszugleichen sanft und leicht,
> Was uns mit Blut nur zu vermitteln schien,

welche Phrase nicht nur durch Wortversetzung hart erscheint, sondern auch im Ausdruck fehlerhaft ist, da zwischen Fürsten und Völkern das Blut nicht zur Vermittelung, sondern zur Entscheidung führt, und sprachrichtiger noch immer durch Blut als mit Blut vermittelt würde. Was zunächst die höhere Technik betrifft, so hat Herr Deinhardstein das Hauptgewicht der dramatischen Wirksamkeit, was nicht zu tadeln ist, auf die Schultern des Hofnarren gewälzt, ja, er hat außer der Rettung Maximilian's, die ihm die Historie zugestanden, auch noch eine zweite apart für ihn erfunden, und dadurch seine treue Ergebenheit noch mit einem besondern poetischen Drucker verstärkt. Welch eine köstliche, eigenthümlich lebendige Gestaltung hätte aus diesem Kunz werden können, wenn der Dichter mit Shakspeare'scher Bildungsgabe die Kraft des tiefsten Humors innerer Seelenheiterkeit mit der des höchsten Edelmuths und der festesten Treue so zu einem Charakter verschmolzen hätte, daß beide in jedem Moment seiner Erscheinung ungeschieden hervorgetreten wären. Hr. Deinhardstein hat dies nicht verstanden. In seinem Kunz fallen beide Elemente völlig auseinander, oder vielmehr das des Humors und des Witzes ist bis auf ein paar erzwungene Sarkasmen gegen Rassinger, die gleichsam nur symbolisch eingestreut sind, damit das Hofnarrenthum in ihm doch auch nicht ganz unrepräsentirt bleibe, gar nicht vorhanden. Dieser Kunz ist ein edelmüthig treuer, sich aufopfernder Fürstendiener, wie sie von Grillparzer und Andern beiweitem gründlicher und eigenthümlicher schon mehr als einmal auf die Bühne gebracht sind. Daß er zugleich als lustiger Rath bezeichnet ist, bleibt für das Stück ein völlig müßiger Umstand und könnte dem Zuschauer, wenn ihm Komödienzettel und Costum nicht zu Hülfe kämen, leicht entgehen. Hr. Deinhardstein machte sich leichtes Spiel. Ihm kam es nur darauf an, zu zeigen, durch welche Tugenden ein edler Narr zum Ritter wird, welches denn allerdings sein Erfreuliches haben mag in einer Zeit, wo sich eine Umkehrung dieses Verhältnisses nicht selten offenbart. Das Ganze ist auf eine Verherrlichung der Dienertreue abgesehen, und der Verf. hat dies mit so viel poetischem Feuer gethan, als eben hinreicht, um einen ehrlichen östreichischen Patrioten nach einigen leidlich verlebten Bühnenstunden lauwarm enthusiasmirt aus dem Theater an der Wien zu entlassen. An den nöthigen und herkömmlichen Anspielungen auf die Verdienste und den Werth des hohen Fürstenhauses, dem Maximilian angehörte, durfte es natürlich hier nicht fehlen, und der Anlaß dazu wurde so eifrig gesucht als sorgfältig benutzt. In der That hat Hr. D. seinen Maximilian edel und kräftig dargestellt, und dies Bild ist ihm keineswegs mislungen. Es hätte aber, wenn auf einer Seite der Fürstenadel warm und lebendig dargestellt wurde, deswegen doch das Bürgerthum, wie es in den Abgeordneten von Gent hier eingeführt wird, nicht mit so parteiischem Scheelblick absichtlich herabgewürdigt und in den Schatten gestellt werden dürfen. Hr. D. hat diese beiden Personen ganz ohne Noth zu wahrhaften Fratzen von Albernheit und Gemeinheit gemacht. Ein echter Dichter hätte Maximilian verherrlicht, ohne darum die Bürger von Gent, die sich ihm entgegenstellten, der Geschichte zuwider verächtlich darzustellen, und die Poesie konnte bei solcher Behandlung nur gewinnen. Mit solchen Zügen aber, deren sich der Verf. bedient, mit dieser Dunstbeleuchtung des Parteilichts gibt ein Dichter seiner Schöpfung nur eine widerwärtige Färbung; er trübt den Spiegel der Poesie, in dem sein Bild im klaren Licht erhöhter Wahr-

heit erscheinen sollte, mit dem Hauch des absichtsvoll berechnenden Klugheitslebens und glaubt den Glanz Derer, die er feiern möchte, zu erhöhen, indem er, was ihnen entgegensteht, in trugverdunkelte Schatten taucht. Nichts kann verderblicher sein als die Richtung der heutigen Kritik, die den Dichterwerken ihren Rang höher oder niedriger anweist, je nachdem des Dichters politische Grundsätze denen des Kritikers näher oder ferner zu liegen scheinen. Aber wenn schon den Kritiker diese politisch-ästhetischen Seligsprechungen und Verketzerungen beflecken, wie viel häßlicher erscheinen sie an dem Dichter, der überall in der reinsten Objectivität, in der kindlichsten Wahrheitsliebe sich zeigen und nie die Poesie zur Dienerin eines politischen Princips machen darf. Wer diesen Beruf untreu und parteiisch erfüllt und seine Bilder im Sinne politischer Tendenzen carikirt, der verdient die Züchtigungen einer ebenso unrein gemischten Kritik, der falle schonungslos der Geißel eines Heine, Börne und ihrer Nachtreter anheim, welchen denn auch dieses Stück, im Fall sie es übersehen haben sollten, bestens empfohlen sein möge. 16.

Kritik und Kritiker in Frankreich.

Unter der Restauration legte die literarische Kritik in Frankreich die rauhen, zuweilen groben Manieren ab, die sie im Anfange des Jahrhunderts charakterisirten, vielleicht verlor sie dafür an eindringender Schärfe und Unabhängigkeit, indeß blieb sie witzig und geistreich. Hr. Villemain ist der glänzendste Kritiker dieser Epoche. Seine Diction ist rein und correct und funkelt von Esprit; seine Vorlesungen zogen eine solche Menge Zuhörer herbei, daß der Saal, der bei zweitausend Personen faßte, stets zum Erdrücken voll war und die Plätze gleichsam mit Sturm eingenommen wurden. Indeß kann man Villemain mit Recht vorwerfen, der Kritik eine wenig philosophische Richtung gegeben zu haben; man findet bei ihm mehr pikante Facta als kräftige Gedanken, mehr Schwung der Phantasie als Tiefe, mehr Eleganz als Originalität.

Im Jahre 1824 wurde der „Globe" durch rüstige junge Leute begründet. Es ist hier der Ort, eine wenig bekannte Thatsache zu erwähnen, daß die erste Idee zur Gründung dieses berühmten Blattes von einem Deutschen, Dr. Leuchsenring, ausging, den man später entfernte, nachdem das Unternehmen gelungen war. Freiheit und Toleranz war der Wahlspruch der Redacteure des „Globe"; sie verheimlichten ihre Vorliebe für die romantische Schule nicht, zollten aber nichtsdestoweniger den besten classischen Schriftstellern den Tribut ihrer Bewunderung. Ihr Streben nach literarischen Reformen hatte nichts Leidenschaftliches, nichts Ausschließliches, und wenn dieses Blatt fortgedauert hätte, so würde es vielleicht die stürmische Heftigkeit so vieler ungeschickter Neuerer gezügelt haben. Der „Globe" zeichnete sich besonders durch eine feine Analyse, tiefe und erhabene ästhetische Ansichten, umfassende Kenntnisse und eine reine, würdevolle Sprache aus. Dagegen zeigte er etwas Pedanterie in den Formen, und eine gewisse Prätention, die literarische Dictatur an sich zu reißen. Die Franzosen fanden ihn auch mitunter zu gelehrt, abstract.

Die „Revue française", an deren Spitze sich Geister vom ersten Range befanden, fing unter glücklichen Auspicien an: tiefe Ansichten, neue geistvolle Ideen über Kunst, Literatur und Philosophie wurden darin entwickelt; indessen war sie für das größere französische Publicum zu ernst, zu abstract und verschmähte zu sehr die Popularität. Eingehüllt in jene etwas nebelhafte Atmosphäre, welche man die Doctrin genannt, wußte sie sich nicht genug vor einer schwankenden, ungreifbaren Metaphysik, vor einer mühseligen Verkettung der Gedanken, einer schwerfälligen, kalten Darstellung zu wahren. Mit lebendigern klarern Formen würde sie Eingang gefunden und günstigere Resultate herbeigeführt haben. Es ist sehr zu bedauern, daß die „Revue française" nicht mehr erscheint. Sie stand unter der Leitung von Guizot und Broglie.

Wäre die Zahl der Abonnenten der triftigste Beweis des Verdienstes, so würde die „Revue de Paris" unstreitig ein ganz vorzügliches Blatt sein. Sie zahlt ihrem Redacteur 200 Francs für den Bogen, der Abnehmer melden sich mit jedem Tage mehr. Mit dergleichen Thatsachen widerlegt man viele Einwendungen. Sie hat etwas Jesuitisches, täuscht durch einen gewissen Anschein von Gelehrsamkeit, welcher die Trägen lockt und ihr Gewissen beruhigt.

Alles genau erwogen, so ist die „Revue de Paris" ein mit Blumen bedeckter Fallstrick. Es ist unstreitig ein pikantes Journal, welches dem Leser Erholung und Vergnügen gewährt, indeß wäre zu wünschen, daß das Nützliche mehr berücksichtigt, das Denken mehr angeregt würde. Sie ist zu oberflächlich und ohne Kritik; einige gute Artikel ausgenommen, sind ihre Urtheile im Ganzen furchtsam, servil und tragen das Gepräge der modernen Phraseologie — „verba et voces". So, wie es ist, kann dieses Blatt amusiren, aber es übt keinen heilsamen Einfluß auf die Literatur aus.

Die Tendenz des Blattes: „Le semeur", ist religiös; es bekämpft mit kühner Energie die Impietät der Tagesliteratur. Ein schönes, erhabenes Ziel hat es sich demnach gesteckt; indeß wäre zu wünschen, daß die Aufgabe mit mehr Talent und einer ruhigern Unparteilichkeit gelöst würde. Man kann dem „Semeur" einen schwerfälligen, monotonen Styl zum Vorwurfe machen; auch kränkelt er an einem faden, schmachtenden Mysticismus. Nebstdem spukt in ihm ein Sektengeist, der sich oft zornig genug ausspricht. Wie ist er nicht mit der armen Miß Trollope umgegangen! Er hat sie eine Modehändlerin gescholten; als ob ein Buch, weil es von einer Modehändlerin herrührt, nothwendigerweise schlecht sein müßte! Dann hat er den Roman weiter ausgesponnen; da ihre Modewaaren in Cincinnati nicht abgegangen, so habe Miß Trollope Bälle gegeben, und weil sich die Geistlichen über diese misfällig geäußert, so sei sie wüthend geworden gegen den Klerus, gegen die Religion, gegen Amerika, gegen die Freiheit, und so habe die Feder ergriffen, in Gift und Galle getaucht und ihre schmuzigen Lügen aufs Papier geschmiert. Ein Journal, das sich achtet, sollte keine Anekdoten aufnehmen, wie sie höchstens für den „Corsaire" oder „Bridoison" passen; es sollte eine Frau nicht eine Ungläubige, eine Lügnerin, eine Betrügerin heißen; man staunt mit Recht, einen solchen Ton in einer religiösen Zeitschrift anzutreffen. All dieser Lärm rührt daher, daß Miß Trollope bei Schilderung der Revivals die verderblichen Wirkungen des Fanatismus enthüllt, und die Methodisten wollen von Fanatismus nicht reden hören.

Die „Revue européenne", ein katholisches und legitimistisches Journal, zählt unter ihren Mitarbeitern sehr ausgezeichnete Schriftsteller, als De Carné, Cazalès und Eckstein. „La revue des deux mondes" gibt höchst interessante Aufsätze über Geschichte, Gesetzkunde, Reisebeschreibungen u. s. w.; unter den Redactoren befinden sich rühmlichst bekannte Kritiker, Ste. Beuve, Planche u. A.

Nach dieser gedrängten Uebersicht der Journale gehen wir nun zu den Journalisten über. An ihrer Spitze befindet sich Charles Nodier, dessen Romane zu sehr gelobt worden, der aber als Kritiker eminente Eigenschaften besitzt. Die „Mélanges de critique et de littérature" sind das Beste, was er in diesem Fache geleistet. Nodier hat einen feinen, vielleicht allzufeinen Esprit, große Belesenheit und scharfen Beobachtungsgeist. Seine bestechende, sorgfältig behandelte Diction hat etwas Manierirtes, wie er denn überhaupt zu ängstlich nach dem Originellen, dem Ueberraschenden hascht. — Gustave Planche hat das Gefühl des Schönen, er begreift die Kunst und greift den Künstler oft mit siegreicher Energie an. Seine Kritik bleibt nicht, wie bei

französischen Journalisten nur zu häufig der Fall ist, bei dem äußern Apparate der Kunst stehen, er dringt tiefer, er forscht dem Grundgedanken des Kunstwerkes, der logischen Consequenz der Charaktere nach u. s. w. Es fehlt ihm an Klarheit und Behendigkeit im Styl und in Gedanken; er versteigt sich mitunter in metaphysische Ausflüge, die ihn ins Nebelhafte führen. — In Ste. Beuve spricht sich der Geist der heutigen Kritik wol am vollständigsten aus. Er war einer der ersten Apostel des Romantismus und hat mit unermüdlichem Eifer den Kreuzzug gegen das Jahrhundert Ludwig XIV. gepredigt. Er lobt Hrn. Musset über die Maßen und ist ungerecht gegen Racine. Dagegen hat er Lafontaine, Mad. de Sevigné und André Chénier richtig aufgefaßt. Man muß ihm religiöses Gefühl, eine dichterische Phantasie, eine sanfte, erhabene Melancholie zugestehen, doch wird er leicht sentimental, dunkel und excentrisch. Er faselt von Seelenreichthum, überschwenglicher Zärtlichkeit, von den Leiden einer allzu verwundbaren Seele bei der ersten besten Mystifikation irgend eines ephemeren Kraftgenies; über die trivialsten Gedanken im lächerlichsten Gewande bricht er in Thränen aus, es schwillt ihm die Brust von süßer Ahnung, er erblickt nichts als neue Gestirne, Morgenröthe eines neuen poetischen Tages u. s. w. Seine Darstellung folgt genau seinen kritischen Inspirationen; überläßt er sich einem gegründeten Enthusiasmus über ein großes und wahres Genie, so entfaltet sich sein Styl leicht und glänzend und natürlich. Sowie er aber zu seinen abstracten und sentimentalen Lucubrationen übergeht, wie er kranke Seelen, versteckte Herzensseufzer wittert, so wird seine Diction unerträglich, starrend von Figuren, von den seltsamsten Beiwörtern, verworren, ohne Kraft und ohne Anmuth. — Die Hrn. Chasles und St.-Marc Girardin, welche ins „Journal des débats" schreiben, Löwe-Weimars, Redacteur des Feuilletons im „Temps", haben bei minder erregbarer und glänzender Phantasie ein richtigeres Urtheil, eine freiere Thätigkeit des Verstandes und umfassendere Kenntnisse. Das richtigste Maß in den vorzüglichern Eigenschaften des Kritikers besitzt vielleicht J. Janin, der alle seine Mitbewerber verdunkeln würde, wenn er mehr gelernt hätte. Im Allgemeinen kann man der heutigen französischen Kritik Mangel an Aufrichtigkeit, Streben nach dem Paradoxen und Ueberkünstelung in der Diction vorwerfen. Auch zeigen sich im Ganzen genommen die französischen Kritiker zu nachsichtig gegen die Schriftsteller, welches sich leicht erklärt, da fast sämmtliche Recensenten Schriftsteller und sämmtliche Schriftsteller Recensenten sind. 19.

Geschichte der königl. deutschen Legion, von N. Ludlow Beamish. Erster Theil. Mit 18 colorirten Abbildungen, vier Schlachtplanen und mehren Tabellen. Hanover, Hahn. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. hat seinem Buche als Motto eine Stelle aus Wallenstein's Lager gegeben, worin gesagt wird: wir (Soldaten) haben von des Feldherrn Glanz und Schimmer nur die Mühe und die Schmerzen und Das, wofür wir uns selbst halten. In welcher Beziehung grade dies Motto gewählt wurde, ist nicht recht klar, desto gewisser aber, daß es allerdings eine gibt, die es sehr passend nicht allein auf den Kampf in Spanien gegen Napoleon, sondern überhaupt auf den ganzen Befreiungskampf macht.

Als ein Beitrag zur großen Geschichte der Widerstrebungen gegen Frankreichs Uebergewicht unter Napoleon und des von Letzterm ausgehenden Unterdrückungssystemes, ist das Buch von Wichtigkeit, sowie es ohne Zweifel auch den noch vorhandenen Mitgliedern des auf den Titel genannten Corps ein besonderes Interesse einflößen wird. Dieser erste Band beginnt zweckmäßig mit einer kurzen Schilderung der Lage und Verhältnisse (namentlich der militairischen) von Hanover zur Zeit des Wiederausbruches des Krieges zwischen England und Frankreich nach dem kurzen Frieden von Amiens, in Folge welcher Ereignisse später die Occupation von Hanover durch die französischen Truppen und die weitern bekannten Schicksale dieses Landes sich gestalteten, und schließt mit der Erzählung der Schlacht von Albuera und deren unmittelbaren Folgen. Ein Anhang gibt dann noch Bruchstücke aus Proclamationen, erlassen von dem hanöverischen Ministerium, und mehre zur Bestätigung der Geschichtserzählung selbst dienende Documente verschiedener Art. Zugleich ist auch ein Verzeichniß der gedruckten Werke wie mehrer deutschen und englischen schriftlichen Aufsätze von Militairs, die den geschilderten Ereignissen beiwohnten, beigefügt und somit nichts unterlassen, was die Glaubhaftigkeit und Genauigkeit des Berichtes zu begründen vermag. Die auf dem Titel erwähnten Abbildungen einzelner Krieger der verschiedenen Regimenter, aus welchen die deutsche Legion bestand, sowie die beigefügten Schlachtplane und Tabellen erhöhen theils die Anschaulichkeit des Ganzen, theils machen sie es dem aufmerksamen Leser um so leichter, sich ein genaues Bild von Dem, was geschah und geleistet wurde, zu entwerfen.

Das Lesen des Buches erfüllt Einen unwillkürlich mit Mitleid über die vielen ungünstigen Schicksale, welche das Corps der hanöverisch-deutschen Legion auf seinen verschiedenen Irr- und Kreuzfahrten erfuhr, die an Ungunst und Unfällen denen des Ulysses vergleichbar sind. Bald hier bald dort hingesendet, Stürmen und Wellen preisgegeben, einen Augenblick gelandet und den nächsten wieder eingeschifft, glaubt man die abenteuerlichen Reisen irrender Ritter zu lesen, und selbst endlich, nachdem die Streiter, welche Dänemarks, Rügens und Siciliens Küsten gesehen, auf der pyrenäischen Halbinsel landen, endet die sie verfolgende Ungunst der Verhältnisse noch nicht und schüttet über die damals Heimatlosen eine solche Menge Unannehmlichkeiten aller Art aus, daß man den Muth und die Ausdauer bewundern muß, die dies Alles zu ertragen vermochte.

Ein zweiter Band wird vermuthlich die Geschichte dieses Corps bis zu Ende führen und dürfte nicht minder interessant als dieser erste sein. 55.

Notizen.

Von „The works of *Rob. Burns*" ist der erste Band einer neuen, von Allan Cunningham besorgten Ausgabe in London erschienen. Die beigefügte Biographie bringt nur in den Details einzelnes Unbekannte. Von des Dichters letzten Lebenstagen wird u. A. erzählt: Ungeachtet er um sein nahes Ende wußte, blieb sein guter Humor und sein Witz ihm treu. Als er eines Tages um sich blickte und den Doctor Maxwell neben seinem Schmerzenslager sah, sprach er: „Ei, was hat Sie denn hergeführt? Ich bin nur ein mageres Huhn und des Rupfens nicht werth." Er ließ sich dann seine Pistolen geben, überreichte sie dem Arzte mit den Worten, daß sie nicht in bessern Händen sein könnten und er sie nicht mehr brauchen werde. Sein stolzes Herz entledigte sich dadurch noch einer Verbindlichkeit. Ein trauriges Bild bot sein kleines Hauswesen dar. Der Dichter lag im Sterben, seine Frau sah alle Stunden ihrer Entbindung entgegen, vier hülflose Kinder wandelten im Hause umher, sahen die unglücklichen Aeltern an und hatten weder Nahrung für die Gesunden, noch Hülfe für den Kranken. Am vierten Tage, sagt Dr. Maxwell, als ihm ein Stärkungsmittel gereicht wurde, schluckte er es hastig hinunter, richtete sich fast ganz auf, breitete die Hände aus, machte eine rasche Bewegung vorwärts, fiel auf sein Angesicht und gab den Geist auf im 38. Jahre seines Lebens."

Im siebenundsiebzigsten Jahre starb am 30. Dec. vor. J. der Dichter Sotheby in London. Gleichzeitig meldet die „Literary gazette" den Tod des berühmten Doktor Mukel in Halle. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ueber das Princip eines Anfangs im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein.

Ein Dialog, als Beitrag zur Geschichte der neuesten Kritik der Hegel'schen Lehre und mit Bezugnahme auf die Schriften von J. H. Fichte, Bachmann, Fortlage und Hoffmann. *)

Von F. G. Kühne.

Die Lampe brannte schon im kleinen Zimmer, das die Freunde an jedem Winterabend vereinigt sah. Der Raum umher war schwach erhellt; der dämpfende Schirm gab nur dem Tische und den aufgeschlagenen Schriften die volle Beleuchtung und erlaubte sonst in der Dämmerung nur einen ungewissen Blick auf die beiden Jünglinge, die eine Zeit lang schweigend nebeneinander saßen. In dem Einen — wir wollen ihn Leopold nennen — verrieth die bequemere Hauskleidung den Besitzer der Wohnung; auch mochte ihn Kränklichkeit ans Zimmer fesseln. Es war ein blasser, sinnender Jüngling, seine feingeschnittenen Gesichtszüge waren der Abdruck einer sicher berechnenden, stillauschenden und zartbewegten Seele. Sein Auge ruhte soeben geschlossen, und mit der Hand fuhr er langsam über die Stirn, als wäre er bemüht, hier einige Falten zu glätten. Der Andere — sein Name war Otto — schien offenbar der Besuchende. In seinem raschbeweglichen Auge wie in der ganzen kleinern, vollern Gestalt sprach sich ein gedrängtes Lebenselement aus, dessen blitzende Flamme einer augenblicklichen Nahrung bedurfte und ein naheliegendes Ziel erstrebte. Was diese verschiedenartig begabten Naturen Jahre lang im Dienste der Musen verbrüdert, war eben ihre Verschiedenheit, sodaß Jeder, sich an den Andern lehnend, zu seiner eignen Ergänzung desselben benöthigt schien. Wenigstens hatte der lange gepflogene Umgang sie dies glauben gemacht, und bei aller Zerspaltung ihrer eigenthümlichen Interessen, bei allen Widersprüchen ihrer Gefühle und geistigen Bedürfnisse kehrten sie doch immer, wie zu einem magischen Kreise gezwungen, dessen verborgenes Centrum gegenseitig eine tiefe stille Achtung sein mochte, zu einander zurück, für den Augenblick versöhnt, um das wunderbare Dilemma ihres Doppellebens von Neuem zu schlichten. Bei dieser Gegenseitigkeit, die ewig, obschon scheinbar vergeblich, eine Verschmelzung anstrebte, konnte es an lebendiger Aufregung nicht fehlen, und wie sie alle Schätze der Wissenschaft und Kunst, die der Tag brachte, sich anzueignen bemüht waren, um in ihren Urtheilen darüber Stoff zu neuen Dissonanzen zu finden, so saßen sie auch heute beieinander und machten die neueste Kritik der Hegel'schen Philosophie zum Gegenstande ihrer Unterhaltung.

„Und müssen wir es nicht für einen glücklichen Wendepunkt erachten", nahm Otto das eine Zeit lang stockende Gespräch wieder auf, „wenn ein begabter und gewandter Kopf wie Immanuel Hermann Fichte uns den Weg zum Ziel der Wahrheit, zur absoluten Idee, in der, wie im Gedanken Gottes, Sein und Denken von Ewigkeit her identisch ist, bequemer zu bahnen unternimmt, indem er alle abstruse, halsbrechende Terminologie bei Seite

*) 1. Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie, von J. H. Fichte. Zweiter speculativer Theil. Auch unter dem Titel: Grundzüge zum Systeme der Philosophie. Erste Abtheilung: das Erkennen als Selbsterkennen. Heidelberg, Mohr. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

2. Ueber Hegel's System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie. Von Karl Friedrich Bachmann. Leipzig, Vogel. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

3. Die Lücken des Hegel'schen Systems der Philosophie. Nebst Andeutung der Mittel, wodurch eine Ausfüllung derselben möglich ist. Allen Freunden und Kennern dieses Systems zur Beurtheilung und Verständigung vorgelegt, von C. Fortlage. Heidelberg, Groos. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

4. Hegel in seiner Wahrheit, vom Standpunkte der strengsten Unbefangenheit. Von Karl Johann Hoffmann. Berlin, Bechtold und Hartje. 1833. 8. 6 Gr.

räumt, in welcher ein tiefsinniger Geist sich wunderbar, aber seltsam herumbewegte? Dürfen wir nicht diese Erscheinung begrüßen, da, wenn je überhaupt, jetzt die Zeit gekommen zu sein scheint, wo sich Schule und Leben versöhnen und wir allseitig unsere geistige Revolution feiern müssen, wie die Franzosen ihre große politische in der bedeutsamen Katastrophe, als unter ihnen ebenfalls die Theorie in die Praxis, der Gedanke ins Leben trat, und er es lediglich war, der die Welt umschuf? Und von aller sonstigen Fernsicht, die sich uns eröffnet, abstrahirt, so ist das Streben des jüngern Fichte an sich achtbar, uns die großen Resultate der speculativen Philosophie auf populaire Weise nahe zu rücken, ohne uns aus uns selbst herauszuführen. Mit dem Bewußtsein in seiner unmittelbaren Gegebenheit, in der Naturbestimmtheit des Ichs beginnt seine Lehre und steigt, ohne das Gebiet des Ichs zu verlassen, durch alle Stufen der innern Entwickelung zum absoluten Erkennen auf. Anschauung, aposteriorisches Denken und Erfahrung, Reflexion, Kriticismus und Skepsis, Idealismus und speculatives Denken als Theosophie, die den Schlußstein seiner Selbsterkennenslehre ausmacht, alle diese Stadien durchläuft das sich denkend bewegende Ich in der Geschichte des Bewußtseins und hat in den ersten Stufen schon, was die höhern schauen lassen, nur unmittelbar und verhüllt. In Hegel's Logik wird allerdings die untere Stufe ebenfalls in die nachfolgende aufgehoben und dies Aufheben ein Aufbewahren genannt; allein wenn sie in die höhere Form gefaßt ist, so wirft sie der Denkende doch hinter sich verächtlich fort und schmäht auf sie wie auf Glauben und Gefühl, nicht daran gemahnend, daß der Glaube des Wissens Vater und der Gedanke das Kind des Gefühles ist und bleibt. Keine Erkenntnißstufe geht nach Fichte verloren; alle versöhnen sich harmonisch im speculativ anschauenden Erkennen, und die Selbstoffenbarung Gottes im Bewußtsein ist höchster wie letzter, mithin einziger Inhalt unsers Philosophirens."

Ohne aus seiner bequemen Haltung sich aufzurichten, sagte **Leopold**, als sich **Otto** auf diese Weise Luft verschafft hatte: „Welch ein leichtes Spiel nach Hegel es sei, in der angeführten Weise eine Geschichte des Bewußtseins zu construiren, leuchtet Jedem ein, der diesen kennt und an Fichte's hingeworfener Weitschweifigkeit wenigstens kein Wohlgefallen zu finden vermag. Hegel's Polemik gegen Fühlen und Glauben darf nicht als feste bleibende Norm, sie muß als historisches Begebniß und als aus seiner Stellung zur Zeit hervorgegangen betrachtet werden. Den Gefühlsphilosophen, wie den Glaubenstheologen und Pietisten gegenüber, mußte er das in sich erwachsene Herz, diesen dunkeln Bythos der Gnostiker, aufreißen und lüften, um dem lichten Reiche des Gedankens zu vindiciren, was nur in ihm erledigt wird, und im Wissen alles Das zum beruhigenden Abschluß zu bringen, was der Glaube so unsäglich und untröstlich schwankend läßt. Und wie hast du dich, mein Freund, in diese Darstellung Fichte's nur so hineinverlesen können! Nur um dies Eine zunächst zu berühren, haben wir denn den ganzen Umfang der Philosophie angegeben, wenn wir sagen, sie sei die Geschichte der Offenbarung Gottes im Bewußtsein? Hat denn der Urgeist blos im Spiegel des endlichen Geistes seinen Reflex abgedrückt? Enthält die Natur keine Offenbarung Gottes, und müssen wir diese so eng der Entwickelung des Ichs anschließen?"

Otto. Nur den ersten Theil von Fichte's System sehen wir in vorliegendem Bande niedergelegt. Ihm folgt der zweite, der die Ontologie enthält.

Leopold. Diese Entwickelungsgeschichte des Bewußtseins zum und im Denken soll mithin nichts Anderes sein als eine Abhandlung der **möglichen** Verhältnisse desselben zur Wahrheit. Soll nun die Ontologie diese möglichen Verhältnisse in **wirkliche** verwandeln, so müssen wir dies vor der Hand erwarten. Daß aus der psychologischen Herausbildung der logischen Bestimmungen, wie sie hier vorliegen, alle ontologischen Untersuchungen ausgeschlossen sind, darauf legt J. H. Fichte großes Gewicht und wiederholt ungewöhnlich oft, daß hierin seine Methode von der Hegel'schen wesentlich verschieden sei. Wenn er in der Vorrede sagt, alle Anfänge und Erregungen des Denkens wären Religion gewesen, dahin müsse die Philosophie wieder zurück: so habe ich darauf nur zu entgegnen, daß dieselbe noch gar nicht aus der Religion heraus war, noch es ist für unsere Gegenwart. Mag diese Aeußerung zu den nicht allzu seltenen in J. H. Fichte's Schriften gehören, deren hingestreute Leichtigkeit das Terrain, auf dem er stehen will, unsicher macht, und die im Widerspruch mit andern Stellen bei langsamerer Durchbildung seines Gedankenganges weggefallen wären. Aber um auf die Hauptsache einzugehen, haben wir denn am Bewußtsein des Ichs nun in der That den sichern Anfang zum System, und ist dasselbe wirklich das schlechthin Primaire? Diesen Punkt müssen wir untersuchen und uns über ihn zu verständigen suchen, denn unser Autor gibt auch hierauf als sein Eigenstes viel.

— „Und das mit Recht", sagte **Otto** mit Eifer, „das Erwachen des Ichs zum Selbstbewußtsein ist das nächste Interesse des Individuums; im Bewußtsein muß sich alle Gegenständlichkeit des Denkens abspiegeln, denn darüber hinaus gelangt keine, es ist sein Nächstes, Erstes, es ist sein Höhepunkt und sein Letztes, und um mit **Rahel** zu reden, so ist es eben des Schöpfers höchste Wohlthat, daß er der Creatur, die ihm die liebste ist, Person zu werden gestattete und somit die Menschwerdung Gottes, vereinzelt, zerfallen und getrübt allerdings, sich im bewußten Individuum allezeit wieder vollzieht. Im Selbstbewußtsein begreift das Ich die Welt, sich und Gott, seine Seele ist die magische Tafel, auf der sich ihm Alles reflectirt. Selbsterkennenslehre ist Anfang, Mitte und Ziel der Philosophie."

Leopold schwieg einige Augenblicke, um **Otto's** Feuer, in das derselbe gerathen, durch sein Schweigen eben sich abkühlen zu lassen. Dann wandte er sich fragend und mit sanfter Stimme zum Freunde: „Ein Blick auf die Geschichte zeigt uns ganze Geschlechter und Völkerindividualitäten, über deren erloschener Lichtstätte ein großer schöner Gedanke schwebt, wie wir ihn fassen, ohne daß

er ihnen wie ihr ganzes Wesen selber in der Form des Denkens gegenwärtig gewesen wäre. Ihre Welt war ihnen der kleine vergnügliche Raum ihres Lebens, ihre Götter waren schöne Bilder, die sie ihrer Schönheit wegen liebten, ihre Tugend war nichts als Sitte und Angewöhnung, sie haben über nichts gedacht, der Begriff ihres Daseins lag in ihrer Erscheinung unbewußt verhüllt, aber sie waren gleichwol, was sie sein sollten, und lebten und blühten im schönsten Glanze der irdischen Herrlichkeit. Und nun in der christlichen Welt, die die Welt der Offenbarung des absoluten Geistes ist? Betrachte die Millionen, mein Geliebter, die im Schoose Gottes sich selig, sicher und geborgen fühlen und im Reich der Wahrheit leben und schweben, ohne daß diese ein Product ihres Denkens und Philosophirens wäre. Der stille, tiefe Glaube an das Mysterium der göttlichen Liebe führt sie in alle Wahrheit, denn er selber ist die Wahrheit, so lange noch dies Sicheinsfühlen mit der Quelle des Lebens ungestört und ungetrübt geblieben. Selbst die Sünde vernichtet den Begriff der Kindschaft Gottes, der im Gefühl des Christen unverwüstlich lebt, nicht für immer; die Thränen der Reue waschen Alles wieder fort aus seiner Seele, was ihn der Materie des Daseins augenblicklich verfallen ließ, und durch die Segnungen, die die Kirche bietet, glaubt er sich von Neuem gebenedeit, denn das Geheimniß der gnadenvollen Liebe ist selbst lieblicher und geistig schöner als zuvor in seine Seele wieder eingezogen. Das ist der einfache Proceß, wie sich der Mensch als Christ zurechtfindet, und wie er sich aus dem Heiligthum des Lebens nie ganz verliert. Die Wahrheit webt und waltet in Allem und ist vorhanden mit ihrem durchdringenden Athem, ehe die Seele als eine isolirte hervortaucht und den springenden Quell des Selbstbewußtseins in sich findet. Vor allem Denken der Wahrheit war das Sein der Wahrheit da, allmächtig in seiner Kraft und Wirkung, der Individuen nie bedürftig, die sie in sich nicht erzeugen, sondern sie dem Sein nachdenken. Die großen Gedanken des Lebens nachdenken: das heißt denken und philosophiren. Können wir also nun noch sagen, das Denken des Subjects sei schlechthin etwas Primaires? Müssen wir also nicht, wenn wir anfangen wollen zu philosophiren, das Sein anerkennen, weil sich die Geschichte der Völker so erweist und die Geschichte des allgemeinen Gedankens selber? Ist der Gedanke Gottes nicht längst offenbart und vorhanden im Sein, ehe er ins bewußte Denken des Individuums tritt? Wirst du mir also nicht zugeben, daß das Sein die erste Kategorie ist, mit der die Wissenschaft der Logik beginnen müsse?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Freibeuter von Paris. Ein historisches Gemälde der pariser Welt im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Nach dem Französischen: „Les mauvais garçons par Merrimée" frei bearbeitet von Pelwesta. Drei Theile. Leipzig, Hartmann. 1831—33. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

In Bezug auf poetische Erfindung können wir diesem historischen Roman höchstens das Prädicat: mittelmäßig, zugestehen; dagegen ist er als Sittengemälde und Zeitschilderung vortrefflich zu nennen. Inzwischen haben wir jetzt der düstern und schaurigen Nachtgemälde aus dem französischen Mittelalter genug erhalten, und es ist Niemand, der nicht ein bedeutendes eignes Capital an Erfindung mit zum Unternehmen bringt, mehr zu rathen, sich mit diesem Thema zu befassen. In der That glauben wir selbst, daß in diese Schauergemälde nicht wenig Uebertreibung mit übergegangen ist. Auf irgend eine, uns vielleicht verborgene Art wurde dies Gewebe von Grausamkeit, Gesetzlosigkeit, Druck und Schrecken wahrscheinlich wieder ausgeglichen; es wäre sonst fürwahr unglaublich, daß der Mensch in Frankreich eine solche Form des Daseins fast ein halbes Jahrtausend lang ertragen hätte, ohne sich in ein reißendes Thier zu verwandeln. Soviel indeß ist gewiß, daß es beim Ueberblick der französischen Geschichte uns fast zum Räthsel wird, wie die Franzosen im Ganzen ein gutmüthiges, geselliges, heiteres, lebensfrohes Volk haben bleiben können. Einer so ununterbrochenen Herrschaft von blutiger Gewalt und finsterm Greuel, wie sie, hat kein anderes Volk Europas unterlegen, und hierin wol findet ihre politische Unruhe, die nebelhafte Sehnsucht nach neuen und immer neuen Zuständen ihren natürlichen Grund, ihre Erklärung. Wann war Frankreich ruhig, glücklich? Niemals! Auf die Greuel der merowingischen Zeit, auf ihre Unthaten, Blendungen und Zerreißungen folgten die Schrecken des capetingischen Feudalkampfes; die Albigenser, die Judenverbrennungen leiteten die Templer-, die protestantischen Scheiterhaufen ein, die Engländer- und Normannenkriege die Armagnac- und Guisenkämpfe; Ludwig XI., die Bartholomäusnacht, die Bürger- und Religionskriege, der Königsmord, dann nach kurzer Frist zum Aufathmen Richelieu's Schaffote, die Fronde, die Greuel der Bastille unter Ludwig XIV. und wohl zu merken, dies war die sanfteste Zeit, die Frankreich erlebte, die Eroberungskriege, die Dragonaden, die regierende Wollust, der Nationalbankrott und endlich, zur Krone des Ganzen, die blutigen Schrecken der Revolution und der Vendée. Das ist das Bild Frankreichs, dieses gesegneten Landes des Unsegens, durch ein Jahrtausend, in welchem kaum drei Generationen (Ludwig IX., Heinrich IV., Ludwig XV.) zum Bewußtsein des Rechten kamen. Ist die Revolution, so angesehen, ein Wunder oder etwas Neues? Ist es nicht vielmehr ein wahres Wunder, daß in diesem Lande des Unglücks noch irgend eine menschliche Empfindung Platz findet? daß man die Heiterkeit, die fast wie philosophische Resignation aussieht, die Geselligkeit und die Hingebung kennt?

Doch zurück zu den „Mauvais garçons", welche uns zu dieser trüben Abschweifung verleiteten. Sie wiederholen uns in Farben, welche wahr scheinen und das menschliche Blut empören, Bilder, welche wir aus V. Hugo's „Notre dame" kennen gelernt haben, ein Jahrhundert später, wie Lewald's „Gorgona" sie ein Jahrhundert früher aufstellt. Hier haben wir also drei Jahrhunderte voll Greuel, Aberglauben, scheußliche Kerker, Rechtlosigkeit, Galgen und Scheiterhaufen, gegen welche gehalten die verwandten Zeiten in Deutschland fast idyllisch zu nennen sind, wie wenig sie an sich auch taugen.

Der Roman, welcher, wie gesagt, durch gründliche historische Studien und treue Zeitportraits ausgezeichnet, übrigens aber von geringer, oft schlechter Erfindung und fehlerhafter Textur ist, entlehnt seinen Namen von jener Schar frecher Freibeuter, welche unter dem Namen der „Mauvais garçons", während der Gefangenschaft Franz I. in Madrid und nachher, in Paris selbst allem Gesetze Hohn sprachen, am hellen Tage ganze Stadtviertel unter dem Geschrei: „Vive Bourgogne". A sac! à sac! plünderten und verheerten, die Bürger mordeten oder brandschatzten, aus Diebsgesindel, Studenten, liederlichen Mönchen, Bettlern, Zigeunern und heerflüchtigen Soldaten zusammengesetzt, alle erdenkliche Greuel verübten, sich dann zerstreuten, wenn sie bedroht wurden, die königlichen Archers schlugen und endlich von Ludwig v. Beaumont geschlagen und zu Paaren getrieben wurden, worauf, wie Felibien erzählt, ihre vorzüglichsten Anführer, Esclaireau, Jehan Charrot, Parlamentsschrei-

der, Jehan Lubbe, Steinschneider, und Jehan de Metz, den Galgen von Montfaucon zierten. Eben diese Herren sind nun auch die Helden dieses Romans, dessen Hauptinteresse auf den Geschicken eines Fremdlings, Ludder, und Jakobinens, der Tochter eines Krämers Oudard, beruht, welche zugleich von Ludder, der sich als einen Zögling der Zigeuner ausweist, und von dem jungen Grafen Laborne geliebt wird. Die hieraus entspringenden Verwickelungen geben das romantische Interesse her, während die Sittengeschichte, die Justiz, die Kriegszucht, die Universität, der Hof und anderes dieser Art zu reichen Bildern den Stoff hergibt. Wir müssen den Verf. loben, daß er seine gräßlichen Kerker- und Marterscenen zuweilen auch durch klarere und anmuthigere Bilder unterbricht und hin und wieder auch einen ehrlichen, menschlichen Charakter zwischen seinen grauenvollen Helden auftreten läßt. Wir müssen ihm Dank dafür sagen, daß nicht Alles so düster und entsetzlich ist, wie in seinem Vorbilde „Notre dame", noch in seinem Nachbilde „Gorgona". Wir sind ihm ferner für seine aus gründlichen Studien der Zeit hervorgegangenen Sittengemälde verpflichtet und nehmen auch die geschichtlichen Anmerkungen, mit welchen er diese schließlich erläutert, dankbar hin. Dagegen langweilt uns seine matte und undichterische Erfindung und Führung der Fabel nicht wenig, die mit der Kraft der energischen Wirksamkeit und der psychologischen Wahrheit seines Vorbildes keinen Vergleich aushält. Das Falsche, Unwahrscheinliche und Wahrheitswidrige begegnet uns in allen seinen Motiven und wird zuweilen selbst so lächerlich, wie, um nur Eins anzuführen, da, wo Ludder seinem Führer nach der Abtei folgt, ohne in ihm den Henker zu ahnen, wiewol dieser sich alle Mühe gibt, seine Qualitäten klar zu machen. Dagegen nun ist die Schilderung der Abtei und ihrer Kerker selbst wieder ein treffendes geschichtliches Bild.

Verdienst und Unverdienst dieses Romans kann der Leser hiernach selbst abwägen; immerhin bleibt er für Den eine empfehlenswerthe Lecture, der sich an historischen Schauergemälden um ihres geschichtlichen Interesses willen zu erfreuen vermag. Wir aber sind mit Düsterheiten dieser Art, die wir, frei gestanden, im Verdacht der Uebertreibung haben, dermalen gesättigt und rathen ernstlich, wäre es auch nur der Abwechselung wegen, die lichten Seiten des Lebens und der Geschichte wieder einmal auszubeuten. Die Wahrheit liegt wol, wie überall, auch hier in der Mitte, und zwischen den deutschen Ritterromanen des vorigen Jahrhunderts, die Alles edel und licht malten, und den Schauergemälden der Franzosen von ihrem Mittelalter, mag der ungewürdigte Punkt verborgen sein, wo die Wahrheit anfängt. — Die Uebersetzung ist mittelmäßig, die Anmerkungen aber sind gut.

2.

Die Blindenanstalt zu Paris.

Valentin Hauy gründete 1784 eine Schule für Blinde in seinem Hause; er war es, der zuerst auf sehr dickem Papier vorspringende Lettern drucken ließ, mittels welcher die Blinden durch das Antasten derselben mit den Fingerspitzen lesen lernen. Kaum waren die ersten Resultate dieser Methode bekannt, so gerieth die Hauptstadt in Entzücken; von allen Seiten flossen dem Institute reichliche Beiträge zu, und Hauy sah sich bald im Stande, ein geräumiges Haus anzukaufen, welches er mit jungen Blinden anfüllte. Allein allmälig erkaltete der Eifer des Publicums, Hauy's Zöglingen gebrach es zuletzt an den nöthigsten Lebensbedürfnissen, und sein Institut befand sich in einer äußerst kritischen Lage, als die assemblée constituante es unter ihren Schutz nahm; seitdem wird die Anstalt von der Regierung unterhalten. Sie nimmt Knaben von 10—14 Jahren auf und enthält deren beiläufig 100. Wohin man seine Blicke wendet, sieht man Werkstätten, in welchen die interessanten Kleinen unter der Leitung von Lehrern, die gleichfalls blind sind, arbeiten, während Andere dem Unterricht der Professoren zuhören, die ehemals ihre Mitschüler waren. Wenn die Glocke das Zeichen zur Erholung gegeben, so laufen die Zöglinge ziemlich behende durcheinander in den langen Gängen des Gebäudes. Auf ein zweites Zeichen greift Jeder zu seinem Instrumente, und bald ertönt ein Concert, in welchem es dem empfindlichsten und geübtesten Ohre schwer sein würde, einen Mißton aufzufinden. Dieses ist das interessante Gemälde, welches die Institution des jeunes aveugles beim ersten Anblick dem Besuchenden darbietet. Bei näherer Betrachtung fällt indeß Manches auf, was auf dies glänzende Bild einigen Schatten wirft. Die Zöglinge bringen acht Jahre in dem Institute zu und erhalten nebst einer vollständigen geistigen und musikalischen Bildung die nöthigen Anweisungen zu allerlei Handwerken. Die Bibliothek enthält ungefähr vierzig auf oben beschriebene Weise gedruckte Werke; es sind französische, lateinische, englische und andere Sprachlehren und Chrestomathien. Sie enthält auch Landkarten, die eigends zum Gebrauche der Blinden gemacht sind; man überzieht nämlich alle Eintheilungen einer Karte mit Messingdraht und legt auf diese eine andere der erstern vollkommen ähnliche. Die Musik wird auf dieselbe Art gedruckt wie die Bücher; aber bei dem trefflichen Gedächtniß der Zöglinge ist diese Ausgabe meist überflüssig, indem sie die längsten und complicirtesten Musikstücke bald auswendig wissen. Die geometrischen Figuren werden nach demselben Verfahren gefertigt wie die Landkarten; sie sind etwas zu groß. Das Instrument, mittels welches man das Rechnen lehrt, läßt gleichfalls Manches zu wünschen übrig: es besteht in einer Tafel, welche mehre kleine rechtwinklige Fächer enthält; in dem einen befinden sich die Einer, in dem andern die Zehner u. s. w. In diese Fächer legt man metallene Würfel, auf deren vorspringender Extremität die Figur der Einheiten 1, 2, 3 u. s. w. ausgeprägt ist. Gesetzt, der Schüler habe die Zahl 25 anzuschreiben, so sucht er zuerst den mit 2 bezeichneten Würfel und stellt diesen in eins der für die Zehner bestimmten Fächer; dieselbe Operation macht er mit der Ziffer 5, die er neben die erstere setzt. Auf diese Art kann er zu allen möglichen Ziffercombinationen, zu den verwickeltsten arithmetischen Operationen gelangen.

Die Bücher, deren man sich in der Anstalt bedient, werden von den Zöglingen selbst gedruckt; sie zeigen dabei eine bewundernswerthe Behendigkeit. So großes Lob auch in mancher Betrachte die Erfindung des Hrn. Hauy verdient, so ist doch zu bedauern, daß man nicht gesucht hat, sie zu verbessern; das neue Testament, vollständig nach diesem Verfahren abgedruckt, würde zehn Foliobände ausmachen. Hr. Gall aus Edinburg hat das Verfahren des Hrn. Hauy zu vereinfachen gesucht, ist aber dabei in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Es ist ihm wol gelungen, die Linien einander näher zu rücken und mehr Raum zu gewinnen, allein seine Buchstaben sind alle winkelförmig, und ein Dreieck kann diesen oder jenen Buchstaben bedeuten, je nachdem sein spitzer Winkel nach dieser oder jener Seite gekehrt ist. Die Buchstaben, die Hr. Hay, Sprachlehrer an der Blindenschule zu Edinburg, ausgedacht, bestehen lediglich aus geraden Linien, seine Charaktere haben wie die des Hrn. Gall eine zu große Aehnlichkeit unter einander. Die Kunst, für die Blinden zu drucken, ist einer der interessantesten Gegenstände, welche das Nachsinnen des Menschenfreundes beschäftigen können. Vielleicht würden die Bücher minder voluminös werden, wenn man ein stenographisches System einführte. Es muß hierbei bemerkt werden, daß die blinden Professoren der Anstalt zu Paris sich zu ihrem Privatgebrauche einer sehr expediten stenographischen Schrift bedienen; mittels dieser zwei Zeichen : —, drücken sie alle Töne der französischen Sprache aus.

Schließlich bemerken wir noch, daß unter zwanzig Zöglingen, welche die Blindenanstalt zu Paris gebildet, sich im Durchschnitt zehn befinden, welche im Stande sind, ihr Brot zu verdienen, sei es als Instrumentenmacher, als Weber, als Sprachlehrer rc.

19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1834.

Ueber das Princip eines Anfangs im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein.

Von F. G. Kühne.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Otto schwieg einen Augenblick betroffen. „Mir scheint der letzte Schluß viel zu schnell", sagte er dann kleinmüthig und fuhr muthiger fort: „auch begreif' ich nicht, warum du die Sache auf ein fremdes Gebiet hinüberspielst; statt auf die Geschichte der Völker und des ganzen Geschlechts zu blicken, sollte man auf das Dasein und die Entwickelung des Individuums eingehen, um die Frage zu entscheiden. Ueberhaupt dünkt mich, es handele sich hier um den Anfang einer Wissenschaft, nicht um den Anfang der Dinge an sich."

„Das ist eben ein Grundirrthum des Philosophirens", sagte Leopold, „daß man wähnt, man könne in seinem Denken anders anfangen, als sich die Natur der Sache selbst von Anfang an ergibt, und daß der Philosoph sich Alles zurecht construiren dürfe, wie er wolle, statt mit der Spürkraft seines geweihten Auges die vorhandene Erscheinung zu durchdringen, um das Wesen des Dinges zu finden, wie es ist. Will er jedoch aus der Willkür zu einer Nothwendigkeit seines Thuns überschreiten, so darf er sich nicht ein kritisirender Weltverbesserer dünken, er soll die Wahrheit finden, sie aber nicht sich zurechtzimmern. Betrachten wir jedoch, weil du darauf hinführtest, die Entwickelungsgeschichte des Individuums, ob sich das Bewußtsein als das schlechthin Erste erweist. Das Erwachen des passiven νοῦς zum Ich, zum Selbstbewußtsein, erzeugt [s]ich in jedem Einzelnen ganz anders und immer wie ein [ge]heimes Wunder, weil die äußern wie innern Anlässe, [B]edingnisse und Hemmungen bei einem Jeden so verschie[de]nartig und räthselhaft wirken, daß eine allgemeine Norm, [wi]e sich dieser Uebergang aus dem Reiche der Natürlichkeit zum [be]wußten Leben vorbereite und erzeuge, gar nicht aufgestellt [w]erden kann. Mit diesem innern Wunder, das sich in der [S]eele des Subjects erschließt, die Wissenschaft anfangen, heißt [in] der That wunderbar, wenn nicht wunderlich anfangen."

„Es ist unserm Fichte auch gar nicht eingefallen", [en]tgegnete Otto, „mit dem Selbstbewußtsein seine Lehre [zu] beginnen, vielmehr knüpft er den Anfang, statt wie [He]gel an das abstracte Sein, an das „Bewußtsein in der [Un]mittelbarkeit seiner Gegebenheit".

Leopold. Ist denn aber wol, ich bitte dich, diese Unmittelbarkeit des Bewußtseins etwas Anderes als Nichtbewußtsein? Der Zustand der Seele des Kindes in der bloßen Receptivität ist eben der unbewußte, schlafumhüllte, aus dem sich der traumbefangene entwickelt, wie erst stufenweise, dann im Gefühl der Doppelnatur im Leiblichen und Geistigen die Seele zu sich selber kommt."

„Wenn du mir aber einräumst", unterbrach Otto, „daß das Bewußtsein nicht von außen in das Innere kommt, so muß dasselbe schon in der blos creatürlichen Seele vorhanden sein."

„Doch nicht mehr und nicht anders", sagte Leopold, „wie Blüte, Frucht, ja der ganze Baum im Kerne ist, nämlich potentialiter, keineswegs realiter. Ein Bewußtsein, das während des schlichten Daseins der Seele schläft, ist eben noch nicht Bewußtsein; nur der Möglichkeit nach liegt es im creatürlichen Sein, und die sterbende Seele des neugeborenen Kindes, die an der Offenbarung der Geisterwelt hienieden keinen Antheil hatte, kehrt bewußtlos, wie sie kam und wie sie blieb, zu den Elementen zurück."

„Ein harter — wenn nicht schrecklicher Gedanke!" sagte Otto, sich abwendend.

„Warum hart, warum schrecklich?" rief Leopold bewegt. „Die Elemente sind nicht unselig zu nennen, sie sind, was sie sind und sein sollen in der Ruhe ihrer gebundenen Massen; nur der Mensch, der zum Bewußtsein des Lebens und seiner selbst Erwachte, kämpft und ringt sich durch alle unselige Welten hindurch und hat den Sieg und den Frieden des Bewußtseins sich theuer zu erkaufen."

„Ehe wir also", fuhr Leopold nach einer Pause fort, „zum Bewußtsein gelangten, hatten wir in dem Zustande unserer schlafbefangenen Seele ein Sein, das sich gegen jenes als das Primaire ergibt. Uns trug der Gedanke Gottes, aber wir selber dachten noch nicht. Vor dem Erwachen der schlummernden Seele war schon die Welt in eine zwiefache, eine äußere und eine innere, Natur und Geist, zerfallen; ehe wir dachten, war schon Alles da, das Sein wie der Gedanke. Im Sein selbst ist auch schon Alles, nur verhüllt, vorhanden, was, zum Bewußtsein erwacht, im Begriff sich herausstellt und in der Idee sich als die Einheit des Seins und Denkens erweist. Die Idee ist der Gedanke Gottes; wie Gott die Welt

gedacht, so ist sie: deshalb liegen das Sein und das Denken, als allgemeine Potenzen, in der Idee von Ewigkeit her vereinigt und versöhnt. Ihm aber, dem Gedanken Gottes, nachdenken, heißt, wie ich schon sagte, allein nur: philosophiren."

„Ich gebe mich gern insoweit gefangen", sagte Otto, „daß ich den Gedanken eine objective Existenz zugestehe und an ihr Vorhandensein glaube, ehe der Mensch ins Leben oder ins Bewußtsein des Lebens tritt. Ist denn aber nicht des Menschen schönste Function und sein höchster Beruf grade darin zu suchen, der rohen Materie sein Denken, den Adel seines Wesens aufzudrücken. Er bändigt die wilden dämonischen Gewalten der Natur; wo er hintritt, sproßt ein freudiges, fröhliches Dasein auf, Wüsten wandelt er um in Paradiese, selbst die ungestümsten Elemente, das Meer mit seiner Wuth, den Blitz mit seinen Flammen zwingt er zum Gehorsam, dem rohen Steine prägt er Seele und Leben ein und entlockt dem Metall und der Darmsaite Töne voll gottbeseligter Kraft. So herrscht er im weiten All der Welt und die Natur schmiegt sich unter seinen Händen zu einem schönen, harmonischen Spiel seines Denkens. Es scheint mir weit heimischer und menschlicher, wenn ich mir so den Menschen und die Natur in diesem Verhältniß zu einander denke: die Materie, als wüste Masse gegeben, und das Ebenbild des Schöpfers ihr gegenüber, mit dem ewigen Streben, sich und die Spuren seiner Abkunft zur Ehre Gottes selber der Natur aufzudrücken. Fassen wir so den Zweck des Menschendaseins auf, vom Bewußtsein des Individuums ausgehend und auf dasselbe zurückkehrend, ohne uns desselben zu überheben, so dünkt mich, müßte sich auch das Leben der Wissenschaft freundlicher und genießlicher gestalten, und der titanische Drang, der die philosophischen Geister namentlich unsers metaphysischen Vaterlandes oft so unsäglich in die Irre und Wirre trieb, würde sein Ziel sich nicht ferner so übermenschlich stecken und an seinem Streben selbst ermatten."

„Du sprichst", entgegnete Leopold, „den Bedürfnissen deines künstlerischen Eifers gemäß und möchtest dem Denker seinen Grund und Boden verdächtigen. Ihr Kunstbegeisterten habt es nun einmal so in Eurer Weise, zu glauben, wenn Ihr in Eurer Thätigkeit das Gute, das Schöne und das Edle darstellt und personificirt und ein bewegtes Bild vom Leben selber dem Menschen vorhaltet, die Bedürfnisse der Menschheit seien durch Eure Werke gestillt und erledigt. Und doch werdet Ihr den Faustischen Drang, der der deutschen Geisteswelt innewohnt, um alle Räthsel des Daseins und alle Tiefen der Gottheit zu ermessen und zu begreifen, nicht vertilgen, Eure Bilder und Gedichte mögen noch so liebliche Versöhnung vorspiegeln und die Erscheinungswelt so licht und lieb wie die volle und fertige Offenbarung des guten Geistes uns vorzaubern. Auch ist es ja nicht dem Philosophen verstattet, die Erscheinung als das schlechthin Nichtige zu hassen und zu verachten, da sie ja ein Moment des Wesens selber ist, das also ihrer bedarf. Weil aber die Erscheinung keimt, blüht und vergeht, und aus dem Vergangenen sich immer wieder Neues zu demselben Vergänglichkeitsprocesse entwickelt, so muß hinter dieser erscheinenden Welt doch eine Welt der Wesen, ein Reich ewiger Potenzen vorhanden sein, dem nachzuspüren weder übermenschlich, noch unmenschlich genannt werden darf. Diese Wesenheiten, diese ewigen Potenzen in der Welt der Natur und des Geistes, diese lehrt die Logik, die Wissenschaft des reinen Gedankens, wie er von Ewigkeit her war, schon ehe die erscheinende Welt aus dem Chaos stieg, nun aber in Allem webt und waltet. Hier gilt es nicht blos, was Künstlerindividualitäten schwer wird, von der eignen Persönlichkeit, sondern von aller concreten Wirklichkeit zu abstrahiren."

„Das ist eben das Nicht-menschliche, das Gespenstische der absoluten Philosophie", sagte Otto erhitzt, „diesen Schattengewalten nachzugehen."

„Gespenstisch?" lächelte Leopold. „Bist du ein Kind, daß du an Gespenster glaubst und ihnen nicht fest ins Auge schauen magst, um zu prüfen, was an ihnen sei?"

„Wenn diese Aversion vor der abstracten, vorschöpferischen Gedankenwelt kindisch ist", erwiderte Otto, sich selbst tröstend, „so trifft auch den tiefgelehrten Bachmann dieser Vorwurf, der über das Schemenhafte der Hegel'schen Logik sich derb und warm ausspricht."

(Die Fortsetzung folgt.)

La España bajo el poder arbitrario de la congregacion apostólica. (Spanien unter der Willkürherrschaft der apostolischen Congregation.) Paris und London.

Die Regierung Ferdinand VII. bildet eine wichtige Epoche in der Geschichte von Spanien, und zwar nicht blos wegen der außerordentlichen Ereignisse, die sich während ihrer Dauer zugetragen haben, sondern hauptsächlich wegen des Einflusses, den diese Begebenheiten auf Europa im Allgemeinen bereits ausübten und noch ausüben werden, und wegen der großen Veränderung, die sie in dem Charakter und den Gefühlen der spanischen Nation hervorbrachten. Die Thronbesteigung Ferdinand's gab den Anstoß zu einer Revolution und einem Kriege, ebenso ereignißreich im Verlaufe als wichtig durch die Folgen: das Königreich Spanien ist seitdem nur ein Schlachtfeld für streitende Parteien und Principien gewesen. Aus den unermeßlichen transatlantischen Besitzungen, welche Ferdinand von seinem Vater erbte, haben sich zehn große und unabhängige Staaten gebildet, während das Mutterland, reich an allen Vortheilen, welche die Natur gewähren kann, ohne innern Verkehr und auswärtigen Handel, ohne Capital und Credit, durch Elend daheim und Verachtung von Außen, für die Wirkungen der Ungeschicklichkeit und Regierungsverkehrtheit Zeugniß ablegt; und um diese traurige aber lehrreiche Geschichte zu schließen, ist es wahrscheinlich, daß selbst der Tod jenes Mannes, dessen Leben eine beständige Quelle der Leiden und des Unglückes für Spanien gewesen, durch Entzündung eines Bürgerkrieges noch größere Uebel über dieses arme Land bringen kann. So sind die Umstände beschaffen, unter welchen wir unsere Meinung über die Geschichte der apostolischen Partei auszusprechen haben. Werthvoll wäre dieses Werk wegen der Menge interessanter Thatsachen, die es enthält, zu jeder Zeit gewesen; jetzt aber dient es dazu, das Publicum über den wahrscheinlichen Ausgang eines Kampfes aufzuklären, der bei dem bekannten Charakter der spanischen Mönche und des spanischen Pöbels noch lange nicht als beendigt anzusehen ist; eines Kampfes, den man nicht als einen blos spanischen Bürgerkrieg, sondern als einen solchen betrachten muß, wobei ganz Europa

behelligt ist, während Spanien blos die Wahlstätte zur Schlacht abgibt; eines Kampfes zwischen entgegengesetzten Principien, welcher auf das künftige Schicksal der Nationen, auf die Fortschritte der Civilisation und die Entwickelung der Freiheit in ganz Europa einen wesentlichen Einfluß üben muß! Eines von Beiden wird nothwendig erfolgen: entweder siegen Don Carlos und die Apostolischen, und mit ihnen Inquisition, Despotismus und schlechte Regierung; oder sie werden als Partei gänzlich vernichtet. Ein Mittelweg ist unmöglich; keine französische Armee steht an den Grenzen, um einzurücken und ihr sinkendes Glück zu stützen; wenn sie unterliegen, so unterliegen sie vollkommen, geht alle Macht, die physische wie die moralische, in die Hände der Liberalen über, und es wäre eine lächerliche Voraussetzung, wenn man glauben wollte, daß diese nach so langen Leiden und so langer Unterdrückung die sich endlich darbietende Gelegenheit, allenthalben liberale Einrichtungen einzuführen, unbenutzt verstreichen lassen würden. Es ist daher augenscheinlich, daß der entbrannte Kampf wichtiger ist, als man bei oberflächlicher Beurtheilung Anfangs zu glauben geneigt sein möchte; um aber bestimmen zu können, welchen Ausgang er wahrscheinlicherweise nehmen wird, muß man die Geschichte Spaniens vom Jahre 1823 bis auf die Gegenwart zu Rathe ziehen. Wir werden daher einen Abriß der Thatsachen, die das mehrerwähnte Werk enthält, sowie der Ansichten des Verf. mit einem solchen Commentar geben, wie ihn die Umstände grade veranlassen.

Es ist notorisch, daß die constitutionnelle Regierung in Spanien nicht durch die apostolische Partei, deren Scharen allenthalben geschlagen und zuletzt aus dem Königreiche vertrieben worden waren, sondern durch hunderttausend französische Soldaten, die sich auf die europäischen Mächte stützten, und durch eine Doppelzüngigkeit, wie sie nur je der schlimmste Machiavellismus an die Hand geben konnte, gestürzt wurde. Trug und Bestechungen trugen zu dem Triumph der Apostolischen bei weitem mehr bei als die hunderttausend Franzosen unter dem schwachen Enkel des heiligen Ludwig; und wenn Ballesteros und Abisbal, welche in Frankreich arm und verachtet starben, ein abschreckendes Beispiel sind, wie die Machthaber Versprechungen halten, so ist doch die einfache Thatsache, daß der Herzog von Angoulême diese und andere Heerführer durch die feierlichsten Versicherungen: es sei nicht die Absicht der Franzosen, in der Halbinsel den Despotismus wieder einzuführen, erst täuschen mußte, um sie zum Verrath zu bewegen, ein schlagender Beweis, daß der Liberalismus tiefere Wurzeln gefaßt haben mußte, als Viele noch jetzt glauben. Vier von den fünf spanischen Befehlshabern und viele andere hohe Offiziere ließen sich täuschen, und die Folge davon war die Einführung nicht des königlichen, sondern des priesterliche oder theokratischen Despotismus, der zehntausendmal schlimmer ist als jener. Lord Liverpool sagte im Jahre 1821, daß es nie eine unblutigere Revolution gegeben habe, als die constitutionnelle vom Jahre 1820; von der Gegenrevolution von 1823 hat er gewiß nicht dasselbe behauptet. Der Zweck der apostolischen Partei, und laut verkündeten ihre Oberhäupter dies, war die Ausrottung der Liberalen. Glücklicherweise leben wir im 19. Jahrhunderte, in welchem sich die Grausamkeiten des 12. nicht wiederholen lassen, wo die Albigenser wie wilde Thiere gejagt und geschlachtet wurden, ohne in ganz Europa eine Heimat oder Zufluchtsstätte finden zu können. Die Constitutionnellen suchten bei andern Nationen Schutz und wurden wenigstens in England mit Theilnahme aufgenommen.

Gegen Diejenigen, welche in Spanien zurückgeblieben waren, raste die Verfolgung schrecklich und erbarmungslos. In dem angezeigten Werke finden sich die traurigsten Beispiele angeführt, und da der Verf. kein sehr heftiger Liberaler ist und mit den exaltados, wie sie genannt werden, nichts gemein hat, kann er als ein unparteiischer Zeuge gelten. Er gehört dem juste milieu an, einer Partei, welche zum Sturze der Constitution indirect viel beigetragen hat. An seinen Meinungen liegt indessen wenig, denn er bezieht sich in Allem, was er über die grausame und blutdürstige Verfolgung von Seiten der Apostolischen sagt, auf officielle Urkunden.

So interessant das Werk aber auch durch Mittheilungen der Art sein mag, ist es dies doch bei weitem mehr durch die Thatsachen, welche der Verf. als Beweise anführt, daß die Macht und der Einfluß der spanischen Geistlichkeit seit dem Jahre 1808 bis auf den gegenwärtigen Augenblick in beständigem Abnehmen begriffen waren. „Im Jahre 1808", sagt er, „besaß der Klerus Macht genug, um zur Erhebung der spanischen Nation gegen die fremden Dränger mächtig beizutragen; aber schon im Jahre 1814 war er nicht mehr im Stande, allein die Wage zu ihren Gunsten sinken zu machen. Die Geistlichkeit nahm zu Valencia von der Person und dem Ohre des Königs Besitz; sie verführte die Armee und lehrte die Soldaten Eid und Pflicht geringachten, und veranlaßte, um die Unvorsichtigen zu täuschen, den König zur Bekanntmachung des Decretes vom 4. Mai 1814, worin er auf das feierlichste versprach, die Cortes zusammenzuberufen, die persönliche und die Freiheit der Presse zu achten und die Rechte des Volkes unverletzt zu erhalten, und zu gleicher Zeit der Willkürherrschaft wie der Befugniß entsagte, Steuern nach Gefallen zu erheben und die Staatsgelder beliebig zu verwenden. Als aber die Geistlichkeit im Jahre 1820 einsah, daß die Täuschungen, welche ihre Macht stützten, durch die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung zerstreut worden waren, und daß sie die spanische Nation schlechterdings nicht mehr vermögen könne, jene Macht wieder aufzurichten, blieb ihr kein anderes Mittel als das verderbenschwangere der Herbeirufung fremder Truppen und der Rache an ihren Feinden."

Und, fürwahr, die Apostolischen haben sich gerächt! Aber hat die spanische Geistlichkeit durch diese antichristliche Verfolgung auch wirklich an Kraft und Einfluß gewonnen? Wenn man einzig deren Zahl berücksichtigen wollte, müßte man ja sagen; denn aus den amtlichen Urkunden, welche das vorliegende Werk enthält, geht hervor, daß es im Jahre 1830 in Spanien 62 Bischöfe, 2393 Domherren, 1869 niedere Canonici, 54,836 an den Pfarreien angestellte, 18,699 nicht angestellte Weltgeistliche, 24,007 Nonnen und 61,727 Mönche gab. In dem Berichte dagegen, den der Justizminister Garely im Jahre 1822 den Cortes vorlegte, werden nur 16,310 Mönche angeführt; die Zahl der letztern hat sich demnach in den nachfolgenden sieben Jahren um 45,417 vermehrt. Allein Zunahme an Zahl ist nicht immer Zunahme an Macht; in der That hat ein so über alle Maßen widersinniger Anwachs die Verlegenheiten der Ordensgeistlichen nur vermehrt, denn sie mußten, um sich die gehörige Einnahme zu verschaffen, das Volk drücken. Uebrigens folgt nicht, daß jeder junge Mönch auch der apostolischen Partei angehört; die Erfahrung hat seit 30 Jahren gar oft das Gegentheil bewiesen; das aber ist in jedem Falle gewiß, daß diese ungebührliche Zunahme die ganze Körperschaft um die wenige Achtung brachte, die sie bisher noch genoß, denn die Intriguen und Machinationen, zu welchen die Mönche ihre Zuflucht nehmen mußten, um sich das tägliche Brot zu verschaffen, sowie die Eifersucht, die Nebenbuhlerei und das Gezänke zwischen den verschiedenen Orden, um einander in der Gunst derjenigen Gläubigen auszustechen, welche für Predigten, Gebete und Messen noch immer ihr gutes Geld zu geben bereit waren — dies Alles hat die ganze Ordensgeistlichkeit ohne Unterschied zur Zielscheibe des Spottes und Witzes selbst unter der unwissendsten Volksclasse gemacht.

So beweisen auch die Hirtenbriefe der Bischöfe und die Decrete der Regierung, daß es in Spanien einen passiven Widerstand gegen die Entrichtung des Zehnten gibt, und daß die Priesterschaft überall, wo das Volk sie zu überlisten im Stande ist, darum betrogen wird. Man kann mit Recht annehmen, daß in Folge dieses Zustandes der Dinge ihr Einkommen aus dem Zehnten sich seit den letzten zehn Jahren um die Hälfte vermindert hat, und dies zu einer Zeit, wo sie unermeßliche Summen zur Aufrechthaltung ihrer politischen Macht ausgeben mußte. Die spanische Geistlichkeit befindet sich daher in diesem Augenblicke,

trotz ihres grossen, nominellen Einkommens, in einem kläglichen Zustande der Armuth, und ihre ganze Hoffnung auf endlichen Sieg beruht auf der Möglichkeit, die Furcht Derjenigen zu erregen, die an der Fortdauer der Misbräuche ein Interesse haben, sowie auf der Aufstachelung des Aberglaubens. Die Macht des Aberglaubens ist aber in Spanien bei weitem nicht so groß, als man allgemein annimmt, wie dies der schlechte Erfolg der Glaubensarmee im Jahre 1822 hinreichend bewies. Leider kann man nicht dasselbe von den Besorgnissen der Betheiligten sagen; wenn der Klerus — und gewiß wird er kein Mittel der List und Schlauheit unversucht lassen — diese ernstlich zu erregen vermöchte, dürfte der Kampf schrecklich werden, weil beide Parteien ein für alle Mal um ihr Dasein fechten würden.

Wenn aber auch die Apostolischen im Stande gewesen sein möchten, das blutige Banner des Bürgerkrieges aufzupflanzen, so ist es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich, daß sie zuletzt den Sieg behaupten; ihre Partei war im Jahre 1823 viel stärker als jetzt, sie hatten das Haupt der Regierung und die große Mehrheit des hohen Adels für sich, wurden von der französischen Regierung mit Geld und Waffen unterstützt, und dennoch geschlagen, gedemüthigt, verjagt. Jetzt sind Viele, obschon sonst Widersacher der Constitutionnellen, die wärmsten Anhänger der jungen Königin, ja selbst unter der Geistlichkeit sind in Folge des Benehmens der Häupter der apostolischen Partei Spaltungen entstanden. Man glaube ja nicht, daß Alle, welche einem geistlichen Orden angehören, das Verfahren dieser Männer billigten; man findet im Gegentheile, daß grade die Würdigsten unter ihnen ihren Abscheu gegen die unter dem Deckmantel der Religion verübten Unthaten offen erklärten und sich von ihren verfolgungstrunkenen Brüdern lossagten. Diese Spaltung im feindlichen Lager muß zum Triumph der jungen Königin mächtig beitragen und würde in der That ein außerordentlicher Zuwachs an moralischer und physischer Kraft sein, wenn die Königin-Mutter hinreichende Klugheit und Gewandtheit besäße, die anti-apostolische Geistlichkeit, welche mehr durch alte Erinnerungen und Meinungsverschiedenheit als durch entgegengesetzte Hoffnungen oder Interessen getheilt ist, zu vereinigen und um den Thron ihrer Tochter zu versammeln. Daß die Lage der Königin-Witwe nach dem Tode ihres Gemahls ungemein schwierig war, wird Niemand leugnen, aber ebenso gewiß ist es, daß ihre erste Maßregel von keiner sonderlichen Geschicklichkeit zeugte. Das bekannte Manifest, welches, da es keinen einzigen ihrer Feinde versöhnt hat, füglich hätte unterbleiben können, würde, indem es den Enthusiasmus der Freunde ihrer Tochter kühlte, deren Sache verdorben haben, wenn nicht die Gewalt der Dinge die Fehler der Machthaber neutralisirt hätte. Und fürwahr, schöne Sachen versprach die Königin-Witwe den Anhängern ihrer Tochter: Alles sollte beim Alten bleiben, d. h. sie sollten in der Zukunft wie in der Vergangenheit keine Sicherheit für ihre Personen wie für ihr Eigenthum haben; sollten vor Kriegsgerichte gestellt werden, so oft es den Ministern beliebte, sie verdammen zu lassen; sollten verbannt, eingekerkert, hingerichtet werden, sobald sie nur irgend einem der geringsten Machthaber zu misfallen das Unglück hatten! Angeber sollten wieder unterstützt und beschützt, ja sogar nach einem Decrete ihres Gemahls (S. 272 unsers Werks) auch dann nicht bestraft werden, wenn bewiesen würde, daß die Anschuldigung falsch und verleumderisch war; Professorenstellen für die interessante Kunst des Stiergefechtes *) sollten wieder errichtet werden und die Universitäten geschlossen bleiben; wieder sollten sich die Spanier bequemen, der berühmten Erklärung der apostolischen Universität Cervera, welche Ferdinand's Beifall erhielt, beizupflichten, daß die gefährliche Neuerung des Denkens aus Spanien vertrieben werden müsse; endlich sollten wieder juntas de estado nach dem Vorbilde derjenigen von 1825, blutigen Gedächtnisses, eingesetzt werden: kurz, wenn der aufgeklärte Theil der spanischen Bevölkerung die Proclamation der Königin buchstäblich nahm, mußte er schlechterdings auf jede Hoffnung verzichten, sich endlich einmal eines festen Rechtszustandes und der Sicherheit der Person zu erfreuen, denn Alles sollte ja so bleiben, wie es unter Ferdinand VII., glorreichen Angedenkens, gewesen. Das Unzweckmäße und Unzeitgemäße einer solchen Verheißung bedarf keines weitern Commentars; sie war ein ungeschickter Versuch, eine Partei zu gewinnen, die mit Ehren die Königin nie unterstützen kann, und die Anerkennung jener Mächte zu erwirken, welche niemals ihre aufrichtigen Bundesgenossen zu sein vermögen.

Zum Glück für die Königin wäre indessen der Triumph der Apostolischen zu gleicher Zeit jener des Despotismus und der Inquisition: dies wissen die Gegner der Letztern nur zu gut und sind daher gegen sie zu fechten gezwungen, ohne auf die Klugheit oder Unklugheit der Königin-Mutter viel Rücksicht zu nehmen. Bereits hat sich aber diese zu ihrer eignen Erhaltung genöthigt gesehen, sich enger an die Liberalen anzuschließen: die Zurückberufung so vieler Mitglieder der Cortes, die Einziehung der Güter und Einkünfte des Prätendenten, dessen Entsetzung von allen Aemtern und Würden, das Verbot, für ihn in den Kirchen zu beten, endlich und vor Allem die neue Eintheilung Spaniens in Bezirke gleich den französischen Departements sind ebenso viele feindliche Maßregeln gegen die Apostolischen als Zugeständnisse an die Constitutionnellen. Mögen diese den Sieg, der ihnen zuletzt auf allen Punkten Spaniens unfehlbar bleiben muß, mit Weisheit und Mäßigung benutzen! Nicht die Ausführung schimmernder Theorien, sondern eine geregelte, feste innere Verwaltung ist außer einem gesicherten Rechtszustande das wesentlichste Bedürfniß der spanischen Monarchie.

Die literarischen Verdienste des in Rede stehenden Werkes sind nicht allzugroß; zwar enthält es viele Thatsachen, aber auch vieles und zwar eitles Geschwätz. Die Mäßigung und Unparteilichkeit des Verf. verdient jedoch alles Lob; denn obschon er zu dem juste milieu der spanischen Politiker gehört, deckt er doch die Unwissenheit Derjenigen auf, welche die Cortes tadeln, weil sie nicht mit den Franzosen unterhandelt haben. Er beweist (S. 65) klar, daß die Veränderung der Constitution, auch wenn die Cortes die Macht dazu gehabt hätten, eine nutzlose Selbsterniedrigung gewesen wäre, denn bereits vier Monate vor dem Einrücken der Franzosen sei von der Mehrzahl der Großmächte Europas die Vernichtung der repräsentativen Verfassung in Spanien unwiderruflich beschlossen worden. 63.

Literarische Notizen.

Der französische Künstler Reveil, dessen Umrisse ausgezeichneter Gemälde sich vielen Beifall erworben haben, ist gegenwärtig mit Umrissen zu Byron's Werken beschäftigt und wird nächstens auch seine Umrisse nach Flaxman beendigen.

Die leipziger Handelsschule wird von dem „Foreign quarterly review" englischen Aeltern, die ihre Kinder — wie es oft der Fall sei — in Deutschland erziehen lassen wollten, empfohlen.

Der Miß Martineau vielbesprochene „Illustrations of political economy" werden gegenwärtig von Prof. Dr. David und Hrn. Maribor auch in das Dänische übersetzt. 51.

*) Die 26. Urkunde im Anhange vorliegenden Werks enthält das königliche Decret, wodurch eine Schule für die Tauromachie in Sevilla errichtet, zwei berühmte Stierkämpfer mit gutem Gehalt und andern Emolumenten angestellt, und verfügt wurde, daß stets zwölf Pensionnairs auf königliche Kosten unterrichtet werden sollen. Zur selben Zeit machte die officielle Zeitung von Madrid mit pomphaften Lobeserhebungen die Glückwunschrede der Universität von Cervera bekannt, worin es hieß: „Fern bleibe uns Spaniern die gefährliche Neuerung des Denkens!" Und es dauerte nicht lange, so wurden auf königlichen Befehl alle Universitäten und höhere Studienanstalten im ganzen Königreiche geschlossen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1834.

Ueber das Princip eines Anfangs im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein.

Von F. G. Kühne.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

„Und nicht-menschlich?" fuhr Leopold in seiner Widerlegung fort. „Wenn du das Mysterium der Religion lebhaft in deiner Seele sich regen fühlst, wenn du die Wundenmaale des Gekreuzigten küssest und, von seiner Liebe und Demuth überwältigt ganz aufgelöst, an seinem Herzen liegst und die Seligkeit einer heiligen Versöhnung deine Brust durchzittert, wenn du in Liebe und Hingebung ganz eins wirst mit ihm: überhebst du dich nicht in diesem Momente als Creatur deiner Creatürlichkeit? Hat die Religion ihre süßen Schauer, so hat die Philosophie ihre großen Schauer, und es gehört ebenso gut die Andacht einer geweihten Seele dazu, die absolute Idee zu begreifen, als von der Liebe des Sohnes einen Widerklang in sich zu spüren. Nicht blos der Künstler, auch der Philosoph bedarf der Begeisterung und der Andacht. Ohne sie läßt sich in der kreisenden Bewegung der innern und äußern Kräfte und Substanzen, in diesem Wirrwar der Welt, der sich doch ewig harmonisch hält und trägt, in diesem Suchen, Finden und Sichfliehen der Elemente, diesem Hervortauchen und Zurückgehen in die allgemeine Substanz, das Wesen der Dinge, das sich seine Erscheinung selbst gibt und zurücknimmt, nimmer erschauen. Der Blick des Philosophen auf die ewige Lösung ewiger Dissonanzen, auf diesen für immer sich überwindenden und doch in der Ueberwindung beharrenden Gegensatz, auf diese Liebe, die sich hingibt und doch sie selber bleibt, auf diesen absoluten Proceß des Daseins, der in seinem Negativitätsverlauf sich absolut positiv erweist — der Blick auf ihn muß ein Blick der Verklärung und voller Andacht sein, will er seines Gegenstandes Meister werden und die Gliederung der Welt der Gedanken und der Welt der Wirklichkeit richtig erfassen und begreifen. Einer Erhebung über die endliche Materie wird aber Jeder theilhaftig, der das Schöne, das Erhabene und Gute, oder das Wahre erschaut, er mag Künstler, Religiöser oder Denker sein wollen, und selbst der reine Mensch als solcher unter Menschen erhebe sich in der Liebe zu einer Region, die ihn im Aether, der über der Substanz schwebt und fliegt, genießen läßt, wofern seine Liebe nämlich eine edle ist, die sich dem Gebiete der Körperhaftigkeit entwindet. Diesen Aether der Substanz, der ohne diese nichts ist, weil er, ihr ewig entsteigend, doch in ihr sein Alles hat, diesen herauszufühlen, ist der wahre, der einzige Transscendentismus inmitten der Wirklichkeit selber. Was ist also einfach natürlicher als die Function des Philosophirenden? Was ist menschlich wahrer als sich im Begriff das Verständniß der Dinge zu suchen? Und im Begriff, über den man so viel noch immer fabelt, erstrebe ich eben nichts als die Seele des Dinges, nicht blos seine Kraft und Energie, wenn es sich thätig und bewegt erweist, noch auch die schlummernde Substanz, die noch ihre nebenbezüglichen Anhängsel hätte, noch auch die bloße Verduftung, die aus einzelnen Poren dringt, sondern das Ding selbst als Ganzes und doch als Eins gefaßt."

„Nach deiner Ansicht", sagte Otto, „wäre demnach des jüngern Fichte und Bachmann's Bemühen, den Begriff wieder zu degradiren, ein vergebliches. Fichte beginnt seine Lehre mit dem concreten Ich, weil das abstracte Sein, womit Hegel's Logik beginnt, schon ein gänzliches Entschlagen alles Inhalts und aller Wirklichkeit erfodert. Das Ich tritt in die volle Welt, hört, sieht, fühlt, macht sich daraus Vorstellungen, und vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigend, formt es sich Begriffe, und gelangt so stufenweise bis zum Urbegriff, dem völlig Abstracten, ganz Allgemeinen, das keinem Besondern mehr entspricht."

„Dieser Fortgang vom Concreten zum Abstracten", fügte Leopold hinzu, „ist um so verfehlter, weil man nun erst beim leeren, abstracten Sein angelangt, doch wieder zum Concreten kommen muß, um die von ihrer Wirklichkeit erfüllte Idee zu erfassen. Was Fichte von der Idee und vom speculativen Erkennen sagt, beweist einmal wieder recht, daß es ihm keineswegs an einer tiefern philosophischen Stimmung, eher an der philosophischen Verständnißkraft fehle. Bachmann gesteht sogar (S. 180), im Ganzen stimme er Hegel in Ansehung der Hoheit und schöpferischen Kraft der logischen Idee bei; auch er hält sie weder für überweltlich, noch für eine blos subjective Form, noch für ein Jenseits der Erscheinungswelt; „in der ganzen Natur, wie im Geiste", sagt er, „erblicke ich ihre Abbilder". Nur das Verhältniß zwischen der Idee und der Erscheinung nach der Angabe He-

gel's scheint ihm nicht entsprechend. Was ich darüber zu sagen weiß, habe ich dir bereits mitgetheilt. Wie man aber der Lehre von der Idee beipflichten und dem Begriffe wieder blos eine formelle Function vindiciren könne, ist mir nicht gleich verständlich."

„Wie du es mir zur Anschauung bringst", sagte Otto," liegt mir die Ueberzeugung nicht zu fern, daß auch der Begriff eine objectiv vorhandene Potenz sei, weil jedes Ding einen Gedanken unbewußt vorstellt, mit dem es ganz identisch ist. Und so wird mir's am Ende auch begreiflich sein, daß die Logik eine objective Wissenschaft sein kann, indem sie in seiner eignen Gliederung das System der von Ewigkeit her vorhandenen Gedankenmächte hinstellt, die nicht wie die Platonischen vorweltlichen Ideen und Urtypen den Dingen zeitlich und räumlich vorschweben, sondern in ihnen die immanente Seele und geistig genommen sie selber sind."

„Und was nun das Gespenstische betrifft", fuhr Leopold eifrig fort, „das uns bei der speculativen Logik anwandeln müsse, wenn man statt des Seienden z. B. das Sein selber, statt der werdenden Dinge das Werden selbst und all diese ewigen Urpotenzen betrachte; so kann ich nur sagen, für mich sind sie in ihrer kühlen Ruhe die traulichen Schattenwesen der stillen Nacht, welche die noch schlummernde Welt umarmt und in sich birgt. Auch die Nacht kann Furchtsamen düster und schreckhaft sein; mir und Vielen ist sie als die dunkelbraune Amme des Daseins erschienen."

„Auch der Tod", fügte Otto bewegt hinzu, „gilt uns in schwachen Stunden für eine schwarze Nacht des Grauens. Ich mag aber keine leere Nacht eines übersinnlichen Jenseits anerkennen; Alles ist Tag des Geistes, und nach unserm Tode beginnt erst die volle Sonnenwende für die unsterbliche Seele, indem unser Ich, das hier in der Zeitlichkeit des irdischen Körperlebens seine ewige Substanz sich oft zu verkümmern und zu trüben drohte, sein reines Sein im Schoose Gottes wiederfindet und, in ihm zerfließend, sein wahres Selbst in alle Ewigkeit genießt."

„Wir sind also darüber einverstanden, geliebter Freund", begann Leopold nach einer Pause wieder, „daß der Begriff im philosophischen Verständniß nichts abstract Allgemeines, dem die concrete Einzelheit nicht entspräche, sein könne, noch auch etwas Subjectiv-formelles. Es kann lange dauern, ehe ich, als diese einzelne Person, den Begriff einer Sache erfasse, er kann mir für immer verhüllt bleiben; allein gleichwol ist er an sich vorhanden, als das Ding selbst in seiner Wesenheit. Nennen wir nun, wenn es dir recht ist, die ganze Welt der Gegenständlichkeiten das erfüllte Sein, so wirst du mir vielleicht auch einräumen, daß der Begriff dieses Seins demselben nicht schlechthin feindlich gegenüberstehe, da er ja das Sein in seiner Wesenhaftigkeit erfaßt und die Seele des Seins selber ist?"

Otto mußte allerdings beipflichten.

„Das Sein aber als einen Moment des Begriffs", fuhr Leopold fort, „und den Uebergang des logischen Gedankens von jenem zu diesem aufgezeigt zu haben: das ist Hegel's glänzendes Verdienst. Und hieran knüpft sich noch unendlich viel. Denn ohne diese Stufenfolge und die Darstellung, wie der Begriff aus dem Sein hervortaucht, ist auch in der Idee an keine Identität des Sub- und Objects zu glauben. Auch der Zusammenhang zwischen Nothwendigkeit und Freiheit schließt sich eng daran. Dem Sein entspricht die gebundene Nothwendigkeit, dem Begriff die lichte Freiheit. Das Bewußtsein der Nothwendigkeit ist die Befreiung von ihr, sie beherrschend und doch sie zum Urgrund behaltend. Die Freiheit ist die Flamme gleichsam, die Nothwendigkeit der Stoff, aus dem sie sich nährt. So ist diese Befreiung von der Materie das Bewußtsein des Ichs in der Einzelcreatur; sie ist der Geist überhaupt und allgemein gefaßt, und der Geist in Betreff des Gefühls ist Liebe, in Betreff des Genusses Seligkeit. Ist nun aber das Sein ein Vermoment des Begriffs, und haben wir uns in der Logik alles concreten und besondern Lebens in der vorhandenen Wirklichkeit zu entschlagen, um aus dem Sein zuvörderst den Begriff hervortreten zu sehen, so können wir hier in der Welt der Abstraction mit nichts weiter beginnen als der schlicht einfachsten Potenz, dem reinen abstracten Sein, das eben in dieser Entleerung alles Inhalts mit dem Nichts identisch erscheint."

„Könnten wir denn nun wol aus unserer Unterhaltung", sagte Otto nach einer Pause, „eine Kritik über die beiden Werke zusammenstellen?"

„Wol schwerlich!" meinte Leopold bedachtsam; „nicht einmal die logischen Theile möchten erledigt sein, und dem tiefgelehrten Bachmann, dessen Blick auf den Gang der deutschen Philosophie bis auf Hegel den echt speculativen Standpunkt verräth, auf dem Felde der Naturphilosophie und der Philosophie des Geistes sofort entgegenzutreten, möchte ich mir so Muth wie Kraft absprechen. Wir haben hier nur einige, freilich Haupt- und Wendepunkte der Lehre herausgehoben, die wir übersehen zu können glauben.

(Der Beschluß folgt.)

Polnische Gedichte.

Poezye Antoniego Edwarda Odyńca. Nowa, powiększona i przerobiona edycya. w Poznaniu 1832 (Poesien von A. E. Odyniec. Neue, vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. Posen 1832.) 4.

Scheint es doch, als wenn die Polen, nachdem sie aus der Zahl der selbständigen lebendigen Völker gestrichen worden, nachdem ihre Nationalität und ihre Sprache der Vermischung, dem Untergange und der Vergessenheit in dem Strome der Zeit preisgegeben ist, und auch durch der Waffen Gewalt das [illegible] nicht erkauft werden kann, nun einbringen wollten in die friedlichen Hallen der Poesie und dort ihrer Sprache und Volksthümlichkeit — wenn diese nicht schon in der Geschichte lebt — die Unsterblichkeit sichern. Und wol kann ihnen, da sie einen Dichter wie Mickiewicz besitzen, dies Vorhaben gelingen. Eine auffallende Erscheinung! So lange die Polen, sich selbst überlassen, ihrer Natur nach sich geberden konnten, ist, obgleich die Nationalität in einem Jeden so lebendig sich regte, kein nationaler Dichter unter ihnen erstanden. Alle ihre früheren

Poeten — und wir theilen hier nur die Ansicht der Polen selbst mit — von da an, als unter den Sigismunden im 16. Jahrhunderte die Poesie plötzlich mit einer gewissen Vollendung in Kochanowski auftrat, bis auf Krasicki und Naruszewicz, tragen nur zuweilen das Gepräge der Nationalität an sich, sie schrieben eigentlich nur mit polnischen Worten, ihre Gedanken und Empfindungen hingegen waren römisch, französisch und Alles, nur nicht polnisch. So blieben sie dem polnischen Volke selbst fremd. Und als sich, doch erst nach dem Verluste der Selbständigkeit der Nation, die wahren polnischen Dichter zeigten, da vergaß ihrer auch der gebildete Theil des Volkes, wie die Masse nie etwas von ihnen gewußt hat; nur aus einer in der Kindheit eingesogenen Ehrfurcht blickt jetzt der Pole zu ihnen zurück, er läßt ihren großen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, aber bedauert, daß sie auf einem so falschen Wege begriffen gewesen.

Mickiewicz ist der Begründer der neuern romantischen Dichterschule, mit welcher Benennung diese eben nichts Anderes sagen will, als daß sie, im Gegensatze gegen die todte sogenannte classische Schule, ihre Dichtungen und Gestalten aus den Grundtiefen der Poesie und der polnischen Volksthümlichkeit lebendig zu erzeugen strebe. In der Reihe der Nachfolger dieses Meisters nimmt Anton Eduard von Odyniec, dessen Freund und Landsmann — beide sind aus Lithauen — eine der ersten Stellen ein. Am nächsten steht er dem Meister in seinen Balladen. Es zieht uns in diesen besonders die melancholische Tiefe, daneben eine lebendige und kräftige echt dichterische Anschauung und Darstellung an. Eine der schönsten ist „Boleslaw der Kühne". Hier hat Odyniec das Dunkel, welches über das Ende dieses Königs waltet, trefflich benutzt; erst geliebt und gepriesen von seinem Volke, ergab derselbe sich in Kijow, in das er als Sieger gezogen war, der Schwelgerei und tödtete später am Altare den Bischof von Krakau, Stanislaus, der ihm den Zorn Gottes verkündigt hatte, darauf aber verschwand er. Odyniec führt den König als einen in Rom Büßenden ein. Der Papst selbst hält die Messe; als er aber nach der vom Himmel erhaltenen Macht der bußfertigen Menge die Vergebung der Sünden ertheilen will, vermag er es nicht, weil sich unter den Büßenden ein Sünder befinde, der der Vergebung nicht würdig sei. Alsbald erhebt sich auch ein fremder Mann, — Niemand hatte strenger gefastet und sich reuiger an die Brust geschlagen. Er verläßt die Kirche und kehrt darauf in seine Heimat nach Polen zurück. In einer Einöde findet er einen ehrwürdigen Geistlichen; es ist Stanislaus selbst, der ihm zum Troste gesandt ist, diesem beichtet er, und nun erst wird er der Vergebung gewiß und stirbt. In einer andern Ballade, dem „Hochzeitsfeste", stellt uns Odyniec ein überaus lebhaftes Bild aus dem häuslichen Leben der polnischen Magnaten dar. Gleichwie Mickiewicz benutzt er auch zuweilen die lithauische Sagenwelt. Wir bieten unsern Lesern eine Ballade der Art, welche uns in die Zeit der Kämpfe zwischen den Polen und Lithauern versetzt, fast in einer wörtlichen Uebersetzung und in dem Versmaße des Originals; freilich ziert das letzte zugleich der Reim.

Des Lithauers Gefangene.

Nun laß ab mit dem Seufzen!
Lachin, stille die Thränen!
Alle stiegen zu Rosse,
Führen ihre Gefangnen.
Ich vergeude die Zeit hier,
Hol' am End' sie nicht ein mehr.
Oder soll ich dich tödten,
Leer heimkehren vom Siege?

Nein! du bittest vergebens.
Lebend muß ich dich haben.
Nur dreist, hier auf den stroh'nen
Sattel setze dich zu mir!
Denn mein rüstiges Pferdchen
Soll dich nimmer ermüden;
Und vor'm Winde beschützen
Werd' ich dich mit der Wolfshaut.

Auf, mit freudigem Herzen!
Hier gibt's nichts zu beweinen.
Deine weißen Gebäude,
Siehe, stehen in Flammen.
Und dein Lache, der Knabe,
Der zu Pferde im Kampfe
Gegen mich sich erhoben,
Der dich wollte beschützen,
Glaub' mir, wird sich im kalten
Grabe nicht nach dir sehnen.

Sieh, sieh, wie sie erbleichet!
Leblos fällt sie zu Boden.
Wahrlich, 's könnte mich rühren,
Ein so liebliches Mädchen!

Nun, erhol' dich nur wieder,
Selber will ich dich pflegen.
Fern dort an der Zeimiana
Steht mein hölzerner Palast,
Voll sind Scheuern und Speicher,
Voll von Flachs und von Wolle.
Dort, dort wirst nicht trauern;
Weben sollst du bei Tage,
Abends unsere Lieder
Hören, spinnen mit Mädchen.
Kommt mein einziger Sohn aus
Preußenlande nach Hause,
Du gefällst ihm, vielleicht gar
Nimmt er dann dich zum Weibe.
Wen'ge kommen ihm dort gleich,
Nicht beim Mahl, noch im Kampfe.
Nicht ein Weib oder Knäblein
Ist er, gleich deinem Lachen;
Sein Wuchs gleichet der Eiche,
Und sein Auge, wie Perkun's
Selbst, so sprühet es Feuer.
Ja, ich sterb', wenn ich lüge!
Mit der Hand bricht er Eisen.

Ho, nun hemmt sie die Thränen!
Und wie glühn ihr die Wangen.
Hebst aus Dank oder bittend
Du den Blick so gen Himmel?
Sag, warum nun so plötzlich
Steigst aufs Pferd du mit Lächeln?

Nun, nun, schmiege dich an mich,
Wirf die Arme so um mich.
So, — jetzt kann ich mit Adlern
Leicht im Fluge mich messen.

Nun, was schrickst du zusammen?
Was schaust so in die Flammen?
Werd hinein dich nicht stoßen,
Lenk' auch nah' ich mein Roß hin.

Ha ha! steh' du Verweg'ne!
Sich vom Pferde zu reißen!
Aber wirst nicht entgehen,
Sollt mein Pfeil dich auch holen!

Doch wohin reißt die Furcht sie? —
Hör', stürz' nicht in die Glut dich!
Beim Perkune! nichts Böses,
Gar nichts will ich dir anthun!

Und die Rasende hört nicht!
Flieht, die Arme erhoben.
Schneller, Pferdchen, o schneller,
Eh' sie stürzt in die Flammen.
Auf! — nun ist sie verschwunden! —

Ha! ihr weißes Gewand dort
Mitten unter den Trümmern
Weht es, mitten im Feuer!

Beim Perkune! das Mädchen,
Eines Litthauers war's werth!
Sich verbrennen! o Schade!
Jung noch war es, und so schön!

Neben den Originalballaden finden wir mehre übersetzte. Unter diesen steht Bürger's „Lenore" obenan. Odyniec hat, um die Ballade volksthümlicher zu machen, den Krieger in Johann Sobieski's Heere vor Wien sterben lassen; auch hat er, wie schon Beresford gethan hat, die vielen Interjectionen (hop, hop u. s. w.) übergangen, ohne daß etwas von dem Eindrucke des Gedichts verloren gegangen wäre. In einer Anmerkung theilt uns Odyniec die wichtige Notiz mit, daß auch unter dem polnischen Volke ein Lied von einer ähnlichen Geschichte sich finde. Dies bestätigt, daß diese Dichtung fast durch den ganzen Norden verbreitet gewesen, und (was A. W. von Schlegel in dem vortrefflichen Aufsatze über Bürger sagt) „daß sie in nordischen Ländern mit örtlicher Wahrheit einheimisch sei". Ja, es sind fast dieselben Verse, welche Bürger den ersten Gedanken zu seiner Ballade gegeben haben, auch in Polen noch vorhanden. Sie lauten wörtlich:

Der Mond scheint,
Der Todte eilt,
Das Kleidchen (weht) schach, schach,
Mägdlein, hast du keine Furcht?

Auffallend ist, daß sich hier ein Anklang an die Interjectionen findet, die Bürger doch wahrscheinlich nicht aus den wenigen erhaltnen Lauten des alten Volksliedes aufgenommen, sondern selbst erfunden hat. Die andern Uebersetzungen sind: „Der wilde Jäger", „Das Lied von der Treue" von Bürger, einige Balladen des ausgezeichneten russischen Dichters Zukowski, des Walter Scott u. A.

Den Balladen sind Legenden, theils Originale, theils Uebersetzungen, meist aus Herder, beigesellt; diesen folgen einige beschreibende Gedichte, welche sich in reizenden Bildern bewegen, einige poetische Briefe und dann kleinere Gedichte voll Tiefe, Innigkeit und Zartheit, meist elegischen Charakters. Uebersetzt finden wir hier Schiller's „Alpenjäger", „Die Theilung der Erde", Göthe's „Müllerin", „Das Veilchen", „Wirkung in die Ferne", Einzelnes aus Byron's „Childe-Herold" u. s. f.

Nachstehendes Volkslied, das durch ganz Polen verbreitet ist — „wem von uns haben die zarten Worte in seiner Kindheit nicht eingewiegt?" fragt Odyniec — hat ihm den Stoff zu einem sehr schönen Gedichte gegeben.

Die Waise.

Längs des Wassers ging am Abend
Hinter ihren Gänschen her
Schön wie Morgenroth ein Mädchen,
Lockt so die Gänschen an:

„Kommet, kommet, meine Gänslein,
Kommet, kommt nach Hause.
Klagen will ich euch mein Leiden,
Aber Niemanden vertraut es!"

„Wird es meine Seel' ertragen,
Wenn ich mich zu Dem hinneige,
Der mich nun zwingt unablässig
Ihm mich zu ergeben?"

„Denn frei bin ich ja geboren,
Kannt' ich auch nicht meine Mutter,
Ihn nur lieb' ich, dem ich theuer,
Nicht den Reichthum seh' ich an."

„Mag, wer will, es mir verdenken,
Ihm hab' ich mein Wort gegeben,
Und mein Herz hab' ich gegeben,
Und ich werd' ihn ewig lieben."

Weiter treibt sie ihre Gänslein,
Also weinet sie sich aus;
Das Gesicht bedeckt mit Thränen
Ruft sie ihren Gänslein zu:

„Kommet, kommet, meine Gänslein,
Kommet, kommt nach Hause.
Klagen will ich euch mein Leiden,
Aber Niemanden vertrau't es!"

Den lyrischen Gedichten ist auch ein Drama in drei Acten: „Izora", beigefügt; aber nach unserm Urtheile erreicht Odyniec hierin die Höhe nicht, auf der er im Lyrischen steht, wie denn überhaupt die dramatische Poesie der Polen noch zurück ist. Fast alle frühern dramatischen Dichter Polens haben ihren Stoff aus der nationalen Geschichte genommen und Trauerspiele ganz nach dem französisch-antiken Zuschnitte voll rhetorischen Schmuckes geschrieben; Odyniec verlegt sein Drama in die romantische Ritterzeit, hat nicht französische, sondern menschliche Leidenschaft darzustellen sich bestrebt, auch die classische Förmlichkeit abgestreift, doch ohne grade auf recht ausgezeichnete Weise den neuen Weg zu beginnen. Der Inhalt des Stückes ist: Zwei nachbarliche Barone, Hildebran und Artur, sind heftige Feinde. Um seinem Gegner kräftigern Widerstand leisten zu können, will Hildebran seine einzige Tochter Izora mit dem Grafen Friederich vermählen. Dieser hat der Izora zu Ehren ein Turnier gegeben, auf welchem ein unbekannter Ritter (Edwin, Artur's Sohn) die Siegespreise erkämpft und aus den Händen der Izora empfangen hatte.

Doch als er ins Auge der Kränzenden sah,
Vergaß der Ritter des Ruhmes.
— Zur duftenden Blume das Körnlein erwächst
Und Lieb' erzeugt ein liebender Blick.
Der Ritter ward wieder geliebet.

Das Stück spielt im Schlosse Hildebran's. Edwin, dessen Herkunft Izora selbst nicht kennt, kommt dahin als Minstrel verkleidet. Die Gefahren der Liebenden steigen, und sie sehen kein andres Mittel, als sich in die Arme des Schloßkapellans zu werfen, der sie um Mitternacht zu trauen verspricht. Schon wartet Edwin vor der Kapelle, als das Schloß von Feinden überfallen wird. Der hervorstürzende Hildebrand findet Edwin, hält ihn für einen Spion, und dieser, um sich zu rechtfertigen, stürzt in den Kampf gegen die vermeinten Räuber, besiegt so seinen eignen Vater und nimmt ihn gefangen. Hierdurch nun wird die Vereinigung der Liebenden und die Versöhnung der beiden Väter herbeigeführt. Die Sprache des Ganzen ist edel, natürlich; der Vers, insbesondere in den Liedern des Minstrels, fließend und sehr wohllautend. Da Odyniec ein wirklicher Dichter ist, so ist zu hoffen, daß ihn sein eifriges Studium des Shakspeare auch auf dem dramatischen Felde weiter führen werde.

26.

Literarische Notizen.

Vom Professor C. Molbech, dem Verf. der „Forelæsninger over den nyere danske Poesie" (Vorlesungen über die neuere dänische Poesie, 2 Bände 1832) und Herausgeber der „Dansk poetisk Anthologie" 2 Thle., werden angekündigt: „Blandede Smaaskrifter, fornemmelig af historisk, aesthetisk og kritisk Indhold" (Vermischte kleine Schriften ꝛc.). Von demselben erschien im Juli: „Dansk Ordbog, indeholdende det danske Sprogs Stammeord, tilligemed afledede og sammensatte Ord, efter den nuvaerende Sprogbrug forklaerede i deres forskjellige Betydninger og Exempler, med en kort Oversigt af det danske Sprogs historie" (Dänisches Wörterbuch, die Stammworte, mit ihren Ableitungen und Compositis und den Bedeutungen nach heutigem Sprachgebrauche sammt einem Abriß der Geschichte der dänischen Sprache enthaltend. 2 starke Bände. Kopenhagen.)

Von den „Illustrations of political economy" der Miß Harriet Martineau, erscheint in Kopenhagen eine dänische Uebersetzung.

30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 35. — 4. Februar 1834.

Ueber das Princip eines Anfangs im Philosophiren und über Sophistik im Denken und Sein.

Von F. G. Kühne.

(Beschluß aus Nr. 34.)

„Auch in Betreff der Logik", fügte Otto hinzu, „ergibt sich noch mancher specielle Einwurf Bachmann's, der der Widerlegung bedarf. Er führt tadelnd an, daß Hegel trotz der Tendenz seiner Logik, die ewigen Momente des objectiven Gedankens gegliedert darzustellen, auch ganz endliche Kategorien, z. B. Maß, Mechanismus „hineinschmuggele."

„Wir müssen uns vorläufig dieser Specialitäten überheben", erwiderte Leopold; „nur steht die Sache zweifelsohne anders, als man denkt. Auch der Mechanismus ist eine wesentliche Stufe, zu welcher der Begriff in seiner Metempsychose durch die Welt herabsinkt. Dies ewige Gesetz, in welches die Himmelskörper bei ihrem Umschwung gebannt sind, ist eben der Begriff als mechanische Gedankenmacht."

„Hier haben wir die Schrift eines jungen berliner Theologen", unterbrach Otto, auf das Heft von J. Hoffmann deutend, „der vor Kurzem in einem belletristischen Blatte so hartnäckig um seine Unsterblichkeit gekämpft hat. Er macht der Hegel'schen Lehre in seinem vorliegenden Heftlein den Vorwurf, es stehe in ihr geschrieben, Gott bedürfe der Welt, und doch sei nirgend bewiesen, warum Gott, der Allmächtige, Allgenugsame, nicht für sich, mithin ohne die Welt sein könne."

„So müssen wir denn", entgegnete Leopold lächelnd, „dem christlichen Gottesgelehrten die Mittheilung machen, daß Gott die absolute Liebe ist, daß er nur um seiner unergründlichen Liebe willen nicht blos Er sein und bleiben konnte, sondern die Welt aus sich entlassen mußte, um sich im Andern, und wär's sein eignes Product, zu finden und zu haben. Ist die Schöpfung der Welt ein Act der absoluten Freiheit Gottes, so ist sie doch zugleich eine nothwendige Urqualität seines Wesens. Und sehen wir denn nicht eben in der Liebe diese beiden Mächte vereinigt? Ist es denn nicht freiwilliger Entschluß, wenn ich aus mir selber trete, um zu lieben? Und gleichwol liegt auch die Gewalt der Nothwendigkeit in der Liebe, denn ich kann doch nicht umhin, mein ganzes Selbst zum Opfer zu bringen."

„Man muß", fügte Otto hinzu, „diesem christlichen Theologen die Worte des Heiden zurufen:

> Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen:
> Denn aller Räthsel Lösung ist die Liebe!

Gott ohne Welt wäre ja ein Gott ohne Liebe."

„Gott ist dem Verf. dieser angeblich „streng unbefangenen" Schrift", sagte Leopold, „der alte Unbekannte und Unerklärbare; somit steht es mit ihm so schlimm, wie mit den Heiden in Athen, die dem unbekannten Gotte einen Altar bauten."

„Kann man denn", ergänzte Otto „streng unbefangen sein, wenn man von seiner Unwissenheit so befangen ist? Und dieser theologische Denker, der von Gott nicht die Macht und die Nothwendigkeit seiner Liebe kennt, will doch statt mit dem abstract leeren Sein mit dem Begriffe Gott, der tiefsten aller Tiefen, die Logik angefangen wissen!"

„Das Gerede über den Anfang des Philosophirens", fügte Leopold unwillig hinzu, „wird heutigestages fast zum Skandal der Wissenschaft. Jeder Anfänger wähnt das Bedürfniß, wie er sich, um zum Anfang zu kommen, zur Philosophie zu stellen habe, der Wissenschaft selbst unterschieben zu dürfen. Niemals hat man sich in irgend einer andern Disciplin so weit erdreistet, seinem bedürftigen Ich zu Gefallen die Methode sammt dem Object zu construiren."

„Und was sollen wir nun zu Fortlage's Darstellung der Lücken im Hegel'schen Systeme sagen!" fuhr Otto nach einer Weile fort. „Kann dies Buch nicht in unserer stockenden Unterhaltung ein Lückenbüßer für die Langweile sein? Dieser spaßhafte Heidelberger meint, Hegel's Lehre sei „eine künstlich contrapunctirte Fuge auf das Thema des transscendentalen Idealismus: daß alles Irdische Traum und Täuschung, Schall und Rauch, Schatten und Dunst" sei."

„Vorwort und Einleitung", sagte Leopold, „ähneln in diesem Buche den Annoncen des berliner Intelligenzblattes, nach denen verheißen wird, schadhafte und lückenhafte seidne Herrenhüte ganz frisch und nach der neuesten Façon wiederhergestellt zu erhalten. So verspricht der Verf. tüchtige Vorschläge zur Verbesserung „der schadhaften und lückenhaften Stellen im Hegel'schen System" zu machen."

„Nach seiner Meinung“, fuhr Otto fort, „hat diese Lehre auf der einen Seite vielen Nutzen gestiftet, auf der andern trage sie einen „gefährlichen Giftbecher“ in sich, der eine auszehrende und vertrocknende Wirkung ausübe. Es würden hier nämlich lauter Hypothesen auf Hypothesen gebaut, und um dabei doch etwas Solides zu haben, so braue man eine Art Scheidewasser zusammen, wodurch sich alle Dinge am Ende in den Aether der reinen Idee auflösen müßten. Dies sei die famöse immanente Dialektik mit ihrem „Ring- und Carousselspiel“. Uebrigens sei nebenbei Alles ein Gewirre von Widersprüchen. Schon der Anfang der Logik sei ein capitaler Unsinn. Man solle hier zum Begriff des reinen leeren Seins kommen, indem man von allem Inhalt der Dinge, ihrer Gestalt, Quantität, Qualität u. s. w. abstrahire. Thun wir das, so stoßen wir auf das Nichts, und es bleibt kein Merkmal, wodurch Sein und Nichts unterschieden wären. Der gesunde Menschenverstand sage aber, beide seien schlechtweg Contraste, und daß sich beide im Begriffe des Werdens harmonisch setzten, sei ebenso eine fabelhafte Dichtung; wo Sein sei, könne kein Nichts sein. Und dieser festverrammelte Kantianer macht nun folgende Vorschläge zur Ausfüllung der Lücken: Erstlich könne dem Mangel, daß im System kein jenseitiges Erkennen postulirt würde, dadurch abgeholfen werden, daß man nach Baco Wahrheiten ex analogia hominis und andere ex analogia universi annähme, wie ja auch die alte Dogmatik so bescheiden war, eine göttliche, eine englische und eine menschliche Gottesgelahrtheit anzuerkennen. Zweitens möchte er aus dem System „einiges wilde Fleisch“ ausschneiden; z. B. fehle es uns (ihm ganz besonders!) viel zu sehr an Licht, um über die Lehre vom Lichte alle die Bestimmungen festzustellen. Drittens ermangele die Hegel'sche Lehre der Anwendbarkeit höherer Vernunftbegriffe in niedrigern Gebieten und niedrigerer Begriffe in höhern Gebieten. Nach den Grundsätzen der Kant'schen Philosophie lasse sich übrigens mit der ganzen Lehre „eine zweckmäßige Umänderung vornehmen, wobei ein großer Theil des Inhalts doch ungeschmälert bleiben könnte“. Das hieße allerdings dem neuen Hute mit einer alten Krempe eine moderne Façon geben. Dies ist der wahre Theriak widersinnigster Zusammensetzung.“

„Als in Rom auf dem Forum eine Lücke und eine Erdspalte entstand“, sagte Leopold, „da brachte Rom sein Liebstes, Roß und Waffen sammt Reiter, zum Opfer dar. Dieser Mann hier sieht auch Lücken und Fugen und bringt seinen Schutt an, um sie zu füllen.“

Die Freunde schienen sich in ihren kritischen Ergüssen vorläufig erschöpft zu haben; sie rückten zu traulicher Nähe schweigend aneinander. Gleichwol deutete die lebendige Unruhe in Otto's Blicken auf den noch nicht ausgeglichenen Zwiespalt in seinem Innern. Sowie er in der Bekämpfung und Verfolgung des Gegners sich als der streitlustigste und heftigste erwies, so fand doch das Entgegengesetzteste in ihm einen leichtempfänglichen Zündstoff. Seine Natur gehörte nicht zu denen, die zur Ausschlichtung der großen Wirren des Gedankenlebens berufen schienen; mitten in den Contrasten befangen und zwischen ihnen schwankend, suchte und fand sein leichtbeschwingter Dichtergeist im productiven Gestalten dann die einzige und volle Genugthuung und eine Befriedigung, die ihm sonst versagt blieb. So den Extremen im Leben und in der Wissenschaft immerfort preisgegeben, und bei dieser rastlosen Beweglichkeit nur darin mit sich selber consequent, daß er Alles, was er äußerlich und innerlich erlebt, zum Gedicht zusammenstellte, wo sich ihm unbewußt, wie eine Geburt geheimer Mächte, die Versöhnung einschlich, konnten seine Maximen an sich nicht als bewährte gelten. Obschon er sich in dem Wortgefecht gegen die beiden letztgenannten Autoren und Gegner einer tiefen Weisheit als der exaltirteste gezeigt hatte, nagte ihm doch ein Skrupel an der Seele, der ihn eigentlich mit seinen hart bestrittenen Widersachern mehr, als es schien, vergesellschaftete. Leopold's stilles Auge folgte den unruhigen Blicken des Freundes, der endlich das Schweigen brach.

„Ganz abstrahirt von den beiden Schriften“, sagte Otto drängend, „über deren Werth oder Unwerth wir uns zuletzt vereinigt haben: antworte mir nach Gewissenskraft auf diese meine Frage, die ich längst aufwerfen wollte: Ist Hegel's Logik in der Stufenfolge des Aufhebens und Weiterführens der niedern zu den höhern Kategorien nicht aber wirklich der künstliche Höhlenbau einer raffinirten Sophistik? Schlägt seine Dialektik, wie sich ein Geistvoller ausdrückte, nicht immerfort die Volte, wenn sie überall, auch im Festesten, Widersprüche aufzudecken strebt und alles Positive nur für eine aufgehobene Negation gelten läßt?“

„O Lieber!“ entgegnete Leopold, ihn ernst bedeutend, „daß wir doch nur erst zuschauten, was Sophistik ist, ob sie eine absichtliche Täuschung mit Worten und Schlüssen, oder ob sie nicht vielmehr in den Dingen selber vorhanden ist! Blick in die Welt hinein und sag' mir: ist es nicht die Sophistik des Endlichen selbst, vor mich in die Erscheinung hinzutreten, zu sein, und doch nur ein Scheinleben zu heucheln, indem es mir unter der Hand wieder verschwindet? Ach, wer den Wandel des Endlichen nicht in einem bittern Verlust an seinem tiefsten Herzen erfuhr, der kann nichts wissen von der treulosen Sophistik der Dinge der Welt. Wenn ich aber sage, im Werden seien Sein und Nichts identificirt, ist es denn Täuschung meiner Rede? Hast Du denn nicht im werdenden Ding ein Sein, das sich stets in das Nichts verwandelt, das Beharren dieses Processes aus dem Sein in Nichts und aus dem Nichts in ein Seiendes, das Umschlagen dieser Begriffe — ist es denn nicht wirklich da? Wolltest du aber die Dialektik, die der Herr der Schöpfung ins Dasein rief, Sophistik nennen? Diese Widersprüche aber kannst du im ganzen All verfolgen. Was wir Seele nennen, so darfst du doch nicht sagen, sie säße still zurückgedrängt in irgend einem verschüchterten Winkel des Leibes; da wir sie vielmehr als das Fluidum, die allgegenwärtige Kraft erkennen, die überall ist, ohne daß du sie an der einzelnen Stelle hieltest, eben weil sie der immanente Aether des Ganzen ist. So ist auch der Begriff

nicht ein stiller Lauerwinkel und blos im Innern des Dinges. Ist er die Seele des Dinges, so ist er das Ding selbst als Ganzes, überall, allebendig und doch Eins, das All des Dinges als Eins gefaßt. Ueber seine Intensität, die doch zugleich bis in die äußersten Poren hinausreicht, denke ich ebenso wie über die Seele, wie über Gott und seine Allgegenwart. Er ist allgegenwärtig, heißt es; und darfst du nun folgern, er sei hier und dort, wie Tieck in seinem Fritzwilhelm einen solchen materiellen Pantheisten dargestellt hat? Gott ist überall, und doch nicht hier und dort; ist das nicht abermals ein Widerspruch, der in den Dingen selber liegt? Willst du's Sophistik nennen, so nenne es eine heilige, göttliche Sophistik, ohne welche die Welt nicht bestehen mag. So ist aber Alles im Fluß, in ewig zitternder Bewegung, selbst das Grab scheint und heuchelt nur eine Ruhe; und auch im Reiche der Gedanken und Gefühle, was wir Schönes, Gutes und Böses, Tugend und Laster nennen, Alles schwankt in seinen Bestimmungen und hat nicht einmal für ein Menschenalter stereotype Geltung. Von Gott sagen wir auch noch, er sei der Allgenugsame, in sich Selige; und doch hat er sich eine Welt geschaffen: ein Widerspruch, den dir die Liebe Gottes löst. Und auch die Liebe in menschlicher Beziehung, die sich hingibt, um im Andern sich selbst zu genießen, ist sie denn nicht selbst die lieblichste Sophistin des ganzen Lebens? Diesem wunderbar ernsten, geheimnißvoll heiligen Spiele aber, welches das Dasein und alles Vorhandene mit sich selber treibt, diesem großen Spiele mit Andacht zuzuschauen und ihm seine Maximen wie seine Triebfedern abzulauschen, das heißt philosophiren.

Otto schwieg nun für immer über diesen Punkt und schien Leopold's Worte in sich verarbeiten zu müssen. Es war aber spät geworden; die Freunde küßten sich und schieden für heute von einander.

Aus Italien.

Der immer thätige Monsignore Angelo Majo hat einen neuen Band, den fünften, voll Fragmente der verschiedenartigsten Gelehrsamkeit aus Handschriften der vaticanischen Bibliothek herausgegeben, fast nur grammatische Schriften oder christliche Poesien enthaltend. Er bestätigt die längst feststehende Ueberzeugung, daß für die alte Literatur aus den Bücherschränken der Vaticana keine sehr wesentlichen Erwerbungen zu hoffen sind. Philemon's Lustspiele, Pindar's Päane und Threnoi, Ion's Dithyramben, Panyasis' Herakleen u. s. w. fallen auch dort der schürfenden Hand nicht entgegen. Mai, der mit den entlegensten Besitzthümern der Vaticana und der gesammten alten Literatur gleich vertraute Schlüsselführer, weiß dieses Mal nur Schriftwerke aus dem 4.—8. Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung anzubieten. Zwar findet sich in diesem eben erschienenen Bande („Classicorum auctorum e Vaticanis codicibus editorum tomus V., complectens auctores aliquot de re grammaticali, carmina christiana et alia quaedam. Curante *Ang. Maio*". Rom 1833) auch ein Virgilius Maro; aber er ist ein Grammatiker des 4. Jahrhunderts aus Toulouse, der mit der celtischen Sprache sicher vertrauter war als mit der römischen. Mai zählt ihm 300 fremde bis hierher bei lateinischen Schriftstellern nicht vorkommende Worte nach, und auch 100 bis jetzt nicht gekannte Schriftsteller macht er namhaft, die zum Theil spaßhaft genug mit glänzenden Namen der classischen Zeit, wie das Thier in der Fabel und der Vers. sich ausgeputzt haben. Lateinisch zu lernen war in jener Zeit des verfallenden Kaiserreiches eine Aufgabe. Zwölf verschiedene Arten von Latinität: 1) eine usitata, 2) eine assena, 3) eine semedia, 4) eine muneria, 5) eine metrofia, 6) eine lumbrosa, 7) eine sincolla, 8) eine belsabia, 9) eine bresina, 10) eine militana, 11) eine spela und 12) eine polema macht dieser Virgilius Maro namhaft. Begreift man es nun wol, daß Grammatiker nothwendige Leute waren, wenn auch die Sprache täglich mehr trotz ihrer Bemühungen verfiel? — Ein Papyrus aus Ravenna, altchristliche Verse von S. Nicetas, Victorinus aus Marseille, S. Andelmus, S. Benedictus Crispus (ein medicinisches Gedicht), von Johann Scotus Erigena, von Hinkmar von Rheims, S. Serapion und endlich auch ein Pröbchen der lateinischen, vielleicht diplomatischen Geheimschrift unter dem Titel „Hisperica famina" waren es, die der gelehrte ehemalige Präfect der Vaticana hier zusammenbringen konnte; immer für die Gelehrsamkeit dankenswerthe Bereicherungen, wenn auch nicht der Art, wie die Meisten sie zu schätzen wissen.

Freunde der Kunst finden bei den Brüdern Ballardi in Mailand einen reichen Verlag früher erschienener Werke und daneben literarische Neuigkeiten aus der Kunstwelt, die den Besuch mit Zinsen belohnen werden. Ballardi, selbst Schriftsteller, und zwar ein sehr unterrichteter in der Kunstliteratur, wie seine Ausgabe von Lionardo's Zeichnungen beweist, beabsichtigte ein Kunstjournal herauszugeben, als die in Rom gewonnenen Mitarbeiter sich dem Tiberino anschlossen, dessen Fortdauer auch nicht allzugesichert scheint. Er gab daher den Plan auf und ließ die schon in seinem Besitze befindlichen Abhandlungen einzeln erscheinen. Die „Lettera di S. E. il principe di Canino, continente la descrizione del suo museo di antichità etrusche, aggiuntovi un articolo inedito sopra una coppa che rappresenta Ercole Assirio" (Mailand 1833) wird wol auch über die Alpen hinüberfliegen, wenn auch das „Instituto di corrispondenza" nicht eben viel Neues dadurch erfahren sollte. Die Beschreibung der 1500 Gegenstände, welche das Museum umfaßt, ist sehr summarisch; Mehres scheint absichtlich in der Verzeichnung nicht aufgenommen. Für die Geschichte der neuen Baukunst ist ein anderes auf diese Weise erschienenes Schriftchen: „Cenni storici sopra una cappella antica ricostruita in oratorio a Moncucco nella provincia di Milano dal cav. *Giac. Albertolli* ec. Con tavole in rame" (Mailand 1833) nicht uninteressant. Das Gebäude, von dem darin die Rede ist, hing mit einem Kloster des heil. Franciscus in Lugano zusammen und galt für einen Bau des Bramante. Als das Kloster verkauft und abgebrochen werden sollte, regte sich ein Gefühl von Ehrfurcht vor Bramante's Schöpfung, und ein Graf Andreani erwarb zunächst in der Absicht das Bethaus, um es auf seinem Gute wieder aus den einzelnen Stücken aufführen zu lassen. Prof. Albertolli gibt nun hier über das Gebäude genauere Nachricht, muß sich aber von Hrn. Ballardi in einer Nachschrift belehren lassen, daß schwerlich Bramante für den Baumeister des Kirchleins gelten könne. Eine unlautere Beurtheilung von Thorwaldsen's Denkmal auf Pius VII., auch bei Ballardi erschienen („Sul mausoleo di Pio VII. in S. Pietro al Vaticano opera di Thorwaldsen, cenni critici di *Franc. Gasperoni*." Mailand 1833), mag übrigens immer in der Nähe des Sumpfes verbleiben, aus dem sie hervorging.

Naturforscher sehen leider oft den Gewinn ihrer Jagden in einsamen und verödeten Gegenden darum verloren gehen, weil sie keine Gelegenheit haben, die Thiere und Vögel schnell auszustopfen. Mit Dank wird daher von ihnen eine Belehrung hingenommen werden, die Hr. Franz Comba, Zeichner und zweiter Ausstopfer beim zoologischen Museum zu Turin, im Junihefte der „Bibl. ital." 1833 einrücken ließ, bei deren Befolgung er bisher kleinere Vögel acht, ja sogar 20 Tage aufheben konnte wenn die Art und die Jahreszeit oder die Weise der Tödtung

nicht zu ungünstig einwirkten. Das ganze Kunststück besteht darin, daß er um den Hals des eben geschossenen Vogels eine Schleife legte, die er fest zuzog, wenn er vorher durch den Schnabel ihm Luft eingeblasen hatte. Damit die Luft sich gehörig vertheile, ist es nothwendig, während des Aufblasens den Vogel leise zu drücken. So aufgeblasene Vögel, wo gesorgt ist, daß die Luft nicht entweichen kann, halten sich selbst vom Mai bis den August durch, wenn's noth thut, 8—10 Tage. Sind die Vögel angeschossen, so verschloß er die Schußlöcher mit Wachs, das er während des Einblasens in die Oeffnung eindrückte, das Einblasen sovielmal wiederholend, als Schußlöcher da waren.

Monographien über die Geschichte einzelner Gegenden Italiens sind oft auch für ultramontane Forscher von großem Interesse und verlieren sich nur zu häufig in dem engen Kreise, wo sie entstanden. Auf sie aufmerksam zu machen, scheint daher doppelt geboten. Empfehlenswerth durch die Forschung, die daraus hervorgeht, durch ihre sorgfältige Form und den Fleiß im Aufsuchen der Quellen sind die „Memorie storiche della contea di Novellara e dei Gonzaghi che vi dominarono, scritte dal canonico *Vinc. Davolio*" (Mailand 1833), zwar nur einen kleinen, jetzt zum Herzogthum Modena gehörigen Landstrich betreffend, aber voll Einzelnheiten, die in die bedeutendsten Verhältnisse Italiens eingreifen. Da dem Verf. das Gonzaga'sche Archiv in Novellara offen stand, so sind die Angaben über das jetzt völlig ausgestorbene Geschlecht der Gonzaga und über die Landesgeschichte doppelt beglaubigt. Geschichte der Landesverfassung hatte der Verf. weniger im Auge. Als ein Beitrag zu dieser kann die „Storia dell' antica legislazione del Piemonte del conte *Fed. Sclopis*" (Turin 1833), ein Werk, dem man zwar Mangelhaftigkeit vorwirft, das aber jedenfalls durch seinen reichen Stoff der Auszeichnung werth ist, angesehen werden. Nach einem auf das Bedürfniß der heutigen Zeit berechneten Plane versprechen die Geschichte der bürgerlichen und gesellschaftlichen Entwickelung auch die „Annali civili del Regno delle due Sicilie" (Neapel 1833), eine auf größere Aufsätze berechnete Zeitschrift, die durch das Ministerium des Innern zu Neapel herausgegeben wird. Entsprechen die folgenden dem ersten in Italien bekanntgewordenen Bande, so kann es ihnen an Theilnahme nicht fehlen, denn genauere Angaben erhöhen das Interesse der auserwählten Aufsätze. Politik bleibt aber stets ausgeschlossen. 5.

Literarische Notizen.

Zu den elegantesten und reichsten Producten der französischen Presse gehören unstreitig die sogenannten Livres d'etrennes, welche dieses Jahr bei Janet in Paris erschienen sind. „Le Diamant" ist eine Sammlung, welche ihren Titel leider nur durch die dargebotenen Kupferstiche rechtfertigt; es sind deren zwölf von englischen Meistern, unter welchen sich besonders das Portrait eines jungen Mädchens von Faulkner auszeichnet. „Le Landscape français" enthält dagegen blos französische Kupferstiche, aber Verse von Lamartine, St.-Beuve u. s. w. Die Abbildungen stellen Ansichten von Honfleur, Mende, Abbeville und Tours dar. Die „Annales romantiques de 1834" enthalten auserlesene kleinere Aufsätze der bekanntern Schriftsteller des Tages. In „Le livre de beauté" finden sich Bildnisse berühmter Frauen nebst biographischen Notizen.

Bei Engelmann in Paris ist eine große Karte von Europa nach Flußgebieten und Becken und zugleich nach politischen Grenzen erschienen. Das europäische Becken des nördlichen atlantischen Meeres zerfällt z. B. in folgende Becken: lusitano-hispanisches, cantabro-gallico-britanisches, britano-germanisches, östliches skandinavisches. Zum ersten gehört der Duero, Tajo ꝛc., zum zweiten der Adour, die Garonne, Loire u. s. w. Eine merkwürdige Neuerung ist, daß sämmtliche Namen der Städte in der Ursprache angegeben wurden; statt Tamise, Varsovie, Moscou, Lisbonne, Cordoue findet man also Thames, Warszawa, Moskwa, Lisboa, Cordoba. Die französischen Benennungen sind jedoch beigefügt. Auf Befehl des Ministers des öffentlichen Unterrichts wird diese Karte von der Universität den geographischen Studien zum Grunde gelegt. 13.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

13. Huber (Therese), Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. Sechs Theile. 1831—33. Auf feinem Druckpapier. 13 Thlr. 12 Gr.

   Wer Obiges, sowie die früher von Th. Huber bei mir erschienenen Schriften:
   Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. 1821. 8. Geh. 2 Thlr.
   Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale. Zwei Theile. 1822. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
   Jugendmuth. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1824. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.
   Die Ehelosen. Zwei Bände. 1829. 8. 3 Thlr. 16 Gr.
   Capitain Landolphe's Denkwürdigkeiten. Die Geschichte seiner Reisen während 36 Jahren enthaltend. Nach dem Französischen bearbeitet von Therese Huber. 1825. 8. 1 Thlr. 18 Gr.
   Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H. Zwei Theile. 1828—29. Gr. 8. 7 Thlr. 16 Gr.
   die im Ladenpreis 36 Thlr. 14 Gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für zwanzig Thaler.

14. Huber (V. A.), Die neuromantische Poesie in Frankreich und ihr Verhältniß zu der geistigen Entwickelung des französischen Volkes. Gr. 12. 7½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

15. Hübner (Johann), Zweimal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von Dankegott Jonathan Lindner. Die hundertunderste der alten oder die zweite der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 25 Bogen. 8 Gr.

16. Jahre, Zwei, in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. 8. 20 Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

17. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie, von Oken. Jahrg. 1833. 12 Hfte. Mit Kpfrn. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

18. Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. Nach der Originalausgabe übersetzt. Elfter Band. Nach des Verfassers Tode herausgegeben vom Minister des Innern Bludow. Gr. 8. 22¼ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. [illegible] Gr.

   Die ersten zehn Bände, mit des Verfassers Bildniß (1820—[illegible]), kosten jetzt im herabgesetzten Preise 10 Thlr.; einzelne Bände 2 Thlr.

19. Koenig (H.), Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 49 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr.

20. Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. In vier Bänden. Erster bis dritter Band. A bis Sp. 1832—33. Gr. 8. 55¼, 60¾ und 58 Bogen auf gutem Druckpapier. Jeder Band im Subscriptionspreise 2 Thlr. 18 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 36. — 5. Februar 1834.

Die Nonne von Gnadenzell. Sittengemälde des 15. Jahrhunderts von C. Spindler. Drei Bände. Auch unter dem Titel: C. Spindler's sämmtliche Werke. Achtzehnter bis zwanzigster Band. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 5 Thlr. 6 Gr.

„Mit königl. würtembergischen und königl. baierischen allergnädigsten Privilegien" ließ Herr Spindler nun schon 20 Bände seiner unsterblichen Werke drucken, und wir möchten in der That ihn und seinen Verleger einmal auf das Gewissen fragen, ob jenes Anhängsel am Aushängeschild und Titel nicht entweder ein bischen Prahlerei, oder eine Lockspeise, oder eine überflüssige Aengstlichkeit sei? Wie dem auch sei, es würde ungerathen und unnütz sein, hier eine weitläufige Deduction über Würde und Werth des historischen Romans niederlegen zu wollen, nachdem in Nr. 7, 8, 44—47 d. Bl. f. 1833 ein recht tüchtiger Aufsatz bei Gelegenheit von Cooper's „Bravo" und Bulwer's „Eugen Aram" das Wesentliche über die Taktik der Historiko-Romantiker entwickelt hat. Ob Engländer, ob Franzos, ob Deutscher — ist gleichviel; kein Schriftsteller dieses Genres wird es verschmähen dürfen, die Sitten der Zeit zu studiren, in welcher sein Roman spielen soll. Nicht sowol Geschichte der Welthändel — die Culturgeschichte der Zeiten seines Helden muß sich vor seinem Geiste enthüllen. Die Specialgeschichten unserer deutschen Territorien oder Vaterländer, wie sie seit der Souverainetät der Territorialherren genannt werden, führen ohne Mühe den Geist in die politische Geschichte ein, so weit sie der Verfasser eines historischen Romans zu kennen braucht. Ein einziger Mann, ein Fürst, ein Graf, ein Freiherr oder ein armer Ritter pflegt der Lichtpunkt oft eines Menschenalters zu sein. Oede und wüst liegt, besonders nach dem Interregnum, das Feld der Menschheit. Kräftige Herren mit gewaltigen Fäusten und edelm Willen treten in der Menschenwüste auf, um sie aufs Neue urbar zu machen. Höchst selten geht von der Kirche ein neues besseres Licht aus; und wenn es von andern Seiten her aufdämmert, wird es ein Irrlicht, wird es Ketzerei gescholten, und der Papst mit seinen heiligen Concilien und seinen Legaten, Nuntien, Erz- und andern Bischöfen, Pfaffen und Mönchen läßt ihm sogleich mit der Lichtputze der Intoleranz das Garaus machen. So geht es fort bis in das 16. Jahrhundert und noch weiter hinaus, bis der dreißigjährige Krieg die Elemente des Mittelalters gleichsam entkräftet und der geistvollen Reformation des großen Huß und des glücklichern Luther eine neue Befruchtung der Zeit und der Menschheit gestattet.

Es ist handgreiflich, daß eine so düstere Epoche der Menschheitsgeschichte wie die angedeutete ein fruchtbares Feld für die Phantasie der Romanschreiber sein müsse. Längst schon ist von unsern Landsleuten dieses Feld entdeckt worden, und unsere Ritterromane aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat sogar das Ausland sich angeeignet. Alles Abenteuerliche, alles Wüste, alles Geheimnißvolle, selbst das Gespensterhafte, das Schauerliche, Scheusliche und Infame hat hier seinen Platz, und die Phantasie ein freies Feld, sich die Menschen so schlecht und so wunderlich zu denken, als sie eben will. Selbst die höchste Tugend erscheint in der Ritterrüstung nur von großer Roheit bedingt, und überall ist die überlegene Gewalt des Bessern und Tugendhaftern der Trost und die Beruhigung, wonach die Seele in diesen Wüsteneien dürstet.

Herr Spindler hat in drei Bänden das Leben eines Mädchens — eines Schwabenfräuleins — beschrieben, dessen edleres, weibliches Gemüth aus Scham über die Schande seiner Aeltern nach dem Kloster trachtet. Seiner Schönheit wegen stellen ihm die liederlichen Junker, von denen das Land wimmelt, nach, und wunderbar errettet es der Zufall, oder auch wol die gütige Vorsehung aus Teufelsklauen und führt es unverhofft in das verdorbenste Nonnenkloster in Schwaben. Graf Eberhard der Bärtige ist schon aus der Wüstheit des Junkerthums seiner Zeit aufgetaucht und braucht seine ganze Gewalt und Macht, um Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Zucht in seinem Lande geltend zu machen. Er hat sein Auge auch auf jenes Kloster gewendet, in welchem jede Nonne eine arge Sünderin ist. Um den Fall einer schönen Nonne vor seinen Commissarien zu verheimlichen, wird unser Fräulein ohne langes Noviziat und gegen den Befehl des Grafen geschoren und von einem verkappten Ritter, dem Geliebten der Aebtissin, der sich für den Bischof von Tripolis ausgibt, geweiht. Lange machen die Nonnen durch diese und ähnliche Listen die Bemühungen des Grafen zu Schanden, sie ihres schändlichen Wandels zu überführen; aber endlich glückt es doch; unser Fräulein wird nun die Vorsteherin des Klosters, hat aber dabei das Unglück, sich

heimlich in den Grafen zu verlieben, und fühlt sich nun nicht mehr an ihrem Platze. Ein berühmter Räuber, Wildherr genannt, schon lange das Wild kennend, welchem der Graf vergeblich nachspürt, kommt um jene Zeit auf den Einfall, Buße zu thun und ein keusches Mädchen zu heirathen. Er ersieht sich dazu jene Nonne, und in derselben Nacht, wo er sie zwingen will, am Altare der Klosterkirche seine Frau zu werden, erscheint der Graf im Kloster, und es klärt sich auf, daß der Wildherr der als Knabe entlaufene Bruder der Nonne ist. Tausend andere Räthsel und Geheimnisse lösen sich zu gleicher Zeit, die bis dahin Niemanden verborgen waren als dem zahlreichen Personal, womit der ganze Ritter- und Räuberroman drappirt ist. Die Nonne weiß nun, daß sie nicht geweiht ist; mit ihrer Liebe im Herzen, die aller Welt ein Geheimniß bleibt, kehrt sie zu ihren Aeltern zurück und pflegt diese bis an ihr Ende; dann aber offenbart sie in einem brünstigen Gebet am Grabe des Grafen Eberhard ihre Liebe und begräbt den Rest ihrer Tage im Hause der Seelschwestern.

Zu leugnen ist nicht, Herr Spindler hat das Talent der Erfindung in einem hohen Grade. Wir haben nicht alle 20 Bände seiner Werke gelesen, allein so weit wir dieselben kennen, ist uns auch diese Gabe aufgefallen. Auch hat Hr. S. stets die Absicht, eine schöne Idee durchzuführen. Unzweifelhaft ist er der Conception solcher Ideen sehr fähig. Allein wir können nicht umhin, ihn den Juwelieren und Goldschmieden zu vergleichen, welche den schönsten Edelstein in der Fassung, wenn nicht verderben, doch durch die Folie nicht in sein volles und rechtes Licht zu setzen wissen. Wir wollen uns in dem Folgenden näher erklären.

Erstens und vor Allem sind Hrn. S.'s historische Studien nicht gründlich. Wir verlangen, wie oben schon angedeutet ist, kein tiefes Studium der politischen Geschichte für den fraglichen Zweck, sondern ein ernstes und anhaltendes Forschen in der Culturgeschichte. Einige Localkenntniß, einige Umrisse gewisser rechtlicher Gebräuche und Gewohnheiten, ein allgemeiner Begriff von dem Verfall des Adels und der Ritterorden u. s. w. reicht nicht hin. Man kann mit solcher Oberflächlichkeit wol unterhalten, aber doch nur die seichtern Menschen, welche überhaupt nur aus historischen Romanen die Geschichte kennen lernen und dieselben für Geschichte halten. Man sieht es überall, daß Hr. S. eine Chronik von Schwaben flüchtig gelesen hat; man überzeugt sich aber, daß er den Reichthum der Chroniken dieses Landes und besonders der schwäbischen Städte für seinen Zweck zu benutzen und zu lesen nicht der Mühe werth gehalten hat. Die Bubenstücke einer Anzahl wüster Junker treten daher der edeln Gesinnung des Grafen Eberhard auf gut Glück entgegen, sowie die Tugend der Nonne der Lasterhaftigkeit eines Heeres anderer Frauen. Auch nicht ein achtbarer Junker, auch nicht eine achtbare Frau erscheint außer jenen Beiden in allen drei Bänden des Romans. Auf diese Folie konnten die Edelsteine leicht glänzen; aber in das vortheilhafteste Licht sind sie dadurch nicht gesetzt.

Zweitens sind die erzählten historischen Thatsachen oder Anhaltungspunkte, um die Zeit zu bestimmen, in welcher das Stück spielt, müßig, oder doch ohne Noth in das Stück verwoben, sodaß keine Nothwendigkeit für das Einschieben derselben vorliegt. Das Kampfgericht zu Hall ist die einzige wahrhaft historische Schilderung im ganzen Werke, und auch diese ist nicht mit der Lebhaftigkeit und Sicherheit dargestellt, welche eine genaue Bekanntschaft mit diesem deutschen Rechtsinstitut zugelassen haben würde. Es ist nicht genug, historische, die Sittengeschichte bezeichnende Momente zu erwähnen und in den Kreis der Erzählung zu ziehen, um ihr den Charakter der Wahrheit und des Sittengemäldes zu geben; es muß ein wesentlicher Zusammenhang mit dem Ganzen in deren Schilderung liegen, und diesen vermissen wir hier ebenso wie in dem schmachvollen Einzug des Kaisers in die Reichsstadt Hall. Wozu die Schilderung desselben, während der Kaiser für die Erzählung ganz müßig ist und im Verlauf derselben nicht mehr erscheint? Um die zerstreuten Personen bei dieser Gelegenheit zusammenzubringen? Immerhin! Aber müßig muß keine Person in einem Romane sein. Man erwartet eine wesentliche Wendung vom Erscheinen des Reichsoberhauptes auf der Bühne, und in der That bedeutet es nichts. Und ist die Benutzung des Kampfgerichts zu Hall nicht gleich unbedeutend für die Entwickelung der Geschichte, oder doch mindestens höchlich gesucht?

Drittens entsteht aus dieser unpassenden Zusammenwürfelung von historischen Momenten eine gewisse Flauheit in Behandlung der Hauptcharaktere, und die Nebencharaktere werden für den Verf. eine ängstliche Aufgabe. Jeder soll seine Rolle spielen, Jeder zum Zweck des Ganzen mitwirken, und zu diesem Ende müssen jene historischen Momente herbeigezogen werden. Darüber kommen die Helden des Stücks zu kurz. Die Nonne selbst ist noch dazu in der ganzen Zeichnung nicht gelungen. Sie erscheint weder gut noch böse; ihre Tugend und ihre [illegible] sind Trotz, Kälte und Scham; erst nachdem sie für die irdische Liebe Empfänglichkeit in sich spürt, erregt sie ein humanes Interesse. Bis dahin läßt sie den Leser kalt; man wüßte aus ihr nichts zu machen, wenn der [illegible] Verf. nicht hin und wieder andeutete, daß sie eine vortreffliche, edle Person sei, voller Frömmigkeit und Tugend. Ihre Nachsicht gegen die Sünde und Schande [illegible] her ist wahrlich schlecht geeignet, uns diese Ueberzeugung zu schaffen. Sie erscheint vielmehr als ein [illegible] Kind, das nicht weiß, was es will und soll, das [illegible] nen für wahr gehaltenen Gelübde spielt, [illegible] schwiegen ist, wo es reden sollte, da redet, wo es [illegible] hingehört, und nebenbei weint, betet und klagt. Der Graf Eberhard tritt allerdings edel und lebendig hervor, aber hier hat die Geschichte Hrn. S. nicht verlassen. Seine Phantasie hat den Charakter desselben gut aufgefaßt und gleichsam veredelt. Allein diese Zeichnung ist auch die einzige, die uns wahrhaft aussöhnt mit dem Ganzen, das in seinen Einzelnheiten fast überall widerlich ist, weil die Menschen diese Einzelnheiten bilden.

Vierkens endlich ist die Sprache so alterthümlich verzerrt, daß wir nicht begreifen, was Hr. Spindler damit beabsichtigt haben mag. Soll dieser der Chronik nachgebildete Styl das Sittengemälde des 15. Jahrhunderts vollenden? Wir wollten dem Verf. gern den entwickelten Sprachschatz danken, aus welchem er Hunderte veralteter, für die Masse nicht mehr genießbarer Wörte und Formen hervorlangt und sein Gemälde damit einfaßt. Allein schwerlich möchte er beweisen können, daß er stets glücklich und sprachgerecht Worte und Redensarten nachgebildet habe, und grade dies macht seinen Vortrag noch störender, weil er oftmals unnatürlich und affectirt erscheint. Sollten wol einem geistreichen Manne wie Hrn. S., der auf eignen Füßen zu stehen vermag, van der Velde und Frühere hierin ein Muster sein? Ein Roman, selbst ein historischer, im Tone des Chronikenschreibers nimmt sich immer lächerlich aus, wenn man ihm nicht das Gepräge der Chronik, sondern grade das des Romans gibt. Allein eben diese Sprache ist es auch, womit die Oberflächlichkeit so gern die Untiefen des Gemüths bedeckt. Fouqué, der edle Ritter sel'gen Andenkens, hat meist die Sprache der Chronik geredet; und welche Seichtigkeit hat er mit ihr zu bedecken gesucht! Man nannte dies bei ihm Deutsch- und Alterthümelei. Gaukeleien der Art täuschen nicht, und eine „Undine" bildet für solche Gaukelei noch kein Genre.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 6. Januar 1834.

Der Carnéval hat mit dem neuen Jahre begonnen. Wir haben spanische Tänzerinnen in der Oper, welche ihre madrider Hoftrauerferien hier zubringen und den Bolero und Fandango und lamancha'sche Walzer tanzen. Ob das auch ein Geschenk der Königin von Spanien ist, um das Cabinet der Tuilerien für ihre Interessen zu gewinnen? Ich weiß es nicht, aber ich meine, es sei in diesem Falle keine schlechte Speculation. Die andalusischen Mädchen sind siegende Amazonen, namentlich eine davon, welche ich am vorigen Sonnabend auf dem ersten Operballe tanzen sah. Dieser Ball — wir waren in Spanien, in Granada, im alten maurischen Alhambra. Die Intendanz hatte einen Feensaal erschaffen und aus allen Coulissen dampften Blumen- und Moschusgerüche. Kein Mensch konnte tanzen, es war ein buntfarbenes Meer im Auditorium, und in den Logen brillirten die Schönheiten. Da inzwischen die Leute blos Masken sehen wollten, so sah ich nichts als Dominos und immer Dominos, außer im Centrum des Saals, wo auf hohe Veranlassung vom Ballet alle Trachten Frankreichs von Franz I. an Quadrille tanzten und mit dem madrider Ballet im Nationalcostum abwechselten. Es war mir überraschend, in der pariser Oper spanische Castagnetten zu hören und die schwarzen silberborbenen Mieder der Andalusierinnen zu sehen, welche hier und da ein Wort Spanisch einander zuflüsterten. Die Menge umschwirrte sie trotz der die Schranken öffnenden Opernlanzenknechte dergestalt, daß man nur mit Mühe sich ihnen nähern konnte, und um die Tänze zu überschauen, in die Galerien gehen mußte. Wie ich höre, bleiben uns die Madriderinnen den ganzen Carneval.

In den andern Theatern hat Momus auch sein Spiel begonnen, namentlich im Odéon, wo die studirende Jugend von St.-Germain ihre soirées joyeuses hält, im Variétés, wo die schönen Mädchen hinkommen, die gern Eroberungen machen, und im Palais royal, das der Künstlerwelt zu Gebote steht. Ich habe nicht ohne Vergnügen gelesen, daß die Polizei überall auch ihre Rolle spielt und maskirt und unmaskirt herumliebäugelt. Auf ihrer ersten Runde hat sie blos zwei hübsche Kinder arretirt, welche im Variétés den Cancan tanzten. Dieser Tanz ist ebenso unmoralisch als die Republik, und daher verboten. Vor dem Friedensrichter haben aber die Mädchen gesagt, sie seien constitutionnel gesinnt und hätten nur einen halben Cancan, das heißt einen juste milieu im Charakter der Regierung getanzt, worauf sie freigesprochen wurden.

Die Republikaner haben übrigens in diesem Carneval auch wieder ihre Festtage, sofern anders die öffentliche Sicherheit sie nicht aus dem Kalender streicht. Es heißt, im Vauxhal würden sich die Patrioten, worunter man hier Demokraten versteht, versammeln und wie im vorigen Jahre ihre schönsten Nymphen als Freiheitsgöttinnen kleiden. Es wäre doch Schade, wenn die Minister auch nicht mehr die Maskerade der Republik leiden wollten, nach dem Sprüchlein: Ein Narr ist auch ein Bösewicht. Die Carmagnole, wenn sie blos getanzt wird, ist ein unschuldiges Stückchen und hält die Menschen eine Zeit lang auf den Beinen, was allemal minder gefährlich ist als der wilde Tanz auf Köpfen.

Während wir hier auf den Dielen tanzen, sind die Minister Ludwig Philipp's sehr in Verlegenheit und wissen gar nicht mehr, sur quel pied danser, ein Sprüchwort, das sich im Deutschen mit dem Schuh, der drückt, ohne daß man weiß wo, vergleichen läßt. Die Opposition hat zum ersten Mal in öffentlicher Sitzung republikanisch gesprochen, und ich sehe an allen Ecken triumphirende Proletarierphysiognomien, die Garnier Pagès' Haupt mit Lorbern bekränzen wollen. Dieser junge Deputirte will im Galopp Lafayette werden.

In den Tagen vor und nach dem Jahreswechsel wird in Paris so viel Confect gekauft und verschenkt als zur Zeit des Carnevals in Rom Confetti von Gyps und Erde auf den Gassen verschossen werden. Wohin man geht, findet man große Düten in den Häusern, die Damen werden mit allen Caricaturbildern des alten Jahres in Gestalt von Vasen, auf Käßchen, Körbchen, selbst auf den neuerfundenen Autoramen heimgesucht. Weh euch, wenn ihr ein femininum kennt und ihr nicht jetzt eine Quantität Zuckerwerk verehret; man wird euch für einen Barbaren, für einen Unpolirten, Uncivilisirten, wenigstens für einen Deutschen halten. Ich kenne Mädchen, die blos am Neujahrstage einen großen Porzellankorb voll Süßigkeiten erhielten. Sie haben die Vasen nach der Größe wie die Orgelpfeifen der heiligen Cäcilie in ihren Boudoirs aufgestellt, alle Bilder, alle Gesichter, alle Figuren nach Außen zu gekehrt. Das sieht ungefähr aus wie die Quintessenz eines Kunstladens, wie ein zoologisches Cabinet von artistischen Merkwürdigkeiten; denn man findet gleich obenan den dicken Bauch Rossini's und den hagern gedrehten Gerstenzuckerstengel Paganini's, die convulsivischen Gestalten der großen Komiker, den türkischen Triangel der Dlle. George und die Telegraphenbeine der Taglioni. Castil-Blaze hockt mit seinen hagern Beinen auf dem Rücken des Tancredcomponisten und Meyerbeer grinzt hinterdrein eine neue Hymne nach dem classischen Thema: „Lott' ist todt", welches in Paris ohne Widerrede Furore machen muß wie das bekannte: L'or c'est une chimère. Zuletzt kommen noch die in Hund und Katze metamorphosirten Duodezgenien, Scribe im Unterrock einer Actrice des Gymnase und alle seine Collaboratoren als Diabolini, vom Meister an einem gewaltigen Schwanze fortgezogen. Es ist lauter Zucker oder doch sonstiges Confect darin. Einen Monat lang könnte man die Schooshunde damit füttern; denn diese Thierchen sind hier alle ans Naschen gewöhnt und leider seit der Einführung der Tabackspfeife blos noch im Faubourg St.-Germain einheimisch. Die Confetti sind, wie mich Fremde versichern, die sich was darauf einbilden, eine zahlreiche Bekanntschaft zu haben, um Neujahr eine Depense. Die gewöhnlichste Düte kostet 6 Francs, die respectablern zehn. Hieraus folgt, daß, wenn man hundert Pariserinnen kennt, man hundert Düten für sie braucht, Facit 1000 Francs. Wer ein

honetter Mann ist, verschenkt dazu noch andere Sächelchen, die er in den Modeläden und bei den Bijoutiers kauft. Die Bijoutiers, sagen die Schönen, haben jetzt eine neue Art Gürtelschnallen, eine neue Form Ohrgehänge, chinesische Blumenstecknadeln und ägyptische Diademe erfunden. Nichts schöner als so ein Diadem, es ist fürstlich, königlich, enfin es ist antik. Es ist unbegreiflich, worauf die Weiber speculiren; sogar aufs Antike. Doch dies geschieht blos in Betracht des Putzes, oder des Porzelans und der Hausmöbeln.

Auch Blumen werden zu Neujahr verschenkt. Künstliche und wirkliche Blumen. Die erstern sind am theuersten; und wenn man galant ist, so darf man nicht knickern, so muß man in die großen Magazine gehen, wo jede Rose unter einem goldenen Rahmen sprießt und Mädchen mit Diamantringen das Glas öffnen.

Ich habe kaum gewußt, daß ich am Silvesterabend lebe. Da führt mein irrlichtelirender Genius mich durch die Passage des Panoramas, wo man den besten indischen Thee und die besten Feigenconfecte bekommt, und es fiel wie Schuppen mir von den Augen und ich fühlte die Nothwendigkeit, zwei Düten zu kaufen. O, dachte ich, daß du ein Mensch bist. Aber der Monolog verhallte in meinem Innern und ein schönes Goldstück wandelte aus meiner Börse in die Hand eines schnurrbärtigen Mädchens für ein Doppelexemplar Paganini's. Der Virtuos befand sich auf der vergoldeten Vase in seiner gewöhnlichen Stellung, die Geige am Kinne und strich und schüttelte seine Locken.

Nach den Silvesterwehen kommen die Gratulationsübel; denn in Paris ist es Pflicht, am Neujahrsmorgen alle Menschen, die man seine Bekannten nennt, zu besuchen, selbst Diejenigen, die man sonst niemals besucht; man ist sicher, sie nicht zu finden, weil sie ebenfalls die allgemeine Pflicht erfüllen und das Pflaster treten. Gehen kann man seine Wege nicht. Man muß daher ein Cabriolet für zwei, drei, vier Stunden, für den ganzen Tag miethen. Dies ist sehr kostspielig, da die Kutscher an diesem fatalen Tage alle unterwegs, nirgends auf ihren Stationen sind. Der Gratulant hat die Pflicht, vor die Hausthüre seiner Bekannten und Freunde zu fahren, daselbst dem Portier seine Visitenkarte abzugeben und ein Trinkgeld zu verehren. Inzwischen ist dieser letzte Punkt sehr veraltet und in großen Häusern nur noch Mode, wo man in der Regel sich amusirt und soirirt. Den Damen, welche den Vorzug haben, daß sie nur Glückwünsche empfangen, muß man leider sich überall persönlich vorstellen und sein Bouquet und seine Düte überreichen. Ein entsetzlicher Gedanke, wenn man blos erwägt, daß man zwanzigmal etwas sagen muß, was die Anhörende vielleicht schon funfzigmal an dem Tage gehört hat. Man sagt, die Ceremonie des Empfangs sei bei vielen Schönheiten so anstrengend, daß sie des Abends ohnmächtig würden und Krämpfe bekämen. „Je vous remerci, monsieur, et je vous souhaite de ma part tout ce que vous alliez m'offrir". Wer möchte das hundertmal wiederholen und dazu immer einen Knix machen und aufstehen und sich niedersetzen und eine Tasse Chocolade anbieten! Ich kenne einen jungen Baron, einen enthusiastischen Verehrer der Herzogin von Berri, der nicht anders schwört als bei Heinrich V. Dieser unselige Chevalier versichert auf Parole, er sei erst vorgestern mit seinen Visiten fertig geworden. Das ganze Quartier St.-Germain ist ihm verwandt. Er ist aber nach seiner Gewohnheit keinen Tag länger als drei Stunden gefahren und blieb nach deren Verlauf bei der ersten besten Cousine auf Execution bis nach aufgehobener Tafel.

Unter den hiesigen Beamten, deren nothwendig Legion sind, macht man sich nur nach obenzu Neujahrsvisiten, und zwar blos die Mitglieder eines und desselben Standes. Die Magistratur becomplimentirt ihre Chefs, die Chefs den Minister und die Minister den König, so auch das Militair, das Barreau der Advokaten, die Banken, die Akademien und die Diplomaten. In den Tuilerien fließen die Ströme ins Meer, nachdem sie aus Quellen entstanden.

Will man aber freudige Menschen sehen, so muß man sie in diesen Tagen in den bürgerlichen Familien und in den untern Classen suchen. Sie geben nicht Bälle wie die reichen Häuser, wozu sie Freunde und Bekannte laden, mehr als Platz da ist, aber sie essen, trinken und sind froh. Das ist Familienglück, unverdorbenes, herzliches. Eine Nationalgardenmontur mit Säbel und Patronentasche und Flinte hängt im Hausflur oder im Vorzimmer, und der kleine Knabe, der damit spielt, sagt zum Vater: „Nicht wahr, wenn ich so groß bin als du, schieße ich auf die Tyrannen, die die Freiheit unterdrücken?"

Auf dem linken Seineufer, da wo einst das berühmte Hotel St. Pol, der Könige Haus, stand, bezecht sich die studirende Jugend am Vorabend des neuen Jahres. Sie versammeln sich zu Mehren bei ihren Mädchen, oder, als ernstere Leute, allein und froh über den Köpfen der unter ihnen wohnenden Philisterwelt. Dort debauchiren sie bis Mitternacht und singen und sprechen von der Republik und schimpfen auf den Generalprocurator Persil und nennen den König einen Aristokraten und die Minister Doctrinaire. Kein Mensch ist froher als sie, und sie wären es gar nicht, wenn sie nicht sagen könnten, was sie wollten. Vielleicht ist etwas Deutsches darin, etwas Universitätengeist. Endlich bricht die erste Stunde des Tages an, und die Gesellschaft besinnt sich, daß Bälle sind und Grisetten sie erwarten; der ist kein Franzose, der ohne Mädchen studirt. Die école de médecine unterhält ihrer funfzehnhunderte, aber sie müssen waschen, nähen, stricken, kochen — faire la maison d'un étudiant. Die école polytechnique amusirt sich etwas stiller und militairischer, die Rechtsschule pathetischer. Die Professoren à la queue, der Punschnapf à la tête.

In den Vorstädten wird am Silvesterabend große Tafel gespeist. Eine lange Blutwurst mit Trüffeln, hernach Sauerkraut und Schweinespeck und ein Hammelbraten à la sauce tomate, Alles gehörig geflüssigt durch große unverzollte Flaschen; denn vor den Thoren ist der Wein frei und viel wohlfeiler. Daher kannibalische Lust, Vergnügte zum Bergumwerfen. Auf dem halb unterminirten Montmartre passirt gewiß einmal durch die da sich häufende Menschenmasse ein großes Unglück.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Allan Cunningham schließt seinen literarhistorischen Ueberblick der letzten funfzig Jahre Englands im „Athenaeum" mit folgender bittern Bemerkung: „Es ist gefragt worden, welchen Einfluß talentvolle Schriftsteller in Großbritannien genießen? Ich antworte: gar keinen. Die Redacteure von zwei oder drei politischen Zeitungen werden vom Volke und von der Regierung höher angesehen als alle, seit einem halben Jahrhundert blühende Dichter insgesammt. Ihre Geschichte lehrt ihr Ansehn schätzen. Chatterton verschluckt Gift, weil er kein Brot hat; die Mittel zu einer, zur Herstellung seiner Gesundheit nothwendigen Reise werden Samuel Johnson verweigert; Burns besaß am Tage seines Todes weder Brot im Hause noch Geld im Beutel; Grabbe starb, durch keine Würde vor dem großen Haufen ausgezeichnet, als armer Pfarrer; seine Verhältnisse wiederherzustellen, opferte W. Scott seine Gesundheit, und sein Vaterland rettete nicht einmal seine Bibliothek vor dem Hammer; Byron exilirte sich und verwünschte beinah den Namen Englands, das sein Genius verherrlichte; Coleridge hat seine kleine Pension verloren; Wordsworth lebt vom Verkaufe von Stempelpapier; Southey erhält täglich als Hofpoet den Werth einer Flasche schlechten Weines von Sr. Majestät; Moore hat gefunden, daß die Poesie wie die Tugend sich selbst belohnen müsse; Hogg nagt neben seiner Schafheerde an einem Knochen, und Wilson lehrt Philosophie." M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1834.

Die Nonne von Gnadenzell. Von C. Spindler. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Unter diesen Umständen hat uns die fragliche Leistung des Hrn. S. sehr leer gelassen. Die Zeit, das Edelste, was der Mensch vergeudet, verging uns über der Lecture der „Nonne" sehr langsam. Wir waren froh, daß die gelungene, aber kurze Schlußstelle, worin die Nonne das Geheimniß ihrer Liebe am Grabe Eberhard's offenbart, wenigstens noch unser Herz berührte. Mit Vergnügen hatten wir die am Ende des letzten Theiles jämmerlich verdruckten Bogen, in denen viele Lettern doppelt erscheinen, wogegen ganze Theile der Erzählung ausgelassen sind, überschlagen. Wir vermißten im Zusammenhange nichts, und gaben es daher auch auf, von der Verlagshandlung den Austausch der verstümmelten und doppelwüchsigen Bogen zu verlangen, da das Werk trotz dieser typographischen Sünde vollkommen verständlich bleibt.

Herr Spindler hat seine großen Vorgänger im historischen Roman noch lange nicht erreicht. Es fehlt ihm die Gediegenheit W. Scott's und Cooper's; selbst van der Velde war in der Regel klarer und sich des Ganzen seines Bildes bewußter, obschon wir Herrn Spindler's Geist für edler und reiner halten. In allen größern Romanen Spindler's hat uns das Zufällige und Unwahrscheinliche der Wendungen der Begebenheiten gestört, und wir haben ihn in Verdacht, daß er seine Plane nur sehr flüchtig anlege und auf gut Glück seiner Einbildungskraft überlasse, während des Schreibens ihm die Situationen und Verlegenheiten vorzuspiegeln, mit und in denen seine Menschen sich herumschlagen sollen. Das führt zum Spießanismus in diesem Genre des Romans, und dieser war zeither glücklich vergessen. Wir geben es dieser Flüchtigkeit schuld, daß Herr Spindler sich nicht einmal die Mühe gibt, uns die Gegend recht klar zu vergegenwärtigen und gleichsam aus der Vogelperspective zu zeigen, in welcher seine Menschen sich herumtummeln. Auf der Landkarte findet man die Ortschaften allenfalls; allein diese muß man eben gar nicht nachsehen wollen, um den Tummelplatz der Phantasie des Dichters sich zu verwirklichen. Wie glücklich, wie klar ist darin die Phantasie Scott's und Cooper's! Nur die Gegend von Baden ist leidlich versinnlicht.

Diese Unklarheit für Localschilderungen geht jedoch mit der für die geistige Schilderung sehr oft Hand in Hand, und wir erwähnen derselben blos, um den Charakter des Ganzen deutlicher zu bezeichnen.

Hätten wir die

Winterspenden. Erzählungen und Novellen von C. Spindler, zwei Bände. Auch unter dem Titel: C. Spindler's sämmtliche Werke, sechzehnter und siebzehnter Band. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 3 Thlr.

eher gelesen, wir würden der „Nonne von Gnadenzell" vielleicht Manches zu Gute gehalten haben. In der That möchten wir den Mangel an Interesse, welchen wir hin und wieder bei der Lecture dieser kleinern Schöpfungen wahrnehmen mußten, weniger der Capacität und Befähigung des Verf. schuld geben als der Schnelligkeit seiner Feder.

Die „Drei Sonntage", womit der erste Band anhebt, sind ein angenehmes, wohlthuendes Gemälde. Wir wollen dem Leser nicht durch ein Gerippe diese einfache Erzählung verderben. In ihr ist viel Gutes und Wahres, und das Ganze rundet sich wohlthuend und meist gefällig. Kleine Sprachnachlässigkeiten wollen wir auf Rechnung des Künstlers setzen, dessen Tagebuch Hr. Spindler in dieser Erzählung angeblich benutzt und Erstern vergnügt nach (nicht „zu") Hause zu seinen Aeltern schicken, die ihn sehnsüchtig erwarten.

„Ein Tag Ludwig XI., romantisches Gemälde", die zweite Erzählung, hat uns keineswegs ansprechen wollen. Es ist historische Wahrheit darin, aber kein Leben. Glücklicher war W. Scott in der Zeichnung Ludwig's, die er in seinem „Quintin Durward" entwarf; und wenn wir auch nicht sagen wollen, daß Spindler die Thatsachen dort entlehnt habe, so möchte doch dieses romantische Gemälde der Scott'schen Charakterzeichnung Ludwig XI. nachgebildet und nachgeahmt sein. Deutlich aber ist uns aus dieser Reminiscenz die Lebhaftigkeit und Durchsichtigkeit des Scott'schen Colorits im Vergleich mit der Nebelhaftigkeit und Unwahrhaftigkeit des Spindler'schen geworden, sobald Letzterer das Gebiet der Geschichte betritt. Ein solcher Tag, in welchem sich die wichtigsten Begebenheiten aus der öffentlichen und Privatgeschichte dieses Tyrannen berühren, könnte möglicherweise wol von ihm erlebt worden sein; wahrscheinlich ist es aber nicht. Auf die Wahr-

scheinlichkeit aber gibt Hr. Spindler in seinen historischen Romanen überall sehr wenig, und diese unwahre Färbung drückt dieselben wie ein Nebel, durch dessen Medium weder er noch seine Leser die Gestalten in ihrer wahren und humanen Wirklichkeit erblicken.

„Schlafrock und Wachmantel", die dritte Erzählung, nennt Hr. Spindler selbst „einen Scherz", und wenn sie einen weniger langweiligen Rumpf hätte, so würde Kopf und Schwanz vollkommen den Titel: Scherz, rechtfertigen. Die Intrigue ist ganz hübsch angelegt, und aus der Moral des Rumpfs kann sich Mancher und Manche etwas zu Herzen nehmen.

„Das Fest aller Seelen" beschließt diesen Band. Wir zählen diese Novelle zu den gelungensten aus der Feder des Verf. Sie ist kurz und psychologisch sicher gehalten, eine Eigenschaft, die nicht alle seine Erzählungen, besonders nicht die längern, treu und rein bewahren.

Der zweite Theil der „Winterspenden" beginnt mit dem „Schloß zu Castellaun. Dichtung und Wahrheit aus den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts". Diese Erzählung ist von ermüdender Weitschweifigkeit. Die psychologischen Aufgaben sind zum Theil so schwierig, daß die glückliche Lösung kaum möglich war. Indessen ist der Charakter Ulrikens offenbar zum Vortheil der Markgräfin hin und wieder in Inconsequenzen gebracht, die sich nicht reimen lassen. Desgleichen möchten wir im Stallmeister Neuklam die äußerste Hingebung nicht mehr schön und männlich nennen. Das Ende, welches die erzwungene Heirath desselben nimmt, scheint doch auch ein bischen zu unnatürlich; nach so vielen Prüfungen, welche jahrelang dauern, lernt man sich wol achten, aber Liebe läßt sich nicht erzwingen, am wenigsten im Manne, dessen ganzes Leben, dessen ganze Seele von einer Geliebten erfüllt ist. Uebergänge, wie sie hier geschildert werden, liegen außer aller Wahrheit, und wir lenken die Aufmerksamkeit darauf hin, um einen auffallenden Beweis zu geben, daß die psychologische Schärfe Hrn. Spindler in der Ausführung seiner Charaktere bisweilen verläßt. Die männlichen Charaktere glücken ihm, sofern sie wirklich historische sind, in der Regel besser, und sein Markgraf ist durchgängig gut gezeichnet. Wie in der „Nonne von Gnadenzell", so läßt uns auch hier der weibliche Hauptcharakter, der der Markgräfin, ohne tiefgemüthlichen Antheil, und wir sind überzeugt, daß dies ein Mangel sei, welcher diese Erzählung überall höchst langweilig macht, wo die Markgräfin die handelnde Hauptperson des Stücks ist.

Dagegen wird der „Münchner Festkalender" Jeden höchlich amusiren, der München einigermaßen kennt, und herzlich bedauern wir die guten Münchner, daß sie im vorigen Jahre den käferloher Markt wegen des schlechten Wetters nicht nach Herzenslust haben feiern können. Vielleicht gibt uns Spindler in dieser lebhaften Schilderung, die von dem Motto eines Schnellpostconducteurs: „in München ist alle Tage Sonntag", ausgeht, die deutlichste Nachweisung, weshalb in München so viel Armuth herrsche und die große Masse der bürgerlichen Wirthe sich nicht nähren könne. Wir haben die Schilderungen der Theresienwiese, des Schäfflertanzes und Faschings und manches andern Festes mit wahrem Vergnügen und in froher Erinnerung gelesen. In diesen Schilderungen ist eine Wahrheit, die angenehm überrascht und leicht noch durch kleine Züge des münchner Volkscharakters an Unterhaltung hätte gewinnen können; denn München, wie fast alle bedeutende Städte, hat viel Eigenthümliches und der Witz des Volks seine besondern Richtungen. Doch wir wollen damit keinen Tadel aussprechen; das aufgestellte Bild der Lustigen von München ist sehr gelungen.

Zum Schlusse gibt uns der Verf. eine mysteriöse Erzählung: „Vergißmeinnicht, oder: das nie gesehene Bild". Der erstere Titel spricht richtiger den Inhalt dieser geistvollen Fiction aus als der letztere; denn das Bild wird ja am Ende noch besehen. Diese kleine Erzählung ist mit vieler Liebe behandelt; es ist nach unserer Meinung kein langweilender Abschnitt darin, wie fast in jeder der übrigen Novellen, „Das Fest aller Seelen" ausgenommen. Es scheint, als wenn Hrn. Spindler die Entwickelung der Intrigue (der dritte und vierte Act seiner Schau- und Trauerspiele) etwas schwer fiele. Allerdings müssen Ruhepunkte in der Erzählung sein, welche unvermerkt die Entwickelung vorbereiten; aber auf diese Ruhepunkte muß der Erzähler und Dichter grade den höchsten Fleiß wenden. Sie dürfen nicht müßig, am wenigsten ganz überflüssig erscheinen und müssen im nothwendigen Zusammenhange mit dem Ganzen stehen.

Wir sind weit entfernt, über Hrn. Spindler's schriftstellerische Thätigkeit abfällig oder gar wegwerfend urtheilen zu wollen. Geist und Anlage gelten uns überall, wo wir ihnen begegnen. Deutschland hat mit Interesse seine Leistungen bisher aufgenommen, und wir würden ernstlich bedauern, wenn er durch zu flüchtige Arbeiten sich der Ansprüche auf Dankbarkeit des Publicums, welches geistreich amusirt sein will, begäbe. Zu viel schreiben, zu schnell schreiben, Alles niederschreiben, was eben die Einbildungskraft zusammenbraut, das kann zu nichts führen. Leider ist besonders unsere schöngeistische Literatur von der Genialitätseitelkeit so angesteckt, daß es ein Jammer ist. Jeder Stümper schüttelt aus seinen langen Pantalonsärmeln unreife Possen, Novellen, Erzählungen, Theaterstücke u. s. w. zu Dutzenden, und wir, das beklagenswerthe Publicum, müssen diese seichte, saft- und kraftlose Speise hinterwürgen, als gälte es blos, den Bauch zu füllen, während Geist und Herz leer bleiben. Ungern sähen wir den Liebling des gebildeten Publicums dieser Sünde theilhaftig werden; und vielleicht gelingt es uns, durch zeitige Warnung Hrn. Spindler zu bewegen, nicht zu bald und vor der Zeit auf den errungenen Lorbeern auszuruhen und die gemachten Eroberungen als ihm anzusehen.

M.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Im Allgemeinen ist zu Neujahr hier keine Polizei gemacht worden. Was bedarf man mehr in so unruhiger Zeit! Das

juste milieu hat daraus die Ueberzeugung geschöpft, daß Jean Potage, genannt le peuple, alles Mögliche treibt, nur nicht Das, was man so sehr fürchtet, Politik. Diese ist ein Geschäft geworden, ein Handwerk. Ein Mann steht derselben vor wie einer genfer Uhrenfabrik. Dieser Mann ist der König. Die Minister sind die Directoren, welche die Arbeit leiten, und die Polizei und die Magistratur treiben die Maschinen, welche Federn, Ketten, Kapseln, Zeiger und Räder machen. Wenn man die Sache genau untersucht, so hat die Freiheit der Presse für die Unmöglichkeit der Revolutionen gesorgt; denn das Volk ist buchstäblich damit zufrieden, wenn seine Feinde auf dem Papier erschlagen werden.

O glückselige Zeit, die unsere, thatenreiche Zeit der Druckerschwärze! warum mag man dich wol verfolgen als Hochverrätherin? Etwa darum, daß du die Menschen vom Handeln zum Denken, von der physischen Kraft zur moralischen brachtest? oder weil du den Königen sagtest, sie würden besser mit ihren Ohren hören als mit andern und mit ihren Augen sehen als mit andern, wodurch eine ganze Menge von Augen und Ohren außer Cours kommen könnten? oder endlich weil du Vergebung aller Sünden, Gnade für Rache, Frieden für Krieg und Gleichheit vor dem Gesetze erbatest?

Wahrhaftig, die Menschen sind nicht politischer, aber besser geworden; denn sie schlagen sich mit Gründen und nicht wie ehemals, wie Thiere der Wüste, sobald sie sich erblicken. Mag man immer sagen, die Civilisation laufe in Siebenmeilenstiefeln und man müsse ihr Schienen anlegen; kein Mensch von Verstand wird mich Lügen strafen, wenn ich behaupte, daß wir diesem Schnelllauf ein Methusalemsalter verdanken. Warum sollte man Steine unter die Räder des Kronos werfen, blos damit er später ans Ziel komme?

Als ich vor Kurzem eine Million Menschen dahier in Bewegung, in Gährung, in Erbitterung, im Zorne gegen die Regierung sah, weil dieselbe augenscheinlich die Rechte und die Freiheit der Personen einem Plane wider eine Idee, vielleicht nur ein Utopien noch, zum Opfer bringen wollte, und darob der König sogleich die Kammern versammelte, dachte ich wol nicht ohne Grund in Bezug auf frühere Zeiten, die Masse würde sich regen, sprechen wenigstens. Ich irrte mich. Die Masse schwieg, denn ihr war Recht geworden, und sie hatte durch ihre Organe der Presse alle Pfeile ihres Köchers geleert. Es lebe der König! riefen die Constitutionnellen, und die Demokraten antworteten: Qu'il vive! und Keiner von ihnen Allen, so sehr sich ihre Zahl durch die Misgriffe der Royalisten vergrößerte, hatte nur den Gedanken an gewaltsame Reformen, an eine Umwälzung.

Ist das kein Fortschritt? Ganz gewiß, und es ist einer von denen, die in besagten Siebenmeilenstiefeln gemacht wurden.

Lafayette sagte letzthin, Europa habe es den geläuterten Ideen und der Presse Frankreichs zu danken, daß es nicht ganz anarchisirt worden. Und er sprach die Wahrheit; denn wenn die rohen entfesselten Kräfte sinnlos wie im Jahre 1789 und 1793 gewaltet hätten, so stände vielleicht jetzt kein Thron und kein Gesetz fest in diesem Welttheil. Politische Aufklärung hat das Volk im Zaume gehalten, die Achtung und die Einsicht der Nothwendigkeit gesetzlicher Ordnung.

Hiermit will ich natürlich weder einer Faction noch den Ausschweifungen der Presse und einzelner Schriftsteller das Wort reden. Ihre Schädlichkeit ist an sich erwiesen. Ich will nur sagen, daß man um des isolirten bösen Willens kein nützliches Werkzeug aufgeben, daß man das Gift nicht aus der Pharmakopöe verbannen soll, weil es Gift ist, und weil hier und da ein Mörder sich dessen bedienen könnte. Die Preßfreiheit ist ein Unguent, aber das allernothwendigste Heilmittel der Gesellschaft. Mögen Gesetze dafür sorgen, daß kein literarischer Apotheker es an Borgias und Brinvilliers verhandele. Wahrheit, nichts als Wahrheit!

Uebrigens bemerke ich, daß die hiesige viel gerühmte unabhängige Presse eine egoistische, feile Dienerin ist. Sie wird durch die Verhältnisse censirt, ermordet und durch die Verhältnisse wiederum zu extremer Ausgelassenheit bewogen. Daran ist der traurige leichtsinnige Charakter des Franzosen schuld. O, man möchte weinen, wenn man sieht, wie hier die großen Worte für Geld und die schnödesten Schmähungen für selbstsüchtige Menschen nur wieder für Geld gemacht werden. Da ist nicht ein Gedanke, der aus freier Brust, der aus dem Patrioten aufsteigt. Wie trübe Nebel verbreiten sie sich, und wenn sie schwarz gedrängt in Wolken sind, so regnen und donnern sie, um die Hitze abzukühlen! Zu allen — — mit dieser physikalischen Freimüthigkeit!

Wenn die Deutschen wie ich wüßten, wie es mit den Franzosen und ihren Koryphäen beschaffen ist, sie würden sich schämen, sie gelobt zu haben. Das geringste ihrer Laster ist, daß sie wie Schwefelspäne nur so lange brennen, bis das Licht angezündet worden. Doch so ein Patriotismus sieht einer Nation ähnlich, die eine Revolution in drei Tagen macht, welche, wenn sie vierzehn nur dazu gebraucht hätte, nicht möglich gewesen wäre. Ich habe Gelegenheit gehabt, Männer von Einfluß in der Nähe zu beobachten, ich habe auch die hiesigen ersten Publicisten kennen gelernt. Dies war hinreichend, mich zu überzeugen, daß Das, was Voltaire von seinen Zeitgenossen sagte, noch jetzt ganz wahr ist. Es ist ihnen nicht einmal möglich Freunde zu haben, aus der Ursache, weil die Freundschaft nicht alle Wochen wie ein System, wie eine Ansicht, wie Glaube und Politik wechselt. Und dann noch immer der unerträgliche napoleonsche Dünkel. Sie haben keine Triumphe mehr, darum bauen sie Triumphbogen und Obelisken, sie führen keinen Krieg mehr, darum schreien sie Victoria im Theater. Sogar die Künstler sind nicht kosmopolitisch, und jeder von ihnen fühlt sich verletzt, wenn man dem Auslande da und dort ein Verdienst oder eine Tugend zuschreibt, die Frankreich abgeht. Im Allgemeinen läßt sich ein merkwürdiges Urtheil über die Nation fällen, dieses nämlich: Der Einzelne ist schlecht, die Masse allemal gut. Kurz, wenn man einem Volke etwas von Frankreich wünschen mag, so ist es seine Nationalität. Sie fehlt unserm Vaterlande, das nur individuel gut und groß ist, sie fehlt auch Italien, das in Lastern stark, und Spanien, das einzig in Muth und Ausdauer und leider nur arm an Geist ist.

Man gibt jetzt hier eine Komödie, die die heutigen Franzosen aufs drolligste persiflirt. Sie führt den Titel: „Le prix de la folie". Der Verf. war nicht so glücklich wie ich, er wußte nicht, wem er die Krone der Narrheit ertheilen sollte, so unendlich viel Narren und so mancherlei ausgezeichnete Narren fand er. Ich habe bemerkt, daß das Publicum mit der größten bonhomie die herbsten Ausfälle, die derbsten Kritiken seiner Lieblingsthemen ertrug. Die Pariser gleichen, was dies anbelangt, den Wienern, welche sich Alles von einem Wiener, aber nichts von einem Fremden sagen lassen. 29.

Kritisches Nachwort über das Wesen der Geistesstörungen. Von Friedrich Groos. Heidelberg, Groos 1832. Gr. 12. 6 Gr.

Beleuchtung des Endzwecks und der Resultate der Philosophie. Als Anhang zu seinen „Schüchternen Blicken in die Tiefen der Philosophie" von Friedrich Groos. Karlsruhe, Groos 1833.

Der berühmte Verf. beschenkt uns unter vorstehenden Titeln mit zwei neuen Erzeugnissen seines Geistes, die, wenn schon nicht dem Umfang, doch dem Inhalt nach bedeutend sind. Beide erscheinen als Anhänge zu frühern von dem Verf. herausgegebenen Werken; jedoch ermangeln sie dessenungeachtet auch einer gewissen Selbständigkeit nicht.

Die erste Schrift, das „Kritische Nachwort", enthält gleichsam eine kurze Recapitulation der ganzen wissenschaftlichen Thä-

tigkeit des Verf., sofern sie sich auf Psychologie und psychische Medicin bezogen hat. Sie verweilt insbesondere bei den Punkten länger, über welche dem Verf. kritische Einwendungen zugekommen sind, sucht auf diese Veranlassung früher aufgestellte Sätze zu ergänzen, zu erläutern, zu vertheidigen, und schließt mit der Aufdeckung eines höchst unwürdigen Plagiats und Verwahrung seiner literarischen Eigenthumsrechte gegenüber von einem Hr. Buzorini, der ganze „Partien aus Groos' „Entwurf einer philos. Grundlage für die Lehre von den Geisteskrankheiten" (Heidelberg 1828) ohne des Verf. Namen auch nur einmal genannt zu haben, wiedergibt und geradezu als die seinigen vorträgt" in der Schrift: „Grundzüge einer Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten" (Stuttgart 1832), in welcher Schrift sich noch überdies „nicht minder als Groos und ganz in gleichem Sinne auch die ehrwürdigen Männer Nasse und Jacobi betheiligt finden" sollen. Wir haben nicht nöthig, die Ansicht des Verf., die einem großen Theil unserer Leser schon lange nicht mehr unbekannt sein kann, zu wiederholen. Nur das sei erwähnt, daß die hier gegebenen Erläuterungen hauptsächlich die Behauptung zu ihrem Mittelpunkt nehmen, nach welcher Verrücktheit nothwendig durch zwei Factoren, nämlich eine psychische Negation (Unweisheit, Leidenschaftlichkeit) und ein Somatisch-positives (alienirter Centralpunkt des Nervensystems) bedingt wird. Nach der noch vorherrschenden Richtung unserer Physiologie und Heilkunde war es zu erwarten, daß der psychische Factor des Verf. den Hauptangriffen ausgesetzt sein würde. Ihn zu vertheidigen, und, wie uns dünkt, siegreich zu vertheidigen, ist deshalb in vorliegender Schrift Hauptgeschäft des Verf. Die Gegner desselben arbeiten ihm größtentheils auch auf eine sehr naive Weise in die Hand. Indem sie das Irresein nur somatisch bedingt wissen wollen, da sich nirgend ein psychisches Agens auffinden lasse, kann er ihnen getrost antworten: Das eben ist es, eine — Negation. Indessen auch Denjenigen, welche die Bekanntschaft von Groos auf diesem Felde noch nicht gemacht haben, ist diese Schrift sehr zu empfehlen. Sie wird ihnen einen allgemeinen Ueberblick über die Richtung des Verf. geben und sie aufs beste zum Studium seiner größeren Schriften einladen und einleiten.

Die andre der oben genannten Schriften ist ein Anhang zu dem im Titel aufgeführten, ein Jahr früher erschienenen Werke des Verf. Sie ist philosophischen Inhalts und betrifft insbesondere den Zweck des Philosophirens. Wenn die Speculation sich immermehr von ihrem ursprünglichen Bedürfnisse, von der Sehnsucht, welcher sie ihre erste Entstehung dankte, entfernt, wenn sie immer mehr zu einer Sache der Ostentation, weltlicher Eitelkeit, wenn ich so sagen darf, eines selbstgefälligen Spiels der Intelligenz mit ihrem eigenen Vermögen zu werden droht, aber dem besonnensten Gemüth keinen Trost, keine Beruhigung, keine Stärke gibt, ja dasselbe wol veranlaßt, sich von ihr unzufrieden loszusagen — so muß man sich wahrhaft einer Richtung des Philosophirens freuen, die, vom wärmsten Lebenshauche durchdrungen, jenem heiligen Durst nach Wahrheit ungekränkt sein Recht angedeihen läßt, und ihn nicht mit einem Häuflein wohlgeordneter Begriffe wie zum Spotte abzuspeisen gedenkt. — Den ganzen Gewinn, den der Verf. mit den vorliegenden Betrachtungen erworben hat, spricht er selbst am Schlusse des Büchleins mit den Worten aus: „Hinweg mit den Fesseln der Systeme für freigewordene Denker! wenngleich nicht mit den Systemen selbst! Sie sind, diese so vielfältigen Systeme, nämlich von schöpferischen Genien nur zur Uebung und Stärkung unserer Kräfte und zur Erringung unserer Selbständigkeit erfunden, nicht zu unserer Knechtschaft geschmiedet worden." Welche unverantwortliche Ketzerei in einer Zeit, die sich des absoluten Wissens rühmt, und daß die Wahrheit nur im Systeme wirklich sei. Der Wechsel der Systeme, deren jüngst gebornes jedesmal ewig zu leben glaubt, bezeugt ihm, daß alle das Gesetz alles Endlichen in sich tragen, geboren zu werden, zu blühen und zu sterben. Sie können also nicht Zweck, nur Mittel sein: Mittel nämlich, um den Trieb nach Wahrheit, der nur in einem unendlichen Streben zu seinem Ziele kömmt, zu üben. Denn, nimmt er mit den Stoikern an, es ist überhaupt bei den Trieben nicht um Erwerbung ihres Gegenstandes zu thun, sondern nur um die erregte Thätigkeit selbst, also um einen subjectiven Zweck. Armer Gewinn, reiche Demüthigung für den Systemenhochmuth eines sophistischen Strebens, aber zugleich eine unschätzbare Andeutung zur Apologie des Philosophirens als einer Kunst des menschlichen Geistes, und zugleich ein wahrer Labetrunk für Die, denen die Forschung durch ein Bedürfniß des Gemüths bedingt wird, denen sie Angelegenheit des Herzens ist — ein Labetrunk, zu dessen vollem Genusse wir durch unsere Andeutung des Inhalts nur einladen konnten.

12.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neue Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

21. Matthiä (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 15½ Bogen auf gutem Druckpapier. 20 Gr.
22. *Mengotti (Francesco)*, Del commercio dei Romani ed il Colbertismo. Memorie due. Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche herausgegeben von *G. B. Ghezzi.* Gr. 12. 21 Bog. auf gutem Druckp. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.
23. Mickiewicz (Adam), Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Litthauens und Preussens Vorzeit. Übersetzt von K. L. Kannegießer. 1834. Gr. 12. 5 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 14 Gr.
24. *Most (Georg Friedrich)*, Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben. In zwei Bänden. Erster Band in 4 Heften: Einleitung und die Artikel ABLACTATIO—HYSTRICIASIS. Gr. 8. 58 Bogen. Subscriptionspreis jedes Heftes von 12—14 Bogen auf gutem weissen Druckpapier 20 Gr.
25. Neigebaur, Handbuch für Reisende in Italien. Zweite sehr verbesserte Auflage. Gr. 8. 39 Bogen auf gutem Druckpapier. Cart. 2 Thlr. 16 Gr.
26. Petrarca's (Francesco) sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 38½ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr. 6 Gr.
27. Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Zweite, neu geordnete, berichtigte und ergänzte Auflage. Drei Bände. Gr. 8. 149½ Bog. Subscriptionspreis 9 Thlr. 8 Gr.
   - Erster Band in zwei Abtheilungen: Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. 78½ Bogen. 4 Thlr. [illegible]
   - Zweiter Band: Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. 31 Bogen. 2 Thlr.
   - Dritter Band: Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. 39½ Bog. 2 Thlr. [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1834.

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister. Aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben von Ludwig Schorn. Erster Band, enthaltend der Originalausgabe ersten Theil. Mit 30 lithographirten Bildnissen. Stuttgart, Cotta. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Das Werk des Vasari besitzt schon im Original einen hohen Werth, einen erhöhten in der vorliegenden deutschen Bearbeitung. Georg Vasari ist der erste nicht nur, sondern auch der geistreichste und anmuthigste unter Denen, welche über die italienische Kunstgeschichte geschrieben haben. Er hat zwar sein Buch nicht streng nach dem chronologischen Princip, noch mit Rücksicht auf verschiedene Schulen oder Hauptrichtungen der italienischen Kunst eingetheilt, sondern in einzelnen Lebensbeschreibungen, und diese in einer beinahe zufälligen Ordnung, doch nicht ohne Bedacht auf die Zeitfolge, die Gestalt und Entwickelung der Malerei und Sculptur, sowie der Baukunst und anderer verwandten Künste, z. B. der Mosaikarbeit, dargestellt. Es war ihm, wenigstens gewiß bei der ersten Ausgabe seiner Künstlerbiographien auch nicht um urkundliche Genauigkeit und Wahrheit in seinen Angaben zu thun; er ging damals, wie Hr. Hofrath Schorn S. x der Vorrede sagt, offenbar nur darauf aus, den Ruhm seiner vaterländischen Kunstgenossen durch anmuthige Erzählungen zu verbreiten, und war so wenig auf historische Genauigkeit bedacht, daß er sich sogar kein Gewissen daraus machte, für jeden Künstler, von welchem keine Grabschrift vorhanden war, eine erdichten zu lassen und sie ans Ende der Lebensbeschreibung zu setzen. Als er an die Besorgung der zweiten Ausgabe ging, die er mit so vielen Lebensbeschreibungen gleichzeitiger Künstler vermehrte, war wol, durch die vielleicht ihm selbst unerwartete Wirkung, die seine Arbeit hervorgebracht hatte, sein historisches Gewissen erwacht, weshalb er sich in der Zueignung an Cosmus von Medici über seinen frühern Leichtsinn durch die Bemerkung zu rechtfertigen sucht, daß er selbst nicht wisse, wie manche Dinge in jene Ausgabe sich eingeschlichen hätten. Es sind auch zu jeder Zeit Berichtigungen des, obzwar in der zweiten Ausgabe schon historischern Textes vorgebracht worden. Man hat zumal in den jüngsten Jahrzehenden durch das Studium der Geschichte der wiedererwachten Kunst im Mittelalter, durch die urkundlichen Forschungen, die namentlich der Freiherr von Rumohr in Siena und andern Orten anzustellen sich nicht verdrießen ließ, Manches, was bisher in den Erzählungen des Vasari auf festem Grunde zu stehen schien, als unhaltbar oder doch als unsicher erwiesen; man hat sogar einzelne biographische Darstellungen, wie diejenige des humoristischen Malers Buffalmacco, für mythische Figuren oder Erfindungen des Kunstnovellendichters ausgegeben. Allein, wie sehr das Einzelne in diesen Geschichten bloße Sage oder auch bloße Dichtung des Darstellers sein mag, so trägt doch das Ganze jeder Darstellung, und im Zusammenhange mit dem Geist und Ton des Ganzen auch das Einzelne den Stempel innerer Wahrheit. Es ist, wenn auch erfunden, doch so erfunden, daß es wahr sein könnte; und die Worte Quandt's im Vorwort zum deutschen Lanzi (S. III) sprechen ganz die Ueberzeugung des Ref. aus: Selbst das Fabelhafte einiger Lebensbeschreibungen des Vasari gibt ein Bild des Menschen, weil die Dichtungen doch dem Charakter Dessen, von welchem sie erzählt werden, gemäß gehalten sein müssen, mithin doch immer ein Charakterbild, wenn auch nicht einem Spiegelbilde gleichzusetzen sind. Und grade die vereinigten Schilderungen des Lebens und der Kunst jedes einzelnen Künstlers, verbunden mit den immer anziehenden, oft scharfsinnigen Reflexionen des Erzählers über die Wechselwirkung zwischen dem Charakter und den Schicksalen des Menschen und zwischen dem Fleiß und Erfolge des Künstlers, getragen und belebt von der classischen Schreibart des auch hierin kunstfertigen und geschmackvollen Aretiners, sind für den Künstler und Kunstfreund das Lehrreichste sowol als Unterhaltendste, was ihnen zur Einführung in das große und von Andern mit unglaublicher Trockenheit behandelte Gebiet der italienischen Kunstgeschichte dargeboten werden kann. Vasari erweckt Sinn und Interesse für die Kunst und befriedigt sie zugleich; sein Buch ist die Vorhalle der Kunstwelt seines Vaterlandes, und Niemand sollte Italien mit der Absicht, dessen Kunstschätze zu sehen, betreten, ohne sich zuvor durch Vasari's Künstlergeschichten vom Geiste der italienischen Kunst anwehen zu lassen.

Von besonderm Werthe ist für den Ref., sobald er den einen und andern Abschnitt im Vasari wiederliest, die sittliche Pragmatik seiner Kunstansicht. Es gehört wol mit zu dem Novellenartigen seiner Darstellung, eine Lebensbeschreibung mit einer allgemeinen Wahrheit, einem psychologischen Grundsatz, einer anerkannten Erfahrung einzuleiten, oder an das Erzählte Reflexionen in dieser oder einer andern Richtung anzuknüpfen. Vasari thut es aber hier in solchem Verständniß des Künstlers und der Kunst und mit so richtigem Blick in den Zusammenhang zwischen Gesinnung und Beruf des Menschen, daß eben dadurch seine Kunstgeschichte zur Bildung eines lautern Gefühls und reinsittlichen Geschmacks ungemein beitragen muß. So, wenn er im Leben des florentinischen Malers Gaddo Gaddi (S. 114) sagt, seine Vorzüge vor andern Künstlern haben vielleicht von seiner Freundschaft und seinem vertrauten Umgange mit Cimabue hergerührt:

Denn — heißt es weiter — diese Beiden fühlen sich, entweder aus Uebereinstimmung der Naturen, oder durch Güte der Herzen eng verbunden, und indem sie sich oft unterhielten und sich freundlich über die Schwierigkeiten der Kunst besprachen, erwachten in ihnen viele schöne und große Gedanken. Dies geschah um so leichter, als sie die reine und liebliche Luft von Florenz umgab, die gewöhnlich zarte und sinnige Geister erzeugt, und jenen Ueberrest von Rauheit und Plumpheit, welchen die Natur meist nicht fortschaffen kann, noch durch den fortdauernden Wetteifer verdrängt, den sie unter den vorzüglichsten Künstlern erweckt. Und übrigens sieht man deutlich, daß alle Dinge schnell zu großer Vollkommenheit gedeihen, welche unter Menschen besprochen werden, die in der Freundschaft nicht von einer doppelten Rinde umgeben sind, ein Vorzug, dessen freilich nur Wenige sich rühmen können. Wer bei den Kenntnissen, die er erlangt, ihre Schwierigkeiten mittheilt, der reinigt, erhellt und erleichtert Andern den Weg in solchem Maße, daß er sich großen Ruhm verdient; während Einige, elend gesinnt, da, wo sie in freundlichem Verkehr stehen, unter dem Scheine der Wahrheit und Liebe aus Neid oder Bosheit ihre Gedanken verstecken und dadurch die Künste nicht so schnell zu der Vollkommenheit gelangen lassen, die sie erreichen würden, wenn alle erfindsamen Geister jene christliche Liebe umfaßte, die Gaddo und Cimabue und ebenso Andrea Tafi und Gaddo verband.

Aehnliches sagt Vasari aus Veranlassung des zwischen Simon Memmi und Taddeo Gaddi bestandenen Freundschaftsbundes (S. 290). Den Werth guter Sitten des Künstlers schildert er in dem Leben des Ambruogio Lorenzetti aus Siena (S. 252), und hebt ihn auch an Andrea Orgagna (S. 305) besonders hervor. Dort wird gesagt:

Ambruogio verlebte seine übrigen Tage zu Siena, geehrt und geliebt, denn er war nicht nur ein vortrefflicher Maler, sondern hatte sich auch in seiner Jugend in den Wissenschaften geübt, die ihm bei seiner Kunst nützliche und angenehme Begleiter waren und sein Leben so schmückten, daß sie ihn nicht minder liebenswerth machten als seine Gabe der Malerei; zu allen Zeiten hatte er dadurch Umgang mit gelehrten und tugendsamen Leuten und ward sehr zu seinem Ruhm und Nutzen in Geschäften der Republik gebraucht. Die Sitten Ambruogio's waren in jeder Hinsicht lobenswerth, und mehr denen eines Edelmanns und Philosophen als eines Künstlers ähnlich; auch war er, was die Klugheit der Menschen am meisten beweist, stets geneigt, sich mit Dem zu begnügen, was das Leben und die Zeit darboten, und ertrug deshalb mit Mäßigung und Geduld das Gute wie das Schlimme, was ihm vom Schicksal kam. In Wahrheit läßt sich nicht in Worten schildern, wie sehr ein anmuthiges Betragen, Bescheidenheit und Sittlichkeit allen Künsten ein ehrenvolles Geleite sind, vornehmlich aber denen, welche aus Verstand und Größe des Geistes hervorgehen; deshalb sollte ein Jeder trachten, sich ebensowol hierdurch wie durch Vorzüglichkeit in der Kunst Liebe zu verdienen.

Dagegen weist Vasari an dem florentinischen Maler Lippo (S. 394) auf das Misgeschick entgegengesetzter Eigenschaften hin. Ferner, bei Starnina (S. 385) berührt er die Vortheile des Reisens für die Bildung des Künstlers; bei Don Lorenzo (S. 399) rühmt er den Fleiß der toscanischen Mönche, besonders der kunstergebenen Väter in dem berühmten Kloster der Engel; mit besonderm Nachdruck hebt er die Erscheinung geistiger Größe und sittlicher Anmuth in den Werken der alten Maler und Bildner heraus, so bei der Madonna des Spinello (S. 378), so in der ganzen Reihe der Entwickelung der sich von den Fesseln des starren byzantinischen Styles losreißenden Kunst der ältern italienischen Meister, wiewol hierin Vasari einseitig am liebsten die Toscaner darstellte, während sich mit Cimabue gleichzeitige und ältere Meister, namentlich zu Siena, welche den Formen traditionneller Kunst Leben und Geist einzuhauchen begonnen hatten, nachweisen lassen.

Es ist somit schon an und für sich ein dankenswerthes Unternehmen, welches auch durch die von Quandt und Wagner besorgte Herausgabe des deutschen Lanzi nicht entbehrlich gemacht worden war, das Werk des Vasari in einer Uebersetzung zum deutschen Eigenthum zu machen. Um desto mehr verdient aber Anerkennung, wer sich dieser schwierigen Aufgabe unterzieht, als die alterthümliche Sprache und die für seinen Gegenstand begeisterte Darstellung des Vasari zu treffen, nur bei dem gründlichsten Studium und unermüdlichstem Fleiße gelingen kann. Mit Recht empfiehlt der Herausgeber die Arbeit seines Freundes, der, ein Mann von vielseitiger Bildung, seit einer Reihe von Jahren einen diplomatischen Posten in Rom bekleiden soll. Er hat wörtliche Treue mit dem novellenartigen Tone und alterthümlichen Hauche des italienischen Originals zu verbinden gewußt. Bei ganz überflüssigen Wiederholungen, die sich jedoch Vasari selten zu Schulden kommen läßt, hat sich der Uebersetzer Abkürzungen erlaubt.

In der Anordnung und Einrichtung des Werkes ging der Herausgeber von dem Gesichtspunkte aus, daß zwar die von Vasari selbst veranstaltete zweite Ausgabe seiner Biographien (Florenz, Giunti, 1568) in Allem zu Grunde zu legen sei, für den deutschen Leser aber doch hauptsächlich nur der historische Theil des Werkes eigentlichen Werth habe; daß daher, um die Ausgabe nicht unnöthig zu vergrößern, sowol die theoretischen als die blos beschreibenden Theile ohne Nachtheil hinwegbleiben könnten. So fehlen denn hier die allgemeine Einleitung und die Abhandlungen über die Architektur, Sculptur und Malerei. Indessen wird doch (Vorrede S. v) den Künstlern gerathen, diese letztern Abhandlungen wegen der darin ertheilten technischen Anweisungen, die zumal in der Uebersetzung nicht

verständlich genug ausfallen möchten, in der Originalsprache zu lesen. Ferner ist auch der Brief des Adriani über die antike Kunst ausgelassen, ebenso Anderes, was dem Zweck einer Kunstgeschichte und zwar der mittlern Zeiten bis in das 16. Jahrhundert noch entfernter liegt. Auch ist Dasjenige, was in der Einleitung in die Lebensbeschreibungen, welche hier in der Uebersetzung gegeben ist, über die antike Kunst gesagt wird, ohne Bemerkungen und Berichtigungen geblieben, weil es in ein ganz anderes Gebiet der Kunstgeschichte gehört. Anstatt dieser Auslassungen gedenken Uebersetzer und Herausgeber dem letzten Bande zwei vollständige Register beizufügen, eines mit den Namen der Künstler, das andere mit denen der Orte, wo sich zu des Verf. Zeit die von ihm angeführten Kunstwerke befanden, und wo sie gegenwärtig sind.

Der Text ist unverändert stehen geblieben trotz seiner unzähligen Irrthümer, um dem Autor seine ursprüngliche Gestalt mit der möglichen Treue zu bewahren. Dagegen bemühte sich der Herausgeber, aus den Anmerkungen seiner italienischen Vorgänger nur das Wesentliche auszuheben und dem Leser alle Wiederholungen, alles unnütze Raisonnement, alle unfruchtbaren Streitigkeiten zu ersparen, dergleichen besonders der sienesische Pater Della Valle in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts erhoben hatte, um der Vorliebe des Vasari für florentinische Meister mit einem ebenso einseitigen Enthusiasmus für sienesische entgegenzutreten. Aus den neuern Werken von Lanzi, d'Agincourt, Cicognara u. A. m., sowie aus des Herausgebers eignen Reisetagebüchern sind Verbesserungen beigebracht, und Herr von Rumohr hat denselben gleichfalls mit seinem Rath und Bemerkungen unterstützt. So ist nun das Werk wo nicht eine erschöpfende Kunstgeschichte, doch ein möglichst richtiger Complex Dessen, was in den Kreis der Darstellung des Vasari gehört.

Die in Holz geschnitzten Bildnisse, womit Vasari seine zweite Ausgabe zierte, und welche in der spätern florentinischen Ausgabe des Manolessi und in der römischen des Bottari mit noch andern vermehrt wurden, sind bisher in schlechten Nachstichen wiedergegeben worden. So bedingt der Werth derselben im Allgemeinen ist, so gehören doch die von Vasari selbst bekanntgemachten zu den historischen Documenten seines Buchs; denn sind auch viele derselben wenig treu oder sogar irrig gewählt, so ist es in mancher Beziehung schon von Werth, zu wissen, welche Bildnisse Vasari für echt angesehen, und wo sich diese befanden. Daher schien es dem Herausgeber am zweckmäßigsten, sie für die gegenwärtige Uebersetzung in genau lithographirten Nachbildungen der Originalholzschnitte zu wiederholen, um auch hierin der von Vasari selbst besorgten Ausgabe des Werks so nahe als möglich zu bleiben (S. XXI). Professor Schlotthauer an der Akademie der bildenden Künste zu München hat die Uebertragung auf den Stein durch jüngere Künstler geleitet, und es hat sich darin dieselbe den Holzschnitt repräsentirende Treue bewährt, wie bei der früher von Schlotthauer veranstalteten Lithographie des Todtentanzes von Hans Holbein. 62.

Ausführliche Volksgewerbslehre, oder allgemeine und besondere Technologie, zur Belehrung und zum Nutzen für alle Stände. Nach dem neuesten Zustande der technischen Gewerbe und deren Hülfswissenschaften, bearbeitet von J. H. M. Poppe. Erster Band. (Erste bis dritte Lieferung.) Allgemeine Technologie. Mit 6 Steindrucktafeln. Stuttgart, Hoffmann. 1833. Gr. 8. Preis einer Lieferung 12 Gr.

Als einst die schottischen Branntweinbrenner ihr Produkt in London so wohlfeil verkauften, daß die londoner keine Concurrenz halten konnten, brachten es Letztere dahin, daß auf den schottischen Branntwein ein Eingangszoll gelegt wurde; aber wie auch immer dieser von Zeit zu Zeit erhöht ward, immer hielten die Schotten Concurrenz; denn sie hatten ihre flachen Destillirblasen erfunden, durch deren schnellen Abtrieb sie mehr Produkt erzeugen konnten. Nun geht es jetzt den Deutschen nicht viel besser als damals den Schotten, die Abgaben wachsen täglich, mit oder ohne Stände, und es gibt heutiges Tages keinen härter lautenden Reim als Sujet und Budget, da noch überdies nicht einmal eine Hoffnung zur Milderung der heimlichen Dissonanz vorhanden ist, je mehr die Auswanderungen zunehmen, denn die Zurückbleibenden müssen immer die Passiva der Erblasser übernehmen. So gibt es denn nur eine Abhülfe: den Ertrag jeden Gewerbes so zu steigern, daß er einem gelegentlich bevorstehenden Volksbankrott vorbeuge; eine Gewerbslehre ist aber eben deswegen auch eine Erwerbslehre, und wenn diese einen bessern Anklang beim Volke als des philanthropischen von Heyn „Rechtsverfassung" bei den Fürsten findet, so verdient Hr. H. Poppe sich sicherlich von jenem eine Bürgerkrone, von diesen irgend einen hohen Orden, sein wohlmeinendes Herz zu schmücken.

In der That, das Werk ist zeitgemäß; nur, fürchten wir, wird es grade weniger in die Hände kommen, in denen es am nützlichsten wäre, wenn man nicht etwa von oben herab darauf bedacht ist, dasselbe in allen schon bestehenden und noch zu errichtenden Industrie- und Sonntagsschulen für Handwerker einzuführen. Aber dazu ist wenig Hoffnung; denn der Staat braucht seine Gelder nothwendiger als für Bücher und Schulmeister, die doch auch dabei sein müßten; wollte sich aber eine Gesellschaft stiften: „Hilf Dir selbst, so hilft der Himmel", um die Bücher zu kaufen, zu vertheilen, so würde sie ebenso bald wieder ihrer Hülfe enthoben werden. Kurz, wir sehen nur, daß die Noth groß, aber auch keine Aussicht auf Hülfe da ist; denn, wie der Russe sagt: „der Himmel ist hoch, und der Kaiser wohnt weit", uns Deutschen aber sitzen Zölle und sonst nur mögliche Erwerbshindernisse auf dem Nacken.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte. „Die allgemeine Technologie liefert", nach dem Verfasser, „eine Zergliederung der technischen Gewerbe in die verschiedenen darin vorkommenden Verarbeitungsacte, stellt von den so erhaltenen Theilen alle diejenigen zusammen, welche in Hinsicht des beabsichtigten Zweckes Aehnlichkeit miteinander haben, welche bei den verschiedenen Handwerken, Künsten und Fabriken zugleich gültig sind, und weist sie in den verschiedenen Gewerben da nach, wo sie vorkommen." Auf diese Weise handelt sie ab: „Alle Acte der Zerkleinerung der verschiedenen Naturkörper und der Absonderung gewisser Theilchen derselben von andern Theilen, alle Acte der Zusammenhangsverminderung oder Auflockerung, alle Acte der Verbindung gleichartiger und ungleichartiger Stoffe, alle Acte der Verdichtung, und alle Acte der Gestaltung, Bildung und Verschönerung. In der allgemeinen Technologie muß man aber auch die verschiedenen Arten der Bewegung und der bewegenden Kräfte, die verschiedenen Methoden, Kräfte auf die vortheilhafteste Weise an die benöthigten Stellen hinzupflanzen (?) und zu benutzen, sowie manche chemische Lehren und Operationen kennen lernen. Die specielle Technologie hingegen beschreibt jedes einzelne technische Gewerbe besonders oder im Ganzen, vom ersten Grade

der Verarbeitung an bis an das Ende, oder den letzten Grad dieser Verarbeitung, z. B. die ganze Mehlbereitung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Essigfabrication, Lederfabrication, Leinwand-, Wollen-, Baumwollen-, Seidenmanufactur, Hutmacherei, Lichterfabrication, Zuckersiederei, Steingut- und Porzellanfabrication, Glasfabrication, Münzkunst, Uhrmacherkunst u. s. w. Sie gibt auch an, besonders durch Hülfe der in der allgemeinen Technologie vorkommenden Lehren, wo Manches noch besser einzurichten wäre; sie zeigt, wo neue Erfindungen in ihnen eingeführt, diese oder jene mit der Verarbeitung verbundenen Gefahren verhütet werden könnten u. s. w."

Wie der Titel ergibt, beschäftigt sich der erste Theil oder die drei ersten Lieferungen mit der allgemeinen Technologie, und wir finden daher in ihm alle oben von dem Verf. übersichtlich angedeuteten Gegenstände abgehandelt. Mit Zusammenstellung sowol als Vortrag kann man zufrieden sein; es ist Alles so eingekleidet, daß es wol auch der minder Gebildete verstehen kann; die erläuternden Figuren, zwar nur in Umrissen, sind doch genügend; nur wollen wir den Verf. darauf aufmerksam machen, daß bei manchen die bezeichnenden Buchstaben fehlen, sodaß der minder Gebildete Das und Jenes nicht verstehen wird. Im Texte ist uns gleichfalls hier und da etwas aufgestoßen, was zu wünschen übrig läßt, theils an der Abfassung, theils sonst. Um nur ein Beispiel anzuführen, die Bereitung der Lacke. Es würde indessen zu weit führen, wollten wir diese Punkte alle einzeln durchgehen; auch fragt sich, ob der Verf. das Weitere nicht in der speciellen Technologie bringt, für welchen Fall indessen eben über den fraglichen Gegenstand in der allgemeinen zu Viel gesagt wäre. Es scheint uns aber fast, er werde sich ziemlich auf die größern Gewerbe, welche er namhaft machte, beschränken, und wirklich wüßten wir auch nicht, wie er alle in dem einen Bande abhandeln wollte, ohne in die unnützeste Kürze zu gerathen. Und hier bedünkt uns, es sei der Plan des Werks nicht ganz zweckmäßig gefaßt.

Wenn nämlich eine solche Volksgewerbslehre wahrhaft nützlich werden soll, so muß namentlich auch das geringere Gewerbe ebenso gut als z. B. das Maschinenspinnwesen berücksichtigt werden. Die größern Fabrikanten, selbst noch die mittlern, sind immer Diejenigen, die mit der Zeit fortgehen, denen hinreichende Hülfsmittel, sich für ihr Gewerbe auszubilden, offen stehen. Nicht so ist es mit dem eigentlichen Handwerker, namentlich in kleinern Städten, auf dem Lande, wozu schon die bei diesen Leuten so sehr eingerissene Geheimnißkrämerei beiträgt. Ihre Fortbildung empfangen sie oft von Gesellen, welche aus größern Orten, Wien, Berlin u. a. O., zuwandern, vielleicht in polytechnischen Anstalten Unterricht genossen haben und nun, oft gut dafür bezahlt, Neues lehren. Für diese Gewerbe wäre eine specielle Technologie recht nützlich, welche sie unter Anderm auch auf den Zusammenhang ihres Gewerbes mit andern, und wie sie diesen benutzen können, sowie auf die brauchbaren neuen Entdeckungen und Erfindungen aufmerksam machte. Wie aber der Verf. in dem engen Raume von 36 Bogen solchen gewiß nicht übertriebenen Anfoderungen Genüge leisten will, sehen wir nicht ab. Man bedenke nur, daß Voigt's bekannter „Schauplatz", dessen Bändezahl schon über diese Bogenzahl hinausgeht, nur als eine Encyklopädie für jedes Gewerbe betrachtet werden kann. Man vergleiche ferner in der vortrefflichen „Encyklopädie" von Prechtl einzelne Gewerbe, die immer nur sehr summarisch, wenn auch genügend abgehandelt sind, z. B. Branntweinbrennerei, Buchbinder- und Buchdruckerkunst (beide allein 14 Bogen!), und man wird sich überzeugen, daß sich der Verf. eine wol nicht zu lösende Aufgabe gestellt hat. Kürzer aber als Prechtl seine Gegenstände behandelt, dürfte er sich doch auch nicht fassen, denn hier ist nichts Wichtiges übergangen und doch Alles aufs engste zusammengedrängt.

Indessen wir wollen nicht vorgreifen, sondern erwarten und nur das dem Verf. noch dringend ans Herz legen, daß er für ein recht vollständiges, keinen Kunstausdruck, weder der allgemeinen noch speciellen Technologie übergehendes Register sorge. 56.

Correspondenznachrichten.

Christiania, 13. Januar 1834.

Im verwichenen Jahre ist die norwegische Literatur mit mehren Zeitschriften bereichert worden, und es gibt jetzt fast keine Ortschaft in diesem Lande mehr, die nicht ihre eigene Zeitung hätte. Man äußert sich über alle Ereignisse des Tages, insonderheit über die Angelegenheiten des Staates mit der größten Freimüthigkeit; indessen fehlt es sogar den Blättern, die in der Hauptstadt, diesem Sitze der Bildung, herauskommen, noch sehr an guten Redacteuren. Das „Morgenblatt" behauptet in dieser Rücksicht einen entschiedenen Vorzug.

Unter dem Namen: „Vidar", geben einige junge Gelehrten wöchentlich ein Blatt literarischen Inhalts heraus, das außer sehr vielen Uebersetzungen, insonderheit aus dem Deutschen, auch Recensionen inländischer Schriften enthält. Man klagt aber sehr über die Parteilichkeit, deren sie sich gegen den sehr geschätzten Dichter S. O. Wolff, wie auch gegen Faye, der eine überaus verdienstvolle Sammlung norwegischer Volkssagen herausgab, schuldig gemacht haben. Bei einem so kleinen Publicum wie das norwegische kann die zarte Pflanze einer selbständigen Literatur solchen Stürmen unmöglich trotzen. Der geniale Verfasser des Epos: „Der Mensch, die Schöpfung und der Messias", Vergeland, glänzt nun auch als Volksredner und stiftet durch gemeinnützige Schriften viel Gutes.

Von den „Sammlungen zur Geschichte des norwegischen Volkes und seiner Sprache" sind die ersten drei Hefte ans Licht getreten. Für dieses durchaus gelehrte Werk arbeiten insonderheit die Alterthumsforscher Berg und Munthe. Unter den Abhandlungen heben wir eine des Professors Hansteen heraus, in welcher er beweist, daß die Schlacht bei Stiklestad, in welcher der heilige Olaf das Leben verlor, nicht, wie man bisher angenommen, den 29. Juli 1033, sondern Montags den 31. August 1030 geliefert worden ist; denn an diesem Tage herrschte jene große Sonnenfinsterniß, deren Snorro Sturleson ausführlich Erwähnung thut. Daß indessen sein Fest beständig in der katholischen Kirche am 29. Juli gefeiert worden, rührt daher, daß der heilige Paulinus, Bischof von Trier, bereits den 31. August eingenommen hatte und nicht verdrängt werden durfte. Für die Chronologie ist dies ein höchst wichtiger Aufschluß.

Schon seit einigen Jahren ist das „Magazin für die Naturwissenschaften" geschlossen worden. Dagegen erhält sich die medicinische Zeitschrift: „Eyr". Auch unsere Aerzte bekamen seit dem October vorigen Jahres vielfache Gelegenheit, die asiatische Cholera zu beobachten, indem diese Seuche sich durch Einschleppung auch in hiesiger Stadt verbreitete und, als sie den höchsten Grad erreicht hatte, täglich 80 bis 100 Menschen, besonders aus den untern Classen hinwegraffte. Mit dem Sperrungssysteme hat man nirgends in Norwegen einen Versuch gemacht. Auch ward kein von der Krankheit Befallener gegen seinen oder seiner Familie Willen in die Lazarethe gebracht, sondern von eigens dazu angestellten Aerzten in seinem Hause behandelt. Nach etwa 30 Tagen brach sich die Gewalt der Seuche von selbst und hat jetzt ganz aufgehört.

Auch im verwichenen Sommer besuchten sehr viele Ausländer, insonderheit Engländer, unsre romantischen Gebirgsgegenden. Die dänischen Dichter Oehlenschläger und Ingemann hielten sich ziemlich lange hier auf. Einen kürzern Besuch stattete uns Schleiermacher ab. Noch traf er den ehrwürdigen Philosophen Treschow am Leben, und beide Männern schlossen sich einander auf das freundschaftlichste an. Wenige Tage hernach endigte ein sanfter Tod die Tage des Letztern in einem Alter von 81 Jahren. 71.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1834.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, von dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage, von E. Münch. In sechs Bänden. Ersten Bandes vierte und fünfte und zweiten Bandes erste bis dritte Lieferung. *) Stuttgart, Scheible. 1833. Gr. 8. Subscriptionspreis jeder Lieferung 5 Gr.

Man hat ein altes Märchen von einem bezauberten Hunde, der Alles erreichen und packen konnte, und von einem bezauberten Hasen, der nicht einzuholen war. Das fiel uns ein, als wir in dem Vorworte des Verf. (S. XIII) seine auch in d. Bl. (Nr. 255 f. 1833) mitgetheilte Ansicht von der Nothwendigkeit in den Schicksalen der Völker, die mit der größten Freiheit des menschlichen Willens verbunden sei, lasen. Wir waren begierig, wie der Verf. in der fernern Darstellung diesen Gegensatz auflösen würde. Freiheit, auch wol Frechheit ist uns grade genug in dem Verlaufe der neuern Geschichte vorgekommen; nur die Nothwendigkeit scheint in größern, allgemeinern Kreisen der Völkerschicksale erst sichtbar werden zu wollen, denen ein gewisser Entwickelungsgang im Ganzen vorgezeichnet ist. Wie man aber bei unsern beschränkten Gesichtskreisen nichts von der Kugelgestalt der Erde wahrnehmen kann, so ist auch wol das hier verzeichnete Segment der historischen Kugel noch zu klein, um die Spuren der Nothwendigkeit mit Augenfälligkeit wahrnehmen zu können. Auch scheint es unser Verf. nicht eben darauf anzulegen, uns vorerst schon auf dies Gesetz weiter aufmerksam zu machen. Ja, wir möchten dies so wenig, als wir es um zerstörter Illusion willen erfreulich finden, wenn die leitende Hand bei einem Marionettentheater einmal selbst ungeschickterweise zum Vorschein kommt. Oder haben es etwa beide Kategorien ebenso gemacht und ihren Streit ebenso geschlichtet wie dort Hund und Hase, die sich, des vergeblichen Laufens müde, endlich mit einander verglichen? Ein Vorbild, wie es wol auch noch andere miteinander streitende Principe in der politischen Welt machen sollten.

In kurzer Frist sind die vorliegenden fünf Hefte einander gefolgt; allein, wenn wir bedenken, was sich wieder seit dem Erscheinen der ersten drei, über welche wir vor einigen Monaten berichtet haben, in Portugal, Spanien (in welchem Lande sich des Verf. unsern Lesern bekannte Vorhersagung wahrzumachen beginnt), was sich in allen europäischen Ländern, besonders in der Schweiz, Deutschland bis auf die Fürstencongresse, in Griechenland u. s. w. ereignet hat, der andern Erdtheile gar nicht zu gedenken, so sehen wir nicht ein, wie der Verf. endlich ohne ungeheuere Sprünge auch nur die jetzige Gegenwart erreichen, und noch weniger, wie er dies bei dem genommenen Maßstabe in sechs Bänden thun will, wenn er nicht jedem Bande eine Anzahl Theile, jedem Theile Abtheilungen, und jede dieser wieder Alphabete stark gibt. Die vorliegenden neuen Hefte bringen blos die Geschichte des wiener Congresses zu Ende, und dann die Geschichte Frankreichs etwa bis an das Ende des Jahres 1815. Nach dieser Ausdehnung muß Frankreich allein noch fünf Bände füllen. Wir wollen kein böser Prophet sein, aber bei dieser Fülle könnten Verfasser, Verleger und Leser endlich einstimmig in ein copia nos perdit ausbrechen.

Fürs erste wünschen wir aber unserm Verf. recht aufmerksame Leser, da man recht bewandert in der neuesten Geschichte sein und doch recht viel noch aus dem Werke lernen kann. Der Verf. hat ungemein viel gelesen, was er hier seinen Lesern vorlegt, und noch haben wir im Ganzen Grund, mit seiner Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit zufrieden zu sein. Wenn nicht einmal einer der Napoleoniden ihm im Namen „des perfiden Geschlechts aus Corsika" oder für den Ehrentitel des Murat „eines durch sein bisheriges Glück trunkenen Dummkopfs" etwas anhängt, oder Talleyrand „als der diplomatische Mephistopheles", so können wir es uns am Ende auch gefallen lassen, denn kein Verständiger wird fodern, daß jetzt schon über so nahe Dinge und Personen mit der Ruhe und Kälte geschrieben werden solle wie über den trojanischen Krieg oder die Solonische Verfassung. Dagegen hätte vielleicht hin und wieder mit größerer Wahl des Ausdrucks verfahren werden können. Jemanden Haß oder Abneigung tragen, übergelieferte Republikaner, Herzoge und Grafen der neuesten Mache; Undeutlichkeiten wie: Ludwig war erst mit dem vierten Schocke ausgewandert; dann eine Menge sinn- und sachentstellender Druckfehler sind jedenfalls Mängel, welche von einem solchen Werke für

*) Ueber des ersten Bandes erste bis dritte Lieferung vgl. Nr. 254 u. 255 d. Bl. f. 1833. D. Red.

ein größeres Publicum (der Leser vom Fache weiß sich wol zu helfen) möglichst ferngehalten werden sollten. Wir sagen möglichst, denn namentlich zu gänzlicher Druckfehlerfreiheit bringen wir es zum Theil schon wegen der Handschriften der doctorum male pingentium selten. Herr Münch kann uns freilich antworten: minima non curat praetor; aber wir sind einmal durch einige vielgelesene Historiker wie Raumer, Pölitz, Luden u. A. an größere Stylreinheit zu sehr gewöhnt worden und sähen eben den Prätor auch gern auf einer blankgeputzten sella curulis.

Wir haben es nun zu Nutz und Frommen unserer Leser, die hoffentlich auch des Buches Leser werden, vorerst mit der vierten und fünften Lieferung zu thun, welche den ersten Band mit einer Capitelübersicht (S. 476—81) schließen und mit dem Portrait des Hrn. Verf. beginnen, welches natürlich der Besitzer sich vor den ersten Band binden lassen wird, um Werk und Autor mit Einem Blicke zu übersehen. Bei Männern von anerkanntem Rufe wie hier gefällt uns diese Vor- und Beigabe sehr, und ein wenig kommt es doch jedem Leser an, à la Lavater zu physiognomisiren.

Das 12. Capitel macht Murat's Königreich in Italien ein Ende, 13, 14, 15 dem neuen Reiche Napoleon's. S. 419 heißt es:

> Die Entscheidung, welchem von den zwei Hauptverbündeten der größere Lorber von Waterloo gebühre, eine Entscheidung, welche durch die Nationaleifersucht sehr erschwert worden ist, wollen wir hier nicht erörtern; wir überlassen sie den Kriegsschriftstellern, welche sich bereits zur Genüge daran versucht haben; nach unserer Ansicht gebührt er den Preußen, welche mit geringern Streitkräften gleich anfangs die Hitze des Tages trugen und im entscheidenden Augenblicke ebenfalls die meiste unmittelbare Tapferkeit an den Tag legten, während der Herzog, dessen große Feldherrnfehler von mehr als einer Seite beleuchtet worden sind, meist durch seine Artillerie von den Höhen herab auf den Feind einwirkte. Gleich heroisch war der Muth auf beiden Kriegsparteien; unsterblich und an jene hochbewunderten schönsten Züge des Alterthums erinnernd wird die Gesinnung der alten Garde bleiben, welche „zu sterben, aber nicht sich zu ergeben" verstand; mit Barthélémy und Méry wird über Bourmont und seine That stets eine sittlich veredelte Nachkommenschaft nur das Gleiche fühlen und sagen. Für Ueberläufer und Verräther hat die Geschichte keine Amnestie.

Das 16.—23. Capitel beschäftigt sich nun abermals mit dem wiener Congresse, den Streitigkeiten und Entwürfen über die Reconstruction Deutschlands, wobei Derjenige, welcher Klüber's „Acten des wiener Congresses" gelesen hat, Vieles überschlagen kann, was aus diesen mitgetheilt ist. Einherrschaft, Zweiherrschaft, Fünfherrschaft, Föderativsystem kamen zur Sprache. Bekanntlich ist viel darüber gestritten worden, ob Deutschland ein Bundesstaat oder ein Staatenbund sei. Der Verf. läßt diesen Unterschied durch Dresch entwickeln, der das verständige Resultat findet, daß der deutsche Bund weder das Eine noch das Andere ganz ist, sondern ein Mittleres aus beiden. Zuerst sei mehr der Gedanke eines Bundesstaats vorherrschend gewesen, zuletzt aber der Verein vorzugsweise zum Staatenbund geworden. Am Schlusse des Bandes kommt der Verf. noch auf den heiligen Bund zu sprechen, dessen Acte mitgetheilt wird. Ref. freut sich, seine eigne Ansicht hier in den Worten bestätigt zu finden:

> Daß die Poesie eines durch die wunderbaren Weltschicksale, durch die Erinnerungen an die furchtbare, leidenreiche Vergangenheit, sowie an die ungeheuern Anstrengungen aller Kräfte zu Besiegung des revolutionnairen Elementes, endlich durch den Gedanken der Rettung mittels höherer Hülfe und durch die Ueberzeugung von dem Walten einer höhern Macht über die Angelegenheiten der Völker wie der Einzelnen — tief erschütterten Gemüths, frei und unabhängig von allem irdischen Besitz, sich hier ausgesprochen, und daß die nüchterne, dürre, dogmatisirende und secirende Prosa der Politik erst später sich der Idee bemächtigt hat, um ein völkerrechtliches System daraus zu zimmern.

Das erste Buch war bestimmt, die Geschichte der neuern Zeit bis zum Congreß von Aachen zu führen. Mit dem zweiten Bande beginnt die zweite Abtheilung dieses Buches. Wir haben schon angeführt, daß trotz der Schilderungen der hundert Tage diese drei Hefte nur die Geschichte Frankreichs im J. 1815 geben. Der Hof, die Nation, die Parteien (Cap. 1), dann wieder zurück zu den Bourbons und den Parteien vor Napoleon's Wiedererscheinung und während derselben. Erst das 5. Capitel (S. 162) fängt an die Lage der Dinge nach den hundert Tagen unter ähnlichen Rubriken zu schildern, wozu Ministerium, auswärtige Politik kommen. Das 6. Capitel (S. 196) hat es mit dem Ministerium Richelieu, der Reaction, der chambre introuvable, Hinrichtungen, Amnestiegesetz, den Ultras und Gemäßigten, dem ersten Auftreten der Congregation, Budget u. s. w. zu thun. Wenn man dies Alles der Hauptsache nach bereits mit Ueberdruß in den Zeitungen gelesen hat, so weiß doch der Verf. seine Weitläufigkeit durch viele einzeln eingestreute Züge und besonders durch Schilderung einzelner Hauptpersonen, worin er ein ausgezeichnetes Talent hat, zu würzen. Wer anfangen wollte zu überschlagen, würde sich um manchen Genuß bringen. Ludwig XVIII. gewinnt ungemein gegenüber von Artois, dem Chef des Pavillon Marsan. S. 141 ist ein wirkliches prophetisches Wort aus seinen Memoiren Bd. X, in Beziehung auf der fremden Höfe Gesinnung gegen die Bourbons mitgetheilt. Aber Ludwig predigte tauben Ohren. „On les abandonnera toujours pour qui que ce soit, pourvu que l'homme appelé à régner à leur place consente à ce qui sera agréable à la coalition. Que mes successeurs donc se tiennent pour bien avertis, et préfèrent, en s'appuyant sur ma charte, gouverner loyalement de concours avec les citoyens, au lieu de se réposer sur des espérances chimériques qui ne pourraient que les conduire à leur perte." Daß Fouché's Memoiren für echt gehalten, die der femme de qualité der Gräfin Cayla zugeschrieben, dagegen der geheime Vertrag zwischen Napoleon auf Elba und Franz für höchst unwahrscheinlich gehalten werden, wird wol Niemand misbilligen. Die Schilderungen von Talleyrand, Fouché, Chateaubriand, Bourrienne, Richelieu u. A. sind vortrefflich. Ein höchst würdiges Denkmal ist dem berühmten Carnot gesetzt. Chateaubriand wird S. 97 eine Janusgestalt von Demokrat und Aristokrat genannt, welche die neue Zeit begriff, ohne sie zu

lieben, und die alte verachtete, ohne sich von ihr lossagen zu können; eine Kassandra, welche vor dem Spiegel der Oeffentlichkeit gern ihre Toilette machte und ihre eignen Reize pries, in die sie sich selbst verliebt; Chateaubriand hatte ein besonderes Genie des Unglücks, er kam immer mit der Rolle, die er spielte, zur Unzeit und am unrechten Orte. Zu den Beispielen davon kommt auch das letzte schlagendste, welches der Verf. nicht anführt oder anführen konnte: Während er für Heinrich V. und die Berri mit Begeisterung ohne Gleichen declamirt — declarirt Madame eine Schwangerschaft, die alle Rechenmeister zu Schanden macht. Carnot wird dagegen nach Mirabeau und Napoleon die größte Erscheinung der Revolution genannt. 41.

Verein zur Beförderung der Wissenschaften in England.

Ehe wir einige nähere Nachrichten über die vorjährige Versammlung des Vereins zu Cambridge mittheilen, wollen wir zuvörderst eine gedrängte Anzeige des: „Report of the first and second meetings of the British Association for the advancement of science; at York 1831, and at Oxford in 1832: including its proceedings, recommandations and transactions" (London 1833) geben. Den Haupttheil dieses über 1000 enggedruckte Seiten starken Werkes bilden Berichte über den jetzigen Stand und die Fortschritte folgender Wissenschaften und physikalischer Doctrinen: 1. Ueber die Astronomie, vom Prof. Airy zu Cambridge; 2. über die Ebbe und Flut, vom Hrn. Lubbock, Vicepräsidenten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London; 3. über die Meteorologie, vom Prof. J. Forbes zu Edinburg; 4. über die strahlende Wärme, vom Prof. Baden Powell zu Oxford; 5. über Thermoelektricität, vom Prof. Cumming zu Cambridge; 6. über Optik von Sir Dr. Brewster zu Allerty in Schottland; 7. über Mineralogie, vom Prof. Whewell zu Cambridge (deutsch in Hartmann's „Jahrbüchern für Mineralogie u. s. w." I, 1); 8. über Geologie, von Conybeare, Geistlichen zu Cardiff bei Bristol (deutsch in denselben „Jahrbüchern" I, 2); 9. über Chemie, vom Dr. James Johnston zu Portobello bei Edinburg; 10. über die philologischen und physikalischen Untersuchungen in Beziehung auf die Geschichte des Menschen, vom Dr. Prichard zu Bristol.

Diese, in der Versammlung zu Oxford vorgelesenen, oder der Gesellschaft vorgelegten Berichte haben größtentheils einen hohen wissenschaftlichen Werth. Der übrige Theil dieses ersten Bandes der Schriften des Vereins enthält eine kurze Uebersicht der Vorlesungen in den allgemeinen und Sections-Versammlungen, der Discussionen in denselben 2c., sowie ein Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft (die beiläufig bemerkt aus ihren Beiträgen schon einen hübschen Fond gebildet hat) am Schluß des Jahres 1832, unter denen man sehr viele gefeierte Namen wahrnimmt. Beigegeben ist dem Bande ein vortrefflicher Gebirgsdurchschnitt durch Europa, vom nördlichen Schottland bis zum adriatischen Meere mit illuminirter Bezeichnung der Formationen, eine Arbeit Conybeare's und zu dessen nicht minder vortrefflichem Bericht über den jetzigen Stand und die neuern Fortschritte der Geologie gehörig.

Zu der vorjährigen Versammlung hatten sich die meisten Mitglieder der Gesellschaft nebst mehren Hundert Andern — Beförderern, Beschützern und Liebhabern der Wissenschaften — eingefunden. Es bildeten sich folgende Sectionen: 1. Für Mathematik und Physik; 2. für Chemie und Mineralogie; 3. für Geologie und Geographie; 4. für Naturgeschichte; und 5. für Anatomie, Medicin 2c.

In der ersten Zusammenkunft der physikalischen Section am 24. Juni wurde eine Discussion über die Erscheinungen der Sternschnuppen und der Nordlichter begonnen. Einige Mitglieder suchten zu beweisen, daß sich der Nordschein nie weiter als 3 bis 7 (engl.) Meilen über die Erdoberfläche erhebe, wogegen behauptet wurde, daß seine Höhe neunzig bis hundert Meilen betrage. Diese große Verschiedenheit der Meinungen gab Veranlassung, sorgfältige und genaue Untersuchungen dieser Erscheinungen ernstlich anzuempfehlen. — Am 25. Juni versammelten sich zuvörderst die Beamten der Gesellschaft zu einer Besprechung über die Angelegenheiten derselben. In den Sectionen wurden an diesem Tage folgende Gegenstände untersucht und vorgetragen: Bemerkungen über gewisse, zu Hull im März und April 1833 beobachtete atmosphärische Erscheinungen, von Herrn Fielding; über Schiffsbaukunst, von Hrn. Owen; ein Bericht über gewisse, sich auf den Isomorphismus beziehende Versuche, welche auf Ersuchen der Gesellschaft von den Prof. Turner und Miller angestellt worden waren. Dr. Daubeny theilte Bemerkungen über die Beschaffenheit und die Menge der Gase mit, die von der Oberfläche gewisser warmer Quellen entweichen; Hr. John Taylor zeigte Durchschnitte von den Schächten einiger der tiefsten Gruben vor und machte auf einige Eigenthümlichkeiten derselben aufmerksam; Bemerkungen über den Bau und die Functionen der Spinnen, von Hrn. Blackwell; Bemerkungen über das Mark der Pflanzen, vom Prof. Burnett; Bemerkungen über die Einrichtung und die Functionen des Nervensystems, von Dr. Macartney zu Dublin, welcher eine große Menge höchst interessanter und wichtiger neuer Thatsachen erzählte.

Um ein Uhr wurde die erste allgemeine Versammlung vom Prof. Buckland, Präsident der vorjährigen, zu Oxford, mit einigen Bemerkungen über den guten Erfolg des Vereins und Aufzählung der oben schon erwähnten Leistungen eröffnet, worauf er das Präsidentenamt dem Prof. Sedgwick übergab. Nachdem dieser den Präsidentenstuhl eingenommen hatte, eröffnete er unter Andern, Prof. Whewell habe auf seine Bitte eine Uebersicht der, der vorjährigen Versammlung vorgelegten Berichte über die Fortschritte und den jetzigen Stand verschiedener Zweige der Wissenschaften angefertigt; er erwähnte kurz den Inhalt einiger derselben und besonders Prof. Whewell's eignen Bericht über die Fortschritte der Mineralogie und kündigte endlich der Gesellschaft an, der König wolle als Beweis seiner Theilnahme an wissenschaftlichen Bestrebungen dem berühmten Physiker Dr. Dalton eine Pension aus seiner Schatulle geben. Nach einigen Discussionen über die Art der Aufnahme der Mitglieder in die Gesellschaft wurde die Versammlung bis zum Abend aufgehoben. Nachdem sich die Gesellschaft um 8 Uhr wieder versammelt hatte, las Hr. J. Taylor eine Abhandlung über Gestein- und Erzgänge vor, in der er tief in die Geschichte der Wissenschaft, sowie in die verschiedenen Theorien einging. Es gibt drei Haupthypothesen: erstlich die, welche annimmt, die Metallgänge seien offene Spaltungen gewesen, durch irgend eine Eruption verursacht und darauf mit verschiedenen Materien, durch wässerige Auflösung von oben herab ausgefüllt. Der zweiten Theorie nach wird angenommen, daß diese Spalten durch heftige Störungen, welche die Schichten erlitten, entstanden und durch Einwirkungen der Hitze aus dem Innern der Erde heraus angefüllt worden. Der dritten Theorie zufolge soll die ganze Bildung gleichzeitig mit dem Gebirgsgestein erfolgt sein. Eine jede dieser Theorien war in der Abhandlung verfolgt und wurde in der Versammlung Gegenstand einer lebhaften Discussion.

In den Sectionsversammlungen des folgenden Tages, 26. Juni, wurden folgende Mittheilungen gemacht: Hr. Potter las einen Aufsatz über die Einwirkung des Antimonglases auf das Licht; Hr. Willis theilte einige Bemerkungen über ein Barometergefäß mit; Prof. Turner über ein neues Reflexionsteleskop; Prof. Oerstedt über die Zusammendrückbarkeit des Wassers. Die Doctoren Dalton und Prout machten Mittheilungen über

das specifische Gewicht der Gase und über einige, sich auf die Schwefelsalze beziehende Versuche. Prof. Turner gab Nachricht von seinen Versuchen über das Atomgewicht. Prof. Daubeny las eine Abhandlung über die Einwirkung des Lichts auf die Pflanzen und über die der Pflanzen auf die Atmosphäre; Trevelyan zeigte Exemplare von Caprolithen und fossilen Fischen vor; Murchison die von ihm geologisch illuminirten Karten des königl. Ingenieurcorps von den Grafschaften Salop, Hereford, Radnor, Brecon und Carmarthen, nebst vergrößerten Durchschnitten, und erläuterte die Mineralstructur der beschriebenen Gegend. Ferner wurden vorgelesen: Ein Aufsatz, der einige Bemerkungen über genera und sub-genera enthielt, von Hrn. Jenyns; ein anderer über das in den zweischaligen Muscheln enthaltene Wasser, von Hrn. Gray; Bemerkungen über die Classification der widerkäuenden Thiere, von Ogilby; Notizen aus einer Abhandlung über die natürlichen Gesetze, welche die Vertheilung der Kräfte zu reguliren scheinen, die Wärme und Licht bei den verschiedenen Gruppen von Thieren hervorbringen, von Hrn. Brayley; Beobachtungen über die Bewegung und die Schläge des Herzens; Beobachtungen über die mechanischen Functionen der Harnröhre, von Hrn Earle; Beobachtungen über die Einwirkung irritirender Gifte auf eiternde Oberflächen. — In der allgemeinen Versammlung lasen zuvörderst die verschiedenen Sectionspräsidenten die Protokolle ihrer Sitzungen vor, worauf Hr. Peacock eine Abhandlung über die neuern Fortschritte der Integral- und Differentialrechnung, Prof. Lindley einen Bericht über die Hauptfragen der botanischen Philosophie und Hr. Rennie einen Aufsatz über die Hydraulik in Beziehung zur Baukunst vortrug.

Nachdem in der allgemeinen Versammlung am folgenden Tage ein Beschluß über die Aufnahme neuer Mitglieder gefaßt worden war, rief der Präsident den Schatzmeister der Gesellschaft, Hrn. Taylor, auf, einen Bericht über den Finanzzustand und die numerischen Kräfte der Gesellschaft zu geben. Die Anzahl der Mitglieder beträgt 1369, das vorhandene Capital 2000 Pfd. Sterling. Prof. Henslow foderte darauf die Gesellschaft auf, den nächsten Sonnabend eine Excursion in einer Barke zu machen, um in den Brüchen botanische und entomologische Untersuchungen anzustellen. Nachdem die Sectionspräsidenten ihre Protokolle vorgelesen hatten, trug Prof. Christie eine Abhandlung über den Magnetismus vor, in welcher die Richtung des Erdmagnetismus und sodann die Intensität der magnetischen Kraft untersucht war. Im Verlauf seines Vortrages drückte der Prof. sein Bedauern darüber aus, daß England das einzige Land Europas sei, in welchem keine Beobachtungen über diese wichtige Doctrin auf einem Nationalobservatorium angestellt würden. Prof. Whewell las darauf einen Bericht über den Stand unserer Kenntnisse von der Festigkeit der Materialien vor und brachte viele neue Thatsachen zur Erläuterung des Gegenstandes bei. In der Abendversammlung desselben Tages theilte Prof. Whewell die Resultate seiner Beobachtungen über Ebbe und Flut mit und erläuterte sie durch Karten, die er zu diesem Zweck gezeichnet hatte. Prof. Farish sprach über Eisenbahnen und Dampfwagen.

In der letzten allgemeinen Sitzung am folgenden Tage, den 28. Juni, bemerkte der Präsident, daß der früher erwähnte Bericht des Hrn. Whewell auf dessen Kosten gedruckt worden sei und von den Mitgliedern der Gesellschaft in Empfang genommen werden könne; er dankte dem Verf. Namens der Gesellschaft. Darauf wurden die Sectionsprotokolle vorgelesen und dann eine Abhandlung des Hrn. Challis über die Theorie der Flüssigkeiten. Zum Schluß kündigte der Präsident an, daß die nächste Zusammenkunft im Sept. 1834 zu Edinburg sein würde. 58.

Literarische Notizen.

Neue französische Zeitschrift.

Am ersten November ist in Paris eine neue Zeitschrift unter den Auspicien des Hrn. Tissot erschienen, sie führt den Titel: „Le gymnase, arène de la littérature et des arts.“ Ueber den Zweck des Instituts, die literarischen Lehren der Stifter u. s. w. wird weiter nichts gemeldet, als daß es den Schriftstellern, welche die literarische Aristokratie zurückweist, Gelegenheit verschaffen soll, sich bekannt zu machen. Die Directoren machen sich indeß nicht anheischig, alle Aufsätze, welche ihnen von den Mitarbeitern eingesendet werden, einzurücken; nur was Interesse darbietet, was die Sitten, die Sprache nicht verletzt, soll aufgenommen werden; das „Gymnase“ ist demnach wie „La France littéraire“ eine Speculation, die sich auf die verletzte Eitelkeit der mit Recht oder Unrecht von den zahlreichen Journalen abgewiesenen Autoren stützt. Das erste Heft enthält: „Le moulin de Nueil, episode de 93“, eine Scene aus der Vendée von Hrn. Victor Boreau; „Rêve et réalité“, eine Apotheose Napoleon's von der berüchtigten Contemporaine; „De l'origine des emblêmes“, von Charles Boisey, höchst unbedeutend. Ferner „Lord Arundel et le bourreau“, ein Fragment eines Dramas über Johanna Grey, nebst einigen andern wenig erheblichen Poesien. Das Interessanteste im ganzen Heft ist eine statistische Notiz über die Strafanstalt (maison pénitentiaire) von Lausanne.

Voyage dans l'Arabie pétrée par *Léon de Laborde et Linant.*

Die Entdeckung der Ruinen von Palmyra hatte die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt erregt, als man erfuhr, daß im Süden dieser Stadt Trümmer existirten, welche diese Königin der Wüste, wo nicht an Größe und Pracht, doch an seltsamer Gestaltung überträfen; als diesen Punkt gab man Petra an, die Hauptstadt des im Alterthume so berühmten und [illegible] unbekannten peträischen Arabiens. Diese unvollständigen Angaben machten die Neugierde der Gelehrten rege, welche die Reisenden noch nicht befriedigt hatten. Diese wurden meist von religiösen Motiven geleitet und gingen nicht über den Sinai hinaus. Einige drangen jedoch bis nach Akkabah an der Spitze des älanitischen Meerbusens, ließen aber den interessantesten und freilich auch den gefährlichsten Theil des Landes unbesucht. Die in Ouadi Mousa gelegenen Trümmer, die man für das ehemalige Petra erkannte, wurden zuerst von Burckhardt aufgefunden, der aber weder zeichnen noch Pläne aufnehmen konnte. Banks drang in Begleitung einiger Engländer bis nach Petra vor, wurde aber stets beunruhigt und gezwungen, mit bewaffneter Hand den Ort zu besuchen, sodaß er nur wenig Nachrichten einsammeln konnte. Hr. Straugwais und Irby sind blos durchgekommen; die Hrn. Leon de Laborde und Linant, von glücklichern Umständen begünstigt, brachten acht Tage in diesen Ruinen zu, maßen und zeichneten jedes Denkmal aufs genauste. Von Ouadi Mousa aus durchwanderten sie eine Strecke Landes von 20 □Meilen, die bis dahin noch von keinem europäischen Reisenden war besucht worden, und wo sie die Trümmer zweier Städte nebst mehren andern, durch ihre Uebereinstimmung mit den Angaben der alten Schriftsteller interessanten Punkten entdeckten. Hierauf trennten sich beide Reisende: Linant, um nach Aegypten zurückzukehren, de Laborde, um seine Reise durch die Gebirge der sinaitischen Halbinsel fortzusetzen, deren Zeichnungen, Karten und Beschreibung hier gegeben werden und für die Erklärung des alten Testaments ein besonderes Interesse darbieten.

Die Reise in das peträische Arabien besteht aus zwölf Lieferungen, welche einen schönen Folioband ausmachen, der sich an das große Werk über Aegypten anschließt. Jede Lieferung enthält 5—7 Abbildungen auf superfeinem Velinpapier, nebst [illegible] Bogen Text und kostet 20 Francs. 15.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

Wir gehen bei dem nachfolgenden Aufsatze von der Frage der Verpflanzung des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens nach Frankreich aus und haben dabei vorzugsweise die Vorschläge im Auge, die Herr Cousin dem französischen Cultministerium gemacht hat. Wir sind dabei nicht gesonnen, die Berichte dieses Mannes von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, von welchem derselbe seinen Gegenstand hauptsächlich erforscht, weil von dieser Seite her sein Werk schon in mehren deutschen Blättern zur Sprache gekommen ist und von Männern besprochen ward, die auch berechtigter waren, über die äußere und innere Organisation des deutschen Schulwesens und über die Art der Verpflanzung desselben nach Frankreich, wie sie von Cousin vorgeschlagen wird, zu sprechen. Uns aber schien es, als hätte dieser Gegenstand auch von andern Seiten her, die der französische Reisende übersah, aufgefaßt zu werden verdient, und als hätte von diesen andern Seiten aus jene Frage der Transplantation vielleicht mehr Licht erhalten, sei nun von ihren Grenzen, ihrer Natur oder ihrer Statthaftigkeit überhaupt die Rede. Einen dieser Gesichtspunkte, und einen solchen, der uns und unsern Beschäftigungen der verwandtere ist, und der zugleich der Sache ein hohes Interesse für unser Deutschland selbst abgewinnt, wählen wir uns für diesen Aufsatz und glauben, daß selbst eine noch unbedeutendere Arbeit über eine so große und theure Angelegenheit nicht ganz übersehen werden dürfte, weil unter den Beiträgen zu dem allgemeinen Schatze der Beförderungsmittel der Humanität auch ein kleines Scherflein — wenn nur echter Münze — nicht verschmäht werden sollte. Vielleicht wird sich nun Mancher wundern, daß wir uns in dem Augenblicke, wo wir selbst grade diese Echtheit der Gabe zur Bedingung machen, mit uns selbst wie im Widerspruche, in dem Nachfolgenden eine Münze von einem, wenn nicht ganz fremden, doch wol etwas abweichenden und ungewohnten Gepräge in den bezeichneten Fond niederzulegen erbieten. Der Mühe müssen sich also Diejenigen, welchen die Verwaltung jenes Schatzes gleichsam in die Hände gegeben ist, schon unterziehen, die gebotene Gabe insoweit zu untersuchen, ob das Metall wenigstens rein, und welcher Art und welches Werthes es ist; wir wünschten nicht, daß man auf das vielleicht Auffallende der Prägung hin das Geschenk unfreundlich und ungeprüft abwiese, und noch dringender möchten wir fodern, daß Die, welche es analysiren werden, zum mindesten das Lautere von dem Falschen, das Echte von dem Unechten auch wirklich zu unterscheiden wissen.

Doch genug der Bilder, wir wollen zur Sache selbst kommen. In Deutschland wird sich Mancher beim Lesen der Briefe des Hrn. Cousin über die Eile und anscheinende Oberflächlichkeit gewundert haben, welche dem ehrenvoll Beauftragten für seine Reise durch Deutschland und seine Nachforschungen vorgeschrieben war. Uns im Besondern fiel es sehr auf, da uns gleichzeitig ein Schriftchen von einem andern Franzosen vorlag (Izarn's, „Exposé de l'état actuel de l'instruction publique en France". Paris 1814), welcher sich zu dieser Zeit ebenfalls mit Wärme und Eifer um das Unterrichtswesen kümmerte und zu diesem Zwecke eine ähnliche Reise durch Deutschland, Dänemark und Holland machte, wobei er versichert, denselben Weg der Beobachtung eingeschlagen zu haben, wie ein gewisser Fremder, der in gleicher Absicht in Frankreich reiste und dessen Verfahren von dem des Hrn. Cousin sehr abstticht.

Ein Fremder kam nach Frankreich — erzählt Izarn — vor bereits sieben Jahren, um sich eine genaue und gründliche Kenntniß von diesem Theile unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zu verschaffen. In dieser Absicht wandte er sich an die Familienväter der untern Classen und fragte sie über die Erziehung, die sie erhalten hatten, und über die, welche man ihren Kindern gab. Er durchlief ebenso die mittlern Classen und ging zu den höhern über; er wandte sich selbst an eine große Anzahl von öffentlichen und Privatlehrern, und während eines ganzen Jahres, so lange seine Reise in die Hauptstädte des Reichs dauerte, stellte er ungefähr dieselben Fragen an alle Diejenigen, mit denen er in einige Verbindung kommen konnte, indem er überall eine genaue Notiz von ihren Antworten nahm.

Hierneben nimmt sich freilich die größere Leichtfertigkeit des ministeriellen Abgeordneten unvortheilhaft aus, die ihm auch schon öffentlich vorgeworfen worden ist. Allein wir müssen nicht vergessen, daß Hr. Cousin einer der genauesten Kenner von Deutschland ist und als solcher leichter beobachten konnte. Wir gestehen, daß, als wir seine für Deutschland so schmeichelhaften und für Frankreich, so Gott will, so fruchtbaren und erfolgreichen Berichte über unsere Schulen lasen, wir nicht anders als den richtigen Takt bewundern konnten mit dem er die ganze

Aufmerksamkeit der Behörde, welcher die große Reform des französischen Unterrichts anvertraut ist, nicht auf das Erreichbare allein, sondern noch mehr auf das wirklich Erreichte, noch mehr auf das Bestehende als auf das Mögliche richtete, und wie er meisterhaft mit der Gegeneinandersetzung der ganz praktischen, reellen und anwendbaren Einrichtungen und Gesetze der deutschen Schulen und des Pomphaften und Utopischen in dem in Frankreich Herkömmlichen allen Nachtheil, der aus dem Unbestimmten und Imaginairen fließt, grell neben den Vortheil stellte, den eine ganz den Nutzen und das klare Verständniß bezweckende Organisation hervorbringen muß. Es ist ein großes Verdienst, das er sich dadurch erworben hat, daß er dem alten und eingewurzelten Uebel, das in Frankreich verbreitet und weit genug gediehen war, um auch große und kühne Männer von dem Versuche der Abhülfe gänzlich abzuschrecken — daß er, sagen wir, diesem Uebelstande einen geordneten Zustand mit allen Einzelnheiten entgegenstellte und überall die Einfachheit, die Natürlichkeit, die Zweckmäßigkeit, den Erfolg auf dieser Seite so klar ins Licht setzte, daß selbst ein Verzagter und Kleinmüthiger die großen Schritte zur Verbesserung wagen müßte, welche er vorzeichnete.

Je mehr aber zu wünschen ist, daß die bereits erfolgten oder noch zu erwartenden Umänderungen in dem französischen Unterrichtswesen zu einem frohen Ende führen möchten, um so ersprießlicher würde es gewesen sein, wenn man den großen Gegenstand immer von neuen Seiten beleuchtet und nichts unbeachtet gelassen hätte, was, sollte es auch vorerst noch in weiter Ferne liegen, doch als ein wünschenswerthes Ziel vorsteht. Man hätte auch das Innere neben dem Aeußern berücksichtigen sollen, das Allgemeine, was in Deutschland dem Besondern unterliegt und in Frankreich unterliegen muß; man sollte doch auch das Mögliche neben dem Wirklichen betrachten, das an Einem Orte Förderliche nicht schlechthin für förderlich, das Gute nicht für unverbesserlich nehmen; nicht, um unvorsichtig mit allerhand ausgedehntern Einrichtungen, auf die eine solche vielseitigere Betrachtung vielleicht geleitet hätte, die beabsichtigte Verbesserung und Reform zu übereilen, nicht um mit zu fremdartigen Institutionen die althergebrachten und angewöhnten plötzlich zu verdrängen zum Verdruß der Menschen, sondern um bei den leisen und allmäligen Abänderungen ein höchstes Ziel deutlich und unverrückt im Auge zu behalten, das die neuen Einrichtungen bedingt, durchdringt und concentrirt. Denn alles Werk der Menschen, das nicht innerlich von einer Idee ausgeht, die das Materielle und Aeußerliche erst gestaltet, sondern das mechanisch aus äußern Theilen zusammengesetzt wird, von denen man dem Zufall überläßt, ob sie sich amalgamiren und zu einem gleichartigen lebendigen Ganzen verbinden werden, treibt in sich den Keim der Nichtigkeit und des plötzlichen Verderbens.

Es würde daher leicht von einem großen Werthe gewesen sein, wenn die französische Regierung, indem sie die äußere Organisation der deutschen Schulen zu erforschen suchte, zu gleicher Zeit deutsche Männer oder auch Franzosen, die sich lange genug unter Deutschen aufgehalten und das Land und seine Sitten genau genug kennen gelernt hätten, um über so schwierige Dinge zu urtheilen, angeregt hätte, in gründlichen Preisschriften — nicht um Lohn des Geldes, sondern der Ehre — zu entwickeln, welch ein innerer Sinn den äußern Einrichtungen im Unterrichts- und Erziehungswesen in Deutschland zu Grunde läge, welche Züge des Nationalcharakters oder welche Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur überhaupt grade diese Form der Schule bei uns hervorbrachten, wie sich diese historisch gestaltete, was an ihrer Gestaltung nationell und unverpflanzlich oder auch andern Völkern angemessen sei. Eine solche Erforschung der letzten Gründe des deutschen Erziehungswesens hätte zu mehrfachen Zwecken hingearbeitet. Man würde unstreitig nicht allein auf eine viel einfachere Weise scheiden gelernt haben, was in unsern Institutionen als Ausfluß des Volkscharakters unübertragbar und mit der französischen Natur unvereinbar ist; man würde auch diese deutschen Einrichtungen selbst genauer zu beurtheilen gelernt, man würde gefunden haben, daß viele feine Nuancen, die oft unbeachtet bleiben, ihre tiefere Bedeutung haben, daß viele scheinbar üble Gebräuche Nothwendigkeiten sind, die nur zum Theil misbräuchlich ausgeartet sind, und daß mancherlei gepriesene Gewohnheiten in der That eher für Misbräuche gelten müssen, als was man gemeinhin dafür gelten läßt. Man würde sich überzeugt haben, daß viele der bestehenden Ordnungen mit dem Geiste, von dem sie in ursprünglicher Gestalt ausgingen, in ihrer gegenwärtigen Form im stärksten Widerspruche stehen, und daß nicht Alles, was man in Deutschland gut preist, wirklich das Gute ist; man würde den reinen Grundsatz, der in der Nation wurzelt, gefunden haben, und mit ihm die irrende Anwendung, welche die Individuen davon machen. Es ist nur gar zu häufig, daß der Mensch schlechter ist in der Gewohnheit seines Lebens als in seinen Maximen; bei Völkern aber ist es immer der Fall, daß ihre ganze Richtung unter der Leitung ihres Instinkts viel besser ist, als die Einsicht der Individuen weiß; daß diese oder jene unverwüstliche Gewohnheit des Ganzen viel besser ist als die Verbesserungen, welche die Träger jener Gewohnheit selbst einzuführen meinen. Die Völker lenkt mehr das Gemeingefühl und der nähere Impuls des Menschenschicksals, das nicht irrt; der verständig gereifte Einzelne macht seinen Willen und sein Wissen geltend, die nur beide so gar selten zureichen, die Natur der Welt und der Menschen recht zu erkennen, geschweige mit ihr eingestimmt sie zu fördern und zu unterstützen. Wollte man also dem Trefflichen und Wahren wirklich nahe rücken, so kam es in der That darauf an, daß man die Richtung, welche die deutsche Nation in der Ordnung ihres Erziehungswesens so unveränderlich einschlug, daß keine Willkür von Cultministerien und Schulräthen, kein Traum der pädagogischen Theoretiker und Methodiker sie davon abbringen konnte, aufs gründlichste erforscht hätte; in ihr mußte man das Princip suchen, von dem die deutsche Erziehung ausgeht; aus diesem Princip sich jede einzelne bestehende

Einrichtung nach ihrer Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung oder ihrem Widerspruch mit dem letzten Grundsatz erklären. Befolgte man diesen Weg auf der andern Seite auch in Erforschung des Wesens und der Bestrebungen der französischen Nation auf diesem Felde, dann war es unvermeidlich, daß man auf ein reines, für Gegenwart und Zukunft lehrreiches Resultat gekommen wäre.

Ob aber damit grade die Ausführung des großen Werkes, das man in Frankreich vorbereitet, leichter geworden wäre oder in ihrem Erfolge gesicherter als so, darüber möchten wir nicht wagen abzuurtheilen. Es scheint sich — traurig genug für unser Geschlecht — so zu treffen, daß die Einsicht und das reifere Nachdenken über unsere menschlichen Zustände immer erst dann sich in den Völkern zeigt, wenn bereits die schönsten und frischesten Kräfte des Körpers oder des Geistes, die nöthig wären, um den aufgefundenen Regeln und Verbesserungen Folge zu geben, geschwunden sind. Wir meinen, wie auch die einzelnen Menschen sich erst im gesetztern Alter über ihr Leben besinnen und sich über die verbrachte Zeit und deren Anwendung Rechenschaft geben, und wie sie dann meist mit dem Bedauern auf die geschwundene Jugend zurückblicken, daß deren reger Spannkraft die Verbindung mit der Besonnenheit ihres Alters versagt sei, daß die eine verrausche, ehe die andere eintrete, die letzte aber vergebens nachzuholen suche, was nur mit der Hülfe der erstern zu erreichen sei, so pflegen sich auch die Völker gewöhnlich dann erst mit Theorien zu befassen, wenn die praktische Uebung schon gewissermaßen erschöpft ist. Nirgends sind die landwirthschaftlichen Anstalten, Versuche, Verbesserungen, Methoden und Schriften häufiger, als wo der Boden bereits der Productivität zu ermangeln beginnt, in der er sonst auch ohne viel künstliche Pflege dem Landmann wuchernd sein Samenkorn wiedergab; wenn Aristoteles seine Poetik schreibt, wenn Plato seinen ideellen Staat erschafft, wenn Machiavell seinen Reformgedanken nachhängt, dann ist bereits die dichterische und politische Kraft aus den Nationen so geschwunden, daß nirgends mehr Heil und Hoffnung ist. Und so, fürchten wir denn auch, können die Beobachtungen, die man über die Natur des menschlichen Wesens in Bezug auf Erziehung anstellen möchte, selbst in unserer deutschen Nation zu spät kommen, nachdem sich überall das Zeitbedürfniß ungestüm mit allerhand zerstörenden Foderungen in die Schule drängt. Doch dies kann nicht eben abschrecken. Denn fördert auch der Mensch, der in Selbstbetrachtung sein vergangenes Leben mustert, sich selbst nur wenig mehr in Bezug auf praktischen Nutzen, so geht doch, zwar nicht die ganze Masse seiner Erfahrungen und Belehrungen, aber doch ein Theil derselben auf den Sohn oder Schüler über, der ihm nahe steht, und so kann gewiß jede gefundene Wahrheit, wenn sie auch nicht im Augenblick augenscheinlichen Nutzen bringt, doch künftig einmal ihre Früchte tragen und hat übrigens in sich selbst ihren Lohn. Diese oder ähnliche Gedanken bestimmten uns, das Nachfolgende aufzuschreiben, womit wir aber keineswegs das Problem, das wir oben gestellt wissen wollten, zu lösen, sondern nur versuchsweise deutlicher auf den Weg zu leiten meinen, der eingeschlagen werden mußte, wenn diese Aufgabe wirklich gelöst werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 16. und 18. Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Hentze. 1833. Gr. 8. 10 Gr.

Der Verf., der durch specielle Einzeldarstellungen einer allgemeinen deutschen Literaturgeschichte vorzuarbeiten bestrebt ist, hat sich schon durch mehre geschätzte Beiträge den Freunden der Literatur des 16.—18. Jahrhunderts von wesentlichem Interesse erwiesen. Da er der breslauer Bibliothek am nächsten steht, so sind seine bisherigen Arbeiten meist Ausbeute seines Fleißes, den er auf die Aufsuchung der Quellen verwandte, die sich an genanntem Orte reichlich finden. In den „Schlesischen Provinzialblättern" gab er eine Darstellung der Jugendjahre des Martin Opitz bis zu seinem 22. Jahre, in der „Monatschrift von und für Schlesien" (1829) finden sich außerdem viele monographische Arbeiten, „Christian Günther" erschien besonders abgedruckt, und in der Vorrede zu vorliegendem Hefte macht er mehre Dichter des 16. Jahrhunderts namhaft, deren Darstellung druckfertig sei. Möchte der Verf. sich bald geneigt fühlen, ganze Zeiträume der deutschen Liederpoesie umfassend darzustellen. Die Manier seiner Auffassung ist eine durchaus löbliche; vor nichts sucht sich seine Darstellung mehr zu bewahren, als vor einseitig subjectiver Behandlungsweise; zu gleicher Zeit gehen seine Forschungen auf vollständiges Eindringen in die einzelnen Erscheinungen. In der Vorrede spricht er von seinem eignen Bestreben, die Betrachtungsart, in der sich die Vorgänger gefielen, möglichst zu vermeiden. „Der gegenwärtige Zustand dieser Wissenschaft", sagt er, „konnte mich dazu nur ermuthigen: ich fand, daß Mangel an Kenntnissen und Hülfsmitteln den meisten Forschern (der vielen unberufenen Schreiber und ihres nichtigen, in Tradition und Compilation sich ewig herumdrehenden Treibens will ich nicht erst gedenken), ja selbst entschiedenen literarhistorischen Talenten entgegenstand, etwas Genügendes zu leisten (Bouterwek), und daß Andere ohne irgend vollständige Uebersicht der Hülfsmittel und Quellen und ohne tiefeindringende oder erschöpfende Forschung des Einzelnen in liebgewonnener subjectiver Betrachtungs- und Behandlungsweise (Rosenkranz), oft mit großer Selbstgefälligkeit (Franz Horn) nur Ergebnisse hervorbrachten, die insofern, als sie auf der Individualität ihrer Forscher beruhen, einen individuellen Werth behaupten, nie aber allgemeine Gültigkeit erlangen können."

Möchte nun der Verf., der die Mängel der Vorgänger so genau zu durchschauen glaubt, ohne deren bedeutende Vorzüge danebenzustellen, durch umfassende Darstellungen ganzer Perioden zeigen, inwieweit er Bouterwek's und Fr. Horn's Arbeiten ergänzen kann, ohne doch des Erstgenannten ruhigen Geschichtsblick und des Letztern innige Wärme aufzugeben. Bisher gab der Verf. nur Vorarbeiten zu größern Leistungen.

Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolck waren beide evangelische Prediger, beide kirchliche Liederdichter. Eine Zusammenstellung beider Persönlichkeiten ergibt den Unterschied des Kirchenliedes am Ende des 16. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Ringwaldt gehört seiner Geburt nach der Mark an. Zu Frankfurt a. d. O. geboren, war er die längste Zeit seines Lebens hindurch Prediger zu Langfeld in der Neumark. Seine geistlichen Lieder haben nicht die volltönende Kraft der ältern Weise, die Luther's Geiste ihren Charakter verdankte; obschon sich Vieles vom alten Grundton erhalten hat, so zieht sich die Diction doch schon in eine ordinaire Prosa hinüber, der die harten Schlagreime, die oft höchst ungenau sind und nicht selten nur assoniren, eben nicht zum poetischen Rhythmus verhel-

fen. Wichtiger ist Ringwaldt als Didaktiker. Er schrieb als solcher: „Die lauter Wahrheit. Darinnen angezeiget, Wie sich ein Weltlicher vnnd Geistlicher Kriegßman in seinem beruff verhalten sol, Allen Ständen nützlich, vnd zu itziger Zeit fast nötig zu lesen", von 1585—1598 in zehn Auflagen erschienen. Eine Fortsetzung dieses Gedichtes, in dem er die Laster und Thorheiten seiner Zeitgenossen komisch genug geißelte, war seine „Christliche Warnung des Trewen Eckarts. Darinnen die gelegenheit des Himmels vnd der Hellen, sampt dem zustande aller Gottseligen vnd verdampten begriffen, allen Frommen Christen zum Trost, den verstockten Sündern aber zu vorwarnung, in feine, gute Reim gefasset". Besonders klagt er im erstern Werke über „der Deutschen Gesäufe":

Ach, wenn die deutschen Knecht und Herrn
Nicht leider so versoffen wärn,
So wär kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron u. s. w.

Eine böse Magd schildert er also:

Eine böse Magd voll arger List
Verschlafen, faul und fressig ist,
Geht schlaufen, will gar nirgend fort,
Und schweigt den Frauen nicht im Wort.
Darzu zerbricht auch dieser Rüssl
Viel Löffel, Tiegel, Töpf und Schüssl,
Geht naschen und frißt gerne Fett
Und leugnet Alles, was sie redt u. s. f.

Daß ein solcher Reimer nicht viel von der Musik hält, sieht man schon seinen Versen an, auch wenn er's nicht selbst gestände. Unter die Freuden des Himmels, die er alle gar genau kennt und aufzählt, als hätt' er sie gestern beim Frühstück zu schmecken bekommen, rechnet er auch die Chormusik der Engel, gegen die die irdische nur Dunst und Schatten sei:

Ja wie allhie ein Gänsgeschrei
Klappt gegen einer Symphonei,
Also klappt auch im Jammerthal
Die Musik gegen Gottes Saal.

Recht spaßhaft erscheint auch seine Manier, die Wörter zu zerreißen:

Der wohlgelahrt Herr Gorge Worst=
(Wie man ihn nennet)=macher,
Itzund nach hohen Dingen forscht,
Ist niemands Widersacher.

Unter dem Titel: „Speculum mundi", verfaßte Ringwaldt auch „ein fein Comödia". Der Knecht eines Edelmanns, „ein tummes Brüderlein", singt folgendes Liedlein unter andern:

Die größte Lust auf Erden
Allhie in dieser Welt
Ist wenn man in Geberden
Sich immer munter hält,
Und als ein kühner Hacht
Kurzweilet, singt und lacht,
Dazu nach frischen Pferden
Und schönen Frauen tracht.

Benjamin Schmolck, seiner Geburt nach Schlesien angehörig, ist nur ernster, gefühlvoller Liederdichter; viele seiner geistlichen Gedichte zieren noch heutzutage unsere Gesangbücher. Strophen wie folgende:

Liebe, die mich hat geliebet,
Eh ich noch im Leben war u. s. w.

Oder:

Ich will lieben, ich will leiden,
Jesus Liebe stärket mich u. s. w.

athmen ebenso viel Innigkeit als zarte Weichheit. Mitunter geht seine Frömmigkeit allerdings in frömmelnde Süßigkeit über, z. B.

O Himmel über Himmel,
O tiefes Wollustmeer!
Nun dringt kein Weltgetümmel
Zu meinen Ohren her.

Da mich mein Jesus küsset,
So ist der Schluß gemacht:
Du, Leben, sei gegrüßet!
Du, Sterben, gute Nacht!

Schmolck's Kirchenlieder erschienen in zwei Sammlungen. 1704 gab er heraus seine „Heilige Flammen der himmlisch=gesinnten Seele". Sechs oder acht Jahre darauf erschien sein „Lustiger Sabbath in der Stille zu Zion". Unter seinen Gelegenheitsgedichten finden sich viele Akrosticha; die Anfangsbuchstaben der Verse geben immer den Namen Dessen, den das Lied feiert.

11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

28. Provinzialrecht aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, insoweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, verfaßt und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehren Rechtsgelehrten. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck. Ersten Theils erster Band, zweiten Theils erster bis dritter Band, und dritten Theils erster bis dritter Band. 1827—33. Gr. 8. 12 Thlr. 16 Gr.

Auch unter den Titeln:

Erster Theil: Provinzialrecht der Provinz Sachsen:

Erster Band: Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörenden Graf= und Herrschaften Hohnstein, Regenstein nnd Derenburg, von Leopold August Wilhelm Lentze. 1827. Gr. 8. 31 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Theil: Provinzialrecht der Provinz Westfalen:

Erster Band: Provinzialrecht des Fürstenthums Münster und der ehemals zum Hochstift Münster gehörigen Besitzungen der Standesherren, ingleichen der Grafschaft Steinfurt und der Herrschaften Anholt mit Gehmen, von Clemens August Schlüter. 1829. Gr. 8. 28½ Bogen. 1 Thlr. 20 Gr.

Zweiter Band: Provinzialrecht der Grafschaft Tecklenburg und der Obergrafschaft Lingen, von Clemens August Schlüter. 1830. Gr. 8. 15½ Bogen. 20 Gr.

Dritter Band: Provinzialrecht der ehemals kurkölnischen Herrschaft Recklinghausen. Von Clemens August Schlüter. 1830. Gr. 8. 20 Bogen. 1 Thlr.

Dritter Theil: Provinzialrecht der Provinz Westpreußen:

Erster Band: Provinzialrecht der Districte des Preuß. Landrechts von 1721, bearbeitet von Leman. Erster Theil. 1830. Gr. 8. 50 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Band: Dasselbe. Zweiter Theil. 1832. Gr. 8. 50 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Dritter Band: Die Statutarrechte der Stadt Danzig, bearbeitet von Leman. 1832. Gr. 8. 50 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Zu diesem Werke gehören ferner, obwol unter besondern Titeln erschienen:

Die Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt von Paul Wigand. Drei Bände. 1832. Gr. 8. 77 Bogen. 4 Thlr. 12 Gr.

Das pommersche Lehnrecht, nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von Zettwach. 1832. Gr. 8. 23 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

29. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster bis dritter Band. Mit königl. würtembergischem Privilegium. 1832—34. Gr. 8. Subscriptionspreise: auf gutem weißen Druckpapier 9 Thlr. 18 Gr.; auf extrafeinem Velinpapier 19 Thlr. 12 Gr.

Erster Band. 37½ Bogen. 1832. Auf Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr.; auf Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

Zweiter Band. 39½ Bogen. 1833. Auf Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr.; auf Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

Dritter Band. 41½ Bogen. 1834. Auf Druckpapier 3 Thlr. 10 Gr.; auf Velinpapier 6 Thlr. 20 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 41. —— 10. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Wenn man nur einen ganz im Allgemeinen vergleichenden Blick auf den Gang des Erziehungswesens in Frankreich und Deutschland wirft, so springt die außerordentliche Abweichung desselben in beiden Ländern sehr deutlich in die Augen, und dunkel fühlt man gleich, welch eine große Kluft den Grundcharakter der zwei Nationen auch hier trennt. Schon in der ältesten Zeit, wo beide Völker politisch und moralisch noch weniger geschieden waren, zeigen sich doch schon in äußern und innern Verhältnissen Ursachen genug, auf die man die spätere Verschiedenheit der beiderseitigen Bildung zurückführen kann. In Frankreich war überall römische Cultur einheimisch geworden; die alten Kaiserschulen gingen zwar unter der Völkerwanderung verloren, allein an vielen Orten, wo deren existirt hatten, traten später christlich-geistliche Schulen hervor, und bei Errichtung von Universitäten nahm man in den romanischen Landen, wie ausdrückliche Beispiele beweisen, auf jene alten Sitze Rücksicht, wenn auch die letzte Spur der frühern Anstalten erloschen war. Solcher Schulen nun gab es in Frankreich eine große Menge, in Deutschland nur wenige an den Grenzen. Hier ward auch ihr Faden, wie in England, ganz unterbrochen; in Gallien aber gab es rhetorische und Rechtsschulen in Clermont, in Bec und in Toul in so frühen Jahrhunderten, daß man fast auf eine ununterbrochene Fortdauer aus der römischen Zeit her schließen möchte. Dadurch, daß das Schulwesen überall in die Hände der Geistlichkeit kam, ward zwar im Anfang des Mittelalters das Erziehungs- und Unterrichtswesen fast in ganz Europa gemeinsam, gleich eng und beschränkt, und früh kam die Entfremdung der Kinder von dem älterlichen Herde auf, der in ursprünglichen Zeiten der einzige und natürlichste Erziehungsort der Jugend ist. Allein in Deutschland war durch das lange Beharren der Sachsen in ihren frühern Gewohnheiten, durch das Zurückbleiben der Nation überhaupt und ihre Entfernung von römischer Civilisation im Volksgesang eine Art von nationaler Erziehung erhalten, die in Frankreich fast ganz gefehlt zu haben scheint; durch das langsame und allmälige Uebergehen der Völker in die neue Lehre des Christenthums ward dieser verfrühte Austritt aus dem volksthümlichen und patriarchalischen Bande zwischen Aeltern und Kindern lange vermieden; die Verspätung der deutschen Cultur im Allgemeinen brachte den Vortheil, daß die Hauszucht und Hauslehre, wie sie nun immer gewesen sein mag, sich so fest einpflanzte, daß die deutsche Erziehung sich niemals aus dem Einfluß des Hauses und der Familie entfernte, und daß auf diese Weise das häusliche Leben nicht so bald hier wie in Frankreich untergraben werden konnte, welches überall die Grundlage jeder liberalen Erziehung sein muß und überall war, wo die Völker sich freier entwickelten; bei den Juden, wo Hausandacht und Gottesverehrung alle Erziehung in sich faßte; in Athen, wo sie der Hausvater leitete und die Familien; in Florenz, wo Verwandte höchstens und die Zunftgenossen influirten. Die Menschen bedurften langehin nichts weiter, als was ihnen eben der Vater geben konnte; alles Andere mußten sie in Klöstern suchen, und je häufiger dies in Frankreich bei der häufiger gebotenen Gelegenheit geschah, desto mehr trug dies zu der frühen Verschiedenheit der Bildung beider Völker bei. Dazu kam die Staats- und Regierungsform in beiden Landen, die in Frankreich sich schnell ebenso fest und straff gestaltete, wie in Deutschland locker und lose, was auf das Schulwesen dort ebenso übel als hier gut einwirkte. Es war ferner von einem großen Einfluß, daß die Universität in Paris, die eine so ungemeine Bedeutung im Mittelalter gewann, nicht wie die italienischen und deutschen hauptsächlich den Charakter einer Rechtsschule trug, sondern mehr einer theologischen Anstalt; die Freiheit der Lehrenden und Lernenden litt dabei unter dem Einschreiten der geistlichen Oberbehörde, welche sich abwechselnd mit den Königen in die Angelegenheiten der Universität mischte, sie ordnete und ihre Privilegien bestimmte. Diese Universität nahm sich übrigens das Regiment der französischen Könige und ihre Herrschsucht und Willkür zum Vorbild, und wie in der politischen Geschichte die Neigung zur absoluten Gewalt in den Fürsten vortritt, so in der des Schulwesens das usurpatorische Streben bald der geistlichen, bald der weltlichen Corporationen der Universität. Von dieser und andern höhern Lehranstalten aus, die nur für Jünglinge bestimmt waren, verbreiteten sich nachher auch Schulen für Kinder in das übrige Volk, wie, um Ein Beispiel statt Vieler zu geben, aus den Decreten des Lateranconcils von 1179 hervorgeht. Dies, sowie das

Emporkommen der Collegien, welche bald alle Erziehung an sich rissen, hatte die freiste Gestaltung des öffentlichen Unterrichts zur Folge, die Frankreich, im Verhältniß zu den Zeiten geredet, vielleicht je hatte; man dehnte die Erziehung in den Collegien auf Knaben und Jünglinge aus, auf moralische und intellectuelle Bildung, man riß sie von der Universität los und errichtete solche Anstalten in vielen Städten; die Mannichfaltigkeit der Tendenzen und der eingeschlagenen Wege, die Rivalität zwischen den Mönchsorden und den weltlichen Collegien der Privaten oder Gemeinden, die strengere Disciplin, die größere Unabhängigkeit von den Königen, Alles trug zur Vervollkommnung bei. Allein es folgte aus dieser Freiheit ein doppelter und großer Nachtheil. Dadurch, daß der Unterricht auf der einen Seite die Sache von Privatunternehmern solcher Collegien geworden war, verlor der Staat allmälig alle Autorität und allen Einfluß auf denselben; kein nationales Bedürfniß und kein allgemeines Ziel ward ins Auge gefaßt, Zügellosigkeit, Sittenverderbniß und Unwissenheit nahm überhand, und Verachtung folgte. Auf der andern Seite aber fehlten jene allgemeineren Zwecke und jene Abhängigkeit vom Staate auch in den Collegien der geistlichen Corporationen. Die Dominicaner zuerst brachten ihr Ansehn zu einer ungemeinen Höhe; später geriethen die Anstalten in die Hände der Jesuiten, die sich schlau dem herrschenden Drang nach Wissen zu accomodiren wußten; sie gründeten zahllose neue Collegien und bewirkten, daß factisch die religiösen Orden den ganzen Unterricht in Besitz nahmen, daß derselbe in keinerlei Uebereinstimmung mit den Institutionen des Staats, sondern nur mit denen der Congregationen war, daß der Staat fortwährend alles Einflusses beraubt blieb, wie z. B. nach dem unvollkommenen Reformversuch Heinrich IV. im Jahr 1598 („Recueil des lois et réglemens concernant l'instruction publique depuis 1596, jusqu'à ce jour." Thl. I) während eines ganzen Jahrhunderts von Regierungswegen nichts geschah und nur dem Gebrauch überlassen wurde, was er etwa Neues einführen möchte (Rollin, „Traité des études"). Man kann das Gute, was die Jesuiten eben durch ihren Unterricht hervorgebracht und durch die Gelehrten, welche sie bildeten, anerkennen, muß aber darum doch der Herrschaft dieser Congregation den völligen Ruin der französischen Nationalbildung hauptsächlich zuschreiben. Es ist nicht genug überdacht worden und ist auch nicht leicht zu überdenken, welch einen ungeheuern Schaden es brachte, daß einmal durch die Uebung einer formellen und leeren Andacht in ihren Schulen alle großen Begriffe von Religion zu Grunde gingen, und dann durch die Uebung eines barbarischen Lateins und des mechanischen Theils der Sprachen aller Sinn für die echte Classicität. Dies hatte die unausbleibliche Folge, daß alle Häuslichkeit, Einfalt, Frömmigkeit und schlichte Sitte hinschwand — ein nie wieder zu ersetzender Verlust! — und daß hier die Perrault und Locke gehört wurden, welche die classischen Studien verhöhnten und verwarfen. So fanden alsdann die phantastischsten Methodiker und pädagogischen Grillenfänger breite Bahn, ihre Systeme feilzutragen, die nur auf der Verdorbenheit des häuslichen Lebens und auf dem Mangel aller wahren, am Quell griechischer Einfachheit und Natur geschöpften, menschlichen Bildung erwachsen konnten, und die doch durch Geist so vorstachen, aber auch durch Wunderlichkeit so abschreckten, daß man nachher fast alle Stimmen über das Unterrichtswesen zu überhören und unbeachtet zu lassen gewohnt ward; und als endlich in der Revolution und Restauration (wovon gleich hernach mehr) die Regierungsbehörden wieder einschritten, geschah dies theils so unbeholfen und chimärisch, theils so unschlüssig und engherzig, und war zugleich von einer solchen Flut zwar nicht mehr so sonderbarer, aber meist so seichter und windiger Schriften Befugter und Unbefugter begleitet, daß der alten Geringachtung, ja fast der Verzweiflung an der ganzen Erziehungssache neuer Grund gegeben ward. Izarn, in dem angeführten Schriftchen, sagt S. 4:

> Quand j'ai voulu connaître l'histoire de cette partie de nos institutions sociales, qui a pour objet l'instruction de la jeunesse, et que je me suis livré à une étude approfondie de la marche qu'elle avait tenue, depuis son origine jusqu'aux temps où nous sommes, combien de fois n'ai-je pas été surpris de voir une nation si éclairée se tenir si longtemps dans une fausse route. Mais lorsque j'en suis venu à la lecture de tant de bons ouvrages publiés sur cet objet depuis le commencement du siècle précédent, avec quels pénibles regrets n'ai-je pas reconnu, combien les temps et l'habitude ajoutent de forces à l'erreur, et rendent tout amendement difficile. Je ne crois pas qu'il y ait une partie de nos institutions dont on ait mieux fait sentir les vices et pour laquelle on ait proposé des moyens plus raisonnables d'amélioration, et pourtant elle demeurait toujours la même; que dis-je, elle empirait encore, et on laissait faire.

Allein wir haben den vortheilhaften Begriff von jenen „guten Werken", von jenen vorgeschlagenen, „verständigen Mitteln" nicht; wir erkennen in solchen Schriften, wie die bekannte von L. Réne de Caraduc de la Chalotais („Essay sur l'éducation nationale"), die leicht eine der besten ist, nur den guten Willen als das Beachtenswertheste an, und wir zweifeln, ob das nicht selbst in den neuern Schriftstellern, in Izarn, in Guizot, in unserm Cousin selbst das Beachtenswertheste geblieben ist. Der Letztere täuscht sich offenbar am wenigsten über seine Nation; wie sehr aber leuchtet jene den Franzosen so schädliche und so oft vorgeworfene Nationaleitelkeit aus den angeführten Worten des Izarn, und wenn die Leser nachsehen wollen, wie er sich an eben jenem Orte die Ursachen von der Vernachlässigung der Schriften über Erziehung deutlich zu machen sucht, so werden sie finden, daß er sich dort wieder durch dieselbe Eingenommenheit zu einem Schlusse verleiten läßt, welcher der Wahrheit ungefähr direct entgegen ist.

Die Geschichte vielleicht keines Landes hängt so sehr mit der Regentengeschichte zusammen wie die von Frankreich; in ähnlicher Weise bietet eine ausführliche Geschichte der pariser Universität, wie die von Duboullai (Bulaeus, „Hist. univ. Paris."), überall Gelegenheit, die Geschichte des ganzen französischen Schul- und Unterrichtswesens anzuknüpfen. Der Unterricht war und blieb in den Händen

von Corporationen, welche zugleich meist die Hauserziehung ersetzten, und die mit der Universität bald in feindlicher, bald in freundlicher, in näherer oder entfernterer Beziehung standen. Diese Körperschaften unter sich gehen über von weltlichen zu geistlichen, von geistlichen wieder zu weltlichen, nach jeseitiger Entfernung in einem einzigen großen Cyklus. Erst die Universität von Paris mit ihren großen Privilegien unter Philipp August, deren Körper wesentlich weltlich war; seit 1229, wo aus besondern Umständen die Vorlesungen an der Universität ausgesetzt waren, ergriffen die Dominicaner die Gelegenheit, sich emporzubringen, was ihnen auch nach einem langen Kampf von 1243—57 gelang, wo sie das Recht erhielten, Lehrer in ihren eignen Klöstern anzustellen, welche als Glieder der Universität gelten und deren Decrete denen der Universität gleich gehalten werden sollten. Dazu die Sorbonne mit ihrem großen Einfluß auf Universität, Volk und Regierung; dann die Jesuiten mit ihrem eminenten Ansehen, nach denen man sich noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts zurücksehnte, wie später zwischen 1762—89 nach den Benedictinern; endlich die allmächtige Universität von Frankreich, die Schöpfung Bonaparte's. Ueberall tritt hier wie in der gesammten innern und äußern Geschichte von Frankreich der Eine Zug hervor, nach welchem man hier alle Volksangelegenheiten von Oben herab durch Willkür von Einzelnen oder von Körperschaften zu leiten strebte.

Vergleicht man nun dies Concentrationswesen mit dem Zustand des deutschen Unterrichts und der Schule, die völlig auf Freiheit und Unabhängigkeit von Universitäten und Akademien beruht, so wird man leicht einsehen, wie die Formen unsers Schulwesens gar zu eng mit der Natur des Volks zusammenhängen, und daß die Frage von der Verpflanzung desselben immer schwieriger wird, je tiefer man in die Sache eindringt. Frankreich hat Schulen, Universitäten, Akademien, Lehrstühle der Sprachen und Alles von seinen Königen und Geistlichen erhalten, in Deutschland schuf sich das Volk Alles und riß Alles an sich, und man kann in den äußerlichsten Dingen zeigen, wie Das, was in Frankreich immer eine Erscheinung oder ein Werkzeug in den obern Sphären blieb, in Deutschland seinen Hauptflor in den untern hatte, wie z. B. die Landsmannschaften bei uns fast überall nur in den Corps der Studirenden dauerten, und die Cassation eine Waffe in der Hand der Schüler ward. Nie vergiftete die Pest mönchischer Erziehungsanstalten Deutschland in dem Maße, und man hat nie einer Congregation, die an den Staat nicht gefesselt war, die sich und ihre Institutionen über das Vaterland und die Gesetze stellte, und die ein fremdes Haupt anerkannte, den Unterricht preisgegeben. Deutschland ward durch die republikanischen Regungen in der Schweiz, den Städten und in Holland zu dem eigentlichen Bürgervolk der neuen Zeiten; das Treiben der Handwerker und Gewerbsleute in Deutschland, das sich so frei, so strebend, so poetisch gestaltete, vermittelte nachher den wohlthätigen Eingang der Reformation, durch welche Aufklärung, gesunder Verstand und Geistesfreiheit, Tiefe und Ernst erst recht zum bleibenden Eigenthum der Nation ward, bis in den Bürger- und Bauernstand herunter. Schon vor der Reformation rangen sich die Niederländer von dem geistlichen Zwang zu freiern Schulanstalten los, welche von Deventer aus eigentlich auf Deutschland übergingen. Es traten jene merkwürdigen Männer vor und in der Reformation auf, die das Geschlecht von dem alten Dunkel erlösten. Unser besseres und uns eigenthümliches Schulwesen begann erst von da, wo die Antipapisten den alten Unfug zerstörten, als die Bibel Volksbuch ward, als Luther seine Katechismen schrieb, als Melanchthon neue Schulbücher schrieb und Humanisten bildete, als Johannes Sturm seine Schulen errichtete und den Unterricht umschuf, als Trotzendorf die alten Gegenstände der Rhetorik, Ethik, Dialektik und Philosophie aus der Schule verbannte. Wir fürchten, nur mit großer Vorsicht und nur mit genauer Kenntniß und Erwägung der Neigungen der französischen Nation möchten auch nur einzelne Theile einer Organisation, die ganz und in allen ihren Theilen auf dem Protestantismus ruht und auch nur in den protestantischen Ländern Deutschlands mit Erfolg besteht, die ganz sich gründet auf das fromm verständige Wesen des deutschen Mittelstandes, in ein Land zu übertragen sein, das zwar an den ersten Regungen jenes Geistes einigen Antheil nahm, aber von Aquaviva und der pädagogischen Thätigkeit seiner Genossen in eine ganz entgegengesetzte Richtung zurückgeworfen ward; in ein Land, wo das scholastische Treiben und die Mathematik Mittelpunkte der Pädagogik wurden, was alles Gemüth und alle menschliche Empfindung um so mehr beengen mußte, als sklavisches Bewachtsein, mönchischer Zwang und Mangel an aller echten Aufklärung hinzutrat. Es war daher natürlich, daß, während in Deutschland der edle Spener mit seinen Verbesserungen im Religionsunterricht auf guten Boden traf, während Hermann Franke's und Aehnlicher Wirken voll Erfolg blühte, die ähnliche Erscheinung eines Fénelon in Frankreich wie ein Spott aussah; stand es auch damals herzlich schlecht mit unsern Schulen, so stand es doch um die Erziehung des Herzens gut, die hausväterliche Zucht war groß, die Hausandacht war noch nicht verbannt und hatte noch Sinn und Bedeutung. Es war natürlich, daß in Deutschland die Basedow und die frühern und spätern Theoretiker meteorisch vorübergingen und hinschwanden, mehr verlacht als beachtet, während sie in Frankreich, ausgearteter in ihren Hirngespinnsten, größeres Aufsehen machten. Es war natürlich, daß endlich unter der letzten glänzenden Epoche unserer Literatur, unter dem herrlichen Aufschwung der Geister, unter der Einführung griechischer Cultur in lebenvoller Gestaltung, sich in Deutschland das Schulwesen völlig auf seine Höhe hob, still, gleichförmig, von unten gepflegt; während in Frankreich die lautesten und ungeheuersten Anstrengungen der Schreiber und der Regierungen immer zu keinem Ziele führten und nur die üble Lage der Sache heller ins Licht setzten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Seleniten oder die Mondbewohner, wie sie sind. Aus den Papieren eines Luftseglers. Herausgegeben von F. Nork. Mit einer lithographirten Beilage. Leipzig, Friese. Mit der Jahrzahl 1934. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Ob Herr Nork im Jahre 1934 noch schreiben und leben und ob die Verlagshandlung Friese seine Schriften noch herausgeben wird, ist uns zwar völlig unbekannt, indeß ist so viel gewiß, daß die Käufer seiner Schriften zu beklagen sind. Wer etwa in der vorliegenden geneigt wäre — und der Titel macht dazu geneigt —, eine Zeitsatire, eine launige Reisebeschreibung oder etwas, das an Klim's geniale Fahrt in das Unterland erinnerte, zu vermuthen, der wäre übel berathen. Diese Schrift ist vielmehr eine von denen, die uns unbegreiflich sind. Der Verf. verräth in der nach seiner Manier angehängten Selbstbeurtheilung, die uns aus der Seele geschrieben ist, eine richtige Selbstkenntniß und einige Anlage zur Kritik — und dennoch schreibt er ein so gar nichts bedeutendes, langweiliges, ungenießbares und nichtiges Buch. Es ist nicht anders, als hielte er alle diese Fabeleien vom Monde und seinen Bewohnern für baare Münze; denn eine Tendenz zur Selbstverspottung oder zur Verspottung Anderer zeigt sich in dieser Schrift durchaus nicht. Nirgend wird ein Lächeln erregt, nirgend ein Versuch zu kräftiger Ironie gemacht, wie sie der Leser erwarten mußte, nirgend ein Ziel gestellt, erreicht oder getroffen. Aus der Selbstbeurtheilung erst entnehmen wir, daß das Ganze eine Satire gegen „die Aggregationstheorie und der sich widersprechenden Hypothesen der Astronomen und Naturhistoriker" sein soll; aber, wie der Verfasser selbst gesteht, diese Anspielungen sind matt, unklar, ohne Interesse, und was von ihnen übrigbleibt, ist ein trockenes, langweiliges Gerede. Die Satire war niemals die starke Seite der Deutschen; wollten wir aber dieses Buch zu den Satiren rechnen, so müßten wir den Deutschen allen und jeden Sinn für diese Gattung absprechen. Unkenntniß des Gegenstandes, deren der Verf. sich ironisch selbst zeiht, wollen wir ihm nicht Schuld geben — er mag immerhin ein guter Selenograph sein —; wol aber zeihen wir ihn der Geschmacklosigkeit und der literarischen Ohnmacht. Wer ein Buch schreibt, das weder etwas *will*, noch etwas *erlangt*, das weder im Gebiet der *Wahrheit*, noch in dem der *Dichtung* einen Platz hat, das weder Daseiendes noch Wünschenswürdiges schildert, ist zu Allem eher berufen als zum Schriftsteller. Der Verfasser schildert den Mond und seine Bewohner so, wie sie ganz füglich sein könnten. Verfassung, Gesetzgebung, Sitte, Religion sind etwa im Bernardin de St.-Pierre'schen Geist, eudämonistisch dargestellt, jedoch ohne alle Rückblicke auf irdische Zustände, ebenso fern von Satire wie von genialer und phantasiereicher Gestaltung. Ihre Religion und ihr religiöser Mythus ist das vorchristliche Patriarchenthum, und so arm ist des Verf. Phantasie, daß er in diesem Mythus den biblischen fast durchaus paraphrasirt, blos, daß er von einer Feuerflut erzählt statt von einer Wasserflut und von neun Geboten statt von zehn. Etwas Geistloseres ist nicht wohl zu ersinnen. Ebenso verhält es sich mit der Staatsverfassung, den übrigen sittlichen Verhältnissen u. s. w., die, wenngleich etwas St.-Simonistisch, doch alle von der Art sind, daß sie in irgend einem verborgenen Staat der Erde recht gut so angetroffen werden könnten. Mit diesem Buch verglichen, dessen Grundgesetz das Triviale zu sein scheint, ist Voß's „Ini" ein geniales Werk. Ein einziges Mal begegnet es dem Verf., eine wirklich poetische Idee zu erhaschen; dies geschieht S. 196, wo er die Erschaffung des Menschen nach selenitischem Mythus erzählt. Das Weib als eine halbgereifte Frucht von dem gottgepflanzten Baume des Lebens anzusehen, kann immerhin als ein guter dichterischer Gedanke gelten.

Der Verfasser charakterisirt sich selbst als einen Böhmen, der sich in seiner Muttersprache mit den Mondbewohnern zu verständigen vermag; auch dieser Zug ist gut sowol in Bezug auf die Sprache als auf die Meinung eines gelehrten Astronomen und Geographen, der Böhmen seiner Ringgebirge wegen für einen Abfall vom Monde hielt. Hiermit haben wir denn ungefähr Alles angedeutet, was dies Buch an guten Gedanken enthält. Man darf höchstens bis fünf zählen können, um sie alle zu überzählen. Was aber vollends die Zeichnungen und das Gerede über das selenitische Alphabet bedeuten sollen, dessen Erklärung in so steifleinenem Tone vorgetragen wird, als handelte es sich etwa um eine neuentdeckte Runenschrift, ist uns und gewiß Jedem mit uns unerklärlich. Man entnimmt daraus nur, daß der Verf. eben etwas zu schreiben gewünscht hat, und daß ihm Gedanke und Gegenstand gefehlt haben.

Wir wiederholen, daß wir den Verf. nicht begreifen. Er wirft mit lateinischen, italienischen, englischen, griechischen Citaten um sich, er ist also ein Mann von Bildung; denn daß er alle diese Citate nicht verstehen sollte, kann man doch nicht annehmen. Wie aber mag ein gebildeter Mann sich in so kleinlicher Polemik, in so ärmlicher Persiflage gefallen, wie sein „Ariel" z. B. darbietet, oder in einer so mühevollen und doch nichts bedeutenden, gelehrten und doch trivialen und geschmacklosen Arbeit, wie die vorliegende ist, Zeit und Fleiß verplittern? Er klagt häufig, daß er viele Feinde und Gegner habe. Eh bien! Warum beschämt er sie nicht durch irgend eine tüchtige, geistig erweckende Arbeit? Warum gibt er ihnen beständig Blößen in solchen von den Musen verleugneten Arbeiten, mit denen er gegen ihr Reich anstürmt?

2.

Literarische Notizen.

Einen reichhaltigen Beitrag zur Erd- und Völkerkunde liefert „Voyage aux Indes orientales par le nord de l'Europe", von Charles Bélanger, wovon jetzt zwei Lieferungen erschienen sind. Bélanger wurde von der französischen Regierung abgeschickt, um einen großen botanischen Garten in Pondichery anzulegen als Niederlage des indischen Pflanzenreichthums. Er erweiterte jedoch die erhaltene Aufgabe und wollte überall selbst Eroberungen in den Ländern machen, die er durchreiste. So entstand eine der interessantesten Reisen, die je ein Europäer unternahm. Bélanger durchreiste Persien in einer Strecke von mehr als 300 Meilen, besuchte die Küste von Koromandel, Malabar, die westlichen Ghats bis zu ihrem höchsten Gipfel, dann Misore, die östlichen Ghats, Bengalen, Chandernagor, Pegu, die sundischen Inseln. Er brachte dem botanischen Garten zu Paris viele neue Pflanzenarten mit. Zugleich untersuchte er Alles, was für Geschichte und Literatur wichtig war, und verschaffte sich Manuscripte in der Birmanen- und Palisprache. Interessante Schilderungen der Oertlichkeiten, des Ackerbaus, der Industrie, Künste, Sitten, Gesetze. Seit Chardin und Tavernier ist kein Europäer zu Lande so weit in Indien vorgedrungen als Bélanger. In der 2. Lieferung geht die Reise bis zum Kaukasus.

Von Buffon's „Oeuvres complètes" nebst Lacepède's Supplementen erscheint jetzt zu Paris auch eine Ausgabe in 80 Bändchen in 18. mit 515 Kupfern.

Capitain Burns, in Diensten der ostindischen Compagnie, hat der geographischen Gesellschaft zu London einen Bericht über seine Reise vorgelegt. Er besuchte Gegenden des innern Asiens, die noch wenig bekannt sind. Nachdem er eine Karte von dem Laufe des Indus aufgenommen und verschiedene Völker besucht hatte, die längs dieses Flusses wohnen, reiste er durch Pendschab nach Kabul und kam zu der abgelegenen Stadt Bamian, deren Alterthümer höchst interessant sind. Darauf reiste er nach Bokhara, wo er mehre Wochen blieb; von hier nach dem kaspischen Meere und durch Persien nach Indien zurück. Er folgte auf seiner Reise meist dem Wege, den Alexander der Große auf seinem Zuge nach Indien nahm.

7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Wir können nämlich unter der Gährung der Revolution ähnliche Erscheinungen beobachten in Hinsicht auf das Unterrichtswesen wie im Politischen. Man griff mit einer unbändigen Leidenschaft die alten Institute an, entwarf Riesenpläne, ungeheuer frei und schrankenlos, was die äußere Organisation betrifft, und ungemein eng, wo es auf das Wesentliche ankam. Man hatte sich im 18. Jahrhundert erst die Jesuiten zurückgewünscht, seit 1762 fing man an sie zu verachten und suchte die Doctrinairs wieder; nach 1790 lehnte man sich gegen alle diese feststehenden und unbeweglichen Körperschaften auf und verlangte volle Freiheit des Unterrichts. Die assemblée constituante erließ am 3. und 14. September 1791 das Gesetz, das einen großen und gemeinsamen Nationalunterricht schaffen sollte. Dies blieben natürlich nur Worte und Projecte. „In der Revolution", sagt Guizot („Essai sur l'histoire et l'état actuel de l'instruction publique en France". Paris 1816), „schien es, als ob die Menschen den wahren Typus des Universums aufgefunden hätten und darnach die wirkliche Welt ordnen wollten, welche bis dahin das Werk einer blinden Gewalt gewesen sei, und jetzt durch Vernunft geregelt werden sollte. Heiliges und Weltliches griff man gleich zerstörend an. Die moralische Bildung kümmerte diese großartigen Planmacher nicht; nur die Verbreitung aller Art von Wissenschaft unter allen Ständen und Altern setzte man in eine Verbindung mit der Verbreitung des Freiheitssinnes, denn die Foderung nach Erweiterung solider Kenntnisse hatte sich schon früher in ganz Europa in der allgemeinen geistigen Revolution geltend gemacht; das Interesse der Gesellschaft und der Individuen kam wenig in Frage, es ging Alles auf das Phantom der Wissenschaft hinaus, die verherrlicht werden sollte. Vorschläge und Berichte in diesem Geiste wurden den constituirenden und gesetzgebenden Versammlungen vorgelegt; sie blieben ohne Ausführung." Hier schon fragt Guizot, was man auch jetzt freilich wieder fragen möchte: woher so viele Lehrer für einen solchen Unterricht? woher unter den Schülern die Vorbereitung, solchen Unterricht zu empfangen? Die Menschen fehlten, die man nicht durch Decrete schaffen konnte. Ein Jahrhundert wäre nöthig gewesen voll Ruhe, um diese Systeme durchzuführen; denn überall ist der Unterricht nicht das Werk der Gesetze, der Decrete, des Einzelwillens gewesen, sondern das langsame Werk der Zeiten und Völker. Mit diesem chimärischen Entwurf einer gemeinsamen, unentgeltlichen Nationalerziehung für Jung und Alt ahmte man also auch hier, wie sonst, das Alterthum irre gehend nach, und ohne sich Rechenschaft von dem Verkehrten zu geben, das darin läge, sowie man jeden Augenblick Anordnungen traf, die von gänzlicher Verkennung aller menschlichen Natur zeugen, wie z. B. als man die strenge Schuldisciplin, ohne die nie eine Schule bestehen kann, in jenen Zeiten verbannte; als in einem Rapport über das Unterrichtswesen an die gesetzgebende Versammlung geäußert war, es müsse sogar der Gehorsam des Soldaten gegen die Vorschriften seiner Disciplin in nichts verschieden sein von dem des Bürgers gegen das Gesetz, und die Vernunft und Vaterlandsliebe müßten ihm eher Befehle ertheilen als die Gewalt und die Furcht vor der Strafe. Von dieser Zeit an fehlt in Frankreichs Schulen die nöthige Subordination. 1793 decretirte der Convent den Verkauf aller Güter der Collegien und unterdrückte endlich diese Anstalten selbst sowie die Facultäten, und gab den Unterricht völlig frei. Von da an stritt man sich, besonders in der Restauration, in einer Unzahl von Schriften für diese völlige Unabhängigkeit, oder für den Einfluß der Staatsgewalt auf den Unterricht. 1795 errichtete man die Centralschulen, weil unter der Vernichtung der Collegien die Zügellosigkeit gar zu fühlbar ward. In jeder Hauptstadt der Departements sollte eine große Schule errichtet werden. Man setzte aber Professoren dahin, welche die höchsten Zweige der Wissenschaften lehrten, für die es ganz an Vorbereitungsschulen fehlte; diese Lehrer mußten sich also zu einem Elementarunterricht herablassen, mit dem weder die innere Ordnung dieser Schulen, noch die Natur ihrer Unterrichtsgegenstände zusammenstimmte. So blieben auch diese Schulen Versuche. Es wurden Decrete zu Primairschulen erlassen, allein gleichfalls ohne Erfolg. Nur der Specialunterricht blieb unangetastet, und es zeigt sich der Genius der französischen Nation darin, daß, während der Verfall aller niedern Schulen beharrlich fortdauerte, die verschiedenen medicinischen, ökonomischen, polytechnischen Anstalten, die physikalischen und exacten Wissenschaften gediehen. Diese Rich-

tung ist in Frankreich durchaus entschieden. Die Nation knüpft Alles und bezieht Alles auf das praktische Leben, der Staat selbst begünstigte die Einmischung von allerhand wunderlichen und heterogenen Begriffen, und so jagt man dort auf der einen Seite imaginairen und geträumten Phantomen nach und schließt sich auf der andern zu eng der gemeinen Praxis an. Was mag sich doch der Gesetzgeber dabei gedacht haben, der noch 1821 in einer Ordonnanz vom 27. Febr. sagen konnte: „Les bases de l'éducation des colléges sont la religion, la monarchie, la legitimité et la charte"!! Das Decret vom 21. Oct. 1793 schreibt vor, in den ersten Schulen des Elementarunterrichts sollen die Kinder ihre erste physische, moralische und intellectuelle Erziehung erhalten; sie sollen sprechen, lesen, schreiben und etwas französische Geographie lernen; dann „on leur donne les premières notions des objets naturels, qui les environnent, et de l'action naturelle des élémens. Ils s'exercent à l'usage des nombres, du compas, du niveau, des poids et mesures, du levier, de la poulie et de la mesure du tems." Etwas allgemeiner lautet das Decret vom 18. Nov. 1794; nach einem andern vom 15. Nov. 1811 soll der Elementarunterricht wieder gar nicht über Lesen, Schreiben und Rechnen hinausgehen. Ein Seitenstück zu dem Decrete von 1821 gibt ein anderes vom 29. frimaire an 2 (19. Dec. 1793) ab: „La convention nationale charge son comité d'instruction de lui présenter les livres élémentaires des connaissances absolument nécessaires pour former les citoyens, et déclare que les premiers de ces livres sont les droits de l'homme, la constitution, le tableau des actions héroïques ou vertueuses." So schreibt das Gesetz über die Organisation des öffentlichen Unterrichts vom 3. brumaire an 4 (25. Oct. 1795) aus dem Nationalconvent vor: die Primairschulen sollen lesen, schreiben, rechnen und die Elemente der republikanischen Moral lehren („Recueil des lois etc." Thl. I, S. 45). Die Gegenstände der Centralschulen von 1795 sind für die Knaben von 12 Jahren Zeichnen, Naturgeschichte, alte und neue Sprachen; für die von 14 Jahren Mathematik, Naturphilosophie, praktische Chemie; für die von 16 Jahren allgemeine Grammatik, schöne Künste, Geschichte und Gesetzgebung. Ganz der Richtung auf die exacten Wissenschaften folgte auch Buonaparte, als er sich in die Arbeiten seiner Commission für die Schulreform mischte.

Il dicta, sagt Guizot (a. a. O. S. 54) sur-le-champ un projet de décret different, ou se retrouvait, à chaque article, l'empreinte de cet esprit incohérent et gigantesque, dans lequel fermentaient incessamment une multitude d'idées bizarres, qu'il prenait pour des inventions sublimes, et dont il voulait faire la loi du monde. On y lisait, p. e., qu'il n'y aurait que 8 professeurs dans chaque lycée, savoir 4 professeurs de latin, et 4 de mathématiques; que l'un des professeurs de mathématiques enseignerait la composition et la décomposition des métaux dans leurs rapports avec la société, ce qui semblait dire, qu'il enseignerait la pierre philosophale etc.

Als nach der Verständigung des Consuls mit seiner Commission das Gesetz vom 11. floreal an 10 („Recueil" Thl. II, S. 43 fg.) erschien, nach welchem der Unterricht in Primairschulen, die von den Gemeinden errichtet werden sollten, in Secondairschulen, die von den Gemeinden und Privaten, in Lyceen und Specialschulen, welche von dem Staate unterhalten wurden, ertheilt werden sollte, kehrte man in vielen Stücken in Gegenstand und Form des Unterrichts zu den alten Einrichtungen zurück; für die königl. Collegien wurden als Hauptgegenstände alte Sprachen, Rhetorik, Logik, Moral, Elemente der mathematischen und physikalischen Wissenschaften vorgeschrieben. Die Primairschulen blieben auch damals ebenso vernachlässigt und das Gesetz darüber ebenso unausgeführt, wie vorher unter dem Convent; nichts ward erreicht, als daß doch endlich einmal wieder die Leitung des Unterrichts an die Staatsgewalt kam. Und doch, auch jetzt litten die königl. Lyceen wieder von dem Corps der Geistlichkeit; es entschlüpfte dem Staate gleichsam wieder seine Autorität; jene riß Vortheile an sich, die Napoleon selbst gesucht hatte. Dieser hatte die neuen Schuleinrichtungen benutzen wollen, um sich Creaturen zu schaffen; auf Staatskosten sollte eine Anzahl von Pensionnairen in den Lyceen erzogen werden, die man aus den Söhnen der ums Vaterland Wohlverdienten wählen wollte. Als nachher die Lyceen wegen der Sittenlosigkeit ihrer Zöglinge verrufen wurden, litten sie erst unter der Concurrenz der Pensionslehrer, besonders aber unter den kleinen Seminarien. Seit 1802 waren nämlich die Bischöfe autorisirt, Seminarien für Leute zu errichten, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten. Allein nach der Revolution fanden sich wenige, die dazu Lust zeigten; die Priester fanden also für nöthig, die Erziehung der künftigen Geistlichen von Anfang an zu übernehmen; sie gründeten also kleine Seminarien, Collegien oder Pensionnate für den Secondairunterricht, für Kinder, zu welchem Stande sie auch sich bilden wollten. Der billige Pensionspreis, die muthmaßlich bessere Sorge für Religion und Moral schafften den Seminarien Zulauf, die auf diese Weise Vieles für unentgeltliche Erziehung junger Geistlicher aufwenden konnten. Indessen ging nachher die Universität in Frankreich wieder strenge von dem Princip aus, daß die Unterrichtspflege Staatssache sei; und die kleinen Seminarien wurden der Universität übergeben, die aber ihre Autorität mit Schonung übte. Wieder blieb aber, auch nach Errichtung der Universität, das Alterthum, die moralischen Wissenschaften, besonders Geschichte, und die Literatur und Sprachen fremder Völker theils unvollständig, theils ausgeschlossen; die schlechten finanziellen Anordnungen erregten dieser neuen Anstalt große Gegner, und es ward ein neuer Stoff zum Streit für und wider dieselbe, für und wider die Verwaltung des Unterrichtes durch Geistliche oder Weltliche. („De l'instruction publique et de l'université de France". Paris 1814) Es blieb so ein Widerspruch in den Foderungen der Parteien, zwischen dem erstrebten Neuen und dem bestehenden und eingewurzelten Alten, und noch Izarn bedauerte das Drängen der Plane und die wechselnden Verordnungen, deren eine die andere zerstörte, ohne doch ihrerseits durchzudringen, und er meinte, die Nation wolle in dieser Hinsicht weder das Alte noch das Neue, worin uns mehr Wahr-

heit zu liegen scheint, als der Schreiber vielleicht selbst wußte. An zwei Stellen trifft er die Ursachen des schwankenden und schwer festzustellenden Zustandes, wenn er die Leichtfertigkeit der Franzosen und ihre unbegreifliche Indifferenz für ihre eignen Institutionen und die steten Declamationen über diese Materie erwähnt, die von der tiefsten und allgemeinsten Unkunde in der Sache zeugen, und wenn er dann die Bemerkung macht, daß die Nation groß ward ohne Unterricht. Völker, die durchaus nach einer andern Größe als der durch Wissenschaft und Geist ringen, scheinen weniger um innere Angelegenheiten dieser Art bekümmert zu sein; so sorgte auch Rom nie für eine Abhängigkeit des Unterrichts vom Staate; auch dort war die praktische Richtung so vorherrschend, daß ein Quintilian schon bei der frühesten Erziehung die künftige Bestimmung des Knaben zu berücksichtigen lehrte. Dieser praktische Sinn dominirt in allen vorgerücktern Nationen und greift zusammen mit dem Geist der Nationalität. In England erzieht man die Jugend nicht zu guten, natürlichen, vorurtheilfreien Menschen, sondern das höchste Ziel, das man dem Schüler steckt, ist das Benehmen und die Kenntnisse, oder auch nur der Schein der Kenntnisse, die einen Gentleman machen; in diesem Begriffe preßt man, aus Urzeiten her, wo man zwischen Politik und Moral noch nicht schied, Das, was für sittliche und bürgerliche Tugend in England gilt, zusammen. An die Stelle von etwas Aehnlichem setzen in Frankreich heute die Parteien wol Verschiedenes; indessen wollen Alle eher Franzosen bilden als Menschen. Die Franzosen sind ganz Nation und Staat, wo wir Menschen und Welt sind. In Deutschland genügt es hier und da noch den Vernünftigen, ihre Kinder zu Menschen gebildet zu sehen; doch regt sich auch hier schon mit einer gefährlichen Macht die Anfechtung gegen die gute alte Sitte: der Eine fodert mit Ungestüm Sorge für physische Erziehung, die jeder Vater viel besser geben kann als die Schule; dem Reichen wird die Hauserziehung zur Last, er sucht Pensionate und Institute und stößt sein Kind in die Fremde; ein Anderer will deutsche Sprache, die Nibelungen und Otfried's Evangelienharmonie, um Deutsche zu erziehen; und wieder Einer, der seinem Säugling schon in der Wiege eine Bestimmung gibt, lehrt ihn mit der Muttermilch zwei, drei Sprachen und vergiftet ihm alle tiefere Freude am Leben, indem er ihm den behaglichen Sinn für Eine Heimat nimmt.

Versuchen wir im Folgenden, dieser nationellen Richtung im französischen Erziehungswesen die weltbürgerliche der deutschen gegenüberzustellen, um auf einer noch höhern Stufe den Gegensatz recht deutlich kennen zu lernen.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt von Heinr. Lindner. Dessau, Ackermann. 1833. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Mitten unter unsern kleinen schwind- und doch gelbsüchtigen Viergroschenbüchelchen einmal ein dickes und tüchtiges Buch, fast 700 Seiten stark und eine Landesbeschreibung wie sie sein soll, was Ref. für eine der schwierigsten Aufgaben hält. Wie in einem wohlgeordneten Haus- und Familienwesen, dessen Analogon mehr oder weniger doch jeder Staat ist, eine Masse von Geräthschaften und Gegenständen aller Art sich zusammenfinden müssen, die, wohlvertheilt und schicklich verwahrt, kaum in ihrer Zahl bemerklich werden, so muß auch zu und in einem Staatswesen eine ungeheure Masse von Dingen concurriren, die ungeordnet einen rohen, willkürlichen Haufen, im entgegengesetzten Falle aber ein wohlgeordnetes, gesetzliches und durch ihre Nothwendigkeit selbst frei sich hinstellendes Ganze bilden. Gleicherweise soll es auch ein Buch, welches eine historische und statistisch-geographische Schilderung eines Staates zur Aufgabe hat. Man muß, wenn alles wohl berücksichtigt, aber auch wohl vertheilt ist, dem Buche weder etwas Lückenhaftes noch etwas Ueberfülltes ansehen, es müssen sich die Grundkategorien von Raum und Zeit, von Land und Volk, Verfassung und Verwaltung mit ihren Unterabtheilungen wie von selbst herausstellen und ordnen, und in ihrer Vereinigung den Eindruck der befriedigenden Vollständigkeit machen. Wer sich selbst mit Aehnlichem beschäftigt hat, weiß aber auch, wie mühsam nicht allein das Gewinnen und das Sichten der unzähligen Materialien ist, sondern wie wenig objective Wahrheit auch diese zuweilen haben. So erhielt Ref. einmal von einer höchsten Landesbehörde statistische Tabellen mitgetheilt, die über den Fruchtertrag eines verflossenen Jahres von den obersten Kreisbehörden eingereicht worden waren, und welche nach Mittheilung an einen unparteiischen Sachverständigen von diesem für unmöglich richtig erklärt wurden. So wenig genau sind oft selbst Regierungen unterrichtet.

Doch nun zum Buche selbst. Der Verf., herzoglicher Bibliothekar zu Dessau, hat es den drei anhaltischen Landesfürsten zugeeignet; eine große Subscribentenzahl zeigt öffentlich von der Theilnahme des Publicums an der Sache. Die Vorrede rühmt die selbst von den Landesherren und vielen Andern erhaltene Unterstützung, entschuldigt einige Ungleichartigkeit durch den verzögerten Druck der spätern Bogen und spricht sich über die angewandte Mühe aus, die literarische Richter zwar nicht gegen wirkliche Fehler blind, aber doch gegen Kleinigkeiten billig machen soll. Zu dem historischen Theile, der es zunächst mit einer Geschichte des Landes und seiner einzelnen Theile und Ortschaften zu thun hat, sind die Landbücher der Aemter Dessau und Zerbst, die Sammlungen des verstorbenen Präsidenten Mann zu einer alten Geographie Anhalts und alle Vorgänger bis auf Stenzel redlich benutzt. Dasselbe hätte vielleicht auch mit Weisse's sächsischer Geschichte in Beziehung auf einige Beschwerden über Sachsens Verfahren in der barbyschen und walter-nienburgischen Sache geschehen können. Da die Handschrift vor dem Drucke von den Behörden durchgesehen wurde, müssen wir annehmen, daß es Hrn. Lindner ein rechter Ernst um ein tüchtiges Buch gewesen ist. Wenn aber hin und wieder noch Tadel fällt, so denke der Verf. an das alte, auch ihm zugerufene Sprüchwort: „Wer am Wege baut, hat viele Meister!"

In der Einleitung wird über die vorhandenen Karten, geographischen und historischen Werke gesprochen und geurtheilt, auch der Wunsch nach einer noch fehlenden Gesellschaft für Landeskunde mit Sectionen, für Sammlung von Alterthümern, Naturgegenständen, Landesvermessung, Orts- und Verfassungsgeschichte geäußert. Alles recht schön; nur fange man nicht eher an, als bis man 10—12 Männer beisammen hat, die ohne Eigennutz, aus bloßer Vaterlandsliebe sich auf Ehrenwort jeder wenigstens zu Einer schriftlichen Arbeit jährlich verstehen. Denn — exempla sunt odiosa! — Wir würden dann z. B. dringend um Beantwortung der Frage (über welche wir im Buche selbst zu wenig Auskunft gefunden haben) bitten: ob der im Meißnischen noch immer sichtbare Unterschied zwischen Slawen- und Deutschthum, den die Elbe daselbst bildet, auch bis ins Anhaltische verfolgt werden kann?

Wer es nun dem Verf. zum Vorwurf machen wollte, daß er außer der allgemeinen Landesgeschichte Anhalts bei jedem

der einzelnen Fürstenthümer wieder eine besondere und nicht ohne einige Wiederholungen gibt, hätte wol nicht ganz Unrecht. Aber höchst dankenswerth ist es, daß bei einzelnen Städten, Schlössern, Dörfern u. s. w. immer so viel als möglich auf Geschichte und bei adeligen Besitzern auch auf ihre Genealogie aufmerksam gemacht wird. Fände ein Ausländer manche Ortsbeschreibung zu weitläufig (die Stadt Dessau z. B. füllt die Seiten 220—257), so hat der Inländer wol das nächste Recht und Interesse, Vollständigkeit zu fodern. Auf Bergwerke und ihren Ertrag (1825 kommen sogar Ducaten ex auro Anhaltino vor), Mineralwasser und ihren Gehalt, selbst auf die Weinernte ist Rücksicht genommen, wobei uns die alte Eintheilung gewisser Weine in Schul-, Glocken- und Strumpfweine, oder Sebastian Münster's Dictum vom meißner Wein einfällt: „Wächst gut Wein daselbst, wer gern Essig trinkt".

Die ersten 160 Seiten behandeln Anhalt im Allgemeinen, nach seiner natürlichen Beschaffenheit, wobei der Einwohnerzahl um so weniger zu gedenken war, als der zweite Abschnitt lautet: „Das Volk und sein Reichthum". Beim Handel sind wahrscheinlich Rücksichten vorwaltend gewesen, nicht umständlicher des durch Preußen in dieser Beziehung herbeigeführten Zustandes seit der Anschließung an das Zollsystem dieser Macht zu gedenken. Dann kommen die Staatsverhältnisse und endlich eine Geschichte des Landes an die Reihe, wobei gleich Anhalt-Zerbst als ein nicht mehr selbständiges Land mit geschildert wird. Der Albert'schen landwirthschaftlichen Gesellschaft wird S. 79 fg. gedacht. Merkwürdig ist, wie die Zahl der adeligen Geschlechter so abgenommen hat, daß von den 49 zu Beckmann's Zeit (vor 100 J.) nur noch 12 vorhanden sind, zu denen 4 neue hinzugekommen. Was S. 113 fg. nach Bäntsch und Richter über die ältere landständische Verfassung gesagt ist, wird hoffentlich der 13. Art. der Bundesacte wieder in Erinnerung bringen. Nur glaube man nicht, daß alles Heil in einer neuen Verfassung liege.

Von S. 163—379 wird nun zuerst das Herzogthum Anhalt-Dessau (der Verf. schreibt aus Gründen Deßau) nach seiner natürlichen Beschaffenheit, nach Anbau des Bodens, Kunstfleiß und Handel, Staatsverfassung und Staatsverwaltung und auch die ältere Geschichte des Landes durchgegangen, worauf eine Statistik und Topographie der ältern Justizämter folgt. Ein Anhang S. 372—376 handelt von den mittelbaren Besitzungen dieser herzoglichen Linie. — Das Herzogthum Anhalt-Bernburg (zerfallend in das Unterherzogthum an der Saale und Bude und das obere am Harze) wird S. 379—521 nach denselben Abschnitten durchgegangen. Endlich folgt S. 521—636 das Herzogthum Anhalt-Köthen, wo S. 533 auch der Ascania nova oder der 10½ □ Meilen mit 22,000 M., welche vom Herzog Ferdinand 1828 im südlichen Rußland erworben wurden, gedacht ist. Der vielfachen Alterthümer, welche sich im Köthenschen vorfinden, geschieht gleichfalls Erwähnung. Ein Register, dem einige Berichtigungen folgen, schließt das Ganze, welches Ref. nochmals als ein sehr fleißiges und gelungenes, selbst in der äußern Form gefälliges Werk erklären muß, wenn es auch, wie alle Werke dieser Art, noch manche Berichtigung erfahren wird. Denn hier heißt es wirklich: Dies diem docet! 41.

Vaterlandsbüchlein für den deutschen Bürger und Landmann, oder kurze Belehrungen über das, was dem deutschen Volke, besonders in constitutionnellen Staaten, in politischer Hinsicht Noth thut. Gegeben in sechs Kapiteln. Von Eduard Schuberoff. Ilmenau, Vogt. 1833. 12. 6 Gr.

Der Verf. (Sohn des rühmlich bekannten Schuberoff in Ronneburg) will in diesem Büchlein das deutsche Volk über Das, was diesem, besonders in constitutionnellen Staaten, in politischer Hinsicht zu wissen Noth thut, in der Kürze belehren, dabei aber, nach dem Vorworte, vorzüglich auch der Deutlichkeit und einer ruhigen, leidenschaftlosen Darstellung seiner Ansichten sich befleißigen. Daß das Volk solcher Belehrungen bedürfe, ist bereits zur Genüge anerkannt worden, und wir freuen uns, dieses „Vaterlandsbüchlein" selbst als ein solches Mittel zur Aufklärung wohl empfehlen zu können, wenngleich wir im Einzelnen unsern wohlgemeinten Tadel nicht unterdrücken wollen. So finden wir, daß der Verf. der von ihm erstrebten Deutlichkeit durch zu häufige Anführungen aus der Geschichte, namentlich aus der alten, Abbruch thut, da er hier wol nicht darauf rechnen kann, mit diesen Anführungen allenthalben verstanden zu werden; und ebenso mußte das griechische Citat aus Homer (S. 23), wenngleich verdeutscht, hier ganz wegfallen. Manches hätte deutlicher und klarer auseinandergesetzt werden sollen, damit Misverständnissen, die hier vor allen Dingen zu vermeiden sind, vorgebeugt würde; und nicht minder hätten wir gewünscht, daß der Verf. in der, das Nachtheilige und Gefährliche der Republiken auseinandersetzenden Schilderung (S. 20 fg.) — wie sehr wir selbst für unsere Person der Meinung sind, daß jene Regierungsform in der Wirklichkeit und auf die Länge gar zu weit hinter dem Ideale und selbst hinter dem Staatszwecke zurückbleibe, wenigstens für unsere Zeit und wol auch auf die nächsten Jahrhunderte — dennoch etwas ruhiger und unbefangener sich geäußert hätte. Auch kann wol nicht gesagt werden, wie hier S. 23 geschieht, daß in Republiken das Volk selbst herrsche, ohne ein gemeinsames Oberhaupt zu besitzen; es kommt hier vielmehr nur darauf an, daß es kein erbliches Oberhaupt ist. Aber im Allgemeinen geben wir dem Verf. das Zeugniß, daß er in seiner Darstellung der Stimme der Vernunft und Wahrheit gefolgt sei, und daß das Streben nicht verkannt werden könne, über Das, was unsere Zeit in politischer und kirchlicher Hinsicht bedarf, den Bürger und Landmann aufzuklären. Denn auch die Verhältnisse der (protestantischen) Kirche werden hier beachtet und besprochen, und die Sache wird mittels der Presbyterien und Synoden, nach der Ansicht des Verf., als zu erledigen betrachtet. Wir lassen seine diesfalsige Auseinandersetzung hier ganz auf sich beruhen und wollen nur noch bemerken, daß der Verf. seinen Gegenstand im Allgemeinen in sechs Capiteln behandelt, worin er über den geschichtlichen Ursprung der Staaten, über die verschiedenen Staatsverfassungen, deren Vorzüge und Nachtheile, besonders über die constitutionelle Monarchie, an sich und in ihrem nothwendigen Verhältnisse zum Bedürfnisse unserer Zeit, endlich über die Dringlichkeit, die Bildung des Volks durch Schule und Kirche (Presbyterial- und Synodalverfassung) immer mehr zu erhöhen, sich durchaus faßlich sich ausspricht. Mögen Andere zur politischen Bildung des Volkes auf dem betretenen Wege fortgehen, damit Gleichgültigkeit oder offenbare Unkenntniß irgend einer Classe im Volke nicht dem Ganzen schaden könne. Denn — Kenntniß ist Macht, und die rechte Kenntniß ist eine unbesiegbare Macht, wo sie mit Selbstbewußtsein verbunden ist. 17.

Literarische Notizen.

Ueber Brasilien brachte kürzlich die dänische Presse: „Erindringer om mit Ophold og mine Reiser in Brasilien fra 1825—31," drei Hefte von C. Bilmann; und „Don Pedro og Brasilien, indeholdende en polit. Oversigt ov. Brasilien ꝛc.", ein Bändchen.

In Paris sieht man im Laufe des Winters dem Erscheinen eines Gedichtes von Lamartine: „Le curé de campagne", entgegen.

Ebendaselbst wurden angekündigt: „Mémoires de Napoléon Bonaparte", vom Herausgeber der Memoiren Ludwig XVIII., in 8—10 Bänden. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1834.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken, von Richard Otto Spazier. Erster bis dritter Band. Auch unter dem Titel: Jean Paul's sämmtliche Werke. Dreizehnte Lieferung (LXI—LXV). Erster bis dritter Band. Leipzig, Brüggemann und Wigand. 1833. 8. Preis aller fünf Bände 3 Thlr.

Eine neue Biographie Jean Paul Friedrich Richter's, von einem nahen Verwandten desselben, der den Verstorbenen in vielfachen Beziehungen gesehen und gekannt, wird immer willkommen geheißen und mit Interesse gelesen werden. Dennoch glauben wir, daß die von Jean Paul begonnene Selbstbiographie nebst ihren spätern Fortsetzungen durch Andere hinlänglich hätte genügen können. Der Verf. erklärt sich zwar in seinem Buche sogar mit einiger Empfindlichkeit gegen dieselbe und meint, weder Otto noch der Maler Förster, der Jean Paul's Tochter geheirathet, seien die Männer gewesen, um das Werk fortzusetzen; dennoch ist dasselbe ein unschätzbares Gut für die Literatur geworden und kann nicht, wie Hr. Spazier meint, nur als ein solches betrachtet werden, woraus zwar Denen, die sich längst mit dem Dichter durch seine Werke auf das tiefste verständigt, einige Aufklärung über ihn werde, Andern dagegen nur Bruchstücke und Räthselhaftes geboten sei. Wir geben dem Verf. allerdings Recht, insofern weder Otto noch Förster, aber auch er selbst nicht die Arbeit mit den Heroenkräften des großen Verstorbenen fortsetzen konnten; zum Glück aber hatte er kostbares Material genug hinterlassen, um durch den Reichthum desselben für eine mangelhaftere Kunst des Baues hinreichend zu entschädigen. Wenn wir also die vorliegende Arbeit auch nicht für eine unnöthige halten wollen, so können wir sie doch unmöglich für eine nöthige erklären; eine willkommene aber wird sie in mancher Beziehung sein. Denn erstlich ist sie wirklich mit Geist und, was mehr sagen will, mit Liebe zu dem Verstorbenen verfaßt und insofern schätzbar an sich; zweitens hat der Verf. durch die Grenzen, die er sich gesetzt, das Werk in einem Preise gehalten, durch den es leichter anschaffbar für Viele wird als das freilich äußerst kostbare in acht Bänden; drittens endlich ist eine sehr gute Einrichtung die, daß das Format völlig dem von Jean Paul's Werken in der neuesten Ausgabe entspricht. Auf diese Weise kann das Buch als ein Anhang zu diesen betrachtet werden, und daß dies der Wunsch des Verf. und der Verleger sei, zeigt der doppelte Titel. Das Innere des Buches anlangend, so ist nicht zu leugnen, daß der Verf. das Werk in dem Geiste der Verehrung und Liebe geschrieben hat, welche einen Biographen Jean Paul's beseelen muß, auch wenn er zu dem Dahingegangenen nicht in so nahen Beziehungen gestanden hat wie Hr. Spazier, ein leiblicher Neffe des Dichters, dem das ehrende Glück ward, die letzten Lebensmonde des großen Mannes bei ihm zuzubringen und ihm bei seinen literarischen Arbeiten, welche in dieser Zeit alle schon den Charakter testamentarischer Verfügungen trugen, hülfreich zur Hand zu gehen. Allein obwol wir dieses Lob im Allgemeinen aussprechen dürfen, so wird Hr. Spazier doch auch viele Einwürfe über seine Arbeit erfahren müssen, die wir selbst ihm nicht ersparen können. Dahin gehört zunächst der, welcher vielleicht, wenn der Verf. einmal sein Buch schreiben wollte, gar nicht zu vermeiden war, daß er nämlich das Material, welches in der größern Lebensbeschreibung in acht Bänden den Hauptstoff bildet, ebenfalls bedeutend benutzen mußte, und insofern sein Buch also gewissermaßen als ein Excerpt aus dem größern erscheint. Wir haben zwar nicht Gelegenheit gehabt, Buch an Buch darüber Vergleichungen anzustellen, allein so weit die Erinnerung uns leiten konnte, haben wir ungemein viele Abschnitte gefunden, die, däucht uns, wörtlich in dem größern Werke enthalten sind. An sich ist dies freilich nicht unrecht, sondern im Gegentheil, da dieses Material immer von Jean Paul herrührt, höchst erfreulich; aber bemerkt werden muß es, da man sonst glauben dürfte, der Verf. hätte nach ganz besondern Manuscripten, die nur ihm zu Gebote standen, gearbeitet, was aber durchaus nicht der Fall zu sein scheint. Sollten wir nun unsern Wünschen folgen, so wäre es uns gar sehr angenehm, wenn das Buch noch mehr aus Documenten und nachgelassenen Angaben des großen Dichters bestünde; denn aufrichtig gestanden ist Das, was Hr. Spazier zur Verbindung dieser Aphorismen sagt, gegen diese selbst gehalten, doch immer nur sehr schwach an Interesse. Es soll hierin kein Vorwurf für den Verf. liegen, denn weder uns noch irgend einem andern jetzt lebenden Schriftsteller würde es besser ergehen. Neben Jean Paul kann sich Niemand stellen, ohne zu erblassen und

zu erlöschen wie eine Kerze, wenn das goldene glühende Tagesgestirn emporsteigt. Allein es hätte ein Mittel gegeben, dem einigermaßen auszuweichen, wenn nämlich Hr. Spazier das Bestreben, hier selbst etwas thun und gelten zu wollen, unterdrückt hätte. In einfachster Verbindung, ohne Abschweifungen, ohne künstliche Erklärungen und Urtheile, deren der Verf. oft sehr ungenügende gibt, ohne Untersuchungen über geistiges Irren und Fehlen des Verewigten, kurz, ohne alle diese mit einigem Anspruch auftretenden Nebendinge, in denen gar viel Ueberflüssiges, wenigstens hier Störendes ausgebreitet wird, würde das Buch für uns einen ungleich höhern Werth haben. Der Verf. hört sich aber zu gern selbst; er hätte nur bedenken sollen, wenn er uns das geistige Phänomen Jean Paul's zu zergliedern sucht, daß dieser selbst im Beginn seiner Biographie sagt, kein großer Mann könne sich selbst erklären, sondern bleibe sich ebenso ein Wunderbares als Andern; eine tiefe Wahrheit, die mit ganzer Schärfe in unser Inneres dringt. Indessen wäre freilich nach diesem unsern Rath das Buch keines von Hrn. Spazier geworden, sondern eins von Jean Paul, und somit fast dasselbe als der größere Lebenslauf, der unter dem Titel: „Wahrheit aus meinem Leben", fast nur Documente aus dem Nachlasse des Verewigten enthält. Noch eins ist, was uns an dem Buche nicht behagt, wir meinen die Vorrede. Sie besteht in einem Briefe an den Dr. Ludwig Börne, der gewiß in reiner Gesinnung geschrieben ist, uns aber dennoch in seinen Ansichten wie in seiner Tendenz völlig irrthümlich erscheint. Gewiß wird Hr. Spazier jetzt in uns sogleich einen Aristokraten, ja wo möglich einen Absolutisten wittern, sich aber mächtig irren. Indeß von einer liberalen Gesinnung, die sich zugleich mit einer historischen verknüpft, daher geschichtlich gewachsenen Dingen tiefe Wurzeln zutraut und einen nothwendigen Entwickelungsgang annimmt — von einem solchen Liberalismus zu dem plumpen, ekeln Jakobinismus des Dr. B. ist auch ein ungleich größerer Abstand, als von der „Quotidienne" zur „Tribune", ja dieser Raum ist vielleicht noch viel schmaler und leichter zu überspringen, als man glaubt. Was daher auch Hr. Spazier sagen möge, wir glauben fest, daß Jean Paul's edler Schatten zürnen würde, sich mit einem Geist von Börne's Natur auch nur in entfernte Beziehung gebracht zu sehen. Nichts war dem Edeln verhaßter als der unreine Geist der Lüge, in dessen befleckendem Verkehr Börne und alle die andern demagogischen Vorfechter ununterbrochen stehen. Möchte der Verf. wissen, was ich gegen diese Herren einzuwenden habe, so ist es vorzüglich Das, daß sie nicht nach ihren eignen Grundsätzen handeln. Denn wer so denkt wie Börne, der darf sich nicht mit dem **Worte**, welches immer nur das Scheinbild der That ist, begnügen, und noch dazu mit einem aus sicherm Hinterhalt ausgesprochenen Wort, welches nicht einmal äußere Lebensverhältnisse gefährdet, sondern im Gegentheil ein guter Acker und Pflug ist, um darauf den eignen Weizen zu bauen (eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter ernährt) — ein so Denkender darf sich, behaupte ich, damit nicht genügen lassen, sondern seine Gesinnungen fodern die praktische That. Es wird wol Niemand so verblendet sein, mich hier für einen Auffoderer zu offenem Kampfe und Aufruhr zu halten. Allein wer so schreibt und denkt wie Börne, der muß so gut das Schwert in die Hand nehmen, wie Sand den Dolch. Haben diese Leute das erst gethan, dann will ich sie für Verirrte halten, aber ihnen meine Achtung nicht versagen; bis dahin muß ich aber, wenigstens was ihren politischen Heroismus anlangt, etwas sparsam mit meiner Bewunderung sein. Daher hätte Hr. Spazier auch seinen großen ehrwürdigen Oheim nicht in diese Gesellschaft bringen sollen, wo er nur wie Christus zu den Schächern steht; und deshalb (Hr. Sp. verüble uns dies nicht) zweifeln wir an seinem innern Beruf, die Lebensgeschichte Jean Paul's zu schreiben. Denn nicht, daß man den Gott anbete, sondern ob man es im Geist und in der Wahrheit thue, darauf kommt es an. Ein dunkles Vorgefühl hat es dem Verf. gesagt, daß die Bessern nicht auf seine Seite treten würden, denn er selbst spielt in der Vorrede mit Resignation darauf an. Der Verf. dieses Aufsatzes ist dem Biographen nicht fremd, sondern hat sich seiner achtenden Mittheilungen mehrfach zu erfreuen gehabt und daher um so mehr den Beruf gefühlt, sich entschieden und ohne Furcht vor gewissen Stellen der Vorrede über den Geist jenes hier berührten schriftstellerischen Wesens auszusprechen. Die Vorrede bildet indessen nur einen sehr geringen Theil des Buches und wird uns nur wichtig, insofern wir daraus den Verf. in seinen geistigen Verhältnissen kennen lernen. Auf das Werk selbst ist der spätere Einfluß weniger wahrnehmbar, und wir müssen bei unserer schon ausgesprochenen Ansicht beharren, daß es in vielen Beziehungen recht willkommen geheißen werden kann. Wenigstens haben wir mit Antheil, mit Freude und, so oft uns der große Todte selbst nahe geführt wird, mit erhebender Wehmuth und Erschütterung darin gelesen. Und gibt es viele Bücher, von denen man dies sagen kann? Wir glauben nicht; und deshalb bleibt es Pflicht eines getreuen Berichterstatters, auf eine solche Arbeit aufmerksam zu machen, wie sehr er sich auch gedrungen fühlen möge, theilweise polemisch dagegen aufzutreten.

35.

Victor Hugo und die neue dramatische Schule Frankreichs.

Die Julirevolution hat eine Menge Talente ans Licht gezogen, wie dies zu jeder Zeit politische Veränderungen bewirkten. Victor Hugo ist das erste, größte dieser Talente, sein Einfluß der sichtbarste. Ohne ihn mit Shakspeare zu vergleichen, muß man ihn mit diesem nennen, weil er der erste dramatische Dichter Frankreichs ist, der sich von dem Glauben seiner poetischen Väter losriß und das politische Gesetz der Welt zum geistigen der Poesie machte. Voltaire meinte, die Ideen und Bedürfnisse der Gesellschaft ließen sich wol mit den Maximen der Menschen und Fürsten in Einklang bringen, aber er hatte noch nicht den Muth, die Grenze zu überschreiten, und war nicht fähig des Adlerflugs des großen Briten, der alle Schranken seiner Rennbahn niedertrat und wie der beflügelte Hippogryph selbst mit jedem Hufschlag eine pierische Quelle öffnete. Es war demnach

dem Verf. von „Notre dame" und „Marie Tudor", oder vielmehr, es war seiner Zeit vorbehalten, zu den eisendrahtenen Zuschauern in Molière's Tempel zu sagen: „Après tant de grandes choses que nos pères ont faites, et que nous avons vues, nous voilà sortis de la vieille forme sociale, comment ne nous sortirions pas de la vieille forme poetique? A peuple nouveau art nouveau". Und er hat Recht. „Warum", sagt er, „wenn Ludwig XIV. eine seiner Monarchie angemessene, persönliche, besondere, nationale Literatur haben konnte, sollte das neue Frankreich des 19. Jahrhunderts, dem Mirabeau die Freiheit und Napoleon seine Herrlichkeit verlieh, einer solchen entbehren?"

Victor Hugo ist jetzt 33 Jahr alt und, wie Alexander Dumas, der Sohn eines ausgezeichneten Generals, sodaß man wol von Beiden sagen kann, sie seien entartete Söhne des Ruhms und dem Gott der Schlachten untreu geworden, um Apollo's Lorberkranz zu erhalten. Spanien war sein Jugendland, dessen schöner Himmel und romantische Vorzeit die Wiege seiner Muse, die rasch und glühend wirken, nimmer rasten, nimmer schlafen will. Er war erst 16 Jahre alt, als er nach Paris kam und dort die Erstlingsgesänge drucken ließ, wegen deren Chateaubriand ihn un enfant sublime nannte, das eine große Carrière machen könne.

Vieles hatte Hugo schon geschrieben, ehe er sich entschieden zum dramatischen Dichter bestimmte. Diese Katastrophe, wie ich den Uebergang nennen will, wurde durch die Julirevolution und die neue Ordnung der Dinge veranlaßt. Wahrscheinlich erkannte erst in ihnen der Dichter das große unbebaute Feld, welches er suchte, kühnlich sprechend: „A moi les rois d'une nouvelle aire, a moi les dieux de la bourgeoisie". Warum ihn also tadeln, daß er die Päpste und Fürsten, die Königinnen und Prinzessinnen mit denselben Farben malt, womit vor ihm Iffland seine Hauspenaten anstrich, ohne dabei inspirirt zu werden. Dem Zögling Spaniens ist's ja nicht um eine phlegmatische Rührscene, sondern um einen hohen tragischen Effect und eine Shakspeare'sche gewaltige Menschheit zu thun. Die Kläffer im Théâtre français haben bis jetzt nicht gewußt, was das ist: Lear, Hamlet, Macbeth, Heinrich, Othello; ebensowenig, daß ein Trauer- und Schauspiel auch wie ein gewöhnliches Wesen kranke und gesunde Momente, Licht und Schatten, Sonnenschein und Blitz und Donner auf einmal haben könne, weil von Ludwig XIV. Zeit her sich männiglich an drei göttliche Einheiten gewöhnt hatte, und noch weniger haben sie gewußt, daß Shakspeare über ihren Voltaire, Corneille, Racine und Molière stehe, wie der Schöpfer über dem Propheten und Historiker, der erzählt: in so viel Tagen hat Gott Sonne und Mond und Fische und Vögel gemacht, ehe er den Menschen knetete.

Victor Hugo wird Frankreichs Göthe werden und somit einen großen Platz in ihrer Literaturgeschichte einnehmen. Das Einzige, was ihm bis jetzt zum Göthischen Fundamente fehlt, ist die Vielseitigkeit, die Gelehrsamkeit des Deutschen, etwas das inzwischen dieser als Dreiunddreißiger ebensowenig besaß wie Hugo und das ihm, wenn er es nie besessen, nicht um ein Haarbreit seinen Ruhm geschmälert haben würde. Von den deutschen Dichtern und deutschen Schriftstellern hat der Franzose es zuerst gelernt unabhängig zu sein. Shakspeare war das gemeinschaftliche Mittel, der geistige Hebel zu dem Experiment und die Revolution von 1830 das Motiv der Execution, der Anwendung desselben.

Es lebt in Frankreich Niemand außer Lafayette, der ein so weltbürgerliches Gemüth hat wie Victor Hugo, jener in politischer, dieser in literarischer Hinsicht. Er hat es schon hundertmal beweint, daß seine Landsleute nicht größern Werth auf fremde Sprachen und namentlich auf die deutsche legen: denn, sagt er, diese traurige Nachlässigkeit bringt uns um das Erkenntniß der ersten Urtheile und um die schönsten Wahrheiten. Er hat so viel heraus- und abgelesen, als er aus Uebersetzungen und Encyklopädien herauszuklauben vermochte, und das ist nun Schuld, daß er gewiß nicht mit Unrecht behauptet, die größten Schätze der Literatur seien ihm verborgen, weil er das Unglück habe, französisch erzogen worden zu sein. Es ist in der That sehr merkwürdig, daß Victor Hugo in seinen Ansichten und Urtheilen über Literatur und dramatische Kunst den geläutertsten Deutschen und Engländern so nahe kommt. Er hat sich ganz losgesagt von allem Rost seines Vaterlands und hält es damit nur in politischem Betrachte, das heißt als ein guter und von bürgerlicher Freiheit beseelter Patriot. Seine Werke alle sind hiervon der lebendigste Beweis, das Facsimile des Autors.

Die pariser Antiquare oder Feuilletonisten, Recensenten und Novitätenreferenten haben seit 1830 unsern Dichter wie eine Koppel Hunde den stolzen Hirsch verfolgt, ohne ihn einzuholen. Jetzt hat er einen so großen Vorsprung gewonnen, daß Einer nach dem Andern zurückbleibt oder nur noch instinktmäßig fortbellt. Sie wollten haben, und was sie haben wollen, das muß Recht sein, daß der Verf. fortfahre Oden und Romane zu schreiben und sich der Dramen begebe, die ihm nicht zusagten, die er nur verderbe zur Skandal der Welt und des guten Geschmacks, was weiß ich's. Die Welt hat das Schiedsrichteramt ergreifen und entscheiden müssen. Und sie entschied für Victor Hugo. Der Beifall, der allen seinen Werken in einem so hohen Grade zu Theil wurde, ist vielleicht übertrieben, oft selbst ganz unverdient, weil der Enthusiasmus ein wildes Pferd ist, das gespornt wird und sich blutig läuft. Es gibt nur ein kleines Publicum von Richtern für jede Sache und also auch für Hugo. Dieses ist dem Gängelbande entlaufen und reducirt die klingende Münze des Parterres auf ihren Rennwerth. Ich habe nie ganz Das gelobt und getadelt, was die Masse tadelte, aber ich habe noch fast immer einen guten Grund gehabt, der Masse im Ganzen beizupflichten; denn nur von den Kunstrichtern und nicht von den Zuschauern und Zuhörern läßt sich sagen, was Schiller sagt: „Einzeln ist jeder klug und verständig, sind sie beisammen gleich wird ein Dummkopf daraus." Vergleiche mir Einer die Masse von verschiedenen Ansichten, von Lob und Tadel, himmelhoch und höllentief — es ist zum Uebelwerden.

Es ist keine Kleinigkeit, in Paris zu siegen über Vorurtheile und Neid und Habsucht und tausend andere Dinge. Dazu muß man eine Art Bonaparte sein. Und Victor Hugo hat gesiegt. Er ist auf seinem vierten Schlachtfeld, er ist zu Marengo, er ist zu Austerlitz. Und hundertmal ist „Lucrèce Borgia" und hundertfunfzigmal wird „Marie Tudor" gegeben.

Ich begreife es sehr wohl, daß der Dichter als Romanschreiber mehr Verehrer und Verehrerinnen hat, denn als Dramatiker. Das Lesen eines Romans ist allemal ein natürlicherer Genuß als das Lesen eines Dramas, das wie die fraglichen auf die Darstellung berechnet ist. Da muß man sehen. Walter Scott hat das so gut gewußt und war so fest überzeugt von einem schriftstellerischen Verluste für diesen Fall, daß er auf keine Weise bewogen werden konnte, für die Bühne zu schreiben. „Meine Romane sind ja auch Dramen", sagte er, „ich kann mich nicht so kurz fassen, daß die Schauspieler mich brauchen können". Diese Kürze, die der Verf. des „Waverley" nicht zu besitzen glaubte, besitzt Victor Hugo ganz. Sie ist seine besondere und beneidenswerthe Originalität. Anstatt zu entwickeln, zu pinseln und zu zeichnen, anstatt der Worte, Phrasen, Verse, stellt er Menschen und Objecte dar, die Ungeheures mit einem merkwürdigen Lakonismus vollbringen. Der Dialog ist nur die Erklärung des Bildes, das Bild aber ein überaus poetisches mit Giganten und Göttern. Er hat nur den Fehler, daß er sie insgesammt im Julifeuer vergoldet. Es ist doch einmal ausgemacht, daß Mars und Jupiter niemals Nationalgardisten waren.

Victor Hugo hat mit seinem Romane „Notre dame" wie Walter Scott mit seinem „Waverley" ein neues Genre geschaffen. Inzwischen sehen sich die Werke in keiner Hinsicht ähnlich und sind dieses mit britischem Humor, jenes mit spanischem Feuer geschrieben. Die Kritik hat nicht Unrecht, wenn sie dem Dichter Vorwürfe macht, daß er nicht fortwandle auf der betretenen Bahn eines großen Novellisten, wie der schottische Barde fortwandelte; ich sage, sie hat nicht ganz Unrecht; denn ich glaube

eben nicht, daß Victor Hugo sich fortwährend und allein auf der Bühne gefällt. Er will, wie schon gesagt, Göthische Universalität und, entre nous dit, eine hinreichende Quantität Louis, um hernach mit Bequemlichkeit unsterblich zu werden. Wäre ich an seiner Stelle, ich würde es nicht anders machen, in Erwägung nämlich der hunderttausend Francs, die ein Drama en vogue in Frankreich einbringt und die der allerbeste Roman nie abwirft, ausgenommen in England, wo man vor allen Dingen den Vortheil hat, daß nach Pfunden gerechnet wird.

Victor Hugo strebt jetzt aus Speculation dem Publicum zu gefallen, weil er dasselbe noch braucht. Es wird bald eine Zeit kommen, wo das Publicum ihn braucht, und dann folgt er ganz seiner Neigung und arbeitet für den Ruhm, allein für den Ruhm. „Cromwell" war unsers Dichters erstes Drama. Er hat es ganz historisch gehalten und darum nicht für die Scene bestimmt. Das Theater, sagt er, verlangt so wenig eine baare Geschichte als die Novelle; wenn es geschichtliche Personen braucht, so geschieht es nur, um die Umrisse zu bestimmen, niemals der Intrigue und der Charaktere wegen; wo das Letztere der Fall ist, wird das Stück ein besonderes Charaktergemälde der oder des Helden, und dann kommt es wiederum blos darauf an, daß man gut portraitirt. Wir schreiben dem Maler weder Manier, noch Farben vor und begnügen uns mit der Treue, warum sollten wir vom Dichter mehr verlangen? Der historische Cromwell mochte seinem Vater ganz gut gefallen, er machte aber in der Welt wenig Aufsehen, aus der einfachen Ursache, weil ihn die Geschichte schon auf Pergament besaß. Es ist möglich, daß Victor Hugo wegen dieses Stücks einen Widerwillen gegen das strenghistorische Drama faßte. Sein Feuergeist wollte gleich die Welt umfassen und durch selbstgeschaffene Wesen Epoche machen. Er sagte am 25. Februar 1830 der alten Melpomene plötzlich Valet und brachte „Hernani" auf die Bühne. Damit war der Erisapfel geworfen und das kritische antike Donnerwetter angerührt. Die marmornen Perrücken im Foyer des Théâtre français bewegten sich schüttelnd und der ganze Rost der Corneille'schen Schule setzte sich an das blanke neue Werk und fraß giftige Wunden hinein. Das Parterre theilte sich wie die Wogen des rothen Meeres und während die eine Hälfte sich bereit zeigte den kühnen Schwimmer durchzulassen, drohte die andere ihn wie Pharao zu verschlingen. Man nannte das Drama ein unerhörtes Skandal und nannte es wieder ein göttliches liberales Glaubensbekenntniß, das dem alten Sauerteig ein Ende machen müsse. Desto sauerteigischer wurde dieser Sauerteig und blieb es bis auf den heutigen Teig unter der bereits erwähnten Hundesmodification. „Hernani" hat viele Fehler wie die besten Hugo'schen Sachen. Was schadet dies dem alten Roy Gomez de Sylva, diesem homerischen Sohne des Mittelalters, der eine Religion aus der Hospitalität, den Gelübden und der Ahnenachtung machte, was schadet es überhaupt dem Schönen und Großen und Poetischen, das darin ist? Shakspeare, Göthe, Calderon, hatten sie etwa keine Fehler, und ihr alle, Menschen und Helden und Götter der Vor- und Mitwelt, habt ihr keine Fehler? Besinnt euch, ehe ihr sprecht, und lernt die Eigenschaften der Dinge und ihr Wesen erst kennen, ehe ihr richtet. Es gibt nichts ohne Fehler, es ist gar nichts schön ohne Fehler, und um das Alles mit einem Mal zu sagen und beweisen, sage ich, das Weib, das einem Engel an Tugend und einer Grazie an Schönheit gleicht, es wäre häßlich, wenn es nicht schwach wie ein Weib wäre. Diese Wahrheit hat der Himmel anerkannt, als er seine Eva sündigen ließ. „Hernani" ist in Versen, in Alexandrinern geschrieben. Das ist sein größter Fehler. Der Dichter hat ihn sich abgewöhnt, um das Reimgeklingel, welches schon Talma als der Kraft der Worte nachtheilig tadelte, zu vermeiden. Hierdurch wurde der französische Dialog zur Prosa, auch ohne es strenge zu wollen. Im Deutschen ist das anders: wir können schon im Rhythmus bleiben, weil wir einen solchen haben.

Mit „Marion Delorme", welches durch Censurcabale zwei Jahre nach der Vollendung erst erschien, schlug Victor Hugo seinen Sitz an der Porte St.-Martin auf. Er wollte eine Bühne für sich haben und dort eine Reform erzeugen, sich ein Publicum, wie einst das Théâtre français unter seinen Koryphäen, bilden.

Die Policei glaubte in seinem „Ludwig XIII." Karl X. zu entdecken, es ist aber wenig Aehnlichkeit in den Personagen. Der Dichter hatte in der ganzen Geschichte nur seine Dirne und seine Heldin vor Augen, bei der er, wie später bei allen seinen Hauptcharakteren, das Laster mit der Schminke einer edlen Leidenschaft vergoldet. Dieser Contrast, so auffallend in der Mutterliebe Lucrezia Borghia's und in der Geschlechtsliebe Maria Tudor's, scheint dem Dichter zu seiner eignen Beruhigung nöthig. Ich finde das auch ganz natürlich; man fühlt sich instinktmäßig dazu bewogen, des Menschen böse Handlungen wie das Auge vor grellen Farben durch einen grünen Schirm zu decken.

Victor Hugo ist ein Meister in der Kunst, die Erwartung zu steigern. Gewöhnliche Dichter sind wie flache Tellerseen aus den ersten Scenen zu entziffern, ihr Werk liegt wie das Facit einer arithmetischen Reihe vor uns, sobald dies und jenes geschah. Hier ist jeder Act, jeder Auftritt neu, und alle Begebenheiten sind schlagend und effectvoll, ohne eben als dei ex machina zu erscheinen. In einem solchen Grade hat noch Niemand handeln lassen.

Ueberdies haben alle Werke Victor Hugo's einen besondern eigenthümlichen Anstrich, von „Cromwell" bis zu „Le roi s'amuse" und von diesem bis zur „Maria Tudor". Es ist keine Einseitigkeit, nur das giganteste Leben der idealisirten und selten ihr der bürgerlichen Tageswelt sichtbar. Letztere könnte da auch dort vermißt werden. Es steht zu erwarten, daß der Dichter, der mit jedem Tage in andere Regionen tritt, noch ehe er in den Zenith seines Ruhms gelangt, von selbst die Wege entdeckt, die zu seiner Besserung führen. Das Genie kann man auf Fehler aufmerksam machen, nie es belehren, wie es sie ablegen soll. Einstweilen ist die Bahn gebrochen für die neue Schule.

B.

Notiz.

Eine mystische Grammatik.

Eine solche liegt in des Predigers Rud. Stier (als er noch nicht im Stande der Gnade war, nannte er sich Rudolf von Fraustadt) „Neugeordnetem Lehrgebäude der hebräischen Sprache" (Leipzig, 1833) vor uns. Der Verf. fodert eine demüthig-gläubige Auffassung der Sprache des alten Bundes als heiliger Offenbarungssprache und Anerkennung ihrer von Gott eingeborenen Würde, wodurch sie über alle spätern orientalischen Schwester- (um nicht zu sagen Tochter-) Sprachen erhaben bleibt und mit bloßer Philologie, wie andere Menschensprachen, nie gründlich zu verstehen und gebührend zu behandeln ist. Und weiter heißt es: „Wir haben, von allen Zeitmeinungen unabhängig, durch Gottes Gnade solche Einsicht, daß wir wissen, die hebräische Sprache ist die heilige Grundsprache, auf welcher das Verständniß aller andern Sprachentwickelung ausgehn muß und seiner Zeit auch wird." Einer solchen Ansicht gemäß sieht Hr. Stier in den „Vocal- und Lesezeichen ein seit längst im Geheimen da gewesenes, nicht ohne göttliche Offenbarung oder Leitung entstandenes subjectives Vehikel der Ueberlieferung", ja, die Accentuation ist nach S. 48: „ein jedenfalls nicht ohne Gottes Beistand ins Ganze gebauter Zaun um das Gesetz." Wir sind neugierig, wie Gesenius und Ewald sich über ein solches Lehrgebäude werden vernehmen lassen, das am Ende wol gar mit den von jenen Gelehrten errichteten Lehrgebäuden sich messen will, trotz alles „demüthigen Glaubens" des Hrn. Stier.

14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1834.

Adolar, der Weiberverächter. Novelle (?) von Emerentius Scävola. Zwei Theile. Berlin, Schlesinger. 1833. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Das ist ein Roman! rief ein Leser — oder war es eine Leserin? — als sie das Buch zuschlug, und in ihrem Blicke lag etwas von der Lüsternheit, welche, nie gesättigt, immer Neues verlangt. Sie oder er gehörte zu der großen Classe Menschen oder Leser, von denen die Leihbibliotheken leben, und außer den Leihbibliotheken noch die große Zunft Schriftsteller, welche für Leihbibliotheken schreiben. — Futter, Futter, heißt hier die Losung, immer neues, spannendes, compactes, kräftiges. So was, das den Magen in beständiger Thätigkeit erhält, mitunter auch etwas die Seele, welche in den Thränendrüsen sitzt, aber nicht zu sehr afficirt. Und wenn das Buch aus ist, das Herbe und das Süße verschlungen, das Schleimige und das Fleischige, das Gallertartige und das Poröse, das Elastische und das Bröcklige, dann muß es neben der Verdaulichkeit auch noch eine reizende Kraft besitzen. Nämlich einen echten Leihbibliothekroman muß man, natürlich auf dem Sofa liegend, nicht zuschlagen können, ohne sogleich auch den Arm nach einem neuen auszustrecken. Da das auch das Kriterium solcher Romane ist, daß die Leihbibliothekare die besten Kenner derselben sind, so weiß auch jeder, was für seinen Leser gut ist, und wenn dieser den Arm ausstreckt, so greift er in dem zweiten Buche just Das, was ihm Noth thut und zu dem eben beendeten wie das Tippelchen aufs i paßt, und er liest Buch b in demselben Athem wie Buch a herunter und kann — versteht sich, er muß schon einige Lesestunden gemacht haben — auch Buch c noch an demselben Nachmittage verschlingen.

Solch einen Roman erwartete ich in „Adolar, dem Weiberverächter", als mein Leser oder meine Leserin — ich lasse meine Leser, nämlich dieses Aufsatzes, noch immer darüber in Ungewißheit und Spannung — mit trockener Zunge und etwas abgespanntem gläsernen Blick den Deckel zuklappte und das Auge nach Mehr rief. Auch der Titel paßt so vortrefflich dazu, und es fehlt bis dato nur Etwas, nämlich dem Exemplar, was ich in Händen habe — die Zerlesenheit. Aber auch diese wird kommen, und ich verpfände meine Recensentenehre, binnen drei, sechs, neun Monaten sieht das Exemplar, vorausgesetzt, daß es in eine Leihbibliothek zurückkehrt, so abgegriffen, vergelbt und gesalbt aus wie einst in den glücklichen Zeiten deutscher Literatur „Rinaldo Rinaldini". Einen Ruf, wie diesem großen Banditenbuche dazumal wurde, versprach ich dem „Adolar", als ich ihn lächelnd durchblätterte, freilich nicht, aber in den Leihbibliotheken wird er doch nie zu Hause sein, und ich sehe ihn in schönen Händen, auf dem Sofa und in aufgeborstenen hochrothen über dem Feuerstübchen, nämlich der Hökerinnen, und ich prophezeihe ihm Glück beim Lohnkutscher auf dem Bocke und bei der Jugend, der Mutter und Vater ihn wegnimmt. Der Verf. sagt selbst: „Mein Buch ist nicht für Frauen, welche noch erröthen." Das schadet nichts; wenn es nicht vielleicht ein Kniff von ihm ist, so sehe ich es noch grade und zumeist in solchen Händen. Dem Reinen ist Alles rein.

Ich habe das Buch gelesen und bin auch jetzt der Meinung, daß es ein vortrefflicher Roman für eine Leihbibliothek ist. Hat mich alten Leser, der mit dem Rinaldo geboren und mit den zwölf schlafenden Jungfrauen erzogen ist, der noch mit Rudolf von Werdenberg und den Löwenrittern Thränen vergoß, und mit Spieß, Cramer, Kratter, Kruse, Hildebrand groß wurde, der aber nun auch meinte, Alles zu wissen, was in der Welt, nämlich der Romanenwelt, passiren kann, und der nur deshalb in den quedlinburger und gewissen leipziger Romanen nicht mehr viel fürs Herz, nämlich seines, findet — hat mich doch selbst, sage ich, dieser „Adolar" so gefaßt, daß ich eine Nacht nicht schlief und, was noch mehr sagen will, auch an einem schwülen Hundstage das Nachmittagsschläfchen vergaß! Was geht nicht in den zwei Theilen vor; was begegnet uns nicht und den Menschen darin, welche von allem Kaliber sind, vom grundbösen bis grundschlechten. Flintenschüsse, Schiffbrüche, ungeheuere Erbschaften, fast Clauren'sch — wenigstens vier Millionen —; die Leute sterben ohne Umstände, wenn sie müssen, d. h., wenn es dem Verf. bequem ist. Einen z. E., einen kerngesunden jungen Landgerichtsassessor, der absolut fortmußte und doch gar keinen physischen und psychischen Todeskeim in sich trug, kitzelt seine Frau zu Tode. Um ihr das Rouleau in Ordnung zu bringen, setzt er nämlich ein Tabouret auf den Tisch, zieht die Pantoffeln aus und steigt hinauf. Da kommt seiner Ida der Kitzel, ihn in die Fußsohlen zu kitzeln, er verliert die Balance, schlägt

um und bricht stehenden Fußes den Kehlwirbel. Starb schon je Jemand so in einem Romane? Und als der gefährliche Verführer die schöne Ida absolut nicht heirathen will, greift sie nach seiner Vogelflinte, drückt, vermuthlich mit dem Zeh, den Hahn ab, schießt sich selbst den Dunst durch den Hals, und derselbe blutige Dunst fährt ihm in die schönen Augen und macht ihn blind, und das erst am Ende des ersten Theiles, und er muß blind den ganzen zweiten Theil durch arbeiten und macht doch noch Eroberungen. Traf je die Nemesis in einem Roman mit einem einzigen Schuß (es ist nicht einmal eine Doppelflinte) so doppelt? Und das ist noch lange nicht Alles. Augen und Ohren wird man aufsperren, und ich wiederhole es: Verehrtes Leihbibliotheklesepublicum, lies!

Und nun ohne Scherz ein ernstes Bedauern, daß aus diesem „Adolar" nichts mehr geworden, als Futter für Leihbibliotheken. War Ref. schon nach frühern Novellen dieses Pseudonymus zum Glauben geneigt, daß in ihm ein höherer Beruf liege, als für diese zu arbeiten, so hat ihn dieser neueste Roman davon völlig überzeugt. Schon die Erfindungsfülle ist selten; mir fällt kein neuerer Erzähler bei, der in zwei mäßigen Theilen eine ähnliche Masse Begebenheiten von rohem und geistigerm Interesse zusammengestapelt hätte: Es ist eine Kraft, uns zu überraschen, da, wie sie nur Calderon als Komödiendichter hat; und diese Erfindungsmasse ist nicht roh, eine Cyklopenmauer, auf- und übereinandergehäuft, sondern geschickt co- und subordinirt. Ein verständiger Plan, sogar so verständig, daß die Poesie, wenn sie da wäre, darüber untergehen könnte, waltet durch; es dient jede Begebenheit, jede Rede ihrem Zwecke, und das Willkürliche blickt nirgend heraus. Daneben entwickelt sich in dieser Fülle von derben Gestalten eine — fein möchten wir sie nicht nennen — aber eine überaus reiche Charakteristik, welche außer dem Romanenleser selbst dem Psychologen vom Fach nützlich sein könnte. Moritz hat, als er seine „Erfahrungsseelenlehre" schrieb, möchte ich schwören, nicht so viel Menschen gekannt als Herr Scävola, und der Professor F. Benecke in Berlin könnte zu seiner „Physik der Sitten" die Affecte der jungen Mädchen und Fräuleins, der Bergräthinnen und Commissionsräthinnen, der Landrentmeister und Obersteuerdirectoren unsers Emerentius mit eben dem praktischen Nutzen studiren, als wenn er in der Welt — doch nein — als wenn er in einer kleinen Stadt danach suchte. Hic haeret aqua. Es sind Menschen, die Figuren des Herrn Scävola, wirkliche, wahrhafte, aber nur aus dem nächsten praktischen Umgange mit der Welt im kleinen, beschränkten Raume aufgelesen. Gut drei Viertel davon sind so wahr, daß ich den Ausdruck: portraitirt, nicht brauchen mag, sie sind „abgeklatscht", so sind sie mit dem grobblumigen Kattunkleide, mit dem Staub ihrer Schuhe — den Koth nicht zu vergessen, in den sie vorher etwa traten —, mit ihren rothen Backen, ihren vom Winde zerstreuten Locken und dem Bischen Seele, das aus den Mundwinkeln und den Augen vorblinzt, abgedruckt, abgepreßt, abgeklatscht. Frage: Ist das Kunst — Kunst nämlich im höhern Sinne, et hic haeret aqua.

Doch ich bin mit dem Guten noch nicht zu Rande, das Hauptsächlichste kommt noch. Wenn die Hauptsache einer guten Dichtung der Gedanke, oder Begriff, oder meinethalben die Idee wäre, so wäre der „Adolar" eine vorzügliche und Hauptdichtung; denn Alles, das Größte wie das Kleinste, muß einem Gedanken dienen, es ist nichts müßig erfunden und gesagt, es ist Ast, Zweig, Blatt an einem großen Baume. Auch findet man nicht einmal, was doch sonst auch bei guten Romandichtern vorkommt, ein gelegentliches sich Gehenlassen, eine poetische Schwatzhaftigkeit, sei es nun im Dialog oder in der Schilderung; etwas, was bisweilen grade die Dichternatur verkündet — davon hier nichts. Breit wol hier und da, aber in der Breite Präcision. Es ist ein didaktischer Roman, wo der Autor belehrt neben der Unterhaltung, und neben der Belehrung und Unterhaltung kitzelt er die Sinne. Belehrung, Unterhaltung, Phantasie, Geschick, Kenntnisse, Wirklichkeit und Wahrheit — alles Das ist da, und was fehlt nun, daß es doch nicht mehr ist als ein Leihbibliothekroman? Wer faßt Das, was fehlt, in ein Wort zusammen? Vielleicht nennt es Einer Ästhetik, ein Anderer Kunst, ein Dritter Erziehung; ich möchte es Poesie nennen. Allein man kann, auch ohne ein Poet zu sein, mit jenen Mitteln einen vorzüglichen Roman schreiben, der beinahe so lange dauert als echte Poesien. Man denke an die Sittenmaler Fielding und Smollet. Es waren keine Poeten. Sie malten nicht mit dem Mauerpinsel, könnte Jemand, der witzig sein will, sagen, oder sie schminkten nicht mit Feuerherdsroth; oder, sagt vielleicht ein Anderer, sie bezogen ihre Menschenkenntniß nicht aus kleinen Städten. Aber Farbe ist Farbe, und die Spanier malten ihre unbeschreiblich schönen Madonnen mit Pinseln, die wenigstens wie ein Borstwisch gewesen sein mögen. Zudem kann ein echter Maler auch mit einem Mauerpinsel ein echtes Kunstwerk malen; Holbein mauerpinselte auch. Und was die kleinen Städte anlangt, Wagner, der „Wilibald's Ansichten des (ganzen) menschlichen Lebens" schrieb, kam nie aus seiner kleinen Stadt, und ein ungleich größerer Poet, Jean Paul Friedrich Richter, hat höchstens ein paar Besuche in Wien und Berlin gemacht; am Lago Maggiore war er bekanntlich nie. Ich weiß es nicht, woran es liegt, daß Herr Scävola nicht mehr geworden, als er ist, auf Gefahr, daß mir Herr Brockhaus meine Recensentenstelle kündigt; vielleicht weiß es Herr Scävola selbst.

Das aber weiß ich, daß ein größeres Gedicht, d. h. ein Roman, in diesem „Adolar" liegt, und daß schon dann mehr Poesie darin wäre, wenn er nicht gar so regelrecht zugeschnitten und mit Thesen und Antithesen gesetzt wäre. Adolar ist ein Gott von Schönheit und Liebenswürdigkeit, nebenbei ein Arzt, unter dessen Blicken, selbst als er schon erblindet, jeder Kranke gesund wird, ein Mann von ungeheuerm Geist, gewaltigen Kenntnissen, Erfahrung und, was ebenso viel werth, ein Doctor von über vier Millionen, der gratis curirt. Näheres über ihn aus seiner Ju-

gewiß könnte uns nämlich Alexander von Humboldt mittheilen, denn Adolar wurde ihm zu Madras vorgestellt und rechnete diesen Tag zu den glücklichsten seines Lebens. Aber Adolar verachtet die Weiber und glaubt nicht an ihre Tugend, weil sie ihm überall entgegengekommen und in die Arme gefallen sind; nur deshalb ist er nicht glücklich und wird immer unglücklicher, weil jede Probe, die er mit ihnen anstellt, ihn immer schlagender von ihrer Werthlosigkeit überzeugt. Nun wird er blind, verliert sein ganzes Vermögen, zweimal — man denke sich, bei einem Schiffbruch an der portugiesischen Küste gehen vier Millionen englische Dreiprocents, in einer eisernen Cassette verschlossen, unter! Doch, um der Wahrheit treu zu bleiben, muß ich anführen, daß 20,000 Pfund davon gerettet sind, weil der Blinde sie statt 2000 Gulden holländisch einem höchst ehrlichen amsterdamer Gastwirth aus Versehen (ein Blinder sieht bekanntlich auch in einem Roman nicht) zum Aufheben gegeben hatte; also er verliert sein ganzes Vermögen und geräth in eine so unaussprechlich elende Lage, in eine Dienstbarkeit so herabwürdigender Art, daß sie ein keuscher Recensent nicht einmal andeuten darf, und dadurch zur Ueberzeugung, daß der Mann noch viel schwächer ist als das Weib und noch viel tiefer sinken kann. Das Weib in seiner Erniedrigung ist die Aufgabe des ersten, der Mann in seiner Entwürdigung die des zweiten Theils. Adolar kommt zu der sehr richtigen Ueberzeugung, wie er selbst oder das außerordentliche Glück daran Schuld gewesen, daß er die Weiber nur von ihrer schlechten Seite kennen lernte; daß es höchst unvernünftig von ihm gewesen, in barbarischem Stolz, mit kalter Gefühllosigkeit alle Weiber, auch die edelsten, einer herkulischen Prüfung auszusetzen, zu der er ja durchaus nicht berufen war, und muß es als ein höchstes Glück schätzen lernen, daß er Marien, ein überaus edles Wesen, nachdem sie die wegen Ehebruchs mit ihm verstoßene Gattin eines Andern und aus Kindespflicht Maitresse eines russischen Fürsten gewesen, zur Gattin und Lebensgefährtin erhält und in ihr — und wir Alle mit ihm — einen wahrhaft weiblichen Engel erkennt.

Es ist, wie gesagt, Alles Wirklichkeit in den Charakteren; nur wo er den Satz, den er beweisen will, in allen Gliederungen belegen zu müssen glaubt, schweift der Verf. von der Wahrheit ab, und aus den Menschen werden Puppen. So, wo es ihm gilt, darzuthun, wie der Reichthum den gesundesten Sinn verführt und aus dem gebildetsten, humansten, edelsten Menschen alsbald einen rohen Wilden macht, macht er selbst Sprünge, die nur einem Wilden in der Romantik erlaubt sind. An Adolar ist der Uebergang motivirt; aber daß Ernesti, der Landdrost, augenblicklich als Verwalter einer milden Stiftung ein Schurke werden muß; daß der gute Philipon, weil er als natürlicher Neffe eines reichen Mannes Aussicht auf eine kleine Erbschaft gewinnt, sogleich zum unnatürlich-gierigen Bruder umschlagen muß, ist in der menschlichen Natur nicht motivirt, sondern Caricatur eines Romanenschreibers, der die Menschen als Figuren zu seinen Staffagen brauchen will. Aber er hat Figuren hingestellt, die auch jeder Leser für Caricaturen hielte, dem das Glück geworden, nur unter sittlich-edeln Wesen zu verkehren, und die doch durchaus Wahrheit, wenn auch glücklicherweise seltene Wahrheit sind. Dahin gehört das Scheusal Madame Meißner, eine Gestalt, die eigentlich in keinem ästhetischen Roman vorkommen dürfte, weil sie die personificirte Gemeinheit ist, aber so treffend Zug um Zug der Wirklichkeit entnommen, daß Ref. in einem blassern Abdruck darin ein Original erkennen möchte, was in seiner eignen Lebensgeschichte verhängnißvoll mitgespielt hat. Ein Frauenkenner ist Emerentius Scävola überhaupt, wenn er auch nicht in die Regionen sich versteigt, wo die Aurelien, Marianen, Natalien zu Hause sind; auch seine Theresen sind nicht so appetitlich. Um Alle schlottert der kleinstädtische Ballanzug, wenn sie sich auch sonst apart genug benehmen. Das soll aber keine Rüge sein. Warum soll man nicht auch über diese eine authentische Quelle haben. Iffland's Menschen sind nicht Menschen auf der Höhe des Lebens und der Poesie, aber doch wird einst der Sittenschilderer dem Komödiendichter danken, daß er ihm eine Quelle für das Familienleben der Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts ward.

Vorhin wurde nur das Thema des Romans angedeutet, und mehr braucht auch nicht in einer Kritik zu geschehen. Aber schlüßlich sagen wir, daß der Schluß des Romans zur Versöhnung hinneigt. Der Verfolger und Verfolgte, obschon blind, wird doch sehend, denn er sieht, daß er geirrt, sowol als er das Weib, wie da, als er den Mann für das verworfenste Geschlecht erklärte. Der Schöpfer liebt beide gleich und hat beide gleich befähigt, das Ziel des Lebens zu erreichen. Mit den geretteten Trümmern seines Vermögens lebt Adolar an der Seite seiner tugendvollen Gattin als Vater und Erzieher seiner Kinder und vieler Waisenkinder glücklich im neufchateller Thale und wird sogar noch einmal Millionair durch einen aufgefundenen Vater von ungefähr. Da aber — doch das sei nicht das Ende des Romans, sondern nur des Leihbibliothekbuches — bricht die Bourquin'sche Rotte über die Berge in das glückliche Neuenburg, raubt und plündert, das Etablissement wird zerstört, und der blinde Adolar, seine Gattin und seine Freunde werden niedergemetzelt. Wozu diese Fratze? Ich sehe durchaus keine innere Nothwendigkeit, als daß dem Verf. ein Verdruß ankam, seine eigne Arbeit ihn anekelte, und er mit einem höhnischen Strich sein ganzes Bauwerk des Glückes zerstören wollte.

Für junge Mädchen ist es kein Buch; Prüde dürfen es gar nicht lesen; Frauen jenachdem sie sind, entweder so gebildet, daß sie darüber weg sind, oder so darunter, daß es nichts schadet. Sinnlich ist Alles, was Herr Scävola schreibt, aber nicht lüstern; und moralisch ist die Tendenz, denn er malt den Teufel schwarz. 76.

Alexander Dumas.

Als Kritik seiner vor Kurzem in Paris erschienenen Gesammtschriften.

Der „Courrier français" erwähnte vor Kurzem in einem Artikel die modernen französischen Schriftsteller, welche in einem

Alter von 30 bis 35 Jahren bereits das Vergnügen erlebten, ihre gesammelten Schriften gedruckt zu sehen. Es sind ihrer mehr als ein Dutzend, und der geringste von ihnen zählt 8 Octavbände. So weit haben wir es vorläufig noch in Deutschland nicht gebracht; denn da ist selbst das Genie in den meisten Fällen nicht im Stande, einen erklecklichen Gewinn aus seinen Schriften zu ziehen. In Frankreich ist das Dichten ein einträgliches Gewerbe, in Deutschland nur eine Passion, die Einen ruinirt. Alexander Dumas ist wie Victor Hugo einer von den wenigen neueren Schriftstellern Frankreichs, die nicht aus Liebhaberei, aus Speculation oder aus Abneigung gegen das praktische bürgerliche Leben zu schreiben anfingen. Er war weder reich noch faul, noch ehrgeizig, er war blos ein Talent, das sich nicht begreifen und nicht begreifen machen konnte, bis Unglück und fremde Menschen und erwachte innere Kraft das Licht anbliesen und als ein Meteor durch Sumpf und Moor der Verhältnisse trieben. Zuletzt erkannte er sein Element und hielt sich in den luftigen Höhen des poetischen Sonnenkreises. Die pariser Recensenten, welche sehr gern den Shakspeare im Munde führen, seit Dumas und Hugo ihnen sagten, Voltaire und seine Zeitgenossen hätten ihn nicht gekannt, und darum wüßten die Franzosen noch bis heute nicht, was dramatische Poesie sei, sind mehr als unvernünftig, wenn sie die Dramen eben dieses Dumas als ein Resultat des Studiums jenes Dichters darstellen und dagegen dem nervigern Hugo den britischen Charakter streitig machen. Sie beweisen damit noch einmal, daß sie den Shakspeare nicht kennen, ja, daß sie ihn nicht einmal gelesen haben. Man wird sich erinnern, daß es in Paris als eine Wissenschaft angerechnet wird, wenn man keck über Dinge abspricht, die man nicht kennt; grade so wie es lustige Sausewinde der haute société gibt, die in einem fort von ihren Siegen bei den Damen sprechen und sich eine Ehre daraus machen, einer Tugend die Ehre aus Prahlerei zu rauben, so gibt es auch Schriftsteller, die mit ihrem Wissen dahlen und gewissenlos morden oder krönen, um der Menge einen Augenblick zu imponiren. Man hört sie auch oft von Göthe und Schiller sprechen, von Kant und Fichte; und doch bin ich überzeugt, daß sie weder das Original lesen können, noch eine Uebersetzung in partibus gelesen haben. Sie reden einander nach wie Gevatterinnen, und da sie wie diese nicht beim Urtext bleiben, so wird am Ende aus einem Schöngeist ein höllisches Gespenst, vor dem man sich kreuzigen muß.

Victor Hugo und Alexander Dumas sind beide weder Kinder noch Enkel von Shakspeare. Jener aber strebt wie der Brite nach dem hohen gigantischen Schicksal, nach eisengepolsterten Menschen; dieser nach der natürlichen Welt, die in uns und um uns ist, und worin wir nichts sehen, als was uns selbst begegnen kann. Im Ganzen hat also Hugo mehr von Shakspeare als Dumas, obgleich dieser, wenn er dichtet, so ganz vom Sujet beherrscht wird, daß er den Calcul, den Plan vergißt, und jener nur einen Plan, und zwar Schritt vor Schritt, verfolgt. Man tadelt Hugo's dramatisches System und vergleicht seine Stücke mit Gliedermännern, die kein Glied ohne den Meister regen. Das ist offenbar Unrecht; denn was ist ein Schauspiel anders als eine künstlich gefügte Handlung, die vor unsern Augen vorgeht, eine Reihe von Acten, Scenen, Auftritten, die aus einander hervorgehen nach logischen Bedingungen? was ist es anders als ein Gemälde, das zuerst gedacht, dann gezeichnet, dann grundirt, hernach colorirt und endlich schattirt wird? Auf der Bühne kann man keinen Roman spielen, und wenn man nur die Idee eines Romans hinaufbringen will, so weiß man, daß man im Werk das Unterste zu oberst kehren muß, um stufenweise fortzuschreiten bis zur Katastrophe.

Ich werfe Victor Hugo vor, ohne dramatische Nothwendigkeit bisweilen zu strafen und zu verderben gegen das Gefühl des Zuschauers. Dieser Vorwurf kann nie Dumas treffen, der in seinen Stücken die moralische Gerechtigkeit und das Herz des Menschen sprechen läßt. Dumas hat meines Wissens jetzt sieben oder acht Theaterstücke, meist Dramen geschrieben. Darunter haben den meisten Beifall „Antony", „Heinrich III.", „Der Thurm von Nesle" und letztlich „Angele" gefunden. „Richard d'Arlington", welches ich auch an der Porte St. Martin sah, hat mich sehr gelangweilt. Es läßt sich davon im Allgemeinen sagen, daß ihnen gegen das Ende hin niemals die hohe dramatische Wirkung fehlt, dagegen von vorne herein regelmäßig das scenische Interesse gebricht, das den Zuschauer aufmerksam macht und an die Handlung fesselt. Sehr oft gehen drei Acte in bloßer Conversation vorüber, oder der Dichter gefällt sich darin, uns auf seinen Instrumenten einzeln etwas vorzuspielen, daß wir ihn hernach im Ensemble, im Orchester desto besser verstehen. Das ist ein Fehler der alt-französischen Schule, von dem sogar Corneille nicht frei ist. Victor Hugo hat ihn so sehr überwunden, daß er Mühe hat, die Handlung bis zum fünften Act zu steigern; denn er bewegt seine Welt schon am ersten Schöpfungstage.

Mich däucht, „La tour de Nesle" ist unter einem andern Namen als dem des Verf. aufgeführt worden. Ich entsinne mich erst jetzt das Stück und zwar mit Erstaunen im Verzeichniß der Gesammtwerke des Dichters gefunden zu haben. Es hat die meisten Vorstellungen erlebt, aber ich glaube hinzusetzen zu müssen, ohne das meiste Verdienst zu haben. Dumas mag sich damit wol etwas zu Gute thun auf Kosten seiner Gegner. Ich glaube nicht, daß ich der Einzige bin, der die Costume des Mittelalters darin mehr schätzte als die Poesie, welche zum Glücke für die Sache nach dem Bedürfniß des pariser Publicums ausfiel. Von diesem Publicum kann man so viel Beifall haben, als man will, wenn man die populairen Saiten anschlägt und ihm ein ordentliches Scheusal überliefert, sprechend: Das ist ein König! Ich habe mich niemals des Lachens enthalten können, wenn ich die Regentin in diesem Stücke zu ihrem Buhlen in eine Taverne kommen sah, das Staatssiegel im Schnupftuch im Sacke. „Mache mir", sagt ihr Adonis, „ein Patent als Premierminister"— und sie öffnet ihr Schnupftuch und schreibt und siegelt: „Voici, mon ami, quand même —" Solche Züge hätte ich eher von Hugo als von Dumas erwartet; denn der hat sich einmal vorgenommen die Könige zu Bürgern der rue St.-Dénis zu machen, welche sich nicht im mindesten genieren einander ihre Herkunft vom Straßenpflaster vorzuwerfen. „Les rois", sagt er, „ne sont que des commerçans, ils font banqueroute comme les speculateurs de la bourse."

Ich muß vor Allem den schönen Ansichten von Kunst und Leben Alexander Dumas' Gerechtigkeit widerfahren lassen. Selten fühlt Jemand zarter als er, und er weiß genau, was Humor, was Satire, was Ausschweifung und feine verdorbene Welt ist. Seine „Angele" hat das wieder zur Gnüge bewiesen. Und es ist Justiz, die darin waltet; Justiz, die die Tugend belohnt, das Laster bestraft und die Verhältnisse des Lebens ausgleicht. Er versteht es, alle Welt auszusöhnen mit seiner Dichtung. In Prosa ist ihm dies nicht so geglückt. Das Beste davon ist wol in seinen Reisebildern zu finden, die bruchstückweise auch schon in Deutschland bekannt wurden. Er hat eine sehr gefällige Schreibart, versteht Das, was er weiß, gut anzubringen und mit angemessenem Scherz zu würzen. Erzählung wechselt mit Dialog, zuweilen stößt man auf bloße Poesie, und dann ist diese auch angenehm. Er gleicht in diesem Punkte sehr Heine und andern neuern deutschen Belletristen.

Der Streit, der zwischen den Partisanen Dumas' und Hugo's entstand, dauert noch fort. Letzterer hat zu seinem Glück herkulische Reformer auf seiner Seite, und diese wären buchstäblich im Stande, ihren Helden auf ihren Schilden unversehrt in den Tempel des Ruhms zu tragen, sofern sich die Getreuesten Dumas' etwa widersetzen wollten. Wahrscheinlich erschöpft sich die Kraft eher als der Wille, womit man sich nun überzeugt hat, daß beide Koryphäen eine würdige Stellung behaupten.

Ex.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Die Erziehung der Völker ist im frühesten Anfang ganz Eins mit dem Leben selbst; sie wird später national, d. h. die spätern Zeiten nehmen aus den frühern die Elemente ihrer Bildung und leben in der Erziehung der jüngern Generation gleichsam die Geschichte des Volks nach; bei einzelnen Völkern, aber nur ganz wenigen, ging sie noch weiter und faßte, entweder vorwärts oder rückwärts schauend, die ganze Menschheit ins Auge und bildete sich an ihr und für sie weiter aus. Diese Sätze sind an wenigen Beispielen ganz evident zu machen.

Die Schule, der kleine Staat der Kinder, bildet in China den Staat der Erwachsenen aufs treueste ab. Getrennte Adels- und Volksschulen zeigen die herrschende Rangordnung und das Vorragen einer Gelehrtenclasse; der Unterricht selbst, pedantisch, verfrüht, beschränkt, pure Gedächtnißsache, erklärt einfach den Charakter der ganzen chinesischen Bildung, oder diese ihn. In Indien ist derselbe Fall mit dem schmalen Volksunterrichte und dem geheimen und heiligen der Braminen; in Aegypten erscheint die ungefähr gleiche Geltung des weltlichen und geistlichen Adels in den Priestercollegien für die wissenschaftliche Castenbildung des Adels und der Priester zugleich. Im alten Persien, das den Wissenschaften fremd blieb, ist eine gemeinsame, auf das Moralische und Physische blos abzweckende Stammerziehung; und alle patriarchalischen Staaten alter und neuer Zeit, sowie alle patriarchalischen Anfänge der Völker gehören hieher. Hier also bringt die Schule den Staat, der Staat die Schule nicht weiter; Eins spiegelt das Andere ab.

Die nationale Erziehung ist die deutlichste, gewöhnlichste, bei allen Völkern, die eine reifere Entwickelung hatten, gleicherweise vortretende. Die Erziehung der Juden repräsentirte das Stamm- und Familienmäßige des ganzen Staatsorganismus, sie gründete sich auf Häuslichkeit; der Unterricht, so weit er da war, war ein historisch-nationaler. Wie die Propheten das Volk erinnerten an Gottes Wohlthaten, an die man die glänzendsten Punkte der alten Volksgeschichte knüpfte, so lehrte der Vater den Sohn in der Hausandacht den Gott kennen, der ein nationaler, ein historischer Gott war; alle Ermahnungen der Propheten erinnerten an die glückliche Vergangenheit des israelitischen Volkes, die dieser Gott geschenkt; alle Drohungen an die gefährdete Gegenwart, die dieser Gott herbeigeführt. Das Land, das der Jude bewohnt, und der Regen, der es befruchtet, ist nur unter der Bedingung gegeben, daß das Volk ihm treu bleibe, und das Gesetz befiehlt den Vätern: „Lehrt diese Worte eure Kinder, daß du davon redest, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wann du dich niederlegst und wann du aufstehst.“ Die berühmte Volkszucht der Spartaner könnte man fast eher in jene erste Reihe stellen, nur daß sie doch mit der Zeit einige passende Elemente aus der poetischen und musikalischen Bildung Griechenlands in sich aufnahm. Es ist ein streng historischer Gang in der athenischen Erziehung, wie sie in Plato's „Protagoras“ geschildert wird; wo erst das Kind von Mutter und Vater, von Wärter und Amme Anschauungen und Begriffe erhält, dann Lesen und die epischen Dichter verstehen lernt, dann die lyrischen, dann durch Gymnastik zum äußern Staatsdienst vorbereitet, endlich von dem Staate selbst die Gesetze zu beobachten gelehrt wird. So hängen die meisten Staaten des jetzigen Europas an den Formen und den Unterrichtsgegenständen, die ihre Vorzeit, das Mittelalter, sie gelehrt; wenige schüttelten sie in etwas ab.

Diesen zweiten Weg gingen auch jene Nationen, die wir als die erwählten bezeichneten, welche gleichsam die Menschheit zu vertreten bestimmt waren; allein sie rissen sich von der Nationalität zur Zeit ihrer politischen Gesunkenheit und ihrer geistigen Reife los und setzten sich ein größeres Ziel. Zuerst trat unter den Juden Jesus Christus auf; frei von allen nationalen Rücksichten und Vorurtheilen, schied er für alle Zukunft das geistige Reich von dem irdischen und veränderte durch seine Lehren von Bruderliebe und Menschenwerth die ganze Ordnung des Lebens: diese seine Lehren sind ewig, sind für die Dauer des Menschengeschlechts. Die Juden also wirkten durch diesen Einen Lehrer auf alle folgenden Jahrhunderte, auf den ganzen gebildetern Theil der Menschheit. Vorgearbeitet hatten der Ausbreitung dieser Lehren Sokrates und seine Schüler. Er trat in einer ähnlichen Zeit des Sinkens nationaler Kraft gegen die nationale Erziehung auf, gegen den Dichter, der für die griechische Nation und ihr Erziehungswesen völlig Das war, was Moses für die Juden; er schien wie Jesus den alten Propheten reinigen zu

wollen und warf sein Ansehn nieder. Des griechischen Philosophen Apostel und ihre Schulen waren, wie seine eigne Lehren, gegen das Nationelle, und wiesen vom Bürgerlichen weg auf das Menschliche; sie gründeten nicht eine Religion, sondern eine Wissenschaft, in der man sich, nicht beschauend, sondern aufklärend, über die irdischen Verhältnisse sollte wegsetzen lernen; sie setzten an die Stelle der alten nationalen Musik die Musen überhaupt. Indem Plato einen doppelten Curs des Unterrichts für die verschiedenen Jugendalter in seinen Gesetzen vorschrieb, und die neuen Gegenstände der Arithmetik und Geometrie, der Dialektik und andere in den Unterricht einführte; indem Aristoteles allen Unterricht und Bildung als ihren Zweck in sich selbst enthaltend setzte und die Frage nach einem praktischen und handgreiflichen Nutzen Dessen, was gelehrt und gelernt wird, ablehnte; indem er die Wissenschaften der Arithmetik und Geometrie, der Rhetorik und Poetik, der Rechtskunde und Politik, indem er mit einem Worte das gesammte Reich der Philosophie eröffnete, schufen diese Griechen alle Elemente, an denen sich nach dem bevorstehenden Umsturz aller Verhältnisse der alten Welt die neue werdende emporbilden sollte, und die Namen ihrer Lehrorte sind wie Symbole auf die folgenden Zeiten übergegangen. Das ganze Mittelalter und die Völker, die in ihrem innern Wesen ihm nahe blieben, bildeten nur einen Uebergang. Man nahm wol die Lehren des jüdischen Propheten und der griechischen Philosophen auf; allein man verkannte und entstellte sie. Aus den Verirrungen dieser Zeiten schien es einmal, als ob die Florentiner, die die alte Philosophie poetisch zu verjüngen suchten, zu erlösen strebten; doch blieb das Werk den deutschen Reformatoren vorbehalten. Die großen Völker und ihre großen Lehrer reichten sich in dieser großen Zeit gleichsam die Hände zum Bunde, unsere Luther und Melanchthon vernichteten Pfaffenwesen und Scholastik, und setzten eine reine Gotteslehre und eine echte Weisheit an die Stelle der alten Barbarei. Die Griechen hatten die Stufe ihrer allgemeinen Wirksamkeit für das Menschengeschlecht erstiegen, als sie, vorschauend und für kommende Generationen schaffend, die Wissenschaften und die Bildung des Verstandes cultivirten; die Deutschen begannen ihre geistige Mündigkeit anzutreten, als sie rückschauend den Geist griechischer Humanität in sich aufnahmen, das barbarische Latein verschmähten und die kalten römischen Autoren unzureichend fanden. Diese eigenthümliche Form der Begegnung beider Nationen ist ihrem übrigen Auftreten in der Geschichte der Menschheit ganz analog, indem wir die Griechen überall schöpferisch und erfindend, die Deutschen, so weit sie ihre Entwickelung bis jetzt gebracht hat, immer nachahmend und aufnehmend, beide aber in beidem genial und originell und unter sich, wie Humboldt gesagt hat, verwandt finden, eine Verwandtschaft, die eben nur in der ähnlichen Vertrautheit beider Nationen mit dem allgemeinen Charakter der Menschheit liegt. Alle die Völker, die wir nannten, sind auch schon während jener Zeit, wo sie noch ihrer nationalen Entwickelung folgten, eigentlich die einzigen Repräsentanten der Menschheit. Die drei Hauptseiten einer jeden Erziehung und menschlichen Entfaltung, die religiös-moralische, die physisch-sinnliche und ästhetische und die intellectuelle werden in diesen drei Völkern aufs vollkommenste und reinste dargestellt. Bei den Juden bezog sich alle Erziehung und aller Unterricht, sei's in Familie oder Volk, durch Lehrer, Schriften oder Propheten, auf Religion, auf die Verehrung des Einen nationalen Gottes, der nachher, unter geläuterten Begriffen, wenn es nicht zu beschränkt oder unfromm klingt, ein Eigenthum der Menschheit ward; sie knüpften zu einer Zeit, wo religiöse Bildung die einzig existirende war, ihr ganzes Leben in Staat und Haus an den Gott der Väter. Die Griechen, in einer Zeit, welche die üppigste physische Kraft nährte, alle Sinne zu einer merkwürdigen Schärfe und die Einbildungskraft zu einem nie wieder erfolgten und nie wieder zu erwartenden Grade von schöpferischem Wirken trieb, knüpften Alles an Musik und Gymnastik und an den harmonischen Einklang der innern und äußern Natur; ihre Wissenschaften waren während der Zeit ihrer nationalen Bildung mehr Werk der Phantasie, ihre Religion sogar war ihrer Kunst untergeordnet, und es ist ein völliges Misverstehen, wenn man hergebrachten Sentenzen zu Gefallen das umgekehrte Verhältniß behauptet. Deutschland aber pflegt das Intellectuelle; gesunde Richtung des Verstandes war von je der Ruhm der Nation; die Reformation sprengte die Fesseln, die man dem freiern Denken anlegen konnte, und seitdem ordneten wir, wie die Juden der religiösen, die Griechen der künstlerischen, Alles der wissenschaftlichen, intellectuellen Bildung unter, welche die verständige Richtung der Zeit auf ernste Lehre und Kenntnisse einzig fördert, und wir hielten diese sogar in unserer ebendadurch so originellen poetischen Literatur innerlichst fest. Die griechische Zeit konnte ihrer Natur nach und mußte vielleicht von den ursprünglichen religiösen Vorstellungen des Ostens entfernter sein; die deutsche aber kann beider vergangener Bildungen der Juden und Griechen nicht entbehren, sowie alle Ausbildung des Verstandes ohne Nahrung des innern Sinnes für das Heilige und Schöne nie eine gesunde und gediegene sein kann. Deutschland nahm daher alle Elemente der Vergangenheit, in denen sie die Menschheit, um diesen Ausdruck zu wiederholen, gleichsam nachlebt, in sich auf, und unsere national gewordene Erziehung bildet die Geschichte der Menschheit in einer Weise ab, die überraschend einfach ist, und die nach ungemein vielen Seiten hin auf unsere dieserartigen Verhältnisse erläuternde und belehrende, ermuthigende und niederschlagende Blicke werfen läßt. Aus dieser Vergleichung wird sich namentlich wieder ergeben, wie nahe die deutsche Nation der allgemeinen Menschlichkeit steht, wie treu sie sich dem Gange des Ganzen anschließt, was immer ihr höchster Ruhm bleiben wird, sowie wir in den glücklichsten Genien unter den einzelnen Menschen im Grunde nie etwas Anderes bewundern als ihre enge Verwandtschaft mit der Natur und mit dem allgemeinen Charakter der Menschheit. Wir werden finden, wie ungemein sicher der Instinkt der Völker leitet. Das Gemeingefühl unserer Na-

tion traf das Wahre, ohne es zu wissen, setzte sich, verfolgte und erreichte ein Ziel, ohne es zu kennen. Dies ist die Eigenschaft des Instinkts überhaupt; er geht auf ein Ziel auf gradem Wege los, während der freie Wille, der sich aus ihm, durch Erfahrung und Leben hervorgerufen, entwickelt, sichere Wege sucht und oft irrt. In einzelnen Menschen nur steigert sich der Wille zu einer großen Höhe, nie aber so, daß er den Instinkt ganz verdrängte; in Völkern aber behauptet dieser über das bewußte Handeln ein stetes großes Uebergewicht. Der Takt der Nation erkannte richtig ihre Stellung und ihre Aufgabe; von ihr müssen wir Grundsätze der Erziehung lernen, denn wir lernen dann an der Natur selbst, die untrüglich ist. Und uns wäre es gar nicht so überflüssig, uns selbst über unser Treiben in den Schulen aufzuklären, ehe wir uns mit der von den Nachbarn uns angethanen Ehre brüsten. Es ist unter der Leitung von Schulcommissionen, die nichts von dem Unterrichtswesen verstanden, unsägliche Verkehrtheit eingerissen, und wol mehr noch durch unsere ausübenden Pädagogen, denen man viel zu früh das Lehren und Erziehen gestattet. Aus einer solchen Verfrühung, aus der freilich nothwendigen Bildung von Seminaristen (die man nur viel zu handwerksmäßig betreibt) und Candidaten entsteht der große Schaden, daß diese allzubald auf ihr Geschäft wie auf eine vollendete Kunst blicken, das sie doch erst mit langen Beobachtungen an der Jugend und an der Natur der Menschen erlernen sollten. Aus dem totalen Mangel an solchen Beobachtungen aber kommt es, daß nie ein Theoretiker, ein Philolog oder praktischer Schulmann im Festsetzen der Objecte des Unterrichts oder der Grenzen der Erziehung einfach die Natur traf, und daß fast nie Einer an die Ordnung gedacht hat, in der die Kenntnisse dem jungen Geiste vorgeführt werden müssen. An der Stelle von solch einem universellen Princip ruht bei der Masse unserer Philologen nur Steckenpferdreiterei, pedantische Gelehrsamkeit, ehrliches Nachtreten in die vorgezeichneten Spuren, und wo sich ja einmal Einer zur Reflexion über sein Amt erhebt, bringt er es denn auch zu einem Grundsatz, wie man das nennt, d. h. zu einem Gemeinplatz, zu einer moralisirenden Floskel, die nicht viel mehr als nichts ist. So ist zu fürchten, daß, wenn uns auch das wahre Princip aller Erziehung durch eine geglaubte Offenbarung bekannt würde, sich kaum Jemand finden dürfte, der nur irgend fähig wäre, eine Anwendung davon zu machen. Diesem Princip aber läßt sich, wie wir schon sagten, wenn man bei der Nation fragt, in der That auf die Spur kommen; das Allgemeine läßt sich bei ihr auskundschaften, nachdem das Einzelne mehr oder minder consequent sich gestaltete.

Denken wir uns folgende allgemeine Züge der Erziehung eines deutschen, den Studien bestimmten Knaben, deren Zusammentreffen in Einem einzelnen Falle man vielleicht selten finden wird, deren strictes Vorhandensein aber Niemand leugnen kann, der mit der einfachen Classe des deutschen Mittelstandes bekannt ist, wo er noch nicht im Pesthauch des vornehmen Lebens verdorben, kränkelnd und empfindsam, weich und äffisch-besorgt, nein, wo er noch kräftig, thätig und beschäftigt ist. Dort nimmt für das neugeborene Kind die Mutter die Pflege über sich und gibt der erwachenden Phantasie, den Sinnen allerhand einfache Nahrung: Freundlichkeit und glänzende Gegenstände dem Auge, tändelnden Gesang und rasselndes Spielwerk dem Ohr, die Wärme der mütterlichen Brust und der künstlichen Umhüllung dem Gefühl. Sonst aber wächst das Kind unter den ungünstigsten Umständen auf, unter dem Verhätscheln der Freundinnen, der Vernachlässigung der Mägde, gar oft unter allem Mangel an Sorgfalt von älterlicher Seite selbst, denn es ist in Deutschland noch ziemlich allgemeine Meinung, daß ein so zartes Alter der Erziehung nicht bedürfe. Der Vater scheut gar oft den Säugling und kümmert sich erst um ihn, wenn mit dem Eintritt der Sprache das Erwachen des Verstandes gegeben ist. Doch thut er gemeiniglich nichts, als er lehrt das Kind einzelne sinnliche Erscheinungen der Gegenwart kennen und unterscheiden, gibt den Vorstellungen mit dem Einüben der Worte und Namen beharrliche Gestalt und nährt so das Gedächtniß. Er freut sich aber der Unbeholfenheit des kindischen Sprechens; weit entfernt, das Kind frühzeitig in eine Rechtsprechung hineinzuschrauben, seine Organe zu quälen und Satzverbindungen nachplappern zu lassen, ahmt er wol selbst nach und gebraucht seine versetzenden Benennungen und läßt sich zu ihm herunter. In einer spätern Periode läßt der weise Erzieher dem Kinde noch lange hin Raum, seine Phantasie und seinen Drang nach Beschäftigung am Spiel zu bilden. Er gibt dem Nachahmungstrieb Nahrung, der sich im Malen und Zeichnen und dergleichen kundgibt; Vater oder Amme führt es in den ungeheuern Reichthum der Märchen und Sagen ein, deren Wunder es nicht allein in Unkenntniß der Möglichkeiten glaubt, sondern auch ähnliche erfindet und als Wahrheiten erzählt. Dieser scheinbaren Gewöhnung an Unwahrheit tritt man nur sehr vorsichtig entgegen, sowie den Egoismus dieser Jahre der Vater zwar mit ernster und strenger Gewöhnung an Gehorsam, die Mutter mit Gewöhnung an Andacht und heilige Scheu zu hemmen sucht, ohne daß sie jedoch über die natürliche Erscheinung sich Sorge machten. Die ersten Elemente des Wissens bringt man dem Kinde im Hause bei, um den Charakter des Spiels auch hier festzuhalten, denn Nachahmung und Neugierde sind die gemeinschaftliche Wurzel des Spielens und Lernens. Sein erster Unterricht nach dem Lesen war vielleicht noch biblische Geschichte, besonders des alten Testaments, womit es übrigens auch die Schule empfängt. Den Verstand übt dann kräftiger die Schule an den alten Sprachen und an mäßigem, aber gründlichem mathematischen Unterricht. Doch fesselt man vorzüglich noch des Knaben Phantasie mit der Homer'schen Sage, den Heroengeschichten, mit griechischer und römischer Historie; in der Geographie mit Robinsonaden, Reisewundern, nie Gesehenem und Gehörtem, so auch in der Naturgeschichte. Bei allem Lerneifer aber liebt selbst der geistreiche Schüler das Spiel mehr als das Buch, und die deutsche Schule, die nicht in Pensionnate einengt, gibt

Raum und Zeit, um frei zu toben, und kluge Aeltern wehren ihren Kindern die Laufffreiheit nicht. Mit dem reifenden Verstande tritt man in den genannten Gegenständen eine Stufe höher; das Alterthum aber bleibt der Mittelpunkt, an dessen Mark sich der Knabe, ohne es zu wissen, so kräftig saugt, daß er die eintretende französische Sprache ihrem antiantiken Charakter nach betestirt, sodaß man wohlthäte, sie noch weiter hinauszuschieben, wenn man nicht ziemlich fest auf die Dauer des classischen Sinnes rechnen kann. Im vierzehnten Jahre wird der Knabe confirmirt. Weiß ihm der Lehrer seinen Religionsunterricht ans Herz zu legen und für seinen Geist faßlich zu machen, so läßt diese Handlung neben der großen Derbheit, die dieses Alter eigen hat, den Eindruck einer großen Heiligkeit und Sanftheit zurück. Mit der Entwickelung der Pubertät zeigt sich noch mehr dieser Gegensatz zwischen dem Uebermuth reifender Kraft und den stillen Momenten sinniger Versenkung. Vater und Lehrer arbeiten in diesen Jahren besonders darauf hin, den Egoismus der Knabenjahre zu unterdrücken, das lebhafter gewordene Gefühl und die lebendige und leicht verleitbare Einbildungskraft zu ordnen und zu lenken; sie führen ihn daher in neuere deutsche Literatur ein und lassen ihn eher einmal im Zuviel irren, als daß sie ihm, wie es oft genug leider geschieht, alles Lesen wehren. Sie wehren ihm damit die Ausbildung des Gemüths, für welches das Alterthum weniger Nahrung bietet. An der Grenze dieser Periode melancholischer Stimmung und schwärmerischen Hanges tritt dann gewöhnlich mit Abwerfung religiöser Scrupel, die in der deutschen Jugend meist erst in die Universitätszeit fallen, größere Klarheit ein. Die Universität, die ganz nur Verstandesbildung bezweckt (weshalb man die alten Schulfächer der Logik und Philosophie für sie zurückschob), wirft die frühern Vorstellungen und Phantasiereize oft so grell ab, und der Gegensatz der innern und äußern Freiheit gegen den alten Zwang ist so scharf, daß toller Verkehr, Rauferei, Rohheit, Faulheit und Satire die immerwährenden und nie zu vermeidenden Folgen sind, und daß man nie eine andere Wahl haben würde, wollte man diese verschrienen Ausartungen durchaus aufheben, als an die Stelle des mehr militairischen Corps der Studenten ein mehr pfäffisches und mönchisches, oder ein pedantisches und scholastisches zu sehen, wofür uns der Himmel in Gnaden bewahren möge! Die Sitte verlangt ein Examen, das Examen verlangt in den letzten Universitätsjahren Fleiß und Rückkehr zu den Studien. Mit den Accessisten- und Candidatenjahren tritt ein sogenanntes Philisterium ein, das dann in das praktische Leben einen Uebergang bildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indische Medicin.

Herr Dietz, gegenwärtig Professor zu Königsberg, der bekanntlich auf einer fünfjährigen gelehrten Reise die Geschichte der Medicin nach allen ihren Richtungen hin verfolgt hat, gibt seinen „Analecta medica" heraus, worin er über diese Wissenschaft bei Arabern und Indiern handelt und aus ihren eigenen Schriften vorläufige Nachweisungen und Andeutungen liefert, welche wol einen gelehrten Mediciner oder sachkundigen Orientalisten auf diese Seite der orientalischen Studien aufmerksam machen und zu ähnlichen Untersuchungen anregen können. Er zeigt, daß selbst die spätern griechischen Aerzte von den indischen Werken über Medicin Kenntniß genommen und ihre Medicamente erprobt haben; daß aber ganz besonders die Araber mit denselben vertraut gewesen; und daß sie die indische Heilkunde neben der griechischen am öftersten belobten. Nach dem Zeugnisse des Ibn Osaibia († 1269), aus dessen Werke der Abschnitt über das Leben indischer Aerzte von Dietz im Original mitgetheilt wird, waren viele Schriften über Arzneiwissenschaft aus dem Sanskrit ins Persische und Arabische übersetzt, besonders die wichtigern von Charaka und Susruta, welche noch gegenwärtig in Indien Geltung haben, und zwei geborene Indier, Manka und Saleh, von denen Ersterer ein anderes Werk von dem Gifte ins Persische übertrug, waren sogar an den Hof des Harun al Raschid als Leibärzte berufen. Der zweite Theil der „Analecten" enthält einen Katalog von 86 medicinischen Handschriften, welche im ostindischen Hause zu London aufbewahrt werden und deren Inhalt Herr D. größtentheils zu kurz und summarisch angibt, als daß wir ein richtiges Urtheil zu gewinnen im Stande wären; jedoch findet sich neben den abgeschmackten Vorschriften über Lebenselixire, über Aphrodisiaka, über Mittel, das Haar zu färben und die Augen mit Kohol zu schwärzen, auch Manches, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, wie wenn Herumhaspeln das Wasser für das köstlichste Heilmittel hält, wenn Susruta bereits die Blutegel empfiehlt, oder die Metalle unter den Heilmitteln erscheinen. Unter den Krankheiten wird das Fieber am häufigsten hervorgehoben, demnächst Husten, Podagra, Epilepsie, Steinbeschwerden, Hämorrhoiden, Kinderkrankheiten, besonders das Zahnen u. dgl. Der Verdauung und den diätetischen Regeln ist manches Capitel gewidmet, und die Kochbücher greifen sehr weise in die Medicin ein; die Diagnose wird rein wissenschaftlich behandelt, und es werden Lehren gegeben über die Kunst zu fragen, über das Pulsfühlen, sowie aus dem Gesichte, den Augen, der Zunge und dem Wasser die Krankheit zu erkennen. Einige Schriften über Veterinairwissenschaft dürften auch zu beachten sein. Am Schlusse gibt der Verf. den Inhalt einer persischen Handschrift, welche auf der Bibliothek zu Hamburg sich befindet, an; es ist die Uebersetzung eines indischen Werkes, und zwar des unter Nr. XLVII und XLVIII aufgeführten „Vrihadyogatarangini" wie Hr. D. nicht bemerkt zu haben scheint: hält man das Verzeichniß von Krankheiten aus beiden aneinander, so lassen sich viele Ungenauigkeiten tilgen und die hier und da zweifelhafte Auffassung berichtigen. 81.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Vergleicht man diesen in der Erziehung im Hause, in der Schule, im Leben zur Gewohnheit gewordenen Gang mit der Geschichte der Menschheit, so ist es ganz leicht, das allgemeine Bild menschlicher Entwickelung in beiden zu entdecken, und wer es wollte, könnte diesen Umriß mit viel größerer Bestimmtheit und deutlicherer Zeichnung geben, und er könnte aus der Natur des Menschen die Nothwendigkeit des gleichen Ganges darlegen. Die Mutter Natur erzog die ersten Völker einfach, langsam, zwischen Rohheit und Unthätigkeit, die Thiere waren ihre Lehrer, aber die Natur selbst war ihre sorgsamere Pflegerin. Als ob es ewig in dem kindlichen Zustande beharren wollte, zeigen die ersten Jahrhunderte oder Tausende des Menschengeschlechts wenig innere Entwickelung, bis in Aegypten und Judäa plastische Kunst, Poesie und Sagengeschichte hervortrat. Hierarchie und Despotie mußte eintreten, wenn die Rohheit der Völker gemildert und gebändigt werden sollte. Die Juden sind das erste Volk, die in der Bildungsgeschichte der Menschheit mit ihrer reinern religiösen Entwickelung Epoche machen. An sie schließen sich die Völker des classischen Alterthums und lehren zum Guten das Schöne, zum Abhängigen das Freie, zur Scheu vor den Göttern das Vertrauen auf die menschliche Kraft. Das Uebermaß des letztern zähmte das Christenthum, ohne jedoch vorerst die rohe Gewalt niederhalten zu können. Das Mittelalter und sein lyrischer und epischer Gesang wirkte dahin entschiedener, und die edlere Sinnlichkeit, die zugleich sinnig macht. Die Reformation warf die unmündigen Religionslehren ab, sie ordnete der Vernunft das Reich der Kenntnisse unter und brachte in ihrem Gefolge alle Zügellosigkeit im Großen, wie wir noch heute in der Universitätswelt im Kleinen beobachten; aber sie machte uns eben frei von Pfaffen und Pedanten, zu denen wir nicht wieder herabsinken wollen. Die große Ausartung der Zeit hatte einen Rückfall in eine Perückenperiode zur Folge, nach deren Ablegung ist wieder die freiere Aufnahme und Verwirklichung des in der Reformation Begonnenen eintreten konnte.

Was nun Alles aus einer auf diesen Grundlagen weiter gehenden Vergleichung und Erforschung des deutschen und französischen Nationalcharakters, insofern er sich in dem Erziehungswesen beider Völker ausspricht, für Aufschlüsse über die Art der Verpflanzung der Schule des einen Volkes auf das andere zu holen sind, ziemt nicht uns, hier lehren zu wollen; es gehört dazu wieder ein Franzose selbst, der die einzelsten Verhältnisse in Frankreich bis ins Innerste kennt. Grade darum weil die deutsche Schule so sehr auf der allgemeinen menschlichen Natur ruht, sollte es scheinen, als müsse sie sich sehr zur Uebertragung auf jede Nation eignen. Und dem ist wol in der That so. Aus eben diesem Grunde konnte auch das Griechische nach Asien, nach Aegypten und Rom verpflanzt werden. Allein bedenken wir, daß es dort überall von Griechen selbst in Masse eingeführt ward, daß Griechen selbst es accommodirten, und daß es in Rom doch eben nie in das Volk, sondern nur in die Classen einging, die sich zugleich der griechischen Sprache bemächtigen konnten. Wir wissen daher nicht, ob grade auch in dem nationalen Frankreich dies Weltbürgerthum leicht Eingang finden wird; in Frankreich grade, dem wahren Lande der Scholastik, die man in Deutschland vernichtete, als die deutsche Schule gegründet ward; in Frankreich, das mit seiner leeren und verkehrten Literatur Europa eine Zeitlang auf Abwege führte und alle moderne Verschrobenheit pflegte, nach deren Zerstörung im vorigen Jahrhundert erst die wahre Restauration der Schule in Deutschland erfolgte; in Frankreich, wo die Erziehung nicht auf die Sitten, sondern auf Tournure, nicht auf Sachen und ernste Kenntnisse, sondern auf Worte und Schein ausgeht, was man bei uns so antipodisch haßt; in Frankreich, dem Land der Systeme, die man bei uns so verachtet, dem Land der gesunkenen Religiosität, auf deren Basis unsere Schule gebaut ist; in Frankreich, wo der schwierige, der Nation nicht anpassende, und wir wissen nicht, ob überhaupt mögliche Rückschritt von dem Vorwalten der exacten Wissenschaften zu dem der moralischen zu machen wäre, wenn dem Wesen nicht blos der Form nach das Unterrichtswesen mit dem unsern in Uebereinstimmung gebracht werden sollte. Welch eine Masse von schwer zu lösenden Problemen sich hier darbietet, lernt man auch in Cousin's Werk sehr genau; der gründliche Kenner beider Nationen weiß das nur allzu gut und verbirgt es auch nicht, daß er es weiß. Er braucht Religion, er braucht die Bibel zur Grundlage des Volksun-

terrichts; aber mit welchen Aeußerungen muß er dies der Nation empfehlen? „Man müsse sich nicht fürchten, laut den Grundsatz zu bekennen, daß die Religion die Basis des Volksunterrichts sei; er sei ebenso politisch als schicklich"!! Und welche Methode des Religionsunterrichts schlägt Cousin vor zur Einführung? Für die Anfänger, bemerkt er vortrefflich, genüge der Katechismus und die biblische Geschichte; allein die in den humanen und rhetorischen Wissenschaften gereiften Zöglinge will er durch einige Jahre genau vertraut machen mit der heiligen Schrift und den Kirchenvätern und ihnen so ein Christenthum einpflanzen, das keine Spötterei erschüttern solle! Wenn er von dem Erziehungscorps spricht, so erscheint er in ähnlichem Zweifel. Die französische Geistlichkeit kann er nicht brauchen, und doch meint er, die Geistlichkeit überhaupt nicht entbehren zu können. Er sagt (Th. II, S. 149 fg. in der Uebers. von Kröger):

Nach den Verwaltungsbehörden sollte die Geistlichkeit die größte Rolle bei dem öffentlichen Unterricht spielen. Wie hat sie einen solchen Auftrag vernachlässigen und selbst abweisen können! Es ist aber eine beklagenswerthe und anerkannte Thatsache, daß die Geistlichkeit sich in Frankreich größtentheils gleichgültig und feindselig gegen den Volksunterricht bewiesen hat. Möge sie sich, wenn das Gesetz ihr keinen großen Einfluß auf den Elementarunterricht gewährt, ihn selbst nehmen; denn es ist ihre Sache, dem Gesetz voranzugehen und sich voraus den nöthigen Platz zu schaffen. Das Gesetz, Tochter der Thatsachen, wurde sich dann ein wenig auf die Geistlichkeit stützen können; aber wenn es sie gänzlich davon entfernen wollte, so beginge es einen ungeheuern Fehler, denn es würde die Geistlichkeit ausdrücklich dem Elementarunterricht entgegensetzen und sich in einen erklärten, anstößigen und gefährlichen Kampf einlassen. Der natürliche Mittelweg ist, den Pfarrer oder Pastor, oder, wenn es sein kann, Beide zugleich in die Gemeindecommission und den obersten Geistlichen des Departements in die Departementscommission zu setzen. Den Geistlichen das Präsidiat dieser Commission zu geben, wie es durch die Restauration für die Cantonscommissionen geschah, das hieße wollen, was sie wollte: daß diese Commissionen sich nie oder umsonst versammeln; sie dagegen ausschließen, wie gewisse Leute wollen, welche sich für große Philosophen halten, würde eine in jeder Beziehung sehr üble Gegenwirkung hervorbringen. Man muß daher unsere Commissionen weder den Geistlichen übergeben noch sie davon ausschließen, sondern sie darin aufnehmen, weil sie das Recht haben, darin zu sein und die Religion zu repräsentiren. Die rechtlichen, vernünftigen und angesehenen Leute, welche die Commissionen bilden sollen, werden nach und nach ihre geistlichen Collegen fortreißen, indem sie ihnen die schuldigen Rücksichten bezeigen. Ueberdies, Herr Minister, ist jetzt die Geistlichkeit besiegt und die Zeit gekommen, sie zu benutzen, während man sie in Schranken hält. Napoleon war nicht blöde, und doch hat er mit der Geistlichkeit unterhandelt wie mit dem Adel, mit der Revolution wie mit Allem, was eine wirkliche Macht war; und man müßte blind sein wollen, um zu leugnen, daß die Geistlichkeit in Frankreich eine wirkliche Macht ist. Man muß daher die Geistlichkeit benutzen und nichts versäumen, um sie wieder auf den Pfad zu führen, wo Alles sie hinzieht: ihr klares Interesse, ihr heiliger Beruf und die alten Dienste, welche sie der Civilisation Europas geleistet hat. Aber wenn wir die Geistlichkeit beim öffentlichen Unterricht für uns haben wollen, so darf dieser Unterricht nicht ohne Moral und Religion sein, sonst wäre es wirklich der Geistlichkeit Pflicht, ihn zu bekämpfen, und sie würde in diesem Kampfe die Theilnahme aller rechtlichen Menschen, aller guten Familienväter und selbst des Volkes für sich haben. Sie, Herr Minister, sind Gott Lob zu einsichtsvoll, zu sehr Staatsmann, um zu meinen, daß es einen wahren Volksunterricht ohne Moral, Volksmoral ohne Religion und Religion ohne Gottesdienst geben könne.

Eine sorgsame Pflege für Bildung von Volkslehrern in den Normalschulen könnte wol mit der Zeit auf das verfallene Familienleben der Franzosen wohlthätig rückwirken (was indeß vielleicht durch musterhafte Pensionnate noch besser geschehen könnte, deren gänzliche Abstellung in Frankreich sehr schwierig sein möchte); allein dann wäre durch Jahre hin bei der Aufnahme von Zöglingen in die Seminarien aufs vorsichtigste zu wachen, daß man keine verschrobenen Naturen zuließe und nicht, wie in Deutschland so häufig ist, eine Pflanzschule von arroganten und am Ende doch unerfahrenen Lehrern gründete. Und welchem Seelenkenner sollte man dies Amt vertrauen? wem die Einrichtung dieser Anstalten, wem ihre Leitung? Herr Cousin, der sich so viel und so aufrichtig mit diesen Angelegenheiten beschäftigt hat, verlangt, daß die Seminaristen noch als Lernende beständig im Lehren geübt werden. Damit öffnet er wieder aller Oberflächlichkeit und aller unfreien Beschränktheit Thür und Thor. Er hat in Deutschland, wo er aus einzelnen Beobachtungen die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts viel zu voreilig für durchaus kirchlich hält, nicht einmal daran denken gelernt, seinem Vaterlande die Errichtung einer philologisch-pädagogischen Facultät vorzuschlagen, die in der freien und aufgeklärten Weise deutscher Universitäten Leute für den Unterricht mit Wahrung der Individualitäten bildete und nicht in zwangvollen Normalschulen corpsmäßig abrichtete. Herr Cousin sieht die Nothwendigkeit der allgemeinen Verbreitung des Unterrichts ein, und doch wagt er es nicht, ein Gesetz vorzuschlagen, das selbst nur einen gelinden Schulzwang auflege.

Die Idee, daß es Pflicht aller Aeltern sei, ihre Kinder in die Schule zu schicken, ist vielleicht nicht allgemein genug unter uns verbreitet, um sie in das Gesetz aufzunehmen; aber Jedermann hält die Errichtung einer Schule in jeder Gemeinde für nothwendig, und man erkennt willig, daß die Unterhaltung dieser Schule eine allgemeine Last sein, und die Gemeinde, welche zu arm ist, vom Departement, und das Departement vom Staate unterstützt werden müsse. Dies ist ein beinahe zugestandener Punkt und soll in das Gesetz aufgenommen werden. Die Ausführung selbst ist diesem Gesetze vorangeeilt, und seit einem Jahre bewilligen überall die Municipalräthe, sowie sie können, die meisten der Fonds für den Volksunterricht in ihren Gemeinden. Es kommt nur darauf an, diese fast allgemeine Thatsache in eine gesetzliche Verpflichtung zu verwandeln.

Ganz vortrefflich predigt er gegen alle chimärischen und wunderlichen Hirngespinnste, gegen die Oberflächlichkeit und fade Sentimentalität der französischen Volksbücher; er neigt sich mehr für die ernsten, gründlichen, praktischen, sächlichen Schulschriften der Deutschen; nur schien er uns hier und da allzu sehr in das deutsche Extrem der Kleinlichkeit zu fallen. Es hat uns gewundert, daß ein Franzose und ein Mann wie Cousin noch Gott danken mag, daß auf allen deutschen Gymnasien die lateinischen Einführungs- und Actusreden der Professoren üblich sind, und daß er den in unsern Programmen mitgetheilten Geschichten der Schulanstalten eine für das Publicum

interessante Seite abgewinnt. Gewiß, selbst das deutsche Publicum hat daran kein Interesse und sieht diese Sitte für Pedantismus an, der den Franzosen und den Gesändern unter uns selbst so lächerlich ist. Mag man doch solche Annalen für die Schule immerhin aufbewahren, allein sie publiciren, heißt nur das Publicum behelligen und den Lehrerdünkel nähren, der ohnehin in dieser Classe aus natürlichen Gründen so schwer zu vermeiden ist. Herr Cousin dringt auf Entfernung alles Rhetorischen der französischen Schule; allein noch können ihn seine eignen Lieblingsstudien verleiten, von Vorbereitung für philosophischen Unterricht in der niedern Schule zu reden, was doch von selbst auf alles alte Floskel- und Flunkerwesen zurückführen würde. Wenn er gleichzeitigen Unterricht verlangt, so hätte er nur nicht so zweideutig oberflächlichern und ausgedehntern Unterricht verlangen sollen, denn daran möchte die französische Schule sogleich wieder scheitern; die Gegenstände weder, noch die Fortschritte müssen zu sehr ausgedehnt werden; Gründlichkeit und Ausdehnung in die Tiefe kann nicht genug empfohlen werden. Herr Cousin erklärt sich, im Allgemeinen wol sehr mit Recht, gegen die Pensionnate, trotz seiner Anerkennung der Schulpforte; er räth, die colléges à pensionnat in colléges d'externes überzuführen; seine Vorschläge fur Administration und äußere Organisation sind überhaupt glücklich und weise, nur möchte man fürchten, man werde wieder dabei stehen bleiben und nicht in das Wesentlichere eindringen, wie es z. B. bei Cousin selbst wieder gar zu französisch in alter Weise klingt, wenn er von drei Lehrern drei Elementarbücher entwerfen lassen will, die von dem königlichen Conseil bestätigt und den Departementsschulen — doch glücklicherweise nur empfohlen werden sollen. Er will, und das dünkt uns sehr weise, für Frankreich die physikalischen und mathematischen Wissenschaften in Ausdehnung erhalten wissen, daneben aber die humanen gehoben. Wir möchten Mittel und Wege genau angegeben wissen, wie das geschehen soll, denn das dünkt uns eine der allermißlichsten Aufgaben, und sollten wir blos aus dem schon berührten Takte unserer Jugend schließen, die das Widersprechende in der französischen Sprache und Literatur mit dem Antiken so sehr empfindet. Ganz gegründet scheint auf der einen Seite der Wunsch, kein permanentes, sondern vorerst ein provisorisches, wieder zu revidirendes Gesetz über den Elementarunterricht entworfen, einen leisen Anfang gemacht, ein behutsames Verfahren eingeschlagen zu sehen. Er sagt (Th. II, S. 133 fg.):

In Frankreich, Herr Minister, ist bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge ein Gesetz über den Elementarunterricht durchaus nothwendig; aber wie hier eins entwerfen, wo vorangegangene und alle Erfahrung in dieser so wichtigen Angelegenheit fehlen? Der Volksunterricht ist bisher so verlassen gewesen, es haben so wenig Versuche stattgefunden, oder diese haben so wenig Erfolg gehabt, daß uns in dieser Hinsicht die allgemeinen Ideen mangeln, die im Geiste und den Gewohnheiten gewurzelten, vorgefaßten Ansichten, welche die Bedingungen und Grundlagen einer echten Gesetzgebung sind. Ich wünsche daher ein Gesetz und fürchte es zu gleicher Zeit; denn mir graut, daß wir damit beginnen, uns in hirngespinstische Entwürfe (utopies) zu stürzen, ohne das Bestehende zu beachten. Gebe Gott, daß wir, begreifen, ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht könne gegenwärtig nur ein vorläufiges (provisorisches), aber kein für immer festgesetztes (definitives) Gesetz sein; daß es nothwendig in einem Jahrzehend wieder umgearbeitet werden müsse, und daß es blos darum zu thun ist, den dringendsten Bedürfnissen zu genügen und den unbestreitbarsten Punkten eine gesetzliche Bestätigung zu geben.

Wenn aber nur auf diesen Vorschlag hin nicht wieder halbe Maßregeln ergriffen, zögernde und unschlüssige Versuche gemacht werden; wenn man nur nicht auf halbem Wege stehen bleibt, wie so oft in Frankreich geschehen ist. Nur bei langsamem Reifen und Fortschreiten wird das Echte erreicht werden; es ist also gut, daß man sicher geht, so neues Leben läßt sich nicht mit Einem Schlage schaffen; allein, hat die Nation auch die Ausdauer, welche einzelne Franzosen selbst so oft an ihr vermißten, um mit Geduld auf diesem neuen und fremden Wege zu wandeln? Und doch ist diese Geduld so unumgänglich nothwendig. Die Lage von Frankreich ist nicht die von Preußen, das die Ausführung seines praktischen Schulgesetzes zur Hälfte dem Verständniß und der Erfahrung der untern Behörden überlassen konnte, da die Grundlage desselben schon seit hundert Jahren volksthümlich war. Frankreich aber muß den Unterricht und die Unterrichtenden neu schaffen. So oft man an diese Aufgabe zurückdenkt, drängen sich wieder und immer wieder die Fragen auf: werden die Fächer des Wissens, wird die Methode und Behandlungsart, welche Deutschland eigentlich so geistig frei machen, in Frankreich je heimisch werden können? wird sich je der Widerspruch ausgleichen zwischen den alten Formen im Religionswesen und den neuen Ideen, die frivole Steigerung der letztern in den obern Classen und das stumpfe Beharren der Volksclassen in den erstern? In dieser Hinsicht steht das französische Volk seit langer Zeit gleichsam fest und still; das deutsche geistige Treiben zeichnet sich grade durch Dauer und Stärke der innern Thätigkeit aus. Ob nun diese dort wieder vortreten kann? Solche beharrliche Thätigkeit ist überhaupt nur das Eigenthum geistig tieferer Nationen und Individuen; Frankreich aber duldete von jeher zu viele Schranken gegen seine Thätigkeit.

Bei einer solchen Unzahl von zu berücksichtigenden Dingen also kommt uns Deutschen nichts weiter zu, als bescheidene Winke zu geben, die unsere Nachbarn genauer erwägen werden. Ueberdächten wir aber reiflich unsere eigne Natur und den Pfad, auf den uns unser Volk hinweist in seiner Geschichte und seinem Leben, so könnten wir aus diesem Nachdenken und aus entsprechenden Beobachtungen unendlich Vieles lernen über unsere eignen Zustände. Mit Grauen sehen wir dem einbrechenden Geist der Verweichlichung und Neuerung zu, der alle gesunde Gewohnheit vertauschen möchte mit den ausgeklügelten Vorschriften halber Pädagogen und halber Physiologen, die des Menschen geistige Natur nur aus Ferne und Nebel kennen. Mit dem ängstlichen Bewachen und Pflegen der ersten Monate und Jahre der Kindheit hat

man sich ein weites Feld geöffnet, die ganze Entwickelung der Kinder zu verfrühen und zu übertreiben; und dies vorzüglich ist der Krebs, der an unsern Generationen nagt. Statt das geistig erstarkende Kind so lange als möglich in seinem eigenthümlichen Elemente, in Spiel, in Freudigkeit und Frohsinn, in schrankenloser Freiheit und Ungebundenheit zu halten, die ihm die Schule und das Leben so bald verbittert und wegnimmt, lehrt man es in Worten und Bewegungen allerhand Zierlichkeit und Convenienz, lehrt es Zahlen und Buchstaben lallen und witzige Antworten automatisch herplappern und treibt mit physischer und geistiger Nahrung Körper und Geist zu einer schnellen Reife, die im natürlichen Menschen unheimliche Pein hervorruft. Oft schlägt man das andere Extrem ein und dünkt sich ungemein weise, wenn man vom Kinde alle schwere Nahrung entfernt, alle frühe Geistesübung flieht, besonders aber wenn man über die Sprachen schimpft und bis in hohe Jahre dem Knaben Kinderbücher voll weichlicher und läppischer Sentimentalität in die Hände gibt, der größte Unsinn, der sich zum Ruin des Geschlechtes mit jedem Jahre neben Kinderbällen und Maskeraden und Gesellschaften weiter einschleicht, wobei man sich denn überall entschuldigt hält, wenn man dergleichen misbilligt und belächelt, aber mit verwünschungswerther Schwäche das Alles so hinbestehen läßt. Dies heißt die Hauptquelle aller Lernbegierde, den Trieb der Nachahmung, das Aufblicken an den Erwachsenen, denen gleich zu werden das Ziel aller Kindheit und alles Treibens der Kindheit ist, mit schmählichem Leichtsinn verstopfen. Wenn man dem Knaben Kindergeschichten in fader, ekler Erzählung ohne Ende auftischt, so engt man ihn damit in die Formen ein, denen man ihn doch entwachsen sehen will, sowie, wenn man ihm vorzeitig die Verstandeswerke neuerer Schriftsteller in die Hand gibt, man ihn in weite Formen ausreckt, zu denen er noch nicht herangewachsen ist, mit Verrenkung seines gesammten innern Organismus.

(Der Beschluß folgt.)

Alexander von Humboldt's Reisen und Forschungen. Eine gedrängte Erzählung seiner Wanderungen in den Aequinoctialgegenden Amerikas und im asiatischen Rußland. Von W. Macgillivray. Mit Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner. 1833. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Ref. weiß nicht, in welcher etwanigen Verwandtschaft mit den jetzt um sich greifenden Pfennig- und Hellermagazinen die „Bibliothek der unterhaltenden Wissenschaften" steht, zu welcher dieses Büchlein, aus dem Englischen übersetzt, gehört; so viel aber kann er zur Steuer der Wahrheit versichern, daß unseres berühmten Landsmannes Werk, gleich einem trefflichen Getränk, das verfahren wird, immer mehr an Güte gewinnt. Denn nachdem das diesen Reisen zu Grunde liegende Tagebuch in Amerika niedergeschrieben, nach Europa geschifft war und zuerst als Reise in französischer Sprache herauskam, gelangte es nach Stuttgart an Cotta und wurde da steif ins Deutsche übersetzt und so für unser Vaterland abgedruckt; hierauf ging sie nach Schottland, um durch Macgillivray wieder in Englisch umgewandelt zu werden, und kehrt nun von da zum zweiten Male übers Meer zu uns zurück, um zum zweiten Male in die Muttersprache seines Verf. übertragen zu werden; denn daß dies der Fall gewesen, ergäbe sich auch ohne unser Wissen aus der Unschicklichkeit des Uebersetzers, den trefflichen Bruder des großen Naturforschers William von Humboldt zu nennen und den nicht minder berühmten deutschen Geologen Leopold von Buch L. van Buch zu schreiben. Auch ist überall englisches Maß geblieben. Doch, wie gesagt, solche kleine Verstöße und Irrthümer haben nicht gehindert, das Werkchen zu einem klaren reinen Lustrum zu machen. Der Schottländer hat das Beste aus dem Original gezogen und verarbeitet, die Uebersetzung ist fließend und selbst Papier, Druck und nette Steindrücke (Copien aus H.'s größern Werken) erheben das Werkchen weit über die schwerfällige deutsche Originalausgabe. Als ein Unterhaltungsbuch empfehlen wir es daher allen Gebildeten, die nicht das große Original durchlesen wollen. Auf dem Titel hätte übrigens nicht angeführt werden sollen, daß auch das asiatische Rußland mit eingeschlossen ist. Von dieser Reise ist hier nichts gegeben, nur die amerikanische. Das Bildniß Alex. v. H.'s ziert den Titel. Wir wünschen diesem Unternehmen guten Fortgang; es wird mehr Cultur verbreiten als so manches schale, unnütze Zeug, womit unsere Literatur überschwemmt wird.

47.

Notiz.

Es dürfte Manchen interessiren, zu erfahren, woher Schiller den Stoff zu der schönen Ballade: „Fridolin", nahm und wie er ihn behandelte. In einer Sammlung alter italienischer Novellen aus dem 13. und 14. Jahrhunderte des Franco Sacchetti, Giovanni Fiorentino, Lionardo Bruni und Anderer, von welchen B. Gamba 1830 in Venedig eine neue Ausgabe veranstaltete, ist auch eine befindlich, deren muthmaßlicher Verfasser Francesco da Barberino, ein Vorgänger Boccaccio's, sein soll. Sie trägt den Titel: „Come fu salvato uno innocente dalla malizia de' suoi nemici", und ihr Inhalt ist in Kürze folgender. Ein reicher und edler Herr schickt seinen Sohn an den Hof eines Königs, damit er ritterliche Sitten lerne. Der König gewinnt ihn lieb, und seine Gunst erregt den Neid der Höflinge in dem Grade, daß sie einen der ersten Cavaliere anstiften, den Günstling aus dem Wege zu räumen. Eines Tages sagte er ihm: „Mein lieber Sohn, der König hat dich [illegible]len lieb, aber, wie er sagt, beleidigst du ihn durch den Athem deines Mundes. Sei daher klug, und wenn du ihm zu trinken reichst, verhalte dir mit der Hand Mund und Nase, und kehre das Gesicht weg." Der Jüngling that dies einige Zeit, der König erzürnte sich höchlich darüber, rief den Cavalier und fragte ihn, ob er nicht den Grund wisse; worauf ihm dieser antwortete, daß er seinen Athem nicht vertragen könne. Auf Anrathen des Cavaliers schickte der König hierauf nach einem Kalkbrenner und befahl ihm den Ersten, den er ihm schicken werde, in den Ofen zu werfen, widrigenfalls wolle er ihn köpfen lassen. Der Kalkbrenner versprach es, und am andern Morgen wurde der unschuldige Jüngling von dem Könige zu dem Kalkbrenner geschickt, um diesem zu sagen, daß er das thue, was er ihm befohlen habe. Auf dem Wege dahin, und als er schon dem Ofen nahe war, hörte er zur Messe läuten. Da stieg er vom Pferde und hörte andächtig die Messe; hierauf ging er zum Kalkbrenner und richtete aus, was ihm der König befohlen hatte. Dieser antwortete hierauf, daß schon Alles geschehen sei; denn jener Cavalier war, um die That zu beschleunigen, dahin gegangen und hatte den Kalkbrenner gefragt, ob er sie bereits vollführt, worauf ihm derselbe erwidert hatte, daß er sie noch nicht vollführt habe, aber sogleich dazu schreiten wolle. Er faßte ihn sodann und warf ihn in den brennenden Ofen. Der Jüngling kehrte mit der Botschaft zurück, daß des Königs Befehl vollzogen sei. Dieser verwunderte sich, forschte nach, erfuhr die Wahrheit, ließ die [illegible] in Stücken hauen, machte den Jüngling zum Ritter und [illegible] ihn mit vielen Reichthümern nach Hause.

75.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1834.

Ueber deutsches und französisches Unterrichtswesen.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Es kann nicht oft und laut genug gesagt werden: das lebendige und ausgelassene Spiel ist des Knaben einzige Erholung und Freude; die einzige Lecture für ihn sind alte Mythen und Sagen, die Geschichte der Griechen und Römer und alles Einfache und Große in andern Zweigen, das diesem ähnlich ist; dort hat er ein erwachsenes Geschlecht voll Kindlichkeit und eiserner Kraft handelnd als Muster vor sich, ein Geschlecht, dessen Sprache und Handlungen ihm verständlich und seiner Fassungskraft angemessen sind. Das Große, das Edle, das ihm hier vorgeführt wird, dient unendlich viel besser, die trotzige Starrheit, den Muthwillen, den Egoismus, die Rohheit, ja die Gewaltthat, Dieberei und Plünderungssucht der Knabennatur zu bändigen, als alle moralische, religiöse und pietistische Predigt, die der Knabe grade am wenigsten beachtet, und es ist eine klägliche Verkehrung der Begriffe, wenn man mit aufgezwungenen Andachtsübungen meint, religiösen Sinn zu fördern, statt daß man an großen Beispielen und an einer nach der Seite der Moral hin gewandten Erzählung einfach großer Geschichtsstoffe erst die nöthige Grundlage legt, auf die man später, wenn sich im reifern Knabenalter die Stimme des Gemüths regt, die dem jungen abgeht, religiöse Begriffe und Gefühle pflanzen kann, die vor dem 14.—16. Jahre nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge auf Sand gebaut sind und es bei unserm üblichen Religionsunterricht meist für immer bleiben, weil wir denselben statt zu einer reinen Angelegenheit des Herzens mit vorzeitigen, zu schweren, abstracten Vorträgen ganz zur Verstandessache machen. Wenn man diese Grundlage mit weiser und besonnener Wirkung auf des Knaben moralisches Gefühl durch Geschichte und Beispiel nicht legt, so ist für alle Zukunft alle Hoffnung auf ein festes Fortrücken des innern Lebens ganz verloren; es ist grade, wie wenn man das Kind, um sein Ohr zu bilden, statt an einfache Vocalmusik und frohe festliche Lieder an einen ihm ganz unverständlichen Instrumentallärm gewöhnt; wenn man es an das Clavier zwingt mit Gliedern und mit einer Gemüthsstimmung, die beide innerlichst widerstreben; es ist, wie wenn man (was merkwürdigerweise noch immer geschieht) alte Chrestomathien, aus der gereimten Prosa unserer Gellert und Pfeffel zusammengesetzt, oder neue, in die sich die verschrobenen Poesien unserer modernen Dichterlinge eindrängen, in den Händen der Schuljugend zu Declamationsübungen läßt, was so viel ist, als methodisch ihren Geschmack an aller Poesie, dem herrlichsten Bildungsmittel der Spätjugend, rein zu untergraben.

Es ist eine Wahrheit — sagen die Fragmente über die Literaturbriefe irgendwo —, die mehr als Eines Schulprogrammes werth wäre, daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein anderes Opfer als die Erstlinge unserer Jahre, unserer Munterkeit und unserer Begierde annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlerblick nöthig sei, die man, wenn dieser fehle, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denkt und im ganzen Umfang erfaßt. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlt, so ist Alles verloren; verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird; verloren das innerliche Gefühl des Bewußtseins, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherrn- und Eigenthumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können, kurz, verloren Das, was man Genie nennt.

Wenn wir das nicht bedenken, dann erziehen wir uns eine unglückliche Nachkommenschaft. Wenn wir die Ausbildung der Einbildungskraft nicht über der alleinigen Begünstigung des Verstandes wollen erstickt sehen, dann müssen wir *aus dem frühesten Unterricht* die *übermäßige Quälerei* der Jugend mit der Grammatik, den übertriebenen Unterricht in Mathematik, alle schwierige Fragen in physikalischen und geographischen Wissenschaften, alle neuere Geschichte und Statistik, alle strenge Chronologie, Nomenclatur und Tabellen entfernen. Wenn wir nicht vorzugsweise mit der Beschäftigung der Phantasie anfangen und ihr in dem ihr angehörigen und von ihr beherrschten Alter ihre Geltung lassen, dann entstellen und verunzieren wir die junge Seele, nehmen ihr allen ersten Impuls und Kraft weg, werfen die frischeste Lust darnieder und lähmen und fesseln den Geist im Anfang seiner werdenden Thätigkeit. Wir können den Anfänger in der Naturgeschichte nicht mit Systemen, mit Gattungs- und Classenunterscheidungen empfangen; wir dürfen in der Geographie nicht den modernen, gegen unsere ganze Natur streitenden Weg einschlagen und mit der nächsten Umgebung, mit der verwickelten, trockenen, belehrungslosen vaterländischen Landkunde anfangen, sondern

wir müssen eher damit aufhören; das räumlich Entfernte, das Einfachste, das Ethnologische, die Entdeckung der Länder und Völker paßt allein und einzig für das jüngere Alter. So ist in der Geschichte das Zeitlichentfernte, das Einfachste, das Heraustreten der Menschheit aus sich selbst Das, was dem Knaben zusagt; den gesunden Jungen verdirbt man mit minutiöser Zeitrechnung und dergleichen alle Freude an der Erzählung. Grade diese moralischen Wissenschaften, die einzigen, die dem Standpunkte unserer nationalen Bildung nach die höchste Pflege erfodern, behandelt man bei uns weder methodisch-verständig noch auch ausführlich genug; und es ist ein Zug, der des preußischen Schulwesens im höchsten Grade unwürdig ist, daß man die mathematischen und Naturwissenschaften augenscheinlich begünstigt und die Geschichte fürchtet und meidet. Man rückt so einen Zweig der Wissenschaften, der uns noch entfernter liegt, gewaltsam näher und unterdrückt damit einen andern, der grade die ganze Zeit beherrscht, und was mehr ist, der grade weit die größte Bürgschaft für die echte Civilisation eines Volkes in sich trägt. Die mathematischen Wissenschaften sollten in der Schule mit weit größerer Gründlichkeit auf der einen Seite, auf der andern aber mit weit größerer Einschränkung gelehrt werden. Die einfachste Arithmetik und Geometrie bei dem Knaben durch stete Wiederholung und neue Auffassung in Begriffe übergeführt, genügt für die allgemein menschliche Bildung; die Fachbildung des Studirenden muß immer der Universität vorbehalten bleiben, der man ebensowenig die höchsten Stufen des geschichtlichen und physikalischen Unterrichts muß entreißen wollen. So treibt man auch die alten Sprachen auf den Schulen allzu weit. Wenn die Primaner mit der Kenntniß des Aeschylus und Pindar auf die Akademie kommen, wozu noch philosophische Seminarien und Professoren? Ueber allen solchen Uebertreibungen versäumt man das Reelle, lehrt Sprachen ohne Sachen, gibt von dem Alterthum eine unverstandene und unlockende Form, aber führt nicht in das innere Heiligthum ein. Kenntniß der Geschichte und Poesie, der Kunst und Sitte der griechischen Völker ist und bleibt das allein echte Bildungsmittel der Jugend; sie muß aber dem Knaben auch auf andern Wegen nahegebracht werden als auf dem der Sprachen, denn dieser Weg ist lang und schwer und verdient Verschönerung und Erleichterung. Aus jenen alten Gedichten hören wir eine lebendige Sprache voll Seele und Jugend, die wir in allen neuern, auch den besten Dichtern vergebens suchen; verbannen wir sie, dann verbannen wir allen guten Geschmack und einfachen Sinn und Natur; lebendig eingeführt müssen sie wenigstens einen Theil der wundervollen Wirkung üben, die sie im Alterthum geübt haben; sie haben diese Wirkung auch auf unsere Nation geübt; allein verkennen wir es ja nicht, nicht damals, als die vortrefflichsten Philologen ihre Commentare und Texte der Autoren lieferten, nicht einmal in der Reformationszeit, wo man gewiß auf die Sache ging, aber nur auf dem Weg durch die alten Sprachen, sondern damals, als man wetteiferte, mit trefflichen Uebersetzungen, mit Belebung der Geschichte, mit Beleuchtung der Kunst des Alterthums das Alterthum uns nahe zu stellen und die Alten, wie Niebuhr sagte, zum räumlich entfernten, mitlebenden Geschlechte zu machen. Uns scheint es auch überhaupt, als ob die alten Sprachen nicht blos darum bei uns gelehrt werden, weil sie Mittel zu dem Zwecke sind, das Alterthum kennen zu lernen, sondern weil wir sie, die angewandte Logik, mit weisem Sinn an die Stelle der wissenschaftlichen Logik des Mittelalters setzten, an deren Stelle Niemand die Mathematik als vorzüglichstes Bildungsmittel des Verstandes empfehlen wird, der Menschen fürs Leben an einer Mannichfaltigkeit von Dingen üben und erziehen will; wir wählten dazu grade diese alten Sprachen, weil sie, wenn sie auch nicht jener anderweitige Zweck allerdings empfähle, in sich logischer und feiner in ihrem grammatischen Bau sind als alle neuern, als französische und vaterländische Sprache. Wenn es also ein denkbarer Fall wäre, daß die herrliche griechische Sprache nicht nothwendig verbunden mit den herrlichen Schriften wäre, die wir in ihr besitzen, so würden wir vielleicht eher zu ihr greifen als zu dem einfachsten Mittel der Verstandesübung. Wir wollen aber trotz unserer großen Verehrung der alten Sprachen sie nicht zum Zweck gemacht wissen als Sprachen. Je mehr unsere Philologen engherzig dies Mittel zum höchsten Ziel alles Unterrichts machen, weil sie eben aller eigentlich pädagogischen Bildung ermangeln, desto entschiedener weissagen wir ihnen und ihren Sprachen den Anwachs der Gegner, die durch die verkehrte Behandlung der Sache ein Recht bekommen; und wir müssen bekennen, daß wir, obgleich wir mit bitterer Wehmuth die altclassische Bildung aus unserer Nation würden schwinden sehen, doch gegen das Ueberhandnehmen dieser unfruchtbaren Sprachcultur am Ende mit Partei nehmen würden. Als Mittel der Verstandesbildung billigen wir allein den grammatischen Unterricht, deutsche Grammatik ist dazu aber nicht tauglich, auch abgesehen von der Thorheit, die in dem grammatischen Erlernen der Muttersprache liegt, ein Vorwurf, den der treffliche Jakob Grimm den deutschen Sprachlehrern zu Gefallen nicht hätte zurücknehmen sollen. Die Alten waren auf das Erlernen ihrer Sprache hingewiesen, sie übten daran das Denkvermögen; ihnen fehlte aber vergleichendes Sprachstudium, das wir besitzen. Ihr Lese- und Buchstabirunterricht zielte schon dahin; allein sie lernten damals in ihrer guten Zeit nicht Das, was wir Grammatik nennen, und schon dem mühseligen Lesenlernen suchten sie ein Gegengewicht zu halten mit der feinen musikalischen Declamation ihrer alten Gedichte, das eine Freude an ihrer lebensvollen Dichtung hervorbrachte, welche ihnen ihr übriger Sprachunterricht nicht vergällen konnte, während wir unter unsern Pädagogen nur wenige wissen, die auch nur mit einer passenden Wahl von guten deutschen Poesien der Qual des Auswendiglernens entgegenzuwirken wüßten; unter unsern deutschen Sprachlehrern nur Wenige, die den glücklichen Einfall hätten, ihre Schüler die Themata zu Stylübungen selbst wählen zu lassen oder ihnen mindestens eine große Masse von Quellen

Belehrung über ihre Aufgabe anzugeben, da ja sogar den Erwachsenen niemals das Loos trifft, über etwas schreiben zu sollen, über das er nichts weiß oder wissen konnte; eine Anfoderung, die man lächerlich genug bei jedem aufgegebenen Aufsatz an die Knaben macht, statt daß man die Stylübungen von allen Lehrern der Realien und alten Sprachen in freiern Uebersetzungen oder Behandlung freigewählter Partien ausführlich vorgetragener Gegenstände aus verschiedenen Fächern leiten ließe. Wir vertheidigen also streng grammatischen Unterricht nur in den alten Sprachen; wir verdammen aus dieser Ansicht die Erleichterung desselben mit Hamilton'schen oder gar noch wahnsinnigern neuern Methoden, dem Maschinenwerk des Geistes; es gilt uns nicht, die griechische und lateinische Sprache in Eile zu lernen, sondern langsam, aber reif den jungen Verstand an ihnen zu bilden und nicht mit der gräßlichen Barbarei von Interlinearübersetzungen das behagliche Wohlgefühl an der mütterlichen Sprache mit frevelhafter Thorheit in der Wurzel zu zerstören; wir sind aber auch nicht für absichtliche Erschwerung, sondern lieben mit Bacon weder die Einengung durch Compendien, noch die Präcocität und übereilte Reifung zu den Wissenschaften, die Dünkel und Prahlerei erzeugt; wir empfehlen mit ihm die weise Verbindung der zwei Methoden, die er versinnlicht mit dem Beispiel der erleichternden Blasen des Schwimmmeisters und der erschwerenden Schuhe des Tanzlehrers. Aus doppelten Gründen würden wir im alten Sprachunterricht die Bevorzugung der griechischen Sprache vor der lateinischen und den Beginn mit jener vor dieser als eine Lebensfrage für echte Bildung empfehlen. Hier ist überwiegender Reichthum an Formen, größere Feinheit und Freiheit der Structur, hier weit nicht so viel Gedächtnißwerk als im Lateinischen. In diese Sprache ist eine unerschöpfliche Quelle, den Knaben zu reizen und zu begeistern, was im Lateinischen durchaus mangelt. Es ist nicht genug zu beklagen, daß trotz dem Flor unserer Kenntnisse der griechischen Sprache und Literatur und dem gesteigerten Werth, den ihr die neuere Zeit vor der lateinischen wiedergegeben hat, sich nicht Eine bedeutende Stimme dafür erhoben hat, das Latein an die beschränktere Stelle des Griechischen zu drängen, oder lieber die Methode des Betreibens der griechischen zur Norm für beide Sprachen zu machen. Kleben wir so unbegreiflich fest an Einem, an Einem einzigen Rest des Mittelalters, die wir so kühn und eifrig alle andern zerstörten? Oder wäre der Vorzug, den man dieser Sprache läßt, der Gebrauch und das Ansehen, das wir ihr in unserm Leben noch heute einräumen, etwas Anderes als ein barbarisches Ueberbleibsel aus der Zeit der Scholastik? Man gebe für eine solche Behauptung auch nur Einen nur scheinbaren Grund! In jenen Jahrhunderten, wo das Latein das einzige Vehikel der Aristotelischen Philosophie war, war sie allerdings allgemeine Gelehrtensprache von Europa; heute ist sie das nicht mehr, wo die nationale Losreißung von dem mittelalterlichen Verband allgemein ward, und wo Jeder, der auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen will, doch die Hauptsprachen der Europäer kennen muß. Dazu hat sie durch die Fortschritte der Wissenschaften in allen Fächern den alten Anspruch auf eine lehrende Sprache ganz verloren, und es dünkt uns von allen Seiten eine große Schmach, daß wir in Disputationen und Antrittsreden, in Dissertationen und in andern Büchern, als etwa in Werken über orientalische Sprachen und dergleichen schwer Abgängiges und theuer Anzuschaffendes, noch diese Sprache neben der reich entwickelten Muttersprache dulden, und daß wir in Schulen mit lateinischem Styl oder gar Versen so viel Zeit und so viel guten Sinn und gesunden Geschmack verderben, daß wir häufig trotz der geringen Zeit, die verhältnißmäßig auf das Griechische gewandt wird, größere, wenigstens erfreulichere Fortschritte und mehr Gefallen an dieser Sprache in der Jugend finden. Wir schreiben nicht und sprechen nicht Griechisch, und doch ist unsere Kenntniß der Sprache und Literatur der Hellenen vielleicht im Wesentlichen bedeutender, in jedem Fall, obgleich sie so jung noch ist, viel heilsamer und fruchtbarer gewesen als die der lateinischen; denn Homer und Herodot sind eine Nahrung für die jugendlichen Geister, die ewig lockt und reizvoll anzieht; Cornel und Cicero aber werden wir nie dem jüngern Schüler lieb machen. Man führt uns lange Jahre in der kalten, strengen Sprache und Bildung des rohen, nur durch Waffenruhm großen Volkes herum, und wir lassen zur Seite die Nation, die in Kunst und Wissenschaft aller Folgezeit und dem ganzen Menschengeschlechte Ordnung und Maß, Gesetz und Regel vorschrieb; wir thun es, die wir uns rühmen, die Finsterniß der frühern Jahrhunderte abgeschüttelt zu haben; die wir beobachten und unwidersprechlich nachweisen können, wie überall, wo die lateinische Literatur vorherrschend den Geschmack und die geistige Thätigkeit des Volkes bestimmte, wie in allen romanischen Landen, selbst in Italien, die Höhe der nationalen Bildung nicht erreicht ward, an die wir zweimal reichten, als der griechische Genius über uns webte: in der Reformation und in den letztverflossenen Jahrzehnden. Es gilt uns, einen sicher greifenden Verstand in der Jugend zu reifen, nicht griechische und römische Verskünstler zu machen; es gilt, edle Menschen von wahrer Humanität zu bilden, nicht dem Knaben mit Ueberfülle von fremden Lehrgegenständen das Lernen zu verbittern; es gilt, bei der hervortretenden Individualität den Schüler mit Einsicht und Umsicht auf einen ihm tauglichen Weg zu leiten, nicht ihn mit rein unbrauchbaren Kenntnissen oberflächlich ausgerüstet in die weite Welt zu jagen. Darum, weil wir die natürliche Heiterkeit der Jugend zerstören, pflegen wir die Keime zu unglücklichen Menschen, und wir sehen jene unselige Classe von Jünglingen überhandnehmen, die, in keinerlei Kenntniß sicher, weder die Wissenschaft noch das Leben verstehen; jene Generation von Spöttern und Träumern, von Menschenhassern und unruhigen Geistern, die, weil sie nicht den natürlichen Gang des Lebens zu gehen sich getrauen, zu jedem Wagniß bereit sind, das ihnen eine noch so erträumte Aenderung der Dinge versprechen könnte. Wir müssen weniger und gründlicher lehren und von den

Alten lernen, viel Denken und viele Gewöhnung in die Schule zu verpflanzen. Wenn dazu Raum gegeben wird, dann ließe sich für eine besonnenere Jugend stehen. Verschließt man aber den Weg dahin, wer will da die Folgen übersehen? Wenn der Wahnsinn weniger misleiteter Jünglinge Strafen auf die ganze Nation herabruft, wenn um der Verblendung einzelner unmündiger Köpfe willen der ganze geistige Fortgang des Volkes gehemmt werden sollte, wenn eine so partielle Sache wie die letzten Excesse der Studentenwelt die Regierungen bewegen könnte, die deutsche Lern- und Lehrfreiheit zu gefährden, die deutschen Universitäten in ihrem innersten Wesen zu verletzen — dann nimmt man der Nation ihren äußersten Trost und zerbricht ihren letzten Stab; man entrückt ihr, die hier und da anfängt, ungeduldig nach politischer Freiheit zu jagen, die jedoch noch Vielen für ein Hirngespinst gilt, auch die Freiheit des Geistes, die der Gesammtheit der Nation ein theueres, ein seit Jahrhunderten bewährtes, ein unentbehrliches Besitzthum geworden ist. Gervinus.

Taschenbücher zur Belebung des religiösen Sinnes.

Den Anfang macht billig:

1. Joh. Sev. Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens, von Breithaupt, Breyther, Franke, Freudentheil, Girardet, Gittermann, Greiling, Hesekiel, Hohlfeld, Hungari, Prätzel, Schläger, Schmaltz, Schottin, Jon. Schuderoff, Terlahn, Weber, Witschel und dem Herausgeber A. J. Eberhard für das Jahr 1834. Mit Titelkupfer. Halle, Renger. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es sind meist die vorigen Mitarbeiter, und diese sichern mit dem Herausgeber dem „Jahrbuche" seinen Werth. Rühmlich ist die Pietät, daß das Andenken an den edeln Stifter jedesmal in der Aufschrift erneuert wird. Es werden nicht alle Gaben auf gleiche Weise ansprechen, aber man wird keine geradezu wegwünschen. Schuderoff „Ueber Mutterliebe", und „Wie dankt und denkt der gute Mensch bei Rettung der Seinigen aus lebensgefährlichen Krankheiten", werden an jedes fühlende Herz dringen. „Der Glaube an Christum" ist besonders den verketzernden Vernunftfeinden in einem Striche des zwickauer Muldenthals zu empfehlen, die in Röhr's „Krit. Pred. Bibl.", XIV, St. 5, mit ihren Kirchenpatronen, welche durch Apokalyptiker, Hyperorthodoxen und Frömmler aus der Fremde das rechte Christenthum zu stützen wähnen, aber, wie wir lesen, Verrücktheit und Zwietracht veranlassen und schon zu höherem Einschreiten genöthigt haben, eine scharfe Lection erhielten. Möchten sie alle aus diesem „Jahrbuch", besonders aus Schottin's zahlreichen schönen Beiträgen, unter welchen jedoch die prosaischen den Vorzug verdienen, lernen, wie Glaubenstreue sich mit der christlichen Liebe vereinigen lasse, und was das Eine sei, das allen Christen nöthig ist. Das Büchlein schließt mit dem Nekrolog zweier edeln Frauen, nämlich der trefflichen Frau Elise von der Recke, früherhin Mitarbeiterin an dem „Jahrbuch" und der Frau — Schmiedemeisterin Lehman in Halle, die „im niedern Bürgerstande geboren und verheirathet, an innerer Würdigkeit Tausende von Hochgebornen und Glänzendvermählten weit übertraf". Wer freut sich nicht über die Gerechtigkeitsliebe des Herausgebers, der dem Verdienste seine Kronen so parteilos zuerkennt?

2. Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1834. Herausgegeben in Verbindung mit mehren Andern von Albert Knapp. Mit (4) Kupfern. Tübingen, Osiander. 8. 2 Thlr.

Wenn wir unter den Beitragenden einen Dr. Steudel in Tübingen, die beiden Doctoren Sack in Bonn und Berlin, Prof. Schubert in München, Schwarz in Heidelberg nennen, so ist vorauszusehen, daß auch Derjenige manches Lobenswerthe finden werde, welchem die, der Mystik mehr oder weniger sich nähernde Tendenz des Ganzen nicht zusagt, und den daher beschränkte Gedichte und prosaische Aufsätze, die sich zum Theil in dem Gebiete der alten Dogmatik bewegen, nicht so erheben, wie das „Jahrbuch", das über beengenden Formen steht. In der „Christoterpe" gibt's wenig zu denken, viel zu fühlen, auch wol ein bischen zu schwärmen und einige Gefahr, durch des Herausg., Schubert's und Anderer Aufsätze etwas abergläubisch zu werden. Hr. Kn. hatte sich im vorigen Jahrgange einigen Ruhm durch ein Gedicht über Göthe erworben. Dieses Jahr versucht er es durch „Bilder aus dem Scheol", worin denn allerdings die Gemälde von den Höllenqualen der Verdammten so ausgemalt werden, daß man schon auf der Erde bis zu dem Heulen und Zähneklappen möchte aufgeschreckt werden. Nur daß leider eben die reifen Höllenbrände diese Schilderungen nicht lesen, und helldenkende Christen fragen werden: woher der Verf. das Alles so gar genau wisse? und ob nicht der Allwissende über Vergehen, über wirkliche größere und geringere Schuld und Strafe wol noch etwas anders richten werde, als unsere Höllenrichter auf der Erde? Indeß liest es sich sowie das Gedicht von dem verlornen Sohne ganz angenehm.

3. Blumenlese. Ein Tag- und Taschenbuch für wahre Freunde der religiösen und gesellschaftlichen Bildung von Eduard Johann Joseph Mühling. — Auch mit dem Umschlagtitel: Taschenbuch auf 1834. Heidelberg, Reichard. 16. 16 Gr.

Der uns unbekannte Verf. bittet um billige Beurtheilung. Es sind auf jeden Tag einige Sentenzen aus verschiedenen Schriftstellern, auch aus der Bibel, bald in Prosa, bald poetisch aufgestellt, und wir glauben, daß diese Sammlung nützen kann, wenn sie auch dem Sammler nicht große Mühe verursacht haben mag. Z. B.: „Am 11. August. (Mittel zur Zufriedenheit.) Sich von der Welt zurückziehen, heißt: den Raubthieren die Zähne ausbrechen, dem Heimtückischen seinen Dolch, der Verleumdung ihr Gift und dem Neide seine Schlangen nehmen".

4. Christliches Taschenbuch auf das Jahr 1834. Herausgegeben von Karl August Döring. Mülheim, Schmachtenberg und Comp. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Ref. hoffte nach der Vorrede, daß die Vernunftchristen das hier Mitgetheilte doch nicht als zu mystisch, die Offenbarungsgläubigen es nicht als zu unentschieden verwerfen möchten, bei der Berufung auf 1 Theff. 5, 19—21, und nachdem er einige Beiträge, z. B. von Agnes Franz: „Einer jungen Freundin am Tage ihrer Confirmation", gelesen hatte, ein Büchlein zu finden, das nur einen lebendigen Glauben, ein praktisches Christenthum predige und sich um keine Ultras und Sekten bekümmere. Und wirklich sind einzelne Aufsätze in dem Geiste christlicher Milde abgefaßt. Aber wenn es sonst heißt: Ende gut, Alles gut, so scheint der Herausgeber am Schlusse ganz vergessen zu haben: Mulier taceat in ecclesia; sie schweigt wenigstens da in der Gemeinde, wo die Streittheologie ihre Stimme erhebt; aber es zieht eine angeblich „christlich erleuchtete Frau" gegen einen Neologen S. 307 mit einem sehr polemischen Briefe zu Felde, beginnt mit der Ueberschrift: „Bedauernswerther Herr Professor!" und liest dem guten Manne als Verführer der Jugend und wegen seiner Vernünftigkeit so den Text, als wäre es Hengstenberg, Brand, Rudelbach und Consorten. Nun, ihr armen Rationalisten, wie wird euch, wenn euch auch noch Amazonen auf den Hals rücken, zumal wenn ihr an Sirach 25, 18—25 und gar an Judith 13, 7—9 denkt?

Die „Theodulia" ist entschlafen, was wir bedauern, da sie bei einer strengern Sichtung viel Gutes hätte bewirken können. 44.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1834.

Wiener Bilder, von W. Alexis. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 6 Gr.

Reisejournal von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub. 1833. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Seit Heine so anmuthige Reisebilder schrieb, scheint es in der Literatur Mode werden zu wollen, den bewegten Zustand einer Reise, der allerdings so viel Anregendes hat, zur Grundlage einer Gattung von Büchern zu machen, die zwischen Reisebeschreibung, Memoire und Novelle schwankt, je nachdem der Verf. durch Neigung und Talent mehr zu dem einen oder dem andern Gebiete hingezogen wird. Unsere Väter verfuhren mit dem Resultat einer Reise sehr bedächtig und gewissenhaft; das macht, zu ihrer Zeit war das Reisen ungleich seltener, schwieriger und somit wichtiger. Ein Ausflug von Berlin nach Schlesien war etwas, worauf der Geschäftsmann lange Jahre hinarbeiten mußte, bevor er einen so gewaltigen Vorsatz ausführte. Nachher bildete ein solches Ereigniß förmlich die Basis der Zeitrechnung in seiner Lebensgeschichte, und wie der Historiker das Vor und nach Christi Geburt bei keiner Jahreszahl entbehren kann, so ging es unsern weitgereisten Vorvätern, die vieler Menschen Städte und Sitte gesehen, sie datirten nämlich Alles, Geburtstage, Kindtaufen, Todesfälle, Gevatterschaften u. s. w. von vor und nach der großen Reise. Hatte vollends ein armer Schriftsteller, der insgemein die wenigen Stunden, in denen er das beflügelte Musenpferd reiten konnte, durch die vierfache Zahl solcher abbüßen mußte, wo er selbst als Ackergaul in irgend ein mühseliges Joch gespannt wurde, nach langen Jahren vergeblichen Bemühens und Hoffens endlich so viel Freiheit und Geld zusammengewuchert, um das ungeheure Unternehmen einer Reise von Leipzig oder Berlin nach Dresden zu Stande zu bringen und das berühmte Elbathen beschauen zu können, so war dies für ihn ein Ereigniß von unübersehbarer Wichtigkeit, welches nothwendig ein literarisches Denkmal erfoderte; aber ein tief begründetes, wozu man ernste Studien machte. Schon Jahre zuvor hatte man alle Reisebeschreibungen studirt; man kannte bereits jeden Eckstein in der Stadt, die man besuchen wollte, und hätte sich's auch zum Verbrechen angerechnet, irgend einen unbesehen zu lassen. Jedes Dorf, durch welches man fahren mußte, war von unberechenbarer Wichtigkeit, denn man mußte doch einiges Historische und Statistische darüber beibringen und seine unglückliche Nebenmenschen, die so kühne Ausflüge nicht wagen konnten, über die Gestalt der Welt belehren. So entstanden denn Bücher wie Büsching's „Reise von Berlin nach Rekahn", einem Pfarrdorfe acht Meilen von dieser Stadt, bei welchem Buch unter Anderm das Dorf Britz, eine gute halbe Meile von Berlin, malerisch vom Entenpfuhl aufgenommen, abgebildet ist. Nach dieser literarischen Periode kam eine, wo der Reisebeschreibungen zu viel geworden waren und man daher, zumal da das Reisen selbst sich durch verbesserte Straßen, Posten, Gasthäuser und leichtere Lebensverhältnisse und Ansichten ungemein vermehrte, fast zu gleichgültig gegen die Benutzung der Materien wurde. Jedermann war in Italien gewesen, Tausende hatten darüber geschrieben, es war keine Hoffnung da, selbst für eine solche größere Reise das lesende Publicum zu interessiren, geschweige für Reisen im Vaterlande und in nächster Umgebung. Da aber denn doch geistreiche Männer die mächtige Anregung, welche eine Reise gewährt, zu klar empfanden, um diese Stimmung ganz unbenutzt vorübergehen zu lassen, so suchten sie nach Formen, unter denen sich das Bekanntere in einem neuen Gewande darstellen ließe, und bestrebten sich, dem Bekanntern im Stoff theils durch die Einkleidung einen neuen Reiz zu geben, theils auch minder Bekanntes aufzusuchen, oder auch einen partiell wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweck als Hauptfarbe einer Reisebeschreibung zu nutzen. So entstanden z. B. Raumer's „Herbstreise nach Venedig", Kephalides' geistvolle „Reise nach Italien", Wilhelm Müller's „Rom, Römer und Römerinnen", und viele andere mehr. Dies war ein zweiter Abschnitt der Reiseliteratur; da aber auch auf diesem Felde die Bahnen bald zu sehr betreten wurden, mußte man wiederum nach etwas Neuem trachten, und hier that Heine besonders durch die ersten Bände seiner „Reisebilder" einen sehr glücklichen Wurf. Er hatte damit gewissermaßen Thümmel's „Reise nach dem südlichen Frankreich", die, wie man weiß, in der deutschen Studirstube geschrieben ist, in neuer zeitgemäßer humoristischer Form wieder auferweckt und Das, was bisher als ein Unicum dagestanden hatte, plötzlich zur Basis einer neuen Gattung erhoben; denn von jener Zeit an las man in allen Journalen ähnlich gefaßte Reiseberichte, die spä-

terhin als flüchtige Büchlein erschienen und mehr oder weniger Geist und Phantasie entwickelten, fast alle aber doch durch die unerklärte Macht des zum Grunde liegenden Wirklichen ein gewisses fesselndes Interesse gewannen. In gewisser Beziehung gehören auch die „Briefe eines Verstorbenen" hieher, wiewol wir nicht behaupten wollen, daß sie durch Heine veranlaßt sind. Indessen mögen sie ihm manche Zuthat zu verdanken haben und müssen jedenfalls als eine Erscheinung angesehen werden, die, aus gleichen Verhältnissen der Zeit und der Literatur hervorgehend, sich nur nach dem veranlassenden Individuum einigermaßen abweichend gestaltete und färbte. Dies ist der Standpunkt, auf den wir unsere Leser führen mußten, um über die beiden oben genannten Werke sprechen zu können. Beide, obwol sehr verschieden von einander, sind doch als nächste Verwandte zu betrachten, nur daß die verschiedenen Väter den Kindern von gleicher Menschenrace verschiedene Physiognomie gegeben haben. Das Materielle der Reise tritt bei beiden in den Hintergrund, wird aber zum Anknüpfungspunkte der Ansichten beider Verfasser genutzt; nicht selten dient es auch nur zum Vehikel der Ausbrüche ihrer Launen, trüber oder heiterer Farbe. Unterschieden sind beide Bücher erstlich durch die sehr von einander abweichenden Ansichten und Systeme der Verfasser, und zweitens auch durch den Grad, in welchem sie sich von einer Reisebeschreibung zu einer romantischen Darstellung entfernen. W. Alexis' Werk hält sich strenger an den Weg, den ihm die Wirklichkeit vorschreibt; er bringt, wenige Capitel ausgenommen, eigentlich nichts hinein, was nicht in einem nahen Zusammenhange mit den Erscheinungen des Lebens stünde, die ihm entgegengetreten sind. Doch über diese läßt er sich in freier Abschweifung der Betrachtung aus. Eigentlich romantische Abenteuer, worin der Dichter erfindend aufgetreten wäre, finden sich in seinem Buche nicht. Immermann dagegen, wiewol er einerseits öfter und länger beschreibend auftritt als Jener, wird doch andererseits viel häufiger ganz frei von dem festen Boden, auf dem er eigentlich wandeln sollte, und schwingt sich leicht in lustigere Höhen und Regionen auf. Wir treffen in seinem Buche Novellenartiges, Märchenhaftes, Anekdoten, Gespräche, die sich nicht über Gegenstände der Reise ausdehnen, Gedichte u. s. w. an. Dagegen aber auch ausführlicher als im andern Werk die Schilderung und den treuen Bericht von Reiseereignissen, Unterredungen und Zusammenkünften, die er mit berühmten Männern gehalten, wie z. B. Tieck, Grabbe u. A. Doch sind diese äußerlichen Unterschiede beider Bücher die geringsten, und viel größer ist die specifische Verschiedenheit, welche aus der Eigenthümlichkeit des Geistes beider Verfasser hervorgeht. Wir wollen uns jetzt mit den einzelnen Werken beschäftigen. Eine eigentliche Beurtheilung derselben ist, da sie nach keinem überdachten Plan angelegt sind und daher nicht in ihrer Totalität betrachtet werden können, nicht nöthig. Sie sind eine lange Kette von Einzelnheiten, die ebenso gut in der Hälfte abgeschnitten als um das Doppelte verlängert werden könnte, ohne ihr organisches Leben zu stören. Daher müssen wir uns mit einem Referat über Einzelnes, das wir herausgreifen, begnügen. Zuerst Willibald Alexis. Der Verf. reist nach Wien; bis auf einige Capitel, die von der östreichischen Grenze bei Peterswalde bis an die Linien der Kaiserstadt einige Brosamen am Wege sammeln oder ausstreuen, wie man will, beziehen sich fast alle seine Schilderungen direct auf Gegenstände, Ereignisse und Personen in und bei der Hauptstadt. Einmal müssen wir zum Lobe des Verf. sagen, daß er uns, wo er portraitirt, getreue Abbildungen liefert. Er will nicht wie so mancher Reisebeschreiber seinen Gegenstand durch die Darstellung heben, nur um unkundige Leser glauben zu machen, er sei ganz besonders durch die Anschauung hoher Wunder beglückt worden. Was die Form der Darstellung anlangt, so ist sie zwar im Ganzen fließend, und das Buch liest sich leicht; doch nicht selten wird der Ausdruck auch nachlässig, oft sogar falsch und Berlinismen schieben sich ihm unwillkürlich unter. Der Verf. erklärt zwar an einer Stelle, daß er nicht regelrecht schreiben wolle, sondern natürlich, wie die Sprache sich im Munde des Volkes bilde. Dies ist aber nur eine Ausflucht, und wir glauben behaupten zu dürfen, daß theils der Verf. nicht anders schreiben könne (denn oft sieht man's ihm an, daß er elegant zu schreiben sucht), theils aber aus Verwöhnung so nachlässig schreibe. Alle die Hunderte von Einzelnheiten herauszuheben, welche diese unsere Meinung rechtfertigen, wäre hier unmöglich, wir begnügen uns mit einer einzigen. Der Verf. schreibt an einer Stelle: Tangerzweig; vielleicht muß es Manchem gesagt werden, daß dies ein ganz gemeiner Berlinismus für Tannenzweig ist. Wenn das der Verf. Sprachbildung durch das Volk nennt, so hätte er freilich ein Recht, jedes aus Unwissenheit oder übler Angewohnheit provinziell entstellte Wort in die Sprache aufzunehmen, und z. B. auch Pergamite, Kielen, Plumpe u. s. w. für Pyramide, Kügelchen und Brunnen (man sieht, daß Plumpe nur das verderbte Pumpe ist) zu schreiben. Wohin eine solche Ansicht von Sprachbildung führen würde, mag Jeder leichtlich selbst ermessen. Allerdings schwebt dem Verf. ein richtiges Ziel vor Augen, nämlich die Einfachheit und Natürlichkeit zu gewinnen, welche jedem Kunstwerk den höchsten Grad der Vollkommenheit verleiht. Dazu gehört aber die von dem Verf. geringgeschätzte Correctheit als Elementarbedingung; denn der Mensch hat in der Sprache wie in der Bildung seiner ganzen Staats- und Lebensverhältnisse die Aufgabe zu lösen: durch die Kunst zur Natur zurückzukehren und die Naturzustände als ein Bewußtes und somit geistig Veredeltes in sich aufzunehmen. Doch wir wollen diese Polemik gegen den Styl des Verf., die mehr gegen seine Ansicht darüber als gegen seine praktischen Fehler gerichtet sein soll, für ein andermal versparen und sehr gern eingestehen, daß er da, wo er unwillkürlich bessern Grundsätzen folgt (denn das thut Jeder, der ein falsches Princip aufstellt, und widerlegt sich selbst auf diese Art praktisch), recht angenehm, wenigstens ohne Anstoß zu geben, schreibt. Daß uns etwas eben durch seine Ausdrucksweise besonders ansprechend oder hervortretend gewesen wäre, können wir jedoch nicht

sagen. Dagegen war es desto mehr die Wahl der Gegenstände, die er aus dem großen Volksleben Wiens heraushebt, und öfters auch die individuelle Auffassung. Wir wollen ihm nun Schritt vor Schritt folgen, obwol nicht Schritt vor Schritt mit ihm stehen bleiben, sondern nur da, wo uns Gegenstand oder Darstellung desselben einer besondern Beachtung werth scheinen. Zu Anfang gefällt uns Das, was der Verf. über Teplitz sagt, wie er denn überhaupt bisweilen mit glücklicher Ironie schreibt; weniger besitzt er Das, was man Witz und Humor nennt, indem er sich zu beiden oft zu zwingen scheint. Der Eroberungsplan, den der Verf. in Bezug auf Teplitz auseinandersetzt, enthält aber eine gute Ironie der kleinern Constitutions- und Revolutionsgeschichten deutscher Staaten, die wir seit dem Jahre 1830 erlebt haben. Von Teplitz bis Wien begegnet uns außer einem Schirrmeister, der praktischer philosophirt, als es scheinen möchte, nichts von Bedeutung. In Wien selbst beginnt die Scene mit jenen policeilichen Inquisitionen, die, wie höflich man sie auch anstelle, stets im höchsten Grade lästig und widerwärtig bleiben, wie denn überhaupt die Policei der echte Beweis der Erbsünde ist, die an dem Menschen haftet, vollends aber die östreichische.

(Der Beschluß folgt.)

Neuer Beitrag zur Lehre von den Injurien und der Preßfreiheit durch die Rechtsgutachten der Spruchcollegien von Heidelberg, Kiel und Tübingen über den Preßproceß des Hofrath Welcker und durch die Prüfung der hofgerichtlichen Entscheidungsgründe in den Appellationsschriften des Geheimenraths Duttlinger und des Hofraths Welcker. Herausgegeben von dem Hofrath Welcker. Zugleich mit einem Vorwort über seine Grundsätze, seine Pensionirung und über den Geist des Freisinnigen. Freiburg, Gb. Groos. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Preßprocesse gehören in unserm Vaterlande zu den seltenen Erscheinungen. Erst die Bewegungen der neusten Zeit haben mehre derselben hervorgerufen und die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt. Nicht blos für unsere Juristen, welche sich noch ziemlich unbeholfen in diesem Fache bewegen, sondern auch für jeden Laien, der sich für das öffentliche Leben interessirt, sind sie von großem Interesse. Dasselbe muß noch wachsen, wenn Männer darin figuriren, welche als Vorkämpfer in dem heiligen Kampfe für Licht, Recht und Freiheit glänzen. Ein solcher Mann ist Welcker, welcher als Verf. eines in Nr. 100 des „Freisinnigen" befindlichen Aufsatzes durch eine vom badenschen Staatsministerium am 5. Juni 1832 erlassene Verordnung vom Staatsanwalt angeklagt und von dem badenschen Hofgerichte des Oberrheins in Freiburg der Verfassung und Verbreitung des fraglichen Artikels und dadurch der Ehrenkränkung des großherzoglichen Staatsministeriums für schuldig erkannt und deshalb, „in Anbetracht eintretender Milderungsgründe zu einer durch 2 Monate andauernden bürgerlichen Gefängnißstrafe und zur Tragung der Kosten" verurtheilt wurde. In der vorliegenden Schrift gibt derselbe nun, außer einem Vorworte, welches sich kürzlich über die Absicht der Schrift ausspricht, und zweier zur Charakteristik des „Freisinnigen" und des Verf. gehörigen Aufsätze (I. „Etwas über den Geist des Freisinnigen und meine Grundsätze". II. „Ein Wort über meine Pensionirung") zuerst das hofgerichtliche Urtheil selbst. Sodann theilt er die vom Geheimenrath Duttlinger verabfaßte Appellationsbeschwerdeschrift, sowie die Erklärung auf die Appellationsbeschwerdeschrift des großherzoglichen Staatsanwaltes und endlich seine Rechtfertigung der Beschwerdeschrift selbst mit, welche den bei weitem größten Theil des Ganzen ausmacht, und in welche die Gutachten der drei Juristenfacultäten mit verflochten sind. Diese sehr ausführliche, meisterhaft gearbeitete Rechtfertigungsschrift verdient ihrer Gediegenheit und erschöpfenden Gründlichkeit, sowie der freimüthigen, aber würdigen Sprache wegen, in welcher sie abgefaßt ist, unsere ganze Aufmerksamkeit. Sie entwickelt in der Einleitung einige Gesichtspunkte für die richterliche Beurtheilung dieses Rechtsstreits und für die der Preßvergehen überhaupt. Der Verf. sucht darin die Frage zu beantworten, wie es sich habe zutragen können, daß eine Sache, welche der Geheimerath Duttlinger „die klarste und einfachste auf der Welt" genannt, daß Das, was seitdem so viele der achtbarsten Rechtsgelehrten des Landes und des übrigen Deutschlands in Privaturtheilen und öffentlichen Erklärungen, was einstimmig drei ganze Juristenfacultäten und vier der achtbarsten Mitglieder des urtheilenden Gerichtshofes im Wesentlichen gleichförmig wiederholt, daß nämlich die hier angeklagte Injurie die — um Duttlinger's Gleichniß beizubehalten — ebenso eine wirkliche Injurie sei, als Lichtenberg's Messer ohne Stiel und ohne Klinge ein wirkliches Messer, der Mehrheit des erkennenden Gerichts anders erschienen sei. Er sucht dies hauptsächlich daraus zu erklären, daß die große Reform, welche vor allem die Wissenschaft des Strafrechts und vorzugsweise auch die Lehre von den Injurien durch die classischen Schriften Weber's, Grollmann's, Almendingen's und Feuerbach's seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erfahren, noch nicht vollständig in die praktische Ueberzeugung aller Richter übergegangen sei, daß dies ebenso der Fall mit den Grundsätzen des constitutionnellen Staatsrechts und der constitutionnellen Preßfreiheit sei, und daß endlich überhaupt wol die Neuheit der früher von Administrativstellen behandelten Injurienprocesse für die Gerichte und besonders die Neuheit von politischen und Preßprocessen dazu mitgewirkt habe. Ferner daraus, daß durch eine seltene Ungunst der Verhältnisse fast alles Nachtheilige aus alter und neuer, in- und ausländischer Praxis und Theorie mit Weglassung des Vortheilhaften in diesem Processe sich vereinigt habe. Der Angeklagte erwähnt hier vor Allem, daß der fragliche Artikel, unter der Herrschaft verfassungsmäßiger Preßfreiheit und im Vertrauen ihres Fortbestandes geschrieben, nach Zerstörung der vortheilhaften Theile dieser Gesetzgebung, der Preßfreiheit und der Gerichtsöffentlichkeit, nur nach den ungünstigen verfolgt werde; daß, sowie Preßfreiheit und Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen ein wesentliches Schutzrecht des unschuldig Angeklagten seien und als Sprache und Mitsprache, als Ohr und Mund des ganzen Volks, aller achtbaren, aufgeklärten, Freiheit liebenden Bürger auch auf den Richter einen mehr oder minder unbewußten Einfluß üben, so auch sich die Ansicht und das Urtheil derselben anders gestalten müsse, wenn nach Verstummung der Presse und der Oeffentlichkeit die Reaction allein das Ruder ergriffen habe und nun einzelne freimüthige Aeußerungen vor dem Gerichte als Erscheinungen einer fremden angefeindeten Zeitperiode unter der Last der öffentlichen Anklage der Regierung zum Vorschein gebracht werden.

Sodann geht der Verf. auf die einzelnen Beschwerden selbst über, deren er fünf gegen das Erkenntniß des Hofgerichts aufgestellt hat, und wovon jede einzelne als eine schätzbare selbständige Abhandlung zur Aufklärung der in vielen Punkten noch so streitigen Theorie der Injurien betrachtet werden kann. Die erste Beschwerde handelt von Beleidigungen gegen die Majestät, die Regierung und das Staatsministerium, und der Verf. sucht darin auszuführen, daß es im vorliegenden Falle zur Anstellung einer Injurienklage an einem zulässigen Subject und an der erfoderlichen Sachlegitimation fehle. Er zeigt zu dem Ende,

daß die Regierung im Sinne der Klage und des Urtheils sowie das Staatsministerium nicht injuriirt werden können, daß sie aber auch in dem angeklagten Artikel in der That nicht injuriirt seien, da sie weder genannt, noch durch einen rechtsgültigen Schluß die angeblichen Injurien auf sie bezogen werden können, und daß endlich die in einer Privatkritik der Handlungen öffentlicher Beamten und Collegien etwa enthaltene Injurie nie eine öffentliche Injurie der öffentlichen oder Staatsstelle als solcher sei, wozu ein amtliches Verhältniß erfodert werde, sondern stets nur als reine Privatinjurie die Persönlichkeit der einzelnen Beamten als Einzelne treffe, und daher auch nur durch eine Privatklage, nicht aber durch eine öffentliche Klage im Namen der Staatsstelle und durch den Staatsanwalt ex officio verfolgt werden könne. Zur Unterstützung seiner Beschwerde theilt der Verf. die Ausführung der heidelberger Facultät über die allgemeine Unmöglichkeit einer Injurienklage im Namen der Regierung, und der kieler über den gänzlichen Mangel einer Beziehung seines Tadels auf dieselbe mit. „Wollte man aber auch", sagt das heidelberger Gutachten, „eine Ehrenkränkung in ob- und subjectiver Hinsicht annehmen, so würde doch die Anklage, wie sie gestellt worden ist, nie als gegründet erscheinen, weil das nach der Anklage angeblich beleidigte Subject nicht zur Klage berechtigt ist. Es kann bei der Prüfung der Anklage nicht die Ueberzeugung unterdrückt werden, daß man ein, offenbar in den Kreis des öffentlichen Rechts und in das Gebiet der öffentlichen Verbrechen gehöriges Verhältniß in den Kreis der Privatrechtsverhältnisse gezogen hat und nun mit der Aufstellung der Idee einer moralischen Person sich quälte und durch eine Reihe von Verwechselungen sich zu helfen suchte". — „Aber auch kein einzelner ‚Minister'", heißt es in dem kieler Gutachten, „kann auf dem in der Anklage eingeschlagenen Wege eine Injurie gegen sich hier ableiten, weil es in der That an einer Schmähung der Regierung als solcher fehlt. Von der badenschen Regierung (und dem badenschen Staatsministerium) ist ja in dem fraglichen Aufsatze gar nicht die Rede. Es müßte also die Schmähung in dem Tadel liegen, der über Diejenigen ausgesprochen wird, welche die erlassene Bekanntmachung angerathen haben. Allein nichts berechtigt zu der Annahme, daß der Hofrath Welcker bei diesem Tadel sämmtliche officiellen Rathgeber des Landesherrn vor Augen gehabt habe, da es ihm nicht unbekannt sein wird, daß in keinem Staate jede Verfügung eine Berathung und einen (billigenden) Beschluß aller Minister voraussetzt", und, wie das tübinger Spruchcollegium hinzufügt, „auch Männer, die gar nicht Minister sind, zu manchen Verfügungen dem Fürsten und selbst gegen den Rath seiner Minister, sogar gegen den des Unterzeichnenden rathen können". — Die zweite Beschwerde handelt von der Unstatthaftigkeit jeder Injurienklage ohne besondere Bevollmächtigung, wobei der Verf. zu zeigen sucht, daß in dem concreten Falle die Proceßlegitimation nicht auf die in den Gesetzen vorgeschriebene Weise beschafft sei. Die dritte Beschwerde führt aus, daß die sämmtlichen juristischen Bedingungen strafbarer Injurien bei den angeklagten Aeußerungen fehlen. Zu diesem Ende weist der Verf. zuerst auf die wahren Quellen für die Beurtheilung von Preßvergehen hin. Er zeigt hier, daß der badenschen Preßgesetzgebung zwei scheinbar verschiedene, doch an sich einträchtige Principien zum Grunde liegen, die constitutionnelle Preßfreiheit Englands und Frankreichs, sowie das gemeine deutsche Recht und als dessen Grundlage und Wesen auch in dieser Lehre das römische Recht. Dann weist W. die dem Urtheile und den anklägerischen Schriften zur Grundlage dienenden juristisch falschen Ansichten über Injurien und insbesondere über den Ton öffentlicher Aeußerungen, ferner die in Wort und Sinn falsche Darstellung der angeschuldigten Aeußerungen nach. Endlich geht der Verf. bei dieser Beschwerde auf die genaue Nachweisung des Mangels aller Bedingungen strafbarer Injurien über und sucht zu zeigen, daß keine Rechtswidrigkeit und kein beleidigender Charakter bei den angeklagten Stellen vorhanden sei, daß es an einem bestimmten Beleidigten sowie an einer beleidigenden Absicht fehle, und daß sowol deshalb als überhaupt eine Verurtheilung seines Zeitungsartikels nach Zerstörung der gesetzlichen Bedingungen und Zwecke derselben durch Aufhebung der politischen Preßfreiheit und Gerichtsöffentlichkeit rechtlich unmöglich sei. Die vierte Beschwerde handelt von der eventuellen Ergänzung der Beweise über die ehrbeleidigende Absicht, und die fünfte über die eventuelle Ergänzung des Gegenbeweises und die im allerschlimmsten Falle zu erkennende Auflage einer Ehrenerklärung der nicht beleidigenden Absicht. — Es würde zu weit führen, wenn wir ins Detail der scharfsinnigen Deductionen des Verf. eingehen wollten. Nur die folgenden schönen und kräftigen Schlußworte desselben mögen hier noch mitgetheilt werden: „Sicher meiner Schuldlosigkeit, meiner unbeleidigenden Absicht, sicher wie der eigenen Existenz; fest überzeugt von der objectiven vielfachen Unmöglichkeit einer Verurtheilung in dieser Sache, fest wie man es über irgend einen Punkt in Rechtsmaterien, in welchen man zwanzig Jahre als akademischer Lehrer wirkte, und an deren neuer gesetzlicher Bestimmung man selbst den thätigsten Antheil nahm, sowol durch eigne Prüfung wie durch die vielfachsten und gewichtigsten Zustimmungen nur jemals sein könnte, müßte ich den Glauben an menschliche Gerechtigkeit aufgegeben haben, wenn ich von diesem erleuchteten höchsten Gerichtshof des Landes ein anderes als ein lossprechendes Erkenntniß für denkbar halten wollte. Und nicht blos für mich und mein verletztes Recht wird, wenn ich nicht ganz verblendet bin über Gestalt und Wirkung dieses Processes, solche ehrenvolle Entscheidung wohlthätig wirken. Sie wird das in unserer unsichern Zeit für Regierung und Volk doppelt wesentliche moralische Vertrauen des Landes auf unabhängige und gründliche Rechtspflege, diese Grundbedingung aller segensreichen Wirksamkeit der Gerichte, wohlthätig beleben, und mit Freude wird das badensche Volk den Sieg der Ehre badenscher Justiz vor den Augen des aufmerksamen Inlandes und Auslandes durch seinen höchsten Gerichtshof begrüßen." — Wie aus Zeitungsnachrichten hinlänglich bekannt, erfolgte ein freisprechendes Erkenntniß. 27.

Miscellen.

In Nr. 281 d. Bl. f. 1833 wird die Vermuthung, daß es sonst feuerspeiende Berge in Deutschland, namentlich am Rheine, gegeben habe, für keine blos grundlose Sage erklärt. Auch der Stelle in Tacitus' „Annalen" wird dabei erwähnt. Aber wenigstens können daraus nicht historische Beweise für vulkanische Eruptionen am Rheine und in der Eifel hergenommen werden, auch ist die Stelle in Tacitus (B. 14, C. 57) von einem in der Gegend von Köln vorgefallenen Moor- oder Haidebrande zu verstehen, wie aus den Untersuchungen Nöggerath's und Nees von Esenbeck's in dem Werke: „Das Gebirge in Rheinland-Westfalen", Thl. III, S. 59—113, hervorgeht. Gegen die dort gegebene Deutung der Tacitus'schen Worte dürfte freilich die philologische Kritik Manches einzuwenden haben.

Braidley, Constable von Manchester, zählte die Personen, welche acht Sonnabende hintereinander und zu verschiedenen Zeiten in den Stunden von 7—10 Uhr Abends innerhalb fünf Minuten in einen Brantweinladen gingen. Die Durchschnittszahl betrug 112 Männer und 163 Frauen oder 275 Personen in 40 Minuten, was auf die Stunde 412 Personen macht. (Bulwer's „England", I, 83, Uebers.) 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 49. — 18. Februar 1834.

Wiener Bilder, von W. Alexis. Reisejournal von Karl Immermann.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Der Verf. wird uns vergeben, wenn wir nicht alle vierzig Bilder, die er aufstellt, gleich schön finden. Manche scheinen uns verzeichnet, andere dagegen als sehr gute Genrestücke. Sehr gefällt uns z. B. die Schilderung des Lerchenfeldes (S. 91—96) und das Capitel: „Der Kahlenberg", nebst den historischen Rückblicken; dagegen glauben wir, daß der Verf. über die wiener Küche unterhaltender hätte schreiben können, indem sich dabei weder eine feine echte Sachkenntniß wie die des Hrn. von Rumohr, noch eine so appetitliche, ergötzliche Darstellung findet. Auch scheint er uns hier wie an manchen Orten in den Fehler der meisten Reisenden zu verfallen, nämlich aus wenigen einzelnen Wahrnehmungen Schlüsse auf das Ganze zu ziehen. So z. B. muß Ref., der da glaubt in Beziehung auf Speise und Trank sich einiger Kennerschaft rühmen zu dürfen, darüber erstaunen, daß der Verf. in dem ganzen Capitel nicht einmal der vortrefflichen ungarischen Fische gedacht hat (z. B. des Fogasch), die man zu Wien speist, und welche großentheils aus den unfern gelegenen ungarischen Seen, insbesondere aus dem Neusiedler- und Plattensee geliefert werden. Indessen hat Ref. aus diesem Capitel doch eins gelernt, nämlich, daß nichts ewig besteht, nicht einmal ein Name in der Kochkunst, indem die vor acht Jahren unter dem Namen Kälberschnitzel bekannte vortreffliche Speise jetzt Naturschnitzel heißt. Sehr wohl hat uns das Capitel: „Der Wald in Wien", gefallen. Wenngleich die romantische Betrachtung etwas erzwungen scheint, den Stephansthurm für den Urwald gelten zu lassen, welcher auf dem Boden grünte, wo jetzt die lustigen Gassen stehen, so ist doch das Ganze geistreich und dichterisch ausgeführt. Ueberhaupt spricht uns Alles an, was Bezug auf den Stephan hat, so auch die historischen Anekdoten von der geneigten Spitze desselben, dem aufgepflanzten Halbmond u. dgl. mehr. Mit besonderm Vergnügen haben wir das Capitel: „Der Stern des heiligen Stephan", gelesen, weil es uns bewiesen hat, daß die östreichische Polizei wol die äußern Bande einer geistlichen lebenslustigen Gesellschaft lösen konnte, die innern aber nicht zu zerstören vermochte; so blüht denn der unter dem Namen der Ludlamshöhle einst bekannte Verein noch immer fort. Mit Vergnügen lasen wir, was der Verf. sachverständig über das Burgtheater schreibt. Mit vollster Ueberzeugung dürfen wir nachfolgende dem Verf. entlehnte Stelle unterschreiben: „Nicht den devoten Schleichern, den Vettern und Gevattern von Portiers und Theaterschneidern, sondern den Kunstfreunden trägt man den freien Eintritt an und betrachtet dies als eine Ehrensache." Auch Ref. hatte sich, da er als ganz junger, fast durchaus unbekannter Literat in Wien war, unvermutheterweise dieser anständigen Liberalität zu erfreuen.

Wir werden uns nur noch auf einzelne Bilder einlassen können. Das Bild: „Vanitas", ist, so weit es von der Tänzerin Fanny Elsler handelt, etwas sentimental gehalten, und wir wünschten, der Verf. hätte hier mehr die praktische Wirklichkeit im Auge gehabt, wiewol es vielleicht ehrenvoll ist, davon nicht eine so geübte Kenntniß zu haben. Wenn sich das Bild weiter auf den Herzog von Reichstadt und endlich auf Genz erstreckt, so wird es in einem Grade ansprechend, der sogar schön zu nennen ist. Der „graue Klosterhof" der Ligorianer ist gut geschildert und erklärt; den Prater hätten wir lebendiger gewünscht; das Capitel: „Sittliches", scheint uns eins von denen, wo der Verf. aus einer einzelnen Anschauung zu voreilig einen allgemeinen Schluß gezogen hat. Er würde in Berlin sehr leicht ähnliche, in Wien gewiß auch völlig andere Mütter treffen. Der Verf. mag die Donaufahrt allein machen, sich allein durch Strudel und Wirbel kämpfen, allein die Gemäldeausstellung besuchen u. s. w. Wir wollen es nur noch mit dem letzten Capitel, dem „politischen Glaubensbekenntnisse" zu thun haben. Hierin muß man zwar Jedem seine Meinung lassen, und wir würden uns auch praktisch vielleicht nicht weit von der Bahn, die der Verf. sich vorzeichnet, entfernen; theoretisch aber glauben wir, daß mit seinen Ansichten nichts gewonnen werden kann, denn sie laufen ungefähr darauf hinaus, daß er monarchisch gesinnt sei, wenn das Oberhaupt der Monarchie vernünftig, billig, gerecht, einsichtsvoll handle, und liberal, wenn das liberale Princip sich ebenso gestalte. Das ist freilich in der Praxis die Meinung aller Wohldenkenden; allein es kommt bei der Basirung einer politischen Ansicht auf ein Princip an, nicht auf Facta. Denn das freilich wird Niemand leugnen, daß Rom unter dem Absolutismus eines Titus glücklicher war als zur republi-

kanischen Zeit des Sulla, oder um ein näheres Beispiel zu wählen, Frankreich sich unter Heinrich IV. wohler befand als unter Robespierre. Diese Andeutung wird genügen, uns dem Leser und Verf. verständlich zu machen, und wir können nun von dem Letztern Abschied nehmen, um zu seinem Collegen Immermann überzugehen.

Der geistreiche Dichter, den wir bisher fast ausschließlich als Dramatiker kennen gelernt, gibt uns hier ein leichteres Werk seiner Muse, nämlich einen Bericht von einer Reise, die er im Herbst 1831, von seinem Wohnort Düsseldorf aus, den Rhein aufwärts und sodann durch Hessen nach Magdeburg, Dresden und die sächsische Schweiz unternommen hat. Das Buch fällt somit ganz in die Kategorie jener im Eingange erwähnten neuern Reisebeschreibungen, wobei man die Orte, Gebirge und sonstigen Merkwürdigkeiten eigentlich als bekannt bei dem Leser voraussetzt und nur theils seine individuelle Ansicht davon mittheilt, theils sie zu Schauplätzen von Abenteuern und Erlebnissen macht, die sich natürlich nie und nirgends zugetragen haben. So schlingt sich denn auch durch Immermann's Reise eine in ihren Motiven zwar sehr leicht geknüpfte Novelle, welche das Liebesverhältniß eines vornehmen russischen Paares behandelt. Nächst dem sind Märchen, andere geschickte Digressionen, Bemerkungen über Kunst, Wissenschaft, vorzüglich über Malerei und Theater, Unterredungen mit berühmten Männern u. s. w. eingestreut. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir, wenn es uns nicht zur Pflicht gemacht worden wäre, das ganze Buch zu lesen, nach den ersten Capiteln dasselbe verdrießlich weggelegt haben würden, und zwar nur deshalb, weil die Individualität des Verf. auf eine so unerfreuliche Weise berührt, daß man wenig von dem Ganzen hofft. Es ist eine solche Geringschätzung großer, hochgeachteter, würdiger Gegenstände, Personen und Verhältnisse grade im Anfange des Buches ausgesprochen, daß man sich fast unwillig davon wegwendet. Das Buch ist in jedem Fall geistreicher geschrieben als das eben besprochene; aber es ist stets ein verneinender Geist darin wahrzunehmen, eine überschätzende Selbstgenügsamkeit, die sich sogar durch eine vornehm nachlässige Sprache ausdrückt, an der uns zumal die fortwährende, durchaus unnöthige Einmischung fremder Wörter misfällt. So nennt der Verf. z. B. den König Lear einen höchst irasciblen Greis, und dergleichen wiederholt sich sehr häufig. Ferner thut er, als sei ihm die ganze Welt zuwider, und er eigentlich viel zu bedeutend, um in fremden Städten Männer von Auszeichnung zu besuchen. Es scheint fast, als wende er das Räthsel: Was sieht Gott nie, der König selten, der Bettler täglich — seines Gleichen lautet die Antwort —, auf sich an und halte sich für den kleinen literarischen Gott. Aber dennoch war das Ganze nur eine Phrase, und ein nicht geringer Theil des Buches handelte von Besuchen, welche der Verf. macht, z. B. bei Thibaut (den er nicht zu Hause trifft), Philipp Veit, Tieck, ja sogar bei Hrn. von Quandt in Dresden. Der Unwille steigert sich, wenn man im Anfang fast auf jeder Seite eine geringschätzige oder absprechende Bemerkung findet, die mit zwei Zeilen ganze Geschlechter und Jahrhunderte für thöricht erklärt. So z. B. S. 31: „Die Kunst verfällt und hebt sich nach ihren eignen eigensinnigen Gesetzen, und die Wirkung auf sie von außen durch Philosophie, Aesthetik und Archäologie ist eine illusorische (!!!)." Es ist unmöglich, in so wenigen Zeilen unbesonnener, um nicht zu sagen arroganter, abzusprechen, da z. B. dadurch die ganze Wirksamkeit eines Winckelmann und Lessing schlechthin geleugnet wird. S. 71 urtheilt der Verf. in einer Weise, für die wir gar keinen Ausdruck haben, über die große Schechner und Weber's „Oberon". Er fängt damit an, zu erklären, daß er vom Gesang nichts verstehe, und trennt diesen daher ganz von der Darstellung der genannten Künstlerin. Schon das ist eine Verkehrtheit, da eine große dramatische Sängerin ohne große Darstellung gar nicht existiren kann. Wenn er nachher nichts bei ihr findet als einige Gesten, die sich hier und da zum Bezeichnenden erheben, so müssen wir seine Blindheit bedauern, aber zugleich über die Anmaßung erstaunen, mit der er durch drei Zeilen das einstimmige Urtheil der Gebildetsten aller Residenzen Deutschlands zu annulliren glaubt. Seine Aussprüche über den „Oberon" sind nur komisch, indem er da, wo alle Sachverständige Läuterung und Fortschritt des Talents gesehen haben, nur den Verfall desselben bemerkt. Sind wir indessen über diese ersten, durchaus unangenehmen und namentlich der Person des Schriftstellers den größten Schaden thuenden Capitel hinweg, so versöhnen wir uns durch Das, was er mittels seines eignen Talents leistet, mehr und mehr mit ihm. Zwar trifft uns hier und da manches noch unangenehm (z. B. das Urtheil über Preßfreiheit, wobei wir nur die Frage aufwerfen, wie es dem Verf. behagen würde, wenn man ihm, obgleich es vielleicht zum Wohl des Ganzen dienen möchte, diese seine Meinung nur durch einen Censurstrich widerlegt hätte), doch das Uebergewicht bleibt dem Erfreulichen und oft sehr Geistreichen, selbst da, wo wir nicht in die Meinung des Verf. einstimmen können. So spricht er z. B. S. 74 fg. sehr schön über Sagen; mit Vergnügen hören wir ihn in Dresden manches gut Gedachte, wenngleich nur Skeptische, über die Baukunst reden, wo, däucht uns, die hinzuzufügende Auflösung der Zweifel nicht schwer gewesen wäre; sehr fesselt uns sein schöner Aufsatz über geschichtliche Tragödien, obwol er am Schluß desselben ebenso ungerecht als dünkelhaft über Berlin spricht, das er Byzanz nennt. Das nächstfolgende Capitel ist widerwärtig zu lesen, weil es die ernstesten Gegenstände der Zeit, die heiligsten Interessen der Menschheit aus einem gewissen Egoismus von sich weisen möchte. Wir hoffen, der Verf. denkt nicht so, wenn es auf die That ankommt, und dürften aus seinem jüngsten Aufenthalte in Berlin sogar Gegenbeweise dazu liefern; andernfalls wären wir nicht im Stande, auch nur das leiseste fernere Interesse an ihm zu nehmen. Es wird unmöglich, noch mehr Einzelnes aus dem durch Einzelnheiten gebildeten Werke zur nähern Beleuchtung hervorzuheben; wir wollen daher nur noch ganz kurz anführen, was uns in dem Werke vorzüglich gefallen und misfallen hat. Misfallen hat uns

sein mehrmaliges Abbrechen angefangener Anekdoten und Erzählungen, wobei nur die wohlfeil erlangte Absicht vorwaltet, die Spannung zu reizen und dann unbefriedigt zu lassen (z. B. S. 65 u. 224). Es misfällt uns, daß er sich die Berge hinauftragen läßt und besser genießt, wenn zwei Andere unter ihm keuchen, als wenn er selbst sich ein wenig anstrengt. Dies mag freilich dem Verf. sehr dumm philanthropisch erscheinen. Es misfällt uns noch manches Andere, aber wir wollen den letzten Raum nur noch zu Dem benutzen, was uns gefällt. Es ist das graziöse Märchen von der Nuß, seine Schilderungen mancher Naturgegenstände, noch mehr die Art, wie er über Gemälde spricht, wie er von Tieck urtheilt u. s. w. Im dritten Buch: „Heimat und Heimkehr" (denn das Ganze ist in drei Bücher getheilt), behagt uns fast Alles, und mehr als das, es ist sehr viel Schönes darin. Dahin gehört gleich der Anfang, nämlich die Art, wie er über die wohlthätige Störung spricht, welche die Cholera in die in Bequemlichkeit und behaglichen Eigennutz versunkene Menschheit gebracht hat; ferner fast alle Erzählungen, die in seinem nachgebildeten „Decamerone" vorkommen (bis auf die Anekdoten, die witziger sein könnten); vorzüglich aber seine Auszüge aus den Mythen vom heiligen Gral. Und hiermit wollen wir als mit dem Besten schließen und gern eingestehen, daß, wie stark das Buch unsere Polemik erwecken mußte, es doch ebenso stark unsere Theilnahme in Anspruch nahm. 13.

Discours sur l'avenir de la classe ouvrière par le Baron *Charles Dupin*. Prononcé le 24. Novembre 1833, au conservatoire des arts et métiers, à l'ouverture du cours gratuit de géométrie et de mécanique industrielle. Paris 1833.

Es war zu erwarten, daß die Bewegungen unter den Handwerkern, welche in den letzten Monaten des Jahres 1833 sich fast in allen bedeutendern Städten Frankreichs zeigten und vorzüglich im November zu Paris einen bedenklichen Charakter annahmen, der Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Statistiker nicht entgehen würden. Charles Dupin, der als Statistiker längst europäischen Ruf erlangt hat, benutzte die Gelegenheit, welche sich ihm bei Eröffnung der unentgeltlichen Vorträge über gewerbliche Geometrie und Mechanik im Conservatorium der Künste und Gewerbe zu Paris darbot, vor einer sehr ansehnlichen Versammlung sich über diesen Gegenstand auszusprechen. Sein Vortrag ist kurz darauf unter obigem Titel im Druck erschienen und verdient wegen seiner Reichhaltigkeit an statistischen Angaben über den Zustand des Gewerbstandes in Frankreich vorzügliche Beachtung. Mit wenig Worten gedenkt der Redner im Eingange seiner Rede des rechtlosen und erniedrigenden Verhältnisses, in welchem die Handwerker während des Mittelalters zu den übrigen Classen der Gesellschaft standen, zeigt dann, daß sich selbst seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts der Zustand der Landbauern und Handwerker nur wenig verbesserte, indem sie fortwährend, wie etwa die Lazzaronis, die spanischen und irländischen Bauern unserer Tage fast außerhalb des Gesetzes standen, daß noch zur Zeit Ludwig XIV. und XV. das Corporationswesen und die Meisterschaften das Aufkommen des unbemittelten, aber talentvollen Handwerkers gar sehr erschwerten, und daß überhaupt erst seit der französischen Revolution die Aufhebung der frühern Privilegien dem Handwerksstande die Erlangung einer selbständigen und würdigern Existenz möglich machte. Vergleichungsweise erinnert dann der Verf. daran, wie sich seit derselben Zeit der Bauernstand gehoben, vorzüglich weil die Aufhebung der früher auf dem Grundeigenthum haftenden Privilegien nach und nach eine größere Vertheilung des Landbesitzes und folglich die Vermehrung der freien Grundeigenthümer möglich gemacht habe. Die Resultate sind höchst auffallend und erfreulich. Gegenwärtig zählt Frankreich fünf Millionen Familienväter, welche theils Grundbesitzer, theils Eigenthümer und Vorsteher einer Werkstatt für die verschiedenen Zweige gewerblicher Thätigkeit sind; jede Familie aber nur zu fünf Personen gerechnet, ergibt dieses für die gewerbtreibende und ackerbauende Bevölkerung 25 Millionen Individuen, sodaß von der Gesammtzahl der Einwohner von 33 Millionen nur acht Millionen für die übrigen Zweige menschlicher Thätigkeit angenommen werden können. Merkwürdig ist dabei, daß die Zahl der Grundeigenthümer namentlich seit der Restauration in steigender Proportion gewachsen ist, indem man von 1815—1825 den Zuwachs allein auf ungefähr 200,000 und für die nachfolgenden sieben Jahre auf 600,000 Grundeigenthümer ansetzen kann. Und ein gleiches Verhältniß ergibt sich auch für den Handwerksstand seit dem Anfange dieses Jahrhunderts. Die Zahl der selbständigen Meister in den verschiedenen Handwerken betrug nach officiellen Angaben:

im Jahre	1802 . .	791,500;
„ „	1817 . .	847,100;
„ „	1832 . .	1,118,500;

Nimmt man nun auch nur vier Personen auf jeden Meister an, so gibt sich für die gewerbtreibende Bevölkerung folgendes Verhältniß:

im Jahre	1802 . .	3,166,000;
„ „	1817 . .	3,388,400;
„ „	1832 . .	4,494,000.

Dagegen ist die Classe der bloßen Arbeiter, welche weder Meister sind, noch ein selbständiges Eigenthum besitzen, täglich mehr im Abnehmen und kann gegenwärtig, mit Einschluß ihrer Familien, kaum auf fünf Millionen Individuen angesetzt werden, von denen auch wieder nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl blos auf den Ertrag ihres Tagelohns angewiesen sind. Indem hierauf der Redner auf die neulichen Unruhen hindeutet, welche ihren Grund in dem ungestümen Verlangen der Gesellen nach plötzlicher Vermehrung des Arbeitslohns hatten, beweist er zugleich, welches Misverhältniß und Unrecht es nach den angegebenen Thatsachen sei, wenn die kleine Zahl der Unbemittelten, durch einige unwissende Schreier aufgeregt, der bemittelten zahlreichern Classe Gesetze über Lohn, Zeit und Beschaffenheit der Arbeit vorzuschreiben und selbst mit Gewalt durchzusetzen gedächte. Freilich stehe dem Arbeiter die Freiheit zu, bei gutem Fortgange des Geschäftes seines Meisters auf die Erhöhung des Lohns zu dringen, wie im Gegentheil dem Meister Niemand verwehren könne, in schlechten Zeiten seine Arbeiter ihrem Schicksale zu überlassen; allein beide Zustände würden die moralische Freiheit zerstören, welche allein ein geeignetes Verhältniß zwischen beiden Theilen begründen könne. Ueberdem sei das Benehmen der arbeitenden Classe doppelt tadelnswerth, da vielleicht nirgends so viel zu ihrer Erleichterung geschehe als in Frankreich. Hierauf sucht der Verf. das allgemein herrschende Vorurtheil gegen die Reichen, welche man spöttischerweise die Müssiggänger (hommes de loisir) nenne, durch die Angabe der interessantesten Thatsachen über die Wohlthätigkeitsanstalten Frankreichs und vornehmlich der Hauptstadt zu entkräften. Die meisten derselben verdanken grade diesen „hommes de loisir" ihre Entstehung und ihr Gedeihen. Allein die Hospitäler in Paris haben an liegenden Gründen und Capitalien ein Besitzthum von mehr als 50 Millionen Francs, welche fast ausschließlich Schenkungen reicher Privatleute sind; ferner erhalten die Anstalten, welche vorzugsweise für die ärmere arbeitende Classe berechnet sind, die Krankenhäuser, die Institute für Taubstumme, Blinde, Altersschwache und Heimatlose, an jährlichen Schenkungen über

11 Millionen; mehr als 10,000 Kinder erhalten meistens durch Privatunterstützung den ersten Unterricht unentgeltlich, und selbst für das zarteste Alter der unbemittelten Classe ist in neuerer Zeit durch eine Anstalt gesorgt worden, welche wol auch anderwärts Nachahmung verdiente. Es hat sich nämlich seit einigen Jahren eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, den kleinen Kindern armer Arbeiter, welche außerhalb ihrer Wohnung zu arbeiten genöthigt sind, während der Abwesenheit der Aeltern einen sichern Zufluchtsort und die nöthige Aufsicht zu verschaffen. In reinlichen, während der rauhen Jahreszeit gut geheizten Zimmern, welche man passend salles d'asyles genannt hat, erhalten diese Kinder unter der Aufsicht verständiger Wärterinnen die nöthige Pflege und Fürsorge. Bis jetzt bestehen acht dergleichen Anstalten in den vorzüglichsten Quartieren von Paris, und die Zahl der aufgenommenen Kinder beträgt 1500. Die Unterhaltung wird ganz aus freiwilligen Beiträgen, vorzüglich bemittelter Frauen bestritten. Schon aus früherer Zeit stammen die unter dem besondern Schutze der Königin stehenden sociétés maternelles in den vorzüglichsten Städten Frankreichs, welche für das Unterkommen und die Pflege armer Wöchnerinnen aus der arbeitenden Classe sorgen. Als ein Institut, welches vorzüglich darauf berechnet ist, dem angehenden Handwerker seine einstige Selbständigkeit zu sichern, erwähnt hierauf der Verf. die Sparcassen, deren Verwaltung unentgeltlich von den ersten Capitalisten der Hauptstadt übernommen worden ist. Die erste Sparcasse (caisse de prévoyance et d'epargnes) wurde 1818 gestiftet, fand aber Anfangs wenig Beifall. Erst als 1829 und 1830 Handel und Gewerbe etwas ins Stocken kamen, ward die Theilnahme lebhafter, und schnell nach einander entstanden in mehren Städten Frankreichs ähnliche Anstalten. Gegenwärtig sind deren zu Amiens, Avignon, Besançon, Bordeaux, Douai, Dünkirchen, Havre de Grace, Lyon, Luneville, Metz, Mühlhausen, Nantes, Nismes, Orleans, Paris, Rennes, Rheims, Rouen, St.-Etienne, Toulon, Toulouse, Tours, Troyes und Versailles, und 13 andere Städte haben bereits um die Erlaubniß, Sparcassen zu errichten, nachgesucht. Am 1. Januar 1830 betrug das Capital der pariser Sparcasse von 751,567 Einlagen 43,284,325 Francs, welches durch die Interessen bis auf 47,003,955 Francs gebracht worden war. Ungeachtet jedoch die Sparcassen vornehmlich für die Classe der Handwerker berechnet waren, so zeigte sich dennoch grade von dieser Seite Anfangs die meiste Lauheit. Erst 1826 verhielt sich die Zahl der von Handwerkern gemachten Einlagen wie 16 zu 100, 1827 wie 33 zu 100, 1829 wie 40 zu 100 und 1831 wie 43 zu 100. Das Verhältniß der Einlagen zu den wieder zurückgenommenen Summen war in den vier letzten Jahren folgendes:

1829	Einlage 6,278,134	zurückgezogen	1,105,700;
1830	„ 5,195,651	„	3,756,911;
1831	„ 2,403,565	„	3,318,368;
1832	„ 3,613,221	„	2,200,735.

Selbst auf die Moralität bleiben die Sparcassen nicht ohne Einfluß; sowol in Frankreich als in England hat man die Beobachtung gemacht, daß nie Jemand als Theilnehmer an öffentlichem Aufruhr oder gesetzwidrigen Handlungen ergriffen worden ist, der Einlagen in die Sparcassen gemacht hatte. Bei dieser Gelegenheit thut der Verf. einen interessanten Blick auf den Zustand der Sparcassen in England überhaupt, welche die französischen freilich weit übertreffen. 1829 zählte man in Großbritannien und Irland 477 Sparcassen mit 409,000 Theilnehmern, welche ein Gesammtcapital von 360 Mill. Francs besaßen; erst 1833 ist zur Ermunterung der Einlagen in die Sparcassen im Parlamente der Vorschlag durchgegangen, daß Jeder, der vom 20. bis zum 30. Jahre monatlich sechs Francs einlegt, vom 60. Jahre an eine Pension von 500 Francs erhalten soll. Muß man in dieser Beziehung England den Vorrang einräumen, so wird es dagegen, nach der Bemerkung des Redners, von Frankreich darin übertroffen, was von Seiten der Regierung für den Unterricht der arbeitenden Classen geschieht und namentlich geschehen wird. Die Restauration hatte ursprünglich nur 100,000 Francs für den Elementarunterricht bestimmt; bis 1830 war diese Summe auf 800,000 Fr. gestiegen, was nach einer überschläglichen Berechnung für jedes Kind nur fünf Centimen (3½ Pfennig) jährlich betrug. Gleich nach der Julirevolution wurde die Summe auf 1,000,000 Fr. erhöht und in der letzten Kammersitzung ist gesetzlich bestimmt worden, daß fortan als die geringste Summe für die Besoldung der Elementarlehrer 8,000,000 Fr. festgesetzt sein sollen. Ueberdem wird man Normalschulen zur Bildung dieser Lehrer errichten. Specialschulen für den Unterricht der Handwerker im Besondern, wo vorzüglich Geometrie und angewandte Mechanik gelehrt wird, bestehen in mehren Städten; die bedeutendsten und umfassendsten sind zu Chalons und Angers. Schon aus diesen Angaben ist die Verbesserung des Zustandes der Handwerker ersichtlich; und hierzu kommt noch, daß eine Menge Erfindungen im Gebiete der Mechanik, die größere Vorsorge bei lebensgefährlichen Beschäftigungen und der Fortgang der Bildung überhaupt grade die beschwerlichsten Handwerke gar sehr erleichtert haben. Zum Theil diesem Umstande schreibt D. die erfreuliche Erscheinung zu, daß sich nach einer genauen Berechnung die mittlere Lebenszeit innerhalb eines halben Jahrhunderts um mehr als sieben Jahre vermehrt hat. Der gegenwärtige Augenblick, fährt er dann fort, ist daher grade um so weniger geeignet, Unzufriedenheit und Aufruhr zu erregen, je erfreulicher bei dem Reichthum der Ernte, der Wohlfeilheit der Lebensmittel, der Blüte von Handel und Gewerben, dem Frieden nach außen und der Ruhe im Innern die Aussichten in die Zukunft sind. Gleichwol gibt es Menschen, welche sich außerhalb Frankreich einen bessern Zustand träumen und deshalb es zu verlassen willens sind, weil sie die abgenutzte Chimaire von gleicher Vertheilung der Güter doch nicht verwirklichen können. Dupin zeigt dann, daß bei dieser Gleichheit überhaupt nur sehr wenig Menschen bestehen könnten. Das jährliche Gesammteinkommen des französischen Volkes kann auf acht Milliarden berechnet werden; diese, gleichmäßig auf die 33 Millionen Einwohner vertheilt, würden für jedes Individuum täglich nur 60 Centimen geben. Diese scheinbare Unmöglichkeit gleicht sich aus, wenn man bedenkt, daß der Bauer in der Bretagne, in Auvergne und vielen andern Theilen Frankreichs kaum 60 Cent., Frau und Kinder desselben nicht die Hälfte hiervon zu ihrem täglichen Unterhalte brauchen, während in Paris, Bordeaux, Marseille, Nantes, Rouen u. s. w. wenigstens zwei Fr. auf den täglichen Unterhalt eines Handwerkers und 90 Centimen auf die Frau gerechnet werden müssen. Gleichwol steht hier das Tagelohn noch weit höher, wie D. mit einigen Beispielen beweist. In Paris kann ein Bäckergesell täglich drei, ein Träger in den Hallen vier, ein Zimmermann erster Classe fünf, ein Setzer in der Druckerei sechs, ein geschickter Uhrmacher bis zu zehn Fr. gewinnen. Da dabei natürlich das Meiste von Fleiß und Geschicklichkeit abhängt, so leuchtet die Ungereimtheit einer gleichen Vertheilung, welche Alle auf 60 Centimen reduciren müßte, von selbst ein. Ebenso ungereimt ist es aber, wenn jetzt die Arbeiter ihren Meistern die Gleichheit des Lohnes (l'égalité des salaires) nach einem Tarif von allgemeiner Gültigkeit aufdringen wollen, zumal da sie hieraus selbst den größten Nachtheil ziehen würden, indem ihnen dann die Möglichkeit der Auszeichnung benommen wäre, und die ungeschicktern Arbeiter, die jetzt wenigstens noch ein Unterkommen finden, ganz verlassen sein würden. D. erinnert dann noch daran, welches Unheil die vermeinte Gleichheit zur Zeit der Revolution namentlich über den Gewerbstand gebracht habe, und beweist, daß sie für diesen nur darin bestehen könne, daß Jeder das gleiche Recht habe, zu arbeiten und im Verhältnisse zu seiner Arbeit bezahlt zu werden. Schließlich bittet der Redner seine Zuhörer, meistens Handwerker, zur Verbreitung dieser einfachen Grundsätze und Thatsachen in ihrem Kreise soviel als möglich beizutragen; ein Wunsch, der um so eher erreicht werden und hoffentlich die erfreulichsten Folgen haben wird, da diese gehaltvolle Rede bereits in mehren Tausend Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet ist.

67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1834.

Victor Hugo über Mirabeau.

Diese zwei Namen bei einander reichen hin, die literarische Neugierde zu erregen. Mirabeau wird als der größte Redner der ersten Nationalversammlung von 1789 gepriesen, Victor Hugo von seinen Freunden als der größte Dichter Frankreichs in der neuen Zeit verherrlicht; über jenen hat die Geschichte bereits zu urtheilen angefangen, sie hat ihm das Talent unverkürzt zugestanden; über Victor Hugo, der noch lebt, sind, wie bei dem lebenden Mirabeau, die Urtheile verschieden.

Mit aller Energie eines jugendlich kräftigen und kernigen Styls schildert der Verf. von „Notre dame de Paris" in dem eben erschienenen „Étude sur Mirabeau" den großen Redner, und leiht dem Lobe und der preisenden Anerkennung des Deputirten von Aix alle Farben einer begeisterten Poesie, die Jenem unzerstörliche Größe in der Zukunft, Unsterblichkeit in der Geschichte zusichert.

Ueber Mirabeau und seine Thätigkeit als Mitglied der Nationalversammlung sind eine Menge Schriften, Sammlungen und Urtheile vorhanden. Der jetzige Justizminister von Frankreich, Barthe, zur Zeit, als er noch zur Opposition gehörte, hat versucht, den berühmten Redner zu schildern. Jetzt gibt der Adoptivsohn Mirabeau's, Lucas Montigny: „Mémoires authentiques et inédits de Mirabeau", heraus, wovon bereits zwei Octavbände erschienen sind (die Anzeige sagt nicht, wie viele erscheinen sollen). Bei dieser Gelegenheit hat Victor Hugo seine Schrift über Mirabeau geschrieben, die den Memoiren gleichsam als Einleitung dient. Sie wird großen Widerspruch erregen, einige wunde Stellen liegen offen und sind unheilbar; allein sie ist merkwürdig, voll der originellen Bilder und Figuren des Dichters und einer nähern Betrachtung würdig. Ich bedauere, daß mir der Raum fehlt, um sie erschöpfend zu analysiren; Mirabeau und Hugo — das lohnt schon die Mühe, zu verweilen. Letzterer hat zwei kolossale Figuren, auf welche er schwört: Napoleon und Mirabeau; jener hat ihm die sublimsten Töne seiner Dichterleier entlockt, diesem wollte er jetzt eine Apotheose weihen.

Victor Hugo nimmt den Gefeierten von seiner ersten Jugend an, geleitet ihn durch die Ausschweifungen des Jünglingsalters, durch seine Schwachheiten und Genialitäten, zeigt ihn in dem Augenblick, wo beinahe alle die Seinigen an ihm verzweifelt waren, als den Mann, den Grundstein der neuen Zeit, d. h. der Revolution; er schildert ihn auf der Rednerbühne, seine Freunde, seine Feinde, seine Siege, seinen Tod, die Trauer des Volkes und den Zug nach dem Pantheon. Nachdem er sein Leben in der Gegenwart gewürdigt, prüft er seine Dauer in der Nachwelt, nicht ohne sehr scheue Berührung der moralischen Eigenschaften und der Endzeit des Gefeierten, und schließt mit einem Blick auf die dermalige Lage Frankreichs, seine Krisis, seine Gegenwart, seine Hoffnungen, seine Zukunft. Er ist der Meinung, daß das Meiste dermalen klein, beschränkt, der großen Vorarbeiten unwürdig und ihnen unentsprechend sei, daß Frankreich keinen Mirabeau besitze und auch jetzt keinen brauche, daß aber die Größe der Begebenheiten stets Männer mit angemessenem Genie hervorrufen werde. Er glaubt an die Vorherbestimmung der großen Männer und belegt seinen poetischen Fatalismus mit einigen sehr interessanten historischen Momenten; er zeigt uns unter Anderm, wie Cromwell nach Jamaika auswandern will und durch die Verordnungen Karl I. abgehalten wird; wie der Vater Mirabeau's seinen ungerathenen Sohn in die holländischen Colonien schicken will und durch einen Befehl Ludwig XVI. daran gehindert wird. „Wer weiß, ob Jamaika nicht Karl I. und Batavia Ludwig XVI. gerettet hätte?" In dem einen wie in dem andern Falle waren es die Opfer selbst, welche ihre Feinde zurückgehalten haben. Diese Vergleichung ist poetisch, aber die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Hugo erledigt sie selbst an einer andern Stelle, wie es die Geschichte und die Entwickelung der Ideen unangreifbar thut. Nicht Mirabeau hat die Revolution von 1789 geschaffen, und die Revolution ist nicht durch ihn, sondern er durch sie vergrößert worden.

Wir haben von der Vorherbestimmung Mirabeau's gesprochen; Hugo zeigt uns ein sprechendes Bild seiner Jugend. Es ist Zeit, daß wir den Panegyriker selbst sprechen lassen:

> Wenn man Schritt für Schritt das Leben Mirabeau's verfolgt, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, von dem bescheidenen Taufbecken von Bignon bis zu dem Pantheon, so sieht man, daß er, wie alle Männer seines Schlages und seines Maßes, vorherbestimmt war. Ein solches Kind mußte unfehlbar ein großer Mann werden. In dem Augenblicke, wo er zur Welt kommt, setzt die unmenschliche Dicke seines Kopfes das Le-

ben seiner Mutter in Gefahr. Als die alte französische Monarchie, seine andere Mutter, seinen Ruf zur Welt brachte, war sie auch dem Tode nah. In seinem fünften Jahre gab ihm sein Lehrer Poisson auf, zu schreiben, was ihm in den Kopf komme. Er schrieb wörtlich wie folgt: „Herr Ich, ich bitte Sie, auf Ihre Schrift Acht zu haben und keine Kleckse auf Ihre Vorschrift zu machen; aufmerksam zu sein auf Das, was man thut; seinem Vater zu gehorchen sowie seinem Lehrer, gegen seine Mutter nicht widerspenstig zu sein; keine Heimtücke und vor Allem Ehre. Greife Niemanden an, es sei denn, daß Du angegriffen werdest. Vertheidige Dein Vaterland. Sei nicht unartig mit dem Gesinde, mache Dich nicht vertraulich mit ihm. Die Fehler Anderer verberge, weil das nämliche uns selbst geschehen kann." (Dieses Document ist wörtlich aus einem bisher nicht bekanntgemachten Briefe des Vaters an den Oheim von Mirabeau vom 9. December 1754 ausgezogen.)

Als er elf Jahr alt war, schrieb der Herzog von Nivernois an den Ballei von Mirabeau, seinen Oheim, Folgendes: „Neulich gewann er bei mir den Preis im Wettlauf; es war ein Hut; er nahm seinen eignen und setzte ihn einem jungen Burschen, der eine Mütze trug, mit den Worten auf den Kopf: „Nimm, ich habe keine zwei Köpfe". Dieser Junge schien mir damals der Herrscher der Welt, etwas Göttliches durchstrahlte plötzlich seine Haltung u. s. w." In seinem zwölften Jahre sagte sein Vater von ihm: „Unter der Jacke des Kleinen schlägt ein hochfahrendes Gemüth. Ein seltsamer Instinkt von Hochmuth, und doch edel dabei. Es ist der Embryo eines zerzausten Matamores, der die ganze Welt verschlingen will, noch ehe er zwölf Jahre zählt." Mit 16 Jahren war er so keck, dem Prinzen von Conti auf die Frage: „Was würdest Du thun, wenn ich Dir eine Ohrfeige gäbe?" zu antworten: Diese Frage wäre nur schwierig gewesen, ehe die Doppelpistolen erfunden waren. — Mit 21 Jahren begann er eine Geschichte von Corsica zu schreiben, in dem Augenblicke, wo Jemand dort geboren wurde. — Zu eben der Zeit prophezeite sein Vater, der ihn sehr strenge hielt, Folgendes von ihm: „Er ist eine seit 21 Jahren wohlverschlossene Flasche. Wenn sie jemals plötzlich geöffnet wird, ohne Vorsicht, so geht Alles zu Grunde!"

Im Alter von 22 Jahren wird er dem Hofe vorgestellt. Madame Elisabeth, damals sechs Jahre alt, fragt ihn: ob er geimpft worden sei? Und der ganze Hof bricht in Lachen aus. Nein, er war nicht geimpft worden. Er trug in sich den Keim einer Ansteckung, welche später einem ganzen Volke sich mittheilen sollte.

Am Hofe trat er mit außerordentlicher Zuversicht auf, und trug die Stirn so hoch als der König, Allen auffällig, Vielen verhaßt. „Er ist so unternehmend, als ich wild war", sagte der Vater, der mit Versailles niemals etwas gemein haben wollte (qui n'avait jamais voulu s'enversailler), denn er war „ein alter zäher Falke, dessen Nest zwischen vier Thürmen stak"; „er geht mit den Großen um, wie mit einem Stück Holz. Er besitzt die schreckliche Gabe der Vertraulichkeit, wie Gregor der Große sagte." Und hierauf fügte der alte stolze Edelmann bei: „Seit 500 Jahren allbereits hat man sich die Mirabeau's müssen gefallen lassen, die nie waren wie andere Leute; diesen da wird man auch nehmen müssen, wie er ist."

Diese letzte Stelle erinnert mich an eine Seite Mirabeau's, die zu seiner vollkommenen Charakterschilderung unerläßlich ist, seinen zuweilen wie ein Blitz durchschimmernden Adelstolz.

Nach einigen Witzfunken Mirabeau's während der parlamentarischen Verhandlungen, sagt Hugo:

Es war damals zur Mode geworden, in jeder Rede eine Verwünschung über die Greuel der Bartholomäusnacht einzuflechten. Mirabeau machte seine Verwünschung wie die Andern, allein nebenbei sagte er: „der Herr Admiral von Coligny, der, in Parenthesi zu bemerken, mein Vetter war". Die Parenthese war des Mannes würdig, dessen Vater geschrieben hatte: „Es ist nur eine Misheirath in meiner Familie, jene der Medicis!" — „Mon cousin, monsieur l'amiral de Coligny" wäre eine große Impertinenz gewesen an dem Hofe Ludwig XIV.; es war sublim an dem Hofe des Volkes im Jahr 1791!

Als er 24 Jahr zählte, wollte der Vater, ein ländlicher Philosoph, seinen Sohn mit sich nehmen und einen Landmann aus ihm machen. Vergeblich. „Es ist eine schwere Aufgabe, das Gebiß dieses unbändigen Thieres zu meistern!" ruft der Greis aus.

Nachdem ihn der Oheim mit vieler Kälte und Ruhe untersucht, sagte er: „Wenn er nicht schlimmer wird als Nero, so wird er besser als Marc-Aurel". Dies ist eine Voraussagung, die von allen am wenigsten eintraf. Der Vater antwortete darauf: „Es bleibt mir nichts übrig, als diese grüne Frucht reifen zu lassen".

In der Correspondenz, welche der Vater und der Oheim über die Zukunft des jungen Menschen führen, der sich in ein regelloses Leben verloren hatte, schreibt der Vater: „Dein Neffe, L'Ouragan", und der Oheim, der ein alter Seemann war, antwortet ihm: „Dein Sohn, der Herr Graf von Bourrasque". Höchst charakteristisch ist die Verhandlung zwischen Vater und Oheim. Mirabeau, bereits über die erste, heiße Jugendzeit hinweg und demnach gänzlich in den Ausschweifungen des leidenschaftlichsten Alters versunken, voller Schulden, von Thorheiten bestrickt, hatte sich von seiner Frau getrennt und die eines Andern entführt, war zum Tode verurtheilt und in effigie hingerichtet worden. Er entfloh aus Frankreich, kam später wieder dahin zurück, reinigte sich, so gut er konnte, und verlangte, wie er sagte, als ein Reuiger in seine Familie wieder einzutreten und seine Frau von Neuem zu sich zu nehmen. Der Vater hätte dies gern gesehen, denn er wollte Enkel haben und seinen Namen fortgepflanzt wissen; aber wie anfangen? der ungerathene Sohn war 33 Jahr; wer wird seine Erziehung von vorn anfangen wollen? Darüber Streit zwischen dem Vater und dem Oheim; der Vater wollte ihn dem Oheim geben, der Oheim wollte ihn dem Vater lassen. Dies war 1781. „Nimm ihn", sagte der Vater. „Ich will ihn nicht", erwiderte der Oheim. Und nun sucht der Vater dem Oheim ans Herz zu legen, wie er etwas Gutes aus ihm machen könne, wenn er ihn bei der Eitelkeit fasse; aber der Oheim meint, es sei ein verdammtes Beginnen, einen Charakter abzurunden, „der nichts ist als ein Igel, ganz von Stacheln und beinahe ohne Körper." Vergeblich gibt der Marquis dem Ballei die süßesten Worte und spricht in lauter Seemannsausdrücken zu seinem Bruder: „Hab' Erbarmen mit Deinem Neffen Ouragan. Er gesteht alle seine Thorheiten; aber es ist unmöglich, mehr Verstand und Talent zu haben. Du wirst sehen, er wird einmal ein ganzer Bursche. Sei Du ihm Steuermann und Magnetnadel, Du hast alle den Saturn, welcher seinem Merkur fehlt." Vergeblich nannte er den alten Malteser „Omnis spes et fortuna nostri nominis!" dieser blieb hartnäckig bei seiner Weigerung: „Nichts", antwortete er ihm, „ich will nichts von ihm wissen. Es ist eine Thorheit, aus diesem Menschen etwas machen zu wollen. Man sollte ihn, wie seine gute Frau sagt, zu den insurgens

schicken, damit er sich den Kopf einrenne. Du bist gut, Dein Sohn ist schlecht. Die Sucht der Posteromanie hat Dich jetzt eingenommen; allein Du solltest nicht vergessen, daß Cyrus und Marc-Aurel sehr glücklich gewesen wären, weder Kambyses noch Commodus zu haben."

Dies ist das Jugendbild des Mannes, welcher damals hieß: Honoré-Gabriel de Riquetti, den 1781 seine Familie „den Sturmwind" nannte und die Welt heute unter dem Namen Mirabeau kennt.

Mit vierzig Jahren ist er der Mann einer Revolution, und er ist es, der, still bis dahin, am 23. Juni 1789 dem Herrn von Brézé die bekannten Worte zuruft: „Saget Eurem Gebieter u. s. w.!" Eurem Gebieter! Der König von Frankreich ist zum Fremden erklärt. Eine Scheidelinie zwischen Thron und Volk. Es war der Schrei der Revolution; Niemand vor Mirabeau hätte gewagt, ihn auszustoßen. Nur den großen Männern ist es verliehen, die entscheidenden Worte ihrer Epoche auszusprechen.

Ich habe absichtlich dieser Stelle hier wörtlich erwähnt, weil es Gerechtigkeit ist, einem so rüstigen Kämpfer wie Hugo die Waffen der geschichtlichen Ueberlieferungen entgegenzuhalten. Mirabeau ist für sich selbst mächtig genug, er hat einen tüchtigen Secundanten; es wäre Verschwendung, ihm auch den Vortheil zu lassen, der ihm nicht unbestritten gebührt. Nicht Mirabeau soll jene berühmtgewordene Phrase dem Marquis von Brézé zugerufen haben, sondern Volney, der bekannte philosophische Reisende des Orients. Aber Volney hatte eine schwache Stimme, Mirabeau lieh ihr den Donner seines Organs und erntete so den Ruhm. Ebenso erheischt die Unparteilichkeit hier zu sagen, daß ein großer Theil der berühmtesten Reden Mirabeau's, oder richtiger der Ideen seiner Reden, wie namentlich der bekanntesten über die Entfernung der königlichen Truppen aus der Nähe der Hauptstadt und von Versailles, als sein Eigenthum angefochten und von einem Andern, wenn ich nicht irre Dumont, in Anspruch genommen werden.

Ich muß nothwendig Vieles übergehen, was Hugo poetisch Schönes über den Charakter Mirabeau's und seine Wirksamkeit sagt. Aber als Muster eines schönen und einfach erhabenen Styles sei es mir vergönnt, folgende kurze Beschreibung des Todes von Mirabeau anzuführen. Sie reiht sich natürlich an die entfaltete Lebenskette wie ihr letzter Ring.

Am 1. April 1791 umlagerte eine unzählbare Volksmenge die Eingänge eines Hauses der Chaussée d'Antin. Diese Menge war finster, stumm, bestürzt und tief betrübt. In dem Innern des Hauses lag ein Mann am Tode. — Diese Menge überströmte die Straße, den Hof, die Treppe, das Vorzimmer. Manche waren da seit drei Tagen. Man sprach leise, man wagte kaum zu athmen, man erkundigte sich mit Besorgniß bei den Aus- und Eingehenden. Diese Volksmasse war für diesen Mann wie eine Mutter für ihr Kind. Die Aerzte hatten keine Hoffnung mehr. Von Zeit zu Zeit wurden Berichte, von tausend Händen erfaßt, unter die Menge vertheilt, und man hörte Weiber schluchzen. Ein junger Mann, außer sich vor Schmerz, erbot sich mit lauter Stimme, seine Pulsader zu öffnen, um sein reiches, reines Blut in die vertrockneten Venen des Sterbenden zu gießen. Alle, selbst die minder Einsichtigen, schienen von dem Gedanken niedergedrückt, daß hier nicht blos ein Mensch, daß vielleicht ein Volk sterbe.

Es gab nur eine Frage in der Stadt.

Dieser Mann starb.

Einige Minuten, nachdem der Arzt, welcher an seinem Lager stand, gesagt hatte: „Er ist todt", erhob sich der Präsident der Nationalversammlung von seinem Sitze und sprach: „Er ist todt", so schnell hatte dieser verhängnißvolle Ruf ganz Paris durchströmt.

Alsbald wurden von allen Seiten der Versammlung Vorschläge zu seiner Beerdigung und zur Verewigung seines Andenkens gemacht, von seinen Freunden wie von seinen Feinden.

Tronchet, der Präsident, schlug vor, eine Deputation zur Bestattung abzuschicken. Die Versammlung erwiderte: Wir gehen Alle hin!

Honoré Riquetti Mirabeau wurde für würdig erklärt, in das Pantheon gebracht zu werden.

Am folgenden Tage bildete das Volk seinen Leichenzug von über eine Stunde lang; sein Vater fehlte dabei, er war, wie es einem alten Edelmanne seines Charakters geziemte, am Tage vor dem Sturze der Bastille gestorben.

Eins der schönsten Capitel von Hugo's Schrift ist unstreitig das, wo er mit aller Meisterhaftigkeit seines Pinsels Mirabeau auf der Rednerbühne malt. Er ist nicht der Meinung von Rivarol, welcher Mirabeau den Schriftsteller über den Redner setzt. Er findet, daß die Worte, die Ausdrücke, die Bilder der Schrift von Mirabeau der Größe seiner Ideen nicht angemessen sind, daß diese dem Gegenstand stets entsprechen, nicht aber der Styl seinen Gedanken.

Mirabeau, wenn er spricht, ist der wahre Mirabeau. Mirabeau, der spricht, ist das Wasser, was fließt, die Welle, die schäumt, das Feuer, was flammt, ein Vogel, der fliegt — eine Natur, die ihre Bestimmung erfüllt. Stets harmonisches und erhabenes Schauspiel!

Mirabeau auf der Rednerbühne — darüber sind heute alle Zeitgenossen einstimmig — ist etwas Herrliches. Dort ist er ganz in seiner Glorie, ganz er selbst, in seiner Allgewalt. Da ist kein Tisch, kein Papier, kein Dintenfaß mehr mit Federn angefüllt, kein einsames Arbeitszimmer, kein stilles, ruhiges Nachdenken, sondern ein Marmor, auf den man schlagen, eine Treppe, über welche man hinanstürmen kann; die Tribune, eine Art von Käfig für diese Gattung wilder Thiere, wo man hin- und her gehen, sich bewegen, still stehen, schnaufen, die Arme kreuzen, die Fäuste ballen, seine Worte durch die Geberden malen und eine Idee durch den Blick erleuchten kann; ein Haufen Menschen, die man anstarrt; ein großer Tumult, herrliche Begleitung für eine mächtige Stimme; eine Menge, die Versammlung, welche den Redner haßt, umgeben von einer andern Menge, dem Volke, welches ihn liebt; um ihn herum alle diese Köpfe, diese Herzen, diese Leidenschaften, diese Mittelmäßigkeiten, alle dieser Ehrgeiz, alle diese verschiedenen Naturen, welche er kennt und aus denen er nach Wohlgefallen Töne zieht, wie aus den Tasten eines ungeheueren Claviers; über ihm das Saalgewölbe der constituirenden Versammlung, gegen welches seine Augen sich oft erheben, wie um Gedanken zu suchen, denn man stürzt die Monarchien mit den Ideen, welche von solchem Gewölbe auf solchen Kopf herabströmen.

— — Alles war mächtig in ihm. Seine raschen und unregelmäßigen Bewegungen waren voll Gewalt. Auf der Tribune hatte er eine kolossale Bewegung der Schultern; wie der Elefant seinen bewaffneten Kriegsthurm trägt, so trug er seine Gedanken. Seine Stimme, selbst wenn er nur ein Wort von seinem Sitze schleuderte, hatte einen furchtbaren und revolutionnairen Ausdruck, den man in der ganzen Versammlung unterschied wie das Brüllen eines Löwen in der Menagerie. Sein Haar, wenn er das Haupt schüttelte, glich einer Mähne. Seine Augenbrauen bewegten Alles, wie jene des Jupiter, cuncta supercilio moventis. Zuweilen war es, als ob seine

Hände den Marmor der Tribune zermalmten. Sein Angesicht, seine Haltung, seine ganze Person strotzte von übermäßigem Stolze, welcher der Größe nicht ermangelte. Sein Haupt hatte eine grandiose und leuchtende Häßlichkeit, deren Wirkung in manchen Augenblicken fürchterlich war. In den ersten Zeiten, als für oder gegen das Königthum scheinbar noch nichts entschieden war; als der Kampf beinahe gleich schien zwischen der Monarchie, die noch stark war, und den noch schwachen Theorien; als keine der Ideen, welche späterhin die Zukunft für sich haben sollten, noch zum völligen Wachsthume gediehen war; als die Revolution, schlecht verwahrt und schlecht gewaffnet, leicht zu erstürmen schien, geschah es zuweilen, daß die rechte Seite, in der Meinung eine Mauer der Festung niedergeworfen zu haben, sich in Masse darauf stürzte und triumphirte: alsdann erschien der monströse Kopf von Mirabeau auf der Bresche und erstarrte die Stürmenden. Der Genius der Revolution hatte sich ein Schild geschmiedet aus den vermischten Lehren von Voltaire, Helvetius, Diderot, Bayle, Montesquieu, Locke und Rousseau, und mitten hinein hatte er das Haupt von Mirabeau gesetzt.

Von künstlerischer Vollendung ist ferner das Gemälde des Redners in gereiztem Zustande, im Zorn, in der Wuth, in der Raserei. Hugo vergleicht ihn dem gehetzten Stiere, welchem ein spitzer Stachel in das Leben gedrungen, und der sich nun mit gebücktem Kopfe auf sein Schlachtopfer stürzt. Das Bild ist herrlich, die Wirklichkeit muß schrecklich-schön gewesen sein.

Mirabeau sprach und raisonnirte nie besser als im Zorne, und die Wuth erhöhte die Energie seiner Metaphern. — Unsere Väter haben behauptet, wer Mirabeau nicht im Zorn gesehen, habe ihn nicht gesehen. Im Zorn war sein Geist rasch wie das drehende Rad und zeigte all seinen glänzenden Reichthum. Der Zorn stand diesem Manne wohl an, wie der Sturm dem Ocean.

Nach so vielem Licht, das der Dichter über seinen Schützling ausgießt, fragt man endlich nach dem Schatten. Was Hugo hierüber mittheilt, ist wenig:

Ein auffallender Umstand (bei dem Tode Mirabeau's) war, daß auch der Hof über ihn trauerte wie das Volk. — Ein unüberwindliches Gefühl von Scham verhindert uns, hier gewisse Geheimnisse zu ergründen, den faulen Fleck des großen Mannes, der sich übrigens nach unserer Meinung glücklicherweise in dem kolossalen Ganzen verliert; allein es scheint erwiesen, daß in den letzten Zeiten der Hof behauptete, mit einigem Grunde auf ihn zählen zu können. Es ist offenbar, daß in jener Zeit Mirabeau sich mehr als einmal gegen den Strom der Revolution gestemmt; daß er in gewissen Augenblicken geneigt schien, einzuhalten und abzuwarten; daß er, der so großen Athem hatte, nicht ohne Bewegung dem immer rascher werdenden Gange der neuen Ideen gefolgt ist, und mehrmals versucht hat, in die Speichen des Revolutionsrades zu greifen, welches er selbst geschmiedet hatte.

Hugo leugnet, daß Mirabeau vor seinem Tode gesagt habe: „J'emporte le deuil de la monarchie, après moi les factieux s'en disputeront les lambeaux". Andere behaupten es. Die Geschichte wird richten. In dem Immortellenkranze, welchen Hugo um die Schläfe seines Helden windet, dürfen keine Dornen sein! 39.

Schilleriana.

1.

In Rahel's Briefen und Tagebüchern steht viel Schönes und Geistreiches. Aber sehr befremdend muß es sein, daß Thekla im „Wallenstein" (S. 243) eine „. . gische Gurli" genannt wird. Beide sollen ohne Knochen, Muskeln, Mark, ganz ohne menschliche Anatomie sein und sich auch so bewegen. „Mir aber zum Erstaunen", setzt Rahel hinzu, „mit dem Beifall des ganzen deutschen Publicums".

2.

Selbst in Temeswar sind Schiller'sche Tragödien aufgeführt worden. Der Graf de la Garde sah dort im Jahre 1811 „Die Räuber". Aber er nennt sie, höchst empört über ihre Immoralität, „eine wahre Mordschule". (S. 223 seiner Reisebeschreibung.)

3.

Willibald Alexis erzählt in seiner „Herbstreise durch Skandinavien" (I, 315), daß er auf dem Kiölen einen schwedischen Capitain getroffen habe, der ihm erzählte, daß es ihm zum Bedürfniß geworden sei, alljährlich sämmtliche Schiller'sche Tragödien durchzulesen. Aber auch Göthe's „Egmont", äußerte derselbe, und „Götz von Berlichingen" seien vortreffliche Stücke.

4.

In einem päpstlichen Breve vom 18. Dec. 1819 werden Göthe und Schiller, Herder und Wieland der Immoralität und Jugendverführung angeklagt, man s. „Hesperus", Nr. 28 f. 1824. Dem Ultramontanismus in der katholischen Kirche muß man dergleichen Irrthümer schon nachsehen; aber die Kritik Schiller's in der Hengstenberg'schen „Evangelischen Kirchenzeitung" (Nr. 10 fg. f. 1830) war in der That eine Schande für das protestantische Deutschland und hätte die strengste Rüge verdient.

5.

Maria Stuart ist durch Schiller zu einer poetischen Heiligen geworden, die viele Männer und gewiß noch mehre Frauen nur ungern ihrer Glorie werden entkleidet sehen, wenn dies auch in der unparteiischen Schilderung eines Friedrich von Raumer geschieht. So ist auch ihr Schmuck und Anzug am Todestage fast zur historischen Denkwürdigkeit geworden. Ihr Schleier befand sich, wie der allbelesene Böttiger („Abendzeitung", Nr. 24 fg. f. 1822) zu erzählen wußte, im Besitz des Barons Hippesley, der ihn zu Rom im Jahre 1818 hat in Kupfer stechen lassen, und die goldene Halskette mit dem Crucifix, das sie an ihrem Todestage trug, besaß ein Herr Howard, wie aus Matthisson's „Erinnerungen", Thl. VII, S. 201, zu ersehen ist.

6.

Ein negativer Beweis für die Verbreitung des Schiller'schen Namens in Frankreich (wenigstens in der Napoleon'schen Zeit) ist der Irrthum des kaiserlichen Cabinetsecretairs Fain, der in seinem „Manuscr. de l'an 1812", Thl. I, S. 3, den Partisan Schiller erwähnt, wo er den Major Schill meint. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1834.

Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, von Jos. Aschbach. Erster Theil. Die Geschichte der Almoraviden, des castilischen Kaiserreiches und der Entstehung des Königreichs Portugal. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Langsam, aber gründlich baut der Verf. an dem wunderbaren massen- und doch auch schnörkelreichen Dom, mit welchem wir die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel vergleichen möchten, weiter, und wir dürfen annehmen, daß es jetzt auf eine vollständige Schilderung der spanischen Geschichte abgesehen ist. Wie bei einem glücklichen Eroberer sich mit jedem Erfolge der Umfang der Plane erweitert und bei dem Reisenden der Horizont nach Ersteigung jedes neuen Berges der ganzen Kette, wächst in der Unternehmung selbst der Muth und die Kräfte. Die gelungene „Geschichte der Westgothen", Frankfurt 1827 (vgl. Nr. 117 d. Bl. f. 1828) kann als Grundlage des Ganzen dienen. Darauf folgte in zwei Bänden (Frankf. 1829—30) die „Geschichte der Ommaijaden in Spanien" (vgl. Nr. 84 d. Bl. f. 1830), und an diese reiht sich jetzt das obige Werk, welches im ersten Theile nur die Geschichte der Almoraviden, aber auch die des castilischen Kaiserreiches und der Entstehung des Königreiches Portugal gibt. Der folgende wird alsdann außer der Herrschaft der Almohaden auch die Geschichte der christlichen Pentarchie der Halbinsel und die ganze Cultur- und Litterargeschichte Spaniens vom 11. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts geben. Damit wird also das Werk, welches unser erster Band etwa von 1037—1157 fördert, bis zum J. 1269 gedeihen, und, in gleichem Maßstabe fortgesetzt, zu den fünf Bänden mindestens noch eben so viele erfodern, selbst wenn auch der nächste Hauptabschnitt bis zur Eroberung Granadas, 1492, und zur Vereinigung Aragons und Castiliens unter Einem Herrscherpaar geführt wird. Doch das sind Voraussetzungen, welche nicht vorwitzig erscheinen mögen. Da noch ein anderer deutscher Gelehrter, Herr Lembke, denselben Gegenstand behandelt, so gibt dies eine für beide und das Publicum am meisten vortheilhafte Rivalität, die eher in ihren Werken als in Recensionen sich kundgeben möge. Ein Recensent in den wiener „Jahrbüchern" bemerkt (Band LV, S. 124) bei Gelegenheit der frühern Werke von Aschbach, daß Hr. A. nicht Orientalist sei, wie man aus seiner Schreibart einzelner arabischer Worte sehe; Hr. A. hat sich indeß der Gleichmäßigkeit wegen nicht irre machen lassen, und Hr. L., der sich sehr eifrig mit dem Arabischen beschäftigt hat, schreibt doch auch nicht Alles so, wie Hr. von Hammer es geschrieben wissen will. Wir sehen indeß, besonders aus den Anmerkungen, daß Hr. A., wenn er auch keinen arabischen Text in den Beilagen mit aufgenommen hat, doch die arabischen Quellen nicht ganz unbeachtet ließ, die ihm zugänglich gewesen sind.

Der vorliegende Band zerfällt in folgende drei Bücher: I. Geschichte Spaniens von der Auflösung des Ommaijadischen Khalifates bis zur Ankunft der Almoraviden. Die Geschichten der christlichen Staaten sind natürlich von denen der sarazenischen in einzelnen Capiteln geschieden, voran- oder nachgestellt, je nachdem die einen oder die andern dominiren; und so sind auch die einzelnen christlichen oder mohammedanischen Bestandtheile schicklich geordnet und vertheilt. II. Die Herrschaft der Almoraviden auf der Halbinsel zur Zeit der Könige Alfons VI. von Castilien und Alfons des Schlachtenlieferers von Aragonien. Hier ist (S. 129—63) eine innere Geschichte der spanischen Staaten zur Zeit Alfons VI., besonders in Beziehung auf kirchliche Angelegenheiten, Staatseinrichtung und Gesetzgebung eingeschaltet, vielleicht aus dem Bedürfniß, doch schon jetzt zur Abrundung des Ganzen und zur Abwechselung mit den unaufhörlichen Streitigkeiten beider Hauptvölker im Innern und mit den Kämpfen gegen sich und nach Außen etwas im Voraus dem Leser zu geben, der nicht auf die ausführlichere Culturschilderung, die am Ende des zweiten Bandes versprochen ist, warten will. III. Untergang der Almoravidenherrschaft zur Zeit des Kaisers Alfonso Raimundez und (von) der Entstehung des Königreiches Portugal (letztere von S. 290—308). Von S. 311—464 gehen nun die nach den drei Büchern eingetheilten Beilagen und Anmerkungen, sehr passend mit den Quellen der spanischen Geschichte für jeden der drei Bücherabschnitte beginnend, und dann überhaupt mehr in kleinen Excursen als in bloßen Citaten für jedes einzelne bestehend.

Wenn nicht zu leugnen ist, daß eine fast unabgerissene Kette von politischen und publicistischen Händeln, von Kriegen, Theilungen, Thronfolgestreitigkeiten, Aufständen,

Auftauchen und Untergehen von Dynastien, Cortes und Concilien keine besonders angenehme Lecture ist, was auch der Hr. Verf. selbst fühlen mag (daher wir ihm Glück wünschen wollen, wenn mit dem Sturze der Almohaden der Zeitpunkt eines großartigern Charakters und größerer Einheit der spanischen Geschichte von ihm erreicht sein wird), so werden auch unsere Leser uns wol erlassen, weitläufige Auszüge hiervon zu geben. Doch aber dürfen und müssen wir auf Einiges von Dem aufmerksam machen, was dem Ref. von einem allgemeinern Interesse in diesem Bande zu sein geschienen hat.

Daß auch die spanisch-christlichen Könige eine Art Harem hatten, geht aus S. 59 u. 156 hervor. Die benachbarte Sitte mochte so ansteckend sein wie bei den jüdischen Königen. Daß schon 1086 eine Taubenpost von den Arabern angewendet wurde (S. 344), widerlegt die Meinung Derer, welche dieselbe erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden glauben. Wie schlau sich die römische Hierarchie auch in Spanien einzunisten und festzusetzen wußte, ist von dem Verf. recht gut nachgewiesen worden. Vor Allem suchte sich die Geistlichkeit immer mehr zu isoliren. Die Acten der Kirchenversammlung von Coyansa 1050 (die im Original in den Beilagen, S. 317, aus Aguirre mitgetheilt werden) führten für alle Klöster Benedict's Regel ein (S. 9); die Geistlichen durften keine Waffen mehr tragen, weder heirathen noch zu einer Hochzeit gehen, um da zu schmausen. Die Klöster erhalten die Gerichtsbarkeit der Bischöfe und ihre Güter das Vorrecht, nicht durch Verjährung verloren gehen zu können. Verbrecher stehen schon dreißig Schritte von der Kirchschwelle unter dem Schutz der Geistlichkeit; und dies war nicht das einzige Ueberbleibsel der gothischen Gesetzgebung. Aber die Benedictiner aus Frankreich öffnen dem Papste (S. 130) die bisher verschlossenen Zugänge zu Castilien, Leon, Galicien, Asturien, und nun versucht Papst Alexander II., durch einen Gesandten nach Aragonien die kurz vorher 1064 noch einmal bestätigte gothische Liturgie Isidor's von Sevilla mit der römischen vertauschen zu lassen. Die Klöster werden der bischöflichen Hoheit entzogen und dem Papst untergeben, der 500 Goldstücke jährlich vom König empfängt, was Gregor VII. sogleich für einen schuldigen Tribut erklärte; die Simonie wird hart verpönt. Hildebrand dehnte seine Ansprüche bald über die ganze Halbinsel aus, weil sie vor dem Einbruche der Araber vom päpstlichen Stuhle abhängig gewesen sei; nur gegen Tribut und das Versprechen, die den Saracenen entrissenen Länder von ihm zu Lehen zu nehmen, wurden die Könige als rechtmäßige Herren der spanischen Reiche bestätigt und bevollmächtigt, neue Eroberungen zu machen. Bald bestand er auf dem Recht der Investitur, der Ehelosigkeit der Geistlichen und erreichte zuletzt auch die Abschaffung der gothischen Liturgie. Letzteres gelang endlich auch in Castilien, dessen König gern von seiner Gemahlin geschieden sein wollte. Wir lassen den Herrn Verf. (S. 132) selbst reden:

Es wurde deshalb ein Reichstag nach Burgos berufen. Geistlichkeit, Ritter und Volk erklärten sich dagegen; doch nahmen sie den Vorschlag an, die Streitsache durch ein Gottesurtheil, durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Zu ihrem großen Jubel lag gleich beim Beginn des Kampfes der Ritter des Königs, von seinem Gegner, der für das gothische Officium gefochten, dahingestreckt. Da Alfonso seinen Fehler einsah, daß er seine Sache, welcher die Theilnahme des Volkes ermangelte, einem Kampf der Begeisterung zur Entscheidung überlassen hatte und daher nothwendig unterliegen mußte, so verlangte er eine höhere Entscheidung, ein unmittelbares Wunder der Gottheit. Zwei Meßbücher, das eine die römische, das andere die gothische Liturgie enthaltend, wurden in ein großes Feuer geworfen. Die frommen Spanier werden in ihrem festen Glauben an die Hülfe des heil. Isidor nicht getäuscht; seine Liturgie springt aus dem Feuer unbeschädigt heraus, die andere verzehren schnell die Flammen.

Am Ende erreichten der König und der Papst ihren Zweck doch noch, sowie auch mit Hülfe der Benedictiner, die meist selbst Bischöfe wurden, nach und nach ein dem römischen Stuhle ergebner Klerus eingesetzt wurde. Was wäre auch den schlauen Mönchen unmöglich, und was wird ihnen heute noch in Ländern, wo man sie so bereitwillig wieder eingeführt hat, nicht noch Alles möglich werden. Um die römische Kirche noch mehr zu befestigen, durften auch die Spanier nicht an den Kreuzzügen Antheil nehmen; wohl aber sollten sie in Spanien selbst gegen die Saracenen kämpfen (um die römische Hierarchie auch hier auszubreiten). In demselben Abschnitte über die innern Verhältnisse findet man noch manches minder Bekannte über die Einrichtungen des Hofes, des Lehnwesens, der Beamtenhierarchie, Consules, Comites, Barones, über die Stellvertreter der Grafen, die Majorini oder Merini, und über die Cortes, sowie die buenos fueros, welches ursprünglich Municipal-, dann Provinzialgesetze waren. Die fueros von Leon (S. 365 aus den Act. concilii Legionensis nach Aguirre mitgetheilt) enthalten am Schlusse folgende merkwürdige Imprecation oder Fluchformel: „Quisquis ex nostra progenie, vel extranea, hanc nostram constitutionem sciens frangere tentaverit, fracta manu, pede et cervice, evulsis oculis, fusis intestinis, percussus lepra, una gladio anathematis in aeterna damnatione cum diabolo et angelis ejus luat poenas." (Erst geköpft und dann gehangen, dann gespießt mit langen Stangen u. s. w.!!)

Gleichfalls weniger bekannt war, daß einige castilische Könige, Ferdinand I., Alfons VI. und etliche Nachfolger, sich Kaiser Spaniens oder Hesperiens genannt haben, was aus den (S. 386) beigebrachten Urkunden erhellt. Es wird dies (S. 161) vorzüglich der Anmaßung des deutschen Heinrich III. zugeschrieben, welcher die christliche Universalherrschaft Karls des Großen wiederherzustellen beabsichtigte und alle christliche Fürsten des Abendlandes als seine Vasallen betrachten wollte. Alfons VI. schien aber auch nebenbei andeuten zu wollen, daß er noch um eine Stufe höher stehe als die übrigen christlichen Herrscher Spaniens. (Ob diese aber solche Prätension anerkannt, wird nicht gesagt.)

Daß der Verf. kritisch zu Werke zu gehen bemüht ist und selbst darüber Manches, was zur Decoration sei-

nes Werkes dienen würde, uneigennützig opfert, beweist Dasjenige, was er über den berühmten Campeador oder den Cid beibringt. Er muß eine Art Condottiere gewesen sein, der Christ und Muselmann diente (S. 116), wenn er gut bezahlt wurde. Er eroberte Valencia mehr auf eigne Rechnung und fast im 5. Jahre vor der Eroberung Jerusalems durch Bouillon. Campeador wird im Lateinischen durch campidoctus übersetzt. Ein ähnlicher Campeador und des Erstern Gegner war Graf Garcia Ordoñez. Erstern nannten seine Freunde Cid, Herr, seine Feinde aber Albarhanes (Tyrann). Doch stand Valencia von da an unter castilischer Oberhoheit, ging aber nach des Cid Tod, 1099, im J. 1102 wieder verloren. Der Cid, in dessen Geschichte Vieles unerwiesen und dunkel ist, hat seine romantische Gestalt durch die Dichter und die auch geistig aufgeregte Zeit der Kreuzzüge erhalten, und die von den Kreuzzügen ausgeschlossenen Spanier machten nun den Cid zum Repräsentanten der spanischen Ritterschaft, zum Ideal einer frommen, großmüthigen, edeln, ritterlichen Tapferkeit und zum Haupthelden der spanischen Dichtkunst. Poesie und Wirklichkeit waren so eng verflochten, daß schon hundert Jahre nach des Mannes Tod die eine von der andern nicht mehr zu unterscheiden war. In den Beilagen (S. 349) befindet sich noch eine kleine Abhandlung über die Quellen der Geschichte des Helden von Vivar. Der Verf. erklärt, den „Gestis Roderici Campidocti", welche J. von Müller und Huber zur Grundlage genommen, Masdeu aber schon Punkt für Punkt bestritten hat, alle Gleichzeitigkeit und darum allen Werth als Quelle ersten Ranges absprechen zu müssen. Die früheste Nachricht über ihn findet sich vom J. 1134 im „Chronicon Malleacense" bei Labbé. Erst 1147 wird er in spanischen Quellen erwähnt. Die Stellen aus Lucas Tudensis und Rodericus Toletanus (im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts geschrieben) sind von S. 352 an abgedruckt. Unter den Beilagen verdienen noch die „Acta et leges comitiorum Lamecensium" (460—464) eine Erwähnung, weil die Stände von Lamego und ihre Beschlüsse (1143) in neuester Zeit durch Don Miguel eine Art Celebrität bekommen haben. 41.

Die königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen.

Es hat nur erfreulich erscheinen können, in der neuesten Zeit den Blick und das Streben der historischen Forschung auf den alten skandinavischen Norden gerichtet zu sehen, aus welchem hervor noch so manche vereinzelte, aber höchst beachtenswerthe Strahlen in die Gegenwart herüberleuchten, welche zusammenzufassen und auf das Dunkel jener grauen Vorzeit zurückzuleiten, in mehr als einem Betracht ein kaum noch erwartetes Licht hervorrufen dürfte. In dieser Beziehung fodert nun auch auf eine ausgezeichnete Weise der in der dänischen Hauptstadt (von wo bereits so viel Belehrendes in dieser Richtung hervorging) gegründete gelehrte Verein die rühmlichste Anerkennung; und auch den Lesern d. Bl. werden einige Notizen über die Tendenz und die neuesten Leistungen dieser Gesellschaft nicht unwillkommen sein.

Als Hauptzweck hat sich dieselbe die Herausgabe und Erklärung isländischer oder nordischer Alterthumsschriften gestellt, deren mit kritischer Genauigkeit veranstalteter Abdruck im Grundtexte nebst beigefügter lateinischer und dänischer Uebersetzung sie vor dem nur zu leicht zu befürchtenden Untergange sicherstellen und in ein möglichst weites Publicum einführen soll. Die Veranstaltung einer besondern Zeitschrift für nordische Alterthumskunde zur Untersuchung und Erläuterung aller dahin bezüglichen Gegenstände, sowie thätige Unterstützung fremder auf gleiches Ziel hinwirkender literarischer Arbeiten sind bestimmt sich zunächst hieran zu knüpfen. Namen, wie Conferenzrath Schlegel (Präsident), Finn Magnusen (Vicepräsident) und C. C. Rafn (Secretair) sind wol geeignet, für den kräftigen Ernst und würdigen Gehalt dieser Verbindung zu bürgen, welche eben in dieser neuesten Zeit ihre Wirksamkeit durch Einladung zum gemeinschaftlichen Streben nach allen Seiten und an alle geistverwandte Forscher und Mithelfer auszudehnen bemüht gewesen ist.

Ein kurzer Auszug ihres letzten nach der Jahresversammlung am 31. Januar 1833 an die Mitglieder vertheilten Berichtes und der darin vorgetragenen Arbeiten möge die unermüdliche Thätigkeit, womit die Gesellschaft ihre Zwecke verfolgt, bekunden.

Neuerlichst von derselben herausgegeben waren der sechste und siebente Band der „Fornmanna Sögur" und der vierte bis siebente Band der „Oldnordiske Sagaer", welche, von den historischen Saga'n der Begebenheiten außerhalb Island, die Geschichte der norwegischen Könige von Olaf dem Heiligen bis auf Magnus Erlingson (1015—1184) enthalten. Ebenso sind auch bereits der achte Band des erstgenannten Werkes (die Saga des Königs Sverre) und der vierte bis siebente Band der „Scripta historica Islandorum", enthaltend die lateinische Uebersetzung derselben Sagareihe, bearbeitet und zum Theil unter der Presse. Von der erwähnten Zeitschrift („Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed") ist der erste Band erschienen und an dem zweiten ward gedruckt. Zu weiterer Verbreitung des Interessantesten und Wichtigsten daraus auch im Auslande sollte eine heftweise erscheinende deutsche Uebersetzung vollständig oder in Auszügen mit beigefügten Abbildungen aus dem Original sich fügen. Als solche bedeutendere Untersuchungen sind zu nennen: 1) Ueber den Ursprung, Flor und Untergang des isländischen Geschichtschreibens, vom Bischof Dr. Müller. 2) Ueber das isländische Gesetzbuch „Grágás", von Schlegel. 3) Ueber die den Venetianern Zeni beigelegten Reisen im Norden, vom Capt. Zahrtmann. 4) Islands Entdeckung und erste Bevölkerung, von Petersen. 5) Ueber einige in Grönland entdeckte europäische Denkmäler und Alterthümer, von Capt. Graah u. A. 6) Ueber das gothische Feierlied, das ehedem am Hofe der byzantinischen Kaiser zur Zeit der Weihnachten abgesungen wurde, vom Prof. Finn Magnusen.

Hand in Hand mit diesen antiquarischen Forschungen gehen die veranstalteten Nachgrabungen in den wichtigsten Ruinen aus den Zeiten der alten europäischen Colonisten in Grönland, vorzüglich im Districte Julianeshaab und an den übrigen Küsten der Baffinsbai, die bereits manchen bemerkenswerthen Fund zu Tage gefödert haben; z. B. einen vom Capt. Graah auf der Insel Kingiktorsoak (72° 55′ n. Br.) gefundenen Runenstein und später durch den Vorsteher Mathiesen einen andern bei Igalikko (60° 51′ n. Br.) und noch einen dritten mit isländischer Inschrift mit lateinischen Buchstaben versehenen Stein bei Ikigrit (60° n. Br.) im südlichsten Theile der Westküste. So legte auch der Capt. Graah einige eskimoische, von ihm sehr nördlich an der Ostküste gefundene Alterthümer vor.

Hiernächst beabsichtigt die Gesellschaft in einem besondern Werke über Grönlands historische Denkmäler eine möglichst vollständige kritische Ausgabe sämmtlicher alten Nachrichten von Grönland zu veranstalten, welches nicht nur die geographische und physische Beschreibung sowie die ältere Geschichte und Verfassung des Landes umfassen, sondern auch ausführlichere Saga'n nebst Auszügen aus historischen und geographischen Schriften, Annalen und Gesetzen sowie auch Diplomen enthalten soll. Der Plan zu diesem begonnenen Werke ist bereits dem Publi-

cum vorgelegt, das Werk selbst zum Theil ausgearbeitet und unter der Presse; weil es jedoch von beträchtlichem Umfange werden dürfte (etwa 150 Bogen) möchte es noch einige Zeit währen, bis es vollständig wird erscheinen können.

Hieran sollen sich ferner die von der alten europäischen Colonie auf Grönland und der von da aus geschehenen Entdeckung von Amerika zu sammelnden Nachrichten schließen, sowie auch von den im 10. Jahrhundert und später von den Skandinaviern unternommenen Entdeckungsreisen nach jenem Welttheile. Um diese bis dahin nicht genugsam gewürdigten Nachrichten auch den Forschern außerhalb des Nordens zugänglicher zu machen, hat die Gesellschaft beschlossen, eine vollständige Ausgabe dieser vorhandenen altnordischen Urschriften zugleich nebst einer lateinischen Uebersetzung herauszugeben.

Eine lange und interessante Reihe von literarischen Mittheilungen über die mannichfachsten Gegenstände von einheimischen und auswärtigen gelehrten Alterthumsfreunden wurde der versammelten Gesellschaft vorgelegt. Unter den Letztern ergibt sich ein lebendiger Anklang all dieser Bestrebungen in den verschiedensten Gegenden Europas und selbst Nordamerikas, sodaß es Freude macht, unter denselben auf die Namen Rask, Graah, Liljegreen, Joh. Voigt, v. d. Hagen, L. Giesebrecht, Donald Gregory, Dr. Hibbert, Warden, Jomard, Pardessus, Haro und Depping zu treffen. — Das Museum der Gesellschaft erhielt im Jahre 1832 eine Bereicherung von nicht weniger als 400 Nummern nordischer alterthümlicher Reste jeder Art. Unter den neuesten Erwerbungen zeichnete sich ein prachtvolles Brustgeschmeide von Gold aus, in Verbindung mit byzantinischen Kaisermünzen aus dem 5. und 6. Jahrhundert, 53 Spec.-Ducaten an Gewicht, und eine in Fühnen gefundene Suite von Hals- und Armringen nebst seltenen zum Theil mit Runeninschrift versehenen Bracteaten von Gold (Gewicht 1150 Spec.-Ducaten). Das Museum ist nach dem Schlosse Christiansburg verlegt worden, wo demselben sechs geräumige Säle angewiesen sind. Bei dieser Verlegung ist eine beträchtliche Sammlung von Doubletten ausgesondert worden, um theils als Grundlage einer in Kiel zu errichtenden Antiquitätensammlung, theils zum Vertauschen gegen Alterthümer aus andern Sammlungen benutzt zu werden. 28.

Umrisse zu Schiller's Lied von der Glocke, nebst Andeutungen. Von Moritz Retzsch. Stuttgart, Cotta. 1833. Querfol. 3 Thlr. 16 Gr.

Dieses Werk gehört unstreitig zu dem Trefflichsten, was je unter der Nadel dieses genialen Meisters entstanden ist. Das inhaltsreiche Gedicht hat an Retzsch den Künstler gefunden, der in die Tiefe seiner Ideen hinabzusteigen und die Richtung derselben nach den verschiedensten Seiten hin zu verfolgen, ihre Verkörperung unter den mannichfaltigsten Gestalten aufzufassen vermag. In einer Folge von 43 Blättern in Querfolio hat er dies gethan, und es ist wahrlich schwer zu sagen, wo sich Verstand und Gemüth des Zeichners herrlicher beurkundet habe, in den Allegorien des reflectirenden oder philosophischen Theils, in der dramatisch treuen Schilderung der Scenen, in welchen der Meister und seine Gesellen das Werk des Glockengusses beschicken und vollenden, oder in dem verhältnißmäßig von dem Künstler am ausführlichsten behandelten idyllischen Epos der Dichtung. Gleich schon auf dem ersten Blatte veranschaulicht der Künstler durch symbolische Figuren die Bestimmung der Glocke, indem hier im flüchtigen Reigen an der Hand der Horen die Freude und der Schmerz, der Friede und die Zwietracht um die Glocke tanzend schweben. Auf der vierten Tafel aber geschieht es, daß die allegorischen Bilder dieser vier Zustände des Menschenlebens die steinernen Pfeiler des Glockenstuhls tragen, während in einem Fries die ausgeführtere Darstellung dieser Verhältnisse und Schickungen des menschlichen Daseins angedeutet ist. Desgleichen die Vorstellungen der schwarzen und der weißen Lebensloose über der Taufe des Neugeborenen; der Sturm, über den Wohnungen mit Feuer und Verheerung hereinbrechend; das Ungeheuer des Aufruhrs, das über der friedlichen Stadt sich sammelt und trotz der Segenswünsche des frommen Siedlers die Ruhe und Wohlfahrt der Bewohner zerstört u. s. w. Wenn sich nun gleich die griechische Allegorie dieser Zeichnungen mit dem Costume des 16. Jahrhunderts, welches in den übrigen Darstellungen vorwaltet und auf der 7. Tafel mit jener hellenischen Form der Allegorie sogar zusammenstößt, nicht gut vertragen will, so ist doch, von dieser Unangemessenheit abgesehen, die Behandlung auf der einen und auf der andern Seite zu rühmen. Die Arbeit der Glockengießer ist mit unübertrefflicher Wahrheit dem Leben abgeborgt, und darüber waltet unverkennbar der Sinn des Fleißes, der Geist der Ehrbarkeit und frommer Treue. Sodann aber besitzen namentlich auch diejenigen Blätter, welche den Roman des Liedes darstellen, einen hohen Werth, der hier sowol der poetischen Erfindung wie der geschmackvollen Ausführung zukommt. Es hat sich nämlich der sinnvolle Meister nicht enthalten können, in Darstellungen, welche nicht unmittelbar durch die Dichtung selbst geboten waren, die Fabel des Menschenlebens weiter auszuspinnen, und zu dem Lieblichsten, was in dieser Beziehung ihm selbst angehört, sind wol die Blätter zu rechnen, auf welchen die Zuneigung zwischen den Nachbarskindern vom frühen Lebensmorgen an geweckt und genährt und durch die zärtlichsten Begegnungen bis zum ersten Kuß der ewigen Liebe gesteigert und von da an durch häusliches Zusammenleben und Leiden bewährt, ja bis zum Tod der Mutter vollendet wird. Es wird Niemand diese Zeichnungen ohne hohe Befriedigung aus der Hand legen, und wir wünschen ihnen um so mehr Verbreitung und Anerkennung, als auch die Billigkeit des Preises zum Ankauf derselben einladet. 62.

Notizen.

In Paris wird die vierte Ausgabe von Cuvier's „Recherches sur les ossemens fossiles" in 10 Bänden, vermehrt mit den vom Verf. hinterlassenen Zusätzen angekündigt.

Ein neuer Roman von Drouineau heißt „L'ironie".

Leitch Ritchie hat bekanntlich den Galgenvogel Schinderhannes für Theater und Haus bearbeitet; die Bearbeitung fürs Haus, will sagen als Roman, ist jetzt ins Französische übersetzt worden.

Die Zahl der Zeitschriften, welche in Madrid herauskommen, ist seit kurzem von drei oder vier auf achtzehn gestiegen.

Vom britischen Museum wurden seit zwanzig Jahren zum Ankauf von Büchern und Manuscripten verwendet 25,535 Pf., für Denkmünzen und Antiquargegenstände 6720 Pf., und für die naturhistorische Sammlung 9580 Pf. St.; also jährlich doch nur wenig über 2000 Pf.

Ueber die zunehmende Wichtigkeit der Colonie Vandiemensland enthält die Zeitung von Hobarttown Folgendes. Die Ausfuhr der Colonie betrug 1824 nur 14 500 Pfund Sterling, und ist im Sept. 1833 bis auf 158,000 Pf. gestiegen. Die indirecten Einkünfte beliefen sich 1824 auf 27,000 Pf., jetzt erreichen sie 75,000 Pf., ohne die außerordentliche Einnahme, welche die Regierung durch den Verkauf von Ländereien hat. Wie sehr der Werth des Grundbesitzes im Wachsen ist, wird mit mehren Beispielen belegt, darunter auch mit dem, daß zwei Acker, vor zwei Jahren mit dem damals hohen Preise von 80 Pf. erkauft, jetzt in einer Versteigerung für 320 Pf. wieder verkauft worden sind. 20.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 20. Februar 1834.

Flora mythologica oder Pflanzenkunde in Bezug auf Mythologie und Symbolik der Griechen und Römer. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte der Botanik, Agricultur und Medicin. Von J. H. Dierbach. Frankfurt, Sauerländer. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Daß die Botanik, so reizend die Beschäftigung mit ihr auch ist, doch zuletzt trocken werden muß, wenn sie sich blos um Herbarien und Beschreibungen dreht und des ästhetischen Genusses entbehrt, wenn sie blos auf medicinische oder ökonomische Zwecke bezogen wird, fühlt Jeder, der ihr nahe steht. Um so willkommener ist sie dann zu Zeiten einmal in anderm Felde, und insbesondere im Gebiete der Kunst und des Alterthums. Hr. D. hat deshalb vom Publicum Dank zu erwarten, wenn auch seine Schrift noch nicht allen Wünschen und Anfoderungen genügen sollte. Es sind wenigstens Materialien zusammengetragen in Erholungsstunden von Berufsgeschäften und Krankheiten, daher man schon von dieser Seite nichts Erschöpfendes verlangen kann und Andern eine bedeutende Nachlese übrigbleibt. Denn selbst Böhmer's „Plantae fabulosae imprimis mythologicae" (Wittenb. 1800) konnte der Verf., wie er sagt, nicht auftreiben, und für das meiste Uebrige mußte zumal Creuzer's „Symbolik", Sprengel u. A. Nachweisung geben. Hierüber wäre aber keineswegs zu rechten, denn schon das Gegebene ist ein reicher interessanter Vorrath, wenn nur das Ganze mehr Tiefe, wir möchten geradehin sagen, geistige Anlage besäße. Diese fehlt, es lesen sich die Notizen mechanisch hin, und nur selten wird das Gemüth berührt. Aus den mitunter ins Triviale fallenden Beschreibungen ganz bekannter Pflanzen zu Anfang jedes Artikels ersieht man auch, daß der Verf. nicht für Botaniker, nicht einmal für Anfänger in dieser Wissenschaft, sondern für Alterthumsforscher schrieb, denen wir es daher überlassen müssen, ob sie sich von ihrer Seite, zumal in den Deutungen, vollkommen befriedigt finden werden.

Der erste Abschnitt, überschrieben: „Allgemeine Ansichten von dem Leben u. s. w. der Pflanzen", handelt in zehn Paragraphen von der Lebenskraft, dem Einflusse der Luft, Temperatur u. s. w. auf die Pflanzen, Vieles nach Creuzer. Der zweite Abschnitt spricht über die Bäume der Wälder und andere wildwachsende Pflanzen der Reihe nach, der dritte über die Culturpflanzen für menschliche Nahrung, der vierte über die Zierpflanzen und der fünfte über die Heilkräuter und Giftpflanzen, sodaß eine alphabetische Anordnung vielleicht besser gewesen wäre. Umfassende Uebersichten von den Kenntnissen der Alten vom Pflanzenreiche überhaupt, insbesondere der Aegypter, Griechen und Römer, finden sich nicht, auch keine Nachweisungen auf bildliche oder plastische Kunstwerke, wozu es nicht an fruchtbarem Stoff in den Bibliotheken fehlt.

Die Behandlungsweise des Verf. ist etwa die: Im ersten §. z. B. behauptet er, unsere heutigen Naturforscher begönnen und endigten ihre Forschungen über die Phänomene der Pflanzenwelt stets damit, alles auf dynamische Verhältnisse zurückzuführen (keineswegs; de Candolle, Berzelius u. A. gehen einen ganz andern Gang, nur Sprengel that es unter andern). Dieses aber, fährt er fort, habe das Alterthum auch gewußt, und lehrte: „unsere Lebenskraft ist der Zeus der Griechen, der Jupiter der Römer. Seien wir aufrichtig", setzt er ferner hinzu; „sind wir in diesem Punkte um ein Haar breit weiter gekommen, als der Grieche und Römer vor einem (zwei) Jahrtausend war (wir glauben: doch). Auch dürfen wir nicht übersehen, daß schon früher die Aegypter einen ähnlichen Begriff mit ihrer Isis verbanden (Chartarius „Deorum historia" S. 53.)".

Ein anderes Beispiel wählen wir aus der Mitte. Es ist der Anfang eines längeren §., überschrieben: „Fichtenbäume".

„Von diesen schönen, meistens immergrünen Gewächsen, die man nicht unpassend (?) die Palmen des Nordens genannt hat, gibt es nicht nur eine ansehnliche Zahl von Arten, sondern sie bilden auch im Norden von Europa, Asien und Amerika große dichtgeschlossene Wälder, die der linienförmigen steifen Blätter wegen Nadelhölzer oder Nadelwaldungen heißen (das wußten wir). Pflanzen von so auffallendem Baue müssen sehr bald die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wir finden sie daher vielfältig in die Mythologie der Griechen und Römer verflochten. Hier mögen folgende eine Stelle erhalten: 1) die Fichte der Cybele oder die Pinie, auch Zirbelbaum oder zahme Pinie, pinus pinex L. Sie ist im südlichen und wärmeren Europa einheimisch und dauert bei uns im Freien nicht aus." — Die Angabe, daß der Zapfen vier Zoll lang sei und etwa zwanzig Nüsse enthalte, ist nicht ganz genau, indem er stets sechs Zoll Länge und wenigstens 50—70 Nüsse hat.

Folgendes sagt dann der Verf. über diesen Baum, woraus sich insbesondere die Beziehungen des gewählten Gegenstandes entnehmen lassen.

„Cybele über den Verlust ihres Gatten, des Atys, den Macon hinrichten ließ, betrübt, verfiel in einen an Wahnsinn grenzenden Schmerz, suchte die Einsamkeit und verweilte am liebsten unter einer Fichte, in welche sie ihren Liebling verwandelt glaubte. (Chartar. S. 92, 93). Zu Ehren der Rhea oder Cybele feierte man im Alterthum an verschiedenen Tagen Feste; an dem Trauertage, 21. März, hieb man die Pinie oder fruchttragende Fichte ab, in deren Mitte das Bild des Atys aufgehängt war, und verpflanzte den Baum in den Tempel der Göttin. Uebestes, sagte die Mythe, bat den Zeus, daß er den Atys wieder vom Tode erwecke; aber der oberste der Götter ließ nur zu, daß er nicht verfaule, sondern als Fichte immer grüne. Die Zirbelnüsse hießen im Alterthum auch die Aepfel der Cybele."

„Die Pinie war auch im Alterthum ein Symbol des Betrugs, indem der an ihrem Stamme Sitzende leicht durch die von der Krone herabfallenden schweren Früchte verletzt wird."

„Sie war auch ein Sinnbild der Zerstörung. Krösus drohte der Stadt Lampsakus (Lampsakus), er wolle sie gleich einer Pinie zerstören und verderben (Creuzer „Symbolik" I, S. 117). Diese nachher so oft gebrauchte und zum Sprüchwort gewordene Redensart hatte offenbar darin ihren Grund, daß die Fichten nicht wie die Eichen, Buchen und andere Laubhölzer, wenn der Stamm abgehauen ist, wieder an der Wurzel ausschlagen, sondern für immer abstehen und verderben, indem sie sich durch den Samen fortpflanzen."

„An Pinien der Feldgrenzen hing man Oscilla auf; dies waren Bilderchen, von denen man glaubte, daß sie, vom Winde bewegt, Segen durch die Weinpflanzungen verbreiteten."

„In den Händen des Aeskulap findet man auch öfters eine Pinienfrucht; sie war, wie Sprengel sagt („Gesch. der Med." I. S. 213), ein Symbol der durch die Kureten entstandenen Cultur und besonders des Anbaues wilder Früchte. Daher waren auch die Pinien beim Dienst der Demeter in den Thesmophorien gebräuchlich. Ebenso findet man sie auf den dem Dionysos geweihten Thyrsusstäben. Der Wein wurde ehedem und wird noch jetzt in Griechenland mit Fichtensprossen versetzt (vgl. auch Creuzer „Symbolik" Bd. III, S. 92 Bd. IV, S. 458)."

„Auf einer Weihtafel aus dem Tempel des Aeskulap fand man folgende Inschrift: „Julian schien nach einem Bluthusten ohne Hoffnung verloren zu sein. Der Gott befahl ihm durch Orakelspruch, zu kommen und vom Altare Pinienkörner zu nehmen und diese, mit Honig vermischt, drei Tage lang zu essen.

Er ward gerettet, und kam und dankte Gott vor allem Volk." (Sprengel a. a. O. S. 230)."

Also die Zirbelnüsse ein Mittel gegen die Lungenschwindsucht! Und siehe, etwas Aehnliches hat sich in neuern Zeiten bestätigt. „Die Frucht der Arve", pinus Cembra L., sagt Meiners („Briefe über die Schweiz". 1785, Th. II, S. 41), „ist in Ansehung der Figur den Tannenzapfen sehr ähnlich, unterscheidet sich aber auf eine vortheilhafte Art durch die Heilkräfte der kleinen Nüsse, welche sie enthält. Der Saft dieser Arvennüsse ist eine von den kräftigsten Arzneien für erschöpfte, auszehrende, oder an der Lunge leidende Personen; ich kenne in Bern eine angesehene Familie, aus welcher wenigstens 3—4 Personen ihr Leben der Milch der Arvennüsse zu verdanken haben rc."

„Die Pinie war auch ein Symbol des Todes, wol aus demselben Grunde, als sie ein Sinnbild der Zerstörung hieß; Pfeile aus Pinienholz, deren Homer gedenkt, deuteten also auf tödtliche Wunden, die damit beigebracht wurden."

„Mit einem Fichtenkranze geschmückt, kommt Chloë vor, unter einem Pinienbaume sitzend, und selbst mit dessen schlanken Zweigen umwunden. Daphnis, des Merkurs Sohn, nahm einst den Fichtenkranz vom Haupte der Chloë, und zierte sich selbst damit (Paschalius S. 445)."

Hier finden wir unter Anderm die Beziehungen der Pinie zum Bacchus (Dionysos), zumal den Bacchantinnen, nicht erwähnt, die doch von Bedeutung scheinen; auch hätte können des Pan, des Neptun (wegen des aus Pinienholz verfertigten Schiffes) und der Diana gedacht werden u. s. w. 47.

Geschichte der letzten funfzig Jahre, von C. F. E. Ludwig. Dritter Theil.*) Auch unter dem Titel: Geschichte der Directorialregierung, oder Geschichte der französischen Revolution, vom Tode Robespierre's bis zur Rückkunft Bonaparte's aus Aegypten. Altona, Hammerich, 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Nachdem der Verf. in den ersten zwei Bänden seines Werks den ersten, sechsjährigen Zeitraum der Geschichte der französischen Revolution, welchen er als die Zeit der Tendenz zur Zerstörung charakterisirt, dargestellt hat, tritt er jetzt in den zweiten Zeitraum ein, als dessen Inhalt er den Versuch neuer Baue auf den Ruinen und der Vermittelung zwischen dem alten und neuen Europa bezeichnet, und welchen er sehr passend wieder in zwei beschränktere Zeiträume theilt, den liberalen unter dem Directorium und während der ersten Zeiten des Consulats, und den militairischen während der letzten Zeiten desselben und unter dem Kaiserthume. Bevor wir unsere Leser mit dem Inhalte dieses dritten Theiles näher bekannt machen, erlauben wir uns noch, zwei allgemeine Ansichten, welche der Verf. bei einem Rückblicke auf das von ihm früher Dargestellte über die französische Revolution überhaupt und dann über die erste Periode derselben ausspricht, hervorzuheben und nach unserer Ansicht zu beschränken. In Beziehung auf jene Begebenheit überhaupt äußert er nämlich: sie sei von Denen, deren Blick auf sächlichen oder persönlichen Einzelnheiten hafte, einseitig oder auch ganz falsch aufgefaßt worden, im Allgemeinen könne und solle man sie als ein Werk der Naturnothwendigkeiten betrachten, das, gleichviel ob einige Zeit früher oder später, erfolgen mußte. Insofern in diesen Worten die Meinung ausgesprochen liegt, daß die besonders im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in mehren europäischen Staaten, vornehmlich aber in Frankreich, hervorgetretenen neuen Interessen und Ansprüche nicht mehr von den bisher allein vorherrschenden überwältigt und unterdrückt werden konnten, daß der Zeitpunkt eines bedeutenden Fortschritts für einen großen Theil der europäischen Menschheit gekommen war, und daß dieser Fortschritt aus der Sphäre des Gedankens und des Wunsches in das Gebiet der Wirklichkeit hineintreten und auf demselben sich realisiren mußte, insofern stimmen wir dem Verf. vollkommen bei. Insofern aber jene Worte auch die Behauptung zu enthalten scheinen, daß es auch eine Naturnothwendigkeit gewesen sei, daß dieser Fortschritt sich auf revolutionnaire Weise und nicht auf dem Wege einer ruhigen und geregelten Reform realisirt habe, sind wir anderer Meinung, und wir können die Ansicht nicht aufgeben, daß die revolutionnaire Form der Umgestaltung Frankreichs am Ende des vorigen Jahrhunderts sich nur aus sächlichen und persönlichen Einzelnheiten erkläre und nur aus solchen hervorgegangen sei. Wir erinnern zur Unterstützung unserer Ansicht nur an Eins; nämlich an die negative Persönlichkeit des Königs Ludwig XVI., welche allein mehrmals in entscheidenden Momenten, in welchen ohne allen Zweifel größere Energie des Herrschers den Strom der Revolution einzudämmen vermocht hätte, demselben einen freien Lauf möglich machte. Auch derjenigen Ansicht, welche der Verf. über die erste Periode der Revolution, nämlich über den eigentlichen Grund ihrer auf Zerstörung gerichteten Tendenz, aufstellt, können wir in der Allgemeinheit, in welcher sie aufgestellt ist, nicht beistimmen. Er findet jenen Grund nur in dem Benehmen des Hofs und der privilegirten Stände. Diese, meint er, verleiteten den Hof, mit welchem sie sich seit dem entscheidenden und überwiegenden Hervortreten des Bürgerstandes verbanden, zu den falschesten und verderblichsten Maßregeln, sie theilten ihm eine, jede Schranke verschmähende Verblendung mit, welche alle Bemühungen der Bessern, die Dynastie unter den einzig möglichen Bedingungen, d. h. durch redliche Erfüllung der mit der Constitution von 1791 übernommenen Verbindlichkeiten, aufrecht zu erhalten, vereitelte und den dritten Stand in die Nothwendigkeit setzte, seine Stütze in der großen Masse des Volks zu suchen, durch welche er bald wieder des Steuerruders beraubt und der Terrorismus herbeigeführt worden sei. Abgesehen von der sophistischen Rechtfertigung, welche auf solche Weise dem dritten Stande zu Theil wird, gibt die Geschichte der gesetzgebenden Nationalversammlung hinreichende Beweise, daß nicht sowol das Benehmen des Hofes, sondern vielmehr die Furchtsamkeit und Neutralität der meisten constitutionnellen Monarchisten in jener Versammlung die zerstörende Tendenz begünstigt hat, deren eigentliche Wurzel in der wahnsinnigen Vernichtungswuth der Jacobiner zu suchen ist.

Was nunmehr den Inhalt des vorliegenden Theiles betrifft, so ist derselbe größtentheils anderer Art als derjenige der ersten Bände; er umfaßt nämlich zum größern Theile Kriegsgeschichte und zum kleinern die Darstellung des weitern Fortgangs der Revolution innerhalb Frankreichs, welchen der Verf. als Reactions- und Uebergangsperiode bezeichnet. Die Verdienstlichkeit dieser durch Klarheit, Vollständigkeit und unparteiische Würdigung ausgezeichneten Darstellung wird noch dadurch erhöht, daß gerade den Behandlungen dieses Abschnitts der Revolution jene Eigenschaften oft fehlen, und sie wird nur um Weniges durch einzelne Ausstellungen, zu welchen man veranlaßt werden könnte, vermindert. So ist es uns z. B. aufgefallen, daß der Verf. über die Constitution vom Jahre 1795 sich begnügt, die von Mignet in seiner Geschichte gegebene Inhaltsangabe zu übersetzen, statt genauere Mittheilungen aus der Urkunde selbst, welche sich ja auch schon in der ersten Auflage der Pölitz'schen Sammlung findet, zu entlehnen; daß er sie ein gereiftes (?) Resultat sechsjähriger Erfahrung nennt, und daß er das Lob, welches ihr der erwähnte französische Schriftsteller ertheilt, übersetzt, obwol er sie nicht so vollkommen finden kann wie dieser. Der kriegsgeschichtliche Theil der Arbeit ist allerdings mit größerer Ausführlichkeit behandelt, jedoch nicht mit einer solchen, welche über das Interesse nichtmilitairischer Leser hinausginge; sie zeigt sich vielmehr in der genauern Berücksichtigung solcher kriegerischen Begebenheiten, welche in ähnlichem Zusammenhange gewöhnlich entweder gar nicht, oder nur mit wenigen Worten berührt werden. So ist namentlich dem Kriege zwischen England und Frankreich auf dem Meere

---

*) Ueber den zweiten Theil vgl. Beilage Nr. 10 d. Bl. f. 1833.
D. Red.

und in den Colonien größere Aufmerksamkeit gewidmet, und mit besonderer Vorliebe behandelt der Verf. die Expedition Bonaparte's in Aegypten, sodaß er, um dem Theile nicht einen zu großen Umfang zu geben, die Geschichte derselben nicht bis zu dem auf dem Nebentitel bemerkten Zeitpunkte, sondern nur bis zur Unterdrückung des Aufstandes in Kahiro, im Oct. 1798, herabführt und dem folgenden Theile noch die Darstellung des Zuges Bonaparte's nach Syrien vorbehält. Wenn er sich über die unverhältnißmäßige Ausführlichkeit der Beschreibung jener Expedition mit der Wichtigkeit derselben für Kriegskunst wie für Alterthumskunde, Geschichte, Geographie und Ethnographie, für die nachfolgenden Ereignisse in jener Weltgegend — er spricht namentlich die Ueberzeugung aus, daß ohne jene vorübergehende Eroberung und versuchte Colonisation die Halbeuropäisirung Aegyptens durch Mehemet Ali nicht zu Stande gekommen wäre — und für die Kenntniß des Charakters Napoleon's entschuldigt, so wird man diese Entschuldigung um so eher gelten lassen, als sie auch durch die zwanglosere Form des Werks, welches in einzelne Vorlesungen zerfällt, unterstützt wird. So schwierig auch die Behandlung der Kriegsgeschichte für gebildete Leser überhaupt ist, so leicht man durch zu große Häufung des Stoffs oder durch Mangel an Anschaulichkeit ermüdet, so glauben wir doch, daß der Verf. in den kriegsgeschichtlichen Partien seines Werks die Aufmerksamkeit seiner Leser fesseln wird, und nur an einzelnen Stellen vermißten wir die bestimmtere Hervorhebung und Veranschaulichung des entscheidenden Moments. Dieser Mangel wird z. B. schon bei der bloßen Erwähnung der folgenreichen Schlacht bei Fleurus fühlbar, und zwar um so mehr, als er sogar des zum Recognosciren in dieser Schlacht gebrauchten Luftballons und des, ihm übrigens unglaublich scheinenden, von Jourdan's Gegnern verbreiteten Gerüchts gedenkt, daß derselbe 24 Stunden nicht gewußt habe, ob er die Schlacht gewonnen oder verloren. Daß jene Hervorhebung und Veranschaulichung allerdings keine leichte Aufgabe sei und ein genaues Studium der Kriegsgeschichte erfodere, geben wir gern zu; allein andrerseits wird man auch zugestehen müssen, daß ein solches Studium für eine ausführlichere Darstellung der neuesten Zeit unentbehrlich ist, und daß es durch viele ausgezeichnete Arbeiten, welche die neueste deutsche kriegsgeschichtliche Literatur darbietet, sehr erleichtert wird. 66.

Allgemeines Lehrbuch. Erste Abtheilung. Physische Erdbeschreibung. Von Sven Ågren. Mit zwei Hemisphärkarten und Constructionstafeln. Berlin, Reimer. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

So oft mir eine neue Schulgeographie in die Hände kommt, freue ich mich immer doppelt; erstlich, weil ich denke, es könnte endlich einmal eine vortreffliche sein, und zweitens, weil ich kein Kind mehr bin, an dem mit den hundert neuen Lehrmethoden und tausend Lehrbüchern herum experimentirt werden kann. Aber den Schulherren verdenk' ich's nicht, wenn sie vor dem Schwarme von neuen geographischen Lehrmeistern, die im Reiche der Pädagogik vaciren, die Thüre fest zuhalten und es für kürzer halten, für ihren Bedarf sich selbst ein Lehrbuch zu schreiben, als aus der Unzahl der schon vorhandenen ein passendes herauszusuchen, oder wenn es wenigstens eines starken Empfehlungsbriefes bedarf, um Diesem oder Jenem aus der leichten Menge Eintritt zu verschaffen. Was des Hrn. Prof. Ågren Lehrbuch betrifft, so hat es einen Paß und einen Bürgen aufzuweisen, die ihn schnell die pädagogischen Thore öffnen werden. Der Paß ist ein an der Spitze des Buches stehendes Privilegium des Königs von Preußen, der Bürge ist ein Ritter, welcher Herr auf dem Felde der Geographie ist und Wenige finden wird, die es gelüstete, eine Lanze mit ihm zu brechen. Es ist der Professor Karl Ritter in Berlin, dessen Gutachten an das königl. preuß. Ministerium in Betreff der in dem Buche ausgeführten geographischen Constructionsmethode dem Buche selbst vorgedruckt ist. Ritter erklärt, daß seine Ansichten über geographische Methode, wie er dieselben früher gegen ein hohes Ministerium ausgesprochen habe, ganz dieselben Anfoderungen machten, wie sie nun durch die Methode des Hrn. Ågren für die ersten Elemente derselben in der That theilweise erfüllt wurden, und er stehe keinen Augenblick an, dieser Methode den Vorzug vor allen bisherigen Compendien der Elementargeographie einzuräumen; er selbst habe auf ganz ähnliche Weise seinen ersten Cursus bearbeitet, aber er freue sich wahrhaft, auf diese Weise von dem erfahrenen, praktischen Schulmanne noch überholt worden zu sein. „Die gewöhnliche geographische Lehre", sagt Ritter, „steigt von ihrer unfruchtbarsten Allgemeinheit, die nicht einmal die äußern Formen und Lineamente für die Anschauung des Schülers zu fixiren im Stande ist, zur gleichinhaltleeren Besonderheit und Einzelnheit herab, alles compilatorisch nur nebeneinanderstellend; nicht einmal zu einer auch nur elementaren Verhältniß- und Proportionslehre ihrer tausend Einzelheiten nach geometrischen Figuren, Arealgrößen, Zahlangaben, Gliedern, Theilen, noch zur Gruppirung sichtbarer und meßbarer Formen im Besondern und Allgemeinen ist sie gelangt, geschweige denn zu einer im Fortschritte der Art erst wachsenden und höher befähigten Kraft u. s. w." — „Der Schulgeographie ist ihre scholastische Einrichtung aus alter Zeit geblieben. Sie hat ihr einmal gewähltes Fachwerk, in das aller Stoff auseinandergerissen und zerhackt wird, mit ungebührlicher Anschwellung und Ansatz ihrer Massen von Außen, statt eines organischen Wachsthums von Innen nach Außen, sich selbst und andere täuschend u. s. w." Alle diese Vorwürfe, versichert Ritter, werden durch die Ågren'sche Arbeit, so weit ihr Bereich gehe, aufgehoben, und dieselbe breche für den elementartopischen Theil der Geographie wirklich eine neue Bahn.

Die neue Methode ist nun lebendig aufgefaßt, ungefähr so zu verstehen. Hauptzweck ist: dem Schüler soll das Bild der Erde so bestimmt und fest eingeprägt werden, daß er es sein ganz Leben lang als ein lebendiges treues Bild mit sich herumträgt. Diesen Zweck zu erreichen, vermögen alle bisherigen Lehrweisen nicht; es ist dem Schüler nicht anders zu helfen, als daß er selbst eine Erde construire. Demnach sitzt denn eine ganze Schulstube voll junger Erdenschöpfer da, der Unterricht beginnt: es werden Erden gemacht. Aus nichts die Welt zu schaffen, das geht hier nicht, deswegen erhält jeder Schüler zwei leere Hemisphären (Constructionstafeln), als weite leere Wasserflächen, nur in Meridiane und Parallelkreise eingetheilt, daneben liegen Modelle, d. h. zwei fertige Hemisphärkarten. Noch schwebt der Geist des Schülers auf den Wassern, da ist's, als ob das Gebot ergehe: „Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an sondere Oerter, daß man das Trockene sehe". Das erste Capitel beginnt: Küstenbeschreibung. („Erstes Stück. Moment 1. Bestimme auf der Constructionstafel folgende Punkte: 1) Cap Nordost [S. vom 80. Parallelkreise n. Br. zwischen dem 120. und 125. Merid.]; 2) Südwestlichster Punkt des Karabusens [S. vom 70. Par.; W. vom 90. Merid.]; 3) Nordkyn [N. vom 70. Par.; gleich O. vom 45. Merid.] u. s. w."). Alsbald steigen feste Punkte gleich Marksteinen aus den Wassern hervor, erst in weiten Dimensionen, dann in einem immer enger gezogenen Netz (1.—4. Stück), der fünfte Act der Schöpfung beginnt („Bestimme, um die Küstenconstruction zu vollenden, folgende Busen, Halbinseln und Küstenstrecken"), die einzeln festen Punkte werden verbunden zu bestimmten Küsten des Festlandes und der Inseln. Das Land ist nun begrenzt, Vorgebirge, Meerengen, Landengen, Flußmündungen sind bezeichnet, jetzt — hebt das zweite Capitel an, und in demselben stufenweisen Fortschreiten entstehen unter den Händen der kleinen Erdenschöpfer Flüsse und Landseen, Hauptwasserscheiden und Nebenwasserscheiden heben sich, Gebirge, Hochländer, Berge und Berggipfel bilden sich: das natürliche Bild der Erde ist vollendet; und hat der Schüler auch alle Namen (es sind ihrer nur ungefähr tausend) fest im Gedächtnisse, so ist der erste (elementare) Cursus der constructiven Erdbeschreibung beendigt. Das Resultat muß sein: „die binnen kurzer Zeit erworbene Kenntniß und Fertigkeit,

das Bild der Erde so aus dem Gedächtnisse zu construiren, wie es auf den beiden Globkarten dargestellt ist". Aber nachdem auf diese Weise allgemein physisch-geographische Karten construirt worden sind, läßt sich mit der größten Leichtigkeit auf denselben Karten die Schöpfung noch weiter treiben; es heißt: „die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besamet, und fruchtbare Bäume", und alsbald entsteht eine pflanzengeographische Karte; „es werden Lichter an der Veste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre", alsbald wird eine klimatologische Karte; „es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren und mit Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliege, und die Erde bringe hervor lebendige Thiere ein jegliches nach seiner Art", alsbald entsteht eine thiergeographische Karte; und so können ferner die politischen und historischen Verhältnisse auf denselben Constructionstafeln ausgeführt werden.

Es wird wol Niemanden beikommen, der Methode des Hrn. Ägren Gründlichkeit abzusprechen, oder ihr nicht den Vorzug zu geben vor der bisher häufig angewandten constructiven Erdbeschreibung, welche mit dem Zeichnen des dem Wohnorte des Schülers zunächst liegenden Flusses begann und diesen nach dem Winkel messend weiter fortführte bis zum Meere u. s. w.; aber das Bedenken können wir nicht unterdrücken, daß eine solche Erdconstruction, statt einer Zeit von sechs Schöpfungstagen, mehr als ebenso viele Monate brauchen werde. Ein amtliches Zeugniß sagt zwar, in der Kriegsakademie zu Karlberg sei durch mehrjährige Erfahrung ausgemittelt worden, daß zur Gewinnung des gefoderten Resultates in Summa eine Zeit von 5—6 Wochen (mit 5—6 täglichen Arbeitsstunden und oft bedeutend weniger) erfoderlich sei. Also $\frac{1}{8}$ Jahr, sodaß $\frac{7}{8}$ für andere Lehrgegenstände übrigblieben. Aber auch abgesehen davon, daß wol schwerlich ein Lehrer diese Methode mit derselben Leichtigkeit betreiben wird wie der Erfinder derselben, so ist es doch sicher, daß nur solche Schulen, die, wie die Kriegsschule, Geographie zu den Berufswissenschaften rechnen, ein Achtel des Jahres für den Elementarunterricht in der Geographie verwenden dürfen, der, wie er in diesem Buche vorliegt, nicht viel mehr als ein Achtel des gesammten geographischen Unterrichts sein mag. Denn woher sollen unsere armen Gymnasien oder gar Bürger- und Volksschulen vor der Masse der alten und neuen Unterrichtsgegenstände Zeit und Kraft auftreiben für einen so umfassenden geographischen Unterricht. Unsere ersten Pädagogen geben bekanntlich für Geographie höchstens $\frac{1}{16}$ der Unterrichtszeit, d. h. zwei Stunden wöchentlich. — Freilich wär's vortrefflich, wenn unsere Kinder gleich zum ersten Anfange das ganze Bild der Erde aus dem Gedächtnisse zeichnen lernten, etliche 1000 Namen zu dem weiten geographischen Unterrichte mitbrächten und nun die ganze Geographie so von Grund aus studirten, wie der Verf. will; aber es wäre auch ebenso vortrefflich, wenn wir Lateinisch und Griechisch, Französisch, Englisch und Italienisch, Geschichte, Physik, Chemie und die 20 andern Unterrichtsgegenstände, die in unsern Schulen eingeführt sind, recht von Grund aus wie ein Gelehrter wüßten; und doch sind wir so verständig und barmherzig, um das von den Köpfen unserer armen Kinder nicht zu verlangen. Alles lernen und Alles gründlich lernen, das geht wahrhaftig nicht. Es bleibt uns kein Mittel, als daß wir diejenigen Wissenschaften, die, wie die Geographie, so wichtig sie auch ist, doch in Volks- und Gelehrtenschulen nicht als Berufswissenschaft betrachtet werden können, mit, ich möchte sagen, gründlicher Oberflächlichkeit betreiben; ich meine, daß wir von denselben nur soviel geben, als fürs Leben und für das Renommée eines Gebildeten nöthig ist, aber um Alles in der Welt nichts in futuram oblivionem.

Indem wir übrigens dem Scharfsinn und der Gründlichkeit des Hrn. Ägren die größte Achtung zollen, glauben wir wol, daß in der Methode desselben Keime zu einer glücklichen Umgestaltung des geographischen Unterrichts liegen können, und daß sie schon in ihrer jetzigen Gestalt in solchen Schulen, wo Geographie zu den Berufswissenschaften gehört, mit großem Vortheil angewandt werden kann. 20.

Notiz.

Shawls von Kaschemir.

Kilghiet, im District Ludak, 20 Tagreisen von Kaschemir, treibt vorzüglich mit der Wolle Handel, welche zur Fabrication der berühmten Shawls gebraucht wird. Es gibt deren zweilei Arten; die, welche sogleich gefärbt werden kann, ist weiß, die andere Gattung hat eine aschgraue Farbe. Eine Ziege gibt nicht leicht über zwei bis drei Pfund Wolle jährlich. Nach der Schur werden beide Arten auf das sorgfältigste mittels eines Kammes abgesondert und sodann zu verschiedenen Malen in Reiswasser abgewaschen. Dieses Waschen wird als höchst nöthig betrachtet; die Einwohner des Thals von Kaschemir schreiben die Schönheit, Feinheit und übrigen Vorzüge ihrer Webe dem Wasser ihres Thales zu. Zu Kilghiet wird das Pfund rohe Wolle mit einer Rupie bezahlt, zubereitet und abgewaschen kostet sie 3 Rupien. Die Form, die Breite und die Bordure der Shawls ist sehr verschieden; zu denen, welche für die Türkei bestimmt sind, wird die feinste Wolle genommen, die geringere Qualität wird zu Teppichen und Decken verwendet. Die Thätigkeit der Fabriken der Stadt Kaschemir sinkt mit jedem Tage; die Ausrottung der Janitscharen, der Sturz des Reichs Kabul und der schlechte Zustand der Finanzen in der Provinz Luknu haben eine bedeutende Abnahme in den Bestellungen herbeigeführt. Unter den mongolischen Kaisern waren 50,000 Weber mit der Fabrication der Shawls beschäftigt; unter der Dynastie der Afghanen schmolz ihre Anzahl auf 18,000, und gegenwärtig zählt man kaum noch 6000. Die Concurrenz der Europäer hat nicht wenig zum Sturze der Fabriken von Kaschemir beigetragen. Die in England und Frankreich verfertigten Gewebe, obgleich sie den Shawls von Kaschemir bei weitem nicht gleich kommen, haben die Märkte von Asien überschwemmt; wegen ihres wohlfeilen Preises sind sie sehr gesucht. Die Shawls von Kaschemir sind ein Luxusartikel, sie dienen mehr zur Zierath als zum Gebrauch. Der Werth der jährlich aus Kaschemir ausgeführten Shawls beträgt 18 Mill. Pf. St. Davon nimmt der Runjet-Singh zwei Drittel in Natura für sich, verbraucht aber nur den vierten Theil davon, das Uebrige versendet er nach Bombay, nach Kalkutta, nach Kabul. Der übrigbleibende Theil der Ausfuhr wird nach Persien und nach der Türkei geschickt. Hierbei folgt eine tabellarische Uebersicht des Kostenbetrags für zwei rothe Shawls, sowol was das Fabriciren betrifft, als die Abgaben, denen sie unterworfen sind.

Fabricationskosten.

	Rupien
Rohe Wolle	[illegible]
Waschen und Spinnen	[illegible]
Färben	11
Taglohn für den Weber	[illegible]
	[illegible]

Abgaben am Orte, wo sie fabricirt werden.

Für den Verkauf und den Eingang in die Stadt	[illegible]
Für den Stoff	[illegible]
Für die Webstühle	[illegible]
Für das Magazin	[illegible]
Weggoll von Kaschemir nach Amritser	[illegible]
Von Amritser nach Bombay	[illegible]
Zu Bombay	[illegible]
Transport	[illegible]
Assecuranz	[illegible]
Totalsumme	[illegible]

19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1834.

Der Cid, ein Romanzenkranz. Im Versmaße der Urschrift aus dem Spanischen vollständig übersetzt von F. M. Duttenhofer. Stuttgart, Löflund. 1833. 8. 1 Thlr.

Herder hat sich bekanntlich bei seiner Bearbeitung der alten spanischen Romanzen vom Cid alle möglichen Freiheiten genommen; ebenso wenig darauf bedacht, den Worten schrittweise mit geduldiger Pünktlichkeit zu folgen, als die metrische Form im Einzelnen mit gleichmäßiger Strenge zu beobachten, hat er nach Gutdünken ausgelassen, eingeschaltet, umgestellt, und es fehlt nicht an Misverständnissen, indem, wie unbedenklich eingestanden werden kann, seine Kenntniß des Spanischen nicht sehr tief ging. Warum machen nun dennoch diese Romanzen in seiner Bearbeitung auf jedes unbefangene und echter Poesie zugängliche Gemüth einen unwiderstehlichen Eindruck? Nicht blos der Unverwüstlichkeit dieser Lieder, deren einfache Schönheit durch größere Umwandelungen noch durchleuchten würde, ist dies zuzuschreiben, sondern wenn Herder die strenge Treue außer Acht ließ, so hat er dagegen das Wesen jener alten Lieder mit reiner Empfänglichkeit aufgenommen und mit lebendiger Kraft reproducirt. Alles ist im Ganzen und Vollen empfunden; nichts Mühseliges und künstlich Erzwungenes ist sichtbar; der Hauch des Genius weht durch sein Werk. Wäre nun strenge Genauigkeit mit diesem einträchtigen Tone des Ganzen unvereinbar, so würden wir kein Bedenken tragen, uns eine treue Uebersetzung zu verbitten und uns an Herder's freie Nachbildung zu halten, die Treue der Worte dem wichtigern Erfodernisse des poetischen Eindrucks weit nachsetzend. Da aber die Fortschritte der Uebersetzungskunst und die grade zu diesem Zwecke ausgebildete Fügsamkeit unserer Sprache es unzweifelhaft lassen, daß durch die höchste Treue zugleich ein Eindruck hervorgebracht werden kann, welcher der individuellen Wirkung des Originals entspricht, und freilich weit mehr entspricht als eine Uebersetzung, die es mit dem Einzelnen nicht genau nimmt, um den Geist und Ton des Gesammten zu erfassen; so halten wir eine getreue Uebersetzung der Romanzen vom Cid allerdings für ein sehr lobenswerthes Unternehmen, wenn sie von Kenntniß, Sinn und Geschick zeugt. Leider findet sich bei Herrn Duttenhofer nur eine sehr dürftige Sprachkenntniß. Es gibt nicht wenige spanische Gedichte, die in schwieriger und künstlicher Sprache sehr dunkle Stellen enthalten, sodaß ein Uebersetzer bei aller Kenntniß der Sprache schwerlich hoffen darf, jedes Misverständniß zu vermeiden; diese Romanzen jedoch, wenn sie auch nicht ganz dieselbe Einfachheit und Klarheit haben wie andere spanische Volkslieder und hier und da schon Spuren einer künstlichen Rhetorik zeigen, sind doch immerhin so schlicht und faßlich, daß eine solche Anzahl solcher Verstöße, wie sie uns hier dargeboten wird, nur einem Anfänger zu Gute zu halten ist, der aber seine Uebersetzungsversuche nicht drucken lassen, nicht von Recensenten, sondern von einem Sprachlehrer sich corrigiren lassen sollte. Wir wollen zunächst gleich die erste Romanze durchgehen, wobei wir allerhand kleinere Ungenauigkeiten gern unerwähnt lassen. Nicht weit vom Anfange:

> — que antes les niega la fabla,
> temiendo que les ofenda el aliento de su infamia,

d. i. „vielmehr versagt er ihnen die Rede, fürchtend, daß sie beleidige der Athem seiner Schande". Hr. D. übersetzt, theils falsch, theils matt: „Gern vergäß' er jeder Sprache, denn er fürchtet, daß sie fliehen seinen so verworfenen Athem".

> Estando pues combatiendo con estas honrosas bascas,
> para usar de una esperiencia, que no le salió contraria,
> mando llamar á sus fijos;

zu deutsch etwa: „Indem er also kämpfte mit diesem Kummer wegen seiner Ehre, befahl er, um eine Probe zu versuchen, die ihm nicht wider seinen Wunsch ausschlug, seine Söhne zu rufen". Hr. D. schiebt dafür Folgendes unter:

> Wie er saß mit schwerem Herzen und an seine Schand' er dachte,
> Scheint es ihm nicht ungelegen, wenn einen Versuch er machte;
> Seine Söhne läßt er rufen.

Die echt epische Hindeutung auf den Erfolg ist verwischt und, wie es scheint, gar nicht verstanden worden. Diego Lainez ergreift die Hände seiner Söhne, nicht um sie chiromantisch zu untersuchen,

> mas prestando el honor fuerzas (á pesar del tiempo y canas)
> á la fria sangre y venas, nervios y arterias heladas,
> les apretó de manera que dijeron: Señor, basta;

d. i. „sondern, indem sein Ehrgefühl Kräfte verlieh (trotz des Alters und der weißen Haare) dem frostigen Blut

den erstarrten Nerven und Adern, drückte er sie dermaßen, daß sie sagten: Herr, genug." Sehen wir denn, was uns anstatt dieser Zeilen zugemuthet wird:

— Mehr hielt er auf Ehr' und Kühnheit, Zeugen sind die weißen Haare —
Sondern ihre frischen Hände, blutvoll und voll Nervenkraft er
Nun erfaßte, so gewaltig, daß sie riefen: „Herr, o laß es".

Von dem wahren Sinne der ersten beiden Verse, die Niemand misverstehen kann, der nicht im Traume liest, ist in dieser zum Ueberfluß auch noch rhythmisch ungelenken Uebersetzung nichts übriggeblieben, und der Uebersetzer scheint ihn besonders deswegen verfehlt zu haben, weil er prestando mit preciando verwechselte, was denn freilich sich zu dem Uebrigen nicht fügt. Zornig ruft der Cid, als sein Vater endlich ihn faßt: Soltedes padre en mal hora, soltedes en hora mala. Darüber wird also hingestolpert: „Hast uns, weh, zur schlimmen Stund' zur schlimmen Stund' uns losgelassen". Der Cid spricht aber ja nur von sich, und soltedes (laßt los) ist doch wahrlich kein Präteritum — der Cid fährt fort: wärt ihr nicht mein Vater, so würde ich dies nicht von euch geduldig hinnehmen:

antes con la mano mesma vos sacára las entrañas

(ich würde vielmehr hier mit dieser [selben] Hand euch die Eingeweide entreißen). Lächerlich übersetzt Hr. D.:

Denn mit diesem bloßen Arme würd' ich dich sogleich erschlagen.

Auch ist es durchaus verkehrt, wenn er den Cid seinen Vater duzen läßt. Diego Lainez, erfreut über seines Sohnes ritterliches Ehrgefühl

contóle su agravio, y dióle su bendicion, y la espada,
con que dió al conde la muerte, y principió á sus fazañas.

Die Worte hat Hr. D. natürlich nicht misverstehen können; dennoch ist seine Uebersetzung verfehlt:

Und er gibt ihm seinen Segen, und erzählt ihm seine Schande.
Hier ein Schwert, den Grafen tödte, so beginnend große Thaten!

Weder die Umstellung in der ersten Zeile ist zu rechtfertigen, noch in der zweiten die Verwandlung der schlichten und wiederum episch vorausdeutenden Erzählung in einen pathetischen Zuruf, der noch dazu hier in dem Munde des Alten, dessen ganzes Sinnen und Denken nur auf die Herstellung seiner Ehre gerichtet ist, wenig angemessen erscheint.

Einem Rec., der am Tadeln seine Lust fände, würde es leicht fallen, aus der großen Menge von Fehlern, die bei mittelmäßiger Sprachkenntniß selbst in hastiger Eile nicht begangen werden konnten, eine Blumenlese besonders lächerlicher Schnitzer zu sammeln; wir begnügen uns, aus den ersten Bogen noch Einiges, beiweitem nicht Alles, oder das am meisten Verfehlte, auszuheben. Folgende Verse der zweiten Romanze:

Faz cuenta, valiente espada, que es de Mudarra, mi brazo,
y que con su brazo riñes, porque suyo es el agravio;

deren Sinn ganz einfach dieser ist: „Denke daran, tapferes Schwert, daß von Mudarra mein Arm stammt, und daß du von seinem Arme geführt kämpfest, da die Beleidigung ihm widerfahren ist (weil sie Einem seines Geschlechts widerfuhr)"; diese leichtverständlichen Verse werden ganz absonderlich also verdeutscht:

Rache nimm, o starkes Schwert von Mudarra, gleich der Rechten,
Die dich fürder führen soll, ist sie gleich mit Schimpf bedeckt.

S. 19: „Dräuend blickst du, Arges denkst du". Es ist kaum begreiflich, wie die spanischen Worte: mal lo miras, mal lo piensas (übel siehst du darauf, d. i. übel nimmst du es in Acht, übel bedenkst du es) so gänzlich misverstanden werden konnten. S. 20:

Doch betracht' ich Don Rodrigo, und dann euch, so mein' ich stets, es
Komme noch die Zeit, wo euer Haß sich wird in Liebe kehren.

Der spanische Text:

Si yo guardo á Don Rodrigo, para vuestro bien lo guardo,
tiempo vendrá que por él convirtais en gozo el llanto,

besagt etwas ganz Anderes: „Wenn ich Don Rodrigo beschütze, so beschütze ich ihn zu eurem Besten; die Zeit wird kommen, wo ihr seinetwegen in Freude die Klage verwandeln werdet."

Und zum Saale kommt ein Bote, den Doña Urraca sendet,
Nimmt den König bei dem Arme, daß er zur Infantin gehe.

Auch wer das Original nicht kennt, dem muß diese Vertraulichkeit des Boten auffallen; sie kommt aber ganz auf Hrn. D.'s Rechnung, da im Spanischen gesagt wird: asióla del brazo el rey; donde está la infanta entraron, d. i.: „der König ergriff sie (Ximena) am Arme; zur Infantin begaben sie sich". Auf derselben Seite werden in der folgenden (achten) Romanze die Worte:

Soltólos de la prision do metidos los tenia

(er entließ sie aus der Haft, wo er sie eingeschlossen hielt) also gegeben: „Und er löst sie aus der Haft, wo er hielt die sehr erschrocknen". Hat die Noth der Assonanz die Mohrenkönige zu sehr erschrockenen gemacht, so ist dies wenigstens eine schlechte Aushülfe; aber fast müssen wir vermuthen, daß dem Uebersetzer bei metidos das lateinische metuere vorgeschwebt habe; und dies wäre denn allerdings sehr zum Erschrecken. Bald darauf hat Hr. D. in den Worten:

Vengoos á pedir merced que me fagais este dia

(ich komme, euch um eine Gnade zu bitten, die ihr mir heute erzeigen sollt) den Subjunctiv fagais übersehen, was eben bei sicherer Kenntniß unmöglich ist, indem er also übersetzt:

Komme nun, um Das zu bitten, was ihr damals geben wolltet.

Am allerschlimmsten ist es, wenn Hr. D. uns vollständigen Unsinn darbietet, wie z. B. S. 35 zum Beschluß einer Romanze, wo man ganz besonders einen Kernschuß erwartet, sein Schuß ganz ins Blaue geht. Der König verspricht Ximenen für das Kind, mit dem sie schwanger geht, reiche Gaben, und beschließt dann seinen Brief mit den Worten:

Con esto ceso, señora, y no de estar suplicando
á la Virgen, vos alumbre en los peligros del parto,

d. i.: „Hiermit höre ich auf (zu schreiben), aber nicht zur Jungfrau zu bitten, daß sie euch beistehe in den Gefahren der Geburt“. Statt dessen wird hier folgender Trumpf ausgespielt:

Und mit dem Geschenk, Señora, nicht zur heil'gen Jungfrau bittend,
Glaub' ich zu versüßen euch die Schmerzen der Geburt, die bittern.

Aber in der That, es ist widerlich, auch nur auf diese Weise, wobei wir sehr Vieles übergangen haben, in der Correctur dieses Specimens fortzufahren; doch können wir den Lesern nicht vorenthalten, daß S. 24 in einer überhaupt gänzlich misverstandenen Stelle aus „goldenen Jahrhunderten“ (siglos dorados) „goldene Stickereien“ geworden sind.

(Der Beschluß folgt.)

P. F. Tissot und die französischen Revolutionen.

Der Akademiker Tissot, ein Mann von politischer Erfahrung und großem literarischen Rufe, hat dem Publicum unter dem Titel: „Histoire de la révolution française, depuis 89 j'usqu' a l'empire“, eine neue und vollständige Darstellung der merkwürdigsten Epoche der neuern Zeit versprochen. Da es wol nicht angemessen mehr ist, besondere Abhandlungen über so oft dagewesene Erscheinungen zu schreiben, so begnüge ich mich, Ihnen eine kurze Analyse der Tendenz derselben, basirt auf die mir eben zugehenden ersten Lieferungen, zu entwerfen.

Tissot ist ein Lobredner der Revolutionen, er sucht ihre schöne Seite hervor und übergeht und beschönigt die schlechte. Schon in seiner Vorrede sagt er: „J'ai embrassé, j'ai servi, j'ai defendu la révolution, je vais lui payer un dernier tribut“. Dies hat mir eben nicht die beste Idee von seiner historischen Unparteilichkeit beigebracht. Wenn ein Mann wie er Augenzeuge, actives oder passives Werkzeug eines so imposanten und blutigen Dramas war, so kann man es ihm wol schwerlich aufs Wort glauben, daß die Begebenheiten seinen Enthusiasmus nicht ein bischen abgekühlt und günstiger für die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, das heißt für ein ruhiges gesetzliches Fortschreiten gestimmt haben. Angenommen ist nur, daß ein gewisser Grad von Despotismus, daß ein Zusammentreffen von Umständen das Jahr 1789 erzeugten; die Extreme, die in der Freiheit Flegeljahren darauf entstanden, können sich nur beklagen, niemals entschuldigen, nur als unvermeidliche Uebel, niemals als nothwendige Greuel anführen lassen. Wer ist Tissot, wer war Tissot? Ist er ein Constitutioneller oder ein Republikaner? Hierüber gibt er selbst keine kategorische Antwort, wol aber sein Buch. Und also sage ich: er ist ein Republikaner, aber ein tugendhafter, ein theoretischer, der die constitutionelle Monarchie als gradus comparativus, als Brücke braucht, um zu der Demokratie zu gelangen. Es gibt viel Leute seines Gleichen in Frankreich. Sie fühlen sich überzeugt, es müsse, da Alles vorwärts oder rückwärts gehe, zum Ideale einer Staatsverfassung kommen, und adoptiren vor der Hand Gesetze und Gewalten, ohne darüber nachzudenken. Diese scheinbar indifferenten Menschen sind die gefährlichsten Feinde der Regierung; denn sie unternehmen nichts und warten, bis die Lavine stürzt, um die darunter begrabenen Schätze ans Licht zu ziehen.

Es ist nicht rathsam, den Franzosen des 19. Jahrhunderts Revolutionsgeschichten auf Goldpapier zu schreiben. Ihre revolutionnaire Zeit ist doch einmal vorbei, und die Apathie schmerzt und reizt zu siechen Bestrebungen. Tissot kann jetzt ein schlechter Doctor werden, um so schlechter, da er die Freiheit allopathisch verschreibt in einem Augenblick, wo Hahnemann überall glückliche Kuren macht. Ich habe mir die Phantasie erhitzt, als ich seine Hefte las, und nun es vorbei ist, und ich hinaus ins phlegmatische trockene Philisterleben trete, wird mir davon ganz schwindelig und so brechweinsteinartig, daß ich vor lauter politischer Nüchternheit mir einbilden könnte, ich hätte die Revolution blos geträumt und ihr und Tissot's Optimismus seien der große Fisch des Tobias, der mir die Augen geöffnet.

Ich will aber nicht Tissot's Talent, ich will nicht einmal sein Buch anfeinden. Es ist ganz schön geschrieben, und es befinden sich, abgesehen von der Tendenz im Allgemeinen, die nicht die eines Historikers ist, darin außerordentlich ansprechende Wahrheiten, gute Lehren, gute Reflexionen, ja sogar hier und da — man erwäge, daß ich das Ganze noch nicht kenne — eine grundgescheite Politik. Wenn er unter Anderm sagt: „Frankreich, im Zustande der Anarchie, hat der Welt gezeigt, daß ein Volk, daß eine Masse nichts weniger als schwach sei, wenn sie allein steht; denn dies Frankreich, dem Europa Vertilgung schwur wie einst Hannibal den Römern, kämpfte in seiner Verzweiflung mit allen Waffen, die ihm zu Händen kamen, und die es, merkt es, ihr Weltbeherrscher, im Arsenal der Könige nahm“: so muß auch der ärgste Gegner der Revolutionen ihm beipflichten und das gewaltige Weltgericht eines alles dominirenden politischen Elementes anerkennen.

Zur Unterstützung seiner Ansicht über die Revolution sagt Tissot: „Vor der Revolution waren wir Unterthanen eines Herrn; jetzt sind wir blos Unterthanen des Gesetzes. Vor der Revolution ruhte die Souverainetät in der Person eines Mannes; jetzt besitzt sie die ganze Nation. Unter der alten Regierung litten Handel, Ackerbau und Industrie unter Servituten; das neue Regime zerstörte sie. Die Ignoranz ist das Capitalübel der Staaten, sie ist durch die Revolution und seit derselben fort und fort durch Unterricht und Presse gemindert worden. Das Mittelalter, das alte Königthum unterwarfen Glück und Leben der Menschen der Willkür und Ungerechtigkeit; die Revolution und Napoleon, ihr großen Abgeordneter, gaben uns gleichgeltende Gesetze, die alle Welt versteht und für Recht erkennt; und endlich war es dieselbe Revolution, die Frankreich verkörperte zu einem wahrhaften unbesiegbaren Ganzen, die aus dem Volke eine Familie und aus sechs Millionen Sklaven, einst den Thieren gleich geachtet und verhandelt, ebensoviel freie Bürger und glückliche Menschen machte.“ Man wird hierbei nicht vergessen, daß der Verf. Franzose ist und sich in seinem Glücke nicht des Unheils erinnert, das aus der Revolution für die übrige civilisirte Welt entstand. Ich sage des Unheils, weil ich einmal die Wunden, die 30jährige Kriege Europa und insbesondere Deutschland schlugen, nicht mit dem Balsam der Civilisation Bonaparte's heilen kann. Diese glückliche unglückliche Civilisation hat uns geistesfrei und zugleich zu neuen Sklaven neuer politischer Bedürfnisse gemacht.

Ich höre die Franzosen gern über fremde Dinge, über das Ausland, seine Politik, Literatur und Kunst sprechen. Man muß sie bei dieser Arbeit bewundern, nicht etwa weil sie den Nagel auf den Kopf treffen oder originelle, uns unbekannte Ansichten zum Vorschein bringen, sondern weil sie insgesammt auf einer Saite fideln und die große Melodie des Je ne le sais pas, nous le ne savons pas ohne Unterlaß fortspielen. Es ist der sonderbarste Paganinismus von der Welt, aber immer ein solcher. Es kann nicht Jedermann auf eine classische Weise sagen, daß er schlecht unterrichtet ist. Das ist eine Virtuosität. Hören wir, wie uns da hinterm Rhein der pariser Akademiker das Horoskop stellt. Er sagt:

„Europa ist in zwei Theile getheilt. Der eine Theil hat die Freiheit, der andere will sie haben. Der Krieg, der uns von den Königen erklärt wird, muß sich in eine Conspiration zu unsern Gunsten verwandeln, welche ein großes Feuer im Osten ansteckt. Der Friede ist nicht gefährlich, aber er gibt dem Absolutisten keine Garantie, weil er weiß, daß die Völker sich nicht immer täuschen lassen. Die Furcht führt sie zum Versuch, der Versuch ins Verderben. Zu Luther's Zeit wollte Eu-

ropa eine kirchliche Reform, und dies verursachte eine allgemeine Störung der Harmonie. Jetzt wünscht Jedermann die Freiheit — Die ausgenommen, welche sie nicht wünschen, weil sie sie nicht kennen —, hieraus folgt, daß, wenn einmal eine herrschende Idee das Jahrhundert ergriff, ihre Souverainetät unausbleiblich ist, daß sie sofort Befehle gibt, die Gesetzeskraft haben". Das ist doch gar zu theoretisch und ich bin bange, man würde selbst in Frankreich schlechte Geschäfte machen, wenn man auf die Rechnung des Herrn Tissot hin den König Louis Philipp absetzte, versteht sich in der öffentlich in den Gassen ausgesprochenen Meinung, die herrschende Idee sei für die Republik und das Volk würde und könne sich des Thrones nicht mehr annehmen. Herr Tissot ist dem Präceptor Robespierre das Lehrgeld nicht schuldig geblieben und hat vielleicht gar von Marat die Accolade bekommen.

Das Folgende ist aber nicht ohne und verdient als Theses allerwärts angeschlagen zu werden, da es außer seiner Tugend kein Fünkchen gefährliche Wahrheit enthält: „Es sind nicht immer Revolutionen, durch welche das Volk seine Wünsche an den Tag legt, hierzu sind allein die südlichen Länder oder die großen Städte mit ihrer Million beisammenwohnender Menschen fähig, wenn sie augenblicklich heftig gereizt und in Bewegung gesetzt werden. Andere Völker von milderem Charakter oder größerm Phlegma oder reiferer Denkungsart sprechen durch eine gewisse allgemeine Unzufriedenheitsäußerung, ja sogar durch die Furcht und die Hochachtung, die sie ihrem Fürsten erweisen. Diese Völker lieben einen Friedensvertrag mit der Weisheit, der Humanität, dem Glauben und der Tapferkeit, wie wir es in Deutschland sehen. Sie haben sich von jeher der Oligarchie und Aristokratie widersetzt und eine Anhänglichkeit an ein Staatsoberhaupt an den Tag gelegt, das alsdann eine gewisse Freiheit gestattete. Diese Freiheit ist es, die die Völker selbst barbarischer Abkunft reclamiren, und die jetzt das ganze Ausland wiederum nach dem Grade seiner politischen und intellectuellen Fortschritte verlangt. Muß es ein König sein, der herrscht, so erhebe er das Gesetz zum Souverain und die bürgerliche Freiheit zur Mitregentin, und dem Bedürfniß der Zeit ist Genüge geleistet." Ich habe diese Stelle mit Auslassungen übersetzt und immer den bessern Sinn darin gelassen. Im Allgemeinen ist das Werk für Deutschlands Publicum zu heiß. Daß es in Frankreich Leser findet, bedarf keiner Frage. Man will dort jetzt an der Literatur erwarmen, um das Holz zu sparen. Ich selbst zünde täglich mein Feuer mit Maculatur an, und mir bangt ordentlich vor dem Gedanken, daß Tissot, der mir gestern den Kopf echauffirte, in einigen Jahren und noch früher in meinem Kamine brenne. In Paris kann das Royalisten und Republikanern an einem Tage begegnen. 29.

Pompeji. Erster Band in zwei Abtheilungen, enthaltend die öffentlichen Gebäude, u. s. w. Mit 174 Abbildungen. Leipzig, Baumgärtner. 1834. Gr. 12. 2 Thlr.

Der ungenannte Verf. der vorliegenden Bearbeitung wollte durch dieselbe dem Mangel an allgemein verbreiteter Kenntniß über Pompeji und dessen Ausgrabungen abhelfen, da sich diese Kenntniß fast nur auf kurze und zerstreute Bemerkungen der Reisenden beschränkt habe, indem die, von Fremden besorgten, gründlichen und prächtigen Werke über Pompeji wegen ihres hohen Preises nur Wenigen zugänglich seien. Er selbst hat bei seiner Arbeit, wie er bemerkt, vorzüglich die Werke von Mazois, Gell und Donaldson, sowie das „Museo Borbonico" benutzt; außerdem auch die zahlreichen, an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen des Architekten William Clarke. Die dem vorliegenden ersten Bande beigefügten Abbildungen sind theils nach den Originalen, theils nach den, in obenangeführten Werken enthaltenen Kupfertafeln. Nach einer geschichtlichen Einleitung, welche sich in den drei ersten Capiteln mit der Geschichte des Vesuvs, mit historischen Nachrichten über Pompeji, mit der Lage und dem Gebiete von Pompeji, sowie mit dessen Zerstörung und Wiederentdeckung beschäftigt, haben die übrigen sechs Capitel es mit den öffentlichen Gebäuden Pompejis, wie sie jetzt ausgegraben worden, und zwar mit den Mauern und Thoren, mit den Straßen, dem Forum, den 1824 ausgegrabenen Bädern, dem Theater, endlich mit dem Amphitheater zu thun. Dabei macht der Bearbeiter hier und da gelegentliche Bemerkungen über Punkte, welche mit der Geschichte oder den Ortsalterthümern in Verbindung stehen, sowie er Notizen über die merkwürdigsten und wichtigsten bis jetzt aufgefundenen Gegenstände gibt, auf welche letztere sich auch viele der beigefügten Abbildungen beziehen. Jene gelegentlichen Bemerkungen, z. B. bei den Mauern Pompeji's über die cyklopischen Mauern in Tiryns und Mycenä, über die Cyklopen, ja selbst über eine Art kleiner cyklopischer Mauern im Norden von England u. s. w., sind jedoch bisweilen, als gar zu fremdartig, hier nur störend; theils könnten sie auch füglich als unnöthig, und weil sie, z. B. über dorische, ionische und korinthische Säulenordnung, billig als bekannt vorausgesetzt werden müssen, ganz fehlen. Das Buch wird durch dergleichen unnöthig erweitert und vertheuert, und es handelt sich ja auch hier nur um Pompeji und dessen Ausgrabungen. Dagegen hätte im dritten Capitel wol der, von dem Franzosen Du Theil angestellten, mit Gründen unterstützten und z. B. von dem deutschen Archäologen Böttiger nicht als unstatthaft bezeichneten Vermuthung gedacht werden sollen, daß Pompeji nicht im J. 79, sondern erst später im fünften Jahrh. nach Chr. Geb. verschüttet worden sei. — Der zweite Band wird sich mit den Wohnhäusern und den Privatgebräuchen ihrer Bewohner beschäftigen; das Ganze aber kann, soweit sich nach dem ersten Bande urtheilen läßt, dem angegebenen Zwecke genügen, würde dies jedoch in erhöhtem Maße, wenn sich die Bearbeitung streng darauf beschränkt hätte und demnach alles Fremdartige ausgeschieden worden wäre. 17.

Literarische Notizen.

Sehr interessant und reich an Reiseabenteuern sind Victor Jacquemont's „Lettres sur l'Inde" (2 Bde. Paris 1833). J. wurde von der französischen Regierung nach Indien geschickt und starb 1832 zu Bombay. Er bereiste Kaschemir, Lahore und das Himalajahgebirge.

Aufmerksamkeit erregt Bailleul's Schrift: „Histoire de Napoléon; études sur les causes de son élévation" (2 Bde. Paris 1834).

Eine neue Ausgabe der „Oeuvres de Millevoye" (2 Bde. Paris 1834) ist mit einer Biographie des Dichters von Pongerville begleitet.

Michelet hat den ersten und zweiten Band seiner „Histoire de France" herausgegeben, welche den historischen Stoff ebenso geistvoll auffaßt als darstellt. Ausgezeichnet ist hier besonders die Schilderung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse des Mittelalters.

Scribe's neuestes Lustspiel: „Bertrand et Raton", war bis zu Ende des Decembers 1833 21 mal auf dem Théâtre français aufgeführt worden. Der Gegenstand ist die dänische Hofrevolution gegen Struensee. 2.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 53. — 22. Februar 1834.

Der Cid 2c. Von F. M. Duttenhofer.

(Beschluß aus Nr. 52.)

Waren wir genöthigt, die allzugeringe Sprachkenntniß des Hrn. Duttenhofer, der gar zu oft blind in den Topf greift und Nieten zieht, unverhohlen zu rügen, so freuen wir uns, über den Sinn, mit dem er Geist und Ton des Originals erfaßt hat, und über seine technische Geschicklichkeit günstiger urtheilen zu können. Viele einzelne Stellen sind in der That recht gut übersetzt und lassen wirkliches Uebersetzertalent, das freilich sehr der Ausbildung bedarf, erkennen; andere hingegen lehren, daß Hr. D., ohne klares und überall sicheres Bewußtsein seiner Aufgabe, und ohne die Eigenthümlichkeit der alten Gesänge, die er nachzubilden bestrebt ist, hinlänglich studirt zu haben, an sein Werk gegangen ist. Das bloße Bestreben, wörtlich zu übersetzen, das überdies bei Hrn. D., der in der Unsicherheit seiner Sprachkenntniß allzuoft um den Sinn der Worte ungewiß herumtastet, statt ihn mit fester Hand zu erfassen, nur in geringem Grade zu finden ist, diese mechanische Bemühung des Copirens reicht nicht aus. Der Uebersetzer muß die Individualität des Werks, das er nachbilden will, mit künstlerischem Sinne in sich aufnehmen, sich in dasselbe durch aneignendes Studium so einleben, daß ihn überall ein untrügliches Gefühl des Angemessenen leitet und Störendes und Mistöniges ihn gar nicht berührt. Der Uebersetzer dieser Romanzen mußte vor Allem sich der modernen Künstlichkeit und Sentimentalität entäußern und die epische Einfachheit dieser alten Paesie rein empfinden. Und dies ist es, was wir bei Hrn. D. vermissen. Wenn der Text comer pan, „Brot essen", sagt, so schwächt er den epischen Ausdruck ohne alle Befugniß in das abstractere „essen" ab; wenn in der neunten Romanze, wo der Cid sich zur Hochzeit kleidet, erzählt wird, sein Wehrgehänge habe vier Quartos gekostet, so findet er für gut, nichts davon zu sagen; ebendaselbst trägt Ximena ein Halsband von acht Schaumünzen, woran ein heil. Michael hängt, welches man eine Stadt werth schätzte, nur was die Arbeit betrifft (solamente de las manos): Hr. D. unterschlägt uns diese charakteristische Ausführlichkeit und bietet uns dafür:

> Eine große, goldne Kette mit acht Münzen, wo der heil'ge
> Michael gepräget hing, schlang sie um den Hals, den weißen.

Schlimmer noch als diese Willkürlichkeit ist es, wenn der Uebersetzer den Ton der alten Poesie, deren Herrlichkeit sich eben darin zeigt, daß sie die Kraft der Thaten und der Gefühle in schlichten und mäßigen Worten offenbart, durch pomphafte Prachtworte, oder, während er vor der scheinbaren Tautologie des epischen Styls hier und da sehr ungegründete Scheu trägt, durch leere Phrasen verfälscht. Hierher gehört z. B. das Aufschwellen eines ganz einfachen „vorangehen" zu einem „schützend voranwallen"; oder wenn poderoso fast lächerlich „gewaltig mächtig" heißt; oder wenn Ximena, statt ruhig zu erzählen, der Cid sei, wenn er heim zu ihr kehre, so blutig, „daß es Furcht macht, ihn anzusehen" (que pone pavor mirallo), mit hohler Redseligkeit berichtet: er kommt „mit Blut bemakelt, daß in Bangen ich erbleiche, Grausen mich und Furcht erfasset" (S. 30). Am schlimmsten ist es, wenn die hehren Gestalten der Gedichte durch schwächliche Sentimentalität verunstaltet werden. In der neunten Romanze spricht der Cid mit männlichen Worten zu Ximenen: „Ich erschlug einen Mann, und einen Mann bin ich schuldig; hier stehe ich zu deinem Befehl"; bei Hrn. D. flüstert er schmachtend: „Starb dir Der, hier ist nun Einer, der sich liebend zu dir neiget". Völlig abgeschmackt ist es, wenn der hohe Cid und Ximena S. 23 spießbürgerlich „ein Pärchen" genannt werden.

Die Assonanzen sind im Allgemeinen mit Geschick behandelt, der Versbau ist oft ungelenk; tadelnswerth ist es, daß der Uebersetzer sehr häufig die nichtassonirenden Verse männlich schließt, oder, wie wir, der Grimm'schen Annahme epischer Langzeilen völlig zugethan, lieber sagen, daß er häufig stumpfe Cäsuren gibt statt der klingenden des Originals. Hierdurch hat er die kräftige Wirkung der stumpfen Cäsuren an ihrer rechten Stelle geschwächt, und diese Willkürlichkeit ist um so mehr zu misbilligen, je deutlicher es bei näherer Prüfung wird, daß beiweitem die meisten stumpfen (männlichen) Cäsuren des Originals sich auf ursprünglich klingende zurückführen lassen, amar auf amare u. s. w.

Wir beschließen diese Anzeige mit der Mittheilung der sechsten Romanze im Original und in Hrn. D.'s Uebersetzung. Wenn wir eine Nachbildung, die wir selbst versucht haben, hinzufügen, so geschieht dies nicht, um Hrn. D. etwa ein Muster vorzuhalten, sondern damit durch Vergleichung Manches erhelle, dessen Auseinandersetzung

die Leser belästigen würde. Die Romanze ist eine der leichtesten; was Hr. D. im Sinn und Ton verfehlt, und die Ungenauigkeit, die er sich erlaubt hat, wird leicht bemerklich sein.

En Burgos está el buen rey,	Dort in Burgos sitzt der gute
asentado á su yantare,	König vor der Mittagstafel,
cuando la Ximena Gomez	Als Fräulein Ximena Gomez
se le vino á querellare.	Zu ihm kommt, sich zu beklagen.
Cubierta toda de luto,	In der schwarzen Seidenhaube,
tocas de negro cendale,	Und bedeckt mit Staub und Asche,
las rodillas por el suelo,	Kniet sie vor ihm auf den Boden
comenzára de fablare:	Und beginnt dies Wort der Klage:
“Con mancilla vivo, rey,	„Herr, schon starb mir meine Mutter,
con ella murió mi madre;	Und mein Herz ist hart geschlagen,
cada dia que amanece	Denn ich muß, so oft es taget,
veo al que mató a mi padre	Seh'n den Mörder meines Vaters,
caballero en un caballo,	Hoch zu Roß, als stolzen Ritter,
y en su mano un gavilane:	Tragend auf der Faust den Falken;
por facerme mas despecho	Und um recht mich zu bekümmern,
cébalo en mi palomare:	Beizt er nach dem Taubenschlage,
mátame mis palomillas	Meine Täubchen mir ertödtend,
criadas, y por criare;	Daß vom Blute der Erschlag'nen
la sangre que sale dellas	Ist dies Kleid noch blutig roth.
teñido me ha mi briale,	Alles dieses schreit um Rache,
envíoselo á decire,	Und es zwingt mich, dir zu drohen,
envíame á amenazare:	Und es zwingt mich, dir zu sagen:
Rey que non face justicia	Jeder Fürst, der nicht gerecht ist,
non debiera de reinare,	Soll nicht Kron' und Scepter haben,
nin cabalgar en caballo,	Soll nicht mit der Kön'gin sprechen,
nin con la reina fablare,	Noch zu Pferd zu sitzen wagen,
nin comer pan á manteles	Soll nicht essen auf dem Tischtuch,
nin menos armas armare.”	Nimmermehr auch Waffen tragen!“ —
El rey cuando aquesto oyera	Als der König solches hörte,
comenzara de pensare:	So zu denken nun begann er:
“Si yo prendo ó mato al Cid	„Zwar wird sich der Hof empören,
mis cortes revolveranse;	Wenn ich tödt' ihn oder fange;
pues si lo dejo de hacer	Doch Gott wird mich einst d'rum fordern,
Dios me lo ha de demandare:	Wenn ich dieses unterlasse.
mandarle quiero una carta,	Will ihm d'rob ein Schreiben senden,
mandarle quiero llamare.”	Will ihn zu mir rufen lassen.“ —
Las palabras no son dichas,	Kaum gesagt, so ist's gethan,
la carta camino vae,	Und der Brief geht seine Straße;
mensagero que la lleva	Und der Bote, der ihn träget,
dado la habia á su padre.	Bringt ihn zu Rodrigo's Vater.
Cuando el Cid aquesto supo	Doch der Cid beginnt zu sprechen,
asi comenzó a fablare:	Da er solches hat erfahren:
“Malas mañas habeis, conde,	„Schlimmes führet man im Schilde,
non vos las puedo quitare,	Daß ich nicht von euch erlange,
que la carta que el rey vos manda	Daß ihr mir des Königs Brief
non me la quereis mostrare.”	Zeiget.“ Und es spricht der Alte:
“Non era nada mi fijo,	„Es ist nichts, mein lieber Sohn,
si non que vades allae:	Wenn ihr nicht zum König wandert;
fincad vos acá mi fijo,	Ich muß nun statt eu'rer geh'n,
que yo iré en vuestro logare.”	Und ihr müßt allhier verharren.“
“Nunca Dios lo tal qui siere,	„Mög' es Gott und seiner Mutter,
nin santa Maria su madre,	Sanct Maria, nie gefallen,
sinó que donde vos fuéredes	Mich zu hindern, wo ihr seid
tengo yo de ir adelante.”	Schützend vor euch her zu wallen.“

Dort in Burgos sitzt der gute König bei dem Mittagsmahle,
Und es tritt Ximena Gomez vor ihn hin, sich zu beklagen.
Ganz bedeckt mit Trauerkleidern, ihre Haube schwarzer Taffet,
Ihre Knie gebeugt zum Boden, fängt sie also an zu klagen:
„Herr, ich muß in Jammer leben, meine Mutter starb in Jammer;
Jeden Tag, der anbricht, seh' ich Den, der mir erschlug den Vater,
Ritterlich auf einem Rosse und auf seiner Hand den Falken.
Und damit er recht mich kränke, beizt er nach dem Taubenschlage,
Tödtet also meine Täublein, unerwachs'ne und erwachs'ne,
Mit dem Blut, das sie vergossen, sind gefärbt mir die Gewänder
Und ich ließ ihm dies vermelden; und er hat mir droben lassen:
König, der nicht pflegt des Rechtes, sollte nimmer Krone tragen,
Sollte reiten nicht auf Rossen, nicht der Königin sich nahen,
Brot nicht essen auf dem Tischtuch, und sich nicht mit Waffen wappnen.“
Als der König dies vernommen, hatt' er solcherlei Gedanken:
„Fang' ich oder tödt' ich ihn, bringt's in Aufruhr die Vasallen;
Aber unterlass' ich es, wird mich Gott darum befragen.
Will an ihn ein Schreiben senden, will ihn zu mir rufen lassen.“
Kaum gesprochen sind die Worte, und der Brief geht seine Straßen;
Der ihn mit sich trägt, der Bote, hat gebracht ihn seinem Vater.
Als der Cid dies hat vernommen, hob er an, und also sprach er:
„Ueble Bräuche, Graf, begeht ihr — und ich muß dabei euch lassen —,
Daß den Brief ihr nicht mir zeiget, den an euch der König sandte.“
„Es ist nichts, mein Sohn, nur daß ihr dorthin kommet, dies verlangt er;
Aber bleibt, mein Sohn, zur Stelle; sollt für euch mich gehen lassen.“
„Solches wolle Gott verhüten, Sanct Maria auch in Gnaden,
Denn allwo ihr euch befindet, muß ich immer euch vorangehn.“

45.

Ungarn, das Reich, Land und Volk, wie es ist. Mit freimüthiger Beleuchtung der ungarischen Reichstagsverhandlungen in den Jahren 1830, 1832, 1833, von Hans Normann. Zwei Bände. Leipzig, Literar. Museum. 1833. 8. 2 Thlr.

Eine strenge, aber gerechte Kritik hat das Gemälde von Oestreich, das der Verf. im vorigen Jahre herausgab, gewürdigt und die Gedanken- und Geschmacklosigkeit nachgewiesen, womit diese Schrift verfaßt war. Jetzt tritt uns der Verf. wieder mit einem Bilde von Ungarn an, das jedoch auf etwas mehr Würdigung Anspruch macht als jenes. Er scheint etwas in dem Glauben an seine Wichtigkeit und Untrüglichkeit eingebüßt zu haben, spricht gemäßigter und vernünftiger, und vor allen Dingen hat er die niedrigen und geschmacklosen Ausfälle [illegible] bei Seite gelassen, welche sein früheres Bild widerwärtig machten. Sei es nun, daß er selbst zur Einsicht gelangt ist, wie verdient und gerecht das Urtheil d. Bl. (Nr. 149 f. 1833) über jene erste Arbeit war, oder daß er durch das Beispiel mehrer seitdem erschienenen trefflichen Schriften über Ungarn, unter denen wir nur an Ellrich's geistvolle „Bilder“ erinnern, zu Wahrheit und Maß zurückgeführt worden sei; genug, dies Gemälde von Ungarn ist wenigstens erträglich und hier und da sogar erfreulich genug, um uns zu näherer Ansicht aufzufodern. Die offen bekannte Absicht des Verf. ist freilich eine vorn herein parteinehmende, und wir müssen also auch hier wieder auf Übertreibung und Wahrheitswidrigkeit gefaßt sein; inzwischen ist in diesen Fehlern doch ein gewisses Maß beobachtet, und Alles geht wenigstens schicklich her. Jene Absicht ist die: an der ungarischen Nationaluntugend — einer ungemessenen Arroganz und einem blinden Volksdünkel — „etwas zu waschen“, wie der Verf. [illegible] Nebenher sieht man wol, daß er Revanche nimmt für manche Unbill, die seinen östreichischen Landsleuten in Ungarn begegnet; indeß halten wir diese Unbill durch den Verlust aller Nationalselbständigkeit für hinreichend vergolten und glauben eher, daß der Oestreicher viel Ursache habe, sich über seinen ungarischen Leibdiener zu beklagen. Der Ungar läßt sich noch heute, [illegible] seit zweihundert Jahren, das östreichische Regierungssystem [illegible] gefallen, vorausgesetzt, daß Cabinet und Ministerium ihn zu behandeln und die große Wiege der Nationaleitelkeit in eine [illegible] Bewegung zu setzen verstehen, und dies dächten wir, [illegible] viel, als man nur irgend von einem loyalen Volk [illegible] kann. Die guten Italiener würden gar nicht mehr [illegible] aber ihnen wird es nicht so gut, vielleicht weil sie keine [illegible]schen Reichstage haben. Nationalstolz ist eine schöne Tugend, aber Nationaleitelkeit ist die Todsünde der Völker; und an dieser Sünde laboriren die Ungarn und mit ihnen ihre Halbbrüder.

die slawischen Völker. In Wien weiß das jeder geheime und nichtgeheime Hofkanzellist; daher denn 29. November-Scenen daselbst kein Mensch zu fürchten hat. Divide et impera! ist eine jetzt veraltete unbrauchbare Staatsmaxime, welche durch die viel bessere und allgemein anwendbare: „Schmeichle und herrsche!" ersetzt wird. Selbst der Nachfolger jenes großen „l'état c'est moi!" hat diese Maxime in seinen alten Tagen erlernen müssen, und wenn Europa dermalen einer leidlichen Ruhe genießt, so hat es dies ausschließlich diesem schönen Satze moderner Staatsweisheit zu danken. Doch wir gerathen in einen Excurs politischer Naturphilosophie — zurück daher zu unsern Ungarn, welche viel zu eitel sind, als daß sie je Philosophen sein könnten. Was wir soeben von der Art sagten, wie die Ungarn regiert werden, sagt ungefähr auch unser Verf., nachdem er auf etwa 90 Seiten ein wohl übersichtliches Bild vom Lande, seinen Merkwürdigkeiten und seiner merkwürdigen Bevölkerung gegeben hat. Den Volkscharakter anatomisirt er in folgende Bestandtheile: Stolz und Grausamkeit, in denen der Ungar dem Spanier gleich ist; aus ihnen wie bei jenem Haß und Verachtung alles Fremden, daher auf Seiten seiner Regierer: Feinheit und Unaufrichtigkeit, als nothwendige, aber natürliche Gegenmittel. Joseph II. war der einzige Regent, der es mit den Ungarn aufrichtig wohlmeinte; aber in diesem Bewußtsein wußte er nicht zu schmeicheln und verdarb Alles. Die alberne Selbstbewunderung der Ungarn haßte den Wohlthäter und ruhte nicht eher, bis er sterbend alle seine Wohlthaten von den Undankbaren zurückfoderte; die gerühmte Freiheitsliebe der Ungarn ist nichts als leere Affectation, maßlose Selbstliebe; sie vermischt sich mit aristokratischer Willkür und ist eins mit dem Widerwillen gegen gute Gesetze und tüchtige Policei. Trägheit und Liebe des Alten sind ihre Geschwister, vielleicht ihre Aeltern. Die Zukunft hat keinen Reiz und keine Bedeutung bei dem ungarischen Freiheitsjünger; jeder Schritt rückwärts in der Völkerentwickelung macht ihn jubeln, und dieser Jubel war nie größer, als da Joseph II. sein schönes Werk der Verbesserung ungarischer Volkszustände sterbend mit einem Griff wieder einriß.

Jetzt wissen wir, was wir von der ungarischen Freiheitsliebe zu halten haben, und noch besser weiß man es in Wien und der „Oestreichische Beobachter" ist ein gar feiner, tiefsehender und kluger Mann. Im Uebrigen ist der Ungar aller Tugenden und aller Laster voll, wie ein Naturmensch überhaupt. Er ist gastfrei und — geizig, großmüthig und — grausam, froh und — mürrisch, tapfer und — abergläubisch furchtsam. Was ist da zu machen? — Alles! — Heftig und südlich reizbar, ist er unbesonnen offen wie der Pole. Beim ersten Glase Wein strömt sein Herz über; er vergießt sein Blut für dich, den er im nächsten Augenblicke mishandelt; das Leben stürmt und gährt bei ihm, weil seine Kraft sich richtungslos vergeudet. Diese Kraft concentrirt sich beim gemeinen Manne in seinen Tänzen und in seinen Flüchen; beim Reichen in Willkür, Despotie gegen seine Untergebenen und lächerliche Anmaßung in Wien, wo man ihn auslacht, indem man ihm schmeichelt. Gesetzlich und seinem geschriebenen Rechte nach ist der ungarische Bauer frei, und seine Dienste sind mäßig; aber kein Mensch kümmert sich um Gesetz und geschriebenes Recht. So lange er vor Gericht nur in Contractsachen in eignem Namen wider den Edelmann auftreten, in allen übrigen Rechtsbeziehungen sich aber durch den Comitatsfiskal u. s. w. vertreten lassen muß, ist diese Freiheit eine Fata Morgana — sie macht ihn nicht einmal des eigenthümlichen Landbesitzes fähig, der dem Edelmann allein vorbehalten ist. Die Haupt- und Grundfreiheiten des Adels sind zahlreich und groß. Vor Gericht sind alle Edle gleich, nur das Homagium (der Geldwerth) des Magnaten wechselt von 400—200 Gulden; ein Plebejer gilt nur 40 Guld. Die Abgaben trägt die „Misera contribuens plebs" fast ausschließlich. Die Hauptfreiheiten dieser „besten Constitution" haben ihren Sitz und Quell in den Comitaten (Kreisständen), wo nur Adelige sitzen, deren Menge jedoch, wie bekannt, unzählbar ist. Wie in Polen, sind ganze Dörfer, die sich vom Schweinehandel nähren, aus Edelleuten zusammengesetzt. Geprügelt kann Jeder werden, nur kein ungarischer Edelmann. Davon erzählt der Verf. eine hübsche Geschichte. Ein fremder reisender Graf prügelt unterwegs seinen Kutscher, der zufällig ein Edelmann ist. Der Kerl schweigt, bis er ans Comitathaus kommt. Hier zeigt er die Sache an, legitimirt sich als Edelmann und hat die Satisfaction, daß sein Graf sofort arretirt, über die Bank gelegt und mit 25 Prügeln beehrt wird. In Ungarn ist die Insurrection ein loyales Institut; man bezeichnet damit den königlichen Landsturm der Edelleute. Bis zum J. 1715 war dies die einzige nationale Heersmacht; seit diesem Jahre ward eine stehende Armee errichtet, 22 Regimenter stark und mit der Insurrection auf 280,000 M. veranschlagt, da jede Adelsfamilie einen Mann zur Insurrection zu stellen hat. Der Gründer der Pandurenmiliz war Franz v. Trenk 1741; ihren Namen leitet der Verf. von der altitalienischen Banderie ab und wol mit Recht.

Der zweite Theil ist ganz den politischen Zuständen des Landes gewidmet. Es ist gar nicht zu leugnen, daß diese Abschnitte lehrreich und mit Besonnenheit geschrieben sind, wenngleich übler Wille sehr sichtbar als Grundton der Besprechung hervortritt. Den Einfluß der vier letzten Regierungen auf Ungarn beleuchtet der Verf. auf 130 S. Die Volksstimmung und die des Adels nimmt 20 S. ein. Dann folgt ein Excurs über Dalmatien und den Beschluß macht ein ideales Bild von Ungarn im J. 1933, aus dem wir, was man jetzt dort wünscht, will und hofft, entnehmen sollen. Hier nun extravagirt der Verf., indem er von einer polnisch-ungarischen Republik spricht. Er vergißt gänzlich den feinen „Oestreichischen Beobachter", der seine Zeit kennt und seine Maßregeln zu nehmen weiß; er vergißt die sarmatische Unbeständigkeit, den stolzen Neid, die Unfriedfertigkeit, Unnachgibigkeit des slawischen Volkscharakters. Kurz, diese Phantasie ist im Grundgedanken und in allen Nebenconsequenzen grundfalsch. Dankbarer sind wir ihm für die ersten Capitel. Der Verf. nennt Joseph einen großen Mann. „Schmach genug für meine Brüder", ruft er aus, „daß ich der einzige Oestreicher bin, der Den groß zu nennen wagt, welcher uns zum ersten Mal die Süßigkeit des Wortes: „Gedankenfreiheit", kosten ließ, der dem Glücke seines Volkes lebte, der es liebte, der für dasselbe starb. Ein Grabdenkmal des großen Kaisers, stehen seine Institute da, zeugen von seinen Großthaten, und ein Garten umgibt es mit Millionen Blumen. Aber der Garten ist das Grab eines Vaters, und seine Kinder stehen auf und begießen die Blumen mit ihren Zähren, denn sie sind verwaist." — Unstreitig war Joseph ein großer Fürst; aber er war kein vorsichtiger. Die Aufhebung der Obergespannswürde in Ungarn und die Einsetzung königl. Commissarien statt ihrer, wie heilsam immer, war gegen die Constitution, gegen die Sitte, und der erste Schritt, der alle seine Reformen in Ungarn verhaßt machte. Von unten herauf, nicht von oben herab mußte das Land reformirt werden. Erst mußte der Landmann Eigenthum und Recht, der Städter Zunftfreiheit erhalten und zuletzt der Edelmann einen Regierer. Dies war unsers Erachtens der große Verstoß, den Joseph beging, der nicht die Gradationen, sondern das letzte Ziel aller Gradationen sogleich erlangen wollte. An dieser Klippe scheiterte sein Glück. Der Aufregung folgte energischer Druck; aber ein Volk ist jedes Widerstandes Sieger, und Joseph mußte sich besiegt erkennen. Freilich war sein System größer, aber das seiner Nachfolger ist staatskluger, und ohne in offene Fehde mit dem Vorrecht zu treten, haben Leopold und Franz viel erreicht, wenn auch nicht so viel, als Joseph wollte. Die merkwürdige „Revocatio ordinationum etc." vom 18. Jan. 1790, noch heute eigentlich ein ungelöstes Räthsel in der Geschichte, dieser beispiellose Todesact Joseph's, der vier Wochen nachher starb (wie der Verf. vermuthen läßt, an Gift), ist eine lange und starke Warnungstafel für alle seine Nachfolger. Der Sieg war erklärt; konnte man sich wundern, daß der Sieger übermüthig wurde? Leopold kam, nachdem er mit Mühe das Toleranzedict aufrecht erhalten, aus der Furcht nicht mehr heraus. Im Westen stürmte es, die Niederlande waren verloren, sollte auch Ungarn verloren gehen?

Unter Franz I. zunächst Stillstand, wenn nicht Rückkehr zum Alten, die Gespanne waren Könige, und da die schwachen Versuche, dem Bürger und dem Bauer aufzuhelfen, in dem Napoleonschen Kriegsfeuer untergingen, große Zärtlichkeit und adelige Zufriedenheit. Daher 1826—30 Krönung des Thronerben nach vielen hochpoetischen Phrasen von uralten, herkömmlichen Rechten, die mitten im allgemeinen Sturm unverletzt geblieben u. s. w. In den Reichstagen von 1832 und 1833 sind die liberalen Propositionen der Regierung allbekannt. Man kennt den Widerspruch, den sie fanden. Ueber die Erleichterung des Bauern verhandeln? Schon der Gedanke war vielen ungarischen Magnaten ein Frevel, Constitutionsverletzung u. dgl. Am 10. Jan. großer Tumult; aber dennoch setzte die Regierung ihr Erbrecht durch, wie sie die Preßfreiheit aufschob, welche die Magnaten seltsamerweise foderten, ohne zu bedenken, daß auch wol ein Nichtadeliger ein Buch schreiben könnte. Ueber die jetzige Stimmung des Landes glauben wir dem Verf. vertrauen zu können. Trotz allen Lärmens, der nur ein Reflex seines Egoismus ist, hängt der ungarische Edelmann derjenigen Regierung an, die ihm seine privilegirte Constitution erhält. Eine einzige unbesonnene Stimme rief auf dem letzten Reichstage aus: Ein Land mit Privilegien sei kein freies Land. Aber 400 Stimmen bedeckten diesen Frevel gegen die Constitution sogleich. Großthun und Lärmen läßt man den Magnaten, weil man weiß, daß man auf ihn rechnen kann, wenn man ihn sonst bei seinen Privilegien schützt; er hat volle Redefreiheit in den Deputationen, ohne daß die Regierung — klug genug — davon im Geringsten Notiz nähme. Die Stimmung des gemeinen Mannes zeigt auf Null — er kennt weder König noch Kaiser —; sein Edelmann ist Gesetz, König, Recht für ihn. Der Bauer hat nur einen Wunsch: den nach dem Besserwerden; aber die Ursachen, warum dieser Wunsch nicht in Erfüllung geht, kennt er nicht. Im Auslande hat man die Vertheidigung der Landessprache und die Verdrängung der deutschen für ein Zeichen des Patriotismus, selbst der Feindseligkeit gegen Östreich gehalten. Sie ist keins von beiden, sondern ein Ausfluß theils adeliger Nationaleitelkeit, theils adeliger Selbstsucht. Die deutsche Sprache hat einen so bedeutenden Einfluß auf die Cultur der Mittelstände ausgeübt, daß die Magnatentafel scheu wurde. Hier drohte dem Alten Gefahr; dieses Vehikel der Civilisation mußte schnell verdrängt werden. Der Wunsch, Dalmatien mit Ungarn vereinigt zu sehen, ist nicht minder ein aristokratisches Verlangen nach Machtausdehnung, und dieser Wunsch wird in Erfüllung gehen, wenn der Reichstag die gefoderten Rekruten (natürlich auf Kosten der misera contribuens plebs) stellt.

So steht es mit der Verfassung und den Freiheiten Ungarns! Es ist nicht zu leugnen, daß der Verf. einen guten Blick hinter den Vorhang thun läßt und wenigstens den französischen Declamatoren beweist, wie unwissend, wie sinnlos sie verfahren, wenn sie den ungarischen Reichstag als mit sich oder der Volksfreiheit im Bunde darstellen. Sein statistischer Anhang über Dalmatien ist der Annahme werth; über die Phantasie: „Ungarn im J. 1933", haben wir schon gesprochen; aber im grellen Widerspruche mit sich selbst scheint uns der Verf. zu stehen, wenn er S. 189 ausruft: „Ungarns Zeit ist ein längst gestorbenes Jahrhundert, ein alter Sommerhut, mit modischen Lappen neu aufgeputzt, ein übertünchtes, baufälliges Gebäude, ein Strom, der sich zurückwindet und an sich selbst vorbeizieht", und dann gleich darauf die Erwartung ausspricht: dieser Strom werde in hundert Jahren riesige Fortschritte zum Ocean der Volksfreiheit, der Intelligenz und der Civilisation machen! — Hierin wird er uns völlig unverständlich.

Was Styl und Darstellung betrifft, so sind beide ohne Zweifel besser, als im „Oestreich" desselben Verf.; rein, geschmackvoll und angenehm sind sie jedoch noch keineswegs; doch schon ein Streben zum Bessern lassen wir niemals unerwähnt. Möchte der Verf. nur seine unnöthigen und geschmackwidrigen Interpellationen, die sich ohnedies von selbst verstehen, für die Zukunft wenigstens ganz weglassen. Sonst ist sein Buch an Dem nicht arm, was man so gewöhnlich politische Fingerzeige, Aufschlüsse u. s. w. nennt, für Jeden, der mit etwas eigner Kritik zu lesen weiß.

46.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

30. **Raumer (Friedrich von)**, Ueber den Anschluß Sachsens an die deutschen Zoll- und Handelsvereine. 8. 2 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

31. **Süßmilch (Friedrich August)**, August Wilhelm von Trosky's Leben und Wirken für die Niederlausitz, mit Benutzung seiner hinterlassenen autobiographischen Nachrichten geschildert. Gr. 8. 4 Bogen auf gutem Druckpap. Geh. 8 Gr.

32. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **Friedrich von Raumer**. Fünfter Jahrgang. Mit Beiträgen von Fr. Förster, Gans, Loebell, Stieglitz, Wachsmuth, und den Faust'schen Bildern aus Auerbachs Keller zu Leipzig. Gr. 12. 19¼ Bogen auf feinem Druckpapier. 1834. Cart. 2 Thlr.

   Erster Jahrgang. Mit Beiträgen von Passow, Raumer, Voigt, Wachler, Wilken, und dem Bildnisse des Cardinals Richelieu. 1830. 19¼ Bogen. 2 Thlr.

   Zweiter Jahrgang. Mit Beiträgen von Denselben und dem Bildnisse Kaiser Maximilian's II. 1831. 25¼ Bogen. 2 Thlr.

   Dritter Jahrgang. Mit Beiträgen von Lorentz, Raumer, Varnhagen von Ense, und dem Bildnisse Kaiser Ferdinand's II. 1832. 23 Bogen. 2 Thlr.

   Vierter Jahrgang. Mit Beiträgen von Gans, Raumer, Varnhagen von Ense, Voigt, Waagen, und dem Bildnisse von Rubens. 1833. 16 Bogen. 1 Thlr. 16 Gr.

33. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1834. Mit dem Bildnisse Zelter's, sechs Stahlstichen nach englischen Gemälden und Beiträgen von Mörike, Rumohr, Joh. Schopenhauer, Tieck. 16. 22½ Bogen auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

   Sämmtliche Jahrgänge der Urania von 1810—29 sind vergriffen.

   Der Jahrgang 1830, mit Uhland's Bildniß, sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten und Beiträgen von Martell, Sartorius, Schopenhauer, Schwab, Tieck. 30½ Bogen. 2 Thlr. 6 Gr.

   Der Jahrgang 1831, mit Cornelius' Bildniß, sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden und Beiträgen von Heyden, Huge, Schefer, Tieck. 31 Bogen. 2 Thlr.

   Der Jahrgang 1832, mit Oehlenschläger's Bildniß, sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden und Beiträgen von W. Alexis, Döring, Voigts, Tieck. 24½ Bogen. 2 Thlr.

   Der Jahrgang 1833, mit Dannecker's Bildniß, sechs Stahlstichen meistens nach französischen Gemälden und Beiträgen von Posgaru, Tieck, Oehlenschläger u. A. 2 Thlr.

   Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Göthe, Tieck, Böttiger, Canova, Jean Paul, Scott, Thorwaldsen, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Dannecker, Zelter, Calderon, K. Sprengel, Baggesen und G. v. Kügelgen, welche größtentheils die Titelkupfer von frühern Jahrgängen der Urania bildeten, kosten in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes 8 Gr.

34. **Veit (Moritz)**, Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede. Gr. 12. 1834. 14½ Bog. auf gutem Druckp. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

35. **Voigt (Johannes)**, Das Leben des königl. preußischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten. Gr. 8. 2½ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 54. — 23. Februar 1834.

Die Welt aus Seelen. Von Michael Petöcz. Pesth, Hartleben. 1833. Ler.=8. 2 Thlr. 18 Gr.

Der in dieser Schrift durchgeführte Gedanke, dem Materialismus entgegen zu beweisen, daß es keine Materie gebe, sondern daß Alles Seele sei, hat theils etwas Erhebendes, indem er den Tod aus der Natur verbannt, theils etwas Frappantes, Gespensterhaftes, da er uns mitten in die magische Welt der Dämonen versetzt, sodaß wir selbst, wie der alt=griechische Naturphilosoph Empedokles singt, „in der täglichen Nahrung nichts genießen können, ohne Göttliches zu verletzen und unbewußt die uns befreundeten Glieder des Gottes zu morden". Das Leben, sagt der Verf., ist eine Selbstkundmachung des eignen Seins. Dieses sich selbst Verkündende ist die Seele. Dieses ist nur möglich mittels ihrer nach ihrem Ideal geformten Hülle, welche die Seele sich selbst baut. Die Seele ist aber ein erkenntnißfähiges Wesen. Das Erkennen beruht auf einem Anschauen, d. i. einem innern Bilden und einem Verstehen. Das Denken ist keine Eigenschaft der Seele, sondern die Anwendung ihrer Eigenschaften. Eine Seele ist ein mit Bildungsvermögen, Verstand und Vernunft begabtes, also erkenntnißfähiges Wesen. Eine todte Seele befindet sich in dem Zustande, ihr Sein nicht verkünden zu können. Die Pflanzenseele wendet unmittelbar nur ihr Bildungsvermögen an, Verstand und Vernunft aber nur als Mittel zur Anwendung des Bildungsvermögens; die Thierseele dagegen wendet ihr Bildungsvermögen und ihren Verstand unmittelbar an, und nur die Menschenseele alle drei Vermögen unmittelbar. Durch Vernunft erkennt die Seele die Verhältnisse, welche außer ihr befindliche Gegenstände zueinander haben, durch Verstand das Verhältniß des Wahrgenommenen zu ihr selbst. Es ist daher unrichtig, daß der Mensch ein mit Vernunft begabtes Thier sei, denn auch Pflanzen und Thiere haben Vernunft, aber ohne sie unmittelbar anzuwenden. Der Beweis für das Dasein der Seele wird aus dem Dasein Gottes geführt. Gott wollte sein Sein kundmachen. Seines Gleichen konnte er es nicht kundmachen, weil nur Er Gott ist, er mußte also erkenntnißfähige Wesen, d. i. Seelen schaffen. Die Seelen sind in einem doppelten Zustande: sie sind entweder lebend oder todt; und die todten Seelen sind es, mittels deren sich die lebenden Seelen erkennbar machen, leben. Dies geschieht dadurch, daß die lebenden Seelen mit den todten sich bekleiden. Diese aus todten Seelen gewobene Bekleidung ist der Körper. Eine solche lebende Seele mit ihrer Hülle vereint ist eine Welt. Das Formende derselben ist die lebende Seele, welche in ihrer Hülle präexistirend, nur räumlich enthalten ist, wie der Baumeister des Dampfschiffes in diesem, ohne ihm anzugehören. Materie ist ein Convolut von todten Seelen, die sich nicht kundzumachen vermögen, durch welche aber die lebende Seele sich kundmacht. Eine solche Welt ist in Beziehung auf die höhere (den Makrokosmus) eine kleine (Mikrokosmus). Makrokosmus ist, was ein Anderes mit seinen Säften nährt, mit ihm sich unter einer gemeinschaftlichen Decke befindet, einen gemeinschaftlichen Kreislauf seiner Lebenssäfte hat, dabei das Größere ist. So ist die Mutter ihrem Kinde Makrokosmus und Erzeugerin zugleich, die Erde Makrokosmus aller auf ihr lebenden Wesen, die Sonne Makrokosmus ihrer Planeten und Kometen. Das Universum dagegen ist nichts für sich Bestehendes; es ist nichts Reales, sondern nur ein Ideales, eine Idee der Seele. Die Theile sind zwar da, sind real, aber nicht ihre Verbindung zum Ganzen, wie z. B. ein Garten nur die Idee aller auf einem Platze wachsenden Bäume, Sträucher, Gemüse, Blumen und Gräser ist. Die Welt ist unvollkommen, denn sie ist veränderlich; Gott, als der vollkommenste, konnte sie also nicht aus einer durch seine Wesenheit bedingten Nothwendigkeit erschaffen, sondern nach seinem freien Willen, nach einem Zwecke, der am besten durch eine unvollkommene Welt erreicht wird. Die Welt ist ferner kein organisches Ganze. Denn ein organisches Ganze ist ein regelmäßig geformtes Ganze, das aus regelmäßig geformten Theilen besteht, deren jeder durch ein regelmäßig geformtes Vereinigungsband mit allen übrigen Theilen zu einem Ganzen regelmäßig verbunden ist. So ist es aber nicht im Weltall. Es sind ferner die Welten real vorhanden, die organischen Theile aber nur ideal. Z. B. Der Magen ist für sich nur ein lederner (häutiger) Sack, aber erst in Beziehung auf das Ganze Magen, d. i. Verdauungsorgan; und wenn dieses Ganze stirbt, hört er auf Magen zu sein, nicht wie z. B. in einer Maschine, in einer Uhr, wo die Feder immer Feder bleibt, auch wenn

das Ganze, die Uhr, nicht mehr vorhanden ist. Der lebende Körper ist eine Einheit, die aus zwei Einheiten besteht, der lebenden Seele und der aus todten Seelen bestehenden Hülle, welche beide aufgehört haben, real, als Einheiten vorhanden zu sein. Dieses Einswerden beider erklärt das große Mysterium, wie Alles, was auf den Körper wirkt, auch auf die Seele wirken kann, und umgekehrt. Die Ansicht des Weltalls, daß es eine Maschine sei, ist der sicherste Beweis für das Dasein Gottes; denn eine Maschine, wie eine Uhr, setzt etwas voraus, das die Idee ihres Seins enthält, und daher kann sie nicht selbst den Grund ihres Seins enthalten. Wissenschaftliche Naturforschung ist das einzige Mittel, den Geist zur Erkenntniß Gottes zu führen. Dagegen ist der sogenannte moralische Beweis kein Beweis. Zu sagen: „Wer Gott glaubt, wird ihn überall finden", ist ebensoviel, als wenn man sagt: „Wer Gespenster glaubt, sieht überall Gespenster". Eine Allwelt, die ihre eigene Weltseele hätte, ist nicht. Ebenso wenig ein Weltall. Die Annahme, daß Gott die Weltseele, oder das Weltall sei, ist Unsinn. Auch stellt sich Gott nicht als Welt dar, er macht sich nicht in der Welt kund, sondern offenbart sich der Welt, d. h. eigentlich den in diesen Welten befindlichen lebenden Seelen. Eine einzelne Seele ist von der andern nicht unterscheidbar; sie werden von einander unterschieden durch die verschiedene Zahl, fünf, zehn rc. Seelen. Die Verschiedenheit der Formen in der Welt entsteht durch die verschiedene Stellung der Seele im Raume, und die Qualitäten durch die verschiedene Quantität in demselben Raume, wie es die Chemie bei unzähligen Stoffen nachgewiesen hat. Auf gleiche Weise erhält die Luft durch ihre veränderte Stellung im Raume Form und wird durch diese Form als Ton erkennbar. Musik ist Darstellung von Luftbildern. Musikmachen heißt mit Luft malen. Alle Seelen, die sich mit andern in demselben Raume befinden, sind todt. Tod ist also ein ideales Band, Ertödtung ist Bindung, Belebung ist Freilassung der Seelen und ihre Alleinstellung auf den Raum. Keine Seele kann leben, wenn sie nicht andere Seelen sterben macht. Da aber einer jeden Seele eine unendliche Sehnsucht zum Leben eigen ist und demnach der Zerstörung ihrer Hülle durch andere widerstrebt, so ist das Leben ein Kampf ums Leben, seine Losung: „sterben oder morden". Aber dieser Mord geschieht unwillkürlich und unbewußt. Das Mittel, die todten Seelen nach und nach zu beleben, ist die Zeugung. Ob aber die Vaterseele oder die Mutterseele die Hülle vorbereitet, durch welche die Seele des Kindes aus den Banden des Todes befreit werden soll, hängt davon ab, wessen Wille bei der Erzeugung schwächer sei: denn der schwächere unterwirft sich dem stärkern Willen. Jede Seele wünscht aber Das zu erzeugen, dessen sie bedarf; der Mann bedarf des Weibes, das Weib des Mannes. Ist also der Wille des Weibes überwiegend, so baut die Seele des Mannes nach dem Willen des Weibes eine männliche Hülle, und so wird ein Knabe erzeugt, und im entgegengesetzten Falle ein Mädchen. Die Mutter gibt die Hülle her, der Vater als Stellvertreter Gottes die lebende Seele. Die platonische Liebe ist im Zwitter symbolisch dargestellt; der Leib ist noch geschlechtslos, ohne Begattungstrieb. Die lebenden Seelen gleichen hohen Verbündeten, die sich zugeschworen, einander ihr Gebiet zu verschonen, aber nicht, fremdes Gebiet sich anzueignen. Daher morden sie; aber dieses Morden ist kein unerlaubtes Mittel, wenn dadurch für ein genommenes tieferes Leben ein höheres, statt einer Kupfermünze eine Goldmünze gegeben wird. Dieses höhere Leben ist der Zweck. Darum sind Pflanzen und Thiere einander zur Nahrung bestimmt, der Mensch keinem. Die Seele ist sterblich, insofern sie im Tode ihre unbrauchbare Hülle verläßt, aber unsterblich, insofern sie in jener Heimat zu einer andern Hülle gelangt, sich eine andere Hülle und zwar wieder in Menschenform baut. Zur Erhaltung des Lebens in der Natur findet ein Kreislauf der Säfte statt, wodurch den todten Seelen Gelegenheit gegeben wird, ihren Raum zu verlassen und sich anderswohin zu begeben. Wo dieser Kreislauf nicht zureicht, da dient das Gesetz der Schwere, wonach die leichtern Körper den obern, die schwerern den untern Raum einnehmen und, untereinandergemischt, so lange wogen und brausen, bis ein jeder seinen angemessenen Platz eingenommen hat. Hier ist Alles Werden, Anfang, Vorschule, der Tod Uebergang zu einem bessern Sein. Der Rohe, Schlechte, Böse ist dort nur Lehrling, er wird daher im Tode erst in die Fegewelt versetzt, um sich zu reinigen und zu der höhern Stufe vorzubereiten. Dies ist die nothwendige Vergeltung. Das Sonnengeflecht (ganglion coeliacum s. solare) ist das Lebensorgan der Seele, das Gehirn ist blos zur Kundnehmung bestimmt. Verläßt die Seele das Gehirn räumlich, so entsteht der Schlag, bleibt sie aber im Gehirn, verläßt dagegen das Sonnengeflecht, so entsteht die Cholera. Die Cholera ist also ein Tod mit Beibehaltung des Bewußtseins, nach Magendie eine Krankheit, die dort anfängt, wo andere aufhören, nämlich mit dem Tode.

Dies ist der Gedankengang des Verf. nach seinen Hauptmomenten. Eine ausführliche Prüfung dieser Schrift liegt außerhalb der Grenzen dieser Bl. Daß Alles von Seelen erfüllt sei, und die lebenden zu den todten sich so verhalten, wie der Verf. angibt, daß auch die Pflanzenseelen Verstand und Vernunft haben; ferner die Behauptungen von dem Gegründetsein der Verschiedenheit der Seelen blos in der Zahl, sowie der Qualitäten durch die verschiedenen Quantitäten in demselben Raume, wobei er sich mit Unrecht auf die Chemie beruft, ingleichen von der Zeugung, sowie von den schweren und leichten Seelen: diese und mehre andere Sätze sind, wenn nicht offenbar falsch, doch wenigstens sehr gewagte Paradoxien, wovon der Verf. den Beweis schuldig geblieben ist. 61.

Opisanije etc. (Schilderung der Horden und Steppen der Kirgis-Kaisaken, verfaßt von Alexius Lewschin. Drei Theile.) Petersburg 1832.

Wir erhalten hier die Beschreibung wenig bekannter Ländestrecken und Volksstämme aus der Hand eines Mannes, der

durch Dienstverhältnisse, Aufenthalt in jenen Gegenden und Liebhaberei zu ihrer Erforschung besonders befähigt erscheint. Herr Lewschin war zwei Jahre hindurch Regierungsbeamter zu Orenburg, ihm standen die Archive der Behörden für die Verwaltung der kirgisischen Angelegenheiten offen, und häufige Reisen machten ihn durch eigne Erfahrung mit den Steppenländern bekannt. Als er 1822 Orenburg verlassen hatte, suchte er seine Beobachtungen und die Auszüge aus den Acten der seit 1735 errichteten Behörde der orenburger Grenzlinie durch die Nachrichten älterer und neuerer Reisebeschreiber zu vervollständigen und zur systematischen Uebersicht zu ordnen. Jeder Theil seines nunmehr zum Drucke beförderten Werkes enthält die Resultate seiner Forschungen unter folgenden Rubriken: 1) geographische, 2) historische, 3) ethnographische Nachrichten. In dieser Ordnung bestimmt er zuerst die Lage und die Grenzen der weiten Landesstrecke, welche das Steppenland der Kirgis-Kaisaken genannt wird und nördlich das Altaigebirge und die Flüsse Irtisch und Tobol, im Westen den Ural und das kaspische Meer berührt, im Süden aber von den Steppen der Turkomannen und dem Lande Chiwa, gegen Osten von der chinesischen befestigten Militairlinie begrenzt wird, die von der kleinen Bucharei nordwärts gegen die russische Grenze streicht. Nachdem der Verf. auf 264 Seiten die physische Beschaffenheit dieses Landes abgehandelt, die Flüsse und Gebirge, die Naturerzeugnisse und die Straßen, die es durchziehen, mit steter Rücksicht auf ältere Geographie und die Berichte früherer Reisenden beschrieben hat, geht er im zweiten Theile zu den historischen Nachrichten über. Hier bemüht er sich zuerst, die Kirgis-Kaisaken von andern kirgisischen Stämmen, den Karakirgisen und den Buruten zu unterscheiden. Die eigentlichen Kirgis-Kaisaken zerfallen in drei Horden, die große, mittlere und kleine, und eine ihrer alten Ueberlieferungen erzählt, daß diese Absonderung dadurch entstanden sei, weil ein mächtiger Khan sein Volk unter seine drei Söhne vertheilt habe, seit welcher Zeit jede Horde für sich unter eignen Khanen bestehe. Diese Theilung der Herrschaft und Macht scheint auch für den Nomadenstaat dieselbe Folge gehabt zu haben, welche ähnliche Theilungen für andere Staaten und Völker herbeigeführt, nämlich Verlust der Unabhängigkeit und Unterwerfung unter fremdländischen Schutz. Von innern Zwistigkeiten und den südwestlichen Nachbarn, den Sungaren, bedrängt, unterwarfen sich die Khane der mittlern und kleinen Horde im Jahre 1730 der Schutzherrschaft Rußlands. In dem Unterwerfungsvertrage versprachen die Khane und Sultane: 1) die russischen Grenzen vor feindlichen Einfällen zu schützen. 2) Die russischen Handelscaravanen durch ihre Steppen zu geleiten. 3) Zu dem russischen Heere gleich den Baschkiren und Kalmuken auf Begehr eine verhältnißmäßige Kriegsmannschaft zu stellen. 4) Einen Tribut in Thierfellen zu entrichten. Russischerseits ward hierauf sowol zum Schutz des Landes als Aufrechthaltung des Ansehens am Flusse Ori eine Festung angelegt, die den Namen Orenburg erhielt, und daselbst eine Verwaltungs- und Gerichtsbehörde errichtet. Die Gewohnungen und die Begriffe eines wilden, bis dahin ganz unabhängigen Nomadenvolks widerstrebten aber oft den Maßregeln der russischen Regierung, die die innern Verhältnisse ordnen und die Handelswege ins mittlere Asien sicherstellen wollte. Die letztere Hälfte des zweiten Theils erzählt eine Reihe von mehr oder minder blutigen Bestrebungen des Volks, die alte Sitte gegen die eignen Khane und die russischen Militairgouverneurs zu vertheidigen, indessen endeten sie alle ohne den beabsichtigten Erfolg, ja im J. 1819 unterwarf sich ein beträchtlicher Theil der großen Horde gleichfalls der russischen Schutzherrschaft. Gegenwärtig haben nur wenige Tausende kirgisischer Kibitken oder Familien, Trümmer der großen Horde, die alte Unabhängigkeit bewahrt, die andern gehorchen den Chinesen oder dem Khan von Kokand; der größte Theil aber des vom Verf. auf 3,000,000 Köpfe geschätzten Kirgisenvolks aller drei Horden steht unter russischer, mehr oder weniger anerkannter Schutzherrschaft. Innerhalb der Horden herrschen die Khane, welche aus den Häuptlingen, den alten, vornehmen Geschlechtern der Sultane, gewählt und von der russischen Regierung bestätigt werden. Indessen ist die Macht dieser Khane sehr beschränkt und wird oft von einzelnen Sultanen und Familienhäuptern nicht anerkannt, die dann ihre eignen Anführer, Beis, erwählen. „Berathende Volksversammlungen", sagt der Verf. Thl. 2, S. 163, „werden oft gehalten. In Sachen von minderer Wichtigkeit bestehen solche aus Verwandten, Freunden, Nachbarn. Berührt aber der zu berathende Gegenstand ein allgemeines Interesse, so gewinnen diese Versammlungen das Ansehen von Landtagen. In einem solchen Falle kommen die Familienhäupter, die Sultane, Batyren, die Aeltesten und die reichen Männer zusammen; Haufen von Neugierigen folgen ihnen nach. Der Mächtigste oder Angesehenste eröffnet die Berathschlagungen mit einem Vortrage, darauf beginnen die Gegenreden, Meinungen und Streitigkeiten, welche meistens mehre Tage dauern. Am Abende geben die Redner ihren Anhängern Rechenschaft über die Verhandlungen des Tages und hören ihre Gegenvorstellungen an. Am folgenden Morgen versammeln sie sich aber wieder zu den Hauptverhandlungen und kramen die neuen Vorräthe an Worten und Meinungen aus. Endlich nach vielem Gerede wird entweder ein Beschluß gefaßt, der sogleich der rund umher sich hinzudrängenden Volksmenge verkündet wird, oder die Berathschlagenden kommen über nichts überein und reiten in ihre Ahule zurück, ohne etwas Anderes veranlaßt zu haben als Geschrei und dann und wann auch blutige Händel." — Die Gesetzgebung der Kirgisen ist übrigens einfach. Mord und Todtschlag wird durch die Blutrache gestraft; diese kann aber, wenn die Verwandten einwilligen, abgekauft werden. Die Tödtung eines Mannes muß mit 1000, einer Frau mit 500 Schafen abgebüßt werden. Die Tödtung eines Sultans kostet aber siebenfach mehr. Die Streitigkeiten des Privatrechts werden durch Vergleiche beigelegt und, wenn diese nicht zu Stande kommen, durch die Baranta, d. h. Plünderung des Beleidigers, erledigt. Die Religion der Kirgisen ist die mohammedanische; doch da sie keine festen Wohnsitze haben, besitzen sie auch keine Gebethäuser und beobachten nachlässig die vorgeschriebenen Gebräuche. Die Zahl der Molla ist gering, aber desto größer die der Wahrsager, Baksy, die zugleich ihre Aerzte sind und durch den Glauben, den sie finden, wunderbare Heilungen verrichten sollen. Die Sprache der Kirgisen ist eine Mundart der tatarischen, deren Schriftzüge sie sich bedienen; doch können nur die Priester schreiben, und ohne Ausnahme ist ein Molla Geheimschreiber und Siegelbewahrer des Khans. Sie besitzen einige rohe Musikinstrumente und haben Volkslieder, von denen Hr. Lewschin zwei mittheilt. Hier ist das eine vollständig und treu der russischen Uebersetzung nachgebildet:

Schaust du wol den frischen Schnee?
Weißer ist ihr weißer Leib!
Schaust du wol dies rinnend Blut?
Röther ist die Wange ihr!
Schaust du wol die Kohle hier?
Schwärzer ist ihr schwarzes Haar!
Sahst du, als der Molla schrieb?
Schwärzer ist die Braue ihr!
Siehst du dort den Feuerstrahl?
Heißer ist der Augen Glut!

Von dem andern Liede geben wir, da es lang ist, nur ein Bruchstück. Die einzelnen Zeilen desselben scheinen unter sich ohne Verbindung und nur durch den Reim zusammenzuhängen. Aehnliche Volkslieder, wo der desultorische Sinn nur durch den Reim verbunden wird, haben auch die Polen, berühmt unter dem Namen der Krakowiaki, der krakauischen Lieder. Uebrigens können wir uns nicht enthalten, zu bemerken, daß ein bekanntes, unendliches Studentenlied in dieser Hinsicht auch einige Aehnlichkeit mit dem Kirgisenliede hat, von dem nun zwei Strophen folgen:

Dicht am Zelte rinnt ein Bach,
Und ich hab' ihn nicht getrübt.
Im Ahul zwei Schönen sind,
Beide sind in mich verliebt.

Hoch und schlank erwuchs der Baum,
Und der Nebel hüllt ihn ein.
Gestern wollt' ich in ihr Zelt,
Doch sie ließ mich nicht hinein.

Der Bauruinen einer verschollenen Vorzeit, auf die in dem weiten Steppenlande der Kirgisen der erstaunte Blick des Reisenden stößt, können wir schliesslich nicht unerwähnt lassen. Der Verf. widmet ihnen am Ende des ersten Theils einen ganzen Abschnitt. Diese Steinmassen liegen zerstreut an verschiedenen Orten; nur wenige von ihnen sind von frühern Reisenden, von Pallas, Müller, Bronewski beschrieben worden. Die Bauart ist verschieden; einige scheinen von den Mongolen, andere von den Sungaren herzurühren, andere endlich dem mohammedanischen Gottesdienste gedient zu haben. Die Kirgisen eignen sich diese Reste einer untergegangenen oder weggezogenen Bevölkerung nicht einmal in ihren Sagen an. 18.

Handbuch der neuern französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neuern französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von Karl Büchner und Friedr. Herrmann. Prosaischer Theil. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Studium der Sprachen und Literaturen der europäischen Völker gewinnt in eben dem Grade an Interesse, je lebhafter der staatsthümliche und wissenschaftliche Verkehr derselben, und je dringender mit ihm das Bedürfniß wird, die Sprachen als Medien der gegenseitigen Verständigung zu erlernen. Dies gilt besonders von der französischen, die sich daher nicht blos fortdauernd in der Diplomatie und den höhern gesellschaftlichen Kreisen als Gemeinsprache behauptet, sondern auch durch ihren neuern Aufschwung eine größere Bedeutsamkeit gewonnen hat. Letzterer, vorzugsweise durch die Einwirkung deutscher Wissenschaft und Kunst veranlaßt, erscheint in der fast durchgängigen Fort- und Umbildung, welche die sonst für abgeschlossen gehaltene französische Sprache durch die allseitigen, zum Theil höchst genialen und eigenthümlichen Schriften ausgezeichneter Denker, Redner und Dichter erhielt. Mit dem scientifischen und ästhetischen Gehalt erweitern und vervollständigen sich auch nothwendig die grammatischen und rhetorischen Formen, und mit ihnen der lexikalische Sprachschatz. Die Bereicherung des letztern durch innere organische Entwickelung und äußere Anbildung ergibt sich leicht aus einer Vergleichung der neuesten Wörterbücher mit den frühern, obgleich jene noch bei Weitem nicht den vermehrten und täglich wachsenden Wörtervorrath erschöpfen. Daher kommt es denn, daß sowol für den unmittelbaren Gebrauch als für die Kenntniß der literarischen Fortschritte eine nähere Beschäftigung und Bekanntschaft mit den neuern und neuesten Schriftstellern nöthig ist, zumal für Deutsche, welchen das Streben nach universeller Bildung selbst von dem Neide ihrer, in mancher Rücksicht bevorzugten Nachbarn nicht abgesprochen wird. Das nächste Mittel zur Erlangung solcher Kenntniß ist allerdings, an die Quellen selbst zu gehen und sie unmittelbar aus den Werken der Autoren zu schöpfen: ein mühsamer Weg, der dem Gelehrten von Fach nicht erlassen werden mag. Für den Geschäftsmann wie für die größere Zahl Derer, welche vermöge ihres Berufs nur seltener zur Lecture kommen und doch mit der Zeit fortgehen wollen, besonders aber für die studirende Jugend sind allgemeine Uebersichten, Auszüge aus den bedeutenden Werken nebst Nachrichten von deren Verfassern in biographischer und literarhistorischer Beziehung vornehmlich wünschenswerth, weshalb auch jeder gelungene Versuch, diesem Bedürfniß entgegenzukommen, auf eine günstige und fördernde Aufnahme Anspruch machen darf.

Die Anfoderungen, welche an ein solches, das Bedürfniß der Schulen berücksichtigendes Handbuch der Sprache und Literatur billigerweise zu machen sind, beschränken sich unsers Erachtens auf folgende drei Punkte: erstens die auszuwählenden Stücke müssen für Denkweise und Schreibart des Schriftstellers, aus dem sie entlehnt werden, charakteristisch sein, indem die besondere Eigenthümlichkeit, die anschaulich gemacht werden soll, nicht überall mit gleicher Schärfe und Bestimmtheit hervortritt; zweitens müssen diese Fragmente auch für sich verständlich und von allgemeinerm Interesse sein, ein Umstand, der nur zu oft unbeachtet gelassen wird, obgleich es hier am wenigsten schwer hält, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden; drittens muß in ihnen alles Anstößige vermieden werden.

Die möglichste Befriedigung dieser Foderungen ist es, welche dem vorliegenden Handbuche zu besonderm Lobe gereicht und es als eine gelungene Fortsetzung des mit Recht geschätzten Ideler-Nolte'schen „Handbuchs der französischen Sprache und Literatur", welches hier zum Vorbilde diente, erscheinen läßt. Wir finden hier Auszüge aus Barante, Bignon, Chateaubriand, Constant, Cousin, Cuvier, Hugo, Humboldt, Frau von Staël, Thiers u. A. m., welche durch kurze, das Verständniß erleichternde Bemerkungen und Citate erläutert werden. Die Einleitung deutet die historische Entwickelung und den jetzigen Standpunkt der französischen Literatur zweckmäßig an. Die den Bruchstücken vorgesetzten Biographien sind mit verständigem Urtheil und Sachkenntniß gearbeitet und erfreuen sich einer lobenswerthen Klarheit und Bündigkeit des Ausdrucks. Wie wir einerseits dem Fleiße der Herren Herausgeber unsere Anerkennung nicht versagen, so bemerken wir auch, daß ihre Stellung für ein solches Unternehmen besonders günstig war, da sie durch dieselbe in Stand gesetzt wurden, ein möglichst reiches Material zu benutzen. Die so gewonnene Ausbeute an literarhistorischen Notizen aller Art muß das Buch auch dem Gelehrten empfehlen, da er sehr viele derselben selbst in seiner bedeutenden Bibliothek vergebens suchen dürfte. Die durchgängige Correctheit des Drucks und angemessene äußere Ausstattung sind anerkannte Vorzüge der in dieser Verlagshandlung erscheinenden Werke. Wir empfehlen daher dieses Handbuch allen Freunden der französischen Sprache und wünschen, daß es die Aufnahme finden möge, welche seine Nützlichkeit verdient. 42.

Literarische Notizen.

In Paris ist der dritte Band der „Correspondance d'Orient" erschienen; die Nachrichten über Konstantinopel werden darin beschlossen und mit der Tour nach Jerusalem weitläufige Untersuchungen über die Richtungen geliefert, welche die verschiedenen Kreuzzüglerhaufen durch Kleinasien verfolgten.

Die „Souvenirs de la marquise de Créqui", die nächstens beim Buchhändler Fournier in Paris erscheinen, werden vier Bände Medisance, Indiscretion und anderes boshaftes Zeug der Art liefern, was in solchen Schriften geeignet ist, ein sogenanntes Glück zu machen. Die Marquise sah den Hof Ludwig XIV. und den Napoleon's.

Von Eugen Burnouf ist herausgekommen der erste Theil eines „Commentaire sur le Yaçna, l'un des livres religieux des Parses, ouvrage contenant le texte zend, expliqué pour la première fois, les variantes des quatre manuscrits de la bibliothèque royale, et la version inédite de Nériosengh". 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1834.

Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Mit Voß's Bildniß. Heidelberg, Winter. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Schön wäre es freilich, wenn das Gebäude der Literatur ganz von Glas wäre, damit man jeden kleinsten Betrieb darin beschauen und nicht nur die fertigen Producte, sondern auch die Art ihrer Bereitung und die Eigenschaften des Materials genauer betrachten könnte. Da dies nun nicht der Fall ist, so freuen wir uns mit Recht über jedes Fensterchen, das zum Einblick in das nimmer rastende Getriebe sich öffnet, und so ist denn der vorliegende „Briefwechsel", wenn auch an sich für die Geschichte der Literatur nicht von der größten Bedeutung, doch in seinem relativen Verhältniß zum Großen und Ganzen interessant und willkommen. Er verdankt seine Entstehung der jugendlichen, bald in die innigste Freundschaft übergehenden Begeisterung, die Heinrich Voß, den jüngern, eifrig anstrebenden Freund der Poesie, zu Jean Paul, dem poetisch durchgebildeten Gefühlsmaler, unwiderstehlich hinzog und von diesem mit der ihm eignen rückhaltlosen Liebe und offnen Herzlichkeit erwidert wurde. Was den Charakter und die Gesinnung der Briefsteller betrifft, so ist Alles, was wir hier finden, vollkommen rein und edel, auch sind diese Elemente durch den eigenthümlich gebildeten Ausdruck der Schreibenden zu schöner Gestaltung gelangt. Sie können daher nicht anders als wohlthätig auf das Gemüth des Lesers wirken und entschädigen dadurch für Vieles, was in anderer Beziehung vermißt werden möchte. Jean Paul, der wol nach keiner Richtung mehr ungekannt ist, gibt hier freilich weder einen neuen Theil seines Selbst, noch das Ganze von neuen Seiten; wer aber seine Weise liebt, wird auch in diesen Briefen manchen Genuß finden, wie sich im Kaleidoskop nach hundertmaligem Hineinschauen immer wieder von Neuem gefällige Gestaltungen zusammenfügen. Hier wie überall ist er durch und durch Gefühlsmensch, der aber sein Gefühl durch unablässige Reflexion nicht nur zum klarsten Bewußtsein in sich gebracht, sondern es auch so zum willigen Instrument seiner Kunst gemacht hat, daß er ihm nach freiem Willen jeden Grad der Stärke und jede Form der Erscheinung zu geben vermag. Am liebsten läßt er es in Witzkrystallen farbig strahlen, und dieser Gestalt ist wol ein großer Theil seiner Wirkung auf die Lesewelt zuzuschreiben. In einer Zeit, wo das Sentimentale verrufen war und der Verstand als das Höchste geschätzt wurde, gab es kein besseres Mittel, um dem Gefühl noch Eingang zu verschaffen, als es in das Gewand des Humors und des Witzes zu kleiden, weil man sich weicher Thränen weniger schämte, wenn einiger Verstand dazu gehörte, sie zu vergießen. Diese Gefühlsreflexion war Jean Paul so habituell geworden, daß ihm die sinnreichen Aussprüche derselben unwillkürlich in die Feder liefen, wie es denn auch hier nicht selten geschieht. In ähnlicher altbekannter Weise treten gewisse ihm eigen gewordene Wunderlichkeiten hervor. So seine Wetterprophezeihungen und die darauf angewandte Selbstironie; so das Ausstoßen des verbindenden s in zusammengesetzten Wörtern, wobei er in Hinsicht des Letztern bemerkt, daß es in dem Worte „Reichstag" beibehalten werden müsse, weil vom Reich nichts weiter übriggeblieben sei als dieses. Gleicherweise zeigt sich wieder jenes aus dem Briefwechsel mit Otto schon bekannte Mistrauen in seine eignen Arbeiten und dieselben wiederholten Auffoderungen an seinen Freund, zu tadeln und zu verbessern. Jean Paul's Antheil an dieser Correspondenz ist übrigens nach Umfang und Gehalt der kleinere; man sieht es seinen Briefen an, wie sehr unablässige literarische Arbeiten und Geselligkeitsansprüche aller Art den Umfang seiner brieflichen Mittheilungen schmälerten. Welches Maß von Liebe und Zutrauen er aber seinem jungen Freunde zuwandte, ergibt sich schon daraus, daß er ihn, wie er sich ausdrückt, „zum unumschränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber seines ganzen literarischen Schreibnachlasses feierlich ernannte". Gewiß würde auch Hr. Voß dieses Geschäft mit Einsicht und Eifer ausgeführt haben, wenn er nicht schon vor Jean Paul mit Tode abgegangen wäre. Der „Briefwechsel", der von 1817—1823 reicht, berührt alles Dasjenige, was die beiden Freunde in diesem Zeitraum für die Lesewelt schrieben und aus der Schreibwelt lasen; denn auf diese beiden Richtungen blieb freilich ihre Lebensthätigkeit und Lebenstheilnahme mehrentheils beschränkt. In Heinrich Voß erkennen wir einen in Amt und Leben tüchtigen, treuen, bis zum Uebermaß der Anstrengung fleißigen, festen und dennoch warm und leise fühlenden Mann, der sich den Freunden, mit denen er in der Gegenwart, und den Dichtern der Vorzeit, mit denen er als

Philolog in der Vergangenheit lebte, mit leidenschaftlicher Vorliebe hingab und vielleicht eben deshalb als Uebersetzer und Ausleger nicht so viel Ruhe und Gleichgewicht, als nöthig war, erlangte. Der vorliegende „Briefwechsel" bestätigt, was aus Heinrich Voß's Arbeiten schon klar wird, daß, wenn es einerseits ein unschätzbarer Vortheil ist, von einem gelehrten, berühmten, kräftig eingreifenden Vater in die literarische Thätigkeit eingeführt zu werden, andererseits doch leicht die selbständige Schöpferkraft darunter leidet. Denn was die Söhne von Johann Heinrich Voß zu Tage gefördert, ist doch größtentheils nur als gleichartige und seinen Einfluß deutlich bekundende Mitarbeit und Fortsetzung seiner philologischen Leistungen und poetischen Nachbildungen zu betrachten, die bei anderweitigen großen Verdiensten und bei dem unbestrittenen Werth, den sie als Hülfs- und Lernmittel haben, doch durch ungelenke Härte und willkürliche Sprachmishandlung für den poetischen Sinn ungenießbar sind. Wir finden hier dieselbe als Grundsatz auftretende, eigensinnig einseitige Neigung, gewisse Formen als schlechthin normal aufzustellen und keine andern daneben gelten zu lassen, dieselbe mosaikartige Nachbildungsweise, die den Eindruck des Originals mittels ängstlichen Wiedergebens des einzelnen Worts durch ein völlig gleichbedeutendes, wäre es auch aus der entlegensten Polterkammer des deutschen Sprachvorraths hervorgesucht, und durch hartnäckige Beibehaltung der fremdsprachlichen Wortstellung, wenn auch die deutsche Wortfügung aufs martervollste dabei verrenkt würde, zu reproduciren gedenkt. Heinrich Voß manifestirt dieselbe ungerechte Abneigung gegen die südeuropäische romantische Poesie und ihre symmetrisch-klangreichen Formen, sodaß ihm Sonette, Terzinen (die er Terzerinen nennt) und anderes dergleichen Zeug, wie er sich ausdrückt, ein Grauen macht, und Calderon gegen Shakspeare natürlich übel wegkommt.

Ich fühle es nur zu sehr — sagt er —, daß ich der sogenannten classischen Welt angehöre und eigentlich nur mit dem großen Zeh in der sogenannten Romantik fuße. Doch genügt mir das, mir ganz herrliche Genüsse zu verschaffen, die Der entbehrt, der die ganze Romantik mit Haut und Haar von sich weist.

Dies Festkleben an gewissen Formen und das unbedingte Wegwerfen anderer, worin Joh. Heinr. Voß zu seinem großen Nachtheil beschränkt war, ist durch Erziehung und Angewöhnung auch auf seinen Sohn übergegangen, der, wenn er sich weniger in die Richtungen seines Vaters eingelebt hätte und unabhängiger auf eigner Bahn fortgeschritten wäre, wol zu der Erkenntniß gelangt sein würde, daß die Poesie und mithin auch die echte Kritik keine Form außer der leeren verwirft, und daß diejenige Form die schönste ist, die sich mit dem Stoff am vollständigsten identificirt und in der dieser am reinsten hervortritt. Derselben Befangenheit ist das in diesen Briefen wiederholentlich ausgesprochene ungerechte Urtheil über A. W. Schlegel's Uebersetzung des Shakspeare zuzuschreiben, in der offenbar mehr wahre Einsicht und richtiges Gefühl sichtbar wird als in den Voß'schen Nachbildungen. Schlegel, wenn auch weniger treu gegen die Einzelnheiten des Ausdrucks, ist doch beiweitem treuer gegen den Dichter und befolgt viel consequenter die erste Regel der poetischen Uebertragung: den Gedanken des Dichters so auszudrücken, wie es dieser gethan haben würde, wenn er sich der Sprache des Uebersetzers bedient hätte. Unter den mannichfachen Bemerkungen und Ansichten über Shakspeare, die Heinr. Voß seinem Freunde mittheilt, findet sich zwar viel Richtiges und wohl Gesehenes, namentlich über die Einmischung des Komischen zur Milderung allzu heftiger Eindrücke, über Romeo und Julie, Desdemona, König Lear und Macbeth, dagegen aber auch manches Verfehlte. So wird über den schon so oft beleuchteten und zergliederten Charakter Hamlet's die Meinung aufgestellt, es sei falsch, daß er seinen Wahnsinn blos spiele, vielmehr sei er wirklich wahnsinnig, und nur dadurch lasse sich erklären, daß er Ophelien mit Härte begegne, seine Schulfreunde hinterlistig aufopfere und Laertes in Opheliens Gruft feindselig angreife. Diese Hypothese erweist sich aber sofort als unrichtig, wenn man beachtet, mit welcher Besonnenheit und Ueberlegung Hamlet, sich selbst rettend, Rosenkranz und Güldenstern, die er als untreue Freunde erkannte, dem gewissen Tode entgegensendet. Hamlet ist nicht wahnsinnig, sondern verletzt, zerrissen, ja, innerlich vernichtet durch Das, was er erlebt hat. Daher kann er, obgleich zu jeder That fähig, doch zu keinem Entschluß kommen und thut eben nur Das, wozu er augenblicklich veranlaßt wird, bis er, von dem allgemeinen Verderben fortgerissen, mit zu Grunde geht.

Unter andern aus dem Leben der Voß'schen Familie zur Sprache kommenden Verhältnissen wird auch der bekannte Streit, den Joh. Heinr. Voß mit Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg führte, mehrfach erwähnt, wobei wir erfahren, daß Voß, der Vater, seine Kinder von jeder Ahnung eines zwischen ihm und Stolberg bestehenden Misverhältnisses, so lange sie in Eutin zusammenlebten, fern hielt.

Meine Aeltern ließen mich — schreibt Heinrich Voß —, als ich unter Stolberg's Augen aufwuchs, nie in die Kehrseite seines wahrhaft liebenswürdigen Wesens blicken. Alle Verhetzungen dieses Mannes, alle unfrommen Ausbrüche dieses Zeloten wurden mir und meinen Brüdern sorgfältig verhehlt. Man wollte mir nicht den Glauben an einen Mann nehmen, der stets so väterlich gegen mich war und auch so gut gegen meinen Vater, so oft es die Leidenschaft gestattete.

Dieser aus der Kindheit herstammenden Liebe zu Stolberg ist es zuzuschreiben, daß bei Heinrich Voß die oft erneuerte Erwägung des Gegenstandes immer wie Selbstberuhigung auftritt und bei dem bald darauf erfolgten Tode Stolberg's noch mehr diesen Charakter annimmt. Man sieht, daß der herbe Kampf seines Vaters mit dem väterlichen, gütigen, geliebten Freunde drückend auf seinem Herzen lastet. Auf einige trübe Aeußerungen hierüber entgegnet Jean Paul:

Stolberg's Tod hätte doch am Ende Deinen edeln Vater nicht mehr bekümmern dürfen als Jacobi'n Mendelsohn's Tod; sonst müßte man, bevor man gegen Einen schriebe, bei dessen Ärzte ein Gesundheitszeugniß einholen.

Ueber gleichzeitige literarische Erscheinungen theilen sich die Freunde ihre Ansichten und Meinungen häufig mit,

wobei es aber selten zu einem tiefern, gründlichen Urtheil kommt. Vielmehr gibt Jean Paul in seinen flüchtig hingeworfenen kritischen Aeußerungen oft einen großen Mangel an Sinn für die poetische Kunst zu erkennen. Einen Beweis davon finden wir in folgender Stelle:

Der Verfasser der falschen „Wanderjahre" hat — obwol als Künstler nicht glänzend — doch über Göthe's moralisch-anbrüchige Charaktere vieles Recht und trifft sehr mit Herder's Tischreden zusammen. Welch ein anderes Bethlehem von großen, reinen und doch wahren Charakteren ist nicht Walter Scott's Gebährhaus gegen Göthe's heidnisch-sinnliches Heroum! — Aber Scott ärgert mich wieder durch die in Brüche zerstückte Einheit des Interesse, wiewol in Göthe's „Wanderjahren" auch Brüche genug vorkommen. Eine so späte Kritik soll aber nicht dem alten, nun unschmelzbaren Meister helfen, sondern nur der ganzen Welt, die Göthe'n nicht scharf genug nimmt. Er und Byron theilen sich in die titanische Natur, die mein „Titan" bekämpfen will.

Diese Kritik hat nur das Verdienst, daß sie die ganze oberflächliche Ansicht der halbgebildeten Menge über Göthe, Walter Scott und Pustkuchen, mit allem Schiefen, Unbegriffenen und nicht Zusammengehörigen, was darin enthalten ist, mit Jean-Paul'scher Kunst in wenige Worte zusammendrängt. So auffallend nun dieser Mangel an Kunstsinn neben einem so tiefen und feinen sittlichen Gefühl erscheint, so tritt doch dieselbe Erscheinung auch in Jean Paul's eignen Werken nicht minder deutlich hervor und dient denselben in manchem Betracht zur Erklärung. Hier wie dort aber entschädigt uns Jean Paul für solche Mängel durch die poetisch verklärende Gestaltung des zartesten Gefühls. Bei dem Tode seines Freundes Heinrich Voß schreibt er an dessen Mutter:

Seine Liebe war die eines Starken, die fest vertrauende, die fort opfernde, nicht die eines Weichlings zufälliger Aufwallungen; sein elastisches Herz schlug ebenso stark **wider** als **für**. O du unersetzlicher Heinrich! — Aber eben dieses Lieben verbürgt dir und uns das Wiedersehen, weil ohne dieses alle Liebe nur eine von einem Nichts gegen ein Nichts sein würde. Die Wissenschaft braucht zu ihrem Genusse keine Unsterblichkeit, aber die Liebe braucht zu ihrem die des Gegenstandes.

Der hier ausgesprochene Gedanke behält, auch wenn man den über die Wissenschaft darin enthaltenen Irrthum abrechnet, seine echt Jean-Paul'sche Schönheit, und solche Gedanken ziehen uns, so oft er uns auch abstoßen und peinlich verengen mag, doch immer wieder zu dem Dichter hin.

Der Herausgeber dieses in mannichfacher Beziehung der allgemeinen Theilnahme würdigen „Briefwechsels" verdient noch dafür besonderes Lob, daß er, was darin frisch und dreist geschrieben worden, ebenso frei und unumwunden der Presse überliefert und sich durch falsche Schonung nicht hat bewegen lassen, Aeußerungen auch herbern Tadels gegen sociale und literarische Notabilitäten wegzustreichen, denn Oeffentlichkeit ist die beste Pflegerin des Urtheils und der Sitte. 16.

Der Bierbrauerkönig *).

Louis Philipp ist nicht der Erste, der sich König par la volonté du peuple nennt. Der Vicomte von Arlincourt hat sich die Mühe gemacht, in der Geschichte von van Praet, der jetzt, wie ich glaube, Geheimsecretair des Königs von Belgien ist, ein altes Exemplar mit Goldschnitt aufzusuchen, in der Absicht, sowol der Juli- als der belgischen Septembermajestät dadurch den Beweis zu liefern, daß Thronen dieser Gattung nicht dauern. Der Bierbrauerkönig, der nach dieser trefflich geschriebenen und mit vielen Citaten versehenen historischen Novelle eine zweite Auflage oder vielmehr das Original des neapolitanischen Masaniello ist, war bei dem großen Publicum ganz in Vergessenheit gekommen, da schon fünf Jahrhunderte über sein Grab schritten und bis dahin kein Classiker sich zu seiner Odyssee gefunden hat. Er ist ein unbezahlbarer dramatischer Charakter, wie der Roman im Allgemeinen für unsere Zeit ein ganz passendes Theatersujet geworden. Der Verf. hat sich seltener Kürze und eines guten Dialogs beflissen. Seit langer Zeit hat in Paris kein Buch so viel Aufsehn gemacht als der „Brasseur-roi". Bereits wird eine zweite Auflage veranstaltet. Und warum? Weil Jedermann Louis Philipp's Portrait, seine Carriere und Zukunft darin findet. Das Spiel der Poesie ist von der flandrischen Geschichte so merkwürdig für diesen Zweck begünstigt worden, daß es dem Verf. möglich war, fast jede Begebenheit, die mit einer Orleans'schen pari steht, durch eine angezogene Stelle alter Schriftsteller zu unterstützen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts empörte sich das Herzogthum Flandern, stieß die Familie Nevers vom Throne und erhob einen gewissen van Artevel, der, wie einst Orleans Egalité, auf seinen Rang und seine Verhältnisse verzichtete und, um die Gunst des Volkes zu erhalten, Bierbrauer und Bierwirth wurde; denn in seiner Schenke versammelten sich nun die Demagogen und beriethen den Plan zum Sturze des rechtmäßigen Fürsten. Artevel erreichte seinen Zweck, ward Souverain, Volksbeglücker und Tyrann. Ein Tyrann, den sich das Volk selbst wählt, bemerkt Arlincourt, darf sich schon etwas mehr herausnehmen als ein legitimer. Darum fing' er alsbald an zu hängen und zu köpfen, zu stehlen, zu rauben und zu schänden; er organisirte eine Leibwache, ja sogar eine Nationalgarde und umgab sich mit Spionen, Mouchards und gedungenen Richtern. Das Hübscheste dabei ist, daß in der Person Louis von Nevers ein Heinrich V. und in der Witwe Bertrade eine Herzogin von Berri lebt, die auf eine abenteuerliche Weise dem Prinzen seinen Thron wiedergewinnen und ihn obendrein mit der verwitweten jungen Herzogin Margaretha von Flandern vermählen will; daß diese Bertrade eine große Gewalt über den Tyrannen ausübt, seine nahe Verwandte und Mitwisserin eines Mordes ist, den derselbe an ihrem Manne beging.

Artevel will den legitimen Thronerben umbringen und bedient sich dazu eines eisensinnigen ritterlichen Liebhabers, dessen Braut in den Revolutionstagen gewaltsamerweise aus seinen Armen gerissen wurde. Durch einen feierlichen Schwur verpflichtet dieser sich, am Charfreitage die Leiche des Prinzen nach dem Schlosse und Kloster Oudenbourg bei Ostende zu bringen, unter der Bedingung, daß der Fürst ihn alsdann die geraubte Neolie zuführe.

Es ist der Ritter Urbin, ein genter Revolutionnair zur Zeit, doch darauf allmälig ein Abtrünniger und Verächter des Despoten. Liebe und Eidschwur setzen ihn in Athem, doch kämpft in seinem Innern die Religion und das Gefühl des Rechts mit der Hölle und der Leidenschaft, sobald die Zeit des großen Tages heranrückt, an welchem der Heiland ans Kreuz geschlagen wurde. Das Opfer ist in seiner Gewalt, es erkennt in ihm seinen Schützer, seinen Lebensretter; denn Urbin zog es aus dem Flutengrab und wandert nun allein mit ihm dem Grabe zu. Der Weg dahin ist ein Marterpfad für den Unglücklichen; er hat den Prinzen liebgewonnen und möchte ihm ebenso gern seine Krone wiedergewinnen als sein Leben rauben. Wenn nur der Schwur nicht wäre! Er hat auf die Hostie gelobt den Grafen zu ermorden, und folglich bleibt keine Reflexion übrig. Die Hölle verlangt ihr Opfer.

Es ist am frühen Morgen des Charfreitags, die Pilger

*) Le brasseur-roi, chronique flamande du quatorzième siècle, par le vicomte d'*Arlincourt*. 2 Bände. Paris 1834.

haben das Schloß Oudenbourg schon vor Augen, und der Jüngling schläft, da ist der Ritter mit seinen Monologen pro und contra fertig und ruft: „Allons, Prinz, rüste dich zum Himmel, du mußt sterben, ich hab's dem Herzog auf die Hostie geschworen, und dort kommt er, die Leiche zu empfangen". Sie ringen mit einander und werden beide verwundet. Der Prinz sinkt für todt nieder, als Artevel mit seinen Reisigen herbeikommt und den Gefallenen als einen im Zweikampf Ueberwundenen fortzutragen befiehlt, ein Befehl, der inzwischen nicht vollzogen wird, da in demselben Momente Bertrade als Vorsteherin des Klosterhospitals den Patienten reclamirt, um ihn womöglich herzustellen. Der seltsame Mörder ist der Erste, der sie gegen den Tyrannen in diesem Rechte schützt.

Es ist wieder ein Schwur, den der Eisenwillige sich machte, und also kann die Majestät auf ihrer Hut sein. Er überliefert ihm Neolie, im Wahn, das würde ihn besänftigen; allein vergeblich; der Geharnischte merkt, daß die Rose geknickt ward, und stößt sie mit Verachtung von sich, nun nichts mehr als Rache dürstend.

Sein erster Vorsatz ist für die Erhaltung des Prinzen, dann für den Sturz des Tyrannen und zuletzt für seine glänzende Hinrichtung zu wirken. Er rettet den Grafen Thronerben aus einer neuen Gefahr und eilt alsdann zu der Herzogin Margarethe, diese und ihre Freunde für die Sache der Legitimität zu gewinnen, als ihm ein dritter Schwur wieder eine Nuß auf die Zähne packt, die ganz geeignet ist, Alles zu vernichten, was von seinem Kunstwerke bisher vollendet worden. Hamstedt ist die Ursache dieses neuen Uebels, ein sehr interessanter und abermals aus der pariser Julirevolution gegriffener Charakter. Er ist der Vormund Neoliens, der ehemaligen Geliebten Urbin's, und speculirt als solcher mit einer wahrhaften Sucht, diese Schöne an einen Kronprinzen zu verheirathen. Als sie dem Ritter das erste Mal in aller Unschuld geraubt wurde, geschah es auf Veranlassung eben dieses hoch hinaus wollenden Tuchfabrikanten; denn er hatte sie mit Leib und Seele an den neuen Dauphin des Bürgerkönigs Artevel verkuppelt und war die eigentliche Ursache, daß sie entführt und zur Maitresse creirt wurde. Freilich war Letzteres wider den Accord; allein dawider oder nicht, der Kronprinz Philipp Artevel dachte bei sich, er sei jetzt nicht mehr der Sohn eines Brauers, und es zieme sich nicht, daß er unter seinem Stande eine Wollweberin ehliche. Die Ceremonie wurde als eine Komödie gespielt zur Beruhigung des Mädchens; hernach sagte man ihr, der Pastor, der sie copulirt, sei nur ein Roué der herzoglichen Elite gewesen. Neolie war untröstlich, fügte sich aber. Nicht so ihr Onkel Hamstedt. Er war um seine Hoffnungen geprellt und schwur Rache, das heißt, er wechselte wie der Wind und wurde aus einem Demagogen plötzlich wieder Legitimist, und zwar so, daß Bertrade ihm den neuen wiederhergestellten Thronerben anvertraute. Welch ein Glück für unsern Wollweber. Er sieht eine neue Morgenröthe, einen neuen Glücksstern für Neolie. War's nicht der Bürgerkönig, denkt er, so muß es der legitime sein. Und alsofort tauft er Neolie um und läßt sie die prinzliche Bekanntschaft machen.

Weiber lernen schon ihre Rolle, also auch Neolie die ihre. Sie gewinnt das achtzehnjährige Herz der königlichen Hoheit, ehe Ritter Urbin Zeit hat, bei Margarethe ordentlich für seinen Prinzen zu werben. Endlich ist gar der Hochzeittag vor der Thüre und der Priester bestellt, der das Pärchen insgeheim trauen soll, und der Eisenwillige darf nicht sagen: Graf, deine Braut ist eine Concubine Philipp's, eine von mir verstoßene Geliebte; denn er hat dem schlauen Wollweber geschworen, er wolle Neoliens Glück nicht hindern, Niemanden sagen, daß er sie geliebt, gekannt und um ihre Schuld gewußt habe.

Der Zufall ist es demnach, der diesmal den gordischen Knoten zerschneidet, denn er läßt, als eben der Prinz seine Braut sich antrauen lassen will, die Herzoginnen Margarethe und Bertrade erscheinen. Letztere kennt Neolie und zerreißt demnach den Schleier, sodaß der Prinz mit Staunen fragt: „Warum, Urbin, hast du mir dies nicht gesagt?" worauf dieser antwortet: „Hoheit, ich hatte es zufällig geschworen; doch da es jetzt glücklich ohne mich auskam, so fällt mir ein Stein vom Herzen, und ich eile, einen dritten und letzten Schwur schleunig zu erfüllen, damit meine arme Seele frei werde."

Dieser Schwur galt Artevel, den Bierbrauerkönig. Die Revolution war schon hinter ihm ausgebrochen, Frankreich hielt gegen, England's Eduard für ihn; denn er wollte das Land sich erobern. Ueberall schrie das Volk: „Nieder mit dem Tyrannen, dem Geizhals, dem Blutdürstigen, dem Freiheitvernichter", und Niemand schrie mehr als Hamstedt, der Wollweber, da er die Hoffnung hatte, es werde nun mit der Krone seiner Nichte alle Richtigkeit haben. Der arme Mann; unterdeß er so legitim heulte, daß der Palast des Brauers wiederhallte, zerriß ihm die famöse Bertrade das ganze Kunstgewebe, sodaß ihm nun nichts übrigblieb, als wiederum Demagog zu werden. Das Letztere that er auch ehrlich und consequent, sobald der alte Brauer gehenkt war; denn er wandte sich sogleich an dessen Sohn und versprach ihm seine restaurirende Hülfe, wenn er Neolien ordentlich heirathen wolle.

Der Vicomte will nicht, daß dies geschehe. An dem großen Tage, der den Gentern ihren legitimen Fürsten wiedergab, läßt er es sogar geschehen, daß das unglückliche Opfer der Wollweberspeculation in einer Art von Wahnsinn ihren ersten Geliebten, den eisenfesten Schwurritter, erschießt, als er an der Spitze eines Haufens in ihr Haus dringt, um den Sohn Artevel's zu arretiren. Sie bekommt darüber einen tödtlichen Schreck und stirbt, nota bene nachdem ihr vorher der abgesetzte Kronprinz die Ehre wiedergegeben hatte, als welches dadurch geschah, daß er sagte: „Sie war meine rechtmäßige Gemahlin."

Wie man sieht, ist die Geschichte tragisch. Der Held und die Heldin, Urbin und Neolie sterben im letzten Acte, und der Brauerkönig obendrein als Tafelstück.

Schön und ganz auf die französischen Zeitverhältnisse anspielend sind einzelne Gespräche. Der Verf., mit allen Hofintriguen und allen historischen Nuancen der Familie Orleans bekannt, hat darin auf die schlagendste Weise gewisse Dinge gesagt, die bis dahin keinem Journalisten in den Sinn kamen, und die dessenungeachtet so schonend klingen, daß man durch Vergrößerungsgläser lesen muß, um die mikroskopische Wahrheit zu entdecken. Arlincourt allein war im Stande eine solche Novelle zu produciren und dadurch vielleicht Leute zum Karlismus zu bekehren. Er hat auf 800 Seiten den Beweis zu führen gesucht, kein Wahlreich könne bestehen, und Ludwig Philipp sei mit einem Wort — „un brâsseur-roi". 29.

Literarische Notizen.

In Oxford ist eine Uebersetzung von Heeren's „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems u. s. w." erschienen. Sie ist nach der 5. Auflage gearbeitet und wird von der „Literary gazette" mit folgenden Bemerkungen angezeigt: „Abermals verdanken wir der Provinzialpresse ein Werk, wie wir es dem Anscheine nach von den großen Verlegern der Hauptstadt umsonst erwarten; ein Werk von echtem Gehalte für Gegenwart und Zukunft, die Frucht unendlichen Fleißes und unvergleichlichen Scharfsinnes; ein Werk, unabhängig von schönem Druck und nettem Einbande, das zu seinem doppelten Preise noch wohlfeil sein würde, statt theuer zu irgend einem."

Von Fr. Mercey ist in Paris erschienen: „Tiel le rêdeur; romans et tableaux de genre". 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag. —— Nr. 56. —— 25. Februar 1834.

Novellen von A. Freiherrn von Sternberg. Zweiter Theil.*) — Auch unter dem Titel: Eduard. Eine Novelle. Fortsetzung der Novelle: Die Zerrissenen. Stuttgart, Cotta. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der in d. Bl. niedergelegte Wunsch, daß es dem geistreichen Verf. der „Zerrissenen" gefallen möge, uns bald mit einem zweiten Theile der Geschichte zu beschenken, welche unsere Aufmerksamkeit in so hohem Grade gefesselt hat, ist in Erfüllung gegangen; wir erhalten eine Novelle, die sogar den Namen des uns schon bekannten Helden an der Stirne trägt und wenigstens über einzelne Personen des frühern Theiles theils Neues berichtet, theils ihren Charakter und ihre Lebensschicksale erläuternde, zum Theil überraschende Aufschlüsse gewährt. Aber die gewünschte Ergänzung der Geschichte, den Schlüssel zu dem Ganzen haben wir in dieser Fortsetzung noch immer nicht gefunden, und der zweite Theil entläßt uns so unbefriedigt und erwartungsvoll als der erste. Vielmehr ist er in noch größerm Maße als dieser zum Vehikel allgemeiner, von der Fabel ganz unabhängiger Betrachtungen gebraucht, welche, in Wahrheit gesprochen, diesmal auch dem Buche den Hauptwerth, und zwar keinen geringen Werth, geben. Ehe wir inzwischen einen Blick in die nicht eben nach einem überschaulichen Plane angelegten Seitenhallen des Gebäudes thun, wollen wir einen Gang durch dessen Hauptsaal machen und den Lesern Nachricht von den schon bekannten Gestalten der frühern Erzählung sowie den neu hinzugekommenen Personen und ihren Schicksalen geben. Eduard ist in der Novelle, die seinen Namen führt, nicht mehr und nicht weniger Held der Geschichte als im ersten Theile; er ist auch hier der passive, vom Schicksal oder Zufall zu erziehende Wilhelm Meister. Auf dem alten Schlosse, wo der Schloßintendant Baron Werner, sein jüngster Bruder, der schmerzbedürftige Poet Otfried, und der schon in den „Zerrissenen" allmälig aus einem steifen Pedanten zum gar verständigen und tiefgebildeten Manne gewordene Pastor auf anmuthige Weise Trübsal blasen, kommt zuerst die Landräthin, eine Schwester des Barons, mit ihrer Tochter Julie (zwei neue Figuren) aus Paris an; ihr Begleiter ist der wohlbekannte lebenslustige August, der Sohn des Barons. Mit dem Frühling lassen sich neue Gäste anmelden: der junge Fürst (nicht mehr Lothar) mit seiner Gemahlin kommt aufs Schloß; im Gefolge dieser Herrschaften zeigt sich auch eine Anzahl Tänzer und Schauspieler, die sich sofort der kleinen Bühne im unbewohnten Theile des Schlosses bemächtigen, um einige Vorstellungen zu geben. Da langt unerwartet auch Eduard auf dem Schlosse an, den die Freunde zu seinem Vortheile verändert finden; sein Bild ist heiter, hat Sicherheit und Klarheit; eine gesunde Röthe färbt seine Wangen, und nur in dem stillen ernsten Wesen bemerkt man den Flug der Jahre und die Spuren so manchen betrübenden Ereignisses. Auf dem Schlosse wird jetzt das „Käthchen von Heilbronn" aufgeführt, und August buhlt mit den Schauspielerinnen und gibt dem Dichter nicht nur Gelegenheit, sich in neuen üppigen Situationen zu versuchen, sondern auch das wahrheitreiche Leben der Tänzerin Rosa (ebenfalls einer neuen Person) theils in Anschauungen, theils aus deren eignem Munde mitzutheilen.

> Mein Vater war Prediger — spricht diese — ein frommer ernster Mann, dem meine Kunst ein Greuel war; ich weiß, daß er einmal eine lange Predigt hielt und dagegen warnte. Zum Glück habe ich ihm nicht den Kummer gemacht, mich zu Denen zu zählen, die er so bitter tadelte; denn als sich mein Lebensplan entschied und ich in der nächsten Stadt unter vielen Lichtern und Zuschauern auf der Bühne mich zeigte, lag er schon längst auf dem dunkeln Kirchhof unter flüsternden Lindenschatten. Ich denke, auch er wird es mir oben nicht übel nehmen; wir können nicht Alle zu demselben Geschäfte aufwachsen: — er war bestimmt, der Gemeinde alle Sonntage herzliche Langeweile zu machen, ich an demselben Tage, jedoch am Abend, sie zu ergötzen; er hat in Kummer und Amtsschweiß sein mühsames Brot erworben, mir beschert ein einziger Abend oft so viel, daß ich mit Freuden manches in die Armenbüchse liefere.

Im Gegensatze mit diesen Frivolitäten wird ein zärtliches Verhältniß zwischen der geistvollen Julie und Eduard angelegt, aber im Verlauf der Geschichte nicht weiter verfolgt. Einiges Ergänzende zu des Fürsten Lothar Familiengeschichte erfahren wir durch einen alten Kammerdiener. Sein Vater Sigismund galt für einen der ausgelassensten und größten Freigeister der damaligen Zeit. Er hatte tyrannisch regiert und sich zahllose Verbrechen zu Schulden kommen lassen. An seiner Freigeisterei war hauptsächlich ein Mann schuld, der einmal in einem rothseide-

*) Vgl. über den ersten Theil Nr. 119 u. 120 d. Bl. für 1833. D. Red.

nen Kleide bei dem Fürsten zu Mittag speiste, und von dem der Pfarrer versicherte, er wäre das leibhaftige Konterfei des Antichrists.

Das war der Herr von Voltaire; er las mit unserm Herrn die Nächte hindurch, disputirte, führte allerlei sündliche und schalkhafte Reden... Es kam so weit, daß der Herr allen Glauben verlor; als es nun zum Sterben kam, und eine edle Frau (sie erscheint später auf dem Schauplatz der Erzählung) sich mit dem würdigsten Geistlichen der Residenz vereinigte, Beide mit sanften Worten vor sein Lager kamen und lange und unermüdlich von Gott und dem Erlöser sprachen — da antwortete er mit einigen Witzworten, über die er selber lachte, dann aber wieder laut aufschrie, als die fürchterlichen Schmerzen kamen. Die Beiden aber ließen nicht nach, die schöne Frau hatte sich auf die Knie geworfen, der Bischof hielt das Bild des Gekreuzigten hoch über ihn — jetzt geschah das Entsetzliche — er sah das Bild lange an mit fürchterlichem Blicke und rief endlich: „Der ist ebenso wenig erstanden, als ich erstehen werde!“ Alle packte bei diesen Worten das Entsetzen.... Nach sechs Tagen war die Leiche aus dem Sarge verschwunden, in der Gruft hatten die Wachen ein schreckliches, dumpfes Getöse gehört. Das Gericht des Herrn war über ihn ergangen; er war auferstanden.

Obgleich diese Erfindung nicht eigentlich neu, sondern in der bereits poetisch behandelten Sage jenes Ritters, der auferstehen wollte wie Christus und dessen Leichnam von den Würmern vernichtet ward, gewissermaßen schon enthalten ist, so ist sie doch nicht nur sehr schön ausgeführt, sondern erklärt auch den Charakter und die Bildung des Fürsten Lothar zur Gnüge.

Eduard erhält den Auftrag, mit der kranken Landräthin in das nahe Gebirge zu reisen, in ein Kloster, dessen kühlende Schatten ihre Kindheit beschützt haben, und wo sie das Ende ihres Lebens finden will. Die Aebtissin ist mit der fürstlichen Familie verwandt und ihre Freundin. In diesen zwei frommen Frauen, die wir sofort näher kennen lernen und die höchst anziehend gezeichnet sind, scheint der Verf. ein Gegenstück zu den verdorbenen Weltkindern haben aufstellen zu wollen, die er bisher mit so vieler Vorliebe geschildert hat. Das Kloster ist im gothischen Style der alten Zeit; unangetastet, finster, begrenzt, Ehrfurcht gebietend heben sich die spitzen Giebel in die Lüfte. Ein Glöckchen ertönt, man hört im Innern der Gebäude einen choralmäßigen leisen Gesang. Die Pförtnerin Cordula erscheint; eine etwas ekelhafte, mit unlieblicher Ironie behandelte Gestalt. „Wo ist Emma“, fragt die Landräthin. Oben auf der Treppe erscheint, von einer Führerin gestützt, eine Gestalt. „Elisabeth!“ tönt eine Stimme durch die Dämmerung der Gewölbe. „Hier bin ich“, stammelt die Angekommene, und die Freundinnen schließen sich mit Hast in die Arme, als wäre mit dem Zug der Liebe auch Jugend und Kraft in ihren Busen zurückgekehrt. Wie Eduard das Bild der Aebtissin auf einem Altarblatte der Kirche erblickt, muß er sich gestehen, daß das Oval des Gesichts eine zarte, süße Schönheit barg, ein bezauberndes Lächeln, in den großen Augen eine überraschende Helle und Klarheit; es kommen ihm, er weiß selbst nicht wie, Magdalenens Züge ins Gedächtniß. Er erhält eine Audienz bei ihr. „Sie sind meinem Neffen, dem Fürsten Lothar“, spricht sie, „von einer vortheilhaften Seite bekannt gewesen, und es wird Ihnen nicht unlieb sein, ihn in seinem einsamen Zufluchtsorte, der wenige Stunden von hier im Gebirge liegt, aufzusuchen.“ Eduard findet später diesen resignirten Fürsten, zur Betschwester geworden, in den Händen eines Sektirers, seines Barbiers. An Lothar übt der Dichter wirklich furchtbare Strafgerechtigkeit; nicht genug, daß er den entnervten Wollüstling zum leiblichen Knecht eines Heuchlers macht; er läßt ihn von diesem aus Habsucht auch noch ermorden werden (S. 156). Aber ehe dieses vorgeht, wird uns eine bunte und ergötzliche Scene aus dem Sektenwesen vor Augen gestellt, und eine Enträthselung mancher Verhältnisse wird vorbereitet. Das Leben der beiden Frauen, deren eines, das der Landräthin, dem Erlöschen nahe ist, veranlassen köstliche, tiefpoetische Schilderungen des Klosterlebens (S. 111—124). Unbegreiflich ist es nur, daß in solchen Umgebungen und bei so viel heiligen dadurch in Eduard's Seele geweckten Gefühlen keine Spur von Reue über frühere Verirrungen, namentlich über die schnöde Untreue gegen seine erste Geliebte und Braut, die von ihm und vom Dichter verlassene Emilie, in ihm erwacht. Es geht am Ende Alles an ihm vorüber, und er ist nicht klüger und nicht besser, als wir ihn am Schlusse des ersten Theiles verlassen haben. Wo wir Lösung der psychologischen Räthsel erwarten, regalirt uns der Dichter mit neuen Abenteuern, und fast möchte Ref., wenn er sich für so wichtig halten dürfte, glauben, daß der Herr Verf. mit einer seine frommen Wünsche in der Beurtheilung der „Zerrissenen“ berücksichtigenden Ironie, ihm zu Liebe die leider nur körperliche Taufe des fleischlichen Aktes vollzogen (S. 131 fg.), der nun auch auf einmal mit dem von keiner Zerrissenheit geheilten Massiello in einer sehr komischen Situation die Novellenbühne wieder betritt. Nach bunten Scenen heiliger und profaner Natur, während deren sich die übergroße Gesellschaft noch um eine alte Marquise und eine schöne, reiche, auch geistreiche Gräfin vermehrt, und der Abt in der widerlichen alten Pförtnerin Cordula eine Jugendgeliebte entdeckt, vor deren Kuß ihm jetzt graut, werden wir einem der wichtigsten Aufschlüsse in Beziehung auf den ersten Theil entgegengeführt; einem Aufschlusse, wie ihn der Dichter dort kaum vorbereitet zu haben schien. Wer, der die „Zerrissenen“ gelesen, sah dort nicht in Magdalenen die Buhlerin des Fürsten Lothar, die kalte Kokette, die ein gewissenloses Spiel mit Eduard trieb, die aber selbst nur das Werkzeug irgend einer Fronde ist? Nun, dieser Charakter wird uns im zweiten Theile total umgedeutet. Erstens ist sie nicht Lothar's Geliebte; das hat die Landräthin Emma schon früher mitgetheilt.

„Sie haben (sagt sie S. 93) einem schönen weiblichen Herzen, das für Sie empfand, schmerzlich Unrecht gethan. Sie haben sich von Magdalenen entfernt.“ — Eduard war überrascht, er wollte antworten; doch die Dame fiel ihm ins Wort: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Nicht das Fräulein, nicht Sie, ein unglückliches Misverständniß trägt die Schuld; doch ein Wort aus meinem Munde kann Sie über viele und große Zweifel hinwegheben: Magdalena ist des Fürsten Lothar Schwester.“ Sie hielt inne und suchte fragend den Blick des jungen Mannes, der verwirrt und im Innersten befangen zur Erde blickte. Die edle Dame fühlte, daß sie zu weit gegangen war und

schmerzlich eine Seite berührt hatte, die sie auf alle Weise zu schonen sich vorgenommen. Ihr gekränkter Freund konnte Absicht und Plan vermuthen, darum reichte sie ihm versöhnend die Hand: „Bedenken Sie", rief sie mit sanfter Stimme, „daß eine Sterbende zu Ihnen spricht; wenn man bereit ist, in eine bessere Welt überzugehen, so wird man nicht zuletzt den Samen weltlicher Klugheit und Berechnung ausstreuen. Meine Absicht war nur, zwei würdige Gemüther zu enttäuschen. Jetzt haben Sie mein Vermächtniß in Händen, schalten Sie damit, wie Sie wollen; oder soll ich Ihnen jetzt noch die Bilder Ihrer Zukunft aufstellen?"

Diese Aufschlüsse erweitern sich später und vervollständigen sich durch Früheres: Magdalene ist nämlich die Tochter der Aebtissin. Diese hieß mit ihrem weltlichen Namen Prinzessin Serene und war keineswegs für das Kloster erzogen worden, vielmehr zur Gemahlin des Prinzen Sigismund, Lothar's Vater, bestimmt. Dieser zeichnete jedoch damals am Hofe das Fräulein von Hohenfried aus, die wir im Buche als Landräthin kennen. Die Fürstin resignirte zu Gunsten dieser Freundin und schloß sich in das Kloster ein, wo schon mehre ihrer Vorfahren die Aebtissinnenwürde bekleidet hatten. Nun wandte sich der Fürst dem unerreichbar gewordenen Gegenstande seiner frühern Neigung wieder zu und verließ das Fräulein. Aber die Fürstin beharrte auf ihrem Entschluß, und Sigismund, nachdem er zwei Herzen zertreten, gab sich der Welt und den wildesten Zerstreuungen hin. Die Freundinnen aber sind vereint geblieben. Wie die Aebtissin zu einer Tochter gekommen, vergißt der Erzähler uns zu sagen; genug, Magdalene hat mit schwesterlicher Liebe jenen unglücklichen Lothar mit seinem Geschicke zu versöhnen gesucht; er hat in ihr neben der Schwester eine schöne, geistige Geliebte verehrt, deren großes, leidendes Herz er später dennoch durch so viel Kleinmüthigkeit und Irregehen gekränkt hatte.

Mit diesem schönen Vermächtnisse an Eduard stirbt die Landräthin. Das wäre ganz gut, wenn die Magdalene des zweiten Theils nur auch wirklich die des ersten wäre. Aber wie stimmt die Schilderung der Landräthin zu ihrem Billet über Eduard in den „Zerrissenen"?

Den Ueberbringer dieses schicke ich Ihnen als einen Menschen zu, den ich für unsere Sache gewonnen habe, und den Sie überall brauchen können, nur nicht da, wo es Künste der Klugheit gilt.... Der Fürst ist vom Thron und der Prinzessin geschieden und geht in ein Asyl, wo er uns nicht mehr schädlich sein kann. Fällt dieser Brief in unrechte Hände, so sind wir längst gesichert, und ich bin einen Ueberlästigen los, dessen Neigung jetzt, da ich sie gewonnen, mich schon zu langweilen anfängt; mich dürstet nach einem neuen Wirkungskreis.

Wir fragen: ist das Empfindung für Eduard, ist das Bruderliebe gegen den Fürsten Lothar? Nimmermehr wird uns der Verf. überreden können, daß Magdalene im ersten Theil nicht die Buhlerin des Fürsten, nicht die intriquante Kokette ist, die keiner wahren Liebe fähig erscheint. Dadurch, daß Magdalene (S. 203) sich ohne Weiteres gegen Eduard auf jenes Brieschen beruft und seine Hand zurückweist, ist der Widerspruch nicht gelöst.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Reisen der Russen.

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, in früherer Zeit durch die bekannten Reisen ihrer Mitglieder, eines Lepechin, Georgi, Güldenstädt, Pallas u. A. höchst verdient um die nähere Kenntniß der Länder und Völker des großen, seitdem so sehr vergrößerten Kaiserreichs, hat diesen Bestrebungen eine erneuerte Thätigkeit gewidmet. Hr. Georg Fuß, Sohn und Bruder zweier ausgezeichneten Akademiker, ward 1830 der nach Peking abgehenden, von der chinesischen Regierung seit vielen Jahren admittirten und begünstigten geistlichen Mission von der Akademie als Astronom zugeordnet und ist um die Mitte d. J. 1833 von seiner 7000 deutsche Meilen betragenden Reise nach Petersburg zurückgekehrt und jetzt beschäftigt, die reiche Ausbeute derselben der gelehrten Welt vorzulegen. Das Altaigebirge hat neuerdings, ebenfalls auf Veranlassung der Akademie der Wissenschaften, Dr. Bunge in einer Richtung durchreist, wohin früher Professor Ledebour nicht gekommen war, sowie der Astronom Fedorof das westliche Sibirien. Während dieser Bemühungen um die genauere Erkenntniß der physischen Beschaffenheit Rußlands hat Hr. Strojew seine archäographischen Reisen fortgesetzt und in dieser Hinsicht im Laufe des vergangenen Jahrs die Gubernien von Pleskau, Twer und Nowgorod durchstreift. Die umsichtige Thätigkeit dieses verdienstvollen Geschichtsforschers hat hauptsächlich in Nowgorod der Bibliothek der St. Sophienkirche, jener reichen, bis jetzt noch immer nicht hinlänglich explorirten Fundgrube für die Geschichte des russischen Staats, welche allein 3000 altrussische Handschriften enthält, eine neue gehaltvolle Ausbeute abgewonnen.

Unabhängig von den gelehrten Missionen der Akademie der Wissenschaften, aber gleichfalls verdienstlich in ethnographischer Hinsicht ist die Reise des Dr. Beljawski durch das nordöstliche Sibirien. Er war von der Regierung beauftragt, das Land der Ostiaken und Samojeden zu durchreisen, um Maßregeln gegen die Fortschritte einer Seuche zu treffen, die unter den wilden Natursöhnen große Verheerungen anrichtete. Sein Tagebuch hat er unter dem Titel drucken lassen: „Pojesdka na Ledowitoje more", d. i. Reise zum Eismeer u. s. w. (Petersburg, 1833). Das Wandern in jenen fernen, öden Gegenden des hohen Norden hat seine beschwerlichen Eigenthümlichkeiten. In Beresow ließ Beljawski seinen bedeckten russischen Schlitten und setzte die Reise in einer ostiakischen Narta fort. Diese ist ein länglicher, niedriger Kasten auf Schlittenkufen, in welchem der Reisende nicht sitzen, sondern nur ausgestreckt liegen kann. In Usol, eine Tagereise jenseits Beresow, wurden ihm die ersten Rennthiere vorgespannt, die der Verf. als zahme, auf den Ruf gehorchende Thiere beschreibt. Sie weideten, den Schnee aufwühlend, frei im Walde, kamen aber gleich Hunden auf den Ruf des Ostiaken und drängten sich im Anerbieten ihrer Dienste gleichsam wetteifernd um die Narta herum. Unterwegs bis Obdorsk steigt die Kälte bis 32° Reaumur, und der Reisende legt die gefrorne Sahne stückweis wie Zucker in seinen Thee. Den Aufenthalt in jenen Gegenden benutzt er außer der Erfüllung seines Auftrags auch dazu, Beobachtungen über die Lebensweise, die Sitten und die Gebräuche der Ostiaken, die zum großen finnischen Volksstamm gehören, anzustellen, und seine Reisebeschreibung enthält über sie die interessantesten Notizen. Wenn wir hierbei die Mühseligkeiten beachten, welchen Beljawski sich unterwarf, um den Verheerungen einer bösartigen Krankheit Einhalt zu thun, so denken wir mit um so mehr Betrübniß an das Gegentheil davon in Neu-Süd-Wales und Vandiemensland, wo die englischen Colonisten den armen, ihnen widerwärtigen und oft gefährlichen Eingeborenen, beiläufig gesagt ungefähr den Antipoden der Ostiaken, vergifteten Branntwein verkaufen sollen, um sie auf diese Weise loszuwerden. Man sehe hierüber die Andeutungen in R. Dawson's: „The present state of Australia". (London, 1830). — Eine andere gefahrvolle Reise ist durch den Marinelieutenant Pachtussow mit Einsicht und Beharrlichkeit ausgeführt worden. Er hat

auf einem von dem Handlungshause Brandt in Archangel mit rühmlichem Eifer ausgerüsteten Schiffe die wenig bekannte Ostküste Nowa-Semla's 1832 und 1833 befahren und beobachtet. Die Gefahren, die jene Meere und Küsten darbieten, sind aus frühern, oft gänzlich misglückten und immer nur zum geringen Theil belohnten Entdeckungsreisen bekannt genug; um so mehr Aufmerksamkeit verdient diese neue Unternehmung, die einen erwünschten Erfolg gehabt zu haben scheint.

Außer diesen wissenschaftlichen oder zu einem bestimmten Zweck von der Regierung oder reichen Privatmännern angeordneten Reisen gab es in der letzten Zeit auch viele Reisende aus bloßer Liebhaberei, die aber ihre Erfahrungen und Beobachtungen, mitunter auch Gefühle gleichfalls in ausführlichen Beschreibungen zu Nutz und Frommen ihrer Landsleute und der Geographie überhaupt bekannt gemacht haben. In dieser Art hat Hr. Tschuikin 1830 eine Reise von Irkuzk nach Jakuzk und zurück vollführt, den großen, wilden Strom, die Lena, in Briefform beschrieben, wie Andere den Rhein, und nebenbei ergötzliche Sachen über die Jakuten berichtet. Da viele Reisebeschreibungen oft nur in Zeitschriften, diesen leicht verwehten Blättern, mitgetheilt werden, so hat ein Liefländer, Baron von Budberg, für deutsche Leser eine „Galerie der neuesten Reisen der Russen" (Zerbst, 1832) begonnen. Seine in der Vorrede angekündigte Absicht, eine Sammlung neuer wenig bekannter Reisebeschreibungen der Russen in deutschen Uebersetzungen herauszugeben, ist gewiß erfreulich; nur hätten wir gewünscht, daß er zur Eröffnung seiner Galerie eine andere Reisebeschreibung gewählt hätte als die, welche den ersten Theil derselben ganz füllt, nämlich eines Ungenannten Reise durch Weiß-, Klein- und Neu-Rußland, durch die Kosackenprovinz, den Kaukasus und Georgien, denn obschon in diesen Ländern sich viel Merkenswerthes beobachten und zu Buch bringen läßt, so hat es doch der ungenannte Wanderer unterlassen. Seine Bemerkungen sind flüchtig und obendrein vielleicht unzuverlässig; zum Beleg führen wir ohne viel Suchen folgende Stelle an, S. 52.: „Ich glaube (spricht der Reisende), daß man nirgend in Rußland ein vielfältigeres Gemisch der verschiedenartigsten Völkerschaften antrifft, als im Canton Orechow (im Gouvernement Taurien); jede lebt ganz nach ihren eigenthümlichen Gebräuchen in abgesonderten Dorfschaften. Das von mir selbst hierüber Gesehene diene zum Beweise: der Posthalter der letzten Station vor Orechow war ein Altgläubiger; zur Stadt führte mich ein russischer Postillon; der Schreiber in der orechowschen Posterpedition war ein Pole; ein Jude auf der Gasse wies mir zum Absteigequartier das von einem Duchoborez unterhaltene Gasthaus, im letztern traf ich unter andern Leuten einen donschen Kosacken, auf dem Markte einige deutsche Colonisten, Nogaizen, Kalmucken, Husaren u. s. w." — Bemerkenswerth ist, daß der Reisende Sekten für Völkerschaften ausgibt. Der altgläubige Posthalter, der rechtgläubige Postillon, der Gastwirth von der Sekte der Duchoborzen sind alle drei Russen, nur abweichend von einander in ihren kirchlichen Gebräuchen; zugleich klingt es seltsam, wenn Husaren als eine besondere Völkerschaft aufgeführt werden. Was soll man nach solchen Verstößen von andern Behauptungen des Verf. halten, deren Grund oder Ungrund sich nicht so leicht erforschen läßt? Die dem Text, aber leider nur sparsam beigefügten Anmerkungen des Uebersetzers sowie die deutsche Bearbeitung überhaupt zeugen dagegen von Fleiß und Umsicht. 18.

Neueste englische Literatur.

Die Theilnahme, welche Mac Farlane's „Lives of banditti and robbers in all parts of the world" (s. Nr. 59 d. Bl. für 1833) beim Publicum fanden, hat wahrscheinlich die Preßgeburt der „Lives and exploits of english highwaymen, pirates and robbers, by *C. Whitehead*" (2 Bände, London 1834) veranlaßt. Hier ist jedoch das Terrain beschränkter; wer [illegible]nen Geburtsschein oder kein Naturalisationspatent aus [illegible]land aufzuweisen hatte, fand in dieser Galerie zwischen [illegible] Hood und George Barrington keine Aufnahme. Beim Durchblättern dieser Skizzen ist auch die Einwirkung der [illegible]den Cultur auf die Büberei und Räuberei auffällig. [illegible] Stelle kühner Piraten und verwegener Highwaymen sind [illegible]mischer, Fälscher und Schwindler aller Art getreten; [illegible] Verbrechen hat einen modischen Frack angezogen und [illegible] feinen Manieren verübt, obgleich es mit dem Galgen [illegible]ten geblieben ist.

Von der „Library of romance", herausgegeben von [illegible] Ritchie, ist der 9. Band erschienen, betitelt: „The [illegible] Doona, by the author of Wild sports in the west, [illegible] of Waterloo etc." (London 1833.) Er enthält die [illegible]liche Geschichte einer irländischen Amazone, wie sie [illegible] in Balladen und Legenden noch im Munde des Volks [illegible]. Das alterthümliche Kleid und die alte Zeit scheint für [illegible] unbequem, wir verkehren lieber auf modernem Grund [illegible]ben mit ihm.

Die bei Cadel in Edinburg erscheinende Ausgabe [illegible]ter Scott's „Poetical works" ist bis zum 9. Bande [illegible]schritten, welcher „Rockeby" und „The vision of Don [illegible]derick" enthält. Interessant ist es, aus der Einleitung [illegible]sehen, daß der Dichter in Abbotsford am 15. September [illegible] „Rockeby" begann und am letzten December beendigte. [illegible] liegt etwas Eigenes und Melancholisches darin, beim [illegible]schlusse ein Gedicht zu vollenden", schreibt W. Sc. [illegible]sendung des letzten Manuscripts an seinen Freund [illegible]drucker Ballantyne unterm 31. December, „daß ich [illegible]timental darüber werden könnte". — Von Haus aus [illegible] des Dichters Absicht, „Rockeby" mit den Worten: my [illegible] son! zu schließen, allein auf Zureden des eben genannten [illegible]lantyne und eines andern Freundes lieferte er noch [illegible] Stanze, behielt sich aber gewissermaßen seine Meinung [illegible] dem er dazu schrieb: „Lieber James, das Beiliegende [illegible] Achtung für so ernstlich ausgesprochene Meinungen; [illegible] aber die meinige unverändert, daß ein Effect dadurch [illegible] und kein anderer dafür hervorgebracht wird".

Bemerkenswerth ist eine kleine Schrift über [illegible] „Memorials of a tour in some parts of Greece, by [illegible] *Monkton Milnes*" (London 1833); der Verf. [illegible] [illegible]teressante Partien jenes classischen Bodens. Seine [illegible]schen und historischen Wahrnehmungen und dergl. [illegible] Prosa; wo seine Gefühle tiefer angeregt wurden, spricht [illegible] Versen. Was er über Ali Pascha mittheilt, ist noch [illegible]sant, obgleich von den Lebensverhältnissen dieses [illegible] Mannes viel bekannt geworden. „Ali Pascha könnt' [illegible] ist in Epirus eine sprüchwörtliche Redensart, die [illegible]lichkeit eines Dinges zu bezeichnen. Will ein Eseltreiber [illegible] Reisenden an einer steilen Stelle des Wegs auf das [illegible]lichste ans Absteigen mahnen, so spricht er: „hier [illegible] Ali Pascha nicht hinunterreiten können". — Das [illegible] hat einen sehr fragmentarischen Charakter, verräth [illegible]lent und Beobachtungsgeist.

Auch über die Bewohner des bewegten Portugals [illegible] Werk (von Frauenhand) erschienen, das Empfehlung [illegible] „Traits and traditions of Portugal; collected during [illegible]sidence in that country. By Miss *Pardoe*" ([illegible] Bände, [illegible]don 1833). Anfangs 1827 ging bekanntlich eine Abtheilung [illegible]lischer Truppen unter Sir W. Clinton nach Portugal, [illegible] die Verf. ihren Vater, der als Officier bei diesem Corps [illegible] begleitete. Eine ziemliche Bekanntschaft mit der Landes[illegible] erlaubte ihr, in den mannichfachsten Verkehr mit den [illegible] zu treten; außerdem kam ihr noch ihr Geschick zu Statten [illegible] interessanten Resultate ihrer Beobachtungen hat sie [illegible] öffentlicht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1834.

Novellen von A. v. Sternberg. Zweiter Theil. Eduard.

(Beschluß aus Nr. 56.)

Nach dem Tode der Landräthin verläßt die Geschichte das Kloster und rollt in einem Reisewagen mit den fremden Damen, Massiello, dem Abt und Eduard in die weite Welt hinaus. Ein gnädiger Scherz mit armen Pfarrleuten wird getrieben, denen sich die Gesellschaft als lauter Nachkommen der berühmtesten Poeten des 18. Jahrhunderts darstellt, sich bei ihnen einquartiert, brav bei ihnen zehrt und sie von ihrem Flaschenkeller kosten läßt. Der Dichter hat sich hier nicht vor Anachronismen gescheut, und wiewol die Handlung in diesem Jahre vorgeht, so soll der ehrliche Pastor doch noch unter Gellert († 1769) studirt haben. Inzwischen ist diese Episode sehr ergötzlich, und die Lobrede auf Göthe, die, von der nächtlichen Geisterstimme aus dem Walde erregt, Massiello hält, unvergleichlich.

Unglücklicher Geist, sei ruhig, wir wollen dich nicht wecken! Wandle mit deinen Entzückungen und Schmerzen hinauf die Straße in die schöne Verklärung! Wie? von Neuem sollen wir dir, dem Müden, vom großen Jammer unserer kleinen Zeit aufladen? von Neuem dich tragen lassen an der ungeheuern Last unserer Erbärmlichkeit? von Neuem dich verwunden mit den tausend kleinen Stacheln unsers Tadels und unsers Lobes? Nein, Befriedigter, geh ein in dein kühles Todtenreich! Du hast den Schicksalsfluch, der dich dazu bestimmte, groß zu sein, mit Würde getragen: nicht wie gemeine Seelen hast du Lob mit Lob vergolten, eingedenk der Gesetze des größten Geistes, lobtest du Die, die dich tadelten, und schlug dich der kleine Neid, du selbst reichtest ihm die andere Wange hin...... Gelitten und geseufzt haben wir unter deiner strahlenden Größe; es ist nichts so unbequem, als Größe zu ertragen, und diese Beschwerde hast du uns reichlich aufgeladen.... Es ist nicht angenehm, übersehen zu werden, und wir wurden übersehen! Darum wecken wir dich gewiß nicht auf, altes Lorberhaupt!... Gewiß, unser Jahrhundert ist mild und einsichtsvoll; es weckt keinen Todten auf, besonders keinen großen! Vielleicht daß hie und da ein Liedchen ertönt, deinen Namen nennend, daß ein armer, blöder Knabe in der Angst seiner Seele bei brechendem Herzen und vorquellenden Thränen dir nachruft, oder daß ein vergessener Professor einer noch vergessenern Lehranstalt ein Wörtlein von dir fallen läßt und sagt, daß du eine alte Kindersage, den Faust, geschrieben habest, die nicht schlecht sei; oder ein lustiger Franzose stößt deinen Namen im Fluch aus, weil er sich die sonderbare Grille in den Kopf gesetzt hat, doch auch einmal etwas von einem alten, deutschen Autor zu lesen. Ja, ja! vergessen! sei gewiß, Zürnender, du wirst vergessen! Wir freuen uns aus voller Seele, da wir so viele Dinge behalten müssen, daß wir endlich einmal auch etwas vergessen dürfen, und bei dir dürfen wir es, da du groß bist; es ist sogar eine Pflicht, die alle kleinen Geister einander schuldig sind, und die wir treulich erfüllen wollen. Nichts, nichts soll uns an dich erinnern, selbst nicht einmal die neue Cotta'sche Ausgabe deiner Werke! Freut euch, Millionen der Erde! es gibt nichts mehr zu bewundern, nichts mehr zu verehren; der alte adelige Sänger ist todt! es gibt keinen Unterschied der Stände und der Geister mehr; wir sind Alle klein, glücklich, frei und gleich! o herrliches Jahrhundert!

Einem nicht undeutlich gezeichneten Gelehrten hat unser Verf. ein Loos in seiner Novelle geschaffen, das wir ihm im Leben wol gönnen möchten. Er wohnt in der Nachbarschaft des Pfarrers in einem köstlichen Rosengarten. Sein Landhaus ist nicht groß, aber geschmackvoll gebaut, aus dem Innern seines Gartensalons schimmern und blinken Bildsäulen, goldene Rahmen, rothe glänzende Stoffe, Blumenvasen. Dem Gelehrten selbst wird (S. 186 fg.) eine historisch-ästhetische Ansicht in den Mund gelegt, die derzeit zu den Ketzereien gerechnet wird.

Die Gesellschaft verläßt nun den Pfarrer und folgt einer Einladung auf das Landgut Baron Werner's, wo sich unvermuthet ein lange, gewiß auch vom Leser der „Zerrissenen" vermißter Freund, der Brite Robert, einfindet.

Er war noch immer der stolze, übersehende, schöne Mann; die Jahre schienen wirkungslos über seinem Haupte dahingegangen. Seine Reichthümer hatten ihm Rang, seine Talente Ansehen verschafft; dennoch war Juliens Urtheil über ihn äußerst treffend; sie führte die Stelle aus dem Faust an: „Es steht ihm auf der Stirn geschrieben, daß er nicht mag eine Seele lieben!" Er überredete Massiello, mit ihm auf sein Landschloß nach England zu gehen. Der Musiker willigt ein, doch bemerkte er gegen Eduard: „Ich weiß nicht, wie Euer Schicksal sich gestalten wird, ihr Lieben; aber mich holt nun der Teufel, dies ist ausgemacht... Ich fürchte, es wird mit uns ein sehr böses Ende nehmen; die Ouverture unserer Jugend war zu genial componirt, als daß ein mattes, alltägliches Finale irgend passen sollte." Eduard erkundigte sich nach der Gräfin Eva. „Wenn Sie sie sehen wollen, ich führe sie bei mir", erwiderte Robert mit einem matten, überdrüssigen Ton. Er brachte eines der neuen englischen Taschenbücher zum Vorschein, das sich die Aufgabe gestellt, Portraits schöner und berühmter Frauen zu geben, und siehe, gleich auf dem ersten Blatte glänzten ihm die großen schwarzen Augen mit ihrem magischen Zauber entgegen. „Himmel", rief Massiello entzückt, „gegen dieses wunderbare Wesen sind wir doch Alle klein bürgerlich und prosaisch; die Tugend selbst schämt sich, neben ihr tugendhaft zu bleiben. Möchte die Treffliche nun ihre Memoiren schreiben und als

Kupfer die Bildnisse all der hübschen Jungen geben, denen sie das Roth von den Wangen gestohlen; diese kleine lächelnde Circe!" Robert schlug das Buch zu, und ein verblühtes Lächeln flog über seine Stirn.

Auch der Journalist mit seiner Frau Sophie, der Tochter des Barons, kommt noch zum Vorschein; der Letztern gibt der Dichter, der sie als Halbbürgerliche im ersten Theile einigermaßen gemishandelt hatte, im zweiten Satisfaction. Er erzählt uns, daß ihre Erscheinung jetzt gewinnender war; daß die Würde als Hausfrau sie offenbar kleidete, und daß, obgleich sich noch immer das Unstete, Flüchtige in ihrem Wesen zeigte, doch eine gewisse Aufmerksamkeit bemerkbar war, die sie auf sich und ihre Umgebung wandte. Inzwischen wirft er immer noch ein Streiflicht von Lächerlichkeit auf sie, indem er dieselbe sich laut ihrer deutschen Hausfrauschaft rühmen läßt, der das Gemeinwesen nicht fremd ist und die am Thun und Reden der Männer Theil nimmt.

Dieses bunte Schattenspiel könnte noch lange fortgehen; aber es schließt auf einmal mit einer Apotheose der Sinnlichkeit, mit dem Bilde des trunkenen Abtes, dem Massiello eine launige Standrede hält. Allen Wünschen eines befriedigenden Schlusses hat der Dichter somit Hohn gesprochen. Warum er die Novelle „Eduard" betitelt hat, wissen wir auch nicht. Wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem die „Trachinierinnen" des Sophokles, und der „Trinummus" des Plautus diese Namen von Personen führen, die in dem Stücke so gut als nichts zu bedeuten haben. Sehr wichtige Personen des ersten Theils, wie Gotthold, Emilie, der Graf Eberhard, kommen im zweiten gar nicht mehr zum Vorschein.

Mag aber immerhin diese Erzählung eine sehr incohärente Novelle sein, sie ist nichtsdestoweniger ein ungemein reiches Buch, denn die obenberührten Nebenhallen führen uns in die köstlichsten Ansichten über Leben und Kunst hinein, und ein vollgehaltiger Dialog um den andern, in meisterhaftem Style abgefaßt, von Ideen überströmend und zu neuen Ideen erweckend, wird uns geboten. Wer diese Ideen mittheilt, ist uns ziemlich gleichgültig, und wir wollen uns z. B. nicht darüber aufhalten, daß der sonst als albern dargestellte Theaterdirector Müller S. 54 fg. in einen Strom von echtpoetischer Darstellung über die alten Schlösser aus dem vorigen Jahrhundert und ihre Gespenstergeschichten sich ergießt. Weil der Verf. von Geist, Witz, Phantasie und Laune überfließt, so scheint es ihm nicht anders möglich gewesen zu sein, er mußte auch seinen dümmsten Personen ein kleines Legat von jenen Schätzen vermachen.

Der Raum gestattet uns nicht mehr, Auszüge zu geben. Wir wollen daher dem Leser nur andeuten, was und wie mancherlei er von diesen Nebensachen, die aber am Ende die Hauptsache im Buche sind, zu gewarten hat. Die Galerie eröffnet sich mit einer vortrefflichen, höchst originellen Abhandlung über den Einfluß des Stubenlebens auf die Gestaltung des Menschengeistes und über die Verdrängung der Natur; dann folgt eine Poeten- und Philosophenlandkarte von Deutschland, ungefähr nach dem Vorbilde der Gourmandskarte in den französischen Schmausalmanachen (S. 1—16). Aus Veranlassung der neuern französischen Literatur wird die Romantik abgehandelt (S. 17—32). Das Theater auf dem Schlosse führt zu seinen dramaturgischen Bemerkungen (S. 33 fg.). Die mannichfaltigen Sektendarstellungen sind am wenigsten original, sie erinnern an Tieck durch die Gattung von Humor, der daran verschwendet ist, und an Walter Scott durch die Aeußerlichkeit, mit der sie behandelt sind; doch finden sich auch hier neue Lichtblicke und Tiefen (besonders S. 109 fg., 125 fg.). Höchst eigenthümlich ist die warme Vertheidigung der Perückenzeit Ludwig XIV. (S 144 fg., 178 fg.); mit Lust wird man die Urtheile über die neuesten schwäbischen Dichter lesen (S. 176 fg). Von den vortrefflichen Gedanken über das Klosterleben ist oben gesprochen; über Poesie ist eine ganze Funkenmasse durch das Buch gestreut; aber die prosaischen Kunstansichten der Gräfin, mit so ernsthafter Miene sie auch vorgetragen sind (S. 177—180), können doch wol nur Ironie sein. Der Gelehrte outrirt diese Ansicht noch. Er sagt geradezu:

Das Jahrhundert der Ideen ist ein sehr unbequemes Jahrhundert, ich ziehe unbedingt das Jahrhundert des Genusses vor. Es ist unstreitig weit angenehmer, über ein Liebchen von Grecourt zu lachen, als über das Verhältniß der Unterthanen zu ihrem Herrscher sich den Kopf zu zerbrechen; und am Ende wiegt doch eine Minute, in der man lacht, zehn Jahre auf, die man mit Grübeleien zugebracht.

Mit diesem Paradoxon wollen wir schließen und den Grübeleien über ein Buch ein Ziel setzen, das uns, bei aller Unform, nicht nur viel zu lachen, sondern noch viel mehr zu schauen, zu denken und zu empfinden gibt. 8.

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands, vornehmlich aber Würtembergs und dessen Verfassung, von Karl Friedrich Dizinger. Erster Theil. Tübingen, Osiander. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Es ist mehrfach der Wunsch geäußert worden, die Memoirenliteratur Frankreichs möchte insofern bei uns Deutschen Wurzel schlagen, daß auch bei uns Männer, deren Leben und Verhältnisse ein hinreichendes Interesse bieten, ihre Anschauungen und Begegnisse in dieser Art von Selbstbiographien mittheilten, und gewiß ist zur Kenntniß einer gegebenen Periode nichts dienlicher als dies. Seit einiger Zeit sind denn auch in Folge einiger achtbaren Beispiele dergleichen Schriften mehre in Deutschland erschienen, und die vorliegende kann als ein erfreulicher Beitrag zur näheren Kenntniß eines merkwürdigen Zeitabschnittes, namentlich in Bezug auf Würtemberg, betrachtet werden.

Der Verf., welcher sich der juristischen Laufbahn widmete, bekleidete während der Regierung des letztverstorbenen ersten Königs von Würtemberg mehre öffentliche Aemter und ward verschiedentlich zu Commissionen mehrfacher Art gebraucht. Ihm wurde dadurch Gelegenheit, manche Verhandlungen und Ereignisse sehr in der Nähe zu sehen; er kam mit mehren Staatsmännern und höhern Militairs in amtliche Berührung, und das Ergebniß seiner Wahrnehmungen und Erfahrungen wird uns von ihm in diesen Denkwürdigkeiten mitgetheilt.

Als ein echter Deutscher fängt er übrigens seine Berichte ziemlich ab ovo an, und so interessant die Mittheilungen über seine Geburt, seine Großältern, Aeltern, Geschwister und Oheime, die Berichte über seine Gymnasial- und akademischen

Studien rc. ohne Zweifel den nähern Freunden sein mögen, so kann allerdings den entferntern Lesern der Wunsch nicht verargt werden, er möchte diesen Dingen etwas weniger Raum geschenkt haben. Doch, wir wollen mit dieser Ausstellung uns nicht aufhalten und lieber Einiges über das allgemein Interessantere, was das Buch enthält, mittheilen.

Selbst einst Zögling der zu ihrer Zeit so berühmten Karlsschule in Stuttgart, bedauert D. mit Recht das plötzliche Aufhören derselben nach dem Hinscheiden ihres Stifters. Herzog Ludwig Eugen war gegen diese Anstalt, ohne sie je näher gekannt zu haben, eingenommen worden, und die Folge war, daß sogleich nach seinem Regirungsantritt die Karlsschule aufgehoben wurde. Wenige Jahre nach diesem Ereignisse begannen auch für Würtemberg die großen Erschütterungen, welche seitdem ganz Deutschland umwandelten, und wie auf Alles, so äußerten sie auch ihren Einfluß auf die Privatlage des eben erst in die juristische Praxis eingetretenen Verfassers.

Es war um diese Zeit ein anderer Geist über die Menschen gekommen; die aus Frankreich herüberwehenden Ideen regten manchen schlummernden Gedanken auf, und das sonst so füg- und gehorsame deutsche Bürger- und Volksthum fing an in Wort und That, in einzelnen Reden und in allgemeinen landständischen Foderungen sich auf eine Art vernehmen zu lassen, die allerdings gegen die frühere mitunter sehr abstach und nothwendig den hieran durchaus nicht gewohnten Behörden und Machthabern als sehr fremd und verwerflich erscheinen mußte. Es entspann sich um diese Zeit in Würtemberg eine Reihe von Conflicten zwischen den alten Ständen des Landes und der Regierung, die, verbunden mit den kriegerischen Ereignissen der Zeit, zu mannichfachen Veränderungen Anlaß gaben und die Regierung des durch seine frühern Kriegsdienste an Militairsubordination gewöhnten Herzogs Ludwig Eugen verschiedentlich trübten und sich bis zu dessen im November 1797 erfolgtem Hintritt fortspannen.

Der Nachfolger dieses Fürsten, Herzog Friedrich II., später Kurfürst und dann König, suchte Anfangs, wie uns der Verf. versichert, mit aufrichtigem Herzen ein besseres Verhältniß zwischen der Regierung und den Landständen herbeizuführen. Es wurden Vergleichsverhandlungen eingeleitet; bald zerschlug sich die Sache aber wieder; die Spannung wurde größer als jemals, der kaiserliche Reichshofrath mischte sich in die Sache, und dies sowol als die waltenden Ereignisse verschlimmerten das Uebel vollends. Die republikanischen Heere fluteten bald siegend, bald besiegt hin und her; die Lasten des Landes waren groß, die überrheinischen Ideen wurden immer verbreiteter, die Feindseligkeit zwischen Dem, was an der alten Zeit hing, und Denen, welche von der neuen Hülfe und Besserung hofften, ward schärfer, und damals war es, daß man anfing demagogische Umtriebe zu fürchten und — demgemäß auch zu erblicken.

Die Festung Asperg, dies alte und berühmte Staatsgefängniß, erhielt viele Bewohner. Das Commando der östreichischen, zu jener Zeit wieder vordringenden Armee meldete, es existire in Würtemberg ein weit verzweigtes Complott zur Revolutionnirung von ganz Schwaben, und einige Landtagsdeputirte, einige Offiziere, einige Advocaten, ein Regierungssecretair, ein Magister, ein Posthalter, ein Kaufmann und ein Hutmacher wanderten in die Kerker von Hohenasperg, während eine Staatscommission ernannt ward, die Verbrecher zu richten und das Geheime an den Tag zu ziehen. Dies Alles geschah im Winter 1799—1800, und das Resultat war, daß die Meisten ihre Freiheit wiedererhielten, einige Andre aber später in das Innere von Oestreich abgeführt und zuletzt des Landes verwiesen wurden.

Die Waffen der französischen Republik waren unterdessen dauernd siegreich geworden. Herzog Friedrich mußte sich mit seiner Familie nach Erlangen flüchten; die Kriegslasten wurden dem Lande immer drückender, und als in Folge des Friedens zu Luneville der Herzog zurückkehrte, da begannen die Zwistigkeiten zwischen ihm und den Landständen von Neuem, und der Particularfriede, den Würtemberg mit Frankreich schloß, die Erhebung des Herzogs zum Kurfürsten und die beträchtlichen Territorialerweiterungen, welche das Land in Folge des neuen politischen Systems erhielt, vermochten dennoch nicht die längstgeschwundene innere Zufriedenheit wieder herbeizuführen. Der Streit und Hader dauerte bis zu dem Augenblicke fort, wo unter Napoleon's Schutz die altwürtembergische Landesverfassung vor der neuen Königswürde auf immer dahinsank. Am 30. Dec. 1805 ward die Aufhebung der Verfassung decretirt, und am 1. Jan. 1806 Würtemberg als Königreich proclamirt. Den Verf. hatte dies Alles mehr oder minder berührt, und da er es sich hatte einfallen lassen, einige Flugschriften auszuarbeiten, in welchen er das Steuerwesen, die Umlage der französischen Contribution und andere staatswirthschaftliche Gegenstände nach Kant'schen Grundsätzen prüfte, und die viel Leser fanden, so konnte es nicht fehlen, daß er bald für einen gefährlichen Menschen ausgeschrien ward. Hierzu kam noch, daß mehre der Anfang 1800 als demagogische Umtreiber Verhafteten Bekannte und einstige Universitätsfreunde des Verf. waren, und so fehlte denn wenig, daß nicht auch er die Zahl der Bewohner von Hohenasperg vermehrte.

In Betreff der Aufhebung der alten Stände erzählt der Verf. u. A. noch, daß, als der Kurfürst unter dem Vorwande, dieselben würden ihm die erfoderlichen Gelder und Rekruten verweigern, ein engeres Anschließen an Napoleon, der damals zu der Schlacht von Austerlitz marschirte, abzulehnen suchte, Napoleon kurz erwidert habe: „Chassez les bougres!" denn damals schon sei es dessen Plan gewesen, allen jenen deutschen Fürsten, welche sich mit ihm vereinigten, eine unumschränkte Macht zu geben, damit sie desto besser seine Foderungen zu befriedigen im Stande seien.

Später erblicken wir den Verf. als Secretair bei der, mit Besitznahme gewisser an Würtemberg gefallenen Landestheile im Breisgau beauftragten Commission, wo derselbe vielfache Gelegenheit erhielt, seiner Regierung nützliche Dienste zu leisten und einige Benachtheiligungen abzuwenden oder doch wenigstens mindern zu helfen, die derselben durch mancherlei Conflicte mit dem Willen des damals allmächtigen Napoleon erwuchsen. Bald darauf wurde Hr. D. zum provisorischen Landescommissair im Breisgau ernannt; eine Stellung, die ihn jedoch oft in schwierige und unangenehme Verhältnisse brachte, seit Napoleon sich gewissermaßen persönlich in die Angelegenheiten des Breisgaus mischte, wodurch natürlich Hrn. D's Lage höchst delicat ward, sodaß er allerdings Ursache hatte, froh zu sein, als er nach Stuttgart zurückgerufen und kurz nachher zum Mitglied der damals die Säcularisation der Klöster vollziehenden Commission ernannt wurde. Leider gehörte aber auch dieses Geschäft wieder zu denen, welche ihrer Natur nach für den damit Beauftragten der Dornen mancherlei trugen, und die zum Theil für den Verf. um so schärfer waren, da ihn persönliche Bekanntschaft mit manchem achtbaren Mitgliede jener Stiftungen verband, die jetzt ihre alten Vorrechte, ihre Unabhängigkeit und ihre Besitzthümer dem großen Ganzen zum Opfer bringen mußten. Auch war hin und wieder die Stimmung des noch am Alten klebenden Volkes diesen Aenderungen wenig geneigt und daher doppelt nöthig, daß, um jede unangenehme Reibung zu vermeiden, die Sache mit großer Vorsicht und Rücksichtnahme geführt wurde, während auf der andern Seite die besitzergreifende Regierung aus politischen, mit ihrer Stellung zu Frankreich zusammenhängenden Gründen energische und vorzüglich schnelle Betreibung foderte. Die Nichtübereinstimmung des Verf. mit den übrigen Mitgliedern der Commission und besonders mit dem Director über die Art und Weise des Verfahrens machte seine damalige Stellung noch unangenehmer, und höchst erwünscht war ihm gegen Schluß 1806 der Ruf zu der Generallandescommission in Stuttgart, wo er den Auftrag erhielt, eine statistische Uebersicht über die Hohenlohe'schen, Salm-Reiferscheid'schen, Deutsch-Orden- und reichsritterschaftlichen Besitzungen und Aemter zu entwerfen, welche den Arbeiten der

bald darauf errichteten Centralorganisationscommission zur Grundlage dienen sollte. Diese Commission sollte alle die der Krone Würtemberg in Folge der politischen Veränderungen in Deutschland zugefallenen Gebietstheile zu einem organischen Ganzen verschmelzen und so aus den vielen kleinen Einzelnheiten ein wohl und zeitgemäß gestaltetes Ganze bilden. Bald riß jedoch ein neuer Befehl Hrn. D. abermals aus diesen Verhältnissen, indem er den Auftrag erhielt, in Staatsgeschäften nach Wien zu reisen, um daselbst mit dem damaligen Minister, jetzigen Fürsten Metternich, dem Grafen Stadion und dem ehemaligen Reichshofrathspräsidenten Grafen Oettingen-Wallerstein, als Specialbevollmächtigter des Königs von Würtemberg über die Erbschaftsangelegenheit der verstorbenen Herzogin Sophie Albertine von Würtemberg, geb. Gräfin von Beuchlingen, zu conferiren; eine Sache, die auch ganz zur Zufriedenheit seines hohen Absenders ausfiel, und wobei während seines Aufenthaltes in Wien Hr. D. Gelegenheit hatte, den Geist und die Art und Weise des östreichischen innern Verwaltungssystems in mehren Zweigen kennen und schätzen zu lernen. Noch während seiner Anwesenheit in Wien erhielt er von Stuttgart aus die Ernennung zum Oberamtmann in Bieberach, wohin er sich sogleich nach seiner Rückkehr begab. Dies neue Amt nahm nun seine Thätigkeit wieder sehr in Anspruch. Es war viel zu ordnen, Vieles auszugleichen und gewissermaßen Alles erst dem neuen Zustande der Dinge anzupassen, und es ist natürlich, daß es hierbei an Schwierigkeiten und Conflicten nicht fehlen konnte. Das Anerkenntniß von Seiten seines Monarchen sowol als einer Menge der verständigsten und durch ihre Stellung bedeutendsten Männer des Landes ward ihm jedoch zum Lohn für seine Arbeit. Er hatte die Freude, als später der Krieg aufs neue ausbrach und Napoleon den Schlachten von Abensberg, Eckmühl und Wagram mit seinen Scharen zuzog, manche Unbill und Belästigung von dem seiner Obhut anvertrauten Bezirk abwenden und dadurch sich den Dank der Bewohner erwerben zu können. Hrn. D's Stellung war indessen trotz dem in dieser Zeit keineswegs beneidenswerth. Der Geist der Unzufriedenheit, welchen Napoleon's Gewaltherrschaft in Deutschland erzeugte, begann sich immer lauter zu regen; es entstand der Tugendbund, in Tirol und Vorarlberg organisirten sich Aufstände, und die Einfälle der Oestreicher in Sachsen und Franken führten Unruhen in mehren neuen Landestheilen Würtembergs herbei. „An allen Orten, wo die Oestreicher hinkamen", erzählt der Verf., „wurden Proclamationen verbreitet und das deutsche Volk, dessen hochherzige Gesinnungen und deutscher Sinn gerühmt ward, aufgefodert, sich an Oestreichs gerechte Sache anzuschließen", während auf der andern Seite in Stuttgart dies sehr übel vermerkt und Denen, die diesen Aufrufen Folge leisteten, durch Niedersetzung eines Martialgerichtes und Hinrichtung von 6 Hausvätern aus der Gemeinde Margolsheim, theils durch den Strang, theils durch Erschießen, ingleichen durch Anschlagen der Namen Derer, welche sich noch zeitig genug durch die Flucht retteten, an den Galgen sowie durch zahlreiche Verhaftungen und dergl. m. geantwortet ward, bis endlich die Besiegung Oestreichs und die gänzliche Unterdrückung der Aufstände in Tirol und Vorarlberg diesen vorspukenden Unruhen ein vorläufiges Ziel setzte, womit ziemlich gleichzeitig eine abermalige Versetzung des Verf. stattfand, indem derselbe im November 1809 als Oberamtmann in Stuttgart installirt ward, und von da an eine Reihe neuer Organisationen in Würtemberg begann. Aber auch diesmal blieb Hr. D. nicht lange auf diesem neuen Posten, denn schon in der Mitte des J. 1811 wurde er mit dem Titel eines Regierungsrathes auf die Oberamtei Ravensberg versetzt; ein Posten, welcher in der ersten Zeit wieder eine Menge unangenehmer Amtsverhältnisse herbeiführte, die sich indeß nach und nach durch Hrn. D's umsichtige Klugheit besserten und ihm das Leben an diesem Orte durch angenehme gesellschaftliche Verhältnisse erleichterten, während die fortschreitenden Ereignisse seine Thätigkeit unausgesetzt in Anspruch nahmen, bis ihm Anfang 1813 das Stadtdirectorat in Stuttgart übertragen ward, an welchem Orte er am Schluß des März anlangte, und womit dieser erste Theil der „Denkwürdigkeiten" schließt, deren zweitem man um so mehr mit Verlangen entgegensehen muß, da bereits der erste des Interessanten und Bemerkenswerthen so Vieles enthält. 55.

Taschenbuch der Geographie. Nebst 21, dem Texte beigefügten, fein gestochenen und illuminirten kleinen Landkarten. Magdeburg, Creutz. 1833. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

So sauber auch der Druck und zierlich der Einband, so müssen wir doch gestehen, daß dieses Taschenbuch zum Gebrauch viel zu oberflächlich und demnach ungenügend ist. Ohne alles Eigenthümliche ist es aus dem ersten besten geographischen Handbuche ausgeschrieben. Die Kärtchen sind auch keineswegs besonders fein, ja die Grenzen verdecken durch dicke Farbe nicht selten die Schrift. Auf Italien ist zwischen Neapel und Ancona kein einziger Ort angegeben, und zwischen Rom und Florenz nur das einzige Perugia. Auf Amerika steht Brasilien völlig leer, Villa Boa ist verzeichnet. Das Allgemeine jenes ungeheuren Welttheils wird auf zwei Sedezseiten abgefertigt, und in Europa heißt es z. B. bei Sachsen: „Leipzig an der Elster, [illegible] E. Universität, Messen". Und so bei den übrigen Städten. Übrigens fodert die Billigkeit, anzumerken, daß uns keine Zahlennachlässigkeiten aufgestoßen sind. 6.

Miscellen.

Für die blinden Verehrer des Mittelalters.

Schon die bekannte Regula Benedicti zeugt von keiner besondern wissenschaftlichen Tendenz; Lesen und Schreiben [illegible] der heilige Benedict von seinen Mönchen gar nicht einmal als eine nothwendige Bedingung. Auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon im Jahre 451 waren 40 Bischöfe, die weder lesen noch schreiben konnten. Nach Frankreich hatten die Benedictiner auch keine wissenschaftliche Bildung gebracht. So klagt Karl der Große (Capitul. de 788) über ihre sermones [illegible] ihre negligentia discendi und ihre lingua inerudita, und an einer andern Stelle (Capitular. de 802) über ihre [illegible] fornicationes, abominationes et immunditias, die man [illegible] horrore nicht beim rechten Namen nennen dürfe. Das Kloster St.-Gallen war seiner gelehrten Mönche wegen berühmt; aber man ersieht aus der Geschichte desselben von Ildeph. von Arx, daß es Zeiten gegeben, in denen das ganze Capitel nicht schreiben konnte. So heißt es in einer Urkunde vom J. 1291: „[illegible] scribendi peritia careamus", und vom J. 1297: „teste [illegible] Abbas, scribere nesciens". Mehr darüber steht im [illegible] Jahrgange des „Sophronizon", Heft 3.

Diderot über Shakspeare.

„Je ne le comparerai ni à l'Apollon de Belvédère, ni au Gladiateur, ni à l'Antinoüs, ni à l'Hercule de Glycon, mais bien au St. Christophe de Notre-Dame, colosse informe, grossièrement sculpté, mais entre les jambes du quel nous passerions tous sans que notre front touchât à ses parties honteuses." Ein für einen Franzosen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts in jedem Falle merkwürdiges Urtheil. Wie [illegible] klingen dagegen Napoleon's Worte: „Ich habe ihn selbst gelesen und nichts darin gefunden, das Dem, was Corneille und Racine sagen, gleich käme. Man kann keines seiner Theaterstücke lesen, ohne ihn zu bemitleiden." (Thibaudeau's „Denkwürdigkeiten über das Consulat 2c.", S. 369 der deutschen Uebers.) [illegible]

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1834.

Wer soll studiren?

Das ist eine Frage, auf welche anscheinend mit großer Leichtigkeit geantwortet werden kann: Derjenige, welcher das Zeug dazu hat. Aber nun fragt man weiter: worin besteht dieses? Und da sind die Ansichten stets sehr verschieden gewesen, ja, in einer Zeit, wie die unserige, wo immer entschiedener neben der eigentlich gelehrten Berufsthätigkeit und der durch Schul- und Universitätsunterricht erlangten Tüchtigkeit zu einem Staatsamte die ökonomische oder technologische Richtung hervortritt, die, ohne die genannte Bildung auf dem bisherigen Wege erlangt zu haben, doch Anspruch macht, zu den ersten Classen der Gesellschaft gezählt zu werden, in einer solchen Zeit, sagen wir, ist die Beantwortung jener Frage noch schwieriger. Ueberdies haben die noch nicht allzu fern liegenden Zeiten der französischen Revolution und des Napoleon'schen Kaiserreiches uns eine große Anzahl tüchtiger und gescheiter Männer in den ersten Staatsämtern gezeigt, die ihren Cursus ganz und gar nicht in der gewöhnlichen Art gemacht hatten, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß die Beamten aus der alten gründlichen Schule, ein Portalis, Siméon, Reinhard, Bourgoing u. A., bei genauer Beobachtung einen merklichen Vorzug vor einem Champagny, Beugnot und den vielen Gesandten, Präfecten und Unterpräfecten hatten, die recht eigentlich Kinder der Revolution waren. Auf der andern Seite aber hat sich trotz jenen Erfahrungen, seitdem Europa wieder in Frieden lebt, eine außerordentliche Studirlust oder Studirsucht gezeigt. Der Geistliche will in der Regel, daß sein Sohn wieder ein Geistlicher werde, dieselbe Laufbahn, die er durchmessen hat, durchmachen, ja, wo möglich, ihm adjungirt werden soll; der Jurist zuckt die Achseln, wenn sein Sohn nicht Lust bezeigt, ebenfalls sich dem Dienste der Themis zu widmen; Bürger und Bauern, tüchtige Menschen in ihrer Art, haben keinen größern Wunsch, als ihre Kinder im Priesterkleide zu sehen und wenden oft Alles an, um aus ihrem Sohne, der weit besser ein wackerer Bürger oder einsichtsvoller Landwirth geworden wäre, einen mittelmäßigen Geistlichen zu machen. Das gute deutsche Sprüchwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden", scheint ganz seinen Klang verloren zu haben, und es ist recht sehr zu wünschen, daß unsere Zeit mit ihren Real- und polytechnischen Anstalten, daß die steigende Achtung des Fabrik- und Handelsstandes und die muthmaßlich zunehmende Anzahl guter Köpfe, die sich auf wissenschaftlichem Wege den genannten Studien widmen, dazu beitragen möge, ein richtiges Verhältniß zwischen der Schul- und Büchergelehrsamkeit und der auf praktische Zwecke gerichteten Thätigkeit zu vermitteln.

Jene außerordentliche Studirlust und jener gewaltige Andrang zu Staatsämtern mußte selbst die Regierungen besorgt machen. Wiederholte Verordnungen und Abmahnungen (wie in Preußen und in Weimar) sprachen dies aus, die Prüfungen wurden geschärft, ja man ging damit um, wie in Kurhessen und in Sardinien, die gelehrten Studien nur zum Eigenthum bestimmter Classen in der Gesellschaft zu machen. Neben diesen Bemühungen der Regierungen verdient auch das Unternehmen des Medicinalraths Vogel in Glogau erwähnt zu werden, der 1829 einen Preis von 200 Thalern für die beste Abhandlung aussetzte, in welcher die untrüglichsten Zeichen angegeben wären, nach welchen sich ein junger Mensch mit Erfolg der Theologie, Jurisprudenz oder Medicin widmen könnte. Das preußische Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten übernahm es, dem Würdigsten den Preis zuzusprechen, und ertheilte ihm der Abhandlung des Professors der Theologie, Theodor Fritz in Strasburg, die im vorigen Jahre unter dem Titel:

Versuch über die zu dem Studiren erfoderlichen Eigenschaften und die Mittel, dieselben am Knaben, Jüngling und Mann zu erkennen (1 Thlr. 4 Gr.),

bei Fr. Perthes in Hamburg erschienen ist.

Wir haben es also hier mit einem Buche zu thun, welches recht unmittelbar in die Bedürfnisse der Zeit eingreift. Wenn nun gleich die bloße Lecture der Fritz'schen Schrift nicht hinreichen kann, den Leser entweder vom Studiren abzuziehen oder ihn dazu anzutreiben, gleichwie Jemand Niemeyer's pädagogisches Werk durchgelesen haben kann und darum doch ein schlechter Erzieher ist, oder wie Hippel's Buch über die Ehe nicht allein den Leser zum guten Ehemann machen wird, so ist doch die vorliegende Schrift schon deshalb verdienstlich, weil sie die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums auf einen so wichtigen Punkt unserer gesellschaftlichen Cultur richtet. Dies Verdienst aber wird noch durch die sehr wohlwollende Gesinnung des Verf., durch sein sichtliches Bestre-

ben, zu nützen, und durch seine praktischen, aus dem Leben gegriffenen Beobachtungen bedeutend erhöht. Endlich ist auch die Sprache des Buches edel, innig und der Würde des Gegenstandes angemessen.

Das Vorwort nennt die benutzten Schriften ähnlichen Inhalts. Des Spanier Huerta's „Prüfung der Köpfe" war das berühmteste Werk dieser Art, doch für den Zweck des Verf. ganz unbrauchbar. Weit nützlicher waren ihm Carus' „Psychologie", Fichte „Ueber das Wesen des Gelehrten" und Haffner „De l'éducation littéraire". Unabhängig jedoch von ihnen geht der Verf. seinen eignen Weg. Im ersten Theile spricht derselbe von den philosophischen, mathematischen, physischen, historischen und philologischen Hülfswissenschaften klar und geordnet, ohne jedoch hier auf Neuheit der Ideen oder auf absolute Vollständigkeit Anspruch zu machen. Dasselbe gilt von der nun folgenden Uebersicht der Medicin, Jurisprudenz und Theologie, wo der Verf. stets nach den besten Hülfsmitteln zu arbeiten bemüht gewesen ist und demnach Denen, die der genannten Disciplinen noch ganz unkundig sind, einen guten Leitfaden zur Orientirung an die Hand gegeben hat. Aber unpassend ist es, daß (S. 28) die Schriftsteller des alten Roms nur als „Nachahmer der Griechen", wenngleich als „selbständige, geistvolle Nachahmer" bezeichnet werden, oder wenn es (S. 35) heißt, daß der Arzt „der Kenntniß des Griechischen oder der griechischen Philologie unter Anderm wegen der aus dieser Sprache hergenommenen Namen von Krankheiten bedarf, bei denen er sich öfters nichts Bestimmtes denkt, wenn er die Sprache nicht versteht". Der Zweck classischer Vorbildung ist doch wol ein höherer.

Weit selbständiger tritt Hr. Fritz im zweiten Theile (S. 78 bis zu Ende des Buchs) auf. Hier ist es der Gegenstand seiner Abhandlung, die physischen, ganz vorzüglich aber die geistigen Eigenschaften anzugeben, die sich bei Dem vereinigen müssen, der zum Studium der Vorbereitungswissenschaften, sowie der Medicin, Jurisprudenz oder Theologie tauglich genannt zu werden verdient, und dann die Art und Weise anzugeben, wie diese Eigenschaften am Knaben, Jüngling und Mann mehr oder weniger deutlich erkannt werden können. Dabei hat der Verf. stets den Grundsatz vor Augen, daß es in Bezug auf das Uebergehen und Hinzulassen zu den Studien besser werden solle, und daher auch bei seinen Foderungen einen mehr ideellen Standpunkt eingenommen. Zu den physischen Erfodernissen rechnet er eine untadelige Bildung des Körpers, gutes Gesicht und Gehör, Gesundheit und Kraft des Körpers (die zu üppige Fülle der Gesundheit ist oft nachtheilig), eine kräftige physische Erziehung, und bespricht zuletzt die Fragen, ob ein Jüngling, der sich den Studien widmet, Vermögen haben müsse (S. 89—92), und ob sogenannte gelehrte Reisen nach vollendeten Universitätsjahren nützlich wären (S. 92 fg.). Wie sich der Verf. im ersten Falle entscheidet, ist leicht abzunehmen; es möchte wol dringend rathsam sein, daß der ganz arme Jüngling sich, wenn er nicht ausgezeichnete Talente mit ausgezeichnetem Fleiße und guter Gesundheit verbindet, von den Studien abwende. Den akademischen [illegible] ist der Verf., und zwar mit Recht, auch nicht hold. Ein solches Herumschweifen auf andern Akademien und in andern Städten ist nur in den wenigsten Fällen für die wahre Bildung ersprießlich. Die geistigen Erfodernisse, als die Kraft und Lebendigkeit des höhern Erkenntnißvermögens, Aufmerksamkeit, Beobachtungsgabe, Fleiß, keine Abneigung gegen die Studien, keine Neigung, sich ein zu nahes Ziel zu stecken oder Alles auf einmal erfassen zu wollen, moralisch-religiöses Gefühl, Phantasie, Gefühl für das Schöne u. A. m. werden allerdings von verständigen Erziehern und Aeltern stets berücksichtigt werden, und es bedürfte also für solche keiner längern Auseinandersetzung. Aber da die Fritz'sche Schrift auch für solche Aeltern bestimmt ist, die, selbst rathlos, einer fremden Hülfe bedürfen, so wollen wir um dieses Zweckes willen gern jene Ausführlichkeit nachsehen. In einem weit höhern Grade haben uns die nachfolgenden Schilderungen der Jurisprudenz, Medicin und Theologie angesprochen. Hier verräth sich das warme Gefühl des rechtlichen und für die Wissenschaft begeisterten Mannes mit der Einsicht des Universitätslehrers. Wie der Mediciner klug, vorurtheilsfrei, freundlich, heiter, nicht stolz, menschlich, voll Mitgefühl, verschwiegen und religiös sein; wie der Jurist Menschenkenntniß, Klugheit, Geistesgegenwart, oratorisches Talent, Sinn für Recht, Gerechtigkeit und Religion haben muß; wie endlich ein künftiger Theologe des Gefühls für Religion, Menschenwohl und das Schickliche, des Gefühls für Pflicht und Reinheit der Gesinnung, des Verstandes, des Fleißes, der Umsicht und des oratorischen Talentes nicht entbehren kann, wird schön und deutlich (S. 164—2[illegible]) dargethan, ja, es ist wol nicht das kleinste Lob für Hrn. Fritz, daß seine Schilderungen aus dem Gebiete der Jurisprudenz und Medicin denen aus dem Bereiche der Theologie keineswegs nachstehen. Nur auf S. 267 scheint der Verf. dem Militair Unrecht zu thun, wenn er die Armeen als eine „Masse so vieler, größtentheils [illegible] Menschen" bezeichnet, die nur durch die höchste Strenge zusammengehalten werden kann. Die Soldaten seines constitutionellen Vaterlandes würden ihm solche Ausdrücke übel nehmen, obgleich Ref. grade in Beziehung auf diese von der Nothwendigkeit großer Strenge [illegible] ist. Aber die Soldaten anderer Länder, wir wollen nur an Preußen und Sachsen erinnern, dürfen nicht mehr mit jenen geworbenen Truppen früherer Zeit verwechselt werden, mit denen zwar Friedrich der Große Wunder gethan hat, da man sogar in dem freien England, wo die [illegible]sche noch mehr als in andern Ländern regiert, neuerdings gemeint hat, daß der Soldat jetzt zu gebildet sei, um mit Strafen belegt zu werden, die man sonst bei geworbenen Truppen für nothwendig hielt.

In einer zweiten Auflage wünscht Ref. mehrere [illegible]liche und anregende Beispiele hinzugefügt zu sehen, für die leicht Raum gewonnen werden kann, wenn hie und da Einzelnes wegbleibt. Auf jüngere, unverdorbene Gemüther macht nichts einen tiefern Eindruck als [illegible]schriebene Biographien, durch deren Benutzung das [illegible]

der Theorie entfernt und der strebende Jüngling in eine ihm werthe Verbindung mit der Vergangenheit und Gegenwart gesetzt wird. Aber auch in der jetzigen Gestalt verdient das Fris'sche Buch den Aeltern dringend empfohlen zu werden, da durch dasselbe manches Vorurtheil entfernt werden kann. Jüngern Lesern aber müssen wir die Lectüre desselben nicht minder dringend anrathen, da der Verf. von einer so warmen, reinen Liebe zur Wissenschaft belebt ist und so aufrichtig wünscht, dieselbe verbreitet zu sehen. 14.

Das Nordlicht. Proben der neuern russischen Literatur von Karoline von Jänisch. Erste Lieferung. Dresden, Arnold. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Auch dies versprechende Werk gehört zu den Arbeiten, welche sich seit jüngster Zeit häufiger als bisher bemühen, die Kenntniß und Theilnahme an den neuesten Hervorbringungen der mächtig fortschreitenden russischen Muse unter uns zu verbreiten, und die wir aus vollwichtigen Gründen in diesen Blättern schon mehrmals willkommen geheißen haben. Ein lebendiger Quell der Poesie strömt durch die Dichtungen Puschkin's, Somoff's, Baratinsky's, durch die russischen Volkslieder, Wasikoff's und Wenewitinoff's Arbeiten, der nicht anders als erregend auch auf uns zurückwirken kann; die Herausgeberin dieser Proben der schönen Literatur Rußlands aber ist eine so vollendete Uebersetzerin, daß wir den ganzen originellen Reiz dieser Poesien durch sie ohne Störung irgend einer Art mitgenießen. Die Sorgfalt, die Genauigkeit und die harmonische und rhythmische Reinheit ihrer Verse übertrifft weit Alles, was wir bis jetzt von Versuchen dieser Art kennen, und an diese Uebersetzerin in der That scheint uns der Ruf ergangen zu sein, die ersten vollendeten deutschen Bearbeitungen russischer Originaldichtungen zu liefern. Wir können daher auch nur wünschen, daß diesen Proben bald größere und eben so reiche Lieferungen folgen mögen.

Der Inhalt der vorliegenden Lieferung besteht aus Prosa, aus lyrischen, elegischen Poesien, Bruchstücken größerer dramatischer und epischer Gedichte und endlich aus Originalgedichten der Uebersetzerin von ungewöhnlichem Schwung und hoher Lieblichkeit. Diese letzten Proben beweisen, daß die Bearbeiterin zugleich selbst eine sehr talentvolle Dichterin ist, wie ihre äußerst gelungenen Uebersetzungen schon vermuthen ließen. Unter ihren eigenen Beiträgen sind: „Die Geisterstunde", eine Phantasie, die Romanzentrilogie: „Alvar der Talador", das „Sonett an A. v. Humboldt", Proben echter Poesie und Beweise einer seltenen Beherrschung der Sprache, dieser Urbedingung alles Uebersetzerberufs. Wir kennen von keiner deutschen Dichterin Dichtungen, die diesen gleichkämen. Die „Geisterstunde" ist zu lang, um hier mitgetheilt zu werden; aber das meisterhafte Sonett an H. können wir unsern Lesern, als Probe eines Talents, das unsere volle Aufmerksamkeit und höchste Aufmunterung verdient, nicht vorenthalten:

Mir ward ein Kranz von leuchtenden Secunden,
Ein Sonnenstrahl fiel in mein stilles Leben,
Doch kaum wagt' ich das Auge zu erheben,
So war er schon vergangen und verschwunden.
Im dunkeln Dasein gibt es helle Stunden,
Die, schönen Wundern gleich, herniederschweben;
Sie sind uns als ein ewig Gut gegeben,
Denn nimmer welket, was wir dann empfunden.
Doch wenn der Strahlenaugenblick verglommen,
Dann fühlen doppelt wir des Lebens Leere,
Gemeiner dann erscheinet uns die Menge:
So, als entzückt Cäcilie vernommen
Die Harmonien der sel'gen Engelchöre,
Verletzten sie die irdischen Gesänge.

Wir kommen auf die Blüten russischer Poesie, welche die Herausgeberin mit so viel Geschmack ausgewählt und meisterhaft übersetzt hat. Eine Scene aus Puschkin's „Boris Godunow" erregt lebhaftes Verlangen nach dem Ganzen dieses ersten russischen Nationalschauspiels. Puschkin ist der russische Byron in Kraft und Fülle der Empfindung; aber gläubiger, versöhnter mit der Welt und weiser. Sein wahres Gebiet ist die Lyrik, wie die „Vier Bruchstücke aus den Zigeunern", sein „Prophet" S. 22, das „Lied" S. 186, sein „Echo" und andere köstliche Proben, die hier mitgetheilt werden, bezeugen. Noch lieber als den russischen Byron — wiewol dieser gewiß sein Vorbild ist — möchten wir ihn, seines gläubigen Idealismus wegen, den russischen Schiller nennen, dem er in der That Jahr für Jahr ähnlicher wird, nachdem die ersten überkühnen poetischen Hülfs- und Wehrufe verklungen sind. Er ist der Stolz und die Hoffnung der russischen Muse und jung genug, jeder Hoffnung Erfüllung zu geben; denn vielleicht besitzt das ganze übrige Europa in diesem Augenblick nicht zwei Geister, wie der Russe Puschkin und der Pole Mickiewicz. Nächst Puschkin, von dem uns auch eine reizende Novelle in Prosa: „Das Schneegestöber", mitgetheilt wird, voll siegender Naturwahrheit, macht Baratinsky mit seinen poetischen Märchen: „Die Seelenwanderung", einigen Liedern und einem Bruchstück aus dem Gedicht: „Der Ball", auf unsere Theilnahme den größten Anspruch. „Die Seelenwanderung" erinnert lebhaft an Wieland, aber der Gedanke darin ist tiefer gefaßt, ernster betrachtet, wahrer wiedergegeben, als dies bei Wieland meistens der Fall ist. Dem ungeachtet ist Baratinsky mehr leicht und anmuthig, als tief und ergreifend wie Puschkin. Er wird, ohne sehr zu irren, der russische Wieland zu nennen sein. Schukowsky, mit seinem „Sonntagsmorgen", seiner „Weihe" und seinem „Sänger im Lager", ist länger bekannt; er mahnt uns an die Kleist-Gleim'sche Periode und hat sich unstreitig nach dieser gebildet. Unabhängiger sind: Jasikoff, Baron Delwig, mit einer schönen Romanze S. 200, und vor Allen Wenewitinoff, der im „Gesang eines Griechen", in den „Schwingen des Lebens", in seiner „Elegie", S. 92., der neuesten deutschen Dichterschule, Rückert, Chamisso und Andern nachzuringen scheint. Jasikoff folgt im „Dichter", in seinen „Elegien" S. 91 und 176, im „Gebet", im „Roß" einer ähnlichen Bahn, glüht für das Vaterland und seine alte Sitte und hascht nach den vollen Tönen dichterischer Begeisterung. Von Somoff erhalten wir nur eine kleine Erzählung in Prosa, der jedoch eine große Wirkung beiwohnt. Hierneben erhalten wir noch sechs russische Volkslieder und die Originalien der Uebersetzerin. Ungern vermissen wir Reledinsky, Ryléjeff, Glinka und A., doch wir hoffen, von ihnen später zu hören. Bei der Schwierigkeit, welche die russische Sprache dem Fremden entgegenhält, werden wir noch lange Zeit mit unserm Urtheil über die russischen Dichter, mit unserer Theilnahme an ihren Werken an gute Uebersetzungen gewiesen sein. Gut für uns, wenn wir immer so treffliche Bearbeitungen erhielten als diese, welche geläutertsten Geschmack mit größter Treue (die sich bis auf Vers und Reim erstreckt) vereinigt! Wer mag daran zweifeln, wenn er die folgenden Verse Puschkin's liest:

Und lange Kerkertage kannt' ich,
Es ward die Brust mir stumm und schwer,
Für keine Gottheit mehr entbrannt' ich,
Nicht weint' ich, lebt' ich, liebt' ich mehr.

Es darf die Seele nun genesen,
Und du erscheinst zum zweiten Mal,
Ein rasch entfliehend Wunderwesen,
Der reinen Schönheit Ideal.

Und wieder schlägt das Herz voll Weihe,
Sein Todesschlummer ist vorbei;
Für eine Gottheit glüht's aufs Neue:
Es lebt, es weint, es liebt aufs Neu'.

Die russische Muse ist jung, keusch, durch falschen Reiz noch unverlockt, ihre Zukunft kann und, wenn nicht Alles trügt — wird eine glänzende sein. Möge die verdienstvolle Herausge-

derin dieser Proben ihres Reichthums daher fortfahren, uns das Hervorstechendste ihrer Erzeugnisse mitzutheilen. Ein solcher Almanach russischer Literaturblüten, und sollte jährlich auch nur einer uns geboten werden, würde eine ungemein willkommene Erscheinung sein. Wenige erreichen die Herausgeberin in der Kunst poetischer Uebersetzung. Vers, Reim und Sprache sind dergestalt ihr Eigenthum, daß wir auf diesen 250 Seiten auch nicht eines Anstoßes gegen die Geschmacksgesetze gewahr worden sind. 52.

Tchao-chi-kou-eul, on l'orphelin de la Chine, drame en prose et en vers, suivi de mélanges de littérature chinoise; traduit du chinois par *Stanislas Julien*. Paris 1834.

Voltaire's Tragödie: „L'orphelin de la Chine, ist allbekannt; Herr Julien, Mitglied des Instituts, liefert jetzt eine vollständige Uebersetzung des chinesischen Originals, von welchem V. nur die sehr mangelhafte des Pater Prémare besaß, eines französischen Jesuiten, welcher 30 Jahre in Peking lebte. In der Vorrede zu „L'orphelin de Tchao" (der eigentliche Name des Stückes) sagt Voltaire, daß sich mehr vom chinesischen Wesen daraus lernen lasse als aus allen zeitherigen und künftigen Berichten über dies große Reich. Den Leistungen seiner Zeit gegenüber, sei es zwar völlig barbarisch; mit denen des 14. Jahrhunderts verglichen, sei es aber ein Meisterwerk. Er meint dann weiter, es dürfe nur mit den spanischen und französischen Tragödien des 17. Jahrh. verglichen werden. Uebrigens daure die Handlung im chinesischen Stücke 25 Jahre, comme dans les farces monstrueuses de Shakspeare et de Lope de Véga, die man Tragödien genannt habe, und sei ein Uebereinanderhäufen unglaublicher Begebenheiten. Dessenungeachtet habe das Stück Interesse, und wickele sich sehr klar und verständlich ab. Weitere Vorzüge besitze es freilich nicht, denn Einheit der Zeit und Handlung, hinreißende Diction, Leidenschaft, Sittenschilderung u. s. w. gehen ihm ab. — Der Widerspruch, welcher zum Theil in diesen kritischen Aussprüchen liegt, ist in die Augen fallend; indessen würde auch Voltaire den zuletzt angeführten Tadel nicht niedergeschrieben haben, wäre ihm der in Versen abgefaßte Theil des chinesischen Stückes zugänglich gewesen, den Hr. Julien vollständig übersetzt hat, der Pater Prémare aber wegließ. Grade diese Partie enthält das Meiste von Dem, was V. vermißt, und ist unstreitig die bessere und am meisten poetische Hälfte des Stückes. — Einen besondern Werth erhält Hrn. Julien's Uebersetzung dadurch, daß ihr die geschichtlichen Fragmente aus dem Historienbuche des Chinesen Sse-ma-tsiom beigegeben sind, welche der dramatische Dichter verarbeitete. Außerdem enthält dieser Band noch aus dem Chinesischen übertragene Erzählungen und Gedichte, dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß der umfangreichen Literatur jenes alten und fernen Volkes. 30.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1833 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. 53.)

36. **Wiese (Sigismund)**, Theodor. Ein Roman. 8. 23 Bogen auf Velindruckpapier. 1 Thlr. 20 Gr.
37. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Vierten Bandes sechstes bis achtes und fünften Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. XXX—XXXIV.) Gr. 8. Jedes Heft zu 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Herabgesetzte Preise.

Döbel's (H. W.) neueröffnete Jägerpraktika. **Vierte**, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. In Verbindung mit einer Gesellschaft praktischer Forstmänner herausgegeben von L. J. L. Döbel und F. W. Benicken. Drei Theile. Mit vielen (schwarzen und illuminirten) Abbildungen, Planen und Vignetten. 1828. Gr. 4. 75 Bogen auf weißem Druckpapier. 10 Thlr. **Jetzt für 6 Thlr.**

Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. **Neue**, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. Mit Kupfertafeln. 1823. Gr. 8. 70 Bogen. 5 Thlr. **Jetzt für 3 Thlr.**

Behlen (S.), Lehrbuch der Forst- und Jagdthiergeschichte. 1826. Gr. 8. 46 Bogen. 2 Thlr. 16 Gr. **Jetzt für 1 Thlr. 8 Gr.**

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. **Zweite**, vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern, Tabellen und Musik. 1820—22. Gr. 8. 170 Bogen. 11 Thlr.

Wer alle vier Werke, die im Ladenpreis 28 Thlr. 16 Gr. kosten, zusammen nimmt, erhält sie für **18 Thlr.**

Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen in alphabetischer Ordnung, von *C. Lenning*. Durchgesehen und mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Drei Bände. 1822—28. Gr. 8. 121 Bogen auf gutem Druckpapier. 9 Thlr. 12 Gr. **Jetzt für 5 Thlr.**

Aus Paris habe ich in **Commission** erhalten und ist durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes von mir zu beziehen:

Monumens inédits d'antiquité figurée grecque, *étrusque* et romaine, recueillis et publiés par M. *Raoul-Rochette*. 2 volumes avec 200 planches. Première partie. Cycle héroique. Sechs Lieferungen von zusammen 56 Bogen Text und 80 Tafeln Abbildungen in Royalfolio auf schönem Velinpapier. Preis jeder Lieferung 5 Thlr. 12 Gr.

Ueber folgende meiner Unternehmungen sind ausführliche Ankündigungen durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

1. Repertorium der gesammten deutschen Literatur, herausgegeben von *E. G. Gersdorf*, Oberbibliothekar zu Leipzig. In Heften von ungefähr 6 Bogen in gr. 8., die vom Jahre 1834 an regelmäßig am 15. und 30. jeden Monats erscheinen. Jährlich drei Bände, jeden zu etwa 50 Bogen, im Preise von 3 Thlrn.
2. Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von *Ersch* und *Gruber*.
3. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Mit Landkarten und bildlichen Darstellungen.

Ferner wird ***gratis*** ausgegeben und zur Durchsicht ganz besonders empfohlen, das

Verzeichniss interessanter und wichtiger Schriften aus meinem Verlage, welche bei einer Auswahl im Betrag von mindestens ***dreissig Thalern*** zu verhältnissmässig niedrigern Preisen erlassen werden. Nebst einem Anhange diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für [l]iterarische Unterhaltung.

[F]reitag, —— Nr. 59. —— 28. Februar 1834.

[Mém]oires originaux sur le règne et la cour de [Fr]édéric I., roi de Prusse, écrits par *Christophe* [co]*mte de Dohna*. Berlin, Nicolai. 1833. Gr. 8. [1] Thlr. 20 Gr.

[E]in Zweig der altadeligen Familie der Burggrafen [von D]ohna, deren mehre in Kriegs- und Staatsdiensten [ihres] Namens Gedächtniß stifteten, Friedrich, Burggraf [von D]ohna auf Wartenberg und Schlodien, holländischer [Genera]l, war, wie sein Vater, Gouverneur des Fürsten[thums] Oranien und übergab dasselbe 1660 an Lud[wig X]IV. unter so nachtheiligen Bedingungen für das [Haus] Nassau, daß man ihn beschuldigte, seinen eignen [Vorthei]l vorzüglich bedacht zu haben. Er zog sich in die [Schwei]z zurück, wo er das später durch die Necker'sche [Familie] berühmt gewordene Schloß Coppet besaß. Mit [seiner G]emahlin, einer gebornen Marquise von Montbrun, [zeugte] er hier mehre Kinder, unter welchen der Verf. [der] Denkwürdigkeiten der dritte Sohn war, wel[cher] einer Cousine, der Gräfin Friederike Maria von [Brederode-]Vianen, vermählt, dieser auf dem Sterbebette ver[sprach,]zur Belehrung seiner Kinder sein Leben zu schrei[ben. D]ies Versprechen löste Graf Christoph D. in die[sen Den]kwürdigkeiten, deren Handschrift dem gegenwärti[gen Her]ausgeber laut der Vorrede zur Disposition ge[stellt wu]rde. Der Letztere, mag er nun einen be[kannten] oder unbekannten Namen führen, hätte sich nen[nen sollen]; die erste Bürgschaft der Authenticität liegt in [der Erfül]lung dieser billigen Foderung, besonders hier, wo [er i]n der Vorrede so oft in der ersten Person re[dend auf]tritt: „J'ai cru, il me parait, je veux" u. s. w. [Er bestimm]t übrigens den Werth der Denkwürdigkeiten also: [Ich g]ebe zu, daß sie nicht viel geschichtlich Neues bieten, [die N]eugier mancher Leser durch anstößige Mittheilungen [...] aber sie sind reich an Zügen, die das Zeitalter [...]en, und, was besonders zu beachten, ihr Verfasser [...] hohen Posten lebender Mann von Ehre, unfähig, [...]rlebte die geringste Unwahrheit zu erzählen. Er [schrieb nicht] für das Publicum, sondern zum Unterrichte seiner [...] Eintritte in die große Welt. Dies gibt den Denk[würdigkeiten] eine einfache, würdevolle Haltung und macht sie [...] ohne daß grade von ihnen gerühmt werden kann: [...]rfkehe über interessante persönliche Verhältnisse In[...] erzählen.

[C]hristoph Dohna war zu Coppet den 14. April [...]en und bezeichnet seine Erziehung und den em-pfangenen Unterricht als zweckmäßig, ohne bei den frühern Jugendjahren ausführlich zu verweilen. Einige Zeit war der berühmte Bayle sein Hofmeister, jedoch mehr in seine Studien vertieft, als zum Unterricht muthwilliger junger Leute gemacht; er warf, wenn er gestört wurde, mit Büchern um sich und gestand bald, nachdem er auf freundliche Weise aus dem ihm nicht zusagenden Verhältnisse geschieden war: „J'étais trop emporté et peu propre au métier de précepteur; si j'avais à le recommencer, je m'y prendrais de toute autre manière." Nach einigen Universitätsjahren zu Genf machte der junge Graf eine Reise nach Berlin 1679 und trat in den Kriegsdienst des großen Kurfürsten, in dessen Landen die meisten Besitzungen der Dohna'schen Familie lagen. Nach glücklich überstandener Pockenkrankheit und Zurückweisung eines Antrages, in französische Kriegsdienste zu treten, besuchte Dohna Coppet und Genf und ging von dort nach Frankreich, wo nach der Aufhebung des Edicts von Nantes die Dragonaden die kirchliche Rechtgläubigkeit der Protestanten wiederherstellen sollten. In Rouen machte Dohna anfänglich auf nicht erfreuliche Weise die Bekanntschaft mit dem Intendanten der Normandie, Marillac, der als barbarischer Verfolger der Hugenotten berüchtigt war, aber sich gegen den hieraus erwachsenden Vorwurf gar naiv folgendergestalt rechtfertigte:

„Man beschuldigt mich der Bedrückungen wider die Reformirten in Poitou, man nennt mich einen grausamen Verfolger derselben; aber man thut mir unrecht: zwar ist es wahr, daß ich die schuldlose Veranlassung der Dragonaden bin, und das verhält sich so: beim Durchmarsche der Kriegsvölker kamen mehre jener Religionspartei zu mir und erboten sich, katholisch zu werden, wenn ich sie von der Einquartirung befreien wollte. Ich ging darauf ein, und als ich sah, daß diese Art der Bekehrung leicht sei und dem Könige nützlich, benachrichtigte ich den Hof davon. Außerdem habe ich nie in etwas jene armen Menschen gedrückt."

Dohna bemerkt bei dieser Erzählung: „Sagte er die Wahrheit? Ich will es wenigstens nicht verbürgen."

Am Schlusse der ersten Abtheilung gibt der Verf. ein rührendes Gemälde der letzten Tage des großen Kurfürsten, welcher, bekannt mit der Unheilbarkeit seiner Krankheit, der Wassersucht, dem Tode muthig entgegentrat als frommer Christ, als berufstreuer Regent und als sorgsamer Hausvater. Mit dem Tode dieses bewährten Gönners der Dohna'schen Famillie schien unserm

Grafen der Stern der Hofgunst unterzugehen, da die nun hervortretende Dankelmann'sche Partei („qui commençait à se mêler de tout") ihm nicht wohlwollte und mancherlei Ränke freies Spiel gewannen. Dennoch erhielt er durch die besondere Gewogenheit der jungen Kurfürstin ohne sein Gesuch die Anstellung als deren dienstthuender Kammerherr, und hierdurch auch dem Kurfürsten näher gebracht, erwarb er sich durch Diensteifer und redliches Betragen dessen Gewogenheit, wodurch er in seinen Verhältnissen als Commandeur eines berittenen Corps adeliger Mousquetaires, größtentheils Refugiés, eine Stütze erhielt wider den ihm fortwährend feindlich gesinnten General Schöning, unter dessen Anführung er erst in Ungarn, dann am Rhein Beweise der Tapferkeit und der Kriegstalente ablegte. Als Schöning ihm befehlen ließ, eine kleine Stadt — sie wird Zons genannt —, welche sich den Franzosen geneigt gezeigt hatte, durch Beitreibung von 1000 Ducaten zu züchtigen, ließ er dem General antworten: „Ich befehlige ein Corps von Edelleuten und Offizieren, keine Parteigänger; es ist die Garde meines Herrn, welche mit meiner Zustimmung nie zu dergleichen Aufträgen sich gebrauchen läßt." Er ließ sogleich seine Leute absitzen und in ihre Quartiere zurückkehren. Schöning scheint sich diese Antwort haben gefallen zu lassen; doch versäumte er keine Gelegenheit, sich dafür zu rächen, selbst die ausgezeichnete Tapferkeit des jungen Kriegers fand bei dem General wenig Anerkennung. Nach der Eroberung Bonns am Schlusse des Feldzuges 1689 zum Obristen ernannt (also im 24. Lebensjahre), mit der großen Auszeichnung, als Commandant der Garden zu Pferde unmittelbar unter den Befehlen des Kurfürsten zu stehen, wurde er nach München gesandt, dem dort sich aufhaltenden Kurfürsten von Köln, Joseph Clemens, zur Wiedereroberung seiner Länder Glück zu wünschen. So freundliche Aufnahme er hier auch fand, so entsprachen die ihm gemachten Geschenke nicht den Erwartungen. Die Spannung mit Dankelmann wurde bei Dohna's Rückkehr nach Berlin noch dadurch vermehrt, daß sich Letzterer nicht wollte zum Spion gebrauchen lassen (S. 125). Er ging 1690 nach Westfalen zu seinem Mousquetaircorps, verheirathete sich zu Detmold nach dem schon früher gehegten Wunsche seines Vaters mit seiner Cousine, Friederike Maria Dohna-Vianen, und folgte dann seinem Kriegerberufe in den Niederlanden, wo ihm Grumkov's Tod einen zuverlässigen Gönner raubte. Im nächsten Winter finden wir ihn in Berlin in der Lust und Freude des glänzenden Hofes, welchem der Pastor Cochius auf Veranlassung einer Maskerade eine derbe Strafpredigt hält, was der Kurfürst gutheißt. Andere Zeiten, andere Sitten; heutzutage wird das sogenannte Abkanzeln durchaus gemisbilligt, weil der christliche Religionslehrer dadurch der Würde seines Berufs schadet. In neuern Zeiten will blos die Schmeichelei sich dies Recht nicht nehmen lassen. Feldzüge wechseln mit den höfischen Lustbarkeiten und Ränkespielen, jene am Rhein, diese dort wie in Berlin. Mit dem Gehorsam gegen die Befehle der Commandirenden nahm es der Graf nicht so genau; er selbst gesteht: „Man mag mir einwerfen, daß ich hier und dort den Grundsätzen der strengen Subordination zuwiderhandelte; wenn ich deshalb nicht gerechtfertigt erscheine, so verdiene ich wenigstens Nachsicht, und man muß mich nicht streng verdammen" (S. 170). 1694 nahm D. von seinem Militair- und Hofdienste den Abschied, ohne daß man die Veranlassung recht erfährt. Er sagt nur: „In Berlin ging es auf altem Fuße her, d. h. Dankelmann war am Brete, Kolbe (nachheriger Graf von Wartenberg) stand in Gnade, war aber ohne Einfluß; der Erstere ließ keine Gelegenheit vorüber, mir ungeachtet des entschiedenen Schutzes des Kurfürsten Streiche zu spielen, was mich endlich zu dem Entschluß brachte, um meinen Abschied zu bitten und mich auf meine Besitzungen zurückzuziehen." Von dem mehrjährigen Mußeaufenthalte zu Morungen in Preußen erzählt der Graf nichts, als daß er gejagt, gefischt und gelesen, auch sich theilweise mit der Landwirthschaft beschäftigt habe. Erst nach dem Falle seines Feindes Dankelmann, den er nach Aeußerungen des Kurfürsten längst vorhersah, trat er wieder in den Dienst. Die Art und Weise, wie Dohna seine Spannung mit Dankelmann darstellt, beweist, daß Letzterer, wenn auch in seinem Benehmen vielleicht zu hochfahrend, ein verdienter Mann war, dessen Nichtachtung der höfischen Umtriebe und des bei schwachen Fürsten immer eingreifenden Protectionswesens ihm zum Ruhme gereicht. Der Widerstand, welchen er der Bewerbung um die Königskrone entgegensetzte, war die Veranlassung, nicht die schon längst sich entwickelnde Ursache seines Falles, womit auch Friedrich's II. Urtheil über den Minister seines Großvaters übereinstimmt: „Dankelmann", sagt der Verf. der „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten", „wurde nach Spandau geschickt, weil er seinem Fürsten dreist seine Meinung, die Wahrheit schonungslos einem durch Schmeichelei verwöhnten Hofe sagte und einem in eiteln Planen sich großdünkenden Fürsten widersprach". Als Dohna 1698 in die Dienste des Kurfürsten zurücktrat, zunächst wieder als Commandeur der Mousquetairgarde, verbreitete man, er habe ansehnliche Geschenke erhalten, nämlich das Hausgeräth, Silberzeug u. s. w. des Abbé's von Polignac, welches, an die pommerische Küste geworfen, nach dem Strandrechte dem Kurfürsten gehörte, da er mit Frankreich fortwährend im Kriege war. Jedoch ließ er den Gesandten für diesen Verlust vollständig entschädigen. Polignac erinnerte sich dieser Großmuth bei den Friedensunterhandlungen zu Utrecht, wo er sich dem brandenburgischen Interesse so geneigt bewies. Als der Kurfürst Elbingen besetzen ließ als Pfand für seine Foderungen an Polen, und diese Streitigkeiten auf diplomatischem Wege ausgeglichen werden sollten, wurde der Graf als kurfürstlicher Gesandter nach London an Wilhelm III. geschickt, dem er schon bekannt war, und wo er zum Gelingen der Unterhandlungen und zur Befestigung des guten Einverständnisses zwischen der britischen Krone und Brandenburg beitrug. Aus dem mancherlei Kurzweiligen, das erzählt wird, hier nur ein Pröbchen.

Eines Morgens befand ich mich am Hofe, wo ein tiefes
weigen herrschte nach dem Vorbilde des Königs, der nach-
end und bekümmert schien. Da ich mich aufrichtig für
ihn Betreffende interessirte, so fragte ich den nach-
jen Lord Albemarle: ob etwa eine traurige Nachricht
gangen sei? „Allerdings", antwortete er, „sehr traurige.
kenne Ihre Verschwiegenheit, also kann ich Ihnen den Vor-
vertrauen: der General der Jesuiten ist gestorben." Ich
bte, er mache einen Scherz; aber er unterbrach mich ganz
: „Es ist", sagte er, „durchaus kein eitles Vorgeben oder
Spaß, wie Sie vermuthen. Sie werden noch mehr erstau-
wenn ich Ihnen sage, daß jener Geistliche König Wil-
's bester Freund war, der regelmäßig mit ihm im Brief-
iel stand, und von dem er wichtige Dinge zu seiner und sei-
Königreiches Sicherheit erfuhr." Ich gestehe, daß ich bei
Mittheilung wie aus den Wolken fiel. Die Sache ver-
sich indeß ganz so (S. 229).

Dieses erinnert an die schwer zu erweisende, aber
nicht unwahrscheinliche Nachricht, daß auch Frie-
II. sehr wichtige geheime Nachrichten den Jesuiten
nkte.

Dohna fand bei seiner Rückkehr von London den
rsten sehr zufrieden mit der Ausrichtung der Ge-
haft und erhielt mehre Beweise gnädiger Gesin-
zufolge welcher er zum Staatsminister und später
Generallieutenant ernannt wurde. Dies hinderte nicht,
h der Graf öfter in dem Gefühle, viele Feinde zu
vom Hoflager zurückzog und auf seine in Preußen
en Familiengüter ging, ohne daß je erzählt wird,
Umstände eigentlich diesen Wechsel veranlaßten.
urfürst blieb ihm immer gleich gewogen und scheint
sonderes Vertrauen geschenkt zu haben, mehr zur
ührung eines traulichen persönlichen Verhältnisses
einer bedeutsamen Wirksamkeit in Staatsangele-
n. So sehen wir ihn bei wichtigen Ereignissen,
bei der Selbstkrönung in Preußen, oder bei der
menkunft des neuen Königs mit dem Zar Peter,
r als Hofmann figuriren, dort um die Gräfin
berg von den Anfoderungen auf die Ehre, der
Königin die Schleppe zu tragen, abzubringen, hier
Vetter, der in die Gefangenschaft Peter's gerathen
szubitten. Seinen Herrn, der sonst in der Ge-
als ein prunksüchtiger Schwachkopf verschrien ist,
als einen umsichtigen, edeln Mann erscheinen,
nur durch zu große Gutmüthigkeit den Verlockun-
Hofränke zugänglich wird. Der König macht
fen das Geständniß: „Ich danke Gott für viel-
hlthaten, welche weit über mein Verdienst sind.
te, mit einem Worte, wohl damit zufrieden sein,
ich es nicht. Es ist eine furchtbare Bürde, viele
beherrschen, so viele verschiedenartige Interessen
hen, so viele gierige Höflinge zu befriedigen.
Dornen sind unter unsern Kronen verborgen!
fen nicht so sanft, wie man glaubt" (S. 292).
frömmelnden Heuchler (ces pharisiens moder-
he um Hofgunst buhlen, wird gedacht (S. 294).
che Eitelkeit den Deckmantel gottesdienstlicher
, erzählt Seite 300, als der Graf in den schon
richtung erhaltenen schwarzen Adlerorden förm-
rt wird. Nach dem Tode des Kaisers Jo-
seph I. ging Dohna als königl. preußischer und kurfürstl.
brandenburgischer Gesandter nach Frankfurt zum Wahl-
tage und assistirte in dieser Eigenschaft der Krönung des
neugewählten Kaisers Karl VI. Nach der Rückkehr von
dieser Sendung blieb er am Hoflager und hatte das Ver-
dienst, den König mit dem Kronprinzen, der, wie hier
erzählt wird, aus Betrübniß über die Spannung mit sei-
nem Vater Eß- und Trinklust verlor und ganz elend
wurde, zu versöhnen, wodurch er sich die besondere Gunst
desselben erwarb. Mit dem Tode Friedrich I. und der
Thronbesteigung Friedrich Wilhelm I. 1713 schließen die
Denkwürdigkeiten, von denen man mit der Ueberzeugung
scheidet, daß ihr Verf. ein vielseitig bewegtes Leben führte,
in demselben, manchen Verlockungen ungeachtet, Charak-
terlauterkeit mit Lebensklugheit und Menschenfreundlichkeit
verband und als Memoirenschreiber gegen seine Wahr-
heitsliebe keinen Vorwurf aufkommen läßt; der Ueberzeu-
gung kann man sich aber nach der Durchlesung des Bu-
ches nicht erwehren, daß Dohna von Dem, was er sah
und erlebte, die interessanten Seiten nicht aufzufassen
weiß, daß sich seine Erzählungen um engbegrenzte Ein-
zelheiten drehen.

25.

Paris révolutionnaire, par MM. *Ader*, *Alloy*, *Altaroche*, *Arago*, *Auger*, *Bastide* etc. Erster Band. Paris, 1833.

Was der Titel bedeuten soll, ist uns aus dem Werke nicht recht klar geworden. „Paris révolutionnaire" kann doch wol nichts Anderes bedeuten als Paris im Revolutionszustande, oder das zum Staatsumwälzen aufgelegte Paris. Diesem nach müßte das Werk eine Schilderung dieses Revolutionszustandes, also ein rein politisches oder politisch-moralisches Gemälde sein. Dies ist es aber keineswegs. Auf dem Umschlage werden 75 Namen von Mitarbeitern angeführt, und in der Vorrede werden mehre Bände versprochen. Eigentlich könnte das Unternehmen bis ins Unendliche fortgesetzt werden; denn da es aus unzusammenhängenden Beiträgen besteht, so brauchte jedweder der 75 Mitarbeiter etwa nur alle 3 oder 4 Jahre einen Aufsatz zu liefern. Unter den genannten Verfassern sind einige als republikanisch Gesinnte bekannt und machen aus ihren politischen Meinungen nicht allein kein Geheimniß, sondern drücken sie überall aus, wo sich eine Gelegenheit dazu darbietet; diese werden daher auch die neue Sammlung dazu benutzen, um ihre Meinungen auseinanderzusetzen. Indessen trifft man doch in dem ersten Bande Weniges an, was nicht von jedem Kosmopoliten gesagt werden könnte, und was in den pariser Oppositionsblättern häufig zur Sprache kommt. Manche andere Aufsätze sind moralischen oder literarischen Inhalts und haben mit „Paris révolutionnaire" nicht das Mindeste gemein.

Im Ganzen genommen verdient diese neue Sammlung beachtet zu werden, denn es kommen ziemlich anziehende Stücke darin vor. So findet man einige Auftritte aus der Julirevolution von Augenzeugen geschildert. Raspail, der bekannte Naturforscher und Republikaner, der die letzte Zeit in St.-Pelagie gefangen saß, erzählt, wie ein Mann in diesem Gefängnisse die in demselben eingesperrten Knaben abgerichtet habe, so daß sie einmal einen Aufstand verursachten und sich gegen die Gendarmen wehrten. Ein Hr. Eugène Briffaut nimmt das merkwürdige Palais Royal zum Gegenstand seiner historischen Betrachtungen, besonders in der letzten Zeit. Ein anderer Schriftsteller, der sich Saint-Germain Leduc nennt, hat die Leidens- und Hungertage der Jugend Diderot's dramatisirt in einem Stücke,

welches er den „Faschingstag Diderot's" betitelt hat. Aus den Memoiren desselben ist nämlich bekannt, daß er einmal an einem Faschingsdienstage, welchen die Franzosen mardi gras nennen, weil es an demselben sehr fett herzugehen pflegt, beinahe vor Hunger und Elend in Paris umgekommen wäre. Fontan, der Theaterdichter, hat eine Sitzung des während der Revolution berüchtigten comité de surveillance geschildert. Ebenso hat ein Anderer, Maurice Alloy, die letzte Nacht des Marschalls Ney im luxemburger Palast 1815 dramatisch dargestellt. Et. Arago, Director des Vaudevilletheaters, hat Betrachtungen über das Schauspiel in Revolutionszeiten geliefert, welche aber wol tiefer hätten geschöpft werden können. Der Verfasser erzählt darin folgende Anekdote: Einige Tage nach der Julirevolution befand sich Arago mit einem der Herausgeber des „Journal des débats" hinter der Bühne des Vaudevilles. Die Zuschauer verlangten den Marseillermarsch. Der Débatsmann rieth dem Director, er solle dem Wunsche des Publicums nicht nachgeben, da es doch bedenklich sei, solch ein Lied öffentlich absingen zu lassen. Arago aber fand keine Bedenklichkeit dabei, und der Marsch wurde vom Orchester gespielt. Nach der Aufführung ging er mit dem Journalisten in den Garten des Palais Royal; hier sang das Volk die Marseillaise una voce, ja, Ludwig Philipp auf dem Balcon seines Gemaches schlug den Takt dazu und schien ein besonderes Wohlbehagen an dem Gesange zu finden.

Eine andere Anekdote findet sich in dem historischen Aufsatze über das Palais Royal. Während der berühmten Julitage spazierte der bekannte Cyniker Duclos wie gewöhnlich in seinem zerlumpten Anzuge umher, ohne sich viel um das Getümmel zu bekümmern. Da er jedoch einige junge Leute sah, welche mit dem Gewehre nicht recht umzugehen wußten, nahm er eins dieser Gewehre aus ihren Händen mit den Worten: „Ich will euch zeigen, wie man anlegen muß". Und nun zielte er auf einen Schweizersoldaten, erschoß ihn und gab dann das Gewehr zurück mit den Worten: „Ich könnte wol fortfahren, es paßt aber nicht mit meiner Gesinnung", und so setzte er, mit den Händen auf dem Rücken, seinen gewöhnlichen Spaziergang fort. 65.

Neueste Blicke in das abenteuerliche Reich der Gespenster und bösen Geister von Sigm. Ph. Paulus. Göttingen, Dietrich. 1833. 8. 12 Gr.

Dieses Büchlein ist ohne Zweifel recht herzlich gut gemeint, aber dieser Umstand darf uns doch nicht hindern zu sagen, daß es kühnlich hätte ungeschrieben bleiben können. Der Titel: „Neueste Blicke", hat wirklich etwas Marktschreierisches, da über den genannten Gegenstand nur das Allergewöhnlichste, das tausendmal Gesagte und wenigstens hundertmal besser Gesagte beigebracht wird. Für eine wissenschaftliche Erforschung seines Themas wird der Verf. das Schriftchen wol selbst nicht ausgeben wollen; aber nicht einmal als populaire Darstellung ist es genügend, da es einestheils zuviel Unnöthiges, für das Volk Unverständliches einmischt, anderntheils über die Sache selbst nicht mehr sagt, als was sich jeder nicht ganz verwahrloste Bürger- und Bauersmann aus seinem Schul- und Religionsunterricht über Natur und Ursprung der Gespenster und über die Gründe gegen den Aberglauben selbst und gewiß hier und da besser zusammensetzen kann. Da überdies auch das Gegebene nicht ganz von Unrichtigkeiten in Materie und Form frei ist, so erhebt sich das Büchlein auch in dieser Hinsicht nicht über das Gewöhnliche und verlohnt wirklich die Mühe nicht, die man auf das Lesen wendet. — Zum Beleg für unser Urtheil stehe hier nur eine einzige Stelle, wo der Verf. (S. 47) den Ursprung abergläubischer Vorstellungen in den mythischen Religionen, namentlich der Griechen, darstellen will, und sich also vernehmen läßt: „Noch viel leichter (nämlich als die Perser) haben es bekanntlich die Griechen und Römer ihren Göttern gemacht, indem sie die Besorgung aller irdischen Erschaffungen und himmlischen Regierungsgeschäfte unter mehr als 30,000 Ober-, Mittel- und Untergötter vertheilen. Ihre größten Volks- und Jugendlehrer, Pythagoras, Plato und Aristoteles, hatten [illegible] die ewig wahren Principe aufgestellt: Es ist keine Wirkung ohne Ursache; alles hat seinen Urheber und erfodert einen [illegible]seher. Also muß auch nothwendig ein ewiger, unleiblicher [illegible]geist den Grund zu allen Erschaffungen gelegt und Alles geo[r]dnet und festgestellt haben. Offenbar sprachen sie hiermit [illegible] feste Ueberzeugung von dem nothwendigen Dasein eines [illegible] Schöpfers aus. Ihre Schüler und Nachkommen meinten jedoch, daß wol die Verwaltungsgeschäfte des Ganzen in allen ihren Verzweigungen, z. B. die Regierung der Elemente und [illegible] Handhabung guter Ordnung im Himmel und auf und über [der] Erde, im Meer und in der Hölle für Vater Uranus allein [zu] viel und zu lästig sei." Der Verf. verspricht dem Publicum noch mehr dergleichen zu liefern; wir rathen ihm aber, [daß] er dies nicht anders als auf Subscription thue. 1[illegible]

Eine Stimme aus Frankreich über Deutschland.

Im achten Bande der „France littéraire" befindet sich [ein] Artikel: „De quelques types nationaux en littérature", [von] Bouzenot; es ist darin von Hamlet, Faust und Don Juan [die] Rede, indessen wollen wir nur, was Deutschland betrifft, [als] Curiosum daraus mittheilen. „Faust ist ein Deutscher", [heißt] es am angeführten Orte; „das will sagen, er gehört zu [jener] Menschenmasse, zu jenem Haufen einander fremder Völkerschaften, welche die Franken immer wieder über den Rhein [zurück]warfen, so oft sie jenseit desselben festen Fuß fassen [wollten], und die sie, das vorzugsweise bildende und gebildete Volk, [ver]ächtlich all men nannten, d. h. eine unauflösliche Vereinigung, eine Heerde Geschlechter, ohne Ordnung, Oberhaupt und innern Zusammenhang, eine Föderation ohne Mittelpunkt, gegen [die] sie anstreben konnten, um Selbständigkeit und historische Bedeutung zu erlangen. Nach und nach zersetzte sich der Schutt, welchen die Invasion der Barbaren über die Oberfläche des Landes verbreitet hatte, und all men, die Trümmer der [zwi]schen Rhein, Donau und Weichsel eingepferchten Stämme, [die]ser Rumpf ohne Kopf, um a priori zu begreifen, und [ohne] Beine zum Fortschreiten, allein mit den Werkzeugen zum [illegible] begabt, wurde das Hauptlaboratorium Europas, der Schmelztiegel aller Wissenschaft, ein Herd von Gelehrsamkeit. In diesem gemeinsamen Behälter häufte man Material auf [illegible]. Deutschland ist der Verdauungsapparat Europas, nur fehlt ihm die Vollständigkeit des Organs. O Ihr gelehrten Germanen, wie haben Euch unsere Vorfahren, die Franken, so treffend [ge]nannt! Ihr treuherzigen, vielwissenden, religiösen Leute, [die] ihr mit vollen Zügen aus dem Becher der Wonnen des [Mysti]cismus trinkt; weises aber ungestaltetes Volk, ohne [illegible] und Zweck, regellos strebend; beobachtende Nation. [illegible] der Aufklärung — wir werden uns leuchten lassen von [eurem] Licht; allein denk auch ein wenig dran, uns nachzueifern, [illegible] gehandelt sein muß. Der Repräsentant Deutschlands beim [gro]ßen Bankett der literarischen Welt ist Faust, geschmückt mit [dem] Doctorhut, erschöpft von eiteln Forschungen; Faust, der [außer]ordentlich gelehrte, welcher sich lossagt von Mühe und Arbeit, den Teufel anruft und übernatürliche Kräfte begehrt. In [ihm] spiegelt sich Deutschland. Er ist Gelehrter, ist Mystiker [und] Egoist, allein in ganz anderer Weise wie Hamlet, ganz [anders] wie Don Juan. Wirft vielleicht Jemand die Frage auf, [wes]halb unser schönes Frankreich nicht einige solcher [illegible] und volksthümlicher Muster besitze, so erwidern wir, daß [illegible] dieser Mangel seinen Ruhm und seine Ueberlegenheit [illegible]. Frankreich ist unbeschränkt, universell; es ist weder [illegible] originell, allein es ist die Sonne, um welche alle [illegible]ordneten Gestirne schweben." Es ist wol unnöthig, über [des] Franzmanns wunderliche Logik etwas zu bemerken; [illegible] mit wenig Worten darüber sagen ließe, liegt zu nahe. [illegible]

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 60. —— 1. März 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Saint Simon und der Saintsimonismus. Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede. Von Moritz Veit. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wer von Saint-Simon und seinen Anhängern gehört oder gelesen, daß sie eine neue Religion und einen neuen Papst, Gütergemeinschaft und Frauengemeinschaft wollen; daß die socialen Verhältnisse der Menschen restaurirt werden sollen durch Arbeit, indem die Restaurationslehrer müßig gehen; daß trotz der Frauengemeinschaft die wahre Frau noch gesucht wird, und wo nicht im Occident, doch im Orient gefunden werden muß; daß zu den Anhängern solcher Lehre nicht blos Diejenigen sich gesellen, die keine Religion und keinen Papst, keine Glücksgüter und Frauen haben, sondern Leute, die das Alles besitzen, nicht blos unvernünftige Weiber und Sprudelköpfe, sondern verständige Bankiers und gesetzte Männer — der sieht seinen Nachbar fragend an: ob er solche Erscheinung in unsern Zeiten begreife? Denn für die Vorzeit finden wir Alles, auch Verrücktes und Verkehrtes, vollkommen begreiflich, weil die Geschichtschreiber davon erzählen; aber wegen der großen Fortschritte des Menschengeschlechts zur Vernunft kann dergleichen gar nicht begriffen werden, sobald wir es vor uns sehen. Wäre die Sache indessen nicht vor die Gerichtshöfe und Policei gekommen, wer weiß, wie weit sie ausgebreitet worden! Nun aber diese beiden Mächte dagegen gewirkt, nimmt der unbegreifliche Enthusiasmus ein Ende, Vernunft und Ruhe kehren wieder, und vielleicht ist in wenig Jahren Alles spurlos verschwunden.

Auch Ref., der die Vorzeit und Gegenwart durchaus nicht so strenge scheidet als Andere, der Verrückung und Verkehrtheit zu allen Zeiten zwar nicht immer begreift, aber doch für möglich hält, konnte eines Staunens über die Saint-Simonisten sich nicht erwehren. Ihm war bei dem Bericht daran gelegen, den Faden zu finden, der das Auffallende und seltsam Ungefügige in einen Zusammenhang brächte, gleichwie Seelenärzte für Seelenstörungen und Irrereden gewisse Grundgedanken und deren Combination aufsuchen. Er fand in einigen Entwickelungen der neuen Lehre entschiedene Aehnlichkeit mit der Hegel'schen Philosophie und brauchte nun freilich keinen andern Schlüssel; aber es blieb doch immer wunderbar, wie ein tiefes philosophisches System deutscher Art und Kunst zu den Franzosen gekommen, wie es in Deutschland blos das Wirkliche vernünftig gemacht, blos Dogmatiken und Kathedervorträgen einen Zuschnitt gegeben, wie es den Anhängern des Absolutismus und des römischen Papstes willkommen gewesen; in Frankreich dagegen dem wirklichen Zustande widerstrebt, in die Masse des Publicums gedrungen und revolutionnaire Richtungen aufgenommen; wie ein System, welches die vorhandene Erscheinung des Messias lehrt, nämlich in der Person seines Urhebers, Anlaß gegeben, den Messias zu suchen, und zwar in einer Frau, deren Geschlecht für tiefe Speculation und unerhörte Aufschlüsse der Wissenschaft und Religion sich so wenig eignet — kurz, wie Philosophie und Unphilosophie diesseits und jenseits des Rheins eine so auffallende Verbindung eingehen und mit seltener Beharrlichkeit fortsetzen können.

Hier kommt nun der Verf. vorliegender Schrift ungemein zu Hülfe. Er hat Saint-Simon nach seinem Leben und seinen Schriften und den Saint-Simonismus nach seiner Ausbreitung und seinem Verfall in einem getreuen Bilde geschildert. Hegel'sche Philosophie ist allerdings darin kenntlich, aber anders aufgefaßt wie in Deutschland; Saint-Simon selber ist nicht zu verwechseln mit seinen Anhängern, gleichwie immer die Schüler den Meister misverstehen oder übertreffen, und es war keine geringe Arbeit, davon vollständige Uebersicht zu gewinnen,

wegen der fragmentarischen Beschaffenheit der herausgegebenen Schriften und der mancherlei Modificationen und Verunstaltungen, die eintraten und verächtlichen Spott zur Folge hatten. Desto mehr muß man dem Verf. Dank wissen für seine Mühe, welche über eine in jedem Fall merkwürdige Erscheinung unserer Zeit Aufschluß gibt und ein sicheres Urtheil darüber möglich macht.

Zuvörderst ist zu erwägen ein neuer Aufschwung der Philosophie in Frankreich, welcher sich neben der poetischen Romantik kundgibt. Deutschland und Frankreich scheinen ihre Rollen gewechselt zu haben: jenes beginnt die Speculation zu verachten und Nützlich-Praktisches vorzuziehen; dieses hat besondere Lust und Aufgelegtheit zum Philosophiren. Cousin inzwischen ist nicht originell, und wenn er von Hegel'schen Principien auszugehen vorgibt, so beruht dies auf einem Misverständniß oder mindestens auf einem Verflachen dieses Princips. Saint-Simon's Geist hat nicht Raum in solcher Schule, deren Eklekticismus der Verf. sinnreich mit dem Namen der Andenker bezeichnet, wie Göthe Mad. Melina eine Anempfinderin nannte. Saint-Simon begriff schon 1808 die Nothwendigkeit, den blos empirischen Weg der französischen Philosophie zu verlassen und an Cartesius anzuknüpfen, wobei eine innere Verwandtschaft mit dem Geiste deutscher Speculation ihn theilweise zu denselben oder doch zu ähnlichen Ausgangpunkten und Resultaten des Denkens führte. So äußert sich unser Verf. in der Vorrede. Inzwischen scheint dem Ref. die Sache doch etwas anders, was wenigstens die Resultate betrifft, die etwa von einander abweichen wie die Persönlichkeiten Hegel's und Saint-Simon's, von denen jener trocken und Feind der Phantasie, dieser hingegen ein Enthusiast und Schwärmer gewesen.

Claude Henri Graf von Saint-Simon (geb. 17. Oct. 1760) stammt aus der altadeligen Familie des Herzogs, der unter Ludwig XIV. eine bedeutende Rolle spielte und die bekannten Denkwürdigkeiten schrieb. Der Ruhm seiner Geburt, worauf er sehr viel hielt, spornte ihn, ein großer Philosoph zu werden; er ließ als Jüngling jeden Morgen sich mit den Worten wecken: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu vollbringen." Seine Titel und Besitzthümer von väterlicher und mütterlicher Seite wurden ein Raub der Revolution. Wie Lafayette nahm er Theil am amerikanischen Freiheitskriege, war aber nicht wie jener ein unbedingter Verehrer amerikanischer Einrichtungen. Der Militairdienst im Frieden misfiel ihm, er machte Reisen nach Holland und Spanien, entwarf dort mit dem Finanzminister Cabarrus Plane zu einem Kanal, der Madrid mit dem Meere in directe Verbindung setzen sollte; die französische Revolution verhinderte aber die Ausführung desselben. In Paris lebte er gleich dem Grafen Schlabrendorf blos betrachtend, nicht theilnehmend; er nennt dies sein jungfräuliches System. Laut einem Gerücht ward er durch den Tod Robespierre's aus dem Kerker befreit. Mit dem Grafen von Redern machte er glückliche Speculationen in Nationalgütern; er wünschte Vermögen, um eine große Anstalt für Industrie, eine Schule für wissenschaftliche Vervollkommnung zu stiften. In der Straße du Bouloy sieht man noch eine Probe seiner Bauten; die waren aber nicht nach dem Geschmack des Grafen von Redern, und er ließ sich mit einer Summe von 144,000 Francs abfinden. Er behauptet, dies sei viel zu wenig gewesen für Dasjenige, was ihm gebührte, aber hinreichend für seine Unternehmungen. Er hatte eine große Umwälzung der Wissenschaft im Sinn, welche nach großen politischen Umwälzungen einzutreten pflege, begann mit dem Studium der Naturwissenschaften, versammelte die berühmtesten Gelehrten an seiner Tafel, machte mit dem Reste seines Vermögens wissenschaftliche Reisen nach England, Genf, Deutschland — von welchem er äußert: „die allgemeine Wissenschaft sei noch in ihrer Kindheit, weil sie auf mystischen Grundlagen ruhe" — und heirathete im J. 1801. Nach eignem Geständniß geschah das letztere blos, um ein Haus zu machen. Nun trat er auf als Schriftsteller, erhielt aber kein gelehrtes Amt; der Frau wird nicht weiter erwähnt, sie scheint sich von ihm getrennt zu haben, als ihr Vermögen für den Aufwand nicht mehr hinreichte; er verdiente seinen Unterhalt als Copist, spie Blut in Folge seiner nächtlichen wissenschaftlichen Arbeiten und lebte seit 1806 bei seinem ehemaligen Geschäftsführer Diard, der ihm wahrhaft zugethan war und für seine Bedürfnisse sorgte. Nun erschien auf Veranlassung der Napoleon'sche Preisfrage über den Fortgang der Wissenschaft seit 1789 seine „Einleitung zu den wissenschaftlichen Arbeiten des 19. Jahrhunderts", worin er die Gelehrten auffodert, den Gesichtspunkt Newton's zu verlassen und auf Cartesius zurückzukommen; dann folgten Briefe, Gespräche, aphoristische Aufsätze, auch „Betrachtungen über die Idee einer Encyklopädie und über die Wissenschaft des Menschen". Nach dem Sturze des Kaiserreichs 1814 wandte er sich zur Politik und trug sich mit dem Gedanken einer Reorganisation der europäischen Gesellschaft. Er täuschte sich im Erfolge seiner mancherlei Vorschläge; aber statt sich nach und nach in Resignation zu finden, „steigerten sich seine Ansprüche, je mehr er sich getäuscht sah, in einem krankhaften Klimax". Karl X. prophezeite er den gewissen Untergang, wenn dieser nicht einen andern als den betretenen Weg einschlage. Sein letztes Werk ist der „Nouveau christianisme", worin er unverhohlen äußert: „er vollführe eine göttliche Sendung, indem er Völker und Könige zum wahren Geist des Christenthums zurückrufe." Aber — die Wirkung solcher Thätigkeit sah er nicht in der Gegenwart, erwartete sie also von der Zukunft. Geldnoth drückte ihn, schon 1812 schreibt er: „Seit 14 Tagen esse ich Brot und trinke Wasser; ich arbeite in der Kälte und habe sogar meine Kleider verkauft, um die Kosten für den Abschreiber zu bezahlen." Unser Verf. bemerkt hierbei: „Das ist nicht die Sprache bettelhafter Alltäglichkeit, es ist das Selbstgefühl eines Narren oder des Genius." Sogar hatten Noth und grenzenloses Elend einmal über das Selbstgefühl gesiegt — ein Pistolenschuß sollte seinem Leben ein Ende machen; aber der Selbstmord mislang. Seine Schüler fanden in dem allen den Typus eines

neuen Gottmenschen: Moses habe den Menschen allgemeine Brüderschaft versprochen, Christus sie vorbereitet, Saint-Simon sie verwirklicht. Weniger überspannte Beurtheiler werden in ihm einen edeln Enthusiasten erkennen und sein Schicksal bedauern. Er starb 19. Mai 1825 mit den Worten an einige ihn umgebende Schüler: „Die Frucht ist reif, Ihr werdet sie pflücken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nikobar- oder Friedrichsinseln.

Diese merkwürdigen Inseln nahmen die Dänen bekanntlich schon 1756 von ihrem Etablissement Trankebar aus in Besitz. Noch weht die dänische Flagge auf den Inseln, und um die aus neun Mann und einem Befehlshaber bestehende kleine Besatzung auf Nonkouri mit dem Nöthigen zu versehen, geht ein bis zwei Mal des Jahres ein Schiff von Trankebar dahin; eine Fahrt, die gewöhnlich mittels des Passatwindes in acht bis zehn Tagen vollendet wird. Auf der gedachten Nonkourinsel, einer der wichtigsten derselben, haben mährische Brüder vormals, nach Auffoderung der dänischen Regierung, ein kleines Etablissement angelegt.

Die Nikobaren oder, wie sie seit der dänischen Besitznahme auch heißen, die Friedrichsinseln liegen am Eingange des bengalischen Meerbusens, nördlich von Sumatra, Queda an der malaiischen Küste gegenüber, unter 8° nördl. Br. und 94° östl. L. und bilden, etwa 12 an der Zahl, eine Inselgruppe, die südlich von Nonkouri, nördlich von Cainorte oder Sombrero, östlich von Tricut und westlich von Katsell (oder Katsial) begrenzt wird. In der Mitte von dreien derselben soll der bequemste und sicherste Hafen Indiens sein. Die größten derselben haben einen Flächeninhalt von 5, die kleinsten von 2 Quadratmeilen. Die meisten sind hügelig, einige sogar voll hoher Berge, nur drei flach; alle aber dicht bewaldet. Bedeutende Flüsse oder Landseen finden sich nicht. Die Inseln sind reich an allen ostindischen Producten. Die vielen großen Baumarten würden vielleicht zum Schiffbau dienlich sein; die Cocospalme und der Mango sind vorzüglich zu merken. Von Thieren trifft man dort Affen, Büffel und sonstiges Hornvieh (welches, von den Dänen hierher gebracht, nachmals wild geworden ist und sich erstaunlich vermehrt hat), Hunde, Schweine, Schlangen (doch nicht so zahlreich und giftig als auf der Coromandelküste), außerordentlich große und giftige rothe Skorpione, ferner Krokodile, Fledermäuse von ungeheurer Größe, theils mit Hunds- theils mit Katzenköpfen, endlich auch mehre Vögelarten, darunter vorzüglich die Nikobarschwalbe (Hirundo edulis L.), die Erbauerin der vielgesuchten indianischen Vogelnester. Zahlreiche Haufen dieser Schwalben umschwärmen immer die sogenannten Nikobarcedern vom Ende December bis zum Anfang Mai, der Blütenzeit dieser Bäume, deren Harz man daher als einen Hauptbestandtheil der wohlschmeckenden Vogelnester ansieht. Die Bewohner der Friedrichsinseln gehören zum malaiischen Volksstamme. Sie sind groß und stark, leben noch im Naturstande, treiben jedoch einigen Handel mit den vorübersegelnden und an den Inseln landenden Schiffen sowie gegenseitig mit einander von Insel zu Insel. Der Gemüthsart nach sind sie zwar gutmüthiger als die übrigen malaiischen Stämme, leben friedlich untereinander, oft mehre Familien in einem Hause zusammen, sind auch meistens gastfrei und freigebig, dabei aber, besonders gegen Fremde, treulos und diebisch. Faulheit ist ein Hauptzug ihres Charakters, sie sind wollüstig und lieben berauschende Getränke. Auch sollen sie außerordentlich starke Esser sein. Demnächst ist Taback ein Lieblingsgenuß für Männer und Frauen schon von früher Jugend an. Mit ihrer Religiosität steht es sehr schlecht; obwol sie keinen Götzendienst kennen, so haben sie auch gar keine Begriffe von einem höchsten Wesen. So behaupten einige englische Schriftsteller; andere, darunter einige dänische, lassen sie jedoch an ein höchstes Wesen glauben, selbiges aber nicht sonderlich verehren, um so mehr aber einen bösen Geist fürchten, welcher, ihrer Meinung nach, auf den Gipfeln der höchsten Bäume, in Gesellschaft der Seelen verstorbener böser Menschen umherschwebt. Sie gestatten deshalb nicht gern, solche Bäume zu fällen, lassen sich jedoch gewöhnlich mittels einiger Tabacksblätter befriedigen. Die Seelen der guten Menschen, meinen sie, kommen anderswo hin, wo sie es gut haben und es ihnen an nichts fehlen soll. Sie haben eine Art Priester oder „Paters", die aber mehr Aerzte, eigentlich Zauberer, sind, und deren ganze Heilkunst darin besteht, den bösen Geist, welcher alle Krankheiten bewirkt, zu vertreiben. Es wollte den Missionarien nicht glücken, diesen Insulanern ordentliche Religionsbegriffe beizubringen, woran jedoch mehre Nebenursachen mit die Schuld hatten: die Schwierigkeit, sich in der Landessprache deutlich zu machen, der Mangel an kräftiger Unterstützung von Seiten des Gouvernements in Trankebar und die daraus sowie aus dem ungesunden Klima bereitete misliche Lage der Brüder. Der letzte dieser nikobarischen Missionare, Hr. Hänsel, dessen Nachrichten in einer englischen Schrift gesammelt sind („Letters on the Nicobar islands". London 1813), rühmt übrigens die Gutmüthigkeit der Einwohner der Nikobarinseln sehr und führt davon folgendes Beispiel an. Jene unter ihnen wohnhaften mährischen Brüder pflegten Lebensmittel von ihnen für Taback einzutauschen; auch wenn die Wilden nichts zu verkaufen hatten, kamen sie, um Taback zu holen, und erhielten immer ihr Theil, so lange etwas noch vorräthig war. Als der Vorrath aber verbraucht war, wurde ihnen angezeigt, keine Lebensmittel ferner zu bringen, da die Missionarien nichts mehr dafür zu geben hätten; demungeachtet brachten die Einwohner am nächsten Tage einen noch reichlichern Vorrath als zuvor, den sie, ohne auch nur eine Belohnung zu erwarten, vor der Wohnung der Missionarien aufhingen. Man rief sie zurück und sagte ihnen, man habe nichts mehr, das Gebrachte wiederzuerstatten; sie erwiderten aber: „So lange ihr Taback hattet, gabt ihr uns, so viel ihr entbehren konntet; jetzt habt ihr zwar keinen Taback mehr, wir aber haben Lebensmittel genug, und ihr sollt, was ihr braucht, haben, so lange wir selbst etwas besitzen". — Sie leben vollkommen unabhängig; in jedem Dorfe findet sich zwar ein Omjahkarru oder Vorsteher; allein sein Ansehen ist unbedeutend. Eine Art Ehen schließen sie mit einander, jedoch ohne alle Ceremonien und gewöhnlich erst im spätern Alter; übrigens leben beide Geschlechter von Jugend auf in der vertrautesten Gemeinschaft. Unter den Nahrungsmitteln setzen sie auf Schweine einen vorzüglichen Werth, essen auch viele Fische, an welchen das die Inseln umgebende Wasser sehr reich ist. Die Fische fangen sie auf verschiedene Weise; unter andern gehen sie Nachts auf Fischfang in ihren Booten, Balongs genannt, aus, indem sie bei diesem Fange sich dreizackiger Gabeln oder Spieße bedienen, während sie mittels Fackeln aus gedörrten Cocosblättern die Fische anlocken oder vielmehr das Wasser erleuchten. (Auf eine im Wesentlichen ähnliche Weise treiben von uralter Zeit her die Küstenbewohner Dänemarks den Aalfang. Man leuchtet hier mit Dauben aus alten Theertonnen und braucht zum Erhäschen der Fische ein dreizackiges an einem sehr langen dünnen Holzstab befestigtes Eisen.) — Die Colonisation dieser Inseln wurde zu zwei verschiedenen Malen von den Dänen versucht, blieb aber ohne Erfolg. Diese Versuche sollen etwa 24,000 Thlr. gekostet haben. Wahrscheinlich lag die erste Ursache in der fehlerhaften Anlage und Ausführung des unter der Leitung des Gouvernements zu Trankebar vorgenommenen Colonisationsplans selbst; dann aber auch in dem, ohne Zweifel vorzüglich vermöge der dichten Waldungen äußerst ungesunden Klima, dessen übeln Wirkungen selbst die Eingebornen oft unterliegen. Die zu 5 verschiedenen Malen hingehenden Beamten und Truppen wurden fast immer in wenigen Monaten ein Opfer des Todes, dem auch die Uebriggebliebenen meistens blos dadurch entgingen, daß sie das Land verließen. Die

mährischen Brüder nur hielten länger aus. Sie blieben auf den Inseln, von einigen wenigen dänisch-ostindischen Soldaten und einigen Sklaven aus Trankebar unterstützt, während 19 Jahren, 1768—87. Seit diesem letzten Jahre ist nichts, weder für die Mission noch für die Colonisation auf jenen entfernten Inseln gethan worden, wo Dänemark bis jetzt nur das Eigenthumsrecht behauptet hat. Daß die Insel erst vor wenigen Jahren wiederum von Dänen besetzt worden sei, ist unrichtig, indem diese Station, wie schon oben bemerkt, seit der ersten Niederlassung beständig behauptet wurde. Die früher zur Gründung von dänischen Anlagen auf den Nikobaren geschehenen Versuche verdienen eigentlich den Namen Colonisation nicht. Die Leute, welche den Expeditionen folgten, bestanden nur aus Regierungs- und Handelsbeamten und Truppen, alle von Trankebar, und meistens sittlich und körperlich verdorbenen, durch unordentliches Leben geschwächten Menschen. Damals gehörten die dänisch-ostindischen Besitzungen der asiatischen Compagnie in Kopenhagen und wurden durch eine von derselben ernannte Regierung in Trankebar administrirt; erst später kamen sie durch Ankauf in Besitz des Staates. Aus den im Jahre 1797 gedruckten Acten, die verschiedenen Expeditionen nach den Friedrichsinseln betreffend, gehen die von der damaligen Regierung in Trankebar getroffenen fehlerhaften Maßregeln deutlich hervor. In den neuesten Zeiten schien der als dänischer Gouverneur in Ostindien fungirende Capitain der Marine Christensen sich der Sache der Nikobaren wiederum mit Eifer annehmen zu wollen; leider aber starb er im vorigen Jahre, nachdem er von Trankebar aus schon mehre Reisen nach jenen Inseln gemacht hatte.

Nur einmal ist das Eigenthumsrecht der Dänen an diesen Inseln verletzt worden, und dies von dem Befehlshaber eines europäischen Staates, von dem solches vielleicht am allerwenigsten zu erwarten wäre, Oestreich. In jenen Zeiten aber dachten auch Oestreich und Preußen auf Erwerbungen jenseit des Meeres. Der König von Preußen hatte im Jahre 1755 Schiffe in Ostindien, und Oestreich ließ im Jahre 1777 eine Fregatte in Livorno ausrüsten, um Besitzungen in Indien zu erwerben. Diese Fregatte setzte 1778 einen Lieutenant und einige Mann auf einer der Nikobaren, Camorte, ans Land. Wiewol diese Anmaßung des östreichischen Chefs von seinem Hofe gemisbilligt und solches ihm dänischerseits angedeutet wurde, suchte er jedoch Ausflüchte, und Zwangsmittel wären von dem Gouvernement in Trankebar angewendet worden, wenn nicht schon früher die von der östreichischen Expedition zurückgelassenen 4 Mann nebst ihrem Befehlshaber, dem Lieutenant Stahl, durch den Tod wären hingerafft worden. 43.

Philibert's Leben, Weisheit und Lied. Herausgegeben von Alois Adalbert Waibel. Augsburg, Rieger. 1833. 8. 9 Gr.

Nicht Hr. W., sondern „ein weltlicher Beamte in Tirol" ist der Biograph. W., der Herausgeber, nennt aber diesen Ph. „einen außerordentlichen Mann", und dessen Weisheit und Philosophie sowie das Lied oder die beigefügten Oden sind ihm ganz außergewöhnliche Producte. Er hat 1820 „Philibert's Philosophie der Aeltesten, für denkende Philosophen der neuesten Zeiten kompendirt und umgearbeitet" in einem Bande herausgeben. „Dermalen ist das Werk des Philibert in Botzen sehr wohlfeil zu bekommen". Ref. zweifelt nicht daran; ihm wäre es, nach dieser Probe zu schließen, als Geschenk zu theuer, wenn er es durchlesen müßte. „Ph. von Gruber, als tiefer Denker, schöner Geist und frommer Ordensmann, gehört unter die merkwürdigern Gelehrten Deutschlands (?) am Ende des 18. Jahrhunderts". Geb. 1761 aus adeligem Geschlechte in einem Dorfe bei Meran in Tirol, studirte er in Innspruck, begab sich wider Willen seines Vaters in den Franziskanerorden, beschäftigte sich nun halbe Nächte hindurch mit Augustin und Plato, wurde 1785 in Venedig zum Priester geweiht und 1786 Professor an dem Gymnasium zu Botzen, wo er durch Kenntnisse, Lehrgaben, durch freundliche und weise Leitung der Jugend wol vielen Nutzen gestiftet, wenn er sie mit seinen philosophischen Speculationen verschont und sich nicht als Dichter durchaus zur Nachahmung aufgestellt hat. Er war schwächlich und st. schon 1799. Man darf nur lesen, was er über mögliche Dinge und Welten (S. 32, 35) oder über Körpermonaden (S. 48) ergrübelt, um zu sehen, daß sich der fromme Ordensmann in Untiefen versenkte, wo er sich selbst nicht herauszuhelfen wußte, und Behauptungen aufstellte, die gar nicht zu erweisen sind. Die Lieder sind religiösen Inhalts, zum Theil auf Stellen aus Hiob, dem Psalter und Salomo gegründet und nicht ohne Verdienst. Aber der „Donner knallend", „das Würmchen in dem Mist", „das wüthende Schwein" und dergleichen unästhetische Licenzen in religiösen Oden sprechen nicht für den Dichter. Baaren Unsinn müßte man manche Stellen nennen, wenn nicht die vielen offenbaren Druckfehler eine gelindere Erklärung zuließen. Z. B. S. 76, 77 wird die Schöpfung dichterisch beschrieben. „Noch fehlt der Schöpfung ein vernünftig Thier, das seinen Schöpfer kennt" ꝛc. Natürlich wird der Mensch erschaffen. „O! wer beschreibt uns die Gefühle, die der erste Menschenvater fühlte, als Er von dem Schöpfungsbauch (vermuthlich hauch) erwachte" ꝛc. Bei einer, unter der Aufschrift: „Wer ist denn die?" gegebenen gräßlichen Schilderung (S. 100—102) eines furchtbaren Ungethüms, dachte Ref. während des Lesens: „über ihre Scheitel wehten wild bluttriefende Haare hinaus", „über den Schultern hing das fleckige Tigerfell" und dergleichen mehr, an eine Hyäne, oder an Despotie, oder an religiösen Fanatismus, oder Atheismus; wußte aber nichts zu errathen, als nun auch „Riesen und Zwerge, Philosophen und Buben, Männer und Greise, Priesterröcke, Kanonengeprassel und entmenschte Kannibalen mit Bürger-, auch Fürstenköpfen auf den bluttrunkenen Piken hinterdrein folgten und die Trümmer zerschmetterter Altäre und Thronen mitschleppten". „Wer ist denn die?" „Da kommt sie, eure Beglückerin! Da kommt sie! Unsere Aufklärung". Guter Mann, wenn nur die böse Welt zu überreden wäre, daß in Spanien und in Portugal, in Piemont und im Kirchenstaat die jetzigen Uebel, Plagen und Unruhen blos aus der verwünschten Aufklärung herzuleiten seien! Aber selbst deine Landsleute und Glaubensgenossen wollen das nicht länger für wahr halten. Doch du bist jetzt gewiß der Wahrheit auf der Spur; vielleicht findet sie die Hebamme deiner Geisteskinder, Herr Waibel, noch hienieden. 44.

Erklärung.

Die Blauen.

Der Recens. von Paldamus' „Röm. Erotik" in Nr. 360 d. Bl. f. 1833 scheint unter den „Blauen" Heine und seine Schule zu verstehen. Die Blauen heißen aber in England die schriftstellernden Frauenzimmer, welche Byron besonders häufig mit diesem Spottnamen belegt, z. B. „Don Juan" Ges. I gegen Ende: „Nicht wie die Blauen falsch Gezeugniß geben, Zum mind'sten Einer fällt gar oft das ein". In diesem Sinne hat auch der Verf. der angeführten Schrift diesen Ausdruck Vorr. S. V gebraucht, indem er die Entsagungsromane unserer Schriftstellerinnen (zu denen man freilich auch manchen verkleideten Achilles, z. B. Tromlitz, rechnen kann) als nothwendige Reaction gegen frühere Frivolität und Zügellosigkeit aufstellt und erst dann die Heine'sche Schule als Product beider angegebenen Richtungen berührt. P.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 61. — 2. März 1834.

Saint Simon und der Saintsimonismus. Von Moritz Veit.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Saint-Simon's Philosophie ist kein fertiges System, sondern nur fragmentarisch aus vielen einzelnen Schriften zu entwickeln. Ihre Richtung ist theils reinphilosophisch, theils politisch-industriell. Hören wir Einiges davon, wie der Verf. vorliegenden Werks mit Sorgsamkeit und Fleiß es zusammengestellt. Statt der gelehrten Akademien, die nichts mehr nützen, will Saint-Simon ein großes europäisches Institut auf Subscription, berechnet aber dabei nicht den Einfluß menschlicher Leidenschaft, des Eigennutzes und der Eifersucht. Es soll ein allgemein philosophisches System auf mathematischen Grundlagen erbaut werden, und diese Ansicht führt zu einer unbedingten Verehrung Newton's, dem — gemäß einer im Traume St.-Simon gewordenen Offenbarung — ein eigner Cultus mit Mausoleum, Rathsgliedern, Laboratorien gewidmet werden muß. Später inzwischen wird Newton gegen Cartesius vertauscht. Analytische und synthetische Methode in den Wissenschaften soll vereinigt werden, und der Grundsatz des Cartesius befolgt: nichts zu glauben, was nicht die Vernunft für wahr erkennt und die Erfahrung bestätigt. Das Universum astronomisch angeschaut, ist Gegenstand der Philosophie Gottes; physiologisch angeschaut, Gegenstand der Philosophie des Menschen. Für die letztere ist es ein stetiges Gesetz der Vergangenheit: „Alle gesellschaftliche Erziehung hat mit der gewaltsamen Richtung angefangen, die der Starke dem Schwachen gegeben hat." Die menschliche Gesellschaft begann daher mit Kampf, sie wird enden mit allgemeiner Verbrüderung. Geistlichkeit und Adel sind eine wissenschaftliche und militairische Anomalie. Religionen sind eine Umwandlung der wissenschaftlichen Anschauungen der Menschheit in Empfindung; Religion ist somit eine angewandte Wissenschaft. Sie folgt in ihrer Entwickelung der allgemeinen Idee, wie die Moral der sittlichen. Fetischismus, Polytheismus, Theismus bilden die Grundlagen des Christenthums. Sie sind unzulänglich; statt dessen heißt das Princip: der Mensch muß arbeiten. Da die Systeme der Moral, der Religion, der Politik nur verschiedenartige Anschauungen der Ideen sind, so werden alle nothwendig eine Umwälzung erleiden. Die Fortschritte der Civilisation —, nach früherer Ansicht St.-Simon's — sind in der Vervollkommnung britischer Verfassung und allmäliger Einführung derselben bei allen Völkern Europas zu suchen. Es werde gebildet ein europäisches Parlament, in der Weise des amerikanischen Congresses. Seine Einführung wird dann beginnen, wenn der Theil, der eine repräsentative Regierungsform besitzt, denjenigen an Stärke übertrifft, der noch keine hat. Dieser Augenblick ist da, sobald England und Frankreich sich verbinden. In Folge einer Polemik gegen die Politik des Tages erwuchs die Ueberzeugung, der wesentliche Inhalt des Staatslebens sei nur in der bestmöglichsten Wahrnehmung der materiellen Interessen zu finden. Motto ward: „Alles durch, Alles für die Betriebsamkeit". Basis des Staatslebens ist das Gesetz über das Eigenthum. Die gegenwärtige politische Immoralität der Menschheit ist: in allen Arten von Beschäftigung werden die Fähigen von den Unfähigen regiert. Es sollte umgekehrt sein; die Industriellen müssen zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangen, und daß sie quantitativ wie intellectuell den übrigen Ständen überlegen sind; die Könige müssen sich mit ihnen vereinigen. Die neue Lehre macht sich zum Hauptzweck, allen Denjenigen, deren Arbeiten der Gesellschaft nützlich sind, die Mittel, Eigenthum zu erwerben, zu erleichtern. Das industrielle System ist auf dem Princip vollkommener Gleichheit gegründet, es widersetzt sich jeglichem Geburtsrecht und Privilegien aller Art. Königthum kann damit bestehen, der König wäre premier industriel de son royaume, in England ist es (gegen die frühere Meinung über dessen Verfassung) nicht eingeführt. Das Grundprincip des Christenthums ist gegenseitige Bruderliebe. Das neue Christenthum wird eine Folgerung jenes Princips sein, aber eine Transfiguration erleiden, und das neue Princip wird lauten: „Die Religion soll die Gesellschaft dem großen Ziele einer möglichst schnellen Verbesserung des Looses der ärmsten Classe zuführen." Die katholische Kirche thut dies nicht, ist eine Ketzerei. Die protestantische Kirche hat hingegen durch Luther eine vollkommene Kritik geübt, aber ist so prosaisch als möglich, hat ein schlechtes Dogma, hat sich in der Bibel und den Kirchenvätern abgeschlossen; das wahre Christenthum muß die Menschen nicht allein im Himmel, sondern auch auf Erden beglücken. Wie es nun definitiv beschaffen sein solle in Bezug auf Moral, Cultus und Dogma ist durch den

Tod St.=Simon's unausgeführt geblieben, er schließt aber sein vorbereitendes Werk mit der Anrede: „Fürsten, hört die Stimme Gottes, der durch meinen Mund zu Euch spricht; werdet wieder gute Christen, hört auf, die besoldeten Heere, den Adel, den ketzerischen Cultus und verkehrte Richter als Eure vorzüglichste Stützen zu betrachten; vereinigt Euch unter dem Namen des Christenthums, erfüllt alle Pflichten, die es den Mächtigen auferlegt; erinnert Euch, daß es ihnen gebietet, alle Kraft anzuwenden, um so schnell als möglich das gesellschaftliche Glück des Armen zu befördern!"

Schon aus dem wenigen hier Mitgetheilten erhellt eine gewisse embryoartige Unbestimmtheit, ein Schweben zwischen Diesem und Jenem, eine prophetenartige Sicherheit und Unsicherheit, welche mehr dazu gemacht sind, die Gegenwart zu schütteln und Gemüther aufzuregen, als einen festen Bau zu beginnen und fortzuführen. Unser Verf. spricht von einem „Keime künftiger Ideen, noch wie im Traum versunken und ihrer Bedeutung unbewußt, noch undurchsichtig und trübe"; wenn er aber dies entschuldigt, auch dabei an Plato erinnert, der mythisch sich ausgedrückt, so läßt sich dawider Manches einwenden. Wo nicht bei dem theilweise Trüben und Undurchsichtigen etwas Entschiedenes hervorleuchtend wiederkehrt, wo vielmehr die Ideen alle zukünftig sind, und die gegenwärtigen in der Irre gehen um das unbekannte Zukünftige, da wird der Gedankenkreis in einen schwärmerischen Nebel gehüllt, der unerfreulich wirkt und wenigstens bei Plato keineswegs herrscht, zwischen welchem und St.=Simon übrigens auch der Verf. keine Parallele ziehen will, die nur zum Nachtheil des Letztern ausfiele (S. 48). Speculative Foderungen, daß Alles neu systematisirt werden sollte, Natur, Geschichte, Religion, Politik, sind ohne feste Haltung wenig belehrend und nicht geeignet, objective Gedanken, d. h. bleibende, allgemein=gültige, zu befördern. Ist die Anregung wichtig, die der philosophische Geist dadurch in Frankreich erhielt, so ist immer noch die Frage, was sich daraus entwickelt, und ob die Angeregten zu ihrem Heile aufgerüttelt werden. Heißt es über St.=Simon: „Sein geistiges Streben hatte gleichsam seinen Schwerpunkt nicht in sich selber, sondern außer sich, in dem Ringen nach einem nicht klar erkannten, aber tief und stark empfundenen Ziel, und es überstürzte sich deshalb (S. 109)", so steht zu vermuthen, daß Diejenigen, welche davon ergriffen werden, sich gleichfalls überstürzen, wie denn auch geschehen. Indem aber unter dem vielen Unbestimmten des ersten Propheten gewisse aus der französischen Revolution stammende Ideen von Gleichheit der Stände und einer neuen Vertheilung des Eigenthums gleichsam einen festen geschichtlichen Kern bilden, um welchen sich die flüssige speculative Masse ansetzen mag, mußten die spätern Propheten natürlich genug dieses aufgreifen und hieran ihre Kraft zur Weltreformation nach St.=Simonistischen Grundsätzen erproben.

So sehen wir denn nach dem Tode St.=Simon's Männer von Geist und Scharfsinn beschäftigt, ein System aus den Grundlinien ihres Meisters zu bilden, wobei sie vor keiner Consequenz erschrecken und sich zur Ausschmückung der grade damals bekannt werdenden deutschen Philosophie und mancher religiösen Sätze von Le Maistre u. A. bedienen. Daraus ist nach der Bemerkung unsers Verf. eine Mischung aller Farben und Schulen, von hierarchischen mittelalterlichen Dogmen und selbst von französischem Materialismus entstanden. Rodrigues scheint der Zeit nach frühester Schüler St.=Simon's, zu ihm gesellten sich Bazard und Enfantin, von deren gesellschaftlicher Stellung und wissenschaftlicher Bildung wenig bekannt ist. Um eine Schule zu gründen, schrieb man ein periodisches Blatt, es entstand Widerspruch gegen die vorgetragenen Principien und namenmachende Polemik, man bildete einzelne Vereine und belehrte mündlich, die Menge der Schüler wuchs. Es heißt, als Benjamin Constant von den St.=Simonisten um Rath befragt wurde, habe er verdrießlich geantwortet: „Macht eine Religion daraus"; — und es geschah. Man besprach zugleich politische Fragen, erfüllte das Gesetz des Fortschreitens, welches St.=Simon seinen Schülern hinterlassen, durch Predigten, Missionen, Schriften, hatte binnen einem Jahre Geldmittel, ein Erziehungshaus, Departementalkirchen. Mit der Verbreitung der Lehre entwickelte sich zugleich die hierarchische, den Jesuiten nachgebildete Form der Gesellschaft; Bazard und Enfantin stellten sich als pères suprêmes an die Spitze, umgaben sich mit einem Nimbus von Ceremonial, das freilich als Reminiscenz einer ärmlichen Phantasie erscheint, aber organisirten desto bestimmter Institutionen zur Verbreitung der Lehre unter der arbeitenden Classe und für Erziehung der Jugend. Aber nun entstanden Spaltungen, die neue philosophische Schule trennte sich von Bazard, Enfantin und der sogenannten St.=Simonistischen Religion, die obersten Doppelväter selber konnten sich nicht über die Grundlagen der neuen Moral verständigen, manche der eifrigsten Anhänger sagten sich von der Gesellschaft los, und die Hierarchie ward durch drei Gegenpäpste zerrissen, das neue Moralgesetz, bis dahin in Dunkel gehüllt, dem öffentlichen Urtheil blosgestellt. Enfantin behauptet, nur durch die Mitwirkung der Frau könne das Gesetz der Moral offenbart werden, und erwartet daher das Erscheinen derselben; Bazard, um Skandal zu vermeiden, war weniger consequent und suchte minder anstößige Formen, und nach seinem Tode setzten einige wissenschaftliche Männer diese Richtung fort und gaben in ihrer „Revue encyclopédique" eine umsichtige Kritik aller in Frankreich auftauchenden philosophischen Bestrebungen. Sehr richtig bemerkt unser Verf.: „Das Excentrische des St.=Simonismus war nicht, was ihn stürzte; nicht obgleich, sondern weil er ausschweifende Ideen nährte, hat er Zugang zu den leicht entzündbaren Gemüthern gefunden." Weil man inzwischen mit Proclamationen an die Arbeiter von Lyon hervortrat und dadurch aufrührerisch erschien, wurden von Seiten der Regierung die Hörsäle geschlossen und die Väter verhört, es begann eine gerichtliche Untersuchung, und die zierlichen Herren und geputzten Damen verschwanden aus den Reihen der St.=Simonisten. Enfantin — ein Mann, der seine Loge in

Oper hatte und als der beste Billardspieler von Pa-
bekannt war — entwich in die Einsamkeit seiner Me-
tionen auf ein Landgut in der Nähe von Paris. Der
enthalt ward anmuthig eingerichtet, es sammelten sich
: 40 Apostel, und Professoren, Advocaten, Aerzte, Kauf-
, Priester, Gutsbesitzer u. s. w. verrichteten dort häus-
Dienste, um die Arbeit zu heiligen. Die Lebens-
e ward klösterlich geregelt, ein neues Costum erfunden.
ntags und Mittwochs wurden die Thüren dem Pu-
m geöffnet, und dieses erschien zahlreich, weil es et-
zu sehen gab. Da schloß die Policei das Haus ge-
außen, und der Vater Enfantin mußte nach dem
lizpalast. Dort sprach er unter Anderm: „Ich fühle,
ich der Vorläufer der messianischen Frau bin, wie
Täufer der des Heilandes. Darin liegt die Bedeu-
meines ganzen Lebens und das Band aller meiner
dlungen: sie sind logisch miteinander verknüpft, weil
lle aus meinem Glauben an die Frauen herfließen."
: noch redeten mit einem Talent, das einer bessern
e würdig war; allein die Geschworenen sprachen ihr
ldig, und der Gerichtshof verurtheilte Einige zu jähr-
i Gefängniß, Andere zu Geldstrafen und verordnete
eschlagnahme des ganzen St.-Simonistischen Archivs
Auflösung der Gesellschaft. Seit dieser Zeit verschwand
ufmerksamkeit des Publicums: einige St.-Simoni-
reisten nach Konstantinopel, um die Frau aufzusuchen,
: wurden in ihrer Ordenskleidung im südlichen Frank-
mit Steinwürfen begrüßt.

(Der Beschluß folgt.)

Calixtus und seine Zeit. Von Ernst Ludwig
. Henke. Erste Abtheilung, die Einleitung ent-
end. — Auch unter dem Titel: Die Universität
mstedt im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur
hen- und Literargeschichte. Halle, Waisenhausbuchh.
3. Gr. 8. 10 Gr.

r Verf. dieser Schrift ist auf dem rechten Wege. L'his-
loit faire des longues recherches et des petits livres",
geistreicher Franzose. Dieses kleine Buch von 88 Sei-
lange Vorstudien erfodert und ist der einleitende Anfang
Monographie über den oben genannten berühmten Ge-
und seine Zeit. Natürlich ist in dieser Einleitung von
st am wenigsten die Rede, sondern vor Allem auf die
i Richtungen jener Zeit überhaupt und der berühmten
lt, welcher Calixtus bis zu seinem Tode 1656 ange-
ücksicht genommen und ihre Verhältnisse zu den ver-
i welfischen Fürsten, welche vom Anfang bis Mitte des
rhunderts regierten. Zugleich soll damit eine Probe
gen der öffentlichen Beurtheilung vorgelegt werden, die
rmessens kaum anders als lobend und ermunternd aus-
rd. Endlich soll das Gegebene auch einer Briefsamm-
r Einleitung dienen, von welcher noch besonders die
diesen Blättern sein wird.
anntlich gibt es noch keine vollständige Geschichte der
it Helmstedt, und doch ist sie gewiß eine der wichtigern
nds gewesen und hat von 1576—1809 außer Calixt,
den Meibomen, Mosheim, Beireis, Henke, Bruns noch
hen ausgezeichneten Mann gehabt. Leider wird auch
mehr daran zu denken sein, da das Archiv der Uni-
eits zerstreut, theils auf einem Boden über dem Bi-
ile aufgehäuft worden ist; ein Verfahren, welches eine
öffentliche Bekanntmachung verdient. Nicht einmal die Anna-
les academ. Jul. MSS. und die Acta der Facultäten sind
hervorgezogen worden. Sollte sich denn in dem sonst für Wis-
senschaft gar nicht erstorbenem braunschweiger Lande, sollte sich
auf der berühmten wolfenbüttler Bibliothek kein besserer Platz
finden, um wenigstens das Wichtigere vor Fäulniß und Mäusen
zu retten?

Ref. erinnert sich, vor 11 Jahren eine Schrift: „Feier des
Gedächtnisses der Julia Carolina zu Helmstedt", herausgegeben
von Fr. Karl v. Strombeck, mit großem Interesse gelesen zu
haben. Sie enthielt eine Rede Bartels' von den Verdiensten
der Universität Helmstedt um die Beförderung der christlichen
Denkfreiheit in unsern Landen, mit trefflichen Bemerkungen
über die Gefahr eines symbolisch dogmatischen Despotismus
durch die Formula concordiae. Ref. vermißt dieselbe ungern
unter der S. 2 angeführten Literatur; und doch ist das letztere
zum Theil das Thema gegenwärtiger Schrift, wie es die Le-
bensaufgabe des edeln Calixt war, jene Gefahren durch den
Sieg der humanistischen Partei über die trostlosen Ramisten
und die Buchstabenorthodoxen abzuwenden. Schön ist S. 55
geschildert, wie Helmstedt unter Herzog Heinrich Julius eine
Zufluchtstätte für diese Melanchthon-humanistischen Moderirten
wurde, zu denen Martini, Caselius und Calixt gehörten; wie aber
auch unter einer folgenden Regierung, besonders durch Sattler,
der den Papst im Kleinen spielen wollte, eine traurige Reaction
eintrat. Sattler war übrigens der einzige Schwabe, den Andreä für
die Universität gewinnen konnte: „Illis persuadere non potui,
ut a vino ad cerevisiam se paterentur vocari."

Der Verf. schildert den äußern und innern Zustand der
Universität vor Calixtus erstlich unter Herzog Julius, 1576—89.
(Wie eine höhere Leitung des Himmels grade die beiden ältern
Brüder des Herzogs Julius in der sievershauser Schlacht hatte
bleiben lassen, damit dieser dritte Bruder, der um seiner Vor-
liebe für die Reformation willen fast von seinem Vater leben-
dig eingemauert worden wäre, s. Böttiger's „Geschichte von Sach-
sen", I, 518.) Eines seiner Hauptverdienste war die Trennung
von Chemnitz und dem Concordienwerke und dann die Stiftung
der Universität. Dann kommen die Schicksale dieser Anstalt
unter Herzog Heinrich Julius, 1589—1603, wo das Empor-
kommen der Humanisten und der philosophischen Facultät und
die Gegenwirkung braunschweigischer Theologen besonders ge-
schildert wird. — Interessant ist, was über Heinrich Julius von
S. 45 an gesagt wird. Er hatte die sorgfältigste Erziehung
erhalten. Selbst die Landstände erkundigten sich jedes Halbjahr
nach seinen Fortschritten. Er war so gelehrt erzogen, daß er
schon lange ein Gespräch für alle Höfe gewesen war, „aber sein
Geist hatte auch die Gefahr überwunden, als gelehrtes Wunder-
kind angestaunt zu sein; die gefährlich frühen Anstrengungen
hatten ihm nur die unschätzbare Freude daran und das unersätt-
liche Bedürfniß nach immer neuer Nahrung angewöhnt; seine
Gelehrsamkeit hatte sich zugleich über die Oberflächlichkeit wie
über kleinliche Eitelkeit erhoben und mit einem ungemeinen Ver-
stande, einer fürstlich edeln Gesinnung und einem männlich festen
Willen zu wahrer Bildung lebensvoll vereinigt". Freilich war
er auch in theologischen Streitfragen (nach damaliger Fürsten-
sitte), in Astrologie, wunderthätiger Medicin und Alchymie, in
denen er sich bis zum Unglauben hindurch experimentirt hatte,
wohl bewandert, hatte auch Komödien geschrieben und zu seiner
Ergötzung 13 Handwerke gelernt; aber er hatte auch aus den
Geschichtschreibern und Philosophen des Alterthums die bleibend-
sten Eindrücke aufgenommen und damit ein tiefes Studium des
römischen Rechts verbunden, sodaß er viele seiner Streitigkeiten
mit dem Kammergericht selbst führte. 41.

Bilder griechischer Vorzeit. Von Wolfg. Rob. Grie-
penkerl. Berlin, Mittler. 1833. 8. 16 Gr.

Vorliegende Gedichte im antiken Distichonmaße sind die
Versuche und Uebungen eines classisch Gebildeten, dem man je-

doch die Bildung und das Sichbilden zu deutlich und absichtlich ansieht. Wem die Mythen stofflich bekannt sind, bemerkt eben nicht, daß neue Seiten ihnen hier abgewonnen wurden; das Interesse, das er demnach noch an den vorliegenden Gedichten haben könnte, ist ein rein sprachliches. Die Diction ist als Copie Homer's und, specieller, der Voß'schen Manier mit Hinzuthun von etwas mehr Geschmeidigkeit, gelungen zu nennen. Allein da kein intensives Dichtervermögen hier sichtbar wird, würde Fleiß und Mühe weit belohnender sein, wenn beides auf Uebersetzungen gewandt würde. Hier könnte in der That viel vom Verf. geleistet werden: und um eine Probe den Lesern zu geben, wie weit es die Sprache nach den großen Vorgängern, deren Fehler zu vermeiden leicht ist, bereits gebracht habe, theilen wir folgende Schilderung der Nacht mit:

> Siehe, da dämmert's, und über den Himmel bedächtigen Schrittes
> Wandelt die Nacht, tief beugt sich das All in schweigender Ehrfurcht;
> Nur helleuchtende Stern' umglänzen die dunkele Mutter. —
> Weise durchzieht sie den Himmel, und dringt in die Klüfte der Erde,
> Geht durch die Wasser und forscht im ewig umfinsterten Hades,
> Wägt, was da war und ist, was schlummert im Schoose der Zukunft,
> Und geht fürder sodann tiefsinnig und wälzet Gedanken
> Im vielschauenden Geist; nach rauschen mit düsterem Antlitz
> Alle die Kinder, so mächtig erzeugt, grauenvolles Gefolge —
> Aber es raget vor Allen die herrschende Göttin des Dunkels. —

Letzte Wendung erinnert etwas zu sehr an Voß; es ist wenigstens eine Lieblingsfuge des Alten darin. Er sollte aber nicht mehr Muster sein als das Original, dem er nachrang, ohne seine simplere Hoheit immer zu erreichen. Seltsamerweise hat sich ein sonst geschätzter Dichter, der nicht blos Dictionspoet ist, sondern seinen eignen Ideengang herausbildet, Immermann, in Betreff seines Vorbildes, Shakspeare, so an die Voß'sche Version und Wortfügung gewöhnt, daß seine ersten Werke gänzlich verfehlt waren und die Angewöhnurg auch seinen neuesten Versen noch anklebt. Möchte der junge Verf. vorliegender „Bilder" daran abnehmen, wie leicht eine Dictionsnorm, die angelernt ist, zur unleidlichen stereotypen Manier werden kann. Wir geben noch eine der gelungensten Stellen ebenfalls aus dem mythologischen Gemälde: „Die Geburt der Aphrodite", gleich hinter der angeführten:

> Bald zum befreundeten West hin bringen die schäumenden Rosse,
> Wehrankämpfend; doch kaum erblickte die heilige Mutter
> Unten das nahende Ziel, die Himmelumarmung des Meeres,
> Siehe, da griff sie bebend in die schießenden Zügelgehänge,
> Wandte den Schritt rückwärts und rief in den Schlummer der Welten:
> „Allumwölbender Aether, du Himmel in Mitten und Erde,
> Endlos wallendes Meer, ihr feuerumhauchten Gestirne,
> Wolken, so viel ihr da seid und werdet im ewigen Zeitschoos!
> Wenn ich am morgenden Tag den räumigen Himmel verlassen,
> Wird der Unsterblichen Schönste, die Göttin der Liebe geboren! —

Das größere Gedicht ist „Orion" in fünf Gesängen. Weniger nennenswerth sind die beiden Elegien: „Niobe". 11.

Notizen.

Der Club des Maulbeerbaumes.

Man weiß, wie sehr die Engländer die Vereine im Allgemeinen lieben. Es gibt in England keine Stadt, die nicht ihre wissenschaftlichen, literarischen, politischen, gastronomischen Clubs hat, sodaß, wenn man eine Statistik aller in England befindlichen Clubs aufstellte, man eine ziemlich genaue Uebersicht der in diesem Lande vorherrschenden Leidenschaften, Vergnügungen und Laster haben würde. Der Club des Maulbeerbaums hat trotz seines seltsamen Namens einen literarischen und patriotischen Zweck; er wurde auf folgende Veranlassung gestiftet. Shakspeare's Vater war ein Fleischer und hatte vor seiner Bude einen Maulbeerbaum, dessen Schatten das vorgelegte Fleisch beschirmte. In diesem Hause und folglich am Fuße dieses Baumes verfloß Shakspeare's Kindheit. Nach dem Tode des Dichters bis 1769 blieben Haus und Baum unverletzt. Da aber zu dieser Zeit das Haus an einen protestantischen Geistlichen war verkauft worden, ließ dieser den Baum umhauen. Als die Einwohner von Stratford diesen Act des Vandalismus erfuhren, jagten sie den Priester aus der Stadt, bemächtigten sich des hochverehrten Baumes und verfertigten aus dessen Holze eine Menge kleiner kostbarer Meubles, welche an sämmtliche literarische Notabilitäten der vereinigten Königreiche versendet wurden. Noch heutzutage bieten die Schreiner zu Stratford den durchreisenden Fremden Schachteln, Dintenfässer u. dgl. an, die angeblich aus dem Holze von Shakspeare's Maulbeerbaum gefertigt sind. Ueberall wissen die Menschen sich auf Kosten der Leichtgläubigkeit oder der Begeisterung zu bereichern: hier verkauft man Holz vom wahren Kreuze Christi, dort Voltaire's Feder, anderswo eine Kugel von Waterloo. Einige Jahre nach diesem Vorfalle wurde der Club des Maulbeerbaumes errichtet. Er besteht aus Dichtern, Literatoren und Künstlern, welche jährlich einmal zusammenkommen, um das Jahrgedächtniß des großen Dichters zu feiern. Man liest Gedichte, Elogien, kritische Aufsätze über Sh. vor. Das Archiv des Clubs besteht aus einem Buche, dessen Blätter aus den Zweigen und der Rinde des Maulbeerbaums verfertigt worden sind. Es ist eine Art Album, in welches die bessern Gedichte eingeschrieben werden. Es führt den Titel: „Maulbeerblätter", und hat literarischen Werth, da es lauter ungedruckte Sachen enthält.

Nordpolexpeditionen.

Es glauben noch immer Manche, die Expeditionen der Briten nach dem Nordpole haben keine Resultate gehabt und blos die Zahl der Schlachtopfer vermehrt, welche in den seit einiger Zeit unternommenen abenteuerlichen Reisen umgekommen sind. Das ist ein Irrthum. Die Erwartungen der Gelehrten sind freilich nicht erfüllt worden, indessen haben diese Reisen neues Leben in die Schiffahrtunternehmungen gebracht. Wenn man die Küsten von Grönland und Spitzbergen nicht untersucht hätte, wenn man nicht bis in die nördlichsten Regionen der Baffinsbai gedrungen wäre, wie viele Reichthümer würde England weniger besitzen. Der Wallfischfang setzt ein Capital von mehr als 2,000,000 Pf. St. in Umlauf. Die Einwohner von Hull, Peterheat u. s. w. finden in der Bereitung des Thrans eine reichliche Existenz; 8000 Seeleute, welche den schrecklichsten Gefahren trotzen, bilden sich jährlich für die englische Kriegsmarine. Auch die Astronomie und die Naturwissenschaften sind mit wichtigen Entdeckungen bereichert worden. Man weiß, daß Capitain Roß den magnetischen Pol bestimmt hat. Während er damit beschäftigt war, in der Meinung, daß ihm das nur durch eine Landreise gelingen könne, beauftragte er Capitain Black mit dieser Sendung. Von diesem hat man kürzlich ein Schreiben erhalten aus Norwayhouse, auf dem Jackstrome (53° N. Br. und 98° W. L.). Capitain Black war gesonnen hier seine großen Fahrzeuge und einen Theil seiner Schiffsladung zurückzulassen und mittels kleiner Canots über den Fluß zu setzen, um zum Sklavensee zu gelangen (62° Br.). Von da wollte er seine Reise nach dem Chesadwadsee fortsetzen (63° Br.). Die Indianer behaupten, aus diesem See ströme gegen Nordosten ein Fluß, den sie den großen Fischfluß nennen. Am See Chesadwad wird Cap. Black sein Winterquartier aufschlagen. Durch jüngst abgesandte Depeschen hat ihn die Admiralität von der wunderbaren Rückkehr des Capitain Roß benachrichtigt und ihm zugleich aufgegeben, sich nach dem Cap Turnagain zu begeben. Von dort aus wird er weiter vordringen bis zum Obelisk, den Cap. Roß errichtet, um die südwestliche Grenze der von ihm untersuchten Erdzunge zu bezeichnen. Einige unter den Mitgliedern des Comités der arktischen Länder zweifeln an dem Vorhandensein des großen Fischflusses. Sie behaupten, es sei derselbe Fluß, den Capitain Franklin gesehen und Black River (schwarzer Fluß) genannt habe. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 62. — 3. März 1834.

Saint Simon und der Saintsimonismus. Von Moritz Veit.

(Beschluß aus Nr. 61.)

„So wäre denn die Lehre St.-Simon's auf denjenigen Wirkungskreis beschränkt, den sie niemals hätte überschreiten sollen: sie lebt und wirkt als eine philosophische Schule, oder vielmehr als eine freie Gemeinschaft wissenschaftlicher Männer fort, die, von den durch St.-Simon gegebenen Anregungen ausgehend, Wissenschaft und Leben zu umfassen strebt", spricht unser Verf. Ref. setzt hinzu: keiner Schule thun wunderliche Lehrsätze Schaden, sie kann sich darin auf das freiste bewegen und gewinnt oft dadurch die meisten Anhänger; auch selbst wenn sie als geschlossene Gemeinschaft auftritt und besondere Gesellschaftsregeln sich auflegt, bringt ihr dieses noch nicht den Tod; sobald sie aber die sittlichen Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen, Ehe, Familienverhältnisse und Eigenthum, umwandeln will, ruft sie eine feindliche Gewalt wider sich hervor und muß dadurch zu Grunde gehen, es sei denn, daß alles Bestehende sich factisch auflöst und in der allgemeinen Verwirrung das Neue ergriffen wird, um unter irgend einer Gestalt dem unerträglich gewordenen Zustande zu entfliehen. Dazu aber sind die gegenwärtigen europäischen Staaten viel zu gründfest und durch wache gesetzliche Aufmerksamkeit geschützt.

Aus der Darstellung und Beurtheilung des St.-Simonismus, welche der Verf. seinem historischen Schicksale folgen läßt, entnehmen wir die Hauptpunkte; Enfantin gab sein öffentliches Glaubensbekenntniß dahin: „Gott ist Alles, was ist. Alles ist in ihm, Alles durch ihn. Keiner von uns ist außer ihm; aber keiner von uns ist Er. Jeder von uns lebt von seinem Leben, und wir Alle vereinigen uns in ihm, denn er ist Alles, was ist." Diese Lehre des Pantheismus, nach welcher der Dualismus des Endlichen durch die doppelte Offenbarung des Ich und Nicht Ich (des Geistes und der Materie) existirt, welches wiederum nichts Anderes ist, als eben die Manifestation des Endlichen — bringt nichts Unerhörtes und hat sich in manchen philosophischen Schulen wiederholt. Er geräth mit dem Christenthum in Gegensatz, welchen man in Deutschland neuerdings auf mancherlei Weise — keineswegs recht befriedigend — zu heben gesucht. Die St.-Simonisten finden im Christenthum das Fleisch durch den Geist unterdrückt und wollen die Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte durchführen. Es ist allerdings anzunehmen, daß sie dabei vorzüglich eine Ausartung des Katholicismus in mönchischer Gottseligkeit durch Kasteiung und Selbstpeinigung im Auge haben, doch sind sie gewiß schon im Allgemeinen mehr auf ein Reich dieser Welt hingewiesen als die christliche Gesinnung. Ihre Religion des Diesseits setzt die Arbeit, sei es nun im Felde des Gottgeistes oder der Gottmaterie, als Gottesdienst. Solches wäre nun als Heiligung der Arbeit nicht eben dem wohlverstandenen Christenthum zuwider; allein bei der pantheistischen Ansicht verschwindet jede Erhebung des Menschen zu Gott als zu einem Höhern, sowie der religiöse Trost, der aus dieser Erhebung zu schöpfen ist. Nun soll die Arbeit der Menschen von ihrer Vereinzelung befreit werden, und dieser gesellschaftliche Fortschritt ist nothwendig in unserer Gegenwart als einer kritischen Epoche. Endzweck der Menschheit ist Vereinigung aller menschlichen Kräfte in einer friedlichen Absicht statt des bisherigen Antagonismus. Solches Johanneische Reich wird mit den lebhaftesten Farben des Entzückens ausgemalt, alle natürlichen Völkerunterschiede erbleichen vor dieser Sonne der Allgemeinheit, selbst die Tugenden der Vergangenheit sind nur glänzende Laster, und das höchste Bewußtsein nationaler Selbständigkeit, die Vaterlandsliebe, wird der Egoismus der Nation gescholten. Ursache dieses Antagonismus ist die Herrschaft der physischen Gewalt, und die Wirkung desselben Nutzung des Menschen durch den Menschen in historischer Reihe: Herr, Sklave — Patricier, Plebejer — Lehnherr, Vasall — Müßige, Arbeiter. Allmälig hat die Nutzung des Menschen durch Menschen abgenommen — sie muß ganz verschwinden. Unterschiede der Religion, des Volkes, der Familie, des Standes sollen als unheilige Gegensätze aufhören. Fähigkeit wird Eintheilungsgrund der neuen Welt und deren Reichsgrundgesetz: der Fähigste wird regieren. Der dreifachen Art von Fähigkeit — Gefühl, Geist, materielle Thätigkeit — entsprechen drei Stände: Künstler oder Priester, Gelehrte, Werkthätige. Einer solchen Hierarchie der Fähigkeit gehört die Zukunft. Sie herbeizuführen werde die Industrie organisirt, die falsche Vertheilung des Reichthums aufgehoben durch neue Erbschaftsgesetze, es werde durch Erziehung die Jugend zu einer solchen Veränderung vorbereitet, und die Gesetzgebung

sei ihr Complement, die Strafe ein Mittel der Besserung und nicht mehr der Rache. Ganz recht bemerkt der Verf.: es werde hierdurch an die Stelle der wahren individuellen Freiheit, welche der Entwickelung menschlicher Fähigkeiten weiten Spielraum läßt, ein fürchterlicher Despotismus der bevorrechteten Fähigkeit gesetzt; der St.-Simonismus vernichte die Familie sowol nach ihrer materiellen als auch nach ihrer sittlichen Grundlage, d. i. Erblichkeit und Ehe. Sollten nun diese Grundsätze ins wirkliche Leben eingeführt werden, so würden sie zur Tollheit gesteigert. Aber nun noch die Moral! In ihr fodert das Fleisch gleiche Berechtigung mit dem Geiste. Lange ward darüber ein mystisches Schweigen beobachtet. Mann und Frau sind das gesellschaftliche Individuum; aber welches sind ihre gegenseitigen Pflichten? Was Enfantin unter seiner Befähigung, die Frau zu berufen, meint, ohne deren Beihülfe die Moral der Zukunft nicht offenbar werden könne, ist unverständlich; allein er hat gradezu ausgesprochen, der Umgang der Geschlechter dürfe fortan nicht mehr ausschließlich unter Ehegatten stattfinden. Die Individuen eines jeden Geschlechts theilen sich nämlich in die beweglichen und unbeweglichen. Für jene ist die Ehe eine zeitliche, für diese eine definitive. Der Priester, Mann oder Frau, in welchem sich die Einheit des Lebens concentrirt, der zugleich beweglich und unbeweglich ist, hat die Macht, beide Classen von Menschen zu verbinden, als unbeweglich bleibt er demselben Individuum unter dem Namen des Gatten und der Gattin verbunden, und als beweglich beschränkt er seine Vertrautheit nicht allein auf dieses Verhältniß und ergibt sich besonders in den Ergießungen der Beichte dem Gefühle der Beweglichkeit, wodurch er seine Untergebenen sich ähnlich macht und sie leicht zum Fortschritt anleitet!!! Carnot nannte mit Recht Enfantin's Lehre die Regularisirung des Ehebruchs. Bazard verwirft freilich diesen Unfug, aber nimmt doch an, daß unvollkommene unvorbereitete Ehen, die geschieden werden müssen, der wahren vollkommenen vorangehen — in unserm gegenwärtigen Zustande, bis der Mensch die Bedürftigkeit der irdischen Natur von sich abgestreift hat.

Außer diesen entschiedenen Ruchlosigkeiten ist noch eine Seite des St.-Simonismus merkwürdig, nämlich die Untrüglichkeit seines Papstes, der für die menschliche Manifestation Gottes gelten und wie der Kaiser von China in directer Verbindung mit dem Himmel stehen will. Unser Verf. führt darüber einen Brief Enfantin's an, worin steht: „Großer Gott, du hast gewollt, daß der Vater der Menschen für die Menschen sei, was du für das Universum, die Seele, das Leben einer Welt. Möge das Lächeln eures Vaters so viel Macht über euch ausüben, als alle Freudenconcerte der Menschheit, denn dies Lächeln verkündet sie euch, es erzeugt sie. Dies ist der Jupiter, von dem die Heiden gesagt haben: nutu tremefacit Olympum; das ist es, was der St.-Simonistische Papst wissen, fühlen und aussprechen muß." Ref. vermißt in vorliegendem Werke eine nähere Nachweisung der Quelle solcher Selbstvergötterung in irgend einem Lehrsatz, in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Ansichten, und wenn es wahr ist, daß, seitdem der St.-Simonismus „aus der Abgeschlossenheit einer philosophischen Schule hervortrat, er keinen einzigen neuen und folgereichen Gedanken entwickelte (S. 206)", so müßte ja in der Schule schon die Papstidee gelegen gewesen sein, bevor alles mehr ins Freie sich stellte. Hierüber gibt eine Notiz Auskunft, die Ref. irgendwo gefunden, und deren Richtigkeit er freilich nicht zu verbürgen wagt, die aber mit der pantheistischen Grundlehre hinreichend übereinstimmt. Sie lautet:

Die unendliche Gottheit muß sich in der Welt manifestiren und kann nur in dieser Manifestation von der Menschheit aufgefaßt werden. Diese Manifestation geschieht in der Menschheit, im höchsten Grade, durch die Menschheit hat die Welt nur Einheit, sie ist das Band davon. Nun muß es in der Menschheit einen höchsten Menschen immer geben, der alle andern überragt. Diese höchsten Menschen haben sich in der geschichtlichen Entwickelung als Religionsstifter kundgegeben. Jetzt ist der Chef der Gesellschaft ein solches Haupt, der Vater der Menschheit (père suprême). In diesem Haupt kommt die Gottheit zur höchsten Offenbarung, in diesem Haupt ist es allein, wo die Gottheit zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt; dieses kann nicht auf andere Weise gedacht werden. Auch die Menschheit kommt nur zum Bewußtsein in ihrem höchsten Repräsentanten, dem Haupte der Menschheit. Dieses Haupt ist daher der lebendige Repräsentant der Gottheit auf der Erde, aber nicht blos Stellvertreter, sondern wirklicher Darsteller derselben. Der ganze Mysticismus, in welchem sich der Mensch an das göttliche Wesen wandte, fällt weg; ein reelleres und das wahre religiöse Verhältniß tritt an dessen Stelle. Dies besteht in den Verhältnissen der Untern zu den Obern (Kindern zu Vätern) und darin, daß die ganze Gesellschaft mit dem höchsten Vater in allseitiger Verbindung steht. Die Hierarchie ist das wahre religiöse Verhältniß, denn Religion (religare) bedeutet nichts Anderes als die Verbindung der Menschen miteinander. Die Hierarchie ist das ganze Geheimniß der Religion.

Wer neuere deutsche Speculation kennt, wird genug Aehnlichkeiten mit dieser Lehre darin entdecken; ja, man darf überhaupt gewiß sein, was als irgend eine Modification oder Gestalt des Pantheismus sich zeigen kann, ist gewiß schon in deutscher Philosophie zu haben.

Wie kommt es nun, daß in Deutschland kein Ihresgleich Enfantin hervorgetreten, überhaupt kein St.-Simonismus, wie in Frankreich, Aufsehen gemacht, ungeachtet die Anhänger desselben sich einiger Freunde in Deutschland rühmen wollen? An der größern Vernunft der Deutschen liegt es schwerlich, denn was man in der Schule St.-Simon's unvernünftig schelten dürfte, ist Alles und mehr noch in deutschen philosophischen Schulen vorhanden, ja St.-Simon ist ja, wiewol auch unabhängig, dennoch durch Einfluß deutscher Lehrsätze zu seiner Doctrin gelangt. Er hat sie nicht richtig und tief genug aufgefaßt, werden die deutschen Eingeweihten sagen, und dies mag dahingestellt bleiben; der wahre Grund der Verschiedenheit scheint anderswo zu suchen. Der Deutsche nämlich in seinen philosophischen Forschungen ist ruhig und unverdrossen, weniger rasch den Resultaten entgegenfliegend wie der Franzose, welcher nur die letztern will. Das Langsame und Geschwinde macht hier großen Unterschied; denn während des langsamen Hervorrückens der Resultate kommen so viel Gegenreden, daß jene selber veralten; philosophische Lehrsätze in Deutschland ferner setzen sich lange

zuvor blos ums Katheder an, ehe sie dem großen Publicum zugänglich werden, und dieses findet dann meistens die Schulweisheit unschmackhaft, auch wegen des steifen Vortrags, worin sie zu erscheinen pflegt; in Frankreich dagegen eilt Jeder mit dem Vortrage für die gesammte gebildete Welt, und er ist lebhafter, anziehender — mehr noch inzwischen als Alles wirken außerhalb der bloßen Speculation liegende Interessen. Keine speculative Philosophie gewinnt große Theilnahme, wenn sie nicht von einer außerhalb derselben liegenden Sache zu Hülfe gezogen und getragen wird. So sind in Frankreich seit der Revolution politische Bestrebungen herrschend — willkommen die Schule, welche weiter führt; die Franzosen verehren, verführen und lieben das weibliche Geschlecht — willkommen die Schule, welche Männer und Frauen beweglich zusammen bringt; die Franzosen kennen Religion nur unter den Formen des Katholicismus und des Papstes — willkommen die Schule, welche beides neu macht und die Hierarchie, deren man gewohnt ist, mit philosophischen Principien unterbaut und ausbessert. Die Deutschen sind für Letzteres zu protestantisch, für die Weibergemeinschaft in ihren Neigungen zu beständig und für die Politik zu verschüchtert. Kommt nun die Schule, mit auffallenden Consequenzen den Raum ihres Dunstkreises überschreitend, so weist man sie ohne Weiteres dahin zurück aus Protestantismus, Beständigkeit oder Scheu.

Aber was unser Verf. im letzten Abschnitt über die im St.-Simonismus wieder angeregte Idee eines allgemeinen Völkerbundes und ewigen Friedens geistreich, obwol unphilosophisch zusammenstellt, ist echten deutschen Lesern gewiß willkommen, die alle den ewigen Frieden und Völkerbund lieben. 9.

Bilder aus London, in der jüngsten Zeit nach dem Leben entworfen, von Otto von Rosenberg. Mit 10 ebenfalls nach der Natur vom Verf. gezeichneten Skizzen. Leipzig, Friese. 1834. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wirkliche, naturgetreue, lebenvolle und farbenreiche Bilder aus der englischen Metropolis, die wir, an todtgeborene Kinder dieser Art gewöhnt, recht dankbar aufnehmen wollen. Die Zeichnungen, welche den Grundtext liefern, und zu denen der erzählende Text nur die erklärenden Noten hergibt, sind gut und die Behandlung in diesen Noten selbst ist neu, lebhaft und witzig. Zwar berichtet der Verf. Manches, was unsere Skepsis aufregt, und wenn er z. B. erzählt, daß König Georg IV. als Prinz v. Wales öfters die Bettleroper im Lumpencostum besucht habe und wegen unanständigen Benehmens derb abgeprügelt worden sei (S. 46), so klingt dies zwar nach englischer und allzu scharfer Satire, indeß können wir in den Hauptsachen dem Verf. doch das Zeugniß der Wahrheitsliebe nicht versagen. Der Fremde hat in England fast immer gegen die Angriffe des klimatisch-nationalen Spleens zu kämpfen; in dieser Stimmung wird er leicht Satiriker, bitter, Kritiker. Auch der Verf. ist es; aber er ist wenigstens ein gutmüthiger Kritiker. Wäre dies unterhaltende Buch nur an einen gewissenhaftern Drucker gerathen; denn die schmachvollen typographischen Böcke des Textes verleiden uns fast, darin zu lesen. Nur zu vielen deutschen Verlegern möchte man täglich die Geschichte jenes französischen Buchhändlers vorerzählen, den ein verdruckter Buchstabe von einem reichen Manne plötzlich zum Bettler machte, und sie warnen, in einem Gebetbuche nicht zu drucken: „Ici le prêtre ôte sa culotte" (anstatt calotte). Hr. Friese aber läßt statt „City" getrost und ohne Furcht vor gleichem Geschick: „Litz", und „Hâon de Grace" statt „Havre de Grace" drucken. Von dergleichen sprechen wir in der Regel nicht, aber wenn Jemand es zu arg treibt — —

Die 36 Bilderchen des Verf., der ein deutscher Russe aus guter Gesellschaft ist, werden Viele ergötzen. Sein Plan ist ein ganz anderer als der Adrian's in seinen „Skizzen aus England"; beide berühren sich kaum in demselben Gegenstande. In kurzen, energischen Strichen, mit äußerlichen, scharfen Umrissen zeichnet der Verf. die Scenen des englischen Volkslebens, wie sie ihm aufstoßen und auffallen. Den Gründen forscht er nicht nach; er analysirt und anatomisirt nichts; er malt, was und wie es erscheint. Kaum beschaut, verdrängt ein neues Bild das alte, und alle sind frisch, gefällig, oft witzig. Vorzüglichen Anspruch zu gefallen, haben die Ausrufer, die Kaminfeger, die Kehrichtsammler, die Katzenfleischverkäufer, der Bettlerclub, Malerei, der Faustkampf, Kirchenwuth, Speisehäuser, Auferstehungsleute u. m. a. Einige Züge aus diesen Skizzen zu entlehnen, wird uns verstattet sein. Ein Schornsteinfegerknabe wurde gefragt: „Aber wascht ihr euch denn niemals, Kleiner?" „No, Sir", war die Antwort, „but we shake each other". Ihr Maifest, von Lady Montague gegründet, zum Andenken an einen verlorenen Sohn, den die Lady plötzlich als ihren Kaminfeger wiederfand — vortrefflicher Stoff zu einem Melodrama — wird ganz ergötzlich gezeichnet. Von Walter Scott's Hundeliebe erzählt der Verf. schnurrige Anekdoten S. 34. Der große Romandichter hätte ein Hundelexikon schreiben können. Spottgedichte und Pasquille öffentlich zu verkaufen, ist gesetzlich verboten. Wie helfen sich die Ausschreier? — Denn in England weiß man für die Umgehung jedes Gesetzes Rath, da nur der Buchstabe tödtet und nicht die That. Sie verkaufen einen Strohhalm, den sie säuberlichst in das Pasquill einwickeln; nun sind sie straflos. Besonders werden auf diese Art die Criminal conversations, d. h. Ehebruchsgeschichten an den Mann und ins Publicum gebracht. Der Bettlerclub (Beggars-Opera) hat seine sehr anständigen Gesetze. Ein Wahlkönig steht ihm vor und hält auf Ordnung; er vergibt die Stellen nach Verdienst und Anciennetät; und wehe Dem, der sich in einer nicht bewilligten Stelle sehen ließe. Die jüngsten (Fähnrich) Bettler erhalten ihre Posten in entlegenen Vierteln, welche täglich 1—2 Shill. einbringen; die ältesten in Bondstreet, Orford-, Regentstreet u. s. w. mit einem Ertrage von 10—15 Shill. täglich. Zum Abendessen versammelt, legt jeder sein Costum ab, wäscht sich, legt reine Wäsche an und erscheint nun bei Tafel, wo Messer, Gabel, Löffel jedoch an Ketten festliegen. Eine eigne Kunst ist die Anklebekunst; den Nebenbuhler zu bekleistern ist ihr Triumph. Da in England Alles durch unübersteigliche Gesetze der Mode geregelt ist, so ist es dankenswerth, zu erfahren, wie ein Fremder, zu Mittag gebeten, sich zu verhalten hat, welchen Handschuh er ausziehen, welchen anbehalten, mit welchem Finger er die Serviette, mit welchem das Brot und die Gabel anfassen muß, um für einen Gentleman gehalten zu werden u. s. w. Fürwahr, der Engländer ist Chinese geworden, und sein Beispiel verführt zu glauben, daß der Mensch in der That völlige Freiheit zu ertragen unfähig sei. Warum flieht der freie Engländer alljährlich in Scharen seine freie Rebelinsel? Um auf dem Continent seiner menschlichen Freiheit froh zu werden! Was der Russe, der Spanier unerträglich finden würde, die Herrschaft der albernsten Gesetzgebung, der der Mode, ihr unterwirft er sich blindlings; das freiste Volk Europas macht sich selbst zum Sklaven der nichtswürdigsten Convenienz und verachtet den Ehrenmann, der ihrer Gesetze spottet. Sei du im Besitz des höchsten Menschenwerthes, in England wagt kein Engländer von Stande mit dir umzugehen, wenn du dein Halstuch nicht in den grade modischen Knoten bindest, oder Fisch mit dem Messer zerlegst! Dieser Jammer muß jeden Fremden erbarmen. Die Convenienz ist die drückende Sklavenfessel, die

jeder Engländer hinter sich schleppt, die ihn auf den Continent jagt, die seine Geselligkeit zerstört, die Ursache, warum er den Fremden flieht, den Amerikaner verachtet, der sich von dieser Kette frei gemacht hat, warum er die fremde Sitte scheut und bei uns lächerlich wird. Die Mode ist die unerbittliche Tyrannin des Volkes, das sich mit seiner politischen Freiheit brüstet und die Freiheit aus seinen Häusern verbannt hat. So wahr ist es, daß der Mensch irgend eine Regel verlangt, nach der er lebe. Man kennt den Jammer der englischen Gesellschaft, der Routs, auch ohne die treffliche Schilderung des Verf. Deutschlands guter Genius mag uns vor dieser Nachahmung behüten, welche in Paris schon Wurzel gefaßt hat. Wie es mit den Künsten in London steht, zeigt der Verf. treu und ohne Uebertreibung. Weder für Musik, noch für Malerei wohnt dem gewöhnlichen Engländer Ohr oder Auge bei; auch hierin steht er nicht viel über dem Chinesen; die Liebe für die Künste ist eine Angelegenheit der Mode. Ein gewisser Ruf macht den Künstler sofort reich, und alles Streben ist dahin. Sir Th. Lawrence ließ sich für ein Brustbild in Oel 150 Pfd., für ein Kniestück 350, für ganze Figur 450 Pfd. bezahlen. Unglaublich ist die Rohheit, man kann sagen, die Unmenschlichkeit des londner Pöbels, der von der Gutmüthigkeit des pariser, wiener oder petersburger großen Haufens nichts an sich hat. Ein Volkshaufe macht sich den Spaß, eine Zwergin, die sich auf die Straße wagte, für eine Hexe auszuschreien; sie geräth in Lebensgefahr; ein junger Mann sucht sie zu retten; sofort schreit der Pöbel: „Es ist ihr Mann!" und auch er wird fast gesteinigt, nur ein Glücksfall rettet Beide. Welch ein Zeichen der Rohheit sind jene Faustkämpfe, und welche liebenswerthe Freiheit ist da zu Hause, wo mich, den Fremden, der erste beste Kohlenträger ungestraft zu Boden boxen kann, weil ich eine Mütze trage, statt eines Hutes! — Von der Wettwuth erzählt der Verf. ein hübsches Geschichtchen. Canning, der tiefe Staatsmann, wettete etwa zwei Jahre vor seinem Tode mit dem Herzog v. P. um 100 Pfd., wer von Beiden auf dem Wege von Harley bis New Bondstreet die meisten Katzen antreffen würde. Es war Mittag und die Sonne brannte; der schlaue Staatsmann ließ dem Herzog aus Artigkeit die Schattenseite der Straße. Er gewann die Wette, denn die Katzen hatten sich alle auf die Lichtseite gezogen. — Welchen Zeichen der Rohheit der Fremde in den englischen Theatern begegnet, ist bekannt. Der Verf. sieht Othello; eben will der Mohr Desdemona ermorden, als ein Junge seinen Rock auszieht und ihn von der Gallerie herab mitten ins Parterre wirft. Sogleich ertönt's: Stop! Stop! Othello steht wie verzaubert, den Dolch erhoben in der Rechten. Langer Disput, wie der Rock wieder hinaufzuschaffen sei! Aus geborgten Tüchern wird endlich ein Seil gedreht, herabgelassen und der störende Rock 100 Fuß hoch hinaufgewunden. Othello kann seinen Gnadenstoß nicht eher loswerden, als bis das gebieterische Begin! aus dem endlich beruhigten Parterre ertönt. Mit solchen Geschichten könnten wir, wenn es der Raum erlaubte, die Leser noch lange unterhalten; diese „Bilder" sind reich daran. Eine Gerichtsanekdote ist jedoch selbst unter den wunderlichsten englischen juridischen Whims allzuseltsam, als daß wir sie nicht zum Ergötzen deutscher Juristen und zum Entsetzen deutscher Aerzte mittheilen sollten. Einem jungen Doctor, Cooper, war in einem Hospitale die Operation eines Steinschnittes zugefallen. Aus Furchtsamkeit vielleicht brachte der junge Arzt mit derselben fast eine Viertelstunde zu, während diese Operation sonst nur zehn Minuten zu währen pflegt. Der Patient ward zu Bette gebracht und genas in kurzer Zeit. Bald nachher verklagt er aus Dankbarkeit den jungen Operateur auf Schmerzengeld, weil er zu lange unter seinem Messer zugebracht. Eine Jury sprach ihr Schuldig, da die Operation länger gedauert hatte als gewöhnlich, und Cooper ward zu 200 Pfd. Entschädigung für den Patienten verurtheilt. Diese Geschichte, zurückschreckend für alle Jünger Aeskulap's, beweist, wie roh und mangelhaft die Rechtsidee in englischen Tribunalen ausgebildet erscheint; ein deutscher Gerichtshof würde dem Kläger den Beweis auferlegt haben, daß der Operateur die Beendigung der Operation binnen zehn Minuten besonders versprochen habe. Wir übergehen die anziehenden Abschnitte: „Erziehung", „Vauxhall", „Miethswagen", „Eigenthümliche Gesetze", und verweisen auf die londner „Diebshöhle" als einen überaus merkwürdigen Bericht. Ist es richtig, daß die Regierung dergleichen dulden muß, so schweige man uns von aller öffentlichen Moral. Aber die Prämisse ist falsch; eine kraftvolle Verwaltung ist nie in dem Fall, eine solche Verhöhnung aller Staatsmoral dulden zu müssen; nur Regierungen, aller Energie beraubt durch verkehrte Institute, können sich in einer solchen Nothwendigkeit befinden. Denn was bleibt von einer Regierung übrig, die sich selbst für zu schwach erklärt, das Eigenthum ihrer Angehörigen zu schützen?

Ungern verlassen wir hiermit die anziehenden Bilder des Verf., welcher mit feinen und scharfen Sinnen sieht, tüchtig und richtig urtheilt und mit Laune und Geschmack schildert. Kein Land ist so reich an sonderbaren Lebensverhältnissen, grellen Contrasten, widersprechenden Institutionen wie England; in keinem Lande zeigt sich so sehr, wie jedes Ding, jede Sitte, jede Einrichtung ihre zwei Seiten hat, eine gute und eine schlimme, wie dort, und nirgend schießt ein oberflächlicher oder eingenommener Beobachter daher mehr Böcke als in England. Der Verf. der „Bilder" aber blickt durch die Rinde der Sachen; wir empfehlen ihn daher unsern Lesern als einen lehrreichen und angenehmen Skizzisten. 45.

Notizen.

Der Curator der russischen Universität zu Kasan, Musin Puszkin hat im Jahre 1827 die Aufmerksamkeit der Regierung darauf hingelenkt, wie nothwendig für Russen der Unterricht in der mongolischen Sprache sowol in politischer und merkantilischer Rücksicht, als auch zu den wissenschaftlichen Forschungen über die Lamaische Religion und über die Geschichte des östlichen Asiens besonders während des Mittelalters sei. — Darauf ward der Curator autorisirt, zwei Schüler nach Irkutzk zu senden. Diese, Namens Kowalewski und Popoff, verweilten drei Jahre in Irkutzk, in Kiachta und unter den Buräten jenseit des Baikalgebirges. Kowalewski begleitete die russische Mission nach Peking, Popoff aber begab sich nach Urga, der Hauptstadt der nördlichen Mongolei. Beide haben sehr große Fortschritte in der mongolischen Sprache gemacht, und sind nun zu Professoren derselben ernannt worden. So besitzt Kasan die erste Professur der mongolischen Sprache. Von der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat die kasaner Universität mongolische Lettern angekauft, um Elementarbücher in dieser Sprache drucken zu lassen.

Bei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg wird ein Lehrstuhl der Sanskritsprache gegründet werden. Die Vorbereitung des Studiums einer Sprache, mit welcher das Slawische in vielfacher Verwandtschaft steht, wird gewiß zum tiefern Eindringen in die slawischen Dialekte (...) nicht wenig beitragen. Zu diesem Lehrstuhle ist ein junger Mann, Robert Lenz bestimmt, der sich in Berlin und London vollkommen ausbilden soll.

Georg Alipanow, ein Arbeiter und Leibeigener im Gouvernement Kaluga, hat schon früher durch mehre Fabeln, welche eine ungemeine Leichtigkeit im Versificiren und einen natürlichen Witz verrathen, die Aufmerksamkeit der Akademie zu Petersburg auf sich gezogen und von derselben zur Aufmunterung eine silberne Medaille erhalten. Neuerdings aber hat Alipanow der Akademie eine Sammlung von Fabeln übersandt, welche ihn in die Reihe der besten russischen Fabeldichter stellen und noch Bedeutenderes erwarten lassen. Die Akademie gibt daher nicht nur eine vollständige Sammlung seiner Fabeln heraus, sondern hat auch den Gutsherrn desselben vermocht, ihn der Leibeigenschaft zu entbinden. 96.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 63. — 4. März 1834.

Reise im Innern von Brasilien. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich, Franz des Ersten, in den Jahren 1817—21 unternommen von Johann Emanuel Pohl. Erster Theil. Mit vier großen in Kupfer gestochenen Ansichten, einer ausgemalten Insecten- und einer lithographirten, illuminirten, geognostischen Tafel. Wien, Wallishausser. 1832. Gr. 4. 22 Thlr. 6 Gr.

Es ist bekannt, daß um dieselbe Zeit, da die gegenwärtige Reise auf kaiserl. östreichischen Befehl ausgeführt wurde, auch Baiern die Naturforscher v. Spix und v. Martius nach Brasilien sandte, während auf eignen Antrieb sich der Prinz von Neuwied in dieses Land begab, und fast gleichzeitig St.-Hilaire aus Frankreich um naturhistorischer Forschungen willen hinging. Rechnet man noch den Italiener Raddi, mehre Engländer, z. B. den jetzt verstorbenen Mawe, und die dort in jener Periode angestellten deutschen Mineralogen v. Varnhagen und v. Eschwege hinzu, so muß man in der That über den Verein vorzüglicher Naturforscher erstaunen, welche fast zugleich allein Brasilien besuchten und fast sämmtlich die Resultate ihrer anstrengenden Forschungen bekanntgemacht haben. Bleiben wir da auch nur bei den deutschen stehen, so ist es erklärlich, daß, wollen nicht alle dasselbe wiederholen, die Letzten das Meiste vorweggenommen finden und nur aus eigner poetischer Schöpferkraft im Stande sind, noch originelle Gemälde des so vielfach gepriesenen Wunderlandes zu liefern. Es läßt sich dies auf die vorliegende Reisebeschreibung anwenden. Der Verf. hat ihr die Gestalt eines Tagebuches gelassen, d. h., es ist reine Beschreibung der täglichen, leider manchmal höchst uninteressanten Ereignisse; um sie, wie er sagt, für alle Classen von Lesern anziehend zu machen, hat er sich dabei des negativen Mittels bedient, alles streng Wissenschaftliche aus seiner Darstellung herauszulassen. Dadurch ist aber doch nichts gewonnen worden; auch hat er nicht einmal streng Wort gehalten. Er selbst gesteht, daß „bei der Dürftigkeit des sich darbietenden Stoffes er nicht vermocht, diesen Notizen stets den Reiz eigenthümlicher Mannichfaltigkeit zu verleihen, wie er wol gewünscht hätte. Wo auf wochenlangen Reisen ewiges Einerlei herrscht wie in den Urwäldern und wüsten Campos, da kann natürlich die Ausbeute nicht sehr mannichfaltig sein". Fügen wir nun noch hinzu, daß der Verf. sich eines etwas breiten, östreichischen Styles voll feierlicher Titel und Complimente bedient, so würde er vielleicht selbst zugeben, daß ihm von Seiten des Stoffes und der Behandlung Vieles zur Erreichung seines Zweckes ungünstig war. Doch, sei dem, wie ihm wolle, es findet sich noch immer viel Lesenswerthes vor. Die ausführliche, plane Darstellung des Vorgefallenen ist schon an sich Gewinn, wäre es auch nur, um Jedem von uns für immer die Lust zu benehmen, eine solche Expedition mitzumachen.

Der Verf. ging im Gefolge der Erzherzogin Leopoldine, nachmaliger Gemahlin Don Pedro's, am 2. Juni 1817 von Wien nach Livorno ab, wo zwei portugiesische Schiffe zu ihrer Aufnahme bereit lagen. Er bestieg gleich nach seiner Ankunft mit einigen Freunden ein Boot, um, neugierig und gespannt vor Erwartung, die schwarzen Häuser auf dem Wasser, die sie aufnehmen sollten, zu besehen. Das Aeußere dieser Kolosse machte eben nicht den heitersten Eindruck auf sie. Das Admiralschiff Joao VI. wurde zuerst bestiegen. Das Verdeck, mit schwarzer Leinwand bespannt, wimmelte von Matrosen. Vor den Appartements Ihrer kaiserl. Hoheit stand Wache. Ueber dem Eingang hing auf Purpursammet das portugiesische Wappen. Durch einen kleinen Corridor, woran die geschmackvoll eingerichteten Gemächer der Hofdamen stießen, gelangte man zu dem 3½ Klafter langen und 3 Klafter breiten Sprech- und Speisesaale. Hieran stieß das Sitzzimmer (?), worin ein Pianoforte. Das Schlafgemach war hiervon durch einen rothen Sammetvorhang mit eingesticktem portugiesischen Wappen geschieden. „In dem Ameublement dieser Gemächer, besonders des Schlafgemachs, war Pracht und Eleganz vereint. Das Bett von Mahagoniholz schwebte zierlich in roth und weiß gewirkten Seidenschnüren; Waschbecken, Leuchter u. s. w. waren von gediegenem (massivem?) Gold." Die Gemächer des Admirals und der Officiere waren gleichfalls freundlich, minder der übrige Theil.

„Am 12. August hatte die feierliche Uebergabe der durchlauchtigsten Braut statt, welche der königl. portugiesische Botschafter Herr Marquis von Marialva aus den Händen Sr. Durchlaucht des Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzlers Fürsten von Metternich empfing. Am 13. August erfolgte die Einschiffung Ihrer kaiserl. Hoheit.

Allerhöchstdieselben bestiegen um 4 Uhr Nachmittags in Begleitung Ihrer Majestät der Frau Herzogin von Parma, des Großherzogs von Toscana und des Prinzen von Salerno mit seiner Gemahlin u. s. w. die reich vergoldete, mit rothem Seidenstoff drappirte Barke u. s. w."

Dem Verf. war sein Platz auf dem zweiten Schiffe, Sebastian, angewiesen. Die ersten Tage der Fahrt waren nicht die angenehmsten. Widrige Winde, ja Sturm machten sie langweilig und widerwärtig. Vor Gibraltar trafen sie die kaiserliche Fregatte Austria, welche Befehl hatte, sich ihnen anzuschließen.

Die Beschreibung eines kurzen Ausfluges auf die Insel Madeira enthält weiter nichts Merkwürdiges. Abermals droht ein Sturm während der Abfahrt dem Admiralschiffe große Gefahr. Von nun an geht die Reise zwar ohne Unfälle, nicht aber ohne mannichfache Unbehaglichkeiten weiter. Mit dem Eintritt in die Wendekreise erscheinen zwar die fliegenden Fische u. a., aber es stellt sich auch eine unerträgliche Hitze, Schlaflosigkeit und brennender Durst ein. In stetem Schweiß gebadet, ziehen die Reisenden vor, auf platter Erde zu schlafen, da schon die wollenen Matratzen unerträglich sind; das Trinkwasser fängt an faulig zu werden, und zugleich nehmen Wanzen, Flöhe, Motten u. s. w. auf eine höchst lästige Weise überhand.

Endlich wird die Linie passirt, und auch hier lesen wir wieder weitläufig die Beschreibung der läppischen Ceremonien des Schiffsvolkes bei solcher Gelegenheit. Interessanter ist die Nachricht, daß wenig Tage darauf der Mannschaft des Admiralschiffes auf Befehl des Kaisers von Oestreich als Geschenk 2200, der des andern 1800 Stück Ducaten ausgezahlt werden. Die Matrosen und Soldaten kannten aber den Werth dieser Münze so wenig, daß sie der Verf. einzeln um einen Gulden hingeben sah. Auch wurden den Vornehmern einige luftdichte englische Kisten mit Fleischspeisen zugetheilt, die ihnen eine um so köstlichere Mahlzeit bereiteten, als seit einiger Zeit schon die Schiffskost immer unreinlicher und kärglicher ward.

Endlich nach noch mancherlei Noth durch Wind und Wetter erblickt die Expedition das ersehnte Land, zuerst Cabo Frio.

Der Empfang der Prinzessin war sehr feierlich und prachtvoll. Die Beschreibung davon leidet keinen Auszug. Nach einer Seefahrt von 82 Tagen bestieg sie das neue Land, das — sie nicht wieder verlassen sollte.

Diesen ersten Abschnitt beschließen naturhistorische Verzeichnisse und Tabellen, wie auch bei den folgenden der Fall ist. Den zweiten Abschnitt eröffnet der Verf. mit einer Geschichte der Entdeckung von Brasilien und der Stadt Rio de Janeiro. Mächtig und großartig ist der Eindruck derselben. Auch der Verf. stimmt in die Aeußerungen anderer Reisenden ein, findet jedoch bei näherer Beschauung die Bauart der Häuser kleinlich, das Pflaster schlecht, die Beleuchtung dürftig, die Thürme unansehnlich, die Kirchen geschmacklos. Für den öffentlichen Unterricht ist gesorgt, auch eine Naturaliensammlung, ein botanischer Garten und eine Münz- und Gemäldesammlung sind vorhanden. Der verstorbene König bestimmte selbst seine 80,000 Bände starke Bibliothek dem öffentlichen Gebrauche. Allerdings könnte noch mehr geschehen; doch schon dieses ist viel. Alles, was der Verf. über die Stadt sagt, ist interessant und lesenswerth, insbesondere der medicinische Artikel.

Unerklärlich bleibt uns der gewaltige Reiz der dortigen Sprache, der sich auf so viele nach Brasilien gegangene Reisende geäußert hat. Auch Hr. P. bringt beständig brasilische Namen und andere Wörter in die Erzählung, die die Reinheit derselben entstellen und dem Europäer ohnehin unnütz sind, z. B.: „er eilte nach seiner eine halbe Legoa davon gelegenen Fazenda" u. dgl.

Mit dem dritten Abschnitte beginnen die eigentlichen naturhistorischen Wanderungen. Die erste erstreckt sich auf das Gebiet von Rio de Janeiro und gibt schon einen Vorschmack der unsäglichen Mühseligkeiten und Beschwerden, mit denen der Verf. fortwährend zu kämpfen hatte, vornehmlich in der Regenzeit. Bekannt ist ohnedies die Noth, zoologische Vorräthe vor den zerstörenden Insekten und botanische vor Fäulniß zu bewahren. Selbst getrocknet scheinende Pflanzen zogen in der Nacht wieder Feuchtigkeit an. Die Naturforscher theilten sich in verschiedene Richtungen. Der Verf. ging zu Lande nach Angra dos Reys, und hier wird es nun schwer, Einzelnes aus seinen Tagebüchern auszuheben. Schon am ersten Morgen werfen ihm ungeberdige Maulthiere zweimal hintereinander ihre ganze Ladung ab, zerbrechen alle Flaschen und entwischen, und so geht es Tag vor Tag, der schlechten, schlüpfrigen Wege im Regenwetter und elender Herbergen nicht zu gedenken. Nur die herrliche Vegetation und schöne Aussichten entschädigen. Einmal aber glaubte der Verf. doch dem vereinten Ungemach erliegen zu müssen und sah des hülflosen Zustandes kein Ende. Ja, es traf sich sogar, daß er in einem finstern Walde zwischen den überhängenden Aesten mit dem Halse hängen blieb, indeß sein Pferd in eine Grube versank. Die Schnelligkeit seiner Diener rettete ihn aus dieser gefährlichen Lage. Als, nach mancher glücklichen Ausbeute und zwischendurch bessern Quartieren, Hr. Pohl mit seinem Landsmann Natterer wieder zusammentrifft, erfährt er, daß der Pflanzenmaler Buchberger durch einen Sturz vom Pferde verwundet und auf lebenslang verunglückt ist. Letzterer ging am 1. Juni 1818 sowie der Maler Ender, Prof. Raddi, Prof. Miken und Graf von Elz mit den zusammengebrachten Sammlungen nach Europa zurück. Hr. Pohl aber wandte sich nach der Villa S. Joao el Rey. Auf dem kurzen Wege nach Mandiocca durch tiefen Sand und Sumpf schüttelten die Maulthiere wol mehr als vierzig Mal ihre Last ab. Kurz vor der Ankunft bei der erstgenannten Stadt erblickte Hr. Pohl die ersten Goldwäschereien. Sie liegen jetzt sehr darnieder, aber er erhielt durch einen Neger zwei hier gefundene, ganz wasserklare Krystalle zu Kauf, von einem Fuß Länge und sechs Zoll Durchmesser.

Im fünften Abschnitt erzählt der Verf. seine weitern

Reise von da nach Paracatu do Principe. Da es wieder Regenzeit war, entließ man ihn mit den schlimmsten Prophezeihungen, die auch wörtlich eintrafen. Die fernere Reise bis Goyaz ging nicht besser. Interessant ist die Beschreibung der Krystallgruben; auch wurde jetzt Tapirfleisch servirt. Auf diesem Wege begegnete der Verf. auch einem Trupp Zigeuner, die sich hier sehr verbreitet haben und wie in Europa ihr Wesen treiben. In Villa Boa, der Hauptstadt der Capitanie, verweilt Hr. P. Tag und Nacht strömen Regengüsse herab, kleine Bäche sind zu reißenden Strömen angeschwollen und die Wege bodenlos; alles Gepäck, alles Riemenzeug fault. Das Meiste dieses Abschnittes füllt die Geschichte der Stadt aus. Der letzte erzählt noch den Ausflug nach dem goldreichen Arrayal, dessen Gruben jedoch meist vom Regen eingeschwemmt waren. Hierbei wird der wilde Stamm des Cayopos beschrieben. Die Reisebeschwerden dauern fort. Zum Schluß, auf dem Rückwege nach Goyaz, befällt den Verf. das Fieber, durch so viel Strapazen herbeigezogen. Krank kehrt er unterwegs schon ein, wird aber durch Muskiten und Millionen Ameisen an der Ruhe verhindert. Am andern Morgen quälen ihn noch Waldbienen, die ihm selbst bis in die Haare fliegen. Er und alle Diener sind mehre Wochen am Wechselfieber heftig krank. So endet dieser erste Band, der doch des Lesenswerthen Vieles enthält. 47.

Wie Erbadel nimmer Erbsünde sei! Politische Diatriben über die geborenen Landstände des Jahrhunderts; nebst Reformideen, in Gesprächen von einem Norddeutschen. Offenbach, Brede. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein sehr ernstes Buch, das wir unter diesem sonderbaren und nicht einmal richtig gewählten Titel aus der Hand eines Mannes empfangen, der die Resultate vieljähriger Beobachtung und strengen Nachdenkens in Bezug auf die großen Fragen, die jetzt Alles bewegen, darin niederlegen wollte. Wie soll, wie kann man regieren, so fragt man sich hier und dort, über Völker, die nicht weniger halsstarrig scheinen, als jene Unglücklichen, die von den Fluten der Vorwelt verschlungen worden sind? Auch unser Geschlecht ist durch mehr als eine Blut- und Feuertaufe gegangen, aber umsonst schaut es noch hinaus nach dem Himmelszeichen des Friedens.

Europa, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt und um Jahrhunderte geschieden durch Sitten und Civilisation, ist erst von dem Zeitpunkt an in unheilbare Gährung gebracht, da man übereingekommen war, alle diese sich abstoßenden Massen in Eines zu verschmelzen und nach Einer Form zu gestalten. Auch unser Vaterland ist mit manchen Unterabtheilungen in zwei große Hälften geschieden, deren eine das Motto: „Wie bisher", zur Regel genommen hat, während die andere mit dem Hausmittel: „So gut sich's eben will thun lassen", sich zu behelfen sucht. Beide Theile aber sind darin gleicher Meinung, daß bei der großen Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge der erstere Grundsatz mit voller Consequenz doch nicht durchzuführen sei, der andere aber aus gleicher Ursache nach allem Experimentiren doch kein festes Resultat entnehmen lasse. Dank aber der Stufe, die wir auf dem Bildungsgang der Menschheit gewonnen haben, auch wol den bittern Erfahrungen, die wir selbst gemacht oder am Andern beobachtet haben, dahin sind wir gelangt, daß den Herrschenden die schwere Aufgabe, die auf ihnen lastet, nicht weniger klar geworden ist, als die Völker es fühlen, daß sie einer weisen und sichern Führung bedürfen.

Inmittelst haben wie zur Zeit der großen Kirchenspaltung redliche Gemüther es sich zur Aufgabe gemacht, die verschiedenen Ansichten zu sammeln, zu prüfen und Das, was sie als wahr erkannten oder dafür hielten, den Streitenden darzulegen; und es ist fürwahr unbillig, ja höchst unglücklich, wenn man Denjenigen sogleich selbstsüchtiger, ja strafbarer Umtriebe zeihen will, der oft mit widerstrebender Hand auf Fehlgriffe, Unzuständigkeiten oder Gefahren hindeutet und etwa mittheilt, wo er Abhülfe zu sehen glaubt; Thorheit aber ist es, wo man sich mit selbstgenügender Vornehmigkeit vom wohlgemeinten Rathe abwendet.

Auch der Verf. der vorliegenden Schrift reiht sich jener nicht kleinen Zahl wahrer Freunde des Vaterlandes und der Menschheit an. Das Vergangene liegt hinter ihnen. Ob das Roß, das nun zügellos dahinrennt, seinen Reiter wegen Ungeschick oder wegen erlittener Mishandlungen, oder ob es ihn aus angeborener Wildheit abeworfen habe, das stellen sie nur so weit in Frage, als sie einen Anhaltpunkt gegenseitiger Verständigung daraus abzuleiten hoffen. Die Gegenwart berühren sie mit leiser Schonung oder mildem Ernst; der Zukunft aber, einer bessern Zukunft möchten sie den Weg bereiten, und darum, auch auf die Gefahr verkannt zu werden — auf Dank darf ja ohnehin Keiner rechnen — theilen sie mit, was sie ermitteln konnten.

Unser Verf. hat sich dazu der höchst schwierigen Methode des Gesprächs bedient. Geschah es in der Absicht, jede Partei reden lassen zu können, so wurde zugleich einer andern auch wesentlichen Rücksicht genügt; der nämlich, daß auch die strengste Censur sich entwaffnet fühlen muß, wenn auf Das, was die eine Meinung Schädliches mit sich führt, von dem Nächstsprechenden augenblicklich das Gegengift gereicht wird.

Den Rahmen des Stücks bildet die Vereinigung eines Weltbürgers mit einem Staatsbürger, um eine Reise durch Deutschland zu unternehmen, auf der sie dann mit den verschiedensten Classen der Gesellschaft in Berührung und Gespräche kommen, die vom Staate, vom Adel, vom Heerwesen, von der Beamtenwelt, von der Propaganda u. s. w. handeln. Vorzüglich interessant ist, was ein Engländer im Gespräch mit einem Staatsmanne als seine Reformideen entwickelt, und in diesen finden wir als Ersatz für die auf dem Titel bezeichnete „Erbsünde" das Princip einer beweglichen, d. h. der jedesorts eben vorhandenen Elemente einer wahren oder effectiven Aristokratie hervorgehoben, und es liegt in der That etwas Drolliges darin, in Verfolg jenes Bildes, doch hinzusetzen zu müssen, daß fast in allen deutschen Staaten jene Erbsünde wirklich schon von uns gewichen sei; denn vergeblich würde man nach Familienbesitzungen suchen, aus denen hinreichende Massen von Reichthum, Glanz Hoheit und vor Allem von altbewährtem Patriotismus entlehnt werden könnten, um eine Pairskammer daraus zu bilden, die der täglich wachsenden Gewerbsdemokratie gegenüber auch nur nennenswerth erschiene. Seine eigne Meinung spricht der Verf. nicht aus; dürfen wir ihn uns aber unter dem „Staatsbürger" denken, einem Manne, der ebenso wie der „Weltbürger" unbezweifelt den Gutgesinnten beizuzählen ist, aber, eines bedeutenden Fonds von Optimismus ungeachtet, dennoch Manches zu tadeln findet, so würden wir das letzte Wort, das er diesem gelassen hat, auch als Resultat seiner individuellen Meinung ansehen dürfen. „Guten Morgen ruft er", da eben die Morgenröthe hereinbricht, dem scheidenden Gefährten zu, „für alle europäischen Nationen und für Deutschlands politische Einheit unter angeerbten Fürsten!" und hierin möge denn auch die Sühne gesucht werden für den Mislaut des Eingangs.

Mit besonderm Interesse weilte Ref. auf S. 140, wo der dringenden, aber leider vergeblichen Mahnungen gedacht wird, die der edle Herzog von Oldenburg schon 1816 in der Absicht an den Bundestag erließ, daß die Bundescontingente bis auf die Hälfte herabgesetzt würden. Wir, auf unserm Standpunkte, übersehen es nun, wie so ganz ohne alle Gefahr ein so treuer Rath hätte befolgt werden können. Aber wer vermag zu berechnen, wie es auf den allgemeinen Wohlstand gewirkt haben würde, wenn alle diese nutzlos geopferten Kräfte dem Lande zu-

gewendet geblieben wären? Daß durch solche Herabsetzung aller Militairbudgets Mittel gewonnen wären, alle deutschen Völker ihrer Staatsschulden zu entlasten, das wäre fürwahr noch nicht der größere Gewinn! Aus eigner Erinnerung aber, und als Wahrzeichen, wie trostlos es um unsere öffentlichen Angelegenheiten oft stand, auch als Warnung will Ref. hier hinzufügen, daß eben damals mehr als eine Stimme sich vernehmen lassen, die darauf hindeutete, es könne ja wol nur die Absicht im Hinterhalt sein, Deutschland und namentlich dessen mindermächtige Fürsten dem Norden gegenüber zu entwaffnen; als könnte, wenn alle Deutschen treu zusammenstehen, irgend eine Macht der Erde das Vaterland ernstlich bedrohen! 72.

Correspondenznachrichten.

Berlin, den 21. Februar 1834.

Als die verdienstvolle Direction der hiesigen Singakademie beschloß, die große H moll Messe von J. S. Bach aufzuführen, und die Uebungen begannen, erhoben sich viele Stimmen dagegen: das Werk sei langweilig, veraltet, unverständlich und viel zu schwer. Mehre Mitglieder, besonders weiblichen Geschlechts, hatten kaum ein „Herr erbarme dich unser" gesungen, so begaben sie sich ängstlich auf die Flucht, um ihr gar zu stark klopfendes Herz zu Hause nicht durch ein Gratias agimus, sondern durch ein Rossini'sches Palpiti zu beruhigen, oder von den Bänken der Zuhörer aus die Chöre mit modernen Sprachfiguren unermüdlich zu begleiten und zu bereichern. Trotz dieser und anderer Schwierigkeiten hat Hr. Musikdirector Rungenhagen mit festem Muthe und unermüdlicher Ausdauer die Uebungen fortgesetzt, und ist von seinen nächsten Gehülfen und dem getreuen kunstbegeisterten Theile seines musikalischen Heeres so eifrig unterstützt worden, daß gestern die Aufführung mit größtem Erfolge stattfand. Ich meine nicht, daß jedes Stück sogleich allgemeinen Beifall erhielt; man kann eine solche Musik weder vom Blatte singen, noch hören; ich will auch zugestehen, daß Manches den Charakter einer ganz andern Zeit an sich trägt, und J. S. Bach, wenn er wieder auferstände, Dies oder Jenes anders setzen und am wenigsten behaupten würde: die Kunst solle keine Entwickelung oder Geschichte haben. Veraltet aber ist dieser erhabene überreiche Meister nur in dem Sinne, wie Aeschylus und Sophokles oder Dante und Shakspeare es auch sind. Freilich, wenn Kinder, welche erst lernen sollen, Gesetze geben und entscheiden dürften, so würden jene großen alten Meister auch verdammt, und die meisten und flachsten Lesereien oder das Vademecum für lustige Leute in den Schulen eingeführt werden. Die Singakademie hat durch die gelungene Aufführung dieses schwersten aller Werke gezeigt, daß sie weiß, was ihr Beruf und ihre Würde erfodert; sie hat bewiesen, daß sie nicht zurückgegangen, sondern künstlerische sowie andere Hindernisse zu besiegen vollkommen fähig ist. Wer diesen Sinn, diesen Muth, diese Ausdauer nicht in sich fühlt, sondern die Singakademie nur wie einen gelegentlichen Zeitvertreib betrachtet, oder nach einer Viertelstunde davonlaufen will, der bliebe am besten ganz zu Hause.

Auch einige Zuhörer (die nicht zu wissen scheinen, welchen Werth die Schlußchöre in Werken dieser Art haben) möchten wir bitten, mit ihren Köchinnen vorher bestimmtere Abrede über Coteletten oder Eierkuchen zu treffen, damit sie nicht genöthigt sind, die aufmerksameren Musikfreunde vorzeitig zu stören. 83.

Notiz.

Neueste russische Gesetzgebung.

Man sehe hierüber: „Précis des notions historiques sur la formation du Corps des lois russes. Traduit du Russe" (Petersburg 1833). Der älteste allgemeine Gesetzcodex ward 1649 von einem Rath der Bojaren in Zeit von 2 Monaten und 17 Tagen zu Stande gebracht und begriff 968 Artikel. Seit dem vorigen Jahrhundert traten zehn Gesetzcommissionen nacheinander ein, um den alten Codex zu ergänzen und bis auf die neuesten Zeiten fortzuführen, nämlich im Jahr 1700, 1714, 1720, 1728, 1730, 1754, 1760, 1767, 1799, 1804, die aber immer an ihren eigenen Schwierigkeiten, besonders über den Begriff eines allgemeinen Gesetzes scheiterten, davon eine (1700) zu allererst mit dem Publicationspatent anfing, ohne daß sonst weiter ein Buchstabe bearbeitet war, und deren Arbeiten allein von 1754—1826 einen Kostenaufwand von 5,678,593 Rubel verursachten. 1826 wurden endlich diese Arbeiten nach einem festern Plane von neuem aufgenommen, nämlich, daß alle anwendbaren russischen Gesetze seit der ersten Sammlung von 1649 in ein einziges Corpus juris nach einer systematischen Ordnung der Materien, extractsweise, überall mit vorausgeschickten Summarien in kurzen historischen Nachweisungen, auszugsweise zusammengestellt werden sollten, und zwar nach folgenden speciellen Abtheilungen: 1) die organischen Edicte und Verwaltungsnormen, 2) die Bedingungen der Conscription und der persönlichen Dienstbarkeiten oder Robotten, 3) die finanziellen Gesetze, 4) die Gesetze der besondern Standesverhältnisse, Adel, Geistlichkeit, Bürger- und Bauernstand, 5) die Gesetze der bürgerlichen Rechtsverhältnisse, 6) die Staatswirthschaft (économie politique), Handelswesen, Wissenschaften, Erziehung, 7) die innere Policei, 8) die Strafgesetzgebung. — So kam denn diese Arbeit, um welche sich die beiden Kaiser Alexander und Nikolaus in ihren eignen Cabineten nachdrücklichst interessirten, glücklich zu Stande, und es begreift nun das Ganze in 15 Bänden 42,000 Artikel, die aus 35,993 einzelnen Ukasen, Edicten, Reglements und Statuten zusammengesetzt sind; ein Werk, das wenigstens nicht riesenhafter als das römische Corpus juris ist, das aus 45,000 Artikeln bestehen soll, und was den russischen Geschäftsleuten schon darum eine große Erleichterung sein muß, weil ihnen die Anschaffung der frühern und doch dabei unvollständigen und unzuverlässigen Sammlungen auf 5000 Rubel zu stehen kam. Das Publicationspatent ist vom 31. Jan. 1833 und die gerichtliche Anwendung auf den 1. Jan. 1835 festgesetzt. Jedes Jahr wird mit den Nachträgen ergänzt und der Umfang der besondern Provinzialrechte nach den 2 Hauptabtheilungen der baltischen und der westlichen Provinzen noch insonderheit bearbeitet. 78.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 64. —— 5. März 1834.

Sakuntala oder der Erkennungsring. Ein indisches Drama von Kalidasa. Aus dem Sanskrit und Prakrit übersetzt von Bernhard Hirzel. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es gehörten bisher zweierlei Eigenschaften dazu, sich der „Sakuntala", dieses Meisterstücks der indischen Poesie, in derjenigen Gestalt zu erfreuen, in welcher sie uns durch die verdienstliche Uebertragung Georg Forster's aus der englischen Uebersetzung von Will. Jones vor nun 42 Jahren zugänglich gemacht worden ist. Wer einen möglichst ungetrübten poetischen Genuß davon haben wollte, der mußte im Stande sein, die unvermeidlichen Modernisirungen, die der Wortsinn des Originals durch die gedoppelte Trübung zweier verschiedenen Originale erfahren hatte, herauszufühlen und sie hinwegzudenken; und dann mußte er noch die Gabe besitzen, die nur einem hochpoetischen Sinne verliehen ist: aus formlos gewordener Prosa sich Poesie zu reconstruiren und dabei, was einem dichterisch organisirten Geiste gewiß das Schwerste ist, auf die unabweislichen Anfoderungen an eine bestimmte metrische Form zu verzichten. Vermochte ein Leser Beides, dann mußte er freilich auf das Resultat kommen, das Göthe in der von des neuen Uebersetzers Güte uns aufbewahrten Zuschrift (vom 9. Oct. 1830) an den berühmten französischen Uebersetzer des Dramas, Hrn. von Chézy, in folgenden, schönen Worten zusammengefaßt:

> Hier erscheint uns der Dichter in seiner höchsten Function, als Repräsentant des natürlichen Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesbetrachtung; zugleich aber bleibt er dergestalt Herr und Meister seiner Schöpfung, daß er gemeine und lächerliche Gegensätze wagen darf, welche doch als nothwendige Verbindungsglieder der ganzen Organisation betrachtet werden müssen.

Wer aber jene zwiefache Kunst nicht verstand, für den war die „Sakuntala" einem verdunkelten Gemälde gleich: er wußte Licht und Schatten, Poesie und Prosa nicht darin zu unterscheiden; das Pathetische wie das Gemeine, das Sentimentale wie das Naive, Alles fand er in derselben breiten und trotz des Bilderreichthums oft herzlich platt lautenden Sprache vorgetragen und den Uebergang von einer Gattung in die andere nicht durch die mindeste Modification des Rhythmus bezeichnet. So mußte dem gewöhnlichen Leser, beim besten Willen, zu bewundern, sich gar bald ein unüberwindliches Gefühl der Geschmacklosigkeit aufdringen.

Nun aber tritt „Sakuntala", Dank sei es Hrn. Hirzel's Sprachkunde, poetischem Sinn und rhythmischer Kunst, in völlig verwandelter, in dichterischer Gestalt vor uns auf; und welch einen ganz andern Eindruck muß sie hinfort auf jedes nur irgend für das Sanftschöne und Zarte empfängliche Gemüth machen! Jetzt erst scheidet sich in dieser formgetreuen Uebertragung aus dem Original Licht und Schatten, Hohes und Tiefes, Erhabenes und komisch Niedriges, Umgangston und Schwung der höchsten lyrischen Begeisterung gehörig von einander ab, und wir können uns mit ungestörter Lust in dieses herrliche Kunstwerk versenken.

Eine ausführliche Vorrede berichtet uns, wie der Uebersetzer bei seiner Arbeit zu Werke gegangen. Chézy hatte die gelehrte Welt mit der Herausgabe der trefflichen pariser Handschrift beschenkt, welche, nach Hrn. Hirzel's Versicherung, ein Muster von Correctheit ist und nicht selten bedeutende Lücken der von Jones benutzten ausfüllt. Chézy selbst hat in seiner Uebersetzung („Reconnoissance de Sacountala") den Gegenstand tief poetisch aufgefaßt und mit angemessener Lieblichkeit dargestellt, sodaß Göthe selbst von derselben rühmte, daß alles Schöne des Gedichtes uns nun erst recht eingänglich werde durch die anmuthige, in so hohem Grade gebildete französische Sprache, und es uns im Augenblicke zu Muthe sei, als wenn wir alles Heitere, Schöne, Kräftige, was wir jemals in diesem Idiom vernommen, nochmals anklingend empfänden. So klar grammatikalisch aber Chézy, wie sein Schüler versichert, den Text verstanden hat, und so vollständig beinahe durchgängig der wahre Sinn ausgedrückt ist, so muß doch die allzu umschreibende Form der Uebersetzung auffallen, indem die Einfachheit des Originals namentlich nicht selten durch überhäufte Epitheta verlassen wurde. Den wahren Grund jener allzugroßen Freiheit findet Hirzel mit Recht in der französischen Sprache selbst, welche leider noch immer zu sehr in den Fesseln der Akademie gefangen ist. Chézy wollte ein französisches Dichtwerk liefern, und als Franzose hätte er kein anderes liefern können.

Um so höher aber steigerte sich Hirzel's Wunsch, den der verehrte Abgeschiedene stets in ihm nährte, in unserer

herrlich biegsamen, dem Sanskrit so weit näherstehenden Sprache eine Uebersetzung jenes unsterblichen Werks zu versuchen. Hier fand er vor Allem zwei reiflich zu überlegende Punkte. Im Originale nämlich sprechen nur Männer der höhern Classen Sanskrit; alle Frauen dagegen und überhaupt Leute der untern Classe Prakrit-Dialekt; zudem ist der Gesprächsstyl in Prosa, die höher poetische Rede in Versen geschrieben. Was lag ihm nun bei dem nicht genug zu billigenden Bestreben, stets in entsprechender Form wiederzugeben, bei jenen beiden Erscheinungen zu thun ob? Was die erste betrifft, stieß der Uebersetzer auf eine unüberwindliche Schwierigkeit. Denn abgesehen davon, daß jenes Prakrit wiederum mehrfach unter sich verschieden ist, so sind wir nicht einmal im Stande, auch nur Einen Dialekt mit unserer Schriftsprache zu vermischen.

Was man in dieser Beziehung bei Uebersetzungen aus dem Griechischen versuchte, nennt Hr. Hirzel sehr gelinde nicht ganz gelungen. Er meint wol die Versuche in Voß's Aristophanes. Diese sind freilich höchst mislungen, nicht blos, weil jeder Dialekt immer etwas Niedriges an sich hat, und sie dem größten Theile des Volkes zudem immer unverständlich bleiben, sondern und hauptsächlich, weil Voß den schwäbischen Dialekt, den er in den „Acharnern" an die Stelle des megarischen Bauerndorisch zu setzen sich abquälte, ganz und gar nicht verstand, und Milchbroi statt Milchbrei, Schwoin statt Schwein und koufa statt kaufen schrieb, was in keines Alemannen Mund je gekommen ist. Hirzel beschränkte sich also darauf, die Ausdrucksweise den verschiedenen Charakteren anzupassen. Die zweite Schwierigkeit war leichter zu lösen. Die Mischung gebundener und ungebundener Reden in Dramen ist allerdings weit natürlicher und anziehender als unsere gewöhnliche Manier, die erhabensten Gefühle wie die alltäglichsten Gedanken in derselben eintönigen Form vorzutragen, und unser Uebersetzer nimmt mit vollem Grunde an, daß dieser indischen Erscheinung (die sich ja auch ganz auf dieselbe Weise bei Shakspeare findet) eine ebenso innerlich tiefe als äußerlich klare Wahrheit zum Grunde liege. — Seine englischen Vorgänger waren zwei ganz entgegengesetzte Wege gewandelt. Jones gab das Ganze, mit Ausnahme von wenigen Verschen, in einer zwar vortrefflichen, aber der Mannichfaltigkeit des Originals durchaus nicht entsprechenden Prosa. Wilson opferte nebst der Form auch gar oft den Inhalt auf und zwar einer blos subjectiven Vorstellung von poetischer Schönheit. Das natürlichste Kosen der Mädchen, das im Originale in der gewöhnlichen Umgangssprache gegeben ist, brachte er in hochtrabende Verse, und ließ dabei weg, was nicht zu diesem hohen Tone paßte, während es doch grade in seiner Einfachheit die schönste Zierde des Ganzen ist. In den Versen setzt er an die Stelle der Originalworte oft lang ausgesponnene Vergleichungen, von denen im Texte keine Sylbe steht.

Wie aber sollte Hirzel selbst jene allerdings schwierige Aufgabe lösen? Sollte er die mannichfaltigen Sanskritmetra (von welchen uns seine gründliche Vorrede einen vollständigen Begriff und anschauliche Schemata gibt) alle in unserer Sprache nachbilden? oder Alles in Reimverse übertragen, welche dem deutschen Genius allerdings am angemessensten sind? Jenes ließ sich schon wegen der ungemeinen Anhäufung von kurzen Sylben (deren sechs nebeneinander nichts ganz Seltenes sind) ebenso wenig durchführen als dieses, welches oft rein unmöglich ist, wenn man nicht die Treue allzu sehr aufopfern will. Reime einzuflechten, die weder deutsch noch Sanskrit sind (wie z. B. Stolberg in seiner Uebersetzung des Sophokles), war vollends nicht räthlich. Der Uebersetzer bildete sich daher, um jener dem Dichter wohlbewußten Abwechslung seiner Versmaße zu entsprechen, folgenden Plan: Wo es unsere Sprache und sein Gefühl ihm erlaubten, behielt er die Sanskritmetra bei; wo das nicht anging, setzte er bei weniger sich erhebenden Stücken die echt deutschen Jamben an ihre Stelle; aber wo der Dichter lyrisch sich emporschwingt, oder der Reim der Lieblichkeit des Gedankens angemessener schien, da wandte er auch Reimverse an, indem er den Rhythmus je dem Inhalte anzupassen strebte. Er entfernte sich hierin nicht einmal vom Geiste der indischen Metrik. Findet sich doch selbst in Kalidasa's anderm Drama, der „Wikramorwasi", die analoge Mischung von gereimten und ungereimten Versen. Dazu kommt ihm noch die herrliche Freiheit unserer Sprache, welche sich so leicht jeder andern, wie viel mehr nicht ihrer indischen Schwester liebend anschmiegt.

Schon Friedrich Schlegel hat uns Laien belehrt, daß die große Aehnlichkeit der indischen Grammatik mit der griechischen und römischen sich auch auf die Prosodie und Metrik erstreckt, und daß sie namentlich einige der wesentlichsten rhythmischen Grundgesetze mit der griechischen (und römischen) Sprache gemein hat: daß die Vokale von Natur theils lang, theils kurz sind, daß eine kurze Sylbe durch Position lang werden kann, genau wie in den alten Sprachen u. s. w. So gut nun die classischen Sylbenmaße mit den nöthigen Licenzen auf deutschen Boden verpflanzt werden konnten, so gut konnten es auch die indischen; und so weit ein der Ursprache Unkundiger nach dem bloßen Anscheine und dem Eindrucke, den die metrischen Stücke in Hirzel's Uebersetzung als deutsche, selbständige Verse machen, urtheilen kann, muß man anerkennen, daß die deutsche Sprache in diesen metrischen Uebertragungen mit Meisterschaft von ihm behandelt worden ist. Ohne mit der Auswahl uns lange zu besinnen, wählen wir nur einige vom weitern Zusammenhang möglichst unabhängige Fragmente als Belege. Wir entlehnen sie dem vierten Acte, welcher nach der Meinung der gelehrten Indier, welche W. Jones (londoner Ausg. von 1792, S. VI) anführt, besonders glänzt, und in welchem sie vier Versabschnitte (welche, wird leider nicht angegeben) für die besten des ganzen Stückes zu halten scheinen.

1. [illegible]

Keimt dir im Auge, das nach oben gewandt, die Thräne:
Gleich setze standhaft dich entgegen dem weichen Herzen!
Auf dem sich hebenden und senkenden Erdenpfade,
Der selten deutlich, wird der Fuß dir noch oftmals schwanken.

Bei Jones heißt diese Stelle: „When the big tear lurks beneath thy beautiful eyelashes, let thy resolution check

its first efforts to disengage itself. — In thy passage over this earth, where the paths are now high, now low, and the true path seldom distinguished, the traces of thy feet must needs be unequal; but virtue will press thee right onward." *)

Bei Forster: „Wenn unter der schönen Wimper die schwellende Thräne lauert, widersetze dich mit festem Muth ihrem ersten Bemühen hervorzubrechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch, bald niedrig gehen, und der rechte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spur deiner Tritte nicht immer gleichförmig sein; aber die Tugend wird dich in grader Richtung vorwärtstreiben.

2. ⏓ — ◡ — — ◡ ◡ — ◡ — ⏓

Wenn Seel' und Leib, nach der Natur Bestimmung
Sich trennen muß, wie sich die Stunde nahet;
Wer möchte sich grämen ob anderer Trennung,
Wovon uns auch strenge das Schicksal losreißt.

Forster: „Wisse auch mit Zuverlässigkeit, daß der Leib nothwendig zur bestimmten Stunde von der Seele getrennt werden muß; wer wollte denn sich so unmäßig betrüben, wenn die schwächeren Bande äußerer Verwandtschaft gelöset, oder, sei's auch, zerrissen werden?"

3. ⏓ — ◡ — — ◡ ◡ — ◡ — ⏓

Denn fremdes Gut bleibet ja stets die Jungfrau.
Da jetzt ich sie heim zum Gemahl gesendet,
So fühl' ich gleich ruhig das Herz, als sei nun
Zurück der Schatz, welchen ich barg, beim Eigner!

Forster: „Im Grunde, früher oder später, wird eine Tochter immer eines Andern Eigenthum. Ich habe sie ihrem Herrn zugesandt und fühle meine Seele rein und ruhig, wie Jemand, der ein unschätzbares Unterpfand, das er lange mit ängstlicher Sorgfalt bewahrte, seinem Eigenthümer wiedergegeben hat."

Diese wenigen Proben werden, däucht uns, hinreichen, zu beweisen, daß „Sakuntala" durch Hrn. Hirzel der Poesie erst wieder zurückgegeben worden ist. Durchweg sind die lyrischen Stücke mit so gedrungener Sinndarstellung und in solch melodischen Rhythmen gegeben, aus welchen überall das Gesetz ohne Zwang heraustönt. Die Reimverse sind immer so gewählt, daß sie in einer gewissen Verwandtschaft zu den indischen Sylbenmaßen zu stehen scheinen, und obgleich sie dem Schatze unserer eigenen gewohnten metrischen Formen entnommen sind, so wiegen sie sich doch in einem Tanze, der an die sonst in der Uebersetzung angewandten Maße des Originals erinnert. Nun eine Probe, aus demselben vierten Acte:

Der Morgen bricht an; die Stauden voll Beeren
Erglänzen im Thau;
Hier eilet erwacht von der grasigen Hütte
Ins Freie der Pfau.
Dort hebt sich vom hufbezeichneten Herde
Die Hindin, und drauf
Dehnt aus sie die Glieder, und bäumet sich mächtig
Von hinten her auf. —
Der, setzend Suméru, dem Fürsten der Berge,
Den Fuß auf die Stirn,
Zerstreuend die Nebel, hinanstieg zu Wischnu's
Erhabenster Firn,
Es fällt der Mond mit erblassenden Strahlen
Vom Himmel herab;
Je höher die Großen sich schwingen, sie stürzen
Nur tiefer hinab.

*) Die gesperrten Worte beweisen, daß Jones noch paraphrasirender zu Werke gegangen ist, als ihn Herr Hirzel beschuldigt.

Dieses Lied, das ein Junger von Sakuntala's Pflegevater Kanwa singt oder spricht, scheint von Jones zwar ebenso getreu übersetzt, aber ganz in Prosa zerlassen, während bei Hirzel selbst der prosaische Dialog die poetische Grazie und den orientalischen Ursprung nie verleugnet. Mit wie feinem Takte er auch bei Uebertragung der Prosa zu Werke gegangen, beweist die Rechenschaft, die er von seinem Verfahren in Beziehung auf die Behandlung der indischen Höflichkeitsformen gibt (Einl. S. VII fg.), und die Art, wie er sich (S. VIII fg.) rechtfertigt, warum er, da unsere Sprache so willig das Fremdartigere verträgt, doch nur so selten von ihrer Fähigkeit, Zusammensetzungen zu bilden, Gebrauch machte, während doch diese grade das Charakteristische des Indischen ausmachen. Er erwidert zweierlei darauf. Fürs Erste, daß er bei aller Bewunderung für die bekannten Leistungen des genialen Rückert doch einzig und allein seinem Gefühle folgen konnte, und dieses Gefühl warnte ihn sehr richtig, sich der Nachahmung nie gegen seinen deutschen Sinn zu bedienen. Im Indischen ist es gewöhnlich, selbst die complicirteste Gedankenverbindung in Einer Wortform auszudrücken, während wir jene Gedankeneinheit in der Einheit eines Satzes oder einer Periode geben, deren einzelne Glieder zwar verschiedenartig, immer aber organisch zu einem klaren Ganzen verbunden sein müssen. Das, was dem Indier das Einfachste und Natürlichste ist, wird also für uns ungetreu und gesucht, und wir würden grade aus übertriebenem Streben nach Treue untreu werden. Ueberdies ist der Charakter des Dramas Darstellung des Lebens in seiner klaren, poetischen Einfachheit. Wie übel würden sich nun gezwungene Zusammensetzungen im Munde jener naiven Mädchen ausnehmen! Darum hat der Uebersetzer sich mit den Zusammensetzungen fast ganz auf die lyrischen Stücke und die komischen Scenen, wo sie von recht guter Wirkung sind, beschränkt.

(Der Beschluß folgt.)

History of the late polish revolution and the events of the campaign, by *Joseph Hordynski*. Boston. 1832. Gr. 8.

Der Verf. nennt sich Major vom 10. Regiment lithauischer Uhlanen und hat sein Buch der „großen und freien Nation der vereinigten amerikanischen Staaten" gewidmet. Dieser fernen, transatlantischen Bestimmung gemäß, ist das Bild des Aufstands und des Kriegs mit großen, kühnen Zügen gezeichnet, wobei es nicht sowol auf die Genauigkeit im Detail als auf kolossale Umrisse ankommen mußte, damit das aufgestellte Gemälde, in der Ferne gesehen, seine Wirkung nicht verlöre. Nach Dem, was man über den letzten polnischen Krieg in Europa, besonders in deutscher Sprache besitzt, kann man dies amerikanische Geschichtswerk füglich entbehren, obgleich es von einem Theilnehmer an jenen Vorgängen herrührt. Der politische Theil der Geschichte ist überhaupt sehr dürftig ausgefallen; der Verf. beurkundet überall den untergeordneten Standpunkt, von dem aus er die Begebenheiten mehr angestaunt als beobachtet hat. Er dringt nicht bis zum Ursprung der Ereignisse, ergründet nicht ihren Zusammenhang, kennt nicht die Lenker und kümmert sich nicht darum, wie sie zu ihrer Gewalt gekommen. Er hat für dies Alles einen Collectivausdruck: die Bemühungen der

Patrioten. Einige derselben (some of the patriots) commandiren am 29. November 1830 plötzlich in Warschau statt der frühern Machthaber, wählen Chlopicki zum Dictator, sind an der Spitze der thätigen Menge, zu der er ohne weitere Nachfrage gehört. In derselben Weise sind die blutigen Vorgänge in Warschau im August 1831 dargestellt. Das versteckte Spiel einer Partei, das misglückte Streben der Führer derselben, eine künstlich gesteigerte Volkserregung zu ihren Zwecken zu benutzen, die daraus hervorgebrochene sowol diesen Führern als der ganzen Sache nachtheilige Explosion roher Kräfte ist vom Verf. nicht in ihrem innern Zusammenhange erkannt worden, und er berichtet darüber S. 325 höchst unzulänglich. Desgleichen ist der Sturm auf Warschau, die Vertheidigung der Verschanzungen davor in wenigen Zeilen zusammengefaßt. Zwar entschuldigt Hr. Hordynski diese Kürze damit, daß er, ein Theilnehmer der Expedition nach Lithauen unter Gielgud, zur Zeit der Einnahme der Hauptstadt sich bereits in Preußen befand und daher kein Augenzeuge davon gewesen ist; aber er hat ja auch bei vielen andern von ihm beschriebenen Vorgängen nicht überall Augenzeuge sein können. Nun sollte man zwar nach dieser Erklärung aus der Anwesenheit des Verf. im Gielgud'schen Corps folgern, daß seine Darstellung der Kriegsoperationen in Lithauen einen willkommenen Beitrag zur Kenntniß und Würdigung derselben liefern müsse; aber auch hier trifft man nur auf flüchtig zusammengedrängte Wiederholung des bereits Bekannten, oder auf Berichte, die freilich anderswo fehlen, zugleich aber unrichtig zu sein oder Uebertreibungen zu enthalten scheinen. So wird S. 214 von einem Sturm auf Wilna erzählt, der in der Nacht auf den 4. April stattgefunden haben soll. 200 Lithauer greifen die in der Stadt befindlichen russischen Truppen an, die aus 4000 Mann Infanterie mit 12 Kanonen und 6 Schwadronen Reiterei bestehen. Ungeachtet ihrer geringen Anzahl bemächtigen sich die Lithauer des Zeughauses, des Pulvermagazins und befreien Hunderte (some hundreds) von patriotischen Studenten und Gutsbesitzern, die seit Jahren in den Kerkern geschmachtet hatten. Diese Waffenthat, deren in keiner der andern Kriegsgeschichten erwähnt wird, scheint nur einer der vielen damals ausgestreuten unverbürgten Zeitungsnachrichten nacherzählt worden zu sein. Wenn demnach, wie wir dafürhalten, diese für die Geschichtschreibung des polnischen Aufstandes in Amerika eröffnete neue Quelle keineswegs reiner und reichhaltiger fließt als die in Europa bereits vorhandenen, so hat sie doch eine prachtvolle Einfassung erhalten. Das Buch ist splendid gedruckt.

18.

Die Marschalltafel.

Napoleon hat dieses Kunstwerk, welches als das prächtigste und schönste anzusehen ist, das jemals aus den Händen der Porzellankünstler hervorging, in der Manufactur von Sevres bestellt und 1810, zur Zeit seiner Vermählung mit Maria Louise, der Stadt Paris verehrt, die damals mit großem Kostenaufwande alle Feierlichkeiten bestritt und insbesondere in ihrem Stadthause den vielberühmten kaiserlichen Ball veranstaltete, der kürzlich den Gebrüdern Franconi in einem neuen Napoleon'schen Mimodrama so wichtig schien, daß sie daraus einen ganzen Act machten, worin nicht ein Wort gesprochen wird. Das Publicum sieht sich vollkommen satt an der Decoration, den Lustres, schönen Ballroben und gekrönten Schauspielerinnen, die, beiläufig gesagt, dem Parterre oder Orchester an der Nase vorbei eine ganz erotische neuerfundene Schleifgallopade tanzen. Wie der Kaiser selbst, so hat die famose Marschalltafel ein abenteuerliches Schicksal gehabt. Sie wurde nach der Rückkehr der Bourbons zwar nicht nach Helena verbannt, aber der pariser Magistrat, von jeher den Mantel nach dem Winde drehend, dachte in seiner Weisheit und Dienstbeflissenheit, es sei ein Schritt zur Gunsten Ludwig XVIII., wenn er Frankreichs Blicken einen Schatz der Art entzöge und verkaufte. Auf diese Weise geschah es, daß die Marschalltafel nach England wanderte, als ihr Donator sich nach seinen Felsen einschiffte, und daß daselbst ein speculativer Hudson sie zwanzig Jahr hindurch unter Schloß und Riegel hielt, respective für Guineen so lange zeigte, bis ihm einfiel, die Zeit sei gekommen, wo in Frankreich mehr Geld damit zu verdienen sei als in London, nämlich die Zeit der Aufstellung von Napoleon's Statue auf der Vendômesäule.

Die Marschalltafel ist vor Kurzem in Havre ans Land gestiegen, um ihr Reich der hundert Tage und wo möglich ein dreijähriges zu feiern. Sie hat in Paris auf dem Boulevard der Italiener sich ein Hotel gemiethet und nimmt für den Franc, den man dem Portier Kassirer bezahlt, die Huldigungen an. Die Speculation ist nicht übel; aber das Kunstwerk ist gewiß auch des Besuches werth.

Ein porzellanener Tisch in allerschönster Säulen- und Zirkelform, von vier Fuß Diameter, getragen von allegorischen Figuren, die Krieg, Sieg, Ruhm und Geschichte vorstellen, an dem man nichts sieht, das nicht Gold, Farbe, alabasterweiß und von Meisterhänden geschaffen wäre, ein Tisch, wo auf die Schlachten von Wertingen, Elchingen, Ulm, [illegible] u. s. w. und die Portraits sämmtlicher Marschälle die Strahlen eines Sternes bilden, dessen Centrum Napoleon ist, [illegible] wol als etwas Außerordentliches betrachtet werden. Sämmtliche Gemälde der Platte sind von Isabey und werden noch jetzt, obgleich auf Porzellan gemalt, als des Meisters [illegible] Arbeit gepriesen. Man bedarf eines Vergrößerungsglases, um den ganzen Reichthum dieses kleinen Schlachtfeldes der Porzellankunst gehörig zu betrachten. Der Kaiser ist in ganzer Figur im großen Ornate, sitzend auf einem Thronsessel, die Marschälle sind als Brustbilder, allesammt mit historischer Treue und in ihren Regiments- oder Corpsuniformen dargestellt. Ich erfahre, daß der Kaiser nach dem Kriege von 1805 sich an Isabey wendete, um von ihm eine Galerie der Männer zu erhalten, die bis dahin seines Reiches Säulen waren, und daß der Maler darauf ihm den Vorschlag zu der Tafel machte. Demnach hat das porzellanene Kunstwerk ein historisches Denkmal und so einen doppelten unbezahlbaren Werth.

2.

Notiz.

In Paris ward für den letzten Januar die Erscheinung einer wichtigen neuen Zeitschrift: „Archives des sciences morales et politiques", angekündigt, von der zu Ende jedes Monats ein 6—8 Bogen starkes Heft ausgegeben werden soll. Als Zweck derselben wird angegeben, den Arbeiten der wiederhergestellten fünften Classe des Instituts (der Académie des sciences morales et politiques) zu specieller Publicität zu verhelfen, einen Centralpunkt der intellectuellen, dem Fortschritt der Idee und der socialen Institutionen gewidmeten Thätigkeit zu schaffen, wo das Interesse der Wahrheit weder dem Sektengeiste, noch der Laune des Publicums und der commerziellen Speculation geopfert wird; die Vereinigung aller [illegible] welche wissenschaftlich an Reconstituirung der Doctrinen und Institutionen arbeiten; Beurtheilung des Neuen nach den Grundsätzen einer festen und faßlichen Kritik, die ihre Sympathie für sociales Fortschreiten durch Beachtung von Herkommen und erworbenen Rechten legitimiren wird. — Der Stoff zerfällt unter drei Haupttitel: 1) Philosophie im Allgemeinen, 2) [illegible] Wissenschaft, politische Oekonomie, Gesetzgebung, [illegible] Verwaltung, Gesundheitspflege, 3) große theoretische [illegible] der Wissenschaft, Industrie und schönen Künste; [illegible] Statistik in ihrer Anwendung auf die verschiedenen [illegible] moralischen und politischen Wissenschaften. — Das erste Heft enthält u. A. auch „Preuves de l'existence de Dieu, [illegible] F. Hegel", und einen Artikel über den gegenwärtigen und künftigen socialen Zustand Frankreichs.

[illegible]

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 65. —— 6. März 1834.

Sakuntala oder der Erkennungsring ꝛc. Uebersetzt von Bernhard Hirzel.

(Beschluß aus Nr. 64.)

So viel von den Grundsätzen und dem Verdienste des Uebersetzers. Was das Drama als solches betrifft, so wird uns nicht nur sein Verständniß durch Anmerkungen erleichtert, die alle historischen und mythologischen Erörterungen, welche zu den einzelnen Stellen nothwendig sind, beibringen, sondern seine ganze Entstehung in der Seele des Dichters wird durch die vollständige Mittheilung derjenigen Episode aus dem alten Heldengedichte: „Mahabharata", erklärt, welches die Episode der Sakuntala enthält. Wir sind dem Verf. Dank schuldig, daß er dieses epische Fragment uns nicht verkürzt gegeben hat wie Fr. Schlegel, der nicht nur einen viel kleinern Theil der Episode gibt, sondern auch alles minder Glänzende, oder Dasjenige, wovon er vielleicht glauben mochte, daß der Genuß des Lesers durch seine Fremdartigkeit gestört werden könnte, gradezu weggelassen hat. Es macht in seiner natürlichen Breite, in der Hohes mit Niederm wie in einer frei sich ausbreitenden Fernsicht wechselt, einen weit epischern Eindruck. „Sakuntala" ist ein sehr spätgebornes Kind dieses Nationalepos; es soll den Weisen Krischna Dwaigajana Wjasa (Vyasa) zum Verf. haben, von dessen Schüler Waisamgajana es dem Könige Dschamamedschaja vorgetragen ward, und fällt mit allen übrigen epischen Werken der Indier vor 1200 v. Chr. Geb. (s. Creuzer's „Symbolik", B. II, Cap. 2). Der Dichter Kalidasa aber blühte unter der Regierung Wikramaditja's, von welchem, nur 56 Jahre v. Chr. Geb. die indische Zeitrechnung sich herschreibt, und der „den neunfachen Perlenschmuck", die ausgezeichnetsten Geister seines Volkes, um sich versammelte. Kalidasa war also ein, nur etwas älterer Zeitgenosse der römischen Dichter Virgil, Horaz, Tibull und Properz, sowie sein Gebieter ziemlich gleichzeitig mit dem Dictator Cäsar regierte. Nach mehr als 1100 Jahren also zeugte eine Volkssage aus jenem großen Heldengedichte, das in 18 Gesängen die Kriege zwischen den Mondskindern, zwischen den Helden vom Stamme Pandu und Kuru besingt, ein Drama, das nach Hrn. Hirzel's Ausdruck sich „in wahrhaft Göthe'scher Vollendung uns vor die Augen stellt". Die Episode aus dem „Mahabharata" hat Hirzel in der Uebersetzung strenger behandelt als Fr. Schlegel, indem er das Waktra-Versmaß des Originals möglichst genau nachbildete und das antispastische in der Mitte jedes Verses (⏑ — — ⏑), welches demselben im Verhältniß zum jambischen Schlußfalle gleichsam eine feste Stütze gibt (die um so nöthiger ist, als in beiden vordern Hälften die Sylben keine Quantität haben und nur gezählt werden), so wenig als möglich aufopferte. Zu bewundern ist, daß trotz jener Strenge diese Uebersetzung deutlicher und deutscher ausgefallen ist als die Schlegel'sche. Ref. kann sagen, daß er sich selbst die Melodie dieses epischen Versmaßes (das sich nach der classischen Bezeichnungsweise etwa so darstellen ließe: ⏓⏓⏓⏓ | ⏑ — — ⏓ || ⏓⏓⏓⏓ | ⏑ — ⏑ —) mit wahrer Lust vorgelesen hat.

Unsere Anzeige hat sich mit dem längst allbekannten und allgepriesenen Inhalte der „Sakuntala" an sich nicht zu beschäftigen; aber eine Vergleichung der alten Sage mit dem Kunstwerke Kalidasa's dürfte doch wol am Platze sein. Der Anfang des alten Bruchstücks enthält eine Schilderung der glücklichen Regierung Duschmanta's; und offenbar findet man in dem Drama die ganze Atmosphäre dieses Glückes wieder. Das Eine Wort der alten Sage, daß unter Duschmanta's Regierung Kastenvermengung nie stattgefunden habe, ein Wort, das seine hinreichende Erklärung in der indischen Verfassung findet — wie aufmerksam ist der späte Dichter darauf gewesen, da er uns jenen König, den Geliebten Sakuntala's, gleich im ersten Acte, mit dem ersten Beginne seiner Liebe im Zweifel begriffen darstellt, ob seine Neigung auch eine rechtmäßige sei, weil er Sakuntala für die Tochter ihres Pflegevaters, für eine Brahmanenjungfrau hält (S. 12): „Wie, sollte sie denn wirklich von einem Vater herstammen, dessen Familie mit meiner Kaste unvereinbar wäre? — Wahrhaftig, ist da noch zu zweifeln?"

> Gewiß, sie paßt zur Kschetria-Braut (Kriegersbraut, Königsbraut);
> Mein Herz ersehnt sie zu sehr:
> Schwebt Zweifel vor, der Gute nur schaut —
> Und im Schauen liegt ihm Gewähr.

Die Ankunft des Königs Duschmanta in der Einsiedelei, wo Sakuntala von ihrem Pflegevater erzogen wird, womit das Drama beginnt, ist in dem alten Epos ganz köstlich erzählt, jedoch auf eine Weise, daß der dramatische Dichter von dem herrlichen Gegensatze, der dort dargestellt wird, keinen Gebrauch machen konnte. In dem „Maha-

bharata" kommt nämlich, nach Waisamgajana's Erzählung, der König zuerst auf einem Kriegs- oder Jagdzuge, den er mit Hunderten von Helden, Rossen und Elefanten unternimmt, in einen furchtbaren Urwald, voll gewaltiger Bäume und Pflanzen,

> Holperig, voller Felsblöcke, so vom Berge herabgestürzt,
> Wasserlos, menschenlos zog er viele Meilen sich also fort,
> Den wilden Löwen blos bewohnbar wie noch anderem Waldesgraus.
> Diesen Wald scheuchte Duschmanta auf mit Wagen, Gefolg und Heer;
> Und es tilgte der Hochmächt'ge des Gewildes mancherlei.

Mit Pfeilen, Schwertern, Lanzen, Keulen, Discus und Speer werden die Ungethüme des Waldes erlegt; in Verzweiflung stürzt das Gewild aus dem gewaltigen Urwald hervor, Tiger und Elefanten. Von den erlegten wird der Kriegerschar ein echt Homerisches Heldenmahl bereitet.

Erst aus diesem von Jagdlärm hallenden, verwachsenen Walde führt uns und den König Duschmanta das Epos in das heilige Gehege der Einsiedelei. Durch eine Wüste kommt er zu einem Haine

> Der, Frommen dienend zum Wohnsitz, hohe Freude im Herzen schuf,
> Und dem Auge gar sehr lieb war von erfrischender Luft durchweht,
> An Blumenbäumen dicht, mächtig, reich der Boden an Rasenschmuck,
> Melodischer Gesang rings von luftdurchziehendem Vögelchor.
> Hier schallt des Kokila Stimme, Heimchen zirpen in Menge dort,
> Und Schatten bieten uralte, mächtige Bäume freundlich dar,
> Während die Bienchen rings schwirren in dem Haine mit höchstem Reiz.
> Blütenlos war da nicht Ein Baum, noch fruchtlos, dornig kein Gesträuch;
> Nicht fand sich ohne sechsfüßge Bienchen Ein Baum in jenem Wald.
> Diese reizende Hainstätte betrat jetzo der mächt'ge Held u. s. w.

In dem Drama ist (mit Recht) von der ganzen Jagdscene nichts übrig geblieben, als daß der König auf seinem Wagen, Pfeil und Bogen in der Hand, erscheint, eine Hindin verfolgend, die aber heilig ist und der Einsiedelei angehört, daher er alsbald von ihr abläßt. Dagegen ist die blühende Einsiedelei herrlich in die Scene gesetzt, und Sakuntala mit ihren Gespielinnen erscheint dem Könige mitten unter den Blütenbäumen, die sie begießt. Er betrachtet sie heimlich aus dem Schatten: „O wie süß ist ihr Anblick!"

> Wenn Einsiedlermädchen an Reizen so reich,
> Die bei Hofe so selten sich finden,
> So mögen die Blumen des Gartens mit gleich
> Vor den Blumen des Haines verschwinden!

Der Dichter hat sich hier durchaus nicht streng an die Einzelheiten des Epos gehalten. In diesem tritt Sakuntala aus dem Hause heraus, heißt den König sogleich willkommen, dieser erklärt ihr auf der Stelle seine Liebe: er wirbt um sie nach dem Gandharwerbund, d. h. einer Art Heirath, zu der nichts als die gegenseitige Liebe nöthig ist, die sogleich durch die That vollzogen wird, die aber ebenso heilig bindet als die allerförmlichste (vgl. S. 116). Nachdem ihm Sakuntalá das Geheimniß ihrer Geburt erzählt hat, ergibt sie sich dem Könige, sobald sie sich von der Rechtmäßigkeit der Ehe überzeugt hat, ohne viele Zögerung, nachdem sie ihm nur das Versprechen abgenommen, daß ihr einstiger Sohn unfehlbar des Königs Nachfolger werden soll.

In dem Werke Kalidasa's wird zwar auch der Gandharwerbund zwischen den Liebenden geschlossen; aber erst zwischen dem dritten und vierten Acte; durch die drei ersten Aufzüge windet sich die hangende und bangende Liebe der Beiden, mit allen ihren Hoffnungen und Zweifeln in der idealsten Zartheit dargestellt, hindurch; man fühlt wol, daß zwölf Jahrhunderte zwischen den beiden Dichtungen liegen, daß das Epos in einem Heroenalter und das Drama in einer Welt der veredeltsten, sittlichsten Geselligkeit spielt. Die Geburt Sakuntala's wird im Schauspiele dem Könige von einer ihrer Gespielinnen so erzählt: Kausika, ein königlicher Weiser, übte sich vormals in der strengsten Buße so sehr, daß die Götter in einer Art von Eifersucht die Nymphe Menaka herabsandten, um seiner Enthaltsamkeit Hindernisse in den Weg zu legen. In den reizenden Tagen des Frühlings erblickte er jene, die mit Taumel Erfüllende, und unterlag der Versuchung. Die Frucht seiner Liebe war Sakuntala. Diese wird in strenger Bußpflicht bei ihrem Pflegevater Kanwa erzogen; jetzt aber ist der Augenblick gekommen, wo er sie einem würdigen Gatten vermählen will, daher er denn auch den ohne sein Wissen von ihr mit Duschmanta geschlossenen Bund vollkommen billigt.

Alles dieses ist auf die Grundlage der alten Volkssage gebaut, welche des zum Brahman sich erhöhenden Kschetria's (Kriegers) Wiswamitra (Kausiki auf der Erde genannt) Buße, Sakra's, des Herrn der Götterschar, Eifersucht und Menaka's Sendung in epischer Ausführlichkeit vortrefflich schildert. Waju, der Gott des Windes, weht Menaka's mondlichreines Gewand ihr ab:

> Der heilige Wiswamitra sah, wie Menaka vor ihm stand,
> Auf erhöheter Stell', fehllos, verwickelt in ihr Kleid, verwirrt,
> Vor dem Winde nun enthüllend unbeschreiblichen Jugendreiz;
> Und wie diese Anmuthfülle der hochheilige Mann erblickt,
> Wogte das Herz ihm vor Sehnsucht, unterliegend der Liebe Macht;
> Zu sich her rief er drum jene; sie, die Fehllose, folgt' ihm gern;
> Und so lebten sie zusammen eine glückliche, lange Zeit.
> Durch solche Liebe so lange innig beglückt, erzeugte jetzt
> Der weise Mann mit der Nymphe Menaka dort Sakuntala u. s. w.

Das Epos legt diese Schilderung in aller Unschuld der Jungfrau Sakuntala selbst in den Mund; die gesteigerte Ausbildung des geselligen Anstandes erlaubt dies dem Kunstdichter Kalidasa so wenig mehr, als es einem Schauspieldichter unserer Zeit erlaubt und einer zartfühlenden, gebildeten Jungfrau unserer Tage möglich sein dürfte, solcherlei zu sprechen. Daher die Abänderung im Drama. Dieses überträgt die Erzählung, noch dazu sehr verschleiert und verkürzt, einer Gespielin Sakuntala's.

Im vierten, fünften und sechsten Acte zeigt sich der Dramatiker ganz selbständig. Nach dem alten Heldengedichte führt Sakuntala den in frühester Kindheit zum Helden heranwachsenden Knaben, den nach ihrer Meinung

die Thronbesteigung erwartet, auf ihres Pflegevaters Rath vor den König Duschmanta; dieser stellt sich, als kennte er die Geliebte nicht mehr, und verstößt sie voll Zornes. Die Ursache dieser Verstellung gibt Duschmanta an, nachdem ein deus ex machina ihm die Anerkennung Sakuntala's befohlen.

Ich erkannte ja gleich diesen meinen leiblichen, eignen Sohn;
Hätt' ich aber auf ihr Wort hin zum Sohn diesen genommen gleich,
Zweifel hätte das Volk immer; nicht so gereinigt wär' er jetzt.

Gewiß hätte auch dieses Motiv sich im Drama sehr poetisch behandeln lassen; inzwischen scheint es dem spätern Dichter doch zu dürftig vorgekommen zu sein, und er zog es vor, die Fabel gänzlich umzugestalten. Schon von dem Ringe, welchen der König seiner neuen Gemahlin beim Abschiede übergibt, an welchem sie von ihm jederzeit erkannt werden soll, welcher auch dem Stücke den Namen: „der Erkennungsring", verleiht, weiß das Epos nichts. Ganz des Dramendichters Erfindung ist ferner im vierten Acte der Fluch des Weisen Durwasas, den Sakuntala unwissentlich in seiner Buße gestört hat:

◡ — ◡ — — ◡ — ◡ — ◡ —
An den Du denkst, einzig auf ihn den Sinn gelenkt,
Nicht achtend mein, der ich der Buße Fülle bin:
Der soll sich Dein nimmer erinnern, wie erwacht
Nie seines Worts, wer es im Rausche früher sprach.

Mit diesem Fluche belastet zieht Sakuntala im Schauspiele, die mit ihrem Sohne erst schwanger geht, zu ihrem Gatten, dem Könige. Der Fluch wirkt: sie verliert ihren Ring, und der König erkennt sie nicht. Die herrlichen Worte, welche im Epos der König in Verstellung spricht, konnten auf diese Weise vom neuen Dichter im fünften Acte als Wahrheit verarbeitet werden. Die Verzweiflung Sakuntala's aber ist dieselbe geblieben. Nur sind ihr im Epos noch eindringlichere Worte in den Mund gelegt als im Drama, wozu freilich die Existenz und Gegenwart des Sohnes viel beiträgt. Denn in seiner Dekonomie konnte Kalidasa Stellen des alten Gedichts wie folgende nicht mehr gebrauchen:

Der reine, ewige Boden sind die Frauen zur Selbstzeugung:
Wie vermöchten denn selbst Weise Kinder zu schaffen ohne Frau'n?
Wenn das Söhnchen herbeieilend, ganz mit des Bodens Staub bedeckt,
Sich an des Vaters Herz anschmiegt, was denn Höheres gibt es noch?
Der als dein eigen Selbst herkam, diesen Sohn, der so liebevoll
Von der Seite her dich anschaut, o warum denn verschmähst du ihn?
Die eignen Eier trägt sorgsam die Ameise, zerstört sie nicht;
Wie solltest du, o Pflichtkund'ger, nicht aufnehmen den eig'nen Sohn?
Kein Kleid, kein Weib und kein Wasser schafft durch Berührung solche Lust,
Wie das süße Gefühl, wenn dein zartes Söhnchen sich an dich schmiegt!

Die Strafe des Königs Duschmanta für seine übrigens unverschuldete Miskennung Sakuntala's im sechsten Acte, wo er den Ring gefunden, seines unseligen Irrthums überwiesen und von Dämonen geängstet ist, gehört ebenfalls Kalidasa allein an, und ist eine Folge von der Erfindung des Fluches. Dieser Act ist überreich an poetischen Schönheiten, auch durch die komische Scene merkwürdig, deren Farben aus dem allerneuesten Leben entlehnt scheinen.

Im siebenten Acte kehrt der Dichter auch nur insoweit zur Heldensage zurück, daß er das Bild des Heldenknaben ganz dieser letztern entnimmt, welche den kleinen Duschmanta also geschildert hat:

Löwenleib hatte der Knabe, weiße und spitze Zähnereih'n;
Auf der Hand trug er das Tschakra (?), herrlichen Hauptes, klug und stark.
Gleich einem Göttersohn wuchs dort dieser Knabe nun schnell heran;
Und kaum erst war er sechs Jahr alt, als er bereits mit kräft'ger Hand
Den Elefanten und Tiger, Eber und Leu und Auerochs
An den Baumstämmen dort fest band nahe bei Kanwa's heil'gem Herd,
Und, sie besteigend und bändigend, umherschwärmte in wildem Spiel.

In dieser Gestalt tritt auch der Knabe handelnd im Drama auf; aber alles Andere ist durch die Umgestaltung der Grundfabel verwandelt. Statt daß im Epos der König das Heldenkind aus der Hand der Gattin empfängt, muß er voll Angst und Sehnsucht es im Schauspiele suchen. Der Wagenlenker des Götterkönigs führt ihn durch die Luft (eine wundervolle Scene, ganz verklärt in der neuen Uebersetzung) und läßt ihn auf das Gebirge Hemakuta (der nördlichen Spitze des Himalaja), dem höchsten Vollendungssitze der Büßenden, nieder, wo Brahma's Enkel Maritschá, der Herr der Schöpfung, mit seiner Gattin der Andacht lebt. Dort findet der König einen Knaben, der aber gar nicht das Wesen eines Knaben hat und von zwei Einsiedlerinnen zurückgehalten wird:

— ◡ — — ◡ — — ◡ — — — ◡ — ◡
An der durchzaus'ten Mähn' schleppt er dort ein Leulein sich hinten nach,
◡ — ◡ — — ◡ ◡ — ◡ — — — ◡ —
Das eben am Euter noch trank, und ungern nur dem Zieh'nden folgt.

Dem Könige erscheint das Kind als ein Keim künftiger Herrlichkeit, denn „die in Funken liegende Flamme ist ja gleichsam schon die Feuersbrunst". Dieser Knabe ist sein Sohn, welchen Sakuntala, die schon im fünften Acte einem Priester übergeben worden, bei diesem geboren hat. Sie war durch ihre Mutter, die Nymphe Menaka, hierher gebracht worden, wo sie ihren Sohn erzieht. Sein unbändiges Wesen erregt dem Könige innige Sehnsucht:

— — ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡
Wie reich die Aeltern, wenn die Kleinen zum Busen aufwärts,
Voll Lieb verlangen, der vom Staube der Füßchen unrein!
Wenn dann zu sprechen sie versuchen in holdem Lallen,
Der Zähnchen Blüten bei dem Lächeln um nichts entfaltend!

Offenbar verdanken diese köstlichen Verse ihre Entstehung der obenangeführten Rede Sakuntala's im „Mahabharata". Die Erkennung des Sohnes und seiner Mutter wird nun im Drama meisterhaft eingeleitet, und das Gedicht schließt mit Wonne und Segen.

Diese Vergleichung, indem sie zugleich mannichfache

Gelegenheit gegeben, auf die Trefflichkeit der Uebersetzung, so weit dieselbe auch ein Laie ahnen kann, hinzuweisen, wird wol die Ueberzeugung gewähren, daß der Dichter Kalidasa, tief durchdrungen von der alten Heldensage, dennoch aus ihr nur die eigne geniale Erfindungsgabe genährt und eine ganz neue Dichtung erschaffen hat, deren Herrlichkeit schon längst bekannt ist, deren lichte Farben aber durch diese neue Uebertragung in erhöhtem Glanze aufgefrischt worden sind. 8.

Neuere polnische Literatur.

Pan Podstolic (Der Sohn des Untertruchseß). Ein Roman von C. T. Masalski. Fünf Theile.

Dieser Roman, von dem kürzlich die letzten Theile in Petersburg herausgekommen sind, ist eine wichtige Erscheinung für die polnische Literatur. Als die Romanschreiber anderer Völker die leeren Ideale verließen, um lebendige Gestalten mit Fleisch und Blut aus der Geschichte hervorzulocken, da fingen auch die Polen an, ihre vaterländische Historie als Grundlage des Romans zu benutzen. Aber nicht so ergiebig sprudelt ihnen diese Quelle als andern Völkern. Für Polen gibt es keine Ritterzeit, keine Femgerichte, keine Kreuzzüge, ihre Kriege haben zwar eine Masse tapferer Streiter hervorgebracht, aber es fehlen jene düstern und tiefen Gemüther, die Helden von Romanen; da gibt es keine Religions- und keine Bürgerkriege, und niemals hat sich der Pole zu Verschwörungen herabgelassen, seine Unzufriedenheit ist vielmehr immer offen hervorgetreten in stürmischen Conföderationen und in den lauten Berathschlagungen auf Reichs- und Landtagen. Sein Land ist eben, da fehlen jene Felsklüfte und Höhlen, der Aufenthalt so vieler romantischen Gestalten; und das polnische Volk selbst charakterisirt im Allgemeinen eine gewisse Gutmüthigkeit, Geradheit und Offenheit, die es immer nur zum Opfer werden ließ. — Da nun überdies der vorhandene historische Stoff schon vielfach benutzt worden ist, so hat der obengenannte Verf. von einer andern Seite zu einem nationalen Romane zu gelangen versucht. Er hat ein Gemälde aus der neuesten Zeit entworfen und zur Grundlage seiner Schilderung die nationalen Vorurtheile der Polen, die erblichen Mängel und falschen Vorstellungen benutzt, die, seit Jahrhunderten in Polen eingewurzelt, trotz der Fortschritte in der Civilisation bis jetzt in alter Kraft sich erhalten haben. Diesen gegenüber steht der Held seines Romans.

Vor etwa funfzig Jahren hat Krasicki, der Träger der damaligen polnischen Literatur, in seinem „Pan Podstoli" (Der Herr Untertruchseß) ein höchst lebendiges, echt polnisches, unübersetzbares Charaktergemälde seiner Zeit geliefert. Masalski ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, das Werk des Krasicki fortzusetzen, und hat zum Helden seiner Darstellung den nicht aus der Art geschlagenen „Sohn des Herrn Untertruchseß" gewählt. Es ist dem Verf. sehr wohl gelungen, denselben Charakter um ein ganzes Menschenalter fortzurücken. Der Sohn hat von seinem Vater die Güte des Herzens, die edle Denkungsart, den Eifer für das allgemeine Wohl, für Verbreitung nützlicher Kenntnisse und neuer Erfindungen, die Abneigung gegen alle Vorurtheile, alle Unterdrückungen und alles Unrecht geerbt; kurz, er repräsentirt wie der Vater unter seiner Umgebung einen wahrhaft polnischen Edelmann unserer Zeit. Der Verf. hat daneben deutlich die Absicht gehabt, auf seine Landsleute zu wirken; er richtet immer sein Augenmerk darauf, die Ursachen von dem übeln Zustande des polnischen Adels, besonders in dem ehemaligen Litthauen, aufzudecken und demselben den Weg der Fortbildung zum Bessern zu zeigen, ihn in sich selbst blicken und erkennen zu lassen, daß er mit sich selbst beginnen müsse, wenn an eine Verbesserung seiner Lage zu denken sein soll. Und kaum kann man zweifeln, daß dieser Zweck nicht gelingen sollte, [illegible] die Darstellung treu ist, ohne Uebertreibung und ohne [illegible]keit. Schon dieses Zweckes wegen muß diese Charakteristik, wenn sie auch als poetisches Kunstwerk auf eine sehr hohe [illegible] keinen Anspruch machen könnte, von Wichtigkeit sein.

Uwagi o użyciu najkorzystniéjszém czasu w emigracji (Bemerkungen über die beste Anwendung der Zeit während der Auswanderung). Paris 1833.

Man hat bisher die polnischen Emigrirten fast nur von der übeln Seite kennen gelernt, denn von den Ruhigen unter denselben war eben nichts zu berichten. Daher erscheint genannter Aufsatz, wenn die darin ausgesprochenen Hoffnungen auch [illegible] mals erfüllt würden, doch insofern historisch wichtig, als [illegible] Beitrag ist zu der Charakteristik dieser Emigrirten. Der Verf. sagt, er sei vor und während der Revolution, auch in [illegible] von seinen Landsleuten mit Vertrauen zu wichtigen Diensten gebraucht worden, und dies gebe ihm Beruf zu sprechen. [illegible] stellen die Hauptgedanken des Ganzen ohne Weiteres her.

„Je größer unser künftiger Beruf ist für das Vaterland, desto mehr müssen wir in unserm Vorhaben ausharren [illegible] alle unsere Kräfte, alle unsere Aussichten auf das [illegible] des Vaterlandes richten, und zwar besonders, indem wir uns [illegible] auszubilden streben. — Jeder von uns muß sich bemühen, [illegible]ger ins Vaterland zurückzukehren, als er es verlassen hat, [illegible] indessen etwas Nützliches zu lernen, sonst werden die Emigrirten eine wahre Plage für das Vaterland sein".

„Auch vor der Revolution ward die Jugend Polens zu [illegible] Ausbildung in die Fremde gesandt, aber nur wenige [illegible] nachher um das Vaterland bedeutende Verdienste [illegible] Und während der Revolution hat sich Alles in das Heer [illegible]fen, zu dem jeder Pole vermöge seiner Tapferkeit [illegible] ist; es gab Hunderte von übercompletten Offizieren, und [illegible] ein vollkommener Mangel an tauglichen und zugleich [illegible] Personen in den Magistraturen. Wollte Jemand sich die [illegible] geben, eine Geschichte der Intendantur während der [illegible] zu sammeln, wie viel Verschwendung, wie viel Unterschleif [illegible] er finden!"

„Jeder der Emigrirten, wenigstens jeder Jüngere muß [illegible] daher einen bestimmten Beruf wählen und diesem sich [illegible] hingeben. Insbesondere muß die polnische Jugend ihre [illegible]heit aufgeben, Alles, aber nur oberflächlich kennen zu [illegible]. Nicht allein zum Soldaten, sondern zum Bürger muß sich [illegible] auszubilden bestreben. Wer aber heute die Zeit in [illegible] vergeudet, der vergeudet ein Eigenthum des Vaterlandes."

Der Verf. geht die einzelnen gesellschaftlichen Thätigkeiten, den Ackerbau, die Industrie, die Wissenschaft u. s. w. [illegible] und zeigt, was und wo der Pole zu lernen habe. Wir [illegible]ren daraus, daß wirklich nicht wenige Polen im südlichen Deutschlande und Frankreich in Fabriken, in wissenschaftlichen [illegible]ten u. s. w. beschäftigt sind.

Literarische Notizen.

Walter Scott's vermischte prosaische Werke erscheinen in einer neuen Ausgabe in 22 Bdn., deren vom Mai 183[illegible] monatlich einer herauskommen wird. Die Sammlung [illegible] Scott's Biographien Richardson's, Fielding's und anderer [illegible]lischen Romandichter, welche er früher in der „Novelist's Library" mitgetheilt hatte, eine verbesserte Ausgabe von [illegible]leon's Leben, mit den Zusätzen, die Scott selbst einige [illegible] seinem Tode gemacht hat, und vielen Anmerkungen des [illegible]gebers, seines Schwiegersohns Lockhart, und endlich [illegible] Beiträge zu dem „Edinburgh review", dem „Quarterly review" und andern Zeitschriften.

Lloyd Hodges, früher Oberst im portugiesischen [illegible]ter Don Pedro gibt in Kurzem den 3. und letzten Band [illegible] „Narrative of the expedition to Portugal".

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
erarische Unterhaltung.

ag, — Nr. 66. — 7. März 1834.

Paris 1832—1833. Von Ludwig Börne.
und sechster Theil. Auch unter dem Titel:
elte Schriften. Dreizehnter und vierzehnter
Paris, Brunet. 1834. 8. 3 Thl. 18 Gr.*)

man einmal den Widerwillen, oder besser, den
unden hat, den die, in d. Bl. hinreichend
Gesinnung und die große Unwissenheit des
Briefe in uns aufruft, so entdeckt man, daß
war ein sehr leidenschaftlicher, aber doch auch
er Mann ist. Wie Leidenschaft und Witz zu-
ehen können, ist uns bis jetzt ein Geheimniß
n der That das Eine das Andere auszuschließen
is von beiden muß daher gemacht, vorgege-
da sich der Witz nicht machen läßt, so sind
eigt zu glauben, daß die Leidenschaft gemacht
iem Wort, wir glauben nicht an den Ernst
ien Grimmes, nicht an die Wahrheit seiner
halten Alles nur für — Speculation. We-
so viel gewiß, daß kein Schmerz in ihm le-
ndern nur ein Grimm; ein Grimm, der seine
Kopf getrieben und einen partiellen Wahn-
ufen hat, an dem Niemand mehr ein Ver-
n kann. L. Börne ist, wie er selbst sagt,
ank; warum sollten wir ihm unser Mitleid

s beim Erscheinen der ersten Bände dieser
Scharfsichtigern offenbar war, ist nunmehr,
Scham und jede Scheu abgestreift worden,
dsichtigsten klar: das nämlich, daß L. Börne
en eine bestimmte und unvollkommene Form
, für eine andere vollkommenere zu Felde
iß er gegen jede Regierung, wie ihr Name,
h sei, die Waffen schwingt und sie angreift.
oder jene — nein, keine Regierung will
tige Kopf, welcher die Menschennatur etwa
ein Bewohner des Uranus sie kennen mag.
Welt nur hat Hr. Börne dies Uebermaß
und Unwissenheit hergenommen? Er, den
ganz vernünftigen Menschen gekannt haben,
einst für einen Denker, für einen Kopf
voll ungewöhnlicher Fähigkeiten gehalten haben? Wo hat er diese gänzliche Vergessenheit der Weltgeschichte, diese Unbekanntschaft mit den tugendhaften Bestrebungen seiner Freunde Marat und Robespierre hergenommen, er, den wir die Geschichte der Revolution haben studiren sehen? Weiß er nicht, daß diese Männer ebenso tugendhaft waren wie er? Daß auch sie nur die reinsten Ideen von Staat und Staatsregierung verwirklicht sehen wollten? Nun denn, woran scheiterten sie? Daran, daß sie vergaßen, was die Menschennatur sei.

Schon einmal, nach dem Erscheinen der ersten Briefe aus Paris ist gesagt worden, daß Börne auf dem Punkt stehe, wo der Mensch zum Tiger werde. Diesen Ausspruch hat er übel genommen; aber er ist leider zur Prophezeiung geworden. Sein unausgesetztes, grimmiges, wildes Blutgeschrei zeigt, wohin er gelangt sein müßte, wenn seine Worte ernstlich zu nehmen wären. Wir nehmen ihn in Schutz — wir glauben nicht an seinen Ernst. Vielmehr, so manche witzige Stellen in diesem fünften und sechsten Bande haben uns gefallen, wir haben sie mit Erheiterung gelesen, wir haben gelacht, und das ist Alles, was Börne will. Seine Schriften werden ihm bezahlt, er kann alljährlich zwei Bände „Briefe aus Paris" schreiben, gelegentlich seinem Zorn Luft machen, seinen Witz anbringen, und mehr will er nicht. Die Fabel von der deutschen Tyrannei ist ihm ein Element, wie den Dichtern von ehemals die Mythologie, die Geschichte vom Jupiter es war; die deutschen Fürsten sind die Götter seines Olymps, und er erzählt von ihnen theils tradirte, theils selbsterfundene Geschichten, grade wie Ovid oder Lucian es machten. So angesehen, erhalten diese Briefe einen Werth, der ihnen sonst gänzlich fehlt. Die nachfolgenden Proben daraus theilen wir mit, daß unsere Leser sich ebenso an ihnen ergötzen, als wir es gethan haben. Wir hoffen, daß es Keinem von ihnen einfallen werde, eine ernstliche Widerlegung des Widersinns, der darin enthalten ist, zu erwarten; denn grade diese ergötzliche Geistesalienation ist ja das scherzhafte Element in ihnen, Das, mit einem Wort, was ihnen Werth gibt. Wer dergleichen gründlich widerlegen wollte, unternähme etwas sehr Vergebliches.

Wiewol Börne einmal selbst sagt: „Ich würde schlecht bestehen, wenn mich Schlosser in der Geschichte exami-

dritten und vierten Theil vgl. die Beurtheilung
Mitarbeiters in Nr. 162 u. 163 d. Bl. f.
D. Red.

nirte", so überrascht er uns doch zunächst durch einige Proben fast unglaublicher Unwissenheit in der Geschichte, was um so schlimmer ist, als doch allgemein angenommen worden ist, daß ein Staatsreformator dieser Wissenschaft nicht wohl entbehren könne. S. 56 spricht er von dem „tausendjährigen Glück des römischen Freistaats", von dem Niemand rede, während man die „paar unglücklichen Jahre der Revolution" beständig im Munde führe. Wie kann ein vernünftiger Mann auf solche Exempel verfallen? Wo war denn das tausendjährige Glück quaestionis? Etwa in den ausgesogenen, zur Kriegskaserne verwandelten Provinzen, an deren Spitze Dictatoren unter dem Namen von Proconsuln und Legaten standen, während die Regierten umsonst wenigstens um römisches Bürgerrecht jammerten? Oder in den Proscriptionen der Sylla und Marius, der Pompejus und Cäsar, der Antonius und Octavian? Doch, wie gesagt, nicht die Form der Regierung ist es, für welche Börne kämpft, wiewol er sich selbst für den Republikaner κατ᾽ ἐξοχὴν gibt: dieses Kampfes ist er müde; er kämpft jetzt — denn etwas Neues that ihm Noth — gegen die Tyrannei der Gesetze. Also eine Republik ohne Gesetze ist es, die er will. Es ist doch gut, daß er sich verständlich macht und uns grade heraussagt, was er will. Vielleicht findet sich irgend ein Krankeninstitut, in dem Jemand angetroffen wird, der das Gleiche mit ihm begehrt. So sagt er S. 15: „Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben diesem immer vorgeworfen, es sei ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon 20 Jahr im Herzen, ohne daß sie meinen Schlaf stört. Die Tyrannei der Willkür war mir nie so verhaßt wie die der Gesetze." Und S. 137: „Diese Tyrannei der Gesetze ist aber grade die feste Burg, welche die Freiheit seit 50 Jahren belagert. Was sie seitdem erobert, sind nur Außenwerke, die Hoffnung auf Einnahme der Festung" — und nun folgt eine Diatribe gegen allen Besitz, alles Eigenthum, mit der Schlußfrage: „Ist die Tyrannei der Gesetze weniger Tyrannei als die der Willkür?" Wir wissen nun, woran wir mit dem Verf. sind; er hat selbst Marat und Robespierre übersprungen, welche ihren Cynismus noch nicht bis zur öffentlichen Verachtung der Gesetze auszudehnen vermochten. Nur dies Eine verschweigt er uns noch — und wahrscheinlich wird dies den Inhalt des siebenten und achten Bandes der „Briefe" bilden —: was nun nach Abschaffung der Gesetze werden soll? Möglich ist es, daß er dann auf Abschaffung der Natur und ihrer Gesetze, auf Beseitigung der Tyrannei der Weltregierung und auf den Umsturz des höchsten Thrones dringt, und wirklich bleibt ihm auch nichts Anderes zu thun übrig. Schon jetzt ist Gott in großer Gefahr vor ihm, und er droht ihm mehrmal mit Absetzung, wenn er nicht bald den so beneidenswerthen gesellschaftlichen Zustand der Karaiben und Patagonier in der ganzen Welt herstelle. Doch dies ist ein Uebermaß von Wahnsinn und Lästerung, und unsere Feder scheut sich, die hierher gehörigen Stellen auszuschreiben.

Das Merkwürdigste und Unerklärlichste an Börne ist uns sein Aberglaube, seine Altweiberklugheit. Ein so scharfsichtiger Mann und so blind im Glauben — wie erklärt sich das? Hundert, tausendmal getäuscht von den lügenhaftesten Lügen der französischen Tageblätter, glaubt er doch steif und fest an jede noch so widersinnige Nachricht, die sie ihm bringen, oder täuscht uns wenigstens durch das Ansehen, das er sich gibt, als glaube er sie. Und jedesmal folgen dieser Gläubigkeit fürchterliche Ausfälle gegen die Verleumdeten. Dies ist über jede Vorstellung lächerlich und, ist man einmal in der rechten Stimmung, über jeden Ausdruck ergötzlich. Am willkommensten sind ihm dergleichen Nachrichten, wenn sie aus Baiern oder Preußen kommen, als auf welche Regierungen er dermalen seinen schärfsten Zahn gewetzt hat; doch verschmäht er auch schweizerische, östreichische und selbst französische Nachrichten nicht. „In Preußen geht man jetzt damit um, die Justizbeamten für absetzbar zu erklären", heißt es S. 242. Ist etwas vermögend, seine Unkunde Dessen, was im Sinne deutscher Regierungen liegt, darzuthun, so ist es diese schöne Nachricht, an die er natürlich die gewöhnlichen schmachvollen Floskeln und tyrannischen Redensarten knüpft. Preußen, das den revolutionnairen Geist seiner rheinischen und polnischen Provinzen auf friedlichem Wege besiegt, das durch Milde und Würde seine bittersten Gegner zum Schweigen gebracht hat, wird seinen hundertjährigen Ruhmesschatz ins Meer werfen und seines großen Königs Erbschaft mit Füßen treten? Dergleichen fürwahr kann nur der böswilligste Ignorant glauben! Weiterhin ärgert er sich über den [illegible] der preußischen Abcschulen und fragt, ob denn seine gelehrten Abcbauern etwas Anderes lesen dürften als die Befehle der Regierung? Antwort: O ja; sie dürfen sogar Hrn. B.'s „Briefe" lesen, denn man hat eingesehen, daß diese ein unvergleichlich kräftiges Gegengift gegen alle umstürzende Ideen enthalten. Hr. Börne zwar sieht in Deutschland überall offene Feuerkrater und prophezeit lachend den Umsturz aller Throne, das Verschwinden der Fürstlichkeit für die nächste Generation, während er jedoch im ruhigern Augenblicke sich wiederum die Haare ausrauft und ausruft: „Ich bin so hoffnungslos, daß Nichts mir Hoffnung gibt". Wie dem jedoch auch sei, dahin ist es in Deutschland noch nicht gekommen, daß Jemand ungestraft von der öffentlichen Meinung, oder mit einiger Hoffnung auf Billigung die Vernichtung aller Gesetze predigen könnte; denn Gesetzlichkeit grade — und dies ist Börne's Verzweiflung — ist der Grundzug des deutschen Volkscharakters.

(Der Beschluß folgt.)

Der Legitime und der Republikaner. Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege. Drei Theile. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1833. 8. [illegible]

Mag es nun wahr sein, oder die Hrn. Verleger es nur affectiren, daß dieser Roman aus einer amerikanischen Feder englisch geflossen und von einer deutschen Hand aus der [illegible]

schrift übersetzt worden sei; so viel ist gewiß, er muß von Jemand geschrieben sein, der Nordamerika, der die beiden darin noch kämpfenden Nationen, der die amerikanische Denkweise beider Parteien bis in ihre Nuancen, der die Sprache und die Idiotismen derselben, der den sittlichen und politischen Gehalt der neuen Welt recht gründlich kennt.

Nach europäischen Begriffen könnten über die Richtigkeit des Titels Bedenklichkeiten entstehen; wir wollen daher bemerken, daß der Legitime ein Häuptling, König oder Miko der Mascogee- oder Dronee-Indianer, der Republikaner aber der größte Kopf seines Volks, der General Jackson ist, obgleich dieser, gleichsam auf den Köpfen von 100 andern kleinern Republikanern getragen, erst ganz zuletzt erscheint. Sollte der Verf. den im Titel liegenden scharfen Gegensatz nicht aus diesen beiden Hauptcharakteren herzunehmen gemeint gewesen sein, so müßten wir ihn aus dem Inhalt des ganzen Werkes herleiten, und dann scheint uns der Titel noch weniger passend gewählt, da in Amerika der Republikanismus legitim ist.

Die Absicht des Verf. reiht sich an den Titel, wie wir ihn erklären, sehr schön an. Er will nämlich durch einen historischen Roman die Nation auf die Ungerechtigkeit aufmerksam machen, mit welcher sie die Ureinwohner des Landes aus den Wohnsitzen ihrer Väter treibe, obgleich die Thorheit der Indianer, sich einzubilden, daß der große Schöpfer wenigen tausend Stammgenossen ein Land, so groß und oft größer als Deutschland, zum Jagdrevier angewiesen habe, auf welchem Millionen fleißiger Landbauer wohnen können, unleugbar diese Ungerechtigkeit herbeigeführt habe.

Zu diesem Zwecke läßt er einen Indianerhäuptling Louisianas, welcher lange mit den Weißen gekämpft, der selbst ihre Sprache und Schrift erlernt hat, um ihre Feinheit und Ueberlegenheit daraus zu entnehmen, des ungleichen Kampfes müde und von einem Theil der Seinigen verrathen und verkauft, seine Heimat verlassen und sich an der Grenze von Texas, ohne daß er die Uebersiedlung nach Mexiko gewahr wird, mit einem Haufen Getreuer neue Wohnsitze wählen. Mit sich nimmt er ein kleines weißes Mädchen, dem seine treffliche, heldenmüthige Tochter Mutter wird. Er selbst hat das Kind aus den Händen seiner Krieger gerettet, die es zu tödten im Begriff standen, nachdem sie soeben die Mutter scalpirt. Trefflich zeichnet der Verf. die Sitten dieses und ihm gegenüber eines mexikanischen Stammes und seines Häuptlings, und man erkennt in dem letztern den Verwandten jenes Volks wieder, welches die Spanier bei der Eroberung von Mexiko so schändlich mishandelten.

Vergeblich würden wir versuchen, einen kurzen Begriff von den Reizen der Schilderungen zu geben, zu welchen indianisches Leben und amerikanische reiche Natur Gelegenheit bieten, vergebens die zarten Nuancen der edelsten weißen und rothen Menschen und ihrer bald rohen, bald wilden Charaktere und Sitten zusammenstellen, um eine Anschauung von dem Inhalte dieses Werkes zu geben, das eine geistreiche Belehrung über die soeben angedeuteten Punkte enthält. Wir wollen nur die beiden größten Abtheilungen desselben einander gegenüberstellen, um den reichen Inhalt zu charakterisiren und dasselbe Interesse dafür zu erregen, mit welchem wir dasselbe gelesen haben.

Die ersten anderthalb Theile nämlich sind fast ausschließlich den Indianern gewidmet, während die Weißen nur einzeln und gleichsam um den Zusammenhang mit ihnen zu erhalten darin auftreten; die letzten anderthalb Theile dagegen zeichnen das nordamerikanische Leben, die wunderbare Republik, und hier spielen die Indianer wieder dieselbe Rolle wie die Weißen in der ersten Hälfte des Werkes.

Wir verkennen nicht, daß uns der Verf. manche Erklärung schuldig bleibt, manche Unwahrscheinlichkeit auftischt und manchen Fehler gegen die Kunst der classischen Schriftstellerei begeht; allein wir können ihm das Lob nicht versagen, daß im Wesentlichen sein Plan meisterhaft angelegt und ausgeführt sei. Die Breite der Erzählung und der Schilderungen sind wir von den historischen Romanschreibern der Scott'schen Schule gewohnt und müssen sie uns nun schon gefallen lassen. Es ist diesen Herren so bequem, ihre Einbildungskraft in Naturscenen oder häuslichen Einrichtungen sich ergehen, wir möchten sagen, sich erholen zu lassen von den Anstrengungen der Darstellung überraschender Begebenheiten. Zur Sittenzeichnung sind diese Spaziergänge sehr gelegen, und wo sie dem Zwecke redlich dienen, kann man ihre Weitläufigkeit schon ertragen. Auch versteht bei uns schon jede Dame das Entbehrliche beim Lesen wegzulassen oder Seiten mit einem Blicke zu übersehen.

Hätte Cooper's gebildetere Feder diesen Plan ausgeführt, so dürfte die Ausführung mancherlei gewonnen haben. Im Ganzen aber müssen wir, Cooper's Talent in Ehren, dieser Conception vor den Cooper'schen den Vorzug geben, weil sie geistreicher und großartiger ist. Der Verf. dürfte wol ein Mann sein, welcher als Staatsmann einen bedeutenden Platz in der Republik schon einnimmt, oder gewiß noch einnehmen wird. Wer die Interessen seiner Nation so genau studirt hat wie er, ist berufen, Theil an ihrer Leitung zu nehmen. Höchst anziehend haben wir treffende Bemerkungen über den Geist des Soldatenlebens und über die Landesvertheidigung der Republik gefunden. Vielleicht bezeichnet nichts so scharf die Ursachen, weshalb Amerika der Entwickelung loyaler Freiheit des Bürgerthums mit festem Schritt entgegengeht. Wir sehen überall einen gewissen Optimismus, nirgends aber einen Aristokratismus an die Spitze treten. Der Bürger wird selbst unter den Waffen seine Rechte als solche nie verlieren, und nur Die können seine wahren Führer sein, die unter allen Verhältnissen das Bürgerthum zu ehren wissen. Jackson, der Dictator zur Zeit des englischen Einfalls, wird nach seinen großen Siegen über das englische Heer vor Gericht gestellt und um 2000 Dollars gestraft, weil er die Freiheit der Bürger im Augenblick der Noth nicht geachtet hat. Er zahlt die Strafe willig aus eignen Mitteln, obgleich Tenessee und Kentucky sie zu übernehmen sich erbieten, und die ganze Nation feiert nun in dem Helden zugleich den guten Bürger.

Der Uebersetzer hat das Verdienst, alle Idiotismen der englisch-amerikanischen Sprache getreulich nachgebildet zu haben und nur wenige dieser Nachbildungen werden für den, der englischen Sprache unkundigen Leser ungenießbar sein.

Auf jeden Fall ist dieser Roman bei weitem lehrreicher als irgend ein Scott'scher oder Cooper'scher und verdient von den Deutschen besonders beachtet zu werden, die schon mit einem Fuße aus ihrer heimatlichen Hütte getreten sind, um die große Auswanderung zu beginnen. Begreifen wird ein solcher daraus, mit welchem Volke er zu thun bekomme, und daß er deutsche und europäische Engherzigkeit aus seiner Seele treiben müsse, um drüben nicht wie ein elenderer Philister betrachtet und verachtet zu werden, als er hier vielleicht schon war. Er wird sich überzeugen, daß er mit solcher Ausstattung dort nicht weiter kommt, als er hier war — zur Tagelöhnerei und Plackerei. Leider bringen die Deutschen am häufigsten noch die geistige Aermlichkeit ihrer Begriffe von Bürgerthum und Staat mit nach Amerika, und dafür werden sie auch in diesem Werke gelegentlich gezüchtiget.

23.

Homerische Rhapsoden oder Rederiker der Alten. Von J. Kreuser. Köln, Du Mont-Schauberg. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Herr Kreuser gehört zu denjenigen Philologen, die über dem fleißigen Studium des griechischen Alterthums keineswegs den Sinn für die frische und lebendige Gegenwart verloren haben. Für das erstere sind seine Schriften über den „Priesterstaat der Hellenen" und seine „Homerischen Vorfragen" ein vollgültiges Zeugniß, für das zweite sprechen seine passenden Gelegenheitsgedichte, seine Fertigkeit im Improvisiren und seine Theilnahme an manchen poetischen Erscheinungen in seiner Va-

terstadt Köln, namentlich am Carneval, dessen poetische Seite in Hrn. Kreuser ihren vorzüglichsten Repräsentanten hat. Ein neuer Beweis seiner gelehrten Studien liegt in der oben genannten Schrift vor, in der wir die Früchte einer seit Jahren mit besonderer Liebe und leider! (wie wir aus der Vorrede ersehen) unter wenig ermunternden Verhältnissen getriebenen Untersuchung zu erkennen glauben. Die ganze Schrift ist Polemik gegen Wolf und seine homerischen Ansichten, jedoch mit aller Achtung gegen den geistreichen Gelehrten, der nun einmal ein Mann des Widerspruchs war (wie sich Göthe in einem so eben gedruckten Briefe an Zelter äußert), und die sich auch da zeigt, wo die Sprache des Verf. etwas derb wird und er Das, was nach seiner Ansicht Irrthum ist, mit scharfer Ironie bekämpft. Hr. Kreuser findet einen ungeschriebenen Homer ebenso lächerlich als einen ungeschriebenen Göthe oder Klopstock; durch Rhapsoden konnte Homer nicht erhalten werden, denn der Name eines Rhapsoden hat nichts Ehrenwerthes (S. 72), Rhapsodenthum muß seinem Wesen nach Handwerk werden, Handwerk aber ist der Tod aller Kunst. Die Rhapsoden ferner gehören nicht in das graue Alterthum, sie sind auf geschichtlichem Wege im Volksfeste begründet, sie haben sich mit dem Schauspiele entwickelt und nach den Perserkriegen gemehrt, kurz, sie gehören ganz der geschichtlich lichten Zeit an, in welcher von Schriftunkunde nicht mehr die Rede sein kann. Homer selbst war kein Rhapsode (S. 112), ebenso wenig als Hesiodus; aber Homer's Gesänge sind auch keine Volkslieder, ebenso wenig wie das Nibelungenlied je ein Volkslied werden wird. „Volksdichtung", sagt Hr. Kreuser S. 106, „beruht auf einer andern Wurzel: Liebe, Haß, Schmerz, Lust, Staunen, Verachtung, Freude und Trauer fühlen Jüngling und Mann, Greis und Kind, Jungfrau und Weib; kurz, Leidenschaft, mächtiges Gefühl (Lyrik) gebiert Volksdichtung; allein der klaren, ruhigen Sagendichtung widerstrebt die Leidenschaft nicht nur, sondern die Dichtung würde durch sie vernichtet werden. Das Märchen ist ruhig, schon in der Form mehr auf das Auge der Seele, die Einbildungskraft, hinwirkend; Gefühlsdichtung regsam und so innerlich, als jene und das Schauen äußerlich; und so wenig Ruhe und Bewegung sich begegnen können, so wenig auch Volkslied und Sage". Homer's Gesänge haben sich aber auch nicht durch Auswendiglernen, durch Stegreifdichtung (solche waren bei den Alten die dionysischen Chöre, S. 152) oder durch mündliche Fortpflanzung (die Hr. Kreuser sehr spöttisch behandelt) erhalten, sie haben sich vielmehr vor ihrer Sammlung durch Solon und die Pisistratiden bei den Freunden der Dichtkunst im Volke erhalten, bei Leuten, die ein für Poesie empfängliches Herz in der Brust trugen, und weil sie sich an den frühern Mähren und Liedern erfreuten, sie sorgsam abschrieben. So sind Hafis, Sadi, so sind die altenglischen, altschottischen, altnordischen Sagen und Geschichten auf unsere Zeit gekommen, blos schriftlich, und alles Alte, was nicht aufgeschrieben worden, ist verloren, ja das erwählte Volk hatte sogar Religion und Alles vergessen, bis es in der Tempelhandschrift das Gesetz wiederfand (S. 196 fg.). Späterhin wurden die Gesänge gesammelt, nicht aber durch Solon, nicht für die panathenäischen Feste, sondern erst mit Hipparchus beginnt eine kunstmäßigere Sammlung, wozu das unter Pisistratus in Athen erblühende Kunstleben die Vorbereitungen getroffen hatte. (S. 208—239).

Der Raum unsrer Blätter gestattet nicht diese Ansichten, die wir so viel als möglich mit den Worten des Hrn. Verf. dargelegt haben, sowie andere seiner Meinungen und Behauptungen zu prüfen. Es wird an dem Obigen genügen, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das sich im Ganzen der Ansicht Herder's, dessen Namen der Verf. stets mit großer Ehrfurcht nennt, anschließt und auch in seiner lebendigern, oft dichterischen Schreibart der Art und Weise des genannten Gelehrten nahe kommt. Der wichtigste Punkt in der Geschichte der homerischen Gesänge, Rhapsoden, Diaskeuasten, die Diorthose u. dgl. m. werden ausführlich besprochen und erläutert, ebenso die Entstehung des Schauspiels, des Chors, die Hymnen und Päane, die Dionysien, die cyklischen Dichter. Aber außer diesen antiken Gegenständen sind auch manche Erscheinungen der neuern Literatur und des modernen Lebens berührt worden. Wir rechnen dahin die Erörterungen über den kölnischen Carneval (S. 96 fg.), auf die wir die Freunde dieses Volksfestes besonders aufmerksam machen, da Hr. Kreuser mit diesen Verhältnissen, wie wir bereits bemerkten, sehr vertraut ist; ferner die geistreiche Abhandlung über das Volkslied (S. 104—110, 295 fg.), eine der gelungensten Stellen des ganzen Buchs, die sich neben andern Vorzügen auch durch sehr reiche literarische Nachweisungen auszeichnet. Nur die Verweisung auf Welcker's Bemerkungen in Jahn's „Jahrbüch. der Philol." (1828, I, 4, S. 402 fg.) haben wir vermißt, sowie die Anspielungen auf Volkslieder, die sich bereits in den homerischen Gesängen finden (wie Il. XXII, 126, XXIII, 641); zur Volkspoesie neuerer Völker möchten wir auch jenes interessante Tartarenlied fügen, welches ein Tartar nach dem Rheinübergange im Jahre 1814 im russischen Lager sang, und das auch in diesen Blättern mitgetheilt wurde.

Auffallend für manche Leser wird auf dem Titel das Wort „Rederiker" sein. Hr. Kreuser erklärt sich über dasselbe auf S. 274: „Rederiker hießen nämlich in den Niederlanden gemeine Leute, die zugleich Dichter (aber nicht die besten) und Schauspieler waren und in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in Städten und Dörfern ihre Versammlungen hatten". Dies Wort schien dem Verf. den Begriff der Rhapsoden passend wiederzugeben und zugleich das ausländische Wort „Declamator" zu verdeutschen.

Es ist für die Lecture des Buchs sehr erleichternd, daß die vielen Citate und Beweisstellen nicht in den Text aufgenommen sind, sondern sämmtlich ihren Platz hinter demselben (S. 245—339) gefunden haben. Schon die Seitenzahl zeigt den Reichthum derselben, die nur hier und da (wie S. 319 bei den sibyllinischen Dichtern) durch Verweisung auf Schriften von anerkannter Wichtigkeit, wo sich die Stellensammlung bereits vorfindet, hätte beschränkt werden können. Namentlich muß auch die Belesenheit des Verfs. in neuen Werken und Reisebeschreibungen hervorgehoben werden. Wie aufmerksam Ref. das Buch durchgesehen hat, glaubt er dem Verf. dadurch zeigen zu können, wenn er ihn erinnert, daß das auf S. 309 angeführte kölnische Volkslied auf den lumpigen Einzug der Franzosen in Köln im J. 1794 doch in Köln nicht so ganz verschollen ist, als er meint. Sein Landsmann E. Weyden hat dasselbe in seiner Schrift: „Kölns Vorzeit" (Köln, 1826), S. 250, aufbewahrt.

Im Nachworte erklärt Hr. Kreuser, daß somit die Vorarbeiten vollendet und die Hindernisse hinweggeräumt wären; er könne nun den eignen Bau beginnen und seine Ansichten über den Dichterfürsten und seinen geschichtlichen Standpunkt in seiner noch so dunkeln Zeit vorlegen. Wir wünschen ihm dazu von Herzen Kraft und Muße. 14.

Literarische Notizen.

Der talentvolle und thätige, mit deutscher Literatur vertraute X. Marmier hat Oehlenschläger's „Coreggio" und Koberstein's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur" ins Französische übersetzt und zu Strasburg herausgegeben.

Von Eug. Labaume's „Histoire monarchique et constitutionnelle de la révolution française" ist der erste Band erschienen, und der 2.—5. werden noch in diesem Jahre zu liefern versprochen. Das vollständige Werk wird 21 Bände betragen.

J. B. Debret gibt „Voyage pittoresque et historique au Brésil", 3 Bde. in 24 Lieferungen mit Kupfern, heraus. Der Verf. war von 1816—31 in Brasilien. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 67. —— 8. März 1834.

Briefe aus Paris 1832—1833. Von Ludwig Börne. Fünfter und sechster Theil.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Ein andermal hat er Nachrichten aus Neufchatel, aus denen er eine romantisch-mittelalterliche Geschichte von einem Käfigkerker und dergleichen liebenswürdigen Martern mehr zusammensetzt. Wir hätten ihm nicht so viel dichterische Phantasie zugetraut; doch man sieht an ihm, daß auch die Wuth — die wirkliche oder vorgegebene — zuweilen zum Dichter machen kann. Aber, hilf Himmel! Neufchatel ist ja ein Freistaat, mit Wahlen und Volksversammlungen nach dem Zuschnitt Börne'scher Ideen — doch Hr. Börne weiß das vielleicht nicht. Gleichermaßen wüthend ist er über einige bairische Erkenntnisse gegen namhafte Demagogen. Wir geben ihm zu, daß der tenor sententiae und einige Bestimmungen des bairischen Strafgesetzbuchs auch bei uns Misbilligung finden. Die Verurtheilung zur knienden Abbitte vor dem Bildniß des Königs will auch uns unpassend scheinen, und die Bestrafung durch Gefängniß „auf unbestimmte Zeit" sind wir ganz außer Stande mit unsern Begriffen vom Criminalrecht zu vereinigen, wofern der betreffende Passus im Gesetz nicht eine längste Dauer dieser Freiheitsberaubung festsetzt.

Wieder ein andermal haben ihm glaubwürdige französische Blätter versichert, der Jude Deutz sei der Vater des Berri'schen Wunderkindes. Sofort jauchzt sein Blut auf: „Mit welcher Schadenfreude habe ich das kommen sehen — der Messias der Juden ist geboren! Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, ist jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, verwandt mit dem französischen, spanischen, portugiesischen Hause, verwandt mit Oestreich, Preußen, Baiern, Rußland... Jubelt ihr Urim und Thurim, die schönen Tage Zions kehren zurück u. s. w." Wie ergötzlich wäre dies Alles, wenn es nicht so entsetzlich albern wäre! Ein andermal vernimmt er: „daß aus jeder polnischen Woiwodschaft 5000 Edelleute ausgehoben und nach Sibirien geschleppt worden"; eine solche Nachricht ist viel zu schön, um sie nicht zu glauben; der Briefsteller jubelt natürlich darüber. Wieder einmal hat der ehemalige frankfurter Policeisecretair entdeckt, „daß Preußen Spione in Paris unterhält, um seine lieben Unterthanen etwas zu bewachen"; am erbaulichsten aber sind die Nachrichten, die er aus Griechenland empfängt, und sein Witz über den griechischen Himmel, der sich in die königlich bairischen Nationalfarben gekleidet habe, ist unendlich.

Den tiefsten Kummer jedoch empfindet der Verf., dessen Stimmung beständig zwischen Jubel und Verzweiflung auf- und abschwebt, darüber, daß die Liberalen gegen ihre Feinde stets zu ehrlich seien. Die Schwäche, die Abtrünnigkeit läßt er noch hingehen, wiewol er sie an Leuten wie Rotteck und Welcker entsetzlich geißelt; aber was er gar nicht vertragen kann, ist die Ehrlichkeit. Er dringt daher lebhaft auf etwas Jesuitismus und beschwört seine Leute, ihn nicht länger durch ihre Ehrlichkeit zur Verzweiflung zu bringen. „Jeder Fürst", lehrt er, „ist ein geborener Feind seines Landes, der das Glück von Hunderttausenden verzehrt". Gegen einen solchen, meint er, gilt kein Eid, keine Rücksicht. Ebenso macht jede Universität das Land auf zehn Meilen in der Runde dumm, und die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte ihrer Dummheit. Nur Börne ist klug. Schade, daß er Alles, was er ist, gewesen ist. Er ist Policeisecretair gewesen, er ist ein Kritiker gewesen, er ist ein geachteter Humorist gewesen, er ist eine europäische Brandfackel gewesen! Jetzt zündet seine Glut, die sonst die Universitätsbibliotheken zu verbrennen drohte, keine Strohhütte mehr an — und das ist ein anderer Punkt der Verzweiflung für ihn.

Wir wissen, daß er triplex aes circa pectus trägt. Kein Mensch ist vermögend gewesen, ihn, wie man sagt, in den Harnisch zu bringen. Einem Sterblichen nur ist dies gelungen, und dieser Eine ist — Jarcke. Allerdings ist die Insinuation: „man könne ja nicht wissen, ob Leute wie Börne und Heine allen diesen Unfug nicht blos darum anstifteten, um an den christlichen Völkern die Leiden ihrer eignen Vorfahren zu rächen", eine fast Börnisch-zärtliche. Aber diesen sanften Gedanken hat der Briefsteller denn doch übel genommen, eben darum, weil er so sanft ist. Jarcke ist der Gegner, den er zermalmen möchte, wen er ihm nicht an Witz unterliegen müßte. An ihm, ja an ihm würde die erste Guillotine in Deutschland ihr Probestück machen. In der That aber war das Kunststück auch bewunderungswürdig, einen — Börne zum Zorn zu reizen!

Neben diesem ergötzlichen Theile des Inhalts dieser Briefe, füllen sich dieselben denn auch mit einem höchst langweiligen. Dies sind die Stunden, in welchen sich der Verf. auf die Kritik legt. Zwei Drittheile des 6. Bandes werden von langen, langen Analysen der Béranger'schen Poesien, der „Lucrezia Borgia" und anderer Hugo'schen Arbeiten, des „Trelawny", der den Verf. entzückt hat, der Heine'schen „Zustände" eingenommen, lauter Sachen, an denen wir uns in Deutschland längst satt und müde gelesen haben. Natürlich ist es in allen diesen Werken das revolutionnaire Element, was den Briefsteller beseligt, und weshalb er sich und Victor Hugo mit Brutus und seinem Sohn vergleicht. Nichtsdestoweniger ist, was über Heine gesagt wird, beweiskräftig, und wir sehen, daß der Reisebildner auch noch nicht der rechte Mann für Hrn Börne ist. Er ärgert sich nämlich über das in Heine noch immer waltende ästhetische Gefühl; Heine ist ihm viel zu schlaff und nimmt Aergerniß an dem Cynismus der Republikaner, oder an der mauvaise foi der Radicalen, zwei Dinge, an denen des Verf. Seele sich erfreut. Merkwürdig ist uns, daß auch die französische Regierung den Verleumdungen des Briefstellers nicht entgeht. Ludwig Philipp ist ihm ein herz- und verstandloser „Mannequin", seine Minister sind Taschenspieler, die Volksvertretung ein ungeheuerer Betrug. In einem Theile dieser Behauptungen wagen wir dem Verf. nicht zu widersprechen, nur zieht er andere Folgerungen aus diesem Resultat der „großen Woche" als wir. Uns gewähren sie einen Einblick in die Natur des Menschen überhaupt — ihm sind sie Oel in die Glut seines Zorns —, uns machen sie die Revolution verdächtig, ihm nöthigen sie den Wunsch nach einer neuen ab. Dieser neuen wird eine neueste folgen und so fort, bis die Geschichte der Menschheit zu einer Kette von Revolutionen wird.

Ausgezeichnet geistreich ist ferner, was der Verf. gegen die Tyrannei der Gesetzgebung sagt, welche verordnet hat, daß Niemand, der eine Criminalstrafe erlitten, zum Volksvertreter gewählt werden dürfe. Er scheint Mörder, Diebe und Spitzbuben nur ungern ausgeschlossen zu sehen. In dieser Bestimmung, die fast in alle Constitutionen übergegangen ist, „weil das dumme deutsche Volk sich dergleichen gefallen lasse", erblickt er eine niedrige List. Nun freilich — was wir in den Dingen sehen sollen, kann man Niemand vorschreiben, und die Entdeckung Börne's ist wenigstens originell! Sehr erbittert ist der Verf. ferner auf die Erziehung; nicht etwa auf eine bestimmte Form derselben, sondern überhaupt darauf, daß die Menschen erzogen werden! Er sollte ihnen überhaupt untersagen, geboren zu werden und eine Mutter nöthig zu haben. „Was ist es", fragt er an einer sehr poetischen Stelle, „was die zahllosen, ungenossenen, unbenutzten Kräfte der Millionen Menschen, die nichts waren und nichts werden durften, tödtete? Die Erziehung war es! Wehe — die Erziehung! Kaum ist ein Mensch geboren, so umstellen ihn Vater, Mutter, Amme, Lehrer; der bringt Zucker, die ein Märchen, der den Stock, die die Ruthe u. s. w., der Staat aber seine Ketten, sein Henkerbeil!" O geistreicher Schriftsteller! Wer hätte ohne Dich geahnt, daß die Erziehung eine so gänzlich unnütze Sache sei! Und wie trostreich ist es für uns „Gesetzesmenschen, die wir nichts thun, als essen und trinken", daß Du nicht blos mit den menschlichen, nein, daß Du auch mit den Gesetzen der Natur muthig in den Kampf trittst! Im [illegible] gesprochen, dergleichen Widersinn konnte einmal, vor [illegible] Jahren Aufsehen erregen, heute folgt ihm nur ein [illegible] dauerndes Lächeln. Aber der Zorn, in welchen sich Börne hineinschreibt, macht ihn blind gegen das Sonnenlicht selbst. Was Wunder, daß er alle Menschen, so geboren werden, zu Volksvertretern machen möchte, auf die Gefahr hin, nackt einherzugehen und sich von den Eicheln des Waldes nähren zu müssen. Dies Eine nur sollte er doch bedenken, wozu man Leute, wie ihn, noch brauchen [illegible], wenn wir auf Vieren gehen, oder Jeder von uns ein Staatsreformator ist. Sehr scherzhaft ist des Briefstellers Zorn darüber, daß die frankfurter Stadtbehörden den fremden Diplomaten die vordersten Stühle im Dom einräumen. „Thut das nicht", ruft er ihnen zu, [illegible] Euch mit Euren Weibern und Töchtern vorn hin — [illegible] chet nicht, wenn Ihr auch verbannt werdet — Ein[illegible] muth ist ihr Hochmuth! Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht diesen Schritt jede Stunde, und Ihr gelangt bald ans Ziel." Und dieser schönen Allocution folgt [illegible] der herzerschütternde, nierendurchbebende Ausruf: „[illegible] liche Gerechtigkeit, wie lange noch wirst du deine [illegible] schlafen lassen!"

Nach diesem Non plus ultra von Albernheit [illegible] wir es schwer, noch etwas aus diesem gehaltlosen B[illegible] anzuführen, das unsere Leser interessiren könnte. Die Gesinnung, in der es geschrieben, ist bekannt; die [illegible] Witz, welche Thorheit und Grimm noch nicht erstickt [illegible] ben, und die in den ersten Bänden dieser Briefe [illegible] vorstach, ist nun verbraucht und schaal geworden, [illegible] der Stoff schrint dem Verf. trotz seiner seltenen [illegible] des Wiederkäuens allmälig auszugehen, denn er fängt [illegible] lobend über Bücher zu sprechen, er, der die Bücher [illegible] sehr haßt. Jede Scheu, jede Schonung ist abgelegt, und der nackte Grimm, der stets aus der eigenen [illegible] herausfahren möchte und seine handgreifliche Thorheit nicht einsieht, tritt uns nun baar und schreckend [illegible] In steigender Progression hat sich B.'s Urtheil [illegible] und es kann wirklich einen Gegenstand der Neugierde [illegible] geben, zu sehen, wohin er auf diesem Wege noch [illegible] gen werde. Zuerst waren es die Misbräuche, die er [illegible] griff; in seiner zweiten Briefsammlung waren es die Fürsten, die er zermalmen wollte; in dieser [illegible] es die Gesetze. Zuerst fand er sein Ideal in der Constitution, nachher in der Republik, jetzt in der [illegible] ständigsten Anarchie, in der Abwesenheit aller Gesetze [illegible] jeder Schranke der menschlichen Willkür. [illegible] glauben, dies sei die Grenze, und er müsse [illegible] nun umkehren. Aber nein! Sein Scharfsinn wird [illegible] noch etwas Neues, über das Ideal der Anarchie [illegible] ragendes entdecken, er wird es uns geben, und [illegible] nichts Geringeres sein, als der Ruf zur Wiederkehr [illegible]

die Gesetze der Schöpfung und unsers eignen Menschenthums. Erfinden wird er, erfinden muß er etwas — denn aufhören zu schreiben kann Börne nicht.

Hiermit haben wir die interessante Seite dieser „Briefe", aus denen durchaus nichts zu lernen ist, herausgestellt: es ist die Begierde, zu erfahren, bis zu welchem Grad der Verkehrtheit ein ursprünglich talentvoller Kopf durch Trotz gegen eine eindringende bessere Ueberzeugung, halsstarrige Verhärtung wider Geschichte, Natur und Wahrheit und unerhörten Dünkel gebracht werden könne, und ob es noch etwas gibt, was über die Verachtung der Wissenschaft, die Vernichtung der Gesetze, die Verleugnung der Wahrheit hinausragt. Es ist endlich der Wunsch, zu wissen, welche Antwort das constitutionnelle Deutschland auf die Rasereien eines Schriftstellers hat, der den Haß gegen sein Vaterland unter dem Aufruf zur Revolution verbirgt, der da behauptet, daß, um kein Atom von Freiheit in Deutschland umherlaufen zu lassen, man die Freiheit in die Kammer einsperre; der laut erklärt, keine Regierung zu wollen, weil jede nur die Schergin der Tyrannei der Gesetze sei — welche Antwort, sagen wir, das constitutionnelle Deutschland gegen die schamlose Verleumdung seiner Fürsten, seiner Volksvertreter und der Männer hat, die seinen Stolz bilden; welche Antwort auf die Beschimpfung des deutschen Volkscharakters, auf die Schmähung der deutschen Wissenschaft, auf die Beschmuzung seines Ruhmes, seiner Sprache und alles Dessen, was seine Ehre ausmacht. Es ist die Neugierde, zu erfahren, ob dem beleidigten, entwürdigten, beschimpften Deutschland eine stumme Verachtung als Antwort genügen wird, oder ein herzstärkendes Lachen, wie wir es wol beim Anblick ergötzlicher Luftspringerkünste und anmuthiger Bajazzostreiche aufzuschlagen pflegen, wenn der Held der Scene auf dem Kopfe steht und mit den Füßen in der Luft umherzappelt. 46.

Vorlesungen über deutsche Philosophie in Paris.

Dr. Ahrens, der sich zufolge der politischen Unruhen in Göttingen schon längere Zeit in Paris aufhält, hat einen Cursus über deutsche Philosophie eröffnet. Die erste Vorlesung war, wie dies in Paris gebräuchlich ist, öffentlich und unentgeltlich. Hr. Ahrens ist Schüler und ein eifriger Anhänger Krause's. Er will seinen französischen Zuhörern eine übersichtliche Kenntniß der Systeme der modernen deutschen Philosophie geben, insonderheit aber das von Krause in seiner eigenthümlichen Gestaltung und Tendenz beleuchten. Der engere Theil, welchen er zu durchlaufen gedenkt, fängt daher mit Kant, dem großen Reformator, an und wird in ihrer Reihefolge Fichte, Schelling, Hegel und zuletzt Krause vorführen. Hr. A. hatte mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen, als Deutscher und als Norddeutscher gewandt der Sprache. Ich war indessen erstaunt, ihn mit so vieler Leichtigkeit und verhältnißmäßig so wenigem auffallenden Accent sprechen zu hören. Die Schwierigkeit ist eine doppelte, nicht nur die Sprache an sich, sondern die Technik der philosophischen Sprache, welche in der speculativen Philosophie in Frankreich aus sehr natürlichem Grunde nicht so ausgebildet ist als in Deutschland. Hr. Ahrens hat auch diesen Theil seiner Aufgabe glücklich gelöst, seine Sprache und Terminologie ist, wenn nicht ganz fehlerfrei, dennoch klar und verständlich, und läßt über die Ideen des Vortragenden keine Dunkelheit, versteht sich, insoweit die Sache selbst klar ist und ihrer Natur nach sein kann.

Ich weiß nicht, ob es den Franzosen besonders gefallen hat, als er ihnen zur Entschuldigung und als vorausgeschickte captatio benevolentiae für seinen etwa nicht überall glatten und präcis anschaulichen Vortrag sagte, daß ihre Sprache der größern philosophischen Gelenkigkeit, Bestimmtheit und Fülle, welche die deutsche besitze, ermangele; dagegen aber haben sie mit Vergnügen von sich erwähnen hören, daß sie in neuester Zeit mit größerm Eifer und wahrer Wißbegier das Studium der deutschen Philosophie ergriffen haben, und daß bei einem so geistreichen Volke die etwaigen augenblicklichen Hemmungen der Sprache nur von untergeordneter Bedeutung sein können und bald verschwinden müssen.

Das ist in der That der Fall, und die letzten Jahre haben hierin eine große Veränderung hervorgebracht. In neuester Zeit sind Uebersetzungen deutscher Schriftsteller erschienen, welche von einem großen Fortschritte zeugen, und die Aufnahme derselben, das Verlangen nach Aneignung der Sprache selbst sind ebenso viele Beweise, daß man in literarischer Harmonie zu leben verlangt und aus dem wechselseitigen Reichthume des Geistes ein Gemeingut machen will.

Cousin hat für Frankreich einen unermeßlichen Fortschritt bewirkt und eine neue Bahn eröffnet; er hat seinem Vaterlande und der französischen Philosophie einen neuen Impuls gegeben, und durch ihn wird man zu der höhern Weihe der deutschen Speculation sich erheben. Unter den Anwesenden bei der Eröffnung der Vorlesungen von Ahrens war auch Cousin, er hat sogar auf den Cursus unterzeichnet und nahm mit sichtlichem Vergnügen das Anerkenntniß seines Verdienstes als Neuerer auf. Nach beendigter Vorlesung, die höchst Weniges darbot, was mit seinem System, wenn man so sagen darf, übereinstimmte, und namentlich sich von der Einmischung der religiösen Glaubensideen und der christlichen Dogmen in das Gebiet der Philosophie ganz lossagte, versicherte Cousin den jungen Professor seines Beifalls und seiner Uebereinstimmung mit Dem, was er von Schelling gesagt hatte, und fügte hinzu: „Sie hätten wol vom Christenthume etwas erwähnen können, wäre es auch nur par politesse gewesen!"

Das ist nicht blos wunderlich von ihm, es ist dies eine Krankheit, an welcher überhaupt die dermalige literarische und philosophische Generation in Frankreich laborirt. Vor einigen Monaten hörte ich Lerminier, den jungen, beredten Professor am Collége de France, in allem Ernste und professoralem Tone von einer neuen Offenbarung sprechen, welche die Menschheit zu erwarten und zu hoffen, nachdem das Christenthum seine Aufgabe vollendet und die ihm vorgesteckte Bahn durchlaufen habe! — Ich komme auf die Vorlesung von Dr. Ahrens zurück. Um nicht allzu abgebrochen seinen Vortrag mit Kant zu beginnen, ließ er die Descendenz der modernen philosophischen Ideen von Descartes an sich entfalten, durch Spinoza, Leibnitz u. s. w. Die erste Vorlesung war der Betrachtung der Systeme gewidmet, welche die verschiedenen Schulen über das höchste Wesen, über Gott aufgestellt haben. Was er in dieser Beziehung von Kant, von Fichte und Schelling anführte, war vollkommen verständlich, und ich bin überzeugt, daß die Franzosen bei der unverkennbaren Aufmerksamkeit, mit welcher sie zuhörten, den Faden der Entwickelung verfolgen konnten. Anders schien es mir bei den Ideen von Hegel zu sein. Schwerlich wird ein Einziger sich sagen können, welches seine Ansichten über diese höchste Frage der Philosophie sind. Der Vorwurf trifft aber nicht sowol die Form als die Sache, und es mag die Verlegenheit eines Deutschen, der das Hegel'sche System vor einem französischen Auditorium darlegen soll, nicht gering sein.

Dr. Ahrens hat dem Systeme von Krause in Beziehung auf die Idee Gottes eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; Krause's Lehre scheint ihm berufen, eines Tages einen großen Einfluß auf die philosophische Welt auszuüben und die Grund-

lage eines neuen vorzüglichern Gebäudes zu bilden. In der Frage, welche uns hier beschäftigt, sagt Ahrens, ist Krause in die Bahn eingetreten, welche die moderne Philosophie seit Kant instinktmäßig gesucht hat, ohne sie zu finden. Hinsichtlich der Methode erkennt Krause Kant's großes Verdienst an, nämlich, daß er durch seine Kritik die alten Beweisformen über das Dasein Gottes vernichtet habe. Allein die Philosophie darf bei dieser Vernichtung nicht stehen bleiben; die Grundidee der alten Beweise, einen methodischen Weg aufzufinden, auf welchem man den Geist zur Erkenntniß Gottes erheben könne, war tüchtig, und die Kritik Kant's sollte dem Geist nicht alle Methode ersparen und ihn von Neuem in absolute Hypothesen stürzen, sondern ihn zur Entdeckung einer mehr gesicherten Methode antreiben, welche sich nicht auf einige einzelne isolirte Ideen stützte, die nur mittels eines Sprunges über eine Reihe von Mittelbegriffen in Zusammenhang gebracht werden können, sondern welche sich gründete auf eine allmälige und stufenweise Analyse des Geistes, von der untersten Stufe der Erkenntniß bis zu den höchsten Ideen u. s. w.

Nach Krause ist Gott nicht vermischt mit den endlichen Geistern; Gott ist ein absolutes Wesen, welches, ohne von der Welt getrennt und geschieden zu sein, dennoch vorzüglicher ist als die Welt und alle endliche Wesen, und dessen persönliches Selbstbewußtsein aus seinem eignen ewigen Wesen folgt. Das System von Krause ist also im Stande, auf wissenschaftlichem Wege eine religiöse Lehre zu begründen, die im Einklang steht mit den Ideen, auf welchen das Verhältniß des Menschen zu der Gottheit beruht; aber es maßt sich nicht an, die Gottheitslehre beendigt, es behauptet blos, den ersten sichern Weg eröffnet und die Grundlagen zu einem Baue geliefert zu haben, welchen alle kommende Jahrhunderte zu vollenden berufen sind.

Wir bemerkten in der ersten Vorlesung mehre in der literarischen Welt bekannte Namen; außer Cousin waren zugegen: Ballanche der Philosoph, Baron von Vitrolles, Mignet, Jules Chevalier, der St.-Simonianier, mehre Damen, worunter eine italienische, die wegen politischer Verhältnisse flüchtig ist, Heine und eine Anzahl deutscher, polnischer und italienischer politischer Flüchtlinge. Das Unternehmen von Ahrens ist verdienstvoll und schwierig, hat darum Anspruch auf Aufmunterung und wird, mit Beharrlichkeit und Ausdauer ausgeführt, dafür gute Früchte tragen. Um das Interesse der französischen Zuhörer zu fesseln, möchte es dem Vorleser zu rathen sein, sich eines freien und belebtern Vortrages zu befleißigen, ein Vorzug, an welchen die französische Jugend bei ihren Lehrern gewöhnt ist und den sie nur ungern vermißt. 89.

Beiträge zur richtigern Würdigung der Staatsanleihen überhaupt und der verschiedenen Anleihensformen von Christoph Bernoulli. Karlsruhe, Braun. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Kein Gegenstand ist in neuerer Zeit so oft in populairer Form beleuchtet worden als das öffentliche Creditwesen. Vor zehn Jahren würde eine Broschüre wie die vorliegende den Dank der Gelehrten und des großen Publicums erworben haben; ich fürchte fast, daß die Meisten, die dieselbe jetzt zur Hand bekommen werden, sie mit einem ohe jam satis! abfertigen. Und doch ist es ein sehr klares, sehr gehaltvolles Schriftchen, womit uns Prof. Bernoulli beschenkt.

Höchst populair untersucht zuerst der Verf., wie außerordentliche Staatsbedürfnisse entstehen, und ob sie durch Anleihen am besten befriedigt werden können. Sein Urtheil weicht vom herrschenden ab; er hält eine Erhöhung der Steuern für minder empfindlich als eine Anleihe, denn hohe Steuern lasten kurze Zeit auf den Contribuenten, Anleihen sehr lange Zeit. Beachtung verdient die Bemerkung S. 23, daß, wenn die Contribuenten selber Schulden machen müßten, um die hohen Steuern zu zahlen, sie wohlfeiler borgen würden. Nie würde ein Privatmann 7—8 Proc. zahlen. Ebenso bemerkenswerth ist der Gedanke S. 31, daß die indirecte Besteuerung die öffentlichen Schulden nach sich ziehe, weil in ihr eine Repartition des außerordentlichen Bedarfes unter die Contribuenten unmöglich ist.

Hierauf wendet sich der Verf. zum Handel mit Staatspapieren, als Grund gegen die Staatsanleihen betrachtet. Er sieht diesen Handel als etwas Natürliches an, wogegen Gesetze nichts ausrichten können. Das einzige Mittel gegen die Differenzspeculationen besteht ihm in solchen Anleiheformen, welche denselben entgegenwirken. Nach dieser Auseinandersetzung wird von den angeblichen Vortheilen der Subscriptionsanleihen oder der Anleihen mit stärkerm Nominalcapitale gesprochen. Es gibt bekanntlich drei Arten von Anleihen: a) solche, wo nur über den Zins unterhandelt wird für eine bestimmte Summe; b) solche, wo der Staat Zinsen verkauft ohne Erwähnung eines Capitalbetrags (perpetuirliche Renten); c) solche, wo der Staat Schuldsummen verschreibt gegen gewisse Zinsen über den Betrag des wirklich erhaltenen Geldes. Man hat allgemein dieser Form nachgerühmt, daß sie eine Summe zu bessern Zinsen verschaffe, die Capitale der Speculanten allein in Anspruch nehme und durch Zinsersparnisse nach und nach die Schuld selber von den Schultern der Nation schiebe. Namentlich hat Laffitte dieses als [illegible] gerühmt. Der Verf. bestreitet diese Vorzüge, a) weil die Zinsersparniß nur bei einem steigenden Zinsfuß eintritt, dieser aber wenig zu erwarten ist; b) weil die Capitalisten an die möglichen Capitalgewinne nicht glauben und daher auch nicht zu bessern Zinsen ihr Capital darbieten; c) weil die kleinsten Summen am liebsten aufs Spiel gesetzt werden.

Auch gegen die Lotterie- und Leibrentenanleihen spricht sich der Verf. aus, weil sie das Eingelegte so zurückzahlen, daß es in den Verbrauchsvorrath übergeht und daher aus dem Nominalcapitale schwindet. Recht gut sind die Beispiele, wodurch dies alles erläutert wird.

Zuletzt beleuchtet der Verf. die Tilgung der Staatsschulden und die Reduction des Zinsfußes. Sehr klar widerlegt er die chimärischen Vorstellungen von den Wundern eines Amortisationsfonds, da dieselben sich nur dann zeigen, wenn keine neuen Schulden gemacht werden müssen. Dagegen nimmt er für die Reduction der Zinsen Partei, falls dieselbe mittels Tilgung der in ungünstigen Zeiten eingegangenen Schuld bewerkstelligt wird. — Man sieht, eigentlich neue Ansichten werden in diesem Schriftchen nicht zu Tage gefördert, wol aber die neuesten überaus gut erläutert; dasselbe kann daher als ein höchst brauchbarer Pendant zu den neuesten finanzwissenschaftlichen Werken empfohlen werden. 72.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 68. —— 9. März 1834.

Ueber die Handlung im Drama.

Jede Erscheinung ist ein Epos, sie erzählt im Werden ihre geschichtliche Entfaltung. Der ihr zu Grunde liegende Gedanke strebt mit dem allgemeinen Dasein sich in Verkehr zu setzen und die einzelnen Entstehungspunkte an die Unendlichkeit der Umgebung anzuknüpfen; so wird diese Momententwickelung, die sich bis ins Feinste herabgliedert, zur sinnlichen Vollendung, und nach Maßgabe der organischen Biegsamkeit und Gliederung, die eben nichts Anderes sind als der Ausdruck des innern Gedankenlebens, wird auch das Vollkommene der individuellen wie der Völkerbildung sich bestimmen lassen. Je reicher mithin und mannichfaltiger sich ein Wesen durchlebt, desto vollendeter ist es, sowie eine Staatsverfassung, die diese Lebenskeime zurückdrängt, sich nicht allein deshalb als eine thörichte erweist, weil sie ihres Zweckes verfehlt, der doch vernünftigerweise nur in dem Vollgebrauch und Gesammtgenuß aller Thätigkeiten und Kräfte bestehen kann, sondern zugleich deshalb, weil sie, mit ihrer eignen Zerstörung sich unterbauend, in ihr schlau- und weitausgezogenes Netz, wie der Riese Drill, sich selbst verfängt und an den Brüsten der Tyrannei die Freiheit und die Umwälzungen großsäugt. Die ganze Geschichte eines Volkes, was es ist, will und bedeutet, wie es in die Berührungen eingreift, sich an die umliegenden Entwickelungen anschließt, kurz, der volle Lebensinhalt seiner Idee bewegt sich in seinem epischen Fortschritt, im progressiven Wachsthume ist er in seiner Vollständigkeit hingelegt und ausgebreitet. Und wie sich bis zum Gipfelpunkte des Lebens das Kind, der Knabe, der Jüngling im Vollgenuß der Kräfte versucht und erlebt, auf dieser Höhe aber die ganze Fülle des Lebens in Einen Gedanken, den speculativen nämlich des reinen, überschauenden Genusses zusammenfaßt, und die auf die Entwickelung verbrauchten Kräfte mit tieferer Wirksamkeit und leidenschaftlicherm Leben ihre Vollbringung im Innern beschließen: ebenso übersieht ein selbständiges Volk — nachdem es vom mythischen Hintergrunde her sich in einer geschichtlichen Linie fortbewegt und gebildet, nachdem es alle schönen und edeln Kräfte zur Selbstauslegung hervorgetrieben und ausgegliedert, mit einem Worte, nachdem es sich als Volk erfaßt, erfahren und genossen hat — den zurückgemessenen Weg, und gewinnt, sich in die Mitte seiner Geschichte, den Höhepunkt seiner historischen Bedeutung stellend, eine alle Kräfte nach innen zwingende und sie zum beweglichen Gedankenkreis zusammenschließende Centralgewalt, worin jener Grundgedanke, der alle Kraftmomente durchirrt und ihre Verwickelungen begleitet hatte, als tragischer Sammelpunkt erscheint. Indem sich nämlich ein historisches Werden zurücklegt und in seinem Verlaufe die Wechselkämpfe des Veränderlichen und Bestehenden erfährt, werden zugleich die verderblichen Keime ausgestreut, die, von Geschlecht zu Geschlecht fortreifend, im Drama von den Hülsen der Geschichtlichkeit entblößt, als geschlossene, die Samen jener Verirrungen insichtragende Frucht, der nachdenklichen Betrachtung entgegenstreben. Wir müssen daher das Wesen des tragischen Spiels tiefer aufzufassen suchen und, bis in seine letzten Beziehungen es verfolgend, nicht allein die Conception an ihm und die bildende Kunstform, Lineamente, die dem Dichter zugutekommen, bestimmen, sondern seine Seele herausfühlen wollen. Wir müssen erwägen, daß die Tragödie als Spiel, wie der thatlebendige Ernst selbst, dessen Blüte sie ist, und der im historischen Fleisch und Blut des Volkes gewurzelt hatte, dem Volke rechtmäßig eigen, und seine Selbsterschauung sei und Speculation; daß also dem tragischen Spiel durch die Erklärung: *μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας*, obgleich wahr in ihrer sterilen Richtigkeit und als dessen oberste Epidermis anzuerkennen, keineswegs genug gethan worden, wir mithin behaupten dürfen, daß die Tragödie nicht die Nachahmung irgend einer ernsten abgeschlossenen That, sondern eines Volkes innerliche geistige Sühnung sei. Die Summe und das Maß von Handlungen, in denen sich das epische Leben ausgewürkt und hingebreitet hatte, da That und Handlung das Doppelergebniß zweier Factoren, des Willens und äußerlicher Fügung, sind, befreien sich im Drama von jeder Vermengung, werfen die thatsächliche Schale ab und entkleiden sich zum idealen Kerne. Entgegnet man, daß jene Bestimmung als inneres Wesen zugelassen, was dieses immer sei, es sich denn doch der Form nach handelnd zu vollbringen habe, so bemerken wir, daß, wenn die Begriffsbestimmung von That und Handlung so festzustellen ist, daß jene tiefverwebt mit den Ereignissen erscheint, während die Handlung sich losreißt und sich innerhalb eines leidenschaftlichen Wollens tragisch reinigt, mit dem

Worte Handlung etwas ganz Unbestimmtes bezeichnet werde, und es sich von selbst verstehe, daß Dasjenige, was Handlung gewesen war, in seinem Rückgange in sich selbst, dieselben Bewegungsmomente, aber von sich weisend und sie gleichsam verleugnend, durchwandeln müsse; wogegen nach obiger Bestimmung sich klar ergibt, was Handeln im Drama sei, nichts Anderes nämlich, als die ans Licht gebrachte Wurzel der That des Geschehenen selbst, die in begebenheitlicher Tiefe forttreibend, sich in der Reflexion entblößt; der in dem Elemente des Schmerzes und der innern Unruhe auf seinen ursprünglichen Werth zurückgebrachte Grundgedanke, an welchem die materiellen Bestrebungen, wie Erdtheilchen an der ausgerissenen Wurzel, nur schwach und locker hängen. Es strebt also das Ereigniß in der Tragödie zu seiner Idee zurück, zur philosophischen Lebensansicht sich erhebend, die aber keine äußerlich hinzugedachte und anreflectirte ist, sie muß vielmehr das reine und innere Ergebniß der schmerzlichsten Vernichtung, der tragisch sich vollbringenden Unruhe sein, einer Unruhe, die nur zu Stande kommt durch die in Willen und Leidenschaft verzehrte That. Ganz etwas Verschiedenes aber ist diese Reflexion von dem gangbaren Raisonniren im Drama über Vorgänge und Stimmung: da scheidet sich der Gedanke von dem Wesen ab und wird ein oberflächlicher; jene Reflexion dagegen ist die zum Schicksalsbegriffe umgedachte vergeistigte Thatsache selbst. Reflexionen, wie sie in eine epische Behandlung sich verweben lassen, und die, wofern die Gattung rein gehalten ist, nicht hineingetragen, sondern wie aus Einem Stücke aus den Erlebnissen herausgearbeitet werden, wenn sie einerseits als Gesinnungen die Umrisse schärfen und veredeln helfen, zugleich aber auch den plastischen Schwerpunkt in leichtsinnigem Schwanken und die Personen in epischer Fließung erhalten sollen, sind gleichwol andererseits einzelne Andeutungen der tragischen Reflexion, in welcher das Geschichtliche ganz und gar aufgeht und das Zufällige seine Verklärung und Gesetzapotheose feiert.

Das in Leben und Wirklichkeit vorfallende Tragische schwebt immer mit dem Wesen eines epischen Verhängnisses über dem Geschehenen; nie ist es dramatisch; es ist mit äußerlichen Zufälligkeiten so tief verwickelt, mit scheinbarem Unzusammenhange so wesentlich verkettet, daß der sittliche Gedanke nie in klarem Ergebnisse heraustritt, bis das materielle Factum in der dichterischen Auffassung seine ideale Umläuterung erlebt und, von aller Herbheit gereinigt, sich zum versöhnenden Gesetze innerhalb seiner selbst umgedeutet hat. Als Ereigniß wird das Geschehene sofort ein Raub des allgemeinen Elements; eine Schar von feindlichen Kräften fällt darüber her, das ewige Fluten verschlingt es und treibt sein Wechselbild empor; das Schmerzenvolle selbst ist ein mitverfließendes Erlebniß, ihm fehlt der starre Mittelpunkt, um den die pathetischen Regungen sich vernichtend drängen. Angstvoll erwartet Hero den Geliebten in stürmischer Nacht, mit Tagesanbruch steht sie vor seiner ausgespülten Leiche. Was vorgegangen war, ist als Vorgang ergreifend zwar und schrecklich, wir werden von Moment zu Moment heftig fortbewegt, das Wagniß Leander's kämpft preisgegeben mit fremder theilnahmloser Gewalt, die sinnlichen Bilder zeigen sich in bedrohlicher Flucht, überstürzen sich mit vernichtender Hast; allein, weil es in dem Wesen des Vorfalles liegt, sich als Werdendes darzustellen, gibt die Seele ihrer Spannung die Freiheit und entläßt sie gleichsam als einzelne unruhige Beweglichkeiten. Die sinnliche Lebendigkeit läßt die Einbildungskraft nicht zur Fassung kommen, sie genießt des wollüstigen Schwindels, sie tändelt an wechselnden Schrecknissen vorbei und theilt mit ihnen die unruhige Flüchtigkeit. Das Wildhineilende entreißt sie so sehr ihrer selbst, daß sie den Zusammenhang vergißt, an dem festhaltenden Schmerze zur Verrätherin wird und sich genießend in den Taumel hineinbegibt. Das wahrhaft Tragische aber ist in den einzigen Punkt gedrängt, wo Hero sprachlos hinstarrt; das Sinnlichunruhige, sowie es ein Ueberlegliches geworden, verrichtet gleichsam für jene leichtfertige Entführbarkeit, jenes Nacheilen lockender Bewegung seine stille Gedankenbuße; es wird auf geistigem Grunde für uns heimischer und löst die flüchtigen Strahlen in Einen tiefsinnigen Schmerz. Und so durchlebt im größern Umfange eine leidenschaftliche That, eine in Verirrungen gefangene Glut, ein heftiges, böser Absicht dahingegebenes Wollen in der Tragödie die innere thätige Opferung. Die Widersprüche, die allein in den Wechselbildern der äußern Beweglichkeit sich geltend machen, können ihre Auflösung nur in der Tiefe des Gedankens finden; dieser Richtung nun in die Innerlichkeit, wo das Spröde und gleichsam Körnige des Thatsächlichen in geistigen Opferduft und Weihgeruch vergeht, dies ist die Reflexion der Tragödie. Sie kann mithin die Bruchstücke und Trümmer des Geschichtlichen und episch Materiellen nicht als Fragmente in sich tragen; in ihr wird die heilige Umwandlung, das mysterium tremendum verrichtet und vollzogen; denn das Tragische besteht wesentlich darin, daß die Begegnungen des Lebens sich ihres sinnlichen Wechsels und beweglichen Scheins im Gemüthe entledigen, die fortlaufende Linie des Handelns ihre Enden zusammenschließt und das Allgemeine und Wahre gegen den besondern und [illegible] Willen sich rechtfertigend erhebt. Diese Reflexion unterscheidet sich von der speculativen darin, daß die speculative sich formell und dialektisch durchbewegt, die tragische aber in ihrer Selbstvollbringung geschichtliche Massen umgibt, sie zu einem Ideal lebendiger allgemeiner Anschauung und Geistigkeit veredelt und das materielle Leben mit dem Blute schmerzenvoller Sühnung heiligt. In seiner [illegible] nämlich ist der Schmerz die Vollziehung des Gesetzes, der Untergang des besondern, für sein Leben mit dem allgemeinen kämpfenden Daseins und sein Verschwinden in diesen ewigen Urgrund. Der Sieg der Tugend, die poetische Gerechtigkeit, ist nichts Anderes als das Sterben durch die Vernichtung, denn das Gute und Edle verliert in seinem zeitlichen Wirken schon die irdische Schwere und strebt sichtbar zur Verklärung, die es im Untergange nur vollendet; während das Schlechte, Uebermüthige und Starre als solches ganz verschwindet und im eigentlichen Sinne stirbt. Keine irdische Ge-

nugthuung gibt daher die Tugend, der Schmerz allein ist ihr letzter Genuß, die tragische Herbheit ihre süßeste Wohlthat.

Die heidnische Lebensansicht ist von der christlichen nicht darin verschieden, daß sie, am Wechselnden haftend, des allgemeinen Gedankens vergäße und von Weltanschauung kein Bewußtsein hätte; wenn wir diese beiden Richtungen als gleichgroße Geschichtsbildungen ins Auge fassen, kann uns nicht entgehen, daß die eine wie die andere auf ihren Endpunkten nach dem Aeußersten hinüberschwankt: jene mit großer Kraft und heroischem Lebensdrange vergöttert das sinnliche Gelten, es festhaltend in plastischer Erstarrung; begabt aber und beglückt mit schönbeweglichem Geiste erhebt sie das Körperliche zur melodischen Gestalt, als dem schönsten und vollendeten Plasma des Gedankens; ist so zarten und schnellempfänglichen Sinnes, daß sie nie den reinen sittlichen Faden in ihren Bildungen verliert und, in der tragischen Schicksalsidee schon die Keime der Losreißung und Apostasie von der bildnerischen Körperlichkeit enthaltend, sich als Lebensreflexion der zweiten zubewegt; während diese im Gegentheil die Gültigkeit und Bedeutung des sich körperlich darstellenden Gedankens verkennt und, im innern Grunde mangelhaft, die eine Hälfte der andern preisgebend, alles verflüchtigen, von vorn herein die Gestaltungen als Schein aufheben und nur die Reflexion gelten lassen will. Diese gegenüberstehenden Punkte einmal festgestellt, möchte es vielleicht nicht überflüssig scheinen, auf ihnen dramatischen Schöpfungen zu begegnen, die für beide Bestrebnisse sich gewissermaßen als Kanon aufrichten ließen. Nicht die größte Schmerzerhebung der alten Kunst, den „Oedipus in Kolonos", dieses auf der Höhe des Heidenthums hinstrahlende Gnadenzeichen, dürfen wir an den einen Grenzpunkt stellen, noch uns versuchen lassen, weil in dieser idealen Opferglut antiker Beschlossenheit, in der die Plastik zu schmelzen scheint, der Anbruch des Romantischen aufglüht, sie als Höhenfeuer auf die eine Spitze zu erheben, da sie vielmehr, als Mittelgipfel und Strahlenkuppe die andern überglänzend, den diesseitigen Anfangspunkt unmöglich bezeichnen, noch auch in ihrer geistigen Verschmelzung des Plastisch-Strengen und Verklärten jene gegensätzliche Schroffheit darbieten kann, die eben hier vorspringend aufstreben soll. Wir glauben aber auf diese äußerste Seite die Tragödie als Grunddrama hinsetzen zu müssen, wo die bildende Urkraft in ihrer unbeugsamen Sicherheit und Größe gegen göttliches Vorrecht ankämpft, nachdem sie mit der obersten Macht gestaltend und schöpferisch gewetteifert hatte; wo sie, dieser als Künstlerin gleich und überlegen, ihr aber als herrschender Zwinggewalt unterthan, den erfinderischen Frevel tyrannisch büßen muß. Jene Tragödie, in welcher auf griechische Weise die Erbsünde nicht als verführter schwächlicher Ungehorsam, sondern als trotziges Selbstvertrauen und titanisches Wagniß auftritt. Insbesondere aber erblicken wir in ihr das Schicksal des Bildenden selbst als solchen ausgesprochen; wir sehen, ohne daß es deshalb in der Absicht des Dichters gelegen haben mag, wie das menschliche Können, sich in Gestaltungen versuchend, gleichwol das Geistige, womit jenes belebt werde, dem Göttlichen rauben und entwenden müsse, und so denn auch hier das Uebersinnliche, festhaltende Vereinzelung fürchtend und hassend, sich eifervoll beweist gegen bildliche Beschränkung. Wir finden also in diesem Drama, der eigentlichen Tragödie der Kunst und Bildkraft, wie merkwürdig inmitten der starrsten und schroffsten Plastik ihr Gegentheil bereits, die Scheu nämlich und das Widerstreben des Reinen und Unbegrenzten gegen Form und Gestalt, wie der schwankende Tropfen im festen Krystall zittert. Deshalb auch scheint es uns ein nationales Grunddrama zu sein, und den einen Eckpfeiler und Schlußstein dramatischer Gestaltung abzugeben, weil es in seiner steilen Kühnheit sich zugleich aufgibt, das Ikonoklastische sich in ihm regt und dergestalt in verwegenster Aufstrebung den Untergang des griechischen Wesens als bildenden weissagt. Zugleich möge es uns zur Bestätigung dienen, daß Handlung im gewöhnlichen Sinne nicht die Seele sei der Tragödie, und wenn von einer Handlung die Rede ist, daß es die in der innern Bewegtheit thätige und sich vollziehende sei.

(Der Beschluß folgt.)

Zur französischen Journalistik.

Die Journale sind eigentlich die Zeitgeschichte, allein ihre Tendenz beschränkt sich nicht darauf, das Geschehende der Zukunft zur Belehrung zu überliefern, sie üben nebstdem einen directen Einfluß auf die fortschreitende Entwickelung der Civilisation aus. Was ihnen aber zur Lösung dieser Aufgabe in einer Epoche der politischen Regeneration bisher gemangelt, ist der Gesellschaft der ökonomischen Journale zufolge, Wohlfeilheit des Preises, die ihnen allein eine weit sich verbreitende Einwirkung zusichern kann, und Unparteilichkeit, ohne welche die periodische Presse keinen wahrhaften Nutzen stiftet. Das ist ganz wahr, aber leider werden unparteiische Journale nicht gelesen; die Politik lebt nur von der Leidenschaft; der Franzose zumal schläft bei einer ruhigen Politik ein. Um nun diesem doppelten Bedürfniß abzuhelfen, gibt die Gesellschaft drei Blätter heraus. Das eine erscheint alle Tage und kostet 60 Francs, das andere alle drei Tage und kostet 30 Francs, ein drittes, den Sonntag herauskommendes, wird für 10 Francs jährlich geliefert, dazu ist nun bereits ein Capital von 100,000 Francs zusammengebracht worden; davon werden sich dann diese Blätter ein halbes Jahr halten; unterdessen haben eine Menge Drucker, Commis, Schriftsteller gelebt, die Actionnairs sind um ihr Geld, haben aber doch immer etwas Gutes gestiftet.

Semez de la graine de niais
Il viendra des actionnaires.

Das täglich erscheinende Blatt heißt: „Le conciliateur"; eine mißliche Sendung, politischen Parteien Mäßigung predigen zu wollen. Wer hier den Vermittler machen will, dem geht es wie Sganarelle's Nachbar, der ihn verhindern will, seine Frau zu prügeln, und am Ende von Hrn. und Madame Sganarelle gemeinschaftlich durchgegerbt wird. Der „Conciliateur" verspricht die officiellen Acten und Documente gleichzeitig mit dem „Moniteur" bekannt zu machen und sammelt die in den Blättern der Hauptstadt zerstreuten Neuigkeiten. Die für die Departements bestimmte Ausgabe wird erst kurz vor Abgang des Courriers unter die Presse gethan und gibt daher den Provinzen Alles, was bis zu diesem Augenblick bekannt war. Die Speculation scheint zunächst auf die Provinzen berechnet zu sein

und könnte den hiesigen Correspondenzbureaux Eintrag thun, welche bisher mit den Tagesneuigkeiten ein lucratives Geschäft gemacht haben. Nebstdem hat der „Conciliateur" mit einem andern pariser Journal, das nicht genannt wird, ein Abkommen getroffen, daraus die interessantesten literarischen Aufsätze entlehnen zu dürfen. Das zweite Journal heißt: „L'électeur, journal de toutes les communes de France", das dritte: „Le dimanche".

„Revue de Paris". Das Heft vom 26. Januar enthält: „Souvenirs de St. Hélène par une Dame de régiment". Eine englische Dame erzählt, wie sie mit Napoleon auf St. Helena zusammengetroffen, bei ihm zu Mittag gegessen und ihm vorgespielt und vorgesungen habe. Der große Gefangene verliebt sich in die Erzählerin — es scheint, H. Pichot, der Herausgeber der Correspondenz zwischen Napoleon und Josephine, hat es nun einmal darauf angelegt den Helden verliebt zu machen. Die Liebschaft hat keine weitern Folgen, wie sich das von selbst versteht. Auf diese Mittheilungen einer englischen Capitainsfrau, die sich nicht nennt, folgt eine Liebesgeschichte zwischen Napoleons Sohne und einer Bäuerin aus der Gegend von Wien, Namens Katharine, ganz artig erzählt. Nur spricht Katherine mitunter gar pathetisch und melodramatisch; da setzt's mitunter Phrasen wie folgende: „Mon père est un soldat, mais le soldat est un Hongrois, un de ces superbes sujets de l'Autriche qui, n'ayant plus de patrie, en cherchent une dans l'honneur, qui n'ayant pas de richesses, ont fait de leur nom tout leur patrimoine." Das ist für ein Landmädchen aus der Umgegend von Klosterneuburg recht belletristisch gesprochen, und wir glauben nicht, daß in den Salons von Paris viele Damen sind, welche eine Periode so zierlich drechseln und so stolz einherparadiren lassen können. — „Pont royal et les Jansénistes" von De Latour, etwas veraltet. Wir müssen hier bemerken, daß sich seit einiger Zeit ein auffallendes Rückschreiten zum Katholicismus in Paris verspüren läßt, und zwar uneigennützig, ohne alle politische Nebenabsicht. Eine nächstens erscheinende Zeitschrift: „Le publiciste", soll diese Tendenz begünstigen und verbreiten. Der bekannte Zögling des Abbé Lamennais, Lacordaire, hat sich von seinem Lehrer, der, wie man weiß, vom Papste verdammt worden, losgesagt und predigt mit außerordentlichem Beifall in der Kapelle Notre Dame de Lorette, wo wir sogar eine Menge Zöglinge aus der polytechnischen Schule erblickt haben, die recht andächtig das Kreuz machten. Immer besser das Kreuz machen als Verschwörungen anspinnen und Kugeln für die „Tribune" gießen! Die „Revue critique" enthält ziemlich flüchtige Bemerkungen über die Memoiren der Marquise de Créquy. In dem Album, welches den Schluß macht, haben wir unter andern gefunden, daß seit der Eröffnung der Deputirtenkammer 45 Deputirte in der Zeit von 76 Stunden 700 mal gesprochen haben; darunter sind 53 Epigramme von Dupin, dem Präsidenten.

„Revue des deux mondes". Im Hefte vom 15. December v. J. findet sich die Fortsetzung der biographischen und kritischen Geschichte der englischen Literatur seit funfzig Jahren von Allan-Cunningham. Dieser Abschnitt umfaßt die Romandichter und Erzähler: Marie Russell, Mitford, deren kindliche, sanfte Gemälde noch in frischem Andenken sind; auch hat man von ihr ein Trauerspiel: „Rienzi". Ferner Hook, bekannt durch seine „Sayings and doings"; er kannte London genau, seine Sprache ist so hauptstädtisch, daß sie auf dem Lande fast nicht verstanden wird. Hook ist als Witzling berühmt; Alles, was an guten Bonmots und Epigrammen in London circulirt, wird Hook zugeschrieben. James Hogg, der Schäfer von Ettrick, bildete sich selbst. Er schlief in einem Stalle bei seinen Kühen und lernte in einem Almanache lesen. Man hat von ihm zwei Romane in Prosa: „Gefahren der Männer" und „Gefahren der Frauen". Hogg ist ein gänzlich origineller Schriftsteller, [illegible] aus eignen Fonds schöpfend. „The brownie of Bodsbeck", „The wool-gatherer" sind Meisterstücke. Hierauf folgen Thomas Hope, Verf. des „Anastasius"; John Galt, Verf. der „Annalen der Pfarrei u. s. w."; Wilson, der treffliche Aufsätze in dem „Blackwood's Magazin" liefert; Hor. Smith, [illegible] Nachahmer W. Scott's; John Banim, den Einige [illegible] W. Scott, Andere unter die schlechtesten Schriftsteller [illegible]; J. Gibson Lockhart, Verf. von „Valerius" (einem romant. [illegible] von Rom unter den Cäsaren), von „Adam Blair u. s. w."; d'Israeli, Verf. von „Vivian Grey", noch sehr jung, [illegible] Vorstellung zu üppig, zu bilderreich; Richard James, [illegible] „May-fair" an die besten Producte von Swift erinnert; [illegible] Hall, welche treffliche Gemälde aus dem häuslichen Leben [illegible]lands gegeben u. s. w. — Nach diesem äußerst interessanten Aufsatze lesen wir einen Brief von Augustin Thierry über französische Geschichte; er umfaßt die Zeit von 568 bis [illegible] weiterhin einen vierten Brief über Frankreichs Staatsmänner, die Biographie des Generals Sebastiani enthaltend. [illegible] Briefe, welche angeblich aus dem „West-End-review", [illegible] gar nicht existirt) entlehnt sind, rühren von Loewe-Weimar [illegible]. Sie sind bissig und geistreich geschrieben: man urtheile aus folgender Stelle: Quant aux talents diplomatiques du général Sébastiani, Napoléon en fut si frappé, qu'il l'envoya [illegible] armées dès son retour de l'orient, et qu'il ne lui [illegible] pas une seule négociation jusqu'à sa chute." In Spanien ließ sich der General Herzog von Murcia betiteln, [illegible] sein Hauptquartier zu Granada im ehemaligen Palaste der maurischen Könige aufgeschlagen, wo er, auf Atlaskissen, [illegible] tergeschlagenen Beinen seine Audienzen gab. Der [illegible] Soult befahl ihm sofort das Alhambra zu räumen. [illegible] Siegen zeigt ein Schreiben Napoleon's, worin dieser befiehlt, [illegible] Werth von zwei Kanonen, die Sebastiani eingebüßt, [illegible] sen Gehalt abzuziehen. Hier und da erhebt sich [illegible] zu wahrer Eloquenz; wir bedauern, unsere Auszüge [illegible] ter ausdehnen zu können. In dem kritischen Theile [illegible] eine sehr günstige Recension von Raumer's „Geschichte [illegible] pas seit dem Ende des 15. Jahrh." Als das [illegible] darin wird die Geschichte der Reformation hervorgehoben. [illegible] Januarheft dieser Zeitschrift treffen wir die Fortsetzung [illegible] Allan-Cunningham's Geschichte der engl. Litteratur, [illegible] mit den Geschichtschreibern und Biographen beschäftigt: [illegible] J. Lingard, Southey, dessen Geschichte von Brasilien [illegible] gerühmt wird; Georges Chalmers, Sharon Turner, [illegible] Mackintosh, W. Scott, Will. Roscoe, John [illegible] dem Obersten Napier, Henry Hallam; den [illegible] Boswell, James Currie, William Hayley, Will. [illegible] W. Godwin, Malcolm Laing, W. Scott, Southey, [illegible] sen Leben Nelson's als das Meisterstück der modernen [illegible]graphie gepriesen wird, Lockhart und Thomas Moore. [illegible] bekannte Alfred de Musset gibt hier ein Lustspiel [illegible] seltsamsten Art. Das Stück führt den Titel: „[illegible] Wir möchten gern etwas mehr davon sagen, allein [illegible] sen nicht recht, wie wir es packen sollen; [illegible] Seite wir dieses poetische Dunstgebild anfassen, [illegible] zurück. Einfälle sind darin zum Todtlachen, oft Shakspeare'scher Humor und dann wieder prätentiöse Albernheiten. [illegible] scheint uns dieses seltsame Product ganz verfehlt. — [illegible] Lacordaire berichtet über die Reisen der Herren [illegible], Morell, Rozet-Laplace, dann kommt eine herrliche [illegible] Tacitus von Lerminier. Eine „Chronique de la [illegible]" schließt wie gewöhnlich das Journal. In dem lit. [illegible] ben wir unter Andern eine zeitgemäße archäologische [illegible] den Luxor gefunden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 69. —— 10. März 1834.

Ueber die Handlung im Drama.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Betrachten wir nun, was auf dem Gegenpunkte sich ergeben wird. Wir glauben ein völliges Untergehen und Versinken in Reflexion. Unscheinbar entfließen wenige Wassertropfen dem Gestein, im Stromgebiete aber schlagen ihre Adern heftig, und ruhig tragen sie die lastende Schwere; so scheint auf dem vereinten Gewässer historischer Schicksale die Schwere des betrachtenden Gedankens, der geschichtliche Trübsinn, wenn ich so sagen darf, seine Segel aufzuspannen. Das Verderbliche, das in immer wiederkehrendem Kreislauf Völker aufreibt und vertilgt und unermüdet das Menschengeschlecht durchkränkelt, wenn es einmal als Bild seiner selbst vor dem träumerischen Auge der Nachdenklichkeit erscheint, versenkt sich so unerlöslich tief in seine Trauer, daß es in sich das Elend der Welt noch einmal durchleibet und selbstverzehrend überdeckt. Ein Gemüth, das alle bewegten Schmerzen der Menschengeschichte an die brennenden Tropfen knüpft, die das eigne Leid seinen Augen erpreßt, wird so heimisch in trübsinniger Schwermuth, daß es sich erlesen fühlt, durch die Zerstörung seiner selbst, durch das Preisgeben seiner edelsten Kräfte an einen beschautichen Gram, Buße zu thun für die Welt und in der Melancholie seiner Seele den Gedanken eines schleichenden Weltübels verlodern zu lassen. Für ein so tiefes Grübeln und Selbstzernagen ist keine andere Beruhigung als das Zermalmen der Lebenshärten an der eignen Vernichtung; das Ungeheure des Schmerzes ist die einzige Fristung der Leiden, und das Hinkränkeln des nachsinnigen Geistes zehrt sich eine Süßigkeit an, die Vorschmack ist der Auflösung und des Todes. Wie könnte auch der tiefe Widerspruch des Lebens sich anders sühnen als in einer Seele, die im Allerheiligsten der Trauer zu ihrem Schmerze, ihrem letzten Trost und Hoffen, in stiller Selbstverzehrung betet? Wenn nun ein in solcher Stimmung empfangenes Drama diese bezwecken und aussprechen soll, geht aus dem Gedanken von selbst hervor, daß sie durch einen Vorgang wird herbeigeführt und eingeleitet werden, der, keine Unternehmung, keine nach außen bewegliche Thätigkeit zulassend, alle Dämme und Schalen eines höchst erregsamen Geistes löse und ihn mit der Tiefe einer Alles hinabziehenden Flut verhülle. In einer solchen Tragödie wird die Bewegung als eine leidend-beschauliche stille halten müssen, alles Handeln wird wie die Luft um eine Flamme unsichtbar und geistig lodern und kein äußeres Bestreben die Stille innerer Verzehrung unterbrechen. Eine heimliche Missethat irrt durch die Beziehungen wie ein genossenes Gift; alles früherhin auf der Oberfläche Lärmende wendet sich nach innen; in kummervoller Schwermuth läutert sich der Gram. Ein tiefes Entsetzen rüttelt mit so geistiger Macht an den Pfeilern des Willens, daß es sie umstürzt in innerlichen Graus; und bricht hier und da in Vorsätzen die Leidenschaft hervor, muß sie bald wieder in die Asche des träumenden Trübsinns untersinken. Was aber den Grund dieses innerlich arbeitenden, alles Handeln in sich hineinreißenden Feuers betritt, wird ergriffen und zerstört. Einsam brütet die grübelnde Trauer über sich und trägt sich schwanger mit ihrem eignen Weh; ein so geschäftiges Leid übertrifft jede Kraftübung an Umfang und Maß; in Gegenwart leichter Menschenphantome spiegelt die sich zudeckende, alle Stürme verhüllende Tiefe ihre flachen Schatten; die Ironie ist das Kräuseln der Wellen, das über einem aufrührerischen Abgrund spielt, wie leichte Blitze überfliegt der Scherz einen bodenlosen Spott und Abscheu; mit dem Freunde und Vertrauten findet die Junge keine Worte, keine Bezeichnung der Gedanke, den Aufruhr und die Bewegung des Geistes auszudrücken, alle Fäden der frühern Beziehungen werden abgerissen, die süße Mittheilung selbst wird zur Eumenide, sich flüchtend in die Tiefe. Im Gespräch mit der vormaligen Geliebten aber, die als Weib an der Schmach des Geschlechtes Theil hat — denn ein Weib, seine Mutter, hat Ungeheueres vollführen helfen —, genießt seine verletzte Seele die Abtrünnigkeit von allen süßen Verhältnissen, zeigt er ihr das Blut herunterfließen an seinem von ihr wie von allem Irdischen losgerissenen Herzen; in der Unterredung endlich mit der Mutter, der Mitschuldigen einer That, die die Grundfesten seines Geistes so erschüttert, daß er sie zu rächen nicht vermag, machen sich die innern Flammen Luft und brechen hervor in rasendem Aufruhr; in wahnsinniger Wildheit, der ganze Knäuel seiner innern Schrecknisse liegt entwirrt, und auf dem Grunde des ausgegossenen Geheimnisses erblickt er den dunkeln Geist, den er im düstern Irrsal seiner Ahnungen angetroffen und verheimlicht hatte. Denn in der Anschauung des Dichters war die Aufgabe

eines völligen Umsturzes sinnlicher Bewegung, die Aufgabe einer Tragödie, wo die sonst an Verrichtungen und Thaten verwandte Heldenkraft im innern Leiden zu Grunde gehe, wo der in frühern tragischen Gebilden noch sinnliche Schmerz sich ganz reinige zur Reflexion, an der jede menschliche Bestrebung, die Lust des Unternehmens, die am Leben festhaltende That wie Bodensatz niedersinke; kurz, einer Tragödie, wo das eingetröpfelte Gift des Verbrechens, das alle Verhältnisse und Stimmungen durchfrißt und zernagt, jedes Handeln vom Grund aus vernichtet, das Mark der Thatkraft gerinnen macht und die Sehnen des Entschlusses lähmt. In ihr sollte nichts geschehen, nichts gethan werden, im Gegentheil, das Thun sollte seine Erlösung finden in den Qualen der Reflexion, die rasche blutschänderische Sünde genesen in der tiefen Melancholie. Das quite quite overthrown, die zerbrochene Kraft eines großen Geistes, eines heldenmüthigen Jünglings erschüttert uns. Und so wenig die Trümmerreste des Belustempels, auf dessen zerfallenen Decken der Wolken Silber trauert, durch dessen weithinzerstreute Riesentrümmer Löwen irren, Zeugniß ablegen seiner Schwäche, vielmehr aus den gesunkenen Herrlichkeiten die Leichensteine hervorragen seiner einstigen Größe: ebenso wenig ist es Charakterschwäche und Mangel an Thatkraft, wenn ein edler aufstrebender Geist in sich zusammenbricht und unter der Last des tiefsinnigen Grams erliegt. Wehe Dem, der sich nicht so tief in sein Leid einspinnen könnte! Hat etwa der Sohn mehr Charakter und Willensstärke, der wüthend hereinstürzt und mit dem Degen in der Faust den Vatermörder treffen will? Er hatte leichtes Spiel, das Volk ist auf seiner Seite, er ist ein kühner raschentschlossener Jüngling, und gleichwol schmelzt fremder Wahnsinn schon sein Herz, beim Anblick der schwesterlichen Zerrüttung wankt sein gestählter Vorsatz und löst sich in siebenfachgesalzene Flut. In diesem Gegenbilde läßt der Dichter sehen, wie alltägliche Herzhaftigkeit selbst, die gewöhnliche gangbare Unternehmungslust vor dem phantastischen Leid zusammenschrickt und die Fassung verliert. Wie denn nun, wenn die schlaueste Bosheit, die ausgesonnenste Schandthat, der hinterlistigste Brudermord, ein im Schooße seiner nahsten Beziehung verübter blutschänderischer Greuel eine mit allen Trefflichkeiten begabte höchstgebildete Natur in ihrem Innersten aufregt und entsetzt, die schönen Kräfte eines Jünglings aus dem Zusammenhange reißt und umwirft, die, vereint, dem Größten gewachsen waren; wenn Das, was gen Himmel schreit, die Fundamente eines Willens sprengt und erschüttert, die, nicht so fest, weniger gesunken wären; wenn dies ein ebenso zartes und erregsames als starkes Gefühl bis in die tiefste Faser aufschreckt und verwildert, darf man den Geist, der es erlebt, schwach und feig nennen? Diesen Geist, der den ganzen Abgrund der Qualen durchmißt, den Sündenträger so tiefen Falles, der den Frevel durch seine Trauer sühnt und die aus den Fugen getretene Welt mit den Trümmern seines Schmerzens stützt! Es gibt ein Gewicht der Duldung, dessen sich nur die größte Kraft unterwinden mag; alle Thaten des Alciden, seine ganze Stärke sind unter dem Weltball angespannt. Und gewiß, das Maß der Erschütterung ist das der Energie, die höchste Thatkraft erscheint oft da, wo die Stützen der Entschließungen brechen. Bei den Alten, wo das geschichtliche Leben noch sinnlich zur Entwickelung trieb, traten die Helden gegen den Schmerz in die Schranken, um sich körperlich mit ihm zu messen. Gleichwol finden wir im „Philoktet" ein merkwürdiges Beispiel, wo die Größe der Kraft mit dem Uebermaß der Leiden Hand in Hand geht; seine rasenden Ausbrüche erschrecken uns durch die Stärke der Reaction. Nachdem aber der Gedanke auf den Zertrümmerungen der Geschichte, wie Scipio, ausruht, und ein großes, alle Völker verschmelzendes Dulden das rohe und gewaltsame Wollen unter den Zwang einer liebenden Versöhnung brachte und an die Stelle unbändigen Trotzes ein tiefer Ernst trat, der das Widerstrebende durch Sinnigkeit beherrscht, muß Heldenkraft und Größe mit dem Umkreis des geistigen Wollens und Wirkens gemessen, die verwegene That durch die Macht des Geistes beruhigt und besprochen werden. Diese Umkehrung nun der geschichtlichen Tendenz scheint uns jene tiefsinnigste Schöpfung zu enthalten; sie ist die Darstellung des Rächeramtes und der Auflösung aller handelnden Kräfte in eine durch die Dialektik des Trübsinns und der Schmerzen in sich verlodernde Reflexion. Wir fügen noch die Bemerkung hinzu, wie das Gesagte durch die zwei letzten Acte auffallend gerechtfertigt wird. Sowie nämlich das bewegte Geheimniß in der Unterredung mit der Mutter seinen schreckenvollen Inhalt ausgegossen, hat die Tragödie als innerlich handelnde ausgelebt. Wie keine andere dieses großen Meisters zerfällt sie in zwei Stücke; nicht als ob die Kraft des Dichters sich gebrochen; diese verschiedene Färbung liegt in der Sache selbst und zeigt, wie sehr der Dichter mit seiner Anschauung eins gewesen und aus ihrem Mittelpunkte heraus Alles gebildet und vollendet hat. Es war nicht anders möglich, ja, das Wunderbare dieses Dramas besteht eben darin, daß der Gedanke, sein Schicksal in sich erfüllend, abgelöst von äußern Berührungen schwebe, daß sein trübsinniges Feuer, sowie es sich enthüllt, ernüchtere und verglühe. In den zwei letzten Acten wandelt die Idee des Stückes nur noch auf den brennenden Ueberresten der preisgegebenen Schwermuth; Das, was jetzt gethan wird und geschieht, ist kaum mehr dramatisch, es schließt sich mit dem Wesen eines Ereignisses an, und weil es sich durch äußerliches Thun verbessern will, beweist es um so mehr, daß es den wahren Schwerpunkt des Handelns eingebüßt hat und ins Zufällige hinüberirrt. Allein so mußte es sich beschließen: die wahre Tragödie war mit der Enthüllung der innern Schuld, dem eigentlichen Tode des Geheimnisses; folglich mit dem Ausgehen und Verlöschen des Feuers in der Asche zu Ende und ausgespielt. Nur in der Todtengräberscene weiß uns die unerschöpfliche Phantasie des Dichters auf alten Grund und Boden zurückzuführen; die Tragödie irrt, ihr eigner Geist, zwischen den verlassenen Gräbern; mit der Geliebten wird der heilige Wahnsinn, die Bedeutung des Dramas selbst zu Grabe getragen. Alles Uebrige aber

scheint besonnener geworden und gefaßter. Es ist gleichsam Tag geworden um den düstern Gedanken; die Gewöhnlichkeit spielt um die einzelnen Schatten, sie begrenzend mit ihrer Klarheit, und, wie in einen goldenen Rahmen, sie in äußere und deshalb lichtere Begebnisse fassend. Der Form nach schließt daher das Ganze der Zufall ab; nur das schlechte Thun fährt in seiner Geschäftigkeit fort und verwickelt sich, nicht dramatisch, sondern durch zufällige Fügungen in sein heimliches Gewebe. Endlich aber schwebt der Tag und das Leben ganz von außenher in Fortinbras über dem Gedankendrama. Diese Erscheinung besiegelt durch reingeschichtlichen Anschluß und epische Sicherheit den Eindruck einer in innerer Unruhe aufgehenden, alles Handeln und Thun in sich verzehrenden Bewegung.

Es ist uns unmöglich, die Betrachtung hier abzubrechen und ein anderes merkwürdiges, in seiner Art einziges Drama, das vollkommen das Ausgesprochene bestätigen dürfte, abzuweisen. Wir können nicht umhin, es als Schlußstein der Ansicht über Handlung in der Tragödie hinzuzusetzen. Göthe's „Tasso" meinen wir. Was darüber geäußert worden, muß unberücksichtigt bleiben, da wir hier keine Kritik desselben abzugeben gesonnen sind; nur die Beziehung möchten wir daran aufnehmen, die es mit unserer Ansicht zusammenhält. In ihm berühren uns alle Bewegungen, wie nach der Vibrationslehre das Licht unser Auge treffen soll, als ein Erzittern von Aetherwellen und geistigen Schwingungen. In dieser unsichtbaren, von keiner äußern Handlung unterbrochenen Erzitterung findet, wie wir glauben, das oben Durchgeführte seinen vollkommenen Erweis. Denn es ist augenfällig, daß hier das Dramatische sich nicht nur innerhalb eines aufgeregten Geistes zu Ende führt, das Tragische entwickelt sich sogar blos und allein in den Trugbildern eines überreizten, allzuempfänglichen Zartgefühls. Ein im Nu sich und Alles überlodernder Wahn ergreift ein geistig verwöhntes Herz; ganz subjectiv und ideal verzittert Alles und verathmet in beweglichster Phantasie. Ein als dichtendes überaus erregsames Wesen, das an Alles die zarten Maßstäbe legt seiner innern Seligkeit, nachtwandelnd im Gedankenleben, Jegliches nur in dem Elemente seiner Verklärung schauend und erkennend, umrankt wie ein zärtliches Gewächs einen großgesinnten Fürsten, vor dem es sich in Ehrfurcht beugt, weil Mächtiges und Hohes Sterne seines innern Himmels sind; es schmiegt an ihn die ganze Pracht seines Blühens, das unter sinniger Pflege und Anerkennung in Lorberblätter sich entfaltet. Dieses Ideale nun, das die Welt veredelt und in seinem goldenen Licht verherrlicht, ihr Widriges und Entstelltes mit melodischem Zauber in süßen Einklang ordnet und schöne Fügung, ahnt nicht, daß man sich seiner nur als zartern Genusses erfreut; es ist zwar mit dem Leben eins als seine innerste Seele und Versöhnung, aber zugleich ist es so gewöhnt an liebliches Verschmelzen, daß es, was in seinen geistigen Kreis tritt, als in ihm aufgelöst fortreißen will. Allein so schön, anmuthig und wahr eine solche Stimmung ist, genügt sie nicht dem Leben, dessen Sprödigkeit nur mit unendlichen Kräften bezwungen werden soll, und in welchem das Alleingültige als Vereinzeltes untergeht. Sowie daher jenes Sinnige, Bildsam-Zärtliche und Schöne heraustritt aus seiner Begrenzung, sowie das in sich Beseligte die Schale der Demuth zerbricht und seine Düfte verschwenderisch ausgießt, haucht es sein geistiges Leben aus; es übernimmt sich seiner Geltung und will in das Gebiet eines Widerstrebenden, in seiner Gedrungenheit Ruhenden und Spröden gewaltsam brechen: und nun erst überschwillt es mit verderblicher Heftigkeit; die sittliche und reine Glut, die früher seine Lebenswärme unterhalten und in der Schale der Kunst bildnerisch und ideal ihm geschwankt und geleuchtet hatte, läßt einen brennenden Tropfen in seine Seele fallen und wird zur verzehrendsten Glut angefacht. Nicht seine Schwäche ist sein Vergehen, nicht die Unkenntniß Dessen, was außer ihm, sondern daß er die zarten Psychenflügel als Waffen gegen das Starre gebrauchen will. Und diese ätherreine Zartheit zeigt sich in so erschütterter Bebung, daß wir ein Verschulden, wie es in dem Trauerspiel gefodert wird, allerdings entspringen sehen: das Begeisterte wird Ueberhebung, das Süße und Selige zur Wildheit, die stillsinnige Demuth zerreißt ihr keusches Kleid, das bildnerische Seelenfeuer verlodert in gereizten Gluten. Allein der Geist, der wie der Salamander von Feuer lebt und das Leiseste und Leichte wie eine zitternde Flüssigkeit vergrößert und verwirrt, der in der Beweglichkeit keinen Stillstand kennt, weil da sein eigentliches Element beginnt, das der Begeisterung und unhaltsamen Erregung, steht vor dem überraschten Fürsten im Gefühle seines vollen Rechtes und vielleicht im Gefühle der wohlthuenden Befriedigung einer wie Dichtung ihn anwehenden Glut. Er legt fast wie ein Gedicht dem Fürsten seinen schönen Zorn, seine begeisterte Erglühung in die Hände, und wie das größte Unglück berührt ihn dessen an sich höchst milder väterlicher Ausspruch. Wir sind tief mit ihm betroffen, sein Erliegen, sein Zusammensinken wirkt auf uns mit tragischer Gewalt; so wahr ist es, daß die bewegliche Erschütterung der Seele, nicht das Maß und die Größe des Unglücks unsere Theilnahme und unsere Schrecken erregt. Sein zarter Nervenbau wird von einer Befremdung wie vom kleinsten Gifttheilchen zerrüttet. Von da ab tritt das andere Princip der Tragödie in Wirksamkeit. Die Rührung erfaßt uns für den Unglücklichen, in einen immer kränkern Wahn sich Verwirrenden. In diesem feinsten aller dramatischen Gewebe aber schwanken wir so zwischen liebkosendem Vorwurf und misbilligender Rührung, daß wir von Mitleid bewegt sind, wo er schuldig, und dem gereizten Liebling zürnen möchten, wo er leidet. Das Unschuldigste misdeutet und verwickelt er immer mehr; was Theilnahme und Liebe eingegeben, ist ein Fallstrick, eine schlaugelegte Schlinge. Ihm fehlt es nicht an Schärfe, Absichtlichkeit zu treffen; allein fortgerissen von erhitztem Wahne, will er zu Ende singen die unruhvolle Qual. Das Tragische erreicht den höchsten Punkt, er verkennt sich und Alles, verwechselt Freund und Feind, seine schönen bewunderten Talente sind in vollem Aufruhr und drohen mit Zerstörung. Wie ist Alles

hier Leidenschaft und innere Bewegung, und wie bewundernswürdig ist der Dichter, der mit so geringen Mitteln so Außerordentliches gewirkt! In Allem das Höchste erstrebend, hat er auch in diesem seinem Gebilde das Drama zur höchsten Idealität erhoben und damit dessen wahre Erklärung festgestellt, daß es, von aller sinnlichen Handlung gereinigt, sich in geistiger Unruhe und Leidenschaft vollbringt. Man erlaube uns noch, des Gesprächs mit der Prinzessin zu erwähnen. Es ist das Drama in dem Drama; in ihm sammelt sich alles Feuer auf dem unglücklichen Haupte, alles Entzücken, alle Seligkeit, alles Misgeschick und Elend. Denn Sie tritt vor ihn, das athmende Gebild seiner dichtenden Gedanken, des Göttlichen, das in ihm aufging und ihn verewigt, Sie, deren Seele mit ihm in geistiger Liebe vermählt ist, die Ueberirdische, die von ihm, wie die Flamme von dem Dochte lebt, deren stilles Leiden mit seinem zarten Wesen wie ein Kind mit einem Kinde spielt; Sie tritt vor ihn, den Zerschmetterten und Verlassenen, die Reinste und Verklärte, und begrüßt ihn mit seinem Schwanenliede, heiligt ihn mit süßen Reden, verhaucht ihr hohes Selbst in so zarte Trauer, in so geistigen Duft, daß der Unglückliche, trunken von jener Wonne, in der die Phantasie dichtend untergeht, sich noch mehr vergißt, noch schwerer sündigt als zuvor, und in diesem Augenblicke, wo Beider Beziehung wie Musik verklingt, muß er für den süßen Fehler seines Genies büßen, eines fortreißenden Ueberschwanges, einer wollüstigen Geistigkeit und überströmenden Glut. Dieses schöne Schwelgen, das ihn in dichtender Begeisterung entführt, überkommt ihn auch nun; er ist voll der Seligkeit seiner Selbst, er zerbricht sich wie eine Balsamstaude und gibt sich wie ein Köstliches preis. Sie aber, die in der leisesten Gedankenstille ihren zarten Regungen lebt, erschrickt über diesen Aufruhr trunkener Selbstentzückung. Nicht der Vermessenheit gilt sein Untergang, es ist die Nemesis des Dichters, seiner den Rand weisen Maßes überfließenden Selbstgenießung. Und wir ahnen, wie es ihm am Ziele seiner Hoffnungen ergehen wird, wo dem Beklagenswürdigen, indem er die Hand nach dem Lorber ausstreckt, noch vor der Berührung das Herz in seliger Ueberflutung bricht. Wenn aber der Dichter am Schlusse die hingestreckte Rebe noch einmal um den würzelfesten Stamm sich aufrichten läßt, wissen wir nicht, ob wir uns dafür oder dagegen erklären sollen; wir fühlen uns harmonisch befriedigt durch die im Drama tragisch irrende und nun beruhigte Idee, daß die Vollkommenheit nur in der Vereinigung oder doch in der Wechselstütze der Lebenssicherheit und des Idealen sich begründe; wir befürchten aber auch, daß die Anschauung eines sinnigen, lebensbildlichen Gedankens wegen aus ihrer Reinheit und strengen Foderung herausgetreten und das Echo gleichsam der Dichtung als Standbild festgehalten worden sei. Es scheint aber die liebliche Eigenheit dieses höchstsinnigen Künstlers zu sein, das Kind des Genies sich gern vom Talente aus den Händen nehmen und die Frucht der Begeisterung vom Genusse erstreben und brechen zu lassen.

J. L. Klein.

Die Landwirthschaft der alten Völker, mit Ausschluß der Römer. Nach dem Französischen von Reynier, frei bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Franz Damance. Mit einer Vorrede von K. H. Rau. Mit lithographirten Abbildungen. Heidelberg, Oswald. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

„Frei bearbeitet" heißt uns immer: ungenirt gearbeitet, seine Anstöße weggehüpft und, was sich nicht gleich verstehen läßt, weggelassen. In wie weit dieser Vorwurf auf den Verf. dieser Schrift paßt, können wir nicht genau ausmitteln, da wir das Original von Reynier, einem französischen Gelehrten, der Bonaparte nach Aegypten begleitet hat und vor einigen Jahren in der Schweiz verstorben ist, nicht zur Hand haben, aus dessen Werk in vier Bänden (nicht einmal dessen Titel hat Hr. D. mitgetheilt) das gegenwärtige aus- und zusammengestrichen worden. Da nun Reynier als Gelehrter wie als Botaniker solid war, so enthalten seine Schriften auch eine Menge schätzbarer Notizen, die denn in diesen Auszug übergegangen und von Hrn. D. mit einer Masse Citate vermehrt worden sind. Der Liebhaber der Sache wird daher vieles Interessante in diesen Bogen finden, nur erwarte er kein eigentlich regelrechtes Buch. In einzelnen Abschnitten wird von Dem, was man in landwirthschaftlicher Hinsicht von den Aegyptern, Phöniciern, Karthagern, Arabern, Juden, Griechen und Persern weiß, gesprochen; doch ließen sich ohne großen Aufwand von Mühe und Gelehrsamkeit viele Zusätze machen. Das Ganze sollte in strengerer Form gehalten sein. Ein sorgfältig gearbeitetes Register erhöht den Werth des Buches und macht es besonders brauchbar.

47.

Literarische Notizen.

Fraser's gehaltvolle Monatschrift: „Magazine for town and country" eröffnet den Jahrgang 1834 mit einem auch einzeln abgedruckten Aufsatz: „The state and prospects of Toryism", den die englischen Blätter das Manifest der Conservativen nennen; auf jeden Fall eine gewandte Parteischrift, wie man auch über die vier Grundsätze des Torysmus denken möge, die der Verfasser vertheidigt: 1. Anhänglichkeit an die britische Verfassung in all ihren Theilen und der aufrichtige Glaube, daß eine monarchische Verfassung, beschränkt, wie in England, durch das Gegengewicht des Oberhauses und des Hauses der Gemeinen, die beste Bürgschaft darbietet, welche der menschliche Verstand gegen die Ausschreitungen der Gewalt oder gegen die Zuckungen der Demokratie aufzufinden vermag. 2. Die Ueberzeugung, daß es ein Recht und ein Unrecht in der Religion gibt, und daß diese Punkte dem Amt eines Gesetzgebers oder Staatsmannes keineswegs fremd sind, sondern vielmehr wenn nicht immer auf den Lippen, doch immer in der Seele führen müssen. 3. Die bestimmte Absicht, alle Anordnungen in Beziehung auf den Handel dem großen Zwecke unterzuordnen, das Gedeihen und die Wohlfahrt des britischen Volks zu befördern. 4. Eine entschiedene Vorliebe für die Legitimität in der Herrschaft des Gesetzes, aber vorzüglich bei der Thronfolge.

James Hogg, der Ettrick-Schäfer, gibt Predigten heraus: „A series of sermons on good principle and good breeding".

Der 2. und 3. Band von desselben James Hogg's „Altrive Tales" (der 1. erschien 1832 und beginnt mit einer höchst anziehenden Selbstbiographie) enthalten „Tales of the wars of Montrose".

Aus dem Nachlaß des Parlamentsmitglieds Sir James Mackintosh ist bei Longman in London erschienen: „History of the revolution in England in 1688", in einem Quartbande, mit vorstehender Biographie des Verfassers.

7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 70. —— 11. März 1834.

Taschenbücherschau für 1834.

Vierter und letzter Artikel. *)

11. Rosen. Vor zwei Jahren hatten wir die Cholera und der Verleger dieses Taschenbuchs machte in Versen seine Entschuldigung, daß der Seuche wegen ein Jahrgang ausgeblieben; nun die Cholera fortblieb, haben wir diese „Rosen" wieder; manches Individuum hatte sie für immer weggerafft, diese „Rosen" haben ein zäheres Leben. Die Widmung des vorliegenden Jahrgangs ist gar lieb und eitel simpel:

„Such' dir aus, du theures Leben,
Dem ich dieses Büchlein weihe,
Aus der kleinen bunten Reihe,
Was du willst, daß dir gegeben!"

Ach, das ist so kurz und gut! wir möchten fast vor Allem diese kleine Widmung wählen. Kleine nüchterne „Rosenliederchen", von Karl Blumauer, folgen alsdann; Th. Hell macht eine Note zu einem dieser — nicht Liedchen, nein — Liederchen; diese Note lautet: „Centifolie, Th. Hell", um den Ausdruck: „hundertblätterig", zu erklären. Die Kupfer des Büchleins sind fast durchgängig gut, das Titelbild sogar schön. Ein Mädchen im griechischen Costum hält nachlässig eine mit Rosen umwundene Leier. Ihr Blick ist sinnend und still. Worauf wartet sie? die Rosen blühen, die Saiten der Leier sind da! Ach! Büchlein, Büchlein, an Händen fehlt's, die die Rosen brechen und in die Lyra mit der Kraft der geweihten Muse greifen! Noch eins von den „Rosen" der Rosen. Das Buch ist in Rosa gebunden, das ist nun auch alles Rosenfarbige, was wir aufgezählt; der literarische Gehalt hat keine Dornen, aber es sieht nicht sommerhaft darin aus, herbstlich und etwas welk trotz einem Anfängerproduct, in das noch die erste Nässe des Aprilwetters geschlagen ist. Für Abwechselung ist gesorgt, obschon lauter Erzählungen den Almanach füllen. L. Bechstein erzählt im „Geist auf Christburg" mit seinem Lapidarchronikenstyl eine alte Liebesgeschichte; „Malvina", eine Erzählung von Theodora von Wellnau, ist eine schonenswerthe Erstlingsgabe; „Feizi, eine indische Novelle", wie sie genannt wird, von Zahner, wie es heißt, und Zehner, wie es heißen soll, offenbart wieder die verschrobene, gelehrt-affectirte Diction des Verf., die hier mit flüchtig erhaschten Anschauungen aus der Brahmalehre die eigne Dürftigkeit zu füttern sucht. „Die Christnacht", vom Ritter von Tschabuschnigg, der sonst als Lyriker in der wiener Sangesweise bekannt ist, empfiehlt sich durch Gemüthlichkeit; in der Frau A. von Sartorius Erzählung: „Unterhaltungen auf dem Schlosse zu Rostendorf", treffen wir eine lobenswerthe, gebildete Gutmüthigkeit; „Löwenwärters Bertha", von Borromäus von Miltitz, ist in schlechterm Styl verfaßt, als wir von dem Verf. erwarteten und sonst gewohnt sind. Die beste Erzählungsweise unter Allem, was die „Rosen" bieten, finden wir in W. von Lüdemann's Novelle: „Die Königin". Die Ansprüche auf Neuheit des ganzen Sujets und der einzelnen Figuren aufgegeben, ist die Manier des Vortrags flott und vif; rasch und leicht rollt das skizzirte Bild auf und ab; manche Gruppe ist hübsch componirt. Der Verf. führt uns in den Familienkreis des abgesetzten Polenkönigs Stanislaus, der in Weißenburg seinen kleinen Hof hält. Zwischen seiner Tochter und einem jungen französischen Obersten spinnt sich ein inniges Verhältniß an. Ein deutscher Prinz, der um sie wirbt, wird abgewiesen; der sanfte, edle Stanislaus verspricht seine Tochter dem Grafen mit der Bedingung, er solle als Herzog oder Marschall wiederkehren. Der Liebende eilt nach Paris; allerlei Chikanen verzögern die Erhebung seiner Würde. Nach vielen Intriguen erhält er sie, nachdem seine Verlobte inzwischen zur Königin von Frankreich erkoren ist.

12. Vielliebchen. Von A. von Tromlitz.

Die erste der drei hier gebotenen Erzählungen: „Die Günstlinge", ist ein Gemälde aus den letzten Jahren der Regierung Ludwig XIII.; die zweite: „Schloß Rödelheim", spielt während jener Katastrophe, als Kurfürst Friedrich von der Pfalz in Böhmen agirte, und der Eroberer von Ostende, Marchese Spinola, mit einem spanischen Heere aus den Niederlanden den Rhein hinaufzog; die dritte Erzählung: „Constanze von Clermont", führt uns zu Anfang des 15. Jahrhunderts unter Siciliens dunkelblauen Glutenhimmel. Es ist Alles Eins, es gibt für Tromlitz nichts Neues unter dem Monde. Tromlitz wird matter; frühere Gemälde waren lebendiger und fri-

*) Vgl. Nr. 315 u. 316, 331—334, 348—350 d. Bl. f. 1833. D. Red.

scher. Eine so abgemattete Scene wie in der ersten Erzählung, wo Cinq Mars der Prinzessin gegenübersitzt und sie ihm über sein Ausbleiben beim Rendezvous Vorwürfe macht, schrieb er sonst nicht leicht. Kommen wir als Kritiker uns vor wie ein Arzt, der am Bette des Patienten sitzt und an dem Pulse den Grad der fieberhaften Krankheit des Dichtelns und Schreibelns ermißt, so müssen wir bei Tromlitz sagen, sein Paroxysmus ist vorüber, sein Blutumlauf wird gemäßigter, wir werden bald einen stillen Schriftsteller, der gern auf seinen Lorbern ruhen möchte, an ihm haben. Nur etwas Abführung, etwas Verdunstung der fixen Manie! Gott gesegne es! — Die Verlagshandlung hat mit sehr wohlgelungenen Stichen das Buch ausgestattet.

13. Vergißmeinnicht. Von H. Clauren.

Dem Clauren stellen wir kein Prognostikon seines alsbaldigen Schweigens wieder; der täuscht uns allzu bitter mit seinem zähen Dasein. An ihm müssen wir noch immer curiren, und ist das Verhältniß vom Arzt zum Patienten richtig: dem Clauren möchten wir Quecksilber einlöffeln. Dies ist der große Heun von Großenhain, er treibt als Schriftling sein Liebeln und Bübeln nach wie vor; selbst Madame Bernhard, die Vorsteherin des bernhardiner Jungfrauenklosters, sammt einem anrüchigen berliner Apfelsinenmädchen hat er in vorliegendem Jahrgang sich abbilden lassen. Man traue seinen eignen Augen, schaue selbst und staune! Sonst fingen seine Schützen die Trappen hinter einem Grasemädchen und hinter einem Mistwagen; in vorliegendem sucht er sich Paris und die Gäßchen in Hamburg auf, um seine Unterrockstänze aufführen zu lassen. Spiegelberg, in jedem Costum bleibst du der Alte! Die dritte Erzählung, die weder Paris noch Hamburg zum Territorium erwählt, gibt um so treuer des Alten Lieblingsthema. Schon als er den Titel niederschrieb, quoll ihm das Herz über, er konnte es nicht maskiren, was er eigentlich bezweckte; er sann und schrieb: „Kindtaufe und Hochzeit an Einem Tage". Es wird ein junger Mensch geschildert, der früh Morgens in der Postchaise das Städtchen verläßt. An einer Haustreppe steht eine Schachtel; er sieht etwas Weißes sich darin bewegen. „Halt!" ruft er, „halt, Schwager!" springt aus der Chaise, die Stufen hinan, und sieh! ein Kind lacht ihm entgegen. „Er kann den verlassenen Wurm nicht umkommen lassen", dabei wandelt ihn ein „unbezwinglicher Drang zum Stehlen" an, und hätte er „sein eignes Leben darum hergeben sollen", er durfte das Kind nicht auf der Treppe stehen lassen. In der Vorstadt „bimmelte" vom Spittelthurm die kleine Glocke zum Morgengebet. Der junge Mensch erhebt sein „nasses Auge freudig gen Himmel, und der Allerbarmer, der keinen Sperling fallen läßt vom Dache, mußte das stumme Gebet des barmherzigen Jünglings verstanden haben". Ach, Erbarmen! welche Logik, welcher Jammer!

14. Der Freund des schönen Geschlechts.

Die Kupfer sind nicht allzu fein und glücklich; um so mehr war der Verleger, der sich auf dem Titelblatt k. k. Hof- und bürgerlicher Buchbinder nennt, eifrigst bemüht, durch einen höchst zierlichen Deckel und ein ebenso geschmackvolles Futteral das Wohlgefallen des schönen Geschlechts zu erregen. Modekupfer geben Damencostume mit colorirtem Putz; Denkbuchblätter, weiß und sauber, schließen das niedliche Toilettengeschenk, das auch seinem literarischen Gehalt nach den wiener Damen bessere Gesellschaft leisten kann als mancher lebendige wiener Freund, der nur vom hellen Sonnenschein und vom Theater und den Spaziergängern im Augarten und Prater zu erzählen weiß. Ob der Schriftinhalt des „Freundes", der, ohne uns je zu Gesicht gekommen zu sein, schon seit Jahren existirt, vor der Kritik gerechtfertigt erscheine, ist freilich etwas Anderes und hier unseres Amtes zu entscheiden. Ein Festspiel zur Geburtstagsfeier des Kaisers (12. Februar) des letztverflossenen Jahres: „Das Bild", vom Prof. Gabr. Seidl, eröffnet die Reihe der Productionen. Es ist ein artiges Stück, mehr aber nicht als artig, und dies in dem Sinne, wie man von Kindern artig sagt, wenn sie Niemand verunreinigen und nicht ekelhaft schreien und lärmen; so still und fidel ist das Festspielchen. Nicht lobend können wir dagegen von der Idylle: „Der Brautmorgen", von demselben Dichter sprechen, von dem wir sonst so Gutes zu empfangen gewohnt sind. Der umständliche, schläferige Ruhesessel des episch-idyllischen Hexameters ist gar zu sehr schon breit- und abgesessen. An einer Menge junger wiener Lyriker, die sich, wie Stutzer in den Ballsaal, in die Taschenbücher eindrängen, fehlt es natürlich hier um so weniger, da jeder unter dem Titel: Freund des schönen Geschlechts, gern mitbegriffen sein möchte. Alte Themata werden ohne Neuheit wieder abgesungen, güte gediegene Dichtergedanken schülerhaft wiedergegeben, z. B. hier das Göthe'sche: „Ich denke dein." von Ant. X. Schurz. Daß eine Dame „an eine Geliebte" ein Gedicht macht, ist neu; nur ist das Neue nicht gut gelungen; zu den Versen, die aus einer Klosterschule herzurühren scheinen, hat sich der Titel vielleicht auch blos verirrt! die Dichterin heißt Louise Gonzaga. Man höre das junge Mädchen aus der Nähschule singen:

> All' mein Sehnen,
> All' mein Schmachten,
> All' mein Glühen
> Ist für dich!
>
> Dir nur leb' ich,
> Dir nur sterb' ich,
> Glück und Wonne
> Blüht mir in dir!
>
> Lilien, Rosen, Hyacinthen —
> Allem Schönen gleichest du!
>
> Maienduft und Frühlingswonne,
> Morgenroth und Abendthauen,
> Alles Holde lebt in Dir!

Es ist brav, daß Louischen ganz schlechte Verschen macht; des Halbschlechten ist schon so ungeheuer viel in der ephemeren Literatur, daß man nach dem Totalschlechten und unter aller Kritik Trivialen eine rechte Sehnsucht fühlen kann. Das kann nicht Jeder geben, Louischen Gonzaga, mit dem schönen Namen, du armes Kind! Welcher Bösewicht hat dich zum Versemachen verführt? Nicht

du, mein gutes Kind, trägst die Schuld — nein, Jenem ein Kalbsfell um die schnöden Glieder. Ach, welche Blumen, misbrauchte, zertretene, zerpflückte Blumen findet ein Kritiker auf seinem seichten Pfade! Leb wohl, Louise, du zur Dichterin verführte Unschuld! Unter Andern singt ein wiener Stutzerdichter, der sich Paul Friedr. Walther nennt, von seinem Liebesdrange:

Von der Liebe Schwanensange,
Seelenvollem Geisterklange,
Sanftentglühtem Sphärendrange
Bebt mein Herz.

O du grausamer Walther ohne Vogelweide! also vom „Drange der Sphären" bebt dein Herz? Heule, bete, weine, Menschheit, ein Mitbruder spricht irre! — Eins muß ich noch erwähnen vom „Freund des schönen Geschlechts", weil nicht leicht abzusehen ist, wie es hineinkam, nämlich drei schlesische Volksmärchen von Johann Schön (wahrscheinlich dem Professor der Staatsökonomie an der Universität zu Breslau). Kurz, simpel, drollig und naiv gibt die Darstellungsweise den Grundton der schlesischen Gebirgssagen treulich und trocken wieder. Das zweite Märchen vom „klugen Schäfer", der den Teufel überlistete und ihn zum dummen Teufel machte, ist besonders ergötzlich. Der arme Schäfer hat durchlöcherte Strümpfe, und der Teufel, der seine Seele zu fangen sucht, merkt in ihm das Verlangen nach einem Paar neuen. Da er ihm Gold bietet, um seine Strümpfe ihm abzukaufen, und dem Schäfer die Summe selbst zu bestimmen überläßt, so verlangt dieser den Strumpf gefüllt. Der Teufel bringt das Gold und schüttet es ein, aber der durchlöcherte Strumpf wird nie voll, und so hat den Teufel der Schäfer betrogen, der sein Eigenthum und das Gold unter der Bedingung behält, daß er mit jenem eine Wette eingeht und sich als Sieger dabei erweist. Wer am höchsten einen Stein in die Luft zu werfen im Stande, solle Besitzer der Summe Geldes sein. Der Teufel wirft so hoch, daß der Stein erst nach einer Viertelstunde niederfällt. Der Schäfer gibt sich aber blos den Schein, als würfe er, und da nun kein Stein niederfällt, trotz dem daß man eine Stunde lang wartet, so muß er unendlich hoch geworfen haben. Endlich macht der Schwarze noch den Vorschlag, der, welcher am lautesten schreien könne, solle das Gold erhalten. Er schreit auch so stark alsbald, daß dem Schäfer der Kopf zu zerspringen droht. Dieser aber schlägt den Teufel mit seinem Knotenstab so stark wider die Stirn, daß ihm Hören, Sehen, selbst die Besinnung vergeht. Dieser Schall war so durchdringend, daß der Teufel sich zum dritten Mal für besiegt erklärte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jupiter, recherches sur ce dieu, sur con culte, et sur les monumens qui le représentent. Ouvrage précédé d'un essai sur l'esprit de la religion grecque; par *T. B. Eméric-David*. Zwei Bände. Paris 1833.

Emeric-David ist als Verfasser mehrer Schriften über die Kunst, besonders über die Bildhauerkunst bei den Alten und Neuern bekannt. Wahrscheinlich hat ihn das Studium der Werke der griechischen Kunst darauf gebracht, in das Wesen der griechischen Religion, welcher die mehrsten Meisterwerke der alten Kunst ihr Dasein verdanken, tiefer einzubringen. Er hat sich aus den Schriften der Neuern Raths erholen wollen, aber in denselben ungefähr 20 verschiedene Systeme aufgestellt gefunden. Demnach hat er sich an die Alten selbst gehalten und aus denselben nun ein besonderes System hergeleitet, das zwar mit einigen Grundsätzen und Vermuthungen seiner Vorgänger zusammenpaßt, aber auch in manchen Punkten davon abweicht. Dieses Lehrgebäude ist kürzlich folgendes.

Die Griechen wie die Aegypter beteten die verschiedenen Naturerscheinungen an. Dieser Cultus war entweder direct oder symbolisch. So z. B. betrachteten die Aegypter den Aether oder die feine Himmelsluft als den Hauptgott; diesen theologischen Gott stellten sie symbolisch als Phta vor; letzterer war also die personificirte Himmelsluft. Ebenso nahmen die Griechen den Aether als Gott an und stellten ihn symbolisch als Jupiter dar. Ein anderer Gott bei den Aegyptern war die Weltseele; diesen nahmen die Griechen nicht mit auf. Der Aether wurde als der Alles beseelende, Alles lenkende Stoff betrachtet, es war Dasjenige, was die 4 Elemente in Bewegung setzte. Im Grunde hatten die Griechen also nur einen Gott, den Aether, ohne welchen die Welt nicht bestehen konnte. Die kretensischen Daktylen oder Priester führten in der Folge ihren Zeuscultus in Griechenland ein. Zeus wurde nun zwar der allmächtige Aether; aber auch die Sonne wurde er, wie denn die olympischen Spiele eine Darstellung des Sonnenlaufes sein sollten.

Nun kamen die Philosophen und verwirrten allmälig die ehemaligen religiösen Begriffe. Plato setzte über den Zeus den erhabensten νοῦς oder Verstand; Xenophanes, Heraklit und ihre Anhänger machten aus Zeus und der Weltseele ein einziges göttliches Wesen. Die Platonische Schule führte die aus der persischen Religion entlehnten Genien ein, wovon die alten Griechen nichts gewußt hatten, und die Neuplatoniker setzten sehr umständlich die Lehre von den Emanationen oder Ausflüssen auseinander, welche ebenfalls den alten Griechen fremd waren. Ueberhaupt setzte jeder Philosoph ein geistiges, abstractes Wesen an die Stelle der belebten Materie, welche die Alten angebetet oder als Gott erkannt hatten.

So wurde denn einerseits durch die kretensischen Priester, andrerseits durch die von den Philosophen eingeführten Zoroasterschen Lehren der ursprüngliche Cultus bei den Griechen verändert. Indessen sieht man doch aus den Stellen mehrer Dichter und Weltweisen und sogar aus den Kirchenvätern, daß die ursprünglichen Begriffe nicht ganz verloren gingen, sondern sich aller Ideenverwirrung ungeachtet noch erhielten, aber freilich wol nicht bei dem großen Haufen.

Dieses Lehrsystem, das wir übrigens hier nicht genau untersuchen wollen, ist in dem E.-David'schen Werke mit vielem Scharfsinn und einer großen Belesenheit auseinandergesetzt. Es scheint, der Verfasser habe die Absicht, den Cultus der Hauptgottheiten der Griechen einer ähnlichen Forschung zu unterwerfen, und bei den wichtigsten dieser Gottheiten anfangen wollen, um hernach mit den andern desto leichter fertig zu werden. Deshalb hat er eine sehr ausführliche Einleitung vorangeschickt, die sich über den gesammten Cultus der Griechen erstrecken, also nicht allein zu diesem Werke über Jupiter, sondern auch zu den künftigen Arbeiten des Verf. dienen soll. Die Einleitung ist auch deshalb wichtig, weil der Verf. hier 80 Schriftsteller aus den letzten viertehalb Jahrhunderten nach der Reihe beurtheilt, welche eine Meinung über die gesammte Mythologie der Griechen aufgestellt und entwickelt haben. Vermuthlich hätte diese Anzahl viel vermehrt werden können, wenn der Verf. mit der deutschen mythographischen Literatur vertrauter wäre. Zwar werden mehre Deutsche angeführt, aber doch nur solche, deren Forschungen in Frankreich durch Uebersetzungen bekannt geworden sind, oder die ihre Abhandlungen lateinisch geschrieben haben. Ein anziehendes Capitel in diesem Werke ist das die Beschrei-

bung des Jupiter von Phidias enthaltende. E.-David hat sich lange mit dem Studium der Werke dieses großen Künstlers abgegeben, auch eine Abhandlung über denselben in der Akademie der Inschriften vorgelesen. Er weist daher mit vielem Scharfsinne die mythologischen Ideen nach, welche dem Künstler beim Entwurfe seines erhabenen Werkes müssen vorgeschwebt und ihn bei der Ausführung geleitet haben. Ueberhaupt ist aus der Abhandlung des französischen Akademikers Manches zu lernen, wenn man demselben auch nicht in Allem beistimmen kann. Er gesteht selbst, daß die alte Mythologie ein schwer zu lösendes Räthsel sei. Manche haben es versucht; wer aber kann sich rühmen, es völlig richtig gelöset zu haben? 65.

Miscellen über die russische Literatur.

Man muß es bedauern, daß Zeitschriften, die in Rußland in deutscher Sprache erschienen, von jeher von keiner langjährigen Dauer gewesen sind. Die Zeitschrift, die Herr v. Oldekop im Jahre 1831 unter der Benennung: „Der russische Merkur", zu Petersburg begann, hat nur zu bald das Misgeschick erfahren, das ihre Vorgänger betroffen. Ihr Herausgeber hatte ein ähnliches literarisches Unternehmen: „Die St.-Petersburger Zeitschrift", bereits früher angefangen, es aber 1825 aufgeben müssen. Nach sechs Jahren Ruhe erstand das neue Tageblatt mit dem eben angeführten Namen und lieferte allwöchentlich auf einem Druckbogen, einen fliegenden Merkur an der Spitze, ein historisch-statistisch-belletristisches Gemisch, das durch die Gaben, welche es Lesern aller Art und jedes Geschmacks darbot, wol verdient hätte, so viele Käufer zu finden, daß die Lebensbedingungen des Journals gesichert worden wären; doch schon am Ende des ersten Jahrgangs klagt O. über Mangel an Abonnenten und verzweifelt an der Fortdauer der Zeitschrift. Den Inhalt derselben überblickend, wünschen wir, daß darin mehr deutsche Originalaufsätze und weniger Uebersetzungen aus dem Russischen aufgenommen worden wären. Indessen fehlen die erstern nicht ganz. Ein in Nischne-Kolymsk im nordöstlichen Sibirien wohnender Arzt, Dr. K**, hat eine lesenswerthe Schilderung der Tschuktschen eingesandt, die aus eignen Beobachtungen hervorgegangen ist. Hätte doch der Herausgeber von den zerstreut durch ganz Rußland sich aufhaltenden Deutschen sich mehre dergleichen Beiträge zu verschaffen getrachtet! Dann hätte sein Journal auch Theilnahme unter russischen Lesern gefunden, die in seiner jetzigen Gestalt darin fast nur Uebersetzungen ihnen bekannter Aufsätze sehen konnten. Nach Dr. K** nennen sich die Tschuktschen in ihrer eignen Sprache Tschetko, d. h. Leute. Würde dieser Name statt der russificirten jetzigen Benennung in deutschen Geographien gebräuchlich, so wäre er doch leichter auszusprechen. Das Volk der Tschetken, das den nordöstlichsten Winkel Asiens am Eismeer bewohnt und eine Art von Unabhängigkeit bewahrt hat, rechnet K** zu der amerikanischen Menschenrace. Sie haben nicht die mongolischen Gesichtszüge der Tungusen und Kamtschada'en, und ihre Sprache soll Aehnlichkeit haben mit der Sprache der Bewohner der Inseln zwischen Asien und dem nördlichen Amerika. Das Land, das die Tschetken unter freigewählten Oberhäuptern bewohnen, ist, obgleich die Kälte bis auf 40° Reaumur steigt, fast waldlos, und eigenthümlich daher die Einrichtung ihrer Wohnungen. Ihre Zelte aus Rennthierfellen stellen die Familien, die unter einem Häuptlinge zusammenhalten, nebeneinander. In diesen Zelten wird nur zum Kochen von Speisen Feuer angemacht, wozu dürre Reiser oder aufgefangenes Treibholz dient. Der Tschetke selbst wohnt während des langen und harten Winters mit seiner Familie in einem viereckigen, aus Fellen verfertigten Kasten, der innerhalb des Zeltes steht, Polok heißt und nur so breit und hoch ist, daß vier bis sechs Menschen darin nebeneinander liegen und gebückt stehen können. Im Polok brennt eine Lampe, aus gehöhltem Schiefer verfertigt, worin Seehundsfett das Oel, Moos der Docht ist. Diese erhellt den fensterlosen Fellkasten und erhitzt ihn mit Beihülfe der gedrängten Einwohnerschaft so sehr, daß selbst bei 40° Kälte die Weiber kaum bekleidet sich darin aufhalten. Hier lebt nun der freie Tschetke in einem Lande ohne Holz, ohne Feldbau, zufrieden, ein einfaches warmes Zimmer gegen die grimmigste Kälte ersonnen zu haben. — Nach einer officiellen vom Ministerium des Innern publicirten und von O. übersetzten, detaillirten Berechnung bestand die Bevölkerung Rußlands 1829 aus 18,770,000 direct besteuerten männlichen Köpfen; rechnet man dazu die unbesteuerten Stände und das Militair nebst den gleichfalls unbesteuerten Militairsiedlern, so erstreckt sie sich bis auf 21 Millionen männlicher Einwohner. Wenn nun außerdem die noch keiner bestimmten Zählung unterworfenen Landstriche Grusiens, Armeniens, [illegible]siens und Bessarabiens auf eine Million veranschlagt, das Königreich Polen mit 2,020,000 und Finnland mit 635,000 männlichen Einwohnern hinzugezählt werden, so ergibt sich zusammen mit dem weiblichen Geschlecht eine Gesammtbevölkerung von [illegible] Millionen Menschen. Darunter zählt man für das eigentliche Rußland mit Ausnahme des Königreichs Polen und Finnland 148,330 Edelleute, 19,850 Beamte, 83,790 verabschiedete Soldaten, 16,580 Ausländer, 747,550 durch das ganze Land ansässige Kosacken, 1,200,000 direct besteuerte Städter, [illegible] sieben Millionen zu den kaiserl. Domänen und über neun [illegible] zu den adeligen Gütern gehörige Landbauern, 218,418 Geistliche der griechischen Kirche mit ihren Söhnen und den Kirchendienern (hier mit einbegriffen, weil sie steuerfrei sind), 4592 [illegible]che, 411 evangelische Geistliche, 5981 katholische, 7311 der griechisch-unirten Kirche, 6658 mohammedanische Mollas. — [illegible] andere interessante Berechnung findet sich in einem [illegible] die Fortschritte der Colonisation im Innern Rußlands. [illegible] bestehen jetzt die im Saratowschen Gubernium 1765 begonnenen deutschen Ansiedelungen aus 9841 Familien in 102 Dörfern. Die Zahl der Individuen erstreckt sich bis auf 91,848 [illegible] daß die Bevölkerung dieser deutschen Colonien der eines [illegible] deutschen Fürstenthumes gleichkommt, oder sie noch [illegible] Auch in andern Gubernien, hauptsächlich in den südlichen, [illegible] es zahlreiche deutsche Colonien, doch ist in der Berechnung [illegible] Anzahl der deutschen Ansiedler nicht von der der [illegible] Einwanderer geschieden worden. — Unter der Rubrik: „[illegible]bekehrung", wird berichtet, daß 1825 eine geistliche Mission [illegible] aus Archangel abging, innerhalb fünf Jahren 3510 [illegible] zum christlichen Glauben bekehrt und für die neuen christlichen Gemeinden Kirchen gebaut habe. Nur 680 im Gubernium Archangel ansässige Samojeden sind Heiden geblieben. [illegible] wurden 1829 und 1830 im Gubernium Kasan 3023 Tschuwaschen und Mordwinen getauft. Es wäre zu wünschen, [illegible] dergleichen Erwerbungen für die christliche Kirche ein [illegible] das verlassene und der Vergessenheit anheimfallende Heidenthum der Mordwinen und Tschuwaschen, die zum großen [illegible] Volksstamme gehören, näher beschriebe und schilderte. [illegible] die alten Missionare in Deutschland, Wendenland und [illegible] eine gleiche Aufmerksamkeit der von ihnen überwundenen [illegible]religion geschenkt, wie viel breite, spitzfindige und doch [illegible]gende Hypothesen würden sie den Geschichtschreibern der [illegible]welt erspart haben! — Von dem statistischen und ethnographischen Inhalte des „Russischen Merkurs" wenden wir uns zu [illegible]tristischen. Er besteht aus Uebersetzungen russischer [illegible] Poesien und liefert auch verschiedene, deutschen Journalen [illegible] gedruckte leichte ästhetische Waare, worunter sogar [illegible] Saphir und Oettinger; indessen fehlen keineswegs mehre [illegible] auf russischem Boden erwachsene Poesien. Unter den [illegible] aus dem Russischen sind „Die Prüfung" und „Der [illegible] Schleier", von dem beliebten russischen Novellisten A. [illegible]der, in die bekannte Verschwörung von 1825 verwickelt, [illegible] Richterspruch zur Deportation verurtheilt, vom Kaiser [illegible] begnadigt ward. Seine gesammelten Novellen hat er [illegible] unter dem Pseudonamen A. Marlinski in mehren Bänden ausgegeben. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 71. —— 12. März 1834.

Taschenbücherschau für 1834.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

15. Taschenbuch für die elegante Welt auf das Jahr 1834. Magdeburg, Rubach. Mit dem besondern Titel: „Bilder aus dem Leben eines genialen Dichters unserer Zeit." Romantisch bearbeitet von Isidor.

Dies Buch in Octavform wagt sich ziemlich unbestimmt hinaus in die Welt, ohne Buchbinderpracht, ohne Goldschnitt, ohne Kupfer — blos ein geschmackvolles Titelblatt hat der Verleger daran gewendet — versucht es mit den einschmeichelnd bunten Weihnachtslämmern zu concurriren. Zu dem Unsichern der ganzen Erscheinung kommt, daß ein ziemlich unbekannter Pseudonym sich an einen großen Gegenstand wagt, den er der eleganten Welt ohne Abwechselung allein für sich hiermit bietet. Lord Byron's launenhaft titanenartige Gestalt, die dämonischen Gewalten seines innern, der Fluch seines glänzenden und unglücklichen äußern Lebens, die unheimlich düstere Phantastik dieses großen Geistes — ach! das ist Alles viel zu ungeheuer und unbequem für Damenlecture; und was heißt elegante Welt, wenn der Kreis der Frauen davon ausgeschlossen wird? Wenn ein gewandter und geweihter Dichter diese Farben zu einem Gemälde zu mischen versuchte, so würde er alle Gegensätze sanfter abschattiren und milde beruhigende Contraste hineinziehen, die die dunkle Figur mit seinem dämonischen Geschick nicht allein verbluten ließen an den Wunden, welche ihm die Welt und das wunderbare Individuum sich selbst geschlagen. Und nicht blos das: mit dem Riesengeiste Byron's selbst würde ein tiefer, wahrer Dichter uns näher bekanntgemacht haben; je entfernter eine riesige Gestalt, desto unheimlicher erscheint ihre kolossale Größe, die in trauterer Nähe sich in ihren kindlich-spielerischen Momenten ertappen und liebgewinnen läßt. Wer als Dichter oder als dichterischer Mensch die Gegensätze des innern Lebens in sich erfuhr, den kecken Uebermuth, den die Laune des Augenblicks beflügelt, und die lähmende Wehmuth, die die farblose Enttäuschung nachläßt, in sich erlebt und durchgekämpft, der rückt sich Byron näher, und kann er auch das Gigantische der toll-seltsamen Erscheinung, das sich durch sein Leben zieht, nicht völlig aufklären, er gibt es homogener mit der allgemeinen Dichternatur. So ist uns Shakspeare durch Tieck so lieb und traut geworden, ohne an seiner kolossalen Urgestalt verloren zu haben. Hier Rath geben in der Farbenmischung des Gemäldes, hieße durch Anweisung Einen zum Dichter machen wollen, und das ist nicht gut thunlich. Allein Herrn Isidor gehen auch die gewöhnlichen Dichtergaben für ein Erzählungstalent ab; nicht an Feuer, Aufregung und Erguß fehlt es ihm, er hat oder äußert phraseologisch im Gegentheil zu viel davon, er könnte eher ein lyrisches Gedicht über Byron machen; allein ihn in seinem Ich erscheinen zu lassen, umgeben von den vielen Bedingungen seines Werdens, dazu gehört ein episches Talent, und dies offenbart die vorliegende Darstellung nicht. Wie scharf, eckig und krampfhaft ist Byron's Umgebung in der Jugend hingeworfen; welch eine Fratze ist unnöthigerweise aus seinem Vater geworden! So ist der erste Abschnitt: „Traum der ersten Liebe", überschrieben, in welchem Byron's Leben als Jüngling und sein Verhältniß zu Mary, die ihn verließ, bis zu seiner ersten Abreise aus England geschildert werden sollte, schon nicht hinreichend, um uns richtig in sein inneres Werden blicken zu lassen. Individueller treten uns im zweiten Abschnitt, „Die Rose des Orients" betitelt, Byron und die Personen, die sein Leben bilden, entgegen; der Verf., der sonst nichts als die biographischen Nachrichten, die ihm durch Lecture geworden, sachgemäß zu ordnen erstrebt, gibt hier specieller des Dichters Liebesverhältniß mit der jungen Gattin eines alten reichen Moslem in Athen, wo der Brite lange Zeit die Schmerzen seines Jugendlebens im milden Klima des Südens verbluten ließ. Es war sein Fluch, daß er überall Liebe und zugleich todbringende Leidenschaft einflößte. Der Nektar des Lebens floß ihm an allen Orten reichlich, aber sein Geschick wollte es, daß er in jedem Tropfen alsbald Wermuth schmeckte. Zaide hing mit aller Glut der orientalischen Leidenschaft an ihm; jede Rücksicht ward weggeräumt, und so konnte ihre Liebe nicht lange vom argwöhnischen Tyrannen, der ihr Ehaherr war, unbemerkt bleiben. Den Gesetzen des Landes gemäß ward das schöne Weib, weil es einen Gjaur liebte, in einen Sack gesteckt, um dem Wassertode preisgegeben zu werden. Byron's Wachsamkeit und seine Bestechung der Richter verhinderte die Vollstreckung des Urtheils. Des Dichters „Gjaur" und seine „Braut von Abydos" sind ihrem Entwurf nach

in der Zeit des Umgangs mit Zaide entstanden. Auffallend vernachlässigt ist vom Verf. die Figur des alten, Englands Sitten ebenso wie seinem Herrn getreuen Dienerfreundes Fletcher, der Byron überall im Leben begleitet hat. Solche Gestalt muß aber, um den Hauptcharakter heraustreten zu lassen, besonders gepflegt und benutzt werden. Der dritte Abschnitt, „Lorber, Prosa, Dornen!" überschrieben, schildert Byron's abermaligen Aufenthalt in London, den Glanz seiner Aufnahme als gefeierter Dichter des „Childe Harold" in den hohen Cirkeln der Residenz, sein bürgerliches Leben, seine Verehelichung mit der Miß Milbanke und die Auflösung dieses unseligen Bandes. Weniger fatalistisch und mehr mit den Motiven in die Seele des Handelnden verlegt, hätte auch die Darstellung dieses letzten Verhältnisses von größrem Werth sein können. Der Widerwille, den Byron's schöne Gattin gegen ihn faßte, rührte, nach der Motivirung vorliegender Erzählung, schon vom Augenblicke der Vermählung her, als Byron an der Hochzeitstafel, in düstere Grübeleien versunken, selbst sein Verhältniß zu dem Wesen, das ihm nun angehören sollte, miskennend, in der Zerstreuung diese seine Gattin kalt und steif Miß Milbanke titulirte. Isabellens Bonne, die Byron einen weiblichen Jago nannte, spielt in dem trüben Verkehr beider Gatten eine besonders einflußreiche Rolle. Die einmal mit ihren Flammen erregte Eifersucht fand dann durch Byron's unüberlegte Launen ihre reiche Nahrung. Der ungebührlich lange Besuch der Miß Mardyn, einer Actrice vom Drurylanetheater, an dessen Direction Byron Theil hatte, und des Lords Befehl, der Dame den Wagen der Lady bei dem schlechten Wetter zu überlassen, da sein eigner nicht zu Gebrauch stand, führten dann eine leidenschaftliche Scene herbei, in welcher sich die Furien des Hasses entluden. Nach sofortiger Trennung der Gatten war die Lady so böswillig, den gesunden Verstand ihres Gatten zu verdächtigen, um an seinem Wahnsinn ein Motiv gesetzlicher Scheidung haben zu können, während Byron, als er sich vom Vaterlande und seiner Tochter Ada losriß, in seinem „Lebewohl" selbstquälerisch alle Schuld sich beimißt und seinem dämonischen Geschick. Der vierte Abschnitt führt die Ueberschrift: „Des Südens Glut und Leben", und erzählt Byron's Leben und Liebeshändel in Venedig und Ravenna. Es war in jener Stadt, wo er mit dem bald darauf allzu früh auf dem Meere verunglückten Shelley zusammen lebte, dessen zügellos-bizarrer Geist in schwärmerischer Hingebung sich mit Byron's verwandter Seele verbrüderte, und der von dem Freunde behauptet, hier in Venedig, wo er im Doppelfeuer der Liebe zweier schönen Weiber stand, habe sich sein wundersamer Geist am reichsten entfaltet. „Die beiden Foscari", „Don Juan" und „Marino Falieri" entstanden in der Lagunenstadt. Es war die kurzvermählte junge Gräfin Guiccioli, der Byron's Erscheinung die allgewaltigste Neigung einflößte, ein Feuer, dem er durch einen neuen Liebesbrand zu entgehen suchte, der sich im Herzen der Fornarina Gianetta, eines Fischers Braut, für ihn entzündete. Geliebt und liebend war es sein Schicksal, Alles um sich her durch die Glut, womit er sich ihm hingab, verwelken und sterben zu sehen. Gianetta stürzte sich seinetwegen aus dem Fenster in das Meer, und obwol sie gerettet ward, löste dies doch das Verhältniß. Theresa aber, die tief und still liebende Gattin des Grafen Guiccioli, mußte auf ihn verzichten; er hatte sie aus dem Kerker befreit und vor der Tücke des Gemahls gesichert, aber er entriß sich ihren Armen, Shelley's Tod rief ihn auf zum Handeln, um in der Welt nicht wie dieser mit seinem glühenden Freiheitsdrang spurlos zu verschwinden. Er ging nach Griechenland, nachdem er viele seiner Werke in Venedig geschaffen, und der letzte der Abschnitte unserer biographischen Skizze gibt mit kurzem Zusammenhange sein Wirken für die Sache der Freiheit und seinen Tod in Missolunghi. Alles, was der Verf. gegeben, kann für nicht mehr als Vorarbeit gelten, die große Gestalt entweder blos biographisch oder dichterisch zur Erscheinung zu bringen.

16. Berliner Kalender. Der Kalender als solcher in Verein mit der genealogischen Tabelle der regierenden hohen Häuser und anderer fürstlichen Personen in Europa ist ein Bedürfniß am Hofe. Beim Blättern in dieser Namentafel der Regentenfamilien will man zugleich der Abwechslung wegen etwas Lecture, und so hat der „Berliner Kalender" stets seine Novelle, historische Beiträge und für den Liebhaber Lyrica. Wir treffen diesmal eine Novelle von Blumenhagen: „Adler und Greif", ein historisches Gemälde aus dem 15. Jahrhundert, das in der That, obschon er die Interessen etwas stark mit Patriotismus versetzt, zu seinen bessern Leistungen gehört. Er hat sich einmal ausnahmsweise wieder zusammengenommen, und dann kann er mitunter Gutes im Einzelnen prästiren; manche Gruppen sind mit historischer Treue und Geschmack componirt; als Ganzes kann es freilich nicht größere Ansprüche eines Künstlerproducts machen. Von F. W. Schubert lesen wir ein historisch-statistisches Gemälde von Ost- und Westpreußen, das uns nicht blos das Terrain vergegenwärtigt, sondern auch die Geschichte der Volkscultur bis zum J. 1525 vorführt, wo mit dem Aufhören der deutschen Ordenswürde und mit der Verwandlung des geistlichen Landes in ein weltliches Herzogthum unter polnischer Oberhoheit ein neuer Wendepunkt für die innere und äußere Fortbildung der heimischen Nation eintritt. Des Verf. scharfsinnige Untersuchungen der geschichtlichen Entwickelung der einzelnen slawischen Stämme in Preußen gewähren manchen Lichtblick in das bisherige Gewebe nicht ganz erhellter Vorstellungen. Zu den wesentlichen Ergebnissen gehört unter Andern die begründete Ansicht, daß die Ostseeländer von dem rechten Ufer der Weichsel ab in den Strudel der großen Völkerwanderung am Anfange des Mittelalters nicht mit hineingerissen worden seien. Ueber die Etymologie des Namens Preußen ergibt sich, nach dem Verfasser, die Annahme der Entstehung desselben aus der polnischen Präposition po, die „nahe bei" bedeutet, und dem Worte Ruzzi, also Po-ruzzi, zusammengezogen Pruzzi, Prussi, Preußen, d. i. Nachbarn, Anwohner der Russen. Diese Anlehnung ist also physisch, etymologisch und historisch

nothwendig? Die höchste Blüte des deutschen Ordens in Preußen ist bekanntlich in dem Jahrhundert vor dem thorner Frieden zu suchen. Merkwürdig erscheint auch unter den trefflichen Komthuren dieser Periode der hervorstechende Hang, das Schulwesen zu befördern. Besonders war des Hochmeisters Winrich von Kniprode Fürsorge für die Erziehung der Jugend sehr einflußreich. Von ihm ging die einsichtsvolle Anordnung aus, daß jedes Dorf von mehr als 60 Hufen eine Landschule errichten sollte; auch die Stiftung lateinischer Schulen in den größern Städten, namentlich zu Marienburg, Danzig und Königsberg, rührt von ihm her. Von Konrad von Wallenrode wissen wir nun, selbst wenn wir Mickiewicz's Darstellung nicht als überall aus den Quellen entlehnt annehmen, mehr Charakteristisches, als hier mit wenigen Worten gegeben werden konnte. Interessant sind die lyrischen Gaben: „Lebensbilder", von H. Stieglitz, obschon bei einigen die reiche Diction die etwas prosaische Situation nicht ganz heben kann, andere Stimmen und Anklänge, Winter-, Frühling-, Herbstanregungen, keine neue Tonart in den bekannten Thematen beginnen. Die Sprache verräth überall eine echte Bewegung des Innern. Als vollendeten und gediegenen Accord möchten wir besonders das letzte Lied: „Wohin?" hervorheben.

Als ganz vorzüglich im landschaftlichen Sujet haben wir die Stahlstiche zu empfehlen, die meist Darstellungen von Kirchen, Klöstern und Ruinen in Ost- und Westpreußen liefern.

(Der Beschluß folgt.)

Die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode, nach medicinisch-moralischen Grundsätzen und von natur-, menschen- und staatsrechtlichen Gesichtspunkten aus beleuchtet durch Theodor Friedrich Baltz. Berlin, Mittler. 1833. Gr. 8. 8 Gr.

Mit Bedauern bemerken wir, daß die Flut der für und wider die Homöopathie erscheinenden Schriften noch immer im Wachsen begriffen ist und dem Aufkommen guter, in wissenschaftlichem Geiste verfaßter Werke fast gefährlich zu werden droht; denn obwol mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehen ist, daß das ganze eitle Treiben bald ein Ende nehmen und die meisten jener Schriften gleich ausgebrannten Kohlen auf dem Aschenherde liegen bleiben werden, so ist es doch ewig schade um die edle Zeit, die manche vielleicht für etwas Besseres befähigte Schriftsteller auf das Schreiben und noch Mehre auf das Lesen derselben verwenden müssen. Nunmehr aber, da der am Baume wissenschaftlicher Erkenntniß emporgeschossene Nebensprößling Blüten und Früchte angesetzt hat — sind es auch Früchte, die vor der Zeit abfallen und weder Geschmack noch Nahrung versprechen —, können wir nicht umhin, sie wenigstens aufzuheben und eines prüfenden Blickes zu würdigen.

Irren wir nicht sehr, so hat die ganze neue Lehre hauptsächlich folgenden Motiven ihr Dasein und ihre leichte und schnelle Ausbreitung unter einem großen Theil der Menschen zu danken: von der einen, und zwar von der Seite ihres Erfinders, der Eitelkeit, als Reformator und Begründer eines neuen Systems zu erscheinen, und dem Eigennutz; von der andern der Unwissenheit mancher Aerzte und der Leichtigkeit, dadurch zu Ansehen und Geld zu gelangen, und der Leichtgläubigkeit und dem Hange zum Wunderbaren bei den Laien.

Es läßt sich kaum denken, daß ein Mann wie Hahnemann, der die alten Aerzte fleißig studirt und lange Jahre die kranke Natur beobachtet und Kranke auf die frühere Weise behandelt hat, Behauptungen, wie er sie jetzt als Grundsätze seiner neuen Lehre an die Spitze stellt, leere Erfindungen, die allen Gesetzen der Vernunft, ja allen Ansprüchen des gesunden Menschenverstandes zuwiderlaufen, selbst für wahr erkennen sollte. Hält er sie jetzt für wahr, nachdem er sich lange damit beschäftigt, so ergeht es ihm wol wie manchen Erzählern, die, wenn sie Erdichtungen oft genug wiederholt haben, sie am Ende selbst für wahr halten und daran glauben. Weit wahrscheinlicher aber bedünkt es uns, daß er, der es bekanntlich nicht unter seiner Würde gehalten hat, die Welt mehr als einmal zu täuschen, sie auch diesmal der Eitelkeit und des schnöden Gewinstes wegen am Narrenseil herumführe, eingedenk des alten Sprüchleins: „mundus vult decipi, ergo decipiatur". Wenigstens zeigt die ganze Anlage seines sogenannten neuen Systems, daß es darauf berechnet ist, den großen Haufen für sich zu gewinnen und ihm Sand in die Augen zu streuen. Die scheinbare Einfachheit desselben; die Leichtigkeit, es in seinen Grundzügen zu fassen und nöthigenfalls sein eigener Arzt zu werden; die Bequemlichkeit, seinen ganzen Arzneibedarf mit in der Tasche herumführen zu können und statt ganzer Eßlöffel voll Arzneien, Pulver und Pillen nur alle 3, 6—8 Tage ein Streukügelchen oder Dimunitivpülverchen nehmen zu müssen; die scheinbare Ersparniß bei solcher Behandlung; die strenge Wachsamkeit über das kleinste krankhafte Gefühl und jedes unbedeutende Symptomchen (besonders interessant für Hypochondristen und hysterische Damen); die wunderbare Entwickelung der Arzneikräfte durch Reiben und Schütteln, fast eben so wunderbar als die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kanaan; die ebenso wunderbaren Wirkungen des bloßen Riechens an arzneiliche Substanzen; die strenge Diät, bei der fast kein Bissen und kein Tropfen über die Zunge gehen darf, ohne des guten Doctors zu gedenken, und die dadurch bewirkte Revolution in allen Küchen und Kellern; die Abschaffung des lästigen Aderlasses und der häßlichen Blutegel; die sinnreiche Psoratheorie, bei der alles lästige Forschen nach andern Krankheitsursachen wegfällt, indem der Kranke doch irgend einmal in seinem Leben, sei es auch aus den Händen seiner Amme oder Kinderwärterin ein Blütchen oder Stippchen empfangen haben muß — Alles dieses zusammengenommen, ist es nicht geeignet, die Aufmerksamkeit des Laien aufs höchste zu steigern und ihn zur Bewunderung hinzureißen gegen den Schöpfer einer solchen Erfindung wie gegen die Erfindung selbst?

Hierzu kommt noch, daß es unter den Aerzten der ältern Schule leider nicht wenige gibt, die entweder aus Mangel an hinreichenden Kenntnissen oder an hinreichendem Geschick zur Erfüllung ihres Berufes, oder als überzählige Glieder an zu reichlich mit Aerzten versehenen Orten nicht gleichen Schritt mit den übrigen ältern und erfahrenern halten können, und daher gern die Gelegenheit ergreifen, sich durch die neue Lehre Eingang und Ansehen zu verschaffen. Und wie leicht ist es nicht auch für den kaum der Badstube entlaufenen jungen Praktiker, sich mit Hülfe der Hahnemann'schen opera in den Besitz der ganzen homöopathischen Weisheit zu setzen und Kranke zu curiren, oder auch wol gesund zu machen; denn wie Viele gibt es deren, die nicht auch gesund werden ohne alle arzneiliche Hülfe, die man nur von ihrer Jahre lang fortgesetzten fehlerhaften, schwelgerischen Diät, von ihrem Misbrauch mit zu vielen und zum Theil unpassenden Arzneien entwöhnen darf u. s. w., um sie gesund zu machen? wie bequem ist endlich nicht für dergleichen Aerzte, ihren Bedarf an Arzneien mit sich in der Tasche herumführen zu können? wie einträglich, sich für etwas, was nichts kostet, bezahlen und zwar, da ein Nichts keiner Taxe unterliegt, sich wie Schatzgräber, Schwarzkünstler und dergleichen den magischen Einfluß mit blanken Goldstücken bezahlen zu lassen? Es ist bekannt, welch' ein schönes Vorbild in dieser Beziehung Hahnemann selbst seinen Schülern ist. In

der That, die Sache hat etwas Anlockendes, und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn sich die ganze homöopathische Sippschaft mit Händen und Füßen sträubt, sich ihr Kleinod nehmen zu lassen, und Vettern und Basen, Zeitungsschreiber und Journalisten zusammentreibt, um für sie das Wort zu nehmen.

Allein auch der heftigste Wind hört am Ende auf, wenn er lange genug geblasen hat. Fürchte daher nur Keiner, daß Das, was durch jahrhundertelanges Forschen zusammengebracht worden, daß das Wahre und Edle der Wissenschaft untergehe; konnte es der pfäffische Geist des Mittelalters nicht unter seinen Schutt begraben, wie sollte es jetzt, am hellen Mittage, im Angesicht so vieler erleuchteter und von dem Bedürfniß nach wahrer, wissenschaftlicher Erkenntniß durchdrungener Männer geschehen?

Aber — und dies ist die schlimmste Seite der Sache — sie ist zu tief in die Mitte des Volks gedrungen, sie wird fortwuchern gleich einem schädlichen Unkraute, und es können vielleicht viele Jahre darüber vergehen, ehe ihre letzten Wurzeln ausgerottet werden. Sie hat ihre Gönner und Vertreter an Höfen und in Cabineten, ja selbst verdiente Aerzte wie Hufeland, Kopp u. A. haben sie wenigstens zum Theil in Schutz genommen und dadurch ihrer Verbreitung Vorschub gethan (mögen sie den Nachtheil, den sie dadurch dem Menschenleben und der Wissenschaft gebracht, vor ihrem eignen Gewissen verantworten!); sie hat bereits ihren Weg zu den Lehrstühlen der Universitäten gefunden, und es wird nicht fehlen, daß sie ihn nicht auch in die Versammlungssäle der Medicinalcollegien finde. Von hier an wird aber erst ihr verderblicher Einfluß auf das allgemeine Menschenwohl sichtbar werden; nun erst wird man einsehen, was man an alten wohlbegründeten Institutionen und Einrichtungen hatte, und bereuen, sie eines leeren Phantoms wegen haben antasten zu lassen. Doch wir malen ein Bild nicht weiter aus, das sich mit allen seinen nachtheiligen Folgen einem jeden Vernünftigen von selbst aufdringt. Mögen unsere Befürchtungen nicht wahr werden, und mögen alle Diejenigen, denen das Gesundheitswohl der Völker anvertraut ist, festhalten an dem Wahren und Bewährten und nicht müde werden, gegen den verderblichen Dämon anzukämpfen. Besonders aber legen wir es Nichtärzten, denen eine Einwirkung in medicinisch-polizeilichen Dingen gestattet ist, dringend ans Herz, sich nicht durch Scheingründe und falsche Vorspiegelungen von einer der neuen Erfindung durch die Erfahrung ertheilten Sanction irreführen und zu Abänderungen in der bestehenden Ordnung der Dinge verleiten zu lassen, sondern, eingedenk des warnenden Beispiels der Geschichte, ruhig den Schluß des noch nicht zu Ende gespielten Dramas abzuwarten, damit sie sich unnöthige Rückschritte ersparen, die ein übereiltes Vorgreifen in dieser wichtigen Angelegenheit nothwendig zur Folge haben würde.

Die vor uns liegende Schrift des Hrn. Dr. Balz ist ganz besonders dazu geeignet, nicht allein auf die Nachtheile aufmerksam zu machen, die die neue Lehre Hahnemann's in Hinsicht auf die Behandlung der Kranken zur Folge haben muß, sondern sie zeigt auch noch die gefährlichen Folgen, die von ihr bei weiterer Verbreitung und Begünstigung von Seite der Regierungen in medicinisch-polizeilicher Hinsicht zu befürchten sind, auf eine so klare und eindringliche Weise, wie sie bis jetzt noch nicht geschildert worden sind. Wir dürfen sie daher mit Recht besonders den Laien in der Medicin empfehlen und machen es Allen, denen das öffentliche Gesundheitswohl anvertraut ist, zur Pflicht, sie nicht unberücksichtigt zu lassen.

Nicht mit Unrecht vergleicht der Verf. den Erfinder der neuen Lehre mit Bombastus Paracelsus, insbesondere hinsichtlich seines anmaßlichen, großsprecherischen Tons und seiner Verachtung alles Dessen, was verdiente Männer vor ihm gedacht und gelehrt haben. Auch er meinte wie Hahnemann, den wahren Stein der Weisen in der Medicin gefunden zu haben, und verwarf Alles, was nicht in seinen Kram paßte. „Ich bezeug mit Gott", sagt er, „daß ich nit leug, obs schon der Natur unmöglich scheint, nehmlich, daß keiner ist, noch gewesen [illegible] noch sein wird, der die Natur so [illegible] ersucht hat". [illegible] „Ihr mir nach, Ihr von Wien, von Paris, von [illegible], Ihr von Montpellier, Ihr mir nach, ich nit Euch; mein ist [illegible] Regiment". — „Mein Theorik", meinte er, „wird in dem Jahr 58 (1858) anfangen zu grünen, und die Praktik, so darauf folgt, wird sich mit unglaublichen Zeichen und [illegible] beweisen, daß auch die Handwerksleut werden [illegible], sammt dem gemeinen Pöffel, wie Theophrasti Kunst [illegible] gen der Sophisten Sudlerey, welche mit bäptischen und [illegible] lichen Freyheiten, von wegen ihrer Untüchtigkeit, will [illegible] tiget und beschützet seyn". — Und was war das Ende dieser Marktschreierei? Der Name Bombastus lebt zwar noch in der Geschichte, aber sein System ist vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Statistik Schottlands.

Der patriotische Sir John Sinclair veranstaltete in den Jahren 1790 bis 1799 eine vollständige statistische [illegible] seines Vaterlandes, wie sie damals kein anderer Staat [illegible]. Er gewann die Prediger sämmtlicher Kirchspiele für [illegible] ternehmen und gab ihnen Mustertabellen, welche mit [illegible] der Genauigkeit alle statistischen Verhältnisse des [illegible] der Bewohner umfaßten. So entstand durch die [illegible] mehr als 900 Mitarbeitern das „Statistical account of Scotland" nach den Kirchspielen geordnet, in 21 [illegible] war längst schon ein dringendes Bedürfniß geworden, [illegible] genwärtigen Zustand des Landes auf ähnliche Art [illegible]. Ein Ausschuß des Vereins zur Unterstützung der [illegible] Töchter der Geistlichen hat das Unternehmen [illegible] unter seiner Leitung erscheint jetzt: „A new statistical [illegible] of Scotland", das aus höchstens 10 Bänden [illegible] vierteljährigen Lieferungen erscheinen wird. Wie bei dem [illegible] Werke liefern die Prediger der Kirchspiele die Beiträge, [illegible] Ganze wird nach den Kirchspielen zusammengestellt, [illegible] die Kirchspiele nach den Grafschaften, wozu sie gehören, [illegible] und so viel als möglich nach der Nähe der Lage an [illegible] werden. In jeder Beschreibung eines Kirchspiels [illegible] tistischen Angaben unter folgende Abtheilungen [illegible]: 1. Topographie und Naturgeschichte des Kirchspiels, 2. [illegible] tische Geschichte, 3. Bevölkerung, 4. Industrie, 5. [illegible] schaft des Kirchspiels. Jede Lieferung erhält eine [illegible] Lizars. Von jeder Grafschaft wird eine tabellarische [illegible] gegeben. Das Werk wird mit einem allgemeinen [illegible] Ueberblicke Schottlands schließen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 72. —— 13. März 1834.

Taschenbücherschau für 1834.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 71.)

17. Niederrheinisches Taschenbuch für 1834. Von Agnes Franz. Wesel, Klönne. 8. ohne Kupfer.

Dies soi-disant Taschenbuch gehört zu denen, die eigentlich keine Taschenbücher sind, sowol in Hinsicht des Formats und weil sie durch Kupfer und andere Eleganzen sich nicht auszeichnen, als auch weil ihnen die Mannichfaltigkeit der Beiträge fehlt, worin doch ebenfalls ein besonderer Reiz der Taschenbücherlecture besteht. Gleichwol empfiehlt sich das vorliegende durch die geschmackvollen und freundlichen Gaben der Agnes Franz. Unter den drei Erzählungen aus dem rheinischen Sagenkreise, der bekanntlich als Product seiner Localität von Heiterkeit und Frische beseelt wird, zeichnen wir die umfangsreichste: „Die Jungfrau vom Lurlei", als die vorzüglichste aus. Der alte Flußkönig, Vater Rhein, wünscht wieder einen Bund mit den Menschenkindern, die ihn schon so oft getäuscht und gekränkt, anzuknüpfen. Er sendet deshalb seine reizende Tochter Welleda aus seinem feuchten Schoos ans Land, und bald hat sich das sinnende Mädchen ihren Liebling unter den beiden Söhnen des Pfalzgrafen auserlesen. Auch Reinhold fühlt zu der seltsam-lieblichen Erscheinung, die ihn mit stillem Zauber umgibt und oft plötzlich wie Duft aus seinen Armen entschwindet, alsbald eine Hinneigung. In süßer Verborgenheit dauert eine Weile ihr stiller Herzensverkehr; Glück und Segen strömt über die Landschaft, Alles strotzt von Fülle und der Rhein wirft Goldsand an das beglückte Ufer; da wird Welleda's verstohlenes Bündniß mit dem Grafensohn von einer eifersüchtigen Dame entdeckt; vor dem Namen: Nixe, erbebt Alles, und der Bruder Reinhold's übernimmt das Geschäft der Rache für den Frevel, der durch den eindringlichen Wasserspukgeist an seinem Hause verübt sei. Das schöne Rheinfräulein sitzt, ihres Geliebten harrend, auf dem Lurleifelsen; da erklimmen mehre Gewaffnete die Höhe, und vom Stahle der rohen Männer strömt schon Blut aus Welleda's Arm. Der alte Rhein schäumt aber jetzt, über die That empört, in die Höhe, und seine Woge nimmt die Tochter wieder hinab in den friedlichen Schoos, wo sie vor der Tücke der verblendeten Menschen, die der Wahn regiert, sicher ist. Dieser einfache Grundzug der Sage ist mit mannichfaltig wechselnden Situationen aus der Familiengeschichte des pfalzgräflichen Hauses verwebt. Außer den rheinischen Sagen erzählt Agnes Franz auch zwei aus dem schlesisch-mährischen Mythenkreis. „Welen der Vogelsteller, oder die Entstehung der Burg Boskowitz" enthält die sinnreiche Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in Mähren durch einen einfältigen Biedermann, in dessen Hütte der heidnische Fürst Privinna einkehrt, als er lange Zeit in der Wildniß des Jagdreviers umhergeirrt war. Märchenhafter ist die Sage vom Rübezahl: „Isolde, oder die Entstehung von Adersbach". Der Fürst der Gebirge fühlt die Oede seiner Behausung; mitten unter den Schätzen seiner Bergadern ergreift ihn die Sehnsucht, eine Menschenbrust die seine zu nennen und mit einem liebenden Wesen die stumme Pracht seiner Schlösser zu theilen. Isolde ist die auserkorene Jungfrau, die jedoch nur gezwungen ihm nach dem herrlichen neu errichteten Palaste folgt, da in ihrem Herzen schon ein Anderer thront. Sie war den Händen des Vaters, der sie dem Rübezahl überantwortete, entflohen; alsbald aber eingeholt, war sie der Gewalt erlegen. Rübezahl bietet nun alle erdenklichen Mittel auf, um Isolden den Aufenthalt in dem aus Felsen verwandelten Feenschlosse angenehm zu machen; zart und demüthig fleht er um schwache Beweise ihrer Gunst, bis sie ihm ihre Hand zusagt, da sie sich von ihrem frühern Geliebten vergessen wähnt und von der Freundlichkeit des mächtigen Zauberers bestochen ist. Da erscheint jener jedoch; er steigt über die Felsen zu ihr in den Hain, und sie feiern die Stunde des Wiedersehens. Bald erscheint Rübezahl wieder, und dem Geliebten Isoldens ist die Flucht über die steilen Mauern unmöglich. Der Zauberfürst ordnet eine Lustjagd an in seinem Revier, und Isolde, die selbst Theil daran nimmt, verfolgt ein Reh, das vergeblich mit demüthigem Blick ihr Erbarmen anfleht. Sie trifft es sicher, und als es sterbend niederstürzt, erkennt sie in ihm den Geliebten, dem diese Metamorphose als Strafe zu Theil wurde. Zu gleicher Zeit stand Schloß und Park und Wald plötzlich in Stein verwandelt da, aus dem alles Leben entflohen ist. Das sind die Felsen von Adersbach, und Isoldens Geist wandelt noch seufzend zwischen den öden Massen, aus deren seltsamen Gebilden noch hier und da ein steinernes Antlitz

herausstiert, als letztes Ueberbleibsel eines vom Berggeist treulos abgefallenen Menschenwesens.

18. **Charitas.** Festgabe von **Eduard von Schenk.** Mit Beiträgen von **König Ludwig von Baiern, L. Auerbacher, M. Diepenbrock, P. von Martius, C. von Neumayr, Fr. Rückert, H. von Schubert** und dem Herausgeber. Regensburg, Pustet. 1834.

Eine bunte Mannichfaltigkeit der Gaben in Scherz und Ernst regt uns belebend an. Das Titelkupfer, die Anbetung der Könige aus dem Morgenlande, nach einem Carton von P. von Cornelius, der in der neuerbauten St. Ludwigskirche zu München ausgeführt werden soll, macht den Almanach in der That zu einer Weihnachtsfestgabe. Auch die übrigen Stiche nach Zeichnungen von Cornelius und Heß, unter denen sich besonders St. Lucas von dem Erstgenannten auszeichnet, haben eine ernste Festmahnung. Die Reihe der literarischen Beiträge eröffnen zwei Gedichte vom **König von Baiern**: „An die Baiern", und: „Auf Pästum, wie es im Anfang des 19. Jahrhunderts war und wie es geworden", jenes in gereimten Versen, dies in Distichen. König Ludwig rühmt im erstern die Treue und Anhänglichkeit der Baiern an sein Haus. **Eduard von Schenk**, dessen Dramen blos des Verf. Beruf zur Lyrik bekunden, erweist sich hier als solcher nicht unvortheilhaft in dem Gedichte: „Georg und Margaretha", einer Episode aus der Fabel vom ewigen Juden, deren Darstellung ihn gegenwärtig beschäftigt, und in den gereimten Fabeln und Parabeln. Wer ein solches Gedicht wie „Luft und Liebe" zu schaffen vermag, kann nicht für einen bloßen Thyrsusschwinger im Dienst der geweihten Muse gelten. Dagegen mag der verstorbene bairische Staatsrath Clem. von Neumayr, aus dessen poetischem Nachlaß uns hier mehre Erzählungen und Bilder als Vorläuferinnen einer Sammlung seiner Erzeugnisse mitgetheilt werden, ein ganz achtbarer Geschäftsmann gewesen sein; als Denker und Dichter weiß man ihm kaum ein Plätzchen irgendwo anzuweisen. Was der Verstorbene über den Instinkt geschrieben hat, ist wirklich selbst für einen Staatsmann zu alltäglich, und „Die Begräbnißscene", die außer vielen andern Bildern aus dem Leben uns geboten wird, ist eine so armselige Profanirung der Begräbnißgeschichte des Heilandes, daß wir nicht leicht etwas Trivialeres uns erinnern gelesen zu haben. Um so mehr entschädigt dafür die Sammlung geistlicher Lieder aus dem Spanischen und Italienischen, die wir dem als Kenner der südeuropäischen Literatur bewährten **Melch. Diepenbrock** verdanken. Der Gaben sind zu viele, um jede einzeln hervorzuheben; wir verweisen deshalb nur auf einzelne. Die Uebersetzung ist überall gleich sehr gelungen und trefflich. Wir haben hier in den religiösen Liedern mehrer spanischen Dichter einige wildentsprossene Blümlein des Katholicismus, ein seltsam spielendes Gewinde, aber voller Duft. In aller Anmuth kindlicher, fast kindischer Einfalt ist die süße Spielerei des religiösen Gefühls, besonders im „Gewebe der Liebe", einer Romanze von Alonso de Ledesma, entfaltet. Unter den Gedichten des Fürsten von Esquilache [illegible] das erste: „Abraham's Opfer", die großartige, [illegible] Anschauung, daß Abraham's Entschluß, den Erstgebornen zu opfern, als ein vorbildlicher Act der göttlichen Handlung nicht gestattet werden durfte. Von Lope de Vega ist besonders der bilderreiche Anruf an das heilige Kreuz [illegible] schön; es gehört mit zu den wenigen Gedichten, die der Dichter seinem Sohne sterbend empfahl, während er die [illegible] sten von seinen 21 Millionen Versen ihm zu lesen [illegible] Von **Quevedo**, dem humoristischen Dichter der „Fiesta del gran Facano", der auch nicht weniger als [illegible] Bogen geschrieben haben soll, hätte man den [illegible] Ernst des hier mitgetheilten Gedichtes: „Der Einzug in Jerusalem", nicht eben erwartet. Sehr interessant ist [illegible] das Lied eines Peruvianers auf das Leiden Christi [illegible] der aus dem Lateinischen übersetzte Kirchenhymnus [illegible] Bischofs von Poitiers aus dem sechsten Jahrhundert. Wir berühren nur kurz, daß von **Philipp von Martius**, demselben, der mit Spix zusammen seine Reise [illegible] Brasilien herausgab, einige Gedichte hier mitgetheilt [illegible] die die Atmosphäre jener Aequinoctialgegenden, [illegible] sie die Stoffe entlehnen, mit allem würzigen [illegible] üppigen Natur wiederathmen. Besonders [illegible] sen wir auf das Gedicht: „Unter dem Aequator", [illegible] auf die beiden Episoden aus einem episch-[illegible] dichte: „Suitram's Fahrten". Auf einige [illegible] sche Beiträge von **G. H. von Schubert**, [illegible] die einzelne Hinblicke auf das mystische [illegible] folgen neue Lieder von **Fr. Rückert**. [illegible] lingsfrische, dem heitern Sonnenglanz, der [illegible] seligung für Natur und Menschenleben, [illegible] würdigen, humoristisch-begnüglichen Anmuth, die [illegible] Lieder mehr oder minder beleben, ist es schwer, [illegible] herauszuheben, und so sehr wir unter den [illegible] mentlich eins zur Mittheilung suchen möchten, [illegible] bleibt schwer, fast unmöglich. Manche sind [illegible] sonst gekräuselte, gewundene und gedrechte [illegible] samem Zuschnitt in Wendung und Dictiaon [illegible] aber, wie es meist geschieht, der Humor [illegible] ungewohnten Wendungen bemächtigt, so [illegible] ziöses, und wir genießen dann Delicatessen [illegible] und Versbau, wie sie Lyriker, die sonst [illegible] Seele zu singen pflegen, selten aufzutischen [illegible] längsten und tiefsinnigsten unter den Liedern [illegible] entnehmen wir einige Strophen aus der [illegible] Ende. Der Dichter redet die Mutter Natur an:

> Deine Sonne wecket
> Alles, was bedecket
> Goldner Schlummerduft.
> Wache Lebenstriebe,
> Wiegst du ein in Liebe,
> Wiege, Brautbett, Gruft!
>
> Deine Arbeitsbienen,
> Kunstreich gabst du ihnen
> Statt der Liebeslust,
> Aber beide Flammen
> Gossest du zusammen
> In des Menschen Brust.

Wo die beiden ringen,
Werden sie bezwingen,
Leben und den Tod,
Sich zum Himmel schwingen
Und zur Erde bringen
Ew'ges Morgenroth.

* * *

Was der Maulwurf wühlet,
Hat der Mensch gefühlet
Oder eingesehn.

Was der Vogel singet,
Was die Quelle springet,
Was die Blume blüht,
Was die Schöpfung rauschet —
Mutter, nur belauschet
Hab' ich dein Gemüth.

Laß mich für die Erde
Sinnen, daß sie werde
Durch und durch verschönt!
Laß mich sie verklären,
Daß im Chor der Sphären
Sie mit Freude tönt!

Hat ein Dichter jemals naiv-lieblicher mit der Natur verkehrt? Auch die Herbstlieder athmen — was wir bei der Verbrauchtheit solcher Themata besonders hervorheben müssen — eine frische, neugeborene Seele. In der „Ferienreise“ beschreibt er sich selbst im neuen Flausrock mit aller Heiterkeit eines kindlichen Humors. An diesem Flausrock Rückert's habe ich mein erkältetes kritisches Gehirn recht wohlthätig zu guter Letzt erwärmt. 59.

Die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode ꝛc. von Theodor Friedrich Baltz.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Wie keine Sache so schlecht ist, daß sie nicht auch etwas Gutes hätte, so findet sich denn auch in der neuen Lehre Einiges, was zur Nachahmung empfohlen werden kann. Namentlich rechnet der Verf. hierher, daß man bei geringfügigen Zufällen keine arzneiliche Hülfe anwenden, sondern sich auf eine kleine Abänderung in der Diät und Lebensordnung beschränken, ferner, daß man auch in wirklichen Krankheiten höhern Grades ganz einfache, wirksame Arzneien in sehr (?) kleinen Gaben, in der Diät aber vor Allem die größte Strenge, Auswahl und Einfachheit beobachten solle. Allein das Gute, welches von der homöopathischen Methode gerühmt werden kann und was den reellen Hauptbestandtheil der ganzen Theorie ausmacht, ist gar nicht neu und nicht ihr Eigenthum, gereicht nicht zum Ruhme ihres Erfinders, sondern es gehört der alten tausendjährigen rationellen Heilkunde an, sind aus dieser und besonders aus der Diätetik entnommene und etwas neu gemodelte Vorschriften. Wenn es vor Hahnemann Aerzte gab und zum Theil noch gibt, die bei jeder kleinen Unpäßlichkeit ihre Kranken mit Arzneien bestürmen, die in ihren Verordnungen eine Menge zum Theil unnöthiger oder wol gar schädlicher Arzneisubstanzen durcheinandermischen oder bei jeder Gelegenheit mit großen Gaben starkwirkender Mittel darein fahren, die die heilsamen Wirkungen der Diät für gar nichts achten, so beweist dies nur, daß sie ihr Fach schlecht verstehen und der Stimme der Natur ihr Ohr verschließen. Es gibt in jedem Fache Stümper; so auch in der Medicin, aber an ihrer Unwissenheit und ihren Misbräuchen trägt die Wissenschaft keine Schuld.

Aber staunen muß man, wenn die Homöopathie die wirksamsten, kräftigsten Mittel, die unsere Medicin aufzuweisen hat, nämlich die Erbrechen erregenden, die Abführungs- oder eröffnenden Mittel, die Blutentziehungen durch Aderlaß und Blutegel, Mittel, die in den gefährlichsten Krankheiten, z. B. bei innern Entzündungen edler Organe, des Gehirns, der Lunge, des Herzens, der Leber, des Magens, der Gedärme u. s. w., bei Blutschlagflüssen oft da noch, wo alle Hülfe verloren scheint, und zwar allein noch dem Tode seine Opfer zu entreißen vermögen, geradehin verwirft, weil solche in die homöopathische Hypothese nicht passen, und weil die homöopathische Phantasie sich von ihnen keine Aehnlichkeits-Symptome zu schaffen weiß!

Glücklicherweise sind in den letztern Jahren die Entzündungskrankheiten nur selten und daher Blutentziehungen auch nur selten nöthig gewesen, sollte aber früher oder später die entzündliche Krankheitsconstitution die herrschende werden, dann wird sich (Ref. wagt dies mit Zuversicht vorauszuverkünden) diese Einseitigkeit der neuen Lehre in allen ihren gefährlichen Folgen herausstellen. Aber auch jetzt schon wird sie mancher Kranke schwer büßen müssen. Solche, die, bei phthisischem Habitus, leicht von entzündlichen Zufällen befallen werden, denen durch öftere kleine Blutentziehungen zu begegnen sein würde, werden in unheilbare Lungensucht verfallen; Andere, die Anlage zu Schlagfluß haben oder an öftere Blutentziehungen gewöhnt waren, werden von Schlagflüssen und Lähmungen, noch Andere, die an Anschoppungen innerer Eingeweide leiden, bei Unterlassung gewohnter Ausleerungen, von Melancholie oder andern unheilbaren Unterleibskrankheiten heimgesucht werden u. s. w. Doch wir berühren nicht weiter die Nachtheile, die dieses System nothwendig für die Krankenbehandlung mit sich bringen muß, um den Verf. noch in der Darstellung einer der gefährlichsten Seiten der Homöopathie, nämlich der des Selbstdispensirens der Aerzte zu folgen. Die Homöopathen behaupten bekanntlich, es sei durchaus erfoderlich, daß sie ihre Arzneien selbst bereiteten und an die Kranken verabreichten. Wir lassen hier, in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Verf., ihn selbst sprechen: „Das gesetzmäßige und pflichttreu geführte Kunstgeschäft, Arzneien für Kranke nach den Regeln der Wissenschaft und Kunst gewissenhaft zu bereiten, ist, nach der weisen Einrichtung und gerechten Fürsorge der erhabenen Regierungen aller gebildeten Völker, ein für sich bestehendes, zwar zur Heilkunde gehörendes, dieselbe ergänzendes Glied, aber immer doch ein, von der ärztlich-praktischen Ausübung der Heilkunst sorgsam getrenntes Fach. Dasselbe erfodert eine vielseitige wissenschaftliche Bildung und folglich einen jahrelangen Zeit- und kostbaren Geldaufwand, um die gesetzlich verlangte wissenschaftliche Regelmäßigkeit zu erlangen. Die Ausübung dieses Kunstgeschäfts durch den eigens dazu bestimmten, von einer zu diesem Zwecke ernannten wissenschaftlichen Behörde geprüften und streng verpflichteten Mann, den Pharmaceuten oder Apotheker, macht denselben zu einem der achtbarsten und ehrenwerthesten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Der Kranke, in demselben Vertrauen bestärkt, welches die weise Staatsregierung in den Apotheker und dessen Gewissenhaftigkeit gesetzt hat, überläßt es ihm, nach der schriftlichen Anordnung des Arztes, dem Recepte, die Arznei zu bereiten, von welcher Leben und Gesundheit erwartet wird. Es fällt folglich bei der Behandlung irgend einer Krankheit ein bedeutender Theil der Verantwortlichkeit, deren größter freilich dem Arzte obliegt, auch auf den Apotheker. Zu diesen beiden, bei der Behandlung einer Krankheit zunächst thätigen und dazu berechtigten und befugten, dabei auch streng verantwortlichen Männern aus zwei verschiedenen und weislich getrennten Fächern kommt nun noch ein Drittes, der schriftliche Ausweis über die Recht- und Zweckmäßigkeit der Behandlung selbst, nämlich das Recept, das als schriftliches Document in jedem streitigen Falle mit als Zeugniß dient und überall von den Kranken oder deren Angehörigen sorgsam aufbewahrt werden muß. — So sind demnach bei jedem Krankheitsfalle von nur etwas bedeutendem Grade, und wo ein Mensch des ärztlichen Beistandes sich bedient, in jedem wohlgeordneten Staate, stets Drei, und zwar ganz Verschiedene, die da zeugen: der Arzt, der Apotheker und

das Recept. So viel müssen ihrer aber auch zur Sicherung des Lebens- und Gesundheitsschutzes eines jeden Kranken wenigstens sein, und es ist höchst nöthig, daß es so bleibe".

Dagegen verlangt nun die Homöopathie den gänzlichen Umsturz aller bestehenden und erprobten gesetzlichen Anordnungen, somit ein Preisgeben der kranken Menschheit allen den Gefahren, welche Unkunde in der Arzneibereitung, Quacksalberei, unbefugtes Curiren, heilkünstlerische Pfuscherei, Geheimmittelkrämerei, Habsucht und selbst Giftmischerei immer und überall mit sich geführt haben. Wenn aber einmal die Bereitung und Verabreichung der Arzneien an die Kranken den Heilkünstlern, und wenn auch selbst unter gewissen Einschränkungen, gestattet ist, dann ist es vorbei mit jeder Sicherheit des Lebens- und Gesundheitsschutzes in der menschlichen Gesellschaft; dann ist dem größten Unfuge mit dem unbefugten Curiren Thor und Thür geöffnet; dann bleibt ja diese heilkünstlerische Pfuscherei nicht mehr allein in den Händen der privilegirten ärztlichen Pfuscher, sondern sie wird, schon der großen Leichtigkeit des homöopathischen Quacksalberns wegen, von Jedem ausgeübt werden, der zum ärztlichen Pfuschen und zu betrügen immer nur Lust und Belieben hat. Schon jetzt ist sie in manchen Gegenden aus den Händen der Aerzte in die von Gutsbesitzern, Pfarrern, Chirurgen u. s. w. übergegangen, und selbst ein deutscher Fürst soll dem Vernehmen nach sich mit Ausgeben homöopathischer Pülverchen und Streukügelchen befassen. „Zu welchen Greueln aber eine solche allgemeine medicinische Pfuscherei führen würde, das ist gar nicht abzusehen! Kein Mensch, gleichviel ob gesund oder krank, würde seines Lebens mehr sicher sein können! Jedem Bösewichte, sowol heilkünstlerischen als unkundigen in der Medicin, dem irgend ein tüchtiger Mann oder irgend eine andere Person, ein Vorgesetzter im Amte, ein strenger Vormund, eine wachsame Mutter über ihre Tochter u. s. w. zur Erreichung seiner unedeln Zwecke im Wege stände, würde diese homöopathische Arzneikrämerei eine feile Dienerin sein; des wissentlichen sowol, als auch des unwissentlichen Mordens der Menschen würde gar kein Ende; Giftmischerei und Meuchelmord würden an der Tagesordnung sein."

Der Verf. erinnert hier an die bremer Giftmischerin und an die Vergiftung der beiden Brüder Hippolyt und August Ballet durch einen jungen Arzt zu Paris, die noch in zu frischem Andenken ist, als daß wir nöthig hätten, sie hier unsern Lesern nochmals zu erzählen. Der Verf. malt nun die mannichfaltigen Gefahren, denen die Menschheit durch die von den Regierungen zu ertheilende Erlaubniß zum Selbstdispensiren ausgesetzt sein würde, noch weiter aus; wir glauben indeß hier genug gethan zu haben, sie im Allgemeinen zu bezeichnen, und verweisen unsere Leser lieber selbst auf diese jedenfalls sehr beherzigenswerthe Schrift. Möge sie zur guten Stunde und noch zeitig genug erschienen sein, die steigende Flut der Medicasterei mit ihren unheildrohenden Folgen zu beschwichtigen, bevor sie alle Dämme durchbricht. 24.

Frescobilder in auf- und absteigender Linie. Von J. F. Bernso. Berlin, Krause. 1833. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Frescomaler ist ein tiefgemüthlicher Berliner — wir entlehnen das Beiwort seinem Buche —, ein würdiger Serapionsbruder, d. h. Mitglied einer, nach E. T. A. Hoffmann's Tode in dessen Hause gestifteten, punschtrinkenden Gesellschaft, glaubt echten Humor zu besitzen, wie wir S. 13 sehen, und tritt zum ersten Mal ins frische Leben heraus, wie das Vorwort sagt. Im Uebrigen ist er ein ganz gewöhnlicher Nachtreter Hoffmann's, und hat, wie sein Buch zeigt, überhaupt nicht so viel Humor, daß es der Rede werth wäre. Er nennt seine Bilder Kinder der Zeit und sagt, sie wären alle in Berlin geboren und erzogen; sie sind aber sehr aus der Art geschlagen, denn ihr einziges Bestreben ist, geistlose Fratzen zu ziehen. Von gesunder Weltansicht und Gefühlsweise, von ästhetischer Zweckmäßigkeit ist keine Spur vorhanden; ein planloses, geschraubtes Durcheinander in jeder Beziehung, weiter findet sich hier nichts. Selbst auf den Ausputz der Darstellung ist dies zu beziehen, denn es kommt dem Verf. gar nicht darauf an, den Leser in Neapel über eine prächtig mit Blumen bekränzte Treppe in ein entlegenes Cabinet zu führen, dessen Fenster der Reif des Winters in die schönsten Blumen verwandelt hat, wie das in der ersten Erzählung: „Der Violinspieler", ein Paganini-Zerrbild, geschieht. In der zweiten: „Der Leichenwagen an der französischen Kirche", findet sich gleich auf der ersten Seite folgendes kühne Bild der Finsterniß: „Am Himmel war es so dunkel, als ob auch dort Gaslaternen flackerten, die freundlichen Sternlein mit ihren mildleuchtenden Augen und himmlischen Gesinnungen schienen den alten Weg verfehlt zu haben, und vor dem hochgethürmten Chausseehause von irgend einer obscuren Wolke aufgehalten zu werden." So läßt sich leider nichts Anderes von diesen „Frescobildern" sagen, als daß sie auf die meisten Leser einen Eindruck machen werden, wie die „berliner Wonne", von der der Verf. S. 68 spricht und darunter den ihm vom scharfen Ostwind in die Augen gewehten Staub meint. 30.

Miscellen.

Grümbke (J. J.), Gesammelte Nachrichten zur Geschichte des ehemaligen Cisterzienser Nonnenklosters St.-Maria in Bergen auf der Insel Rügen. Stralsund, 1833. S. 40 die große Dörntze, die kleine Dörntze, wird erklärt als heizbares Zimmer zum Dörren und Trocknen; es ist wol aber das slawische Wort Turnotz, Tischgestell — Speisesaal, Gästesaal. „In majorem Stubam Castri, vulgaribus Turnitz", s. Arenpeck „Chron. Bav." V. 35. „In dem grossen Rathszimmer Durnitz genannt", Kurz's „Friedrich IV." „Sind an diesem Tage die Herrschaften in einem großen Saale oder Thurnitz zusammengekommen", s. Müllner's „Nürnb. Ann." Jahr 1284. Diejenigen, welche Dessili (S. 49) für Brettsäger erklären, sind der Sache doch vielleicht näher, als welche daraus Sitzlinge machen; Tesam und Tesi, tesal, tesasi, das Bauholz behauen. Daß die Wahlen der Priorinnen keiner Bestätigung bedürfen, möchte mit der allgemeinen Uebung bei allen Klosterwahlen nicht stimmen, wo wenigstens bei den Cisterzienserklöstern der Ordensvisitator anwesend sein und beistimmen mußte. Das Ganze ist übrigens sehr gründlich und belehrend abgefaßt.

Luden im 8. Band der „Geschichte des deutschen Volks" S. 631 bleibt zweifelhaft, wie er sich die Stelle bei Hermannus Contractus ad annum 1042 erklären soll: „Ungarios petentes lege Bojoarica donavit". Aus Fejer „Codex diplomaticus Hungariae", worin so mannichfache Libertates hospitum vorkommen, wodurch den eingeladenen Colonisten weit größere Rechte als den andern gewöhnlichen ungarischen Bauern zugestanden werden, z. B. durch die Libertas Varasdiensium, der hospitum Teutonicorum ultra Sylvas (Siebenbürgen), die Libertas Flandrensium, die Verwilligung des deutschen Rechts 1204 für die Stadt Krakau u. A. m. erkläre ich mir die Sache dahin, daß auch hier der Kaiser Heinrich denjenigen Ungarn, die sich darum anmelden würden, deutsche Freiheit und deutsches Recht, hier lex Bavarica genannt, zu gewähren versprach, wodurch sie hauptsächlich die Wahl eigner Richter, ihrer Pfarrer und sonst überhaupt einen freien Genuß ihres Eigenthums erhalten sollten, was der Kaiser eben damals durch seine anwesende Armee gegen den ungarischen Adel durchzusetzen hoffte, besonders wenn sich die ungarischen Bauern mit Ernst darum melden würden (Ungaros petentes). 78.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 73. —— 14. März 1834.

Ueber die Reform der deutschen Universitäten.

Erster Artikel.

Als der revolutionnaire Geist, welcher seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus die alten Formen des Staats- und Familienlebens theils zertrümmert, theils untergraben und so dem Einsturze nahe gebracht hat, von Neuem nach kurzer Unterdrückung im Jahre 1830 eine solche innere Kraft erlangt hatte, daß er in gewaltsamem Aufstande, von Brand und Plünderung gefolgt, sich bethätigen konnte, erschraken viele Anhänger der ihm zu Grunde liegenden Principien vor den furchtbaren Consequenzen, die, folgerecht aus jenen entwickelt, sich in der Erscheinung geltend machten. Man gelangte, durch diese zweite Erfahrung abermals gewarnt, zu der Einsicht, daß auf diesem Wege der Entwickelung unserer Lebenszustände kein Heil für die Völker zu erwarten sei, daß er dieselben gradezu dem Abgrunde, der Auflösung entgegenführe. Ja, selbst in Frankreich, dem Herde aller Revolutionen, fühlte man ein Bedürfniß, einzuhalten auf diesem Pfade der Empörung physischer Gewalten, und es bildete sich als Grundsystem der regierenden Gewalt das sogenannte juste milieu, welches dieselben Zwecke der Revolution ohne die Mittel derselben zu erreichen strebte. In Deutschland hatte man schnell genug den Widerhall der französischen Revolutionsphrasen gehört, auch das juste milieu System fand in nicht allzu langer Zeit seine Bewunderer, zumal da der Deutsche Mittelzustände zu lieben scheint. Man gab hier nur dem Dinge einen andern Namen, nannte jenes System das der Reformen, und unsere Staatsweisen priesen sich selbst, indem sie sich zu demselben bekannten. Es liegt aber in Wahrheit diesem Reformsystem keine andere Idee zu Grunde als der schon alte Spruch: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk", welcher leider eine gar vielfache Deutung erlaubt. Kurz, das Wort Reform ward die Losung und das Schiboleth aller Derjenigen, die einerseits zu wenig Energie des Charakters besitzen, um die Consequenzen der Principien, die sie doch als richtig anerkennen, in Ausführung zu bringen, andererseits sich aber damit trösten, daß man nur in den Mitteln, welche man gewählt, nicht in dem Zweck, dessen Erreichung man sich vorgesetzt, gefehlt habe. Von allen Seiten erhob sich in Deutschland ein Geschrei nach Reformen, und der große Haufe der Halbgebildeten kokettirte mit diesem Worte, ohne sich recht klar seiner Bedeutung bewußt zu sein. Daß Reformen niemals das innere Wesen und Sein, den belebenden Geist der zu reformirenden Sache angreifen und tödten sollen, ward gar bald vergessen, sodaß in manchen Gegenden Reformen ans Licht traten, welche mit größerm Rechte den Namen einer Revolution von oben nach unten verdienten, verübt durch den Terrorismus des abstracten Gesetzes.

Wahrscheinlich werden wir vor allem Reformiren in unserm unruhigen Zeitalter zu keiner Ruhe kommen, in welcher wir die Früchte der Reformen genießen könnten, denn das Jagen nach Realisirung abstracter Ideale in unsern Zuständen scheint eher zu- als abzunehmen; und wir werden durch das fortwährende Experimentiren, gleich dem Alchymisten, statt des gesuchten Goldes habhaft zu werden, das Gold, dessen Besitz uns so lange erfreut hat, gänzlich in Rauch aufgehen lassen.

Unsere deutschen Universitäten sind ein solches köstliches, wenn nicht das köstlichste Gut, dessen Verlust uns droht, sollten die Reformen wirklich ins Leben treten, mit welchen ein mehr oder weniger dunkles, ein mehr oder weniger verbürgtes oder unverbürgtes Gerücht seit einiger Zeit alle wahren Freunde der Wissenschaft und tüchtigen Geistesbildung drohend erschreckt. Man täusche sich nicht durch den Namen Reformen Es ist ein Afterdienst im Tempel des Herrn, wenn dergleichen Maßregeln und Einrichtungen, wie sie uns drohen, sich unter diesem Namen verhüllen, um desto sicherer mit der Art den kräftigen Baum zu fällen. Zu zeigen, daß die Reformen, welche theils öffentlich als räthlich ausgesprochen, theils im Geheimen bei hohen Machthabern insinuirt sein sollen, den Werth und das wahre Wesen unserer deutschen Universitäten im innersten Leben brechen und ertödten würden, soll die Aufgabe dieses Aufsatzes sein Entspricht unsere Auffassung der Wichtigkeit des Gegenstandes, so sind wir der Theilnahme des ganzen deutschen Vaterlandes gewiß, welches, wie aus so vielen laut gewordenen Stimmen hervorgeht, lebhaft fühlt, daß es sich bei dieser Frage um eines unserer höchsten Besitzthümer handelt, um ein Besitzthum, welches Jahrhunderte hindurch unsere Vorväter in allen Stürmen der Zeit kräftig bewahrt und selbst noch in neuester Zeit, während ringsumher fast alle

Institutionen echt germanischen Lebens der Zerstörung unterlagen, vor Napoleon's tyrannischem Eingreifen gerettet haben.

In dem tiefsten, innersten geistigen Sein des deutschen Volkes wurzelt diese Liebe für, diese Achtung gegen seine Universitäten, in diesem geistigen Inhalt des Volkes, der sich in der ganzen Geschichte unserer Nation offenbart als ihre Eigenthümlichkeit im Gegensatz der romanischen Völker Europas. Denn nicht ist es lächerliche Eitelkeit oder thörichte Anmaßung, wenn wir behaupten, Deutschland sei vorzugsweise die Welt der innern tüchtigen Gedankenentwickelung des menschlichen Geistes in der neuern Zeit. Haben doch selbst unsere Nachbarn, Engländer und Franzosen, oft genug uns damit zu verspotten und sich zu rühmen gedacht, indem sie aussprachen, die Deutschen kämen vor allem Denken niemals zum Handeln. Wir haben den geistigen Kampf gegen die Hierarchie im Mittelalter vor Allem durchgekämpft; wir haben die geistig-religiöse Freiheit des Gedankens errungen durch die Reformation; wir haben endlich nicht nur eine kritisch-zerstörende, sondern auch eine speculativ-erbauende Philosophie zur Erscheinung gebracht wie kein anderes Volk der neuern Zeiten. Scheinbar nur eilen jene uns voraus in der Constituirung ihrer Lebenszustände nach dem, wie sie meinen, vernünftigen Gedanken; denn so wahr und anerkannt es ist, daß nur die innere Freiheit und Selbständigkeit des Geistes im Denken die äußere wahre Freiheit des Handelns hervorbringen könne, daß diese eine nothwendige Folge jener sei, so wahr wird es sich erweisen, daß Deutschland in seinem fortwährenden Streben nach der erstern in höherer und dann erst wohlthätiger Weise der letztern sich erfreuen wird.

Dieses Streben nach vernünftiger Freiheit und Selbständigkeit des Geistes im Denken durch die Wissenschaft und dadurch im Handeln hat die Universitäten ins Leben gerufen, hat unsere Universitäten in ihrer die Realisirung desselben begünstigenden Form bewahrt und beschützt, hat endlich, indem es bewußt oder unbewußt der ganzen Nation angehörte, die Liebe und Achtung derselben ihnen erworben und erhalten. Wie sehr zerrissen in politischer Gestaltung Deutschland auch immer gewesen ist, in dieser Liebe und Achtung kamen alle Stämme, alle Stände überein, denn sie alle betrachteten die einzelnen Universitäten nicht als Diesem oder Jenem angehörend, sondern als Gemeingut der ganzen Nation, als Bollwerke gegen Willkürherrschaft und Verfinsterung des Geistes: alles Dieses, weil ihnen allen jenes Streben nach geistiger Freiheit gemeinsam war und den innersten Kern ihres Seins bildete. Deshalb ist aber auch dieses Streben als der Grund- und Eckstein des gesammten Universitätswesens zu betrachten und festzuhalten, und jede Reform desselben muß, ehe wir sie als zweckmäßig anerkennen sollen, darin sich ausweisen, ob sie der Sicherheit dieses Grund- und Ecksteins nicht Gefahr drohe, ob sie ihn nicht gänzlich umstürze.

Es bieten sich für die Betrachtung unseres Universitätswesens sogleich zwei Seiten desselben dar, welche, so verschieden und von einander unabhängig sie auch bei dem ersten Blick zu sein scheinen, dennoch innig mit einander zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Wir wollen sie als das wissenschaftliche und das äußere Leben und Wesen unserer Universitäten bezeichnen. Man hat das letztere als unwesentlich für die Betrachtung des Universitätswesens ausgegeben und höchstens die äußere Form der Lehrmethode in die Untersuchung hineingezogen, indem man gefragt, was das wissenschaftliche mit dem übrigen äußern Leben der Studirenden zu schaffen habe. Diese Ansicht ist aber, wie uns scheint, eine rein irrthümliche. Jedes geistige Leben muß sich, es ist sein innerster Drang, in einer bestimmten Form in der erscheinenden Welt bethätigen, und nichts beweist mehr als dieses die Wichtigkeit der Ansicht, daß Denken und Handeln, Theorie und Praxis innig zusammenhängen. In dem gewöhnlichen Leben machen wir so oft die Bemerkung, welchen großen Einfluß die sogenannten äußern Umstände des Lebens auf die geistige Bildung des Individuums ausüben, wie diese durch die erstern begünstigt oder gehemmt oder gar erschüttert wird; und wir wollten nicht bei dem geistigsten alles geistigen Lebens, bei dem Leben in der Wissenschaft den Einfluß anerkennen, den jene auf dasselbe fortwährend ausüben? Wir werden im Verlaufe unserer Abhandlung uns noch weiter über diesen Zusammenhang erklären und ihn mit vorzugsweise ins Auge fassen, weil Herr von Savigny in seinem sonst trefflichen Aufsatz: „Ueber Wesen und Werth der deutschen Universitäten", ihn mit Ausnahme weniger fragmentarischen Bemerkungen fast ganz außer Acht gelassen hat.

Die beabsichtigte oder drohende Reform der deutschen Universitäten verletzt nun nach unserer Ansicht beide Seiten ihres Lebens auf gleich starke Weise, sodaß es uns als Pflicht erscheint, auch unser Scherflein zur Verbreitung einer richtigern Ansicht dieser Reformen beizutragen. Bei unserer Betrachtung trennen wir nach der oben angegebenen Weise diese beiden Seiten des akademischen Lebens und fassen zuerst die wissenschaftliche ins Auge.

Als das Grundprincip unseres ganzen Universitätswesens haben wir in Obigem erkannt: das Streben, durch das Studium der Wissenschaften zu einer vernünftigen Freiheit und Selbständigkeit des Geistes im Denken und Handeln zu gelangen. In Scharen eilt die Blüte unserer Jugend zu den Universitäten, um für dieses Streben eine Befriedigung in der Beschäftigung mit den Wissenschaften zu finden. Wäre diese Befriedigung im vollen Sinne des Wortes im gewöhnlichen bürgerlichen Leben zu erreichen, wäre sie zu finden in den niedern Kreisen der menschlichen Geschäfte, so würden wir die Pflege der Wissenschaften eine Thorheit nennen oder höchstens ein feineres Spielwerk menschlicher Lust. Ueberflüssig erscheint es uns, die Richtigkeit dieser Behauptung zu erweisen; denn wir sehen ringsumher bei allen gebildeten Völkern, bei allen Ständen den hohen Werth der Wissenschaften erkannt, wir sehen sie gepflegt von den Großen der Erde und ihre Geweihten von den Bürgern geachtet. Von dem Gedeihen der Wissenschaften also hängt die glückliche Realisirung unseres Strebens nach vernünftiger Freiheit und

Selbständigkeit des denkenden Geistes ab, und wie jene in fortwährender Entwickelung sich umwandeln, wird auch Inhalt und Form der letztern sich verändern. Denn in dem Reiche des Geistes gibt es keinen Stillstand. Von Jahr zu Jahr schreitet die geistige Entwickelung der Menschheit durch die Erweiterung der Wissenschaften vorwärts; wer will sich vermessen, ihr in bestimmten Zeitpunkten Stillstand, in andern Fortgang zu gebieten. Wie die physische Zeugung und Schöpfung des Menschen in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, welches keinem sterblichen Auge zu durchdringen je möglich gewesen ist, noch je möglich sein wird, so auch ist die geistige Zeugung, die geistige Geburt des Gedankens unerkennbar dem forschenden Menschen. Mit dem Blitz des Genies erleuchtet ein von Gott Berufener und durch diese Berufung Geweihter das weite Gebiet der Wissenschaft und zieht neue Bahnen, auf welchen Hunderte und Tausende zur Erkenntniß ihm nachfolgen. Könnt ihr voraussehen, zu welcher Zeit das Genie erscheinen wird? wagt ihr, bei seiner ersten Erscheinung schon seinen Werth zu bestimmen? Nur in der Lehrfreiheit einerseits kann der reichbegabte Geist des Menschen sich in seinem wahren Werthe erweisen, nur durch die Lernfreiheit andererseits kann eine Lehre Frucht bringen in dem geistigen Leben der Gesammtheit, kann sie zu neuer Entwickelung desselben den Samen streuen.

Aus diesen Gründen verliehen unsere Vorfahren den Universitäten, denen noch jetzt vorzugsweise Pflege, Verbreitung und Fortbildung der Wissenschaften anheimfällt, Lehr- und Lernfreiheit in unbeschränkter Weise. So ward es möglich, daß jedes für die Wissenschaft aufkeimende Talent hier den Ort seiner freien, nur seinem Genius überlassenen Entwickelung fand, Wetteifer die Lehrenden forttrieb und Ehre sie lohnte, daß aber auch wiederum eine fortwährend sich erneuende Jugend, die mit ungeschwächter Kraft am empfänglichsten ist für die Aufnahme neuer, lebenskräftiger Geistesrichtungen, hier den Grund legen konnte zur wahren Freiheit und Selbständigkeit ihres Geistes. Von Generation zu Generation entwickelte sich auf diesem Wege das frische Geistesleben unserer Nation und breitete sich von dieser Stätte der Bildung weit aus über die andern Kreise des Lebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

La verité sur les événemens, qui ont eu lieu en Espagne depuis la maladie du roi; par un légitimiste espagnol, à tous les légitimistes de l'Europe. Seconde édition, augmentée de documens officiels et d'autres pièces. Haag, Frank. 1833. Gr 8. 15 Gr.

Diese kleine Schrift schließt mit Einberufung der Cortes, die die Thronfolge der D. Isabella anerkennen sollten, neue Thatsachen können wir also nicht erwarten; aber auch, was wir am liebsten erführen, die wahre Ursache, wodurch Ferdinand VII. vermocht wurde, das Schicksal des Reichs und seiner Tochter durch Aufhebung des salischen Gesetzes einer so ungewissen Zukunft preiszugeben, bleibt verhüllt. Daß, als die Krankheit des Königs im Herbst 1832 gefährlicher wurde, die Königin durch den Herzog von Alcudia — er gilt für den Verf. der Schrift — vergebliche Schritte zur Aussöhnung mit Don Carlos gemacht, dieser aber jede Theilnahme an der Regentschaft für Donna Isabella von sich gewiesen und auf seinem Rechte bestanden; daß der König, „craignant de rendre un compte rigoureux du sang qui pourrait être versé après sa mort", im Beisein der Großen des Reichs das Testament zurücknahm, durch welches er seine Tochter zur Thronfolgerin, seine Gemahlin zur Regentin ernannt; daß einer der jetzigen Minister dies Document escamotirte und nach scheinbarer Genesung des Königs dessen Gemahlin zurückgab; daß nun erst die Cortes zur Bestätigung des königl. Willens zusammengerufen und unter Zea's Leitung das neue System durchgesetzt wurde, mittels dessen nach des Königs Tode die Regentschaft in den Händen der Königin geblieben: dies Alles mag sehr wahr sein, aber es ist doch eben nichts weiter als die Geschichte einer glücklich durchgeführten Hofintrigue; und von jeher hat nur immer das Testament gegolten, das beim Tode des Testators das letzte war. Wir könnten also ganz füglich abbrechen, zumal Das, was hier und dort aus der chronique scandaleuse freigebig genug mitgetheilt wird, den Verf. eben nicht sonderlich hoch stellt. Interessant aber bleibt die Schrift, weil sie die Ansichten, Plane und Hoffnungen, wie sie gegen das Lebensende Ferdinand's jener Partei vorschwebten, mit ungewöhnlicher Offenheit ausspricht.

Neben Klagen über die Verderbniß, welche die Freimaurer, unterstützt durch englisches und französisches Gold, über Spanien verbreiten, begegnen wir reichen Lobspendungen des heldenmüthigen Don Carlos und der ehrwürdigen Bischöfe, die gegen solche Neuerung protestiren; dann, nach heftigem Tadel der Königin, daß sie die Sitten und Neigungen des Volks verletze, folgende wahrhaft großartige Warnung (S. 40): „Ce peuple, qui arrive toujours à ses fins, parce qu'il sait vouloir et attendre, souffrira avec patience les nouveaux outrages qu'on va faire à l'objet de ses affections. Mais ce n'est impunément qu'on jettera le germe d'un profond mécontentement dans les masses. De tous les peuples du monde, le peuple espagnol est celui qui sait le moins oublier, et quand le jour de compte viendra, ceux qui n'ont pas craint de blesser les sentimens nationaux dont cette contrée fiere est jalouse, comprendront, qu'en Espagne il faut calculer la violence d'une explosion populaire d'après la durée de la patience." Zea, dessen thörichtes juste milieu der Verf. verlacht, soll abtreten, aber auch kein anderes constitutionnelles Ministerium wird sich halten; „car la lutte ne serait pas douteuse". „Don Carlos", so schließt das Buch, „a pour lui la justice de sa cause, la nation et le temps". Was soll man dem Allen wol mit Grund entgegensetzen? Den Erfolg? Allerdings hat er jeder Erwartung Hohn gesprochen. Oder soll das alte Sprüchwort, daß Dem, der sich selbst nicht hilft, Niemand helfen kann, eine neue Bestätigung erhalten?

„War dies das letzte Wort der apostolischen Partei in Spanien", fragte das „Journal de débats" in Veranlassung der neuesten Ereignisse, „so muß man gestehen, daß sie dort sehr schwach geworden ist, oder, daß sich etwas weit Mächtigeres als sie entwickelt hat. Aber was ist diese neue Kraft, die auf einmal da erschienen ist, wo man deren Existenz am wenigsten vermuthet hatte? Es ist, wie überall eine allgemeine Neigung zur Ruhe, bessere Würdigung der Familienwohlfahrt und positive Interessen, gegen welche die einzelnen Bestrebungen der Anarchie und des Fanatismus zersplittern! Aber wenn keine Garantie gegen die Rückkehr von Misbräuchen und Leiden gegeben wird, so wird der öffentliche Geist das System ruhig friedlicher Revolution bald aufgeben." Also „Misbräuche und Leiden", und hierin liegt der Schlüssel des Räthsels, warum die unendliche Mehrheit der Nation einer Regierung sich hingibt, die das ruheliebendste Volk von Neuerung zu Neuerung hinreißt, und eine andere von sich stößt, die feierlich gelobte: Alles beim Alten zu lassen!

Auch die Inquisition, mit der Don Carlos sein Volk beglücken wollte, scheint ihren Reiz verloren zu haben; Ref. hielt dieses Manifest, sowie die berüchtigten responsa der berühmtesten Universitäten Spaniens und Portugals für eine nicht sehr sinnreiche Mystification; aber S. 59 dieses allen Legitimitisten Europas gewidmeten Buchs lesen wir, wahrscheinlich aus dem Schatzkästlein des seligen Pater Busenbaum: u. a. „15. Question. Et si on emploie la force pour l'obtenir? — Reponse: Le serment forcé ne produit point d'obligation dans le for interieur de la conscience, et dans le for exterieur seulement tant, que la force dure". Es wird erlaubt sein zu fragen, was man unter force zu verstehen habe? Vielleicht la force des choses? Gewalt äußerer Verhältnisse? Man käme dann ziemlich leicht mit der Moral ins Reine.

Unter den sonstigen Beilagen findet sich noch ein sehr ausführliches Abmahnungsschreiben des jetzt geflüchteten Erzbischofs von Leon an Ferdinand VII. voll publicistischer Gelehrsamkeit und frommer Salbung. Von Phöniciern, Karthagern, Plato, Aristoteles und Puffendorff redet er, und „après être resté long temps aux pieds de Jesus Christ" räth er als königl. Rath, und fodert als Bischof, daß das salische Gesetz beibehalten werde. Alles Andere hat man schon anderwärts gelesen. 72.

Die Theater in Paris.

Das Théâtre français ist den Classikern geblieben; die Stücke des alten Repertoirs sind wieder herbeigeholt worden, und Alex. Duval's, des Erzfeindes der Romantik, Name glänzt öfter als je auf der affiche. Nun fehlte noch die Duchesnois, die sich aber, wie es scheint, eines Bessern besonnen hat. Die Lage dieser übrigens immer merkwürdigen Schauspielerin scheint ziemlich bedrängt zu sein: sie hat kürzlich ihr Haus in der Rue St. Lazare verkaufen müssen. Für eine häßliche Künstlerin ist das Theater, selbst in Paris, eben keine ergiebige Carriere. Kürzlich hat Dlle. Brohan vom Vaudevilletheater im Théâtre français mit vielem Glücke debutirt; ihr Fach, die Soubrettenrollen, ist leider in den neuern Lustspielen unbedeutend; Soubretten, wie sie Molière und die Lustspieldichter des 18. Jahrhunderts schildern, gibt es eigentlich gar nicht mehr. „Bertrand et Raton" von Scribe zieht noch immer die Schaulustigen in Menge herbei. Von demselben Dichter ward „Une passion secrète" angekündigt. Casimir Delavigne hat dem Comité des Théâtre français ein Lustspiel vorgelesen, welches einstimmig angenommen worden ist.

Die Académie royale de musique hat seit längerer Zeit nichts Neues. „Robert le diable" wird stets bei übervollem Hause gegeben. „La révolte au sérail" ist das Lieblingsballet geblieben. Die holden Nymphengestalten im Bade, die Opernschäferinnen im Panzer, mit Schild und Speer, unter dem Commando der Taglioni manoeuvrirend, gewähren ein sehr verführerisches Schauspiel. Die Maskenbälle auf diesem Theater waren äußerst glänzend. Man sah da unter andern Quadrillen, welche sämmtliche französische Costums der drei letztverflossenen Jahrhunderte darstellten, nach Zeichnungen der besten hiesigen Künstler, welche in einem Prachtwerke unter dem Titel: „Bals masqués de l'opéra" soeben erschienen sind.

Die Vorstellungen des Théâtre italien sind dieses Jahr nicht so besucht, nicht so brillant als in frühern Jahren. Außer Tamburini und Rubini findet man da keine Virtuosen vom ersten Range. Die schöne Giulietta Grisi haben ihre Bewunderer höher gestellt, als sie es verdient. Sie kann sich in keiner Hinsicht weder mit der Pasta, der Sonntag, noch mit der Malibran messen. Eine neue Oper: „Il Bravo", nach dem bekannten Romane von Cooper, hat vielen Beifall gefunden. Die Musik ist von Marliani.

In der komischen Oper wird heute die 170. Vorstellung des „Pré aux clercs" angekündigt. Dieses außerordentliche Glück verdankt die Oper wol ebenso sehr dem Drama selbst als der Musik, welche, stets graziös und lieblich, nur im dritten Acte erschütternd originell ist. Die neue Oper, welche der spanische Compositeur Gomez unter dem Titel: „Le Revenant", im Theater der opéra comique hat aufführen lassen, ist das bedeutendste musikalische Kunstwerk, welches seit „Robert le diable" hier erschienen ist, mit dem es einige Aehnlichkeit hat. An Nachahmung ist übrigens nicht zu denken. Form und Gedanke behaupten in der Partitur von Gomez völlige Originalität. Am meisten nähert sich seine Diction der Auber'schen Manier. Der Text ist ein seltsames Durcheinander von burleskem Humor, Teufelsspuk und Albernheiten. „Le château d'Urtubi", Musik von dem früh verstorbenen Berton (dem Sohne), und „Une bonne fortune", ein Carnevalsschwank, Musik von Adam, wollen beide nicht viel sagen.

Dem unerschöpflichen, unersättlichen Scribe genügen die Lorbern und die Fünffrancthaler nicht, die ihm jeden Abend das Théâtre français einträgt. Während „Bertrand et Raton" ihre glänzende Laufbahn verfolgen, ist von demselben Dichter im Theater des Gymnase ein Vaudeville: „La chanoinesse" erschienen. Heloise, eine Stiftsdame zu Tours, hat einen Sohn bei sich, den sie für ihren Neffen ausgibt. Die vorgebliche Mutter erscheint plötzlich bei ihrer Tante, höchst erstaunt, auf einmal zur Mutterwürde gelangt zu sein. Aus Rücksicht für ihre Tante übernimmt Gabriele indeß die ihr übertragene Rolle. Nun kommt aber Gabriele's Freier, Henri, ein Marineofficier, mit dem General Ferville, seinem Oheim, der seinen verblüfften Neffen unablässig mit der unerwarteten Bescherung aufzieht. Diese Auftritte sind um so komischer, da sich's kurz darauf herausstellt, daß das Kind vom General selbst ist; wie das gekommen, können wir hier nicht weiter entwickeln. Der General will herzlich gern seinen Fehler bei der Mutter wieder gut machen, für welche er Gabrielen hält, muß sich aber zuletzt mit der Chanoinesse begnügen. Die übrigen Theaternovitäten sind im Vaudevilletheater: „Les infortunes d'un joli-garcon", ein Pendant zu „Les malheurs d'amant heureux" von Scribe, und „Les papillottes". Die Heldin des letzten Stückes ist Ninon de l'Enclos. Dem Melodrama: „Ninon", welches im Gaité kürzlich gegeben, liegt die bekannte Liebschaft dieser Buhlerin mit ihrem eignen Sohne zum Grunde, der sich zuletzt vor ihrem Hause erschießt. Im Palais-royal hat „La révolte des femmes" einiges Glück gemacht, wie auch „Un scandale", eine Carnevalsposse. 19.

Literarische Notizen.

Die in der Geschichte und in der Volkssage berühmten Burgen an der Grenze von England und Schottland erscheinen in einer Reihe von Ansichten nach Zeichnungen von Richardson.

Die neueste statistische Uebersicht der Vereinigten Staaten enthält „Companion to the american almanach, or repository of useful knowledge for 1834".

Es erscheint eine neue englische Uebersetzung von Göthe's „Faust" von John S. Blackie mit einer Einleitung und Anmerkungen. Sein letzter Vorgänger ist Hayward, dessen Uebersetzung 1833 erschien und das Original treuer wiedergibt als alle frühere Versuche.

Von John M'. Gregor's „British America" ist die 2. mit vielen Zusätzen bereicherte Ausgabe zu Edinburg 1833 in 2 Bdn. erschienen.

Die poetischen Werke des 1832 verstorbenen Dichters Geo. Crabbe erscheinen seit dem Febr. 1834 in einer vollständigen Ausgabe in 8 Bdn. 12. bei Murray. Der erste enthält des Dichters Leben von seinem Sohn, und der 8. wird blos ungedruckte Dichtungen mittheilen. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 74. —— 15. März 1834.

Ueber die Reform der deutschen Universitäten.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Haben nun unsere Universitäten diese ihre Bestimmung vernachlässigt, haben sie die ihnen gewordene Lehr- und Lernfreiheit unbenutzt gelassen zum weitern Fortschritt, oder sie misbraucht und unser geistiges Leben herabgezogen und verkümmert, daß man ihnen jetzt droht, ihre frühern Rechte zu nehmen oder gar sie gänzlich aufzulösen und andern Anstalten unsere Bildung anzuvertrauen?

Werfen wir einen Blick auf die geistige und wissenschaftliche Bildung unserer Nation, wir werden ohne Anmaßung behaupten dürfen, daß sie sich mit jeder andern hierin vergleichen, daß sie den meisten sich voranstellen kann. Wir wollen nicht sagen, diese schöne Frucht sei gereift nur durch die Thätigkeit und Wirksamkeit unserer Universitäten — zu viele Umstände wirken ein auf die geistige Bildung und Erhebung eines Volkes —; aber daß diese stets an ihrem Theile kräftig hierzu mitgewirkt haben, werden und können selbst ihre bittersten Feinde nicht in Abrede stellen. Selten nur ist ein Tadel laut geworden über ein „zunftmäßiges" Abschließen der Universitäten gegen weitere neue Fortschritte der Wissenschaften, und oft ging dieser Tadel aus einer eiteln Selbstüberschätzung Derer hervor, die ihrer nichtigen Anmaßung durch die ernste Wissenschaftlichkeit der Universitäten Schranken gesetzt sahen. Denn es ist Recht, daß das Neue sich nur im Kampfe mit dem Alten bewähre, und nicht in stürmischer Eile jagt man in der Wissenschaft von Lehre zu Lehre. Von zwei verschiedenen Standpunkten aus erleidet nun die Lehr- und Lernfreiheit der Universitäten harte Angriffe, deren siegreicher Erfolg das Wesen derselben zerstören muß, da, wie wir im Obigen gezeigt zu haben glauben, Lehr- und Lernfreiheit die eigentlichen Kernpunkte ihres Lebens sind. Es ist daher hier nur unsere Aufgabe, zu zeigen, wie diese vorgeschlagenen Reformen den Zweck des ganzen Universitätswesens: eine vernünftige Freiheit und Selbständigkeit des Geistes durch das Studium der Wissenschaft zu verbreiten, gänzlich vereiteln.

Beide Standpunkte des Angriffs finden ihre Begründung in einer besondern Richtung unsers Zeitgeistes und müssen daher im Zusammenhange mit dieser aufgefaßt und beurtheilt werden.

Bei einer auch nur oberflächlichen Betrachtung unserer Zeit bemerken wir alsbald eine besondere Richtung und Vorliebe derselben für das sogenannte Praktisch-Mechanische im gesammten Staats- und bürgerlichen Leben. Man findet ein Streben, alle Einrichtungen des Staates in so einfach als möglicher Maschinerie, es sei in der Administration oder in der Verwaltung der Justiz, festzustellen, sowie alles frei sich gestalten wollende Leben in eine unbestimmte vorgeschriebene Norm hineinzuzwängen. Auf dem Gebiete der Pädagogik ging aus derselben Richtung der Streit über den Nutzen der alten Sprachen als Bildungsmittel der Jugend, im Gegensatz zu den sogenannten Realwissenschaften, Mathematik, Physik u. s. w. hervor. Hier ward der Angriff auf die bestehenden Bildungsmittel siegreich von den tüchtigsten Männern der Wissenschaft zurückgeschlagen, indem man erkannte, daß es nicht darauf vorzugsweise ankommen könne, wie viel Sachen der Schüler lerne, sondern wie überhaupt sein Geist für die spätere Auffassung derselben formal gebildet werde. Dieses Princip des unmittelbaren Nutzens, der mechanisch-praktischen Anwendungsbrauchbarkeit hat nun folgerecht auch Angriffe auf die bestehende wissenschaftliche Form unserer Universitäten hervorgerufen. Fassen wir nun die in dieser Beziehung von verschiedenen Seiten her laut gewordenen Stimmen zusammen, so wird die Anklage etwa im Kurzen folgendermaßen lauten:

„Unsere deutschen Universitäten entlassen durch ihre Lehr- und Lernfreiheit den Jüngling gänzlich der zu seiner Erziehung zu einem tüchtigen Staatsbürger so nöthigen Zucht und Leitung. Ihm ist die Wahl, welche Collegien und in welcher Ordnung er dieselben hören wolle, gänzlich überlassen; Jedermann aber wird darin übereinstimmen, daß für einen bestimmten Bildungsgang eine gewisse Ordnung des Lernens nöthig sei; daß nun aber das Selbstfinden und Bestimmen derselben dem unerfahrenen Jüngling, der fast ohne einen Begriff der Wissenschaft, welcher er sich widmen will und soll, die Universität bezieht, unmöglich überlassen bleiben könne. Daher schränke man jene Freiheit ein, bestimme von Staats wegen die Reihe und Zahl der in jedem Semester zu hörenden Collegien und halte strenge auf die regelmäßige Befolgung dieser Vorschriften. Doch ist hiermit noch nicht Alles gewonnen. Wir sehen so viele Jünglinge die Universität ver-

lassen, ohne die geringste Frucht ihrer vieljährigen Studien. Hoffnungsvoll entließen Aeltern und Lehrer den Jüngling, hoffnungslos müssen sie ihn wieder empfangen. Viele wären bewahrt vor diesem Untergange, viele sich und den Ihrigen zur Freude gerettet, hätte eine strengere Aufsicht über ihren Fleiß gewacht, eine strengere Zucht sie ermuntert und gestärkt. Diese Aufsicht, diese Zucht also widme man wiederum wie in den frühern Zeiten unsern Studenten, und indem die Behörde durch die Vorschrift bestimmten Collegienbesuches die wissenschaftliche Ordnung des Studiums festzusetzen unternehme, so treibe sie auch durch die Einsetzung des etwa wöchentlichen Examinirens, durch das Verlangen nach schriftlichen Aufsätzen den Schüler zum fleißigen Studium an und erleichtere auf diese Weise vielen den Gang ihrer Bildung. Mit Einrichtungen dieser Art würde sich auch ein dritter Nutzen verbinden, nämlich eine tüchtige Anleitung zur praktischen Anwendung der gelernten Wissenschaft. Viel zu wenig nimmt die bisherige Form unsers Universitätsunterrichtes auf diese praktische Anwendung Rücksicht, und dennoch ist sie die einzig wahre Frucht eines jeden Studiums".

Indem wir nun diesen Anklagen antworten, diese Reformvorschläge zurückweisen wollen, müssen wir nochmals unsern Lesern ins Gedächtniß zurückrufen, was wir im Obigen als den Zweck unseres ganzen Universitätswesens aufgestellt haben. Vernünftige Freiheit und Selbständigkeit des Geistes im Denken und Handeln wollen wir durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften auf der Universität fördern und verbreiten. Hiermit fällt nun aber sogleich jede besondere Rücksicht auf das Studium für ein Amt, für das tägliche Brot in der Betrachtung der Universität hinweg. Wir sagen: „besondere" Rücksicht, indem wir der Ansicht sind, daß das Erreichen der Fähigkeit, dem Staate als tüchtiger Beamter jeglicher Art zu dienen, eine sich von selbst ergebende mittelbare Folge eines jeden tüchtigen Studiums ist, welches jenen obigen wahrhaften Zweck vor Augen gehabt hat. Es ist jede wahre Wissenschaft an sich selbst auch praktisch und hat stets selbst auch eine praktische Tendenz, denn sie kennt keinen andern Inhalt als den Inhalt des gewöhnlichen Lebens, sie sucht nichts Anderes, als dieses in seiner ganzen Tiefe zu erforschen und klar zu machen. Daher gestatten wir aber auch dem Staate, der in jetziger Zeit die Universitäten als seine Anstalten betrachtet, nur das Recht, diesen Gesichtspunkt, nämlich die Erziehung von Beamten für ganz bestimmte praktische Zwecke als secundairen, nicht als primitiven bei der Behandlung der Universitäten festzuhalten. Gern geben wir zu, daß der Staat in viel sicherer Weise durch Specialschulen — von welcher Art wir eine medicinische in Berlin kennen — diese von uns secundair genannten Zwecke erreichen könne, aber niemals wird in ihnen eine freiere Geistesbildung gedeihen, welche eben die Praxis in ihrer ganzen Tiefe aufzufassen und frei zu behandeln verstünde. *) Einzelne Individuen, welche von der Natur vorzugsweise begabt sind, werden sich auch aus dieser beschränkenden Form herausarbeiten, darum bleibt sie aber nicht minder eine beschränkende Form, da sie keiner geistigen Individualität den Spielraum freier Entwickelung gewährt; wie anders gestaltet sich dies auf unsern Universitäten.

Der Jüngling, durch der ernsten Schule Zucht und Ordnung zum kräftigen Willen, zur Fähigkeit des Erkennens wie der sittlichen Freiheit gebildet, sieht bei seinem Eintritt in die akademische Laufbahn das weite Feld der Wissenschaften vor sich ausgebreitet. Wohin ihn die Verwandtschaft seines eignen Geistes zieht, mag er frei wandern, in diesem geistigen Drange Befriedigung zu finden. Noch ist ihm selbst oft unklar genug, in welcher Wissenschaft sein Geist sich gesättigt finden, durch welches Studium er hingelangen werde zur höchsten Erkenntniß, der er nachstrebt. Aber es steht ihm unverwehrt frei, dahin und dorthin im Versuche sich zu wenden, bis er gefunden und erkannt, was seiner Individualität entspricht. Nicht rathlos steht er nun in dem gefundenen Felde seiner Thätigkeit da, Lehrer und Aeltern, Freunde stehen ihm zur Seite, hier und dort ihm Auskunft gebend über [illegible]haften Gang und richtige Art seines Studiums, ohne Zwang freilich und Gebot, nur seinem eignen Ermessen überlassen, ob er ihnen folge. Denn auch hier ist die freie Wahl ihm vorbehalten. Verschieden nach Ansicht und Lehrart stellen sich ihm durch die Lehrfreiheit die Verkündiger der Wissenschaften dar, nur seine eigne Geistesrichtung führt den Schüler zu dem einen oder andern hin, nur seine eigne Individualität, nur sein eignes Urtheil läßt ihn bei dem Gewählten verharren oder sich davon [illegible]nen, neuer Richtung nachzufolgen. So ist aber auch das Product seiner Bildung in Freiheit gewonnen, ein freies und damit wahrhaft vernünftiges.

Ist ein solcher Bildungsweg dem Geiste in den Specialschulen geöffnet, oder schneidet Ihr nicht, wie der Gärtner seine Hecken, die Menschen geistig darin zu, und richtet sie mehr oder weniger handwerksmäßig und mechanisch zur Ausübung einer besondern Fertigkeit [illegible]

Die weitern Vorwürfe nun, die wir früher gegen unsere Universitäten vernommen haben, treffen weniger sie als die vorhergehende Schule, und können daher auch nur dieser ihre Abstellung fodern. Aeußere Zucht und Ordnung gehören in die Schule und ins älterliche Haus. Ist sie dort kräftig gehandhabt worden, und ist in ihnen der Knabe zum Jüngling herangewachsen, so wird auch solcher geistig-moralische Kampf ihm auf der Universität bevorstehen, er kann noch oftmals sinken und unterliegen in diesem Kampf, aber niemals gänzlich darin zu Grunde gehen. Tüchtige Gottesfurcht und Frömmigkeit [illegible] man durch Schule und Haus in die Seele des Jünglings, sie wird ihn wohl behüten und bewahren. Darum [illegible]

*) Es ist dieser Punkt in Bezug auf medicinische Anstalten im vorigen Jahre von einem hochgestellten preußischen Medicinalbeamten in der berliner „Medicinischen Zeitung" recht klar und eindringlich auseinandergesetzt worden, und wir uns erlauben, auf jenen Aufsatz aufmerksam zu machen, da die erwähnte Zeitschrift selten in die Hände anderer als Mediciner kommt, und uns selbst dieser [illegible] Aufsatz nur durch Zufall bekannt geworden ist.



es mich oft, seh' ich Aeltern die Verwahrlosung ihrer Söhne auf der Universität beweinen und bejammern, sie beweinten mit der fremden Sünde nicht weniger die ihrigen. Dies aber ist eben das Wesen der geistigen Freiheit, daß nur im Kampfe sie gestärkt, sie auf immer errungen werden kann. Steht doch auch in diesem Kampfe der Jüngling in der Zeit seines akademischen Lebens nicht verlassen da, die ermunternde Theilnahme und Einwirkung der Lehrer — freilich auf den jetzt in Hauptstädten beliebten Universitäten erschwert — hebt und erleichtert sein wissenschaftliches Studium; seine moralische Ausbildung zu fördern, sind die Kirchen der Universitätsstädte nicht verschlossen, sind diese selbst würdiger Geistlichen nicht beraubt. Nur muß jede Einwirkung der Art auf Freiheit beruhen, denn nur das in Freiheit Gewonnene macht geistig frei.*)

(Der Beschluß folgt.)

*) Daß noch mancherlei geschehen könne auf unsern Universitäten, Fleiß und Studium der Jünglinge zu fördern, wollen wir hier nicht in Abrede stellen. Genauer aber auf Art und Weise der Realisirung einzugehen, war hier nicht der Ort, da es nur darauf ankam, zu zeigen, daß jede Einrichtung der Art niemals auf Zwang beruhen dürfe, wenn sie nicht der Erreichung des wahren Zweckes der Universität hinderlich werden soll.

Zwei Worte über Tieck's Novelle: „Eine Sommerreise".

Tieck's letzte Novelle: „Eine Sommerreise" (in der „Urania" für 1834), will ich nicht recensiren, sondern nur mit einigen Bemerkungen begleiten, die kurz und anspruchlos sein sollen.

Was man so gewöhnlich den Stoff nennt, den kann man hier, wenn man will, als des Reichthums entbehrend anklagen. Ich aber klage nicht, sondern finde ihn recht sehr bedeutend. „Man sucht oft als einen Feind in weiter Ferne, was befreundet neben uns im Wagen oder auf dem Sofa sitzt." Das ist nun wol ein Epigramm, aber ein echtes, hinter dessen besondern Sinn wir gewöhnlich erst in den männlichen Jahren kommen, und es wird vermuthlich mancher Leser über 40 Jahren bei der Lecture dieser Novelle bemerken, dergleichen oder ähnliche habe auch er gelebt, und es sei recht dankenswerth, daß Tieck sie geschrieben. Ohnehin steht die Novelle dem Epigramm viel näher, als man in frühern Zeiten gemeint hat. Was man gewöhnlich einen reichen Stoff nennt, dürfte man eigentlich — wenn das unerfreuliche Beiwort erlaubt ist — nur einen dicken nennen, und nach einem solchen wird sich Tieck schwerlich jemals umsehen, der überhaupt nie stofftrunken gewesen ist, wie jetzt leider so viele Novellendichter sind.

Ich lobe ferner den Titel; denn abgerechnet daß er so ganz einfach ist, ist er auch völlig wahr. Wir finden hier nämlich einen „Sommer" und eine „Reise", und das ist wahrlich gar nicht wenig. Bei den meisten deutschen Reisebeschreibungen komme ich nicht aus meinem Zimmer heraus, und es wird mir oft recht eng ums Herz, wenn ich bedenke, daß diese Männer, die doch so weit hingekommen sind, so wenig Ersprießliches und Erquickliches darüber mitzutheilen haben und zu vergegenwärtigen vermögen. Darauf verstanden sich einige unserer Vorfahren doch besser, z. B. der sehr gelehrte, geistreiche und dabei (wunderlich genug!) sehr bescheidene Magister Olearius, der bekanntlich mit seinem (und unserm) geliebten Freunde, dem Dichter Paul Flemming, die Reise durch Rußland nach Persien machte und beschrieb, und zwar so angenehm, lehrreich und stattlich, daß man immer mitzureisen glaubt. Es ist nur schlimm, daß sein Buch schon etwa 180 Jahr alt und in Folio erschienen ist. Man darf deshalb nur Wenigen zumuthen, sich mit solchen alten unbequem zu handhabenden, in Schweinsleder gebundenen Tröstern zu behelligen, da uns die vielen, wenn auch zuweilen untröstlichen, neuen und vornehmen Bücher in Sedez und zarten Kapseln so leicht zur Hand sind. Tieck hat sich ohne Zweifel mit diesem Olearius recht gut vertragen und sieht es gewiß nicht ungern, wenn ich an den alten Ehrenmann erinnere, der auch seinerseits — lebte er nur noch — mit Freuden anerkennen würde, er kenne nunmehr durch diese „Sommerreise" die böhmischen Gebirge und ihre Nebel, Thüringen, Baiern u. s. w. in mancher Hinsicht so wohl, als wäre er da gewesen.

Und diese Reise geschieht im Sommer; folglich muß auch der Sommer mitgeschildert werden. Nur bei Leibe nicht apart und wie auf einem Extrablatte. Es soll dem Dichter durchaus nicht verwehrt werden, einen erfrischenden Sommermorgen, ein macht- und prachtvolles Gewitter nebst gehörigem Regenbogen, sowie den sanft ausgleichenden seelenbefreienden Abend in ganzer Herrlichkeit zu schildern; nur glaube er ja nicht, damit sei es abgethan. Ich verlange vielmehr, und zwar, daß Alles sommerlich aussehen und zugehen solle, denn nur so ist es der Wahrheit gemäß. Was — um doch ein Beispiel zu geben — im Sommer an einem heißen Mittage zu Verona sich ereignen kann, wird schwerlich bei 20 Grad unter dem Gefrierpunkte sich ereignen können, selbst Tybalt und Mercutio büßen im Schnee von ihrer Heftigkeit etwas ein, und die Degen flattern nicht so leicht aus der Scheide. Der deutsche Winter ist eine so ernsthafte Sache, daß wir einen rechten Anlauf dazu bedürfen, und es können Wochen vergehen, ehe wir uns auch nur an den Gedanken gewöhnen mögen, er komme jetzt wirklich oder sei bereits gekommen. In dem Winter 1829—30, wo wir eine ungeheure Schneedecke 14 Wochen lang ununterbrochen vor Augen hatten, sahen wir auch schwerlich so anmuthig aus und zeigten uns auch vielleicht nicht völlig so liebenswürdig und muthwillig scherzhaft, als man es uns in dem köstlichen Kometenjahre 1811 nachrühmte; doch selbst in gewöhnlichen Wintern haben unsere Gesichter, unsere Arbeiten und Gespräche mitunter eine ganz andere Farbe als im beginnenden Frühling, oder vollends in dem gesicherten Sommer. Das bedenken aber viele Novellendichter und Historiker nicht, während Tieck in seiner „Sommerreise" uns lauter Sommergesichter oder doch vom Sommer durchglühte und durchströmte Herzen zeigt. Man darf wol sagen: Wir sehen und hören hier recht hübsche Leute, die ebenso wol den Muth haben, witzig-muthwillig und ausgelassen zu sein, als geistreich fröhlich und — wie es wohlgesinnten Deutschen ansteht — ernst und nachdenkend, ohne jemals schwerfällig zu werden, denn den Elefanten im deutschen Gemüthe haben sie zu Hause gelassen. Es gehen auch manche edle literarische Schatten an uns vorüber, und da man es im Hain des poetischen Elysiums doch hoffentlich nicht allzu genau nimmt, so wollen wir uns auch keineswegs wundern, sondern uns über des Dichters Gerechtigkeit freuen, daß er uns hier auch den biederherzig rührenden, erhaben lächelnden, kraftstrotzenden, tugendhaft überschauenden und Alles zum Besten kehrenden Schöpfer des ohne alle Grenzen genialen Ritters Bomsen vorführt, und zwar in jener sieggewohnten Ungenirtheit, an der sich das deutsche Leihbibliothekenpublicum ein gutes Jahrzehnd mit gleicher Ungenirtheit erfreut hat. Ach! wenn Tieck auch 1833 eine solche Sommerreise gemacht hätte, würde sich wol eine ähnliche so angenehme originelle dramatische Maske gezeigt haben? Es ist aber ganz gegen die Ordnung, wenn in kritischen Bemerkungen ein Ach vorkommt, und ich will deshalb schnell und mit geziemender Ruhe hinzusetzen, daß wir auf diese Weise ein sehr anziehendes literarisches Jahrbuch bekommen haben. Kein vollständiges — darauf war es auch nicht angelegt; doch wie gesagt ein sehr anziehendes. Das Jahr 1803 verdient auch diese Ehre, denn es war wirklich ein sehr regsames Jahr, das bei vielem Wunderlichen und Bizarren doch auch gar Treffliches leistete und manchen schönen Samen auswarf, der heute noch gute Früchte trägt.

Was aber Tieck hier nur so nebenbei und in freien flüchti-

gen Umrissen gegeben, ein kurzes, freundliches, literarisches Jahrbuch nämlich, dergleichen sollten wir billig schon längst in beträchtlicher Anzahl haben. Wir haben es aber leider nicht, und doch liegt der Gedanke so nahe! Jeder sinnige Mensch pflegt um die Sylvesterzeit mit geziemendem Ernst nachzudenken, was er wol in dem scheidenden Jahre gewonnen oder gar verloren habe. Er erröthet bald, bald lächelt er ein wenig, nimmt sich für die Zukunft manches Gute vor u. s. w. Da wäre es nun recht gut, wenn wir auch ähnliche kurze unbefangene literarische Jahresübersichten in den verschiedenen Zweigen des Schriftenthums mit lakonisch kräftigen Zügen hingestellt besäßen. Sie müßten besonders sehr gedrängt und unbefangen sein und genau angeben, was für vortreffliche, gute, mittelmäßige, rasende, tolle, scheußliche u. s. w. Bücher wir im letzten Jahre empfangen hätten. Ihr braucht Euch nur zu denken, Ihr kämt einmal in eine ganz besondere deutsche Bibliothek, und es fiel Euch eine lange Reihe von Heften mit dem Titel: „Aesthetische Annalen", vom Jahre 1649, 1650, 1651 fg. bis heute in die Augen, wie würdet ihr zugreifen! — Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß wir manches recht Gute für diesen Zweck bereits besitzen; aber in der erbaulichen unbefangenen Kürze, wie ich es wünsche, ist es mir nur selten vorgekommen.

Kehren wir zur Novelle zurück, so ist es billig, wenigstens eines der dort aufgestellten Charaktere im Fluge zu gedenken. Es ist Wachtel. Es gab eine Zeit, wo eine Menge Deutsche, besonders wenn sie das dreißigste Lebensjahr hinter sich hatten, alle weiche Rührung verwünschend, in gutem Tenor sangen: „Es ist nicht werth die Welt, so eine Welt wie diese, daß man nur Eine Thräne weint", wobei ein angenehmer Frauendiskant intonirte: „Weine nicht, es ist vergebens" u. s. w. Das war nun mitunter ganz leidlich; aber viel kam auch nicht dabei heraus, und in jedem Falle kann man mit trockenem Auge ebenso langweilig sein als mit nassem; ja, es ist noch die Frage, ob nicht noch steriler. Auch dürfte eine Welt, die nicht einer einzigen Thräne werth ist, überhaupt nicht verdienen, daß man in derselben lächle und lebe: eine Ansicht, die denn doch zu entsetzlichen Dingen führen müßte, wenn man sie in vollem Ernst erfassen wollte. So schlimm steht es mit Wachtel nicht. Er singt ein anderes Lied, und zwar in bunter Prose, welches etwa also lautet: „Es ist nicht werth die Welt, so eine Welt wie diese, daß man sie irgend ernsthaft nimmt". Auf diesem Standpunkte hat er nun grade so viel Witz, Scherz, Laune, antithetische Wendungen u. s. w. gewonnen, als man auf demselben gewinnen kann, und ich habe mich bei der Lecture stets ergötzt, so oft er den Mund aufgethan. Dessenungeachtet ist es mit jenem Standpunkte doch auch eine eigne Sache, und man kann eigentlich nicht einmal von einem Standpunkte reden, denn das Stehen auf ihm will nicht recht glücken. Das hat der Dichter nicht blos gewußt, sondern vortrefflich darzustellen vermocht, denn Wachtel's erstes und letztes Auftreten ist kein rechtes Auftreten, sondern ein Auffallen und Aufbaumeln, und Frau und Freund müssen sich abarbeiten, um ihn nur auf die Füße zu bringen. Es ist mir erzählt worden, daß man diese erste und letzte Trunkenheitsscene als unziemlich hat tadeln wollen; ich finde sie jedoch durchaus nöthig und um deswillen löblich. Habe ich nämlich das Wachtel'sche Wesen mit Recht als jeden Lebensernst ablehnend und gleichsam als den Standpunkt des Nichtstehens angegeben, so entsteht die Frage: wie kann er dann leben? Denn etwas Positiven bedürfen wir nun einmal schlechthin, um nicht in Nebel, Nacht und Leere zu sinken. Darum hat auch Wachtel nach etwas Positivem sich umsehen müssen, und das ist ihm der Wein. Was dabei herauskomme, stellt uns hier der Dichter völlig unbefangen dar, und es ist recht gut, wenn der Leser sich mitten in der Ergötzlichkeit auch eine gute Lehre herausnehmen will, z. B. daß es doch mit einem gewissen sittlichen Imperativ in der Brust keine so üble Sache sei, daß der Scherz den Ernst bedinge u. s. w. Hätte Wachtel einen solchen Imperativ in sich ausgebildet und bewahrt, dann erst würde sich sein Witz zu eigentlichem Humor erheben können, und er könnte mit dem Leben spielen, weil er den Kern desselben ehrt und liebt, wie z. B. Jean Paul's Siebenkäs und Leibgeber. Nur, wie gesagt, fodere man nicht, was Tieck hier nicht hat geben wollen, sondern erkenne an, daß er wirklich gab, was er geben wollte: ein treffliches Charaktergemälde, das aber der geniale Dichter selbst weit überschaut.

Endlich wäre auch wol von der Sprache und dem Style zu reden, was jedoch Vielen überflüssig erscheinen mag. Es zweifelt ja Keiner daran, daß Tieck recht hübsch schreibt; und was kann er mehr verlangen? Es ist nur schlimm, daß diese Vielen, die dem Dichter jenes Lob gelegentlich zuhauchen, dasselbe auch manchen andern Scribenten zukommen lassen, die doch eine sehr mangelhafte Sprache abhaspeln, oder, wenn man lieber will, abpflügen. — So gibt es z. B. ein Stubendeutsch, ein Salondeutsch, ein Theedeutsch, ein unerquickliches, rasselndes Uebelwindsdeutsch u. s. w., und das lobt man gelegentlich auch. Das sollte man aber nicht, denn so Einseitiges erreicht sich gar leicht, und wirklich hat Tieck hier Vieles voraus vor Tausenden. So habe ich immer meine rechte Freude daran, daß sein Deutsch — obwol im innersten Kern immer dasselbe — in jeder seiner Novellen in wechselnder Blüte und Farbe erscheint, und wer z. B. den Styl in dem „Kriege in den Cevennen" mit dem in den „Gemälden" und diesen wieder mit dem im „Runenberg" u. s. w. vergleichen wollte, der würde sich selbst einen wahren Genuß bereiten und dabei auch manches Ersprießliche lernen können. In dieser „Sommerreise" ist der Styl überaus bequem und behaglich (diese Lieblingswörter Göthe's in seinen beiden letzten Lebensjahrzehenden sind hier ganz an ihrer Stelle), rasch, flüchtig, zuweilen sogar scheinbar nachlässig. Das dünkt mich grade so recht, denn es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, das sommerliche Reisedeutsch gebildeter Menschen, und es würde z. B. der gediegene durchgearbeitete Styl in dem „Kriege in den Cevennen" durchaus nicht hierher gepaßt haben.

Für kritische Bemerkungen aber wie diese eignet sich wol am besten die Kürze im Styl, und so will ich schnell abbrechen.

Franz Horn.

Miscellen.

Der Kurfürst von Sachsen und die Sängerin Mara.

Die Mara, erzählt Zelter in einem Briefe an Göthe vom 10. August 1803, hatte in Dresden erklärt, daß sie wünsche, den Kurfürsten mit ihrem Talente zu bewirthen. Da man ihr aber sagte, daß Se. Durchlaucht bei der Musik zu speisen geruhete, so bemerkte sie, sie müsse gestehen, daß es ihr unmöglich sei bei dem Essen zu singen. Ueber diese Erklärung sei sie um 100 Ducaten und der Kurfürst um eine Arie ärmer geblieben.

Neue Deutung des E- und J-Lautes.

In G. L. Städler's „Wissenschaft der Grammatik" (Berlin 1833) heißt es S. 36 vom Buchstaben J: „Es ist die lichte, in sich vertiefte und heimische Innigkeit des Wissens und Empfindens, die ihren Ausdruck in dem J findet". Das E dagegen ist nach demselben der „Vocal der Vermittelung", denn „wo sich das E geltend macht, ist es der Ausdruck des Rechten und des sich selbst genügenden leidenschaftslosen Ernstes. Die deutsche Sprache, welche von diesem Ernst beseelt ist, ist daher hauptsächlich und wesentlich in diesen Laut gestimmt. Es darf wiederum nicht vergessen werden, daß ebenso wenig derselbige Gegenstand auf die Gemüthsart verschiedener Völker Einfluß habe, wie verschiedene Gegenstände auf dasselbige Volk". Wir beklagen die höhern Classen unserer Gymnasien, wenn ihnen solche Grundsätze und Annahmen die geist- und herzanregende Lectur der Classiker Griechenlands und Roms ersetzen sollen. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 75. —— 16. März 1834.

Ueber die Reform der deutschen Universitäten.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Geistig freie Menschen also erziehen unsere Universitäten durch Freiheit, sie erziehen sie nicht für die Wissenschaft allein, sondern auch für ein allseitiges praktisches Staatsleben. Beiweitem die Mehrzahl unserer akademischen Jugend geht nach vollendeter Studienzeit in dieses über, indem nur Wenige berufen sind, sich der reinen Erforschung der Wissenschaft und ihrer Verbreitung unbedingt zu widmen. Herangereift zum künftigen Mannesalter soll diese Mehrzahl dereinst, höher oder niedriger gestellt in ihrem Wirkungskreise, doch über der Masse der übrigen Bürger stehen; sie soll, Jeder an seinem Theile, mitwirken zur vernünftigen Führung, zur tüchtigen Erhaltung und Erhebung des Staates. Es soll ihr eine Anschauung einwohnen der gesammten Natur des Staatsorganismus, damit sie nicht gleich dem „Handwerker mechanisch nur ihren Theil der Arbeit verrichte, sondern, in den geistigen Zusammenhang des Ganzen eindringend, frei das Einzelne vollbringe. Denn das eben ist ja das Kennzeichen des wissenschaftlich gebildeten Mannes, daß er nicht vom beschränkten Gesichtspunkte der naheliegenden, ihn unmittelbar berührenden Dinge aus urtheile und handele, gleich dem in den engen Schranken seines Gewerbes gehaltenen Bürger, sondern daß er Nahes und Fernes verknüpfend erkenne, wie seine Thätigkeit eingreift in die Thätigkeit Aller. Immer gesteigerter soll in unserer Zeit diese Anfoderung an jeden wissenschaftlich Gebildeten gemacht werden, da, wie nicht zu leugnen, der Antheil des Einzelnen an dem politischen Leben des gesammten Staates von Tage zu Tage sich vermehrt. Je reger aber in dieser Hinsicht das geistige Leben der Völker wird, um so näher, um so gefährlicher auch liegen Jedem die Irrwege offen, die zum Verderben des einzelnen Individuums nicht weniger wie zu dem des Staates führen. Deshalb hat man auch hier geglaubt, Sicherungsmaßregeln ergreifen zu müssen gegen die Verführung der akademischen Jugend zu irrthümlichen gefahrbringenden Staatsansichten, und hat als das zweckmäßigste Mittel hierzu die Beschränkung der Lehr- und Lernfreiheit zu erkennen gemeint."

Indem wir im Obigen schon dargethan zu haben glauben, daß Lehr- und Lernfreiheit den innersten Lebenskern der Universitäten bilden müssen, wenn diese ihren Zweck im Allgemeinen erreichen sollen, so findet dasselbe natürlicherweise auch in besonderer Beziehung auf die Bildung durch das Studium der Staatswissenschaften seine volle Anwendung, da wir diese ihrer generellen Natur, qua Wissenschaft, nach, von den übrigen nicht verschieden anerkennen können. Es bleibt uns daher hier für die Betrachtung dieses Verhältnisses nur nachzuweisen übrig, daß das vorgeschlagene Mittel nicht nur seine Zwecke nicht erfüllen kann, sondern sogar auch verderblichere Folgen herbeiführen muß, als diejenigen je sein können, die man zu verhüten strebt.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich in Europa eine Staatsansicht gebildet, welche im feindseligen Gegensatz gegen alle früher anerkannte und bestehende Ordnung neue Formen des gesellschaftlichen Lebens in immer wechselnder Gestalt und Entwickelung, bald gewaltsam, bald doctrinair zu gestalten strebt. Man hat von einer Seite her diese Ansicht und die aus derselben hervorgehenden Bestrebungen für verderblich dem Wohle der Völker wie dem der Einzelnen erklärt — mit welchem Recht oder Unrecht gilt hier gleichviel — und hat, indem dieselbe sich auch von einigen wenigen akademischen Lehrstühlen vernehmen, und ein Theil der akademischen Jugend, in ihr befangen und begeistert, sich zu Handlungen fortreißen ließ, welche der härtesten Ahndung werth wären, dem Umsichgreifen derselben in Bezug auf die Universitäten zu wehren gesucht, einerseits durch eine strengere Aufsicht über die Lehrer, andererseits durch die Hemmung eines lebhaften Verkehrs der Studenten verschiedener Universitäten. Jetzt droht uns, wie verlautet, die gänzliche Aufhebung der Lehrfreiheit, während die fast gänzliche Hemmung der Universitäten unter sich durch die letzthin in Pr. erschienenen Verordnungen über das Reisen der Studenten schon ausgesprochen ist. *)

*) Man wird hier vielleicht ein genaueres Eingehen in die Art und Weise vermissen, in welcher dieser revolutionnaire Geist auf den Universitäten gebildet, und in welchem Grade er sich durch Verbindungen u. dgl. fortgepflanzt und verbreitet hat. Es schien uns jedoch die Betrachtung dieser Verhältnisse eine passendere Stelle in der Darstellung des äußern Lebens der Universitäten, in seiner Wechselwirkung auf das wissenschaftliche zu finden, die wir in einem zweiten Artikel folgen zu lassen gesonnen sind.

Von vorn herein sollte es nun doch als ausgemacht erscheinen, daß keine geistige Revolution, sie mag auf einem Gebiete des Wissens vor sich gehen, auf welchem sie wolle, sich durch äußere Policei und andere Maßregeln unterdrücken läßt. Die äußern Symptome freilich können verhindert, sie können niedergetreten werden durch die bestehende Staatsgewalt; aber in die geistige Bewegung greift diese nur augenblicklich retrogradirend ein, jene wird mit immer erneuter und, durch die Unterdrückung, intensiverer Kraft sich geltend machen, bis sie geistig besiegt ist oder gesiegt hat. Auf so vielen Seiten bietet hiefür die Geschichte uns Belege, daß wir es für überflüssig halten, an einige bestimmte Beispiele der Art zu erinnern. Sodann sind aber, um auf den speciellen Gegenstand unserer Untersuchung zurückzugehen, die Universitäten weder alleinige, noch Hauptsitze und Verbreiter dieser geistigen Revolution der Staatsansichten. Wenige Männer nur wird man unter der Zahl der akademischen Lehrer nennen können, die vom Lehrstuhl herab hinausgegangen sind über die Grenzen einer wissenschaftlichen Discussion. Will man um des Misbrauchs dieser Wenigen wegen den im übrigen so segensreichen Gebrauch der Freiheit rauben? Auch der saftreiche Baum treibt schädliche Auswüchse; der Gärtner aber schneidet nur diese ab, er greift niemals den Baum an seiner Wurzel an. Die Folgen aber dieser Aufhebung der Lehrfreiheit sind verderblicher als die der gestatteten. Offen und frei äußert sich die Ansicht durch die Gewährung der letztern, sie kann angegriffen, sie kann zur wissenschaftlichen Vertheidigung gezwungen und endlich, führt sie nicht Wahrheit und Recht mit sich, geistig besiegt und vernichtet werden; dagegen, ist ihr offene Aeußerung nicht vergönnt, so schleicht sie mit unterdrücktem Groll im Herzen im Dunkel umher, sie bildet sich in ihrer Einseitigkeit, in der sie ohne Kampf nothwendig verharren muß, zum Extrem hartnäckig aus, mit List und falschen Künsten Anhänger und Freunde sich zu erwerben strebend. Leicht findet verbotene Waare ihren Abgang. Neugier reizt auf der einen Seite, Groll über die auferlegte geistige Beschränkung sowie das Mistrauen, welches der natürliche Oppositionsgeist der Menschen gegen alle geistigen Interdicte erweckt, führen auf der andern grade die besten Köpfe dem Feinde zu. Denn nur in der Ueberzeugung wurzelt eine tüchtige Gesinnung, die Ueberzugung aber ist wiederum nur das Product der Freiheit. Nicht kann sie von oben herab befohlen und in die Brust des Menschen hineingepflanzt werden mit Gewalt; selbstdenkend wird sie errungen, und nur selbstdenkende, tüchtige und kräftige Gegner können im Kampfe gegen das Schlechte siegreich bestehen. Vereitelt man also die freie Bildung der Ueberzeugung, so beraubt man sich selbst der Waffen gegen den Feind, den man zu besiegen strebt. Weil aber auf den Universitäten gegen jede Richtung der Ansicht sofort eine Gegenrichtung sich geltend machen kann, erscheint uns die Freiheit der Lehre hier weniger gefährlich als in allen übrigen Verhältnissen des Lebens. Es sitzen Männer auf den akademischen Lehrstühlen, nicht durch leichte Bildung dahin gelangt, oder aus dem Trosse der oberflächlich Gebildeten herausgenommen. Strenge und langjährige Beschäftigung mit der Wissenschaft ruft diese oder jene Ansicht in ihnen hervor; ihre tiefere Begründung verlangt, daß man sie höre, es sei denn, man bilde sich ein, den Fortschritt der geistigen Entwickelung hemmen zu wollen, oder zu können. Auch ist es nicht eine unvorbereitete, zusammengelaufene Jugend, welche die Hörsäle der Universitäten füllt, um die Lehren der Wissenschaft zu vernehmen. Schule und Haus haben sie mit bestimmter Rücksicht auf diese ihre Bestimmung Jahre lang gebildet, haben sie entlassen mit der Fähigkeit zum eignen Denken und Entscheiden, damit sie fortan in eignem Kampfe ihre Kräfte stärke und geistig frei werde. Mit einem Worte, es ruht auf diesen Lehrern, auf dieser Jugend vorzugsweise die Hoffnung der geistigen Entwickelung unsers Volks in jeglicher Rücksicht. Nicht zertrümmere man uns diese Hoffnung durch Maßregeln, die jeder freien Bewegung hemmend entgegentreten, die den Fluß des Geistes zum stagnirenden Sumpf umzuwandeln drohen, der auch über Die, so ihn wohlmeinend bereitet, seinen schädlichen Hauch verbreiten möchte.

Wie auf dem Gebiete der wissenschaftlich-politischen Ansichten die Beschränkung der akademischen Lehr- und Lernfreiheit nicht nur als vergebliche Maßregel, sondern auch als eine solche erscheint, die verderblicher wirkt als diese Freiheit selbst, haben wir soeben zu zeigen versucht, und es bleibt uns daher noch übrig, darauf aufmerksam zu machen, daß alle jene äußern policeilichen Reformvorschläge der Universitäten das gefürchtete Verbreiten der sogenannten revolutionnairen Ansichten zu verhindern nicht im Stande sind.

Wären diese Ansichten nur herrschend in den Köpfen und Herzen unserer Akademiker, wären diese Hauptverbreiter und Beförderer derselben, so möchte es vielleicht klug erscheinen, ihnen einen äußern Zügel anzulegen und durch die Aufhebung eines lebhaften Verkehrs der verschiedenen Universitäten und deren Studenten der Verbreitung der in Rede stehenden Ansichten zuvorzukommen. Da dieses aber nicht der Fall ist, da die Mehrzahl der Bewohner jener Gegenden, in denen die liberale Tagesmeinung die Oberhand zu haben scheint, alle mehr oder weniger mit diesen Meinungen befreundet sind, so wäre es nöthig, auch das Reisen dieser und ihren Aufenthalt in unsern Städten zu verhindern. Ja, die Reisen und der Verkehr dieser müssen — hegt man einmal die Ansicht von der Möglichkeit und Nützlichkeit einer geistigen Sperre — noch weit gefährlicher erscheinen. Denn ohne Tiefe der geistig-wissenschaftlichen Bildung ersetzt diese Classe meistentheils jenen Mangel durch Enthusiasmus und rücksichtslose Consequenz. Nicht selten sind uns dergleichen Individuen begegnet, die in Gasthäusern und andern öffentlichen Orten mit Feuer ihre Gesinnung dem staunenden Haufen der jungen Hörer mittheilten und auf diese Art einen Funken der Unzufriedenheit in die Gemüther warfen, der, im Stillen gepflegt, zur verzehrenden Flamme heranwächst. Zeitungen und Bücher werden dann die Nahrung des brütenden Geistes, die je einseitiger, je

…derblicher wirkt. Andererseits aber reisen auch Bürger
…er Art aus unsern Gegenden in jene Länder, nur dem
…udenten ist es verwehrt. Sind denn Jene etwa durch
…e bessere Bildung gesicherter vor dem Aufnehmen der
…istigen Cholera"? geben sie größere Bürgschaft, daß sie
…ht den aufgenommenen Ansteckungsstoff, in die Heimat
…ückgekehrt, verbreiten?

Vermag man also nicht den gesammten Verkehr mit
vermeintlich geistig-inficirten Gegenden zu sperren, wie
…t die Jesuiten in Paraguay gethan, so werden jene
…lweisen Maßregeln stets sich als illusorisch erweisen,
… es bleiben, statt der gehofften guten, nur die bösen
…gen zurück.

Ungeachtet der so großen Zersplitterung Deutschlands
…politischer Rücksicht, hat sich doch in allen Jahrhun-
…en eine geistige Einheit in der Nation gebildet, die
… seit der kirchlichen Trennung vorzüglich auf dem Ge-
…e der Wissenschaften und Kunst zum Bewußtsein er-
… Offenbarte sich in irgend einem Theile des gesamm-
… Vaterlandes ein reich begabter Geist, so war er der
…ilnahme der ganzen deutschgebildeten Welt gewiß.

Nicht wenig förderten unsere Universitäten dieses Be-
…tsein des Zusammengehörens der deutschen Bildung.
… ein Gemeingut wurden sie betrachtet, und erleichterten
…h den lebhaften Verkehr, den sie untereinander sowol
…Hinsicht auf Lehrende als Lernende hatten, den Aus-
…h der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen deutschen
…er. Nicht ward jeder Stamm in seine eignen Gren-
…gebannt. Der Norddeutsche lernte süddeutsches Leben
…amilie und Staat, der Süddeutsche norddeutsche Weise
…en und schätzen. Es ward die starre Selbstzufrieden-
… und Ueberschätzung des eignen Wesens gebrochen und
… Kenntniß des Fremden segensvoll vermittelt. Un-
…tet dieses lebhaften Verkehrs entwickelte dennoch fast
… Universität einen eigenthümlichen Geist, sei es im
…nschaftlichen, sei es im übrigen äußern Leben der Leh-
…und Schüler. Daß auch dieses als fruchtbringend für
…ugendliche Bildung erkannt ward, beweist die bei uns
…Sitte gewordene Gewohnheit des Besuchs mehrer Uni-
…äten. — Alle diese Vortheile gehen verloren durch die
…tige Absperrung des Verkehrs unter unsern Universi-
… und während man in materieller Hinsicht die Schlag-
…e fallen läßt, um des gesammten Deutschlands In-
…rn zu vereinen, scheint man sie in geistiger Hinsicht
… um so strenger errichten zu wollen.

…on ganzer Seele wollen wir wünschen, daß die
…heit Derer, welche berufen sind, die Völker zu len-
… unsere Besorgnisse vor den Reformen als voreilig
…rrthümlich zerstreuen, daß Lehr- und Lernfreiheit auf
… Universitäten stets ferner blühen und ihre segens-
… Früchte erzeugen könne. — Dixi et salvavi ani-
…mam meam!

21.

…sagen. Von Franz Freiherrn Gaudy. I.
Glogau, Heymann. 1834. 12. 1 Thlr.

…ein und geschmackvoll, wiewol ein wenig aristokratisch, ist
…danke, welchen der talentvolle Dichter, den wir nun schon zu unsern bekannten rechnen, hier durchführt, indem er an die Wappenschilder alter deutscher Familien ein Lied von ihrem Ursprung knüpft und die poetischen Sagen, auf welche ihn die historische Forschung zurückgeführt hat, dichterisch besingt. Ein solcher Gebrauch ist unsers Wissens von der Familiensage im Großen noch nie gemacht worden, wenngleich einzelne Balladen und Lieder, wie z. B. das schöne Lied vom Ritter Rosen im „Wunderhorn", nahe auf diesen Schacht voll poetischer Motive hinwiesen. Der Verf. der „Schildsagen" hat diese Hindeutung zu einem größern Plan aufgefaßt und beabsichtigt, in einer Reihe solcher Familiensagen, soweit sie ihm dichterische Anregung darbieten, eine Anzahl deutscher Familien durch seine Lieder zu ehren. Die Probe, welche er hier liefert, ist von der Art, daß wir nur wünschen können, der Stoff möge ihm so bald nicht ausgehen und Lust und Liebe ihn bis ans Ende seines Unternehmens begleiten. Wir möchten ihm zugleich den Rath geben, seinen Blick der hohen Aristokratie zuzuwenden, von andern Gründen abgesehen schon deshalb, weil in der kleinern ein wirklich edles Material bald selten werden möchte.

Die Familien, deren Ursprungssagen der Verf. in dieser ersten Lieferung zum poetischen Gegenstand wählt, und deren gut geschnitzte Wappenschilde die einzelnen Romanzen zieren, sind zwölf: die Wrochem, die Schenk von Schweinsburg, die Fouqué, Knesebeck, Nothaft v. Wernberg, v. Kospoth, Kalkstein, Möllendorff, Bülow, Truchseß zu Waldburg, Rohr, Landschaden v. Steinach, die dem Verf. zunächst mehr oder weniger zugänglich und nahe gestellt sein mochten. Unter diesen haben die erste und die letzte die reichste poetische Ausstattung gefunden und den meisten Anspruch als bloße Verkörperung dichterischer Ideen ihren Platz einzunehmen. Keines der übrigen ist jedoch weder leer an Gedanken, noch unpoetisch, und der ganze kleine Band bildet eine gern empfangene Sammlung historischer Romanzen, reindeutschen Ursprungs, wenn wir die Fouqué abrechnen, die um so minder hierher gehörten, als diese Romanze, überdies in einem abweichenden Styl, bereits in des Verf. „Erato" abgedruckt war. Eben dieselbe zeugt jedoch davon, wie der Dichter mit jeder neuen Production unserer Theilnahme würdiger wird, und wie er einer größern Vollendung poetischer Form ohne Rückschritt zustrebt. Diese neuesten kleinen Dichtungen sprechen für einen reichen dichterischen Gehalt seiner Seele, für strenge und feste Beherrschung des Ausdrucks, Tiefe und Schönheitssinn und für eine auf die verschiedensten Gegenstände gerichtete, in ihren Resultaten glückliche Reflexion. Jede Romanze ist ein geschmackvolles und gern betrachtetes Bild für sich, und ein leichter, aber goldener Faden von Ehre, tüchtiger Gesinnung, Vaterlandsliebe und Huldigung des Ruhmes zieht sich durch alle hin und verbindet sie zu einem Ganzen, dem das nationale und patriotische Element darin Glanz verleiht und Bestand zusichert. Im Ganzen mag Uhland des Verf. Vorbild sein; aber er opfert ihm seine Selbständigkeit nicht auf und zeigt sich stark genug, seine eigne Bahn selbst in verwandter Richtung fortzugehen.

Ein poetischer Prolog leitet die Schildsagen mit einer schönen dichterischen Fiction ein. Der Verf. wohnt dem Hochamt in einem alten gothischen Dome bei.

Verklungen ist des Silberglöckchens Schallen —

Da gewinnen die Grabbilder um ihn her Leben: streitfertig steht ein alter Kämpe roh in Stein gehauen hier; von Säulenknäufen hängen morsche Fahnen, und die Edelfrau faltet die Hände zum Gebet. Alles dies mahnt ihn, den Todten sein Lied zu weihen, während die Welt, nach dem Neuen ringend, vorwärts strebt.

Mag für Vergangenheit das Volk erkalten,
Sie fesselt immerdar des Sängers Blick,
Des Sängers, dessen Worte warnend tönen:
Ringt nach der geist'gen Freiheit Zauberschein,
Und präget nur durch Wort und That den Söhnen
Das alte Wort von deutscher Treue ein.

In diesem schönen Prolog zeigt sich bereits der Fortschritt, das neue Verdienst des Verf. Die Sprache ist zugleich edler und

poetisch-kräftiger als in seinen Gedichten, welche die „Erato" uns darbot. Die Gesinnung ist fester und würdiger. Er hat nun ein bestimmtes Ziel, einen dichterischen Charakter, der ihm so lange mangelte. Sein Ausdruck ist formenreicher, wechselvoller und zugleich treffender. Nur hier und da bleibt uns noch eine Rüge übrig. „Der ehrenfest-gestrenge Ritter" ist nicht gut und zu tadeln ist das hysteron proteron in dem Vers:

> Und hofft vom gaukelnd Fernen nur das Glück.

anstatt vom „fernen Gaukelnden". Ebenso ist die Elision am Schlusse des Verses:

> Verblichen wie der Inschrift Trauerklag'

auf „Tag", der „Hauf" mit „auf" gereimt, die „Zeit" mit „weit"; oder im Anfang: „'Ne Jungfrau", oder der Hiatus in der Mitte: „Wie ich" oder die Contraction: „Nach thör'chten Kindes Weise", und manches Aehnliche zu tadeln.

In Anlage und Erfindung vorzüglich ist besonders die erste Romanze. Der Knabe, von drei Undinen verlockt, glaubt nur eine Nacht im Krystallpalast verträumt zu haben, und es waren 60 Jahr; er kehrt zurück, findet die Schwestern todt, die, nach der er sich sehnte, die Mutter, ist ein Mütterchen geworden, das vor Freuden stirbt. Nun ruft er trostlos:

> Kehret wieder Zauberschwäne,
> Nehmt den reu'gen Lebensmüden,
> Nehmt ihn mit hinab zu Euch —

und stürzt sich, die Schwäne suchend, in die Flut. Dies als Erklärung des Stromes, des Schwans und der drei Rosen im Wappen der Wrochem. Dies Gedicht ist zugleich durch reichen Wechsel rhythmischer Formen ausgezeichnet. Nicht minder lobenswürdig ist die Romanze auf das Schild der Nothaft v. Wernberg. Die auf die Kalkstein wird durch den schwachen Schluß, welchen die alte Sage an die Neuzeit anknüpft, beschädigt. Die Romanze: „v. Möllendorff", ist eine der lieblichsten und anschaulichsten:

> Im engen Felsenthale fließt klar der Schmerlenbach,
> Dort steht der alten Mühle bemoostes Schaubendach,
> Umkreist vom Schwalbenfluge, von girr'nder Tauben Schwarm,
> Und schützend streckt sich drüber der Linde Riesenarm.
>
> In dunkler Zweige Schatten sitzt ein holdselig Kind,
> Von flachsumwobnem Wocken sie zarte Fäden spinnt.
> Von Seufzern unterbrochen, singt sie ein Klagelied:
> Wie aus des Reiches Grenzen besiegt ein König flieht.
>
> * * *
>
> Der schlanke Mühlenknappe, die Angel in der Hand,
> Steht unfern von der Jungfrau an Schmerlenbaches Rand,
> Das Auge schweift hinüber zum Mäglein blondgelockt,
> Achtlos, ob an dem Hamen gefangnes Fischlein lockt.

Trompeten schmettern plötzlich im stillen Felsenthal, ein Ritter in Stahl begrüßt die Jungfrau als Königstochter, der Knappe folgt ihr an den Hof:

> Darf ich als treuer Ritter mich deinem Dienste weihn?
> Die Jungfrau willigt zögernd, verschämt erröthend ein.

Dies ist der Ursprung der Möllendorff, deren Wappen eine Jungfrau mit dem Mühlenrade ziert.

Diese Probe muß genügen, von der Art dichterischer Auffassung des dargebotenen Stoffes und von seiner Behandlung eine Vorstellung zu geben. Was dem Dichter vorzüglich gelingt, ist das Plastische und Fertige seiner Gemälde. In diesem Betracht ist auch die Romanze der Schenks trefflich. Ein Knappe tränkt vorüberziehend mit dem Heere ein dürstendes Mütterchen aus seiner Flasche, nachdem sie die Ritter umsonst angefleht. Da ruft St.-Elisabeth:

> Sollst mir zur Seite stehen
> Im hohen Königssaal
> Und mir den Wein kredenzen
> In goldenem Pokal.
>
> Als Lanzenknecht knie nieder,
> Steh auf als Rittersmann.
> Rühmt Einer sich des Adels,
> Daß er ihn so gewann?

Durch poetische Erfindung ausgezeichnet ist außer dieser besonders die letzte Romanze:

> Auf hohem Fels am Rheine
> Thront ein gewalt'ger Greis.
> Lang über die Schultern wallet
> Der Locken fließend Weiß —

Das ist König Gunthar, der Schatzhüter, den ein Hirtenknabe durch holden Gruß erlöst und dafür sein Erbe wird, Ursprung der Steinachs der Sage nach. Vielleicht wird diese Sammlung anmuthiger Romanzen um ihres besondern Zweckes willen anfangs nur auf einen kleinen Leserkreis rechnen können; gewiß aber ist es, daß sie eine neue Probe von dem frischen, aufstrebenden Talent des Dichters und ein Beweis davon ist, daß er der Theilnahme werth sei, die ihm nun von vielen Seiten bereits geboten wird.

Die Ausstattung der „Schildsagen" macht, als recht geschmackvoll, dem Verleger Ehre, den wir auch loben müssen, daß er die Kosten für die Wappenstiche nicht gescheut hat, ohne welche allerdings manche Anspielung dunkel bliebe. Wenigstens darf er darauf rechnen, daß von den hier Besungenen Keiner säumen wird, dies zierliche Bändchen zu seinem Familieneigenthum zu machen. 52.

Miscellen.

Jedes Volk hat seine eigene Trauerfarbe. Der Europäer bedient sich der schwarzen; der Syrier der himmelblauen oder violetten. Die Aegypter trauern dunkelgelb, die Aethiopier grau, die Japaneser weiß. Jede dieser Nationen folgt darin einem richtigen Gefühl. Die Syrier trauern himmelblau zum Andenken an den Ort, an welchen man die Gestorbenen wünscht. Die Aegypter sind der Meinung, das Dunkelgelbe stelle das Ende des Lebens und aller irdischen Hoffnungen vor, weil die verwelkten Blätter auch gelb werden. In Aethiopien ist die Trauer grau, weil die Muttererde grau ist, in welche die Todten zurückkehren. Das Weiß der Japaneser versinnbildet die Reinheit des Lebens der Gestorbenen. Den Verlust alles Lichtes, alles Lebens, aller Freude deutet unsere schwarze Trauerfarbe an.

In China reißen die Frauenzimmer sich die Haare aus den Augenbrauen, um ihre kleinen Augen wo möglich noch kleiner zu machen. Sie bestreichen ihre Lippen mit Zinnober, weil sie dies für eine besondere Schönheit halten. Die Türkinnen pflegten vordem ihre Augenbrauen zu vergolden und ihre Fingernägel rosenroth anzumalen. Die Grönländerinnen färben ihr Gesicht blau und gelb. Die Japaneserinnen vergolden sogar ihre Zähne, und die indischen Weiber färben sie in einigen Gegenden roth, in andern aber schwarz. In Natal tragen die Frauen zehn Zoll hohe Hauben aus Rindstalg, in China hat einen kupfernen oder goldenen Vogel auf dem Haupte, dessen Schnabel die Nasenspitze berührt, während die Flügel Stirn und Schläfe der Dame bedecken, der lange, emporstehende Schweif aber einen Federbusch bildet.

Oritz, Großinquisitor des Glaubens, wurde im Jahre 1534 nach Sancerre geschickt, um Ketzer aufzusuchen. Da aber die Einwohner vernahmen, daß der Inquisitor ein Wohlschmecker war, so bewirtheten sie ihn mit solcher Gastfreundschaft, daß er in seinem Bericht von ihnen sagte, es sei ein guter Schlag von Menschen. 77.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 76. —— 17. März 1834.

Buch der Freiheit oder Geist des 19. Jahrhunderts, von einem ausgewanderten Oestreicher. Meißen, Goedsche. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der etwas phantastische Titel dieses Buches könnte zu dem Glauben verleiten, daß hier die gewöhnlichen liberalen Rodomontaden, welche man auf allen Gassen hört, zu finden sein möchten. Das ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr spricht sich in dem Buche ein kühner, scharfer, edler Geist aus. Seine Ansichten sind folgerecht, klar und zusammenhängend gedacht und mit der größten Freimüthigkeit ausgesprochen. Wie sehr die Ansichten des Verf. sich von denen unterscheiden, welche von den gewöhnlichen Liberalen zur Schau getragen werden, wird zunächst am besten aus der Definition erhellen, welche er von der Freiheit gibt.

Wenig, sehr wenig Menschen — sagt er S. 16 —, und ich glaube manchmal, kein Mensch ist werth der natürlichen Freiheit, die den Edelsten bestimmt zu sein scheint. Die übergroße Anzahl der Menschen hat nicht einmal einen Trieb zur Freiheit, denn Freiheit erfodert Thätigkeit, Kraft, Verstand. Wer zählt die ungeheuere Menge der Trägen, die nicht genug Witz haben, in dem engen Kreise ihres Pflanzenlebens den kleinen Raum ihrer beschränkten Freiheit zu benutzen? — Was geschah, seitdem die Weltgeschichte spricht? Die wenigen Kühnen, Kräftigen eines Jahrhunderts haben sich im Bewußtsein ihres Werthes über des Volkes Niedrigkeit erhoben und sich zu Vätern des Volks aufgeworfen. Je mehr sie des Haufens Leidenschaften und Schwächen kannten, je gewandter sie waren, diese zu benutzen, je höher stiegen sie empor und wurden zu Götzen des Volks, die Fähigen geriethen unter sich in Streit und Kampf, und der Stärkere siegte und vernichtete seinen Gegner. Sie waren zu allen Zeiten Vormünder des Volks und hießen Staatsmänner, Priester, Schriftsteller. Jeder wählte sich einen bestimmten Wirkungskreis und jagte mehr oder minder glücklich seinem Ziele nach. Sie waren freier in dem Maße, als sie kräftiger, kühner und vernünftiger waren, denn die größte menschliche Freiheit ist die Alles besiegende Kraft.

Diese Ansicht ist nun freilich sehr verschieden von dem gewöhnlichen Geschwätze von Volkssouverainetät und ähnlichen Phantasmen. Auch erklärt der Verf. sich ausdrücklich gegen diese Irrthümer.

Die Völker — sagt er z. B. S. 14 — sind nie frei gewesen, werden nie frei sein. S. 15: Die Freiheit der Völker besteht in nichts als in einem ganz unrichtigen, leeren Begriffe. Nie regierte die Gesellschaft, immer nur einzelne Gewaltige, die zu ihrer Macht berufen waren oder sich dieselbe erkämpft hatten.

In Folge dieser männlichen Ansicht bekämpft auch der Verf. den Wahn, daß eine bestimmte Regierung nothwendige Bedingung der Freiheit sei. Ebenso erklärt er sich in Beziehung auf einzelne Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit in einem Sinne, welcher den phantastischen Grillen der liberalen Menge gradezu entgegengesetzt ist. In Bezug auf die Revolution Polens bemerkt er sehr richtig (S. 96 fg.), daß es für die Sache der Freiheit ganz gleichgültig sei, ob Polen von den Russen oder von seinen eignen Regenten tyrannisirt werde, und daß die polnische Revolution keineswegs dem Freiheitsdurste der Polen, sondern ihrem Nationalhasse gegen die Russen ihre Entstehung verdanke. Ueber die armselige Krämerfreiheit der nordamerikanischen Freistaaten spricht er sich ebenfalls mit gebührender Geringschätzung aus.

Noch deutlicher aber zeigt sich seine edlere Gesinnung und sein tieferer Geist, wenn er von dem Haufen der Liberalen selbst redet.

Die Liberalen unserer Zeit — sagt er S. 45 — geben sich blind einem verderblichen Idealismus hin. Sie selbst, welche die Freiheit immer im Munde führen und die phrygische Mütze jauchzend schwingen, als könnten sie mit Einem Schlage die Welt begraben, sind nicht größer als die blinden Werkzeuge der großen Naturfügung. Der Freiheitswahn hat sie magnetisirt, und nun tanzen sie ihren unwillkürlichen Veitstanz um den Götzen ihrer fixen Idee. Sie jagen einem Phantome nach, das sie in Labyrinthe und bodenlose Sümpfe leitet, wo sie mit ihrer Tollheit untergehen müssen, um einem vernünftigern Zeitalter Raum zu lassen. S. 53: Ihre Begriffe und Ansichten sammelten sie aus den Lehren und Schriften der größten Männer ihrer Zeit, aber ihre dauerhaftesten Meinungen waren Misverständnisse, Irrthümer, Ausschweifungen. Die Edelsten unter ihnen wollten die unmögliche Freiheit der Gesellschaft, die Unredlichen barbarisches Faustrecht. Sie wollten Freiheit und machten sich durch ihre ersten Schritte nach diesem Ziele eben jener Versündigung an den Menschenrechten, der Gewaltthat, schuldig, welche sie aufheben wollten.

Von Heine und Börne, den Koryphäen der deutschen Freiheitshelden, spricht der Verf. mit mitleidiger Schonung, von ihren Anhängern mit entschiedener Verachtung. Besonders übel aber stehen die westdeutschen Freiheitsmänner bei ihm angeschrieben.

Die Heimat des deutschen Liberalismus — sagt er S. 89 — ist das westliche Land, Rheindeutschland, Baden, Würtemberg, Baiern. Noch ist nichts Heilsames entsprossen aus seiner Saat, wol aber viel Elend, Tollheit, Skandal. Man hat dort das Schicksal der Deutschen Männern überlassen, die, aus dem Pöbel entsprossen, von rohem Gemüth und verrücktem Verstand, nur

zu sehr an die Terroristen der ersten Revolution Frankreichs erinnern. Wenn es Narren wie Dr. Grosse und Consorten gelingen kann, sich Ansehen und Anhänger zu verschaffen, kann man nicht erwarten, daß eine vernünftige Revolution sich bilde.

Seine Erfahrungen über deutschen Liberalismus faßt der Verf. in folgendes kurze, kräftige Wort zusammen:

Auf meinen weiten Reisen auf dem europäischen Continente sind mir nirgends so viele bestialische Naturen begegnet als unter den Liberalen in Deutschland (S. 63).

Wenn nun aber auch die männliche Haltung, der Ernst und die Schärfe der Gedanken in den Ansichten des Verf. anerkannt und zugleich zugegeben werden muß, daß die vorhin angeführte allgemeine Regel, nach welcher er die politische Wirksamkeit der Einzelnen (worin nach ihm die Freiheit besteht) beurtheilt wissen will, eine sachgemäßere ist als die meisten ähnlichen Grundsätze, welche man sonst wol hört, so muß doch auf der andern Seite darauf aufmerksam gemacht werden, daß eben diese Ansichten zugleich jenen melancholischen, menschenfeindlichen Charakter haben, welcher zu allen Zeiten den edlern politischen Schwärmern eigen ist. Der Verf. wird als ein Mann geschildert, welcher mit sich und der Welt zerfallen ist und, verzweifelnd an Allem, was ihm sonst heilig war und wofür er sein ganzes Leben hingeopfert hat, mit der Ueberzeugung stirbt, daß er trotz aller Anstrengung umsonst gelebt habe. Es ist der Erwähnung werth, durch welchen scheinbar unverfänglichen und wohlgemeinten Zusatz er jene geistvolle Ansicht von der Freiheit zu einer einseitigen und verkehrten herabsetzt. Wenn er jene Ansicht, sowie ich sie vorhin mitgetheilt habe, zur Anwendung brächte, so würde er alle Diejenigen, welchen es gelungen ist, einen bedeutenden Einfluß auf Mitwelt oder Nachwelt zu erlangen, als Wohlthäter der Menschheit anerkennen müssen, und dann würde er der Wahrheit ziemlich nahe kommen; dann würde er aber Diejenigen, welche jenes Ziel nicht erreicht haben, und mithin auch sich selbst, als unfrei, unkräftig und untüchtig verdammen müssen. Um nun sich selbst und die ihm Gleichgesinnten nicht in eine so untergeordnete Kategorie versetzen zu müssen, hängt er jenen Mächtigen, Gewaltigen eine seltsame, zweideutige Clausel an. Er will sie nämlich nur dann als wahrhaft groß anerkennen, wenn sie ihre Macht „zum Wohle der Menschheit" angewendet, das heißt nun ungefähr so viel als: wenn sie ihre Macht den Ansichten und Idealen des Verf. gemäß angewendet haben. Demgemäß wird es ihm leicht, alle große Männer, die je gelebt haben, zu mittelmäßigen Menschen herabzusetzen, weil sie seine politischen Ansichten nicht kannten und theilten. Ja, er geht noch weiter; die Völker selbst nennt er nichtswürdig und unfähig der Freiheit, weil sie nicht nach der Art des „Wohls" streben, mit welchem er sie gern begabt hätte. Man sieht also, daß der Verf. jene Selbsttäuschung, welche an der Spitze der gewöhnlichen liberalen Systeme zu stehen pflegt, jetzt noch nachträglich mittels jener Clausel in seine Ansicht hineinträgt und sich dadurch dem blinden Haufen, von dem er so verächtlich spricht, beträchtlich nähert; denn in der That besteht die Narrheit der gewöhnlichen Liberalen vorzugsweise darin, daß sie den Völkern ein Glück aufdringen wollen, welches denselben gar nicht als ein Glück erscheint, und dagegen ihrerseits jedes Volksglück, welches ohne die sogenannten liberalen Institutionen erzielt wird, für ein erträumtes oder ein untergeordnetes, den Thieren mehr als den Menschen gemäßes erklären. Unser Verf. ist von dieser Thorheit nicht ganz frei; auch er hofft, daß in der Zukunft einmal eine Generation in seine Ansichten von Volkswohl hineinwachsen werde, während er vernünftigerweise hoffen sollte, daß in der Zukunft sich Männer finden würden, welche bei gleichem Eifer wie die edlern unter den jetzigen Freiheitsmännern die Bedürfnisse der Völker und die Mittel, ihr Wohl zu befördern, besser zu würdigen verstehen werden, als jetzt geschieht. Aber es ist nun einmal den meisten Menschen behaglicher, die ganze Welt zu schmähen und zu verwünschen, als zuzugeben, daß sie selbst wol die Ursache des Zwiespalts zwischen ihnen und der Welt sein möchten.

Aber nicht nur seine politischen Ansichten theilt der Verf. uns mit, sondern er gibt uns vielmehr ein vollständiges Verzeichniß seiner Ueberzeugungen in Beziehung auf die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Zuerst setzt er unter der Ueberschrift: „Gott — Religion", seine religiöse Ueberzeugung auseinander. Er bekennt sich zu jener edeln, tiefen, starkgeistigen, aber abstrusen und melancholischen Ansicht, welche zuerst durch Fichte ins Leben gerufen worden ist, d. h., er bekennt, daß er unter allen erhebenden und heiligenden Gefühlen nur dasjenige kenne, welches ihn zur Thätigkeit und zur Verwirklichung seiner Ueberzeugung anrege, also das sogenannte moralische Gefühl. Diese Religion treibt ihn wie das Fichte'sche Ich zu einem einsiedlerischen, hypochondrischen Wirken, zu herrschsüchtiger Selbstquälerei und zu pedantischer Verachtung aller Andern außer ihm (das Fichte'sche Nichtich). Seltsam ist hierbei eine gewisse Schüchternheit, mit welcher der Verf. diese seine Ansicht vorträgt; er setzt voraus, daß der Leser ein Dutzend Bannflüche auf diesen scheinbaren Atheismus als auf eine ganz neue und unerhörte Lehre schleudern werde, und weiß also nicht, daß in dem von ihm so verachteten Deutschland bereits einige Dutzend Philosophen und Theologen dieselbe Ansicht beiweitem gründlicher und umfassender vorgetragen haben als er. Hieraus kann man sich leicht erklären, warum er die Bemühungen der Philosophen und namentlich der deutschen für erfolglos und verkehrt erklärt. Denn was man nicht kennt, kann man sich leicht als klein und verächtlich denken. Freilich thut man aber wohl, über Dinge, die man nicht kennt, auch nicht zu urtheilen. Es scheint aber eine allgemeine Eigenthümlichkeit unserer Zeit zu sein, das Unbekannte mit wegwerfender Vornehmthuerei zu behandeln.

In den folgenden Abschnitten dieser confessions, welche überschrieben sind: „Rechte, Staat, Republik", ist wenig Merkwürdiges. Die bereits beschriebenen politischen Ansichten des Verf. werden hier etwas genauer erörtert. Der fünfte Abschnitt, welcher die Ueberschrift: „Menschengröße", führt, zeigt die Ansicht des Verf. von ihrer wüstesten, melancholischsten Seite. Er leugnet gradezu alle Men-

schengröße und zeigt dadurch, daß es ihm an jenem Grade der Bildung und des gesunden Sinnes fehlt, welche erfoderlich ist, um das Große und Edle im Menschengeiste zu würdigen. Was in diesem Abschnitte gegen Afterweisheit und Heuchelei gesagt wird, ist sehr treffend und scharf gedacht; aber es verräth Mangel an gesunder Vernunft, daß das Gute mit dem Schlechten in eine und dieselbe Kategorie gestellt wird.

In dem sechsten Abschnitte, „Die Liebe" betitelt, gibt der Verf. seltsamerweise keine eignen Ansichten, sondern fremde, und zwar solche, zu denen er sich selbst zu bekennen Anstand nimmt, weil sie, obgleich auch scharf und [illegible]gedacht, so toll und naturwidrig sind, daß ihre Verwirklichung gradezu zur Vernichtung des Menschengeschlechts führen würde. Es wird nämlich in dieser Abhandlung eine vollständige, unbedingte Befriedigung jedes Gelüstes in Bezug auf Geschlechtsliebe als ein wünschenswerther sittlicher Zustand geschildert. Der Verf. begnügt sich, zu dieser Erörterung folgende Schlußbemerkung zu machen (S. 249):

Ich verspüre zwar wenig Lust in mir, sein (des Autors jener moralischen Abhandlung) Adept zu werden und seinem Beispiele zu folgen; aber ich habe gefunden, daß fast alle Menschen mit den Grundsätzen des Italieners sich wohl befinden, dagegen war ich noch nie so glücklich, mein Ideal warmer tugendhafter Liebe irgendwo realisirt anzutreffen. Ich kann daher von jenen Grundsätzen nichts tadeln, als daß er sie für alle Menschen passend glaubt, was falsch ist. Die Tugend hat ihre unwiderstehlichen Reize, und wäre sie auch Täuschung, so ist sie doch süß.

Man sieht hieraus, daß unser Schriftsteller sich, genau genommen, gar keine Ansicht über den in Rede stehenden Gegenstand gebildet hat. Denn sein Ideal tugendhafter Liebe, das er niemals realisirt gefunden hat, ist ebenso sehr als die entgegengesetzte materielle Ansicht der Naturwidrigkeit und der Inhalt- und Vernunftlosigkeit verdächtig. Jene materiellen Ansichten werden übrigens von einer Novelle begleitet, welche die Nothwendigkeit derselben darthun soll. Diese Nothwendigkeit thut sie zwar nicht dar, aber sie ist nichtsdestoweniger höchst lesenswerth. Die in derselben erzählten Begebenheiten und Gemüthszustände sind mit so lebendigen und richtigen Farben geschildert, und das Ganze ist zugleich so vollständig in sich abgerundet, daß man sie als ein vortreffliches Kunstwerk anerkennen muß. Höchst wahrscheinlich ist sie wahr; wenigstens würde nur ein bedeutendes poetisches Talent im Stande gewesen sein, sie zu erdichten.

Der letzte Abschnitt der Bekenntnisse, überschrieben: „Tod — Unsterblichkeit", ist weiter nichts als ein Ausruf der Verzweiflung, welche einem Sterbenden, der sein Leben für verloren hält, natürlich ist. Diesen Aufsätzen hat der Herausgeber einen Anhang beigefügt unter dem Titel: „Die Freiheitsidee in Oestreich". Dieser Herausgeber ist nun keineswegs ein scharfer Kopf, aber ein guter, ziemlich billig denkender, auch verständiger Mann. Er ist sehr eingenommen von den alltäglichsten Freiheitsideen und ärgert sich sehr darüber, daß dieselben in Oestreich noch nicht festen Fuß gefaßt haben, und daß die Oestreicher sich ohne liberale Institutionen ziemlich glücklich fühlen. Nichtsdestoweniger gibt er eine ziemlich richtige und recht interessante Schilderung von der Stimmung der verschiedenen Stände in den einzelnen Theilen des östreichischen Kaiserstaates in Beziehung auf sogenannte liberale Ansichten.

6.

Georg Calixtus' Briefwechsel. In einer Auswahl aus wolfenbüttelschen Handschriften herausgegeben von **Ernst Ludw. Th. Henke.** Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dieser Briefwechsel, der hochwürdigen theol. Facultät in Jena vom Herausgeber zugeeignet, dient zur Grundlage oder, wenn man will, zur Ankündigung eines Werkes, welches Hr. H. über Calixt und seine Zeit beabsichtigt. Diese Briefe wurden auf der wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrt, und dem letzten Landesherrn, unter welchem Calixt lebte, Herzog August von Celle (der, nach Aussterben der wolfenbüttler Linie mit Heinrich Julius, 1634 dies Land erbte und Calixt noch um 10 Jahr bis 1666 überlebte), ist für seine verständige Liebhaberei nach Autographis berühmter Männer (wir kannten Andere, welche berühmte Pantoffeln und Fächer sammelten!) vielfacher Dank zu sagen. Von diesen Briefsammlungen wird, so weit sie Calixtus angehen, in der Einleitung Bericht gegeben. Der Herausgeber hat nur von Tausenden etwa 112 herausgehoben, welche wegen ihres Inhalts wichtiger und von besonderer Beziehung zu Calixt sind; denn Empfehlungen studirender Söhne, Dankschreiben ehemaliger Schüler, Einladungen zu Taufen und Hochzeiten, Bitten um Protection, um Gutachten in Ehescheidungssachen können wol einzelne für Sitte und Brauch der Zeit nicht unbrauchbare Notizen gewähren, würden aber durch ihre Masse den Leser erdrückt haben und dem eigentlich Beabsichtigten wenig förderlich gewesen sein. Ueberhaupt haben wir an neuern viel ausposaunten Briefwechseln gesehen, daß gar nicht Alles wichtig und interessant ist, worunter ein hochgefeierter Name steht. Hier galt es, das Leben des Calixtus, und besonders wieder die wissenschaftliche Seite desselben in Briefen von ihm und an ihn darzustellen und gleichsam die Documente und Beweisstellen für eine künftige Monographie im Voraus zu geben. Aus manchen Jahren sind nur sehr wenige Briefe von und an C., auch bereits gedruckte, z. B. von Hugo Grotius, J. G. Vossius, Conring, sind nicht wieder abgedruckt. Möller's „Cimbria literata" ist natürlich als die reichste Sammlung zur Geschichte Calixt's dabei zu Rathe gezogen.

Diese nach Jahren von 1608—58 geordnete Briefsammlung enthält nun Briefe einiger braunschweigischen Fürsten an Calixtus oder an den Kurfürsten Joh. Georg I. von Sachsen, welcher, besonders durch die Zeloten Weller und Hülsemann aufgehetzt, eine Art dogmatischen Directoriums unter den Confessionsverwandten handhaben wollte, aber damit, wie billig, abgewiesen wurde (S. 209), der Universität Leipzig (durch bessern lateinischen Styl, aber gewaltig polemische Orthodoxie sich auszeichnend), von den Magistraten von Hildesheim, Danzig, von Staatsmännern, wie Oxenstjerna d. J., Salvius, Boyneburg, Franke, Lampadius, Prüschenk, Schwarzkopf (dem Schwager Calixt's), dann von Gelehrten wie Caselius, Fabricius, Lindenbrog, Mich. Walter, Latermann, Musäus, Quistorp, Glassius, Meibom, Gesenius, Hornejus, Wickefort u. A. m. Meistens drehen sie sich um das damals so wichtige Hauptthema, theologische Ansichten, indem Calixt bekanntlich die gemäßigtere Melanchthonisch-humanistische Ansicht begünstigte und die schroffe Scheidung zwischen Reformirten und Evangelisch-lutherischen synkretistisch abzuschleifen suchte, was in den Augen seiner Gegner ein Capitalverbrechen war, und wogegen auch auf der andern Seite die Katholiken, besonders die Jesuiten,

denen mit Ausgleichung der Parteien natürlich nichts gedient war, eiferten.

Den meisten dieser Briefe ist eine historisch-biographische Einleitung vorangeschickt, und in Noten, die von großer Belesenheit zeigen, nöthigenfalls eine Art Commentar beigegeben. Die meisten Briefe sind lateinisch geschrieben, manche aber auch Deutsch und Latein auf das bunteste untereinandergemischt. So schreibt z. B. Calixt 1651 (S. 235): „Wenn das Consistorium suapte sponte von Dresden schriebe und Dr. Wellern vorhielte, wie er dazu komme, daß er sich in dessen Sache mengte, aus actis non actis in Druck referirte u. s. w. möchte ich wol sehen; daß ich darum anhalten sollte, non videtur dicere. — Dr. Walteri Dame ist peinlich verhört; confessa est, daß sie in Stöcks Hause dreimal Feuer angelegt, welches dann zum dritten Mal aedes, Korn, Vieh verzehrt. Admiscuit etiam aliquid, ex quo colligi potest eam non ignarum (sic!) esse artium magicarum."

Daß die Zeiten solcher Religionsstreitigkeiten wahre Erntetage für die Proselytenmacherei waren, ist bekannt. Auch hier kommen mancherlei Proben vor, z. B. S. 272 oder 277, wo Schwarzkopf 1654 vom regensburger Reichstage an seinen Schwager Calixt schreibt. „In summa, das Instrumentum pacis ist der Scopus des Reichstages, aber nicht zu conserviren, sondern zu evertiren, wozu Niemand fleißiger hilft, als Kursachsen. Boyneburg (der katholisch ward) ist zum Freiherrn gemacht und hat 6000 Thlr. (?) Weisung bekommen. Friesen Saxonius (Gesandter) geht auch damit um, hat 12... bekommen und ist das gemeine Geschrei, er werde auch papistisch werden. Vor 14 Tagen wurde im evangelischen Reichshofrath Hr. v. Sinzendorf (?) und Peter Kochner (?) papistisch und that Profession. Blume wird in wenigen Tagen auch Profession thun, papistisch werden. Ich, Dr. Celer (?), Dr. Dietrichs und Dr. Spiermann haben ihn gestern Abend bis um 1 Uhr stark vorgehabt, und ihm die Hölle heiß gemacht sed frustra. Bekannt, daß er schon die scrupulos gehabt, ehe er in Italiam gezogen u. s. w." 41.

Examen raisonné des propriétés des trois armes, l'infanterie, la cavalerie et l'artillerie, de leur emploi et de leur rapport etc. par *N. Okounef*, Aide-de-camp de S. M. l'empereur de toutes les Russies. Paris, 1832.

Eine Stimme aus Osten, die im Westen zu uns spricht. Da jedoch die Russen auf manchem blutigen Schlachtfeld ein vollgültiges Recht erworben haben, selbst in französischer Sprache mitzusprechen, wo von Krieg und Kampf, Bajonnet und Kugel die Rede ist, so überhören wir sie nicht. Der Verf. eröffnet seine Untersuchungen mit einer Erörterung über die hohe Stelle, die man der Kriegskunde neben den andern Wissenschaften anzuweisen habe. Die größere Kriegskunde, argumentirt er, gibt den Sieg, Sieg die Sicherheit, Sicherheit aber alle andere Güter. Ohne Sicherheit bestehe nichts, selbst das Volk nicht, viel weniger Volksvertretung. Nach dieser Einleitung gibt der Verf. einen kurzen geschichtlichen Ueberblick der neuern Kriegswissenschaft. Ein Mönch, ein König und ein Kaiser sollen sie, wie er sich ausdrückt, stufenweis gebildet haben. Diese militairische Steigerung möchten wir also stellen: Nachdem ein Mönch durch die Erfindung des Schiespulvers die alte Kriegsübung über den Haufen geworfen, schufen ein Herzog, ein König und ein Kaiser die neuere. Unter dem Herzog meinen wir jenen Bernhard von Weimar, der zuerst den rohen Gebrauch des Feldgeschützes zu einer systematischen Verwendung der furchtbaren Waffe erhob. Daß der König — Friedrich II., und der Kaiser — Napoleon ist, versteht sich wol von selbst. Den Erstern nennt Hr. O. einen großen Taktiker, den Zweiten einen genialen Strategen. Jede Waffengattung, Fußvolk, Reiterei, Geschütz, wird nun einzeln abgehandelt. Die Erziehung des Kriegers will Hr. O. möglichst vereinfacht wissen. Er soll auf dem Exercierplatz nicht mehr lernen, als er im Kriege nöthig hat. Aus der Charakteristik der Waffengattungen folgert der Verf., daß, wenn es möglich wäre die innern Eigenschaften des neu eintretenden Kriegers zu erkennen, der Kaltblütige zum Fußvolk und dem Geschütz, der Wagehals zur Reiterei einzutheilen sei. Es liegt nicht in den Grenzen d. Bl. hier eine [illegible] Uebersicht der Abhandlungen des Verf. über die Organisation und den Gebrauch der Infanterie, der Cavalerie und der Artillerie zu geben. Indem wir auf das gehaltvolle Werk aufmerksam machen, beschränken wir uns, einige allgemeine Reflexionen daraus zu entnehmen. „Die Infanterie ist [illegible] unter allen Waffengattungen. Der Infanterist gelangt [illegible] seine Beweglichkeit überall hin, ergreift den Gegner [illegible] schwierigsten Stellungen, er ist leicht recrutirt, schnell [illegible] eilig abgerichtet, sein Feuer, das so mörderisch wirkt [illegible] schließt die vorzüglichst ausführende Macht bei großen [illegible]rischen Operationen in sich. Er kann in der Vertheidigung [illegible] beim Angriff mit demselben Erfolg gebraucht werden, [illegible] die Wirkung der Cavalerie blos offensiv, jene der [illegible] wenn sie nicht durch andere Waffengattungen unterstützt [illegible] blos defensiv ist". — „Die Infanterie ist die einzige Waffengattung, welche für sich abgesondert und ganz allein den [illegible] das Schlachtfeld streitig machen und, unterstützt durch [illegible] sogar den Sieg an ihre Fahnen zu reißen vermag". [illegible] auf die hohe Bedeutung der Infanterie in der neuern Kriegführung hingewiesen wird, erhält die Cavalerie auch ihr [illegible] Der Verf. nennt sie die Fackel, welche in der Nacht [illegible]rischer Ungewißheit leuchtet, den Schirm, hinter dem [illegible]rend naher, noch unbekannter Gefahr ruht. „Die [illegible]" fährt er fort, „hatten die vormalige Unbezwinglichkeit der Cavalerie gebrochen, die Ausbildung der Kriegskunde [illegible]rigkeiten vermehrt, sie mit Erfolg zu gebrauchen; [illegible] dieser Waffe nahm stufenweis ab, und sie wäre [illegible] völligen Unbedeutenheit herabgesunken, wenn nicht [illegible] siebenjährigen Kriege ihren Glanz wieder gehoben [illegible] Frage, die der Verf. sich stellt, woher die Reiterei, die [illegible]heren Kriegen so entscheidend eingewirkt, in neuern [illegible] bei Roßbach, Zorndorf, Würzburg, an der Katzbach [illegible] Waterloo Schlachten entschieden habe, beantwortet er [illegible]mark: „Es fehlte an einem Chef, sie zu führen". — [illegible]tillerie ist eine Waffe der Ferne. Ihre Bestimmung [illegible] Kampf in der Entfernung zu eröffnen, Schwankungen [illegible] Reihen des Feindes zu veranlassen oder ihn zu nöthigen [illegible] Stellung zu ändern. Es sind daher zwei Momente [illegible]kung des Geschützes in der Schlacht zu unterscheiden. [illegible]fang derselben, den eine Kanonade eröffnet, und jenen [illegible]blick, wo einer der Theile seine Absicht verräth. [illegible] der Geist oder die Geschicklichkeit, nicht die rohe Kraft [illegible] Erfolg entscheidend, nämlich nicht die Zahl, sondern [illegible]tigkeit der Schüsse.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 77. —— 18. März 1834.

Luisa Strozzi. Storia del secolo XVI., di *Giovanni Rosini.* Vier Bände. Pisa 1833.

Das selbständige politische Leben Mittelitaliens nahm gewissermaßen mit 1530 ein Ende. Die Eroberung von Florenz durch die vereinten Waffen des Papstes und des Kaisers beschloß das Dasein jener Republiken, welche drei Jahrhunderte lang die Welt von sich reden gemacht, welche den Anstrengungen der deutschen Kaiser Trotz geboten und endlich mehr eigner Rastlosigkeit und innerer Intrigue als fremder Uebermacht zum Opfer fielen. Eine Zeit, wo Alles noch Unordnung und Gährung war, nichts als gegenseitiges Widerstreben unvereinbarer Principien und Ansprüche, Ankämpfen eines Freiheitssinnes, welchen widrige Schicksale wol gedrückt, aber nicht unterdrückt, gegen planmäßige Tyrannei: eine solche Zeit mußte reich sein an großartigen wie an verächtlichen Charakteren, an aristokratischem Stolz und Haß wie an gieriger gemeiner Geschmeidigkeit selbst unter Hochgestellten, an edeln wie an entsetzlichen Handlungen; eine solche Zeit mußte Demjenigen viele Ausbeute liefern, der das innere Leben des Volks sowie dessen äußere sichtliche Gestaltung, in Dem, was es Gutes und Verwerfliches aufweist, treu und lebendig zu schildern sich vorgenommen. Und eine solche Zeit ist es, deren Lineamente zu zeichnen, deren Charakter wiederzugeben, deren Triebfedern zu enthüllen der Verf. der „Luisa Strozzi" sich zum Ziele gesetzt hat. Florenz, das die Medici drei Mal verjagt, hatte sie zum dritten Mal wieder aufnehmen müssen; seine alte Verfassung, der Einzelgewalt glorreich abgerungen, durch stürmische Jahrhunderte ruhmvoll bewahrt, war von einer Rotte eigner pflichtvergessener Söhne zu Trümmern geschlagen worden. Die alten Götter waren nicht mehr; Alle, die nicht Kraft und Selbstverleugnung genug besaßen, dem Vaterlande und sich selbst auch im widrigen Schicksal treu zu bleiben, eilten, sich an der neu aufgehenden Mediceischen Sonne zu erwärmen; und nachdem fremder Verrath Stadt und Land an seine Todfeinde verkauft, vollendeten einheimischer Verrath, einheimische Schlechtigkeit, einheimische Rach- und Habsucht das Werk der Zerstörung.

Mehr als ein Blatt der Geschichte ist mit dem Leben und der Schande jenes Bastards von Medici besudelt, den Papst und Kaiser der verrathenen Stadt als bluttriefende Geißel aufdrangen, der allen Grimm seiner teuflischen Natur an Dem ausließ, was ihr noch von Edelm und Gutem geblieben, der Alles befleckte, was er berührte, der den Namen Derjenigen, welche man für seine Vorfahren ausgab, zum Gegenstand des Fluchs und des Abscheus machte und endlich unter den Händen seines Helfershelfers ein des Ekels und der Sünden, in denen er sich herumgewälzt, würdiges Ende fand. Alexander von Medici, der Sohn einer Negerin und eines Fuhrmanns, er, den man erst dann für einen unehelichen Sohn des Herzogs von Urbino auszugeben erdachte, als die ältere Mediceische Linie dem Aussterben nahe war, den die Clarice Strozzi, selber eine Medici, bei dem Aufstande von 1527 die Familienwohnung verlassen hieß, „weil der Palast Lorenzo's des Erlauchten kein Stall für Maulthiere sei", regierte kaum fünf Jahre (er wurde zum Herzog von Florenz ernannt im April 1532 und fiel unter den Dolchstichen Lorenzino's am 6. Januar 1537); aber diese kurze Zeit reichte hin, ihn in eine Linie mit Cesar Borgia und Pierluigi Farnese zu stellen, mit denen, gleichwie mit ihm, Päpste das blutende Italien beschenkt, und einen Charakter zu offenbaren, der mit Muth, Kraft und Geistesschärfe Grausamkeit, Tücke, ungezügelte Willkür, viehische Wollust, Verachtung alles Himmlischen und Menschlichen und die Begierde paarte, das Reine und Erhabene in den Koth und Staub zu treten. So war der Herrscher, dem Clemens VII. seine Vaterstadt in die Mörderfaust überlieferte; so der Mann, dem Karl V. seine eigne Tochter Margarethe zur Gemahlin gab.

Es ist ein großes bewegtes Leben, in das uns der Verf. des Romans einführt, den wir mit diesen Zeilen anzeigen. Es ist der Widerstreit der republikanischen Formen gegen die Alleinherrschaft und ihre Umgebungen. Es sind die öffentlichen wie die häuslichen Verhältnisse großer und edler Familien, die Intriguen der Staatsleute, das Treiben der Künstler und Gelehrten, das Getümmel des Volkslebens, worein wir uns versetzt finden, woran wir selber Antheil nehmen, welche wir panoramenartig vor uns ausgebreitet sehen. Es ist Florenz in seinen letzten Zuckungen; Siena in dem Gewirre, welches der baldigen Auflösung einer Verfassung, namentlich einer volksmäßigen vorausgeht; Pisa in seiner Zerfallenheit, seiner melancholischen Verödung. Wir finden uns mitten unter

den Scenen, welche das Aufhören der Volksgewalt in Florenz begleiteten; wir sehen Francesco Guicciardini, Baccio Valori, Francesco Vettori, Ottavian de' Medici und andere Häupter der Palleskеn (Mediceische Partei) neben Filippo Strozzi, dem „ersten Edelmann Italiens", seinen Söhnen Piero, nachmals Marschall von Frankreich, und dem Prior von Capua, Luigi Alamanni, Silvestro Aldobrandini, Bernardo Segni; wir treten in die Werkstatt Michel Angelo Buonaroti's, finden uns zusammen mit Benvenuto Cellini, Baccio Bandinelli, dem Tribolo, Bugiardini, dem Soddoma und andern Künstlern der Zeit; sind Zeugen der Jugendjahre Cosimo's und Caterina's, welche später, jener als Großherzog, diese als Königin, nur zu berühmt geworden sind. Und kann es nun noch an Interesse und Mannichfaltigkeit fehlen, wenn diese verschiedenen Elemente in Verbindung, Zusammenklang und Widerstreit gebracht werden, wenn uns das Volk in Leuten aus dem Volke, die Vornehmen in ihren Plänen, ihren Unterhaltungen, ihren Schwächen und Lastern gezeigt werden, wenn dabei eine vollkommene Kenntniß des Persönlichen und Oertlichen jedem, auch dem geringsten Zuge eine Wahrheit und Wirklichkeit verleiht, welche dem Bilde sogleich Portraitähnlichkeit geben.

Der verbindende Faden, welcher sich durch diese großangelegte, oft beinahe verworrene, eine ganze Epoche und eine Masse von Charakteren auf einmal umfassende, in zahlreiche Episoden hinüberspielende Darstellung schlingt, ist die Geschichte jener Tochter Filippo Strozzi's, deren Schicksal allein schon hinreicht, den Herzog Alexander zu dem Ungeheuer zu stempeln, als welches er sich nur zu sehr gezeigt hat. Ein Historiker bezeichnet sie als „eine Frau von unvergleichlicher Tugend, von hinreißender Schönheit und vielem Geiste". Nachdem ihre Festigkeit und Besonnenheit sie aus den Schlingen des Verderbens gerettet, mußte sie dem Hasse und der Rache zum Opfer fallen — in der Blüte ihrer Jahre und Reize starb sie an Gift; und wenn auch ein Geschichtschreiber (Varchi) glauben machen will, es sei ihr von den Ihrigen selbst gereicht worden, um ihre Ehre unbefleckt zu erhalten (und daß man auf eine solche Annahme verfallen konnte, charakterisirt allein schon das Entsetzliche der Zeit), so hat doch die allgemeine Stimme sich dahin vereinigt, die Unthat für ein Werk Alexander's auszugeben und ihren Tod in die Reihe jener mysteriösen Ermordungen zu stellen, woran der Anfang der Herrschaft der Medici nicht arm war und wovon der Cardinal Ippolito, Filippo Strozzi und Battista della Palla, den man in seinem Kerker heimlich aus dem Wege räumte, damit Frankreich seine Befreiung nicht verlangen könne, traurige Beispiele geben. Luisa Strozzi ist die Hauptfigur des Gemäldes; um sie herum gruppirt sich Alles, an sie knüpft sich das vorherrschende Interesse, ihr sind bei- und untergeordnet die Freunde ihres Hauses: Caterina Ginori, deren Name die Lockspeise sein sollte, welche der Meuchler Lorenzino dem Herzoge hinhielt, als er das Netz über ihn zusammenzog; Francesco Nasi, dessen Verhältniß zu Luisen zart und anmuthig und mit vieler Gewandtheit geschildert ist, und andere Personen, die mehr oder minder bedeutende Rollen spielen. Auf sie werden mehr oder minder die verschiedenen Episoden zurückgeführt; mit ihrem Tode schließt die Erzählung.

Es würde zu weit führen, eine auch nur gedrängte Uebersicht der Verwickelungen und zum Theil sehr ergreifenden Scenen sowie der einzelnen Personen versuchen zu wollen, welche, bei sonst einfacher Anlage, diese Geschichte enthält und vorführt. Nur so viel möge zu sagen hinreichen, daß Alles, was Historiker und Chronisten uns aufbewahrt, was die Denkmale der Zeit zur Erläuterung darbieten konnten, benutzt worden ist, das Leben aller Stände, den Zustand des Landes, das Treiben und die Hoffnungen der Parteien, das Wesen oder Unwesen der Verwaltung anschaulich zu machen. Wir sehen im Herzog die tyrannische Staatsgewalt, in Guicciardini die eigennützige, aber ihren Zweck verfehlende Herrschsucht des Mannes von Talent, aber ohne Herz, in Filippo Strozzi die Charakterlosigkeit des Reichen und Vergnügungssüchtigen, der erst dann und zu spät zu einem Entschlusse kommt, als ihm keine Wahl mehr gelassen ist, in Piero Strozzi den edeln, aber aufwallenden Stolz des jugendmuthigen Aristokratismus, in Francesco Nasi das würdige Selbstgefühl des freien und unabhängigen Bürgers, in Muscettola (dem kaiserlichen Gesandten) und dem Erzbischofe Nicolas Schomberg den rechtlichen Sinn, welcher aber sich den Verhältnissen fügen zu müssen glaubt, in Girolamo Benivieni den politisch-religiösen Enthusiasmus der florentiner Republikaner aus Savonarola's Schule, in Buonaroti und Soddoma Künstlergröße und Künstlerbizarrerie, im Kanzler Ser Maurizio die Henkerlust an Qualen, in Giomo und dem Unger die Gemeinheit der Diener der Lüste eines Tyrannen personificirt. Und die Wahrheit dieser Charaktere verbürgt die Geschichte.

Der historische Roman hat in unsern Tagen in allen Ländern Sprößlinge getrieben. Italien, vor dem Erscheinen von Manzoni's „Verlobten" an Erzeugnissen dieser ganzen Dichtgattung so arm, ist damit überschwemmt worden. Die Verfasser der „Sibilla Odaleta", der „Ligurischen Braut", des „Falco della Rupe", der „Lambertazzi", der „Schlacht bei Benevent" u. s. w. haben Band auf Band und Roman auf Roman geliefert; aber es ist gewöhnlich ein Ableiern eines und desselben Thomas und Walter Scott an allen Ecken und Enden. Was auch Kunstrichter gegen die Gattung eingewendet haben, das Publicum scheint sie zu lieben; noch kürzlich ist ein sehr schwächliches Product: „Ettore Fieramosca oder die Ausfoderung von Barletta", von Manzoni's Schwiegersohn d'Azeglio, durch mehre Auflagen gegangen. Schon in der „Nonne von Monza" hat Rosini einen verschiedenen Weg einzuschlagen versucht, weit mehr noch in der „Luisa Strozzi", und das ist immer etwas Löbliches und Anerkennungswerthes. Es ist in diesem Roman kein erdichtetes Thema mit historischem Hintergrunde, sondern ein historisches Factum aufgestellt, das mit allen seinen wahren sowol als wahrscheinlichen Nebenumständen, mit Zuziehung und Verknüpfung alles Dessen, was die Zeit

an Personen, an Monumenten, an Erinnerungen auf- und darbieten konnte, behandelt und ausgeführt ist. In Italien mag die Idee neu sein, wofür der Verf. sie ausgibt; bei uns ist sie es nicht, wenn wir auch eben nicht viel Gelungenes in dieser Gattung aufzuweisen haben. Es ist ein solcher Roman mit jenen Landschaftsbildern zu vergleichen, in denen eine Vedute dargestellt ist, die Jeder sogleich erkennt, und deren Linien und Charakter da sind, worin aber der Künstler zusammengezogen, gedehnt, hinzucomponirt hat, was ihm dem Gegenstande entsprechend und nothwendig schien, um ein in sich vollendetes und abgerundetes Bild zu machen. Mit dem Talente und der Sachkenntniß ausgeführt, welche der Verf. der „Luisa Strozzi" unbezweifelt besitzt, kann und muß eine solche Darstellung, wenn Epoche und Gegenstand geschickt gewählt sind, sehr befriedigend und genußreich und nebenbei ein Mittel zur Verbreitung historischer wie localer Kenntnisse werden, welche sich, in dieser Form geboten, dem Gedächtnisse leichter einprägen, als es beim eigentlichen Geschichtsstudium oft der Fall sein wird; aber sie kann auch andererseits dazu dienen, unrichtige Begriffe zu verbreiten und Facta wie Personen in ein falsches Licht zu stellen. Von letzterm Fehler scheint indeß der Verf. des gegenwärtigen Buches frei geblieben zu sein. Ohne Mängel ist das Werk freilich nicht, aber sie werden von seinen Vorzügen weit überwogen. Der Dialog dürfte minder gedehnt und häufig sein, Gespräche über artistische Gegenstände sind bisweilen mit einer gewissen Pedanterie angebracht, und die Handlung steht an einzelnen Stellen allzu lange still, während sie gegen den Schluß hin mit einer Beschleunigung forteilt, welche dann um desto auffallender erscheinen muß. Einzelnen Theilen fehlt es an Zusammenhang; Einiges möchte wol etwas allzu grell hingestellt sein, wozu indeß Gegenstand und Epoche leicht verleiten konnten. Abgesehen von dem oben Berührten, ist es aber ein reiches und anziehendes Gemälde voll Leben, Bewegung und Mannichfaltigkeit, mit großen Massen, mit Licht und Schatten und kräftigen Farbentönen, ein treues Bild der traurigen, mit so vielen Verbrechen und Lastern schwangern Zeit, durch welche der wehmüthige Nachhall glücklicherer Tage klingt und welche für Toscana die blutbefleckte Schwelle zwischen Unabhängigkeit und Despotismus war. 85.

Fortschritte der Geistescultur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In keinem Lande zeigt die periodische Presse eine solche Thätigkeit wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1828 zählte man daselbst 802 Journale; die Bevölkerung betrug damals 12 Millionen. Heutzutage ist diese Anzahl auf 1200 gestiegen; davon beschäftigen sich 60 ausschließlich mit religiösen Gegenständen. Im April 1833 kamen zu Neuyork 63 Tageblätter und Zeitschriften heraus; der Staat Neuyork, welcher kaum 2,000,000 Einwohner zählte, hatte 263 periodische Schriften. Die Gesammtzahl der im Laufe des Juli 1833 zu Boston gedruckten Zeitungen und sonstigen periodischen Erscheinungen belief sich auf 81.

Der Staat Neuyork hat am meisten für den öffentlichen Unterricht gethan. In einem jeden Districte befindet sich eine Schule, welche wenigstens einen Theil des Jahres offen bleibt, und wo man alle Kinder, ohne Unterschied des Ranges, arme wie reiche, aufnimmt. Die Regierung unterhält diese Schulen entweder aus besondern Fonds, oder mittels einer auf die Einwohner des Districtes gelegten Taxe, oder mit den Einkünften der der Schule angewiesenen Grundstücke. Im Ganzen befinden sich gegenwärtig in den 24 Freistaaten der Union, 33,000 Primairschulen, welche von 2,590,000 Schülern von 5—18 Jahren besucht werden. *)

1776, vor der amerikanischen Revolution, waren nur zehn Universitäten und Collegien vorhanden; man zählt deren gegenwärtig 60. Diese Anstalten sind nicht alle auf gleiche Weise ausgestattet; einige verdienen kaum diesen Namen, wogegen andere auf einen sehr glänzenden Fuß eingerichtet sind und geschickte Lehrer besitzen.

Um den Grad eines Baccalaureus zu erlangen, muß man vier Jahre lang ein Collegium besucht haben. Ehemals brachten die Candidaten der Theologie ihre Lehrzeit bei einem Pfarrer zu; selten arbeiteten sie länger als zwei Jahre, oft machten sie sich's noch bequemer. 1808 wurde zuerst das Seminar zu Andover gestiftet, und seit dieser Zeit haben sich nach und nach mehre Anstalten dieser Art gebildet; die Studien dauern drei Jahre. Jedes geistliche Seminar hat einen besondern Fonds für unbemittelte Studenten.

Die berühmteste medicinische Schule besitzt Philadelphia; sie wurde gestiftet im Jahre 1764; auch die übrigen Staaten besitzen ähnliche Lehrinstitute, die aber alle in spätern Zeiten entstanden sind. Um den ersten Grad in diesen Schulen zu erhalten, muß der Candidat darthun, daß er während drei Jahre ununterbrochen den Vorlesungen eines vom Staate anerkannten Professors beigewohnt. Die jungen Leute, welche sich dem richterlichen Stande bestimmten, bildeten sich früher privatim bei Rechtsgelehrten. Seit 1782 besteht eine Rechtsschule zu Lichtfield in Connecticut, welcher man eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Juristen verdankt. Um den Titel attorney (Advokat) zu erlangen, muß man mehre Jahre bei einem Rechtsgelehrten oder auch in einer Rechtsschule zugebracht haben.

Hierbei folgt eine allgemeine Uebersicht der in den verschiedenen Staaten befindlichen Lehrinstitute.

1) Maine, 400,000 Einw., besitzt zwei Collegien, das eine von Wiedertäufern begründet; ferner ein Congregationisten- und ein Methodisten-Seminarium: Gesammtzahl der Schüler 101,325. 2) Neuhampshire, 270,000 Einw., 25 Akademien, ein Collegium und zwei gelehrte Gesellschaften. 3) Vermont, 281,000 Einw., ein Collegium und eine Universität für Jurisprudenz und Theologie. 4) Massachussets, 612,000 Einw., 60 Akademien, Universität zu Cambridge, die älteste in der Union, 2 Collegien (das eine besitzt eine Medicinschule), 5 gelehrte Gesellschaften und ein Blindeninstitut. 5) Rhode-Island, 98,000 Einw., 12 Akademien, eine Universität, mehre gelehrte Gesellschaften. 6) Connecticut, 298,000 Einw., 26 Akademien, eine Universität, 2 Collegien, worunter das von Yale zu den berühmtesten der Vereinigten Staaten gehört, ferner das American asilum, ein Taubstummeninstitut. 7) Neuyork, 2,000,000 Einw., 9600 Schulen, wo unentgeltlich unterrichtet wird, eine Universität, 5 Collegien, ein Seminarium zu Neuyork, welches sich das allgemeine Seminar der Episkopalkirche nennt, ein lutherisches Seminar, ein anderes, welches von Anabaptisten gegründet worden, zwei Medicinschulen und eine Menge literarischer Vereine. Im Staate Neuyork befindet sich auch die Militairschule der Vereinigten Staaten, welche auf Kosten der Union unterhalten wird. Dieses Institut ist nach dem Muster der polytechnischen Schule zu Paris einge-

*) Es gibt in Frankreich 1,936,000 Kinder, welche den Elementarunterricht empfangen, nämlich auf 17 Einwohner eins. Frankreich besitzt 42,093 Schulen; 11,189 Gemeinden haben keine Schule. Am 11. Juni 1833 zählte man in den colléges royaux 16,006 Zöglinge.

richtet und befindet sich zu Westpoint am Hudsonflusse, da, wo er durch das Highland strömt. Ein Grundstück von 250 Acres, welches der Staat an die Union abgetreten, gehört zu diesem Institut und dient zu den großen Manoeuvres. Director der Militairschule ist der Oberingenieur der Vereinigten Staaten, welcher den Titel: Generaladjutant führt. Ihm sind 40 Professoren, Unterlehrer und Gehülfen beigesellt. Die Zöglinge führen den Titel Cadet; ihre Anzahl ist auf 250 beschränkt. 8) Neujersey, 321,000 Einw., zwei Collegien, eine Medicinschule, eine Rechtsschule, ein reformirtes Seminar. 9) Pennsylvanien, 1,350,000 Einw., 55 Akademien nebst mehren Herrnhuterinstituten, die einen großen Ruf haben, 2 Universitäten, 9 Collegien, 4 deutsche Seminarien, verschiedenen Kirchen angehörend, ein Waisenhaus und eine Taubstummenanstalt. Von 350,000 Kindern von 5—16 Jahren lernten 1830 nur 150,000 lesen und schreiben. 10) Delaware, 77,000 Einw., kein Colleg, mehre Akademien. 11) Maryland, 400,000 Einw., eine Universität, drei Collegien, eine Medicinschule. 12) Virginien, 1,211,000 Einw., eine Universität, 4 Collegien, 3 Seminarien, ein presbyterianisches, ein episkopalisches und ein anabaptistisches. 13) Nordcarolina, 738,000 Einw., eine Universität, ein Institut, bekannt unter dem Namen Nordcarolina-Institut, ein episkopalisches Seminar. Dieser Staat hat das System der Freischulen noch nicht eingeführt. 14) Südcarolina, 582,000 Einw., 40 Akademien, eine Medicinschule, 3 Seminarien, mehre gelehrte Gesellschaften. 15) Georgien, 586,000 Einw., eine Universität, eine Medicinschule. Der Staat erhält nebstdem eine bedeutende Anzahl Akademien, eine Schule für Künste und Handwerke und 2400 Freischulen. 16) Alabama, 310,000 Einw., 25 Akademien, eine Universität, 2 Collegien. 17) Missisippi, 136,000 Einw. nebst mehren Akademien und Schulen, eine Militairschule. 18) Louisiana troß seiner 215,000 Einw. nur 2 Collegien. 19) Tenessee, 682,000 Einw., eine einzige Universität, 2 Collegien und ein Seminar. 20) Kentucky, 690,000 Einw., eine Universität, die älteste in der ganzen Union, und an 1200 Schulen. 21) Ohio, einer der letzten Staaten, der sich an die Union geschlossen, 940,000 Einw., 15—20 Akademien, von denen mehre sehr wichtig sind, 2 Universitäten, 3 Collegien, 2 Seminarien, 2 Medicinschulen, eine Rechtsschule. 22) Indiana, 343,000 Einw., nur 2 Collegien. 23) Illinois, 157,000 Einw., ein Collegium, ein Seminar. In Vandalli hat sich ein Verein zur Aufmunterung der öffentlichen Erziehung gebildet. 24) Missouri, 142,000 Einw., eine Universität, welche unter der Leitung der Jesuiten steht, ein Collegium, ein Seminar unter der Leitung der Congregation des heil. Vincenz von Paula; dieser Staat hat keine Freischulen. 25) Columbia, 31,000 Einw., 2 Collegien, 2 Seminarien, ein Institut zur Aufmunterung der Künste und Wissenschaften zu Washington.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß in den Staaten der Union kein Weiler existirt, der nicht mit einer Schule und einem Lehrer versehen. Findet man in den Städten nicht jene feine Formen, jene elegante Höflichkeit, welche den geselligen Verkehr in den europäischen Städten auszeichnen, so hat man dagegen auch nicht auf dem Lande den empörenden Anblick der Rohheit und Unwissenheit. Man sieht da nicht wie bei uns inmitten einer abgeschlossenen, überkünstelten Gesellschaft den traurigen Contrast einer abjecten Bevölkerung. Der Fremdling, der diese erst seit Kurzem urbar gemachten Gefilde durchwandert, wo die Art des Menschen noch gegen die Vegetation der Urzeit zu kämpfen hat, erstaunt, unter den zerstreuten Hütten, in den Wäldern, statt der Halbwilden, die er anzutreffen glaubte, auf Menschen zu stoßen, welche unsere gebildete Gesellschaft ihrer nicht unwürdig finden würde.

Die Vereinigten Staaten genießen die Früchte eines weisen, mit umsichtiger Ausdauer ausgeführten Systems; sie bestreben sich die Spuren der Colonialorganisation und der noch übrigen antisocialen Institutionen allmälig wegzutilgen. Selbst die Reformen, welche ihre Privatinteressen verletzen, schrecken sie nicht ab. Und wenn die Staaten, in denen die Sklaverei die tiefsten Wurzeln gefaßt hat, dieselbe gezwungenermaßen noch fortbestehen lassen, so suchen sie alle Mittel auf, das Ende dieses Misbrauches schleunigst herbeizuführen. Indessen war hier eine Klippe zu vermeiden, an welcher ihre großmüthigen Gesinnungen hätten scheitern können. Das Anhäufen roher, ungebildeter Menschen auf einem Punkte, welche ohne allen Uebergang plötzlich in Besitz der Freiheit wären gesetzt worden, konnte ihren Befreiern gefährlich werden. Um diesem vorzubeugen, hat man auf ein Mittel gesonnen, Amerika zugleich der losgegebenen Neger zu entlasten und diesen eine mit ihren Neigungen und Erinnerungen in Einklang stehende Existenz zu verschaffen. Auf Veranlassung des amerikanischen Colonisationsvereins wurde der Negerstaat Liberia gestiftet; er liegt unter dem 6° N. Br. und erstreckt sich vom Gallinasflusse bis zum Gebiete von Krou-Settra 280 engl. Meilen weit. Die Hauptstadt Monrovia (nach dem Präsidenten Monroe) liegt am Cap Mouserado und enthält 8—900 Einw. Im Laufe des Jahres 1831 besuchten über 60 Schiffe von allen Nationen den Hafen von Monrovia. Im Jahre 1831 betrug die Ausfuhr 125,000, die Einfuhr 80,000 Dollars. Aus den Vereinigten Staaten haben sich über 3000 Auswanderer nach Liberia begeben, von denen 1000 ungefähr Sklaven waren, welche bei ihrer Ankunft auf afrikanischem Boden freigegeben wurden. Die Colonie handelt mit den entferntesten Stämmen; die näherwohnenden haben sich freiwillig unter dem Schutz begeben und suchen bei der Regierung die Gunst nach, ihre Kinder „nach Art des weißen Mannes" erziehen zu lassen. Die Zahl der unter der Territorial-Jurisdiction sich befindenden Individuen beläuft sich dermalen schon auf 50,000. Der Colonisationsverein regulirt die Gesetze der Colonie und wird dieses Vorrecht behalten, so lange sie unter ihrer Vormundschaft bleibt; indessen müssen diese Gesetze von der Regierung der Colonie genehmigt werden. Diese besteht aus einem Gouverneur, einem Untergouverneur, einem Sheriff und einem Rathe. Nur der Gouverneur ist ein Weißer; außer ihm werden keine andern Weißen geduldet als Aerzte, Missionnaire und Lehrer; daß der Negerhandel untersagt ist, versteht sich von selbst. 19.

Notiz.

Neugriechische Schrift über die Insel Ydra.

Bei Jaquet in München ist in diesem Jahre eine neugriechische Schrift des Griechen Antonios Miaulis über die Insel Ydra erschienen. Sie umfaßt die Geschichte derselben von den Zeiten des Alterthums bis 1821, nach Dem, was der Verf. theils durch frühere Ueberlieferungen, theils durch Mittheilungen bejahrter Zeitgenossen über Ydra, dem er selbst durch Geburt angehört, erfahren hat, und insoweit er auch einzelne Geschichtschreiber hierbei hat benutzen können. Es ist an und für sich eine interessante Monographie, da die Insel geschichtlich so merkwürdig ist; sie wird aus dem buchhändlerischen Gesichtspunkte um so interessanter, da man sie nicht ohne Grund als einen Anhang des in Griechenland erwachenden wissenschaftlichen Lebens betrachten kann, das sich zu seiner weitern Entwickelung der Buchdruckerpresse bedient. Denn der Verf. der Schrift lebt in Griechenland, wo er auch, nach einzelnen Angaben darin, dieselbe geschrieben hat. Was die innern Verhältnisse Ydra's betrifft, so hätte er hierüber allerdings mehr Aufschluß geben können; aber über die äußern geht er bisweilen gar zu sehr in das Einzelne ein. Die Sprache, worin die Schrift abgefaßt ist, nähert sich hier und da zu sehr der Volkssprache, da wir hingegen wünschen müssen, daß namentlich Schriftsteller es sich angelegen sein lassen möchten, auf die Veredelung derselben zu wirken, indem sie selbst einer reinen Schriftsprache sich befleißigen. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 78. —— 19. März 1834.

Die Enthüllung der Geheimnisse des Nigers in Afrika.

Wer hat nicht von den Räthseln des Nigers gehört, die seit Jahrtausenden ungelöst der civilisirten Welt vorlagen? wer nicht von der furchtbaren Sphinx, die so manchen kühnen Fremdling, der das Räthsel in ihren Wüsteneien zu lösen kam, das vergebliche Wagniß mit dem Leben büßen ließ? Wie der wunderbare Nil der alten Welt als ein mächtiger Flußgott erschien, den Kopf in geheimnißvoller Hülle, die er erst in der neuesten Zeit vor dem kühnen Andringen der Fremden etwas lüftete, um den Schnee seines Hauptes in ungewissen Umrissen auf den abyssinischen Gebirgen zu zeigen, so erschien der Niger als ein Riese, der nur das Haupt aus dichten Nebeln hervorstreckte und wol die gewaltige Größe des Leibes ahnen ließ, aber nicht seine Richtung. Unserer Zeit war es vorbehalten, jene Nebel zu zerstreuen, den sich sträubenden Riesen ans Licht zu ziehen und in ihm einen mächtigen Vermittler zwischen der civilisirten Welt und dem so lange unzugänglichen innern Afrika zu finden. Es wäre daher nicht billig, wenn wir jetzt, wo uns ein so wichtiges Resultat geboten wird, nicht einen übersichtlichen Blick auf die Reihe von Bemühungen und Kämpfen richten wollten, welche endlich zu demselben führten; und wir bringen deshalb unsere Leser zu dem Schauplatz, wo sie den Manen der Gefallenen das Opfer der Wehmuth und dem endlichen, bescheidenen Sieger den Lorber nicht versagen werden.

Dunkle Nachrichten von einem mächtigen Strom, der in dem unbekannten Innern Afrikas Quelle und Lauf habe, ziehen von den ältesten Zeiten an durch die Geschichte; und schon die alten Väter der Geographie: Herodot, Plinius, Mela und Ptolemäus, mühten sich ab, Ursprung und Ende desselben zu erforschen. Herodot und Plinius nahmen ihn kurzweg für den Nil, der im fernen Westen Afrikas entspringe und seinen Lauf quer durch das Land nach Aegypten nehme. Nur Mela war schon so weit als unsere gelehrten Herren vor drei Jahren, denn er erklärte, man wisse nichts von dem Niger, außer daß er im Westen entspringe und ins Innere fließe. Erst Jahrhunderte später, als Afrikas Nordsaum arabische Farben tragen mußte, bemächtigte sich der arabische Geograph Edrisi auch der Wogen des Nigers und drehte ohne Weiteres den ganzen Strom herum, decretirend, daß der Niger von Osten nach Westen fließe. Im fernen Südafrika nämlich, sagt er in seiner wunderlichen Beschreibung, entspringen zehn Quellen, von welchen fünf in einem See, fünf in einem andern See sich sammeln. Jeder dieser zwei Seen sendet wieder drei Flüsse aus, und diese vereinigen sich alle in einen großen See unter dem Aequator. Ein Vorgebirge springt gleich einer Scheidewand in diesen See, den es in zwei Theile scheidet, und aus der einen Kammer nördlich ab fließt der Nil Aegyptens, aus der andern westlich hin fließt der Nil von Sudan (Niger), der sich ins mare tenebrosum (ohne Zweifel das atlantische Meer) ergießt. Leo Africanus versichert sogar, er selbst habe den Niger bei Kabra von Osten nach Westen fließen sehen. Wirklich floß der Niger in dieser Richtung Jahrhunderte lang auf den arabischen und portugiesischen Karten. Und selbst im 15. und 16. Jahrhundert, da Europa, in der einen Hand das sinnende Haupt haltend, mit der andern gierig über die ganze Erde streichend, von dem großen Gedanken der Länderentdeckung fiebrisch ergriffen war, kümmerte es sich nicht um die Nigerfrage, denn die neugeöffneten Seewege boten zu leichte und glänzende Entdeckungen, um zu einer schwierigen, mehr Wissenschaft als Geld verheißenden Entdeckung Zeit und Lust übrig zu lassen. Erst die französischen Geographen de Lisle (1714) und d'Anville (1749) rectificirten auf ihren Karten den Lauf des räthselhaften Flusses, indem sie ihn wieder von Westen nach Osten fließen ließen.

Bald aber hob eine neue Aera in der Geschichte der Nigerentdeckung an. Es bildete sich im Jahr 1788 eine geographische Gesellschaft in England ausschließlich zur Entdeckung Afrikas, und als Hauptschlüssel zu allen Geheimnissen dieses lange verschlossenen Welttheils betrachtete sie mit Recht den Niger. Ein Aufruf erging in alle Welt, eine bedeutende Prämie verheißend Dem, der diesen Schlüssel aus der Mitte lauernder Ungethüme finden würde. Der Reihe nach erschienen nun, wie die alten Lindwurmkämpfer von Muth, Ehrgeiz und Abenteuerlichkeit getrieben, Bewerber auf dem Kampfplatz. Der kühne Amerikaner Joh. Ledyard, der mit Cook die Welt umsegelt hatte und im Innern Rußlands mit namenlosen Beschwerden gereist war, trat zuerst in den Kampf, aber sein Körper, welcher der Glut des Aequators und dem

Eis Sibiriens getrotzt hatte, erlag, als er kaum Afrika betreten hatte, dem ungünstigen Einfluß des Klimas und der eignen Ungeduld. Er starb in Kahiro im J. 1788. Der Reisende Lukas folgte, kehrte aber zurück ohne ein Evangelium. Der Major Houghton (1791) ging von Westen her den Gambia hinauf, und verlassen und ausgeplündert starb er in Dscharra. Da trat im J. 1795 der berühmte Schotte Mungo Park seine Entdeckungsreise an, erreichte glücklich das längst gesuchte Ziel und erblickte zuerst unter allen Europäern die Fluten des Sudanstromes, den er seinen Lauf von Westen nach Osten nehmen sah. Aber gänzlich entkräftet, mußte Park bei Silla, 40 Meilen von Timbuktu, wieder umkehren. Der Lauf des Nigers war indeß 70 Meilen weit beobachtet, und die Ergebnisse aller Forschungen und gesammelten Nachrichten wurden von den Theoretikern sorgfältig abgewogen und verarbeitet, und es entstanden über den Lauf des Nigers vorzüglich drei Theorien: 1) Der Niger, im Westen auf dem Kong entspringend, fließt, wenn er bei Timbuktu vorbei ist, ungefähr 400 Stunden weit östlich in einen großen See bei Wangara, Tschadsee u. dgl. genannt. 2) Nach Park's kühner Hypothese fließt der Niger östlich, dann südlich weit durch Afrika hindurch, und ein großes Granitgebirg durchbrechend, stürzt er sich in den Kongo und mit diesem weit jenseits des Aequators ins Meer. 3) Reichard aber, ein Deutscher, ließ den Niger bis nach Wangara östlich fließen, behauptete jedoch, von da müsse er, scharf südwestlich umbiegend, sich in den Meerbusen von Guinea ergießen. Schroff standen diese Meinungen einander gegenüber; aber die Nachrichten, welche Park über den Lauf des Flusses von den Eingeborenen erhalten hatte, waren wirklich so widersprechend, daß sie jeder der erwähnten Hypothesen eine Stütze gaben. Während dem hatten noch zwei Deutsche, Hornemann, dessen letzte Nachrichten von Fezzan eingingen, und Röntgen, der über Marokko vorgedrungen war, dem Nigerräthsel ihr Leben geopfert. Indeß lagen die Acten zum Spruch bereit, und die englische Regierung, die große Richterin in den geographischen Weltfragen, zog jetzt auch die Nigerfrage vor ihr Forum. Eine Expedition von 36 handfesten Europäern, den kühnen Mungo Park an der Spitze, 5000 Pf. St. in Cassa, ging in das Innere Afrikas. Große Erwartungen begleiteten diese Expedition; aber als Park bei Sego das Ufer des Nigers wieder erreicht hatte, waren schon dreißig seiner Begleiter von dem Gifte des Klimas verzehrt, die sechs Lebenden vermochten kaum noch sich fortzuschleppen, doch, schrieb Park im J. 1805 nach England: „Sollten auch alle Europäer, welche ich bei mir habe, sterben, und sollte ich selbst todt sein, so würde ich doch aushalten, und könnte ich nicht ans Ziel meiner Reise kommen, so würde ich wenigstens im Niger sterben." Das Schicksal nahm ihn beim Wort; nach später eingegangenen Nachrichten wurde er auf seinem Canoe bei Bussa von den Eingebornen angegriffen und fand seinen Tod in den Fluten des Nigers.

Eine zweite Doppelexpedition der englischen Regierung (1816), deren eine Hälfte vom Kongo, die andere vom Gambia aus ins Innere Afrikas vordrang, und die, wie man hoffte, gleich den Flüssen Niger und Kongo im Innern sich vereinigen sollten, blieb ohne Erfolg. Helleres Licht aber verschaffte die berühmte Reise des englischen Capitains Clapperton, der, vom Major Denham und Dr. Oudney begleitet, über Tripolis bis Bornu und Soccatu (1824) vordrang und nebst vielen interessanten Bemerkungen über die Geheimnisse Afrikas auch die von den Eingeborenen erhaltene Nachrichten nach England zurückbrachte, daß der Niger von Soccatu aus südlich laufe und sich unterhalb Funda in die See ergieße. Diese Nachricht schien von Wichtigkeit, und die englische Regierung schickte den Capitain Clapperton zum zweiten Mal nach den von den Drachen Afrikas bewachten Ufergebieten, wo Clapperton unterlag. Kaum gelandet, tödtete die afrikanische Luft seine beiden Begleiter Pearce und Dr. Morrison, und Clapperton selbst erreichte nur wieder Soccatu, wo er, von Fiebern ergriffen, von allen Hülfsmitteln entblößt, nur noch von einem einzigen treuen Diener, Richard Lander, gepflegt, lange vergeblich kämpfte, sein Leben der süßen Heimat zu erhalten. Gleich nach seinem Tode trat Lander mit Clapperton's Tagebüchern die Rückreise an und rettete mit Mühe sein Leben aus den Händen der Afrikaner nach England.

Während Clapperton's zweiter Reise war Major Laing von Tripolis nach Timbuktu vorgedrungen, auf der Rückreise aber von einem maurischen Kaufmann ermordet worden. Seine Papiere sind nicht gerettet. Später ist der Franzose Caillié als Araber verkleidet bis nach Timbuktu und kehrte unter Todesgefahren, mehr als einmal jämmerlich verspottet und geprügelt, nach Frankreich zurück, wohin er zwar über Afrika viele, über den Niger aber fast keine neuen Bemerkungen zurückbrachte. Das große Räthsel war noch ungelöst, und die fabelhaften Berichte der Eingeborenen von ihrem mächtigen Strom, dessen Quellen Niemand kenne, dessen großes Getöse und Brausen Jeden, der es höre, mit Erstaunen und Schrecken erfülle, und der da zeige die wunderbare Macht des Herrn, des Schöpfers, machten die Sache mehr [illegible] tisch als klar. Wenn sie aber auch dazu dienten, die Meinung immer vorherrschender zu machen, daß der Niger in den Guinenbusen münde, „wer", konnte der englische König fragen, „ist der Beherzte, ich frage [illegible] der, zu dringen in jene Tiefe nieder?" Wer [illegible] Pfad wieder betreten, der, soweit er betreten war, [illegible] blutigen Spuren der Ermordeten oder von [illegible] Dahingesiechten bezeichnet war? Der Mann, [illegible] et aes triplex circa pectus erat, trat freiwillig [illegible]

Der treue Diener Clapperton's, Richard Lander, an seines Herrn Sterbebette gestanden hatte und [illegible] Mühe dem Klima und den barbarischen Händen [illegible] entgangen war, erbot sich, in Begleitung seines [illegible] von Neuem auszuziehen. Die Resultate dieser [illegible] bereits von allen Zeitungen der Welt verkündigt. [illegible] so viele geist- und kenntnißreiche Reisende nicht [illegible] hatten, gelang den beiden schlichten Männern. Der [illegible] der sich so lange gesträubt hatte, gab ihnen [illegible]

misse preis, und sie verfolgten den Lauf des Nigers
dem schon bekannten Punkte (unterhalb Soccatu) an;
ganzen Länge nach bis zu seiner Mündung in den
neabusen hinab. Indem sie so unserm Landsmann
hard die Ehre zuerkannten, zuerst den wahren Lauf
Nigers mit seiner Hypothese bestimmt zu haben, lei
i sie der civilisirten Welt den weit größern Dienst,
leten über eine der schwersten geographischen Fragen
he schließen und einen Weg betreten zu können, auf
Europa mit seinem Handel und seiner Bildung in
o lange verschlossenen Schoos Afrikas einfahren kann.
das ganze bisher unbekannte Innere Afrikas be-
— das ist zu erwarten — mit dieser Entdeckung
neue Periode, und während die Landkartenzeichner
eilen, den bisher unbestimmt und falsch punktirten
des Nigers von Timbuktu über Soccatu südlich
unterhalb Benin in den Guineabusen zu leiten,
hon eine neue Handelsunternehmung von England
n Fluß hinauf, und durch die neuentdeckte Ader
as Blut Europas mit seinem Guten und Bösen
die innersten Theile Afrikas dringen.

Tagebücher über diese Entdeckungsreise sind ge-
und in deutscher Uebersetzung erschienen unter
tel:

i Afrika zur Erforschung des Nigers bis zu sei-
Mündung, von Richard und Joh. Lander.
em Englischen von *r. Drei Theile. Mit zwei
. Leipzig, Engelmann. 1833. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Reisenden — dieser schmerzlichen Bemerkung
wir uns sogleich entledigen — sind ohne strenge
ftliche Bildung. Zwar mag eine Reise nach
Clapperton's Gefolge eine gute Schule für den
Richard Lander gewesen sein, und es hat in ihr
was zu lernen war, Unerschrockenheit, Ausdauer,
eit; aber die europäische Schule fehlt ihm eben-
iem Bruder. Daher kommt es, daß Beide zu
rschloß, in welches die Weisesten vieler Jahr-
rgeblich zu bringen suchten, glücklich den Ein-
den haben, aber von den Schätzen und Wun-
rin liegen, nicht viel mehr heimzubringen wuß-
Nachricht, daß ein Weg dahin führe. Doch
en Reisenden, die mit solchen Kräften und
geist- und körperlähmenden Wirkungen des
Klimas und Lebens dennoch eine so reiche
imbringen und diese nun ganz „anspruchslos
g" dem Publicum übergeben! Ohnehin ver-
daß viele Leser und die schönen Leserinnen
ade um so lieber mit den Gebrüdern Lander
reisen, weil sie sicher sind, von ihnen mit
Gelehrsamkeit beschwert zu werden, und wie
pt am Theetisch gar angenehm durch Wü-
re, durch Neger und Kannibalen reist, und
hren und Beschwerden eines langen Reise-
enehm und schön schaurig in ein paar beque-
en überstanden werden, so treffen unsere Lan-
ig die moderne Conversation. Sie erzählen
m betäubenden Geschrei der Papageien und
Affen am Wege, von den Millionen von Schmetterlingen,
die sie buchstäblich hinderten, etwas Anderes zu sehen als
ihre Flügel, grün schimmernd mit Gold eingefaßt und ge-
sprengt, oder himmelblau mit Silber, oder purpurroth mit
Gold, oder wie schwarzer Sammet mit Silber eingefaßt
und gestickt; sie lassen „den grauen Papagei und man-
chen andern schönen Vogel kunstlos singen ihren Wald-
gesang", aber dem Naturhistoriker ein paar Buffonsna-
men zum Besten zu geben, daran denken sie nicht. Doch
immer sind ihre Augen klar und offen, ihr Gemüth hei-
ter und stark, ihr Urtheil über die Menschen, selbst über
die schlechtesten ruhig und unparteiisch. Wahrhaft ehr-
würdig aber ist uns die Frömmigkeit erschienen, mit wel-
cher sie mitten unter Heiden und Mohammedanern mit
unabweichlicher Strenge ihren Sonntag feiern in Stille
und Gebet und mit dem Lesen der englischen Liturgie,
und wie sie selbst jeden Morgen und Abend ihren Leuten
Gebete vorlesen.

Wir denken dabei an Caillié, der fast wie ein Chri-
stusleugner in der Rolle eines mohammedanischen Theo-
logen durch Afrika reist und in allen seinen Handlungen
sorgfältig den Muselmann spielt.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste französische Literatur.

Le livre rose ou causeries et récits de jeunes femmes.

Die Julirevolution hat den pariser Damen etwas den Kopf verdreht und eine revolutionnaire Flamme in diesen allerliebsten Plauderpüppchen angefacht. Der St.-Simonismus hat das Seinige dabei gethan, und ein guter Theil der Thorheiten, welche die hiesige Frauenwelt zu Markte trägt, fällt auf den père Enfantin und Consorten zurück. Wir wollten den rebellirenden Schönen von Herzen gern ihre tumultuarischen Versammlungen Rue Taranne Nr. 12 verzeihen, so arg sie es auch da treiben, und so schwer es auch manchem Ehemanne werden mag, nach solchen Deliberationen seine oberhauptlichen Rechte in der häuslichen Gemeinschaft geltend zu machen und die Allmacht des Bartes gegen frevelnde Eingriffe zu sichern. Wir wollten ihnen sogar Romane und Verse verzeihen, wenn sie weiter nichts als mittelmäßig, d. h. schlecht wären; aber unsittliche Werke von Frauenhänden! „Le livre rose", das wir hier anzeigen, schwatzt von Ehebruch, Blutschande, Selbstmord als ganz gewöhnlichen Dingen. Bald hört man eine Kammerfrau ihrer Gebieterin ausführlich erzählen, wie und von wem sie verführt worden; bald stoßen wir auf einen Vater, der seine eigene Tochter entehrt und dann ermordet. Das sind Erzählungen, Plaudereien junger Frauen? Aber nur Geduld, es kommt noch besser. Ein junger Mann entglüht in freventlicher Leidenschaft zu einer Italienerin, die er zur Frau machen will, wenn anders es nicht schon geschehen. Die Italienerin hat keinen andern Erwerbszweig als das Talent, die grauen Haare ohne Schmerzen auszureißen. Der junge Mann muß also graue Haare haben, und um welche zu bekommen, stürzt er sich in die crassesten Abscheulichkeiten, er entehrt eine Frau und mordet sie, er fällt über den Ersten Besten her, der ihm begegnet, und ermordet ihn; er schleppt einen Leichnam zu seiner Italienerin, die vor Verzweiflung stirbt; er selbst tödtet sich zuletzt. Nichts ist verhüllt, verschleiert; Zweideutigkeiten sind nicht möglich, denn Alles wird aufs deutlichste hingemalt. Wo man oft im Selbstgespräch einen anständigen, verschleiernden Ausdruck sucht, da gibt ihm die jeune femme den derbsten, offensten. Mitten unter diesen empörenden Erzählungen des „Livre rose" zeichnen sich einige Seiten von Mlle. Anaïs Ségallas durch Wahrheit und reines

Gefühl vortheilhaft aus; ihre Verse sind im Ganzen besser als ihre Prosa. Eine Novelle: „Et pourtant le soleil brillait“, das Debut der Dem. Amable Lebot, verräth glückliche Anlagen. „La laveuse de nuit, chronique bretone“, von Mlle. Harelle, ist ein Muster in der Kunst, das Interesse allmälig zu steigern und bis ans Ende zu spannen, den stets geistreichen Dialog nie über die Grenzen des Natürlichen schweifen zu lassen und Situationen sowie örtliche Umgebungen der Personen mit Wahrheit und Talent darzustellen.

La Vigie de Koatven par *Eugène Sue*. 4 Bände. Paris.

Der Graf Baudrey ist der Held dieses Romans, die Leser wissen demnach schon, daß er ein Schurke und Henkersknecht ist, denn Hr. Sue besingt nun einmal keine andern Helden; ob man aber, selbst nachdem man „Atar-Gull“ gelesen, auf eine solche Masse von Abscheulichkeiten gefaßt ist, wie Hr. Sue in diesem Buche aufgehäuft, bezweifeln wir.

H. Baudrey oder H. de Baudrey ist Fregattencapitain und hat sich bis zu diesem Posten hinaufgefochten, was vor 1789 eine Seltenheit war, wo man meist zu solchen Stellen ganz bequem, zu Lande, durch das Vorzimmer eines Ministers oder das Boudoir einer Maitresse gelangte. Er ist dabei ein brillanter Cavalier, ein Glücksjäger bei den Damen, ein zweiter Boufflers. Bei einem Déjeuner wettet er mit einer der anwesenden Damen, daß er die Herzogin von Almeida verführen werde. Die Herzogin, eine glühendheiße Andalusierin, läßt sich durch die Künste des Roués entzünden; sie ergibt sich ihm in aufrichtiger Liebe, und als der Finaltriumph des Grafen herbeirückt, öffnet er eine Seitenthüre und dankt der Herzogin schönstens für ihre Güte. Die Gesellschaft, welche bei jenem Frühstück Zeuge der Wette war, ist nun Zeuge seines Sieges! Die Geschichte wird ruchbar; wer da meint, ein so schwarzer Zug müsse die ganze weibliche Welt gegen den Schändlichen empören, kennt die weibliche Welt und die damaligen Sitten wenig. Eine Baronne de Cernan verliebt sich zum Rasendwerden in den charmanten Grafen, der mit der weiblichen Ehre und Liebe auf eine so eclatante Weise zu spielen versteht. Sie will ihn, sie muß ihn haben, sie findet, sie bekommt ihn; der Mann, der sich den Liebenden in den Weg stellen will, wird hinwegduellirt. Nun kommt der Krieg, und mit ihm kommen Auftritte, wie sie H. Sue zu schildern weiß. Baudrey's Schiff geräth in Brand, und ist auf dem Punkte, ein Raub der Flammen zu werden, als ihm eine englische Fregatte begegnet, deren Capitain sein Freund ist. Der biedere Engländer löscht das Feuer, theilt sein Pulver mit Baudrey, der sofort den Kampf mit dem Freunde beginnt. Dieser wird geschlagen und stirbt an den erhaltenen Wunden; vor seinem Ende gesteht er dem Grafen, daß er eine Indianerin, Ina, liebe, die ihn wieder liebt; er gibt ihm ein Andenken für sie. Baudrey in Indien angelangt, eilt zu Ina; sie ist hübsch und hat einige Millionen im Vermögen, allein sie bleibt dem Andenken ihres Geliebten treu und weist die Huldigungen des Verführers ab. Dieser verleumdet den Verstorbenen bei der unschuldigen Ina; „du warst die Maitresse meines Freundes Gordon“, spricht Baudrey zu ihr, „er selbst hat es mir gesagt!“ Ina ist trostlos; sie flucht ihrem Bräutigam und wird des Grafen Frau. Bei seiner Ankunft in Frankreich findet er die Herzogin todt. Madam de Cernan hat sich in einem Kloster begraben. Baudrey setzt seinen frühern Lebenswandel fort, taumelt glücklich durch die Schrecken der Revolution, wird Kammerherr unter dem Kaiserreiche und spielt als graukopfiger Seladon mit Rheumatismen und Perrücke eine ziemlich lächerliche Rolle. Unter der Restauration wird der Graf Pair von Frankreich und bekehrt sich, d. h. er geht in die Messe, besucht die Predigt und hält sich Maitressen. Wie's mit der häuslichen Glückseligkeit bestellt sein mag, kann man sich wol denken. Der Graf hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; für Erstern bietet sich eine hohe Allianz dar; damit das Vermögen der Familie nicht zersplittert werde, steckt der Graf seine Tochter in das Kloster. Die Mutter stirbt vor Gram, Baudrey entschläft ruhig dem Herrn, mit allen Sakramenten versehen, mit dem Namen Gottes auf den Lippen und der Hoffnung auf ein künftiges Leben im Herzen.

Dies ist die Epopöe, in welcher H. Sue vielleicht das 18. Jahrhundert hat besingen wollen, oder besser, die man vielleicht als ein Zorn- und Hohngedicht auf den Materialismus ansehen muß. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, liegt ein religiöser Zweck allen diesen Greueln zum Grunde; wir wünschten es um des herrlichen Talents des Verf. willen, das sich in gegenwärtigem Producte mit ungemeinem Glanze offenbart. Der ganze dritte Band ist ein Meisterstück. H. Sue ist in unsern Augen heutzutage der größte Romandichter der Franzosen, er hat die reiche Färbung V. Hugo's und dabei eine Menschenkenntniß, eine Kraft in Aufstellung und Durchführung der Charaktere, die diesem fehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Erzählungen aus dem Nachlasse von C. Riedmann. Abenteuer eines kleinen Thu-nicht-gut. Die Mimik. Das glückliche Zusammentreffen. Oheims Geburtstag. Braunschweig, Verlags-Comptoir. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein vierblättriges Kleeblatt von Kindern wahrhaft froher Laune. Man sieht es ihnen nirgends an, daß sie ihren Vater verloren haben. Das Leben scheint ihnen nur ein Fastnachtsspaß zu sein, und sie lachen und weinen sich keck und unverzagt zum fröhlichen Ziele. Am muntersten geht es in Nr. 2 her, wo die Thorheit dreier überreifer Jungfer Tanten einen jungen Springinsfeld, der ihr Neffe und Erbe ist, viel zu schaffen macht; am buntesten aber sind die Abenteuer des kleinen Thunichtgut, eines echten Wildfangs und gutmüthigen Ohnesorgen, der freilich ein bischen viel Glück nöthig hat, um per aspera ad astra, d. h. in Liebchens Arme, zu kommen. Auch Nr. 4, eine Erzählung nach gegebenen Worten, also mit einer Zwangsjacke, liest sich leicht und steht an heiterer Laune den andern nicht nach. Die Lesewelt hat wirklich durch des Verf. frühen Tod einen Verlust erlitten; allein auch ihm muß es schwer geworden sein, solche lebensfrohe Waisen zu machen. 80.

Literarische Notizen.

Mark Napier gibt ein biographisch-literarisches Werk über seinen Vorfahr, den Erfinder der Logarithmen, heraus: „Memorials of the lineage, life and writings of John Napier of Merchiston, illustrative of the history of Scotland and of science“, das bei Blackwood in Edinburg erscheint.

Frau Somerville, bekannt durch ihr ausgezeichnetes Werk: „Mechanism of the heavens“, gibt heraus: „On the connexion of the science“, eine weitere populaire Ausführung der Einleitung jener Schrift.

Lord Mahon, Verf. einer schätzbaren Geschichte des spanischen Erbfolgekriegs, kündigt an: „The history of England from the peace of Utrecht to the death of George I.“

Die Biographie des wackern britischen Feldherrn Sir John Moore gibt sein Bruder James Carrick Moore unter dem Titel: „The life of General Sir John Moore“, in zwei Bänden mit einem Bildniß nach Lawrence bei Murray heraus.

John Oswald hat in Edinburg herausgegeben: „An etymological dictionary of the english language“ in einem starken Band in 18. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 79. —— 20. März 1834.

Die Enthüllung der Geheimnisse des Nigers in Afrika.
(Beschluß aus Nr. 78.)

In Badagry (an der Küste des Guineabusens oberhalb Benin) treten die Reisenden (den 22. März 1830) zuerst in die wilde afrikanische Welt. Eine Stadt voll der unverschämtesten Diebe und Trunkenbolde, ein niederträchtiger, habsüchtiger König, ein Opfer von 300 Weibern und Männern, die zum Schlachten bereit stehen und die Luft mit herzzerreißendem Geschrei erfüllen, schrecken in Badagry die Reisenden ebensowenig als bei der Weiterreise in Wow die Wände des Häuptlings, die rings mit Menschenschädeln bedeckt sind. Von Badagry, das sie am 31. März verließen, wendeten sich die Reisenden nördlich, bei Tage von der Glut der afrikanischen Sonne (am 23. April 99° F.) oft bis zum Hinsterben gequält, am Abend von der gaffenden Menge fast erdrückt und von dem Geheul und Schreien und Lärmen, besonders einer Unzahl von Negerinnen, fast bis zur Verzweiflung gebracht, des Nachts oft auf einem vor dem Regen nicht geschützten Lager von Eidechsen, Muskitos und allerlei schleichendem schädlichen Gethier, von Ratten und Mäusen gepeinigt und mitunter von dem Gebrüll eines heranschleichenden Löwen aufgescheucht, Tag und Nacht aber von den habsüchtigen Häuptlingen zu freiwilligen Schenkungen gepreßt, so erreichen die Reisenden nach großen Strapazen und mit manchen interessanten Bemerkungen endlich am 27. Juni Yaourie.

In Bidschie haben viele Frauen das Fleisch auf der Stirne wie Marmor gestreift; ebenso sind die Wangen aufgeschlitzt und entstellt. Auch die Ohrläppchen sind zerstochen und die Löcher erstaunlich weit gemacht, um Stücke Elfenbein oder Holz hineinzustecken. In der Gegend von Egga tragen die Mütter, die ein Kind verloren haben, ein hölzernes Bild desselben als Zeichen der Trauer auf dem Kopfe mit sich herum. Nicht Eine ließ sich bereden, eines dieser kleinen Andenken der Zärtlichkeit abzutreten. Die Sterblichkeit der Kinder muß außerordentlich groß hier sein, denn fast jedes Weib, dem wir auf der Straße begegneten, hatte ein oder zwei der erwähnten hölzernen Bilder. Wo die Mutter anhält, eine Erfrischung zu sich zu nehmen, bietet sie auch allemal etwas Speise den Lippen dieser leblosen Erinnerungszeichen dar.

Die Eingeborenen klagten allenthalben sehr, daß der einträgliche Sklavenhandel mit den Portugiesen so sehr im Abnehmen sei, und auch später fanden die Reisenden Neger, Frauen, Männer und Kinder, die sich mit der größten Gleichgültigkeit als Sklaven nach dem Meere zum Verkauf transportiren ließen. — Ihre weißen Gäste verehrten die Eingeborenen als Inhaber übernatürlicher Kräfte; in Schadu dankte ihnen der Statthalter mit einem Topf Honig dafür, daß sie fruchtbaren Regen gegeben hätten, und überall wurden ihnen unsterblich machende Arzneien und Talismane abverlangt. Wunderlich sind die Fetische der Eingeborenen. Bäume, Pfähle, Eierschalen, Kranichfedern, Grashüpfer sind ihnen oft heilige Fetische, die ihnen Schutz verleihen und bei Todesstrafe nicht entheiligt werden dürfen. Auf dem Markte in Katunga traf R. Lander einen recht sonderbaren und seltenen Stein.

Die Eingeborenen sagten uns, daß er aus der Erde in einem Lande, Namens Iffie, gegraben würde; es soll vier Monden weit von Katunga entfernt und der Punkt sein, wo ihrer Sage nach die ersten Aeltern geschaffen worden wären, um dann von da aus ganz Afrika zu bevölkern. Es ist einigermaßen merkwürdig, daß in Haussa die Einwohner eine Sage haben, daß der Name unsers ersten Vaters Adam — das Wort grade so gesprochen, wie wir es hören lassen — gewesen sei. Da Adam in der nämlichen Sprache einen Gegenstand bedeutet, der, sieht man ihn undeutlich in der Ferne, mit einem Menschen die geringste Aehnlichkeit hat. Die Mutter des Menschengeschlechts heißt in der Haussasprache Aminata.

Die grenzenlose Schlechtigkeit und Liederlichkeit, welche die Reisenden an der Küste Afrikas getroffen hatten, nahm im Innern etwas ab; der Statthalter in Bohu überschüttete sie buchstäblich mit Milch und Gefälligkeiten, und als sie dem König und der Königin von Bussa aufwarteten, versicherte diese ganz ernsthaft, sie hätte diesen Morgen über Clapperton's Tod Thränen vergossen, und später, als die Königin Richard's Hände sah, die von der Sonnenhitze geschwollen und entzündet waren, vergoß sie wirklich Thränen; der König schickte ganz bescheiden: er sei ein Schneider und bitte um einige Nadeln zu eignem Bedarf. Und der Ruderer, dem Vorsicht eingeschärft wurde, erwiderte ernsthaft: „Weiß ich denn nicht, daß die Weißen kostbarer sind als eine ganze Ladung voll Eier?" Es scheint fast, daß die Küste, die schon ein wenig in die europäische Schule gegangen ist, als Elementarkenntnisse Betrug und Habsucht profitirt habe. Doch sollen sich besonders die Fallatahs an Bildung und Milde vor andern Volksstämmen, den Yarribanern u. s. w., auszeichnen. In Dschenea fanden die Reisenden kein Pferd

zum Weiterkommen, weil bei dem Tod des letzten Häuptlings alle seine Pferde mit ihm begraben worden, auch die Lieblingsfrauen des Statthalters und mehre Sklaven mußten nach hergebrachter Sitte mit ihm sterben. Von den 166 Häuptlingen, welche Richard Lander auf seiner ersten Reise von der Seeküste bis Yaourie hatte kennen lernen, fand er nur noch sechs lebendig, 160 waren theils erschlagen, theils so gestorben.

Die Stadt Yaourie ist so groß als irgend eine in Afrika, sie hat vier bis fünf deutsche Meilen im Umfang (auch Bohu hat vier Meilen im Umfang) und überträfe also das altberühmte geheimnißvolle Timbuktu, das nach Caillié drei Meilen im Umfang und höchstens 10—12,000 Einwohner hat. Von Yaourie kehrten die Reisenden den gefahrvollen Weg auf dem Niger zurück bis nach Bussa, wo sie ihn zuerst erblickt hatten, und schifften sich hier in einem Canoe ein, um südwärts hinab den Lauf des Nigers zu verfolgen, der von den Einwohnern bald Quorra, bald Djoliba genannt wird. Mit dieser Einschiffung (den 2. August) beginnt die Hauptexpedition der Reise, und wir sehen zitternd die Reisenden auf ihren schwachen Canoes den Strom hinabfahren.

Der Niger fließt von Yaouri an fast grade südlich bis Rabba, wo er sich östlich wendet; die Strömung ist anfangs oft reißend, Felsen und viele kleine Inseln im Fluß machen die Fahrt gefährlich. Später wächst er bis zu zwei Stunden Breite, einmal sogar 3½ Stunden, und sein prächtiger Spiegel ist mit lieblichen, angebauten Inseln und von fruchtbaren, belebten Ufern geziert. Bei Belie machten die Reisenden die Bekanntschaft „des Königs des schwarzen Wassers", der mit großer, halb europäischer Pracht angefahren kam.

Er ist ein schöngebildeter, obgleich in den Jahren vorgerückter Mann. Seine Haut gleicht an Schwärze der Kohle, seine Züge sind roh, doch gutmüthig, und seine Größe ist vortheilhaft gebieterisch. Er war mit einem weiten Bornu oder arabischen Mantel von geringem blauen Tuch bekleidet, unter welchem er ein streifiges Gewand von bunter Seide, inländischem Zeuche und rothseidenem Damaste trug, die alle untereinander zusammengestickt waren. Ebenso trug er ein rothtuchenes Käppchen, Haussabeinkleider und Sandalen von buntem Leder. Zwei kleine hübsche, etwa zehn Jahr alte Knaben, gleich groß, folgten ihm als Pagen nach der Hütte. Ihre Kleidung war zierlich und anständig, ihre kleine Person äußerst nett und reinlich. Jeder von ihnen war mit einem geputzten Kuhschweif versehen, und so standen sie ihm zur rechten wie zur linken Seite, um die Fliegen oder andere Insekten von ihm wegzujagen oder Guranüsse und Taback zu reichen. Auch sechs von seinen Frauen folgten dem König; schöne, hübsche, glänzend schwarze Mädchen, in netten ländlichen, mit reichlicher Seide eingefaßten Mützen. Einheimische, von Baumwolle und Seide gefertigte Kleider schlossen sich um ihre Hüften, und darunter trugen sie noch eine Art von kurzem Röckchen. Die gewöhnliche Sitte, an den Fingern und Zehen die Nägel zu färben, scheint auch unter ihnen allgemein zu sein. Die Knöchel waren mit hübschen silbernen Spangen und der Hals mit Korallen geziert.

Eine der größten Städte ist Rabba, auf dem Markte daselbst kostet ein junger kräftiger Bursche gegen 40,000 Cauries (eine Art von Muscheln) oder etwa 40 Thaler, ein Mädchen gegen 50,000 Cauries und vielleicht noch mehr, wenn sie hübsch ist. Eine schreckliche Nacht brachten die Reisenden auf dem Niger zu, indem während eines heftigen Sturmes eine unglaubliche Menge von Flußpferden (von den Eingeborenen Wasserelefanten genannt) sie umringte und ihre Canoes umzustürzen drohte. In Egga entschädigte sie der gute hundertjährige König, indem er ihnen zum großen Jubel seiner Unterthanen die Ehre erwies, öffentlich zu tanzen und zu springen. Krokodile in Menge gibt es um den Morast in Egga. „In Kakunda sahen sie zum ersten Mal, daß die Einwohner die Sitte haben, sich zu bezeichnen, um ihren Stamm von andern gleich unterscheiden zu können. Das Kennzeichen des Kakundavolkes besteht aus drei Einschnitten im Gesicht, vom Schlafe nach dem Kinne zu, die ihnen ein wunderliches Ansehen geben." Bei Kakunda wendet sich der Quorra wieder südlich; später fließt von Nordosten her der Tschaddafluß, 1½ Stunde breit, hinein und beide dann südwestlich dem Meere zu. In Damuggu fanden die Reisenden schon „zu ihrem unendlichen Erstaunen mehre Leute in europäischer Kleidung, die Alle einige Brocken der englischen Sprache von liverpooler Schiffern aufgeschnappt hatten, welche in dem Bonneiflusse des Palmöls wegen einlaufen". Doch war die Verwunderung und Neugier der Leute über die weißen Männer unaussprechlich und der Andrang von unverschämten Gaffern so arg, daß die armen Reisenden in ihren Gemächern oft kaum Platz zum Athemholen hatten; der freundliche Fürst sagte ihnen endlich ganz ernsthaft, „daß sie ihnen die Köpfe abhauen sollten". Bei Damuggu pflegt das Rindvieh wild im Wald herumzulaufen; bedarf man eines zur Nahrung, so gehen die Leute in den Wald und schießen es. Bei der großen Stadt Kirrie geriethen die Reisenden in eine Gesellschaft von mehr als 50 Kriegscanoes, deren jedes mit Flinten und einer langen Drehbasse (kleiner Kanone) bewaffnet war, und wurden plötzlich von räuberischen Ebus überfallen und bis aufs Hemde ausgeplündert; Joh. Lander wird ins Meer geworfen, von einer starken Negerfaust wieder hervorgezogen, aber beide Reisende nebst ihren Leuten werden gefangen genommen.

Mein Erstaunen — erzählt Joh. Lander — kannte keine Grenzen, als ich auf den Marktplatz kam und hier, wie ich glaubte, große europäische Flaggen an Stangen fast auf jedem Canoe wehen sah, das hier anlag. Bei näherer Untersuchung entdeckte ich freilich, daß sie nur Nachahmungen, aber doch mit ungemeiner Kunst und Nettigkeit gefertigt seien. Die britische Farbe schien vorzuherrschen und unter ihnen die Flagge der vereinigten Königreiche am liebsten zu sein. Meine bisherige Verwunderung nahm jedoch nicht im mindesten ab, als ich landete und hier den Markt von Leuten besuchen sah, die europäische Kleidung trugen, obschon der wunderlichen Liebhaberei zufolge, die man unter den Wilden, die mit Europäern Verkehr haben, stets bemerkt, Keiner von Allen einen vollständigen Anzug hatte. Der Eine trug nur einen Hut und ein Stück Manchestercattun um die Hüften gebunden, ein Anderer ein Hemd, der Dritte eine Jacke u. s. w. Allen Einwohnern, die Könige ausgenommen, ist das Tragen der Beinkleider gesetzlich verboten, und dieses Kleidungsstück wird in der Regel durch ein gewöhnliches Taschentuch ersetzt. Die ganze Menge bildete den buntscheckigsten Haufen, den ich je gesehen habe; nichts auf Erden konnte wunderlicher und lächerlicher aussehen. Viele von ihnen schwatzten französisch und englisch untereinander. Die Bewohner Kirries sind ein wild aussehendes Volk, außerordent-

lich stark und athletisch und zugleich wohl gebaut. Ihre einzige Kleidung ist die Haut von einem Leoparden oder Tiger um die Hüften geschlungen. Das Haar ist geflochten und in Menge mit rother Erde bestrichen, das Gesicht überall voller Einschnitte. Sie gehen so tief ins Fleisch, daß sie tiefe Furchen machen; jeder Schnitt ist wol einen Zoll lang und mit Indigo gefärbt. Es ist kaum möglich, in ihrem Gesicht einen Zug zu unterscheiden, und nie habe ich so entstellte Wilde gesehen. Dagegen haben die Frauen vom Ebuvolke sehr hübsche Bildung, und wir konnten nicht ohne Schmerz daran denken, daß solche barbarisch aussehende Kerle wie diese Männer das Glück hatten, eine so hübsche Art von Weibern zu besitzen. Das Zeichen des Ebuvolkes ist die Spitze eines Pfeiles, die auf jedem Schlaf tatowirt ist und mit dem äußern Ende grade dicht an dem Auge hingeht.

Nur in Hoffnung großen Gewinnes und durch das Versprechen eines reichen Lösegeldes ließ sich der König des Ebuvolkes bewegen, die Reisenden nach dem Meere zu schicken; der König Boy nebst seiner Gemahlin brachten sie selbst dahin. Halb verhungert erreichten sie endlich eine englische Brigg am Ausfluß des Stromes; aber der Capitain derselben, Lake, unmenschlicher als alle Neger, verweigert schimpfend und tobend das Lösegeld: „Nicht einen Flintenstein gebe ich für Euch." Der arme König Boy wird indeß mit seinen Gefangenen ins Schiff gelockt und dann allein wieder herausgetrieben. Die Reisenden sind gerettet und segeln über Rio Janeiro nach England, wo sie am 9. Juni 1831 landen. Die Foderung des Königs Boy wurde, um die englische Nation von dem Makel schändlicher Wortbrüchigkeit zu befreien, getilgt.

Nach den Beobachtungen der Reisenden bildet der Niger gleich dem Nil gegen seine Mündung hin eine Art Delta, indem er sich in sieben bis acht Arme theilt, die als alter Calabar, Bonnei, neuer Calabar, Dodo, Kamos, Benin u. s. w. in das Meer fließen. Der Hauptkanal des Flusses aber ist der Nun- oder Braßstrom. Die Luft in dieser Gegend ist äußerst ungesund.

Wir haben noch hinzuzufügen, daß seitdem Richard Lander, von seiner Regierung beauftragt, eine Handelsunternehmung mit Dampfbooten den Nunstrom hinaufgeführt hat; ein Ueberfluß an Elfenbein und manche andere Producte versprachen viel Vortheil; die Einwohner sind durch die englischen Gewehre und Kanonen eingeschüchtert. Nach den neuesten Nachrichten Lander's, vom 1. Mai 1833, befand er sich wohl mitten im Nunstrom; seine Leute aber waren zum Theil vom Klima getödtet.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Es ist vor der Reise Lander's, wenn wir nicht irren, von Ritter in Berlin die Hypothese aufgestellt worden, daß der geheimnißvolle Tschaadsee auf der einen Seite mit dem Wassersystem des Niger, auf der andern mit dem Wassersystem des Nil in Verbindung stehe. Diese großartige Hypothese scheint durch die wichtige Entdeckung, daß der Nigerstrom in den Guineabusen münde, nicht vernichtet. Entweder kann der Strom Yeou, welchen Clapperton von Westen her in den Tschaadsee fallen sah, und von dem die Eingeborenen sagten, er falle in den Nil Aegyptens, ein Arm des Nigers sein, oder auch der Tschaddafluß, welcher in den Quorra mündet, entspringt aus dem Tschaadsee; was aber die Nilquellen betrifft, so sind sie noch so unbestimmt, daß einige derselben ebensowol in dem Tschaadsee als auf dem Gebirge gefunden werden können. Wäre dies der Fall, so reichte der Niger seine gewaltigen Arme in zwei Meere zugleich, in das äthiopische und in das mittelländische. Die Hypothese ist so großartig, daß sie Wahrheit verdiente. 20.

Neueste französische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 78.)

Le château St. Ange par *M. Viennet*.

H. Viennet, von welchem man einige trefflich versificirte épîtres besitzt, der ein halb Dutzend tragédies hat aufführen lassen und, wie er uns verkündet, deren noch ein halbes Dutzend in seinem Portefeuille hat, dem man ferner eine heroisch-komische Epopöe verdankt und einen Roman: „La tour de Montlhéry" — ist ein eifriger juste milieu und Classiker und führt seit einigen Jahren einen recht erbitterten Kampf mit der literarischen und politischen Opposition, d. h. mit den Romantikern, den Legitimisten und den Republikanern. Im „Charivari" figurirt er als eine ergötzliche Caricatur; an dem Fensterladen bei Aubert, dem Herausgeber des genannten Journals und der „Caricature", erblickt man den ehrenwerthen Deputirten, den Hemdkragen weit über den Kopf ragend, die Hände in den Hosen und einige dünne Haarstreifen von hinten über die matte Stirn geklebt. Zu Estagel kamen die Einwohner auf einen seltsamen Einfall. Sie trieben nämlich eine Menge Esel unter den Fenstern des durchreisenden Hrn. Viennet zusammen, die dann ein Scherzando anstimmten, worüber geduldigere Leute als der ehrenwerthe Deputirte aus der Haut hätten fahren mögen. Um den Sinn dieses Charivaris zu begreifen, muß man wissen, daß H. Viennet unter Anderm auch eine „Epitre aux mules de Don Miguel" verfaßt hat. Rechnet man nun dazu das Lachen und Schreien der Opposition in der Kammer, die Feuilletons, die sich bis auf den alten „Constitutionnel", sämmtlich wider ihn verschworen haben, und die Schnurren und Witze des „Corsaire", des „Charivari" rc., so kann man sich denken, welche Menge brennbaren Stoffes sich in der Brust des vielfach verhöhnten Dichters gesammelt. Dieser ist denn nun in der Vorrede des „Château St. Ange" flammend losgebrochen. In einem Gespräche mit einem Freunde läßt Viennet dem lang verhaltenen Grolle den Zügel schießen; da rächt er sich endlich an den Charivaseurs von Estagel; er behauptet, er habe in dieser Stadt nur zweibeinige Esel gesehen; da geht's über die „Quotidienne" her, von der es heißt: „elle est trop sérieusement légitimiste, trop franchement enragée pour plaisanter avec esprit". Dann kriegen die Romantiker ihren Theil, und die Mitglieder der Gesellschaft des droits de l'homme, die Jesuiten und die Elèves des petits séminaires, „qui foisonnent dans les salons dorés du fg. St. Germain". Gegen diese Attaquen haben sich nun sämmtliche Journale in Masse erhoben; am ärgsten spielt Hrn. Viennet aber die „Quotidienne" mit; man lese nur folgende Zeilen, mit denen das Feuilleton vom 11. Februar die Anzeige seines letzten Romans beginnt: „H. Viennet ist eine der Nothwendigkeiten des Carnevals, wie man sich jetzt ausdrückt. Es ist kein guter Fasching mehr möglich ohne Gilles, ohne Pierrots, ohne Jocrisses und ohne einen Roman von Viennet. Dieser literarische und politische Held hat sich nun einmal zum Universal-Loustic aufgeworfen. Voriges Jahr kam „La tour de Montlhéry" gerade zwischen Lichtmesse und Fastnachtdienstag; H. Viennet hütet sich wol ein Werk in die Welt zu schicken, wenn die Aschermittwoch, ernst und trübe, alle Thorheiten des Carnevals aus den Straßen gescheucht hat; außer dieser Zeit des

vollkommenen Ablasses für alle burleske Maskeraden- und Narrenstreiche würde das Erscheinen eines Buches von Viennet eine eben so große Anomalie sein als ein splendides Gastmal unter den ausgehungerten Tänzern auf den Bällen in den Tuilerien oder eine Generosität des Bürgerkönigs."

Folgendes ist ungefähr der Inhalt des Romans: Zizim, Sohn Mohammed II., nachdem er seinem Bruder Bajazet den Thron streitig gemacht, war nach Italien geflohen; der Papst Alexander VI. hatte ihn in die Engelsburg einkerkern lassen, daher der Titel des Buchs. Bajazet bietet dem Papste 30,000 Ducaten, die Reliquien von Konstantinopel und 12,000 Mann Hülfstruppen, wenn er ihn durch einen Mord von seinem Mitbewerber befreien will; die Todesgefahr, in welcher der Prinz schwebt, bildet die Peripetie des Dramas; Alexander VI. schont das Leben des Prinzen aus Furcht vor auswärtigen Kriegen. Cäsar Borgia und Fabricio, ein Agent Bajazet's streben dem Prinzen nach dem Leben, dessen Auslieferung zuletzt von Ludwig XI. von Frankreich gefodert wird. Cäsar Borgia läßt aber den unglücklichen Zizim vergiften, um die Reliquien und die 30,000 Ducaten zu verdienen. Unter dem Frauenpersonale haben wir besonders eine Mamsell Zémire bemerkt, welche die Pistole handhabt wie ein Husarenoffizier. Der neue Roman des H. Viennet ist im Ganzen frostig, correct, abgezirkelt, ohne Aufschwung der Phantasie, ohne Gefühl.

Les historiettes de Tallemant des Réaux.

Das ist ein wunderliches, ein schreckliches Buch, welches über eine Menge Celebritäten aus der französischen Geschichte enttäuscht und den Glauben an alles Große und Edle in der Vorzeit gewaltig erschüttert. Heinrich IV., der seiner Unterthanen Ueberwinder und Vater war, dessen weißer Helmbusch stets auf der Bahn der Ehre zu treffen, wie Voltaire sagt, war, wie uns Tallemant berichtet, weder freigebig noch dankbar, ließ Niemanden Gerechtigkeit widerfahren und liebte und lobte nur sich wie ein echter Gascon! „Er war ein Egoist, ein Schwätzer, ein Prahler und ein Dieb dazu, mit beiden Händen raffend, was ihm zugänglich war, sodaß man allgemein sagte, wenn er nicht König gewesen, so würde er gehängt worden sein." Dasselbe ließe sich füglich von den meisten Eroberern sagen. Man kennt die galanten Abenteuer des Geliebten der Gabrielle d'Estrées. Diese belle Gabrielle, welche ihre Mutter an einen großen Herrn am Hofe Heinrichs III. verkauft hatte, kam dem großen Könige aus der zehnten Hand zu. Man liest die „Henriade" schon längst nicht mehr, aber wenn sie noch einen Funken Leben in sich hätte, Tallemant würde sie maustodt schlagen. Sully stahl noch weit ärger als sein Herr. Der König sagte selbst von seinem treuen Diener: „Wenn der stärkste meiner Schweizer so viel Weinkrüge (pots-de-vin) im Kopfe hätte wie mein erster Minister, so würde er der Länge nach niederstürzen, um nicht wieder aufzustehen." Der tugendhafte Sully war ein Grobian, dem die Zoten unablässig aus dem Munde strömten; seine Liebhaberei war nächst dem Fressen und Saufen das Tanzen; mit einer Narrenkappe auf dem Kopfe pflegte er im Beisein seiner Maitresse und einiger Freunde seine Capriolen zu schlagen.

Nun kommt Richelieu an die Reihe, eine schaudererregende Figur, die man mit Abscheu bewundert. Daß der Cardinal seine Schwachheiten hatte, war nicht unbekannt. Man wußte, daß er sich viel auf seine hohe Geburt einbildete, armen Teufeln unter der Hand Sonette abkaufen ließ, die dann von Gombauld und Desmarets zugestutzt wurden, daß er an Hexerei glaubte und sich vor dem Teufel fürchtete. Aber was nun folgt, das läßt man sich gewiß nicht träumen: Richelieu, der Priester, prügelte seinen Gardecapitain, den Herzog von Noailles! er tanzte wie Sully! er trieb die Tollheit noch weiter als der tugendhafte Minister Heinrich IV., er verkleidete sich als Frauenzimmer, er sang und begleitete sich mit der Laute! Tallemant war ein Zeitgenosse Richelieu's, er erzählt nebst vielem Neuen eine Menge bereits bekannter Anekdoten, in denen er mit Allen, die sie erzählen, aufs genaueste übereinstimmt, sodaß seine Wahrheitsliebe nicht kann in Zweifel gezogen werden.

In den folgenden Lieferungen haben wir interessante Aufschlüsse über den Cardinal Retz, Mademoiselle de Montpensieur, Madame de Motteville und de Guy-Patin zu erwarten. Man kann der Fortsetzung dieses Buches nicht ohne Bangigkeit entgegensehen; stehen wir nicht auf dem Punkte, wieder einige unserer historischen Ideale einzubüßen? Was wird uns Tallemant von Turenne übrig lassen? Warum hat nicht jede Geschichte ihren Tallemant des Réaux? Und auf der andern Seite, dem Himmel sei gedankt, daß nicht jede Geschichte ihren Tallemant des Réaux hat! Seine „Historiettes" sind vielleicht das nützlichste und verderblichste Buch, das seit langer Zeit erschienen ist.

Quelques pensées de mon ami Lessmann par *H. Kératry.*

Der Verf. von „Frédéric Styndall" gibt hier abgerissene Gedanken, ernst, in ernstem Gewande, das Gepräge eines redlichen Gemüthes, eines nach dem Bessern strebenden Geistes tragend, aber trocken, matt und alltäglich. Das Pikantere ist nicht neu; Andere haben es vor Kératry gesagt und zwar besser. Daß man einen Schriftsteller oder Künstler von den Vorurtheilen seiner Zeit aus beurtheilen müsse, haben alle literarischen Journale der letzten Jahre bis zum Ekel wiederholt. Daß es leichter sei, einem Schriftsteller die Formen als die Gedanken nachzumachen, ist ein Axiom, welches mit den Nachahmern entstanden. Kératry räth, sich vor der Volksgunst in Acht zu nehmen und warnt vor der Wandelbarkeit der Parteien; wer kennt nicht die popularis aura; und wie viel energischer drückte Desprémenil denselben Gedanken aus, als er zu Pétion, der ihn blutend aus den Händen des Volks riß, folgende prophetische Worte sprach: „Hier, j'étais comme vous son idol, demain vous serez comme moi sa victime". 19.

Literarische Notizen.

Die „Literary Gazette" kündigt an, Mr. Galt werde wahrscheinlich noch vor seiner, nächsten Sommer zu erwartenden Abreise nach Canada sein „Literary life and unpublished miscellanies" herausgeben, in denen u. A. auch der Beweis geführt werde, daß der Verf. der „Junius-Briefe" Lauchlan-Mac Leane, ehemaliger Secretair und Bibliothekar des Lord Shelburn, war. Er verlor bei der Rückkehr aus Indien auf der Fahrt vom Cap nach England sein Leben.

Endlich sind die seit lange angekündigten „Pilgrims of the Rhine" von Bulwer erschienen. Die Anlage ist von seinen übrigen Werken völlig verschieden, und die Feenwelt geht darin mit der irdischen Hand in Hand. Die Rheinpilger sind Trevylyan und Gertrude, zwei innig Liebende, Letztere aber an einer tückischen Krankheit hinwelkend; der reizenden Gertrud Vater, Vane; ferner eine Feenkönigin mit ihrem Gefolge, und ihr Anbeter, ein Prinz aus Feenland. Diese wohlwollenden Wesen nehmen Theil an Gertrudens Schicksal und suchen das Weh der Erdenwelt zu mildern. Ursprünglich ward die Reise wegen Gertrudens Gesundheit unternommen. — Englische Bl. sagen darüber: so hoch der Name Bulwer's steht, dies Werk hebt ihn noch höher, denn es vereinigt mit seiner Originalität die Grazien seiner Poesie, seine reiche Phantasie, die Geisteskraft seiner ernstern Schriften und athmet den Genius, der das Ambra und die Würze Aller ist. Die „Pilgrims" haben nur einen Band, sind mit herrlichen Stahlstichen geziert und kosten 1 Pf. 11 Sch., also über 10 Thlr.

Von Thomas Hopkins wird angekündigt: „Great Britain for the last forty years", ein historischer und analysirender Ueberblick der engl. Finanzen, Staatsverwaltung und Gesammtlage des Staats während jener Periode. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 80. —— 21. März 1834.

Hugo von St.-Victor und die theologischen Richtungen seiner Zeit. Dargestellt von Albert Liebner. Leipzig, Lehnhold. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Keine Arbeit auf dem Gebiete der Religionsgeschichte kann wol zu gelegenerer Zeit erscheinen als in gegenwärtiger das vorliegende Werk. Ist es doch zum Verständnisse der Gegenwart und zur Ahnung Dessen, was die Zukunft bringen wird, oft das Heilsamste, in den Spiegel der Vergangenheit zu blicken, wo ähnliche Entwickelungsreihen wie die, welche wir jetzt durchlaufen müssen, zumal aus der Tiefe des Glaubens und speculativen Denkens vor unser Auge treten. Jetzt aber stehen sich grade Vernunftreligion und Schriftglaube, Wissenschaft und Gefühl, Dialektik und Mystik schroff gegenüber, und wiewol ein philosophisches System aufgetreten ist, welches verspricht, die verschiedenen Meinungen, welche zuvor bestanden, als Glieder und Momente in sich aufzunehmen und zu verknüpfen und durch den speculativen Gedanken die Dunkelheiten und Räthsel des in der Mystik zur innersten Tiefe versenkten Gefühles hell und offenbar zu machen, so sind doch, welche den Scepter dieser philosophischen Monarchie unserer Tage nicht anerkennen wollen, grade Diejenigen, welche ihr mit der Behauptung entgegentreten, daß sie das religiöse Gefühl erkälte und vernichte und Alles nur wieder in die unendliche Leerheit und Wüste der mittelalterlichen Scholastik zurückführe, die mit dem Spiele ihres logischen Schematismus zuletzt den Verstand sammt dem Glauben und der Liebe verloren habe. Inmitten nun einer Zeit, wo es einen Mysticismus gibt, der jede Einmischung der Philosophie verabscheut, und eine Philosophie, für welche das fromme Gefühl nur die niedrigste Stufe des religiösen Bewußtseins ist; wo die Principien der Schrifterklärung aufs weiteste auseinandertreten, wo bald die Theorie bald die Praxis einseitig vorgezogen und überschätzt wird — da thut ein Zeichen der Vorzeit Noth, das Bild eines Mannes, der in einer ähnlichen Zeit großer Bewegung des geistigen Lebens die verschiedensten Tendenzen und Methoden demuthsvoll in sich zu vereinigen strebte. Es war die Zeit Abälard's und Bernhard's von Clairvaux, die Zeit der heftigsten Kämpfe zwischen dem dialektischen Princip von der einen und dem mystischen von der andern Seite, und in dieser Zeit lebte, sann, lehrte und schrieb, ungestört von dem Geräusche der großen Stadt Paris und ungeblendet von dem Rufe seiner Frömmigkeit und Wissenschaft, der deutsche Mönch Hugo, in welchem wir, soweit es überall unter jenen Umständen und bei den geschehenen Vorbereitungen erfolgen konnte, eine allseitige Vereinigung aller Richtungen der Religion und Wissenschaft seiner Zeit erblicken. Diesen außerordentlichen Geist, von dessen Ideen und Grundsätzen zwar schon früher durch die Werke über Geschichte der Philosophie, zumal von Tiedemann, später durch die verdienstvollen Untersuchungen von Heinrich Schmid über den Mysticismus und dessen Geschichte, jedoch nur Unvollständiges und theilweise Unrichtiges bekannt geworden war, hat der Verf. des vorliegenden Buches so ans Licht gezogen, daß wir uns seiner Erscheinung als einer gegenwärtigen und vertrauten erfreuen und aus ihr alles Lehrreiche schöpfen dürfen, was darin namentlich für die Wirren und Zwiespalte des religiösen Lebens im gegenwärtigen Jahrhunderte liegt.

Der Verf. huldigt in seiner Darstellung einer philosophischen Theorie, in welcher die Erkenntnißquellen des menschlichen Geistes getrennt erscheinen und die Welt des Daseins und der Geschichte in zwei Hälften nach zweierlei Standpunkten der Ansicht und Beurtheilung scheiden. Er ist ein Schüler von Fries, dessen Lehre bekanntlich von de Wette auf das Gebiet des christlichen Glaubens und der christlichen Sittenlehre Anwendung erhalten, trotz dem aber doch im Ganzen wenig Beifall in der theologischen Welt gefunden hat, weil sie durch die Trennung aller Prüfung und Ansicht in eine moralisch-verständige, die nach dem Gesetze der Causalität alle Erscheinungen im Reiche der Endlichkeit und ebenso der persönlichen Freiheit des geistigen Individuums beurtheilt, und in eine ästhetisch-religiöse, welche dieselben Erscheinungen aus einer den endlichen Causalnexus überschreitenden und die persönliche Freiheit der Individuen bedingenden und bewegenden höchsten Ursache herleitet, sich selbst immer daran verhindert, zum rechten Frieden zwischen Zweifel und Glauben, zur Einheit und Festigkeit der Ueberzeugung zu gelangen. Aber sofern diese Theorie gleichfalls beide Richtungen in sich zu vereinigen sucht, sofern sie wenigstens nicht einseitig, weder blos von der mystischen noch blos von der rationellen Seite ausgeht und die so entgegenstehende Ansicht zu vernichten oder zu verschlingen sucht; insofern ist diese Ueberzeugungsweise des Verf. grade hier besonders geeignet, mit offenem Blick und unbestochener Ruhe dem geistigen Entwickelungsgange des alten Weisen zu folgen und die Spuren aufzudecken, in welchen er beide Richtungen, die scholastische und die mystische, nicht nur miteinander zu besitzen, sondern sie ineinander zu verknüpfen strebte und durch ihre wechselseitige Bestimmung und Benutzung sich der ewigen Wahrheit selbst theilhaftig zu machen glaubte. Zugleich hat der Verf. mit dem anerkennungswürdigsten Fleiß und Scharfsinne die Materialien gesammelt, gesichtet und geordnet, welche in den verschiedenen Schriften des Hugo zerstreut hier dem scholastischen dort dem mystischen Elemente seiner religiösen Weltansicht angehören, nirgends aber in der systematischen Form zur Ausführung gelangt sind, in welcher grade die Vereinigung der verschiedenen Elemente zur vollkommenen Klarheit und vollständigen Uebersicht durchgebildet wäre, wie solches von den Schülern und Nachfolgern des großen Mannes um so leichter geschehen konnte, als diese auf seinen Schultern standen und theils nur von seinen Anregungen aus weiter zu gehen, theils die schon vorhandene Ideenmasse in der Einheit des Princips darzustellen hatten.

Die Schrift des Verf. besteht eigentlich aus einer kleinern und größern Hälfte. In der erstern hat er im Allgemeinen und nur mit umrißartigen Beziehungen auf das Einzelne die Persönlichkeit und den wissenschaftlichen Charakter Hugo's sowie dessen Stellung zu den Richtungen seiner Zeit und seinen Einfluß auf

dieselben gezeichnet. In der andern gibt er in gelehrter Ausführung über Hugo's Methode in der weltlichen Wissenschaft und im Studium der heil. Schrift, über seine scholastische und mystische Methode und über sein dogmatisch-moralisches Lehrsystem des Christenthums das Einzelne, worin jene allgemeinere Darstellung Grund und Rechtfertigung findet. Indem dieser größere Abschnitt des Werkes zunächst den Forscher der Geschichte des philosophischen und theologischen Studiums angeht, ist der erstere für jeden gebildeten Leser faßlich und anziehend, den die große Frage nach der Entwickelung des menschlichen Geistes interessirt.

Hugo war von Geburt ein Sachse, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg und Regenstein am Harzwalde, geb. 1097. Frühzeitig ward er, weil er gute Anlagen zeigte, von seinen Aeltern in das nahe bei Halberstadt gelegene und von seinem Oheim Reinhard, Bischof von Halberstadt, gegründete Kloster der regulairen Canoniker des heil. Augustinus, Hamersleben, in den Unterricht gegeben. Wider Willen seiner Aeltern blieb er hier, wurde Novize und fing im Drange seines Geistes schon hier zu schreiben an. Im 18. Lebensjahr aber trat er nach Sitte der damaligen Zeit in Gesellschaft eines andern Oheims, Hugo, Archidiakonus von Halberstadt, eine gelehrte Reise an und kam über Flandern und das südliche Frankreich nach Paris, wo er sich in das Stift der regulairen Canoniker seines Ordens zu St.-Victor aufnehmen ließ. Von seinem klösterlichen Leben berichten die Chronikenschreiber nichts außer von den Umständen seines Todes und von der dabei bewiesenen kräftig-milden Fassung seines Geistes. Er starb 1141, erst 44 Jahr alt. Die Anzahl seiner Schriften sollte ein höheres Alter vermuthen lassen. Wahrscheinlich hatte ihn die große Anstrengung aufgerieben. Er war ohnedies von zartem und schwächlichem Körper und konnte die gewöhnlichen Selbstgeißelungen nicht ertragen, welche doch in dieser Zeit selbst zarte Frauen nicht scheuten. Was aber seine geistige Natur und seinen moralisch-religiösen Charakter betrifft, so scheint ihm, wie sich der Verf. S. 29 ausdrückt, jene glückliche Organisation eigen gewesen zu sein, bei der alle Geisteskräfte in gleich hohem Grade vorhanden, auch gleichmäßig neben einander stehen, sodaß wenigstens keine die andere in herrschender Einseitigkeit überwiegt. So standen bei ihm klarer Verstand, tiefes, inniges Gefühl, lebendige Phantasie und ausdauernder Wille beisammen. Nur eine gewisse besondere Reizbarkeit des Gefühles und der Phantasie und zugleich ein gewisser Mangel an thätigem Streben nach Außen ist bemerklich, beides vielleicht mit in Folge jener körperlichen Schwäche. Er war überhaupt ein mehr innerlicher Geist; daher er auch die öffentlichen Streitigkeiten der Gelehrten, in welchen er wie Abälard hätte glänzen können, und die Berufsgeschäfte eines der Kirche oder dem Staate gewidmeten Amtes bei Seite ließ und seine Welt in seiner Zelle auferbaute. Das Schönste aber bleibt immer (S. 33) jene Lauterkeit, Einfalt und Gradheit, da er mit ganzer aufrichtiger Seele Dem nachstrebte, was er wollte, Das sagte, was er dachte. Er genoß daher auch die allgemeine Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen, und die ihm ertheilten Ehrennamen (alter Augustinus, lingua Augustini) sollten wol nicht blos seine Wissenschaft, sondern auch seinen persönlichen Charakter bezeichnen. Was nun seine wissenschaftliche Forschung und deren Resultat betrifft, so konnten, wie der Verf. S. 44 trefflich entwickelt, seiner eigenthümlichen Geistesrichtung, worin Verstand und Gefühl mit gleicher Entschiedenheit rege waren, weder die Scholastik noch die Mystik seiner Zeit allein und ausschließlich genügen. Es mußte ihm das Einseitige, ins Extrem sich Verlierende beider klar werden, er mußte die Nothwendigkeit ihrer Vereinigung fühlen. Hugo stellte zuerst beide neben oder vielmehr über einander. Die Scholastik oder die mittelbare, verstandsmäßige, dialektisch-philosophirende Begründung des Glaubens betrachtete er als den niedern, unvollkommenern Standpunkt; die Mystik oder das unmittelbare Ergreifen des Ewigen als den höhern vollkommenern, zu dem man sich von jenem noch erheben müsse. Jene für die Sicherung des Glaubens im gewöhnlichen Zustande des Bewußtseins und dann auch für apologetische Zwecke; diese für die volle, allem Zweifel entrückte Gewißheit in den außerordentlichen höchsten Erhebungen des Geistes über sich selbst zur unmittelbaren Gegenwart, Anschauung und Empfindung der Gegenstände des Glaubens. Beide galten ihm gleichwichtig, sodaß er weder als Scholastiker für die tiefern Aufschlüsse der Mystik unempfänglich blieb, noch als Mystiker der Meinung war, die rationellen Waffen der untergeordneten Wissenschaft entbehren zu können. So aber konnten beide auch nicht nebeneinander gehen, ohne einen gewissen Einfluß aufeinander zu gewinnen, gewissermaßen in einander einzugreifen, da sie ja einem und demselben Geistesleben angehörten; und dies war das zweite Moment bei Hugo. Das durch die Mystik genährte und gebildete Gefühl konnte dem Verstande nicht dahin folgen wollen, wo es für seine Interessen gar keine Befriedigung mehr hoffen durfte, nicht bis in die leeren, kahlen Steppen bloßer nichtiger dialektischer Fragen und Distinctionen, wie sie die gemeine Scholastik ventilirte; mußte daher den Verstand in einer mäßigern Uebung seiner Thätigkeit erhalten. Ebenso mußte aber auch der durch die Scholastik geübte und geschärfte Verstand das Gefühl bewahren, daß es nicht in jene dunkeln Gänge der Schwärmerei hineingerieth, wo die Thorheit den Menschen gefangen nimmt und ihn wol gar der gemeinen Sinnlichkeit und dem Wahnsinn überliefert. Daher Hugo's Mystik im Ganzen einen ruhigern, gemäßigtern Charakter trägt, oft mehr unwillkürlich als gesucht erscheint und nur sehr selten zum bloßen Spiele mit Gefühlen und Bildern herabsinkt. Durch diese Verwandtschaft ward Hugo's Scholastik eine contemplative, seine Mystik eine speculative (S. 48).

Wie sehr dabei die Ueberschwenglichkeiten so vieler katholischen Mystiker, namentlich weiblicher, vermieden, wie bescheiden und, ich darf wol auch in Beziehung auf Erkenntniß das Wort gebrauchen, wie keusch und mehr Gefühl als Bild, mehr Innigkeit als Vorstellung, die mystischen Anschauungen Hugo's sind, ist Keinem verborgen, welcher damit die Darstellungen in Görres' bekannter Entwickelung der Mystik nach den Beschreibungen der alten Mystiker in seiner Vorrede zu den Schriften des Suso vergleicht. Wenn aber unser Verf. auch in solchen Regungen des Aufschwungs der Seele, wie sie Hugo schildert und Gegenwart Gottes, Schauen und Fühlen und Besitzen Gottes und der Seligkeit nennt, eine Ausartung des Gefühles und der Phantasie sehen, wenn er überhaupt auf der gegenwärtigen Stufe des Daseins und der Erkenntniß nur ein negatives Wissen des Menschen von übersinnlichen und unendlichen Dingen zugeben will (S. 225): so heißt dies die ganze Blüte des geistigen Lebens in der mittlern Zeit und nicht nur dies, sondern selbst Zustände, welche an den Aposteln unsers Herrn zum Vorschein kommen und bei den demüthigsten sowol als klarverständigen Geistern sich wiederholt haben, sammt und sonders für Selbsttäuschung erklären; es ist ein Verkennen des positiven Elementes, das im Gefühle liegt und aus den Bildern der Mystik wie des Evangeliums zu uns redet. Dies hängt aber freilich mit den Schranken des philosophischen Systemes, in welchem sich der Verf. bewegt, zu sehr zusammen, als daß wir es anders von ihm hätten erwarten dürfen.

Ehe wir diese Anzeige schließen, muß noch besonders auf den zarten sittlichen Geist aufmerksam gemacht werden, der auch hier die Mystik des Hugo vor andern auszeichnet. Ganz frei ist er zwar von den Ansichten seiner Zeit, von der Ueberschätzung des Aeußerlichen und Formellen nicht geblieben. Aber doch überwiegt gar sehr der ethische Charakter, die Lauterkeit der Gesinnung und das Streben nach innerer Heiligung des Gemüthes und Willens. So sind ihm die einfachsten Grundzüge des sittlichen Charakters die Furcht und die Liebe. Sind beide gut, so wird durch die Furcht das Böse verhindert und durch die Liebe das Gute vollbracht. Sind sie aber böse, so flieht die Furcht das Gute und die Liebe sucht das Böse. Sie sind gleichsam zwei Thore, durch welche Leben und Tod eingeht. Die Furcht ist derjenige Affect der Seele, durch den sie bewogen wird, einem Höhern sich zu unterwerfen. Ursprünglich war die Furcht heiː

nach dem Falle wird sie zunächst zur Strafe erzwungen. kommt nun darauf an, daß sie immer mehr wieder eine verde, was in dem Maße geschieht, als die Liebe wächst. bt nämlich eine knechtische, eine weltliche, eine Furcht der er und eine kindliche Furcht (timor servilis, mundanus, s, filialis). Die knechtische Furcht sucht nur Abwendung licher Strafe, stellt aus Menschengefälligkeit nur die böse ng ein und behält den bösen Willen ohne Gewissensbisse. eltliche Furcht hat den guten Willen und sucht zwar nicht den Menschen zu gefallen, will ihnen doch aber auch nicht en und läßt sich dadurch vom guten Werk abhalten. Beide chändliche Heuchelei. Die Furcht der Anfänger hingegen aus Scheu vor Gott, dem Herzenskundigen, nicht nur das Werk, sondern auch die böse Gesinnung. Doch gelingt's r, wenn die immer mehr wachsende Liebe hinzutritt, sodaß ensch nicht allein Gottes Zorn fürchtet, sondern auch seine sucht, also gleichsam von ihm wieder zu ihm flieht. folgt durch dieselbe zunehmende Liebe die kindliche Furcht, nichts Anderm besteht als in der Besorgniß, das in der schon gekostete Gut wieder zu verlieren. Auch dieser Furcht daher in diesem veränderlichen Stande der Dinge noch ei Strafe an. Wenn aber das Unveränderliche gekommen vird, dann wird diese Furcht gleichsam ohne Furcht sein, wir nie aufhören werden, unsern Schöpfer zu fürchten. ich hier H. mehre Begriffe untereinanderwirft, so er er doch richtig die beiden entscheidendsten Grundstimmungen ttlichguten Charakters, Demuth und Liebe (S. 465 fg.). er herrlichsten Schilderungen der Liebe enthält seine Schrift: aude caritatis", wo er namentlich die Liebe als die Ueber ein Gottes zur Seligmachung der Menschen in seiner hwerdung darstellt und dann (S. 472) ausruft: „Die ist Gott selbst, und nur wer sie hat, ist in Gottes innig ähe. Sie heilt alle Wunden der Seele, reißt alle Keime aster aus dem Herzen, ist die Wurzel aller Tugenden. rleuchtet den Geist, reinigt das Gewissen, erheitert die Seele äßt uns Gott begreifen. Wer die Liebe hat, der gedenkt tillen seines Gottes, der spricht öffentlich von ihm und sei ebe, der wird nicht müde, sich und Andere zu entflammen. nur innerlich bleibt diese Liebe, sondern auch das ganze Leben, der ganze Umgang mit Andern zeugt von ihr. ieße denn ein in unsere Herzen, du süße Liebe: es gieße urch seinen heiligen Geist aus über uns der Erlöser, der em Vater lebt und herrscht in Ewigkeit!" 77.

---

is des notions historiques sur la formation du rps des lois russes. Tiré des actes authentiques posés dans les archives de la seconde section de chancellerie particulière de S. M. l'empereur. raduit du russe. St.-Petersburg. 1833. Gr. 8. Thlr. *)

Rußland gehört unter jene absolute Staaten, welche einiges rfniß der Oeffentlichkeit empfinden, um die cirkulirenden ellungen mit den Nachrichten über das Gute, welches zu de gebracht wird, gewissermaßen zu schwängern. Sobald st etwas Populaires ins Leben tritt, erscheint eine franzö Schrift darüber. Die vorliegende zerfällt in zwei Theile, n der erste die gesetzgebenden Bestrebungen vor Nikolaus, der e jene unter Nikolaus durchgeht.

Im ersten Theile heißt es: der erste Gedanke, die Gesetze in Ganzes zu verwandeln, gehört Peter dem Großen an. nterliegt das jedoch einigem Zweifel, denn schon der Groß- Jaroslaw ließ die Gesetze sammeln, von dem Zaren Iwan Schrecklichen hat man das Gesetzbuch von 1649. Auch be Peter, was die Vorgänger nicht thaten, die Gesetze zu ver jen und in ein System zu bringen. Damit tritt allerdings Ukas vom 18. Febr. 1700 als ein ganz neuer Gedanke her vor. Die Ausführung gebar jedoch kein Gesetzbuch, sondern eine Gesetzgebungscommission, die 126 Jahre lebte, Gehalte bezog und nichts Brauchbares zu Stande brachte. 1720 sollte aber wollte man erst nach dem schwedischen, dann nach dem dänischen Gesetzbuche arbeiten. 1728 glaubte man, es läge an den Personen und rief statt der hohen Beamten Leute von Kenntniß u. s. w. herbei. Es wurden fast alle Decennien Modificationen gemacht, 1730, 1754, 1760; aber keine Modification förderte eine Codification ans Licht. 1767 nahm sich Katharina II. der Sache an und compilirte mit eigner Hand aus Montesquieu eine Instruction für die Gesetzgebung. Das waren recht hübsche Fingerzeige; aber welche Meinung muß man von einer Commission haben, für die ein Weib den Montesquieu excerpirt? Die Commission theilte sich jetzt in funfzehn Zweige, um die gesammten Gesetze getheilt zu arbeiten; außerdem gab es vier aufsehende Körper, einen redigirenden u. s. w. Aber wieder kam nichts Erkleckliches zu Stande; 1774 wurde die ganze Commission verabschiedet. 1797 glaubte man auf die Schöpfung eines allgemeinen und neuen Gesetzbuches verzichten und nur einen code de concordance des lois ausführen zu müssen. Die neue Commission pour la concordance des lois erfüllte ebenfalls nichts von Dem, was man erwartete. Alexander dachte Leben in die Commission zu bringen und Rußland die Wohlthat eines Gesetzbuches verschaffen zu können. Es sollten jetzt die bestehenden Gesetze gesammelt, revidirt und dann harmonisch geordnet werden; also Alles, was die Vorfahren vereinzelt erstrebten, sollte jetzt im Ganzen zu Tage kommen. Allein auch Alexander vermochte nicht, sein Ziel zu erreichen. 1812 änderte er die Commission in der Hoffnung, es liege an der Direction; doch eher kam der Tod über den Kaiser, als ein Gesetzbuch aus seinem Cabinet. Gewiß ist es lehrreich, die Ursachen zu erfahren, warum die allmächtigen Zaren ihre frommen Wünsche zum Besten der Völker von keinem Erfolge gekrönt sahen. Die Schrift deutet S. 54 manche an. „Ce n'est pas dans l'inactivité qu'il faut chercher la cause des lenteurs et du peu de succès, mais dans des circonstances du temps et dans l'organisation des travaux." Zeitumstände nennt der Verf. die Nothwendigkeit, vielbeschäftigte Beamte in die Commission zu rufen, die nichts machen konnten. Es blieb oft nur ein Redacteur mit einigen Schreibern; die andern Mitglieder waren in ihren besondern Aemtern. Zeitumstände sind es auch, die es mit sich brachten, daß die wenigsten Gesetzgeber die nöthigen Kenntnisse hatten. „Presque tous les commissions se représentaient leur tâche, non seulement comme pressante, mais aussi comme facile. De là vint, que presque toutes abordaient la dernière periode du travail, sans en avoir preparé ni le commencement, ni le milieu! Was die Geschäftseinrichtung anlangt, so war es ein Hauptfehler, daß es kein Archiv, keine Registratur in Ordnung gab. Man sollte zuerst die Gesetze sammeln, und kein Mensch wußte sie zu finden. 1763 foderte der Senat eine Sammlung der Gesetze von der Commission; diese erklärte, sie habe in ihren Archiven keine Gesetzsammlung, nicht einmal ein Protokoll der Arbeiten ihrer Vorgänger. 1812 fehlte es ebenfalls der Commission noch ganz an einem Ausweise über die bestehenden Gesetze. Und ohne diese Basis wollte man ein Gesetzbuch machen; es ist unglaublich!

Nikolaus durchblickte die Mängel der Gesetzgebungscommission; der zweite Theil der Schrift ist ein gültiges Zeugniß für seine Herrschertüchtigkeit. Durch einen Ukas vom 31. Januar 1826 erklärte der Kaiser, daß er die Redaction der Gesetze in die zweite Section seiner Privatkanzlei übernehmen werde. Da eine Sammlung der Gesetze bei einem so verschiedenartigen Reiche das dringendste und leichter zu befriedigende Bedürfniß ist, so gebot der Kaiser, von der Abfassung eines neuen und allgemeinen Gesetzbuches abzusehen und blos eine Sammlung der geltenden Gesetze anzulegen. Mit Argusaugen ward die Commission bewacht, und ehe das Jahr 1832 zu Ende ging, waren die gesammten Justiz-, Policei-, Finanz- und organischen Gesetze gesammelt, aufs Neue redigirt (meist mit Beibehaltung der Worte, hier und da abgekürzt oder erläutert), endlich in acht verschiedene

*) Vgl. eine vorläufige Not. in Nr. 66 d. Bl. D. Red.

Sectionen abgetheilt, obgleich die Zahl der von 1649—1832 erschienenen Gesetze und Statuten 35,993 betrug. Die Publication dieser Sammlung ist allerdings ein Ereigniß, was in Rußland Epoche machen muß. Nun ist es doch möglich, zu wissen, was Rechtens ist, nun können die Richter und Beamten controlirt werden, nun ist auch ein Studium des russischen Rechtes, eine ordentliche Bildung von Richtern ausführbar. Die soeben in der Kürze mitgetheilte Auseinandersetzung hat in einigen Journalen große Freude gemacht, denn sie lehrt recht deutlich, welche Sterilität in den Vorstellungen von allgemeinen Rechten der Bürger und allgemeinen Gesetzen der Regierungen vorhanden ist. Aber wenn man auch heutzutage jene gutmüthigen Schwärmer, die Gesetzbücher aus dem Aermel schütteln und für Hottentotten und Franzosen, für Grönländer und Engländer ein und dasselbe Gesetz aus den Compendien des Naturrechts hervorziehen wollen, dem Gelächter der Verständigen preisgeben muß: so ist doch unbegreiflich, wie die Geschichte der russischen Codification gegen alle Codification sprechen könne. 79.

Miscellen.

Verzerrter Humanitätssinn.

Es gibt Menschen, welchen die Neckereien, wie Manchen die Befriedigung ihrer Lüste zur Leidenschaft werden; und glauben sie sich zumal sicher, so erlauben sie sich, gleich Kindern, welchen man die Ruthe nicht fühlen läßt, an ihren Mitmenschen Alles, was nur Muthwille und Spott vermag. Dies gibt ihnen die wahre Erholung nach gethanen Berufsgeschäften, während dem ruhigen Beobachter dabei Ekel und Abscheu erregt wird. In der Regel pflegen verspöttelnde Späße und Neckereien übelgenommen und von den Beleidigten verboten zu werden. Dies hilft gewiß, sobald dem Menschen die ihm angeborene Achtung gegen seines Gleichen noch nicht durch verkehrte Bildung geraubt worden ist. Und hierin möchte auch wol der wahre Grund zu allem moralischen Werthe des geselligen Verkehrs gesucht und so allgemein anerkannt werden, als es wahr ist, daß kein unschuldiger Scherz unter Vernünftigen die Ehre eines Menschen kränken kann. Ref. würde es nicht der Mühe werth halten, dieses, was in jeder menschlichen Brust verborgen liegt, hier öffentlich auszusprechen, wenn ihm nicht ein auffallendes Beispiel vom Gegentheile dazu auffoderte. In einer Residenzstadt Deutschlands, welche noch vor Kurzem eine Glanzperiode in der Literargeschichte durchlebt und dadurch gewiß auch ihren Humanitätssinn befördert gesehen hat, lebt ein unverheiratheter Privatmann, der unsäglichen spöttischen Neckereien ganz eigner Art seit etwa 6—7 Jahren ausgesetzt wird. Der Unfug begann ohne seine Veranlassung durch Zurufen Dessen, was er thun und lassen sollte, was fast wie Vorschriften oder Schicksalsbestimmungen lautete, sodaß das arme Opfer der menschlichen Launen, wenn nicht Chicanen, in eine mehrmonatliche Gemüthskrankheit verfiel. Nach seiner Genesung trat er mit mehr Muth und Heiterkeit unter die Menschen, wenn sie ihm Unsinn zuriefen; aber es half nichts, vielmehr floß nun aus dem Munde Solcher, mit denen der Gekränkte in keinem freundschaftlichen Verhältnisse stand, da, wo er sich blicken ließ, plötzliches Zuschreien von Beamtenstellen (bis zum Kanzlisten auf dem dasigen Hofamte herab), von Besoldungen, Titeln und Heirathsanträgen, und als sich das Publicum darin erschöpft hatte, ging es allmälig auf abwechselndes Zurufen von fremden Personen- und lächerlichen Namen, ja Schmähungen, Martern und Warnungen über, was jedoch Alles, wenn die Frechen zur Verantwortung gezogen, keck abgeleugnet wurde. Noch widriger wurde diese Art der Behandlung dadurch, daß hin und wieder auch aus den Fenstern der Wohnhäuser nichtswürdige Reden auf den durch die Straßen gehenden Leidenden hinabgegossen wurden, und daß mehre Gastwirthe sammt den Handwerkern, welche mit ihm verschiedener Lebensbedürfnisse wegen in Berührung traten, in den Spott einstimmten. Klagen verschlimmerten wie gewöhnlich den Unfug, oder auf kurze Windstille folgten neue Stürme, und so droht nach und nach die Meinung festgestellt zu werden, daß der Bedrängte Alles misverstehe, da bis jetzt zum gerichtlichen Eide noch Keiner der fast zahllosen Insultanten getrieben worden ist. Noch kürzlich geschah, daß ein Gebildeter diesen Mann fragte, wie es ihm jetzt gehe, und auf die Antwort, er danke Gott, daß seit einigen Tagen ihm nicht mehr leere Titel und Würden oder Wahnwitz zugerufen werde, mit anscheinendem Mitleiden erwiderte: „Mein Gott, leiden Sie denn immer noch an Ihrem Gehöre?" Gesunder Menschenverstand wird die Wirkungen solcher Erfahrungen leicht errathen; aber fragen wird man können: Was mag dieser Mann, der ein wissenschaftliches Leben ohne Aufsehen führt, verbrochen haben, um in ein solches schmähliches Verhältniß gekommen zu sein? Und wer, er oder das Publicum, in dessen Mitte er lebt, zeigt hier einen verkehrten und verzerrten Humanitätssinn?

Noch Etwas zur Geschichte des Tabacks.

Der witzige Lichtenberg hat in seinen Schriften unter Anderm bemerkt, daß die ihm bekannten gelehrten Genies keinen Taback geraucht hätten; und da er nicht wußte, ob Lessing eine Ausnahme dieser Ausgezeichneten machte, so fragte er am angeführten Orte öffentlich an, ob Lessing auch geraucht habe? Deutsche Gründlichkeit hat, wie es scheint, spät erst deshalb nachgeforscht, und ein Vorsichtiger brachte die Sache der Aufklärung so nahe, daß nur in Zweifel blieb, ob der entdeckte Rauchapparat für ihn oder für seine Gäste vorhanden gewesen wäre. Weniger gleichgültig möchte uns doch die Frage erscheinen: Wann fingen unsere deutschen Vorfahren zu rauchen an? Hierüber gibt uns Großer in seinen „Merkwürdigkeiten der Ober- und Niederlausitz" S. 231 einigen Aufschluß, wenn er erzählt, daß die 2000 Engländer unter des Grafen von Gray Führung, welche im Sommer 1620 durch das zittauer Weichbild dem Pfalzgrafen Friedrich V. nach Böhmen zu Hülfe zogen, die Sitte des Tabackrauchens ins Land gebracht hätten. Allgemein aber scheint das Rauchen in Deutschland zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nicht geworden zu sein; denn der berühmte kurpfälzische Minister, Joachim von Rusdorff*), ein heftiger Widersacher des Tabackrauchens, schilt und schimpft nur auf Holländer, Engländer und Franzosen; auf erstere beiden Völker, indem sie das Rauchen unter sich durch alle Stände und Geschlechter hindurch (auch illustres feminae ergötzten sich an der nebulosa perpotatione) bis zur Ausschweifung hatten kommen lassen, und letzteres Volk angefangen hatte, diese Sitte unter sich herrschend werden zu lassen. Alsdann beschreibt er umständlich den Rauchtaback (den Schnupftaback scheint er nicht zu kennen) in der Zubereitung, in welcher er geraucht wird, die Pfeifen (weiße thönerne, mit einem haselnußgroßen Kopfe) und die Art des Rauchens selbst, sodaß daraus noch Unbekanntschaft der Deutschen mit diesem Kraute und dessen Gebrauche gefolgert werden kann. Nach Wiederherstellung des Friedens, da der Handel wieder in Schwung kam, mag das Tabackrauchen erst herrschend in Deutschland geworden sein. Uebrigens sind folgende Bemerkungen mit Rücksicht auf die in Nr. 304 d. Bl. f. 1833 stehenden vielleicht beherzigenswerth. Erstlich behauptet unser pfälzischer Staatsmann, daß der bekannte Seefahrer Walter Raleigh den Rauchtaback zuerst nach England gebracht habe, und daß derselbe für den Handelsstand wie für die Staatskassen gleich vortheilhaft wäre, weil kein Handelsartikel so schnell als dieser wohlhabend mache, während der Einfuhrzoll und sonstige Besteuerung des Tabacks fast mehr als andere Haupthandelsartikel in, die öffentlichen Kassen fließen lasse. Er schlägt z. B. in den letzten Regierungsjahren Jakob I. die jährlichen Abgaben vom Taback auf 130,000 Kronen an. Und doch eiferten die Staaten, wie behauptet wurde, gegen den Gebrauch dieses Luxusartikels, von dessen Gefährlichkeit für die Gesundheit kein Wort gesagt wird. 64.

*) In „Metamorphosis Europae", befindlich in seinem „Consiliis et negot. politic.", S. 234 fg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 81. —— 22. März 1834.

chichte der landständischen Verfassung in Kurhessen. :in Beitrag zur Würdigung der neuern deutschen Berfassungen überhaupt. Aus authentischen Quel: :n mitgetheilt von B. W. Pfeiffer. Kassel, Krie: er. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wenn je eine Schrift wahrhaft zeitgemäß gewesen, so s unstreitig die vorliegende, welche grade in dem Au: licke, wo die wichtigsten Beschlüsse vorbereitet werden, Deutschlands öffentliches Recht gegen unhaltbare nerungen zu schützen, durch eine Reihe von ur: lichen Belegen die umfassenden alten Rechte der schen Landstände, namentlich in Kurhessen, auf das ändigste nachweist. Der nicht nur durch seine Schrif: sondern auch durch seine öffentliche Wirksamkeit am rappellationsgerichte und in der Ständeversammlung nlichst bekannte Verf. hat auch in diesem Werke vor: sweise den praktischen Gesichtspunkt festgehalten, wie ies in der Vorrede (S. IV) selbst andeutet:

Der Verf. hat auch wol gewiß nicht zu besorgen, etwa je: Schriftstellern beigezählt zu werden, die von ihrem Schreib: e aus irgend ein Idol ihrer politischen oder wissenschaftli: Richtung, mit alle Demjenigen, was ihr Kopf zu erfin: vermag, und was sie aus Dutzenden von Büchern zusam: tragen, wohl ausgestattet in die Welt schicken. Er gehört den eigentlichen Praktikern; sein ganzes öffentliches Leben 35 Jahren war nur der Praxis gewidmet; er hat während n fast alle seinem Hauptfache verwandten Zweige des Staats: tes emsig durchgearbeitet und zuletzt noch beinahe 1½ Jahre an den Verhandlungen der Ständeversammlung aufs thä: e Theil genommen. Was er schreibt, ist klare Anschauung Lebens, aus dem Leben selbst — in Gegenwart und Ver: genheit — unmittelbar entnommen; ihm persönlich gehört die wissenschaftliche Einkleidung an.

Das Buch selbst zerfällt in drei Abtheilungen, von n die erste: „Rückblick in die Vorzeit", auf 204 Sei: die „Geschichtliche Bedeutung der Landstände in Deutsch: überhaupt" und die „Geschichte der Landstände in hessen" in zwei Abschnitten entwickelt. In jenem dürfte nders eine entscheidende Stelle über das wohlbegrün: Steuerverwilligungsrecht der deutschen Landstände Lesern d. Bl. nicht uninteressant sein:

Eine sehr bemerkenswerthe und praktisch-wichtige Anerken: g — heißt es S. 12 — erhielt jedoch die landständische richtung mit den davon abhängigen Rechten noch in der ten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewissermaßen auf contra: rischem Wege. Nicht zufrieden damit, daß den Reichsstän: den durch den §. 180 des Reichsabschieds von 1654 die Befug: niß, von ihren Landsassen und Unterthanen einen hülflichen Beitrag zur Besetzung und Erhaltung der nöthigen Festun: gen, Plätze und Garnisonen zu fodern zugestanden worden war, woneben es jedoch der Beurtheilung der Landstände überlassen blieb, was für die Landesbedürfnisse aufgebracht werden müsse *), vereinigte sich der größere Theil der Reichsstände im Jahre 1670 zu einem Reichsgutachten, zufolge dessen nicht nur eine sehr be: deutende Ausdehnung jener Befugniß beantragt, sondern auch die allgemeine Clausel in Beziehung auf die Verbindlichkeit der Unterthanen hinzugefügt wurde: „und folgentlich Alles, was an sie und so oft es begehrt wird, gehorsamlich und unwei: gerlich darzugeben schuldig sein, und daß einige Klage der Un: terthanen weder bei dem kaiserlichen Reichshofrathe noch Kam: mergerichte hinwieder nicht angenommen werden, — — — auch den Landständen, Landsassen und Unterthanen einige privilegia und exemtiones, wie sie auch Namen haben, oder zu was Zeit selbige erlangt sein möchten, nicht zu statten kommen soll: ten". **) Hätte dieser Antrag die Genehmigung des Kaisers erhalten, so würde es ganz um die Landstände gethan gewesen sein. Aber dieses Mal sollte es den Reichsständen noch nicht gelingen, das altherkömmliche Steuerverwilligungsrecht der Land: stände gänzlich zu vereiteln. Aus ihrer eignen Mitte trat ih: nen ein kräftiger Widerspruch entgegen. „Die Stände aus dem Hause Braunschweig, von Osnabrück, Pommern und Hessen verweigerten voll echt redlichen Sinnes die Bestätigung eines Antrags, welcher wohlerworbene Rechte vernichtete und gehei: ligte Verträge nicht achtete. Es wurde demnach am Reichs: tage erklärt, wie ungerecht es sei, Landsassen und Unterthanen, ohne sie nur gehört zu haben, ihrer Rechte zu berauben." ***) Und diesen Grundsätzen entsprechend fiel denn auch die kaiser: liche Resolution vom 11. Febr. 1671 ****) dahin aus: „Als können Ihre kaiserl. Majestät zwar gnädigst gern geschehen las: sen, daß es nicht allein bei angedeutetem §. 180 und dem den Kurfürsten und Ständen gegen ihre Unterthanen wegen der Reichs: und Kreisverfassungen, wie auch der Reichsanlagen ge: bührenden jure collectandi verbleibe, sondern auch jene Kur: fürsten und Stände, sowie ein Mehres als in vorangezogenem §. begriffen, gegen ihre Unterthanen und Landsassen rechtmäßig hergebracht, dabei geschirmet und gehandhabet, die Landsassen und Unterthanen aber zu allem Dem zu contribuiren angewie: sen werden, was das Reich pro securitate publica verwilligt, die Executionsordnung vermag und die Landesdefension contra quemvis aggressorem dem Herkommen und erheischender Noth: durft nach erfodert. Daß aber Ihre kaiserl. Majestät in oben: angezogenem neuen Vorschlag und extendirte Prätension des §. 180 ohne einigen Unterschied, und zwar ihrer, der Kurfür:

*) „Neue Sammlung der Reichsabschiede", Th. III, S. 674.

**) Ebendas. Th. IV, S. 84.

***) Brendel „Geschichte der Nationalrepräsentation", Th. I, S. 298.

****) „Neue Sammlung der Reichsabschiede" a. a. O.

sten, Fürsten und Stände, Mediatstände, Landsassen und Unterthanen habenden Behelfs ganz und zumalen ungehört und unvernommen willigen und sogar die Rechtsprocesse in dergleichen materiis cassiren, und sonderlich denenselben, wann sie sich über die Billigkeit beschwert zu sein erachten sollten, noviter et sine cognitione causae an die hohe Reichsdicasteria entziehen sollten, darzu können dieselben, in Erwägung der hierbei vorgefallenen Bedenken, einmal nicht gehehlen, sondern werden um der dabei sich ereignenden Umstände willen vielmehr gemäßiget, einen Jeden bei Dem, wessen er berechtigt, und wie es bis dato observirt worden, in alle Wege verbleiben zu lassen."

So sprach damals der edle Leopold, und nun sollte Kaiser Franz, sein erhabener Enkel, den deutschen Ständen ihre Rechte „ungehört und unvernommen" entziehen lassen? Das sei ferne!

Aus dem zweiten sehr ausführlichen Abschnitte zieht der Verf. selbst (S. 198) folgende „historisch-publicistische Resultate":

Nach allem bisher Vorgetragenen erscheint ganz unzweifelhaft Eichhorn's positiver Ausspruch *): daß Hessen mit zu denjenigen Territorien gehöre, in welchen die Landstände ihre ehemaligen Rechte ungeschmälert beibehalten hätten, als vollkommen historisch begründet. Was aber den Umfang dieser Rechte betrifft, so fehlt in der Geschichte der landständischen Wirksamkeit während der letztverflossenen sechs Jahrhunderte nicht nur keines von denen, welche Eichhorn unter den den Landständen in den einzelnen deutschen Staaten früherhin zuständigen aufzählt, sondern es finden sich hier noch gar manche, die jener Schriftsteller nicht einmal besonders namhaft gemacht hat. Als Endresultate der bisherigen geschichtlich-wissenschaftlichen Darstellung mögen nun noch zum Zwecke einer recht anschaulichen Uebersicht der gesammten Thätigkeit unserer Landstände und ihrer fortwährenden regen Theilnahme an dem öffentlichen Leben in seinen wesentlichsten Beziehungen, die einzelnen aus dem ganzen Verlauf ihrer Geschichte hier einfach zusammengestellten Momente der landständischen Wirksamkeit dienen. Um jedoch mit dieser Uebersicht zugleich eine juristische Andeutung für den praktischen Gebrauch zu verbinden, sollen die einzelnen Momente in zwei Hauptclassen gesondert vorgetragen werden, deren eine mehr den frühern, die andere mehr den spätern Geschichtsperioden angehört, und welche sich, ganz im Sinne der obigen Darstellung überhaupt, sehr bestimmt dadurch unterscheiden, daß die erstere, an und für sich mehr factischen Inhalts, vorzugsweise zur Charakteristik der damaligen politischen Stellung der Landstände zu den Landesfürsten, zugleich aber zur rechtlichen Begründung eines alten Herkommens zu dienen geeignet ist, die andere, mehr allgemeine Normen für jenes Verhältniß aufstellend, eben dieses auf die Grundlage der positiven Gesetzgebung zurückführt, nämlich auf Hausverträge und Landesgrundgesetze, mithin Gesetze in der höchsten Potenz, in welchen sich nämlich diese Eigenschaft mit der von Verträgen vereinigt.

I. Einzelne geschichtliche Acte der landständischen Thätigkeit (in chronologischer Folge).

Die Landstände berufen den Stammvater des regierenden Fürstenhauses zu der Herrschaft über Hessen und erhalten sie diesem durch ihre unerschütterliche Treue. **)

Mittels der von den Landständen verwilligten Steuern geschieht der Ankauf von Schlössern und die Erbauung anderer fürstlichen Wohnungen und sonstigen Gebäude; die Wiedereinlösung verpfändeter Kammergüter, und selbst die Erwerbung beträchtlicher Territorialbesitzungen.

Die Landstände verweigern Schatzung und sonstige Abgaben nach ihrem Ermessen. Um das arme Land mit der Schatzung zu verschonen, wird vom Kaiser der Weinzoll verwilligt.

Unter thätiger Mitwirkung der Landstände wird eine Theilung des Landes unter zwei fürstlichen Brüdern unternommen und vollzogen.

Verträge der Landesfürsten unter sich, mit andern Fürsten und mit Privaten werden durch die Zuziehung und Bürgschaft der Landstände bekräftigt.

Die Landstände treten als Vermittler auf, nicht allein zwischen ihren Landesfürsten unter sich und mit Privaten unter der Form von Austrägen, sondern auch zwischen erstern und fremden Fürsten.

Eine Ministeranklage wegen Eigenmacht und Beeinträchtigung der Interessen des Landes und der Rechte der Einzelnen wird zwar nicht von den Landständen, aber, was noch mehr ist, vor denselben erhoben.

Die Landstände nehmen wesentlich Theil an der Regierung des Landes und der Verwaltung der Landeseinkünfte im Falle der Minderjährigkeit des Landesfürsten.

Ohne der Landstände Rath und Bewilligung soll keine neue Münze gemacht und deren Werth nicht verändert werden.

Die Landstände berathen sich mit dem Landesfürsten über Krieg und Frieden und die zur Führung des erstern erfoderlichen Maßregeln.

Die Landstände verbünden sich mit Leib und Gut zur Aufrechthaltung des Rechtszustandes gegen Jedermann.

Ein landständischer Ausschuß wird angeordnet, um zwischen den Landtagen die Beschwerden der Unterthanen anzuhören und deren Abhülfe auf einem nach seinem Gutfinden zu berufenden Landtage zu bewirken.

Die Landstände handeln auf den Landtagen nicht blos als Repräsentanten der besondern Stände, aus welchen sie gewählt worden, sondern als Vertreter sämmtlicher Landeseinwohner.

Der Kaiser selbst begehrt und bedingt die thätige Mitwirkung der Landstände zu den öffentlichen Angelegenheiten des Landes und des fürstlichen Hauses.

Die Landstände schließen in Gemeinschaft mit dem Landesregenten Verträge mit auswärtigen Fürsten.

Die Steuerfreiheit der Ritterschaft ist bedingt durch die von derselben auf eigne Kosten zu leistenden Kriegsdienste.

Die letztwilligen Anordnungen der Landesfürsten werden unter den Schutz der Landstände gestellt und ihnen zur Aufrechthaltung empfohlen.

Die Landstände bewirken durch ihre bereitwillige und kräftige Unterstützung die Befreiung ihres Landesfürsten aus der Gefangenschaft.

Mit Deputationen und Ausschüssen der Landstände wird auch außer den Landtagen über wichtige Gegenstände der Gesetzgebung und sonstige Landesangelegenheiten verhandelt.

Die Landstände verwahren sich gegen Einschränkung der deutschen Nationalfreiheit im Innern der Reichslande unter beifälliger Erklärung des Landesfürsten.

Die Landstände werden vor Erlassung allgemeiner Landesordnungen mit ihrem Rath und Gutachten gehört.

Die Landstände beider Hauptlande, Kassel und Darmstadt, wollen ein corpus sein und bleiben und nicht voneinander getrennt werden.

Die Landstände verhandeln selbständig mit dem Kaiser, mit andern Fürsten und mit den ihnen stammverwandten Ständen über allgemeine Landesangelegenheiten.

Die Landstände erheben Klage vor den Reichsgerichten wegen Beeinträchtigung ihrer Rechte von Seiten des Landesfürsten.

II. Allgemeine grundgesetzliche Befugnisse der hessischen Landstände.

So oft Sachen vorfallen, wobei der gesammten Stände Vernehmung oder Bewilligung erfodert wird, sollen Landtage ausgeschrieben werden; zu ersteren gehören die Land und Leute betreffenden Sachen, in welchen die Stände zu Rathe

*) „Deutsche St.- und Rechtsgeschichte", Th. IV, §. 606.

**) Die Belege sind im Buche selbst genau nachgewiesen,

zu ziehen sind, zu letzteren insonderheit die Steuern. — Seit 1764 ist eine regelmäßige Periode von sechs Jahren bestimmt.

Zwischen den Landtagen besteht ein bleibender Ausschuß hauptsächlich zur Vorbereitung der Rechnungsabhörung.

Den Landständen stehet das Recht der freien Steuerverwilligung nach eigner Prüfung des Bedürfnisses und nach vorgängiger Nachweisung der Verwendung der schon verwilligten zu.

Dies gilt insbesondere auch von Geldbeiträgen des Landes zum Landstraßen- und Uferbau.

Ausgenommen sind nur in Ansehung der indirecten Abgaben diejenigen Imposten, welche auf ganz entbehrliche Luxuswaaren gelegt werden;

und beschränkt auf die Art der Aufbringung ist die landständische Mitwirkung in Ansehung der Reichs- und Kreis-, auch Fräuleinsteuern, nachdem das Erfoderniß derselben nachgewiesen worden.

Ueberhaupt aber kann eine Steuerverwilligung nicht begehrt werden, so lange die Activen und Einkünfte der Kriegs- und Kammerkasse zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse hinreichen.

An der Erhebung, Aufbewahrung und Verausgabung der Steuern nehmen die Landstände Theil.

Auf dem Wege der von dem Ermessen der Landstände abhängigen Verwilligung von Abgaben der Unterthanen zu Bestreitung der Kosten landeshoheitlicher Maßregeln und Verfügungen kommt jenen folgerungsweise auch ein Mitwirkungsrecht zu dergleichen Maßregeln und Verfügungen selbst zu;

auch sind eigentliche Regentenhandlungen in Beziehung auf das finanzielle Interesse ihrer Beurtheilung unterworfen.

Das alle und jede Gegenstände der Landesverwaltung und sonstige Landesangelegenheiten umfassende Recht der Anträge (Desiderien) stehet den Landständen in solcher Weise zu, daß, wenn sie dieselben mit der Steuerverwilligung verbinden, die Gewährung derselben als Bedingung dieser letztern erscheint.

Die bei allen Gegenständen der Gesetzgebung von allgemeinem Landesinteresse herkömmliche Zuziehung der Landstände ist nothwendig und deren Zustimmung erfoderlich bei allgemeinen Landordnungen (Sammlungen der Landrechte oder Gesetzbüchern).

Die Aufrechthaltung des Religionszustandes im Lande, vornehmlich für den Fall einer Religionsveränderung des Landesfürsten ist unter den besondern Schutz der Landstände und ihre selbständig auszuübende Garantie gestellt.

Von den landesfürstlichen Grundbesitzungen jeder Art nebst ihren Zugehörungen darf ohne Mitwirkung der Landstände nichts veräußert werden; was ohne ihr Vorwissen und Bewilligung versetzt, verschenkt oder vergeben worden, soll ohne Kraft und Wirkung sein.

Daß die aus den Einkünften der säcularisirten Klöster dotirten Stiftungen und insonderheit die Universität ihrer Bestimmung gemäß erhalten werden, ist der Vorsorge der Landstände besonders anvertraut.

Die Landstände nehmen Theil an der Verwaltung der allgemeinen Brandversicherungsanstalt.

Ohne der Landstände Bewilligung, welche ihnen nach Befinden der Umstände überlassen bleibt, kann der Salzpreis auf der Saline Allendorf nicht erhöhet werden.

Ein eignes landständisches Haus steht sowie die Einkünfte desselben unter der ausschließenden Verfügung der Landstände.

Die Handhabung aller und jeder Privilegien, Immunitäten und Rechte, welche die Landstände von undenklichen Jahren hergebracht haben, oder die ihnen ausdrücklich zugestanden worden, ist denselben vielfältig und bis auf die neueste Zeit von den Landesfürsten in grundgesetzlicher Form zugesichert worden.

Die zweite Abtheilung des Buchs enthält eine übersichtliche Darstellung der Verhandlungen auf dem Landtage von 1815 und 1816. Wir entlehnen daraus nur eine daselbst angeführte Stelle aus dem am 2. December 1813 vom Kurfürst von Hessen mit den Großmächten geschlossenen Accessionsvertrage:

„Son Altesse Sérénissime Electorale s'engage à rétablir les *états de son pays* dans leurs constitutions et priviléges, tels qu'ils ont été en 1805; sans que pour cela aucun individu puisse se soustraire aux charges communes."

Sie diene zur Widerlegung der durchaus falschen, nebst vielen andern verkehrten Urtheilen im vorigen Jahre von Hrn. Professor Mackeldey in Bonn zu Tage gefoderten Behauptung, daß „die alte hessische landständische Verfassung ..... im Sturme und unter den Umwälzungen der neuern Zeit ..... notorisch ... von selbst untergegangen und außer Anwendung (in desuetudinem) gekommen." *)

In der dritten Abtheilung, überschrieben: „Verfassungsurkunde vom 5. Jan. 1831", weist der Verf. unter Andern nach, daß die Ertheilung eines neuen Staatsgrundgesetzes keineswegs von den um Zusammenberufung der Stände bittenden Einwohnern der Stadt Kassel, sondern von dem Fürsten selbst zuerst in Anregung gebracht worden ist, und zeigt dann aus dem Gange der beinahe drei volle Monate lang gepflogenen Verhandlungen, daß die behufs einer endlichen Abschließung des Staatsgrundvertrags wirklich stattgefundenen Concessionen durchaus nicht blos von Seiten des Fürsten, sondern auch von Seiten der Landschaft gemacht wurden, und daß grade die „aufgeregten Zeitverhältnisse" die Regierung „zu einer vielleicht übertriebenen Behutsamkeit" veranlaßten (S. 297).

Die Schlußbetrachtung des würdigen Verf. (S. 326) möge auch diese flüchtige Anzeige beschließen:

Was haben wir nun überhaupt unserer Verfassungsurkunde an reeller Verbesserung des öffentlichen Zustandes, an praktisch-ergiebigem Zuwachse von Rechten in der That zu verdanken? Viel, sehr viel in Vergleichung mit dem der neuen Verfassung unmittelbar vorausgegangenen Zustande einer unbeschränkten Souverainetät; aber doch nur wenig recht Bedeutendes an neuen wesentlichen Rechten in Vergleichung mit der frühern Zeit, wo die Landstände in dem vollen Umfange ihrer verfassungsmäßigen Rechte, die Unterthanen in den Reichslanden in ihren wesentlichsten Interessen kräftigen Schutz bei dem Kaiser und den Reichsgerichten fanden, und wo es gleichwol der Anwendung dieses Nöthigungsmittels nur in höchst seltenen Fällen bedurfte, weil die Landesfürsten und ihre Räthe von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß die Regierung um des Landes willen da sei, des Landes wahres Wohl aber von den Landständen, als den selbstgewählten Vertretern des Landes, am vollständigsten und genügendsten beurtheilt werden könne, daher man ihre Anträge und Gutachten als den gesetzlichen Ausdruck der Stimme des Volkes selbst über seine wah

*) „Rechtliche Erörterung der Frage: ob der §. 71 der kurhessischen Verfassungsurkunde auch auf den Deputirten der Landesuniversität zu beziehen sei oder nicht" (Bonn 1833, S. 14). Wenn man bedenkt, daß der Verf. im J. 1813 Professor der Rechte in Marburg war, und daß der Deputirte dieser Universität im J. 1815—16 dem Landtage beiwohnte, so möchte man doch fragen: Wie kann man solche Behauptungen öffentlich aufstellen?

ren Bedürfnisse und dadurch hervorgerufenen Wünsche ansah und achtete und nicht ohne die erheblichsten Gegengründe davon abweichen zu dürfen glaubte. In der jetzigen Lage der deutschen Staaten aber, deren souveraine Fürsten keinem höhern Richter unterworfen sind, ist allerdings unsere Verfassungsurkunde als ein Geschenk des erhabenen Gründers von ganz unschätzbarem Werthe zu betrachten, und wenn man sich denkt, daß dieselbe mit Aufrichtigkeit und wahrem guten Willen in allen ihren theilweise erst noch mittels organischer Gesetze für das praktische Leben nutzbar zu machenden Bestandtheilen zur Vollziehung gebracht würde, so kann sie wol als treues Abbild des *althistorischen Rechtes* unserer Landstände in hohem Grade *vervollkommnet* und durch äußere Formen in der Ausübung *gesichert* angesehen werden, und grade darin ist ihre innere Vortrefflichkeit, erhaben über jeden Tadel, begründet. 88.

Dr. Gustav Friedr. Dinter's Ansichten und Bilder des Heiligen, Wahren und Schönen. Allen Verehrern des Verklärten, besonders den Söhnen seines Geistes und Herzens in Kirchen und Schulen ein theueres Vermächtniß. Gesammelt und geordnet von J. Chr. G. Schincke. Zwei Bändchen. Neustadt a. d. O., Wagner. 1833. Gr. 12. 2 Thlr.

Der verewigte Dinter, den düstern Hyperorthodoxen durch seine heitern Ansichten ein Ketzer, den verdammenden Pietisten durch seine Milde ein Aergerniß, den süßlichen Mystikern durch seinen Ernst eine Thorheit, aber Freunden einer hellen, klaren und durch den Verstand erwärmenden Christusreligion ein unvergeßlicher Verkündiger der heiligen Wahrheit in Kirchen und Schulen, war, wie unser Luther, auch ein Freund von Bildern und Gleichnissen, womit er seinen mündlichen und schriftlichen Unterricht schmückte. Er nahm sie aus der Natur oder aus dem menschlichen Leben, und sie sprachen Verstand und Herz auf gleiche Weise an. Da er, wie Luther, ein jovialer, origineller Mann war, so kam wol auch in seinen Aeußerungen einmal etwas vor, was besser weggeblieben, oder doch nicht aufgezeichnet worden wäre; wie denn seine treuesten Verehrer mit allem Rechte wünschten, er möchte seine Selbstbiographie von manchen Einfällen und Anekdoten gesichtet haben. Aber einen ähnlichen Wunsch kann man auch in einigen Punkten in Luther's Schriften nicht unterdrücken, wiewol auf der andern Seite die Bestätigung des alten Worts: große Leute fehlen auch, und die nähere Kenntniß eines ausgezeichneten Mannes, selbst seiner menschlichen Unvollkommenheiten, ebenfalls vortheilhaft ist. Der Herausg. bemerkte sich solche Bilder und Gleichnisse in Dinter's Schriften, glaubte, sie würden auch Andern gefallen, und man würde eine solche Sammlung dankbar aufnehmen. Ref. ist ganz dieser Meinung. Es ist in ihnen eine recht gesunde moralische Hausmannskost, die leicht zu verdauen und ungemein nährend ist. Dinter's lebhafter Geist vertiefte sich nicht in spitzfündige Speculationen; er liebte das Praktische, und obgleich sein Predigtbuch zeigt, daß er bei der Reichhaltigkeit seiner Schätze von Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß nicht oberflächlich zu schöpfen brauchte, so spaltete er doch nicht mühsam, wie manche Prediger und Katecheten, die dadurch trocken werden, sondern faßte zusammen, oder ging über Das hinweg, was ihm minder fruchtbar schien, weshalb man aber doch auch zuweilen in seiner „Schullehrerbibel" da vergeblich sucht, wo der Schullehrer einige oder noch bessere Auskunft haben möchte. Indeß wir erinnern uns an des bescheidenen Mannes Wort: „Liefert nur ein besseres Werk, ich will mich dankbar freuen". Bis jetzt ist's noch nicht geschehen. Uns hat der zweite Theil fast noch mehr angesprochen als der erste, indem er mehr in die individuellen Lebensverhältnisse eingeht, vielleicht auch mit einer sorgfältigeren Auswahl abgefaßt ist. Wie viel würden bei der jetzigen Leselust Menschen aus allen Ständen, wie viel würden insbesondere christliche Bürger- und Landleute gewinnen, wenn sie statt mancher Tageblätter — die, statt über die Begriffe von Staat und Kirche, über Rechte und Pflichten, über Wissenswürdiges aufzuklären, nur verwirren; statt auch das Gute in der Welt anzuerkennen, nur immer Uebel aufstellen; statt Menschen zu beruhigen, sie mit Gott und allen Andern unzufrieden machen; statt die Keime zu einer bessern Zukunft zu zeigen, nur überall Falschheit und schlechte Absichten wittern — Schriften wie die angezeigte in die Hände bekämen, sie beherzigten und daraus ersähen, daß die Erfüllung der gerechten Wünsche nach zeitgemäßen Reformen vorzüglich auch die eigene innere Besserung der Völker voraussetzt, und daß erst gute Menschen auch gute Zeiten mit machen helfen. Wir wollen nur einige Proben des Dinter'schen Geistes beifügen. (Bd. 2, S. 16.) 24. „Rechtmäßige, übertriebene Abgaben. Das, was der König in Dresden an Abgaben von euch fodert, ist noch das Wenigste, was ihr zu geben habt. Aber ihr habt drei andere Könige, die mehr Abgaben von euch nehmen, als der gute König in Dresden. Diesen müßt ihr nicht so viel geben. Sie sind der König Müßiggang, der König Wohlgeschmack, der König Hochmuth". „Despotismus. Er ist der wahre Freiheitswecker. Sobald er sterbend seine Zügel schwächern Händen überläßt, was dann geschieht und geschehen wird, lehrt Frankreichs Ludwig XIV. und Ludwig XVI." „Mittel gegen Schwärmerei. Sollte mein Sohn sich einst, was Gott verhüten wolle, zur Schwärmerei neigen, so lasse ich ihn 14 Tage den Homer analysiren, 14 Tage alle metrische Kleinigkeiten im Sophokles nachweisen, 14 Tage alte Handschriften in Bibliotheken vergleichen, 14 Tage die Unterschiede ähnlich bedeutender Wörter aufsuchen. Nach diesen 8 Wochen muß er geheilt sein. Probatum est." 44.

Miscellen.

Man sollte nicht glauben, daß die Aristokraten, die Bessern im Volke nach der Etymologie des Worts, Stillstand im Volksleben wollen, vielleicht um immer den Comparativ für sich zu haben, während die wahren echten Demagogen darum verschrien, verbannt und verurtheilt werden, weil sie dahin arbeiten, daß das Volk, die Gesammtheit der Nation besser, immer vollkommner und fähiger für die echte irdische Glückseligkeit werde. Ulrich von Hutten, auch einer der ersten im bessern Sinne des Worts, mag sie beschämen und letztere trösten; er sagt ebenso einfach als wahr: „Nec nos morae pigeat. Quamvis enim paulatim procedit hoc, quod boni moliuntur, procedit tamen!"

Weil der Miscellant einmal in das Zeitalter des freimüthigsten Ritters gekommen, so mag auch hier die Bemerkung Platz finden, daß jenes Zeitalter manchen Beleg abgibt, wie verfehlt bisweilen die geistigen Bestrebungen der damaligen Gelehrten gewesen sind. So schrieb Reuchlin, dem das heiligste und wunderthätigste Wort das Wort Jesus war, ein Werk: „De verbo mirifico", dessen Zweck dahinging, zur Verherrlichung und Erläuterung dieses Worts, durch das selbst böse Geister am sichersten gebannt werden können, beizutragen. 90.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag. —— Nr. 82. —— 23. März 1834.

Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuren von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Zweite Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Am Ausgange der zweiten Abenteure, mit welchem die erste Abtheilung dieses Gedichts endet, erblicken wir den nordischen König Astolf in seliger Vereinigung mit Felicia, der Herrscherin auf dem Eilande der Glückseligkeit. Nur das Schlußlied der Nachtigall deutet auf einen finstern Schatten, der das sonnenhelle Glück der Liebenden feindlich zu verdunkeln droht. Noch ist der Abgrund, aus dem er aufsteigen soll, unsern Augen verborgen.

Im Beginn der dritten Abenteure, der „Trennung", kehren Astolf und Felicia von einer Fahrt nach dem Elfenlande zurück. Ihre Heimkehr will Theano, die unter Felicia's Gefährtinnen die theatralische Kunst repräsentirt, durch ein Schauspiel feiern, das sie heimlich vorbereitet hat. Vergebens bittet Laura die Gebieterin, das Schauspiel zu meiden. Ein Gespräch Cäcilliens mit Zephyr belehrt uns über die Angst, die sich Laura's bemächtigt hat. Sie ist bei Nacht zur Quelle der Jugend gekommen, wo Astolf, Felicia's harrend, entschlummert ruht. Da gewahrt sie, wie plötzlich ein Riesenweib in dunkler Verschleierung zu dem Schläfer tritt und mit dumpftönender Stimme ruft:

> Du schläfest? — Schläfer! Wo sind Zeit und Stunden?
> In weichem Traum ist bald der Tag geschwunden;
> Die Palme kränzet nur nach Kampf und Wunden. —
> Du schläfest? — Schläfer! Jahre sind in Fernen!
> Der Lenz enteilt, von Blumen auf zu Sternen;
> Weh' dir, wenn du nicht ihnen folgen lernen! —
> Du schläfest? — Schläfer! Was lehrt dich der Glaube,
> Der Herz geworden ist im ird'schen Staube?
> Wer das vergißt, fällt dem Geschick zum Raube!

Die Riesin verschwindet mit tiefem Klagelaut, indem sie Felicien nahen sieht. Astolf, aus unruhigem Schlafe auffahrend, ruft ihr mit wilder Stimme entgegen:

> Sirene,
> Schlecht hast du eingelullt mich hier im Abgrund,
> Dem bunten, wenn ich nach dem Schiffbruch noch
> Bekannten Ruf hör' aus der obern Welt!
> Zerbrich dein Zauberhorn, geuß seinen Trank aus;
> Die Saiten von der Harfe! sing' nicht mehr!
> Zieh' deine Goldschuh' ab und geh' auf Zehen,
> Wenn du mich forttrăgst durch das Reich der Nacht —
> Die Zeit, sie lauert droben auf uns Beide!

Ohnmächtig sinkt Felicia ihm zu Füßen, Astolf kommt zu sich und ergießt sich in banger Sorge um die Geliebte, die sich allmälig erholt. Seitdem ist seine Seele getrübt; mit der vollen Innigkeit seiner Liebe streitet ein träumerisches Sinnen. Um die Betrübniß der Herrin nicht zu vermehren hat ihr Laura die nächtliche Erscheinung verborgen, und als sie in banger Ahnung von dem Schauspiele fern zu bleiben fleht, ist Felicia, froh der Heiterkeit, die Astolf wiedergewonnen zu haben scheint, unempfindlich gegen ihr unbestimmtes Dringen.

Das Schauspiel hat begonnen. Rinaldo sehnt sich von Armidens Küste hinweg; er möchte mit Flügeln der Freude die Geliebte dahinführen, ritterliche Feste, die muthige Lust der Jagd mit ihr genießen. Heftig bewegt erhebt sich Astolf, er will zur Jagd eilen und muß erinnert werden, daß ein Spiel ihn täuscht. Sirenen erscheinen und suchen mit dem Netze eines süßen Gesanges Rinaldo zu umstricken. Entsagend dem nichtigen Traume von Thaten und Ruhm, soll er sich in freudiger Hingebung in die Flut der Lust und Liebe tauchen, die ihm aus unversiegenden Quellen entgegenströmt:

> Nicht eilen wie auf Erden hier die Stunden,
> Von Lieb' ist selbst die Zeit hier überwunden.

An sich selbst gemahnt, fragt Astolf Felicien, wie lange er schon auf ihrem Eilande verweile, und als er, der kaum Monate verstrichen glaubt, es erfährt, daß drei Jahrhunderte hingeschwunden, versinkt er staunend in tiefes Sinnen. Es nahen Rinaldo's Kriegsgenossen, ihn aus weicher Ruhe aufrufend zu männlicher That, an seine Ahnen, seine Heimat, seinen eignen Heldenruhm ihn erinnernd. Mit mächtiger Anstrengung sucht Astolf die Gedanken an sein Vaterland zu unterdrücken. Aber Rinaldo hat den weichlichen Schmuck, den er trug, zur Erde geworfen, er folgt den Gefährten, die mit kriegerischem Gesange dahinziehen; vergebens ist Armida's Flehen, der Held stößt vom Lande. Da wird Astolf von der ernsten Mahnung durchzuckt, die in seinen Schlaf gedröhnt; wesenlos erscheint ihm, den der Erde Mark genährt, Felicia; in wilder Aufregung eilt er hinweg und hoffnungslos bleibt Felicia zurück.

---

*) Ueber die erste Abtheilung vgl. Nr. 144 f. 1831. D. Red.

Während Astolf mit Fackeln ringsum gesucht wird, der Wiederhall seinen Namen von Wald zu Wald trägt, birgt er sich in einem dunkeln Thale, von widerstreitenden Empfindungen zerrissen. Er liebt Felicien, die ihn mit höchster Seligkeit entzückt und sich ihm ganz hingegeben hat; und doch fühlt er, daß sie ihm fremd ist; die schwankenden Gefühle, die eine Menschenbrust bedrängen, sind ihr unverständlich, in die reine Melodie ihres Seins kann der wirre Mislaut menschlicher Unruhe nicht dringen. Alle Lust des heitersten Daseins umgibt ihn auf ihrem hellen, blühenden Eilande, und doch verlangt er hinweg nach der dürftigen, düstern Heimat. Er glaubt der Heimat Stimme zu vernehmen; sie mahnt ihn an die vergessene Manneshre, an die Königspflicht gegen sein Volk, dem er in feanker Selbstsucht untreu geworden. Gewitter ziehen über ihm hinweg, und er ruft die Blitze an, ihn aus tiefer Qual in die Ruhe der Vernichtung zu retten. Zephyr findet ihn und führt ihn zur Jugendquelle, aus welcher er die Kraft seines Gemüths erfrischen soll.

In der Morgenkühle nach dem nächtlichen Gewitter unterreden sich Westwinde, Sonnenstrahlen, Bäume, Blumen und Vögel. Eine behagliche Frische athmet beruhigend in dieser Scene. Felicia erscheint klagend und doch sich mit der Hoffnung tröstend, daß Astolf an ihr Herz zurückkehren werde. In leidenschaftlichem Gespräch enthüllt ihr Astolf den Wunsch, der ihn erfüllt. Nicht verlassen will er die Geliebte, nur besuchen möchte er seine Heimat; der Stimme der Pflicht und der Ehre will er genügen und durch Thaten seinen Namen in des Volks Gedächtniß den Namen seiner Ahnen zugesellen. Dann will er wiederkehren nach Felicia's Eiland, würdiger ihrer Gunst. Felicia entgegnet ihm, ihre Macht sei an sie selbst gebunden und auf den Ort, wo sie selbst weile, beschränkt; die Lebenskraft verlasse ihn, sobald er die Grenze ihres Reichs überschreite. Aber sie selbst will ihn schützend und erhaltend begleiten; sie begehrt nicht, ihn zurückzuhalten, aber sie fleht, ihm dienend in Thaten und Kämpfe folgen zu dürfen. Vor der Inbrunst ihrer Liebe schmilzt sein Wille, er entsagt der Heimat.

In finsterer Nacht taucht der Genius der Jugendquelle empor und fodert die Nachtigallen, die Haine und Wasser auf, die Versöhnten, sobald sie nahen, zu begrüßen. Aber Pan, der Alte, schläft und kein fröhlicher Laut darf seinen Schlummer stören. Der Metallfürst und Gnomen mit leuchtenden Fackeln steigen aus der Erde empor; bang steht der Wald, die Welt hält in schweigender Erwartung den Athem an. Von schwarzen Greifen gezogen erscheint Nyx, die Mutter der Dinge, mit ihr der Schlaf und mit erloschener Fackel Thanatos. Nyx begrüßt die blühende Welt, die, ein Rahmen für das Spiegelbild des Unerforschlichen, schlafend zu ihren Füßen ruht. Im Kreise der Kinder schläft Pan, und, obwol schlummernd, haucht er, ein Hirt der goldenen Sternenheerde, auf der siebenstimmigen Syrinx die Melodie, die in der Weltenlyra nachklingt. Aber vom Schlummer befangen, hört er nicht den Wiederhall, der von Sphäre zu Sphäre tönt. Nyx allein vernimmt die reine Harmonie:

> Ach, daß auch sie, mein gottgebornes Lieblingskind,
> Astralis, dieser Blumen schöner Genius,
> Nicht blos mit flücht'ger Lust einmal, nicht blos zum Spiel,
> Auf dieser Chöre heil'ge Stimmen lauschete!
> Doch, ihrer Himmelssprach' entwöhnt und gierig nur
> Zu dehnen durch Aeonen ihren Sinnenrausch,
> Trinkt sie Tag aus Tag ein mit ungelöschtem Durst
> Des falschen Dionysosbechers Zaubertrank,
> In Hoffnung, daß er nimmer Hef' und Boden zeigt.
> Ja, stolz darauf, läßt mit vertauschtem Namen sie
> Von den Vasallen nennen sich: die Glückliche!
> Die Glückliche! — Betrog'ne Tochter, dies gebührt
> Von allen Wesen nur dem Ungezeugeten!

Felicia naht und wird von der Mutter mit dem hehren Namen Astralis empfangen und befragt:

> Erinnerst du dich meines Namens noch
> Von damals, als du gerne zu mir kamst, den du
> So oft dein bestes Erbe schmeichelnd hast genannt?

Sie entgegnet:

> „Ja, sternumkrönte Mutter, Theophania!"

In diesem Namen ist die Foderung der Mutter beschlossen; nach Gottes Anschauen soll die Tochter streben, der Götter Heimat, der sie entstammt ist, gedenkend. Dorthin ihr die Brücke zu schlagen ist Theophania bereit; aber sie begehrt als Pfand ernsten Verlangens nach dem schönen Lande, daß die Tochter den Sohn der Erde von sich abthue. Dem herben Stolze Felicia's erwidert sie:

> — zu heilen dich
> Ist all mein Trachten, und mein Werk ist nicht der Spruch;
> Er ward gefällt von dem Verborg'nen, dessen Reich
> Mit einem Namen, welchen du nur halb entlehnt,
> Nicht wird Glückseligkeit, doch Seligkeit genannt.

Felicia ist bereit, die holde Welt, in der sie so lange sich glücklich empfunden, zu verlassen, nur fleht sie, daß sie mit Astolf vereint jenem heiligen Lande nahen dürfe. Aber den Weg, der diesen dahin führen soll, zeigt ihm die Stimme des erwachten und heimlich fortlebenden Heimwehs, und durch Entsagung muß Felicia geweiht werden, aus dem Kelche hehrer Entzückung zu trinken, den sie mit dem Becher sinnlicher Freude vertauscht hat.

> Du Sternenkind! blick' auf zu dieses Himmels Dom;
> Was siehst du dort, als einer gold'nen Kette Band
> Von heil'gen Kräften, deren tiefstes Glied du selbst
> Erfassen magst; doch deren höchstes sich verbirgt
> In dessen Hand, der alles Wirkens Urkraft ist?
> An dieser Kette hänget, lichter als sie selbst,
> Ein and'rer Dionysoskelch, ein edlerer,
> Von Gold und Azurs Schmelz gefügt, mit Götterwein
> Von unvermischter Strahlenflut zum Rand gefüllt,
> Und Amaranten blühen um den Bechersaum.
> Und rühret eines heil'gen Geistes Mund den Rand,
> So geht von ihm ein Klang aus, ein Erinn'rungsglied,
> Bei welchem aller Herzen Herzen auf sich thun,
> Und du hinein kannst wagen einen sel'gen Blick.
> Das ist der Weisheit Becher. Auf und koste den!

Vergebens ist Felicia's Bitte, Astolf's Bild in ihr zu vertilgen, das Geschehene ungeschehen zu machen.

> Nein! was du einmal hast gelebt, verwandelt ist's
> In Schicksal — in dein Schicksal! — und so stark umflicht
> Dein Wesen dieses Netz, deß Garn dein Wille spann,
> Daß selbst kein Gott den kleinsten Knoten lösen mag.

Doch gibt es, aus ihm frei zu werden, eine Art:
Den Theil von dir zu opfern, der gefangen ist;
Den Theil, der, selbstisch lüstern, sich dem Staub geschenkt.
Versuch' es, Tochter! Eros' Schwester, dem du gleichst
Vor meinen andern, denke deiner Gottgeburt!

: das letzte Flehen Felicia's, nicht mit eignem Arme
Geliebten in das Reich des Todes stoßen zu müssen,
rt Theophania zum Lohn ihrer frommen Folgsamkeit.
einem beschwingten Rosse soll Astolf, geschützt gegen
Gewalt Saturn's, nach drei Tagen der Heimat zu-
i. Felicia darf ein Wiedersehen hoffen. Aber als sie
duldig weiter fragt, vernimmt sie aus dem ernsten
nde ihres Bruders Thanatos, daß der höchste Wunsch
irdischen Lust sein müsse, rein zu werden in dem
n Lande der Mutter, in dessen weiten Grenzen jedes
h der Welt Raum hat.

Als die Frist verflossen, scheidet Astolf auf dem Flü-
sse, von der trauernden Felicia mit einer Locke ihres
res beschenkt, die ihn schützt, so lange sie ihm am
zen ruht.

Die vierte Abenteure, „Die Heimkehr", ist episodischer
Wir dürfen daher, statt dem Dichter in das Ein-
e zu folgen, den gesammten Inhalt kürzer zusammen-
n. Auf seinem Flügelrosse zur Heimat getragen, trifft
olf in einsamer Berggegend den blinden, gesangkundi-
Greis Florio, den Nachkommen jenes Sängers aus
Süden, der vor drei Jahrhunderten an seinem Hofe
bt. Er erfährt die Umwandlung seines Volks; Kö-
hum und Ritterschaft sind seit langen Jahren aufge-
en; spitzfindige, vorurtheilsfreie Leute lenken den Staat,
uchtete Feinde des blinden Aberglaubens finsterer Zei-
, die nur Weniges aus alten Tagen übriggelassen ha-
, wie die Seelenmesse, die in dem Dome der Haupt-
t Königin Swanhwit gestiftet hat. Von ihr und dem
zen König Astolf, der wunderbar entrückt worden, er-
t ein Kreis alter Lieder, in deren letztem König Astolf
mitternächtlicher Jagd zu des Runenweibes goldener
ire gelangt. Daraus tritt die Runenmaid hervor, ihn
Gesang und Zaubertrank verlockend:

Die Runenmaid sang, und er trank wol genug
Den ersten, den andern, den dritten Zug.
Den ersten, und nahm die Dirn' an der Hand;
Da vergaß er Beides, so Reich als Land.
Den andern, und nahm die Dirn' in den Arm;
Da vergaß er wol Gottes, daß Gott erbarm'!
Den dritten, und trat in die felsigen Höh'n;
Da vergaß er auch seiner Lilie schön.
Nun steht er im Bergsaal von Edelstein:
Klein Swanhwit, es ruht in der Erd' ihr Gebein.
Die Harf' er nun schlägt vor der Runenmaid:
Klein Swanhwit, sie seufzt in der Erde vor Leid.
Nun geht er auf Golde, doch schwer ist sein Herz;
Bläst kalt der Nord, kalt über den Hain —
Unter seinem Fuße weint Swanhwit vor Schmerz.
Doch die Glocken lauten für unsre Königin.

f erschüttert eilt Astolf nach der Hauptstadt. Im
me vernimmt er die Seelenmesse, die Swanhwit in
zehrendem Liebesgram für ihn gestiftet. Noch besteht
auf Bitten gebildeter Musikfreunde, zur Gesangübung
junge Mädchen. Astolf sieht die Grabdenkmäler sei-
ner Aeltern, sein eignes Kenotaphium und Swanhwit's
Grab, vor dem er in reuevoller Wehmuth niedersinkt.
Die landesübliche Abgeschmacktheit, von der die Reden
der aufgeklärten Cicerone einen trefflichen Vorbegriff geben,
entwickelt in den folgenden Scenen ihre ganze Breite.
Das souveraine Volk wird von dem Opinionsrathe der
Journalisten regiert, den der aufgeklärte Ochlos alljährlich
wählt und über dessen oft widerstreitende Meinungen ein
Generalstaatsopinant gesetzt ist. Astolf, der als ein rei-
cher Fremder, dessen Beutel sich näherer Bekanntschaft
wol verlohnt, die beste Aufnahme findet, erhält reiche
Gelegenheit, den Wahnsinn, in welchen die Republik ver-
sunken ist, vollständig zu ermessen. Geekelt von dem aber-
witzigen Treiben begibt er sich nach den Trümmern des
alten Königsschlosses, wo ihn die Erinnerung alter Zeit
umgibt und Swanhwit's Geist ihm erscheint. Von hier
aus wirbt er Verschworene, mit deren Hülfe er den Un-
sinn vom Throne stürzen und das befreite Volk zu alter
Kraft und Würde zurückführen will. Aber an dem ent-
arteten Geschlechte scheitert sein Versuch. Verrathen und
verlassen, erkennt er es, daß er die Zeit des Wirkens ver-
säumt hat, und wendet seine reuigen Gedanken dem Tode
zu, durch solche Reinigung den Frevel, den er an seinem
Vaterlande geübt, zu sühnen. Da erwacht bei dem freu-
digen Gewieher des heraneilenden Flügelrosses die Stimme
seines Herzens, die ihn aufruft, zu Felicien zurückzukeh-
ren. Er überredet sich, durch den vergeblichen Versuch,
an seinem Volke Königspflicht zu üben, sein Vergehen
gebüßt zu haben, und mit frischem Muthe will er aus
winterlicher Oede und Erstarrung in den ewigen Frühling,
der Felicia's Eiland beglückt, entfliehen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus einer deutschen Hauptstadt. Zur Berichtigung des Urtheils über einige Gegenstände von allgemeinerm Interesse. Berlin, Mittler. 1833. 8. 12 Gr.

Die ganze Art und Weise der Anschauung unserer modernen politischen Interessen, welche in diesem Büchelchen herrscht, verräth auf den ersten Blick den Bureaukratisten der norddeutschen Hauptstadt, der mit kaltem Hausmannsverstande und mit Stolz auf seine eigene praktisch-technische Ausbildung, dem lebendigen, raschen und mehr auf Leidenschaften basirten, politischen Getriebe des Südwestens zuschaut. Hier und da mischt sich einige Bitterkeit in seine Briefe; doch können wir darüber mit ihm nicht rechten, da von der andern, ihm feindlichen Partei der Liberalen und Antipreußen noch viel härtere und die Vaterlandsliebe verletzendere Dinge oftmals ausgesprochen sind. Daß aber jener bekannte Zöllnerstolz, der nicht wenig dazu beigetragen hat, den Preußen die Neigung und Anhänglichkeit Süddeutschlands zu rauben, sich auch hier wieder breit macht, ist nicht zu billigen. Der Patriotismus einer Nation erscheint uns als gleich dem Ehrgefühl, welches den einzelnen Menschen in seinem Lebenskreise emporhebt und trägt; aber wie diese Achtung, mit der jeder Ehrenmann sich selbst schätzt, nicht zur Beeinträchtigung Andrer führen soll und darf, so darf auch der Patriotismus dahin nicht ausarten, daß er sich mit einer Miene zeigt, welche ausspricht: „Wir sind die Könige der Welt."

Die Julirevolution, Constitutionen, Kammerverfassung, Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit, das Recht der Intervention und der neueste Aufstand in Polen sind die Gegenstände

von allgemeinerm Interesse, über und gegen welche der Verf. seine Briefe geschrieben hat. Ohne uns auf eine genauere Beurtheilung oder Widerlegung einzelner Argumente und Ansichten des Verf. einzulassen, wollen wir nur versuchen im Allgemeinen unsern Lesern den Standpunkt aufzuweisen, von dem aus der Verf. seine Betrachtungen angestellt hat. Es ist dieser Standpunkt ein rein äußerlicher und beschränkter. Es sucht nämlich der Verf. alle jene menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften, welche nur irgend in einem lebendigen Staatsorganismus sich als thätig und wirksam erweisen können, hervor, um sie als das eigentliche Lebensprincip, als das eigentlich Bewegende in dem modernen Staatsleben Frankreichs und gleichgestellter Länder Europas darzustellen. Als Quelle aller Revolutionen seit dem Jahre 1786 gilt ihm die Gleichheitssucht in der neuern Zeit, die ins Unglaubliche gesteigerte Eitelkeit, sowie das daraus natürlich hervorgehende Streben einer vermehrten Anzahl von Ehrgeizigen, in Aemtern und Würden zu glänzen, bei der Regierung ihr breites Wort mitzusprechen. Gern geben wir zu, daß alle diese Nichtswürdigkeiten, daß noch tausendmal mehr andere und größere Schlechtigkeiten und Leidenschaften in Menge thätig gewesen und noch thätig sind in diesem großen Kampfe einer alten und neuen Welt, daß wirklich oft genug bei dem großen Haufen der Demagogen die Reden von Gemeinwohl u. s. w. nichts sind als Redensarten, vortrefflich gebraucht, um eignen, persönlichen Ehrgeiz und niedrige Habsucht zu verbergen; aber der Schritt, welchen der Verf. von hieraus wagt, die ganze neuere Richtung des Staatslebens ihnen zuzuschreiben und dieserhalb zu verdammen, dünkt uns unbesonnen oder gar hinterlistig und boshaft. Niemand als die sentina plebis jeglicher Art gehört seiner Meinung nach zu der Menge Derjenigen, die eine Constitution zum Besten des Landes verlangen. Herabgekommene und von ihrem eignen Stande ausgestoßene Adelige, Rechtsverständige, welche die einzigen Ausleger der Gesetze zu sein wähnen, eitle, die Welt zu verbessern strebende Gelehrte, die Legion der Halbwisser und Schreier, unerfahrene Jünglinge, endlich die Masse der Glücksritter und Abenteurer aller Art sind, dem Verf. nach, „wir, die wir über die Kümmerlichkeit so sehr entzückt sind". Sollen wir über die Kümmerlichkeit einer solchen Ansicht noch ein Wort verlieren?

Im Uebrigen ist es die rein mechanisch-bureaukratische Ordnung des Staates, welche dem Verf. als das Ideal vorzuschweben scheint, nach welchem er nun die modern-politischen Zustände und ihr weiteres Streben beurtheilt. Sein Hauptsatz ist: so wenig als möglich müsse man die Macht und Wirksamkeit der Regierung beschränken, denn in ihr vereinigt sich ja nothwendig die höchste Intelligenz des Landes. Man möchte von dieser Seite den Staat gar zu gern in eine Maschine, die wohlgeölt ruhig fortarbeitet, verwandeln, und vergißt fortwährend, daß Menschen nicht wie Maschinen zu behandeln sind. Zwar hat die Geschichte am Anfange dieses Jahrhunderts deutlich genug erwiesen, daß diese Maschinenwirthschaft, welche in den Zeiten Joseph II. und Friedrich II. allen Herrschern als anzustrebendes Ideal galt, ein zerbrechliches Ding war, daß sie bei dem ersten, kräftigen Anstoß aus allen ihren Fugen wich, theilweise auch von selbst explodirte und die Maschinenmeister unter ihren Trümmern begrub; aber dennoch spukt diese Ansicht noch in den Köpfen der Menschen als scheinbar unauszurottendes Unkraut. Die Vielregiererei, welche der Verf. an der Gegenpartei tadelt, ist bei ihm grade recht zu Hause. Indem die Regenten des 18. Jahrhunderts dieser Ansicht zu Liebe, und um die möglich größte Einheit in die Regierung zu bringen, oft und wol meistens mit dem besten Willen für das Wohl ihrer Völker, alle jene kleinern intermediairen, selbständigern Gewalten im Staate, wie Stadtgemeinden, Corporationen u. s. w., ihrer Autonomie gänzlich beraubten, haben sie dadurch unserer Ansicht nach nicht wenig zu dem Ausbruch der spätern Revolutionen und unserer jetzigen Staatskrankheiten beigetragen. Denn die Menschen, die nichts sein sollten, als respective Handwerker, Kaufleute oder Gelehrte, die vereinzelt der vormundschaftlichen Regierung des Staates gegenüberstehen und nichts über ihre eignen Interessen im Staate entscheiden, nicht eine Meinung darüber haben sollten, sind jetzt gleicherweise über das Ziel hinausgeschossen, indem sie verlangen, daß man ihren Repräsentanten, nicht über die sie selbst und ihren Stand oder Gewerbe betreffenden, sondern über jegliche Staatsangelegenheiten mitzusprechen und Beschlüsse zu fassen erlaube. Dieses demokratische Element, d. h. das Streben des Menschen, Theil zu nehmen an Dem, was sein Wohl und Wehe im Staate angeht, entsteht nicht, wie der Verfasser meint, nur aus einer, allen rohen Menschen noch heutzutage eignen Widersetzlichkeit gegen Alles, was Ordnung heißt, und existirt nicht, wie es eine Neigung zur Sünde gibt, sondern ist in seinen Schranken ein ehrenwerthes, ein natürliches und zur vollkommenen Ausbildung des Bürgers nothwendiges Princip. Man gebe nur wieder den einzelnen Kreisen des bürgerlichen Lebens einige wahre Selbständigkeit zurück, das Streben, über Alles und Jedes im Staate mitsprechen zu wollen, wird von selbst aufhören, sobald jeder an seinem Platze in die ihm bekannten und ihn betreffenden Verhältnisse selbstthätig eingreifen kann.

Abgesehen von dieser verfehlten Ansicht des Staates, nach welcher Regierung und Regierte als zwei Massen erscheinen, von welchen die eine nur zu befehlen, die andere nur zu gehorchen hat, sind manche Bemerkungen des Verf. über die Nachtheile und Schwierigkeiten der Kammerverfassung, namentlich einige über Preßfreiheit und Interventionsrecht, der Erwägung werth, wenn sie auch das innere Wesen dieser Dinge nicht scharf erfassen. Ein politischer Schriftsteller dieses Jahrhunderts, ich glaube es ist Friedrich Genz, hat irgendwo die Meinung ausgesprochen, daß in einer Zeit, die schon eine bestimmte Richtung, und zwar mit Liebe und Eifer eingeschlagen habe, es oft mehr Pflicht des politischen Schriftstellers sei, die Schwächen und Nachtheile dieser Richtung hervorzuheben, als das Gute, welches in ihr läge, indem das letztere bei der allgemeinen Hinneigung zu der Sache schon hinlänglich gepriesen, die erstern aber gewöhnlich außer Augen gelassen und vernachlässigt würden. Aus diesem Grunde empfehlen wir auch vorliegendes Büchelchen zur Beherzigung. 21.

Notiz.

Chinesische Zeitung.

Zu Peking erscheint täglich eine Zeitung unter dem Titel „King-pao" (der Staatsbote); aber weder der Form noch dem Inhalte nach gleicht sie den europäischen Blättern. Der oberste Gerichtshof des Reiches befindet sich im Innern des kaiserlichen Palastes von Peking. Jeden Tag werden ausführliche Auszüge aus den kaiserlichen Beschlüssen und Verfügungen auf einem Brete in einem der Höfe des Palastes angeklebt. Die Sammlungen dieser Auszüge bilden die Annalen des Reiches, und aus diesen werden späterhin die Materialien der chinesischen Geschichte geschöpft. Sämmtliche Verwaltungsbehörden zu Peking haben Befehl, diese Auszüge abschreiben zu lassen. Die Statthalter in den Provinzen erhalten sie durch ihre tchi-tchan oder Postboten, welche sie eigens zu diesem Zwecke zu Peking unterhalten. Damit aber sämmtliche Einwohner von China einen Begriff von dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten erhalten, werden diese Auszüge buchstäblich abgedruckt, und dies ist der „Staatsbote". Die Berichte der vornehmsten Staatsbeamten über wichtigere Angelegenheiten, die Beförderungen, Absetzungen, Strafen gelangen auf diese Art zur Kenntniß des Publicums. Oft finden sich darin sehr interessante Notizen über merkwürdige Naturerscheinungen. Man kann sich alle Tage abonniren, und ist an keinen bestimmten Termin gebunden. Das Abonnement beträgt ungefähr $5\frac{1}{4}$ Fl. Rh. jährlich. Nur die Einwohner der Hauptstadt empfangen den „King-pao" alle Tage; in die Provinzen kann er blos mit Gelegenheit gesendet werden, die sich nicht immer darbietet. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 83. — 24. März 1834.

Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuren von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 82.)

Fünfte Abenteure. „Die Rückkehr". Das Weh des Irdischen, in das sich Astolf zurückgewagt, übt sein Recht an ihm; wochenlang liegt er in niedriger Hütte krank. Als er nun sein Roß wieder bestiegen hat und von der Erde scheiden will, erfüllt ihn jede Scene der Welt, die er auf immer verlassen soll, mit Wehmuth; vertraulich schmiegt sich das Menschliche an sein Herz, und mit tiefer Rührung sieht er der Abendandacht der Schnitter auf dem abgemähten Erntefelde zu. Aber der heilige Ton der Glocken erfüllt ihn mit innerer Angst. Er ermuthigt sich durch den Gedanken, daß er der Enge und Vergänglichkeit des Menschenlebens zu entfliehen im Begriff ist, und denkt mit heißer Sehnsucht Felicia's. Auf dem Ritte über unwegsames Steingerölle und durch Gestrüpp verliert er ihre schützende Locke; aber er tröstet sich über den Verlust, denn bald wird sie selbst ihn umfangen. Auf schroffem Meeresstrande spornt er sein Roß, damit es die Schwingen zu schnellem Fluge entfalte. Da ertönt eine klagende Greisenstimme; vergebens warnt ihn die scheue Angst des Rosses; mitleidig folgt er der täuschenden Klage und steigt ab, dem Armen zu helfen. Da entfliegt das Roß in mächtiger Hast zur Insel, und mit erbarmungslosem Hohne erhebt sich Saturn vor Astolf und entseelt ihn mit dem eisigen Hauche seines Athems. Trauernd trägt Zephyr die Leiche über das mondbeglänzte Meer nach dem Eilande.

Vergebens sucht Felicia den Geliebten aus dem Todesschlafe zu erwecken. In tiefem Grame nimmt sie Abschied von ihren Dienerinnen, den Künsten, sie entsendet sie zur Erde, dort den Traum von ewiger Schönheit, von Liebe und Glück zu beleben und das irdische Geschlecht mit mildem Gruße aus der seligen Heimat zu beglücken. Sie selbst will, abgeschieden von der Wonne ihres Eilandes, ihre Trauer in dem Grabgewölbe Astolf's verbergen, immerdar in das Anschauen seiner Mumie versenkt.

Ein Erdbeben verwüstet die Insel; Felicia's Gefährtinnen fliehen. Auf den Flammen des Palastes erscheint triumphirend Saturn. Frohlockend über die Zerstörung naht sich der Neid, auch das Gedächtniß des verheerten Eilands zu zertreten. Aber ewig soll sein Name, lockend und warnend, im Schein der Sage glänzen, und vor Saturn, dem ernsten Diener strenger Mächte, muß das Gespenst entfliehen. Unterirdische Elementargeister beginnen ihren Reigen; doch von der hehren Nyx Erscheinung zurückgeschreckt, müssen sie den Schmerz der schönen Tochter verstummend ehren.

Nyx breitet die milde Klarheit ihres Sternenmantels aus und tritt zu der verschlossenen Jugendquelle.

> Verschlossen ward der Jugendbrunnen hier — nicht dort!
> Zur Wohnung droben, zu der Heimat Flur empor,
> Dahin nur sollt' Astralis heben ihren Blick!
> Denn dort hat seinen Ursprung nur das Leben, was
> Der Engel, Menschen und Dämonen Brust durchglüht;
> Und dahin will's zurück, sobald sein Ursprung sich
> Bekräftigt; das geschieht in diesem Opferbrand,
> Deß Anblick man mit dem Muth tragen muß, mit dem
> Des Hindus Gattin springet in das Flammengrab,
> Aus dem das Paar, beschwingt von Flammen, dann enteilt
> Zum Licht in zweier Strahlen ungebor'nem Glanz. —
> Ein flücht'ger Gast ist in dem Staub das Ewige;
> Und selbst aus dem geschloss'nen Arm entflieht es dir;
> Doch gibt der Liebe seine Treu' die Götterkraft,
> Das wieder zu erobern, was sie hat geliebt,
> Und in viel wahrerm Umgang zu besitzen es,
> Als da ein Abbild der Gestalt, ein Nebelkleid
> Sich noch um den beweinten Liebling legte schwer.
> Als Schatten, als gefärbter Dunst nur hat sich hier
> Das Höchste der Genußsucht deines Sinns gesellt;
> Erhebe drum dein Auge zu der Seherin,
> Die deine Mutter, holdes Sehnen! schöner Traum!
> Die in dich aller Wahrheit Inhalt eingehüllt!
> Wann sie des Todes harter Sprache sich bedient,
> Kann sie dafür, verstandst du die des Lebens falsch? —
> Erkenn' es, beide gehn von einer Mutter Mund!

In wachsender Entfernung hallt der Klaggesang der Künste, die aus dem hellen Paradiese in die trüben Schatten des Irdischen, das sie mit beengendem Dampfe umfängt, verbannt sind. Aus dem Grabgewölbe tönt die Klage ihrer schönen Königin. Aber mit Worten und Gedanken zieht sie die Mutter zum Mittelpunkte ihres Zauberkreises.

> Du mußt in ihn eintreten, um mich wiederum
> Einmal zu sehen in ursprünglicher Gestalt.
> Du denkest dann der ersten Jugendzeit vielleicht
> Und ahnest, wo und wie man sie zurückgewinnt.
> Erkenne Theophania, die an ihrer Brust
> Dich trug; und sieh', daß sie wie ehmals jetzt auch nun,
> Dich rufen will zu ihres Gottanschauens Trost!

Felicia naht mit wankendem Schritt. An dem verdunkelten Himmel strahlt ein Sternenkreuz, an dessen Fuße Theophania auf einem Wolkenthrone sitzt; vor ihr kniet Thanatos; ein Kind spielt auf ihrem Schoose mit einer Sternenlilie und winkt damit Felicien. Anbetend sinkt Felicia nieder, während die Sterne ihren Chorgesang tönen und Thanatos' Fackel sich an der Lilie des Kindes entzündet und im Osten die Morgenröthe emporruft.

Kaum ist es uns gelungen, die Umrisse dieser schönen Dichtung nachzuschatten; die reiche, glänzende Poesie, die alle Theile derselben durchdringt, versagt sich trockenem Berichte. Ja, fast allzu reich erscheint uns diese Poesie, indem lange Betrachtungen und Schilderungen, deren Werth wir lebhaft empfinden, hier und da unsern Blick von dem Mittelpunkte der Dichtung allzu weit entfernen, und ihre Mannichfaltigkeit uns des Gedankens, dessen Einheit das Ganze bedingt, vergessen läßt, sodaß der Dichter in dem lebendigen Bedürfniß, das allegorisch Schattenhafte mit farbiger Poesie zu erhellen, nicht immer dem rechten Ebenmaße treu geblieben zu sein scheint. So ist Felicien durch die reiche Darstellung ihres Eilandes ein Hintergrund gegeben, aus dem sich ihre Gestalt, wie wir glauben, noch entschiedener hervorheben sollte.

Ein zweites Bedenken hegen wir gegen die Weise, in welcher Astolf's Geschick mehr beendet als gelöst wird. Wenn wir früher vernehmen, das Heimweh, das ihn nach seinem Vaterlande drängt, werde ihn auf den Weg nach jener Heimat führen, zu der Astralis durch das Leid der Entsagung zurückkehren soll; so sehen wir später diese Verkündigung nur äußerlich durch Astolf's Tod in Erfüllung gehen. Astolf glaubt, daß er durch den Versuch, sein Volk aus dem Unheil, welches auf ihm lastet, zu erretten, seiner Pflicht genügt habe, und wendet sich mit aller Glut der Liebe wieder nach Felicien hin, eilend, auf ihrer Insel eine selige Vergessenheit des schwülen Erdenlebens zu trinken, das dennoch Banden um sein Herz schlingt. In diesen Zwiespalt seines Gemüths dringt kein Strahl jener Welt, in der ihn gereinigt und verklärt Astralis wiederfinden soll; ohne die Andeutung einer Versöhnung wird er von Saturn hinweggerafft, und während ihm die ganze Dichtung hindurch eine Bedeutung gegeben ist, die der Concentration unserer Betrachtung auf Felicia, in deren Loos sich der Grundgedanke des Ganzen ausspricht, fast nachtheilig erscheint, wird er zuletzt beseitigt, ohne daß in seiner Reue und Sehnsucht irgend eine Bürgschaft höherer Vollendung liegt.

Doch schwinden diese und andere Bedenken vor dem Eindrucke des gesammten Gedichts, in welchem sich ein reines Gemüth voll herrlicher Poesie offenbart, und das einen großen Reichthum tiefer Gedanken enthält. Durch die Einführung dieses Werks in Deutschland hat sich der Uebersetzer ein Verdienst erworben, welches wir dankbar anerkennen. Den treuen Fleiß, welchen er der schwierigen Arbeit gewidmet, haben wir schon früher gerühmt; auch ist seiner Bestrebung sehr Vieles in hohem Grade gelungen. In einzelnen Stellen, deren Zahl wir geringer wünschten, zumal in lyrischen, vermissen wir die leichte Beweglichkeit der Rede, die rein Empfundenes rein und klar ausspricht.

Müssen wir nun diesem Gedichte, als dem Erzeugnisse eines tiefen und poetischen Geistes nicht geringe Bedeutsamkeit zugestehen, so wird es uns auch noch in anderer Beziehung anregen. Die Beschäftigung mit ausländischer Literatur geht zunächst aus dem Verlangen hervor, die gewohnten heimischen Kreise zu überschreiten, durch die Anschauung fremder Eigenthümlichkeit den Blick zu erweitern und neue Bilder aufzunehmen. Wie aber ein Reisender seine Heimat in sich weiterträgt und neben der Lust am Neuen und Unbekannten die Erinnerung vertraulicher Gewohnheit ihn begleitet, sodaß er sich innig erregt fühlt, wenn ihm in der Fremde eine Erscheinung begegnet, die ihn an heimische Zustände mahnt, so fühlen wir uns lebhaft angezogen, wenn uns aus fremdem Lande ein Werk entgegentritt, welches den Richtungen und Weisen, in denen sich unsere eigne Literatur entwickelt hat, unverkennbar verwandt, ja angehörig ist. Als ein solches Werk erweist sich die „Insel der Glückseligkeit". Der Dichter, vertraut mit dem Gange und der Errungenschaft der deutschen Poesie und ergriffen von den Bestrebungen, die in Deutschland zu Ende des vorigen Jahrhunderts todte Formen zu durchbrechen und der Poesie mit dädalischer Kunst die Glieder zu lebendiger Beweglichkeit zu lösen begannen, nimmt bekanntlich unter denen eine der ersten Stellen ein, welche diesen Kampf nach Schweden verpflanzten und die schwedische Literatur aus derselben Quelle tränkten, aus deren Tiefe in Deutschland geschöpft wurde. Zu dieser Quelle drangen freilich in Deutschland auch Unberufene in blinder Hast hinzu, und sie wurde oftmals getrübt wie ein Brunnen der Wüste von durstigen Kameelen; sie hat aber ihre Tugend und Kraft bewährt, die Gefilde erfrischt und befruchtet, edle Saaten sind aufgegangen, und selbst die Polemik, die neuerlich eine enge Befangenheit, die sich hoch und frei dünkt, dagegen gerichtet hat, kann die Einwirkung der Bestrebungen nicht verleugnen, die sie lächerlich machen will, und der sie doch, wie man bald erkennt, grade verdankt, was ihr irgend Wahres zum Grunde liegen mag. In den Kreis der deutschen romantischen Poesien tritt nun dieses Werk des schwedischen Dichters als ein gleichartiges, aus gleicher Geistesstimmung hervorgegangenes, in gleicher Richtung sich bewegendes. Mag aber auch die Einwirkung der deutschen Literatur selbst im Einzelnen erkennbar sein, so würden wir doch mit großem Unrecht dieses Gedicht als das Werk eines Nachahmers bezeichnen. Vielmehr zeigt es sich aufs Neue, wie jene Bestrebungen, die recht eigentlich aus der innersten Individualität des deutschen Volkes hervorgingen, Stammgenossen und Sprachverwandte in den Kreis ihrer Wirksamkeit hineingezogen haben, sodaß dieses Werk wie ähnliche der skandinavischen Literatur als eine organische Entwickelung gleicher Eigenthümlichkeit unter denselben Bedingungen anzuerkennen ist, während wir anderwärts ein äußerliches Auffassen und Nachahmen der deutschen Poesie erblicken. Mit großer Regsamkeit wird in unserer Zeit

dafür gesorgt, die geistigen Werke der einzelnen Völker weithin zu verbreiten und durch Uebersetzungen und Nachbildungen über die ursprünglichen Grenzen, welche die Sprache ihnen gesetzt hat, nach allen Seiten hinauszuführen. Dieses Eifers freuen wir uns mit Recht, da die steigende Theilnahme an fremder Geistesthätigkeit mannichfaltige Anregung gewährt, vielseitig bildet und durch den Zufluß neuer Quellen die Versumpfung der eignen Literatur abwehrt. Bringt uns aber jene vermittelnde Thätigkeit ein Werk näher, das sich zu dem Reichthum unseres Besitzes sogleich einträchtig fügt, so dürfen wir davon einen Erfolg anderer Art hoffen. Wir sind zwar der Ueberzeugung, daß die Sonne der Poesie über alle Länder leuchtet, und daß ihr reiner Thau überall niederfällt, wo nicht böse Nachtelfen ihre gespenstigen Reigen getanzt haben; doch erweckt die Sonne und erfrischt der Thau in verschiedenen Gegenden verschiedene Gewächse der Erde, deshalb wir, allem abflachenden Gleichmachen feind, es für einen bedeutenden Gewinn halten, wenn durch ein fremdes und doch anverwandtes Werk das Bewußtsein eigenthümlicher geistiger Art, welche die Genossen gleichen Sprachstammes zur Gemeinschaft vereinigt, in uns belebt wird. Auf dem Grunde dieses heimatlichen Gefühls nationaler Eigenthümlichkeit, das seit uralten Tagen vieles Geheimnißvolle in sich faßt, beruht die echte Liebe zum Vaterlande; daß es rege erhalten werde, ist in einer Zeit, die, aller Beschränkung spottend, nivellirender Verallgemeinerung zustrebt, besonders wünschenswerth. 45.

Ausflug über Konstantinopel nach Taurien im Sommer 1831. Von Sam. Brunner. St. Gallen, Huber und Comp. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

In der Vorrede dankt der Verf. den ihm unbekannten Recensenten, die seine „Ausflüge nach Elba, Sicilien und Malta" wohlwollend angezeigt haben. Da sich Ref. auch unter diesen zu befinden glaubt, so bekennt er sich gleich von vorn herein etwas bestochen, und muß um so strenger auf seiner Hut sein. Hr. Br. hat sich auch noch anderwärts als kenntnißreich, zumal in der Botanik, gezeigt, man kann daher aus diesem Buche manchen befriedigenden Genuß erwarten; leider wird er nur hier und da getrübt durch unreinen Styl voll arger Provinzialismen (und dabei spottet er noch über Andreas Hofer's Dialekt) und einen Hang zur Unzufriedenheit, wo der Verf. wol eher den Leuten etwas anhängen mag und ohne Noth zankt und streitet. So sagt er S. 120: „ich verlor der bloßen Fest- oder vielmehr Lumptage wegen 3 mal 24 Stunden". „Gallisch" für gallig, „zuwerden" st. werden, „Abnutzung" st. Benutzung, „Verumständigung" st. Verhältniß, „derjenige" st. der, „vereinigte Geschäfte" (!.) u. s. f. stören fast auf jeder Seite, und die vielen ausgeschnittenen umgedruckten Blätter deuten auf böse Zunge. In dieser Vermuthung bestätigt uns wenigstens das Raisonniren über „alten östreichischen Sauerteig" und ein Gespräch mit dem Garteninspector der Treibhäuser zu Schönbrunn, zu welchem er kommt, um eine in Blüte stehende seltene Palme abzuzeichnen.

Garteninspector: Wer sind's denn? Sind's Mohler? Naturforscher?

Ich: Naturforscher.

Garteninspector: Was vor'en Landsmann?

Ich: Thut eben nicht Vieles zur Sache, wenn ich sage, ich sei Naturforscher.

Garteninspector: Fraili thut's, 's kann Jeds so herlaufen.

Hierüber ereifert sich der Hr. Doctor fürchterlich, und doch möchten wir alle unsere Leser fragen, wer schlug hier zuerst aus? abgesehen noch, ob auch Alles so diplomatisch genau berichtet ist. Ueberhaupt leidet der Verf. an der lächerlichen Geheimnißthuerei mancher Reisenden; auch in diesem Buch ist der Zweck der großen Reise nirgend angegeben. Man weiß nicht, ob es eine botanische, eine medicinische, oder eine in Aufträgen unternommene sei; in keiner Hinsicht tritt ein reines Resultat hervor.

Hr. B. verläßt am 11. April Bern, raisonnirt über das öftere Umpacken der Postwagen und verweilt zuerst in Schafhausen, wo er jedoch des „abgedroschenen, wiewol immer schönen Rheinfalles" nicht gedenken will. In München bleibt er zwei Tage und spricht über die Anstalten. Hier kommt das erste ausgeschnittene Blatt (S. 11., 12) vor; ehrlich genug erzählt er auf dem eingeschalteten: „die ungemein große Gefälligkeit, mit welcher der Herr Oberbibliothekar uns die seltensten Stücke (der Manuscriptensammlung) zeigte und erläuterte, ging an meiner Unwissenheit rein verloren. Indem ich mich stellte, als bewunderte ich, stand ich zugleich die peinlichste Langeweile aus u. s. w." — Wien erregte des Verf. Erstaunen über die Veränderungen, welche seit den achtzehn Jahren, seit er es nicht gesehen, mit dieser alterthümlichen und doch so prunkvollen Residenz vorgegangen. Er spricht auch mit Zufriedenheit von der Aufnahme bei den Gelehrten und von dem treuherzigen Charakter der Bewohner und theilt viel Rühmliches von den dortigen Anstalten und Sammlungen mit. Er wollte eben von da zu Lande weiter, in die Krimm, als der Dwernickische Streifzug ihm den Weg unsicher machte. Nach langem Schwanken folgte er dem Rathe verständiger Männer, nach Triest und von da zu Schiffe nach Konstantinopel zu gehen. Das Schiff war dort zwar bald gefunden; allein nun gehen die Klagen über grobe Schiffspatrone, „Rothseelen", wie er sie nennt, und egoistische Mitreisende von Neuem los. Unterwegs trifft ihm noch Gefahr von griechischen Seeräubern, und bei den Dardanellen die, von einem Pestschiff angesteckt zu werden.

Konstantinopel ist recht gut geschildert, obschon nicht sehr erfreulich. Die Türken sollen jetzt sehr viel von ihrem Frankenhaß abgelegt und selbst unsere Kleidung mehr liebgewonnen haben. Auch das Weintrinken fängt an, unter ihnen häufiger zu werden. Nach ein paar Wochen Aufenthalt setzt sich der Verf. auf ein russisches Dampfschiff oder Pyroskaph, um nach Odessa, zu neuen Qualen, zumal der roh gehandhabten Quarantaine, zu segeln; denn unglücklicherweise wird er, da er keine Empfehlungen aufweisen kann, mit einer Masse schmutziger Juden in ein und dasselbe Loch gesteckt, und es vergehen zwei Tage, ehe die Räucherungsoperation auch bis an ihn kommt. Da setzt er endlich ein Klageschreiben an den Gouverneur, Graf Pahlen auf, welches seine Wirkung nicht verfehlt. Auch von Odessa wird ein schlimmes Bild entworfen, „eine Stadt, welche nie die meinige heißen kann". Was nun eigentlich der Verf. hier gewollt, erfährt Niemand, nur Verzeichnisse gesammelter Pflanzen sind jedem Capitel angehängt, davon aber die wenigsten unter die seltenen und insofern interessanten gehören. Unter allen Karten der Krimm soll nur eine bei Schropp in Berlin, nach einer russischen verfertigt, gut sein, alle andern mehr oder minder nichts taugen. Der Verf. unternimmt verschiedene Ausflüge nach Sympheropol u. s. w. Da er aber, wie es scheint, keine große Sorgfalt auf seine Garderobe verwendet hat, so ist Empfang und Aufnahme bei den Russen hier und da ungleich und gibt zu neuen Herzensergießungen Anlaß. Aber auch außerdem scheint dieses Land nicht beneidenswerth. „Zwar ist", sagt der Verf., „Gastfreundschaft auch beim Tataren heilige Pflicht; leider aber vermag sie, obschon in ihrer ganzen Ausdehnung und mit der größten Bereitwilligkeit erfüllt, nicht, dem verwöhnten Europäer alle Bequemlichkeiten zu verschaffen. Die sauere Milch, das nur in heißer Asche gebackene bleischwere Schwarzbrot, der ohne Unterlage auf der bloßen Erde zum La-

ger ausgebreitete Teppich (wofern es nicht vergönnt wird, auf welchem Divan angekleidet seine Glieder auszustrecken), der breiartige schwarze Kaffee, womit der Erwachende bewillkommnet wird, begleitet von Birnmus, welches sich die Tataren selbst bereiten: dies alles sind die Ingredienzien der Gastfreundschaft, woran man sich vorher zu gewöhnen hat, um diese in ihrer ganzen Ausdehnung würdigen zu können". Noch ist der alte Stamm der ehemaligen Khane nicht erloschen. Ein Gheri, dessen Vater nach der russischen Besitznahme auswanderte, im Kaukasus geboren und erzogen, jetzt ein Christ, lebt mit seiner Gattin, einer sanften gebildeten Schottin, und drei blühenden Kindern in Sympheropol still und ruhig als Privatmann von seiner russischen Kronpension. Er widmet sich dem evangelischen Missionsgeschäfte. Der Verf. sprach ihn. Interessant sind die Beschreibungen der Gartenanlagen des Grafen Borosdin, ehemaligen Gouverneurs, und des Hauptmanns Hartwiß, Directors des Krongartens von Nikita. Es war aber viel Noth dabei zu überwinden gewesen. Fast alle aus Frankreich verschriebenen Bäume und Sträucher waren auf dem Transport und durch die Quarantaine zu Odessa zu Grunde gegangen, wie man denn dort auch einen englischen Chronometer in Essig gelegt hatte, um ihn vom etwaigen Peststoff zu reinigen. Dazu kommt die Fahrlässigkeit der Tataren bei der Cultur der Pflanzen, und das rauhe Küstenklima, in welchem fast alles verkrüppelt. Doch gibt es einzelne treffliche, ja seltene Obstsorten daselbst. Dagegen wird Alupka mit seinem milden Klima und seinen Orangenhainen vom Verf. zu einem Paradies erhoben. Ueberhaupt ist der Orient kälter als das Abendland, und diese Gegenden wegen Mangel an Schutz vom Norden her noch mehr den Winden preisgegeben. Sie erreichen daher noch nicht einmal die mittlere Temperatur Turins, und nun behaupten vollends noch die Tataren, und selbst Pallas bestätigt es, die Krimm sei seit der Herrschaft der Russen bedeutend kälter geworden! Die Rückreise geht über Lemberg, Wien und Tirol und ist gleichfalls durch die Erzählung mancher Reiseabenteuer recht unterhaltend. 47.

Miscellen.

So lange Thomas Morus Lordkanzler von England war, konnte er sich dem Kreise seiner Familie nicht ganz entreißen. Gewöhnlich besuchte er jeden Morgen mit den Seinigen zu Chelsea, ihrem Landaufenthalte bei London, die Kirche; und weil er sich dann unmittelbar nach der Messe in die Hauptstadt zu seinen anstrengenden Amtsgeschäften begab, so pflegte immer einer seiner Diener dem Betstuhle der Frau Kanzlerin sich zu nähern und ihr zu melden: „Der Herr Kanzler habe sich entfernt". Morus blieb nur wenige Jahre auf dem ebenso gefahrvollen als glänzenden Posten. Seine Abdankung erfolgte ohne Mitwissen der Familie. Des andern Morgens aber ging, wie sonst der Diener, Morus selbst an den Betstuhl seiner Gattin und flüsterte ihr zu nicht geringem Entsetzen der auf die weltliche Ehre stolzen Frau ins Ohr: „Mylady, der Herr Kanzler ist fort".

Morus hatte durch seinen Austritt aus dem königlichen Dienste sein großes Einkommen von 400 Pfund verloren und war mit seinen Kindern und deren Familien, welche bisher alle bei ihm gelebt hatten, auf die dürftigen Revenuen seiner Ländereien — etwa 100 Pfund beschränkt. Er versammelte nun sein Haus um sich her und hielt folgende Anrede an sie, die von seiner Liebe wie von seinem Verstand und seiner ewig muntern Laune zeugt:

„Ich bin zu Oxford, zu New-Inn, zu Lincolns-Inn und endlich am königlichen Hofe auferzogen und ernährt worden und von der untersten Stufe bis zur höchsten hinangestiegen. Dennoch ist mir an jährlichen Einkünften gegenwärtig wenig mehr übrig als 100 Pfund, sodaß wir, wollen wir anders beisammenbleiben, uns wie vordem gefallen lassen müssen, alle miteinander zum Lebensunterhalte beizusteuern. Mein Rath aber ist, bei unsern Einschränkungen nicht gleich anfänglich zu der niedersten Kost uns zu bequemen. Wir wollen deshalb nicht bis zur oxforder Kost hinabsteigen, noch zu der von New-Inn, sondern vielmehr mit der Lebensart von Lincolns-Inn beginnen, wobei manche recht achtungswerthe Leute von guten Jahren sich sehr wohl befinden. Sind wir außer Stand, auf diese Weise das erste Jahr auszuhalten, so laßt uns das nächste um eine Stufe tiefer zur New-Inns Kost uns begeben, und wenn auch diese unsere Kräfte übersteigt, so wollen wir im darauffolgenden Jahre zur oxforder Kost heruntergehen. Reichen unsere Mittel auch da nicht hin zum Unterhalt, alsdann mögen wir mit Sack und Pack zusammen betteln gehen und auf frommer Leute Mitleiden hoffen. Wenn wir auch vor den Thüren das Salve Regina singen, so können wir doch beisammenbleiben und miteinander fröhlich sein".

Einer von Heinrich VIII. und der Anna Boleyn Höflingen, welcher sich zu Morus' Freunden gezählt hatte, als dieser die höchste Gunst seines Königs besaß, wurde kalt und zurückhaltend gleich so vielen Andern, als Heinrich dem Kanzler die erbetene Entlassung ertheilte und noch dazu auf den Edeln seinen leidenschaftlichen Grimm geworfen hatte. Er sagte zu Morus nach der damaligen Sitte der Gebildeten und Vornehmen, sich der lateinischen Sprache auch für den Umgang zu bedienen, mit frecher Stirn: „Honores mutant mores" (Ehrenstellen ändern das Betragen), worauf jener schnell erwiderte: „So ist es in der That; aber mores bedeutet im Englischen Manier, nicht More".

Celio Secundo Curione, auch Curio genannt, 1503 zu Turin geboren, einer der aufgeklärtesten Geister des 16. Jahrhunderts, war wegen seiner Theilnahme an den reformatorischen Bewegungen der damaligen Zeit verfolgt, in einem Dorfe in Savoyen ergriffen und gebunden nach Turin gebracht worden. Man führte ihn, um jedem Versuche zu seiner Befreiung zuvorzukommen, in ein inneres Gefängniß, wo seine Füße in den Block gespannt wurden. In dieser Lage ersann er sich ein Mittel zur Entweichung. Die Füße waren ihm bald durch das Einzwängen geschwollen; er überredete daher seinen Kerkermeister, ihm den rechten Fuß einen oder zwei Tage frei zu lassen. Mit Hülfe seiner Schuhe, eines Stocks und einiger neben ihm liegenden Lumpen, machte er sich nun ein künstliches Bein, das er so an sein rechtes Knie zu befestigen wußte, daß er es mit Leichtigkeit bewegen konnte. Er bat hierauf, ihm seinen andern Fuß freizulassen; das künstliche Bein wurde in den Block gesteckt und der linke Fuß losgemacht. Nachdem er sich so in Freiheit sah, öffnete er bei nächtlicher Weile die Thüre seines Zimmers, suchte im Dunkeln den Weg durch die Gänge, sprang aus einem Fenster, und nachdem er die Mauern seines Gefängnisses nicht ohne Schwierigkeit erklettert hatte, entkam er nach Italien. Da er vor seiner Entweichung das künstliche Bein aus dem Blocke genommen und in Stücke zerrissen hatte, so wußten sich seine Verfolger seine Flucht nicht zu erklären. Sie streuten demnach das Gerücht aus, daß er solche durch Zauberei bewerkstelligt habe. Curio gab hierauf die Erzählung des ganzen Vorganges in einem Dialoge heraus, der mit eingestreuten launigen Bemerkungen über den Zustand der Religion und Kirche seiner Zeit gewürzt war.

Die Domherren der Kirche zur heiligen Kapelle in Dijon hatten ehemals das Recht, die Herzoginnen von Burgund, wenn diese das erste Mal in ihre Kirche kamen, auf die Wange zu küssen und dann sich beim vergnügten Mahle zu versammeln. 77.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 84. —— 25. März 1834.

Reisebeschreibungen.

1. Reise durch das obere und mittlere Italien, in den Monaten März, April und Mai des Jahres 1832 von dem Grafen M. von Moltke. Hamburg, Perthes und Besser. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Wanderungen durch Italien, Frankreich und England. Mit besonderer Hinsicht auf Kunst, Natur und Volksleben. Von N***. Erstes und zweites Bändchen. Mit fünf Abbildungen. Quedlinburg, Basse. 1832—33. 8. 3 Thlr.
3. Tirol und ein Blick auf Baiern von H. D. Inglis. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kaiser. Zwei Theile. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Italien ward sonst von jedem Kaiser bekriegt, jetzt wird es von jedem Reisenden beschrieben: ein verführerisches Land. Aber so anziehend das Land ist, so täuschend sind die meisten Reisebeschreibungen. Es ist gewiß nicht leicht, eine uninteressante Reise interessant zu beschreiben, und wenn auch das Land und seine Einwohner noch so schön sind, leider wird dadurch die bloße Durchreise in diesen Formeln: ich fuhr, ich sah den Palast, das Gemälde, den belvederischen Apollo, einen Rafael, einen Guido Reni u. s. w., nicht anziehend. Der Grund des Ungewachs, womit uns dennoch die Sündflut der italienischen Reisebeschreibungen heimsucht, ist natürlich das alte Sprüchwort: wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über, ohne daß in diesem Falle die Betrachtung angestellt wird, wie unmöglich es ist, alle jene Anschauungen anders als durch sich selbst zu geben; und so behalten denn die Herren das Geschaute im Herzen, und wir haben eine wahre Algebra von abstrahirten Redensarten im Buche. Hat man nun aber vollends selber geschaut, so bliebe natürlich nur eine geistreiche und ungewöhnliche Auffassung des Bekannten noch verlockend; aber wo ist die in Reisebeschreibungen zu haben, in denen es in der Regel heißt: ich kam, sah und schrieb? Es bleibt indessen eine Art der Reise übrig, die hinreißend beschrieben werden könnte, nämlich die abenteuerliche, zu welcher Gattung ich trotz Yorick's artiger Eintheilung seine vielgepriesene empfindsame Reise mitrechnen würde. Auf diese Weise wird Alles Leben und Begebenheit und das Nationalleben ohne große Mühe grade so lebendig dargestellt, als es sich nur immer selber präsentiren kann, ja vielleicht besser, denn wie vielen stumpfsichtigen Augen ließe sich über charakteristische Vorfälle der Staar stechen? Es ist übrigens nur zu bedenken, daß alle Bedeutung der Begebenheiten nicht ohne Weiteres an ihnen hängt wie der Eimer am Brunnenseil, sondern hineingelegt wird. Man erinnere sich hierbei etwa Derer, welche nicht gesonnen sind, z. B. an der französischen Revolution das Allernothwendigste, nämlich ihre Entstehung und Thatsache als eine nothwendige anzuerkennen, indem sie ihre Bedeutung in das Gelingen eines spitzbübischen Anschlags etlicher Taugenichtse setzen, oder man erinnere sich jener unterhaltenden Gesellschafter, die man keinen Abend antrifft, ohne daß ihnen des Tages über etwas Drolliges begegnet wäre; oft hört man von ihnen sagen: was doch der Mann für ein Glück mit lustigen Zufällen hat! während der Schalk es recht wohl weiß, daß dem Andern nur seine Brille fehlt, um sich ebenso zu ergötzen wie er. Also Yorick und seines Gleichen für immer! sei es mit der hellen oder mit der trüben Brille, und was sie uns dann wieder sagen und zeigen wollen, sei willkommen! Aber wie kommen wir hiermit auf unsere drei Autoren? Der Engländer, Mstr. Inglis, ist bei seinem Landsmann nicht ohne Nutzen in die Lehre gegangen, denn er hat von ihm gelernt, was interessiren kann, und das ist ein Blick in die Nationalität des fremden Landes, eröffnet durch dahin einschlagende Begebenheiten, die er bei seinen Fußreisen gemächlich auftischt; die Deutschen dagegen, sowol Graf Moltke als der ungenannte Verfasser von Nr. 2, reden alle beide nach der gewöhnlichen Weise ins Blaue hinein, ohne irgend etwas zu veranschaulichen. Solche Reisebeschreibungen sind Glossen, zu welchen der eigentliche Text: die Reise als ein Besonderes mit ihren besondern Begebenheiten, fehlt. Der Ungenannte hat sogar den Anflug von satirischer und witziger Schreibart, der jetzt epidemisch wird — nicht übel; aber er ist doch nicht so anziehend wie der Engländer, der zwei Vorzüge hat, nämlich er weiß, was er der Natur der Sache nach zu beschreiben und anschaulich zu machen hat, und dann, für wen er dies thut, und was sein Publicum schon weiß, was nicht. Alles, was dahin gehört, trägt er höchst einfach und naiv vor, z. B. fast bei jeder Stadt den Marktpreis und den Miethzins der Häu-

ser, denn seine Landsleute interessiren sich dafür, sie wollen bisweilen eine Zeit lang auf dem Continent wohnen und sparen. Im Einzelnen verdient noch angemerkt zu werden:

1. Die Reise des Grafen Moltke entfaltet sich in einer äußerst anspruchlosen Gemächlichkeit, gleich die Vorrede verheißt zuerst gar nichts Neues und verspricht sich nur dadurch Theilnahme, daß einige Receptivität für das Gesehene durch die Stimmung beurkundet würde, in der das Buch geschrieben; sodann kommt der Vorredner vom Hundertsten aufs Tausendste wiederum, ohne das Geringste vorzubringen, was dahin gehört, oder nur irgend neu und interessant wäre. Die Vorrede ist ein sehr auffälliges Muster von ungehöriger Redseligkeit. Die Reisebeschreibung selbst befaßt sich fast nur mit todten Gegenständen und zwar den schon tausendfältig beschriebenen, von den Menschen hört man nichts. Der Verf. ist offenbar in dem Lande nicht ordentlich warm geworden. Wunderlich muß einem Kundigen die Beschränkung des Lobes der Straßensicherheit erscheinen, wobei Rom und Neapel ausgenommen werden, während man in Rom Neapel, in Neapel Rom und wieder in Rom Oberitalien als unsicher verschreit, meistentheils aus Speculation, oft aber auch aus der albernen Aengstlichkeit, womit sich die Italiener selber in den Banditenruf gebracht haben. Sie fürchten sich Alle miteinander, und da ist es immer natürlich, daß als furchtbar nichts übrig bleibt als der Popanz, den immer eine Provinz der andern zuschiebt. Die Sachbeschreibungen fangen schon in München an, man findet bei der Gelegenheit ein förmliches Galerieverzeichniß. Darauf beim Eintritt in Italien waltet ein begeistertes Vorurtheil ob, wird aber getäuscht, denn der Uebergang ist weniger grell, als zu erwarten war, und erst beim mailänder Dom macht sich die lange verhaltene Entzückung Luft, unsers Erachtens nach zu früh, denn wir finden den ganzen Dom höchst confuse und abenteuerlich, was auch jeder Unbefangene aus des Verf. eigner Geschichte von der Entstehung dieses gothisch und wieder nicht gothisch sein sollenden Baues herauslesen kann. Beim Grafen Sommariva am Comersee hat der Verf. ein Basrelief von Thorwaldsen gesehen; aber warum rührt ihn dies nicht in demselben Verhältniß wie der Dom? ist es doch eine der bedeutendsten und berühmtesten Compositionen des Künstlers: der Alexanderzug, den er entwarf, als Napoleon nach Rom kommen sollte, darauf in Gyps geformt zur Huldigung im Quirinalischen Palast anbrachte, und welchen zuerst der Graf Sommariva wirklich in Marmor von ihm ausführen ließ. In Venedig hat der Herr Graf Tasso's Stanzen nicht gehört, und doch wäre dies zweifelhafte Vergnügen für einen Piaster bis zum Ueberdruß und so, daß alle Hunde mitheulen, in deren Nähe es kommt, zu haben gewesen. Die Betrachtungen über Rafael's Geliebte, die Fornarina, welche angeblich in der Tribune der florentiner Galerie hängt, sind zwar voller Gefühl, aber doch insofern unstatthaft, als das Portrait eine italienische Prinzessin vorstellt und die echte Fornarina in Rom zu suchen ist. Riepenhausen in seinen Skizzen der interessanten „Vita di Raffaelle" gibt die Copie der echten Fornarina, welche beiweitem den Vorzug vor dem florentiner, schon etwas verblühten Gesicht verdient. So hat der Verf. sich allerdings mit seiner italienischen und künstlerischen Receptivität theils durch die Herausgabe der ganzen Reisebeschreibung, theils öfter im Einzelnen bis zum Komischen verirrt. Dies letztere ist am auffälligsten in Ferrara der Fall, wo er bei Ariost's Lehnstuhl sagt: „Ich konnte nicht umhin, mich auf den Sitz des berühmten Poeten niederzulassen — wenn nur durch solche Annäherungen sich mehr gewinnen ließe als eine flüchtige Berührung!"

2. Die Reise des Ungenannten ist ein eleganter ausgestattetes und genialer geschriebenes Buch, sonst hat es mit dem vorigen ganz die Methode, ja sogar den Räuberglauben gemein. Wenn doch nur irgend einmal ein Reisender diese italienische Empusa selbst erblickte und uns beschriebe, wie sie sich geberdet hätte. Hier kommt sogar der alberne Witz der Franzosen vor, Italien sei ein Paradies voller Teufel, während wir kein umgänglicheres, höflicheres und gutmüthigeres Volk kennen gelernt haben als grade die Italiener, die sich wahrhaftig dadurch, daß sie sich gut bezahlen und gut handeln lassen, nicht teuflischer betragen als die Andern, die sich ebenfalls gut bezahlen und gar nicht handeln lassen. Wenn dem Verf. in Florenz die Niobe besser gefällt als irgend etwas Anderes, so ist das vortrefflich; neu aber hätte es vielleicht werden können, wenn in irgend einer Form das Warum oder näher hier der Gegenstand dieser gewiß gerechten Entzückung bezeichnet wäre, denn es ist klar, daß der Ausdruck „trostlose Mutter" nicht nah genug zutrifft, da es doch wol nur „*diese* trostlose Mutter", und dann wieder diese als ein Typus, als eine ganz besonders bedeutungsvolle ist, die so hinreißt. Was ist denn nun näher die Niobe? Doch wol, was der Mythus sagt, die im mütterlichen Stolze sich überhebende heroische Frau im unmittelbaren Kampfe mit dem *θεῖον φθονερόν* auf der andern Seite. Diese antike Idee schließt den sittlichen Vorwurf der Ueberhebung und ebenso den des Neides in dem göttlichen Zorn aus; ich meine, weder die Ueberhebung noch der Neid gelten in dieser Anschauungsweise für Vorwürfe. Die heroische edle Natur fühlt sich besser als die göttliche selbst und strebt über sie hinaus, dies erzürnt die Gottheit in der Eifersucht auf ihre Ehre, und so entsteht ein Zweikampf, wo eine beleidigte Ehre blutig und ehrenhaft siegt, und ein nicht minder edles Element tragisch niedergekämpft wird. Ist nun die Niobe trostlos? Im Gegentheil, ihr Trost ist die Nothwendigkeit ihrer hochherzigen Gesinnung; aber ihr Schmerz ist unendlich, daß sie mit dieser Gesinnung nicht glücklich sein konnte. Und so geht sehr leicht die allgemeine und ewige Bedeutung dieses tiefsinnigen Kunstwerks hervor. Wäre es nun aber noch nothwendig sie auszusprechen, so müßte man wieder weiter fragen nach dem Erhabenen des Tragischen, oder überhaupt nach dem Sinn des wahrhaft Tragischen, wenn das Göttliche in dem Irdischen, oder das Hochsinnige in den Verhältnissen vernichtet wird und sich nur mit der Flucht in sich selbst

und verklärt; doch genug — die Riobe ist wol als „eine trostlose Mutter", und es werden Viele noch reicher entfalten können, als wir es überhaupt chten und hier schicklich finden. Hätte der Verf. Muße auf seine Reise zu verwenden gehabt, ohne l würde er sich in die italienische Nationalität bes- ngelebt und bei seinem Talent zu schreiben auch das nige lebendig darzustellen gewußt haben.

Dies ist es, was der Engländer, Mstr. Inglis, nz besonders vorgesetzt und recht wohl erreicht hat. riß das Charakteristische an dem Baier und Tiroler greifen und zu zeigen, und seine Berichte über die = und Besserungsanstalt und die Glyptothek in Mün- ind gleich belehrend und anziehend. Er ist weit ge- und verbindet dadurch mit einem menschlichen offe- Sinn ein vielfach gebildetes Urtheil. Höchst bemer- rth sind auch seine Berichte über den Zustand der chen Gesinnung des deutschen Tirols, wobei der frei- Engländer natürlich in einer rücksichtslosen Sprache Verfahren Oestreichs aufzuzeigen weiß. Dennoch ist der durchaus nicht im Hasse gegen Oestreich befan- wenn er z. B. sagt S. 155:

ie Tiroler, wie andere Gebirgsvölker, sind der Freiheit er selbst willen zugethan. Sie sehnen sich nicht darnach, ie unter Oestreich stehen, oder weil sie gedrückt werden. Volke, welches sein eigner Herr sein will, ist jeder Ge- verhaßt. Herrschte Frankreich, Oestreich oder England Tirol, es würde dem einen so wenig gewogen sein als ndern.

Dennoch aber hat Oestreich gewiß etwas Charak- ches in seinem Verfahren. Wir theilen zum Schluß Geschichte aus dem zweiten Theil S. 31 mit, welche h das Buch, die Tiroler und die Policei in ein s Licht stellen dürfte. Es heißt daselbst:

r erzählte mir unter Anderm, daß vor wenig Monaten sender Handelsmann nach Brunecken gekommen, der nach Aufenthalt von ein paar Wochen im Wirthshause einen Laden für allerhand Waaren eröffnet habe. Er war ein thiger, jovialer Mann, mit dem sich leicht einig werden nd sein Geschäft ging gut. So kam der Februar heran, it ihm Hofer's Todestag. Für denselben lud der Fremde, nach und nach mit vielen Personen aus der Stadt ge- bekanntgeworden war, sieben davon zu sich ein, um ihnen Gedächtniß von Hofer's Märtyrertode — wie oft gesagt — ein kleines, stilles Gastmahl zu geben. Man kam zu- n, der Tisch war trefflich besetzt, es gab sogar bessern wie der rothe botzener ist, und die Zungen fingen an lösen. „Ich war auch dabei", fuhr mein Wirth fort, mir war die Sache schon längst verdächtig vorgekommen". estgeber brachte das Andenken Hofer's aus, und dieser lenkte das Gespräch bald auf die Sache, die er verthei- „Zu Grunde mit Oestreich!" rief der Eine, „Freiheit rol!" schrie ein Anderer; jetzt aber wurde mein Verdacht das Benehmen und die Rede unsers Bewirthers bestätigt. volles Glas mit ausgestrecktem Arme emporhaltend, stand und hob an: „Einer heiligen und ruhmvollen Sache soll ewidmet sein. Wer entschlossen ist, sich der Befreiung aterlandes vom Drucke der Fremden zu weihen, leere sein

Nein, Freunde!" nahm ich sogleich das Wort; „trinkt Angenommen, wir hätten gerechte Sache, was vermöch- r auszurichten! Glaubt mir, dem Joseph Schenk, der all btag in Eurer Mitte war, man meint es nicht gut mit Euch!" Darauf setzten dann Einige ihre Gläser hin; allein Drei tranken und schrien wiederholt: „Zu Grunde mit Oestreich! Freiheit zur Tirol!"

Jetzt verließ ich die Gesellschaft, und Die, welche meinem Rathe Gehör gegeben hatten, begleiteten mich. Wenige Tage darauf gab jener Fremde, welcher sich Kalb nannte, vor, er müsse nach Trient reisen; er soll aber heute noch wiederkommen, und etwa zehn Tage nachher wurden die bei ihm zurückgeblie- nen drei Personen verhaftet und nach Innspruck gebracht. Wie ich gehört habe, transportirte man sie später nach Salzburg, und jetzt befinden sie sich ohne Zweifel auf Kalb's Anklage in den Kerkern von Lienz.

Wer Hrn. Inglis ganz liest, wird sich wenigstens von einer großen Unzufriedenheit der Tiroler überzeugen, eine Thatsache, die außerdem allerdings nicht in dem Maße bekannt ist. 87.

Episch-lyrische Dichtungen von Ludwig August Frankl. Wien, Sollinger. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. des interessanten „Habsburgsliedes", in welchem derselbe uns eine Galerie seiner heimischen Fürsten lyrisch pro- ducirte, hat hier eine Sammlung seiner anderweitigen Gedichte veranstaltet, die außer einer zahlreichen Reihe von Balladen sub- jective Ergießungen und Gelegenheitsgedichte enthält. Die letz- ten sind unbedeutend und stammen sowie auch manches unter dem Subjectiv-Lyrischen aus einer Zeit, wo der Poet seine Vor- studien zu machen pflegt, ohne jedes Ergebniß seines Denkens und Fühlens in angemessene Form zu bringen und für ein Publicum zu dichten berufen zu sein. Triviale Barbarismen, wie in dem Gedichte: „Erlebtes", wo er ein Abenteuer, das ihm im Schauspielhause begegnet, erzählt, sollten dem Geheimpulte des Dichters verbleiben. Man höre, abgesehen von der Dürf- tigkeit der ganzen Intention, nur folgende Vandalismen im Fühlen und Reden:

> Drin saß ein Mädchen auf der Bank,
> Recht nahe meinem Orte;
> Die Wangen blaß, wie sehnsuchtskrank —
> So just von meiner Sorte.
>
> Die schwarzen Augen brannten ihr
> Hervor aus dunkeln Ringen.
> Mir wollte bei dem Anblick schier
> Das Herz im Leib zerspringen!
>
> Doch als der Vorhang flog hinauf,
> Da hört ich auf zu schwanen,
> Die Seele horchte in mir auf
> Mit saugenden Organen u. s. w.

Anderes gibt so viel dumpfe Unklarheit; z. B. wie verworren ist das Gedicht: „Byron am Lethe", ein Vorwurf, der jedoch auch mehre Balladenbilder trifft, daß wir uns wundern, wie der Verf. das Motto vom Grafen v. Platen:

> Noch unbewußt, ob mich der Gott beseele,
> Zu seinem Priester ob er mich geweiht,
> Malt ich die klaren Bilder meiner Seele —

diesem Theil seiner lyrischen Dichtungen hat voranstellen können. Der bei weitem kühlere Graf Platen hat eben den Vorzug der Bestimmtheit und Klarheit Dessen, was er will, weil ihm beim Mangel tieferer Anregung Alles die Form gilt, die aller- dings das Erste und das Letzte, aber nicht das Höchste ist. Daß aber dem Poeten dieses Höchste, der Centralpunkt unerreicht fern bleibt, wenn ihm die Diction, die zunächst allerdings blos als die erste Formbedingung erscheint, nicht auch als Gegen- stand letzlicher Berücksichtigung gilt, das zeigen Frankl's Balla- den in der Mehrzahl, wie sie hier vor uns liegen. Die In- tention ist oft gut, das Balladenbild gut gefaßt, allein die Aus- führung eckig, scharf, kantig, und da Frankl's Sinn vorherr- schend auf düstere, blutige, gespensterhafte Conflicte gerichtet ist,

thut eine sanftere Motivirung und weichere Versöhnlichkeit der Sprache oft so noth, um das an sich Harte und Widerstrebende des Stoffes genießbar zu machen. Dem vorherrschenden Typus seiner innern Tonleiter gemäß, zeigt er zur Romanzenform wenig oder gar keine Neigung, obschon eins seiner Gedichte, aber nur dies eine: „Die Geopferten“, beweist, daß er die Tonart, welche die Romanze erfodert, wohl kennt:

Wo in den Orangenhallen
Turteltäubchen Küsse tauschen,
Töne süß die Luft durchwallen,
Und des Springquells Strahlen rauschen —

Dies ist der rechte Ton; aber zum fertigen romanzenartigen Gedichte kommt es doch nicht. Nordischer Balladenton mit schauerlichen Blutscenen sagen ihm mehr zu; und grade die kürzern Gedichte dieser Art, die sich zum fertigen gedrungenen Bilde abschließen, möchten wir lobend herausheben. Dazu gehört vor allen: „Thürmers Nacht“ und „Ziska's Tod“. Andere, wie „Der büßende Jude“, stehen zu nackt und grell da; mehre, als „Der Schmied von Mracotin“, „Der letzte Mönch“ leiden an unklarer und wüster Farbenmischung, obwol einige Strophen vollendet im Ton sind, z. B. in dem vorletzt genannten:

Todtes Schweigen, öde Stille,
Fernes Hundgebell;
Durch der Wolken flüchtige Hülle
Scheint der Mond so hell u. s. f.

Was der Dichter oft für leichenhafte Anschauungen hat, ergebe folgendes Bild vom besternten Himmel:

Nacht ist es. Wie die Augen einer Leiche,
Die sich im bangen Todeskampf nicht schlossen,
Schaun bleich die Sterne —

Dergleichen, das als gewagt anzusehen ist, weil die Grenzlinie des Schönen schon fast überschritten erscheint, muß höchst behutsam auch im schauerlichen Balladenton gehandhabt werden. Auffallend contrastirend ist die Widmung dieser Gedichte an Jos. v. Hammer, und der Dichter spricht in dem Weihgedichte selbst darüber, daß er seine Gedichte einem Manne widme, der an den glühenden, aber weichen Farbenschmelz des Orients gewöhnt ist. Er wirft deshalb selbst die Frage auf:

Wird dir gefallen auch die schlichte Blüte,
Die nordisch dunkel aufgeblüht aus Eis?
Die düstern Sagen, grau'nvoll dem Gemüthe,
Das Lied, das schmeichelnd nicht zu spielen weiß?
Gefällt es dir in einem Nachtgebiete,
Wo nur das Nordlicht glänzt als Strahlenkreis,
Der dunkle See die rothe Flamme spiegelt
Aus eisigem Vulkan emporgeflügelt?

So haben wir in Frankl allerdings einen Dichter, der das Nordlicht absolut zu seinem Helios erkoren hat. 11.

Kleine Erzählungen in humoristischen Skizzen und Bildern, von Theodor von Kobbe. Bremen, Geisler. 1833. Gr. 16. 1 Thlr. 3 Gr.

Ein freundlich ausgestattetes Büchlein, eine Art Anekdotenalmanach, in dem man zwar weniger Masse findet wie in manchen Müchler'schen, allein auch weniger zu überschlagen braucht. Der Herausgeber gibt seine Guckkastenbilder ohne Ansprüche zum Besten, und wir können versichern, daß wir sogleich nach Anschauung derselben einen Boten in die Leihbibliothek sandten, um den ersten Theil seiner „Humoristischen Skizzen ꝛc.“ uns holen zu lassen, da wir sie nur aus der Vorrede dieser Fortsetzung derselben kannten. Unter den längern Piecen des vorliegenden Bändchens geben wir der „Silbernen Hochzeit“, einer artigen Novelle, den Vorzug; von den kleinern mögen ein Paar unsere Anzeige begleiten.

„Wir leiden beide an einer gleichen Krankheit“, sagte ein alter, mit Chiragra befallener Justizrath, als er hörte, daß sein Hausgenosse, ein Kammerherr, sich durch Erkältung einen steifen Nacken zugezogen habe. „Wir sind beide dienstunfähig, denn ein Kammerherr mit einem steifen Nacken ist äqual einem deutschen Richter, den die Hand am Schreiben verhindert.“

„König Christian IV. von Dänemark, welcher 1618 starb, regierte länger als 50 Jahr. Gegen das Ende seiner Regierung hörte er ungern Widerspruch von seinen Reichsräthen und versetzte nicht selten seinen Rathgebern: „Was wöllt Ihr viel dawider reden? Diese Sache hab' ich bereits mit Eurem Großvater reiflich überlegt.“

„Als vor einigen Jahren im Schauspielhause zu Altona ein Feuerlärm entstand, wurden bekanntlich auf der voreiligen Flucht mehre Menschen erdrückt. Unter diesen war eine Judenfrau, die, von der Galerie eilend, ihren Tod fand. Bald darauf sprachen einige Juden auf der Straße über diesen Vorfall. „Herr Süßkind ist doch ein glücklicher Mann“, lispelte der Eine. „Wie so?“ fragte der Andere. „Er ist seine Frau bei dem Komödienbrand für acht Schilling los geworden“, war die Antwort.“ 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 85. — 26. März 1834.

England und die Engländer. Von Edward Lytton Bulwer. Uebersetzt von Louis Lax. Drei Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. Aachen, Mayer. 1833. Gr. 12. 3 Thlr.

Ungeachtet jedes Zeitalter eine Zeit des Uebergangs genannt werden kann, treten doch Perioden in der Geschichte der Menschheit ein, welche diese Bezeichnung vorzugsweise in Anspruch nehmen. Es sind jene von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Epochen, wo die Wirkungen von bisher im Stillen unter dem Volke thätigen Elementen mehr und minder plötzlich zu Tage ausgehen, und sich die Parteien einander mit wehenden Panieren und geballten Fäusten gegenüberstellen. Wohl ihnen, wenn es dann noch zum Vergleich kommt. Niedergerissen wird allemal; voräilterliche Sitten und Bräuche, die herkömmlichen Marken der Gesellschaft, brechen zusammen; unüberwindlich gehaltene Burgen fallen, die Wipfel uralter Wälder begräbt der entfesselte Sturm im Sande, und der aufsteigende Staub verhüllt die wohlthätige Sonne. Ueber den Nationen aber schwebt dann das größte der Uebel, Ungewißheit und Zweifel.

Sanguiniker — sagt Bulwer — begrüßen den Beginn solcher Epochen wie das Anbrechen eines neuen, tausendjährigen Reiches, einer großen bilderstürmenden Reformation, die alle Götzen zu Boden werfen soll. Ich sehe darin nur dunkle Uebergänge im bestimmten Fortschreiten der Menschheit —, Zeiten des höchsten Misgeschicks für unser Geschlecht —, Uebergänge, bei deren Eintritt wir keinen andern Grund zur Freude haben als die Hoffnung, desto schneller am jenseitigen Ufer zu landen. Die Gegenwart ist eine solche Epoche der Zerstörung; man wende sie, wie man will, sie muß so bezeichnet werden: erbärmlich wäre unser Loos, wäre sie nicht auch eine Zeit der Vorbereitung zum Wiederaufbau.

So Bulwer, und wer möchte ihm nicht beipflichten? Dennoch ist er der entschiedenste Demokrat, bekennt sich offen zum Interesse der Menge und verfolgt auch in vorliegendem Werke die aristokratische Macht bis in ihre heimlichsten Schlupfwinkel. Er thut das aber mit aller ihm eignen Besonnenheit, nicht im Geiste jener französischen Philosophen, welche seinem großen Landsmanne Bentham als Zerstörer der Institutionen des europäischen Continents vorangingen, ja ihn übertrafen. Dagegen hat Niemand das Werk der Zerstörung in England mehr gefördert als grade Bentham; aber sein eigenthümlicher Vorzug bleibt, daß er einen Ersatz bot für das Niedergerissene, und daß er auch aufrichten half. Ueberzeugt, der beste Weg, Hülfe für ein Uebel zu finden, sei der, seine Entstehung zu ergründen, hat B. zum ersten Male als Engländer den Versuch gemacht, ausführlich und in zusammenhängender Art über sein Volk zu schreiben und ihm seine Schwächen und Mängel vorzuhalten. Daß er der Mann dazu ist, wird Niemand bezweifeln, dem seine frühern Werke bekannt sind, in denen wir jetzt einen Theil der Vorstudien des neuesten erkennen. Ganz vorzüglich eignet sich aber auch der gegenwärtige Zeitpunkt, wo ein neuer Abschnitt des englischen Nationallebens mit der Reformbill begann, so ernste Betrachtungen anzustellen und ihnen Eingang beim Volke zu verschaffen. Natürlich kann B., als Vertreter des Volkes im edlern Sinne, weder Tory noch Whig sein; die Partei, der er angehören würde, ist noch nicht constituirt, es würde eine unabhängige Nationalpartei sein. Mit dem Nichtvorhandensein derselben entschuldigt B. zugleich das Schweigen und den Mangel an Energie bei den unabhängigen Mitgliedern des Unterhauses. Ohne bei einer Partei Schutz gegen den tumultuarischen Willen der Schranke zu finden, kann sich dort kein Redner Gehör verschaffen, wie das dem Unterhause gewidmete siebente Capitel des fünften Buches zur Genüge darthut.

Was für Männer aber sind es, welche die Nationalpartei bilden sollen? — fährt B. fort. — Die Aristokraten können es nicht sein. Die Aristokratie auf beiden Seiten hat sich alten und anerkannten Parteien verpfändet: der eine Theil den Tories, der andere den Whigs. Die Partei, von der ich rede, muß nothwendigerweise hauptsächlich aus neuen Mitgliedern und aus Männern bestehen, welche von keiner erblichen Neigung gebunden sind.

Als Zweck einer solchen Partei, wenn sie des Volkes Stimme haben und seine Wünsche vertreten soll, wird vor allen Dingen eine Einschränkung gefodert,

— welche die Beseitigung der drückendsten Steuern gestattet, namentlich der Thür- und Fenstersteuer, der Malzsteuer, der Stempelabgabe auf politische Journale. Die Nationalpartei muß eine durchgreifende, umfassende Ersparniß vertheidigen. Man muß sich nicht darum kümmern, wenn die Minister sagen, sie hätten ihr Möglichstes gethan und könnten nichts mehr abgeben. Das Canning'sche Cabinet sprach grade so, und doch strich ihm der Herzog von Wellington noch einige Millionen. Der Herzog von Wellington sprach nach dieser Beschränkung ebenso, und doch haben die Whigs noch einige Millionen schwinden lassen. Jetzt sprechen sie ebenso; allein ich denke, wenn wir ihnen recht

auf die Finger sehen und sie derb in die Enge treiben, wird sich noch irgend eine terra incognita auf der Karte der Oekonomie finden, die beiweitem noch nicht ganz durchforscht ist.

Als Gegenstände, deren sich diese Partei ferner vorzüglich anzunehmen habe, werden mit Bezug auf frühere Abschnitte des Werkes, wo des Ausführlichern davon gesprochen worden, die Beförderung der Industrie, die Verderbung des aristokratischen Einflusses, die Befestigung der Monarchie, als des besten Schutzes vor gänzlicher Unterjochung Englands durch gemeines Besitzthum und oligargisches Uebergewicht, die Erhaltung der gesetzlichen Kirche als eines Schutzes gegen Fanatismus und die schlimmsten Wirkungen der den Engländern angeborenen Melancholie, die Herstellung eines organisirten Unterrichtswesens, eine edlere und liberale Tendenz der Gesetzgebung angeführt.

Ein größerer und umfassenderer Zweck, zu dessen Beförderung jedoch, fürchte ich, noch keine Partei geeignet ist, scheint mir der, daß sie den Unterschied des Volkes und der Regierung aufheben und beide in dem Worte Staat verschmelzen sollte. Wo man eine gute und wohlthätige Constitution sieht, ist auch die große Masse der Bevölkerung mit dem Staate verknüpft und vermischt; da findet sich auch Energie, eine sichere und wirksame Gesetzgebung zu schaffen: Energie ist unmöglich, wo es an Einheit fehlt. In Dänemark und Preußen hat die Monarchie eine absolute Form; nirgends aber ist das Volk glücklicher, zufriedener, denn in beiden Ländern ist es durchaus mit dem Staate amalgamirt; der Staat beschützt, erzieht, sorgt für das ganze Volk. In Amerika ist eine Republik; aber die Regierung ist ebenso fest als in Dänemark oder Preußen, das Volk ihr ebenso ergeben, ebenso innig mit ihrer Existenz verbunden.

Bulwer glaubt indessen, bei der Schwierigkeit, die Meinungen zu vereinigen, sich nur einen geringen Theil des Nutzens versprechen zu dürfen, den er von einer Nationalpartei erwartet, wenn sie zu Stande kommt. Sollte dies aber gar nicht der Fall sein, sollten ihre Elemente sich von selbst und ohne Resultate auflösen und die jetzigen Minister fortfahren, mit ihrer schwankenden Politik die Krone zu schwächen, das Volk aufzuregen, ohne Lust es aufzuklären und ohne Kraft ihm zu helfen, und nach wie vor schwankend zwischen Verwegenheit und Feigheit, so fürchtet B. das Aergste.

Ich sehe über die nächste Gegenwart hinaus; ich sehe ungeheuere Ausgaben vor mir, eine verarmte mittlere Classe, ein unwissendes Volk, eine fürchterliche Schuld, deren Größe schon die Rechtlichkeit in Versuchung führt: ich sehe eine Reihenfolge übereilter Experimente und legislativer Quacksalbereien, Streitigkeiten zwischen den Landbauern und den Besitzern der Staatspapiere; Angriffe auf das Nationalvermögen, Schwindeleien mit dem Geldsysteme und gewagte Umgestaltungen der Besteuerung, bis wir alle Arcana, welche Unwissenheit dem ungeduldigen Kranken verordnen kann, durchgemacht haben und zu der letzten, schrecklichen Operation gelangen, deren Resultat Niemand vorhersehen kann.

Es ist das die einzige Stelle im Buche, wo der Verf. seinen Blick in die fernere Zukunft wendet, und dies macht sie um so merkwürdiger. Daß es dabei das Ansehen gewinnt, als wolle B. sich zum Lenker der mehrerwähnten Rettungspartei machen, ist natürlich und würde jedem Andern auch passiren, der gründlich über die Lage seines Vaterlandes spräche, sobald ihm überhaupt der Kreis der Volksrepräsentanten offen stünde. Aristokratische und egoistische Beweggründe können B.'s edelm Patriotismus deshalb nicht vorgeworfen werden, denn er sagt selbst von den Mitgliedern der Nationalpartei:

Sie müssen allem kleinlichen Ehrgeiz, jedem Wunsch nach Stellen für sich selbst entsagen; sie sind nicht stark genug, als daß sie, ohne gemeine und unnatürliche Verbindungen die Hoffnung hegen könnten, mit der nöthigen Kraft zum Wirken ans Ruder zu kommen. Sie müssen ihr Streben darauf beschränken, die besten der gegenwärtigen Minister im Amte zu behalten und ihnen eine consequente und hochherzige Politik aufzudringen. Sie müssen mehr dem wachsamen Hunde gleichen, als in das enge Häuschen des Schäfers zu dringen suchen.

Mit Interesse wird man neben diesen Vorschriften lesen, was Bulwer über den vom Continente so häufig falsch beurtheilten Lord Grey sagt;

Man vergleiche z. B., was ein Premierminister für seine Familie thut, und was ein königlicher Herr für seine eigne vermag. Welch ein Sturm erhob sich, als der Sohn des Königs zum Gouverneur des Tower ernannt wurde! Wurde er nicht gezwungen — so gewaltig war des Volkes Ruf, so schweigsam die Beredtsamkeit der Minister — dies erbärmliche Commando wieder niederzulegen? Aber Mylord Grey! gibt es noch einen Sohn, einen Bruder, einen Neffen, einen Vetter, einen entfernten und nicht gar zu bestrittenen Verwandten in der Stammtafel der Grey's, der nicht seine Austerschale an den Fels der Nationalausgaben festgeklebt hat? Man spreche von der Ungebühr dieser Versorgungen, und man wird sehen, welche hochmüthige Verweise der Minister ertheilen wird. Die für den Sohn des Königs stummgebliebene Zunge donnert für die verehrten Häupter der zahllosen, unantastbaren Greyiden.

Hierher gehört auch noch die Charakterisirung von Grey's Benehmen, nachdem die Reformbill endlich bis zur Ertheilung der königlichen Genehmigung gelangt war; Alles hatte erwartet, der König werde sie in Person ertheilen. Es gab keine wohlfeilere Art, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Der König sanctionirte aber bekanntlich die Bill nicht in Person, wozu ihn Lord Grey, dem er für den Nothfall eine Pairsernennung bewilligt hatte, gewiß hätte bewegen können.

Der Lord mochte seinen Einfluß aber nicht dazu benutzen. Er wollte sich als Hauptagenten des Guten zeigen; der Vorhang sollte vor dem Throne vorgezogen werden, damit er auf dem Vordergrunde, unverdrängt und allein, in aller Steifheit prunkhafter Herablassung dastände. Er wollte die Ehre der Reform monopolisiren und den Schein annehmen, als habe er einen Sieg über den König selbst erkämpft. Seht ihr, meine Freunde, das ist die Loyalität eines Aristokraten!

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 26. Februar 1834.

Die Regentin von Spanien ist im Kunstladen und in Romanen, der Karlistenhäuptling, der wundersame Curé Merino auf der Bühne erschienen. Unterdessen wird an der Börse viel in den Cortesfonds speculirt, eine Isabellische Constitution entworfen und ein ganzes Dutzend spanische Schlösser gebaut. Ich habe die Regentin Spaniens in Lebensgröße gesehen; der Maler versichert, das Portrait sei nach dem Original, das viermal dazu gesessen habe; wahrscheinlich im officiellen Witwencostum, welches den Königinnen vor allen Weibern gut läßt und ihr Colorit verschönt. Das Gemälde wird auf die Kunstausstellung kommen, die am 6. März beginnt, und bis dahin soll auch die Constitution fertig sein und Rothschild und Aguado ihr Schäfchen im Trocknen haben. Zur Steuer der Wahrheit will ich

bekennen, daß Ferdinand VII. Witwe nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der Herzogin von Berri und das aufrichtigste, getreueste Gesicht hat. Ihre Attitude ist so bürgerlich wie die des Julikönigs, ihre Person ebenso corpulent und wohlgenährt. Sogar das doppelte Kinn und die breiten Schultern hat sie mit ihm gemein. Den Curé Merino anlangend, der gewiß in seinem Leben nicht daran dachte ein berühmter Mann zu werden — es ging ihm wie den meisten Demagogen —, so könnte ich jetzt ein Buch über seine Helden- und Greuelthaten schreiben, ohne etwas anders zu sagen, als was die Journale von Bordeaux uns schon gesagt haben. Ich bin nur nicht recht noch mit mir darüber einig, ob ich ihn zu der Classe der Straßenräuber, oder zu der Corporation der Mönche, oder zur Soldateska oder endlich zur Faction der Karlisten rechnen soll. Der Mann ist ein Universalgenie, er that's in allen Fächern. Wie man sagt, versteht er sich sogar auf die mittelalterische Romantik, auf die Liebe des Ritterthums und Cölibats, und auf die alte demokratische Grosmuth und Entsagungstugend der Kreuzritter. Das Ambigu comique hat wohl gedacht, ein solcher Charakter sei ein Lieblingsragout für die Boulevardtheater, darum schickte es gleich seine Musen nach ihm aus und ließ ihn aufgreifen und gefangen in den Souffleurkasten abliefern. Die Königin Christine war nicht so glücklich; Beweis, daß ihre Generale keine Musen sind. Ich habe das Stück schon vor der Fastnacht gesehen und mich dabei hauptsächlich über die Dichter gefreut, die sich wieder einmal über alle Maßen historisch getreu bewiesen. Ihr Held ist ein ganz prächtiger zahmer Ritter, ein tugendhafter Frauenheld, ein gottergebener Castilianer, und ein solches Muster von Karlisten, daß ich mich nicht wundern würde, wenn ich ihn oder eine Figur seiner Art in der abenteuerlichen Vendée, im Kamine der Herzogin von Berri fände. Man glaubte, er sei ein blutdürstiger Mönch, ein grausamer stählerner Mensch, eine Geißel der Zeit, ein Würgengel mit Dolch und Schwert — kein Gedanke, er hütet die Schafe und liebt eine Gräfin, er liebt sie und verheirathet sie aus Religiosität und Grosmuth. Und hernach nimmt er sich blos die Freiheit, Curé und incognito Guerillaschef zu werden; versteht sich unter der Bedingung, die Rollen augenblicklich wechseln zu dürfen. Er gibt uns bei dieser Gelegenheit einige Proben seines Muthes und seiner Gerechtigkeit, ja sogar seiner apostolischen Hoheit. Die Geliebte seines Herzens findet ihn im Kloster als Verwundeten, und sie beichtet ihm ihre Sünden. Besser müßte ich sagen, sie fängt ihre Rede mit der Erklärung an, daß sie eine sträfliche Liebe nähre, daß sie aber Frau und der Mann ihrer Neigung ein Gottverlobter, er Curé Merino sei. Es ist eine rührende Scene, wie die Damen des Ambigu sagten; um so rührender, da der geistliche Herr gleich nach dem Bekenntniß vor Freude und Sehnsucht nach dem Himmelsmanna Amors aufspringt und sich zu ihren Füßen werfen, dito Leidenschaft stammeln will.

Ach! es that mir leid um den guten Merino, und ich glaube, es rührte mich so sehr, daß ich meine Nachbarin fragte, ob es wahr sei, daß der Papst alle Curés wolle heirathen und alle Mönche zu Grenadieren anwerben lassen. Le croyez vous? erwiderte sie. Und darauf fiel der Vorhang.

Es ist aber gar nicht recht, daß die Policei hier jetzt ein Verbot erließ, nach elf Uhr Komödie zu spielen. Der „Curé Merino", welcher immer als zweites Stück gegeben wird, dauert bis nach zwölf, und die öffentliche Sicherheit kann doch unmöglich verlangen, daß wir den Karlistenhelden in seiner Glanzperiode von 1833 und 1834 im Stiche lassen. Wer will uns herausjagen aus dem Ambigu, oder den Variétés und Gymnase, wenn wir noch da sitzen bleiben wollen? Wir haben ja unser Geld für den Platz bezahlt, und die Heirath des letzten Scribe'schen Neffen ist noch nicht consummirt. Die Policei ist spanisch aufgeklärt. Sie vergißt rein, daß sie in Paris ist. In allem Ernst, ich habe eben gelesen, daß die Regierung, welche vor ein paar Tagen die Bälle durch Gendarmen schloß, ein Decret erließ, kraft dessen fortan die Theater nicht länger als bis elf Uhr spielen dürfen. Ganz Paris ist darob in Aufruhr. Wie? nicht einmal Komödie spielen, so lange wir wollen, rufen die bons bourgeois und drohen mit raisonnirenden Geberden. Ich denke, es wird eine Theaterrevolution werden, und für diesen besondern Fall bin ich von der Partei der Meuterer, obgleich ich selbst von jeher mich über die lange Dauer der spectacles beklagte. Sitte ist Sitte. Wenn nun die Pariser bis Mitternacht Coupletts singen wollen? Vox populi!! Ich merke, wo das hinauswill. Die Policei ist ärgerlich darüber, daß sie so lange aufbleiben muß, als das Publicum aufbleibt. Sie sagt, sie wacht den ganzen Tag für den Staat, und des Nachts wolle sie schlafen wie andere Leute. Das ist der Policei freilich nicht übel zu nehmen. Inzwischen die Nachtwächter schlafen am Tage und wachen des Nachts. Ich rathe der Präfectur, ihre Sbirren in Tag- und Nachtscheuchen einzutheilen. Die crieurs publics sind in diesem Augenblick verstummt. Ich beklage es wegen der schönen Musik, die sie machten, und wegen der bunten Harlekinsjacken, die sie trugen. Es war, als ob immer Fastnacht wäre. An ihre Broschüren und Blättchen hatte man sich so gewöhnt, daß sie nicht einmal einen Hund mehr schreien machten. Nun ist aber die Sache viel schlimmer, und die großen giftigen Artikel cirkuliren von Haus zu Haus und werden Einem schon vom Portier empfohlen, der sich statt eines zwei Sous dafür ausbittet.

Was ist ein Assommeur? was heißt assommer? Ich habe im Wörterbuch der Akademie nachgeschlagen und gefunden, daß jenes Todtschläger und dieses todtschlagen, jedoch nicht im gewöhnlichen allgemeinen Sinne, sondern mit besonderm Bezug auf Keulen und Kolben heißt. Wer assommirt worden, ist nicht blos todtgeschlagen, sondern todtgeprügelt, todtgepufft, todtgestoßen worden. Neuerlich könnte man hinzusetzen, er ward ein Opfer der Policei und starb für die öffentliche Ordnung.

Es war am vorigen Sonntag und es sollte und mußte eine Revolution ausbrechen. Alle Soldaten waren auf den Beinen, mit ihnen auch die Pferde und ihre Flinten und Patrontaschen. Männiglich hatte geladen, die Küraffe blitzten, die Roßschweife flatterten, und die Lanzenspieße starrten auf dem Boulevard und drohten Verderben der Volksphalanx. Da kam ich in Erwartung der großen Dinge über den Börsenplatz, wo viele Menschen den „Bonsens" lasen oder in die Tasche steckten, um ihn zu Hause zu lesen, und sah es, daß ein Haufen mit Knütteln und Stöcken bewaffneter Individuen daherzog, die links und rechts Püffe austheilten und in sich hinein kauderwelsche Worte brummten. Sie hingen wie eine Kette aneinander, Arm an Arm, Glied an Glied, und ein Dutzend sergens de ville mit wohlbekannten blauen Oberröcken, langen Hüten und schlechten Gesichtern zog hinterdrein und arretirte Diejenigen, die sich der Colonne widersetzten; denn auf die Händel war es abgesehen. „Was ist das?" fragte ich, „wer sind diese Menschen?" „Monsieur, ce sont les assommeurs", wurde geantwortet. Ich war der Einzige, der ihre Existenz nicht kannte, und dieses wol lediglich deshalb, weil ich des Morgens die Journale nicht gelesen hatte. Die Publicisten träumen schon von assommeurs, und ein Student hat in der „Tribune" angezeigt, er werde fortan blos mit zwei Vierundzwanzigpfündern ausgehen und Jeden, der ihm auf dem Bürgersteig nicht ausweiche, niederschmettern.

Wenn wir der Sache auf den Grund gehen, finden wir inzwischen, daß die Knüttelschläger, die assommeurs, diese Policeiherakliden und ministeriellen Boxer gar nichts Neues mehr sind. Die öffentliche Sicherheit hatte ihr Regiment schon im Juli 1831 organisirt und zur Abwechselung einige andere Provocationsmittel erfunden, wie zum Beispiel die ambulanten Redner, die Laternenträger, die crieurs scandaleux und die Feuerspritzen der Pompiers. Letztere waren unstreitig die unschuldigsten und witzigsten Instrumente, um auf die Masse zu wirken. Sobald sich auf einem Platze einige meuterische Materialien, genannt Volkshaufen, gesammelt hatten, brauchte die Policei nur zu pumpen und ein Commissair seine Röhre zu dirigiren, und

alles Volk zerstob und lief davon. Beweis, daß das revolutionnaire Feuer grade wie ein anderes Feuer kann gelöscht werden, wenn das Geräth zur rechten Zeit da ist.

Es war aber diesmal der Policei nicht darum zu thun, die Haufen zu sprengen, sondern im Gegentheil, solche zu bilden und mit ihrer Vernichtung zu dahlen. Wer nur die Anstalten sah und noch sieht, wird es gleich merken, daß alle darauf berechnet sind, einiges republikanisch-karlistische Wild herauszuhetzen, um die herrschaftliche Tafel zu serviren. Die assommeurs sind die Treiber, die Koppelhunde, die wahrscheinlich schon vorher geübt worden. Die arme öffentliche Sicherheit wird immer betrogen, besonders nach dem revolutionnairen Feuerlärm und der Löschprobe. Wenn alle ihre Pumpen und Eimer reparirt und alle Röhren geflickt und alle Haken geeiset worden, so bricht kein Feuer aus. Das Schicksal will, daß dies unverhofftermaßen geschieht, wenn die Spritzen rinnen und kein Tropfen Wasser in dem Kübel ist.

Ich habe an meinem Portier schon den Beweis. Seine Frau kennt seine revolutionnaire Seite. Als gestern die Municipalgardisten an dem Hotel vorbeigalloppirten und auf dem Place de la victoire der Director der Omnibusse alle Course einzustellen befahl, aus Furcht, das Volk möchte auf den Boulevards Barricaden mit diesen fahrenden Maschinen machen, erinnerte sich plötzlich der Mann, daß er ein Republikaner sei, und ging ins Café des Nebenhauses und trank ein Glas Cognac, um sich zu ärgern. „Vengeance aux assommeurs." Es war gefährlich. Wenigstens versicherte es mir seine Hälfte; denn sie trieb ihn zu Bette und verschloß seine Thüre, sprechend: „Heute ist kein Wetter für die Emeute. Die agens Gisquet haben alle Stricke in der Hand". Es hat aber nicht Jedermann eine Frau, die der Policei in die Karte sieht, wie mein Portier. Und alle Republikaner lassen sich auch nicht einsperren wie ihr Mann. 29.

August Matthiä's vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. Altenburg, Schnuphase. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine eigentliche Beurtheilung dieses Buches muß, da es dem größten Theile seines Inhalts nach die classische Philologie und zwar namentlich Kritik und Grammatik zum Gegenstande hat, den gelehrten Zeitschriften, welche ihrem Plane gemäß die erwähnte Wissenschaft insbesondere berücksichtigen, überlassen bleiben. Wir sind überzeugt, die Philologen werden es dem Hrn. Verf. Dank wissen, daß er eine Sammlung seiner kleinern Schriften veranstaltet hat, die, größtentheils Schulprogramme, bis jetzt nur schwer zu erlangen waren. Außer den Programmen finden sich hier auch einige andere Aufsätze wieder abgedruckt, unter denen wir besonders den „Ueber Buttmann's philosophische Deutung der griechischen Gottheiten, insbesondere des Apollon und der Artemis" (früher in Ilgen's „Zeitschrift für historische Theologie") und die „Geschichte des achäischen Bundes" (früher in Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie") erwähnen. Diesen allen sind zwölf in den Jahren 1821—33 gehaltene Entlassungsreden angehängt. Wir beschränken uns auf eine kurze Anzeige der Schriften, welche (S. IV) „die Grundsätze enthalten, die der Verf. in seiner Amtsführung nicht nur beim Unterrichte, sondern auch bei der sittlichen und disciplinarischen Leitung seiner Schüler befolgt hat und ferner befolgen wird". Der Verf. ist, wie sich dies nicht anders erwarten läßt, ein beharrlicher und tüchtiger Vertheidiger des Unterrichts in den classischen Sprachen, als der Grundlage und Hauptsache des ganzen Gymnasialunterrichts; aber von Einseitigkeit frei, sieht er es nicht für den Zweck dieses Unterrichts an, die Schüler zu Philologen zu bilden, sondern ihnen vielmehr denjenigen Grad wissenschaftlicher Bildung zu geben, der sie dazu befähige, jedes Fach der Wissenschaft, welches sie als Beruf erwählen, mit Geschick anzugreifen und in demselben mit Erfolg zu wirken; hierzu aber sei eben nichts geeigneter als die Bildung des Geistes, welche das Resultat eines vernünftig angeordneten und geleiteten Studiums der alten Sprachen ist. Ueber diesen Punkt verbreiten sich besonders die Aufsätze, S. 206: „Ueber eine sogenannte Gymnasialreform"; und S. 127: „Memoria Augustanae confessionis indicuntur". Von einzelnen Seiten des Unterrichts handeln die Aufsätze, S. 155: „Gedanken über die Wahl der lateinischen und griechischen Autoren in den obern Classen gelehrter Schulen"; S. 168 u. 174: „Ueber lateinische Stylübungen u. s. w."; S. 192: „Ueber den Vortrag der Geschichte" (noch ungedruckt), wo uns jedoch die Auffassung der Weltgeschichte als politischer Geschichte, und des Zweckes derselben, der nach S. 194 sein soll, „zu zeigen, durch welche Begebenheiten nicht ein einzelner Staat, sondern das System der Staaten das geworden, was es jetzt ist", allzu beschränkt scheint. — Ueber die Grundsätze der disciplinarischen und sittlichen Bildung spricht der Verf. besonders in dem Aufsatze, S. 214: „Ueber die Bildung zur Moralität auf öffentlichen Schulen", womit auch manche Stelle aus den Entlassungsreden verglichen werden mag. Er hebt die Gerechtigkeit als das Princip für das Verhältniß des Lehrers zum Schüler hervor; wir tadeln dies keineswegs unbedingt, nur wünschten wir hier mehr als kurze Andeutungen, den Grund jener Gerechtigkeit schärfer bezeichnet, ihr Wesen genauer und ausführlicher entwickelt und dadurch die aufgestellte Meinung vor Misverständnissen gesichert, denen sie so, wie sie ausgesprochen, allerdings ausgesetzt ist. Dann würde sich wol auch ergeben haben, daß jene Gerechtigkeit nicht neben der Liebe, sondern in ihr besteht; daß, wenn dies nicht der Fall, die Gerechtigkeit nur eine äußere ist, die des wohlthätigen sittlichen Einflusses auf den Schüler entbehrt. Auch über die eigenthümliche Beschaffenheit des Rechtsverhältnisses zwischen Lehrer und Schüler, dessen Existenz wir nicht leugnen wollen, das uns aber sehr verschieden erscheint von demjenigen, welches zwischen den Staatsbürgern vor dem Gesetz besteht, hätten wir Ausführlicheres und Tiefereingehendes gewünscht, ebenso wie über die Nothwendigkeit von Schulgesetzen und über den Umfang und Inhalt derselben. Der Hr. Verf. scheint durch diese Gesetze auch das Verhältniß des Lehrers zum Schüler bestimmt wissen zu wollen; wir können uns nicht davon überzeugen, daß dies heilsam sei, da dann Lehrer und Schüler einander gleich von vorn herein als Partei entgegengestellt werden müssen, was sie nur in sehr seltenen Fällen, etwa bei Misbrauch der Gewalt von Seiten des Lehrers, werden können, was uns aber im Ganzen der Natur des zwischen beiden bestehenden Verhältnisses zuwider zu sein scheint. Unserer Meinung nach müssen sich jene Gesetze nur auf Vorschriften für die äußere Zucht des Schülers beschränken, während das Uebrige dem Ermessen der Lehrer überlassen bleibt. Möge der würdige Matthiä recht bald Gelegenheit finden, sich über diese Punkte ausführlicher auszusprechen, was wir um so mehr wünschen, je wichtiger der Gegenstand, und je größer die Autorität ist, die der berühmte Humanist, und mit Recht, in Sachen des Unterrichts wie der Erziehung besitzt. 22.

Literarische Notizen.

In zwei Bänden erschienen in London: „The history and antiquities of the Castle and town of Arundel, including the biography of its earls, from the conquest to the present time. By *M. A. Tierney*."

Ebendaselbst ist herausgekommen: „Memoirs of the council of Trent, principaly derived from Ms and unpublished records; namely histories, diaries, letters and other documents of the leading actors of that assembly. With plates. By *J. Mendham*." Die neuen Materialien hat der Verf. aus 28 Bänden Manuscripten geschöpft, welche Lord Guilford in Italien sammelte. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 86. —— 27. März 1834.

England und die Engländer. Von Edward Lytton Bulwer. Uebersetzt von Louis Lax. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 85.)

Mit der treffenden Bemerkung: „wie sich Menschen früher blos aus reiner Liebe zu Gott verbrannten, so fallen sie jetzt nur aus uneigennütziger Liebe zum Volke wie die Furien übereinander her; gebe der Himmel, daß seine Fanatiker ihm besser dienen, als jene dem Schöpfer dienten!" eröffnet B. die interessante Untersuchung über den Stand der streitenden Parteien. Er ist weit entfernt, die Tories für vernichtet zu halten, während sie im Oberhause die Majorität besitzen und im Unterhause mindestens dreimal stärker sind als die Ultraradicalen, von denen man also weit eher sagen könne, sie existirten nicht mehr. Als allgemeinen Charakterzug aller Parteien bezeichnet der Verf. Uneinigkeit. Die Tories im Unterhause zerfallen in zwei große Trupps, von denen einer Sir Robert Peel zum Führer hat, einen Mann, den Geburt und Verhältnisse vorzüglich zum Haupte der Volkspartei machen sollten.

In den Reihen des Volkes, an seinem natürlichen Platze, würde er unstreitig geworden sein, was er so zu werden verfehlte, nämlich ein großer Mann. Er würde nicht so jung Secretair für Irland geworden sein, wäre aber jetzt Premierminister, oder was noch mehr ist, der Leiter und Centralpunkt der moralischen Macht Englands. So hat er sich aber an eine Sache gehängt, welche von ihren Vertheidigern Leidenschaftlichkeit fodert, und da er sie nur mit Besonnenheit unterstützt, beargwohnen ihn seine Verbündeten.

Mit Bewunderung spricht Bulwer von Peel's Beredtsamkeit, welche durch physische Vorzüge, klangvolle Stimme, hohe stattliche Gestalt wesentlich unterstützt wird. Auch theatralische Kunstgriffe hat er sich glücklich anzueignen gewußt, und hat die Kunst, gut zu reden, so in der Gewalt, daß er oft die Meinungen einer ihm schnurstracks widerstrebenden Versammlung beherrscht. Auch in den höhern Geistesfähigkeiten läßt ihn B. als einen Mann von tüchtigen Gaben gelten, der gleichmäßig das Wissen eines Gelehrten und eines Geschäftsmannes, dabei erstaunlich sichern Takt als Parteihaupt besitzt, und von dem er nie ein Factum falsch habe angeben hören, was andern öffentlichen Rednern hundertmal passire. Peel's Gefolge wird als ein friedliebender Haufe von Leuten einer gewissen halben Bildung geschildert, die mehr kaufmännische Vorsicht als stolzen aristokratischen Muth besitzen und nichts aufs Spiel setzen möchten. An die Spitze der andern Tories stellt B. den stolzen, muthigen Lord Chandos. Ihr Ziel ist der Sturz der Whigs um jeden Preis; natürlich entfernt sie sich täglich mehr von dem nachgiebigen Peel. Die Ultraradicalen bezeichnet B. als confuse, kauderwälsche Theoretiker, von denen nicht zwei eines Sinnes sind; die große ministerielle Partei endlich nennt er einen goldenen Körper auf irdenen Füßen und fährt fort:

> Welche magische Chemie liegt in einer Schatzkammerbank! Wie versteht sie zerstreute Theile zu verschmelzen, die ärgsten Antipathien zu versöhnen! Einen Palmerston und einen Brougham, einen Grant und einen Althorp, die schwankende Indolenz eines Melbourne und die starre Energie eines Ellice! Ich habe in der Anzeige eines Quacksalbers gelesen, daß man aus Gold den stärksten Kitt machen kann; wenn ich das Ministerium ansehe, muß ich es glauben. Die Freunde des Cabinets sind seiner würdig; sie sind ebenso buntfarbig und zusammengelöthet und wenden sich mit jeder ministeriellen Wendung. Auf dem klaren Strom ihrer ungetrübten Unterwürfigkeit spiegelt sich jeder Schatten des Aprilhimmels der ministeriellen Herrschaft.

Sehr ausführlich weist Bulwer nach, wie grade dadurch, daß die englische Aristokratie nicht, wie der deutsche Adel, eine strenge Abgrenzung um ihren Stand aufführte, ihr moralischer Einfluß sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat. Gern restauriren die vornehmsten unter dem englischen Adel das durch erbliche Verschwendung zerrüttete Vermögen mittels einer Verschwägerung mit Kaufmanns- und Juristenfamilien, und aristokratische Gefühle fassen auf diese Art fortwährend von neuem Fuß unter den respectabeln Leuten, die gegen Ehren und Würden, welche die neue Verwandtschaft ihnen einbringen kann, nichts weniger als unempfindlich sind. So dringend B. aber auf Beschränkung der aristokratischen Macht besteht, so fern hält er sich von dem radicalen Unsinn, der mit Aufhebung des Oberhauses und aller aristokratischen Titel den Adel zu vernichten meint. Er würde mit seinen ungeheuern Gütern und Einkünften grade noch ebenso mächtig bleiben wie zuvor, und der Herzog von Wellington konnte also mit Recht äußern, als von einer großen Pairsbäckerei die Rede war, er wolle lieber das Oberhaus ganz aufgehoben als mit neuen Mitgliedern überschwemmt sehen, denn im Unterhause würde er mächtiger als Sir Wellesley sein wie dort als Herzog. Es könnte nämlich

gar nicht fehlen, daß in den Grafschaften, wo die Besitzungen der Lords liegen, ihre Wahl ins Unterhaus zu Stande käme, und daß hier durch Aufhebung des Oberhauses eine Torymajorität entstehen würde. Volk und König sollen nach B. ein Ganzes und die Aristokratie nur den Schmuck, nicht die Grundlage des Gebäudes ausmachen.

Man betrachte doch nur Preußen, das Land, welches von allen in der Welt am besten regiert wird — ruft er seinen Landsleuten zu —, und in welchem das Glück des Volkes uns selbst mit der unumschränkten Herrschaft versöhnt.

Zum Theil mit denselben Gründen gewappnet, tritt er den Politikern entgegen, welche England zur Republik gemacht wissen wollen.

Eure Republik würde die schlimmste aller Aristokratien werden! In jeder Republik, die ihr ersinnen könnt, müssen Männer mit solchem gewaltigen Eigenthume, wie sie der englische Adel aufzuweisen hat, die höchsten Stellen einnehmen. Ich setze voraus — fügt B. diesem weisen Ausspruche hinzu —, daß ihr Engländer und, komme was da wolle, redliche Leute bleiben werdet; ohne Redlichkeit ist es unnütz von Republiken zu sprechen. Wird der Besitz gefährdet, sinkt die Republik schnell in Despotismus.

Mit welcher feinen Wahrheit B. das Treiben und die Triebfedern aller Classen der Gesellschaft zu schildern weiß, ist aus seinen Romanen zur Genüge bekannt. Im vorliegenden Werke hat er es in abstractern Formen gethan und dabei überall mit ärztlicher Erfahrenheit die oft verborgenen Gründe der herrschenden Uebel ans Licht gezogen. Kein Zweig des öffentlichen und des Familienlebens ist ihm entgangen. Das Elend der untern Classen; die furchtbare Wahrheit, daß Armuth in England als Verbrechen gilt, während sie in andern Ländern ein Unglück ist; die Verdorbenheit der Vornehmen, der erbärmliche Zustand der Erziehung aller Classen; die Verhältnisse von Kunst und Literatur; kurz, jede Branche wird mit Gediegenheit, und auf zuverlässige Angaben gestützt, gleich talentvoll erläutert und abgehandelt. Wo B. über die englische Literatur im Allgemeinen spricht, macht er ihr theilweise den Vorwurf der Unfruchtbarkeit, obgleich er das Vorhandensein gediegener Schriftsteller nicht verneinen kann. Er kommt dabei zu dem Resultate, daß, dichterische Schriften ausgenommen, ein Katalog großer Werke eher zu schließen als anzufangen sei. In der Geschichte, Moralphilosophie, Politik (politische Oekonomie ausgenommen) weiß er kaum einen Namen zu nennen, welcher nur die zweite Stelle neben denen einnehmen könnte, die früher den ersten Rang erstrebten. Im Verfolg dieser interessanten Untersuchung nimmt B. Gelegenheit, einige der berühmtesten englischen Schriftsteller der neuern Zeit, wie D'Israeli, Hazlitt, Southey u. A. zu charakterisiren. Auch über Byron spricht er sich aus und nennt ihn den Typus seiner Zeit; seinen Tragödien wünscht er die Werthschätzung zuzuwenden, welche ihnen bisher noch abgeht. Bei diesen Betrachtungen über den populairen Einfluß des intellectuellen Geistes der Gegenwart vergißt er nicht, den Blick auf die Schriftsteller zu lenken, welche eines weniger ins Auge fallenden Ansehens genießen. Wordsworth und Shelley, und besonders den Erstern wählt er zu Repräsentanten dieser Classe. Von Wordsworth glaubt B., er habe einen edlern und reinern intellectuellen Einfluß gehabt als irgend ein Schriftsteller seiner Zeit und Nation. Sein Genie nennt er wesentlich deutsch, was sich besonders in der Haushaltung des Gefühls und der genauen, umständlichen Weise ausspreche, mit welcher er seine Liebe zur Natur bis in ihre kleinsten Glieder und Schattirungen verfolgt. Ueberhaupt räumt B. der seit Anfang des Jahrhunderts reichlich nach England verpflanzten deutschen Literatur eine große Wirkung ein. Wordsworth, Coleridge und Scott verstanden Deutsch, und ihre Schriften zeugen davon. Byron verstand es nicht, las aber in Menge Uebersetzungen deutscher Dichtungen, die gleichzeitig die Runde durch alle Leihbibliotheken machten, und was seinen Geist zu einer besondern Gefühlsweise hinleitete, legte auch im Publicum die Mine an, an welcher sich das Aufsehen entzündete, welches er hervorbrachte. Von Shelley sagt der Verf. schön, er sei mit seinem kühnen dramatischen Genie, mit Wordsworth's überlegener Meisterschaft der Sprache, mit der echt Lucrezischen Seele, die immer extra flaminantia moenia mundi strebt, gleich intellectuell in seinen Schöpfungen, und seine Poesie, trotz der jugendlichen Keckheit, welche ihn Gott verleugnen ließ, äußerst ätherischer und vergeistigender Art. Sie ist voll Ehrerbietung, dürstet nach dem Himmlischen und Unsterblichen, und die Gottheit, an der er zweifelte, rächte sich nur dadurch, daß sie ihr Bild auf alle Werke des Dichters prägte.

Bulwer's Werk steht unter allen verwandten Erscheinungen der neuesten Zeit unerreicht da. So besonnen, so gründlich, so charakterfest, so wohlwollend und offen sind die Angelegenheiten keines andern Volkes untersucht worden. Deshalb ist es aber auch nicht blos für England, sondern für alle civilisirten Völker von der höchsten Wichtigkeit. Ein solches Werk thut dem revolutionnairen Schwindelgeiste mehr Abbruch als hunderttausend, am Ende doch unzuverlässige Bajonnette.

Die vorliegende Uebersetzung ist schlecht ausgestattet. Dem Uebersetzer merkt man die Eile an, mit welcher er arbeiten mußte. Die Anmerkung des Uebersetzers zu S. 166, die blue stockings betreffend, ist wol dahin zu berichtigen, daß man nicht später erst Frauen von Talent zu solchen literarischen Zusammenkünften zog, sondern daß sie überhaupt von Frauen gegründet wurden. Der Name stammt aus Bath, wo eine fashionable Dame, Mrs. Vesey, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts literarische Gesellschaften gab. Eines Tages lud sie dazu einen Gentleman, Namens Stillingfleet ein, der sich jedoch damit entschuldigte, daß er keinen Anzug besitze, um in einer Abendgesellschaft erscheinen zu können. Die Dame betheuerte jedoch, das habe gar nichts zu sagen; er möge nur in seinen blauen Strümpfen kommen. Hierauf gestützt, that der Eingeladene, wie ihm geheißen worden, und entschuldigte seinen Anzug bei der Gesellschaft mit dem erhaltenen Befehle. Seitdem führten die Abendgesellschaften der Mrs. Vesey jenen Beinamen, der mit ihr nach London kam und hier durch die Ge-

sellschaften von Mrs. Montague und ihre Nachahmer erst recht in Aufnahme kam. 80.

König Friederich des Vierten glorwürdigstes Leben von Andr. Hojer. Zwei Theile. Tondern 1829. Gr. 8. 4 Thlr.

Ref. kommt sich diesem Werke gegenüber leider nicht viel besser vor als ein Holzhacker, welcher einen alten, mit Erde und Stein durchwachsenen Wurzelstock zerspalten soll, um einige Stückchen Kien herauszubringen, und ist nur noch froh, daß er deren wenigstens einige gefunden hat, die unsern Lesern wenn auch nicht zum Erwärmen daran, doch zu einigem Beleuchten einer merkwürdigen Zeit dienen können. — Der ehemalige kopenhagner Professor und Statsrath Andr. Hojer (gest. 1739), Verf. einer 1710 erschienenen kurzen dänischen Geschichte und einiger medicinischen und juristischen Schriften, bestimmte es schon 1732 zum Drucke, der aber wegen einiger Verdächtigungen des Werkes 97 Jahre lang unterblieb. So möchte dies Werk wol gleich jenem hundert Jahr Schlafenden seine Umgebungen so wenig wieder erkennen, als diese ihm jetzt noch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen dürften. Anfangs glaubte Ref., es sei nur eine neue Jahrzahl einem alten Buche vorgedruckt, denn Farbe und Schmuz der Druckerschwärze, Druckfehler, selbst versetzte Seiten und Zeilen, endlich das Papier würden völlig für 1732 sprechen; ja, er wurde durch die Aufführung desselben Titels in Meusel's und Spittler's europäischen Staatengeschichten mit der Jahreszahl 1732 darin bestärkt und kann diesen Umstand kaum anders erklären, als daß einer von Beiden Kenntniß von dem Manuscript gehabt und es für wirklich gedruckt gehalten habe. Benutzt ist es auch von Gebhardt, Riegels u. A. worden, wenn es gleich nicht das einzige Werk über Friedrich IV. ist.

Was dieser Biographie auch außer Dänemark einiges Interesse geben wird, ist die merkwürdige Zeit, in welche die Regierung des geschilderten Königs fällt (1700—30), und die Rücksicht, welche der Verf. dabei auch auf einige benachbarte Staaten, besonders Schweden, Rußland und Polen nimmt. Auch Preußens und Sachsens ist natürlich gedacht, jedoch nicht in weiterm Umfange, und Einiges, was der Verf. anführt, ist auch mehr Ausdruck der öffentlichen Meinung jener Zeit als verbürgte Wahrheit. So die Motive (II, 218), welche den nachmaligen König Friedrich II. von Preußen als Kronprinzen zu dem Plan bewogen hätten, seinem Vater zu entfliehen; indem er nämlich nach Annahme des katholischen Glaubens sich habe mit einer östreichischen Prinzessin vermählen sollen, um sich eine Aussicht auf den deutschen Kaiserthron zu bereiten. Dasselbe Motiv wird aber auch dem sächsischen Prinzen Friedrich August (nachmals König August III. von Polen) vom Verf. (I, 217) untergelegt, auch sonst noch einiges Irrige beigemischt, was man leicht aus Böttiger's „Geschichte Sachsens" (II, 260) verbessern kann, wenn auch das Jahr des öffentlichen Uebertrittes 1719 nur ein Druckfehler ist. Da dieser merkwürdige und folgenreiche Religionswechsel in neuerer Zeit viel besprochen worden ist (s. z. B. nur die Literatur im obengenannten Werke), und der Verf. übrigens von dem auch dort genannten Baron Weyberg nähere Mittheilungen haben konnte, so sei es als Stylprobe erlaubt, diese Nachricht daraus ganz mitzutheilen. — S. 237: „Wie aber nach K. Joseph's Tode es sich anließ, als ob der Kurprinz einige Hoffnung zur römischen Königswürde und einer östreichischen Vermählung haben könnte, wofern er zu der päpstlichen Kirche übertrete: so nahm der König auf des Cardinal von Sachsen-Zeitz Anrathen, seinen Prinzen den 24. Mai 1712 ganz unvermuthet von Dresden mit sich nach Polen und von da zurück nach Böhmen, wo der Cardinal von Sachsen-Zeitz nebst dem päpstlichen Nepoten und Nuncio Albani ihn abwarteten und mit oder ohne seinen Willen eine schriftliche Annehmung der katholischen Religion von ihm herausbrachten, womit der königlich polnische 86jährige Beichtvater Vota nach Rom gesandt ward. Der König entfernte hiernächst seine evangelische Bediente bis auf den Hofmeister von Miltiz und Kammerjunker Mordeisen und setzte ihm dagegen den Woywoden Grafen Caß zum Chef seines Hofstaats, da mittlerweile der päpstliche Nuncius C. Albani von dem Papste beordert ward, bei dem vorseienden Wahltage zu Frankfurt den Kurprinz von Sachsen zum künftigen römischen König (wo der zu vermählende Kaiser Carolus VI. keine männlichen Erben erhielte) zu recommandiren. In solcher Hoffnung ging der Prinz im August nach Frankfurt. Wie aber die abgezielte Wahl zum römischen Kaiser alda wenig Beifall fand, mochte das Geschehene ihn gereuen, insonderheit nachdem Miltiz und Mordeisen wider seinen Willen gleichfalls von seiner Suite abgefodert, und er nach Heidelberg zu gehen befehligt wurde, wo die Anschläge, so der Kurfürst von Mainz nebst dem kurpfälzischen Geheimenrath Baron Schenk, dem zweiten kursächsischen Gesandten Baron Hagen (der römisch-katholisch) und dem Woywoden Caß abgeredet, nach grade sollten ausgeführt werden. Also beklagte er sich über die von seinem Herrn Vater (seinem Vorgeben nach) wider seine Meinung und Willen mit ihm vorhabende Religionsänderung sowol an die kurhanoverschen als insonderheit an den königl. dänischen Abgesandten, den Baron Weyberg und wäre gern nach Kopenhagen gegangen, wenn er von Sr. Majestät des Königs Protection versichert gewesen wäre. Allein Weyberg sahe die gefährlichen Folgen dieses Werkes und zugleich die unzuverlässige Gemüthsbeschaffenheit des Kurprinzen besser ein, und rieth ihm daher, weil sein Herr Vater ihm gleichwol (seinem eignen Geständnisse nach) die völligste Freiheit in der Religion ließe, und nur blos suchte, ihn durch den täglichen Umgang mit Römisch-katholischen zu gewinnen, so möchte er sich mit der ihm von Gott gegebenen guten Erkenntniß wider alle Verführung waffnen, allen die ihn von Religionssachen etwas vorsprechen wollten, als ein Prinz das Stillschweigen auflegen, bei päpstlichen Ceremonien sich nicht embarassiren, sondern eine seiner hohen Geburt anständige Freiheit annehmen, sonst aber in äußerlichen Dingen und in specie der Reise nach Italien seinem Hrn. Vater willig gehorsamen. Indem er durch solch Betragen des göttlichen Segens und einer wahren Hochachtung nicht allein der Evangelischen, sondern der Päpstler selbst versichert sein könnte. Der Kurprinz folgte dieses Mal dem von Weyberg gegebenen Rath, wenigstens dem Scheine nach und reiste noch denselben Nachmittag nach Heidelberg ab, von wannen er folglich nach Italien gegangen und allda den 27. Nov. 1712 zu Bologna unter Anleitung des Jesuiten Salerno (der hernach dafür Cardinal geworden) insgeheim zu der römischen Kirche getreten ist, wiewol solcher Uebertritt erst A. 1719 (1717) im October zu Wien publicirt und declarirt worden u. s. w."

Den Hauptinhalt dieses Werkes, besonders des ganzen ersten Bandes macht, wie zu erwarten stand, der nordische Krieg; Karl XII. Tod vor Frederikshald (so wird der Ort durchgängig geschrieben) wird hier nicht deutlicher als durch andere Nachrichten, aber doch die Unmöglichkeit nachgewiesen, daß die Pistolenkugel, welche ihn unfehlbar und schon in der Nacht wenigstens nach 9 Uhr Abends tödtete, nicht aus der Festung (Frederiksstein) geschossen gewesen sein könne, zumal man die „Vorladung" (Pfropf?) noch in der Wunde gefunden. Der Generaladjutant, welcher mit in den Approchen war und sich nachher im Wahnwitz, der aus Gewissensangst entstanden, des Mordes schuldig gab, wird von dem vorsichtigen Zeitgenossen nicht gleich genannt, nur einige Seiten weiter, nach einer nicht uninteressanten Schilderung Karl's heißt es: der Generaladjutant Sincker habe den König, mit seiner Perücke zugedeckt und in seinen Mantel gewickelt, fort transportiren lassen. — Daß der Verf. ein Däne ist und nicht immer ganz unparteiisch, merkt man bald; aber auch die Frömmigkeit des Verf. wird ermüdend, wenn er, was sich ja ohnehin versteht, überall Gottes Finger nachweist und z. B. S. 60 sagt: „Und wer muß nicht in Demuth das göttliche Schicksal (der Ausdruck ist indeß wohl verstanden so übel nicht!) anbeten, welches den ganzen pfälzischen Stamm auf dem schwedischen Throne in der dritten Generation hat verderben las-

sen, aus welchem diese zwei kriegerischen und unbeweglichen Prinzen (Karl Gustav und Karl XII.) entsprossen gewesen, durch deren Härtigkeit Königreiche erschüttert, vieler Tausend Menschen Blut vergossen und endlich ihr eignes Leben vor der Zeit aufgeopfert ist". So ist es auch ein Werk der Vorsehung, daß die in der Schlacht bei Pultawa gefangenen Schweden Sibirien und die Tataren durch ihre Verbannung mit dem Christenthume bekannt machen müssen.

Eigentlich historisch Neues hat Ref. wenig gefunden, doch vieles Wahre, was wenigstens die spätere Zeit noch beglaubigt hat. Der Verf. hatte einen richtigen Blick in seine Zeit, und wer jetzt eine Biographie Peter des Großen oder des Ministers Görz schreiben wollte, würde nur in wenigen Punkten abweichen können. Für Dänen zunächst geschrieben, setzt das Buch die Kenntniß der Ursachen schon voraus, welche die Spannung zwischen dem dänischen und den holsteinischen Häusern veranlaßten; der Ausländer wird sich eine genealogische Tabelle und eine Karte dazu zu nehmen haben. Die innere Geschichte der Regierung dieses Königs ist gar nicht übersehen, und zur Geschichte manches berühmten Mannes oder Instituts schönes Material geboten. Die ostindisch-dänische Compagnie und die dort vorgefallenen Greuel, die Verbrechercolonisirung in Grönland, der gewaltige Brand von Kopenhagen 1728 im zweiten Theile, und was über einige Große, deren Familien zum Theil noch leben, gesagt ist, wird wol an der langen Quiescirung des Buches auch seinen Theil gehabt haben. — Ein Verzeichniß der von diesem Könige abgeschlossenen Verträge beschließt das Werk, welches wenigstens einen tröstlichen Maßstab gewährt, wie viel wir in historischer und typographischer Kunst seit 100 Jahren weiter gekommen sind. 41.

Miscellen.

M. Servet De trinitate.

Zu den seltensten Schriften gehören die des Michael Servet über die, oder vielmehr gegen die Lehre von der Dreieinigkeit. Er wurde wegen derselben bekanntlich durch Calvin's Eifer und auf Melanchthon's Gutachten in Genf bei einem langsamen Feuer verbrannt, und sein Tod zeigte am besten, daß den Protestanten der Ketzereifer so wenig fremd war wie den Katholiken. Die Zeit hat das Ihrige gethan, eine förmliche Inquisition unter den Evangelischen zu verhindern; an einzelnen Beispielen, daß sie Lust dazu hatten, fehlte es nicht. In Jena wurden 1536 selbst auf des sanften Melanchthon's Gutachten hin mehre Wiedertäufer hingerichtet und in Basel eines solchen Leichnam zehn Jahre nach seinem Tode (1559) echt inquisitionsmäßig ausgegraben, um ebenfalls verbrannt zu werden.*) Genug, Servet's Schriften: „De trinitatis erroribus" und „Dialogorum de trinitate libri duo", wurden durch die geistlich-protestantische Verfolgungssucht in kurzer Zeit so selten, daß sie bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts fast gar nicht mehr zu haben waren und mit 20—100 Ducaten bezahlt wurden, wie Arnold in seiner „Ketzergeschichte" II, S. 402 versichert und J. H. Seelen in seinen „Select. literar." S. 53 bestätigt. Das Lächerlichste hierbei war, daß jeder orthodoxe Theologe gegen ihn eiferte, „obschon die wenigsten, welche ihn refutirt, ihn selbst gelesen", schreibt ein Zeitgenosse an den genannten Seelen. 1738 hatte ein londoner Buchhändler eine Ausgabe davon unternommen, welche ihm aber den Kerker zuzog. Wenn nicht Seelen einen kurzen Auszug davon gegeben hätte, könnte Niemand errathen, warum Servet verbrannt worden wäre. Jetzt würde deshalb freilich so leicht kein Mensch, dem die literarische Ehre am Herzen läge, eine Feder gegen ihn ansetzen, so unschuldig sind seine Ansichten. Aber freilich, er hatte an Calvin geschrieben: „Pro uno deo habetis tricipitem Cerberum", und dieser evangelische Papst konnte so etwas eben so wenig hingehen lassen wie der römische. Genug, er mußte Das, was jetzt Jeder sagen kann, mit dem Flammentode besiegeln, obschon es doch auch nicht an Leuten fehlte, die „Calvinum idcirco reprehendunt", und übrigens seine Schriften öfter unter den Socinianern aufgelegt wurden. Es gab also damals doch auch immer noch Leute, welche vernünftiger waren als Calvin und die meisten Theologen, die solchem Flammentode ihren Beifall gezollt hatten.

*) „Historie der Weisheit und Thorheit", von Chr. Thomasius. Halle, 1693. Es kommen da noch mehre solche Beispiele protestantischer Inquisition v. 16. und 17. Jahrh. vor, die Th. kritisch beleuchtet hat.

Die Romanenwuth vor mehr als hundert Jahren.

So sehr auch das Lesen der Romane jetzt in allen Classen der Gesellschaft Wurzel geschlagen hat, so wenig darf man glauben, daß es vor vielen Jahren anders gewesen sei. Eine andere Romanenart wurde verschlungen, aber das Romanenlesen selbst war nicht geringer. Zum mindesten kann man dies aus den Klagen darüber folgern, die vor mehr als hundert Jahren so häufig waren, als sie es jetzt sind. Wir haben eine Monatschrift von 1718 vor uns: „Die abenteuerliche Welt in einer Pickelheeringskappe". Jedes Heft enthält zwei satirische Gedichte über damals in Schwang gehende Misbräuche rc., und eine dieser Satiren handelt denn auch „von den Liebesromanen", welche damals in allen Händen, aber sicher nicht zum tausendsten Theile so belehrend waren, wie unsere bessern historischen Romane. Aber dieser Satire zufolge ging es damals so weit, daß man

— — dergleichen Bücher
Gar in die Kirche nimmt und unter Regentücher *)
Wie manche Närrin thut;
Kein Kaufmannsbursche war —
— — bald mehr zu haben,
Der jährlich nicht sich läßt ein Schock Romane binden.

Im Handwerksstande fand man sie nicht weniger. Der Schneider

— — sah bei seiner Scher' hinein;
Der Schuhknecht wichst den Draht, doch auf der Werkstatt liegt
So irgend ein Roman, der schier nach Peche riecht.

Auf gleiche Art geht der ungenannte und uns unbekannte Satiriker die Apotheke, die Küche rc. durch und findet überall Romane oder ein „Liebesbuch", daß er sich am Ende in die ärgsten Verwünschungen ergießt, und auch so noch zeigt, wie damals dieselbe Klage herrschte, welche jetzt so häufig den Unwillen der Aeltern und Erzieher rege macht.

Was nicht die Mode thut!

Selbst zu den größten Widersprüchen verleitet sie. Als ganz Frankreich von Europas Fürsten vernichtet werden sollte, ertönte in deren Heeren doch oft die Marseiller Hymne und das Ça ira. Karoline v. Fouqué versichert als Ohren- und Augenzeugin, es in Potsdam von den Trompetern des Garde du Corps gehört zu haben, welche es „auf Befehl ihrer Obern bliesen, während schmuzige Straßenjungen mit lauter Stimme die schlecht übersetzten Worte dazu ausschrien". Die Modehändlerinnen fabricirten in ähnlicher Arglosigkeit Bonnets à la carmagnole, und ehrbare Frauen setzten sie unschuldig am Tauftage ihrer Erstgebornen auf. Jedermann trug tricolore Stoffe, während die Truppen der deutschen Fürsten im blutigen Kampfe gegen die dreifarbige Fahne sich befanden. Aber was thut die Mode nicht! Sie ist mächtiger als alle Politik! **) 86.

*) Regentücher waren damals besonders in Nürnberg Mode und hüllten den ganzen Körper ein. Sie dienten wie eine Mantilla den Spanierinnen, wie späterhin eine Saloppe. Die vornehmen Frauen trugen sie von Spitzen gefertigt.

**) Man vgl. „Der Schreibtisch", von Karoline v. Fouqué. Köln, 1833. S. 57 fg. Es findet sich hierin eine sehr pikante Geschichte der Moden von 1785 bis 1829 vor.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 87. —— 28. März 1834.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Friedrich Wilken. Siebenter Theil in zwei Abtheilungen. Die Kreuzzüge des Königs Ludwig des Heiligen und der Verlust des heiligen Landes. Mit zwei Karten und Registern über das ganze Werk. Leipzig, Vogel. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. Preis des ganzen Werkes 19 Thlr. 12 Gr.

Wir haben in diesem, fast tausend Seiten umfassenden Theil den Schluß des Geschichtswerkes vor uns, über dessen Trefflichkeit wir uns bei der Anzeige der beiden vorhergehenden Theile in Nr. 74 d. Bl. f. 1831 ausgesprochen haben, und wünschten dem verehrten Verfasser sowie dem deutschen, für ernste Geschichtsdarstellung gestimmten Publicum Glück zu dieser Vollendung.

Es enthält dieser Theil, der Eintheilung des Ganzen in Büchern nach, das achte Buch. Es ist die Zeit, wo das Interesse und der Eifer für die Sache des heiligen Landes immer mehr ermattet und erlischt, während die Christen im Morgenlande dieses Eifers mehr als je bedürfen, da ihre Leiden und Bedrängnisse immer höher steigen und zunehmen. Nicht geringe Wunden wurden gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts der Sache der Kreuzzüge geschlagen durch die leidenschaftliche, mit glühendem Hasse betriebene Verfolgung Kaiser Friedrich II. durch Papst Innocenz IV., welche für die bittern Klagen des Kaisers über die Anmaßungen der Hierarchie die Ohren der Zeitgenossen öffnete und sie abgeneigt machte, auf Unternehmungen einzugehen, deren Beförderung der heilige Stuhl sich so angelegen sein ließ. In diesen Zeiten sehen wir den König Ludwig den Heiligen, jenen großen Mann, bei welchem die bis zur größten Selbstentäußerung und Hingebung gesteigerte echte Frömmigkeit eine kraftvolle und wirkungsreiche Thätigkeit nach sehr verschiedenen Richtungen hin, durch ritterliche Tapferkeit unterstützt, nicht aufhob, die letzten großen Versuche zur Rettung der christlichen Besitzungen an den asiatischen Küsten machen. Es gehörte damals schon das ganze Ansehen, das ganze Gewicht eines so mächtigen Monarchen, wie der König von Frankreich es war, dazu, um das bedeutende Heer, mit welchem er die Eroberung von Aegypten unternahm, zusammenzubringen. Der König selbst gerieth in äußerste Noth und in die Gefangenschaft der Moslemen; aber auch ein solches Unglück des verehrten Monarchen in fernen Landen erweckte keinen Eifer, ihm beizuspringen. Wir finden zwar, daß im Jahre 1251 in den Provinzen Flandern und der Picardie ein unberufener Kreuzprediger auftrat, der ausgetretene Cisterciensermönch Jakob, ein sechzigjähriger Greis, welcher mit dem Beinamen des ungarischen Meisters bezeichnet wurde, in mehren Ländern, selbst im Morgenlande sich umhergetrieben hatte, mehrer Sprachen kundig war und sich rühmte, von der Mutter Gottes durch einen Brief, den er beständig in seiner verschlossenen Hand hielt, aber Niemanden zeigte, den Beruf als Kreuzprediger empfangen zu haben. Diejenigen aber, welche aus seinen Händen das Kreuz empfingen und sich rühmten, Wunderkraft zu besitzen und durch Gesichte und Erscheinungen zur Rettung ihres Königs aufgefodert zu sein, waren Hirten, Knaben, Marktschreier, feile Dirnen, ja selbst Straßenräuber und andere Verbrecher; denn Jakob richtete seine Ermahnungen nur an das geringe Volk, indem er behauptete, daß Gott Misfallen hätte an der Hoffahrt der französischen Ritter, und dagegen den Armen und Verachteten im Volke die Ehre gönnen würde, das heilige Land zu erretten. Mit dem Gesindel, welches er zu vielen Tausenden um sich versammelt hatte, zog dieser Kreuzprediger im Lande umher, bis ein arger Frevel, den seine Anhänger zu Orleans begingen, indem sie die dortigen Geistlichen verfolgten und 25 derselben ermordeten, ernsten Widerstand hervorrief. Die ruchlosen Priestermörder und ihre Genossen wurden gebannt, und als der Meister Jakob am Flusse Cher von einem Manne, welcher bemerkte, daß die vorgeblichen Wunder des Kreuzpredigers nichts als Gaukelei waren, erschlagen wurde, so zerstreute sich das ganze schwärmerische Heer. Solches Unwesen war nicht dazu geeignet, eine lebhafte Theilnahme an der Sache des heiligen Landes zu befördern, vielmehr konnte es bei Manchen, welche unter andern Umständen das Kreuz genommen haben würden, Widerwillen gegen eine Angelegenheit hervorbringen, welche Anlaß zu so verabscheuungswürdigen Ausschweifungen gegeben hatte. Da der störrische Innocenz auch nach dem Tode des Kaisers Friedrich, über welchen er eine unmäßige und frevelhafte Freude bezeigte, die Verfolgung seines Geschlechts mit großer Leidenschaft betrieb, betrachteten die Freunde des Hohenstaufischen Hauses jedes Misgeschick, welches den

päpstlichen Stuhl oder dessen Beschützer und Anhänger traf, als einen Sieg ihrer Sache, und mithin sogar den unglücklichen Ausgang der Kreuzfahrt Ludwig's als ein für sie vortheilhaftes Ereigniß. Vergeblich blieben alle Auffoderungen, welche dieser König von Syrien aus, wohin er sich nach seiner Befreiung aus der ägyptischen Gefangenschaft begeben hatte, an seine Unterthanen ergehen ließ; vergeblich schilderte er, wie nützlich den Christen die feindseligen Verhältnisse der ägyptischen Emire und des Sultans von Damaskus wider einander schon bei einer geringen Unterstützung sein würden, indem er bemerkte, daß die baldige Ankunft von nur 200 Rittern im heiligen Lande ihn schon in den Stand setzen würde, von dieser Lage der Dinge allen Vortheil zu ziehen. Erst als er nach mehren Jahren inne ward, daß alle seine Bitten und Ermahnungen fruchtlos blieben, entschloß er sich zur Rückkehr nach Frankreich. Diese Erfolglosigkeit aller Bemühungen Ludwig's, sich Verstärkungen zu verschaffen, war der überzeugendste Beweis von dem gänzlichen Mangel der Theilnahme an der Sache des heiligen Grabes im Abendlande; und daß von dort her der oft mislungene Versuch, das Königreich Jerusalem wieder herzustellen, noch mit hinreichendem Nachdruck wiederholt werden würde, mußte fortan zu den trüglichsten Hoffnungen gehören.

Die Geschichte des Zeitraums, der von da bis zum Verluste der letzten Städte und Burgen in Syrien verfließt, welcher gewöhnlich nur sehr flüchtig behandelt wird, ist von dem Verf., besonders mit Hülfe arabischer Quellen, mit einer den frühern Abschnitten entsprechenden Ausführlichkeit bearbeitet worden, und es ist gewiß, daß auch die Geschichte dieses Untergangs sehr viel Bemerkenswerthes darbietet und das Bild, welches man sich im Allgemeinen von dieser merkwürdigen religiösen Colonisation zu entwerfen hat, erst vervollständigt. Die Herrschaft der Christen in Syrien hatte sich immer mehr auf die an der Küste des mittelländischen Meeres liegenden Städte und Burgen beschränkt, und selbst das schmale christliche Gebiet an dieser Küste war nicht mehr zusammenhängend, sondern durch mehre den Sarazenen unterworfene Städte und Landstriche unterbrochen, und der Verkehr der einzelnen christlichen Oerter mit einander sehr erschwert. Daß auch dieser Besitz bald gänzlich verloren ging, davon lag der Grund nicht allein in dem Bestreben der übermächtigen Sarazenen, die Christen wieder völlig aus Asien zu verdrängen, sondern auch in dem krankhaften Zustande im Innern der christlichen Städte. Die Surianer oder alte ursprüngliche christliche Bewohner von Syrien, mit so großer Billigkeit auch ihre Verhältnisse von den christlichen Rittern, welche das heilige Land erobert hatten, geordnet worden, wären doch niemals treue Unterthanen ihrer abendländischen Herren, sondern behielten stets eine Vorliebe für die Sarazenen, deren Sprache und Sitte sie angenommen hatten; ja, sie hatten mit denselben verrätherische Einverständnisse und dienten ihnen als Ausspäher. Ebenso wenig hatten die Gesetzgeber des Königreichs Jerusalem vermocht, einen kräftigen fränkischen Bürgerstand im heiligen Lande zu begründen; schon die nächsten Nachkommen der abendländischen Christen, welche in Syrien sich niederließen, entarteten und nahmen morgenländische Sitten und Laster an, und diese Entartung, über welche schon in den ersten Zeiten der Kreuzzüge bittere Klage geführet wurde, nahm im Fortgange der Zeit immer mehr überhand. Ungeachtet aller Unglücksfälle, von welchen das heilige Land so oft heimgesucht wurde, lebten die Pullanen in einem üppigen Wohlstande, welchen sie zum Theil zwar ihrer Betriebsamkeit und Thätigkeit, zum Theil aber der gewinnsüchtigen Uebervortheilung der Pilger verdankten. Auch die geistlichen Ritterorden waren ungemein herabgesunken; sie bewahrten zwar noch immer den Ruhm einer bewunderungswürdigen Tapferkeit, aber die unversöhnliche Eifersucht und die gegenseitigen Feindseligkeiten der Templer und Johanniter waren für das heilige Land von den verderblichsten Folgen. Und noch schlimmer wirkten die Pisaner, Genueser und Venetianer ein. Mit unruhiger Geschäftigkeit und Habsucht suchten sie ihre Besitzungen und ihre Vorrechte zu erweitern, nahmen an der Vertheidigung des Landes keinen, oder doch nur sehr geringen Antheil, schlossen einseitige Verträge mit den Sarazenen, verfolgten sich untereinander mit leidenschaftlicher Eifersucht und Erbitterung, und machten Ptolemais und andere syrische Städte oft zu den Schauplätzen blutiger Kämpfe. So geschah es bei einem im Jahre 1256 ausgebrochenen heftigen Streite, daß die Genueser erst die Venetianer in Syrien verfolgten und unterdrückten, und daß dann die Venetianer ihrerseits sich des Hafens von Ptolemais und aller dort befindlichen genuesischen Schiffe bemächtigten, mehre Häuser und den dortigen Thurm der Genueser zerstörten, die Flotten derselben in zwei Seeschlachten überwanden und sie nöthigten, ihre Besitzungen in jener Stadt gänzlich zu verlassen, bis es den Bemühungen des Papstes Alexander IV. gelang, einen Friedensvertrag zwischen den erbitterten Gegnern zu vermitteln.

So arge Zwietracht herrschte unter den Christen in Syrien, als ihnen ein mächtiger und gefährlicher Feind in dem Sultan Bibars erstand, welcher, früher Führer der baharischen Mamluken, sich im J. 1260 durch Ermordung des Sultan Kotus zum Beherrscher von Syrien und Aegypten emporschwang. Bibars war ein Fürst von unruhiger und unermüdlicher Thätigkeit. Die Vernichtung der christlichen Herrschaft in Syrien war ein Ziel, welches er mit dem angestrengtesten Eifer verfolgte. Vom J. 1263 an machte er eine Reihe gegen dieselbe gerichteter Feldzüge, in welchen das Land schrecklich verwüstet wurde, die Plätze Cäsarea, Arsuf, Safed, Joppe, ja sogar Antiochien (welches schon an demselben Tage, an welchem die Belagerung begonnen wurde, fiel) und fast alle übrigen Orte des gleichnamigen Fürstenthums verloren gingen, sodaß dem Fürsten Boemund nur die Grafschaft Tripolis übrigblieb. Die zwischen diesen Feldzügen eingegangenen Waffenstillstände wurden von den Christen nicht immer beobachtet, worüber der Zorn des Sultans nur um so heftiger entbrannte, während er selbst im Kriege sich verabscheuungswürdige Treulosigkeiten und gefühllose

nsamkeit zu Schulden kommen ließ. Und doch brachte ein solcher Feind, welcher der Begeisterung seiner ubensgenossen einen neuen Aufschwung zu geben ver-), die Christen nicht zu größerer Eintracht. Von em entbrannte ein mit heftiger Erbitterung geführter npf zwischen Venetianern und Genuesern, und diesmal nochten die Bemühungen des Papstes Clemens IV. s über den starren und unbiegsamen Sinn der ge- ischen Gewalthaber.

Auch ihre Bestrebungen, neue Kreuzzüge zu Stande bringen, setzten die Päpste ohne Unterlaß fort, doch er weniger entsprach der Erfolg ihren dringenden Auf- :ungen. Der fromme König Ludwig von Frankreich, dessen Herzen der Gedanke nagte, daß die von ihm rnommene Kreuzfahrt seiner Krone nicht zur Ehre, ern zur Schmach gereicht habe, nahm zwar zum zwei- Male das Kreuz; aber schon seine große körperliche wäche und Hinfälligkeit konnten dem neuen Zuge kei- bessern Erfolg versprechen. Verständige Männer mein- daß Diejenigen, die dem Könige dazu gerathen, eine ünde auf sich geladen hätten. Clemens IV., welcher neue Meerfahrt durch fortgesetzte Kreuzpredigten und) Befehle an die Geistlichkeit, Beisteuern zu leisten, lichst zu unterstützen strebte, mußte die betrübende Er- ung machen, daß es schon unmöglich geworden sei, erloschene Begeisterung für das heilige Land wieder rwecken.

Zu Cagliari versammelten sich alle Pilger, welche an m letzten einigermaßen bedeutenden Kreuzzuge Theil nen, und hier war es, wo König Ludwig ihnen sei- befremdenden Entschluß eröffnete, die Fahrt nicht un- elbar nach Aegypten oder Syrien fortzusetzen, sondern er Tunis zu erobern. Einige der Zeitgenossen suchen Ursache dieses Vorhabens in der Hoffnung Ludwig's, der König von Tunis sich zur Annahme des Chri- thums bewegen lassen würde, und daß das reiche Tu- würde es nun gewaltsam oder friedlich gewonnen, Christen ebenso viele Hülfsmittel zur Fortsetzung des ges darbringen, als den Aegyptern entziehen würde. :re Nachrichten bezeichnen die Weigerung des Königs Tunis, dem Könige Karl von Sicilien den schuldigen ut zu bezahlen, und den Einfluß Karl's auf seinen der als Hauptgründe, welche Ludwig zur Wahl die- Angriffspunktes bestimmten. Arabische Schriftsteller sa- Ludwig habe von Tunis aus Aegypten angreifen n. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rücksichten auf diese Gründe vorwalteten. Es war aber dem Könige nmt, vor Tunis das Ziel seiner irdischen Laufbahn nden. Er erkrankte an der Ruhr, welche die heftige des Sommers unter den Pilgern äußerst häufig er- e und der unter Vornehmen und Geringen zahlreiche r fielen. Ludwig hatte die geringen Kräfte seines ers durch übermäßige Anstrengungen auf dieser Heer- völlig erschöpft. Wie auf seinem ägyptischen Kreuz- , so nahm er auch bei Tunis an allen Kämpfen der r Antheil und war überall gegenwärtig, wo sein piel oder sein Zuspruch die Streiter ermuntern konnte. Ja, als er schon hoffnungslos erkrankt war, und unter qualvollen Schmerzen, ließ er sich von eifriger Thätigkeit für das Heer nicht abhalten, bis seine große Seele den Körper verließ. In diesen Zeiten, wo die Begeisterung unter den Christen im Allgemeinen schon so sehr nachge- lassen hatte, ist es doppelt erfreulich, zu sehen, wie die Pilger vor Tunis auch nach dem Tode des Königs, ob- gleich ihre Bedrängnisse mit jedem Tage zunahmen, und die Zahl der Sterbenden schon so groß war, daß an die Beerdigung der Leichname nicht mehr gedacht werden konnte, dennoch ihre Unverdrossenheit im Kampfe bewahrten. Sie blieben in mehren Gefechten Sieger, doch ihre Führer, die drei Könige, von Frankreich, von Navarra und von Sicilien, waren nicht geneigt, die Belagerung von Tunis zu unternehmen, und daher sehr erfreut, als die Saraze- nen einen Frieden nachsuchten, den sie auch erhielten zum nicht geringen Verdrusse der Ritter und der übrigen Pil- ger, welche gehofft hatten, sich durch die Plünderung von Tunis zu bereichern. Der König von Tunis mußte sich zur Zahlung einer Geldsumme für die Kriegskosten ver- stehen und sich verpflichten, der Krone Sicilien den beste- henden jährlichen Tribut und zwar verdoppelt zu entrichten.

Bei der Kunde von dem nachtheiligen Frieden, den der König von Tunis eingegangen war, gerieth Bibars anfangs in heftigen Zorn gegen diesen, denn er besorgte, daß die Franken ihre Streitkräfte nunmehr gegen ihn wenden würden; aber die christlichen Könige hatten schon den Entschluß gefaßt, die weitere Kreuzfahrt noch zu ver- schieben, auf welche Nachricht Bibars den Krieg wider die syrischen Christen sogleich wieder eröffnete. Es lan- dete zwar um diese Zeit der englische Prinz Eduard mit einer Anzahl von Pilgern zu Ptolemais; aber auch mit die- ser Verstärkung waren die Christen nicht im Stande, das Feld wider den mächtigen Sultan zu halten. Dieser machte übrigens nicht blos von dem Schwerte, sondern auch von dem Dolche der Assassinen Gebrauch. Es er- schien ein Assassine am Abend eines sehr heißen Tages im Gemach des Prinzen Eduard und überreichte ihm ei- nen Brief, in der Absicht, ihn, während er denselben las, zu erdolchen; aber der Prinz entwandte dem Meuchel- mörder mit ebenso vieler Stärke als Entschlossenheit die Waffe und stieß sie ihm in den Bauch, daß er sofort den Geist aufgab. Alle Schriftsteller sind darüber einig, daß dieser Mordversuch auf Anstiften des Sultans Bibars' ge- schehen sei.

Kurz nach dem unglücklichen Ende Ludwig's des Hei- ligen bestieg Gregor X. den heiligen Stuhl. Dieser Papst hatte sich damals vier Jahre im heiligen Lande aufgehal- ten, und da er mit eignen Augen die Noth und Be- drängniß der dortigen Christen gesehen hatte, war er als Oberhaupt der Kirche um so eifriger bemüht, eine neue Kreuzfahrt zu Stande zu bringen. Aber auch er mußte erfahren, wie sehr die Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes erkaltet sei. Auf der allgemeinen Kirchen- versammlung, die er 1274 zu Lyon hielt, war vom Mor- genlande nur sehr vorübergehend die Rede. Doch verlor Gregor die Errettung desselben, die ein Hauptziel seiner

Bestrebungen ausmachte, niemals aus den Augen. Indem er in Deutschland und Frankreich friedliche Verhältnisse zu gründen suchte, betrachtete er als die erfreulichste Belohnung seiner Bemühungen die Hoffnung, daß die Befestigung des Friedens in den christlichen Reichen die allgemeine Bewaffnung der Gläubigen für die Befreiung des Erbtheils Christi befördern und beschleunigen würde. Wirklich hatte er die Freude, daß zu Lausanne, wo er eine Zusammenkunft mit dem römischen Könige Rudolf hatte, dieser König selbst, dessen Gemahlin, Anna von Hohenberg, die Herzoge von Lothringen und Baiern und 500 deutsche Ritter das Kreuz aus seinen Händen nahmen; daß die Könige Philipp und Jakob von Aragonien ihre Angelöbnisse zu Kreuzfahrten erneuerten, daß König Karl von Sicilien dasselbe zu thun verhieß, ja auch Eduard von England, welcher indeß zurückgekehrt war und den Thron bestiegen hatte, eine zweite Meerfahrt zu unternehmen versprach. Aber Gregor starb, ehe eine dieser Aussichten in Erfüllung ging. Und seine Nachfolger erfuhren, daß keiner jener Fürsten ernstlich geneigt war, das gegebene Wort zu lösen, da sie die Regierung ihrer Reiche und die Beschirmung ihrer Unterthanen für eine höhere Pflicht hielten als die Wiederherstellung des Königreichs Jerusalem.

(Der Beschluß folgt.)

Die Reform der deutschen Universitäten. Konstanz, Glückher und Gebhard. 1833. 8. 8 Gr.

Zu den Abhandlungen v. Savigny's, Froriep's, Pölitz', Scheidler's (Bran's „Minerva" Januarheft 1834) u. A., die in neuerer Zeit über die deutschen Universitäten, und besonders zu ihrem Schutze erschienen sind, gesellt sich auch das vorliegende Schriftchen. Der Verf. desselben, nach öffentlichen Mittheilungen der edle v. Wessenberg, fürchtet nicht, daß man die Universitäten, die eine „ehrwürdige Schutzwehr gegen Barbarei und Tyrannei" (S. 8) seien, gradezu angreifen werde. Aber gleichwol sei eine Grundreform der deutschen Universitäten dringend nothwendig, damit sie nicht, ohne eine solche, in sich selbst zerfallen oder in einem gesetzlosen Zustande sich auflösen. Ein größerer Triumph, meint er S. 9, könnte der Partei der Verfinsterer nicht bereitet werden. Der Verf. geht nun bei Darlegung des Bedürfnisses der fraglichen Reform davon aus, daß zwar der Unterricht auf unsern Universitäten sich verbessert habe, daß dagegen die Anstalten des Unterrichtes im Wesentlichen unverändert geblieben seien. In Folge Dessen sei die Richtung der Universitäten blos theoretisch, nicht praktisch, und anstatt die Vollendung der sittlichen und geistigen Bildung der zum Einwirken auf das öffentliche Leben bestimmten Jünglinge sich zu ihrem Hauptzwecke zu machen, hätten sich die Universitäten nur zu gelehrten Akademien ausgebildet. Was er darauf zur Abhülfe dieses wesentlichen Uebelstandes im Einzelnen verschlägt und im Allgemeinen bemerkt, muß man in der Schrift selbst nachlesen. Auch er erklärt sich gegen den zu großen Zubrang von minder fähigen Jünglingen zu den Universitäten (S. 20); ebenso erklärt er sich gegen jede unbedingte Lehrfreiheit, nur für eine vernünftige, für welche er in zweifelhaften Fällen den Ausspruch eines Geschworenengerichtes in Anspruch nimmt (S. 24). Den vier herkömmlichen Facultäten will er (S. 24) noch eine staatswirthschaftliche für den Unterricht über alle Zweige der innern Staatsverwaltung in Beziehung auf Finanzen, Industrie, Handel, Policei, Erziehungs- und Bildungsanstalten, über Statistik und die Verhältnisse und Verhandlungen mit dem Auslande beigefügt wissen; aber auch in Ansehung der andern vier Facultäten äußert er manche Wünsche. So will er, daß mehr für die Pädagogik und die schöne Literatur an den deutschen Universitäten geschehe (S. 26 fg.). Besondere Beherzigung verdient, um des Grundsatzes willen, Dasjenige, was der Verf. S. 28 fg. über die Beaufsichtigung der akademischen Jugend außer den Lehrstunden, ebenso gegen zu große Einschränkung als gegen völlige Ungebundenheit hierbei, sagt. Die Vergnügungen der akademischen Schüler sollen nach seiner Meinung (S. 35) der Gegenstand einer öffentlichen Fürsorge sein, wie denn überhaupt, was das sittliche Verhalten, was Gesinnung und Charakterbildung der Studirenden anlangt, die Lehrer sich durchaus weniger passiv und indifferent verhalten sollten. Vielleicht nur auf solchem Wege könnte mit Erfolg gegen geheime Verbindungen, Landsmannschaften, Duelle u. s. w. etwas vorgenommen werden. Auch hierüber verbreitet sich der Verf. S. 38 fg.; in Betreff der letztern erklärt er sich für Ehrengerichte, während er in Ansehung der Beurtheilung des Thatsächlichen hierbei dies Geschworenen überlassen will. Für eine eigne akademische Gerichtsbarkeit ist der Verf. nicht; aber auch ebenso wenig für Verlegung der Universitäten in Hauptstädte (S. 51 fg.). Das vorliegende Schriftchen verdient in jeder Hinsicht beachtet und geprüft zu werden. 17.

Miscellen.

So oft ich spazieren gehe, fallen mir die Spartaner ein; diese wollten davon gar nichts wissen. Als einst im peloponnesischen Kriege die spartanische Besatzung von Dekelia bei Athen sich des Nachmittags mit Spazierengehen belustigte, rescribirten die Ephoren gleich hin: „*μὴ περιπατεῖτε*!" geht nicht spazieren! Und warum befahlen dies die gestrengen Herren? Wir wissen ja für viele Tausende kein besseres Mittel, die Gesundheit zu erhalten und zu befestigen, als dieses? Den alten Spartanern war es ein viel zu üppiges Mittel, bemerkt Aelian (II, 5), der das Geschichtchen erzählt; nicht durch Spazierengehn, sondern durch die Gymnastik sollte die Gesundheit gefördert und erhalten werden. Genug, so viel wir aufs Spazierengehn halten, so wenig wollten die Spartaner davon wissen.

Das erste policeiliche Verbot gegen das Zusammenstehen mehrer Personen auf den Straßen, entstanden aus Furcht und Mistrauen, dürfte unter Philipp dem Schönen in Frankreich um das Jahr 1305 gegeben sein. Er hatte ganz schlechtes Geld schlagen lassen, und natürlich gingen die Waaren in eben dem Maße in die Höhe. Zur Strafe ließ er sie nun auch wegnehmen. Es war doppelte Ursache zur Unzufriedenheit in Paris, und um ihren Folgen zu begegnen, verordnete er: „daß Niemand, wer es auch sei, sich mit mehr als fünf Personen betreffen lassen solle, welchen Vorwand er haben möge, und gleichviel, ob es öffentlich oder im Geheimen geschehe. Welche dagegen handelten, und wo eine größere Zahl als fünf betroffen würde, sollten im Schlosse zu Paris, bis zu neuem Befehle von ihm verwahrt werden".*)

Der Reichthum Venedigs im 16. Jahrhundert.

Nach einer Angabe in den „Memorie recondite dall' anno 1601, sino al 1640, di *Vittorio Siri*" (1677), konnte Venedig 1602 nicht weniger als 32 Galeeren auf einmal mit baarem Gelde ausrüsten lassen. Als die Republik 1578 mit dem Sultan Frieden schloß, hatte sie 14 Mill. Zechinen Schulden, die um 1602 aber bezahlt waren. Sieben Millionen Zechinen wurden im St.-Marcuspalast deponirt, im Nothfall zur Hand zu sein, und der Procurator Bembo hatte eine goldene Kette um diesen Palast legen lassen, die kaum von 50 Menschen getragen werden konnte. Damals war also mehr Reichthum dort als jetzt, wo den Nobilis verboten werden muß, die Bleidächer ihrer Häuser abzudecken. 86.

*) „Histoire constit. et administr. de la France par Capefigue", II, 117.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 88. —— 29. März 1834.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Friedrich Wilken. Siebenter Theil in zwei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Die syrischen Christen wurden zwar im J. 1277 durch den, vielleicht an Gift, welches ihm die Seinen beigebracht haben sollen, erfolgten Tod des Sultans Bibars von einem furchtbaren Feinde befreit und frohlockten unmäßig über diesen Glücksfall; aber von den Verwirrungen und Streitigkeiten, welche jetzt unter den Sarazenen entstanden, zogen sie, wie gewöhnlich, darum keinen Nutzen, weil leider unter ihnen selbst die heftigsten Spaltungen herrschten. Zu Tripolis wütheten zwei Parteien, die des Bischofs von Tortosa, zu welcher der Fürst Boemund VII. gehörte, und die des Bischofs von Tripolis, der von den Templern unterstützt ward, so arg gegen einander, daß Boemund und der Bischof von Tortosa Sarazenen herbeiriefen, mit Hülfe derselben das Tempelhaus belagerten, eroberten und plünderten, selbst die dort aufbewahrten Reliquien raubten, und, indem sie das Tempelhaus mit einer sarazenischen Wache besetzten, sogar das Aergerniß gestatteten, daß in der Kirche desselben das Gesetz des Propheten Mohammed verkündigt wurde. Boemund trotzte selbst dem Banne, welchen der Papst deshalb über ihn aussprach, sowie dem Interdicte, womit die Stadt Tripolis belegt wurde, und übte die härtesten Gewaltthätigkeiten sogar gegen Priester, Mönche und Nonnen. Der König Hugo von Cypern, welcher damals als Titularkönig von Jerusalem das erste Herrschaftsrecht in Ptolemais hatte, gerieth mit der dortigen Bürgerschaft, den Venetianern und den geistlichen Ritterorden in heftigen Streit und verlor sein ganzes Ansehen. Er verließ die Stadt, ohne daselbst weder einen Statthalter noch andere Beamte eingesetzt zu haben, sodaß in Ptolemais kein Recht gesprochen und keine Ordnung gehandhabt werden konnte. Beide Parteien schickten Gesandte an den päpstlichen Hof, um Beschwerde zu führen, und bei dieser Gelegenheit munterten die Botschafter der Templer die Prinzessin Maria von Antiochien, welche sich an jenem Hofe befand, auf, ihre Ansprüche auf die Scheinkrone von Jerusalem jetzt geltend zu machen. Maria befolgte diesen Rath, überließ aber diese Ansprüche bald darauf dem Könige Karl von Sicilien, welcher sogleich einen Statthalter nach Ptolemais sandte, der mit dem Beistande der Templer und Venetianer von der Regierung und Verwaltung des Landes Besitz nahm. Doch blieb ein großer Theil der Stadtbewohner dem Könige Hugo zugethan, und nach dessen Tode gelangte sein zweiter Nachfolger Heinrich durch den Beistand dieser cyprischen Partei wieder zum Besitze von Ptolemais, worauf er sich zu Tyrus zum Könige von Jerusalem krönen ließ.

So haderten die Christen um die geringen Reste ihrer Besitzungen in Asien, und um die Scheinkrone von Jerusalem wurde nicht minder heftig gestritten, als ob es den Besitz eines bedeutenden Reiches gelte. Dagegen dachte im Abendlande Niemand an die Lösung der übernommenen Verpflichtungen zu neuen Fahrten in das heilige Land. Die französischen Ritter benutzten ihr Gelübde nur, um dem Verbote der Kirchenversammlung von Lyon zum Trotze, mit einem bis dahin unerhörten Aufwande Turniere zu halten, in welchem 2000 Ritter gegen einander kämpften, indem sie den Vorwand gebrauchten, daß diese Waffenübungen ihnen als Vorbereitungen zum Kampfe gegen die Ungläubigen dienten. Der päpstliche Legat mahnte ab, der König ermunterte zu diesen Turnieren. Als aber bei einem derselben das Unglück sich ereignete, daß der Graf Robert von Clermont, ein trefflicher Ritter, welcher große Erwartungen erweckte, von seinen Gegnern mit Streitkolben so heftig auf den Kopf geschlagen wurde, daß er in lebenslänglichen Wahnsinn verfiel, nahm Papst Nikolaus III. ernste Maßregeln. Er befahl seinem Legaten, wider alle Grafen, Barone, Ritter und Andere, welche ferner an den verbotenen Waffenspielen Antheil nehmen würden, den kirchlichen Bann zu verfügen und so lange verkünden zu lassen, bis die Widerspenstigen sich zum Gehorsam würden bequemt haben. Sobald die französische Ritterschaft sich nicht mehr mit Turnieren belustigen durfte, dachte sie nicht weiter an die Errettung des heiligen Landes.

Den syrischen Christen stand daher kein anderes Mittel zu Gebote, ihr geringes Besitzthum zu behaupten, als die Unterhaltung eines friedlichen Verhältnisses mit den Sarazenen. Seit 1280 war Sultan Kalaun zum anerkannten Besitz aller Länder gelangt, die einst Bibars beherrscht hatte. Mit ihm schlossen die Christen einen Waffenstillstand; aber schon nach zwei Jahren finden wir sie im Kriege mit ihm begriffen, und da sie in früherer

Zeit so oft mit großem Leichtsinn Verträge gebrochen hatten, so dürfen wir auch hier die Versicherung der arabischen Geschichtschreiber kaum in Zweifel ziehen, daß diesmal wiederum die Verletzung des Stillstandes von ihnen ausging, wodurch sie denn den Untergang ihrer Herrschaft im gelobten Lande nicht wenig beschleunigten. Kalavun beschloß die Burg Markab anzugreifen, eine Veste, von der ein Araber sagt, daß alle Diejenigen, welche es bis dahin versucht, zu ihren Thürmen zu gelangen, in die sie umgebenden Abgründe gestürzt seien; denn sie sei für Angriffe unzugänglich, nur die Hunde könnten ihre Mauern anbellen, und der Adler und der Geier im Fluge zu ihren Wällen sich erheben. Schon war ein beträchtlicher Theil der Mauer niedergeworfen und die Bestürmung sollte ihren Anfang nehmen, als ein Thurm der Burg einstürzte und die entstandene Oeffnung dergestalt ausfüllte, daß der Sultan an der Möglichkeit der Eroberung verzweifelte. Da erboten sich unerwartet die Hospitaliter, diesen letzten festen Platz ihres Ordens unter der Bedingung freien Abzugs zu übergeben, welchen Antrag Kalavun natürlich mit großer Freude annahm. Die Sarazenen sahen in diesem Entschlusse der Christen ein Wunder. Die vier Erzengel, sagt einer ihrer Geschichtschreiber, seien ihnen zu Hülfe gekommen und haben die Belagerten so geängstigt, daß sie sich zur Uebergabe entschlossen.

Die Muthlosigkeit der syrischen Christen hatte jetzt schon eine solche Höhe erreicht, daß Kalavun den Fürsten Boemund durch bloße Drohungen dahin brachte, den Befehl zur Räumung der Burg Marakia zu ertheilen, die auf einem künstlichen Grunde im Meere so fest erbaut war, daß Kalavun, der über keine Flotte gebieten konnte, nicht im Stande gewesen wäre, sie mit Gewalt zu erobern. Ja, der Fürst Boemund selbst lieferte zur Schleifung dieser Veste die erfoderlichen Werkzeuge, und seine Leute leisteten den Feinden bei dieser Zerstörung Hülfe. Ehrenvoller war der Verlust von Tripolis, welches Kalavun 1289 trotz der ungemeinen Stärke der Mauern mit Sturm eroberte. Tapfer war die Vertheidigung der Christen, ihrer 7000 fielen im Streite; aber auch der Verlust der Sarazenen war nicht gering, wofür die ergrimmten Sieger eine so schonungslose Rache nahmen, daß sie nicht nur die christlichen Priester und Mönche, welche in der Stadt noch angetroffen wurden, tödteten, sondern überhaupt alle erwachsenen Männer, und die Weiber und Kinder als Sklaven wegführten.

Als die Ritterschaft von Ptolemais gewahrte, wie das Verderben sich nahe, schickte sie Botschafter nach dem Abendlande, um im Namen des König Heinrich's und sämmtlicher syrischer Christen dem Papste Nikolaus IV. und andern abendländischen Fürsten vorzustellen, daß nunmehr die Noth des heiligen Landes auf das höchste gestiegen sei, und der gänzliche Verlust desselben ohne die kräftige und schleunige Hülfe der abendländischen Christenheit nicht mehr abgewandt werden könnte. Nikolaus nahm die Vorstellungen dieser Botschafter sehr zu Herzen, und ließ das Kreuz mit Eifer predigen; aber während er dieselben Mittel, durch welche seine Vorfahren so oft Wunder der Begeisterung hervorgebracht hatten, vergebens in Bewegung setzte, schlossen zwei christliche Könige, Alfons III. von Aragonien, und dessen Bruder, Jakob von Sicilien, mit Kalavun einen Vertrag, durch welchen sie sich verpflichteten, alle abendländischen Christen von Feindseligkeiten gegen den Sultan abzuhalten, ja sogar Diejenigen, welche dennoch einen Krieg gegen ihn unternehmen würden, zu Wasser und zu Lande anzugreifen; wogegen Kalavun seinerseits nur versprach, den aragonischen und sicilischen Pilgern den Besuch des heiligen Grabes zu gestatten. So viel höher achteten die abendländischen Christen die Vortheile, welche der Handel mit den sarazenischen Ländern gewährte, als das Verdienst und den Ruhm des Kampfes wider die Feinde ihres Glaubens. Diese Ueberzeugung ließ in Kalavun den Vorsatz reifen, den ersten Vorwand, welcher ihm dargeboten würde, zu benutzen, um den Krieg wider die Christen in Syrien zu erneuern und die Vernichtung ihrer Herrschaft zu vollenden; und die Christen boten ihm durch Verletzung des Friedens einen solchen Vorwand bald dar. Er erklärte den Krieg; aber ehe er ihn beginnen konnte, starb er. Den Christen brachte dieser Todesfall keinen Vortheil, denn Malek al Aschraf, sein Sohn und Nachfolger, beharrte bei dem Plane seines Vaters, Ptolemais mit der ganzen Macht des Reiches von Aegypten und Syrien zu belagern. Von der damaligen Pracht und dem Reichthume dieser Stadt entwerfen die Zeitbücher ein Bild, nach welchem ihr keine andere jener Zeit an Schönheit und Bequemlichkeiten gleichgestellt werden konnte. Die Häuser waren von gleicher Höhe aus gehauenen Steinen erbaut und mit gläsernen Fenstern und mancherlei Gemälden geziert; sie waren nach der Sitte des Landes oben flach, auf ihrer Höhe mit schönen Blumengärten, zum Theil selbst mit Lusthäusern geschmückt. An den äußern Enden der Stadt ragten prachtvolle Paläste, mit Mauern und Gräben umgeben, empor; in der Mitte des Orts hatten die Kaufleute — deren gefüllte Waarenlager von der Lebendigkeit ihres Handels zeigten, und die sich aus den verschiedensten Gegenden hier angesiedelt hatten — ihre Wohnungen, sowie die Handwerker, jedes Gewerbe in einer eignen, nach demselben benannten Straße. Die Straßen waren breit und geräumig und von der äußersten Reinlichkeit; über denselben wurden zum Schutze gegen die Hitze der Sonne seidene oder andere zierliche Tücher gespannt. Ptolemais war der Sitz jeder Ueppigkeit. Was zu einem verfeinerten Lebensgenusse gehörte, war hier in reichem Maße vorhanden, denn aus dem Abend-, wie aus dem Morgenlande strömten die Erzeugnisse der Natur wie des Kunstfleißes dorthin. Pilger aus allen christlichen Ländern in ihren Trachten, fränkische und morgenländische Kaufleute, jeder in der Kleidung seines Landes, sah man zur Zeit der offenen Schiffahrt täglich dort ankommen. Das bunteste Gemisch von Sprachen ertönte; wer nach Ptolemais kam, fand für die seinige einen kundigen Dolmetscher. Der Anblick von Ptolemais war prachtvoll. Eine Chronik sagt, daß sich die Stadt ebenso längs der Küste des Meeres erstrecke wie Köln am Ufer des Rheins.

So war die Stadt, zu deren Einnahme die Saraz-
außerordentliche Rüstungen betrieben und mehr Kriegs-
zinen erbaut hatten, als für irgend eine frühere Be-
ung in diesen Kämpfen; während unter den Christen
r Stadt Mißverständniß, Parteiung, Hader, Sitten-
eit, gänzlicher Mangel an Zucht und Ordnung herrsch-
In den ersten Wochen der Belagerung kämpften sie
noch mit Zuversicht und Kühnheit. Als aber die
genen die Stadt auf das gewaltigste zu beschießen
nen, sandten nicht nur die wohlhabenden Einwohner
Weiber und Kinder fort, sondern auch ein großer
der waffenfähigen Vertheidiger entfloh heimlich zur
oder zu Lande, ja selbst König Heinrich zog in ei-
unkeln Nacht mit seiner sämmtlichen Miliz und 3000
n angesehenen Bewohnern von Ptolemais schimpflich
er Stadt und schiffte nach Cypern. Gleich nach die-
lucht begannen die Sarazenen den Sturm, und nach
n Tagen harter Kämpfe war die Stadt am 18.
1291 in ihren Händen. In diesen Tagen hatten
urückgebliebenen Christen noch mit großer Tapferkeit
die weit überlegene Zahl der Feinde gestritten und
al die bereits Eingedrungenen wieder hinausgedrängt;
glich war dieses durch den Arm der Hospitaliter ge-
n, die jetzt erst am Kampfe Antheil zu nehmen be-
n, und noch später, erst in den letzten Stunden,
dies auch die Templer gethan. Es war zu spät,
rmochten jetzt nichts mehr als ihre beweinenswerthe
eiung mit dem Tode zu büßen. Als die siegenden
zenen alle Christen, auf die sie stießen, erwürgten,
viele Wehrlose, um sich zu retten, zum Meere; aber
eisten wurden von den nacheilenden Feinden getöd-
er ertranken. Aschraf befleckte seinen glänzenden Sieg
h, daß er nach völlig vollendetem Kampfe alle ge-
en christlichen Männer tödten ließ.
ie syrischen Städte und Burgen, welche noch in
änden der Christen waren, hielten nach dem Ver-
von Ptolemais jeden fernern Widerstand gegen die
t des Sultans Aschraf für unnütz. Tyrus, Sidon,
us und Tortosa wurden den Sarazenen ohne Schwert-
übergeben, und so war das ganze heilige Land für
endländische Christenheit verloren. Es endeten damit
offnungen der Päpste zur Wiedergewinnung dessel-
ie Ermahnungen, sich dafür zu bewaffnen, und die
he anderer wackerer Männer, eine neue Begeisterung
zu erregen, noch nicht; war aber schon einige Men-
ter vor dem Verluste der syrischen Besitzungen der
so schwach und der Erfolg so geringfügig gewesen,
ann jetzt, wo jenseits des Meeres kein Anhaltspunkt
zu finden war, vollends jeder Plan und Versuch,
he die Ausführung nur begonnen hatte.
er Verf. hat die Geschichte dieser Pläne und Ver-
icht so weit geführt, als es, um äußere Vollständig-
erreichen, möglich gewesen wäre. Man spürt ihm
n letzten Seiten einige Ermüdung an; wer möchte
er diese am Ende einer so langen und mühevollen
hn verargen! Mehr als diesen in der That wenig
nden Mangel bedauern wir es, daß aber diese Länge
des Weges und die Freude, sich endlich am Ziele zu fin-
den, ihn abgehalten hat, die Hoffnungen zu erfüllen, die
er einst in der Vorrede zum zweiten Bande erregte, am
Schlusse des Ganzen in einer Würdigung der Quellen
die Fortschritte der historischen Kunst in diesem Zeitalter
zu entwickeln, vielleicht auch in einzelnen Abhandlungen
Untersuchungen und Betrachtungen über die Wirkungen
der Kreuzzüge auf Literatur, vornehmlich Poesie, Politik,
Handel und überhaupt auf die Cultur der damaligen und
nachfolgenden Zeiten niederzulegen. Denn dadurch tritt
erst die positive Seite der Kreuzzüge als einer großen uni-
versalhistorischen Begebenheit hervor, und Niemand, der
mit diesem Gegenstande vertraut ist, wird in Abrede stel-
len, daß die bisherigen Untersuchungen über diesen Ge-
genstand noch mancher Berichtigung und Vervollständigung
bedürfen, welches Geschäft wir in Niemandes Händen lie-
ber gesehen hätten als in denen des Verfassers. 84.

Der Saal der Musen in der Villa Hadrians und im vaticanischen Museum.

Der Kaiser Hadrian hatte in seiner unermeßlichen Villa bei Tivoli einen besondern, runden, mit neun Nischen versehenen Saal für eine Collection griechischer Musen erbauen lassen, der das seltene Glück hatte, mit allen seinen Statuen, wozu auch die Hermen der vorzüglichsten griechischen Dichter und Philosophen, die einzig getreuen Abbildungen, besonders des Sokrates, gehören, die kunstmordende Regierung der Vandalen zu überleben; denn schon anderthalb Jahrhundert bilden dieselben das vollkommenste und schönste Ganze der plastischen Kunstwelt des Museo Vaticano. Das Pontificat hat ihnen darin einen dem alten ähnlichen runden Saal, genannt Saal der Musen, auf der Höhe des Belvedere angewiesen.

Die Frage: wie und mit welchen Attributen haben die Griechen ihre Musen abgebildet? ist durch dieses wie durch ein Wunder erhaltene Neunblatt vollkommen gelöst, und unsre Künstler brauchen, um für die Mitwelt getreu die antike Vorwelt abzubilden, nur genau diese päpstliche Rotunde kennen zu lernen, worin die Himmlischen, gefertigt von Lisippus' oder Skopas' oder Lisistratus' Schule meisterhaft in Lebensgröße dargestellt sind. Sie sind einzeln keine so berühmten plastischen Größen des Alterthums wie ihre Nachbarn, der Apoll, der Torso und Meleager, oder wie der Farnese in Neapel und die Mediceische in Florenz, aber sie sind doch immer, als Kunstwerke, Größen, und, wenn nicht wegen der überaus idealen Bildung als Statuen, doch als Sammlung und poetisches Ensemble das Schönste und Trefflichste, was die Archäologie aufzuweisen hat. Ueberdies sind alle Figuren schön weiß und so unverletzt erhalten, daß man nur ganz unwichtige Theile zu restauriren brauchte.

Mein längerer Aufenthalt in Rom erlaubte mir glücklicherweise einige Tage in dem vaticanisch-hadrianischen Saale zu verweilen und sowol die Physiognomien der griechischen Classiker als die Attituden der sämmtlichen Musen in mein Portefeuille zu zeichnen. Dies geschah nicht der Zeichnung, sondern des Gegenstandes wegen.

Melpomene ist die Erste des poetischen Neungestirns. Der griechische Bildner hat sie in aufrechter Stellung vorgestellt, den linken Fuß zur Unterstützung des Arms auf einem Block erhöht, wodurch das lange Gewand in schöne Falten gebrochen wird. Nachdenkend vor sich hinschauend ruht der von großen Lockenringen gescheitelte Kopf, unterdeß die unter der Brust geballte Linke den Dolch bemerkbar werden läßt, und die halbgebogene nachlässig auf der Hüfte ruhende Rechte statt der Hand die tragische bärtige Maske vorhält. Das Oberkleid reicht bis

zur Hälfte und bis zum Halse, läßt die ganze [illegible] sehen und wird von einem Gürtel zusammengehalten. Ihr reiches Haar, bis auf die Schultern fallend, ist mit einem breiten Blätterkranz der Trauerpalme umwunden. — Thalia sitzt auf einem Block, der durch das faltenreiche Gewand bedeckt wird. In der linken ausgestreckten und vom Mantel reich drapirten Hand hält sie das Tambourin, gestützt auf das linke Knie, auf welches das Gewand von dem Arm herabfällt, in der Rechten Stab und Maske. Das Oberkleid ist auf den Schultern befestigt und läßt den einen Arm ganz blos. Die Physiognomie der Muse ist still und freundlich, ihr Haar geschlängelt und mit einem Blumenkranz verziert. — Urania ist eine ganz originelle Gestalt, stehend und ätherisch. Ihr leichtes nymphenhaftes Gewand läßt die schönsten Glieder, die ganze Beingruppirung sehn. Der linke Fuß ist der tragende, der rechte, angelehnt, bewegt und belebt den Faltenwurf, die Masse nach dem Schenkel ziehend. Nichtsdestoweniger sind beide Knie sichtbar, und die ganze Form des Beckens blos mit leichten Streifen überzogen. Das Oberkleid, ebenso leicht und dünn als das Körpergewand, ist wie eine Epheuschlinge unter der Brust herum, um die Oberhälfte des rechten und die Schulter des linken Arms geschlagen, sodaß die eine Brust auf der Schleife lieblich ruhend und die andere ganz bedeckt ist. Der rechte Arm ist angenehm gebogen, an die Hüfte gelehnt, der linke hält in ganzer Biegung die Himmelskugel und trägt zugleich die Masse des Oberkleids, welches, von der rechten Schulter zurückkehrend, in langen grossen Schlangenwindungen an dem linken Bein herabfällt. Beide Arme sind halb nackt, der Hals ist es bis unters Grübchen. Uebrigens ist das Antlitz hold und lächelnd, das Haar geringelt auf dem Nacken und der Scheitel unbekränzt. — Kalliope sitzt und hält eine aufgerollte Schrift, epische Poesie, in der linken hochgehobenen Hand. Die Rechte, halb nackt, ruht auf dem Schoose. Diese Figur hat eine besonders schöne Draperie, weil sie reich und ganz bekleidet und das Oberkleid auf ihre Hüften herabgesunken und um die Knie geworfen ist. Die Brust ist seltsamerweise ganz in den Gewandfalten gewölbt und der Hals wie von einem Ringe eingeschlossen. Das Haar, das nicht herabfällt und kurz ist, durchflicht ein Kranz von Eichenblättern. — Polyhymnia, welche auf so mancherlei Weise, aber immer ganz eingehüllt in Gewänder, dargestellt wird, ist eine wundersame majestätische Gestalt, fast der Juno gleich, voll weiblicher Würde und Hoheit. Sie scheint etwas in der linken unsichtbaren Hand unter dem weitgeworfenen Gewande zu tragen. Dadurch, daß sie die Rechte auf dem Rücken, in demselben Gewande zu verbergen sucht, nimmt sie eine Stellung an, die die ganze Figur enthüllt. Die Falten fließen herab von den Hüften zu dem ausgebogenen rechten Fuße, und die rechte Brust und die rechte Schulter quellen weiblich kräftig, sogar reizend hervor, indeß der schöne Hals ganz in Faltenringen verschwindet, und die linke Schulter das flatternde Kleid wie einen Flügel festhält. Es ist nur ein Gewand, in welches die ganze Gestalt auf eine so geschickte Weise gekleidet worden. Von den Schläfen des schönen Hauptes fallen kleine Locken, ein Blumen- und Blätterkranz umschlingt dieselben. — Erato, die lyrische Muse, ist in einer stehenden Position und in dem Augenblicke dargestellt, wie sie die krummgebogene Lyra spielt. Sie steht ganz gerade, ist ganz bekleidet, aber ohne Gürtel und mit bloßen Armen bis zur Schulter. Die Brust wird durch lockere Falten des Kleides angedeutet, das um die Hüften einmal geschürzt ward, wodurch auf der Hälfte des Körpers eine Faltenlinie entsteht, die wie ein neues Gewand aussieht und die Schenkel fester anschließt. Von dem linken Arme, der das Instrument hält, fällt das Gewand in großen Wellenlinien. Die Muse hat kurzes gekräuseltes Haar und ist ohne Kranz. — Klio, auf einem Postamente sitzend, ist in ernste Betrachtungen vertieft. Der Körper, oberhalb vorgelegt, ist abwärts zurückgezogen, sodaß das Kleid in großen Falten über den Füßen bricht und zwischen den Knien einbiegt. Brust und Arme sind bekleidet, letztere bis zu den Ellenbogen. Sie hält in der Linken die historische Rolle und in der aufgehobenen Rechten den Griffel. Unter der Brust wird das Gewand durch einen Gürtel geknüpft. Auch sie ist ohne Kranz und das Haar glatt am Scheitel liegend. — Terpsichore ist wider alles Vermuthen in sitzender Stellung abgebildet worden. Ihre Gewänder sind inzwischen von der leichtesten Art und ihr Körper ätherisch und üppiger als die übrigen. Die Füße, auch unter dem Gewande, haben eine graziöse Situation, und das Kleid, das auf den Knien bricht, dient nur dazu, ihre Form zu verrathen. Es reicht bis zu den Fußspitzen. Um Hals und Busen fällt das Gewand in offenen Wellen, und an dem Arme ist es locker geknüpft bis zur Hälfte. Sie spielt auf einer gewöhnlichen Leier, der thracischen, und trägt um das auf die Schultern rollende Haar einen Lorberkranz. — Euterpe, die den Reigen schließt, ist eine der zartesten Gestalten von allen und trägt ein leicht geschürztes Flügelkleid mit Gürtel und Schulterblättern, die die Gewandfalten tragen und der nackten Arme schöne Form enthüllen. Die Brust ist weit geöffnet und das Oberkleid in großen Massen über beide Arme geworfen. Ihr Attribut, die Flöte, einer Schalmei ähnlich, hält sie in der nachlässig vorgelegten linken Hand. Sie hat fast einen Titustopf und ein sehr ausdrucksvolles, aufmerksames Gesicht und ist ohne Kranz.

Im Allgemeinen habe ich bemerkt, daß die Statuen, für einen architektonischen Zweck bestimmt, in ihren Nischen bald sitzend, bald stehend abgebildet wurden. Der Kaiser, der in seiner Villa alle Schönheiten, die er in Griechenland, Aegypten und in Asien sah, vereinigen und, wenn nicht von daher wirklich beschaffen, doch von den besten Meistern nachahmen ließ, hatte es den Architekten überlassen, die Gruppen der Statuen anzuordnen, und dieser fand es von besserer Wirkung, in seine griechische Musenrotunde, worin überdies abwechselnd Hermen standen, die Figuren nicht alle stehend, sondern auch mitunter sitzend darstellen zu lassen. Man findet in der jetzigen Aula und der demgemäßen Einrichtung, daß diese Variation dem Auge wohlthut. Was besonders an den Figuren auffällt, ist die Bekleidung. Alle ohne Ausnahme sind vom Kopf bis zu den Füßen drapirt, immer reich, immer doppelt, höchstens entwindet sich ein schön geformter Arm dem luftigen Gewande. 29.

Literarische Notizen.

Von Fr. Soulié wird ein neuer Roman: „Le vicomte de Béziers", in Paris angekündigt.

Unter dem Titel: „Veilles d'hiver", kommt eine neue Sammlung Erzählungen und Novellen von A. Dumas, C. Nodier, Soulié, M. Raymond u. a. beliebten Schriftstellern heraus.

Vom englischen Capt. J. E. Cook sind in Paris 2 Bände „Sketches in Spain" erschienen. Der Verf. lebte von 1829—32 in Spanien, und seine Mittheilungen werden als höchst anziehend geschildert. Unter Andern lüftet er auch den Schleier von Dem, was vor und während der ersten, tödtlichen Erkrankung und beim endlichen Hintritt des letzten Königs am Hofe vorging.

Die Contemporaine wird nächstens einen neuen Roman: „Le fils du géolier roi", und zwar in London herausgeben, weil sich in Paris Anstände dagegen erhoben haben sollen.

„Tiel le rôdeur", 2 Bde. (1834) von Fr. Mercey, ist eine Sammlung kleiner interessanter Romane, die sich besonders durch dramatische Lebendigkeit und treues Colorit der Länder und Verhältnisse auszeichnen, in denen sie der Verf. auf seinen Reisen sammelte. Man kann sie kaum zu den leicht hingeworfenen Compositionen der Tagesschriftsteller rechnen. [illegible]

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 89. —— 30. März 1834.

Ueber den zweiten Theil des „Faust" von Göthe.

Brief an einen Freund.

Da liegt der zweite Theil des „Faust" neben mir, wie er oft gelegen hat, und leider sehe ich ihn auch heut mit derselben Empfindung an, die mich schon oft beunruhigte. Ich möchte Dir, dem ich so gern Alles mittheile, was mir über Göthe durch den Kopf geht und im Gemüthe sich festsetzt, über dieses Buch schreiben, und immer kann ich nicht den Muth dazu gewinnen; und immer keinen Punkt, von dem ich ausgehe, keinen Haken, an den ich anknüpfen könnte. Und doch reizt wol kein Werk Göthe's mehr zu Versuchen, sich seiner zu bemeistern, als dieses. Denn er hat es länger als 60 Jahre im Gemüth und Geist getragen; er hat mit großem Aufwande von Kraft daran gearbeitet; es kann in ihm nicht an Spuren fehlen, wie der Geist des großen Mannes sich während eines so langen Zeitraums entfaltete und ausbreitete. *) „Sich dieses Werks zu bemeistern". Wie konnte das Wort aus meiner Feder fließen! — Leiste mir Beistand in Erforschung des Einzelnen; höre meine Einfälle an; belehre mich; laß uns sehen, ob wir das Ganze nicht wenigstens ahnen können!

Gewiß war Deine Bemerkung richtig: Du erkennest in der ältesten Erscheinung des „Faust" die titanische Kraft des Dichters, wie sie in der Biographie desselben, unter der Anmuth des Styls und unter Ironie versteckt, doch unverkennbar hervorblicke; Gretchen aber deute auf das schönere Pfund, was im Innern nicht sollte vergraben bleiben; in der zweiten Redaction und Erweiterung, dann in der einzeln erscheinenden „Helena" erkanntest Du Den, dessen Leben und Kunst in Italien seinen Wendepunkt gefunden, unter diesem Himmel zur Reife gefördert wurde; als ein noch Höheres sahest Du mit mir das Ganze des zweiten Theiles an und fandest vor Allem merkwürdig den Anfang des vierten Actes.

Aber wir wollten beim Einzelnen bleiben, und da ist es nicht zu verwundern, daß uns zunächst und vor Allem die classische „Walpurgisnacht" anzog und beschäftigte; wie denn in der Welt so häufig Räthsel unsere Neugier, unsern Ehrgeiz in Bewegung setzen, ja zu Leidenschaft aufregen können. Räthsel aber haben wir hier genug; und immer noch ist mir diese Partie der Tragödie ein Labyrinth, für das ich mir Ariadne's Faden wünsche; nur daß ich jetzt dasselbe mit Vergnügen durchwandere, da es anfangs wie Nacht und Finsterniß mich umgab. Bald indeß unterschied ich drei Momente, die ich, nackt und kahl, wie sie auf meinem Notizenblatte stehen, Deiner Beachtung vorlege: 1) Mephistopheles gewinnt das Mittel, Fausten die verheißene Helena in die Arme zu spielen durch die Phorkyaden (Taschenausg., S. 157), und mit der gewonnenen Maske scheint er auch in seine Hölle zu fahren, um Dämonen aus ihr für seinen Zweck zu gewinnen (S. 158); 2) Faust erlangt die Entlassung Helena's aus dem Orkus durch Manto und Persephoneia (S. 135); 3) Homunculus muß das Uebrige für die ganze antike Handlung und das Schauspiel thun (S. 178). Denn auf dieses Antike versteht sich ja der moderne Teufel nicht, wie so viele Stellen der Tragödie besagen, und was ja ein Hauptpunkt des Ganzen ist. Homunculus aber bleibt, wie immer, fast das Räthselhafteste in der Tragödie. Er ist „aus viel hundert Stoffen (also doch wol Elementen) componirt" (S. 104); Mephistopheles hat dieser Composition einen beseelenden Hauch, einen dämonischen, erotischen eingeblasen, wie er denn ja selbst gesteht, daß er diese Creatur gemacht (S. 112), ohne die er mit dem Antiken nicht fertig werden konnte. Am Ende löst sich Homunculus im Meere auf, und ein Feiergesang an die Elemente erschallt (S. 178), in denen Eros waltet. Das scheint das Entstehen zu sein, nach welchem sich Homunculus so häufig sehnt (S. 149, 162, 168). Wir haben uns nun nach diesem Schlusse des zweiten Actes Alles, was zum Schauspiel „Helena" nöthig ist, fertig und beisammen zu denken; und muß nicht die antike Welt dem Modernen wie neu aus den Elementen erbaut werden? Und müssen wir ferner

*) In einem Briefe an Zelter (vom 11. Mai 1820) sagt Göthe: „Ich bemerke, daß auch ein wichtiger Theil des „Faust" in diese Zeit (die des „Prometheus" und „Satyros") fällt"; der „Satyros" ist mit dem Jahre 1770 bezeichnet; vollendet ward der „Faust" im Sommer 1831. Wie angestrengt Göthe an dem zweiten Theile arbeitete, geht aus den Briefen an Schiller (Nr. 733 u. a. m.) hervor. In einer Rede des Kanzlers v. Müller heißt es: „Hat er doch einst, als der Besuch eines erhabenen Königs ihn beglückte, sich mitten aus den anziehendsten Gesprächen auf einige Minuten abgeschlichen, um schnell für seinen „Faust" eine eben in ihm aufgetauchte Idee niederzuschreiben."

nicht annehmen, jenes Schauspiel werde im Meere aufgeführt? auf dasselbe werde die Phantasie des Lesers durch die Unterredung zwischen Mephistopheles und dem Kaiser vorbereitet? (S. 62, 63). Nach dem Meere locken die Sirenen, auf das Meer weist Thales hin, in das Meer führt den Homunculus Proteus, dessen verwandelnde Kraft hier kein Märchen ist, der von dem Dichter wie von Homunculus nicht entbehrt werden kann. Oft kommt mir diese „Walpurgisnacht" wie eine Reise des Homunculus vor — und durch was für Gestaltungen! — zu dem Menschlich-Schönen, zu Galatea, die vielleicht deswegen Aphrodite's Platz einnimmt, weil die eigentlichen, die hohen Götter in einer Walpurgisnacht keinen Raum haben. Lies nur einmal, was Lucan, der Dir auch die Erichtho vorführt, im sechsten Buch seiner „Pharsalia" über die geheimnißvollen nekromantischen Zauberkünste singt, über die

supernis
Detestanda Deis sacrorum arcana Magorum.

Den Umstand darfst Du ja nicht außer Acht lassen, daß Eros am Ende in den Elementen schaltet, wie er dasselbe in der altgriechischen Mythologie thut. Sehr bedeutend scheint mir auch das Wort (S. 169): „Dreifach merkwürdiger Geisterschritt!" Homunculus und Proteus müssen aber sicherlich das Beste thun; der Philosoph bleibt auf dem Trockenen. *)

Das war, wirst Du sagen, nur ein Blick, nur Einer in die „Walpurgisnacht" (ein schwacher und ein hypothetischer, setze ich hinzu); wie viele Blicke wären sonst noch zu thun! Nun, die wirf denn nun Du; und da Du gewiß recht gerathen, daß der antike Blocksberg, die antike Walpurgisnacht doch auch ihre Schemen, ihre Kobolde und Fratzen haben müsse so gut wie die moderne, so lege nun aus und deute mir diese Neptunisten und Vulcanisten, wobei Du nur die Oreas (S. 148) nicht vergessen darfst; lege aus diese Telchinen, Psellen, Marsen, diese „irden-schlechte Töpfe", die Kabiren (S. 166) und fürchte Dich vor unsern Symbolikern nicht. Wenn wir den Homer lesen und so doch eine Flocke vom „goldnen Vließ" (S. 166) erwischen, können uns Die nichts anhaben, die sich in endlosen Hymnen ihrer Kabiren freuen. So laß auch nur unsere Romantiker sich über die „leeren Schneckenhäuser" (S. 274) ereifern. Uebrigens bin ich, was Dein „Böseſein auf Göthe" betrifft, in gleicher Schuld mit Dir. Wie konnte er der Begier auf einen Commentar zur „Helena" und deren Entstehung einen nur noch bitterern Stachel geben, indem er (S. 250) in einem Athem die Hoffnung auf einen Epilog des Mephistopheles anregt und benimmt? „Insofern er nöthig wäre!" Ja wohl war er nöthig.

Noch Eins! Ist Dir's nicht merkwürdig gewesen, daß in der modernen „Walpurgisnacht" ein Irrlicht verleuchtet, in der antiken Homunculus mit seiner Flammenleuchte? So dürfte auch die Erscheinung Gretchens in jener, und Galateens und Helenens in dieser, sowie Oberon's goldne Hochzeit im Gegensatz gegen den dritten Act zu weitern Erörterungen Anlaß geben; wie denn überhaupt unverkennbar beide Walpurgisnächte, vor Allem die Behandlung der Natur in denselben, in Contrast stehen und oft zum Parallelisiren auffodern. Wie anständig sich übrigens die antike gegen die moderne ausnimmt, wird Dir nicht entgangen sein.

(Der Beschluß folgt.)

*) „Nun ist aber auch die Generation der homunculorum in keinem Weg zu vergessen. Denn etwas ist daran; wiewol solches bißher in großer Heimlichkeit und gar verborgen ist gehalten worden, und nicht ein kleiner Zweifel und Frage unter etlichen der alten Philosophen gewesen, ob auch der Natur und Kunst möglich sei, daß ein Mensch außerhalb weiblichen Leibes und einer natürlichen Mutter möge geboren werden? Darauf gab ich die Antwort, daß es der Kunst Spagyrica und der Natur in keinem Weg zuwider, sondern gar wohl möglich sei. Wie aber solches geschehen möge, ist sein Proceß also: Nämlich daß — — — Und wiewol solches bis daher dem natürlichen Menschen ist verborgen gewesen, ist es doch den Sylvestris und den Nymphen und Riesen nicht verborgen, sondern vor langen Zeiten offenbar gewesen, daher sie auch kommen. Denn aus solchen homunculis werden, so sie zu mannlichem Alter kommen, Riesenzwerglein und andere dergleichen große Wunderleut, die zu einem großen Werkzeug und Instrument gebraucht werden, die großen, gewaltigen Sieg wider ihre Feinde haben und alle heimliche und verborgene Ding wissen, die allen Menschen sonst nicht möglich sind zu wissen. Dann durch Kunst überkommen sie ihr Leben, durch Kunst überkommen sie Leib, Fleisch, Bein und Blut; durch Kunst werden sie geboren: darum so wird ihnen die Kunst eingeleibt und angeboren, und dürfen es von Niemand lernen" (Paracelsus „De generatione rerum naturalium", lib. I.). Ich erinnere mich, irgendwo gelesen oder gehört zu haben, daß Paracelsus selbst sich einen solchen Homunculus schuf und denselben im Knopfe seines Stockes mit sich herumtrug.

Zur neuesten portugiesischen Geschichte.

Zeit und Gelegenheit, für den künftigen Geschichtschreiber Stoffe zu sammeln und auch in diesen der Literatur gewidmeten Blättern niederzulegen, darf nicht unbenutzt vorüberschwinden. Wir statten diesmal von Dem einen übersichtlichen Bericht ab, was aus britischen und französischen Quellen für die neueste portugiesische Geschichte geschöpft werden kann. Dahin gehören zunächst: 1. „Speech of Visc. Palmerston on the affairs of Portugal". 1. Mai 1829. 2. „Speech of Hyde Villiers, Esq., on the commercial relations of England and Portugal". 15. Juni 1829. 3. „Exposé des droits de Sa Maj. très fidèle Donna Maria II. et la question portugaise, avec des pièces justificatives et documens". Paris 1830. 4. Papers relative to Portugal and to the Brit. and French demands upon the government of that country. Printed by order of the House of Commons". 1831. Am Schlusse des Krieges 1814 erblicken wir Portugal reich an Ruhm, arm aber an allen Segnungen, welche das Glück und die Wohlfahrt eines Volks ausmachen. Der König und ein großer Theil des Adels sind nach Brasilien ausgewandert. Der Ackerbau daheim ist zerstört und der Handel Lissabons durch die Eröffnung der brasilischen Häfen zu Grunde gerichtet. Gesetze, Erziehung, Sitten liegen danieder. Das ehedem rechtliche Landvolk ist durch den Krieg hart, blutgierig, ausschweifend, unordentlich geworden. Indessen ist dabei doch einiges Gute erzeugt: Nationalruhm, Selbstgefühl, Tapferkeit, Ausdauer, Kriegszucht, das Bewußtsein, sich um das Vaterland verdient gemacht zu haben; besonders auch Aufklärung, Gefühl der Ehre und Männerfreiheit durch den Umgang mit den britischen Kriegern. — Da nach Beendi-

g des Krieges die verheißenen Constitutionen nicht ins Leben
en, brachen, wie in mehren andern Ländern, auch in Por-
al Aufstände aus, um das Versagte zu erringen. In Por-
al 1820. Wer soll die wilde Masse zügeln? Die Regent-
ft hat sich verächtlich gemacht. Vom Hofe und Adel weiß
weiter nichts, als daß sie das Mutterland aussaugen, um
Rio de Janeiro zu prassen. Die Richter üben schmachvolle
echlichkeit, die großen Städte wimmeln von Müßiggängern,
aus Mangel an löblicher Beschäftigung sich an Lastern er-
n, das Landvolk ist verarmt und verwildert. Der Klerus
n bleibt übrig, um die aufgährende Revolution zu dämpfen.
n auch vom Heere ist nichts Wirksames zur Erhaltung oder
stellung der Ordnung zu erwarten, davon trägt Marschall
esford die Schuld. Unzeitiger und zu weit getriebener,
ichtsloser Eifer für Disciplin hat ihn verführt, die bishe-
Ordnung, wonach die Regimenter sich als eine Art Land-
in ihren eignen Provinzen aufhielten, abzuändern und
iun öfters die Garnisonen wechseln zu lassen. Die schlecht
unregelmäßig bezahlten Kriegsleute wurden hierdurch zu
nde gerichtet, und somit erlosch die frühere Liebe zu Be-
ord gänzlich. Das Heer ward zu Meutereien gestimmt,
der einzige bisher noch feste Pfeiler gesetzlicher Kraft
Portugal brach. Beresford selbst hatte sich durch jene
bachtsamkeit des letzten Mittels beraubt, wodurch er der
rmflut hätte einen Damm entgegensetzen können. Zu spät
er die Fehler, welche in mehr als einer Hinsicht begangen
n, ein und segelte nach Rio, um die zu lang verzögerten
rmen zu bewirken. Aber die Lunte war schon gelegt. Es
rfte nur eines Funkens, sie zu entzünden. Am 23. Aug.
) erhub ein Obrist zu Oporto den Ruf: „Constitution!"
wurde sogleich eine Junta errichtet. Die Regentschaft zu
bon sah sich gezwungen, Beresford und die britischen Of-
e, weil sie die Volksgunst verloren hatten, zu entlassen.
Constitution ward auch zu Lissabon ausgerufen (18. Sept.).
Regentschaft hörte auf. Es versammelten sich Cortes,
iebeten eine unausführbare Constitution, und Alles gerieth
mmer ärgere Verwirrung. So bittere Erfahrungen mach-
indessen Johann VI. nicht klüger. Statt, nach Palmella's
), in Brasilien durch zeitige Reformen einem ähnlichen
rme vorzubauen, sprach er, wie Karl X., von Festigkeit,
sah sich nun durch eine zweite Revolution, die brasilische,
Portugal zurückgeschleudert, wo er, jetzt abhängig von
dortigen Cortes, zu allem Unfug derselben eine freundliche
e machen mußte. Die Frechheit, womit der alte König
mishandelt wurde, empörte jedoch viele rechtliche Seelen.
s aber übertraf den Grimm der alten Königin, die von
Cortes, weil sie deren Constitution verächtlich verworfen
, für blödsinnig erklärt und eingesperrt worden war.
sinnig war sie wol nicht, hatte aber mit bösem Sinn stets
und Unheil in ihrer Familie angerichtet. — So schlepp-
ie Sachen sich hin bis 1823, wo der Umsturz der spani-
Constitution auch den der portugiesischen durch die Köni-
und Don Miguel, ihren jüngsten Sohn, ihren gleichge-
n Liebling, nach sich zog. Nun gab es in Portugal auf
n des Thrones zwei Parteien, die der Royalisten und die
Ultra-Royalisten. An der Spitze jener standen Palmella,
erre, Loulé; an der Spitze dieser aber die Königin, Mi-
und die Marquis von Chaves und Abrantes. Die erstere
i (auch die Pamplona-Partei genannt) wurde von Eng-
begünstigt, während die letztere (auch die apostolische ge-
) von Spanien und dem Klerus unterstützt wurde. Die
istische Partei gewann vorerst die Oberhand und stellte die
ung einigermaßen wieder her, bewies sich auch dem Lichte
euern Zeit nicht feindselig und begünstigte repräsentative
en. Leider eilte Beresford nicht, nach Lissabon zurückzu-
en, um den neuen Bau befestigen und beschirmen zu hel-
Die Königin nebst Miguel, welche in Loulé die Haupt-
der Royalisten erblickten, eilten desto mehr, diese aus
Wege zu räumen. Der unglückliche Mann ward, in Ge-
sellschaft des Königs selbst, zu einer Jagdpartie eingela-
den. Am andern Morgen fand man ihn todt auf einem Hau-
fen Reisig liegen, wohin er hinabgestürzt sein sollte; aber die
genauere Untersuchung ergab, daß er mittels eines Stilets durch
das Innere des Mundes einen Stich ins Gehirn erhalten hatte.
Und nun stellte sich Miguel sogleich an die Spitze der verwil-
derten Soldateska, schwur allen Freimaurern, die, wie er aus-
rief, den Thron umstürzen wollten, Tod und Verderben, ver-
kündigte die „absolute" Monarchie seines Vaters, dessen Palast
er aber doch durch seine Bande besetzen ließ, ihn selbst als Ge-
fangenen behandelte, die Minister absetzte und alle treue Diener
des Königs und außerdem noch 18,000 Personen einkerkerte.
Jedoch die fremden Gesandten widersetzten sich damals noch die-
sem empörenden Gewaltgriff; der furchtsame alte König fand
Gelegenheit, sich auf ein englisches Kriegsschiff zu retten, wo-
hin auch Don Miguel gelockt und sodann nach Wien geschickt
wurde. Der König und seine Minister traten hierauf ihr Amt
wieder an und alle Verhaftete wurden frei. So ging wieder
Hoffnung auf für Portugals Beruhigung. Leider aber wurde
der englische Minister Thornton, der diese Hoffnung hätte be-
festigen können, abgerufen, und durch einen Mann ersetzt, der
zur Unterdrückung der Verbesserungsversuche in Neapel und
Spanien thätigst mitgewirkt hatte. Die Folgen zeigten sich un-
verweilt. Die edeldenkenden Minister Palmella, Barrados,
Lacerda wurden entlassen. Von der versprochenen Charte kein
Wort mehr! Mit neubelebter Hoffnung lauerten die Ultras
(die Apostolischen), Vögel übler Vorbedeutung, längs den spa-
nischen Grenzen. Während die Sachen so standen, starb Jo-
hann. Ein unglücklicherer Lebenslauf als der dieses Königs
läßt sich schwerlich denken. Der schwache Sohn einer verrück-
ten Mutter, der verachtete Gatte eines nichtswürdigen Weibes,
der unglückliche Vater eines rebellischen Sohnes, der machtlose
Inhaber absoluter Gewalt, ein Flüchtling aus Europa, ein Ver-
stoßener aus Amerika: so lebte er ein Leben von körperlichen
Leiden, geistiger Schwachheit und häuslichem Elend und starb,
seine Freunde, seine Familie, sein Land dem Bürgerkriege und
den Einmischungen der Fremden zum Raube zurücklassend. —
Neue Stoffe zum Hader gohren auf. Der britische Agent, Sir
Charles Stuart, hatte eine Trennung der beiden Höfe von
Lissabon und Rio zu Stande gebracht. Brasilien war unter
D. Pedro ein eignes Kaiserthum geworden, dessen Fürst sich
jedoch das Nachfolgerecht in Portugal vorbehalten hatte. Nach
dem Recht der Geburt, der Tractaten und der Vernunft folgte
also D. Pedro mit allgemeiner Anerkennung auf dem portu-
giesischen Throne. Aber die Trennung von Brasilien und Por-
tugal war von der Art, daß beide Staaten nicht unter einem
Haupte vereinigt bleiben konnten. Deshalb entsagte D. Pedro
dem portugiesischen Throne zu Gunsten seiner Tochter Maria,
unter der Bedingung, daß sie die constitutionelle Karte an-
nähme und in der Folge sich mit ihrem reumüthigen Oheim
D. Miguel vermählte. Dieser Act brüderlicher Liebe ist nun
aber die Hauptquelle unsäglichen Elends für Portugal geworden.
Doch kann man es einem Bruder wol vergeben, wenn er nicht an
diese äußerste Schlechtigkeit eines Bruders glaubte, der selbst
einen Fürst Metternich zu täuschen verstand. Der erleuchtete
Theil des portugiesischen Volks begrüßte die Charte mit Jubel.
Aber die Ultras sowol des Liberalismus als des Absolutismus
waren — die Einen mit der Mäßigung, die Andern mit der
Nachgiebigkeit der Charte — keineswegs zufrieden. Die Feind-
schaft dieser beiden Extreme eben aber ist das Lob der Charte.
Uebrigens wurde sie von allen Parteien feierlich beschworen, von
keinem aber brünstiger als von D. Miguel, der damals in
Wien in unbeschränkter Freiheit lebte und sich daselbst, wie ver-
lautete, der Staatskunst widmete. — Die Partei der alten Kö-
nigin besaß fortwährend großen, örtlichen Einfluß im Lande
und erhielt von Spanien aus und wol noch von anderwärts
her starke Unterstützung. Man ersann allerlei schlechte Ränke,
um die Charte in Verruf zu bringen; besonders schmiedete man
verfälschte Ausgaben der Charte und verbreitete dieselben unter

dem Volke, um es zur Empörung gegen solche schlechte Anordnungen aufzuhetzen. Es schien zu gelingen. Das Volk ward unruhig, wandte den Freunden der echten Charte den Rücken, und sogleich erhoben die mit D. Miguel stets einverstandenen Marquis von Chaves und Abrantes die Fahne der Rebellion, brachen in den Norden und Süden Portugals ein und setzten zu Tavira im Namen des Königs D. Miguel eine Regentschaft ein. Ob sie gleich diesmal nach Spanien, wo sie gehegt wurden, zurückfliehen mußten, so wagten sie doch im November einen neuen Einbruch. Diese Frechheit aber erweckte endlich den britischen Löwen, dessen Wärter glücklicherweise damals Canning war. Britische Krieger wurden nach Portugal eingeschifft; aber die Portugiesen selbst hatten, ehe noch jene Hülfe anlangte, die Apostolischen schon wieder nach Spanien zurückgejagt. Dennoch blieben die Sachen in einem höchst unsichern Zustande. Die alte Königin mit den Apostolikern, D. Miguel mit der Soldateska und dem Pöbel, und die radikalen Ultraliberalen bildeten 3 Parteien gegen die Charte. Die Landung der Briten erfüllte alle Freunde einer geregelten Verfassung mit Hoffnung und Vertrauen. Die Feinde derselben unternahmen in der Verzweiflung zwar noch einmal einen Einbruch, wichen aber, als General Stubbs nach Coimbra vorrückte, wieder in ihren alten Schlupfwinkel, Spanien, zurück. Die Charte ward angenommen, Maria als Königin anerkannt, und alle rechtlichen Leute jubelten; denn sie glaubten, es werde nun unter britischem Schutze das neue Glück des Landes erblühen. Aber — Canning starb! (8. August 1827.) Goderich trat nur für wenige Monate an dessen Stelle; dann bemächtigte sich derselben Wellington. Sogleich kehrte D. Miguel (im Februar 1828) nach Portugal zurück und — das erblühende Glück wurde zertreten. In weniger als zwei Monaten riß er alle Gewalt an sich und ward als absoluter König ausgerufen, er, der noch erst im April 1826 den pflichtvollsten, zärtlichsten Brief an die damalige Regentin, Isabella, seine Schwester, von Wien aus geschrieben und darin die Tochter seines lieben Bruders als gesetzmäßige Nachfolgerin ehrerbietigst anerkannt und zugleich seine schmerzlichste Besorgniß ausgedrückt hatte, daß falsche, gottlose Leute sich erfrechen möchten, seinen Namen zu misbrauchen, um ihre schändlichen Plane auszuführen und Unruhen in Portugal zu erregen; er, der, um solchem Unheil vorzubeugen, gebeten hatte, seinen Brief, dessen Inhalt die freiwillige Sprache seines Herzens sei, öffentlich bekannt zu machen; er, der zum Ueberfluß diesem ersten Briefe einen zweiten (14. Juni) nachgesandt hatte, in welchem er seiner Schwester für die Veröffentlichung des ersten innigst dankte, eine erbauliche Predigt über die Gefahren des Ehrgeizes einwob und seine Unterwürfigkeit unter alle Maßregeln seines gesetzlichen Souverains und geliebten Bruders D. Pedro erklärte (s. oben erwähntes „Exposé etc". und „Pièces etc".); er, der am 4. Oct. (1826) feierlichst zu Wien die oftlerwähnte Charte beschworen, sich am 29. mit Maria in Gegenwart des östreichischen Kaisers, Maria's Großvaters, verlobt, und dann seinen Vorsatz, dem edeln Willen seines erhabenen Bruders und Souverains in Allem zu gehorsamen, beschworen hatte. Unter solchen Umständen hatte der britische Gesandte zu Wien in Fürst Metternich's Vorschlag eingewilligt, den Titel „Statthalter", den D. Pedro seinem Bruder ertheilt hatte, freilich ohne Befugniß hierzu, in „Regent Portugals" zu verwandeln und ihm demnächst die Rückkehr dahin freizustellen. Wider alles Erwarten aber hatte vorerst D. Miguel sich zur Rückkehr damals noch nicht geneigt bewiesen: denn — wie das hinterher klar geworden ist — er hatte dazumal von seinen Correspondenten und Helfershelfern Chaves und Abrantes erfahren, daß sie ihn zum absoluten König ausgerufen hätten. Da hatte er nun erst den Erfolg der Rebellion abwarten und zur Unterhandlung mit mehren Höfen, ob selbige vielleicht geneigt sein möchten, seine Usurpation gutzuheißen, Zeit gewinnen wollen. Bekanntlich war dieses misglückt, und so hatte denn Miguel nicht wol länger zögern können, die Reise nach Portugal, wie oben erzählt worden ist, anzutreten. Sein treuer Mentor, Bombelles, hatte ihn, dem der getäuschte Fürst Metternich das Zeugniß gegeben: „qu'il est dans les meilleurs dispositions et qu'il est non seulement résolu à maintenir la charte, mais qu'il en sent même l'importance et la nécessité" (s. Depeche an Fürst Esterhazy 18. Oct. 1827), begleitet; er war unterwegs in London vorgekehrt, hatte dort dem Könige (nach schon von Wien aus vorangegangenen Briefen gleiches Inhalts an Georg IV.) seine Ehre verpfändet, constitutionnel regieren zu wollen, hatte 200,000 Pf. St. zugesichert erhalten, hatte Lord Dudley beschwatzt, die Entsagung D. Pedro's zu beschleunigen und die britischen Kriegsvölker, die schon Befehl zur Rückkehr erhalten hatten, noch eine Weile dort zu lassen. Nachdem der Erzbetrüger dieses Alles zu Stande gebracht, war er dann mit englischen Schiffen, Geldern und Truppen nach Lissabon abgesegelt, um, wie er vorspiegelte, die Regentschaft zu übernehmen und den ausgestreuten guten Samen zu hegen und zu pflegen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Gelehrte und literarische Vereine in London.

Am Ende des Jahres 1833 zählte man in London 40 gelehrte Gesellschaften in voller Thätigkeit, mit 18,000 Mitgliedern. Unter diesen verdienen durch die Wichtigkeit ihrer Arbeiten und die Zahl der Mitglieder folgende eine besondere Erwähnung: Zoologischer Verein 2446 Mitglieder, Gartenbau 1875, Künste 1000, königliches Institut 758, königliche Gesellschaft 750, geologische Gesellschaft 700, linnéeische 600, asiatische 500, geographische 520, astronomische 320, antiquarische 300, literarische 271, 6 medicinische 1700, ein mechanisches Institut 1000 u. s. w. Im Verlaufe des Jahres 1833 sind in den verschiedenen gelehrten Vereinen von London 872 Memoires vorgelesen worden, von denen 340 im Drucke erschienen sind.

Sekten in Nordamerika.

Ein witziger Kopf hat von den Nordamerikanern gesagt: „Sie haben zu viele Religionen, um viel Religion zu haben". Es gibt gegenwärtig in den Staaten der Union einige dreißig Hauptsekten, die sich in eine Menge Verzweigungen spalten. Hier sind die Namen der bekanntern: Wiedertäufer, Episkopalmethodisten, Röm. Katholische, orthodoxe Congregationalisten, Presbyterianer, associirte Presbyterianer, holländische reformirte Kirche, Cumberländische Presbyterianer, Lutheraner, Unirte Brüder, Unitarier, Universalisten, Quäker, Mennoniten, Tunkers, Shakers, die Kirche des neuen Jerusalems. („American repository".) 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 90. — 31. März 1834.

Ueber den zweiten Theil des „Faust" von Göthe.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Ueber die „Helena" und wie hier die Gegeneinanderstellung des Antiken und Modernen auf den Gipfel getrieben ist, ein andermal. Für jetzt erinnere ich Dich nur daran, daß Göthe den Gedanken an diese früherhin „Phantasmagorie" genannten Scenen schon vor vielen Jahren, lange vor dem vollendeten ersten Theile der Tragödie, mit sich herumgetragen, indem wir ihn bereits im Jahre 1800 mit der Ausführung beschäftigt sehen. In einem Briefe an Schiller vom 12. September jenes Jahres klagt er, daß er Das, was ihn auf den alten Kothurn gehoben, nun bald wieder in eine Fratze verwandeln müsse. Da tröstet ihn der Freund, was jener annimmt; und wie Recht der Tröstende hatte, das erkennen wir nun, da das Ganze vor uns liegt. Und wer möchte auch einzeln diese „Helena" entbehren. Ueber sie ist in d. Bl. (Nr. 185, 186, 260 f. 1827) geredet, und ich ersuche Dich, Deine Betrachtungen an das dort Gesagte anzuknüpfen, was Dir um so leichter sein wird, da Du genug zu widerlegen, berichtigen und modificiren finden wirst. Denke dann auch nach, ob das im vierten Bande der Göthe'schen Werke mitgetheilte „Fragment zum Faust", ich meine das Gespräch zwischen den kleinen Dämonen und Amor, nicht einige Aufschlüsse über den Eros in der „Walpurgisnacht" gibt. Schade, daß wir das Jahr der Entstehung dieses Fragments nicht wissen. Mir scheint der Dichter in früherer Zeit einen andern Plan in Bezug auf „Helena" gehegt zu haben, der dann zugleich mit jenem Fragmente der Erfindung weichen mußte, die wir jetzt bewundern.

Ich habe die Klage gehört (die freilich in unsern Tagen nicht befremdet), im „Faust" trage das Antike über das Moderne den Sieg davon und somit das Heidenthum über das Christenthum. Wie wenig haben diese Klagenden den Anfang des vierten Actes begriffen! auf den wir gewiß großes Gewicht zu legen haben; und wie wenig haben sie eingesehen, daß dem Läuterungsprocesse, der mit Faust vorgeht, auch die *sinnliche* Liebe zu dem Schönen unterworfen ist, die ihn Helenen begehren macht. Die *Sirenen* walten nicht umsonst in der Walpurgisnacht; und auch das Gespräch des Nereus mit den Doriden ist hier zu beherzigen (S. 175). Aber ein Großes ist es, was Faust durch die Eroberung der antiken Schönheit gewinnt; und wenn wir empfinden, wie in jenem herrlichen Monologe (S. 252) ihm der Sinn für *Seelenschönheit* aufgeht, dann gedenken wir, wie so oft in der Tragödie des gewichtigen Wortes, worin Mephistopheles gleich anfangs seinen Charakter und seine Bestimmung ausspricht:

Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will, und stets das Gute schafft.

„Man merkt's, Faust kommt von Heroinen" (S. 257); man merkt es an der Thatkraft, die ihn erfüllt, aber das merkt der Teufel nicht, oder will es nicht merken, daß ihm auch etwas geworden ist, was weder die antike Welt, in die er so kühn eingedrungen war, noch die moderne, in der seine Leidenschaften ihn herumtrieben, ihm geben konnten. Das ist die Entfaltung des „Unsterblichen", was späterhin die siegenden Engel entführen (S. 331). Wie schön zeigt sich uns Faust's gereinigter Sinn in seiner veredelten Naturansicht (S. 253, 254), zu der jene Scene in der waldumgebenen Höhle (Th. I.) einen bedeutenden Contrast bildet! Und so ist wahrlich die Klage thöricht, Faust komme mir nichts dir nichts in den Himmel ohne Buße und Fegfeuer, ohne Gottseligkeit. Gebüßt hat er wol genug auf Erden, auf dem Blocksberge, vor Allem in Gretchens Kerker, in jener Nachtscene, wo auf den Greis „die grauen Weiber" eindringen und die *Sorge* ihn des Augenlichts beraubt; seine Läuterung war wol zugleich ein Fegfeuer, und wenn wir die Engel singen hören:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen (S. 336),

dann denken wir wol nicht an ein leeres Streben, an eine Freude an der bloßen gehaltlosen, sitteentblößten That; wir gedenken wol Faustens, wie er zu der Einsicht gelangt, daß nur *Der* Freiheit und Leben verdient, der sie täglich erobert; wir gedenken Dessen, der in den letzten Augenblicken seines erblindeten Greisenalters sich an dem Gedanken weidet, einen freien Boden geschaffen zu haben für ein freies Volk (S. 321). Und wenn wir Faust so betrachten, ist dann die Behauptung zu kühn, der *Herr* sei ihm verschuldet, er, der Fausten dem Teufel übergab, und zwar auf Lebenszeit, wie der „Prolog im Himmel" dieses deutlich ausspricht?

Ich habe ferner einige unserer Freunde urtheilen hören, der zweite Theil des „Faust" sei eine Galerie von verschiedenen Gemälden, ohne Beziehung aufeinander hingestellt. Wenn wir aber wahrnehmen, wie Faust nach dem ungeheuern Sturze, zu dem ihn seine Leidenschaft gebracht hat, wieder auf feste Füße hingestellt und nun in eine höhere Sphäre eingeführt, bald die Nichtigkeit dieses sogenannten höhern Lebens gewahr wird, diesen Schein, wovon das Papiergeld ein so treffendes Symbol ist, wenn auch das der Gedanken- und Ideenwelt angehörige (laß dies einmal vor der Hand gelten und bedenke, daß der ganze zweite Theil allegorisch und symbolisch zu nehmen ist) ihm in Dunst aufgeht; wenn er dann, nach einem Wirklichen trachtend, durch Mephistopheles' und Homunculus' Hülfe desselben theilhaftig wird und, nach Verkümmerung auch dieses Genusses, auf ein Höheres sich hingewiesen sieht; wenn er, von That zu That eilend, nicht zufrieden mit Thaten, die sonst groß genannt werden, mit einem gewöhnlichen großen Besitze sich erst ein Land erschafft zum Raum für noch größere Thätigkeit und als Ziel derselben das Höchste setzt, was ein Mensch erstreben mag, aber schwerlich erreicht; wenn er im Vorgefühl des höchsten Glücks: „ein freies Volk auf freiem Grund zu sehen", ein Volk, was er gebildet, auf einem Grunde, den er geschaffen, befriedigt zu sein erklärt, und mit dieser Erklärung der Moment eingetreten ist, wo er — nicht dem Teufel, wie dieser wähnte, anheimgefallen ist, sondern der Gnade des Höchsten, des Allbarmherzigen — wenn wir dieses wahrnehmen, dann ahnen wir einen großen Zusammenhang auch in diesem zweiten Theile der Tragödie. Auch Mephistopheles bewährt sich in ihm als einen solchen, wie er sich ankündigte, als den Geist, „der stets das Böse will und stets das Gute schafft"; und wir finden einen großen Sinn darin, daß der Dichter Fausten zu so hohen Jahren gelangen läßt, wie denn auch sein Erblinden mich zu Gedanken veranlaßt hat, die ich für jetzt wie manches Andere noch zurückhalte. Daß Mephistopheles auch in den spätern Thaten Faust's eine Rolle spielt, davon wirst Du den Sinn leicht erkennen.

Aber ich überschreite das Maß, das ich mir für diesen Brief gesetzt hatte. Ich wollte nur einzelne Gedanken mittheilen, die mir während wiederholter Lecture gekommen, wollte nur fragen und Dich zu Antworten veranlassen. Nun aber bist Du wol der vielen Scheinen und Meinen herzlich müde, und doch sollte, nach meiner frühern Absicht, das eigentliche Fragen erst recht angehen: über die Maskerade, den Knaben Lenker, den Plutus, die Phiole, in der Homunculus steckt, auch über den Nekromanten von Norcia u. s. w. was weiß ich's Alles? Doch bin ich in der That selbst der vielen Einzelheiten müde, die dieser Brief umfaßt. Laß mich nur noch das Eine sagen, daß mich anfangs die beiden Helenen, die am Hofe des Kaisers und die später erscheinende, betroffen machten. Ich verlor diesen Punkt aus den Augen; jetzt finde ich — aber mit einem expressiven „?" — Folgendes am Rande der 91. Seite meines „Faust" notirt: „die zuerst erscheinende Helena ein Geist, eine Idee, ohne wirkliches Sein; die zweite dagegen die wirkliche, eine existirende wie vormals. Die erste konnte Mephistopheles per se hervorzaubern, das gehört in sein Fach, nicht so die zweite; dazu bedarf er des Homunculus." Weißt Du hieraus etwas zu machen?

Und nun genug! Graut Dich bei dem Skelett, welches dieser Brief enthält, welches leider noch dazu ein sehr unvollständiges, precaires ist; laß uns nur zusammen forschen und es vollständig zu machen suchen. Wir werden uns dann um so lebendiger des Fleisches freuen, womit die Poesie das Skelett bekleidet hat: der Masquerade, des Papiergeldes, des Raubes der Helena, des vortrefflichen Wagner, des Chiron und des unvergleichlichen Nereus. So lebe wohl, mein Bester, wer Du auch seist, und laß mich nicht in den Fall kommen, den ich schon einmal in d. Bl. erlebt habe, daß ich meine Briefe selbst beantworten muß. Es ist mir wirklich recht sehr um Belehrung zu thun; und welcher Deutsche, der seinen ersten Dichter ehrt und liebt, möchte nicht Einsicht gewinnen in das Werk, in welchem dieser ohne Zweifel die Schätze seines tiefsinnigsten Wissens niedergelegt hat, das recht eigentlich das Werk seines langen, reichen, vielbewegten Lebens ist?

1.

Zur neuesten portugiesischen Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Don Miguel war indeß nicht sobald in Lissabon angelangt, als der scharfsichtige britische Gesandte Lamb Unredlichkeit ahnte und deshalb die oben erwähnte Summe vorerst noch zurückhielt. Aber — wer hätte es denken sollen! — dieselben britischen Kriegsvölker, welche Canning zum Heil Portugals dorthin geschickt hatte, mußten jetzt, da Miguel's Schlauheit deren noch einstweiliges Bleiben bewirkt hatte, dazu dienen, seine Usurpation zu begünstigen. Er hatte nämlich ungesäumt seine Helfershelfer aus Spanien, wohin sie eben durch jene britischen Völker ausgetrieben waren, zurückberufen und eilte nun, seine ungesetzliche Gewalt zu gründen und zu befestigen, ehe noch jene Briten, die angewiesen waren, den „gebesserten" Prinzen bei seiner Regentschaft zu schirmen, bei den geänderten Umständen einen Gegenbefehl erhalten möchten. Er entließ die der Constitution getreuen Minister, Beamten und Officiere und bereitete die Auflösung der Kammern vor. Dieses würde ihm aber nimmer haben gelingen können, wenn nicht eine große Zahl tapferer Portugiesen, welche schon im Begriff standen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, durch Erkundigung bei dem britischen Befehlshaber erfahren hätten, „er sei noch immer angewiesen, den Regenten zu beschirmen". Unter solchen Umständen konnten sie nichts gegen Miguel's Gewaltgriff unternehmen (s. Palmerston's Rede), und dieser ließ nun sogleich durch die Presse und von den Kanzeln und durch eigne Proclamationen die grimmigsten Drohungen gegen die Begünstiger der Charte ausgehen und hetzte den Pöbel gegen Alle an, welche nicht sofort in das verrätherische Geschrei: „Es lebe der König D. Miguel!" einstimmen wollten. Zwar beeilte sich Lamb, diese Greuel nach London zu berichten, aber unglücklicherweise bildete sich Lord Dudley ein, durch ein rhetorisches Kunstwerk von 6 Quartseiten (s. „Exposé etc.") D. Miguel reformiren zu können, da zwei Zeilen, wodurch die engl. Truppen auf der Stelle zurückgerufen worden wären, bessere Abhülfe geschafft haben würden. Miguel benutzte den noch günstigen Augenblick, in Folge der Aufforderung complottirender Versammlungen, daß er die Krone annehmen möge,

nen geschwind die Kammern aufzulösen, die alten Cortes zusammenzurufen (jedoch hierbei die Erwählung nur solcher Mitglieder zu gestatten, welche den Dienst Gottes und des Thrones im Auge hätten; s. Circulare vom 6. und vom 17. Mai 1828) und sich von diesen so erwählten Cortes als Den bestimmen zu lassen, mit welchem Gott in dem Lande am besten gedient sei als König von Portugal. Einer so starken Auffoderung konnte der vortreffliche Regent nicht einen Augenblick widerstehen und setzte dem zufolge die Krone, welche er für seine Nichte zu bewahren geschworen hatte, rasch auf sein Haupt. Als aber der schändliche Eidbrecher und Betrüger so die Larve abgeworfen hatte, brachen die fremden Minister sogleich allen Verkehr mit ihm ab, und er sah sich unter dem Banne der civilisirten Welt. Das kümmerte ihn jedoch wenig! Er ist auch einer von Denen, welche, trotz aller Schlechtigkeit, sich durch freches de facto und dann Consequenz geltend gemacht haben. Alle Staatsdiener, vom ersten bis zum letzten, die nicht augenblicklich den absoluten König M. hoch leben ließen, wurden abgesetzt. Verbannung, Kerker, Confiscation, Schaffot wurden dem Throne als Stützen untergeschoben. Und die britischen Kriegsvölker? — Sie wurden endlich dann grade zu der Zeit abgerufen, wo, wenn sie nun noch in Portugal geblieben wären, ihre Gegenwart die erschütterte Sache der gesetzmäßigen Königin hätte herstellen können. Sie aber segelten nun ab, und an ihre Stelle ließ Miguel eine Bande von 30,000 Buben aus der Hefe des Volks treten, genannt „Königl. freiwilliges Policeicorps". Diese dienten nun in ihren eigenen Districten als Beschirmer D. Miguels und — der Religion! Kleidung und Waffen erhielten sie von der Regierung, beköstigen aber und besolden mußten sie sich auf ihre eigene Hand. So wurden sie als Spione und Angeber die Geisel und Vampyre Aller im Lande, die noch etwas zu verlieren hatten. Es gab kein anderes Rettungsmittel, als sich von ihnen loszukaufen. Denn wer von 2 oder 3 dieser Schurken angeklagt wurde, der war verloren! (Diese Bande kann man auch als den Kern des jetzigen Miguelistischen Heeres betrachten.) Verfolgungen, Verhaftungen, Verbannungen, Hinrichtungen und damit zugleich Lähmung alles Handels und Verkehrs kamen an die Tagesordnung (s. Matthews', des engl. Consuls, Bericht vom Dec. 1828). Angeklagte und eingekerkerte Arme mußten buchstäblich verhungern; denn die Regierung ließ ihnen nichts zur Nahrung verabfolgen. Wohlhabende Gefangene, die im Gemisch mit Dieben, Mördern, Huren in schmuzigen Gefängnißhöfen ihre Wohnungen erhielten (zwei vornehme Damen, jetzt in England, wurden mit zwei gemeinen Huren zusammengesperrt), fristeten zuweilen jenen Verhungernden das Leben. Viele wurden in einsame oder unterirdische Kerker geworfen, um daselbst zu verschmachten. Um Miguel's Klauen zu entgehen, flohen die Begüterten. Er füllte dann mit ihrer Hinterlassenschaft seine Kisten. Im Jahre 1831 waren über 50,000 verbannte oder flüchtige Portugiesen, alle versunken in das tiefste Elend, über Europa verstreut. Mehre Tausende schmachteten und verschmachteten in Kerkern oder hielten sich in Höhlen und Wäldern versteckt. 20,000 standen, als Verdächtige, unter policeilicher Aufsicht der oben geschilderten Bande. Mehre Tausende waren dem pestilenzialischen Klima Afrikas überliefert. Hauptfeste waren die Hinrichtungen. Sie füllten jedesmal einen ganzen Tag. Der Gang nach dem Blutfelde dauerte vom Morgen bis zum Mittage. Von Stunde zu Stunde ward Einer abgeschlachtet. Die Unglücksgefährten, die Verwandten und Freunde mußten zuschauen. Wenn sie das Haupt senkten, stießen ihnen die Officiere der königl. Freiwilligen mit dem Degen unter das Kinn (s. Matthews' Bericht. März 1829). Die Gerechtigkeit hatte Abschied genommen. Die Richter waren entweder verderbt oder eingeschüchtert worden. Rechtliche Männer wurden abgesetzt und Rabulisten oder gemeine Schreiber traten an ihre Stelle.

Während dieses der innere Zustand des unglücklichen Landes unter D. Miguel (den Sir John Campbell, jetzt in D. Pedro's Gefangenschaft, einen „edeln, freundlichen, offenen und aufrichtigen Mann" in seinem Bericht an Lord Londonderry nannte) war, gestaltete sich der äußere, besonders in Bezug auf England, folgender Art. Es war den Anhängern der rechtmäßigen Königin geglückt, Oporto zu besetzen. Don Miguel erklärte die Stadt in Blocadestand und — das neue Ministerium Wellington-Aberdeen erkannte diese Erklärung eines von allen Höfen abhorrescirten Usurpators an. Nun mußten die Getreuen der Königin sich eiligst zu retten suchen. Nicht genug! Wellington sandte einen besondern Botschafter nach Brasilien, um zu bewirken, daß die junge Königin den zärtlichen Armen ihres getreuen Oheims überliefert würde. Glücklicherweise ging der Anschlag fehl. Unterdessen hatten Terceira und einige andere westliche Inseln die rechtmäßige Königin anerkannt. Während Wellington D. Miguel verstattete, ein Geschwader gegen Terceira auszurüsten, verhinderte er aber die nach England geflüchteten Portugiesen, den loyalen Terceirensern zu Hülfe zu eilen, und ließ 300 derselben, die sich bereits dorthin eingeschifft hatten, durch britische Kanonen von dem Gestade der Insel wieder zurücktreiben. Hierdurch ermuthigt, legte D. Miguel seine Klauen nun an britische Unterthanen selbst, die ihm nicht günstig zu sein schienen. Mehre mußten im Jahre 1828 (s. Matthews' Berichte) Einkerkerung oder Mishandlungen anderer Art erdulden. Das brit. Ministerium ließ unter dem Vorwande der Neutralität dieses Alles ruhig geschehen. Miguel's Frechheit stieg nun aber so hoch, daß er selbst die englischen Waaren überall mit höhern Steuern belegte. Doch dieses Alles hielt Wellington seinem Lieblinge zu gute. Jetzt erklomm Miguel den Gipfel; er vergriff sich nicht nur an Schiffen engl. Privatpersonen, sondern er ließ (1830) selbst ein königl. Packetboot wegnehmen, die Mannschaft mishandeln und berauben und Schiff und Ladung verkaufen. Wahrscheinlich spielte er England so gröblich mit, um die damalige Regierung, was sie nicht ungern zu sehen schien, zu drängen, ihn als König zu erkennen und zu begrüßen. Auch war es in der That darauf und daran, daß diese Regierung mit dem Usurpator um Erfüllung seiner Wünsche unterhandelt hätte, als sie vom Steuerruder entfernt wurde, und nun die Scene sich mit einem Male änderte. Palmerston, der neue Minister des Auswärtigen, ließ durch den neuen Consul Hoppner Don Miguel erklären, daß alle jene Unbilden auf der Stelle ein Ende nehmen müßten. Der Verwöhnte meinte zwar Anfangs, es sei, wie bisher, hiermit wol kein rechter Ernst und fuhr fort nach alter Weise; aber nun erfolgte, wofern nicht binnen zehn Tagen eine entscheidende Erklärung einliefe, die Drohung, daß sofort eine englische Flotte im Tajo erscheinen würde. Miguel versuchte noch einmal Ausflüchte. Als er jedoch sah, daß der brit. Consul durchaus unfügsam geworden sei, schickte er sich in das Nothwendige, zumal er sich damals auch mit den Franzosen so schwer verfeindet hatte, daß deren Flotte wirklich in den Tajo einlief. Die weitern Ereignisse liegen am Tage. 82.

Romanenliteratur.

1. Novellen von Ulrich Reimann. Zwei Bändchen. Berlin, Amelang. 1833. 8. 3 Thlr.

Es geschieht wol hochgelahrten Philologen und Commentatoren, daß sie nicht immer den Sinn im Texte des von ihnen herausgegebenen oder mit Noten versehenen Autors treffen und oft was hinein, statt heraus erläutern. Begegnet das Männern, die das Forschen zum Zweck ihres Lebens machen, warum sollte sich ein Kritiker, der weit entfernt ist, sein Urtheil als Normalansicht aufzustellen, zu schämen brauchen, wenn er den Sinn der Dichtung nicht ebenso wie deren Verf. auffaßt, und etwa von diesen vier Novellen meint, sie sollten das Heillose oder Bedenkliche des Dilettantenwesens dem Leser vor die Augen bringen? Verständen sich die jungen Helden der Erzählungen aufs Lieben, so recht aus Herzensgrund, sie schwankten nicht, und ihre Geliebten auch nicht, sie beherrschten die Verhältnisse, oder setzten sich dem

Unvermeidlichen entgegen, nur so wäre ihre Ergebung und ihre Schwermuth nicht die eines zagen Mägdleins, das sich im Spiegel beschaut, ob ihr das Verzweifeln gut zu Gesicht stehe. Wären diese Maler, Musiker, Schauspieler und Dichter recht sicher in Dem, was sie wollten, sie prüften die Meinung Andersdenkender, änderten hier und da wol ihre Ansichten, ließen sich im Wesentlichen aber nicht irren und behielten vor Allem ihren frischen frohen Muth. Von ihren Leistungen sehen und hören wir nichts, aber wir möchten kaum glauben, daß sie etwas Vorzügliches zu Stande gebracht hätten, so geistvoll, pikant und sogar neue Seiten den Gegenständen abgewinnend der Schöpfer dieser mit sich zerfallenen Jünglinge über die Dinge zu sprechen weiß. So sagt er z. B., die neuere Kunst sollte nur noch mehr klar und deutlich darüber werden, „daß jener Geist einer mehr sinnlichen Frömmigkeit, in welchem die altitalienischen und deutschen Maler ihre Heiligenbilder schufen, nicht weniger als der spätere Geist jener gefühl- und empfindungsvollern Frömmigkeit, aus welcher die alte Kirchenmusik hervorgegangen ist, gleichsam verflogen sei, und der neuern Zeit nicht mehr angehöre; daß aber der Geist einer mehr rationellen oder verständigen Frömmigkeit, welcher unserm Jahrhundert im Allgemeinen eigen ist, vielleicht wol der Poesie, unstreitig aber nicht der Musik und Malerei zusage, und daß also Musiker und Maler, falls sie nicht die Kraft in sich fühlen, ihr Jahrhundert umzuwenden und in eine neue Richtung zu bringen, andere Gebiete für die Schöpfungen ihrer Kunst aufsuchen und sich aneignen müssen". — Ebenso heißt es: „Wie nun Geist und Charakter des Menschen durch die besondere und eigenthümliche Mischung der vier Temperamente, die in jedem Menschen zugleich vorhanden sind, bestimmt wird, so bestimmt sich die Seele des Quartetts nach dem verschiedenen Gehalte der vier Theile und der ihm entsprechenden Behandlung der Instrumente. Lassen Sie das Adagio zu sehr hervortreten, so haben Sie ein melancholisches Quartett, heben Sie das Scherzo zu hoch heraus, so haben Sie ein cholerisches oder sinnliches, versehen Sie es mit dem letzten Satz und geben ihm eine zu langsame, matte Bewegung, so haben Sie ein unerträgliches phlegmatisches Ding." — Um solcher und ähnlicher Stellen willen (die ausgehobenen sind nur Wahl des Zufalls) sind die Novellen anziehend, zum Selbst- und Weiterdenken anspornend, bedeutender als durch Das, was die Erfindung betrifft.

2. Willfried und Bertha. Ein Gemälde der Barbarei des 12. Jahrhunderts von Aug. Leibrock. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 1 Thlr.

Hier ist Alles in bestem Einklang, Erfindung und Sprache, mit Gedanken bemüht der Verf. weder sich, noch seine Leser. Es ist so von jedem Ingrediens eines Ritterromans etwas darin zu spüren, und da der Autor im Mischen der Bestandtheile doch einige Vorsicht anwendete, den Kaiser Friedrich von Hohenstaufen nicht fluchen, die frommen Klosterschwestern nicht mit den Humpen klirren ließ, so wird ein nicht übersättigtes Publicum, das Geschichten der Art liebt, seine Rechnung bei diesem Buche finden, das sogar im Halbschlafe noch verstanden werden kann.

3. Die Polin. Historische Erzählung von F. Th. Wangenheim. Erster Theil. Enthält: Der Malachowski-Jäger. Zweiter Theil. Enthält: Ostrolenka. Dritter Theil. Enthält: Die Heimatlosen. Braunschweig, Mayer sen. 1833. 8. 3 Thlr.

Nach neuestem Geschmacke zurecht gemacht. Für den großen Theil unserer Zeitgenossen, dem jedes Buch matt scheint ohne politisches Raisonnement, auch wenn es blos für leichte Unterhaltung geschrieben wurde, ist durch Ort und Begebenheit, wo der Roman spielt, was geschieht, bestens gesorgt. Gewichtige Namen werden genannt, Diebitsch, Czartoryski treten persönlich auf, haben auch die Art von Portraitsähnlichkeit, daß man darauf Folgerungen gründen und hin und her vernünfteln kann. Liebhaber des Historisch-Romantischen gehen auch nicht leer aus, für sie wirft sich die Geschichte zurück bis 1769 nach Livorno, wo Orlow die unglückliche Tochter der Kaiser Elisabeth unter dem Vorgeben, sie auf den Thron zu erheben, auf das Schiff lockte, zum Gefängniß, zum Verderben. Diese historische Thatsache ist bunt romanhaft zugestutzt; die Verlockte hat eine Nachkommenschaft, welche auf den polnischen Thron Ansprüche zu machen sich berechtigt fühlt, das bringt denn Altes und Neues, Wirkliches und Ersonnenes in Zusammenhang, und damit Niemand ob solcher Ansprüche besorgt sei, werden am Schluß Prätendenten sammt ihrem Anhang ins Grab gelegt.

4. Die Kämpfer der Vendée in Deutschland und Italien. Eine Novelle von E. Ehrenreich. Berlin, Amelang. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hieße der Verf. wie tausend Andere, man würde seine Liebesgeschichte für ein leidliches Buch erachten; aber ein Ehrenreich, der von Kämpfern in der Vendée schreibt, kann nur das Außerordentliche besingen, von den edelsten Großthaten berichten, die Vorgänge in der Vendée, das Land selbst im Zauberspiegel einer blühenden, gestaltenden Einbildungskraft uns verklären — und nun, welche Enttäuschung. Ein mittelmäßiger Roman, ohne Haltung und Gestaltung, nur das Nothwendigste des Geschichtlichen, des Oertlichen angeführt, aber genug, keine Blöße zu geben; ein Werk, das, wenn es einmal gedruckt werden sollte, des eignen Vortheils willen durchaus unter verändertem Titel und Namen des Verf. erscheinen mußte. 53.

Literarische Notizen.

A. M. Perrot und Mad. Alex. Aragon haben sich zu Herausgabe eines „Dictionnaire universel de géographie moderne" vereinigt, das 3 Bde., in 60 Lieferungen mit ebensoviel Landkarten, stark, in Jahresfrist vollendet sein und an Vollständigkeit alle bisherigen geograph. Wörterbücher übertreffen soll.

Von A. Barginet's „Chroniques imperiales" ist die 2. Periode erschienen.

Die Verfasserin der „Mémoires d'une femme de qualité etc.", Madame de D..., hat soeben in 2 Bdn. herausgegeben: „Le comte de St. Germain et la marquise de Pompadour".

„Nouvelles recherches bibliographiques pour servir de supplément au Manuel du libraire et de l'amateur de livres" von J. Ch. Brunet sind in 3 Bdn. erschienen.

Adolf von Bourgoing, dessen Vater das „Tableau de l'Espagne moderne" geschrieben, hat soeben herausgegeben: „L'Espagne. Souvenirs de 1823 et de 1833".

„La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831" ist soeben in Paris bei Levavasseur erschienen. Das Werkchen soll, dem Titel zufolge, aus Bruchstücken bestehen, die den von dieser Fürstin selbst niedergeschriebenen Memoiren entnommen sind.

Von Chateaubriand erscheinen in 2 Bdn.: „Voyages en Amerique, en France et en Italie".

Unter Jules Lefevre's Redaction erscheint vom 6. März an in 80 Lieferungen, die 2 Quartbände füllen sollen: „Costumes pittoresques anciens et modernes de tous les peuples de l'univers". Ueber 1000 Figuren und Costums, von namhaften Künstlern in Stahl gestochen, sollen zur Versinnlichung des Textes dienen. 48.

Hierzu Beilage Nr. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 31. März 1834.

chte der Staatsveränderung in Frankreich unter Kö- Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und irkungen der sogenannten neuen Philosophie in die- Lande. Sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 33. Gr. 8. 1 Thlr. *)

dieses Geschichtswerk, welches hinsichtlich seiner unverkenn- Vorzüge selbst von Denen hochgeschätzt wird, welche mit Begriffe des Verf. von Dem, was Philosophie ist und sie wirkt, nicht übereinstimmen, erzählt in diesem neuen die Geschichte der Flucht des Königs im Juni 1791, Rückkehr, die weitere Entwickelung der Revolution, welche Beendung der Constitution und ihre Annahme durch den nicht aufgehalten wird, da der Parteikampf nicht im e ist, die Jakobiner (die eigentlichen Nicht-Philosophen), siegen und als politische Corporation zu vernichten. Die nalversammlung endete ihre so Großes verheißende und so leistende Constitutionsarbeit und hiermit am 30. Sept. ihre Sitzungen; ohne das schwache Geisteskind durch sorg- Pflege und Ausbildung zu kräftigen, überließ sie es den ischen Wogen von allen Seiten her einbrechender Leiden- en. Mit der Ernennung eines Aufsichtsausschusses der nalversammlung und mit der Einführung der Guillotine it dieser Theil, in dessen Anhänge der Verf. jene unzei- Bekanntmachung der Menschen- und Bürgerrechte und die itutionsacte mittheilt.

Nachdem der zeitige Präsident der constituirenden National- mmlung erklärt, daß der Zweck ihrer Sendung erfüllt sei, n viele Mitglieder derselben in die Heimat, wo die mei- Constitutionnellen durch Wahl erhaltene Aemter antraten. e dieser Partei, worunter auch verschiedene Häupter der- , blieben jedoch in der Hauptstadt, und wurden fortwäh- als die leitenden Mitglieder der Feuillansgesellschaft be- tet. Diese bestand fort, indeß sich in ihrer feindseligen ung gegen die Jakobiner nichts änderte. (S. 111.) — st nicht zu verkennen, daß die Partei der Constitutionnellen, e im politischen Vereine der Feuillans prädominirte, den sophischen Ansichten vom Staate großes Gewicht einräumte bis dahin auf Entwickelung der Gesetzgebung bedeutenden uß übte; aber indem die Revolution sich von der Gesetz- ng trennte, sich ihr selbst feindselig gegenüberstellte und echerisch zügellose Gewalt von den geschworenen Gegnern Constitutionnellen, den Jakobinern, ausgeübt wurde, war Trennung der Revolution von Dem, was der Verf. neuere osophie nennt, unwiederbringlich. Dennoch fährt er (S. 112 113) fort: „Das vorliegende Werk machte den Triumph rklich, welchen die neue Philosophie am 4. Mai 1789 feierte, man die Abgeordneten aller Bewohner Frankreichs vereinigt um eine Selbstregierung des Volkes nach den Grundsätzen r Lehre einzurichten“. (Sollte, aus höherm Standpunkte ichtet, nicht jede Staatsregierung eine Selbstregierung des es oder der Nation sein?) „Vortheilhaftere Verhältnisse diese für günstigen Erfolg, für Erfüllung aller Verheißun- welche die Lehre machte, und deren die Einleitung vor- nden Werkes erwähnt, dürften nicht denkbar sein. Daß , während das Gebäude einer tausendjährigen Staatsein- ung vom Grunde aus zerstört ward und das neue der stregierung des Volkes entstand, Unheil jeder Art, und zwar bar allein als Folge dieses Vernichtungs- und Entstehungs- esses, über das Reich und alle seine Bewohner hereinbrach, konnte mit Recht als natürliche Wirkung jenes Processes betrachtet und entschuldigt werden. Nicht eher, als nachdem das große Werk vollendet dastand, ließ sich verlangen, daß es erfülle, was die Lehre verhieß, wenn ihre Grundsätze, sowie jetzt in Frankreich, frei, unumschränkt und vollkommen verwirklicht werden würden. Sonach gewähren erst die Ereignisse nach Vollendung der Constitution unbedingte (?) Belehrung auf dem Erfahrungswege, über den wahren Werth des unendlich wichtigen, vielleicht auf alle künftige Zeiten einflußreichen Systems. Der Verf. erkennt mit dem höhern Zwecke der Geschichte, die er von jetzt an bearbeitet, auch die doppelt heilige Verpflichtung zu tiefstem Forschen und strengster Unparteilichkeit. Letzterer hofft er auf dem bisherigen Wege zu genügen, indem das Werk nur aus möglichst erwiesenen Thatsachen und unbedingt gewissen Aeußerungen der handelnden Personen zusammengesetzt werden soll. Reichte bei unverbrüchlicher Treue der kurze Lebensfaden nicht hin für die erste Pflicht, das Werk zu vollenden, so wird der Verf. es mit der Hoffnung aufgeben, daß vielleicht der große Zweck, der ihm so lange Jahre unverrückt vor Augen stand, eine geschicktere Hand bewegen werde, zu beenden, was durch den Blick auf ihn begann“.

Die Wahrheit einer vorgefaßten Meinung kann subjectiv ihre volle Gültigkeit haben, während ein von vorn herein festgestelltes Princip die Freiheit der Untersuchungen, mithin die Wahrheit der Geschichte beeinträchtigt. Das Vorgefühl eines baldigen Scheidens sagte dem Verf., als er jene eben mitgetheilte Stelle niederschrieb, daß es ihm nicht vergönnt sei, das in derselben geleistete Versprechen zu erfüllen; um so dringender ist der Wunsch, daß Hoffnung auf eine Fortsetzung des Werkes nicht unerfüllt bleibe, wenigstens bis zum völligen Sturze des Königthums durch Proclamation der Republik (Sept. 1792), wodurch in noch einem Bande diese durch ihre Eigenthümlichkeit interessante Darstellung ein abgerundetes Ganze würde. 25.

Philosophie, Religion und Alterthum. Von G. Fr. Daumer. Zwei Hefte, Nürnberg, Campe. 1833. Gr. 8. 16 Gr.

Da der Verfasser vorliegender Schrift gleich zu Anfang erklärt, daß sie sich fortentwickelnd an seine „Andeutung eines Systems speculativer Philosophie“ anschließe, so schickte sich Ref. an, nachdem er das gegenwärtige Buch gebührend eingesehen haben würde, regressiv auch die Bekanntschaft jener andern zu machen, muß aber nun leider offen gestehen, daß er durch das Lesen dieser zwei Hefte sich gänzlich gesättigt fühlt und alles Verlangen nach etwas Mehrem von den Producten des Verf. gänzlich aufgegeben hat. Deshalb maßt er sich aber auch nicht an, die vorliegende Schrift zu beurtheilen, sondern beschränkt sich darauf, einfach zu berichten, was er gefunden hat, unbekümmert darum, ob die Leser dieser Bl. dadurch ihren Appetit gereizt, oder eine ähnliche Wirkung verspüren werden wie Ref. Im ersten Capitel werden die speculativen Hauptgedanken, die sich im Folgenden ausspinnen, gegeben. I. Ueber den Logos. In der Weise Schelling's und Hegel's durch Bewegung des reinen Denkens, über Weltschöpfung, „die man den Abfall des göttlichen Wesens von sich selbst nennen kann“. Doch zweifeln wir, ob wenigstens der letztere der genannten Philosophen mit dieser Anwendung seiner Principien sich ganz zufrieden bezeigen, und nicht dem Verf. wie Sokrates dem Platon, nur freilich in einer andern Richtung des Gedankens, zurufen würde: Was macht er aus mir! Um sich zu realisiren, scheidet sich das ideelle Urwesen zunächst in zwei Wesen, indem es sich zu einem An-

---

*) Ueber die frühern Theile vgl. Nr. 80 f. 1827, Nr. 197 und 198 f. 1828 und Beilage 43 d. Bl. f. 1830. D. Red.

dern seiner selbst macht, sich außer sich setzt und aus diesem Außersichsein auf sich zurückgeht. In diesem Zurückgehen vertieft es sich als eine dunkle Selbstheit in sich, hebt diese aber auf, um sich in seine absolute Freiheit zurückzuversetzen, und wird nun als neue Concentration in der Sphäre der Freiheit gegen jenes erste dunkle Insichsein zum persönlichen Geiste, der jene basische Selbstheit, als ein Anderes, von dem er sich ausgeschieden, aber gegen sich indifferent gemacht, als ein in sich eingehülltes Centrum seines Auf- und Rückgangs zu sich enthält. Diese basische Selbstheit (die Urcreatur) ist das Princip der Besonderung, Entzweiung, Vielheit. — Die Ansicht des Verfassers „weicht von dem christlichen Glauben nicht ab, setzt ihm nur etwas Neues hinzu, welches jedoch in der allgemeinen Geschichte der Religion etwas Uraltes ist. Das Christenthum bestimmt nur, daß die Welt durch das Wort gemacht worden sei, aber nicht wie. Ueber dies Wie aber ist die Philosophie mit dem heidnischen Alterthum, von dem auch die christliche Logoslehre kommt, in nothwendiger Uebereinstimmung. Dasselbe erkannte in der Welt einen leidenden, sterbenden und auferstehenden Gott. Es ist aber nach alter Lehre das Wort — der Sohn des ersten Gottes, der, in die Materie hinabsteigend, sich selbst in den Tod der Äußerlichkeit gebend, diese Welt erschuf, der, um das Verlorene zu erlösen und zu versöhnen, schon im Anbeginn der Weltschöpfung den Tod erlitt. Ohne einen solchen in Natur und Welt überhaupt gestorbenen, mit dem Tode der Entäußerung ringenden, als Geist auferstehenden Gott bleibt Schöpfung und Erlösung unbegreiflich, und es ist daher nothwendig, daß diese alte Lehre von der Philosophie wiederhergestellt werde". II. Dreieinigkeit: „Gott ist Einer, aber dreifach in seiner Entfaltung. Es ist die Arbeit der Weltgeschichte, daß Alles wieder zu Einem, aber als eine Vielheit von Geistern in sich gegliedertem Geiste werde". III. Mythen über das zum Bewußtsein kommen des basischen Wesens. Amor und Psyche, aus gemeinschaftlicher Quelle geflossen mit einigen Märchen des Pentamerone sowie mit der Sage vom Schwanenritter. IV. Ueber Krankheit und Miasma. Die verneinte Macht, bestimmt sich als latenter Grund der Existenz der andern, als selbstloses Werkzeug seiner schöpferischen Thätigkeit zu verhalten. Da es aber diesen Zustand der Unterdrückung aufzuheben strebt, so erscheint es als revolutionnaires Princip, als lebenvernichtende Macht. V. Vergleichung hebräischer und deutscher Sagen. z. B. Abraham's Kindesopfer und die Grabfelder, Hungersnoth. David und Saul findet sich in der Sage von Heinrich III., Uria der Hethiter in dem Gothen Urajas wieder. VI. Ueber das Mythische in den biblischen Erzählungen von Christus. Die biblischen Geschichten von Christus sind fast nichts als eine Uebertragung alter, zumeist (orientalischer) Sagen auf den Stifter des Christenthums. „Alles, wie kein Vernünftiger (?) bezweifeln wird, dieselbe Geschichte, nur mit veränderten Namen." VII. Ursprung und Rettung aus dem Wasser. Moses und die Sage vom Wasserpeter und Wasserpaul. VIII. Der getreue Gott. Als erlösender. Der treue Johannes, der treue Eckart. IX. Mythen vom sterbenden Schöpfer, z. B. die deutsche Sage vom Stierenbach. „Die Verwandlung des geweihten Lammes in das Gespenst ist das Außersichkommen des zuvor in Gott erhoben gewesenen Grundes". X. Aschenbrödel und der Lebensbaum. „Jene, als verdunkeltes Lichtwesen ist mit einem Worte Gott in Knechtsgestalt". XI. Mythisches Verschlungen- und Verwandeltwerden. Es ist Wiedergeburt aus schöpferischem Tode, Zurückgehen auf sich aus schöpferischer Entäußerung. Jonas, das rothe Käppchen ꝛc. XII. Schlösser, Städte. Goldeimer, Goldglocke und Goldkrone unter dem Wasser. Die Entstehung dieser Sinnenwelt war der Untergang einer idealen, in der Symbolik des Alterthums Untergang im Wasser. XIII. Proserpina. Sie wird mit einer Sage der Burg Schwarzach verglichen. XIV. Ein Avatara der indischen Mythologie in der Apokalypse, C. 19, V. 11—16. XV. Abel, Kain, Seth gleichbedeutend mit Aeolus, Dorus, Xuthus. Merkwürdige etymologische Präparate. Ebenso XVI. Saul, David, Salomo. Die beiden letztern sind ein Wesen, der Gott als kämpfender, zur ruhigen Existenz (Schalom) gelangter. Sie oder vielmehr er kämpft gegen das Princip der Finsterniß, Saul, Scheol. XVII. Helias (der Schwanenritter), Ulysses. XVIII. Aphrodite, (die Hexe auf dem) Zauberbock. XIX. Gespenstische Erscheinungen. Einige Beiträge zu den „Blättern aus Prevorst", über deren Gegenstand sich aber der Verf. noch besonders auslassen will. Den Schluß machen einige nachträgliche Bemerkungen, da der Verf. nicht satt bekommen zu können scheint in seinen beziehungsreichen Erörterungen. — Das zweite Heft enthält die Spuren des heidnischen Glaubens und Cultus in Nürnberg und der Umgegend, in allgemein mythologischer und speculativer Beziehung betrachtet. Die Hauptfiguren sind hier Ritter Eppelein, durch seine Sprünge in der Sage berühmt, und der heilige Sebald. Eine der hervorstechendsten historisch-mythisch-speculativen Entdeckungen, die hier der Verf. gibt, möchte wol die sein: daß Eppelein-Ekkelein Achilles, Erfurt und Nürnberg das von ihm bekriegte Troja (S. 12), Troja und Nürnberg aber zusammen die Welt, ihre Entstehung und ihr Dasein ein Kampf entzweiter Weltmächte ist (S. 19). 12.

Ein bisher unbekannter Menschenstamm auf der diesseitigen Halbinsel des Ganges.

Capitain Harkneß macht uns in seiner „Description of a singular aboriginal race, inhabiting the summit of the Neilgherry hills, or the blue mountains of Coimbatoer, in the southern peninsula of India" (London 1832) mit diesem bisher unbeobachteten Stamm indischer Urbewohner näher bekannt. Die Neilgherry hills (von nila blau und giri Gebirg) bilden den Kern der Ghauts, welche die diesseitige indische Halbinsel von Nord nach Süd durchziehen. Der Fuß jener blauen Berge ist auf der einen Seite von Dickichten und auf der andern von zwei Flüssen, die in ihrer Vereinigung den Bhavani bilden, umgeben. Nur 50 (engl.) Meilen vom Meer entfernt, erfreuen sich diese Bergbewohner der Monsuns beider Küsten und dadurch einer gemilderten Temperatur. Auf der Bergtenne wechseln Hügel, Thäler und Sümpfe. Die kleinern Hügel sind mit hübschen, weißen Gebäuden geschmückt und öfters von hohen Bäumen überschattet, die sich in der Ferne wie Wälder darstellen. Wieder andere Hügel sind mit blumenreichen Teppichen der frischesten Weide überdeckt. Hochrothes Rhododendron und weiße Camelien schmücken die Haine und die Bäche sind mit wilden Rosen und Jasmin eingefaßt. An Erdbeeren und andern lieblichen Früchten ist Ueberfluß. Ein bedeutender Bergsee verschönert die Scene. — Die Urbewohner dieses Berglandes nennen sich Tudas. Sie sind von hoher, kräftiger, schöner Gestalt und haben offene, ausdrucksvolle Gesichter. Zwischen ihnen und den Nachbarn findet gar keine Aehnlichkeit statt. Sie gehen stets mit unbedecktem Haupte, lassen das Haar wachsen, haben große, volle, sprechende Augen, römische Nasen, feine Zähne und wohlgefälligen Gesichtsumriß. Obgleich ernsten Blickes werden sie doch sehr bald freundlich und heiter. Die Ohren sind mit goldnen, die Hände mit silbernen Ringen und der Hals mit silberner Kette geschmückt. Auch in der Kleidung ähneln sie den alten Römern; denn ihr Anzug besteht in einer tunica, die über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wird, und in einem Mantel, der den linken, zuweilen den rechten Arm unbedeckt läßt. Sie schlagen ihn, wie die Spanier, über die linke Schulter. Wenn sie sitzen oder liegen, bedecken sie sich mit diesem Mantel. Er ist ihre Hülle bei Tag und bei Nacht. Sie gehen barfuß und ohne alle Vertheidigungswaffen und führen gewöhnlich nur einen dünnen Hirtenstab in der Hand. Die Frauen sind gleichfalls von hoher Gestalt, aber ihre Gesichter sind heller und zarter. Lange Locken des agatschwarzen Haares fließen üppig über Nacken und Schultern herab. Obwol sie bescheiden und gegen Fremde zurückhaltend sind, unterhalten sie sich dennoch gar bald mit Freimüthigkeit. Ihre Halsbänder

sind von geflochtenem Haare oder schwarzen Fäden mit silbernen Hefteln; Büschel von Perlen oder Muscheln sind daran befestigt und hangen zwischen den Schultern herab. Ueber dem Ellbogen tragen sie kupferne und am Arm und an den Fingern silberne Ringe, um die Hüften aber einen Gürtel von silbernem oder kupfernem Kettenwerke. Ihre Mäntel sind wie die der Männer, nur daß sie sich ganz darin einhüllen. — Dieses heitere, sehr verständige Volk führt ein arkadisches Leben, wohnt nicht in Städten oder Dörfern, sondern familienweise beisammen. Ihre Hütten sind länglicht und werden von ihnen verlassen, wenn sie mit den Heerden in die Berge ziehen. Sie halten nur Hornvieh, das aber reichliche und vortreffliche Milch gibt, deren sie einen Theil in Butter verwandeln. Buttermilch ist ihr gewöhnliches Getränk. Die Weiber sorgen daheim für die Wirthschaft, reinigen und zermahlen das Korn und verzieren die Säume der Mäntel. Die schwerern Hausarbeiten werden aber auch von den Männern verrichtet, sowie das ganze Melkwesen von ihnen besorgt wird. Wenn des Abends die Heerde eingepfercht ist, macht die ganze Familie vor derselben eine Verbeugung. Dann wird die Lampe angezündet, auch diese durch eine Verbeugung begrüßt, und man geht schlafen. Die Wohnungen bleiben durchaus unbewacht. Selbst nicht einmal Hunde werden gehalten. Höchste Achtung des Eigenthums herrscht überall; Unredlichkeit wird als das tiefste Laster betrachtet; der „Wahrheit" ist ein Tempel gewidmet. Die Sonne wird, wenn sie aufgeht, angebetet, und man glaubt an eine höhere Welt nach dem Abschiede aus der gegenwärtigen. Mit dem Buddhism oder Islam hat die Religion der Tudas auch nicht einen einzigen Satz gemein. — Das Milchhaus, das mit großem Fleiß erbaut und sehr heilig gehalten wird, ist zugleich der Familientempel. Auch die Sprache der Tudas unterscheidet sich von allen übrigen asiatischen und ist sehr schwer zu erlernen. Schriftzüge oder andere Gedankenzeichen hat man bisher bei ihnen noch nicht wahrgenommen. In den Sitten tritt manches Seltsame hervor. Wie es scheint, kann der Vater seine Tochter mehren Männern zu gleicher Zeit vermählen, wo er dann von jedem einen Büffel erhält. Neben diesen Männern darf die Frau mit Einstimmung der Männer, die selten verweigert wird, auch noch besondere Liebhaber zulassen. Vermählt kann der Mann nur mit einer Frau werden, als Liebhaber aber darf er mit mehren in Verbindung stehen. — Das Religionswesen betreffend, haben die Tudas heilige Haine, genannt Teriri. In jedem derselben fungirt ein Priester (Polaul) mit seinem Gehülfen (Capilaul). Die Weihe zum Polaul besteht darin, daß er acht Tage lang im finstersten Dickicht des Waldes ganz nackt zubringt, sich wiederholentlich badet und nur geringe Nahrung zu sich nimmt. Dann hüllt er sich in ein grobes, schwarzes Gewand, ist ein Polaul und so heilig, daß kein anderer Tudas sich ihm zu nähern wagt, als wenn der Polaul winkt. Während seiner Amtsführung muß er das schöne Geschlecht gänzlich meiden, sich gänzlich der Welt entschlagen und lediglich dem Nachdenken über göttliche Dinge obliegen. Doch kann er sein Priesteramt wieder niederlegen, wenn er will. Jeder Teriri ist mit einer Heerde von Milchkühen dotirt, deren Milch theils den Priestern zur Nahrung dient, theils verwandt wird, die heilige Glocke im Tempel täglich zu waschen; andere Idole scheinen nicht vorhanden zu sein.

Wenn die Tudas beten, blicken sie zum Himmel und strecken die rechte Hand empor. — Die Leichenfeierlichkeiten zeichnen vor allen übrigen sich aus und sind auch von einer Art von Stiergefechten begleitet. Junge Leute schwingen sich den Stieren auf den Rücken, ergreifen sie bei den Hörnern und suchen so sich festzuhalten. Andere eilen mit Knitteln hinzu und suchen die Thiere durch Schläge und Geschrei wild zu machen. Ist dieses Spiel eine Zeitlang getrieben worden, so wird es durch einen allgemeinen Tanz beschlossen. Bei diesen Leichenfeierlichkeiten werden dann auch Stiere geopfert. Mit den Gebeinen des Verstorbenen werden sein Bogen, Pfeile, Axt und andere Geräthschaften verbrannt. Spiele und Schmaus dauern mehre Tage. — Seit einiger Zeit hat die britische Regierung Schulen unter den Tudas angelegt, und der Erfolg scheint sehr günstig zu sein. 82.

Neue Briefe über die Seelensorge. Erstes Bändchen. Auch unter dem Titel: Ueber den Einfluß des modernen Liberalismus auf das amtliche Wirken eines katholischen Seelsorgers. In Briefen an einen Freund, von Franz Seraph Häglsperger. Sulzbach, Seidel. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Ref. hat die Bekanntschaft mit Hrn. H. schon bei Gelegenheit seiner „Festabende", 2 Bdch. 1828 (vgl. Beilage 18 d. Bl. f. 1829), gemacht. Damals idealisirte der Verf. mehr das geistliche Amt, fand in allen Einrichtungen und selbst in Kleinigkeiten des katholischen Cultus sinnreich eine Deutung und Beziehung, und wenngleich manche Seufzer über die Welt und besonders über den Rationalismus vorkamen, so war dies doch bei dem sanften und gemüthvollen Wesen des Hrn. H. erträglich, nur daß der Denker zu wenige Gedanken in den vielen wohlklingenden Worten entdeckte. Der Verf. wurde aufgefodert, die „Festabende" fortzusetzen, erklärt aber, daß sie besser in ihrer bisherigen Form geschlossen bleiben möchten. Gleichwol gehöre er (heißt es S. VI) als ein mehrjähriger Schriftsteller zu den Gewohnheitssündern, die sich selten bekehren, daher die neue Arbeit über das seelsorgliche Leben, die mehr von der Wirklichkeit als von der Idealität ausgehen, mehr den katholischen Seelsorger als den bloßen Priester berücksichtigen und mehr Erfahrungen als seelsorgliche Scenen mittheilen werde; es sollen noch drei Bändchen: über Homiletik und Katechetik, über Beichtstuhl und Seelenführung, über Krankenbesuch u. s. w. folgen. „Die Vorarbeit" in diesem ersten Bändchen liefert einen förmlichen Feldzug gegen ein Ungethüm, das der Verf. „modernen Liberalismus" nennt. Verstände er darunter eine gewisse Verweltlichung des Kirchenwesens und mancher seiner Diener, die eingetretenen Gebrechen, die sich im Geistlichen wie im Weltlichen kundgethan, wie man hier und da mit der Schale auch den Kern weggeworfen, mit dem Bestreben, den Cultus richtiger zu würdigen, ihn auch wol herabgewürdigt habe, und daß man daher eilen müsse, den Ueberschreitungen der richtigen Linie zu steuern: dann würden wir ihm gern beistimmen, wie wir die Wessenberg'schen Conferenzarbeiten mit großem Vergnügen gelesen haben. Aber so lieb uns Hr. H. einst geworden war, so wenig sagt uns jetzt diese seine polemische Schrift zu. Die zu erwartenden Bändchen können vielleicht für die Praxis nützlich werden; aber Das, was er modernen Liberalismus nennt, glücklich zu bekämpfen, dazu fehlt es ihm an philosophischer Durchbildung, um den Zeitgeist in seiner Vielseitigkeit zu erfassen; an Scharfsinn, um Wahres und Falsches, Gutes und Schlimmes richtig zu scheiden; an Geschichtskenntniß, um die ihm misfälligen Ereignisse gehörig und im Zusammenhange zu beurtheilen; an theologischer Gelehrsamkeit überhaupt, um die Dogmen seiner Kirche gründlich zu würdigen, und endlich an Unbefangenheit, um über den streitenden Partrien zu stehen und ihnen nach Gebühr Recht oder Unrecht zu geben. Man wird diese unsere Ansicht schon bestätigt finden, wenn man liest, welchen Gewährsmännern sich der Verf. anschließt. Anton Günther's „Süd- und Nordlichter", die, nach Hrn. H., den modernen Liberalismus anziehend in seiner Blöße enthüllen; „Veith's philosophisch-humoristisch-dogmatisirende Art" sowie dessen „Heilige Berge" kennt Ref. zwar nicht, wol aber Möhler's „Symbolik" aus Marheineke's gründlicher Recension, welche dem Verf. eine Menge Irrthümer und Ungerechtigkeiten nachweist, das aber Hrn. H ein Werk voll gründlicher Gelehrsamkeit ist. Stützt er sich vollends auf die kläglichen Autoritäten eines Jarke und Herbst, „die bei ihrem Eintritt in die katholische Kirche gleichfalls wichtige Belehrungen über die Bewegungen der unchristlichen (?!) Gegenpartei sollen mitgebracht haben"; lesen wir dagegen auch nicht

den Namen eines freidenkenden katholischen Theologen, wie Oberthür, Werkmeister, Wessenberg, Dereser u. s. w., so wird man schon daraus schließen müssen, wes Geistes Kind Hr. H. selbst sei. Er wirft wie unsre katholisirenden Frömmler Alles untereinander, Atheisten und Rationalisten; jammert besonders wie sie, daß man die Vergiftung durch die Erbsünde, als die Grundfeste des ganzen Gebäudes, verwerfe und die kirchlichen Dogmen nicht alle glaube. Alles soll unmittelbar von Gott angeregt und hervorgebracht werden; von der einen Seite ist der Mensch nur eine Maschine, und doch soll er es erkennen, freiwillig annehmen und befolgen, was Gott haben will. Natürlich ist dieser Liberalismus auch Schuld an allen Uebeln der Zeit. Der Verf. muß gar keine Zeitungen lesen, um zu wissen, daß doch wahrlich sein Klerus und die Mönchsscharen, welche die schönsten Länder Europas in unaufhörliche Unruhe versetzen und unglücklich machen, nicht zu dem Liberalismus geschworen haben. Wenn sein wollende katholische Gelehrte noch solchen Wirrwarr in den Köpfen tragen und durch die Presse fortpflanzen, dabei in ihrer Weise eine wunderbare, überirdische Kraft- und Machtmittheilung behaupten; wenn sie faseln (S. 59), „daß die Reformatoren ihren Ruhm in der Verlästerung, ihre Ehre in der Verleumdung, ihr Vergnügen in der Lüge suchten": was sollen ihre Schüler und Gemeinden von uns denken! 44.

Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer, von G. Landau. Zweiter Band. Mit fünf Ansichten. Kassel, Luckhardt. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *).

Wir haben bei Erscheinung des ersten Bandes dieses Werks seinem geschichtlichen und topographischen Werthe pflichtmäßige und unbefangene Gerechtigkeit widerfahren lassen und begnügen uns hier mit der Anzeige, daß der vorliegende zweite nicht weniger reichhaltig, fleißig, belehrend und anschaulich ausgestattet ist und der Geschicklichkeit und Umsicht des Verf. sowie der bereitwilligen Unterstützung kundiger Freunde und Gönner nicht minder zur Ehre gereicht. Die Naturbeschreibung ist lebhaft, ohne schwülstig zu werden, und zeugt von glücklicher Beobachtungs- und Darstellungsgabe; die geschichtliche Erzählung artet nie in ungehörige Weitläufigkeit aus und beschäftigt das Nachdenken über ehemalige und gegenwärtige Verhältnisse. Der stets auf Urkunden gestützte Bericht von frühern und gegenwärtigen Besitzern ist überaus wichtig für die Kunde bedeutender Familien des hohen und niedern Adels, ihrer Untergehörigen und Nachbarn. Der Geschichtschreiber und Forscher wird manchen willkommenen Aufschluß, der ihm nirgend zuverlässiger geboten wird, dankbar anerkennen und benutzen. Nur der ungeweihte Leser, der auch in einem ernsten Werke unterhaltenden Nachrichten gern begegnet, die seine Begriffe nicht irre führen, würde sich dem Verf. verpflichtet gefühlt haben, wenn er hier und da eine zwar unverbürgte, doch anziehende Sage, woran es dieser Gegend nicht fehlen kann, freilich mit gehöriger Warnung vor ihrer Annahme, minder streng zurückgewiesen hätte; und es läßt sich wol etwas für die Harmlosigkeit dieses Wunsches anführen. Was vielleicht nie geschah, aber sicherlich eine Zeitlang geglaubt ward, und zum Theil noch geglaubt wird, hat doch anthropologische, wenngleich nicht historische Wichtigkeit und kann sogar diese gewinnen, wo es auf Gesinnung und Handlungen der Zeitgenossen Einfluß hatte, die sich oft nur aus Vorurtheilen erklären lassen. Doch wir greifen dem bessern Ermessen des Schriftstellers nicht vor, der uns nirgend Veranlassung gibt, seine Besonnenheit in Zweifel zu ziehen. Es bleibt uns nur noch übrig, die Namen der geschilderten, mehrentheils zertrümmerten Ritterburgen anzugeben. Altenstein. Fürstenstein, mit einer Ansicht begleitet, welche die Titelvignette gewährt. Wildeck. Die Kaiserpfalz zu Gelnhausen; mit einer überaus malerischen Ansicht des ehrwürdigen Ueberrestes ihrer ehemaligen Größe, deren Treue wir aus eigner Wahrnehmung verbürgen können. Elsberg, mit einer Stammtafel ihrer gleichgenamten Dynasten. Buchenau, mit einer Ansicht, die durch die Umgebung des nach ihm genannten Dorfes sehr gefällig wird. Denkburg. Sensenstein. Altenburg bei Felsberg, mit einer Ansicht. Frauenburg. Naumburg, an der waldeckschen Grenze gelegen. Schaumburg, mit einer Stammtafel der Grafen von Schaumburg und des Geschlechts von Dalwigk. Die Burgen Wallenstein, ehemals Altwallenstein, und Neuenstein, ehemals Neuwallenstein, mit einer Stammtafel der Herren von Wallenstein. Die Fortsetzung einer so schätzbaren Kunde verdient günstige Aufnahme und Beförderung. 57.

*) Ueber den ersten Band vergl. Nr. 272 d. Bl. für 1832. D. Red.

Das Land und Volk der Szekler in Siebenbürgen, in physischer, politischer, statistischer und geschichtlicher Hinsicht. Von Daniel G. Scheint. Erster und zweiter Theil: Die Landes- und die Volkskunde. Nebst einer Karte des Szeklerlandes. Pesth, Hartleben. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. vorliegender Schrift, Arzt zu Medtasch, hat mit vielem Fleiß gesammelt, auch eine zum Verwundern reiche Literatur beigebracht; dieses Land liefert aber weder in physischer, noch ästhetischer, noch historischer, noch politischer Hinsicht das Mindeste, was von der Ferne aus ansprechen könnte.

Der von den Szecklern bewohnte Landstrich liegt in dem Großfürstenthum Siebenbürgen nordwestlich der Moldau und Wallachei; der Ursprung des Volkes ist unbekannt, sie sprechen ungarisch, können aber aus frühern Zeiten keine geschichtliche Merkwürdigkeit von sich aufzeigen. Das Land ist, wie das benachbarte, bergig, mit Wald bewachsen und zeichnet sich in Producten wie Klima nicht weiter aus. Auch die Sitten des Volkes gleichen völlig denen ihrer Nachbarn und Stammverwandten. 47.

Aphorismen.

Alberoni.

Alberoni hatte sich das Erzbisthum Malaga, eins der einträglichsten Spaniens, geben lassen und verlangte nun vom Papste Dispens wegen der Residenz. Der heilige Vater erwiderte: „Alles, was ich thun kann, ist, ihm einen sechsmonatlichen Urlaub zu bewilligen, die Concilien geben ihm andere sechs Monate, und so braucht er gar nicht hinzugehen."

Anekdote.

Ludwig XV. hatte bei seiner Krönung Frau v. Puiseux gesehen, welche damals erst 13 Jahre zählte und von blendender Schönheit war. Auch war sie ihm so aufgefallen, daß er ihrer nachher nie ansichtig wurde, ohne ihr zu sagen: „Ah, Madame de Puisieux, que vous étiez jolie à mon sacre!" Ermüdet endlich von diesem ewigen Refrain, erwiderte sie ihm einst: „Et vous, Sire, vous étiez beau, beau comme l'espérance." — Man weiß, wie schmerzlich diese Hoffnungen der unglücklichen Nation getäuscht worden sind.

Epitaphium.

Die schönste Grabschrift, welche die Alten einer wackern Hausfrau zu setzen wußten, war:

Casta vixit,
Lanam fecit,
Domum servavit.

Wie viele von unsern heutigen Schönen haben Anspruch auf ein gleiches, oder auch nur ähnliches Lob? 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 91. — 1. April 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den
rgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso
Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl.
uß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg
den. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

versations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Vierter Artikel.

reizehntes bis zweiundzwanzigstes Heft.

„Mithelfen mußt du deinem Vaterlande, wo und wie
kannst; ermuntern, retten, bessern, und wenn du die
s des Capitoliums wärst", sagt Herder. Wir haben
s Wort längst beherzigt, selbst auf die Gefahr hin,
mter für einen solchen capitolinischen Schnattervogel
lten zu werden, und thun es auch jetzt wieder, weil
überzeugt sind, daß selbst ein Wort über obiges Werk
roßes vaterländisches Unternehmen fördern heißt. Sehen
uns in der Reihe der jetzt in allen Formen und Spra-
erscheinenden rechtmäßigen und unrechtmäßigen Con-
tions-Lexika auch noch so unbefangen um, so erblicken
keines, welches mit solchem Ernste, solcher Gediegen-
und Reichhaltigkeit (die gar nicht blos in der Zahl
Artikel besteht) ausgestattet wäre als gegenwärtiges.
eine Collectivarbeit von hundert Menschen die Fode-
absoluter Einheit und Gleichmäßigkeit stellen zu wol-
wäre Verwegenheit. Es sind zu Protokoll gegebene
genaussagen über Leben und Treiben der Gegenwart,
fehlt ihnen die Unterschrift, so sitzt doch die Oeffent-
eit darüber zu Gericht. Auch fehlt wie bei einer
n Verfassung der Grundsatz der Verbesserlichkeit dem
rnehmen nicht, wie so manche umgearbeitete Artikel bei
Hauptwerke und erweiterte in dieser Fortsetzung be-
n. Ueber Lücken wollen wir mit dem Herausgeber
rechten. Wir wissen, wie schwer es hält, von Man-
einen Artikel herauszupressen.

Seitdem wir (Nr. 95, 96 d. Bl. f. 1833) zum
nmal über dieses Unternehmen berichteten (und die
werden den gutmüthigen Scherz des Berichts ver-
n oder vergessen haben), sind in rascher Folge zehn
e wieder erschienen, von denen die letzten acht den
dritten Band von 882 großen Seiten bilden. Wie viel
auf einer solchen Seite steht, weiß das Publicum und
noch besser der Verfasser jedes Artikels. Darum wird sich
wol Niemand über den Preis beschweren können als etwa
der Nachdrucker, dem er für sein Schandgewerbe zu billig
ist. Der gegenwärtige Band enthält ungefähr so viel Ar-
tikel als Tage im Jahre sind. Wer also seine naschhafte
Neugierde bezähmen kann, dem empfehlen wir täglich ei-
nen einzigen zu lesen, für die Sonntage aber sich die
Riesenartikel über Griechenland s. v. Otto (S. 375—404)
oder Rußland seit 1829 (S. 816 — 855) und einige ähn-
liche zur erbaulichen Lecture aufzusparen. Wem dies fri-
vol erscheint, der übersetze sich jeden solchen Sonntagsarti-
kel wie weiland Bongars in „Gesta Dei per Francos,
Russos, Graecos, Philosophos, Theologos, ICtos" und
erinnere sich, daß Geschichte auch eine Offenbarung Got-
tes auf der Erde ist. Man hat Heilige, sogar Jesuiten
für jeden Tag im Jahre, warum nicht auch einen Artikel
aus dem Conversations-Lexikon? Wir als wohlbestallter
Referent haben uns freilich diese Zeit nicht nehmen dür-
fen; darum summen und brummen uns auch noch jetzt,
wo wir sie amtlich schon verdaut haben sollten, diese gei-
stigen Gaben wie die Geister aus Adelung's bekannter
bibliotheca selectissima (feinem Flaschenkeller) im Kopfe
herum, und ist uns schwer davon geworden.

Es ist ohnehin, wir meinen von Göthe, bemerkt wor-
den, daß der Deutsche schwer wird über Allem. Jetzt, wo
unsere Relation beginnen soll, wissen wir vor Ernst und
Gewissenhaftigkeit nicht, wie es diesmal anzufangen. Sol-
len wir Artikel vor Artikel durchgehen und den Lesern
d. Bl., die gewiß zum größten Theile unter den 30,000
Abnehmern des Werkes mit begriffen sind, noch zu Ge-
nießendes vor- oder Genossenes nachkauen? Sollen wir,
wie der zweite König von Preußen die längsten Männer,
so hier die längsten Artikel vorzugsweise herausheben? oder

sollen wir sie systematisch, etwa wie die Juristen nach Personen und Sachenrecht; nach Personen: a) Fürsten, b) Minister, c) Generale u. s. w., und nach Sachen: „Maximilianische Thürme", „Percussionsgewehre" u. s. w. ordnen, so bekommen wir wieder Streit, ob z. B. „Nordlicht" oder „Monarchisches Princip" oder „Mäßigkeitsgesellschaft" oder „Philosophie in ihrem neuesten Zustande" eine Sache sei oder nicht? „Mysticismus" und „Nationalgarde" würden sich so sonderbar neben einander ausnehmen als die Artikel: „Religiöses Leben der Gegenwart" und „Octoberfest zu München". Es wird also, wohl erwogen, nichts übrigbleiben, als auf Gerathewohl Einiges herauszuheben, was uns gefallen oder misfallen, und bei diesem und jenem eine harmlose Bemerkung oder eine Zusatznote zu machen, wie sie uns eben überm Lesen eingefallen ist. Proben vom Ganzen sollen dies natürlich nicht sein. Man würde uns auslachen wie jenen deutschen Abderiten, der sein Haus verkaufen wollte und einen Stein davon zur Probe mit auf den Markt schleppte.

Im Allgemeinen bemerken wir, daß wol wenig bedeutendere Männer und Zeitrichtungen übersehen sind, und daß auch der derzeitige Standpunkt der meisten Wissenschaften und Künste immer mit Umsicht und Besonnenheit angegeben ist. Daß dabei keineswegs blos auf Deutschland Rücksicht genommen ward, wenngleich dies der Natur der Sache nach in dem Vordergrunde steht, bezeugen über hundert dem Ausland gewidmete Artikel. Durch diese Reichhaltigkeit ersetzt dies Werk für den Unbemittelten eine ganze Bibliothek, und selbst der Gelehrte wird jetzt kaum mehr umhinkönnen, sich, wo seine Materialien nicht immer zureichen, an diese für den Nothfall aushelfende Encyklopädie zu halten. Fast müssen wir aber fürchten, daß sie dadurch hin und wieder für die Mehrzahl der Leser, die unter einem Conversations-Lexikon etwas zur Erholung, höchstens zur Rathserholung Geordnetes, aber nicht zum angestrengten Denken Auffoderndes verstehen, etwas zu gelehrt geworden ist. Aber unser Buch hat wahrscheinlich auch noch Vorwürfe von einer weitverzweigten religiösen Partei in Deutschland zu erwarten, der in demselben nicht nur nicht gehuldigt, sondern durch einen Artikel über einen Verfechter offen der Krieg erklärt (s. d. Art. „Hengstenberg" im zweiten Bande), und gegen welche auch in diesem Bande wieder („Mysticismus und Pietismus der neuesten Zeit"; „Religiöses Leben der Gegenwart"; „Rationalismus und Supernaturalismus" u. s. w.) die Fahne erhoben worden ist. Mag es aber auch sein, wie S. 201 gesagt wird, daß Mysticismus, Pietismus, Separatismus, Obscurantismus und Jesuitismus, und ihnen gegenüber, theils als angegriffene, theils als ebenfalls angreifende Gegensätze, Rationalismus, Liberalismus, Identitätsidealismus und speculative Philosophie überhaupt ihrer Erscheinung nach nichts Anderes als die „Phänomene einer großen Gährungs- und Durchgangsperiode" sind, „aus welcher eine neue Umgestaltung der intellectuellen Cultur des Geschlechts allmälig herauswachsen werde, daß sie die Nebelschleier sind, durch welche das an ihnen sich brechende Licht der Wissenschaft sich hindurchzuringen hat, um sich im Kampfe zur vollendeten Einheit ihrer Idee immer siegreicher zu entwickeln", so könnte doch die Unparteilichkeit eines Werkes wie des vorliegenden, könnte selbst das Publicum fodern, daß in demselben der supernaturalistischen Ansicht auch einmal das Wort gegönnt werde, die zur Zeit nur verurtheilt, nicht aber gehört worden ist. Ist doch auch dem Katholicismus im Hauptwerke selbst ein solches Recht eingeräumt worden. Ob die (S. 696) versuchte Statistik der theologischen Parteien, welche mit Nennung ihrer wichtigsten Mitglieder in entschiedene Rationalisten, entschiedene Supernaturalisten, in supernaturale Rationalisten (die eine übernatürliche Offenbarung zwar annehmen, aber als einziges Mittel, sie als solche zu erkennen und anzuerkennen, die Vernunft betrachten, mithin auch einen materialen Gebrauch der Vernunft in der religiösen Ueberzeugung zulassen) und rationale Supernaturalisten (welche die Anerkennung der übernatürlichen Offenbarung nicht von der Vernunft, sondern von historischer Autorität oder Wundern abhängig machen, aber zu ihrem Verständniß die Vernunft zulassen, also einen formalen Gebrauch derselben statuiren), dann die zwischeninne stehenden philosophirenden Theologen in zwei Fractionen, theils von der positiven Religion, theils von der Speculation ausgehend — ob diese Statistik selbst von den darin namhaft Gemachten ohne Widerspruch hingenommen werden wird, lassen wir dahingestellt sein. Wir theilen nur eine Stelle des ganzen langen Artikels: „Rationalismus und Supernaturalismus" (S. 699), mit:

Man darf also nicht glauben, daß der ganze Streit wissenschaftlich erschöpft oder durch einen höhern Standpunkt beseitigt sei. Der alte Gegensatz steht noch ungelöst da. Wenn also auch gegenwärtig eine gewisse Ruhe in dem Kampfe eingetreten ist, so darf diese nicht als das Ende desselben, sondern nur als eine vorübergehende Waffenruhe angesehen werden, die durch Ermüdung und durch mancherlei äußere Umstände herbeigeführt ist, nach welcher aber der Kampf mit neuen, unterdeß gesammelten Waffen der Wissenschaft und hoffentlich gründlicher und tiefer fortgesetzt werden wird. Auch ist ein Ende dieses Streites nicht anders zu erwarten als mit gänzlicher Besiegung der einen Partei, nicht durch gütliche Vermittelung oder Auflösung in keinem höhern Begriff. Denn der Kampf zwischen Rationalismus und Supernaturalismus ist nicht zu betrachten als eine Differenz zweier in der Bildungsstufe gleichstehender Ansichten, sondern als ein Kampf der höhern gegen die niedere Bildungsstufe, dessen Ende nur der Fortschritt von der einen zu der andern, nämlich von der äußern Autorität zu dem freien Selbstdenken sein kann. So wird denn also gewiß, wenn überhaupt unsere Geistesbildung im Großen fortschreiten und nicht durch Barbarei, Despotismus und Sklavensinn überwältigt wird, nur der vollständige Sieg des Rationalismus das Ende des langen Kampfes sein. Diesem Ziele stehen wir näher, als der äußere Anschein es zeigt; denn obgleich es dem Supernaturalismus hier und da gelungen ist, theils unter dem Schutze und der Begünstigung der höhern Stände und der Regierenden, theils mit Hülfe der niedern Volksmassen eine äußere Macht zu gewinnen, obgleich er noch öfter mit großer Keckheit und Anmaßung hervortritt und eine nicht geringe Anzahl zum Theil gelehrter Theologen unter seinen Fahnen zählt, so läßt sich doch nicht verkennen, daß er im Gebiete der Wissenschaft gänzlich geschlagen ist und immer mehr zur Ohnmacht herabsinkt. Ueberall, wo er in der neuern Zeit offener hervorgetreten ist, im Harms'schen, Hahn'schen, halleschen Streit, in den neuern Vorgängen

en Fritsche und Tholuck, Bretschneider und Hahn, hat er schaftlich offenbare Niederlagen erlitten.

Vielleicht sind wir in den Augen mancher Leser in rechung dieser Dinge gleichfalls zu weitläufig gewor- und wir scheiden von ihnen, nachdem wir nur noch en Artikel: „Philalethen", von demselben Verfasser, erksam gemacht haben, welche in Kiel gegründete ndung eine Befreiung der Kirche von allen Banden Dogmen und Gründung derselben allein auf Sym- und Gebräuche bezweckt. Scheint auch der Verf. Richtung zu billigen, so begreifen wir doch nicht, wie eine Kirche mit Symbolen ohne Dogmen ei- esten Haltpunkt haben mag.

(Der Beschluß folgt.)

Ministerverantwortlichkeit in constitutionellen Mo- rchien. Monographie eines alten Geschäftsmannes. pzig, Köhler. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein Gegenstand von der höchsten Bedeutung im constitu- llen Leben, ein Grundpfeiler der Verfassung, ohne welchen efflichste Constitution einem Gebäude ohne Dach gleicht, in s Wind und Wetter eindringen und die festesten Balken en oder allmälig der Fäulniß übergeben kann. Wir müs- s daher dem alten oder jungen Geschäftsmanne Dank wis- daß er uns mit dem Wesen dieser mächtigen Schutzwehr erfassung näher bekannt zu machen sucht. Die neuere Zeit ns eine Menge Monographien aus dem staatswissenschaft- Gebiete gebracht, besonders fruchtbar ist in dieser Bezie- der rüstige Murhard gewesen. Ueber die Ministerverant- chkeit besaßen wir indeß noch nichts dem höhern wissen- lichen Standpunkte nur einigermaßen Genügendes. Mit Sorgfalt hat der Verf. im vorliegenden Werkchen Alles mengestellt, was Theorie und Praxis darüber bis jetzt dar- n haben, hier und da die Lücken aus der Natur der Sa- gänzend. Die Schrift trägt ein wissenschaftlicheres Ge- als die Murhard'schen, Alles ist hübsch systematisirt, ru- und classificirt, wie es der Deutsche liebt, auch mit zahl- Noten ausgestattet, weshalb sich indeß zu entschuldigen, Verf., welcher sich überhaupt bescheiden und anspruchslos igt, für nöthig gehalten hat. Allein das Werk ist da- besonders für den Praktiker sehr brauchbar geworden, wel- ft um Belegstellen verlegen ist.

Die eigentliche theoretische Abhandlung umfaßt den kleinern des Werkes (bis Seite 100); das Uebrige (bis Seite 280) t, zur Vergleichung der einzelnen Constitutionen der euro- n constitutionellen Monarchien mit den im ersten Theile chrift aufgestellten Grundsätzen, die einschlagenden Bestim- n der Constitutionen in Begleitung eines kurzen Commen- arüber. Der erste §. (so würden wir die kurzen Sätze nennen als „Abschnitte", wie sie der Verf. bezeichnet) erkchens gibt uns eine Definition von „Minister", worun- Verf. „jeden höchsten Beamten, jeden Beamten also, der anderen Administrativbeamten untergeordnet, im Staats- smus der Nächste nach dem Könige ist", versteht. Dann die Literatur und die Quellen, woraus der Verf. schöpfte, angeführt, wobei indeß zur Ergänzung auf Klüber's ntliches Recht" verwiesen wird. Die hauptsächlichsten , worauf der Verf. bei Erörterung seines Gegenstandes ugenmerk gerichtet hat, sind: der Zweck der Ministerver- tlichkeit, ihre politische und rechtliche Begründung, die foderungen des Wesens der constitutionellen Monarchie treff der Minister (als welche angenommen werden: Mi- eiwirkung zu den Regierungshandlungen, Uebertragung der wortlichkeit auf die Minister, Verweigerungsrecht der Mit- wirkung, willkürliche Entlaßbarkeit des Ministers), das Subject des Rechts förmlicher Anklage gegen den Minister (nur die übereinstimmenden beiden Kammern sollen anklagen dürfen), und der Gerichtshof für diesen Proceß. Hier sucht der Verf. zu zeigen, daß weder die erste Kammer allein, noch ein besonderer Gerichtshof, aus Volksvertretern und Justizbeamten zusammengesetzt, noch der Hoffmann'sche Areopag, noch ein gewöhnliches Geschworenengericht dazu geeignet sei, sondern daß sich am passendsten die oberste Landesjustizstelle dazu verwenden lasse. Er setzt dabei freilich einen Grad der Selbständigkeit des Richteramtes voraus, den man wenigstens bei uns in Deutschland noch zur Zeit selten findet. Die Gegengründe gegen einen aus Volksrepräsentanten und Justizbeamten zusammengesetzten Gerichtshof sind zu dürftig ausgefallen, sowie uns auch die Einwürfe gegen die Entscheidung der obersten Justizstelle selbst bei einer Anklage des Justizministers nicht genügend widerlegt zu sein scheinen. Gegen den Ausspruch des Gerichtshofes will der Verf. dem Beklagten noch ein Rechtsmittel gestatten, auch erklärt er sich gegen Diejenigen, welche eine Verschärfung des ersten Urtheils nicht statuiren, indem er den Ständen das Recht beigelegt wissen will, auf eine solche noch anzutragen, wofern ihnen das erste Urtheil zu milde ausgefallen zu sein scheint. Schließlich theilt er uns noch einige Beispiele von Selbständigkeit oberster Justizhöfe, wohin mit Recht das berühmte Erkenntniß des Cassationshofes über den Belagerungszustand gezählt wird, mit, spricht sich im Allgemeinen für die Oeffentlichkeit bei Ministerprocessen aus und erörtert die Fälle, wenn mehre Ministerien in einer Person vereinigt sind, wenn mehre Minister zu einer angefochtenen Regierungshandlung beigewirkt haben, und wenn der Kriegsminister thätig wird.

Ueber den praktischen Theil der Schrift können wir nur bemerken, daß der Verf. mit Genauigkeit die Bestimmungen der europäischen Constitutionen über diesen Gegenstand zusammengestellt hat und ihre Uebereinstimmung oder Abweichung von den von ihm durchgeführten theoretischen Grundsätzen sorgfältig nachweist. Auch nimmt er Rücksicht auf die neuesten Fälle, in welchen die Ministerverantwortlichkeit zur Sprache kam, wie auf den Proceß gegen die Exminister Karl X., auf die beabsichtigte Anklage gegen den bairischen Minister von Schenk. Die Anklage des hessischen Ministers von Hassenpflug hat er blos beiläufig erwähnt, weil das Material noch zu roh und die Acten noch nicht gehörig instruirt sind, um ein sicheres Urtheil darüber fällen zu können. Der Verf. tritt als Vertheidiger Polignac's u. s. w. wie auch Schenk's auf. Er sucht nachzuweisen, daß bei Ersterm das Verbrechen des Hochverrathes gar nicht vorgelegen, daß es nach französischen Gesetzen keine Strafe für Hochverrath gebe, daß in materieller und formeller Beziehung das Verfahren gegen die Exminister unrechtmäßig sei, und hofft, daß in einer beruhigten Zeit die Repräsentanten der französischen Nation ein Mittel finden werden, das den Ministern angethane Unrecht nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Vom streng juristischen Standpunkte aus kann man nicht umhin dem Verf. beizustimmen, es konnte aber damals nicht wohl ein anderer als der politische vorherrschen. In Bezug auf den Minister von Schenk hält der Verf. die bairische Verfassung durch die von dem Minister erlassene Censurverordnung vom 28. Jan. 1831 nicht für verletzt und eine Anklage gegen denselben für unbegründet, gesteht indeß zu, daß durch die Erweiterung der Censurvorschriften ein Misgriff geschehen und ein tüchtiges Preßgesetz besser zum Ziele geführt haben würde.

Wir dürfen das vorliegende, offenbar aus gründlichen Studien hervorgegangene, mit Klarheit und Umsicht geschriebene Werk Jedem, welcher über den wichtigen Gegenstand desselben Belehrung sucht, besonders aber dem praktischen Staatsmann und Juristen empfehlen; nur hätten wir hinsichtlich der äußern Ausstattung gewünscht, daß nicht so über die Gebühr weiches Papier dazu genommen worden wäre. 27.

Aus Italien.

Unverkennbar ist das Bestreben der italienischen Regierungen, dem Landbau durch Hinweisen auf bessere Methoden und rationellern Betrieb größere Theilnahme bei allen Ständen zu verschaffen. Außer den Akademien zu Florenz, Pesaro, Turin und der am 8. Sept. 1832 eröffneten für die Valle di Catania, die Belehrung über Gegenstände des Landbaues sich zur Aufgabe machen und in regelmäßigen Jahresberichten über ihre Thätigkeit Auskunft geben, erscheinen auch eigne Monatshefte oder Kalender unter der Leitung dieser Gesellschaften, die nicht ohne Einwirkung auf den Wohlstand der Landleute blieben. Auch eigne Lehrbücher sind für den Bedarf der Oekonomen dem Publicum angepriesen worden, z. B. Margaroli's „Manuale dell' abitatore di campagna e della buona gastalda ossia Guida ai medesimi in ogni operazione rurale, domestica, economica ed amministrativa ec." (Mailand 1831—33) und für den Besitzer von Oelgärten Gibelli's Werk „Dell' economia del frutto dell' ulivo e suo prodotto" (Turin 1832), über deren Inhalt die „Archivj del proprietario e dell' agricoltore, ossia collezione periodica di memorie e di osservaz. sopra le parti tutte dell' economia domestica e rurale" (Piacenza 1831 fg.) die günstigsten Berichte erstatteten. Aber wie beim christlichen Glauben es das Wasser der Taufe allein nicht thut, so läßt einem Volke sich der Sinn für Landbau durch ein paar Bücher nicht beibringen, wären sie auch noch so vortrefflich geschrieben, wenn die Zweifel an der Sicherheit des Eigenthums, Hemmung in seiner vollen Benutzung, Unzufriedenheit mit den davon abhängigen Staatseinrichtungen die eigentlich vererbte Liebe zum Leben in der freien Natur und die Beschäftigungen mit der Pflege des Bodens verkümmern. Der Theil des Volkes, der noch in der Mitte der Fluren und von ihrem Ertrage lebt, dem durch solche Anweisungen geholfen werden könnte, ist selten unterrichtet genug, um nur von literarischen Erscheinungen Notiz zu nehmen, und der sich klüger dünkende Theil, der daraus zu lernen im Stande wäre, ist noch nicht über die Vortheile, die bei besser betriebenem Landbau ihm zufallen könnten, zur richtigen Einsicht gekommen, oder er hat zu viel Einsicht von den Mängeln der gesellschaftlichen Einrichtungen, als daß er nicht zu einer Partei gehören sollte, die auf anderm Wege den Unvollkommenheiten abzuhelfen fortwährend geneigt ist. — Grade in diesen Misverständnissen und Täuschungen über das zunächst zu Thuende liegt ein Hauptgrund der immerwährenden Aufregung der Gemüther, und die Krankheit, die sich dadurch ausspricht, liegt so tief im Körper der Gesellschaft, daß mit dem Rosenwasser akademischer Reden ihre Heilung schwerlich erlangt werden kann. Vortreffliche auf vielfältigen Erfahrungen ruhende Belehrungen bringen die „Atti dell' accademia dei Georgofili", die Musterschrift für alle derartigen Mittheilungen. Aber von wie wenigem Einflusse auch ihre begründetsten Vorschläge zu neuen Methoden, einzuführenden Culturen u. s. w. für die gesegnetsten Striche der schönen Halbinsel und für die Eilande sein können, ergibt sich, wenn man alle die Beschwerdeschriften denkt, die, am 26. Febr. 1832 zu Bologna für die päpstliche Regierung aufgesetzt, die Theilnahme der europäischen Diplomatie, aber noch jetzt nicht die Abhülfe der Uebelstände herbeiführten. Tiefer noch liegen die Hindernisse für das Gedeihen des Landbaus in dem einst so reichen Sicilien. Wer zweifelt, der überzeuge sich durch des Komthurs Carlo A. de Rivera „Considerazioni sui mezzi da restituire il valore proprio ai doni che ha la natura largamente conceduta al regno delle due Sicilie" 2 Bände (Neapel 1833), ein Buch, das in Italien vielfältige Betrachtungen veranlaßt und so großes Aufsehen erregt hat, daß in Jahresfrist eine zweite Auflage erschien.

Das Theater della Scala zu Mailand verdankt den Ruf seiner Decorationen seiner guten Architektenschule und besonders dem Prof. Landriani, der als Meister in der Wissenschaft der Perspective Effecte hervorzubringen versteht, die mit einem Aufgebote größerer Mittel anderwärts nicht zu erreichen waren. Ein sehr geübtes Auge auf die Erscheinungen, die Luft und Licht an den festen Massen der Gebäude und in ihren Schatten hervorbringen, haben ihn auf eine Menge von scheinbaren Unbedeutendheiten aufmerksam gemacht, die in ihrer Gesammtwirkung von großem Erfolge sind, und als ein good scholar, wie die Engländer es nennen, fand er die Bestätigung seiner aus der Erfahrung gewonnenen Regeln meist bei den Alten, besonders bei Vitruv, dessen Worten er nach seinen Wahrnehmungen eine andere Erklärung unterzulegen sich gezwungen sah. So fand er die Vitruv'sche Vorschrift (III, 3), Säulen und Pfeiler, welche die Ecke bilden, am Halse nicht einzuziehen, durch die Thorwache an der Porta orientale zu Mailand verdeutlicht, weil alle Leisten darüber schief zu laufen schienen, und das ganze Gebäude dadurch scheinbar außer dem Lothe hing. Eine Menge ähnlicher der Erfahrung abgelauschter Sätze, Bestätigungen Vitruv'scher übersehener Vorschriften knüpfen sich an diesen Satz und machen den Inhalt einer kleinen Schrift aus, die er unter dem Titel: „La rastremazione delle colonne secondo Vitruvio che si prova desunta dalla prospettiva, della differenza che passa fra il vedere naturale ed il prospettico, e della ragione per cui molte cose in belle arti non fanno quell effetto che si cerca con altre osservazioni consimili" (Mailand 1833, 4.) herausgegeben hat. Das mancherlei daraus zu Lernende wird für die Mängel der Methodik entschädigen, die nicht ohne Grund darin getadelt wird.

Luigi da Porto, der Erzähler von Romeo's und Julia's Leiden, wahrscheinlich nach einem ältern Sagenbuche, hat auch Briefe hinterlassen, die man aus Handschriften ans Licht gezogen hat („Lettere storiche scritte dall' anno MDIX al MDXII da *Luigi da Porto* Vicentino, primo autore della celebre novella Giulietta e Romeo" (Venedig 1832). Sie beschreiben genau eine Menge Ereignisse des Krieges, der durch die Ligue zu Cambrai sich entspann, und können selbst benutzt werden, Guicciardini zu berichtigen. Da Porto zeigt sich darin als einen genauen und sorgfältigen Berichterstatter, der mit großer Bescheidenheit erkennt, welche Stelle ihm zukommt. Er war 1488 zu Vicenza geboren, lebte dem Waffendienste bis 1516, wo Wunden ihn zwangen, sich in die Ruhe seiner Vaterstadt zurückzuziehen, und starb dort 1536. Eine frühere Ausgabe seiner Briefe wird durch die hier angezeigte bedeutend vervollständigt; auch das beigefügte Leben da Porto's von Giac. Milan wird sie empfehlen. 5.

Literarische Notizen.

Der Sachwalter Archibald Alison gab heraus: „Principles of the criminal law of Scotland" (Edinburg 1833) und: „Practice of the criminal law of Scotland".

Die 6. Ausgabe von Hallam's Geschichte des Mittelalters ist angekündigt.

Ein Verein französischer Gelehrter gibt unter Leitung des Prof. Vallery ein „Nouveau dictionnaire de la langue française" heraus, das aus 2 Bänden bestehen soll. Der Herausgeber verspricht, den gesammten Sprachschatz (Altes und Neues) zu umfassen, wissenschaftliche und technische Kunstausdrücke aufzunehmen und die Schwierigkeiten der französischen Sprache zu beachten. Auch soll ein Reimlexicon angehängt werden und ein reichhaltiges geographisches Wörterbuch nicht fehlen.

In Canton erscheint jetzt eine von Engländern herausgegebene Zeitung in chinesischer Sprache, deren Zweck ist, die Ausschließungsansichten der Chinesen zu bekämpfen und sie mit den Wissenschaften, Künsten und gesellschaftlichen Grundsätzen Europas bekannter zu machen. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 92. —— 2. April 1834.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 91.)

Kaum wollten wir aber wieder zum Anfange des ersten Heftes uns wenden, als noch zwei Sonntagsartikel: „Philologie" und „Philologische Seminarien" und „Philosophie in ihrem neuesten Zustande" uns festhalten. Der Charakter der deutschen Philologie wird in dem Streben gefunden, das Alterthum in seiner Totalität zu Erkenntniß und Anschauung zu bringen und F. A. Wolf Repräsentant derselben genannt. Die Gegensätze in den philologischen Schulen und Zählern sucht der Verf. durch den Generalnenner für Philologie: „ideale und reale Reproduction des classischen Alterthums" auszugleichen. Einige, die bei dieser Gelegenheit etwas gekitzelt werden, mögen sich selbst jucken. Dies gilt in dem Artikel: „Philosophie", auch von Hegel, für welchen das Jucken nur seine Schüler übernehmen mögen.

Von den andern Wissenschaften finden wir die jetzt so wichtige Metrorologie, die Medicin, die Mineralogie (sehr kurz), Orientalische Literatur, Physik; von damit zusammenhängenden Instituten, Gesellschaften und wissenschaftlichen Bearbeitungen einzelner Gegenstände: die Mechitaristen, Maximilianische Thürme, Missionen (wo auch der neuesten Anklagen und Vertheidigungen gedacht ist), Mittwochsgesellschaft in Berlin, Mond und Nordlicht nach neuern Beobachtungen, Monumenta Boica und Germaniae medii aevi historica; Naturforscherversammlungen und Naturforscherreisen, Niederländische Kunst und Literatur; Preisaufgaben für Kunst und Wissenschaft, Preußische Gymnasien, Romanticismus erwähnt. Besondere Anführung verdient noch der im Anhange nachgetragene Artikel „Preßfreiheit"; hier sind die neuern Maßregeln gegen dieselbe in verschiedenen Ländern nachgewiesen. Wie sehr die Schmälerung oder Unterdrückung der Preßfreiheit den ehemaligen Beamtendespotismus wieder aufleben lasse, ist nicht angeführt und doch nur zu wahr. Die eigenthümliche Ansicht des Verf. sei hier mitgetheilt:

Die Hauptsache bei dem Streite über Preßfreiheit liegt in dem gegenwärtigen Zustande der Völker, nicht in ihr selbst, sondern außer ihr. Die Völker werden bewegt durch ein doppeltes, aus ihren tiefsten Verhältnissen hervorbrechendes Streben, zu arbeiten für sich selbst und regiert zu werden zu ihrem eignen Vortheil. In beider Hinsicht wollen sie den bisherigen Besitz bevorrechteter Classen nicht mehr anerkennen und verlangen Verbesserungen, welche ihnen nur mit Hülfe größerer Aufklärung zukommen können. Dies ist der tiefere Grund des allgemeinen Rufes nach Preßfreiheit. Aber aus eben diesem Grunde kämpft der Geist der Oligarchie dagegen und fühlt es sehr wohl, daß die Zeit herankommt, wo die geistige Bildung, die echtvollständige Ausbildung des innern Menschen den einzigen Maßstab auch für die äußere Schätzung und Ehre abgeben wird. Die Erfindung des Schießpulvers hat die Burgen zerstört, den Landfrieden gegen sie befestigt und die Ritter von den Höhen der Berge in die Ebenen getrieben; die Kraft und Waffe der geistigen Bildung ist im Begriff, sie aus dem ausschließenden Besitz der Höhen der bürgerlichen Gesellschaft zu vertreiben und zu einer gerechten Theilung zu nöthigen.

Wir wundern uns, über den Nachdruck keinen Artikel gefunden zu haben, während doch in neuerer Zeit wieder Schritte gegen denselben geschehen, und Menzel namentlich so gediegen und nachdrücklich in der würtembergischen Kammer gegen ihn sprach. Als Artikel über Kunst und Gewerbe und Handel führen wir an: Moritzkapelle (in Nürnberg), Münchner Kunstschätze, Octoberfest in München, Offenbacher Messe, Ostindischer Handel und Compagnie, Percussionsgewehr, Phalanstere, Platina, Pleorama, Polytechnische Lehranstalten, Rheinschiffahrt und Handel.

Unter die politischen Artikel ohne Beziehung auf einzelne Personen gehören: Monarchisches Princip, Nationalgarde, Oeffentlichkeit, Pairie, Parlamentsreform, Polenvereine, der Proceß der Exminister Frankreichs, und die Mäßigkeitsvereine mögen anhangsweise noch hier ihren Platz finden. — Geographisch-statistische und geschichtliche Artikel sind: Mexiko, Neuenburg, Niederlande, Norwegen, Nassau, Oestreich, Griechenland (fortgesetzt unter der Rubrik: Otto), Pampas-Indianer, Platastaaten (der frühere Artikel Francia ersetzt Paraguay), Peru, Polen, Portugal, Preußen, Rußland seit 1829.

Von fürstlichen Personen begegnen uns Maria da Gloria und Marie Christine von Spanien, die Herzogin von Berri, Milosch, Nikolaus I., Oskar von Schweden, König Otto von Griechenland, Don Pedro und Don Miguel, Pückler-Muskau, Radziwill, Richmond, Pius VIII. An die Fürsten reihen wir die Minister, Generale und andere politische Notabilitäten höhern Adels, wenn sie gleich durch die alphabetische Folge und die nicht zu ängstliche Auswahl mitunter bunt genug zusammengewürfelt erscheinen.

Van Maanen, Maaßen, Maison, Malachowski, Marschall von Biberstein (bei dem eine Art historischer Nemesis zeitig genug eintritt), Martignac, Mauromichalis, Lord Melville, Miaulis, Mieg, Mina, Minkwitz, Molé, Mortemart, Mednyanski, v. Mühler, Montalivet, Montbel, Montesquiou-Fezensac, Müffling, Mulgrave, Münch-Bellinghausen, Nagler, Nostitz, Neipperg, Novosilzoff, O Connel, v. Oppel, Ostrowski, Oettingen-Wallerstein, Pac, Paez, Palmerston, Paskewitsch, Pedrazza, Périer, Peel, Poletica, Portalis, die edle Gräfin Potocka, Poutiatin, Reden (sehr schöne Schilderung), Reynier der General, Rapp, Ribeaupierre, Roche-Aymon, Roussin, Roy, Lord Russell, Rybinski. Alle aufzuführen, hieße das Register abschreiben. Anhangsweise als politische Notabilität und geistliche Generalität fügen wir noch den Jesuitengeneral Roothaan hinzu, den ersten Holländer, welcher diese Würde erhielt. Die Kürze dieses Artikels erklärt sich durch die frühere ausführliche Rubrik: „Jesuiten und Jesuitismus".

Bei den Künstlern verschiedener Art, zu denen wir auch gleich die Dichter mitrechnen wollen, können wir noch eklektischer verfahren, denn diese lesen solche trockene Anzeigen gar nicht, finden sich also auch durch allenfallsige Auslassung von unserer Seite nicht verletzt, wenn sie es gleich dem Lexikon selbst sehr verübeln würden. Wir nennen hier die Malibran, Mars, Sophie Müller, Pasta als Damen voraus, und weil auch sie wie im Leben so in unserer Anzeige einen Anhang haben müssen, so schicken wir ihnen gleich die Seherin von Prevorst hinterdrein, über welche hier dogmatisch-treu berichtet wird, daher die Redaction in einer kurzen Note eine ganz kleine Dosis Skepsis hinzuzufügen für gut gefunden. Vielleicht erspart dieser Artikel Manchem die Lecture des dicken Kerner'schen Buches. Hinter diesem Musikcorps mag sich nun die Colonne selbst anschließen: Malsburg, Maltz, Marschner, Mayseder, Mazères, Mendelssohn-Bartholdy, W. Menzel (dem wir erfoderlichen Falles wie manchem Andern bei der Colonne der Gelehrten eine Officierstelle zu geben erbötig wären, und verweisen nur noch auf den ursprünglich ihm bestimmten Artikel in Nr. 170, 171 d. Bl. f. 1833), Mickiewicz, Miltitz (K. Borrom.), Moller, die beiden Montgomery, Morier, Morlacchi, Mosengeil, Karl Möser, Gebr. Müller, Münchhausen, Nägeli, Neele, Neuffer, Fr. W. Neumann, Neureuther, Nicander, Niccolini, Nodier, Normann, Nota, Palmblad, Paganini, Panny, Pellico, Petter, Pfizer, Pistorius, Ed. Platner, Poißl, Pongerville, Ponte, Pradel, Prudhon, Raimund, Reinbeck, Reissiger, Rellstab, Richomme, Ries (Vater und Sohn), die Ruhl, Rogers, Rossi, Rossini, Rugendas, Rupprecht, Ruß. Wie der Maler aber mitunter recht lichte Punkte aufspart, so haben wir absichtlich des Grafen A. von Platen-Hallermünde noch nicht gedacht, den wir bei unserm Aufenthalt in Franken kennen lernten. Ihm ist ein höchst anerkennender Artikel hier gewidmet. Den Dichter charakterisirend, erzählte man uns, daß er als Officier häufig Arrest auf der Wache gehabt habe, weil er immer im Dienste etwas versehen. Als er später als Dichter so berühmt geworden, soll dies ein bairischer Hauptmann durchaus nicht haben glauben wollen, weil er ja nicht einmal ordentlich habe commandiren können.

Jetzt wären wir bei dem schweren Grenadiercorps der Gelehrten angekommen, wenn wir etwa die Künstler als leichte Truppen oder Berittene annehmen dürfen. Können wir gleich Mac Adam (S. 4) nur zu den Straßenbaukünstlern rechnen, so mag er uns für die neue Colonne einen Weg macadamisiren. Aber wie breit er auch sei, wir haben nicht Platz darauf, zumal da wir auch die Reisenden mit dazu rechnen, und begnügen uns, die Rottenführer zu nennen: Mackeldey, die Mackenzie, Magendie, Magnusen, Malcolm (von dem die in Persien eingeführten Kartoffeln Malcolmspflaumen heißen), Malthus, Maltebrun, Marheineke, Maurer, Mazzuchelli, Mezzofanti, Mignet, Millingen, Mionnet, Mitscherlich, Mittermaier, Mohnike, Molbech, Otf. und Alex. Müller, Münch, Mussinan, die Neander, K. Fr. Neumann, die Nitzsch, Olshausen, Oelsner, Oersted, Palacki, Pahl, Pardessus, Panofka, Passow, Pfister, Phillips, Planck der Abt von Bursfelde (nicht Burkfelde), Poppe, Poppo, Pott, Prechtl, Prokesch, Puchelt, Rammohun-Roy, Ranke, Fr. v. Raumer, Rehberg (von Freundeshand trefflich gezeichnet), Rehm, Reichard, Reichenbach, Reichlin-Meldegg, Reisig, Rennell, Rhizo, Ringseis, die Ritter (der Geograph und der Philosoph), Raoul-Rochette, Romagnosi, Roth, Rost, Rudhart, Rühle von Lilienstern, Rumohr, Rüppell u. s. w. Auch die Gelehrten sollen aber einen Anhang haben und den an John Murray, dem berühmten Freunde und Verleger Byron's. Ein in mancher Hinsicht anziehender Artikel ist endlich der über den Prediger Oberlin im vogesischen Steinthale. Es ist viel von Christenthum und Theologie in diesem dicken Bande die Rede gewesen, von einem bessern Christen und Geistlichen wol kaum. Friede seiner Asche, und auch einmal der unserigen, wenn wir redlich solchem Christenthume nachgestrebt haben.

4.

Der letzte Taborit oder Böhmen im 15. Jahrhunderte. Historisch-romantisches Gemälde in zwei Bänden von C. Herloßsohn. Leipzig, Wigand. 1834. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Herr Herloßsohn weiß als Mann von Verstand, daß das Publicum schlechte Romane liebt, und darum schreibt er deren jährlich einige. Um aber die Arbeit sich interessanter zu machen und zugleich den schlechten Geschmack des Publicums zu verhöhnen, schreibt er nicht nur so gewöhnliche schlechte Romane, wie viele andere berühmte Schriftsteller unserer Zeit, sondern wahre Parodien auf geistlose Romane. Da er aber unterläßt, in den Vorreden zu seinen Arbeiten das Ironische derselben anzudeuten und dasselbe daher manchem Leser entgehen könnte, so ist es um so mehr Pflicht, auf die satirischen Feinheiten der vorliegenden Arbeit aufmerksam zu machen.

Zum Gegenstande der Parodie hat unser Verf. nicht die neueste Manier unserer Modeschriftsteller gewählt, sondern eine ältere, und daran hat er wohl gethan, denn die neueste literarische Mode ist so ganz charakterlos, daß eine Parodie derselben wenig wahren Spaß abwerfen würde. Unser Verf. hat daher feinen Takt gezeigt, indem er eine Manier, welche derber und natürlicher als die neueste ist und daher auch dem Parodisten

handgreifliche Blößen gibt, wählte, nämlich die Manier, in
er einst Spieß und Cramer das lesende Publicum ergötzten.
och vor Kurzem Herr Spindler und mehre Andere sich in die-
Erzählungsweise ergangen haben, so kann man unserm Verf.
Vorwurf nicht machen, daß er eine veraltete Manier zum
nstande seiner Parodien gewählt habe.

Der Held des Romans ist ein Mann, welchem ein finsterer
der Rache und des Fanatismus anerzogen worden ist, der
zugleich den Anfoderungen gesunder Vernunft und mensch-
Regungen Gehör nicht versagen kann und durch diesen
n Zwiespalt unglücklich gemacht wird. Dieses Thema ist
ich vortrefflich, und es muß als ein besonders feiner, satiri-
Zug beachtet werden, daß Hr. H. ein so inhaltsvolles
na gewählt hat. Denn in der That findet man grade in
schlechtesten Romanen nicht selten ein fruchtbares Thema,
die geistlose Art, wie dasselbe behandelt ist, tritt dann um
reller und widriger hervor. Diesen Contrast möglichst her-
uheben, hat unser Verf. beabsichtigt, und das ist ihm in ho-
Maße gelungen. Jenes Thema wird so behandelt, daß der
an eine Sammlung sämmtlicher Albernheiten ist, welche ein
anschreiber sich zu Schulden kommen lassen kann. Fast am
en hat unser Verf. die Gedankenlosigkeit schlechter Erzähler
orgehoben, mit welcher sie den Zufall walten lassen. Be-
lich stehen in den Erzählungen unserer Alltagsschriftsteller
Begebenheiten durchaus nicht in Zusammenhang mit den
rakteren der handelnden Personen; daher mußte viel Mühe
ewendet werden, zu bewirken, daß die Handlungen des Hel-
zufällig immer ganz andere Folgen haben, als sie der Na-
der Sache nach haben müßten. Zuerst nämlich beträgt der
sich als ein wüthender Eiferer nach Art unserer moder-
Zeloten, das heißt ausnehmend edelmüthig, aber höchst ein-
g, und ebenso lange ist der Zufall sein sehr guter Freund.
er aber zufällig erfährt, sein Vater lebe noch, söhnt er sich
ötzlich mit der bestehenden Ordnung der Dinge aus, läßt
atismus und jeglichen Eigensinn fahren, und wird aus einem
ellen schnurstracks ein wackerer Diener seines Königs. Von
m Augenblicke an verschwört der Zufall sich gegen ihn; auf
Seite begegnet ihm ein Unglück; einige Bräute sterben oder
en ihm auf andere Art zufällig entrückt, alle seine Freunde
n im Kriege, und er zieht sich zuletzt verzweifelnd auf eine
me Burg zurück, um daselbst als trauernder Einsiedler den
seiner Tage zu verleben. Damit aber der Leser ob dieses
lusses nicht allzu traurig werde, findet sich ganz hinten noch
Grabschrift, aus welcher hervorgeht, daß der edle Zurückge-
ne sich von der Tochter eines Gefangenwärters, welche ihm
er einmal das Leben gerettet, hat pflegen lassen. Da dieses
dchen als eine kernhafte Magd geschildert wird, so ersieht
aus dieser Notiz, daß der Ritter in seiner Einsamkeit nicht
allen Trost geblieben ist, was dem Leser zu nicht geringer
uhigung gereicht. Man muß gestehen, daß der Verf. hier
seiner ironischen Laune fast zu weit ging, denn es ist nicht
rscheinlich, daß wirklich jemals ein noch so schlechter Roman-
eiber auf den tollen Einfall gekommen sei, die Wirkung eines
ischen Gedichtes durch eine schalkhafte Nachschrift zu vernich-
Zu dieser Uebertreibung scheint hier die Furcht verleitet zu
n, es könne manchem Leser das Ironische der Arbeit entge-
, wenn nicht zum Schlusse noch ein recht starker ironischer
lagschatten auf das ganze Buch geworfen würde.

Aber fast noch seltsamere Dinge als dem Helden begegnen
zen Nebenfiguren. Unter Anderm reitet ein Ritter durch
n Wald, sieht daselbst ein schönes Mädchen liegen, steigt vom
rde, küßt das Mädchen, steigt wieder zu Pferde und reitet
er. Am folgenden Tage bildet er sich ein, die Begebenheit
ihm nur geträumt. Damit nun aber dieser Zug seine
e satirische Schärfe erhalte, hat der Verf. denselben Ritter
als das Gegentheil eines Träumers, als einen unbefange-
, lustigen Bruder geschildert und dadurch, wenn auch wieder
einiger Uebertreibung, die Gewohnheit schlechter Romanschrei-
persiflirt, ihren Figuren Handlungen zuzuschreiben, welche
mit ihrer Sinnesart durchaus im Widerspruche stehen. Aehn-
liche satirische Züge finden sich auf jeder Seite. Unter Anderm
versichert eine Jungfrau, welche als eine Libussa und Wlasta
zugleich geschildert wird, dem Helden im ersten Augenblicke ihrer
Bekanntschaft mit schalkhafter Einfalt, die schönen Mädchen in
Prag würden ihm, wenn er sich länger daselbst aufhielte, schon
die bleichen Wangen roth machen, und der Ritter entgegnet mit
Feinheit, daß sie das ja selber thun könne (S. 244). Die zier-
lichen Redensarten, in welchen dieses heroische Gespräch sich be-
wegt, sind werth nachgelesen zu werden.

Ferner findet sich in schlechten Romanen bekanntlich häufig
irgend ein grober Geselle, welcher zwar eine außerordentlich treu-
herzige Seele ist, aber zugleich das Vorrecht hat, vor sämmt-
lichen Lesern sich ausnehmend unfläthig zu benehmen. Ein sol-
cher Gesell findet sich hier auch, und in Beziehung auf ihn
möchte ich den Verf. ebenfalls der Uebertreibung im Persifliren
beschuldigen. Denn dieser Mensch hält unaufhörlich seitenlange
Reden voll Unsinn. Unter Anderm stellt er sich, nachdem er ei-
nem ärgerlichen Handel beigewohnt hat, mit dem Gesichte gegen
eine Mauer, und hält auf seine eigne Hand eine sechs Seiten
lange Rede, welche ganz aus verrückten und abgeschmackten
Schimpfworten besteht. Das ist selbst dem Satiriker nicht
erlaubt.

Da ferner Schriftsteller, welche nur des Honorars wegen
dichten, ihren Figuren gern lange Reden in den Mund legen,
in welchen nichts gesagt wird, als was Jedermann schon weiß,
so sucht der Verf. auch diesen Fehler durch übertreibende Nach-
ahmung lächerlich zu machen, und man muß gestehen, daß es
ihm nicht nur gelungen ist, seine Helden höchstabgedroschenes
Zeug sprechen, sondern auch, daß er in der Wahl der Orte, wo
diese Reden eingelegt werden, viele Gewandtheit und einen feinen
satirischen Takt zeigt. Diese Reden sind nämlich meistens dahin
gestellt, wo überhaupt gar keine Rede hingehört, z. B. wenn
die redenden Personen recht große Eile haben, oder wo es gegen
ihre Würde verstößt, sich in langes Geschwätz einzulassen, wie
das wol den Schriftstellern, deren Manier hier parodirt wird,
zu geschehen pflegt.

Auch das nothwendige Rüstzeug eines echten Ritterromans
ist hier vollständig vorhanden. Räuberbanden, welche die ent-
setzlichsten Pläne schmieden, aber glücklicherweise jedesmal be-
horcht werden und schmählich umkommen, zarte, träumerische
Jungfrauen, welche gelegentlich diesen oder jenen Uebelthäter mit
kräftiger Faust in eine Felsenkluft stürzen, Zigeuner, Schlachtge-
brüll, hinterlistige Pfaffen, schreckliche, unterirdische Kerker, rüh-
rende Erkennungsscenen und verzweifelnde Wahnsinnige bilden
ein Potpourri, das nicht leicht seltsamer gefunden werden kann.

Schließlich will ich noch eine Probe von der Schreibart des
Verf. geben und zwar von seinem heroischen Style. Nachdem
nämlich der Held des Romans alle denkbaren Unglücksfälle er-
lebt hat und ihm namentlich zuletzt eine Geliebte zufällig getödtet
worden ist, bricht seine Verzweifelung in folgenden Monolog
aus (II, S. 218): „Warum weint ihr nicht, Hunde? (das
sind seine Kriegsgefährten) Warum seid ihr so froh, so kalt, so
theilnahmlos, während das edelste Herz gebrochen? Hat keiner
von Euch den Muth, mir mein eigen Schwert in die Brust zu
rennen? Ich muß ihr nach! Hört es, ihr versteinerten Men-
schen, ihr seelenlosen Eisklötze: ich habe sie geliebt, wie keinen
Menschen auf Erden, und sie hat mich geliebt mit der Kraft
ihrer Seele, und einen Wurm der Reue habe ich im Herzen ge-
tragen Jahre lang und habe den Wurm jetzt herausreißen wol-
len, und jetzt — jetzt — o verfluchter, heimtückischer Teufel, den
sie Gott oder Schicksal nennen, jetzt mußte sie sterben! Warum
bist du so blau, theilnahmloser Himmel? Warum hüllst du dich
nicht in Trauer? Und ihr Bäume, was grünt ihr so froh wie
die Hoffnung? da die Hoffnung doch eingesargt ist als Speise
für die Würmer! Kalte, tückische Natur, warum soll ich nur
leben, da Alles todt ist? Warum legst du nicht die Macht dei-
ner Zerstörung, die Fäulniß, an mich, damit ich vernichtet werde,
wie Alles, Alles? — O ich bin der elendeste, erbärmlichste der

Geschaffenen, denn alle Sünder, auch die größten finden Gnade vor Gott, und nur ich nicht, ich, der Verworfene nicht! — Haltet ein Gottesgericht; ich lästere mich, meine Seele, den Himmel, Euch — Alles — Alles!" 91.

Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie. Mit Beiträgen von K. O. Müller, Th. Panofka, Otto B. von Stackelberg, F. G. Welcker. Herausgegeben von Eduard Gerhard. Erster Theil. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir finden hier einen Verein ausgezeichneter Forscher des classischen Alterthums, welcher Mittheilungen sowol über die Wissenschaft der Alterthümer im Allgemeinen als über einzelne Gegenstände mythologischen und kunstgeschichtlichen Inhalts macht. Der Herausgeber ist durch vieljährigen Aufenthalt in Rom und dem übrigen Italien, welcher ausschließend dem Studium der Reste der antiken Kunst in Beziehung auf Kunstgeschichte und Religion der alten Griechen und Römer, sowie der altitalischen Völkerstämme gewidmet war, bekannt. Er ist nach einem kurzen Besuche im deutschen Vaterlande, von dessen nordwestlicher Spitze Norderney aus er im August 1833 das Vorwort zu dem ersten Hefte des vorliegenden Werkes datirt, aufs Neue, und, wie verlautet, als königl. preuß. Archäolog mit so bedeutender Unterstützung seines so kunstfördernden wie kunstliebenden Monarchen nach Italien abgegangen, daß er sich fortan, in der freiesten Bewegung, der Weiterbildung seiner Wissenschaft, für welche ihn Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Begeisterung gleich sehr befähigen, hingeben kann. An ihn haben sich mehre Genossen seines Studiums angeschlossen, um in Gemeinschaft die Resultate gründlicher deutscher Forschung auf dem Gebiete der Archäologie unter das Publicum zu bringen. Wenn mit diesen auch die süddeutschen Gelehrten ihres Faches, Schorn, Thiersch, Creuzer und der talentvolle Feuerbach, dessen „Belvederischen Apoll" wir mit Nächstem ausführlicher in diesen Blättern zu besprechen zugesagt haben, vereinigt sein werden, so mag dieses Journal ein von dem eigenthümlichen Charakter deutscher Gründlichkeit, Scharfsinnigkeit und Umsicht getragenes würdiges Seitenstück zu den Annalen und dem Bulletin des archäologischen Instituts in Rom werden.

In dem vorliegenden ersten Theile eröffnet der Herausgeber die Reihe der Freunde mit einem, wie er es nennt, wissenschaftlichen Fragment über die Grundzüge der Archäologie, worin er zuerst der Archäologie ihr eigenthümliches Feld und ihren hohen Werth neben und gegenüber der Philologie anweist, sofern jene es mit der Kunst, diese mit der Sprache des Alterthums zu thun habe, und sodann die Identität der ältesten Natursymbolik in den verschiedensten Götternamen und Mythen der hellenischen Urzeit aufzeigt. Wer sich durch die schwerfällige und üppigverschlungene Sprache durchzuwinden vermag, wird reiche Belehrung und Genuß finden, und nicht minder die Fülle von Gelehrsamkeit und die Schärfe des Urtheils, welche dem Verf. zu Gebote stehen, bewundern.

Hierauf folgen Ausgrabungsberichte von Gerhard und Panofka, welche schon früher zum größern Theil in Schorn's „Kunstblatt", theils in der „Preußischen Staatszeitung" gestanden hatten. Sie sind besonders in Beziehung auf die etruskischen Monumente, die in Corneto, Chiusi, Perugia und anderwärts gefunden worden sind, von hohem Interesse, und ist darin die diplomatische Genauigkeit der Berichterstatter dem Alterthumsfreunde ebenso schätzbar als für die Mehrzahl anderer Leser ermüdend.

Unter den vermischten Aufsätzen aus dem Kreise des mythologischen, kunstgeschichtlichen, archäologischen, topographischen und epigraphischen Studiums sind namentlich die beiden Aufsätze vom Professor K. O. Müller in Göttingen anziehend. Der eine beweist, daß der bisher unerklärte vordere Fries des Theseustempels in Athen den Kampf des Theseus mit den Pallantiden darstelle; der andere, daß die von der neuesten französischen Expedition in Morea beschriebene Höhle des Nestor bei Pylos die von Homer gemeinte Hermesgrotte sei, wohin dieser Gott als Knabe die gestohlenen Schafe des Apollon gebracht habe, da diese Höhle als Tropfsteinhöhle durch ihre sonderbaren Gestaltungen wol den Anschein habe darbieten mögen, als wenn Hermes hier die Lämmer- und Widderfelle an den Wänden ausgespannt hätte. 62.

Miscellen.

Nichts Neues unter der Sonne! Man erkennt jetzt mehr als je, daß die einzige Quelle wahren Volksglücks und dauernden Staatswohls die sorgfältige Erziehung des jungen Geschlechts von den ersten Jahren der Kindheit an in den Wissenschaften, vorzüglich im Studium der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung ist. Schon Wizzo rühmte dies an den Italienern seiner Zeit als eine allgemeine Sitte und ermunterte Heinrich II. dies Beispiel in Deutschland zu befolgen. Auch jetzt noch verdienen seine Worte beim Fattorini S. 1 Beachtung und Beherzigung:

> Tunc fac Edictum per terram Teutonicorum,
> Quilibet ut dives sibi natos instruat omnes
> Literulis, legemque suam persuadeat illis,
> Ut cum principibus placitandi venerit usus.
> Quisque suis libris exemplum proferat illis;
> Moribus his dudum vivebat Roma decenter,
> His studiis tantos potuit vincere (?) tyrannos;
> Hoc servant Itali post prima crepundia cuncti.

Wenn man Manso's lebendige Schilderung in dem Aufsatze: über das rhetorische Gepräge der röm. Literatur, und namentlich wo er an das Horazische

> Scribimus indocti doctique poemata passim

erinnernd, der Vielschreiberei zu damaliger Kaiserzeit gedenkt, mit den Worten: „Die Literatur ward immer bunter, die Mischung des Guten und Schlechten, welche stets eine Folge der Vielschreiberei ist, größer, die Auswahl unter der Menge von Schriften schwieriger, das von allen Seiten in Anspruch genommene Urtheil unsicherer", da möchte man fast meinen, die Kaiserzeit sei heutzutage wiedergekehrt, denn mehr als je verdient das jetzige Jahrhundert das Beiwort des vielschreibenden.

Vor kurzem wurden die Fürsten der Jetztwelt darauf aufmerksam gemacht, wie nothwendig es für sie als Regenten sei die Geschichte vergangener Zeiten und Jahrhunderte zu studiren und zu beherzigen; ja, eine Zeitschrift behauptete sogar, daß die Verstöße, die heutzutage von den Thronen herab gemacht worden, nur aus allzugroßer Unkenntniß der Geschichte entstanden wären. Um wenigstens diese einigermaßen zu vermindern, wollen wir unsern Zeitgenossen hier erzählen, daß, als Karl der Große einst nach langer Abwesenheit zurückgekehrt war, und fand, daß die Söhne von geringen mittelmäßigen Aeltern insgesammt fleißig, die von vornehmen aber faul und nachlässig gewesen waren, er zu den erstern, die er lobte und als gehorsam und verständig pries, sagte: semper honorabiles eritis in oculis meis, zu den andern aber mit drohender Stimme und finsterm Blick die Worte sprach: vel nobiles vos primorum filii, vos delicati et formosuli in natales vestros et possessiones confisi, mandatum meum et glorificationem vestram postponentes, litterarum studiis neglectis, luxuriae, ludo, inertiae, vel inanibus exercitiis indulsistis. — Die Anwendung dieser verschiedenen Anreden kann dem Besonnenen nicht schwer fallen. 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag. —— Nr. 93. —— 3. April 1834.

Zur neuesten Philosophie.

Lehrbuch der Psychologie, von Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Mittler. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der gegenwärtige Zustand der Philosophie in Deutschland bietet beim ersten Anblick eben kein sehr erhebendes Schauspiel dar. So weit auch die Hegel'sche Schule, eine der interessantesten und lehrreichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete geistiger Thätigkeit, sich ausgebreitet hat, so mächtig und offenbar sie auch wegen ihrer vorgeblichen Uebereinstimmung mit dem Christenthume und der erblichen Monarchie, denen aber der dialektische Geist des Systems, wie er freilich, gleich dem Mephistopheles, aus dem Nebel und der Pudelkleidung als fahrender Scholasticus nur durch Zauberformeln nothgedrungen erscheint, wesentlich widerstreitet, von oben begünstigt wird; so sehr auch die fanatischen Novizen dieser logisch-schwärmerischen Klosterweisheit zum Untergange anderer Lehren sich verschworen haben, so kann und wird es ihr doch niemals gelingen, die Alleinherrschaft zu behaupten und die Geister dauernd zu befriedigen; dazu ist sie zu abstrus und scholastisch, sie steht mit dem natürlichen, reinmenschlichen Standpunkte und den durch keine Sophistik zu betäubenden Anfoderungen unsers moralischen und religiösen Bewußtseins in zu grellem Widerspruche. Es darf uns daher nicht wundern, daß theils die Opposition gegen die Anmaßungen dieser Schule täglich kräftiger und erfolgreicher wird, und selbst Mehre ihrer Anhänger zurücktretend dem eignen Genius zu vertrauen wagen, theils Andere dem kritischen Verfahren Kant's treu bleiben oder sich mehr der Erfahrung zuwenden, theils endlich ein komisches Pygmäenvölkchen von Systemen junger Autoren wie eine generatio originaria von allen Seiten aufschießt und wenigstens gleich Irrwischen den des Wegs unkundigen Wanderer auf Augenblicke fesselnd zu einer kleinen Sektenbewegung verlockt. Diese Scenen einer innern Entzweiung, die wie das punctuelle Zerfallen eines entseelten Organismus in seine Bestandtheile die traurigen, aber unzweideutigen Symptome der verscheidenden Philosophie zu sein scheinen, geben denn auch den Feinden dieser Wissenschaft einen Vorwand, daraus das niederschlagende Resultat zu ziehen: daß die Philosophie ihre Rolle ausgespielt habe und die mündig gewordene Menschheit ihrer so wenig mehr bedarf als der Mann der Spielzeuge und der gymnastischen Strebungen seiner entschwundenen Jugendzeit. In der Hegel'schen Schule habe sie noch einmal, aber zum letzten Male ihre ganze Kraft zusammengenommen; geharnischt und ausgerüstet mit den schwerfälligen Waffen scholastischer Dialektik sei sie noch einmal auf den Kampfplatz getreten, um für ihre Existenz zu streiten, aber ohne daß es ihr gelingen werde, ihrem Schicksale zu entgehen; sie habe den Zeitgeist gegen sich, es sei in Religion, Wissenschaft, Kunst und dem Staatsleben das Größte geleistet worden ohne sie, und im Christenthume sei schon längst das Vollkommene erschienen, welches das Stückwerk, die Grillen und Chimären der Philosophen entbehrlich mache. Man dürfe ja auch nur die Geschichte der Philosophie aufmerksam betrachten, die zahllosen, einander widerstreitenden Systeme in ihrer babylonischen Sprachverwirrung, wovon ein jedes den Fund der ewigen Wahrheit in einem unfehlbaren Tone verkündigte, aber nur um nach einer vergänglichen Blüte durch ein anderes verdrängt zu werden, herab bis auf den anarchischen Zustand dieser Wissenschaft in unserer Zeit, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Philosophie als vernünftliche Wissenschaft des Absoluten, des unendlichen Wesens der Dinge etwas Unmögliches sei, indem sie nach einem Ziele strebe, wozu uns weislich die Kräfte versagt worden, und daß sie daher entweder ganz aufgegeben werden oder bescheidener auftreten müsse.

Dagegen fehlt es auch nicht an erfreulichern Zeichen, welche den düstern Grund dieses Gemäldes erheitern und uns mit der Gegenwart wenigstens zum Theil versöhnen können, ohne daß wir nöthig hätten, eine Apologie der Philosophie zu schreiben. Vermag sie sich nicht aus eigner Kraft gegen den Zeitgeist zu erhalten, ist ihr Untergang von dem Lenker menschlicher Schicksale beschlossen, so mag sie immerhin fallen, er wird Mittel finden, die Menschheit auf anderm Wege nach ihrer Bestimmung zu führen; vielleicht daß erst ihr Verlust ihren wahren Werth an den Tag bringt und eine desto größere Sehnsucht nach dem Wiederbesitz derselben erregt. Es hat jedoch damit noch keine Noth. Sollte auch die Philosophie als absolute Wissenschaft dem Menschengeschlechte versagt sein, so wird ihm doch das Philosophiren bleiben, d. h. das Streben nach der höchsten, allumfassenden Erkenntniß, ein Verlangen,

über die wichtigsten Interessen des Lebens, über die Gottheit in ihrem Verhältnisse zur Welt, über die Natur, über uns selbst, unsere Bestimmung auf diesem irdischen Schauplatze und die Perspective, welche sich uns im Tode eröffnet, durch eigne Kraft der Vernunft ein beruhigendes und erhebendes Resultat zu ermitteln; dieses Streben ist dem Menschen natürlich, es ist dem gebildeten Bewußtsein so unentbehrlich als das Athmen zum physischen Leben. Dieses Streben hat in unsern Tagen nur eine andere Richtung erhalten, und deshalb scheint es Vielen wo nicht gänzlich erloschen, doch sehr ermattet zu sein. In den ältern Zeiten nämlich und in den neuern bis auf die französische Revolution war in der Philosophie, ja in dem ganzen großen Gebiete der Wissenschaft das theoretische Interesse überwiegend. Die großen Probleme von dem Ewigen, Göttlichen, von den Elementen und dem Ursprunge aller Dinge und des Menschengeschlechts aus ihnen absorbirten die übrigen Fragen; die Sokratischen Schulen in ihrer praktischen Tendenz vermochten sich dagegen in die Länge nicht zu behaupten; der Geist kehrte immer wieder zu ihnen zurück und vertiefte sich in die Unendlichkeit dieser Gegenstände. Und da die sich selbst überlassene Speculation in der Verfolgung dieses erhabenen Ziels, sobald sie nicht nach der strengsten Methode verfährt, sich nur in unermeßliche Abgründe und Labyrinthe verliert, welche sie in Ermangelung eines festen Standpunkts durch Hülfe der Phantasie zu überfliegen sich versucht fühlt, so ist es erklärlich, warum die Geschichte der Philosophie uns so oft statt der Wahrheit nur Dichtungen, sinnreiche Mythen, Schwärmereien und chimärische Einfälle überliefert hat, und wir gegenwärtig wie auf der Erde, so geistig auf den Ruinen untergegangener Schöpfungen stehen. Besonders für religiöse Gemüther liegt darin ein eigner Zauber. Ihnen ist das Göttliche der Leitstern des Lebens, die Sorge für das Heil der Seele die wichtigste aller Angelegenheiten; was sie hier glaubend ergriffen, das halten sie fest und opfern ihm willig alle äußere Güter; sie laufen jedoch Gefahr, ohne das Licht der Vernunft und der Philosophie sich mannichfach zu verirren und dem Aberglauben sowie den finstern Machinationen einer herrschsüchtigen Hierarchie in die Hände zu fallen. Nur religiöse, aber nicht ganz aufgeklärte Völker konnten die Kreuzzüge unternehmen, nur unter solchen konnte das Papstthum gedeihen und die Scholastik die kräftigsten Geister Jahrhunderte lang fesseln. Als aber durch die Reformation die Geistesfreiheit errungen war, als große Entdeckungen am Himmel und auf der Erde den geistigen Horizont ins Unermeßliche erweiterten, die Naturwissenschaften nach der Bacon'schen Methode der Inductionen und Analogien reißende Fortschritte machten, die Völker sich vielseitiger berührten, der Verkehr und Austausch zum Theil ganz neuer Ideen lebhafter wurde, und als endlich die in der Geschichte einzige französische Revolution wie ein ungeheueres Erdbeben ganz Europa durchzuckte, erschütterte, umwälzte und viele Autoritäten und ehrwürdige Institute der Vorwelt umstürzte, da erwachte auch der Geist aus jenen überirdischen Träumen, das Empirische, Endliche trat vor das Bewußtsein in furchtbarer Gewalt, das Irdische machte seine Rechte geltend neben dem Himmlischen. Und da mit den fortschreitenden Naturwissenschaften der Mensch die Elemente mehr in seine Gewalt bekam und die Natur, indem sie in den Versuchen ihr Inneres enthüllte, ihrem eignen Zögling die Waffen gegen sich in die Hand gab, so wurde hierdurch der menschlichen Thätigkeit ein unermeßliches Feld geöffnet und durch die mannichfaltigste Anwendung der materiellen Stoffe auf Künste, Manufacturen, Handel und Wandel neue, volle Quellen des Wohlstandes, der Sicherheit, der Bequemlichkeit und jeder Art des Genusses hervorgetrieben. Dazu kam, daß die Völker in der Bibel, die ihnen gute Uebersetzungen in der Muttersprache unverstümmelt darboten, in einer zwar nicht wissenschaftlichen, aber durch Einfachheit und Herzlichkeit desto anziehendern Sprache, alle in religiöser und sittlicher Hinsicht zur Kräftigung des Gemüths, sowie zur Beruhigung bei widerwärtigen Ereignissen nöthigen Lehren gefunden zu haben, und mithin der dunkeln, abstrusen Systeme der Philosophen, welche mit einem großen Aufwande von Worten am Ende höchstens nur dasselbe vortragen, entbehren zu können glaubten. Hätten die Philosophen sich und den Zeitgeist verstanden, hätten sie entweder wie Baco zwar der Philosophie in der Erkenntniß des Endlichen ein ebenso würdiges als großes Gebiet angewiesen, aber in den Fragen nach Gott und der Schöpfung sich auf die Offenbarung berufen und diese unangetastet gelassen, oder wie Locke blos dem Ursprunge unserer Erkenntnisse nachgeforscht und sich bescheiden auf die Erfahrung beschränkt, so würden sie sich länger in der öffentlichen Meinung erhalten, die Geschichte der neuern Philosophie würde nicht so viel von Revolutionen, Katastrophen, Ruinen und Trümmern in der Welt des Geistes zu berichten, wir würden nicht den Verfall der ganzen Wissenschaft zu betrauern haben. Betrachtet man dagegen den Pantheismus Spinoza's in seiner dem sittlichen wie dem religiösen Bewußtsein widerstreitenden Sprödigkeit, oder die freigeisterischen französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts, wie sie, in dem Materialismus befangen, entweder das Dasein Gottes leugnen, oder die Vorsehung und die Bibel lächerlich zu machen suchen; erwägt man, wie auch unter uns Kant die Beweise für das Dasein Gottes aus theoretischer Vernunft verwarf und einen weisen Urheber der Welt nur durch ein Postulat unserer praktischen Vernunft zur Austheilung der Glückseligkeit wollte gelten lassen, wie er die Dreieinigkeit nur in moralischer Beziehung auffaßte und ihm der alleingeliebte Sohn Gottes nichts Anderes war als die Menschheit, der heilige Geist das Reich menschlicher Vernunft; wie Fichte das Sein Gottes keck leugnete und dagegen die moralische Weltordnung zur Gottheit machte; wie sodann Schelling uns sogar eine Geschichte Gottes erzählte von dem ersten dunkeln chaotischen Gemenge göttlicher Kräfte an bis zur Entfaltung des Selbstbewußtseins, woraus endlich im Systeme Hegel's ein förmlicher göttlicher Proceß entstand, in welchem die Dreieinigkeit, das

Wesen Gottes vor, in und nach der Schöpfung anatomirt und wie ein Cadaver in seine einzelnen Theile auseinandergelegt wurde, sodaß an der Gottheit zuletzt nichts Göttliches mehr übrigblieb als eben der Philosoph selber, welcher, alles Dieses klar erkennend, den ganzen Proceß abschließt: betrachtet man diesen ganzen Verlauf der Philosophie, so begreift man freilich, wie es möglich wurde, daß religiöse Gemüther an solcher Weisheit ein Aergerniß nahmen, unwillig davon sich abwendeten und lieber dem Mysticismus sich in die Arme warfen. Ist so nach und nach das Zeitalter an der Philosophie irre geworden, sucht man sich, so gut es eben will, ohne sie zu behelfen, so tragen die Schuld Die, welche mit der Wissenschaft so verfahren sind; sie müssen zur Verantwortung gezogen werden.

Daraus erwächst für die Philosophie selbst die Nothwendigkeit, fortan entweder die religiösen Bedürfnisse der Völker mehr zu beachten, an das Christenthum sich inniger anzuschließen und den Reichthum von Thatsachen, welcher ihr durch die Naturwissenschaften und die Geschichte geboten wird, besser zu benutzen, oder gänzlich darauf Verzicht zu leisten, eine bedeutende Wirkung auf die Menschheit hervorzubringen. Abstruse Speculationen über das Wesen Gottes an sich und vor der Schöpfung, naturphilosophische Constructionen aller Dinge aus dem Absoluten, Systeme des Naturrechts und der Politik, rein aus speculativer Vernunft entworfen, ohne Rücksicht auf die großen Lehren der Geschichte, auf das wirklich Ausführbare und auf die dringenden Bedürfnisse der Völker werden in Zukunft kein Glück mehr machen und entweder ganz spurlos vorübergehen oder nur ein ephemeres Dasein genießen. Die Menschen sind dessen überdrüssig geworden; in ihren Erwartungen so oft getäuscht, haben sie das Vertrauen verloren. Dagegen wird das wirklich Gediegene, den theoretischen und praktischen Bedürfnissen der Völker Entsprechende, im Leben Anwendbare, klar vorgetragen, niemals seine Wirkung verfehlen und früher oder später volle Anerkennung finden. Und diese Foderungen stehen im vollen Einklange mit der Philosophie selbst. Vom Standpunkte des Menschen aus gedacht und in ihm befangen, aus menschlichen Bedürfnissen entsprungen, kann sie gar kein anderes Ziel haben, als den Menschen aufzuklären über die Natur, über sein eignes Wesen und die große Aufgabe seines irdischen Daseins, um ihm zugleich Alles an die Hand zu geben, was ihn dabei sicher leiten, stärken, erheben, im Unglücke aufrichten und beim Zerfallen dieser erdigen Hülle trösten und beruhigen kann. Dazu bedürfen wir zwar der Idee der Gottheit und des Glaubens an eine sittliche Weltregierung, aber nicht nothwendig ist die volle Erkenntniß des Wesens Gottes an sich und der Entstehung der Welt in ihren einzelnen Momenten; das himmlische, ungetrübte Licht einer absoluten Erkenntniß Gottes würde nur die Sehkraft unsers Auges für das Irdische schwächen; aber gemildert durch die Erkenntniß der endlichen Dinge und in der Mischung mit dem Glauben und der Ahnung wird sie erst zu der wohlthätigen Flamme, welche unser Leben durchglüht und für alles Gute, Wahre und Schöne erwärmt.

Aus diesen Gründen müssen wir es für ein glückliches Zeichen der Zeit halten, daß die Thätigkeit der Philosophen sich mehr der Psychologie zuwendet. Gegenstand der Psychologie ist die Seele in der mannichfaltigen Richtung ihrer Thätigkeiten, mithin ein wirkliches, uns unmittelbar gegenwärtiges Object, **wir** selbst mit Allem, was wir sein können und sollen: womit schon viele unnütze, eitle, die Erfahrung überfliegende Aufgaben abgeschnitten werden, und dieses ohne alle Gefahr für die höhern Aufgaben unseres Lebens. Sind Religion, Wissenschaft, Kunst, Tugend und überhaupt die Ideen mehr als Chimären, sind sie wirklich die Genien, zur Leitung und Verschönerung unseres Lebens uns von oben gegeben, so muß die Psychologie ihren Herd und Ursprung in uns nachweisen; gibt es, wie mehre philosophische Schulen behaupten, eine intellectuelle Anschauung, ein Organ zur vollen, ihrem Gegenstande gleichen Erkenntniß des Göttlichen, so muß sie die Psychologie entdecken; und soll das Sittengesetz unser Handeln regeln, sollen wir bessere, reinere Wesen werden, so müssen wir ein Vermögen dazu besitzen, diese Foderung muß naturgemäß aus der Entwickelung unseres Bewußtseins hervorgehen.

(Der Beschluß folgt.)

Das „Foreign quarterly review" über Retzsch's Umrisse.

Das Octoberheft der genannten Zeitschrift für 1833 beurtheilt die Umrisse zu Shakspeare, Göthe und Schiller von Moritz Retzsch, wie es uns scheint, mit Einsicht. Es mag daher erlaubt sein, einige Allgemeinheiten über diese vielbesprochenen Arbeiten dem englischen Journale zu entnehmen. „Moritz Retzsch hat die umrissenen Werke seines großen Landsmanns Albrecht Dürer zum Vorbilde genommen. Er verdankt Flaxman's Umrissen gewiß mancherlei Belehrung; aber Albrecht Dürer ist die Quelle seiner Begeisterung. Retzsch's Stärke ist das Romantische und Malerische. Seine Umrisse sind ungemein genau entworfen. Seine Scenen sind dramatisch, aber seine Charaktere nicht. Sie zergehen in Allgemeinheiten und ermangeln der Eigenthümlichkeit. Er ist des Ausdrucks nur bis zu einem gewissen Grade allgemeiner Empfindungen in Personen verschiedenen Geschlechtes, Alters und Standes mächtig. Er vermag ein einzelnes Gefühl wie Kummer, Freude, Wuth, Liebe u. s. w. zu schildern, aber er ist nicht im Stande, einen eigenthümlichen Charakter zu verkörpern. In Schiller's romantischen Schöpfungen ist Retzsch mehr zu Hause als in Göthe's imaginativen. Seine Umrisse zu „Fridolin" gehören zu den trefflichsten seiner Werke, und man liest sich aus ihnen gewissermaßen das Gedicht heraus. „Der Kampf mit dem Drachen" ist gleichfalls malerisch. In seinen Umrissen des Alters ist Retzsch sehr glücklich. Seine Land- und Arbeitsleute sind ebenso pittoresk. Er legt in sie die Wildheit unverfälschter Natur und gibt durch sie die Gewalt seiner Zeichnung augenfällig kund. Seine Kenntniß der menschlichen Gestalt und ihrer Geberden scheint vollendet, sie mag nackt oder bekleidet, ätherisch wie in seinen Geistern und Genien, wild und roh wie in seinen Arbeitsleuten, einfach und schlicht wie in seinen Bauern, zierlich und anmuthig wie in seinen Frauen, oder stattlich und kriegerisch wie in seinen Rittern sein. Seine Gestalten stehen fest, daher in ruhiger Haltung da und werden richtig in Bewegung gesetzt. Seine Wahl der Stellungen ist glücklich und zumeist einfach und ungezwungen. Seine Costumirung ist im höchsten Grade malerisch. Er wirft seine fliegenden Gewänder

mit der an den alten Malern bemerkenswerthen Freiheit und Mannichfaltigkeit und ordnet die Falten anschließender Bekleidungen so, daß er die Bewegung der Beine darunter sehen läßt. In den Nebendingen ist er sehr erfinderisch und geschmackvoll, besonders wenn der Schauplatz nach Deutschland verlegt ward. In seinen Gruppen erkennt man eine geschickte Anwendung des Styles der Bildnerkunst auf die Stoffe der Malerei. Was auf einem Gemälde steif aussehen würde, ist auf Umrissen zweckmäßig. Retzsch nimmt keinen Anstand, Kunstwerke der Skulptur und Malerei zu benutzen, wo sie ihm irgend zweckdienlich sind, und läßt sich damit nicht genug an Albrecht Dürer's Werken sein. „Das Lied von der Glocke" gewährt das mannichfaltigste Interesse, wiewol darin weder die Leidenschaft und Innigkeit des „Faust", noch die Einheit und Einfachheit des „Fridolin" angetroffen wird. In seinen Umrissen zu dem großen britischen Dichter hatte Retzsch ungleich größere Schwierigkeiten zu überwinden. Shakspeare ist der beste Prüfstein für eines Künstlers Vermögen; denn kein Dichter prägt das Eigenthümliche seiner Schöpfungen so tief und lebendig in unser Gemüth; und wenn wir uns auch diesen Eindruck nicht selbst zu erklären vermögen, so reicht doch ein Blick hin, uns von dem guten oder schlimmen Erfolge des Malers, der sich daran wagte, zu überzeugen. Es ist nicht Gestalt, Beschaffenheit, Alter, Gesicht oder Tracht, sondern die aus den Augen blickende Seele, das in dem äußern wiedergespiegelte innere Wesen, was uns des Dichters Schöpfungen enthüllt. Nur wenn der Künstler den urbildlichen Charakter durchaus versteht und sich mit ihm in Einklang zu setzen weiß, wenn er überdies ein vollkommener Meister seiner Kunst ist, wird er sich fähig fühlen, Shakspeare's Helden und Heldinnen zu verkörpern, außerdem vermag er es nicht. Daß es Retzsch fehlgeschlagen, ist nichts Außerordentliches. Trotz der Hülfe einer wörtlichen deutschen Uebersetzung Shakspeare's, trotz der erleuchteten Kritik Göthe's, Schlegel's und Tieck's konnte ihm das volle Verständniß Shakspeare's nicht möglich werden!" — Mit Erlaubniß des Hrn. Reviewers sind wir doch der Meinung, daß Hr. Retzsch viel gelungenere Umrisse zu Shakspeare geliefert haben würde, wenn er sich von Tieck hätte berathen lassen. „Kein Autor kann gänzlich von Jemand erschöpft werden, der nicht mit der Sprache, worin er schreibt, innig vertraut ist. Wie wenige unserer eignen Landsleute verstehen die Allgewalt und den Umfang von Shakspeare's Genius wirklich und vereinbaren sich mit seinen Charakteren ganz und gar! Eines Dichters Gemüth ist erfoderlich, um eines Dichters Werke zu verstehen. Die Wendung eines Redesatzes, der Sinn eines Wortes, eine Anspielung auf heimische Sitte kann von Wichtigkeit bei der Zeichnung eines Charakters werden. Noch in unserer Zeit sind uns viele Stellen aus Unkenntniß der Sitten und Gebräuche der damaligen unverständlich. Dies ist aber nicht die einzige Klippe, an welcher Retzsch's Bemühungen scheiterten. Nicht blos weil die Sprache, in der Shakspeare schrieb, die Sitten und Gewohnheiten seines Landes und die Gemüths- und Sinnesart des Volkes ihm fremd waren, fehlte Retzsch, sondern auch weil ihm eine ausreichende Einbildungskraft abging. Er sieht nur über die Oberfläche hin und hat, so weit diese reicht, eine lebendige Wahrnehmungskraft in allen seinen Umrissen dargethan. Er besitzt eine löbliche Auffassungsgabe physischer und äußerer Eigenthümlichkeit, schöner Formen, anmuthiger Stellungen, schicklicher Costumirung und Anordnung von Nebendingen. Sein Gefühl für das Malerische ist stark und lebhaft, und er hat Neigung und Geschmack für das Romantische. In solchen Gegenständen und Scenen ist er zu Hause. Er hätte sich vornehmen sollen Spencer's statt Shakspeare's Dichtungen zu umreißen. Die tapfern Ritter, die schönen Jungfrauen, die übelwollenden Altmütter, die Geister, die personificirten Leidenschaften würden seiner Phantasie besser zusagen. Er würde in den Schönheiten und Wundern der bezauberten Welt des Dichters schwärmen und schwelgen."

„In Retzsch's Umrissen zu Shakspeare erdrücken Costum und Nebendinge den Geist, sie sind zu hervorstechend und nicht immer am rechten Orte. Ein genialer Künstler wäre nie in diesen Irrthum verfallen. Er würde ihn instinktartig vermieden haben, oder vielmehr würde seine Einbildungskraft vom Studium der Tragödie so gewaltig ergriffen worden sein, daß der Tand und das Flitterwerk der Bühne vor ihm in ihr Nichts gesunken wären, oder wenigstens nur einen untergeordneten Platz als unwesentliche Zierathen eingenommen hätten. Retzsch's Scenen aus Shakspeare's Dichtungen verhalten sich zu diesen selbst wie Melodram und Pantomime zu Tragödie und Schauspiel. Seine Darstellungen beschreibender und erzählender Poesie sind dramatisch, jene aus tragischen und dramatischen Dichtungen sind nur theatralisch. Hundert Maler würden im Stande sein, Thomson's Celadon und Amelia bildlich darzustellen; aber vielleicht nur ein einziger wäre im Stande Shakspeare's Hamlet und Ophelia zu skizziren. Retzsch ist der einzige nicht. Er versinnlicht die Gemälde und trägt die Geschichte des Dichters vor, so weit dies durch Pantomime und Bühnenverkleidung, durch Einführung von Personen und durch den Ausdruck gewisser Gedanken und Empfindungen möglich ist; mehr vermag er nicht zu leisten. Einen großen eigenthümlichen Charakter zu verkörpern, reicht sein Vermögen nicht aus; er hat es nur mit Aeußerlichkeiten und Allgemeinheiten zu thun. Seine Gewandtheit im Entwerfen und Gruppiren seiner Gestalten, sein Geschmack im Zusammenstellen und Anordnen von Costüm und Nebendingen, sein Gefühl für das Anmuthige, sein Blick für das Malerische: alle diese guten Eigenschaften wirken vereinigt dahin, seinen Scenen die ihnen so eigenthümliche, träumerische, heimische, romantische Lebendigkeit einzuhauchen. Das Wilde und Wunderbare ist das Gebiet seines Genius. Er vermag sich nicht in Shakspeare's Höhen emporzuschwingen, nicht in dessen Tiefen hinunterzutauchen, nicht in seine innersten Mysterien einzudringen! Wünscht er seinen Ruf durch Darstellungen der Dichter unsers Landes zu erhöhen, so halte er sich an Spencer, Ossian oder die alten Balladen. Darin würde seine Phantasie einen freien Spielraum und sein Geist ein angemessenes Ziel finden. — Retzsch ist gegenwärtig, wie wir hören, mit dem zweiten Theile von Göthe's „Faust" beschäftigt und hat jüngsthin seine Umrisse zu Schiller's „Pegasus im Joche" beendigt. Wir sehen mit Verlangen deren Erscheinen in einem Lande entgegen, in welchem sein Talent zahlreiche Bewunderer findet, sobald es sich in der ihm eigenthümlichen Sphäre bewegt."

51.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 94. —— 4. April 1834.

Zur neuesten Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Herr Beneke, der Verf. des vorliegenden Lehrbuchs, hat sich mit großem Eifer auf die Psychologie geworfen. Er bezweckt nichts Geringeres, als die Psychologie zu einer vollkommen sichern Wissenschaft zu erheben, durch welche dann in allen Zweigen der Philosophie das Dunkel aufgeklärt, das Streitige entschieden, und so die gesammte Philosophie in eine positive Wissenschaft verwandelt werden würde, deren Grund keine Folgezeit wieder aufreißen könnte, und die für alle Gebiete des Lebens einen unerschöpflichen Schatz fruchtbarer Aufklärungen und Anwendungen darböte (Vorrede S. IV, XV). Er meint:

Die Wissenschaft von der menschlichen Seele werde einst die vollkommenste von allen werden, vollkommener als die Naturwissenschaften, weil sie vor diesen den unschätzbaren Vorzug voraus habe, daß sie allein einer wahrhaft innerlich construirenden oder begreifenden Erkenntniß fähig sei. Sie allein ist im Stande, vom wahrhaft Einfachen ihre Constructionen zu beginnen, sie lückenlos fortzuführen mit klarer Anschauung der einfachen Entwickelungsacte, und so bei jedem Punkte die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Product nicht mehr und nicht weniger enthalte als seine Factoren, und die Qualitäten derselben unverfälscht in sich abspiegele (S. VII).

Der Verf. schließt sich damit an die neuern Arbeiten der Engländer, Franzosen und Italiener an und behandelt die Psychologie als eine Naturwissenschaft, welche sich wie diese lediglich auf sorgsame Beobachtungen stützen und aus diesen ihre allgemeinen Gesetze durch vorsichtige Inductionen ableiten müsse (S. 20). Die Methode ist also dieselbe; eigenthümlich aber ist der Psychologie ihr Gegenstand, die menschliche Seele und ihr Erkenntnißquell, das unmittelbare Selbstbewußtsein. Die Entwickelung unserer Seele ist die einzige Naturentwickelung, welche wir, ohne alle fremdartige Vermittelung in ihrem wahren Sein, oder wie sie an und für sich ist, aufzufassen im Stande sind; die einzige Naturentwickelung, bei der wir die innern Bildungsformen zu beobachten, die Wirkungen aus ihren Ursachen, die Producte aus ihren Factoren zu begreifen und zu construiren vermögen (S. 22).

Obgleich wir weder die besonders in dem letzten Jahrzehend geschehenen Fortschritte der Psychologie leugnen, noch die künftigen bezweifeln wollen, wie wir denn selbst noch Einiges dazu beizutragen gedenken, so können wir doch die großen Erwartungen des Verf. nicht theilen. Die Schwierigkeiten scheinen vielmehr bei dieser Wissenschaft größer zu sein als bei andern, und es ist ein altes Klagelied, daß Selbsterkenntniß das Schwerste ist. Zwei Hauptpunkte, die hier vorzüglich hemmend in den Weg treten, hat der Verf. ganz aus den Augen gelassen: die Flüchtigkeit der einzelnen psychologischen Erscheinungen, besonders in ihren unendlich zarten Nuancen, und die unvermeidliche Selbsttäuschung. Um nämlich die einfachen Elemente, wie Hr. B. will, die wahren Principien zu entdecken, aus denen wir durch eine unfehlbare Construction die verwickelten Verhältnisse abzuleiten vermögen, sind wir an die Selbstbeobachtung gebunden, d. h. zugleich an unsere Individualität in den bestimmten Graden unserer sittlichen, intellectuellen, religiösen Bildung, an unser Temperament, Alter, Geschlecht, Stand u. s. w., und mit diesem nach unserer Individualität zugeschnittenen und gefärbten Glase betrachten wir unsere Mitmenschen, welche für uns in der Reihe der Naturerscheinungen stehen, und wo folglich die Vorwürfe, welche er den Naturwissenschaften macht, auch die Psychologie mittreffen. Wie unrichtig aber Erwachsene über die innern Processe in dem kindlichen Gemüthe, Gebildete über die Rohen, höhere Stände über niedere, der Ruhige über den Leidenschaftlichen, der Mann über das Weib und umgekehrt urtheilen, ist aus der täglichen Erfahrung zu bekannt, als daß es noch eines Beweises bedürfte. Er selbst gesteht (S. 29), daß von der frühsten Entwickelung der menschlichen Seele durch Selbstbeobachtung gar keine, durch die Beobachtung an Andern nur eine höchst unsichere und unklare Erfahrung möglich sei. Wenn er aber hinzufügt: „Wir können von den Entwickelungen der noch nicht zum Bewußtsein ausgebildeten Seele, welche gleichwol die tiefste Grundlage aller übrigen bilden, nur von der ausgebildeten Seele her eine Erkenntniß gewinnen, indem wir, an das in dieser uns gegebene anschließend, die als Grundprocesse erkannten Entwickelungen so lange rückgängig construirend anwenden, bis wir mit diesen Constructionen zu jener ersten Zeit hingelangen, ganz so, wie der Astronom, wenn er berechnet, welche Stellungen die Gestirne vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden eingenommen haben, zu einer Zeit, in der sie von Niemanden beobachtet worden sind", so hätte ihm die Unsicherheit dieses Ver-

fahrens nicht entgehen sollen, welches mit dem des Astronomen nicht verglichen werden darf. Der Astronom hat für seine Rechnungen eine constante Maßeinheit, welche dem Psychologen mangelt. Die Richtigkeit seiner Ansicht hätte Hr. B. am besten durch die That beweisen können, was er aber ganz unterlassen hat. Anstatt von der ausgebildeten Seele auszugehen und durch eine rückwärtsschreitende Construction die Urelemente aller psychologischen Processe abzuleiten, stellt er im Gegentheil an die Spitze seiner Construction die Grundprocesse und Urkräfte der menschlichen Seele selbst, welche keine Thatsache sind, sondern aus den Thatsachen ebenso gefunden werden müssen, wie der Chemiker durch Auflösung und Zersetzung der zusammengesetzten Körper die einfachen Grundstoffe entdeckt. Der erste Grundproceß ist nach dem Verf. folgender: Von der menschlichen Seele werden, in Folge äußerer Eindrücke, sinnliche Empfindungen oder Wahrnehmungen gebildet. Dabei leugnet er die Aufnahme der äußern Eindrücke durch die leiblichen Organe und ihre Uebertragung vermittels der Nerven und des Gehirns auf die Seele, und will nur dies zugestehen, daß die Erregung der leiblichen Organe zu gleicher Zeit, oder parallel mit der Bildung der sinnlichen Empfindungen stattfinde, ohne damit in einem ursächlichen Zusammenhange zu stehen (§. 39). Es ist höchst befremdend, in einer Psychologie, welche auf vollkommene Sicherheit Anspruch macht und nichts als die Erfahrung zum Grunde gelegt zu haben sich rühmt, einen so paradoxen, der Erfahrung widerstreitenden Satz ohne allen Beweis an die Spitze der Wissenschaft gestellt zu sehen. Der zweite Grundproceß: „Alles, was in der Seele mit einiger Vollkommenheit gebildet worden ist, erhält sich, auch nachdem es aus dem Bewußtsein entschwunden ist, im unbewußten Seelensein, aus welchem es dann später ins Bewußtsein eingehen und reproducirt werden kann“, kann nur auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen, und Hr. B. selbst schränkt ihn durch die folgende Bemerkung ein (§. 42), daß, was einmal geworden, so lange sich erhält, bis es in Folge besonderer Ursachen wieder vernichtet wird, und er wagt nicht den Schluß (§. 45), daß nichts wieder verloren gehe. Wie Herbart verwirft er die Seelenvermögen, insofern man blos logischen Zusammenfassungen derselben, wie Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand u. s. w. fälschlich eine reelle Bedeutung gegeben, die Classenbegriffe der Wirkungen diesen als Ursachen untergelegt, substanziirt, ja gewissermaßen personificirt hat. Dagegen will er eine jede einzelne Entwickelung unserer Seele zunächst auf eine besondere Kraft bezogen wissen, und die Seele ist ihm ein durchaus immaterielles Wesen (wovon aber im Vorhergehenden der Beweis fehlt), bestehend aus gewissen Systemen von Kräften, welche nicht nur in sich, sondern auch mit einander aufs innigste Eins sind (welches ebenfalls aus §. 49, worauf er sich beruft, nicht hervorgeht), aber zugleich ein sinnliches Wesen, d. h. erregbar von außen durch Reize. Dies wird aber, wie schon bemerkt, unbegreiflich, wenn Hr. B. die Thätigkeit der Sinnesorgane nur als begleitende oder parallele Erscheinung will gelten lassen ohne einen ursächlichen Zusammenhang mit den Seelenthätigkeiten. Unbefriedigend ist ferner die Erklärung des Verhältnisses der Seele zum Leibe (§. 61). Er glaubt, es lasse sich mit großer Schärfe eine Scheidungslinie zwischen beiden dadurch ziehen, daß der Erkenntniß von der Seele Alles angehört, was wir durch das Selbstbewußtsein, der Erkenntniß vom Leibe Alles, was wir durch die äußern Sinne von uns wahrnehmen. Wohin sollen wir aber nach diesen Bestimmungen das Bewußtsein der körperlichen Ermüdung, der Magenschmerzen u. s. w. rechnen, Wahrnehmungen unserer selbst als körperliche Wesen, ohne Vermittelung der äußern Sinnesorgane? Der weitere Gang des Verf. ist dann dieser: er handelt zunächst von den sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen, dann von den Reproductionen der innern Spuren, oder von dem Gedächtnisse und der Einbildungskraft. Hier verwickelt er sich in einen Cirkel, indem er annimmt (§. 97), das Bewußtsein entspringe aus dem Unbewußtsein, die unbewußten Spuren aber werden zu bewußten Seelenthätigkeiten gesteigert, indem von schon bewußten Seelenthätigkeiten Elemente zu ihnen überfließen (§. 98). Dann folgen die Combinationen des Gleichartigen (in Begriffen, Urtheilen und Schlüssen) und des Ungleichartigen, dann die Seelenthätigkeiten als Strebungen, wobei uns das Wenige über Leidenschaften und Affecte gar nicht befriediget hat, hierauf die Gefühle, und auf diese die allen Menschen gemeinsame Seelenentwickelung, wobei aber Vieles, was in die frühern Abschnitte gehört, aufgenommen ist. Die Erklärung der Vernunft (§. 260), sie sei die Gesammtheit der höchsten psychischen Gebilde in allen Formen, ist ungenügend, denn wer wird die höchste Steigerung, z. B. des Gefühls, Vernunft nennen. Der Tod soll (§. 300) durch eine Verstärkung der innern geistigen Entwickelung herbeigeführt werden; wofür nur wenige Fälle sprechen. Hierbei vermissen wir den so sehr interessanten organischen Magnetismus, den der Verf. sowie die verschiedenen Lebensperioden des Menschen ganz übergangen hat. Ein Anhang enthält die Seelenkrankheiten. Der Verf. hat hiernach seine Aufgabe nur unvollständig gelöst.

Karl Friedrich Bachmann.

Narrative of voyages to explore the shores of Africa, Arabia, and Madagascar, performed etc. under the direction of Captain *N. F. W. Owen*. Zwei Bände. London 1833.

Im Januar 1822 segelten der Leven und der Barracouta unter den Befehlen des Capitains Owen von England ab, um die Küste von Afrika genauer zu untersuchen. Ihrer Instruction nach sollten sie östlich vom Cap weiter gehen, dann südwestlich, je nach der Jahreszeit, hierauf nach einer vollständigen Untersuchung der zwischenliegenden Küste nordwärts steuern längs der Küste von Sofala und Mozambique, den Lauf der verschiedenen Ströme bestimmen, welche in das Meer und den Kanal von Mozambique strömen, nebst allen Buchten und Inseln, sodann sich nach Madagaskar wenden, die Lage der zahlreichen Inseln zwischen Madagaskar und dem Festlande feststellen und solche

Theile der Küste genauer aufnehmen, welche man bisher nicht ganz genau kannte. Man sieht daraus, daß der Capitain Owen eine große Aufgabe in einem Theile der Welt zu lösen hatte, der entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen bekannt war. Es ist Thatsache, obgleich es manche unserer Leser überraschen wird, daß selbst das Vorgebirge der guten Hoffnung, das berühmteste der Erde, bisher noch auf keiner Karte in der richtigen Länge angegeben war; es fanden vielmehr bedeutende Abweichungen statt und die Insel Martinvas, eine der capverdischen, war so unbestimmt angegeben, daß mehrmals Schiffe daselbst strandeten, während eine andere, die zur Gruppe mitgehören sollte, wie neuerlich dargethan wurde, gar nicht existirt. Die Berichtigung solcher groben Irrthümer mußte für die Schiffahrt von Wichtigkeit und die Resultate der Expedition des Capitain Owen können nur wohlthätig sein. Die Karten, welche die Offiziere der Expedition von den Küsten und den Binnenflüssen entworfen, nebst den Beobachtungen über den Charakter und die häuslichen Gewohnheiten der bisher fast unbekannten Bewohner der Gegenden, welche sie besuchten, erweitern und berichtigen unsere Kenntnisse in bedeutendem Maße.

Leider zeigte das Klima jener Gegenden auch auf die Mannschaft der beiden Schiffe des Capitains Owen seinen verderblichen Einfluß, ohne daß es möglich war, die nächste Ursache der dortigen Krankheiten zu ergründen, welche schon so viele Opfer gefodert haben. Bisweilen hatte das Schlafen unter freiem Himmel verderbliche Folgen, während es in andern Gegenden nicht im mindesten schadete. Eine Thatsache nur steht fest, daß nämlich schwächlichere Personen verschont wurden, während die Krankheit die Stärkern und scheinbar Gesündern befiel.

Zu den interessantesten Stellen in dem vorliegenden Werke gehören die über die Hollontonten, eine Völkerschaft südlich von Raputa, deren Namen nur eine verdorbene Aussprache von Hottentotten sein soll. Wir theilen eine Schilderung des jungen Häuptlings derselben, Chinchingany, in seiner Kriegstracht mit:

„Rund um seinen Kopf, grade über den Augen, ging ein Pelzstreifen, an Größe und Farbe einem Fuchsschwanze ähnlich; über demselben wuchs das schwarze wollige Haar zu seiner gewöhnlichen Länge bis an den Wirbel, wo ein kreisförmiger Fleck abgeschoren war wie bei den Mönchen. Rund um diesen Kreis lag ein dicker Ring von geflochtenen Hautstreifen, der durch das darüber hin sich lockende Haar festgehalten wurde und mit dem letztern einen derben Schlag abhalten konnte. An der einen Seite seines Kopfes befand sich eine einzelne Feder von irgend einem großen Vogel, als Zeichen seines Ranges, und grade über den Augenbraunen eine Schnur kleiner weißer Perlen, sowie eine andere über der Nase; dicht unter dem Kinne trug er einen Büschel langen groben Haars gleich dem Barte eines Patriarchen; die Ohrläppchen waren so gedehnt, daß sie 3–4 Zoll herabreichten, und hatten große Löcher, worin bisweilen Gegenstände von Werth getragen werden. Um jeden Arm war eine Quantität Haar geschlungen, gleich dem am Kinne, das bis an den Ellbogen reichte. Um den Leib gingen zwei Schnüre mit gedrehten Hautstreifen, auf denen die Wolle noch stand und die Affenschwänzen sehr ähnlich sahen. Die erstere Reihe war dicht unter den Armen festgemacht und hing ungefähr zwölf Zoll herab; die folgende Reihe glich ganz der ersten, fing da an, wo jene aufhörte, und so ging es fort bis an die Knie. Er trug auch einen Schurz, der dem der Bergschotten sehr ähnlich sah. An den Hand- und Fußgelenken hatte er messingene Ringe. Sein Schild bestand aus Büffelhaut, maß fünf Fuß in der Länge und viertehalb in der Breite; die Mitte desselben hinab war ein Stab angebracht. An diesen waren seine Assagayes und Speere befestigt. Diese beiden Waffen unterscheiden sich von einander nur dadurch, daß die erstere eine schmale Spitze hat und des Werfens wegen kurz ist, die letztere dagegen länger und stärker zum Stoße eingerichtet."

Der Charakter dieses Volkes zeigt sich in dem Angriffe, den die Reisenden in ihrem Nachtlager abzuhalten hatten. Glücklicherweise war Jemand munter: „Der Lieutenant Vidal hatte sich mit der Beobachtung der Gestirne beschäftigt und legte eben seine Instrumente zusammen, um zurückzugehen, als er die Wache rufen hörte; er sprang auf und in demselben Augenblicke stürzte ein Haufen Hollontonten mit Schilden und Speeren unter fürchterlichem Geschrei auf die Zelte zu. Der grauenvolle Gedanke, seine Gefährten könnten im Schlafe ermordet werden, gab ihm Flügel, er lief so schnell als möglich in das Lager und schrie: Zu den Waffen! Zu den Waffen! Es genügte, Alle sprangen auf, griffen zu den Waffen und die Mörderbande wurde am Eingang des Lagers mit einem Kugelregen und Bajonnetstößen empfangen. Das unaufhörliche Blitzen und Knallen der Gewehre und das entsetzliche Geschrei der Angreifenden in der todtenstillen dunkeln Nacht gewährte eine schreckliche Scene; aber das Aechzen des Einen und des Andern, wie eine Kugel ihr fleischiges Bett gefunden, des Niederstürzen Anderer schüchterte bald die Barbaren ein, und nach einem kurzen, aber verzweifelten Kampfe wandelte sich das herausfodernde Kriegsgeschrei in Wehklagen um, dem eilige Flucht folgte. Sie zu verfolgen, würde unklug gewesen sein, da wir weder ihre Anzahl kannten, noch wußten, ob sie Unterstützung erhalten könnten; indeß stürzten wir ihnen so lange nach, als wir sie sahen oder hörten. Ihre Anzahl belief sich wahrscheinlich auf 2–300, und an ihrer Spitze stand Chinchingany, dessen Schild und Speer man am nächsten Morgen unweit des Lagers fand. Wir vermutheten, Capitain Lochmore habe den Häuptling getödtet, da er ihm seine mit Schroten geladene Flinte grade in das Gesicht abgeschossen hatte."

Flußpferde finden sich in den Flüssen dieses Theiles von Afrika sehr häufig. Einmal fing die Mannschaft ein solches Thier und zähmte es, aber es starb bald aus Mangel an gewohnter Nahrung. Sie sind nicht alle so fügsam. Eines verfolgte einmal ein Boot und stürzte es beinahe um, wurde aber endlich noch erlegt. Bei einem Abstecher nach Refuge-Island beschreibt der Lieutenant Boteler eine Gruppe Flußpferde, die er traf: „Am nächsten Morgen setzten wir unsern Weg den Fluß hinauf fort und fanden uns an einer seichten sandigen Stelle von einer Gruppe Flußpferde so dicht umgeben, daß wir ohne auf sie zu stoßen nicht hätten durchkommen können, wären sie bei unserer Annährung nicht untergetaucht. Drei standen am Ufer, und eins riß, als wir nahe kamen, seinen rothen Rachen über drei Fuß weit auf und gewährte so den fürchterlichsten Anblick, den ich bis dahin unter der thierischen Schöpfung gefunden. Zwei flüchteten ins Wasser, eins blieb aber lange genug, um eine Ladung Kugeln zu erhalten, von denen jedoch nur eine Wirkung zu haben schien. Als das Thier sich verwundet fühlte, stieß es einen starken drohenden Schrei aus und stürzte dann wüthend, dem Anschein nach von Schmerz gepeinigt, in das Wasser. Wenn wir schossen, war oft nur ein Flußpferd sichtbar, nach dem Knalle aber kamen gewöhnlich mehre zum Vorschein, einige nur auf einen Augenblick, während andere, die an seichten Stellen lagen, aufsprangen, die Tiefe zu gewinnen suchten, durch den Schlamm schneller liefen, als das Boot fahren konnte, und sich bisweilen furchtsam nach uns umsahen. Während sie durch das Wasser laufen, tauchen sie die Köpfe beständig unter und werfen sie auf den Rücken. Die Schnelligkeit dieser Thiere übersteigt allen Glauben, denn wenn man nach ihnen schoß, waren sie oftmals untergetaucht, ehe sie die Kugel erreichen konnte."

Eine Zusammenkunft mit dem Könige eines der afrikanischen Länder ist unterhaltend. Der Lieutenant Boteler begab sich in Begleitung eines Eingeborenen von Rang, den die Engländer Bill nannten, in das Land, um dessen Beherrscher, Mayetta, zu sehen. „Sie kamen eben aus einem Gehölze heraus, als sie beim Umdrehen durch eine Reihe blitzender Speere aus den Büschen überrascht wurden. Boteler schloß sogleich, es nahe ein großer Häuptling, ließ, um diesem eine Ehre zu erweisen, oder vielmehr um sich für jeden Fall sicher zu stellen, seine Leute aufmarschiren und trat ungefähr funfzig Schritte vor diese. Slangelly eilte auf ihn zu, um ihm zu sagen, Mayetta

komme mit seiner Leibwache, und wirklich erschien er bald, begleitet von ungefähr hundert mit Schilden und Speeren Bewaffneten, vor denen Einer mit einem langen weißen Stabe herschritt, um Jeden zu züchtigen, der sich von der Neugierde zu nahe locken ließe. Mayetta war ungefähr sechs Fuß groß, gegen 22 Jahr alt und hatte ein männliches, gebieterisches Aussehen; seine Kleidung bestand in einem langen Gewande von feinem scharlachrothen Tuche, das mit einer über einen halben Zoll breiten Goldtresse besetzt war. Dem Tone der Sprache nach schien ihm seine Umgebung große Ehrfurcht zu erweisen, eine Art Gruß u. s. w. bemerkte man indeß nicht. Er schien sich über die Geschenke sehr zu freuen und unterhielt sich über eine halbe Stunde freundlich mit dem Lieutenant Boteler, der seine Leute exerciren und schießen ließ."

Es scheint, als ob die Sage von dem fliegenden Holländer, der in dem Meere am Cap hausen soll, nicht ganz ungegründet sei. Es gibt unter jenen Breiten Gesichtstäuschungen, welche unter der Gestalt von Schiffen erscheinen. Auch in der vorliegenden Reisebeschreibung wird so etwas erzählt: „Am Abend des 6. April auf der Höhe von Port Danger sah man den Barracouta ungefähr zwei Meilen unter dem Winde. Da er uns unmöglich schon so nahe sein konnte, so meinten wir anfänglich, er sei es nicht, aber die Eigenthümlichkeit der Takelage und andere Merkmale vernichteten bald jeden Zweifel; ja, man sah das Schiff so deutlich, daß wir auf dem Verdecke desselben manches bekannte Gesicht erkannten. Dies dauerte eine Zeitlang, und wir wunderten uns, daß es nicht näher an uns herankomme, im Gegentheil sich entferne. Da wir indeß dem Hafen, wo sich beide Schiffe treffen sollten, so nahe waren, so legte Capt. Owen kein großes Gewicht darauf, und wir setzten unsere Fahrt fort. Bei Sonnenuntergang wurde bemerkt, daß es ein Boot aussetzte, wahrscheinlich um einen über Bord Gefallenen einzunehmen. Die Nacht über sahen wir kein Licht von ihm. Den nächsten Morgen warfen wir in Simons-Bai Anker und erwarteten eine ganze Woche lang unter ängstlicher Besorgniß die Ankunft des Barracouta; später zeigte es sich aber, daß er damals über 300 Meilen von uns entfernt und kein anderes ähnliches Fahrzeug in der Gegend gewesen war. Wir erwähnen dies nicht, um die Märchen der Furcht zu bestätigen, oder die eingebildeten Schrecken des Aberglaubens zu vermehren, sondern führen es als natürliche, bis jetzt aber unerklärliche Thatsache an, die jedenfalls ihre natürlichen und wahrscheinlich einfachen Ursachen hat. Die Zeit oder der Zufall möge das Räthsel lösen."

In der Einsamkeit einer afrikanischen Niederlassung, Chaponga, fand Browne eine Gebieterin (wahrscheinlich Spanierin von Geburt), welche den einsamen Wanderer, der zufällig in ihr Bereich kommt, so gastfrei als möglich aufnimmt und mit der Lady Esther Stanhope verglichen werden kann. Sie heißt Donna Pascoa und beherrscht einen Distrikt, wofür sie dem Könige jährlich 86 spanische Dollars zahlt. Außer einer Miliz von eingeborenen Negern hat sie keine Soldaten. Von der südwestlichen Grenze ihres Gebiets bringt man die Bäume, aus denen die ungeheuern Canoes gehauen werden; eine gute Einnahme für die Dame. Die Abgaben, welche sie erhebt, werden sämmtlich in Natura gegeben, z. B. Wachs, Fleisch, Oel, Reis 2c. In ihrer Wohnung herrschte viel Pracht und Luxus. Sie treibt beträchtlichen Handel in dem ganzen Lande mit indischen und europäischen Waaren, wofür sie Gold, Elfenbein und Sklaven nimmt.

Radama, der König von Madagaskar, bildet eine der anziehendsten Episoden des vorliegenden Werkes. Er ist, wie es scheint, ein ebenso großer Reformator wie der Sultan, und hat mit gleicher Entschlossenheit eine ebenso gefährliche innere Macht wie die Janitscharen und ebenso nationale Zeichen wie der Turban abgeschafft. Wegen eines der letztern, des langen geflochtenen und mit einer Masse Cocusnußöl bestrichenen Haares brach beinahe eine Revolution aus. Radama wollte diese ekelhafte Tracht abschaffen und erschien einmal vor seinen Soldaten unerwartet in verschnittenem Haare, wie es die Europäer zu tragen pflegen. Die Jüngern, welche ihrem Könige gefällig sein wollten, entfernten sich augenblicklich und verschnitten sich das Haar ebenfalls; die Aeltern konnten sich aber nicht so leicht davon trennen. Besonders erbosten sich über diese Neuerung die Weiber, welche bis dahin ihren Männern die Haare geflochten und unter einander in der Nettigkeit dieser Flechten gewetteifert hatten. Sie begaben sich in großer Menge zu Radama und ließen ihrer Zunge freien Lauf. Anfänglich nahm Radama die Sache von der spaßhaften Seite; als er aber sah, daß die Weiber dadurch immer wüthender wurden, die Gründe derselben auf das Volk Eindruck zu machen anfingen und eine Revolution vor der Thüre war, gab er seiner Wache den Befehl, einige der unruhigsten Weiber festzunehmen, sie in einen Wald zu führen und ihnen dort das Haar so abzuschneiden, daß es nie wieder wachse. Die Soldaten verstanden die Meinung ihres Königs und schlugen den Weibern die Köpfe ab. Die Folgen dieser Festigkeit Radama's sind jetzt: eine bessere Einrichtung des ganzen Staats, die Aufstellung einer Armee, die so gut aussieht und wohl disciplinirt ist als irgend eine europäische.

Von diesem Reformator erhalten wir folgende Schilderung: „Radama, obgleich gegen 30 Jahre alt, sieht um mehre Jahre jünger aus; sein Körper ist schlank, zierlich gebaut und nicht über 5 Fuß 5 Zoll lang; in seinem Benehmen erkennt man durchaus nicht den Mann, der an kriegerisches Leben und die Beschwerden desselben gewöhnt ist, noch weniger den glücklichen Krieger, den Abgott eines kriegerischen Volkes und den Schrecken seiner Feinde. Sein Aussehen zeigt mehr einen Staatsmann als einen Soldaten. Er spricht und schreibt fertig Englisch und Französisch. Im Gespräche hielt er den Kopf und die Augen gesenkt, und es entschlüpfte ihm kein Wort, das nicht vorher wohl bedacht war. Er sprach leise, zögernd und vorsichtig, als ob er immer Zeit zur Ueberlegung gewinnen wollte. Seine schön geformten Züge blieben ruhig, bis etwas im Gespräche seine Aufmerksamkeit besonders fesselte, da verrieth eine zitternde, halb unterdrückte Bewegung der Lippen, ein feuriger Blick der dunkeln, ausdrucksvollen Augen auf einen Augenblick seine innere Bewegung; aber sie ward sogleich unterdrückt, und an ihre Stelle trat wieder dieselbe ruhige, aber scharf beobachtende Haltung." 80.

Aphorismen.

Nachsicht.

Der Herzog von Orleans (Regent während der Minderjährigkeit Ludwig XV.) entdeckte einst eine gegen ihn angezettelte Verschwörung, in Folge welcher Entdeckuag mehre ausgezeichnete Männer in die Bastille gesetzt wurden. Man behandelte sie indeß sehr milde. Einer von ihnen, um seinen Chirurgus, der ihn mit Allem versorgte, recht oft um sich zu sehen, behauptete, täglich zweier Klystiere zu bedürfen. Als der Abbé Dubois, das fac totum des Regenten, aus den Rechnungen der Bastille, welche er verglich, diese Menge von Klystieren ersah, erhob er große Beschwerden gegen seinen Herrn darüber. Allein der Herzog beruhigte ihn und sagte: „Puisqu'ils n'ont que ce divertissement, ne le leur ôtons pas."

Le cordon bleu.

Die Marquise von Pompadour liebte ihren Bruder (nachherigen Marquis von Marigny, gebornen Poisson) leidenschaftlich. Eines Tages foderte sie vom Könige le cordon bleu für ihn. Ludwig, welcher ihr nichts abzuschlagen wußte, war schon im Begriff, ihren Wunsch zu erfüllen. Indeß fragte er doch einen seiner Höflinge um Rath, welcher der Entwürdigung des Ordens durch eine Persiflage vorbeugte. „Sire", begnügte er sich zu antworten, „le poisson n'est pas assez gros pour être mis au bleu". Der König verstand, und die nachherigen Bitten der Geliebten blieben mehre Jahre fruchtlos. 87.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 95. —— 5. April 1834.

Karl Ludwig von Knebel.

ren den 30. Nov. 1744, gestorben den 23. Febr. 1834.

Mit diesem als Dichter und gründlichen Kenner des chen Alterthums rühmlich bekannten Manne, der 0. Lebensjahre seine irdische Laufbahn schloß, schied letzte aus dem schönen Kreise, den die Kunst und nschaft liebende und schützende Herzogin Anna Ama= on Sachsen=Weimar in den 70er Jahren um sich nmelt hatte.

Karl Ludwig von Knebel stammte aus einem niederländischen Geschlechte, das der Religionsverfol= m wegen hatte auswandern müssen. *) Die ersten Jahre der Kindheit verlebte Knebel in seinem Geburtsort Wallerstein in Franken. Sein Vater, fürstlicher Kanzler, ging späterhin als Comitialgesandter nach Regensburg. Als derselbe nach Anspach in das dortige Ministerium versetzt wurde, öffneten sich für den Unterricht des talentvollen und wißbegierigen Knaben die erfreulichsten Aussichten. Der bekannte Dichter Uz, damals Justizsecretair, weckte früh sein poetisches Gefühl, während der nachherige Generalsuperintendent Junkheim, bekannt durch seine mit Uz gemeinschaftlich besorgte Uebersetzung des Horaz, mit Eifer für seine wissenschaftliche Bildung sorgte und ihn für moralische und religiöse Eindrücke empfänglich machte. *)

Die frühe Entwickelung seines poetischen Talents mochte wesentlich dazu beitragen, daß ihm ernste Studien wenig behagten. Er hätte weniger Freund der Dichtkunst sein müssen, um der Jurisprudenz, der er sich seit seinem 19. Jahre auf der Universität Halle widmete, Geschmack abgewinnen zu können. Zurückgeschreckt durch die

---

Dem Andenken eines seiner Vorfahren, der 1572 zu Antwerpen seines Glaubens wegen verbrannt worden war, setzte Knebel selbst ein schönes Denkmal in dem nachfolgenden, n der Sammlung seiner Poesien (Leipzig 1815) nicht be= indlichen Gedichte.

Hans Knebel.

Steh' fest, Du braver Hans! und wenn Dir gleich
Der Büttel enger noch die Knoten schnürt,
Dich Deiner Fürstin aufgehob'ne Hand
Zum Frevel gegen Dein Gewissen mahnt;
Indessen mit zurückgehalt'ner Thräne dort
Ein zartes Fräulein klagt um Deine Jugend —
Doch steh' Du fest und halt' an Gott und Wahrheit,
Und wanke nicht im männlichen Entschluß,
Und achte nicht des Mörders Flammenwuth.
Es bleibt ein ewiges Gedächtniß Dem,
Der seiner Ueberzeugung standhaft folgt;
Den nicht das Drohen des Tyrannen schreckt.
Das, was in Dir erstirbt, wacht glänzend auf
In preisender Geschlechter hehrem Ruf.
Noth thut es, daß ein Mann auf seinen Füßen steh'
Und, wenn er Rechtes kennt, auch Rechtes spreche.
Der schwärmenden Gedanken gaukeln viel,
Verblenden Aug' und Sinn, umkleiden sich
Mit Schein der Heiligkeit — und führen sie
Zum offenen Verderbniß. O die Heuchler!
Hin morden sie den Bruder und den Freund
In täuschender, heilloser Frömmigkeit,
Aushauchend Teufelswuth. Sie schüren Flammen
Und richten Mordaltäre auf — für wen?
Der Gottheit? — Sie? die Höllenmörder, sie,
Die sich an Flammen ihrer Brüder kühlen?
Wer kann die Opfer eurer Bosheit zählen? Wer
Aussprechen nur die Qualen, die ihr schuft?
Sei still, mein Herz, und nenne nicht den Fluch
Der Menschheit! nenne nicht die Schmach der Welt!
Du braver Hans, steh' fest und folge Dem,
Was Dein Gewissen sagt! Und fließen Jahre hin,
Jahrhunderte, Dir lohnt die Menschheit noch.
Dein Staub, vermischt mit Asche deiner Brüder —
Die auch, gleich Dir, ein unverschuld'ter Tod
Durch Mörderhand zu Märtyrern geweiht —
Verweht sich nicht. Ihm weihet eine Thräne
Die Nachwelt und mit ihr der Enkel treues Herz.

*) Einige Notizen über Knebel's Familie enthält die nachfolgende Stelle in einem Briefe Herder's, aus Anspach den 21. August 1788 geschrieben: „Seine Mutter ist eine so würdige, feste, verständige, muntere Frau, als es ihrer wenige gibt; seine Schwester hat eine außerordentliche Güte und eine schüchterne Zartheit, recht wie eine Taube; sein Bruder ist ihm sehr ähnlich, nur jünger und fröhlicher wie er. Es herrscht eine Gutherzigkeit in diesem Hause, die äußerst wohlthut, und der Geist und die originale Empfindung, die der Familie eigen ist, macht sie zu einem seltenen Kreise." Und von Knebel's jüngerm Bruder heißt es in einem spätern Briefe vom 23. August 1788: „Er ist, was man sagen kann, ein liebenswürdiger, biederer, guter, treuer, sittlicher Mensch, der die Knebel'sche Laune so hübsch gedämpft und heruntergestimmt hat, daß es Einem bei ihm recht wohl wird, ob er gleich hie und da etwas zu furchtsam und gut ist." (S. die „Erinnerungen aus Herder's Leben von seiner Gattin", Th. II, S. 42 fg.)

Trockenheit eines Studiums, zu welchem er, seinen eignen Aeußerungen zufolge, weniger durch Neigung als durch den Wunsch seines Vaters bestimmt worden war, beendete er seine akademische Laufbahn, um im Militairstande sein Glück zu versuchen. Dazu eröffneten sich ihm günstige Aussichten. Ein Schreiben seines jüngern Bruders, der damals Leibpage bei Friedrich II. war, rief ihn nach Potsdam. Dort erhielt er nach einigen Monaten eine Officierstelle beim Regiment des damaligen Kronprinzen von Preußen und nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II. Günstig in mehrfacher Hinsicht für seine geistige Entwickelung, besonders aber auch für die höhere Ausbildung seines poetischen Talents wirkte der abwechselnde Aufenthalt in Berlin und Potsdam. Seine Bekanntschaft mit dem auch als Schriftsteller bekannten Buchhändler Nicolai verschaffte ihm die neuesten Werke der Literatur. Noch wohlthätiger für die Verfeinerung seines Geschmacks wirkte der Umgang mit Gleim, Moses Mendelssohn, Ramler und andern ausgezeichneten Männern, welche Berlin damals in sich versammelte. In der genauesten Verbindung stand Knebel mit Ramler, dessen Nachbildung antiker Versmaße und sein seltenes Talent, Gedichte zu recitiren, ihn ganz besonders fesselte, wiewol er in spätern Jahren mit der gar zu strengen Feile, die jener Dichter an seine eignen und an Anderer Werke legte, durchaus nicht zufrieden war. *)

Durch Ramler aufgefodert, wagte er damals mehre poetische Versuche. Ein bisher ungedrucktes Schreiben dieses Dichters an Knebel, datirt aus Berlin vom 17. Oct. 1772, möge hier eine Stelle finden.

Ein kleines Briefchen, mein bester Freund, aber eine sehr große Bitte von Ihrem kranken und sonst unfleißigen Correspondenten. Madame Koch wird Ihnen für die Erfüllung meiner Bitte einige recht freundliche Küsse geben, und sie verdient auch wol die Küsse der Dichter viel eher als manche Dichterin, die so gern küssen mag. — Zur Sache! Koch wird Ihr Potsdam gegen Ende des Monats besuchen. Seine Frau erwartet eine kleine Anrede an das potsdamische Publicum in Versen. Ich kann sie unmöglich fertig bekommen. Mein Kopf und Knie sind beide krank. Nehmen Sie mir diese zwanzig oder dreißig Verse ab, so will ich künftig mit einer ähnlichen Hülfe Ihrer Muse beistehen. Ich erwarte zwei Zeilchen Erhörung und die Verse so bald, daß ich sie noch auf den Sonnabend von hier auf die Post geben kann. Ich küsse Sie tausendmal als Ihr ewig getreuer Ramler.

Dieser Auffoderung gemäß dichtete Knebel damals die nachfolgenden, in der Sammlung seiner Poesien nicht gedruckten Verse:

*) „Es ist nicht zu leugnen", äußerte Knebel selbst in spätern Jahren über Ramler's Verbesserungen, „daß dieser sorgsame Kritiker zuweilen das Mangelhafte einer Stelle, eines Ausdrucks oder Wortes sehr richtig beurtheilt hat. Aber die Aenderungen selbst sind ihm öfters mislungen, und indem er der Poesie eine kalte grammatikalische Bestimmtheit aufdringen wollte, hat er den Reiz und den Nachdruck derselben vermindert und entstellt. Es ist kaum zu glauben, wie ein Mann von seinem Geist und Geschmack sich so, zumal in der letzten Zeit hierin versündigen konnte, und es scheint, daß selbst seine eignen Gedichte durchaus wieder aus den ältern Lesarten herzustellen sind." (S. „Ueber Göz und Ramler" von J. H. Voß, Manh. 1809, S. 14 fg.)

Antrittscompliment für Madame Koch. *)
Potsdam.

Wie oft, als wir in jener Königsstadt
Verweilten, rief Thalia uns ins Ohr:
„Eilt, Kinder, eilt zur jüngern Königsstadt,
Auch sie mit euern Spielen zu erfreu'n!
Sie liebet nicht das Waffenspiel allein,
Sie liebt auch sanft're Spiele, liebet auch
Der ewig schönen Schwestern holdes Chor."
So sprach sie, und ihr Ruf ward itzt Gebot;
Und mit Entzücken nehmen wir es auf.
Hier unter manchem prangenden Palast
Nah'n wir uns zwar in einem niedern Haus —
Doch wo ein Göttersohn uns lächelt, fehlt
Da noch ein Tempel? Strahlet nicht um ihn
Die Hütte wie der marmorne Palast?
Vor seinem Auge wagt's die Muse heut,
Den Vorhang ihren Spielen wegzuzieh'n.
Ein Blick nur voller Huld — und o, er hat
Derselben tausende! — ein Blick voll Huld
Strahlt Muth in jedes Herz, beseligt uns
Mit neuen Kräften und besiegt den Spott,
Den blöden Kaltsinn, der des Vaterlands
Verdienst nicht schätzt wie ihr Großmüthige!

Auch das nachfolgende Gedicht möge hier eine Stelle finden, da es zu den ersten, noch unvollkommenen Versuchen im Hexameter gehört, einem Versmaß, in welchem sich Knebel späterhin mit ungemeiner Leichtigkeit bewegte, seit er die Principien, welche Voß und Schlegel über die Längenmessung der deutschen Sprache festgestellt, zu seinem ernsten Studium gemacht hatte.

Abschiedscompliment für Madame Koch.
Potsdam.

Stolz auf den Beifall, den sie erlangt hat, verlässet die Muse
Diesen kleinen Schauplatz nicht ohne Betrübniß. Ein wenig Eitel, wie doch die Mädchen alle sind, möchte sie gerne
An dies schmeichelnde Lob ihr Ohr gewöhnen. Jedoch ihr Schicksal ruft sie hinweg, und sie folgt. Von der Gnade durchdrungen,
Die ihr so sanft wie das milde Licht der Sonne gelächelt
Und sie aufs neue belebt hat — was kann sie weiter? als hier zu
Diesen Füßen den innigsten Dank und des Herzens tiefste
Ehrfurcht niederlegen. — Wenn einst Germaniens goldnes
Alter kommt, die Muse sich ihren eigenen Schutzgott
Endlich erfleht hat und nun nicht mehr verlassen und jeder
Hülfe bedürftig umherirrt; wenn diese glückliche Zeit kömmt,
Wo die Musen sich alle mit blühenden Kränzen umwinden,
Alle sich ihren Stoff aus unsern Zeiten erwählen,
Außer Melpomenen, die zum hohen tragischen Spiele
Aus dem entferntesten Alter und gern bei Fremden ihn aufsucht:
Dann, o dann wird sich auch dies kleinere Schauspiel erheben,
Stolz auf seinen Beschützer die Zierde des Vaterlands werden
Und die Bewund'rung der Völker umher, und dann durch Verdienst sich
Jenen Beifall erwerben, den itzt nur Gnade verliehen hat.

Nur leicht berührt von dem halb gutmüthigen Spott lebenslustiger Kriegskameraden, wenn sie ihn, Horaz oder seinen Liebling Kleist in der Hand, auf einsamen Spaziergängen trafen, behielt für Knebel das Studium der

*) In Gegenwart des Kronprinzen von Preußen.

griechischen und römischen Classiker sowie die Lectüre der besten deutschen Dichter seiner Zeit ein bleibendes Interesse. Die dem Anakreon nachgebildeten Lieder, welche Gleim damals herausgegeben hatte, begeisterten ihn (1766) zu dem nachfolgenden, in der spätern Sammlung seiner Poesien nicht befindlichen Gedicht:

Liebste kleine Lieder,
Sagt, o sagt es mir,
Welchem holden Gotte,
Floßt von Lippen ihr?
Wagt am eignen Fittig
Amor eine That
Und hat mit dem Raube
Auf ein Nelkenblatt
Euch geschrieben? Sanft die
Leier abgespannt,
Und euch dann begleitet
Mit der kleinen Hand?
Hat bei frohen Festen
Bacchus euch erdacht
Und den trunk'nen Chören
Stammelnd zugelacht?
Sang in Myrtensträuchen
Einst der Nymphen Chor
Euch den stillen Hainen
Und den Thälern vor?
Sanft wie Phyllis' Lippen,
Leicht wie Zephyr's Hauch
Seid ihr, süßer duftend
Als ein Rosenstrauch.

Noch während seines Aufenthalts in Potsdam war Knebel die Idee gekommen, das damals von seinem Lieblingsdichter J. N. Götz in der Schmid'schen „Anthologie" erschienene Gedicht: „Die Mädcheninsel", besonders und mit lateinischen Lettern abdrucken zu lassen.

Dem großen Friedrich — erzählt Knebel selbst in einem wenig bekanntgewordenen Aufsatze — mochte auch ein Exemplar davon zugekommen sein; und daß es wirklich geschehen sei, erfuhr ich nachher aus dem Munde Derer, die ihn kannten. In seiner „Littérature allemande", wo der große König etwas willkürlich und ungerecht mit der deutschen Literatur sein Spiel treibt, gedenkt er nur eines einzigen deutschen Gedichts, das ihm seinen vollen Beifall abgezwungen habe, und ich bin nach allen Umständen versichert, daß es kein anderes sein kann als eben jenes damals erschienene Gedicht von Götz. Man urtheile nach den Ausdrücken, womit der König solches bezeichnet; wobei ich noch bemerken muß, daß der Verfasser damals nur unter dem Namen des Anonymus bekannt war.

J'ajouterai à ces Messieurs, que je viens de nommer — sagt Friedrich II. bald zu Anfange — un *Anonyme*, dont j'ai vu les vers *non-rimés*; leur cadence et leur harmonie résultent d'une mélange de dactyles et de spondées; ils étaient remplis de sens, et mon oreille a été flatté agréablement par des sons sonores, dont je n'aurais pas cru notre langue susceptible. J'ose présumer, que ce genre de versification est peut-être celui, qui est le plus convenable à notre idiome, et qu'il est de plus préférable à la rime; il est vraisemblable qu'on ferait des progrès, si on se donnait la peine de la perfectionner. *)

Die Beschäftigung mit den Musen half Knebel die Beschwerden eines strengen Dienstes in Friedenszeiten ertragen. Aber seine Neigung entfremdete ihn der militairischen Laufbahn und einer Lebensweise, die selbst nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand wirkte. Mangel an Aussichten zu einer Beförderung veranlaßte ihn daher, nach einem zehnjährigen Dienste um seinen Abschied zu bitten, den er durch Verwendung des Kronprinzen und mit dem Charakter eines Hauptmanns erlangte. Auf der Rückreise in seine Heimat berührte er Weimar, um Wieland, dessen Dichtungen ihn sehr anzogen, persönlich kennen zu lernen. Ein vierzehntägiger genußreicher Aufenthalt in der genannten Residenz wurde entscheidend für seine spätern Lebensschicksale.

Weimar, früher unter den Residenzen deutscher Fürsten nicht mehr bemerkt als andere, war um das Jahr 1770 eine der berühmtesten in Deutschland geworden durch die patriotische Zuneigung der verwitweten Herzogin Anna Amalia zu den deutschen Musen. Was jene liberale Fürstin zum Flor der schönen Kunst und Literatur, zur Verbreitung des Geistes und Geschmacks mit verhältnißmäßig geringen Mitteln beitragen konnte, war redlich geschehen, so weit ihre ermunternden Blicke reichten. Von jener Fürstin, auf deren Verlangen Wieland damals (1772) nach Weimar gekommen war, um die Erziehung und den Unterricht des minderjährigen Herzogs Karl August zu leiten, ward auch Knebel mit Huld, von dem ganzen Hofe mit Wohlwollen aufgenommen. Bald nachher überraschte ihn im älterlichen Hause zu Nürnberg der Antrag des weimarischen Staatsministers v. Fritsch, die Stelle eines Hofmeisters bei dem zweiten Prinzen, Konstantin, zu übernehmen. Lange widerstand er diesem ehrenvollen Antrage, Kränklichkeit und Untauglichkeit zum Hofleben vorschützend. Doch konnte er dem Vorschlag der Herzogin Amalie, wenigstens versuchsweise nach Weimar zu kommen, nicht entgegentreten, und bald sah er sich für immer an jene Residenz gefesselt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Wien wie es ist. Ein Gemälde der Kaiserstadt und ihrer nächsten Umgebungen in Beziehung auf Topographie, Statistik und geselliges Leben, mit besonderer Berücksichtigung wissenschaftlicher Anstalten und Sammlungen, nach authentischen Quellen dargestellt von A. Schmidt. Mit einem Plane der Stadt und Vorstädte. Wien, Gerold. 1833. Gr. 12. 1 Thlr.
2. Panorama von Ofen und Pesth, oder Charakter- und Sittengemälde der beiden Hauptstädte Ungarns. Aufgenommen nach eigner Anschauung von Spiritus asper und Spiritus lenis. Leipzig, Hartmann. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir stellen diese beiden Städteschilderungen als nach Inhalt und Werth einander nahe verwandt zusammen, da mehr und mehr die stets anwachsende Masse der Erscheinungen auf Zusammendrängung der Uebersicht des Dargebotenen sinnen läßt. Oestreich, Ungarn, Wien, Ofen, vor 25 Jahren dem übrigen Deutschland fast so unbekannt wie heute kaum Servien, Bosnien oder Dalmatien es sind, hat in jüngster Zeit so viel Besucher und Beschreiber gefunden, daß auf jedes neue Jahr mehr als ein Gemälde dieser Art kommt. Auf Ziska nach Pezzl folgte Forstmann, auf diesen Jäk, hierauf Joh. Schopenhauer,

*) Das Gedicht: „Die Mädcheninsel", ist in Distichen geschrieben.

Braun v. Braunthal, Ch. Duller, Fr. Rochlitz, Meynert und endlich Menzel und W. Alexis, freundlich-feindliche Gegengestirne. An fast allen diesen Gemälden ist etwas Gutes; an fast allen ist etwas schlimm; der Verf. des vor uns aufgerollten Bildes Nr. 1. benutzt sie alle, indem er zugleich auf ihre Mängel hinweist; denn unstreitig übertrifft er alle seine Vorgänger an materieller Reichhaltigkeit und Richtigkeit. Um diese allein ist es ihm zu thun; er sieht auf eine correcte, nicht eben auf eine geistvolle Zeichnung, und indem er sein Streben beschränkt und in einem Brennpunkt sammelt, erreicht er sein Ziel. Eine sorgfältige Darstellung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten Wiens ist das vorzüglichste Verdienst dieses Gemäldes der Kaiserstadt, das nach nichts Höherm strebt, als dem Fremden einen brauchbaren und zuverlässigen Wegweiser darzubieten. Nur darin können wir den Verfasser nicht loben, daß er die Höflichkeit gegen Damen so ganz aus den Augen setzt und von Frau Joh. Schopenhauer versichert, daß sie unter allen Berichterstattern in ihren Reiseerinnerungen („Minerva", 1831) der Lesewelt die gröbsten Lügen aufgetischt habe. Wir zweifeln, daß dieser Vorwurf verdient sei; ein Irrthum ist noch keine Lüge, wenn die Absicht, ihn zu erregen, fehlt. Nichts bietet eine mannichfaltigere Ansicht dar als das Leben einer großen und volkreichen Stadt; hier ist das Entgegengesetzteste möglich und sehr Verschiedenartiges von gleicher subjectiver Wahrheit. — Der Verf. unterrichtet uns genau von allen Anstalten der Verwaltung, der Kunst, der Technik, der Policei, und ein sauber gearbeiteter Stadtplan orientirt uns in Wien; er ist ein ziemlich trockener, aber sorgsamer Cicerone, und etwas Weiteres will er nicht sein.

Anders greift der Verf. von Nr. 2 sein Thema auf. Er geht auf die Jagd nach Witz und geistreichem Urtheil, nach geschmackvoller Scenenmalerei, nach Satire bisweilen. Das Poliographische behandelt er kritisch und poetisch, malt Sitte und Physiognomien und verschmäht selbst das Persönliche nicht, wenn es seinem Witz zu dienen scheint. Er hat St. Domingo zum Vorbilde genommen, ohne in dessen Oberflächlichkeit zu gerathen; so liest sich sein Buch angenehm und gibt zugleich ein vollständiges und treues Bild des Gegenstandes, den es behandelt. Was ihm allein fehlt, ist ein gereinigter Geschmack, die Unterscheidung zwischen dem Wissenswerthen und Dem, was es nicht ist. Theater, Kaffeehäuser, Lesezimmer und, wie in allen östreichischen Schriften, Speisen und Getränke, nehmen einen großen Raum ein, den kleine Malicen und Persönlichkeiten für den Eingeweihten ergötzlich unterbrechen. Die Pesther Zeitschriften: „Spiegel für Moden", „Iris" und die „Biene", welche der talentvolle Verf. des „Taschenbuchs ohne Titel" eine Zeitlang herausgab, gewähren dem zuweilen etwas boshaften Astygraphen einen breiten Tummelplatz für sein Steckenpferd, neckende Kritik, ohne daß es jedoch zu recht kunstfertigen Angriffen käme. Ein Jurist würde sagen, daß der Conat zum Witze vorhanden sei, die That aber fehle. So berichtet er uns, daß der östreichische Adler mit seinen zwei Schnäbeln eine hieroglyphische Bezeichnung der in Wien herrschenden Eßfreiheit sei; daß jedoch der ungarische Leu auch kein Thier sei, das von Luft lebt, daß vielmehr der Magen des Löwen noch geräumiger sei als der des Adlers — wie Buffon lehrt —, und daß der majestätische Donaustrom überall auf große Beweglichkeit — der Kinnbacken — treffe. Nicht minder witzig — wofern hier von Witz die Rede ist — kritisirt er die Stadtbeleuchtung von Pesth. Laternenpfähle, meint er, seien seit der französischen Revolution jedem loyalen Bürger ein Greul, und ein christlich gesinnter Stadtmagistrat könne in östreichischen Erblanden unmöglich im Ernst für die Propagation sothanen Greuels thätig sein. Ein mit dem Corpus Juris Hungarici vollgestopfter Vaterlandssohn könne die Verbreitung des Lichts unmöglich wünschen. Warum, haben wir in Hormayrs „Ungarn" gesehen; darüber gibt es keine Meinungsverschiedenheit. Von dieser Art ist der Stift, den der Verf. über sein Buch ausgegossen hat; er hat die Manie, nichts ernsthaft zu behandeln, was man nur dann zu verzeihen pflegt, wenn die launige Behandlung zugleich gutmüthig und treffend ist. Einen vorzüglichen Hebel für den Scherz findet er in den „Spaziergängen eines pesther Poeten", von Joseph Lehrer, dessen Name zwar ominös genug, dessen Poesie mitunter aber gar nicht übel ist. Freilich hat der wiener Spaziergänger seinen pesther Bruder bei weitem hinter sich gelassen, so weit, wie eine Weltansicht sich über eine Stadtansicht hin auszudehnen pflegt. 46.

Miscellen.

Der Fleiß überwindet Alles.

Der berühmteste und verdienstvollste Ornithologe Amerikas ist Alexander Wilson, denn er unternahm das schwierige Werk, jeden Vogel mit eignen Augen zu untersuchen, der in seinem Vaterlande, Nordamerika, die Wälder belebe und an seinen Seen oder Flüssen hause. Aber wenn jeder Gelehrte schon durch solchen Vorsatz um so achtungswerther geworden wäre, je mehr er ihn ausgeführt hätte, wie groß steht Wilson da, der als ein armer schottischer Weber nach den vereinigten Staaten kam und sich, 40 Jahr alt, erst eine Menge Vorkenntnisse erwerben mußte, wenn sein Streben erfolgreich sein sollte? Erst lernte er deshalb zeichnen und illuminiren, dann trat er seine Wanderung durch die Wälder und Moräste an und legte in sieben Jahren als ein einsamer forschender Pilger zweitausend deutsche Meilen zurück. Reichthümer und Ehrenbezeigungen wurden ihm für so unendliche Mühseligkeiten so wenig, daß er für seine „American ornithology" nicht einmal hinlänglich Subscribenten fand und ein Verleger sich nur unter der Bedingung damit befaßte, kein anderes Honorar zu zahlen, als was das von ihm zu besorgende Illuminiren der Bilder nach dem gewöhnlichen Preise betragen würde. Allein dies machte ihm wenig Kummer. Er begnügte sich mit dem Bewußtsein, daß er zu einer Zeit, „wo noch drei Viertheile der befiederten Scharen unbekannt waren, ohne Gönner, ohne Vermögen, dem größern Theile derselben seine bestimmte Wohnung und seinen bestimmten Namen ertheilte; daß er, durch eigne Beobachtung geleitet, jedes sie charakterisirende Merkmal und jede ihrer Gewohnheiten, sobald sie der Aufmerksamkeit werth schienen, sorgfältig anmerkte und ihre Formen und Züge, mit ihren wahren Farben so treu als möglich schilderte." *)

Die Speculation auf Thee.

Obschon der Brand von Moskau 1812 eine Menge Güter vernichtet hatte, die Millionen an Werth betrugen, so war doch immer noch von den Flammen genug verschont worden, Einzelnen, die sich dem Raube und der Plünderung hingaben, großen Gewinn zu versprechen. Einem Lieutenant der würtembergischen Truppen, erzählt L. v. Roos **), war es gelungen, eine Masse Thee zu erbeuten, von welchem sich in Rußlands Hauptstädten bekanntlich zum eignen Verbrauche wie zum Verkaufe ins Ausland immer große Vorräthe finden. Auf dem Rückzuge führte er einen Wagen voll in Säcken mit, „wie man in Deutschland den Hafer transportirt". L. v. Roos fand ihn, wie er sich eine Portion bereitete und seinem Bedienten erlaubte, die schon gebrauchten Theeblätter noch einmal auszukochen. Solche Knickerei bei solchem Vorrath machte den Unwillen des Arztes v. Roos rege. „Was glauben Sie", gab der Lieutenant zur Antwort; „wenn ich meinen Thee glücklich nach Deutschland bringe, macht er mich zum reichen Manne." Armer Speculant! Ehe zwei Stunden vergangen waren, kamen die Kosacken und nahmen den Lieutenant mit allen seinen Theesäcken gefangen! 86.

---

*) A. Wilson's „American ornithology", V, S. VIII.

**) „Ein Jahr aus meinem Leben", Petersburg [illegible], S. [illegible]. Er nennt den Namen des Knickers, welchen wir aber aus Discretion weglassen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 96. — 6. April 1834.

Karl Ludwig von Knebel.

(Fortsetzung aus Nr. 95.)

Im December 1774 begleitete Knebel den Erbprinzen und dessen Bruder auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland, die ihn über Strasburg nach Paris führte. In Frankfurt a. M. sah er zum ersten Male den Verfasser des „Götz von Berlichingen" und des „Werther", den die beiden fürstlichen Personen persönlich kennen zu lernen wünschten, und der in Folge dieser Bekanntschaft bald darauf nach Weimar gezogen ward.

Als ich — erzählt Göthe — einst bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer saß, beschäftigt, die Portraits einiger Freunde auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide zu zeichnen, trat ein wohlgebildeter schlanker Mann herein, den ich in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber, meinen Irrthum erkennend, als einen Fremden begrüßte. An seinem freien anständigen Betragen war eine gewisse militairische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte sich v. Knebel, und ich erfuhr von ihm, daß er in preußischen Diensten bei einem längern Aufenthalte in Berlin und Potsdam mit den dortigen Literatoren überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe u. s. w.

In Karlsruhe machte Knebel Klopstock's Bekanntschaft, der (1775) dorthin von dem damaligen Markgrafen und nachherigen Kurfürsten von Baden, Karl Friedrich, eingeladen worden war. In Klopstock's Umgange gefiel er sich damals sehr wohl. Wie er später über jenen Dichter und seine Poesie urtheilte, geht aus einem Briefe hervor, den er den 28. Oct. 1824 an den Verf. dieses Aufsatzes schrieb.

Da Sie sich jetzt, wie Sie mir letzthin sagten, mit Klopstock's Leben beschäftigen, so fällt mir Manches ein, das ich wol wünschte dabei in Erinnerung gebracht zu werden. Es ist hier nicht von Klopstock's Verdiensten die Rede, die allgemein anerkannt werden, nur von einigen Eigenthümlichkeiten desselben und seiner Poesie. Klopstock hat offenbar die deutsche Poesie zu einer Würde erhoben, die sie vor ihm nicht hatte. Die Natur hatte ihn mit einem aufstrebenden Geiste begabt, der, das Gewöhnliche verachtend, zu dem Neuen und Originalen hinstrebte. Sein Aufenthalt in Schulpforte hatte diesen Geist etwas eingezwängt, sodaß er nur mit diesen Banden etwas Außerordentliches glaubte wagen zu können. Wie weit solches seinem grossen Werke, dem „Messias", wohlthätig gewesen, ist hier nicht zu erörtern. Er hatte sogar im Sinn, nach diesen Vorstellungen eine eigne heilige Poesie zu schaffen, die er Siona benannte. Seine außerordentliche Neigung für das Ungewöhnliche trieb ihn auch zu der Bardenpoesie, und er glaubte, ihre Mythologie der griechischen substituiren zu können. Nichts mochte er gesagt haben wie Andere, und sein eifrigstes Bestreben ging nach Originalität. Hierin aber überschätzte er sich selbst, und seine grammatischen Schriften zeigen, daß er die wahre Originalität nicht immer im richtigen Punkte zu finden wußte. Was am meisten zu loben, ist, daß er die deutsche Sprache und Poesie zu ihrer wahren Würde erhoben hat. Ob er gleich darin auch Eigenheiten zeigt, so ist doch nicht zu leugnen, daß er durch seinen Versbau im Allgemeinen den richtigen Takt für Wohlklang und Rhythmus der hohen Poesie — wohin die gereimte nie gelangen kann — auf mancherlei Art dargelegt hat. Man lese seine lyrischen Gedichte, und man wird finden, welch feines Gefühl er hatte für Wohlklang und richtige Schätzung der Sylben und Wörter. Er fühlte, daß die Uebereinstimmung des deutschen Verses mit dem griechischen Wohlklang hauptsächlich im Rhythmus und in der richtigen Betonung der Accente zu suchen sei.

Die Biederkeit in Knebel's Charakter, sein grader und offener Sinn gefiel sich nicht in der Ueberfeinerung, wie sie in den Cirkeln zu Paris herrschte, wohin er (1775) seine fürstlichen Gefährten begleitete. Dort vernahm er die ersten Anklänge der französischen Revolution, deren eigentliche Tendenz ihm damals dunkel blieb. Nach der Rückkehr von seiner Reise und dem frühen Tode seines Zöglings, des Prinzen Konstantin, erhielt Knebel mit dem Charakter eines Majors eine lebenslängliche Pension. In jene Zeit fällt sein in literarischer Hinsicht nicht unwichtiger Besuch, den er dem, den Kennern der ältern Literatur hinlänglich bekannten Dichter Götz machte.

Es war im Jahr 1780 — erzählt Knebel selbst in einem wenig bekanntgewordenen Aufsatze —, als ich nach einem kleinen Aufenthalte in der Schweiz auch die Gegenden des Rheins sehen und besuchen wollte. Unter den vielen Merkwürdigkeiten, welche mir die obere Hälfte des Rheins darbot, reizte mich vorzüglich auch die Bekanntschaft eines Mannes, den ich in früher Jugend aus seinen Gedichten liebgewonnen hatte, und dessen mir bekannte, größtentheils absichtliche Verborgenheit noch mehr mein Verlangen nach ihm erregte. Es war der damalige Superintendent zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim, Johann Niklas Götz. Seine Gedichte, die in den 70er Jahren in der Schmid'schen „Anthologie", in dessen „Musenalmanachen", in dem Dyck'schen „Taschenbuche" und ähnlichen periodischen Werken einzeln und unter mancherlei Buchstaben erschienen waren, glänzten so schön darin hervor, als wären sie gleichsam mit einem eignen Reize der Musen übergossen. Dabei waren die kleinen Erzählungen, die er von seinen eignen Umständen und Schicksalen gab, und die er bald in Prosa, bald in Versen unter dem Flor griechischer Geschichten zu verhüllen suchte, meinem Herzen so anziehend und lieblich, daß es mir gleichsam ein Gelübde wurde, ihn selbst einmal aufzusuchen und zu sehen.

Das Oertchen Winterburg liegt wenige Stunden hinter

Kreuznach, im ehemaligen Pfälzischen. Ich kam gegen Abend dahin, wenn ich nicht irre, im Monat September. Als ich mich ihm näherte, stieg ich vom Wagen aus, um mit Anstand die Wohnung des Mannes, den ich verehrte, aufzusuchen und ihn nicht mit Geräusch zu beunruhigen. Eine geheime Ahnung zeigte mir bald das Haus, das ich suchte. Ein paar hölzerne Säulchen zierten es sogar am Eingange. Ich trat mit Ehrfurcht hinein und fand sogleich im ersten Zimmer die Frau und Tochter des Gesuchten, beschäftigt mit Hausarbeit. Wie freute ich mich, schon bei Eröffnung der Thüre an der Wand das Bild des Dichters zu sehen, das ich schon vorher aus einer kleinen Copie bei Ramler hatte kennen gelernt. Eine gute Weile mußte ich warten, bis der erwünschte Freund endlich kam, den ich nun in seinem eignen Hause empfing. Sein Aeußeres zeigte mir einen festen, etwas untersetzten Mann von mittler Größe, vollem Bau und feinen Gesichtszügen. Sein Anstand war simpel und äußerst bescheiden, doch so, daß man sah, daß er mit Menschen gelebt habe; sein Inneres hielt er sehr verschlossen. Ich that ihm, mehr aus Verwirrung als Absicht, mancherlei Fragen über ihn selbst, die er aber mit Bescheidenheit und wenigen Worten ablehnte. Ich bat ihn um die Erlaubniß, ein paar Tage bei ihm wohnen zu dürfen. Willig und mit anscheinendem Vergnügen nahm er mein Ansuchen auf. Noch am selben Abend führte er mich in sein Gärtchen, dessen er so lieblich in seinen Gedichten gedenkt, und das mir als sein liebes Waldorchester immer vor Augen schwebte. Es war ein länglichviereckiger Raum an dem Fuße des Berges, schwerlich über 50 oder 60 Schritte lang, mit Küchengewächsen und Obstbäumen wohl versehen, ein Theil des Ganzen mit schönen Erlen an einem vorbeifließenden Bache besteckt. Alles reizte mich hier, denn ich sah es durch das schöne Medium seiner Lieder und an der Seite des Dichters selbst.

Ich hatte viel Mühe, ihn dahin zu bringen, mich auf sein Studirzimmer zu führen. Endlich erhielt ich es doch. Er zeigte mir seine Manuscripte, meist auf einzelne Blätter geschrieben und in sieben besondere Abtheilungen zusammengelegt, welche, wie er mir sagte, bei der Herausgabe ebenso viel Bände werden könnten. Uebersetzungen, die er von ganzen Dichtern gemacht hatte, waren darunter, als vom Sarbievo, einem großen Theil des Pater Ceva u. s. w. Er zeigte mir auch seinen kleinen, jedoch ausgesuchten Büchervorrath, worunter er viele, besonders lyrische Dichter mit Noten und Anmerkungen bereichert hatte. Hier that er mir das Geständniß, daß, wenn sich irgend ein Freund finden sollte, von dem er hinlängliche Versicherung hätte, daß er seine Werke so und nicht anders, und zwar durchaus erst nach seinem Tode herausgeben würde, er ihm diese Manuscripte für einen geringen Preis, den er mir benannte, zu überlassen Willens sei. Ich bat ihn, das Zutrauen wegen dieser Angelegenheit mir zu schenken, und ich hoffte, bei meiner Zurückkunft ihm befriedigende Antwort hierüber ertheilen zu können. *)

Bei aller Hingebung in sein Schicksal schien er mir doch nichts weniger als gleichgültig gegen einen dauernden Nachruhm. Er beklagte unter Anderm, kein ähnliches Portrait von sich erhalten zu haben; denn das, was wir vor uns sahen und welches wir auch dermalen im Kupferstich vor seinen Werken sehen, sei in seiner Jugend gemacht worden, und er zweifelte an der Aehnlichkeit, die auch wirklich schwer mehr zu erkennen war. Ich bat ihn, mir einen Augenblick zu einer Silhouette zu sitzen, und ob ich gleich kein sonderlicher Zeichner bin, so glaube ich doch, den Umriß mit ziemlicher Richtigkeit getroffen zu haben. Man erkennt den kräftigen Umfang und den bedeutenden Gehalt der Gesichtszüge.

Am Morgen, als ich von ihm Abschied nahm, schien er mir tief in sich gerührt. Er wollte eben gehen zu predigen. Wir gingen noch vor dem Hause auf der Straße. Er sagte mir mit Bestimmtheit: er lebe kein Jahr mehr. Betroffen wie ich hierüber war, stellte ich ihm seinen anscheinend vollkommenen Gesundheitszustand und seinen dauerhaften Körperbau vor; aber er blieb dabei, und die Folge hat es nur gar zu richtig erwiesen, wie wahr er prophezeite. *) Noch deutete er auf Manches, das mir zum Theil unverständlich war, das aber auf eine große Veränderung seiner Denkungsart über verschiedene der wichtigsten Punkte des Lebens hinzielte. Wie auf eine finstere Nacht hin sah er auf sein Geschick und hielt seine Gedanken wie in einem eisernen Thurm verschlossen.

Seit der Rückkehr von der Reise, welche ihm diese Bekanntschaft verschafft hatte, lebte Knebel bis in die Mitte der neunziger Jahre in Weimar, eine Zierde des erwählten Kreises, den damals die verwitwete Herzogin Amalia und der regierende Herzog Karl August um sich versammelten, als Freund der Musen mit Wieland, Herder und Göthe in innigen Freundschaftsverhältnissen. Selten fehlte er bei den Lustbarkeiten, die damals der weimarische Hof veranstaltete. Besonders interessirte er sich für das unter Göthe's Leitung errichtete Liebhabertheater. Ein schönes Organ unterstützte seine Declamation, und in Rollen, die Würde erfoderten, wie Thoas in Göthe's „Iphigenie", der König in Gozzi's „Glücklichem Bettler" war er ganz an seinem Platze. Aber ein Freund philosophischer Einsamkeit, wählte er, der Zerstreuungen müde, als er sich bereits in höhern Jahren zum ersten Male mit Luise v. Ruhdorf verheirathet hatte, das romantisch gelegene Bergstädtchen Ilmenau zu einem mehrjährigen Aufenthalte, wohin ihn schon früher die Liebe zu mineralogischen und oryktognostischen Studien gezogen hatte. Dort, größtentheils in den Wäldern, wo der einsame Umgang mit der Natur seinem Geiste und Herzen eine höhere Stimmung gab, entstanden die meisten seiner Gedichte. Begeistert sang er damals:

> Auch hier wohnen die Musen! auch uns're Fluren besuchet
> Der mänalische Pan, wechselnd den hohen Gesang!
> Oft ertönet sein Lied vom waldumrauscheten Hügel,
> Oder am einsamen Bach, oder vom luftigen Fels:
> Dann erlernen die Fichten das Lied, am Bache die Erlen,
> Und vom Felsen ertönt's lieblich ins schallende Thal u. s. w. **)

Vorzüglich aber beschäftigte er sich damals mit metrischen Uebersetzungen des Properz und Lucrez, ermuntert durch die Theilnahme seiner weimarischen Freunde oder anderer geistreicher Männer, die früher dem dortigen Kreise angehört hatten. Noch während seines Aufenthaltes in Weimar hatte er einen Versuch gemacht, den Properz in Prosa zu übersetzen.

Ein Zeitpunkt — erzählt Knebel selbst —, der durch seinen unglücklichen politischen Einfluß jedes Herz erschütterte und vor jede Phantasie nur Bilder des Schreckens und Abscheus malte, trieb mich, gelindere Gegenstände aufzusuchen und diese Arbeit wieder vorzunehmen. Dazu reizte mich noch die Vortrefflichkeit der schönen Elegien, welche uns der erste Jahrgang der „Horen" gebracht hat, und die für unsere Sprache und Poesie eine neue Erscheinung machten. Sie reizten mich, die

---

*) Götz erhielt eine solche Antwort; allein ein einige Monate später an Knebel gerichteter Brief meldete diesem, daß er die Herausgabe seiner Werke seinem Sohne, dem Associé der Schwan'schen Buchhandlung in Manheim, übertragen habe, in deren Verlag (1785) denn jene Gedichte zu Knebel's nicht geringer Verwunderung mit Ramler's bedeutenden Abänderungen erschienen.

*) Götz starb den 4. Nov. 1781.

**) S. das Gedicht: „An der Quelle der Ilm", in der „Sammlung kleiner Gedichte", S. 33 fg.

werliche Aufgabe der elegischen Versart in unserer Sprache unternehmen, von der sie mir die Möglichkeit zeigten. Der ameter ist immer unserer Sprache unbequem, weil er durch wenige Abwechselung, die wir ihm verschaffen können, und öftern Mangel des freiern Ausgangs der letzten Hälfte leicht in Mattigkeit und Monotonie verfällt. Wie weit es zum Theil gelungen sei, mögen Andere beurtheilen; mir sind die Stellen nicht verborgen, wo ich dem Zwange der wendigkeit habe folgen müssen. Denn in der That, ein Pro- sches Distichon immer wieder in die ähnlichen deutschen Zei- u schließen, ist eine Aufgabe, die zuweilen ihre Schwierig- eit hat.

Ein erfreuliches Licht über seine damaligen Verhält- und literarischen Arbeiten verbreitet ein Brief vom December 1798 an Matthisson:

Denkt wol der Freund noch an mich, der mich vor unge- achtzehn Monaten aus meiner Gartenhütte bei Weimar te und im Geleite der Grazien und seines gefühlvollen ns durch den thüringer Wald brachte? Was seitdem aus uns den, weiß Jeder von sich selber. Ich habe mich gleichsam zum Denkmal an der nördlichen Seite dieses thüringer es eingenistet, nahe an der Quelle der nicht liederar- Ilm.

Hier bin ich nun ganz wohl zufrieden unter einem Schick- wie es in diesem funfziger Grad der Breite einem herum- fenen Sterblichen endlich noch werden kann. Möchte ich Gleiches von Ihnen wissen! Nun komme ich mit einem Geschenk *) zu dem Priester der Kalliope. Alles sagt daß er ein vorzügliches Recht darauf habe. Möge es Ih- Freude machen, sowie mich der Gedanke wirklich ergötzt, solches zuschicken zu können! Aber so ganz uneigen- sind die Geschenke des Freundes diesmal nicht. Ich habe hr ein großes Verlangen an Sie. Vielleicht habe ich schon gesagt, daß ich seit einigen Jahren an einer Ueber- des Lucrez arbeite. Ermüdet ließ ich sie eine Zeitlang Diese habe ich vergangenen Sommer aufs Neue vor- men, und ich arbeite, so viel die Laune nur erlaubt, un- et daran. Aber es ist, selbst seiner Natur nach, ein schwe- Werk, da es nicht ganz so behandelt werden kann wie an- Uebersetzungen, wenn es durchaus lesbar werden soll. hierüber näher zu äußern, würde jetzt zu weitläufig sein; weist wird es gar leicht von selbst ergründen. Alle Rein- nd allen Wohllaut der Sprache und des Verses ihm zu so weit es nur zu dem Inhalte selbst möglich ist, das ist Sorge, denn solches muß es für uns erheben. Allein ch dieses kaum; und wen sollte ich zur Hülfe anrufen n wohllautendsten aller unserer Dichter, der Harmonie, he und Ausdruck so sehr in seiner Gewalt hat und als mich liebt?

Dürfte ich Ihnen, Lieber, ein Buch nach dem andern, so- aus meiner Feder kommt, zuschicken, und möchten Sie efällige Arbeit mit mir unternehmen? Ich spare deshalb an eignem Fleiße, aber Umstände und Sachen, die ich ht erst nach Jahren gewahr würde, sähen Ihre Augen , und ich möchte diese Arbeit nun baldigst befördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

[Repub]likaner und Royalisten. Historisch-romantisches Sit[ten]gemälde aus der französischen Revolution. Von Fr. [Se]ybold. Zwei Theile. Stuttgart, Scheible. 1833. 2 Thlr. 12 Gr.

Dieses Sittengemälde ist von sehr verschiedenem Werthe, [je nachd]em man es als historische Abhandlung oder als Kunst- [werk b]etrachtet. Als Abhandlung über die Ursachen und den Anfang der französischen Revolution ist dasselbe eine recht ver- ständige Uebersicht Dessen, was sonst über dieses Thema bekannt ist, und der Unkundige findet daher hier mancherlei Beleh- rung. Wir sehen einen leichtsinnigen, beschränkt eigennützi- gen Adel, einen wüthenden, blutgierigen Pöbel, einen pedan- tischen, kleinlich egoistischen Bürgerstand, exaltirte Schüler, rath- lose und unfähige Hofleute, einige einzelne edle, aber in ein- seitiger Geistesrichtung befangene Charaktere, und hin und wie- der einen verständigen, philosophisch kalten Zuschauer, kurz die Elemente der französischen Revolution ziemlich vollständig ver- sammelt. Einzelne Zustände und Begebenheiten werden recht anschaulich gemacht, unter Anderm die Erstürmung der Tuile- rien und die an Abenteuern reiche Flucht einiger Anhänger der Girondisten. Die Beurtheilung dieses Buches als eines Kunstwerkes wird durch den für den Verfasser verdrießlichen Umstand geschärft, daß dasselbe in Beziehung auf den Inhalt viele Aehnlichkeit hat mit einem in neuerer Zeit erschienenen Meisterwerke, nämlich mit Tieck's „Aufruhr in den Cevennen". In beiden Werken finden sich entgegengesetzte Parteien, und zwar auf der einen Seite fanatische Erbitterung, auf der andern Uebermuth und kalte Selbstsucht, endlich in der Mitte zwischen beiden Parteien einige edlere Charaktere. Aber die Art, wie alles dieses in beiden Werken dargestellt wird, ist nun freilich höchst verschie- den. Es sei mir erlaubt, auf diesen Unterschied etwas näher einzugehen, weil dadurch nicht nur ein passender Maßstab für die Beurtheilung des vorliegenden gewonnen, sondern anschaulich gemacht wird, daß meine Anfoderungen an ein Kunstwerk kei- neswegs unerfüllbar sind. „Der Aufruhr in den Cevennen" ist der Hauptsache nach die Geschichte weniger Personen, und die welthistorischen Verhältnisse bilden nur den Hintergrund. Hierdurch wird eine wirkliche, inhaltvolle Charakteristik der Hauptperso- nen und eine bis zu wahrhafter Anschaulichkeit ausführliche Be- schreibung ihrer Zustände und Verhältnisse möglich. Die vor- liegende Arbeit dagegen behandelt keine einzelne Person mit Vor- liebe oder auch nur besonders ausführlich; sie ist vielmehr eigent- lich nur eine Sammlung einzelner Anekdoten aus der Revolu- tionszeit. Hr. Seybold zeigt hierdurch, daß er keinen Begriff von dem Wesen eines Kunstwerkes hat; er liefert uns statt eines Dramas ein Quodlibet von Theatergeräthschaften. Er begeht den Fehler, welchen ein Maler begehen würde, wenn er in einem Gemälde nichts Anderes als den Hintergrund malte.

Und doch ist dies fast der geringste Fehler dieses Romans. Denn so stiefmütterlich auch die Hauptpersonen desselben behan- delt werden, so wird ihnen doch so viel Raum vergönnt, daß auf demselben einige ihrer Eigenthümlichkeiten entfaltet werden könn- ten, wenn der Verf. überhaupt die Fähigkeit hätte, Charaktere zu schildern, in welchen eine Mannichfaltigkeit von Eigenschaften zu einem an sich zusammenhängenden Ganzen verbunden ist. Eine der Hauptfiguren des Romans, Graf Ferrand, wird als ein edler, muthiger, seinem Könige treu ergebener Mann ge- schildert; aber so oft und in so verschiedenen Verhältnissen er auch erwähnt wird, so erfährt man doch nichts Weiteres von ihm als die erwähnten drei trockenen Notizen. Er wird zwar in Verhältnisse gebracht, in welchen er Gelegenheit hat, obige drei Eigenschaften auf eine glänzende Weise zu zeigen. Ob- gleich hierdurch einige rührende Theatereffecte herbeigeführt we den, so benutzt doch der Verf. diese Umstände keineswegs, um etwas Individuelles, irgend eine feinere Nuance in dem Cha- rakter anzubringen. Zwei Andere, der Sohn des Vorigen und ein Mann, Namens Mathieu Dumas, werden als kaltblütige, verständige und edelmüthige Menschen geschildert und zugleich als Freunde des Scherzes, selbst im Augenblicke der Gefahr. Auch hier ist die gesammte Charakteristik in jenen wenigen Worten erschöpft. Man erfährt von diesen Männern in dem ganzen Ro- man nichts weiter, als daß sie sich immer leidlich aufführen und stets einen Scherz zur Hand haben. Diese Scherze selbst sind häu- fig sehr flach, und niemals so, daß sie die Personen, denen sie in den Mund gelegt werden, bestimmter charakterisirten. Ver- gleicht man hiermit die entsprechenden Figuren in dem Tieck-

---

*) [E]legien von Propert[z] ...

schen Werke, so findet sich denn freilich ein ganz anderer Thatbestand. Der Parlamentsrath, welcher dem Grafen Ferrand gegenübergestellt werden kann, erhält zwar nicht, wie dieser, Gelegenheit, mit seinem Muthe und seinem Edelsinne Prunk zu treiben, aber in jedem seiner Worte und in der geringsten seiner Handlungen spricht sich ein ausnehmend reiches, echt menschlich fühlendes Gemüth aus, und jede Scene fügt einen neuen Zug zu dem inhaltvollen und geistreichen Bilde dieses Mannes hinzu. Ihm zur Seite steht in gleicher Vollendung der Arzt, welcher sowie jene vorgenannten beiden Seybold'schen Figuren als ein Freund des Scherzes, selbst im Unglücke, geschildert wird. Aber hier ist freilich nicht jener flache, seichte Scherz zu finden, welcher jedem Menschen von kalter Gemüthsart und munterer Laune zu Gebote steht, sondern eine bestimmte höchst individuelle Art des geistreichsten Humors. Auf ähnliche Weise sind die minder wichtigen Figuren behandelt. Bei Tieck bilden sie eine bunte und doch harmonische Mannichfaltigkeit; bei Seybold eine einförmige trockne Masse, welche zwar beim ersten Anblick zuweilen die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, aber schon bei der zweiten Lesung wegen Mangel an Bestimmtheit und Bedeutsamkeit langweilig wird.

Auch fehlt der vorliegenden Arbeit eine Hauptperson. Das Tieck'sche Werk ist seinem Hauptzwecke nach die Bildungsgeschichte des Sohnes des vorhingenannten Parlamentsraths. Alle andern Figuren, alle Ereignisse sind dieser Hauptfigur untergeordnet und kommen fast nur in Betracht als Momente der Bildung derselben. Hierdurch erhält das Gedicht erst wahre künstlerische Einheit und Bestimmtheit; unser Sittengemälde dagegen ist ein unbehülfliches Chaos, ohne künstlerischen Zweck und ohne Zusammenhang, eine Sammlung historischer Notizen. Aber auch der historische Hintergrund ist, obgleich er fast den gesammten Raum des Gemäldes einnimmt, nicht so reich, als man nach dem Gesagten erwarten könnte. Denn obgleich eine hinlängliche Menge historischer Einzelnheiten erzählt wird, so ist doch das Ganze nicht mit jener Tiefe der Anschauungsweise aufgefaßt, welche ein gutes Kunstwerk und namentlich auch das erwähnte Tieck'sche Meisterwerk charakterisirt. In diesem Gedichte nämlich wird eine höchst wundersame Erscheinung, ohne daß handgreifliche Erklärungsversuche gemacht werden, in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt; die charakteristischen Umstände derselben werden mit Schärfe angegeben, und der Leser erhält ein treues Bild der gesammten Verhältnisse, ohne daß ihm belehrende Reflexionen aufgedrängt werden. Unser Verf. beschränkt sich darauf, einzelne Begebenheiten zu erklären, d. h., die nächsten bewegenden Ursachen derselben aufzuzeigen. Unter Anderm zeigt er, daß die Tuilerien nicht erstürmt worden wären, wenn nicht der König schwach, die Königin beschränkt, die Hofleute geckenhaft und feige sich benommen hätten. Das ist nun Alles recht schön und mag für Den, welcher die Geschichte der französischen Revolution nicht kennt, belehrend sein. Aber diese Erklärungen sind keine dichterischen Schilderungen. Wo der Verf. sich wirklich in Darstellungen von Volksstimmung oder von dem sittlichen und intellectuellen Zustande einzelner Stände versucht, da gelingt ihm sein Bemühen nur sehr unvollständig. Unter Anderm führt er uns zu einem aristokratischen Gastmahle und läßt uns den Gesprächen, welche dabei geführt werden, einige Zeit hindurch zuhören, in der Absicht, den Geist des Adels im Anfange der französischen Revolution zu schildern. Nun erwartet man doch, daß hier nun wirklich charakteristische Züge uns den damaligen gesellschaftlichen Ton und die sittliche Stimmung jener Volksclasse vergegenwärtigen werden. Statt dessen hören wir nichts als einige leichtfertige Redensarten, wie man sie bei den Gelagen aller Zeiten und Orte hören kann, und wenn nicht vom Könige Ludwig XVI. und von dessen mislicher Lage gesprochen würde, so vermöchte man nicht zu errathen, daß man in Frankreich, in einer Gesellschaft von sogenanntem guten Tone, und in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts verweile. Vergleicht man mit dieser Schilderung und den ihr ähnlichen Stellen der vorliegenden Arbeit die wenigen Scenen, in welchen Tieck die Anführer der königlichen Truppen und namentlich den Oberbefehlshaber derselben schildert, so fühlt man sich hier freilich in eine ganz andere Welt versetzt. In scharfen geistreichen Zügen wird hier ein höchst bestimmtes Bild entworfen, in welchem der Geist der Zeit, des zu schildernden Standes, die durch die nächsten Umstände hervorgerufene Stimmung und die Persönlichkeit Einzelner mit gleicher Klarheit und ausnehmender Präcision veranschaulicht sind.

Hieraus ergibt sich, daß auch das Lob, welches dieser Arbeit als einer historischen Abhandlung zuerkannt wurde, nur ein bedingtes war. Denn es wird hier auch in dieser Beziehung nur geleistet, was von unsern Geschichtsforschern in der Regel nicht überboten wird, und das ist dann freilich leider ein Geringes. Denn selbst die Bessern unter diesen befleißigen sich einer Methode, welche bei scheinbarer Gründlichkeit der Untersuchung doch nur sehr dürftige Ergebnisse abwirft. Wer auf den Namen eines wirklichen Geschichtsforschers Anspruch machen wollte, müßte freilich die Ereignisse mit derselben Tiefe und Wahrheit auffassen, wie Tieck in seinem „Aufruhr in den Cevennen" gethan hat. Ein solches Geschichtsbuch ist aber bis jetzt nur Gegenstand frommer Wünsche, und so lange dies noch der Fall ist, müssen Darstellungen, welche mit einiger Billigkeit und mit einigem Verstande abgefaßt sind, als genügend betrachtet werden.

Wenn bisher die in Rede stehende Arbeit mit wirklichen Kunstwerken und entsprechenden Anfoderungen zusammengehalten worden ist, so erfodert es die Gerechtigkeit, daß nun auch die Stellung angegeben werde, welche dieses Buch im Vergleiche mit den Erzeugnissen der Tagesliteratur einnimmt. Dasselbe ist nämlich allen Denen, welche sich mit wirklichen Kunstwerken nicht zu befreunden vermögen, höchlich zu empfehlen; denn man findet hier keine der handgreiflichen Albernheiten, welche den Hauptinhalt unserer modischen Literatur ausmachen. Der Roman ist weder so läppisch wie einige, noch so langweilig wie andere der historischen und unhistorischen Romane unserer Zeit. Vielmehr sind die Materialien mit Umsicht und Gewandtheit zusammengestellt, und obgleich der Verf., wie es scheint, zunächst die Absicht hat, seinen Lesern historische Belehrungen zukommen zu lassen, so tritt diese Absicht doch nicht so unverhohlen hervor, daß der Roman aufhörte, flüchtige Leser zu unterhalten. Der gute Geschmack würde ebenfalls ohne Zweifel dabei gewinnen, wenn Diejenigen, welche nichts Gutes lesen wollen, wenigstens Romane wie den vorliegenden läsen, statt der hirnverrückenden und gemüthverzerrenden Narrheiten, mit welchen die Mehrzahl deutscher, französischer und englischer Vielschreiber gegenwärtig das lesende Publicum überschüttet. 6.

Miscellen.

Die alten Römer fürchteten sich vor der Zahl Siebenzehn, wie man heutzutage die Dreizehn scheut. Sie glaubten, von Siebenzehn, die eine Gesellschaft bilden, müsse deshalb Einer bald sterben, weil XVII, anagrammatisch geändert, VIXI, „ich habe gelebt", heiße.

Falun in Schweden gehört zu den ältesten Bergwerken. Es soll sogar schon zu den Zeiten Salomo's cultivirt worden sein, wofür man zwar keine Urkunde mit Salomo's eigenhändiger Unterschrift und Siegel, wohl aber eine [illegible] aus 1347 von dem [illegible] Könige Magnus [illegible] verweist, nach welchen schon damals das Bergwerk als ein wohleingerichtetes und reichhaltiges bezeichnet wird.

Im 15. und 16. Jahrhunderte gab es noch Prediger, wie der Dominikaner Herolt, und Rechtsgelehrte, wie Pontanus, welche untersuchten, ob dem Manne gestattet sei, seine Frau zu schlagen. 77.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 97. —— 7. April 1834.

Karl Ludwig von Knebel.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Den 15. Januar 1799 schrieb Knebel an Matthisson: Die Bereitwilligkeit, mit der Sie meinen Lucrez aufzuneh- versprechen, bedurfte nicht von Ihrer Bescheidenheit ge- zu werden. Wer könnte mehr als Sie Das fühlen und :uten, was ich mir grade bei der Arbeit über meinen Lucrez wünschte. Ich kann Sie deshalb von meiner Anfoderung t ganz lossprechen; aber die Sache hat sich dahin geändert, Sie noch Aufschub erhalten und dann vielleicht mit dem ·ke selbst weniger Beschwerde haben.

Göthe scheint sich nämlich für diese Uebersetzung zu interes- , und er hat mich gleichsam ersucht, die Abschrift des ersten hs, die ich schon für Sie hatte machen lassen, ihm für die ischen Kunstrichter mitzutheilen. Nun habe ich zwar zu n Herren als Kunstrichtern eben kein sonderliches Zutrauen, die häufigen Proben in der Literaturzeitung mich vollkom- dazu berechtigen; indeß habe ich mich doch einem freund- n Antrage nicht entziehen wollen, in der Hoffnung und r der Bedingung, daß auch sie mir zu einigen Verbesse- jen behülflich sein können, wozu bei mir immer einige Ent- ung der Zeit vonnöthen sein dürfte. So bleiben Sie, lieber zensmann, noch eine Zeitlang verschont; aber einen Hauch er glücklichen Muse verlange ich doch noch zu meinem Werke.

Sie werden die Recension meines Properz in der „Allgem. raturzeitung" gelesen haben. Sie ist etwas schülerhaft, ob- h vom Herrn Rath Schlegel. *) Wenn man bedenkt, daß eins der ersten kritischen Blätter in Deutschland ist, an n Spitze, besonders im Fache, der schönen Literatur Kunst- :er sich aufthun, die eigentlich selbst noch Schüler sind, die beiweitem kein festes, sicheres Urtheil haben, die hin- und chwankend unaufhörlich schlegeln und sich selbst nur gerne Flittern bestreuen mögen, so denkt man eben, es geht in m Fache wie in andern Fächern in unserm lieben Vater- e.... Doch hiervon genug!

Ich bitte Sie, doch die Recension zu lesen, die Herder in zweite Stück der „Erfurter gelehrten Zeitung" hat rücken n. **) Ob man gleich sieht, daß die Hand des Freundes jemacht hat, so ist doch der Gesichtspunkt da richtig ange- en, der wirklich mein eigner war, und der nicht auf eine e Drechselei der Distichen hinauslaufen sollte.

Das Wichtigste, was ich Ihnen zu sagen vergessen habe, ist, daß Göthe im Ernst daran zu denken scheint, ein Gedicht in der Art des Lucrez zu verfertigen. Es war dies längst mein geheimer Wunsch, da ich mich selbst von dieser Bahn, die eine Hoffnung meiner Jugend war, durch Alter und Umstände verscheucht sah. Er kann es mit höherm Sinn und größern Kräften, und es dürfte vielleicht der dauerndste Lorber in seinem Kranze werden. Er rechnet auf meine Uebersetzung als Basis zu seiner Arbeit.

Bei der unermüdeten Sorgfalt, welche Knebel der Uebersetzung des Lucrez widmete, war dieselbe nur langsam vorgerückt. Kurz zuvor, ehe eine zweite Probe im „Neuen deutschen Merkur" f. 1803 erschien *), ward ihm von Wieland ein aufmunterndes Lob.

Ihre Uebersetzung des Lucrez — schrieb dieser aus Tiefurt, den 7. Juli 1803, an Knebel —, so weit ich sie nach diesem Buche beurtheilen kann, ist ein Meisterwerk, woran Scharfsinn, Gewandtheit des Geistes, Geschmack und eiserner Fleiß gleich viel Antheil haben. Eine solche Uebersetzung ist das beste Originalwerk werth, ja in Rücksicht auf die unsäglichen Schwierigkeiten, womit Sie zu kämpfen hatten, und die von Ihnen so tapfer als glücklich besiegt worden sind, mehr werth als ein das Lucrezische Werk weit übertreffendes Original. Ich müßte mich sehr irren, oder den Lucrez in gleichviel Versen so zu übersetzen, war ungleich schwerer als Voß's treffliche Uebersetzung der „Ilias". Daß Sie Ihrem wackern und gelehrten Vorgänger Meinecke **) hundert Parasangen hinter sich gelassen haben, ist das Wenigste, was ich sagen darf, um Ihnen einige Gerechtigkeit zu erzeigen. Ich habe Ihre Arbeit sorgfältig mit dem Original verglichen und sie durchaus — es müßten mir denn nur, wo so viel zu loben ist, unmerkliche maculae entwischt sein — so getreu, so kräftig, so geistreich in Allem, was an Ihrem Autor charakteristisch ist, so ganz Lucrezisch gefunden, daß ich Ihnen meine Bewunderung und, was vielleicht noch mehr ist, meine gänzliche Befriedigung nicht genug auszudrücken weiß. Was zu dieser Vollständigkeit meines Wohlgefallens an dieser Ihrer herkulischen Geistesarbeit nicht am wenigsten beiträgt, ist, daß es Ihnen gewiß in einem hohen Grade gelungen ist, Ihrem geliebten Lucrez so viel, als in einer ungleich mehr als seine damalige gebildeten Sprache möglich scheint, selbst in der öfters schmucklosen Einfalt und Austerität oder, so zu sagen, in der Rostfarbe des Alterthums so nahe zu kommen. In dieser Rücksicht möchte ich Sie wegen Dessen, was Sie — zumal da Verschönern grade das Leichteste war — nicht gethan haben, ebenso sehr loben als wegen

*) A. W. Schlegel.

**) „Hier ist Properz", heißt es in einem Briefe Herder's an Knebel vom 12. Juni 1796. „Zürnen Sie nicht, daß ich stehen gebliesen bin. Lassen Sie ihn abschreiben und schicken Sie ihn mir. Ich will, und zwar Ihrem Wink nach, kürzer und bündiger sein, als ich gethan habe. Der schöne Verseschöpfer verführt zu sehr, daß man am Ende nie endigt. Ihre Excerpte sollen mir ein Lustgarten mit kleinen Pfaden voll guter, süßer Erinnerung sein. Könnt' ich Ihnen nur auch etwas geben! Nichts als meinen Wunsch und Segen — Segen!"

*) August, S. [illegible]—256. Die erste Probe war in der genannten Zeitschrift, Dec. 1794, S. [illegible], mitgetheilt worden.

**) Titus Lucretius Carus von der Natur der Dinge, ein Lehrgedicht; übersetzt und erläutert von J. H. F. Meinecke. Leipzig 1795, zwei Bände.

Dessen, was Sie gethan haben. Denn in meinen Augen wenigstens ist es ein unvergleichbar grösseres Verdienst, eine dem Original so getreu und doch mit so freiem Geist und sicherm Geschmack nachgebildete Copie als eine, si diis placet, verschönerte Paraphrase eines Dichters wie Lucrez geliefert zu haben. Das Einzige, worin Sie ihn übertroffen haben und als Uebersetzer übertreffen mussten, ist die Klarheit des Ausdrucks auch in den dunklern Stellen, wo eine noch nicht genug durchgearbeitete, spröde und ungelenksame Sprache, verbunden mit den natürlichen Schwierigkeiten der epikurischen Dogmatik dem Autor nicht erlauben wollte, seine Gedanken oder den abstracten Satz, den er darstellen wollte, bestimmt und deutlich genug auszudrücken, wobei Ihnen zuweilen eine Art von glücklicher Divination, immer aber das tiefe Eindringen in die Mysterien der epikurischen Philosophie und in den Geist Ihres Autors zu Hülfe gekommen zu sein scheint.

Neben der Uebersetzung des Lucrez entstanden damals mehre eigne Gedichte Knebel's, von denen Matthisson einige für seine „Lyrische Anthologie" verlangt hatte.

Ihren lieben Brief — schrieb Knebel den 19. Juni 1803 — erhielt ich kürzlich aus der Hand meiner Schwester, als ich eben in Weimar war. Ich danke Ihnen gar sehr für das viele Liebe und Gute, das Sie mir darin sagen. Ueber meine geringen Arbeiten und Producte haben Sie gänzlich zu ordnen, und Sie thun ihnen vielleicht zu viel Ehre an. Aber ich gebe Ihnen selbst zu bedenken, ob man noch ungeordnete Gedichte, die gleichsam noch unter der Feile liegen und in der Welt gar keinen poetischen Ruf haben, der doch dazu gehört, schon in eine Sammlung bringen soll? Es fehlen mir vielleicht auch noch zwei oder drei, um die Sammlung vollständig zu machen. So ist es etwas Abgerissenes und benimmt mir vielleicht die Laune, mehr zu versuchen.

Den „Hymnus an die Natur" *) wollte ich Ihnen abschreiben, aber er muß von vorn herein noch eine Veränderung erleiden, und diese, wie Sie wissen, kann man nicht zu jeder Stunde machen. Die Ehre, welche mir Ihre vortreffliche Fürstin erwiesen hat, indem sie selbst meinen „Hymnus an die Sonne" **) abgeschrieben, hat mich sehr glücklich gemacht. Haben Sie doch die Güte, ihr beiliegenden, an unsere Freundin Selene ***) (als das Seitenstück zu jenem) vorzulegen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn auch dieser etwas von der theuern Fürstin Beifall erhielte. Beide Hymnen stehen Ihnen für Ihre „Anthologie" zu Gebot, und damit, dächte ich, ließen wir es genug sein. †)

Mit Wieland, der ihm ein so vielsagendes Lob über seine Uebersetzung des Lucrez gezollt, war Knebel in fortwährender schriftlicher Berührung geblieben. Doch sah er sich getäuscht in der Erwartung, ihn persönlich begrüßen zu können.

Schon zu Anfange des vorigen Monats — schrieb Wieland aus Tiefurt den 19. Sept. 1803 — hatte ich mir mit der Hoffnung geschmeichelt, Sie auf einige Tage in dem mir noch immer neuen Ilmenau zu besuchen; aber immer schlich oder drängte sich bald dieses, bald jenes Hinderniß zwischen den Vorsatz und die Ausführung. So schlüpfte mir eine Woche nach der andern vorüber, und nun haben wir bereits die Hälfte des Septembers hinter uns, und ich schreibe dies am 18., während es um mich her stürmt und regnet und für einen Siebziger wie ich, dessen dünnes, filigranartiges Seelengehäuse von jedem rauhen Lüftchen in Unordnung gebracht werden kann, an eine Reise in Ihr thüringisches Alpenland gar nicht mehr zu denken ist. Aber eilen wir nicht mit jeder Woche dem Jahr 1804 entgegen, und habe nicht auch ich das Privilegium des hohen Alters, mir zu schmeicheln, daß ich im nächsten Jahre noch leben und munter und stark genug sein werde, etwas auszuführen, was ich mir in diesem nicht zu unternehmen getraute? Also, liebster Knebel, mein Wort mit Mund und Hand, daß ich im Sommer 1804 noch leben will, um zu Ilmenau die goldenen Wonnetage mit Ihnen zuzubringen, mit deren Bildern ich mich schon einige Monate durch in anticipirten wachenden Träumen getäuscht habe.

Daß Ihnen meine „Glycerion" und die übrigen Kleinigkeiten einiges Vergnügen gemacht haben, freut mich herzlich. Es sind späte Blümchen, die sich an einem warmen Novembertage schüchtern hervorwagen und eben dadurch, der matten Farben und des schwachen Geruchs ungeachtet, eine Art von Anmuthung erregen wie die ungefähr, die man für schwächliche, aber demungeachtet lebensfrohe, freundlich-lächelnde Kinder fühlt.

Ich bin ganz beschämt, gestehen zu müssen, daß ich mich unter einer steten Abwechselung von Zerstreuungen, kleinen Geschäften und andern zufälligen Abhaltungen aller Art noch nicht aufgelegt gefunden habe, Ihrem secundo Lucretii die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen. Ich bitte Sie um Nachsicht und Geduld, und bin gewiß, keine Fehlbitte zu thun.

Schmerzlich berührte Knebel um jene Zeit (den 18. Dec. 1803) Herder's Tod. Die Elegie, die er dem Andenken seines vieljährigen Freundes widmete, gehört zu den schönsten Blumen, die auf Herder's Grab gestreut worden. *)

„Wo blüht", heißt es darin,

Wo blüht künftig der Hain, den seine Schritte betraten,
Wo er die goldene Frucht himmlischer Weisheit uns brach?
Wer erforschet mit ihm der Wahrheit ewige Spuren,
Unter das Menschengeschlecht tausendgestaltig zerstreut?
Wer belebet die Blüten des Geistes? den Honig der Musen?
Wer hat ihn reiner gefaßt? wer hat ihn edler verwandt?
Wem erglühte das Herz beim Anblick fremden Verdienstes,
Fremder Tugenden mehr? Allen ein Lehrer und Freund!
Weise lernten von ihm, und selbst auch das lallende Kind spricht
Nur die Worte, die er freundlich dasselbe gelehrt:
Ernste Bescheidenheit, Wahrheit, Vernunft und Freundschaft und Tugend,
Trauernd über den Freund, eilen verlassen davon.

1805 hatte Knebel seinen bisherigen Aufenthalt in Ilmenau mit Jena vertauscht, wo er bereits im nächsten Jahre nach der für Preußen dort verlorenen Schlacht die sie begleitenden Kriesdrangsale in ihrer ganzen Furchtbarkeit erleben mußte.

Ich höre von Göthe'n — schrieb ihm Wieland den 5. Nov. 1806 —, daß der gute Genius — mercurialium custos virorum — der sich in den greulichen Tagen vom 14. bis 17. Oct. um mich gelagert und die Meinigen (blos ein paar Dutzend de bonne grace nach und nach ausgeleerte Flaschen Wein ausgenommen) vor allem Unfall bewahrt hat, auch Ihnen, theurer Freund, wie billig zur Seite gestanden, und daß Sie — was in solchen Fällen wol der Hauptpunkt ist — in diesen kritischen Momenten sich selbst nicht verlassen haben. Dabei möge es denn auch ferner bleiben! Denn wer weiß, was noch bevorsteht und was

*) S. dies Fragment in „Sammlung kleiner Gedichte", S. 17 fg.

**) A. a. O. S. 7 fg.

***) S. den „Hymnus an Selene" a. a. O., S. 10 fg.

†) In Matthisson's „Lyrischer Anthologie", Th. VIII, S. 5 fg., befinden sich nachfolgende, später in der eben erwähnten Sammlung wieder abgedruckte Gedichte: „Hymnus an die Sonne"; „Hymnus an Selene"; „An den Geist der Natur"; „Die Stunden"; „Die Wälder"; „Adrastea"; „Lied der Hoffnung".

*) S. „Sammlung kleiner Gedichte", S. 64 fg. „Die Elegie auf Herder's Tod", heißt es in einem Briefe Wieland's vom 7. Jan. 1804, „ist schön, herzlich, ungekünstelt ausgesprochenes Gefühl, Herder's und Knebel's würdig."

diese Tragödie, worin wir eine sehr leidige Statistenrolle spielen, für ein dénouement haben wird! In jedem Fall malheur aux vaincus!! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir hier ein trauriges Leben führen, das kaum diesen Namen werth ist. Ich weiß nicht, wie mir der Einfall gekommen ist, mich zu dem alten M. Tullius Kikero zu flüchten und zu versuchen, ob ich seine Briefe oder wenigstens einen Theil davon leidlich und leslich verdeutschen könne. Es ist ein sehr gewagtes Unternehmen für einen Vierundsiebziger. Indessen am ande soll's nicht fehlen; nur mit dem incipe will's noch nicht gehen, und ich bin noch in der Vorrede begriffen.

Knebel's Verhältnisse in Jena schildert ein Brief an Matthisson vom 30. Jan. 1809.

Ich führe — heißt es darin — ein ziemlich stilles und fast einsames Leben hier, das aber doch meinen Wünschen entspricht. Zuweilen besuche ich die Freunde in Weimar, zuweilen werde ich auch von ihnen besucht *), und diese Besuche geben mir die beste Unterhaltung. Uebrigens suche ich mich meist mit dem Geiste der Alten zu nähren und Das nachzuholen, was ich früher versäumt habe. Hier findet man immer noch den wahren Quell und die echte Disciplin. Ich mache Noten zu meinem Lucrez, und ob dieser gleich nur wenige sein werden, so sollen sie doch den Geist und Charakter des Dichters und seines Gedichts zu erhellen behülflich sein. **) Daß ich so lange mit der Herausgabe zaudere, mögen meine Freunde entschuldigen helfen. Erstlich gewinnt eine solche Uebersetzung täglich noch unter der Hand, was ich Ihnen, fleißiger und correcter Freund, nicht erst sagen darf; denn da ich bei der Gleichgültigkeit des gelehrten Publicums nicht leicht eine zweite Ausgabe zu erwarten habe, so würde mir jeder Flecken, den ich billig hätte vermeiden können, in der Zukunft wehe thun, und ich will also mit der letzten Ausgabe lieber sogleich anfangen. Den deutschen Hexameter achte ich sehr; ich möchte ihn aber etwas anders bearbeiten als Voß und doch die Zufriedenheit der wahren Kenner mir dadurch verdienen.

Nun genug von mir! Lassen Sie mich, wenn Sie einen sonst unbrauchbaren Abend haben, etwas von Ihren Beschäftigungen und Aussichten in die nähere Zukunft wissen. Es ist etwas, in den Gemüthern der Menschen zu leben, und kein Besitz kann sich diesem vergleichen. Oft läßt uns unser eignes geringes Verdienst und der Wankelmuth der Dinge daran verzweifeln. Wie lieblich ist es, wenn wir unsern Unglauben hierin getäuscht finden und das Herz eines Freundes auch unter Verfinsterung der Zeiten noch glänzender für uns erkennen! Meine Freunde schweben mir immer wie Ossian's Geister vor, wenn ich sie auch nicht in Person erblicke, und wie oft ist schon mein Herz bei Ihnen und unsern Freunden in Dessau gewesen. Mein Weg dürfte mich wol schwerlich sobald nach Nordost aus meinem Thale bringen; aber wie glücklich wäre ich, Sie oder Einen der Ihrigen zu umfangen.

Diese Hoffnung realisirte sich, als Matthisson noch im Laufe des Jahres 1809 nach Jena kam und in Knebel's Umgange einige genußreiche Tage verlebte.

Der Freund — schrieb dieser den 10. Oct. 1810 —, der uns einmal hier besucht hat, ist seitdem nicht wieder erschienen und hat auch nicht einmal einen Laut von sich hören lassen. Die Zeitungen sagen, er habe sich vermählt *), und es muß allerdings eine große Veränderung mit ihm vorgegangen sein, da er blos auf seine schriftliche Unsterblichkeit zählt, um, noch lebend unter den Sterblichen, nicht für verschieden geachtet zu werden. Wie dem auch sei, er empfange diese Zeilen, die ich vorzüglich im Andenken an ihn zusammengesetzt hatte, nicht als wetteifernd mit ihm in Kunst, sondern als treues Andenken seiner Freundschaft und Liebe. In den Seelen meiner Freunde wünsche ich zu leben und diesen Lebensfunken zu erhalten, so lange es das gute Schicksal erlaubt.

Mit dem Schluß des Jahres 1810 war die Uebersetzung des Lucrez vollendet.

Ich habe — schrieb Knebel den 9. Jan. 1811 seinem Freunde Matthisson — an Herrn Cotta wegen der Herausgabe meines Lucrez schon vor einigen Wochen geschrieben, aber bisher noch keine Antwort von ihm erhalten. Es scheint mir fast, daß er keine Lust dazu habe, oder daß ihm die jetzigen Zeiten zu bedenklich vorkommen. Schade wäre es doch, wenn das Werk aus Mangel des Verlegers sollte liegen bleiben. Ich weiß, daß viele berühmte Leute sich dafür interessiren; auch Wolf in Berlin hat mich neuerlich sehr ernstlich zur Herausgabe angetrieben. Mögen Sie sich der Sache ein wenig annehmen oder mir vielleicht einen andern Verleger auskundschaften. Ich bin mit dieser Art Menschen zu wenig in Bekanntschaft.

Sonst lebe ich in meiner Einsamkeit still und ruhig fort und freue mich der Natur mehr als der Menschen. Von Ihren „Erinnerungen“ habe ich noch nichts gesehen, ich werde sie mir aber nächstens kommen lassen. Ihre Liebe zu Vernunft und Natur ist der meinigen vollkommen gleich; nur drücken Sie dieselbe zuweilen besser aus. Damit der Brief nicht gar zu schmächtig werde, so lege ich noch einige Hexameter bei. Voß's „Tibull“ ist eben nicht schlecht, aber ungeschmackt und unwürdig Tibull's, des zartesten römischen Sängers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jeden Standes. Frei bearbeitet nach dem „Abrégé de géographie“ des A. Balbi von Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune. Zwei Bände in acht Lieferungen. Erste bis vierte Lieferung. Leipzig, Volckmar. 1833. Gr. 8. Preis jeder Lieferung 15 Gr.

In ihrer entschiedenen Richtung auf das Materielle, selbst in der Wissenschaft, hat sich unsere Zeit unter andern Aufgaben auch die gestellt, die Wissenschaft zu popularisiren. Ohne den Gewinn gering anzuschlagen, der aus diesem Streben für die Welt hervorgehen wird, halten wir diese Richtung, in der Frankreich vorangeht, doch nicht für ganz so erfreulich, als sie meistens betrachtet wird. Verflachung und Stillstand drohen als nahe Klippen, die nur durch die beständige Sonderung der angewandten Wissenschaft von der erforschenden zu vermeiden sein werden. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, so ist das Bedürfniß der Verbreitung exacter Kenntnisse einmal fühlbar geworden, und Geschichte, Geographie und Statistik sind es vor allen Dingen, in welchen ein reger gewordenes Staatenleben große Lücken bemerkbar gemacht hat. Die vergangenen Jahrzehnde setzten ihren Triumph in theoretische Bemühungen; das gegenwärtige baut die praktische Seite der Scienz aus, und so muß es sein, zum Heil und zum Gedeihen der Wissenschaft, die in wechselnder Richtung ihren Fortschritt findet.

In der Geographie folgt eine achtbare Bemühung zu ihrer

*) Besonders von Göthe. „In Jena“, schreibt dieser in einem seiner Briefe, „in Knebel's alter Stube bin ich immer ein glücklicher Mensch, weil ich keinem Raum auf dieser Erde so viel productive Momente verdanke.“

**) In der Vorrede zum ersten Bande des „Lucrez“ (Leipzig 1821, S. v) heißt es: „Aus Mangel eines Freundes, der mich, besonders in philologischer Hinsicht gehörig unterstützen könnte, habe ich die Noten weggelassen. Vielleicht könnten sie zu anderer Zeit noch erscheinen; indessen mag die Uebersetzung selbst einstweilen zum Commentar dienen.“

*) Matthisson hatte sich 1810 mit Luise Schoch, der ältesten Tochter des Garteninspectors Schoch zu Wörlitz, vermählt.

Verbreitung auf die andere. Von der großen Schütz'schen Encyklopädie der Erdkunde haben unsere Blätter schon mehrmals Rechenschaft gegeben. Nach einem andern Plane, in geringerm Umfang und als ein wahres Hausbuch des geographischen Wissens bestrebt sich das vorliegende Werk, denselben Zweck zu erreichen. Die Grundlage dieser Arbeit ist Balbi's bekanntes „Abrégé de géographie"; aber das deutsche Bedürfniß hat manche Abweichung im Plane davon nöthig gemacht. Das Comparative, die Zusammenstellung des Gleichartigen ist der Hauptvorzug, die charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Werkes; aber wir müssen gestehen, daß diese tabellarische Behandlung der Geographie, so ertragreich sie auf der einen Seite ist, uns doch nicht selten stört und in Zweifel läßt, an welcher Stelle eine bestimmte Angabe zu suchen ist. Die vorliegenden Lieferungen enthalten nichts als Bruchstücke, deren Folge uns keineswegs klar geworden ist. Wir müssen das Ganze erwarten, um ein Endurtheil geben zu können.

Hiervon abgesehen ist das Werk von großem Sachreichthum und wird in der Hand so sorgfältiger Bearbeiter seinen Zwecken wie den gemachten Erwartungen entsprechen. Den „Vorerläuterungen aus den geographischen Hülfswissenschaften" (von Zeune) folgt ein physisches Gemälde von Europa, von Cannabich bearbeitet. Die Gebirge sind beispielsweise in elf Systeme geordnet, aber ihre Behandlung ist allzu lückenhaft. Auf dies allgemeine Gemälde folgen die einzelnen Länder. Den Anfang macht Portugal. „Alle Portugiesen gehören zu dem griechisch-lateinischen Stamme." Was heißt das? Es ist ebenso viel deutsches und arabisches Blut in den Portugiesen als römisches. Diese Angabe sagt entweder gar nichts, oder sie sagt etwas Falsches. In die weitern Details können wir nicht eingehen, aber dies eine Beispiel mag zu zeigen dienen, was bei der kurzen, lexikalischen Behandlung der Wissenschaft gewonnen und verloren wird. Die Stammverwandtschaft des Portugiesen ließ sich gar nicht in drei Worten abthun. Auf Portugal folgt Spanien, Frankreich, Schweiz, Italien; Italien aber wird plötzlich zerrissen, um im zweiten Heft die „Vorerläuterungen" fortzusetzen. Es kann nichts Zurückschreckenderes gedacht werden als diese stückweise Lieferungsart. Die „Vorerläuterungen" brechen wieder ab und nun folgt wieder ein Stück von Italien und Oestreich, das von Neuem halb durchgerissen wird, um im dritten Hefte einer Maß- und Gewichttabelle Platz zu machen, worauf wir nun plötzlich nach Amerika geschleudert werden, während im folgenden Hefte wieder die „Vorerläuterungen" ruhig fortgehen und Asien anhebt. Wahrlich, es ist eine Aufgabe, ein buchbinderisches Meisterstück, das Zusammengehörige in diesen Heften zusammenzusuchen.

Dem Werthe des Werkes sollte dieses Ungeschick in seiner Herausgabe indeß keineswegs Eintrag thun, stießen wir nur nicht allzu oft auf französische Flüchtigkeiten. Balbi versichert, seinem „Abrégé" von 1500 Seiten zehn Jahre seines Lebens gewidmet zu haben. Das kann unmöglich so genau zu nehmen sein. Der Ueberschlag gäbe eine halbe Seite pro Tag, und für eine so langsame Arbeit enthält sein Buch zu viel Unstatthaftes; daneben freilich auch viel Neues und Dankenswerthes. Wir können hier das Bedenkliche nicht weiter erörtern und begnügen uns daher, dem Werke Folgendes über die Bevölkerung der Erde zu entnehmen. Der Theolog Kanz gab noch 1744 die Bewohner der ganzen Erde auf 60 Mill. an, von denen er Europa zehn Mill. zutheilte. Zu derselben Zeit gaben Guthry und die Verf. der „Allgemeinen Weltgeschichte" der Erde 4000 Mill. Bewohner. Isaak Vossius war 1685 der Wahrheit näher, als er 400 Mill. Menschen (30 Mill. für Europa) annahm. Struick um 1750 nahm 500 Mill. an; Süßmilch 1760: 1080 Mill.; Volney 1804: 437 Mill.; Malte-Brun 1810: 640 Mill.; Fabri 1805: 700 Mill.; Stein 1825: 884 Mill.; Cannabich 1821: 900 Mill.; Hassel 1824: 938 Mill.; Denaix 1828: 951 Mill.

Linné gab die Zahl der Pflanzengattungen auf 8000, die der Thiere auf 3950 an; jetzt kennen wir 80,000 Pflanzengattungen und 100,000 Thierarten. Der Religion nach zählt Balbi: 260 Mill. Christen, 4 Mill. Juden, 90 Mill. Moslemin, 60 Mill. Brahmanen, 170 Mill. Buddhisten, 147 Mill. Bekenner der Lehre Confutse's, Sintos, Sikhs und Fetischdiener; wogegen Malte-Brun 228 Mill. Christen, 5 Mill. Juden, 110 Mill. Moslemin, 60 Mill. Brahmanen, 150 Mill. Buddhisten und 100 Mill. Fetischdiener; Graberg 236 Mill Christen (Hassel 252 Mill.), 5 Mill. Juden (Hassel 3,930,000), 120 Mill. Moslemin (ebenso Hassel), 150 Mill. Buddhisten (Hassel 316 Mill.) und 115 Mill. Fetischdiener (Hassel 134 Mill.) rechnet.

Zusammenstellende Uebersichten dieser Art sind ohne Zweifel das größte und eigenthümlichste Verdienst dieses Werkes, das sich dadurch, und trotz der von uns gerügten Mängel, allen Freunden der Wissenschaft empfiehlt. Die Städte- und Länderschilderung gibt mehr, als gewöhnliche Compendien darbieten, und für die Masse des Dargebotenen ist der Preis — etwa fünf Thlr. für das Ganze — mäßig zu nennen. 46.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 98. — 8. April 1834.

Karl Ludwig von Knebel.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

Ein freudiges Ereigniß war für Knebel im nächsten Jahre (1812) die auf dem Rosensaal in Jena festlich begangene Geburtstagsfeier seines vieljährigen Freundes Wieland. Sie fand den damals achtzigjährigen Greis, der mehre Jahre gekränkelt, in seiner frühern stillen Heiterkeit. Während ihn seine Freunde mit einer ihm zu Ehren geprägten Denkmünze überraschten, sprach Knebel seinen Antheil an jenem Ereignisse in einem Gedicht aus, von dem hier nur die nachfolgenden Verse eine Stelle finden mögen: *)

Schaut des Mannes langes Leben!
Wie ein weiter Blumengarten,
Ueberdeckt mit goldnen Früchten,
Breitet es sich aus vor uns.

Wer genoß nicht seiner Früchte?
Ruhte nicht in seinen Lauben?
Wer hat an den Silberquellen
Seines Geistes nicht geschöpft?

Wer irrt in den Zaubergängen
Seiner Muse unbegeistert?
Wer besuchte nicht die Tempel,
Die den Grazien er geweiht?

Auch durch Kunst der Sprache rief er
Geister auf vergang'ner Zeiten;
Und das Maß der Schönheit schwebt' ihm
Sicher in der freien Hand.

Doch wer mag das Lob des Mannes
Singen, dessen ganzes Leben
Ein Geschäft der höhern Freuden,
Eine Geistesblüte war?

Ewig soll sein Name blühen!
Nach ihm bilden sich die Geister;
Aus den hohen Dichterhainen
Schallt der Name Wieland vor u. s. w.

Schwerlich mochte Knebel damals ahnen, daß ihm schon das nächste Jahr die Kunde von dem Tode seines Freundes bringen würde. Zu dem Schmerz über seinen Verlust gesellte sich fast gleichzeitig noch ein trauriges Ereigniß.

Ich muß Ihnen — schrieb Knebel an Matthison den 30. Sept. 1813 — die Nachricht vom Tode meiner guten Schwester sagen, woran Sie gewiß Antheil nehmen. Sie ist schon in der Mitte des Monats Juni zu Ludwigslust in Mecklenburg gestorben, beklagt und beweint von Allen, die sie kannten *), vorzüglich von ihrer theuern Erbprinzessin, deren Erzieherin sie war. Seltsam ist es, daß ich grade an dem Tage, wo ich beiliegendes Gedicht **) in die Presse schicken wollte, die Nachricht vom Tode meiner Schwester, von der ich lange vorher nichts gehört hatte, erhielt. Die Pflicht des Trostes hatte ich mir also selbst schon vorausgesagt.

Die Nachrichten, die Sie mir von Ihrem geistigen und leiblichen Wohlbefinden geben, waren mir, wie Sie wol denken können, sehr erfreulich. Daß aber mein Freund den entscheidenden Transport seiner Existenz von den nördlichen nach den südlichen Gegenden Deutschlands machen konnte ***), ohne mich im Vorbeigehen hier ein wenig zu besuchen, war mir Anfangs etwas empfindlich. Bald bedachte ich indeß, wie vielerlei Ursachen und Hindernisse ihn könnten abgehalten haben, und ich beruhigte mich wieder mit der Versicherung seiner fortdauernden Freundschaft.

Daß der König von Würtemberg Ihre schon allgemein anerkannten Verdienste auch mit äußern Würden und Schmuck zu zieren und zu krönen gewürdigt hat, macht mir ihn liebenswürdig. Genießen Sie des guten Glückes, wie es ein Mann und ein Weiser Ihrer Art zu genießen gewohnt ist. Der Glanz, der von außen auf das Verdienst fällt, dient diesem hauptsächlich nur dazu, um seinen Rückschein auf die Menge wirksamer zu machen.

Ungefähr ein Jahr nach dem eben mitgetheilten Briefe,

---

*) „Sammlung kleiner Gedichte", S. 60 fg.

*) Knebel gedenkt seiner Schwester am Schlusse des „Hymnus an die Erde" („Sammlung kleiner Gedichte", S. 16):

Mag ein geringer Hügel mir einst die Gebeine bedecken,
Immer noch sproßt ein Blümchen hervor, den Freunden gefällig:
Aber vor Allen für Dich, geliebte Schwester, die freundlich
Immer mein Leben geschätzt, es mit süßer Sorge getragen,
Und den trüberen Stunden die lieblichsten Blumen gereicht hat.

**) „Ermunterung an sich selbst". S. „Morgenblatt", 1818, Nr. 251, und „Sammlung kleiner Gedichte", S. 72 fg. Das Gedicht beginnt:

Frage dein eigen Gemüth, und frage, was rund um dich her ist,
Alle Natur, ob sie höher ein Ding als der Mensch?
Und doch stebt er gebeugt vom Schicksal: trübere Tage
Lasten auf ihm, als je drückten ein sterblich Geschlecht.
Hebe dich, Herz! noch flammt dir hoch am Himmel die Sonne,
Noch entzünden sich dir Sterne der ewigen Nacht.

Immer träufet doch nicht von hangender Wolke der Regen,
Und entstellet die Flur, schwemmet die Saaten hinweg u. s. w.

— — — — — — — — — —

Nimmer demnach verzage der Mensch. Die Kräfte des Himmels
Sind allmächtig. Oft dienet auch Noth dem Glücke zum Werkzeug;
Unverschuldetes Leid belohnt sich mit doppelter Krone.

***) Matthison war damals mit dem Charakter eines Geh. Legationsraths als Oberbibliothekar nach Stuttgart gerufen worden.

im Sept. 1814, machte der Verf. dieses Aufsatzes Knebel's persönliche Bekanntschaft. In dem geräumigen Zimmer eines, unfern dem Ufer der Saale gelegenen Gartenhauses, das durch vier Fenster nach zwei Seiten hin die Aussicht auf einen Obst- und Blumengarten und auf das daranstoßende Paradies *) gewährte, fand ich einen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe und kräftigem Körperbau. Die hohe gewölbte Stirn, die länglichgeformte, fast unmerklich gebogene Nase, das ganze Profil des mit wenigen Silberlocken bedeckten Kopfes erinnerte an einen griechischen Weisen, und diesen Eindruck vollendete der milde Ernst der Züge, das freundliche Lächeln um den zartgeformten Mund und die ruhige Heiterkeit des denkenden Auges. **) Ungeachtet das Alter, verbunden mit seiner sitzenden Lebensweise, seinen Kopf etwas vorgebeugt hatte, lag in seinem festen Gange etwas Edles und Würdiges, eine gewisse militairische Haltung. Mit großer Bescheidenheit urtheilte er über seine in Matthisson's „Lyrischer Anthologie“ abgedruckten Gedichte, als ich ihm sagte, daß eben diese Gedichte in mir den Wunsch seiner persönlichen Bekanntschaft rege gemacht hätten. Das Gespräch lenkte sich, nach einigen Schilderungen meiner Vaterstadt Danzig, an denen er ein lebhaftes Interesse zu nehmen schien, bald wieder auf Gegenstände der Kunst und Wissenschaft, besonders aber auf Poesie. Schon sein damaliges Gespräch und noch mehr seine spätern Unterhaltungen verriethen den Anhänger der ältern Dichterschule. Kleist, Hagedorn, Bürger, von denen er mehre Verse auswendig wußte und sie mit seinem wohlklingenden Organ recitirte, waren seine Lieblinge, besonders aber auch, in Erinnerung froher Jugendzeiten, sein Landsmann Uz, und der durch sein feines Lob gefeierte Dichter J. N. Götz, der, mit Herder zu reden, „aus seiner Winterburg wie eine Nachtigall hinter Zweigen sang.“ ***)

*) Ein bekannter Spaziergang am Ufer der Saale.

**) Geistreich sind Knebel's Gesichtszüge dargestellt in einer von Rauch in Berlin verfertigten Büste. Schmeller in Weimar hat ihn in Pastell gemalt, auch in Crayonmanier gezeichnet. Eins der gelungensten Bildnisse lieferte C. F. Müller in Karlsruhe nach einer Zeichnung von J. Roux. Die Unzufriedenheit Knebel's mit seinem von Ries (1825) auf einem Stammbuchsblättchen lithographirten Portrait gaben mir die nachfolgenden humoristischen Verse zu erkennen, welche er auf die Rückseite jenes Blättchens geschrieben hatte:

Mannichfaltig sind wol die Gestalten der Menschen, der Thiere,
Und des Vögelgeschlechts und der Bewohner der Flut;
Sind sie nicht ähnlich im Bild, so sind sie es doch im Geschlechte,
Ganz verleugnet sich nicht jede ihm eigne Natur.

***) Ungemein schätzte er auch den königsberger Dichter Simon Dach. Mit vieler Lebhaftigkeit recitirte er mir einst die gemüthlichen Verse jenes Dichters:

Der liebste Buhle, den ich hab,
Der liegt in meinem Keller;
Er hat ein graues Röcklein an,
Und heißt der Mukateller.

Das Gespräch lenkte sich bald nachher auf andere Gegenstände. Als Knebel mir aber spät Abends die Treppe hinunterleuchtete, hört' ich schon vor dem Hause zwischen den schweren Tritten des Hinaufschreitenden in allmälig verhallenden Tönen die Worte:

Der liebste Buhle u. s. w.

Das schon in früher Jugend ihm liebgewordene Studium der Alten, unter denen er neben dem, seiner ganzen Denk- und Empfindungsweise innig verwandten Lucrez besonders Horaz und Virgil schätzte, unter den Erotikern Properz, weniger Tibull, machte ihn dem Reim abgeneigt, ja mitunter ungerechter gegen diese Versart und ihre Wirkung, als seinem liberalen Sinne sonst eigen war. Das leere Reimgeklingel einiger neuern Dichter mochte ihn in dieser Abneigung bestärken. Aber seine ganze Natur neigte sich auch vorzugsweise zur didaktischen Gattung. Völlig übereinstimmend mit manchen Aeußerungen, die ihm sein Unmuth in dieser Hinsicht eingab, waren Knebel's Worte in der Vorrede zu seinem „Lucrez“, den er mit einem dunkeln Vorgefühl einer lauen Aufnahme des Publicums und daher nicht ohne Bedenken 1820 dem Druck übergeben hatte.

Der Geist der hohen Poesie — sagt Knebel dort — ist beinahe unter uns verschwunden. Die lehrende Muse zeigt sich höchstens noch im Trauerspiel; das Uebrige ist auf leichtes Spiel der Phantasie und Unterhaltung berechnet. So war es nicht immer. Die Denkmale, die uns Griechen und Römer in ihren Gedichten hinterlassen haben, deuten größtentheils auf eine tiefere Grundlage, die auch selbst in ihren Scherzen und Spielen hervorblickt. Schönheit galt ihnen vor Allem; aber leere Phantasie war ihnen keine Poesie. Diese mußte einen innern Gehalt haben, der auf Sittlichkeit und Natur gegründet war.

Angezogen durch sein geistreiches Gespräch und die herzgewinnende Freundlichkeit in seinem Benehmen, war ich, nachdem ich bald nachher seiner Einladung zu einem frugalen Mittagsmahl gefolgt, fast wöchentlich einmal sein Tischgenosse und sein Begleiter auf Spazierfahrten nach Löbstädt, Burgau und in die übrigen romantischen Umgebungen Jenas. Ich mußte mich geehrt fühlen durch das Vertrauen, mit welchem er mich bei der metrischen Vollendung seines Lucrez zu Rathe zog und manchen Winken und Abänderungen seinen Beifall gab. Aber auch von seiner Freundschaft gab er mir die unzweideutigsten Beweise. War ich durch Kränklichkeit oder überhäufte literarische Arbeiten gehindert, ihn zu besuchen, so überraschte mich sicher ein Blättchen seiner Hand, von denen sich mehre unter meinen Papieren vorfinden. Es sei mir erlaubt, hier nur einige mitzutheilen.

Den 2. Juni 1818.

Ich bin wirklich bekümmert, Sie so lange nicht gesehen zu haben. Hoffentlich ist es keine Krankheit, die Sie so lange unsichtbar macht. Wahrscheinlich sind Sie allzu fleißig gewesen. Bessern Sie sich, und gönnen Sie in den hübschen Tagen sich einige Erleichterung. Wir nehmen sämmtlich an Ihrem Wohlsein herzlichen Antheil. Mir geht es, wie es alten Leuten zu gehen pflegt: sie verlangen mehr, als sie zu erreichen fähig sind.

Den 18. December 1820.

Ihre Verse haben sehr gefallen *), und man dankt Ihnen gebührend dafür. Lassen Sie sich dieses zum Trost dienen in Ihren literarischen Bedrängnissen (der einzige, den man oftmals davonträgt), und sein Sie froh, daß Sie das Talent haben, Freunden zuweilen auszuhelfen. Wir hoffen, Sie bald wieder bei uns zu sehen, um unsere literarischen Bedenknisse uns mitzutheilen. Ich für meine Person kann gar nichts produciren und behelfe mich blos mit den Arbeiten Anderer.

*) Ein auf Knebel's Wunsch verfertigtes Gelegenheitsgedicht.

Den 10. August 1824.

e hatten mich schon wegen Ihrer Existenz und Ihrer
chaft in Verlegenheit gesezt, da ich so lange Zeit nichts
nen gehört hatte. An dieser zweifelte ich zwar nicht,
nur jene in Sicherheit gestellt wäre. Jezt zeigen Sie
r wieder mit wunderbar freundlicher Erscheinung, mit
Schaz von geistigen Gaben und mit einer frohen Aus-
if Ihr persönliches Glück. Ich freue mich dessen sehr,
in Wunsch für dessen Bestätigung kann nicht größer sein.
Sie mich bald aus Ihrem eignen Munde etwas davon
nd Ihren Entschluß theilnehmend begrüßen.

as die Bücher anlangt *), so sind Sie ein Wundermann.
ingen Bände zusammen, ehe ich nur einzelne Blätter be-
n kann. Als bloße Geschenke kann ich aber diese reichen
nicht annehmen. Sie werden mir auch den buchhändle-
Werth ansagen müssen. Ich habe schon zu viel von Ih-
undschaft und Güte erhalten. Das Lob Ihres Herder **)
) schon in öffentlichen Anzeigen gefunden; ich werde mit
ı demselben beistimmen können.

Den 15. December 1824.

ie beschämen mich, theurer Freund, durch Ihre Freund-
nd Güte. Ich danke Ihnen für die schönen Verse ***)
rer lieben Frau für den schönen Geldbeutel, den ich ihr
mit Dukaten gefüllt zurückgeben möchte. In Allem er-
h Ihr freundlich gesinntes Herz, sowie in Ihren Schrif-
ten schönen thätigen Geist.

Den 11. März 1825.

h hoffe nicht, daß eine Unpäßlichkeit die Schuld Ihres
nen Besuches sein soll. Ich selbst leide an etwas gichti-
ufällen und kann deshalb nicht wohl aus dem Zimmer
Arbeiten Sie nur nicht zu viel und erhalten Sie Ih-
en Frau einen heitern, gesunden Mann.

Den 5. April 1825.

ist fing ich schon an, auf Sie zu zürnen, da es schien,
n Sie mich gänzlich vergessen wollten. Sie wissen, wie
schäze und liebe, und wie angenehm mir Ihr Besuch
leiches versichern Sie Ihrer lieben Frau; und damit wir
was länger genießen, so bitten wir Sie, morgen auf eine
e Mittagsmahlzeit mit uns vorlieb zu nehmen.

Den 1. December 1825.

re lange Entfernung von mir wußte ich nicht zu deu-
mußte glauben, ganz aus Ihrem Gedächtniß ausge-
u sein. Ihre freundlichen lieben Worte in schönen Ver-
nur zu schmeichelhaft für mich sind, überzeugen mich
gentheil. Nehmen Sie einstweilen meinen besten Dank
nd lassen Sie diese frostige Periode nicht wieder eintre-
Ein paar Tropfen von dem Rheinwein †) mögen Ihnen
rinnerungen geben. ††)

wol an meinen Gedichten als an meinen übrigen
schen Arbeiten nahm Knebel fortwährend den leb-
n Antheil.

ber Freund — schrieb er im Juli 1821 —, Sie würden
e Gefälligkeit thun, wenn Sie mir noch ein oder ein
emplare Ihres „Manfred" †††) schicken könnten. Ich
wünschte solche nach Weimar zu senden. Göthe ist mit Ihrer
Uebersezung sehr zufrieden.

Einige Wochen später kam ihm selbst die Idee, Eini-
ges aus Byron, den er sehr schäzte, ins Deutsche zu
übertragen.

Wenn Sie — schrieb er — eine Probe mit mir machen
wollen, so schicken Sie mir etwa eine Scene aus Ihrem „Sar-
danapal" zu; ich will mich daran versuchen. Es steht in Ih-
rem Belieben, welche es sei; den englischen „Sardanapal" besiz'
ich selbst. Sie müssen mir aber die Scene anweisen.

Noch möge hier ein Brief Knebel's aus früherer Zeit,
von 1817 eine Stelle finden. Dies Schreiben traf mich
in Weimar, wohin ich, durch Ludwig Wieland aufgefo-
dert, damals gegangen war, um an der Redaction des
„Oppositionsblatts" Theil zu nehmen.

Ich danke Ihnen, lieber Freund — schrieb Knebel den 6.
Mai des genannten Jahres — für Ihr Andenken und für das
willkommene Geschenk, das Sie ihm beilegten. *) Ich habe
zwar das Buch schon gelesen, doch wünschte ich es zu besizen,
da es uns einen so merkwürdigen Abdruck von Napoleon's Cha-
rakter gibt. Ich habe jezt Gelegenheit, mehre englische Bücher
zu erhalten, unter welchen mir Franklin's „Private correspon-
dence" das interessanteste war. Ich habe Ihnen ein paar Stel-
len daraus abgeschrieben, die Sie allenfalls Ihren Oppositions-
blättern einfügen könnten. **) Sie würden ohne Zweifel noch
Mehres in dem Werke finden, das unserm deutschen Publicum
nüzlich mitzutheilen sein würde.

Daß es Ihnen in Weimar gefällt, freut mich sehr. Sie
haben dort auch Gelegenheit, Manches zu sehen, vorzüglich das
Theater. Hier, wo wir nichts haben, als was uns die mate-
rielle Erde darreicht, sieht es noch nicht recht frühlingsmäßig
aus. Göthe ist, wie Sie wissen, hier, und ist fast täglich bei
uns. Daß Sie uns neulich so entwischt sind, war nicht recht
freundlich, doch entschuldigten wir Sie. Kommen Sie nur bald
wieder und nehmen Ihren alten Plaz ein.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Siz der Seele. Von Friedrich Fischer. Leipzig, Weidmann. 1833. Gr. 8. 6 Gr.

Der Verf. irrt, wenn er der Meinung ist, als sei die Frage
nach dem Size der Seele „ein fast ganz aufgegebenes Problem
der Seelenlehre". Wir wollen nur an die dankenswerthen Be-
mühungen der Nasse'schen „Zeitschrift für Anthropologie" auch
in dieser Hinsicht, und insbesondere an die scharfsinnigen Unter-
suchungen Nasse's selbst über die psychische Bedeutung des Her-
zens, wir wollen an das, auch in diesem Punkte jene eingegan-
gene Zeitschrift ersezende, von Friedreich herausgegebene „Maga-
zin für philosophische, medicinische und gerichtliche Seelenkunde"
erinnern, in dessen zweitem Heft z. B. S. 1—46 eine der vor-
liegenden Schrift ganz nahe verwandte Ansicht geäußert wird in
der Abhandlung Amelung's über die Seele des Menschen und
ihre Verbindung mit dem Körper. Ebenso Heft V, S. 21 und
Heft VI, S. 78 in der Abhandlung Leupoldt's vom Gehirnle-
ben. Um neben allen Diesen Herbart's nicht zu gedenken, den
der Verf. (S. 9) selbst erwähnt und es also in der That mit
jenem Aufgeben des gedachten Problems selbst nicht so gar ernst-
lich zu nehmen scheint. Zuerst erklärt Hr. F., daß er weder
für eine Identität noch eine Geschiedenheit von Seele und Leib
zu stimmen vermöge, sondern nur für eine Immanenz bei-
der, und Immanenz erklärt er (S. 7) als das Ineinander-

Uebersezung von Walter Scott's „Redgauntlet", Jena 1824,
e., und die zweite Ausgabe von „Schiller's Leben", Weimar

erder's Leben", Weimar 1823.

ı seinem Geburtstage, den 30. Nov. 1824.

s Blätchen begleiteten einige Flaschen alten Weins.

inige Tage später schrieb Knebel: „Lieber Freund, möchten Sie
die Güte haben, und mir von Ihrem hübschen Gedichte, wo-
Sie meinen Geburtstag beehrt haben, ein oder ein paar Exem-
zuschicken? Es hat so viel Beifall gefunden, daß mir kein
nplar geblieben ist. Ich schicke Ihnen dafür einen ganzen
arm."

„Manfred", ein dramatisches Gedicht von Lord Byron.

*) Es war das „Manuscrit venu de St.-Helène", von dem das
Industriecomptoir damals einen Abdruck veranstaltet hatte.

**) Es waren einige Bemerkungen Franklin's über den Misbrauch
der Presse.

sein zweier verschiedenen Dinge. — Der Verf. hat es sich bei seiner Empirie und insbesondere der von ihm ausschließend gepriesenen „innern Beobachtung“ etwas leicht gemacht, und sein eigner erster Schritt zeigt uns, daß wir denn doch noch etwas mehr bedürfen werden als die Erfahrung und innere Beobachtung, um in der Speculation weiter zu kommen. Könnten wir die Erfahrung so grade hinnehmen, wie sie sich uns gibt, so wüßte ich überhaupt nicht, woher der Antrieb zur Speculation kommen sollte. Zwar von der Erfahrung wird begonnen, und Niemand mehr als grade die neueste philosophische Richtung, der wenigstens der Verf. um dieses Grundes willen nicht gram sein dürfte, hat ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, da selbst Hegel, der in dieser Beziehung noch am ehesten einem Verdacht ausgesetzt sein konnte, doch gewiß dem Gegebenen mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt als die Meisten seiner Vorgänger. Aber stehen bleiben kann man bei dem Gegebenen nicht, dafür zeigt uns der Verf. selbst das Beispiel; denn wir wären begierig zu erfahren, was derselbe für einen Begriff von „Ding“ aufstellen wird, wenn er (daß von einem Versetzen in irgend einen Zwischenraum eines körperlichen Organs die Rede sei, diese rohe Vorstellung, die noch überdies nicht zum Ziele führt, wird mit Recht abgewiesen) von einem Ineinandersein zweier verschiedener Dinge ganz unbefangen zu sprechen sich erkühnt. Weil nämlich die Hypothese von der Identität ebenso gut wie die von der Getrenntheit von Leib und Seele sich unzulässig erweist, so sind beide immanent, d. h. mit andern Worten, sie sind verschieden und eins zugleich. Aber so schnell kann dies denn doch unmöglich gehen. Neben dem, daß wir die Bündigkeit des Schlusses von der Unmöglichkeit der beiden ersten Fälle, wenn diese auch wirklich als erwiesen angenommen werden dürfte, auf die Nothwendigkeit des dritten durchaus nicht einzusehen und zuzugeben vermögen, so zeigt sich dieses Dritte selbst wieder als etwas Unmögliches, indem es gradehin einen Widerspruch feststellt. Macht doch schon das Ding mit mehren Merkmalen der Metaphysik soviel zu schaffen, und nun wollte man uns gar zumuthen, daß wir annehmen, zwei Dinge sollen zwei und doch zugleich Eins sein. Das heißt das Schifflein der Forschung recht bequem auf den Sand setzen, und so weit kommen wir mit der bloßen Empirie auch ohne die philosophische Beobachtung des Verf., nämlich bis auf einen Widerspruch, bei dem aber nun die Speculation nicht aufhört, sondern eben erst beginnt; der das Denken nicht ruhen läßt, sondern ein unaufhörlich sich wiederholender Impuls für dasselbe wird. Vielleicht nimmt es aber doch der Verf. mit der bloßen Beobachtung nicht so genau, weil er dann überhaupt nicht von einer Seele, welche doch wol nicht das Beobachtete, sondern vielmehr das zu einer gewissen Masse von Erscheinungen Hinzugedachte ist, ja nicht einmal von einem Ich (S. 4) sprechen könnte. — Wie der Verf. seine Schrift hauptsächlich den Aerzten empfiehlt (S. VII), so empfehlen wir ihm dagegen zur Berichtigung seiner Ansicht, auch von den Regungen des Geistes in der Medicin selbst, die Schrift eines Arztes, die überhaupt noch nicht die verdiente Berücksichtigung gefunden hat: Damerow „Die Elemente der nächsten Zukunft der Medicin“ (Berlin 1829).

Der zweite Satz, den die vorliegende Schrift aufstellt, ist: daß die Seele insbesondere dem Nervensysteme immanire, und zwar dem Ganzen ohne Unterschied (S. 14). Wir wollen nicht streng hieraus folgern, daß auf diese Weise das Einwohnen denn doch kein völliges, sondern nur ein theilweises wäre, daß die Seele ebenso wenig den Körper ganz durchdränge, als sie, wie es sich nachher ergibt, von dem Körper ganz in Anspruch genommen wird (S. 24). Allein wenigstens den zweiten Theil des aufgestellten Satzes müssen wir gradehin leugnen, und eben die von dem Verf. selbst angeführten Thatsachen stützen diesen Widerspruch. Denn wenn gesagt wird: „ich vernehme den Schmerz des Fingers oder der Zehe nicht in einem Centralpunkte des Gehirns, sondern an Ort und Stelle“; woher kommt es denn, daß, sobald der Nerve unterbunden oder durchschnitten ward, der am äußern Ende desselben angebrachte Reiz nicht mehr vernommen wird? Wenn ferner die Annahme der Theoretiker verworfen wird, daß „die Seele projicire und die eigentlich im Gehirn vernommene Empfindung nur an die Stelle versetze, wovon der Eindruck ausgegangen“, so fragen wir, woher es denn komme, daß Der, welchem ein Fuß abgenommen wird, den Schmerz, den er in dem abgenommenen hatte, auch nachher noch eine Zeit lang in dem an seine Stelle getretenen hölzernen zu haben meint? Wenn endlich sogar wahrhaft wunderbarerweise behauptet wird, daß (S. 16) „die Allgegenwart der Seele sich beim Sehen und Hören sogar über den Kreis des Nervensystems hinaus zu erweitern, beim Hören in der Richtung des schallenden, beim Sehen sogar bis in die Oberfläche des leuchtenden Körpers fortzugehen scheine“, so fragen wir, um nur eine Thatsache hinsichtlich des Gesichts zu erwähnen, woher es denn komme, daß, wenn doch die Seele bis an die Oberfläche des beleuchteten Gegenstandes hinausgehe, eine Rectification mittels des Tastsinnes über Größe und Kleinheit, Nähe und Entfernung nothwendig sei? Da haben es die Epikuräer fast noch etwas klüger und bequemer gemacht, daß sie die Gegenstände durch die Augen hereinkommen lassen in die Seele.

Müssen wir also nach dem Gesagten die Lösung der Hauptaufgabe, die sich der Verf. gemacht hat, für nicht vollbracht halten, so findet sich doch am Schlusse des Schriftchens, wo die Identität der Seele mit der Lebenskraft erörtert wird, ein Gedanke, der nähere Beachtung verdiente. Es heißt nämlich (S. 24): „Die Seele wird in ihrer organischen Vereinigung mit dem körperlichen Stoffe zum lebenden Körper gleichsam gebunden. Sie verliert ihre auszeichnenden Eigenschaften, die Bewußtheit und Freiheit, und wirkt auf eine ganz neue Weise, nämlich mit unbewußter und nothwendiger Gesetzmäßigkeit. Außer dieser Gebundenheit existirt die Seele in dem Körper noch mit einem ungebundenen Ueberschuß von Kraft, der sich ihrer reinen Natur gemäß, also frei und bewußt äußert, aber sich periodisch erschöpft (?), sodaß die Seele in gänzliche Gebundenheit versinkt, nämlich im Schlafe.“ Diesen Gedanken empfehlen wir dem Verf. zur weitern Verfolgung neben einer genauern Beherzigung der Stahl'schen Theorie, von der sehr mit Unrecht gesagt wird, daß sie in ungebührliche Vergessenheit gerathen sei. 12

Notizen.

In der königlichen Druckerei zu Paris werden jetzt zum Theile auf Kosten der Regierung gedruckt: Falbe's (dänischer Consul in der Barbarei) „Forschungen über die Ruinen von Karthago“, die Fortsetzung der Jaubert'schen Uebersetzung, der 3. Band der Pardessus'schen „Sammlung der alten Schifffahrtsgesetze“ und Depping's geschichtlicher „Versuch über die Juden im Mittelalter“.

Bei Didot in Paris ist zu einer kleinen Anzahl von Exemplaren gedruckt worden: „Véland le forgeron, dissertation sur une tradition du moyen age, avec les textes islandais, anglo-saxon etc., par *Depping* et *Francisque Michel*“, ein eleganter Octavband, von dem einige wenige Exemplare auf farbigem Papier abgedruckt worden sind. Depping hat die auf den Schmied Wieland bezüglichen Stellen mit den isländischen und deutschen Sagen zusammengetragen und den Ursprung der Sage erörtert; Francisque Michel hat seinerseits aus den Handschriften der königl. Bibliothek in Paris alle auf dieselbe Sage sich beziehende Stellen gesammelt. Alle Texte sind in dem Anhange wörtlich abgedruckt, wie auch die ganze „Völundar-Quida“ aus der Sämunds-Edda, mit einer französischen Uebersetzung. 65.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 99. —— 9. April 1834.

Karl Ludwig von Knebel.

(Beschluß aus Nr. 98.)

Die herzliche Gutmüthigkeit, die sich in den hier mitgetheilten Briefen ausspricht, und der lebhafte Wunsch, sich freundlich zu erweisen den Freunden, waren Grundzüge in Knebel's Charakter.*) Von kleinen Eigenheiten war er übrigens nicht frei. Sein ziemlich rauhes: „Wer da? Herein! herein! wer es auch sei!" ließ den freundlichen Empfang kaum erwarten, der dem Eintretenden ohne Ausnahme ward.**) „Das ist artlich, das ist hübsch von Ihnen, daß Sie kommen!" pflegte er dann zu sagen. Nichts ging über seine Bereitwilligkeit in Mittheilungen jeder Art. Konnte er nun irgend Etwas, das auf seinem mit Schriften und Papieren bedeckten Tische lag, nicht sogleich finden, so rief er wol mit komischem Pathos: „O ich Unglücklicher! Ich bin ein unglücklicher Mann!" beruhigte sich aber, indem er emsig fortsuchte, unmittelbar nachher mit den Worten: „Nur ruhig! nur ruhig! Stille, mein Herz!" Die Schilderung trauriger Ereignisse, Klagen über fehlgeschlagene Hoffnungen u. s. w. machten, wie man deutlich in seinen Gesichtszügen sah, einen unangenehmen Eindruck auf ihn. „Ja, ja!" sagte er dann, „wollen's gehn lassen! wollen's gehn lassen!"

Einfach wie sein Charakter war Knebel's Lebensweise. Eine kräftige Gesundheit und ein bis in sein höchstes Alter, ja bis an seinen Tod völlig ungeschwächtes Auge erlaubten ihm gewöhnlich bis Mitternacht, auch wol noch später munter zu bleiben und seinen Geist zu bilden durch das Lesen auserwählter Schriften, besonders der englischen Literatur, für die er eine besondere Vorliebe hatte. Auch der größere Theil des Tages verging ihm, nachdem er zwischen 9 und 10 Uhr aufgestanden, wenn er nicht Besuche von Freunden empfing, einsam in seinem Zimmer, wo er abwechselnd las und schrieb. Seinen Garten besuchte er eigentlich selten, wenn ihn nicht die milde Jahreszeit oder der reiche Blumenflor hinunterlockte. Welche Empfindungen ihn aber dann ergriffen, schildert sein Gedicht: „Elysium", das er an einem schönen Herbsttage in seinem Garten auf ein Blättchen niederschrieb:*)

> Ist nicht Elysium hier? — Ein reiner belebender Aether
> Haucht durch die ganze Natur. Es wiegen im Strahle der Sonne
> Sanft sich Blätter und Busch, und himmlisch schwelgen die Blumen
> In der erheiterten Luft, vom Strahle der Sonne begeistert.
> Zarter Flor umspinnt die bräunlichen Fluren und Felder,
> Und mit düsterem Blau umhüllt sich der felsichte Bergwald.
> Freut euch des himmlischen Lichtes und stimmet Saiten und Flöten
> An zum herrlichen Lob des gegenwärtigen Gottes!

So flossen ihm in geräuschloser Stille die Tage dahin. Noch immer strömte in seinen Adern die volle frische Kraft des Mannes; sein Auge leuchtete noch vom raschen Feuer der Jugend; sein Geist entzündete sich noch oft hell an der Erinnerung einer schönen Vergangenheit, wo er neben und unter den Höchsten und Besten gestanden, ohne sich kalt und fremd abzuwenden von der Gegenwart und ihren Erscheinungen. Ruhig und klar sah er den Abend seines Lebens an sich vorübergehen. Er hatte sich eine eigenthümliche Lebensphilosophie im Lucrezischen Sinne gebildet, die ihm einen unerschütterlichen Gleichmuth lieh in allen wechselnden Verhältnissen. Unter mehren Distichen,

---

*) Im J. 1827 begrüßte er seine Freunde mit dem nachfolgenden, bisher ungedruckten Gedichte:

> Jahre kommen und veralten
> In der Zeiten Wechsellauf;
> Unter mancherlei Gestalten
> Löset sich das Leben auf.
> Doch der Freundschaft edle Bande
> Löset weder Zeit noch Glück,
> Selbst schon an des Lebens Rande
> Preis' ich, Freunde, mein Geschick.
> Froher Tage Rosenblüte
> Möge durch das ganze Jahr
> Euch erfreuen! — Eure Güte
> Schenkt auch meinem grauen Haar.

**) Als Knebel mir einst, wenn ich nicht irre 1820, mehre Stellen aus seinem damals noch ungedruckten Lucrez, zum Behuf etwaiger Abänderungen, mit lauter Stimme vorlas, aber durch das Eintreten von Personen aus seiner nächsten Umgebung häufig unterbrochen worden war, stieg sein Unmuth bei einem abermaligen Pochen an der Thüre seines Zimmers aufs höchste. „Herein!" rief er, „herein! Ins T—s Namen!" Die Thüre öffnete sich, und — Göthe trat herein. Knebel, sichtbar verlegen, entschuldigte sich, daß er wol zu laut gerufen habe. Göthe aber, wie es seine Gewohnheit war, die Hände kreuzweise auf dem Rücken, trat mit ruhiger Würde näher und sagte lächelnd: „Ich kenne Deine Art!"

*) Abgedruckt in den „Jahresblätten von und für Knebel". Weimar 1825.

von ihm auf einzelne Blättchen geschrieben, bezeichnen die nachfolgenden am treffendsten seine Empfindungsweise:

> Wer im eignen Herzen sein Glück sucht, wird es nicht fehlen:
> Ewig quillet der Quell, dessen der Gute sich labt.

> Sorge nicht für den Morgen; ein jeglicher Tag, der trage
> Seine eigene Last; häuf' ihm nicht mehr, als er hat.

> Sieh, es liegt dein Geschick, o Mensch, dir im Busen verborgen;
> Ihm auch entspinnt sich das Seil, das durch dein Leben dich führt.

> Jeder Tag ist ein Leben; an jeglichem Abend begräbt ein
> Weiser sich, oder ein Thor, je nachdem er gelebt.

> Tritten des Wand'rers über den Schnee sei ähnlich mein Leben;
> Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht.

Bei diesem Gleichmuth war es daher wol mehr individuelle Stimmung, als das ihm völlig fremde Gefühl des Lebensüberdrusses, was ihm bereits 1815 in dem schönen Gedicht: „Verklärung" *), die Verse eingegeben hatte:

> Nimm mich auf, du reiner Aether,
> Von der wandelbaren Erde,
> Daß ich möge ihres Jammers,
> Ihrer Niedrigkeit vergessen.
>
> O wie lacht aus dunkeln Fernen
> Mir der Sonne Gold entgegen,
> Wie erhebt sich der Gedanke
> Bei entfernter Welten Licht!
>
> — — — — — — —
>
> O wer bringt mich in die Thäler,
> Auf die goldbeblümten Auen,
> An die perlenhellen Quellen
> Seliger Zufriedenheit!

Diese Sehnsucht, wenn er sie wirklich hegte, ging erst 19 Jahre später in Erfüllung. Eine Erkältung, die er sich auf einem Spaziergange im Garten und bei seiner, wie gewöhnlich bis tief in die Nacht fortgesetzten Lecture zugezogen hatte, dann ein Fall in seinem Zimmer führten seit dem 12. Februar eine Lähmung der Respirationswerkzeuge herbei, die zwar wieder gehoben ward, aber ein Nervenfieber zur Folge hatte, welches sein Leben nach zwölftägigen, zum Theil sehr schweren Leiden endete. Nur mit Mühe trennte sich die Seele von dem starken, noch bis ins höchste Alter festen Körper. Während der Krankheit beschäftigte sich sein Geist, so lange ihm das freie Bewußtsein geblieben war, fast ununterbrochen mit höhern Dingen. Der Gedanke an sie verwebte sich auch in seinen Phantasien, die in den letzten Tagen häufiger und vorzüglich des Nachts sehr lebendig wurden. „Die Natur", äußerte er in einer von jenen freien Stunden, „meint es immer gut mit mir. Ich bin ein alter Ambos; so führt sie denn auch einen schweren Hammer."

Auf seinen Hintritt aus der Welt hatte er sich schon mehre Jahre früher (1824) vorbereitet in dem, von ihm nach Thomson bearbeiteten „Hymnus am Schlusse der Jahreszeiten":

> Und wenn zuletzt die feierliche Stunde
> Herannaht, den geheimnißvollen Flug
> Zur andern Welt beschwingt, gehorch' ich kindlich.
> Mit neuer Kraft die neue Wunderwelt
> Besing' ich dann. Wohin ich immer wandre,
> Und wo ich bin, umfängt mich seine Liebe
> Allgegenwärtig — sie, die jene Welten
> In ihren Kreisen hält, aus scheinbar'm Uebel
> Stets neues Gute bringt und Bess'res stets
> In unabsehbar'm Fortschritt.

Mit der nachfolgenden Grabschrift, die er sich selbst noch bei seinen Lebzeiten gesetzt *), hatte er zugleich sein Glaubensbekenntniß unbefangen dargelegt:

> Nicht zu der stygischen Flut und nicht zu dem finstern Kozytus
> Wallte mein Geist, auch nicht hin ins elysische Feld:
> Rein, wie er war, nahm ihn die Natur nun wieder zu sich auf,
> Und im unendlichen All lebet er ewig nun fort.

Knebel's Andenken ehrte den 25. Februar Abends um 7 Uhr eine feierliche Bestattung, zu welcher der Großherzog von Weimar einen Stabsoffizier besonders hingesendet hatte. Die Universität Jena, diesen Todesfall als den Verlust eines ihrer Mitglieder betrachtend, huldigte auf schöne Weise in dem Dahingeschiedenen dem Genius der Wissenschaft und Kunst. Der letzte Zeuge einer für Weimar ewig denkwürdigen Zeit ward von dem größern Theile der Professoren und Studirenden zu seiner Ruhestätte begleitet, und der endlose Fackelzug, den die Letztern in musterhafter Ruhe und Ordnung bildeten, erleuchtete die abendliche Stille, durch welche die Trauertöne des weimarischen Hautboistencorps dahinrauschten. Als der Sarg, mit dem Lorberkranze, der Lyra und dem Schwert geschmückt, auf dem Friedhofe anlangte, stieg der Vollmond über die Berge herauf und mischte sein Licht mit dem Scheine der Fackeln.

Am Grabe rief der Superintendent, Dr. Schwarz, in einer ergreifenden Rede noch einmal die Erinnerung an die schönen Tage Anna Amalia's und Karl August's zurück, an die sich auch der Name Knebel anreiht.

Reich war — heißt es in jener Rede — die Zeit, in welcher du deine schönsten Jahre verlebtest. Du bist nicht arm aus ihr hervorgegangen. Du hast ihr abgerungen, was sie dir bot. Was du dir damals erworben und gesammelt, es blieb dir zum großen Theile auch da, als es schon lange einsamer und stiller um dich geworden war, und die Schwäche des Alters vermochte es kaum, die sonst so rege Kraft zu hemmen; sie zu brechen, zu vernichten und ganz in lähmende Fesseln zu schlagen — das vermochte sie nie. — Hätte er uns von den eignen Erzeugnissen seiner Muse auch noch weit weniger zurückgelassen, als wir von ihm besitzen; legten sich in ihnen auch nicht dieser Reichthum, dieser Schwung, diese Gewandtheit des Geistes, diese Gediegenheit und Fülle des Gehaltes, diese Kraft, diese Anmuth und Rundung der Sprache, diese Sicherheit, mit welcher er sie zu beherrschen und fortzubilden verstand, zu Tage: wir würden schon aus der Verbindung mit den geistreichsten Männern seiner Zeit schließen müssen, daß es kein alltäglicher Geist war, der in der Hülle wohnte, welche jetzt dieser Sarg vor uns birgt. Aber selten ward auch eine so reine, natürliche Herzensgüte gefunden, wie sie der Vollendete besaß. Seine Seele war ohne Falsch und lag immer frei von allen Falten vor Jedem da, der sich ihm näherte. Die Biederkeit und Treue, die sich in seinem festen klaren Auge und in den kräftigen Zügen spiegelte, wohnte bei ihm auch in der Tiefe des Herzens und fesselte selbst Solche an ihn, mit denen ihn übrigens nicht die gleiche Ansicht der Welt und des Lebens verband. Wunderbar und in den spätern

*) „Sammlung kleiner Gedichte", S. 75 fg.

*) „Sammlung kleiner Gedichte", S. 80.

n seines Lebens beinahe rührend war die Mischung der mit der Milde des Gemüths, des festen, oft so unbeug- Willens mit dem hingebenden kindlichen Wesen, die in ag, und die ihm so leicht Aller Herzen gewann. Mehr er Stammbaum und das mersche Pergament adelte ihn iefe, warme, lebendige Gefühl für Wahrheit und Recht, s sich immer offen und ohne Scheu offenbarte; der edle theillose Sinn, mit welchem er die menschlichen Verhält- betrachtete; die Bereitwilligkeit, mit der er fremden Werth remdes Verdienst anerkannte; die anspruchslose Bescheiden- mit welcher er sich Denen, die ihm geistig überlegen wa- unterordnete, ohne doch sein eignes Urtheil aufzugeben und m Sklaven fremder Ansicht und Meinung zu machen; die it von kleinlichen, beschränkten Rücksichten, wenn es galt, Menschen nach Dem zu würdigen, was er im Leben leistet st. Heiter war die stille Zufriedenheit und die Genügsam- bei welcher er, ohne die vielen künstlichen Bedürfnisse, die verweichlichte Zeit erfand, seine Ansprüche an das Leben änkte und genoß, was es ihm bot, aber auch die Sorge ich scheuchte, wenn es ihm etwas versagte. Nur eins , was diese Heiterkeit und Ruhe zu trüben vermochte: der fremder Noth; der Gedanke, daß Andere um und neben litten; das Mitgefühl für den Schmerz, der sie verwun- Da brach dem starken Manne wol das Herz. Er suchte mpfindungen, die sich seiner bemächtigten, zurückzuhalten niederzukämpfen. Er gab Alles hin, was er besaß, um lend, welches ihn so tief berührte, zu lindern. Vermochte nicht, dann haben Die, die ihn im Stillen belauschten, es sehen, wie sich die Thräne, deren er für den ersten Blick fähig zu sein schien, unter den Wimpern hervorstahl, aber zerdrückt wurde, noch ehe sie dem Auge entquoll. Er ein seltener Mensch, eine reiche Natur, für das Höchste Beste empfänglich, seiner Kraft sich bewußt, und doch mit h nie hervordrängend, großartig angelegt von dem Schö- dessen bildende Hand ihm die Züge zu einer scharf ausge- n Eigenthümlichkeit ausdrückte.

Die nachfolgenden Verse wurden dem geliebten Tod- on einem seiner mehrjährigen Freunde (dem Verneh- nach von dem großherzogl. weimarischen Geh. Rath Kanzler von Müller) mit einem Lorberkranz geweiht:

Nachruf an Knebel.

Ausgelitten, ausgerungen
Hast du, der du einst gesungen
Lieder klangvoll und erhaben,
Zeichen reicher Geistesgaben.
So begünstigt von den Musen,
Menschenfreundlichkeit im Busen,
Hat uns dein befreundet Bild
Mit Verehrung stets erfüllt.
Ehrfurcht deinen Silberhaaren
War uns süße Pflicht seit Jahren,
Sie, die letzten treuen Zeugen
Jener Zeiten ohne Gleichen,
Wo an Weimars Firmament
Ihre Namen Jeder kennt.
Wird dein Saitenspiel nun schweigen,
Nimmer dich mein Ruf erreichen,
Darf es nimmermehr mir glücken,
Deine liebe Hand zu drücken —
Wird dein Bild doch immer leben,
Immerdar uns hold umschweben;
Denn voll Kraft und Geistesstärke
Strahlen ewig deine Werke,
Und dein Grab im Mondesglanz
Schmücke dieser Lorberkranz.

Verzeichniß von Knebel's Schriften.

inige Beiträge zu dem Schmid'schen „Musenalma- nach", dem „Taschenbuche für Dichter und Dichterfreunde", zu Wieland's „Deutschem Merkur", Herder's „Adrastea" und „Schiller's „Horen" abgerechnet, hat Knebel nachfolgende Schriften geliefert:

1. Elegien von Properz. Leipzig 1798. 8.*)
2. Sammlung kleiner Gedichte. Leipzig 1815. 4.**)
3. T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Mit dem lateinischen Text nach Wakefield's Ausgabe. Leipzig 1821. 2 Bde. Gr. 8. Zweite Auflage (ohne den lateinischen Text). Ebend. 1831. Gr. 8.***)
4. Hymnus am Schlusse der Jahreszeiten von Thomson. Jena 1824. 4.
5. Lebensblüten. Erstes Heft. Jena 1826. 12.
6. Saul, Trauerspiel von Alfieri. Uebersetzt. Ilmenau 1829.

Einzelne, in den erwähnten Sammlungen nicht befindliche Gedichte enthalten die „Lebensblüten von und für Knebel. Gedruckt als Manuscript für Freunde und Freundinnen zur Feier des 30. November 1825." Weimar. 4. (Vgl. jenaische „Allgem. Literaturzeitung", 1825, Nr. 238.)

Dr. Heinrich Doering.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersetzt von C. Jürgens. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1833. Gr. 16. 4 Thlr.

Wir besitzen Memoiren von Rechtsgelehrten, Militairs, Theologen, Ministern, Fürsten und Seemännern; Apotheker und Scharfrichter, Kammerdiener und Kammerfrauen haben uns in den letzten Jahren mit Mittheilungen aus ihrem Leben überschüttet, kurz, fast jede Classe hat ihre Memoiren, nur die Aerzte haben bis jetzt geschwiegen. Da die Memoirenschreiberei heutzutage in manchen Ländern nur ein anständiges Mittel zum Gelderwerb geworden ist und nur selten aus wirklicher Neigung geschieht, so könnte man dem ärztlichen Stande wol gar Glück wünschen, daß der alte Spruch: „Dat Galenus opes", sich so schön an dessen Mitgliedern bewährt hätte, und daß sie wol Recepte, aber nicht Memoiren zu schreiben brauchten. Indessen ist es doch zu beklagen, daß Männer, denen so unterhaltende, reiche und belehrende Materialien zu Gebote stehen, daß die berühmten und glücklichen Aerzte in Haupt- und Universitätsstädten so karg mit ihren Mittheilungen gewesen sind. Wie interessant müßten nicht ärztliche Memoiren eines Hufeland, Loder, Reil, Stark, Heim, Carus, P. Frank und Anderer sein, die

*) Vgl. „Erfurter gel. Zeitung", 1798, St. 2 (von Herder). „Allgem. Literaturzeitung", 1798, Nr. 384 (von A. W. Schlegel). F. K. von Strombeck: „Einige Bemerkungen über v. Knebel's Uebersetzung der Cynthia des Properz", in der „Neuen berliner Monatsschrift", März 1800, S. 208 fg. „Literarisches Conversationsblatt". 1822, Nr. 251.

**) Vgl. „Leipziger Literaturzeitung", 1816, Nr. 174. „Morgenblatt für gebildete Stände", 1816 (Uebersicht der neuesten Literatur. Nr. 3). „Heidelberger Jahrbücher der Literatur", Jahrgang IX, Heft 10, S. 958.

***) Vgl. Degen's „Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer", Abth. 2, S. 113 fg. „Allgem. Literaturzeitung". 1823, Nr. 239 u. 240. „Göttinger gel. Anzeigen", 1824, St. 33, S. 321—323. „Von Knebel's Uebersetzung des Lucrez", ein Aufsatz von Göthe, in dessen „Kunst und Alterthum", Bd. 3, S. 156 fg. (wieder abgedruckt in Göthe's „Nachgelassenen Werken", Bd. 5, S. 212 fg.).

so oft nicht blos helfende Aerzte, sondern auch berathende Hausfreunde gewesen sind; denn mit einer bloßen Krankheitsgeschichte oder einem rein medicinischen Tagebuche würde freilich nur den wenigsten Lesern gedient sein.

Die vorliegende Schrift ist, soviel uns bekannt, der erste Versuch, diese Lücke in der medicinisch-populairen Literatur auszufüllen. Und sie füllt dieselbe nach unserm Dafürhalten auf eine ausgezeichnete Weise aus. Als ihr Verfasser wird in England von der öffentlichen Meinung der Doctor Harryson, ein in London lebender, geachteter Arzt, bezeichnet; auf jeden Fall ist derselbe ein praktischer Arzt, ein Mann von Geist und Herz, von vielen wissenschaftlichen Kenntnissen und von einem außerordentlichen Zartgefühl, das mitunter fast störend hervortritt, jedoch seinen eigentlichen Grund nur in der warmen Theilnahme hat, mit welcher er seine Kranken behandelt. Und freilich sind die Umstände derselben oft von der Art gewesen, daß wol selbst das festeste Herz erbeben und ein an menschliches Leiden aller Art gewöhnter Blick sich schaudernd von diesen Wohnplätzen des menschlichen Elendes hinwegwenden muß. Wir haben hiermit schon angedeutet, daß diese Schilderungen zum großen Theile Nachtstücke sind, die sich daher auch vorzugsweise zur Lecture für Männer eignen. Frauen von zärterm Gefühl werden wenigstens gut thun, diese Schilderungen nicht am späten Abend zu lesen. Sonst könnten sie dieselben, ohne vor Scham erröthen zu müssen, lesen, da keine Unanständigkeit oder Schlüpfrigkeit das Buch entstellt und aus der schrecklichen Krankheits- und Todesgeschichte eines Wüstlings im zweiten Theile durch die Maßhaltung des Uebersetzers die entsetzlichen Einzelnheiten verschwunden sind, welche englische Leser oder Leserinnen vielleicht eher ertragen konnten als deutsche.

Um nun etwas näher auf den Inhalt dieses Buches einzugehen, durch welches sich Ref. in einem hohen Grade angezogen gefühlt hat, so bemerken wir, daß es eine Reihe von Gemälden enthält, in denen das Leiden und Sterben von Personen aus allen Classen der Gesellschaft bald in ausführlicher Erzählung, bald in Auszügen aus dem Tagebuche des Arztes dem Leser vorgeführt wird. Lebendigkeit der Darstellung, die nur nur hier und da durch einige zu ausführliche religiöse oder metaphysische Erörterungen gestört wird, Reichthum an ergreifenden Situationen und Wahrnehmungen aus dem innersten Leben, genaue Kenntniß der Verdorbenheit in Palästen und Hütten und eine durchaus moralische Tendenz sind die hervorstechenden Eigenschaften dieses Buches. In wie weit den hier mitgetheilten Geschichten Wahrheit zu Grunde liegt, oder in wie weit die Wahrheit zur Dichtung geworden ist und sich in ein novellenartiges Gewand gekleidet hat; ob der Arzt Alles selbst gesehen und erlebt, oder hier und da aus mehren Krankengeschichten eine zu machen sich erlaubt hat, vermag Ref. von seinem Standpunkte aus nicht zu beurtheilen. In England selbst mögen die Ansichten darüber getheilt sein, wenigstens hat man in der Erzählung: „Der Staatsmann" (im dritten Theile, die zweifelsohne zu den besten und mit besonderer Wärme ausgeführten Schilderungen gehört), eine Charakteristik Canning's finden wollen und den Schluß derselben auf den Selbstmord Castlereagh's gedeutet. Der ärztlichen Verschwiegenheit ist der Verf. nie zu nahe getreten, bloße Anfangsbuchstaben oder entstellte und veränderte Namen bezeichnen die Hauptpersonen in seinen Schilderungen.

Ref. wüßte keins dieser Gemälde als mangelhaft oder zurückstoßend zu bezeichnen. Am werthvollsten sind ihm, außer den beiden schon bezeichneten, im ersten Theile: „Das Sterbebett eines Gelehrten", „Der Zweikampf", „Die Schwindsucht"; im zweiten Theile: „Der Leichenraub", „Der philosophische Märtyrer"; im dritten Theile: „Der zu Grunde gerichtete Kaufmann" und „Mutter und Sohn" erschienen. Aber auch alle übrigen Erzählungen spannen die Erwartung des Lesenden in einem hohen Grade und belehren. In dieser Beziehung noch wenige Worte.

Vor einer Reihe von Jahren war Wagnitz's „Moral in Beispielen" ein beliebtes und nützliches Buch. Seitdem hat man es mit manchen andern Haus- und Hülfsbüchern versucht; jetzt soll der Glaube eigentlich Alles thun, und die Abschreckungstheorie wird verworfen. Nach des Ref. Meinung ist in dem vorliegenden Buche noch weit mehr Leben und Anschauung wirklicher Dinge und Erfahrungen als in der Wagnitz'schen Schrift, und es dürfte dasselbe sich daher verständigen Erziehern, vernünftigen Seelsorgern und einsichtsvollen Aufsehern von Zucht- und Verwahrungsanstalten in mannichfacher Beziehung empfehlen.

Die Uebersetzung liest sich sehr gut und fließend. Um so mehr ist das deutsche Lesepublicum dem Hrn. Jürgens für die Uebertragung einer Schrift verbunden, die in England sich eines ausgezeichneten Beifalls zu erfreuen gehabt hat, bereits in das Französische übersetzt ward und in Nordamerika sogar stereotypirt worden ist. 14.

Notizen.

Aegyptische Journale.

Es erscheint gegenwärtig zu Kahiro ein Journal in arabischer und türkischer Sprache, welches besonders für Handelsleute wichtig werden dürfte; außer den inländischen und ausländischen Neuigkeiten enthält es die Preise der gangbarsten Ein- und Ausfuhrwaaren, nebst sämmtlichen Verordnungen der obern Behörden, die auf Schiffahrt und Handel Bezug haben. Die Vignette stellt eine Pyramide vor, daneben Palmbäume, hinter welchen die Sonne aufgeht, ein Symbol der beginnenden Aufklärung. Auch wird in der Hauptstadt Aegyptens ein „Moniteur égyptien" gedruckt, der eine sehr liberale und oft muthige Sprache führt. Soviel übrigens auch Mehemed Ali für Aegyptens Cultur und Wohlfahrt gethan, so viel Großes er auch durch Besiegung der großen Hindernisse verrichtet, so bleibt doch das Elend, in welchem das Landvolk schmachtet, ein Flecken auf dem Ruhme dieses modernen Ptolemäus. Sämmtliche Staatsbeamte werden nämlich in Naturalien ausbezahlt, und diese werden dem Ackerbauer um den halben Preis entrissen. Die Einkünfte des Vicekönigs belaufen sich dermalen auf 55 Millionen Francs, die Ausgaben auf 42 Millionen; die Hälfte dieser Summe wird für die Armee verwendet, mit der andern Hälfte wird der Tribut an die Pforte bezahlt, der Hofstaat des Vicekönigs unterhalten u. s. w. Mehemed Ali hat das Project, ein großes wissenschaftliches Institut zu errichten nach Art unserer Universitäten. Bereits besitzt die Hauptmoschee in Kahiro eine bedeutende Unterrichtsanstalt. Ueber jeder Cisterne in der Stadt ist ein Schulgebäude befindlich; Wasser und Unterricht werden unentgeltlich gereicht. Abou-Zabel, drei Lieues von Kahiro, ist eine wichtige Medicinschule, welche unter der Leitung des Clot-Bei steht. Ein Adoptivsohn dieses gelehrten Franzosen, ein junger Neger aus Nubien, studirt gegenwärtig auf dessen Kosten zu Paris.

Katholische Kirchen in Indien.

Es befinden sich gegenwärtig in Indien 4 apostolische Vicare, welche zu Pondichery, Verapoly, Bombay und Agra residiren. Zu Nepaul wohnt der Präfect der röm. Mission. Der Primas des Orients ist der Erzbischof von Goa; ein anderer Erzbischof hat seinen Sitz zu Cranganore auf der Küste Malabar. Zu Kalkutta, welches zur Diöcese von Madras gehört, sind 10 katholische Kirchen. Der Bischof von Bombay hat 6 Kirchen und 2 Kapellen unter seiner Jurisdiction; zu Surate 2 Kirchen u. s. w. Die Klöster befolgen meistens die Regel des h. Augustinus. Die Bekehrungen sind in der letzten Zeit eben nicht brillant ausgefallen. Die Missionnaire haben meistens eine fixe Residenz; man achtet sie um ihres guten Betragens willen, ihre Kenntnisse in der Medicin haben ihnen die Liebe der Eingebornen erworben. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 100. —— 10. April 1834.

Die Geiselfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Von Georg Döring. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. 8. 4 Thlr. 20 Gr.

Die Zustände und Ereignisse Deutschlands im 14. Jahrhundert, verworren, verhängnißvoll, aus vielartigen, zerrissenen Elementen zusammengesetzt, bieten allerdings einen geeigneten Hintergrund für jene abenteuerlich-düstern Erzählungen dar, für welche das lesende Publicum noch immer besonderes Interesse hegt, und auf die es die Mehrzahl unserer Novellenschreiber abgesehen hat. Die limburger Chronik, eine Hauptquelle für jene unheimliche Zeit, ist reich an Stoff und abgerissenen Einzelheiten, an Skizzen und Umrissen, welche einem umsichtigen Novellisten, grade um ihres elementarischen und unausgeführten Charakters willen, weil sich Alles daraus formiren läßt, zu Gute kommen. Das heil. röm. Reich unter Karl IV. wankend und schwankend, die Obergewalt und Insolenz der Raubritter, die Anmaßung und Eitelkeit der Bürger in den Städten, keineswegs von jener Einfachheit beseelt, welche man gewöhnlich in jene Jahrhunderte hineinzuträumen pflegt; die zweideutige Aufführung der Geistlichkeit, die politische Haltungslosigkeit, der jähe und schreckliche Ausbruch eines religiösen Wahnsinns; grauenvoller Büßenden furchtbare Heerzüge; die Schrecken einer verheerenden Seuche, und unter diesem Weh und Leid die Nachklänge besserer Zeit in dem Meistergesang und den letzten Minneliedern — dies Alles kann für einen geschickten Sinn eine reiche Fundgrube für anziehende Verwickelungen, barocke Persönlichkeiten und seltsame Vorfälle werden.

Einen Beleg dafür liefert der vorliegende Roman. Er ist das letzte Werk eines talentvollen Schriftstellers, welcher, sich der Zuneigung des Publicums erfreuend, nun plötzlich zum Leidwesen der Lesewelt vom Tode ereilt wurde. Wahrscheinlich läßt dies letzte Werk die Freunde seines Talents seinen schnellen Verlust um so tiefer empfinden, denn es ist vielleicht überhaupt sein gelungenstes. Der Verf. hat hier alle vorliegenden und bereits angedeuteten Elemente jener Zeit umsichtig benutzt und in seine Erzählung aufgenommen; die wüthenden Flagellantenzüge, die verheerende Pest, das Mönchsleben, das Ritterthum, das Stillleben der Bürger, die innern Zustände der Judenschaft — Alles spiegelt sich auf dem vaterländischen Boden, der dem Verf. am nächsten lag, in wohlgeordneten Gruppen wieder. Herr Hans vom Rhein — so ist die Fabel des Romans —, aus edlem Geschlecht und kaiserlicher Vogt zu Frankfurt, hat einen Sohn, Salentin, welcher von Paris, wohin er, obgleich ritterlicher Abkunft, gezogen, um sich die ärztlichen Kenntnisse zu Heilung der erblindeten Mutter zu erwerben, eben zurückkehrt. Er ist ein schöner, wohl in Waffen und Büchern erfahrener Jüngling, wie es sich für den Helden einer solchen Geschichte ziemt, und ein sonderlicher Freund jener Gesänge, welche damals mildernd und versöhnend das schöne Rheinufer durchzogen. In dieser Zeit — so erzählt in aller Kürze die limburger Chronik und ihr folgt der Verf. — lebte auf einer Rheininsel, die ingelheimer Au genannt, ein aussätziger Mönch, welcher die schönsten Weisen dichtete, die allerwärts gesungen und gespielt wurden. Salentin, der diese Lieder in Paris zuerst vernommen, wird von ihrer Gewalt und Schwermuth, sowie von dem unglücklichen Schicksal des Sängers so gerührt, daß er ihn auf dem Rückwege nach der Heimat in seinem versteckten Aufenthalt aufsucht. Er ist der Erste, der den Aussätzigen zu besuchen wagt. Mit ahnungsvollen Gefühlen scheidet er von dem räthselhaften Mönch, der ihm sein Angesicht nicht gezeigt hat, aber die Seinen zu kennen scheint, und ihm die tröstende Aussicht eröffnet, daß das heimliche Liebesverhältniß zwischen dem Jüngling und Regina, der schönen Pflegetochter des Herrn vom Rhein, welche als namenloser Findling leider nicht ebenbürtig ist, noch ein freundliches Ende gewinnen werde. Der Mönch versichert Salentin der innigsten Theilnahme an seinem und der Geliebten Schicksal und verheißt ihnen, obgleich fern, schützend und rettend in drohenden Gefahren zur Seite zu stehen. So gelangt Salentin in die Heimat, nachdem er vorher viele von der Pest verwüstete Ortschaften durchzogen und aus einem der verödeten Pesthäuser zwischen Leichen hervor ein junges Mädchen, Imagina, gerettet hat, welche er mit sich in das älterliche Haus nimmt. Hier beschäftigt ihn die Sorge für die blinde Mutter, und zugleich wird er als Arzt von der Pflicht, die Pestkranken in den Spitälern zu besuchen, in Anspruch genommen. Schöner als je erscheint ihm Regina, und inniger als je besteht ihre Liebe. Unterdessen schwärzt sich der Himmel über den Liebenden und der guten Stadt

Frankfurt. Die wüthende Büßerschar der Flagellanten zieht heran und bedroht auch hier den Pöbel mit ihrem verderblichen Einfluß. Ihre Menge wächst von Stunde zu Stunde, Aufruhr und Anarchie herrscht in der Stadt, und bange Furcht befällt die Bewohner. Eben feiern die Patricier Frankfurts in dem Lateran das sogenannte Hirschessen, als die Geißlerschar sich der Stadt nähert. Mit Mühe gelangen die Theilnehmer des Festes unversehrt nach Hause. Schon sind die Straßen mit Geißlern überschwemmt, als der Herr vom Rhein mit Salentin und Regina die blinde Mutter nach Hause geleitet. Da kommt ihnen entgegen an der Spitze eines wüthenden Haufens ein großes, wildes Weib, eine Meisterin der Schar; sie tritt gebieterisch vor Gisela, die Blinde, hin, legt ihr die Hand auf die Schulter, und ermahnt sie in heftigen Worten als eine große Sünderin zur Reue und Buße. Halb ohnmächtig wird die Blinde von den Ihrigen nach Hause gebracht, ein irrer Zustand befällt sie, sie verlangt zu den Geißlern, und wüthet in eingebildeter Sündhaftigkeit gegen ihren eignen Leib.

Unterdessen zieht, um das Glück der Familie zu stören, ein Unglück anderer Art gegen Salentin auf: Unter den zahlreichen Zuschauern beim Hirschessen war auch Simeon, ein reicher Vorsteher der Judenschaft, mit seiner schönen und eiteln Tochter Cheyle gewesen. Er war dort in Streit gerathen; der Pöbel hatte die Ungläubigen in ihren Masken erkannt, ein Tumult begann; der rasende Pöbel schleppt den Juden fort, um ihn für sein frevelhaftes Eindringen in den Patriciersaal im Main zu ertränken. Nur mit Mühe gelingt es Salentin, die schöne Jüdin zu retten und unversehrt nach Hause zu führen. Bei diesem Tumult zeigt sich zuerst ein großer Mann in der Tracht eines Barfüßermönchs helfend und rettend. Er macht vergebliche Versuche, den Juden dem Pöbel zu entreißen. Endlich gelingt es ihm, da der Unglückliche eben ertränkt werden soll, mit Hülfe Salentin's, der mit Bewaffneten herbeikommt. Das Hereinbrechen des allgemeinen Unheils unterstützt ihn hierbei selbst. Denn in eben dem Momente, wo der Jude sterben soll, ziehen die Geißler, da es beinahe Nacht ist, mit zahllosen Fackeln und unter schauerlichen Bußgesängen in die Stadt. Bei der unerwarteten Nähe dieser schrecklichen Schar zerstreut sich der entsetzte Pöbel und läßt den Juden entkommen. Cheyle aber, die schöne Judentochter, welche bei Gelegenheit des Festes Salentin erblickte, wird von wüthender Leidenschaft zu ihm ergriffen und beschließt, ihn zu besitzen, um welchen Preis es auch sei. Sie wendet sich deshalb an einen israelitischen Schwarzkünstler, den Rabbi Manasse, welcher gelobt, für Salentin einen Liebestrank zu bereiten. Hierzu bedarf es aber des Blutes eines unschuldigen Mädchens, welches Salentin in treuer und uneigennütziger Liebe ergeben ist; diese ist gefunden in Imagina. Durch verrätherische Diener des Herrn vom Rhein kommt sie in Manasse's Gewalt, und nur die unerwartete Erscheinung eines Helfers in der angenommenen Gestalt von Manasse's Diener befreit sie von dem nahen Tode. Von diesem Ausgang der Sache erfährt Cheyle nichts, da die Geißler eben furchtbar in der Stadt hausen, und der Rabbi es nicht sogleich wagt, ihr sein gescheitertes Vorhaben mitzutheilen. Sie erwartet am andern Morgen den Geliebten, dem sie den unheilvollen Trank beigebracht wähnt. Statt seiner kommt aber ein fahrender Sänger, Muskablüt, den die Geißler unterwegs mit andern fahrenden Spielern aufgerafft und der ihnen nur mit Mühe entkommen ist. Er ist sehr zudringlich, und nur durch die plötzliche Annäherung von Cheyle's Vater, den er fürchtet, läßt er sich bewegen, in eine im Zimmer stehende Truhe zu schlüpfen. Hierin schmachtet Muskablüt und wird endlich vor Angst ohnmächtig. Unterdessen aber wird Cheyle, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sieht, plötzlich sehr übel; alle Symptome der Pest zeigen sich an ihr, sie ist in einer Stunde todt. Zuvor aber beschwört sie den herbeieilenden Manasse, daß er die Truhe mit ihr bestatten soll. Nur durch Felician, der bereits in Gestalt des Judendieners Imagina erlöste, wird auch Muskablüt eben in dem Augenblick befreit, wo man ihn in die Gruft senken will.

Es würde uns zu weit führen, den fernern Inhalt der Geschichte ausführlich anzugeben. In aller Kürze ist der Fortgang dieser. Die Geißlerschar, aufgeregt durch einen ihrer Meister, den Schuhflicker Godebrecht, welcher Simeon, den Juden, persönlich haßt, wirft Feuer in der Juden Häuser. Simeon kommt in den Flammen, vor seinem Geldkasten sitzend, um. Die Synagoge wird über den Häuptern der dorthin geflüchteten Juden angezündet. Jenes fanatische Weib, Joffride, dringt mit dem Häuptling der Geißler, Galeozzo, in das Haus des Herrn vom Rhein. Hier erblickt Galeozzo Reginen; eine heftige Leidenschaft bemächtigt sich seiner, er entführt sie. Abermals tritt der graue Barfüßer helfend ein und befreit Reginen. Unter diesen Stürmen erhalten wir Aufschlüsse über das frühere Leben des Herrn vom Rhein, die dieser seinem Sohn Salentin mittheilt. Jene Joffride ist die ehemalige Braut des alten Ritters, die ihm einst von seinem besten Freund, Meinrad, geraubt wurde. Salentin ahnt, daß dieser und der aussätzige Mönch ein und dieselbe Person sind. Inzwischen bescheidet ein Brieflein den Herrn vom Rhein zu einer Zusammenkunft bei der Kapelle, wo die Aussätzigen herbergen. Er findet dort den grauen Barfüßer, der sich ihm als Meinrad zu erkennen gibt. Beide ruft das inzwischen die ganze Stadt ergreifende Feuer dorthin zurück. Sie kommen in des Patriciers Haus. Hier hat unterdessen der Himmel Glück und Unheil zugleich verhängt. Gisela, die Blinde, ist durch ein Wunder sehend geworden und zugleich geistig genesen; aber Regina ist durch Galeozzo zum zweiten Mal geraubt. Der graue Büßende, der ihr Vater ist, setzt dem Räuber nach. Er findet sie endlich zufällig in einer Köhlerhütte, bei ihnen die sterbende Joffride, welche einst Meinrad's Gattin war. Er selbst ertheilt ihr Abendmahl und Absolution; Galeozzo aber fällt in die Hände des heimlichen Gerichts. Den grauen Büßenden jedoch verhindert sein Gelübde, die Tochter in die Wohnung des alten Freundes zurückzugeleiten, er überläßt sie einem Andern und ver-

schwindet. So gewinnt, da nun auch die Geißler die Stadt räumen müssen, das Verhängniß der Liebenden ein heiteres Ende; die nunmehr ebenbürtige Regina, als eines Ritters Tochter, wird Salentin verlobt. Der büßende Meinrad, ein und dieselbe Person mit dem hülfreichen Barfüßer und dem gesangreichen Meister Lukas, hatte dem alten Herrn vom Rhein, der ihm Alles verziehen, verheißen, daß er ihn noch einmal sehen solle. Im Herbst, wenn die Blätter fielen, solle der Freund ihn mit den Seinigen auf der ingeheimen Au besuchen. Ihr Nachen trägt sie dorthin; allein sie finden Meister Lukas todt. Wie sich an der Leiche zeigt, war er nicht aussätzig; aber sein strenges Bußgelübde, das er zur Sühne seines Verbrechens an der Freundschaft übernommen, verurtheilte ihn zu der Maske dieser furchtbaren Krankheit. So endigt der Roman.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Erzähler sein Sujet mit vielem Geschick behandelt hat. Die Verwickelungen sind anziehend und die Auflösungen im Ganzen befriedigend. Die Massen sind mit Einsicht gruppirt, und die Ausmalung der Scenen verräth einen fertigen Pinsel. Besonders ist bei der Anlage des Ganzen jene Kenntniß der Verhältnisse hervorzuheben, welche beim dramatischen Dichter Bühnenkenntniß heißt, und die beim Novellisten noch weitere Grenzen hat, weil sie das gesammte lesende Publicum betrifft. Mit einem Wort: wenn die Unterhaltung des Publicums das Kriterium abgeben soll, so befriedigt der vorliegende Roman vollkommen. Aber zugleich ist von der unbefangenen Kritik, welche, von höhern Gesichtspunkten ausgehend, den Maßstab des Poetischen an solche Erzeugnisse legen muß, auch das Gebrechliche des Products hervorzukehren. Diese Gebrechlichkeit aber theilt unser Roman beinahe mit allen seiner Gattung im Gebiete unserer modernen Literatur.

Was aber die eigenthümliche Schwäche dieser Kunstproducte ausmacht, das ist ihre innere poetische Zerfallenheit. Diese Geleimtheit, Halbheit, dieses poetische Flitterwerk, welches bei jedem Windzug die auffallendsten Blößen zeigt, klebt beinahe allen unsern historischen Romanen ohne Ausnahme an. Es ist nicht der Hauch der wahren Poesie, der sie durchweht, denn dieser bildet Gestalten, welche nicht blos üppig und lebendig, sondern auch ganz und schön sind. Hier aber begegnen uns lauter Personen, welche alle noch sehr bedürftig sind. Einige davon haben wirklich einen poetischen Anstrich; aber das eben ist das Schlimme, daß dies nur ein Anstrich bleibt und ihnen die Poesie nicht durch Mark und Bein dringt. So sind fast alle Gestalten dieser Döring'schen Dichtung: der Held Salentin ist ein nihilistisches Wesen. Es wird von ihm gesagt, daß er liebe, heiß, innig liebe, daß er tief empfinde, gut bewandert sei u. s. w.; aber den Ausdruck von dem Allen vermißt man eben. Er wird auch auf die letzt dem Novellisten selbst lästig, der ihn, wo er ihn los sein will, — weil er denn zum Glück einmal ein Medicus ist — ins Spital zu den Pestkranken schickt. Regina ist ein altdeutsches Mädchen im modernen Novellensinne, das ist genug gesagt. Mit diesen guten Kindern haben uns die letzten funfzig Jahre ganz vertraut gemacht. Von den Klosterromanen an, die Geister- und Ritterbücher hindurch bis auf heute geht ihr Geschlechtsregister. Blondes Haar, blaues Auge, worin ein Himmel schimmert, schlanker Wuchs, mild und freundlich, still und sittlich u. s. f. Es ist wie das Signalement auf einem Reisepaß; nur die besondern Kennzeichen fehlen. Meinrad der Büßer ist ein so ziemlich gehaltener Charakter; es ist aber schlimm, daß man eben nur diese Kategorie auf ihn anwenden kann. Er sollte eine poetische Gestalt sein, um so mehr, da er die Hauptfigur ist. Der Jude Simeon ist ein widerwärtiges Subject, und doch kein rechter Jude. Seine Tochter Cheyle ist zu orientalisch-heiß für ein frankfurter Stadtkind, und doch nicht heiß genug, wenn einmal ein Extrem gegeben werden sollte. Seltsam und charakteristisch für unsere neuen Novellisten (besonders im historischen Roman) ist es, daß ihnen die Nebenfiguren immer am besten gelingen. Sie sind gewöhnlich weit markirter als die Hauptpersonen. Das kommt daher, weil unsere Novellisten um so poetisch-unkräftiger werden, je länger sie bei ihren Gestalten verweilen. Es ist eine angeborne Schwäche, die eben den Mangel an ursprünglicher Dichtkraft bezeugt. So sind in unserm Roman Eitel Glockenklang die fahrende Sängerin, Herr Gensbein der limburger Chronikenschreiber, der Bettelmönch Clarus Trockenbrot und Muskablüt, der Zitherspieler, gelungener und befriedigender als die meisten der Hauptfiguren. Eine gleiche Schwäche offenbart sich in den Motiven. Hier ist an unserm Roman Vieles auszusetzen. So z. B. ist Imagina ein ganz bedeutungsloses, leeres Wesen; es scheint, sie ist blos deshalb da, um das Blut für den Liebestrank herzugeben. Meinrad's Buße erscheint selbst für die damalige Zeit viel zu ungeheuer für sein Vergehen. Das Benehmen der blinden Frau Gisela, welche mit einem Mal eine fanatische Geißlerin und ebenso plötzlich wieder vernünftig wird, ist ganz unmotivirt; ebenso Galeozzo's plötzlich ausbrechender Wahnsinn. Daß grade der lustige Gensbein ein Freischöffe der heiligen Vehme ist, stimmt nicht mit dem historischen Begriff, den wir von einem Vehmrichter haben. Bei dem Allen ist, wie bemerkt, die Novelle nicht ohne poetische Färbung. Einzelne Scenen, die einen großartigen Eindruck machen, bezeugen dies. So die Scene von der sterbenden Jüdin, die Scene zwischen Felician und dem Meister Lukas im Judenkirchhof, und die darauf folgende sehr ergreifende zwischen dem Rabbi und der Jüdin. Dies sind schöne Nachtstücke; warum müssen es aber grade Nacht-, Grab- und Kirchhofstücke sein? Das sind Hebel, die dem Publicum behagen, aber der wahrhaften Poesie Eintrag thun. Schön ist auch die Schlußscene des Ganzen, wie der Herr vom Rhein und die Seinen den todten Meinrad auf seiner Insel besuchen. Hier ist wirklich einfache Wahrheit, wie sie uns in solchen Geschichten nur selten geboten wird.

Unter den einzelnen Gestalten der Novelle ist unstreitig Felician die gelungenste. Nur wenig fehlt, so wäre er wahrhaft poetisch. Es ist ein schmerzliches Gefühl,

auch hier, wo die Poesie schön und laut ihre Flügel regt, auf das Unvollendete, den ewigen Mangel unserer Novellisten, zu stoßen. Wenn diese nur aufhören wollten, solche Figuren, die in sich selbst das Besondere, Bedeutende und Poetische offenbaren müssen, durch äußerliche Zufälligkeiten und körperliche Kennzeichen zu markiren. So hat der Dichter mit diesem Felician die Einrichtung getroffen, daß ihm ein ewiges unwillkürliches Lächeln um den Mund spielen muß, und daß er grade da lacht, wo andere Menschen ernsthaft sind. Warum denn solche Abnormitäten und seltsame Geberden? Dies macht die Person zwar äußerlich wunderlicher, aber nicht im Innern bedeutsamer.

Wo der Verf. ins Reflectiren geräth, da theilt er die allen unsern Novellisten gemeinsame Schwäche. Diese Reflexionen sind platt und alltäglich. Es ist ein Wiederkäuen der Zustände, die von selbst sprechen müssen, ein Herumtreiben auf Gemeinplätzen: über den Verfall alles Irdischen, über die Stärke der Naturempfindungen; wie das Menschenleben so hinfällig als eine Blume, wie kein Bär und Tiger so grausam als der Mensch, das Ebenbild Gottes sei. Auch das Rührende ist bei Döring widerwärtig. Dieses Rührenwollen, dieses Breitmachen abgenutzter Empfindungen ist ein Rückfall in die Unpoesie. Oft endigt eine recht gelungene Scene mit einem solchen faden Rührspiel. Diese rührenden Stellen, denen man das Berechnete so sehr ansieht, sind „die alte Parade“ unserer Romanschreiber, womit sie sich den Genius der Kunst abwehren, und doch lehrt nur dieser, nur die Erkenntniß des wahrhaft Poetischen sie in ihrer Nichtigkeit erkennen.

Es ist gewiß, daß unser historischer Roman überhaupt noch auf sehr schwachen Füßen steht. Wenn diese Gattung der Novellenpoesie, wie es zu erwarten steht, sich unter den Deutschen noch ausbilden soll, so muß erst die wahre Muse unsere Dichter heimsuchen. Sie müssen auch nicht blos alte Chronikenbücher, sondern die Poesie der Völker, die lebendige Sage und Geschichte studiren. Hierin wird es noch lange währen, ehe einer unserer Novellisten Walter Scott erreicht. Bis es dahin kommt, bis der allgemeine Geist der Poesie das Nationale erhöht und durchdringt, bis der Ernst der Dichtung, und nicht nur die Absicht, zu unterhalten, uns aus unsern Novellen anblickt, bis dahin werden die Van der Velde, die Tromlitz, die Spindler, Blumenhagen, Döring, und wie sie heißen, nur die Genien der Leihbibliotheken, die Tröster der „schönen Leserinnen“, die Seelen der ästhetischen Thees, aber nicht das Eigenthum und die Freude der Nation sein. 52.

Gemälde von Deutschland. Nach den neuesten Ansichten und eigner Anschauung für die Jugend und ihre Freunde entworfen von Heinrich Rebau. Mit Abbildungen von Städten, Kirchen, Schlössern, Ruinen, Volkstrachten u. s. w. Erstes Heft. Stuttgart, Brodhag. 1834. 8. 4 Gr.

Es hat mit diesem Büchlein sein eignes Bewenden. Der bekannte Jugendschriftsteller hat sich an die berühmtgewordenen „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ angeschlossen. Er nämlich, daß er die Lebendigkeit der Darstellung, das geistreiche Urtheil dieses Werkes beibehielt, aber alles Anstößige und Unschickliche ausschied und die, was namentlich Norddeutschland betrifft, nicht selten einseitigen oder ganz unrichtigen Ansichten des Verf., der darin oft nur seine gute oder üble Laune ausspricht, und zumal über Erscheinungen, Verhältnisse und Einrichtungen eines längstabgeflossenen Zeitraumes, zu berichtigen und zu vervollständigen suchte. Insofern kann das lehrreiche Buch den Frauen und der Jugend übergeben werden, welche mit dem Tone des Originals selbst nicht vertraut gemacht werden dürfen; und sofern der erste Gedanke zu dieser Bearbeitung von dem Verleger selbst ausgegangen, die Ausführung von dem Herausgeber mit geschickter Hand zu besorgen angefangen ist, gebührt Beiden die Anerkennung. Das erste Heftchen enthält eine allgemeine Uebersicht der Lage, der Gebirgszüge, der Ströme u. s. w. von Deutschland, und ist solche in einer fließenden, anziehenden Sprache gegeben, welche unterhaltend belehrt. Dem Titelblatte gegenüber ist eine von Obach auf Stein gezeichnete Nachbildung des im Besitze des Königs Wilhelm von Würtemberg befindlichen großen Landschaftgemäldes von Prof. Steinkopf in Stuttgart, eine Ansicht des königlichen Landhauses Rosenstein zwischen Stuttgart und Kannstadt und des lieblichen Neckarthales gegen Eßlingen und die schwäbische Alb hin gewährend. Diese wohlgelungene kleine Copie ist eine wahre Zierde des Büchleins. 77.

Aphorismen.

Der gelbe Domino.

Auf einem Hofballe zu Versailles in den letzten Regierungsjahren Ludwig XIV. drängte sich zu einem der reich bedienten Buffets fast ununterbrochen ein gelber Domino und verzehrte die köstlichsten Speisen und Getränke in unbegreiflicher Menge. Verschwand er auch einen Augenblick, so war es nur, um sogleich wiederzukommen und mit frischem Appetite von neuem zu beginnen. Die Sache ward endlich so auffallend, daß der König selbst befahl, den unfüllbaren gelben Domino zu verfolgen. Nun wies es sich aus, daß die wachehabenden Schweizer diesen Domino gemeinschaftlich besaßen und successiv anlegten, um einer nach dem andern in derselben Verkleidung am Buffet erscheinen zu können. Ludwig lachte herzlich über den Einfall; und es ward nun angeordnet, die sonst vergessenen und dadurch zu jener Selbsthülfe veranlaßten Schweizer besonders zu bedienen.

Madame Cardon.

Napoleon sah es bekanntlich nicht gern, wenn man ein bedeutendes, von seinem Einfluß unabhängiges Vermögen besaß. Madame Cardon, Gattin eines sehr reichen pariser Kaufmanns, befand sich in diesem Falle. Sie war auf einem Hofballe gegenwärtig, als der Kaiser rasch auf sie zutrat und sie brusk fragte: „Vous êtes Madame Cardon?“ — „Oui, Sire!“ — „Vous êtes très-riche?“ — „Oui, Sire, j'ai dix enfans.“ Napoleon empfand die ganze Schärfe dieser Antwort und entfernte sich schnell von ihr.

Der Historiker Daniel.

Man weiß, daß der Jesuit Daniel unter der Regierung Ludwig XIV. eine Geschichte Frankreichs (bis 1610) erscheinen ließ. Es fehlt diesem, sonst angenehm geschriebenen Werke an historischer Treue, und besonders sind solche Materien, welche Beziehungen auf Ludwig XIV. erlauben, z. B. die Angelegenheiten der Ligue, die frühern Legitimationen u. s. w. mit oft wahrheitswidriger Delicatesse behandelt. Daher sagt der Herzog von St.-Simon, vom jesuitischen Historiker sprechend: „C'est un plaisir de le voir courir sur ces glaces avec ses patins de jésuite!“ 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 101. —— 11. April 1834.

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

1. Wanderungen eines jungen Norddeutschen durch Portugal, Spanien und Nordamerika. In den Jahren 1827—1831. Herausgegeben von Georg Loz. Vier Bände. 8. Hamburg, Herold. 1834. 4 Thlr.
2. Reisen durch die Vereinigten Staaten und Obercanada, von Tr. Bromme. Zwei Bände. Dresden, Walther. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
3. Der nordamerikanische Rathgeber, nebst den in den Jahren 1831 und 1832 in der Union gemachten Reisebeobachtungen, ein Taschenbuch für deutsche Auswanderer jeder Art, von H. Chr. Gerke. Hamburg, Perthes u. Besser. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.
4) The British dominions in North America, or a topographical and statistical description of the provinces of Lower- and Upper-Canada, New-Brunswick, Nava Scotia, the islands of Newfoundland, Prince Edward and Cape Breton, including considerations on land-granting and emigration. By *Joseph Bouchette*, Esq. Embellished with views, plans of towns, harbours etc. Zwei Bände. London 1832. 4.

Da es die Lecture obiger vier Werke ist, an welche anknüpfend wir uns erlauben wollen, einige Bemerkungen über Colonisation niederzuschreiben, wird es doch vor allen Dingen nöthig sein, diese Schriften selbst im Einzelnen etwas näher zu charakterisiren.

Der Inhalt von Nr. 1 hält sich in einer völlig äußerlichen, oberflächlichen Lebensrichtung, in Geschäfts- und Gesellschaftsinteressen, und da die Geschäftsinteressen nur leicht berührt werden, die Gesellschaftsinteressen aber auch von der ephemersten Art sind, kann die Lecture dieses Buches auf einen wissenschaftlich Gebildeten nur die widerwärtigsten Eindrücke machen. Der Herausgeber hat dies, wie aus einigen Worten hervorgeht, in den ersten Bänden, wo von Portugal und Spanien die Rede ist, selbst durchgefühlt und meint deshalb, der junge Mann habe sich während der Reise selbst mehr gebildet. Wir wünschen von Herzen, daß dies der Fall sein möge; in dem Gehalt des Buches ist aber von Anfang bis zu Ende kein Unterschied zu spüren; und wenn der Verf. über Spanien unerträglich, dagegen über Nordamerika etwas tüchtiger schreibt, so liegt dies nicht sowol an innern Fortschritten, an sich ausbildender Beobachtungsgabe, wie der Herausgeber behauptet, sondern daran, daß das nordamerikanische Leben noch gemüthsflacher, höherer Interessen baarer ist als der Verf. selbst, und daß dieser vis-à-vis der Nordamerikaner nothwendig als der Tieferbemerkende, Bessergebildete erscheint.

Der Herausgeber hätte wenigstens, wenn er den jungen Mann dem Publicum vorführen wollte, Einiges thun sollen, seine Blößen zu decken, denn sowie das Buch jetzt vorliegt, erscheint die Publication desselben fast als ein malitiöser Streich. Man lese nur unter Anderm im ersten Bande, S. 73, von „Lustfahrten von Cadix nach den Ruinen von Karthago"; S. 121: „virtutae non stemma nobilitate caracter est"; S. 122: „des Plebses"; dann alle die Fadheiten mit der Polizei und mit Reisegesellschaften; dann solche Bemerkungen wie S. 149: „Toledo ist ein Ort, der in einen Abgrund von Katholicismus versunken ist, und in welchem kein vernünftiger Mann ausdauern kann"; S. 153: „die unmännliche Art des Papierbeschmierens in Gerichtshöfen" u. dgl.

Ferner im zweiten Bande (S. 14), wo der Verf. seine Gründe angibt, warum er eine Messe mitangehört:

Obgleich ich mich vielleicht hätte weigern können, that ich es doch nicht des lieben Friedens wegen, und glaube auch nicht, einen Verrath an meiner Religion begangen zu haben, weil es erstens eine freie Handlung war, und zweitens, weil die Lutheraner eigentlich die Hostie und das Zeichen des Kreuzes auch beibehalten haben.

S. 85 ist von den „Omnibi" in Nantes die Rede, und daß dergleichen keine Druckfehler sind, belehrt uns S. 111. Anderwärts ist von einem „Molus" die Rede.

Dieser junge Held nun, dessen Auftreten als Schriftsteller (wenn auch nur in Briefen an Freunde) für unsere Leser ziemlich alle etwas Lächerliches hat, erscheint doch, sowie er den nordamerikanischen Boden betritt, wirklich als der Gebildetere, und er fühlt nicht nur wie Rechte die Leute im Allgemeinen unter sich, sondern macht auch von seinem höhern Standpunkt aus mitunter recht achtbare Bemerkungen. So, nachdem er den Eindruck von Neuyork im Allgemeinen geschildert, sagt er (S. 127):

Aus dieser Masse tritt nun wiederum eine Aristokratie hervor und dient als Antidot. Diese Aristokratie fängt an, sich zu

bilden und wird mit dem Alter der Stadt an Stärke zunehmen. Obgleich sie durch das Geld zuerst bedingt wird, ist sie doch von wohlthätigem Einfluß, weil sie das Ehrgefühl rege erhält. Diese Partei unterhält einen angemessenen Hausstand und sorgfältig gewählte Gesellschaften u. s. w.

Von der Fadheit der Damen dieser Classe enthalten die nächsten Seiten die Belege. Dann ist (S. 129 fg.) von einer zweiten Classe, den sogenannten respectable families, die Rede. S. 136 u. 137 wird bemerkt, wie man in Neuyork doch so weit gekommen ist, selbst über die Lächerlichkeiten des dortigen Lebens auf dem Theater zu spotten, namentlich in einem Stücke, „Life in New-York":

Eine aristokratische, vornehme Dame, in deren Hause ein englischer Baronet sich präsentirt, sucht denselben mit einer ihrer Töchter zu verheirathen. Dieser englische Swell wirft ihnen durch affectirte Sitten Sand in die Augen, bis auf einmal ausgefunden wird, daß er ein Gauner ist, der seinen Namen wie seinen Aufwand nur geborgt hat. Dabei wird nun zwischendurch ein einfacher Familienvater, ein hölzerner Mensch von Sohn, eine sentimentale Tochter introducirt, nebst einer schwarzen Dienerschaft, deren Nachäffungssucht höchst komisch und frappant dargestellt wird.

Ein recht gutes Bild von der Langweiligkeit des amerikanischen Lebens findet sich S. 141:

Heil Deutschland, woselbst es Lichtpunkte im Leben gibt (es ist nämlich des jungen Mannes Geburtstag), zu denen man froher hinschaut; wo das Jahr mit seinen Festen wie ein lieblicher Garten mannichfaltig verziert vor uns liegt, anstatt daß England und Amerika einförmig seine Jahre in Sonntage abtheilt, die wie die Obstbäume in einem Fruchtgarten reihenweise in langweiliger Ordnung stehen.

Leider bestätigen die Nachrichten auch dieser Reisebeschreibung übrigens, was so viele andere Behauptungen belegen, daß die wahren Elemente des Christenthums in dem Theil sogar von Nordamerika, wo sonst jene sonntägliche Strenge am meisten von wirklicher Religiosität begleitet war, in den Neu-Englandsstaaten sehr in Verfall gerathen (S. 161):

Das Ansehen, worin unser Herr Jesus Christus in Boston steht, ist nicht so groß als anderswo. Die Leute haben eine Religion erfunden, welche sie Unitariismus nennen, wozu sich die angehensten und meisten Leute hier und im ganzen Distrikt Neu-England bekennen; sie unterscheidet sich dadurch von andern Religionen, daß sie die Gottheit Christi verneint und die dogmatischen Sätze in diesem Betreff verwirft u. s. w.

Bei dem Verschwinden dieser tiefern Lebenselemente, wie eben des religiösen Glaubens, ist es denn kein Wunder, wenn die oberflächlichen Interessen so wuchern, wie wir es uns nicht vorstellen können. So heißt es im dritten Theil (S. 35):

Wie zwei nebeneinander stehende Religionen erfüllen die Parteien (für eine Eisenbahn und für einen Kanal) sich selbst mit Vertrauen und gegenseitiger Geringschätzung.

Wie pedantisch und penibel in Nordamerika aristokratische Motive, die häufig genug sind, und die sich nur formell verkleiden müssen, auf das ganze Leben wirken, zeigt am besten Das, was (S. 47) von der Macht der fashion gesagt ist. S. 79 ist über das Negerwesen ein recht gutes Wort gesprochen:

Die Neger zu guten Bürgern zu machen, indem man ihnen gleiche Rechte mit den Weißen gibt, ist nicht möglich, indem sich die Natur zu deutlich in den Unterschieden ausgesprochen hat. Von diesen philanthropischen Ideen, die man in Europa hegt, kommt man sehr bald zurück, wenn man die Schwarzen hier vor Augen hat. Die Natur hat sie bestimmt, in heißen Ländern die Felder zu bauen, und dazu sollte man sie gebrauchen. Die nähere Berührung mit den Weißen erregt auf beiden Seiten Unzufriedenheit. Ein Neger ist ein zufriedenes Geschöpf und unterzieht sich willig der Arbeit, welche dem Weißen unter dem heißen Himmelsstrich schädlich ist; allein wenn er mit dem Weißen unter Einem Dache wohnt, so tritt der Zustand der Tyrannei ein. Als Domestiken sind sie sehr unangenehm, und es bleibt einer der unschätzbarsten Vortheile Europas, daß man von diesen faulen, übelriechenden und häßlichen Geschöpfen unabhängig ist.

S. 89 kommt noch ein Pendant vor zu „Omnibi" und „Molus" und „des Plebses", nämlich: „das Deus ex machina".

Endlich S. 107 im vierten Bande überwältigt die Leerheit, Oberflächlichkeit und Langweiligkeit des nordamerikanischen Wesens unsern jungen Helden so, daß er ausruft:

Kann es etwas Trostloseres geben, als in einer amerikanischen Kutsche diese endlosen Tannenwälder zu durchziehen, nur unterbrochen durch elende Hütten, in denen diese eiteln Geschöpfe wohnen, die sich einander Herren pasquiliren und nicht einmal die Gemüthlichkeit eines unserer Bauern kennen.

Nr. 2 dürfte wissenschaftlich kein schwereres Gewicht haben als Nr. 1. Es enthält zwar sehr viele statistische Details, die sehr schätzbare Mittheilungen wären, wenn sie irgendwie durch die Quellen belegt wären, aus denen sie geflossen sind; was hilft aber eine Angabe der Bevölkerung eines Ortes, wenn man nicht weiß, ob sie aus einem allgemeinern wieder im Einzelnen nicht beglaubigten Buche genommen, oder von einem Fuhrmann im Wirthshaus erfragt, oder aus einer officiellen Notiz, die aber zehn Jahre alt ist, geflossen ist; dergleichen Material hat nur Werth, wenn es zuverlässig und als solches belegt ist. Die Darstellung selbst ist beiweitem weniger anschaulich und unterhaltend als in Nr. 1, trotzdem, daß sie sich bemüht, gründlicher zu sein, und wo sie sich mit Anschaulichkeit ausstaffirt, wie in dem renommistischen Aufwande gemeiner Seemannsausdrücke, wird sie sogar widerwärtig. Die Einleitung ist schlecht, grätenlos und declamirend, und, ganz einzelne eingeflochtene Scenen und Erlebnisse abgerechnet, kann das Buch als Fabrikwaare betrachtet werden.

Auch Nr. 3 ist wissenschaftlich nicht eben hoch zu preisen, hat aber unleugbar einen hohen praktischen Werth, wenigstens für Norddeutsche. Was darin gesagt ist, trägt das Gepräge der Wahrheit, wenn auch oft einer durch subjective Eigenheiten bestimmten Wahrheit, wie z. B. die Scheu vor Waldausrodungsarbeit, die wir Niemanden übelnehmen, die aber doch bei verschiedenen Individuen in verschiedenen Graden vorhanden ist, und die also den Verf. nicht hätte bestimmen sollen, alle Landestheile, die eine dichte, zusammenhängende Walddecke haben, so entschieden zurückzustellen und namentlich die Canadas fast gar nicht weiter in Betracht zu ziehen.

Da der Verf. nicht nur selbst in Nordamerika war, sondern auch sich literarisch wohl umgesehen und nament-

lich den größten Theil der Werke gelesen hat, welche von Uebersiedelungen handeln, ist sein Werk ein sehr brauchbares Repertorium und ein wahrer Rathgeber für Auswanderer fast in jeder Hinsicht, wenn sie einmal in der gewöhnlichen Weise nach Nordamerika wollen. Nur ist ein gewaltiger Unterschied allezeit zwischen der wissenschaftlichen Beurtheilung eines Zustandes von allgemeinern Standpunkten aus, und zwischen der Beurtheilung, die zunächst praktische einzelne Zwecke im Auge hat und sich also auch durch temporaire Interessen in der Ansicht leiten läßt. Alles z. B., was über die Verfassung und die politischen Verhältnisse, Alles, was über die Rechtsverhältnisse in den freien Staaten zu sagen ist, nimmt eine ganz andere Wendung, je nachdem man diese Verhältnisse blos in ihrer temporairen Beschaffenheit betrachtet unter dem Gesichtspunkt des Suchens nach einer Gelegenheit, gewissen Unbequemlichkeiten in Europa auszuweichen; oder je nachdem man diese Verhältnisse zugleich betrachtet als Prämisse künftiger Entwickelungen, wobei die Frage eintritt, ob diese künftigen Entwickelungen nicht der Natur der jetzigen Elemente nach weit größere Unbequemlichkeiten enthalten werden als Alles, was in dieser Hinsicht Europa zu ertragen gibt. Wir glauben nun des Verf. Ansicht ganz richtig zu bezeichnen, wenn wir sie als eine richtige gelten lassen, aber nur für den Tag; denn sie wurzelt in dem Haß gegen alle aus historisch-erwachsenen Verhältnissen in Europa entstandenen Verschränkungen und in jener herrschenden Religionsansicht von deistisch-toleranter Tinctur; in diesen Elementen wurzelt sie und wächst schlank und grade aus ihnen empor, ohne rechts und links weit verbreitete Aeste auszusenden, die für den Baum fühlen könnten, daß es auch noch andere Lebensbildungen und folglich auch noch andere Rathbedürftigkeit gibt.

Nr. 4 endlich ist ein wissenschaftlich-tüchtiges, mit gründlicher Einsicht in alle Verhältnisse und auf der Basis officieller, constatirter Notizen ausgearbeitetes statistisch-topographisches Werk über die britischen Besitzungen in Nordamerika. Es enthält aber nicht blos die trockene Beschreibung der einzelnen Theile dieser Besitzungen, sondern vielfach allgemeine Schilderungen der Landschaften, und nimmt vor Allem überall genaue Rücksicht auf die Wohlgelegenheit und die geeigneten Vorzüge derselben zur weitern Colonisation. Außerdem ist es mit einer nicht geringen Anzahl Steindrücke geschmückt, welche eine sehr anschauliche Vorstellung von dem äußern Habitus derselben sowol in Beziehung auf das Terrain als in Beziehung auf die Bewohnungsweise verschaffen. Das Buch übertrifft an wissenschaftlichem Gehalt wie an äußerer Schönheit alles Aehnliche, was wir in Deutschland besitzen.

Indem wir nun nach allgemeiner Charakterisirung dieser Werke zu ihrer Beziehung zur Colonisationssache übergehen, lassen wir die Frage, ob es für Deutsche überhaupt vortheilhaft sei, auszuwandern oder nicht, so gut wie bei Seite liegen; denn einerseits würde uns eine gründliche Erörterung der Frage in Untersuchungen herüberführen, welche eher für ein besonderes Buch als für eine Abhandlung Stoff liefern könnten, und andererseits ist die Frage selbst ziemlich müßig, denn das Factum der Auswanderung ist vorhanden und in immer wachsendem Maße vorhanden. Auch die Frage, ob es nicht rathsamer sei, nach einer andern Seite als nach Nordamerika zu wandern, ist theils überflüssig — denn die Auswanderung in der Richtung von Nordamerika ist wirklich die bedeutendste —, theils wenigstens hier nicht am Orte, da die einzigen bedeutenden Auswanderungszüge neben dem nordamerikanischen, nämlich die nach den südrussischen Provinzen und die nach den übrigen amerikanischen Landschaften uns ebenfalls, wollten wir sie genauer ins Auge fassen, über die Grenzen einer Abhandlung hinausführen dürften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Handelspolitik Englands gegen Preußen und andere nordische Staaten. Aus dem Englischen, mit einem Schlußworte von Geo. Meyenn. Rostock, Stiller. 1833. Gr. 8. 8 Gr.

Ref. hatte sich erlaubt, diese Anzeige ein paar Wochen zurückzuhalten, weil er glaubte, der ihm gewordenen Aufgabe um so vollständiger genügen zu können, wenn er zugleich der nun enthüllten Maßregeln gedenken könne, die in obiger Schrift mit so ernster Besorgniß erwartet und besprochen wurden.

Schon im Mai vor. J. hatte das „Foreign quarterly review" eine sehr umfassende Kritik einer Schrift geliefert, die unter dem Titel: „Remarques sur la politique commerciale de la Prusse", in Hamburg erschienen sein sollte, vielleicht aber nur fingirt gewesen, da sie wenigstens nach der „Preuß. Staats-Zeitung" nirgends zu erlangen gewesen ist. Desto berühmter wurde diese Kritik; alle englischen Journale nahmen sie als etwas ganz Außerordentliches auf; auch war sie das, denn sie verkündigte den Engländern, daß Preußen ein neues Prohibitivsystem eingeführt habe, zu dem es auch andere deutsche Staaten einlade, und das, dem Napoleon'schen gleich, die eigne Wohlfahrt des Landes wie den Handel aller Völker untergrabe. Gegen so harte Anklage öffnete zuerst der „Guardian" sein vielgelesenes Blatt einem Preußen, der durch Zahlen, das Urtheil der Engländer zu berichtigen, nachwies, daß z. B. England den Rohzucker, resp. mit 9,13 oder 22 Thlrn., Preußen denselben mit 5 Thlrn. per Centner besteure;

England			Preußen		
England den Kaffee mit 19—47,			Preußen mit 6½ Thlr.		
„ seidene Stoffe mit 423—1347,			„ „ 110 „		
„ gebleichten Zwirn mit 140,			„ „ 1 „		
„ das Leder mit 30 Proc.			„ „ 6⅔—8⅔ Prc.		
„ grobe Kupfer- und Messingwaaren mit 30 Proc.			„ „ 11 „ „		

Fremde Wolle mit ⅓—1 Pence vom Pfunde, deren Eingang in Preußen ganz frei und nur 2 Thlr. beim Ausgang per Cent. zahle, und daß Preußen, außer Salz und Spielkarten, kein einziges unbedingtes Einfuhrverbot, England deren sehr viele oder so hohe Importzölle habe, daß sie, wie bei Korn und Bauholz, einem Verbote gleichkämen. Ferner, daß Preußen seinen Fabriken einen Schutz von höchstens zehn Proc. gewähre, fremdes Getreide im Schiff mit 5, zu Wagen mit 1 Silbergroschen per Scheffel besteure, wogegen z. B. damals, im Dec. 1833, in England der Quarter = 5⅓ Scheffel,

	bei einem Preis von			
der Weizen bei einem Preis von	50 Sch.	8 Pce.	36 Sch.	8 Pce.
Gerste „ „ „ „	30 „	5 „	16 „	10 „
Hafer „ „ „ „	19 „	9 „	18 „	8 „
Roggen „ „ „ „	34 „	7 „	18 „	3 „

an Eingangszoll zu bezahlen haben würde, mithin fremdes Getreide zum ausschließlichen Vortheil der großen Grundeigenthü-

mer und Bedrückung der Consumenten factisch ausgeschlossen ist. Die hier vorliegende Schrift gehört dem nämlichen Gegenstande an und setzt von einem andern Standpunkte aus, unleugbar jedoch in gleicher Tendenz, den angeregten Streit fort. Es war in der Ordnung, daß der Verf. sich dabei der einzigen dem englischen Ohre vernehmbaren Sprache bediente; denn der Grundgedanke des Ganzen ist eine Entschuldigung gegen das englische Volk wegen der Zugeständnisse, die, der Navigationsacte von 1660 entgegen, in dem Reciprocitätsvertrage von 1824 nicht hätten verweigert werden können. Doch tröstet er zunächst die englischen Schiffsrheder, daß er auf den immer noch kläglichen Stand der preuß. Rhederei — man zähle nur die Menge Schiffe, die in Ballast kommen oder gehen — und die unermeßliche Ueberlegenheit verweist, die dem Engländer durch seinen Weltverkehr und seemännische Erfahrung zur Seite stehe. Sollen wir nach einem alten Sprüchworte vom Feinde lernen, so finde es hier eine Stelle, daß der Verf. einen Hauptnachtheil der preußischen Rhederei darin findet, daß nur ausgewachsene Männer von 22—26 Jahren die Schiffsequipagen bilden, während der Engländer Knaben auf sein Schiff nimmt, die ihm sieben Jahren nur gegen Kost dienen. Sie sind frei von der Matrosenpresse, der Schiffer muß ihnen den vollen Unterricht geben, um sie zu Steuerleuten geschickt zu machen, und so erwerben sie sich jene Eigenthümlichkeiten des echten Seemannslebens, die sich in reifern Jahren nie mehr gewinnen lassen. Ref., durch längere eigne Erfahrung mit dem Seewesen vertraut, hält diese Bemerkung für so wahr als gewichtig, auch hat der preuß. Staat dem Seefahrenden gewisse Begünstigung hinsichtlich des Militairdienstes neuerlich zugestanden; aber das deutsche Meer? — Der Verf. emancipirt sich nach so wohllautendem Eingange von Seite zu Seite mehr; er geht so weit, den Engländern bemerklich zu machen, „es habe sich Vieles verändert; man werde in die Länge nicht mehr auskommen mit dem System, nur das Allerunentbehrlichste zu kaufen, aber an alle Welt verkaufen zu wollen; Deutschland habe große Fortschritte gemacht, und wenn es sich mit Preußen vereinige, werde eine solche Masse ein gewichtiges Wort im Welthandel mitsprechen können; bewillige man keine Reciprocität, so müsse ja der Gegner zu Retorsionen schreiten — und wie Rußland und Oestreich es, jedoch aus andern Rücksichten gethan, sich dem englischen Verkehr entziehen; Frankreich, Belgien, Griechenland und ganz Amerika würden solche Handelsgenossen, die kaufen, wo sie verkaufen können, nicht von sich weisen; Napoleon habe England gezeigt, daß es vom Continent abhängig sei; Ausflüchte helfen unter diesen Verhältnissen nicht mehr, zurückkehren müsse man zu den Grundsätzen, die in der menschlichen Natur begründet, durch Erfahrung erprobt, aber durch falsche Künste untergraben sind". Goldene Worte spricht nun der Verf. über die künftig zu schließenden Verträge. „Gewöhnlich", heißt es S. 60: „bemühen sich die Unterhändler, ihrem Lande scheinbare Vortheile zuzuwenden, ohne die Interessen und das Vermögen des andern Landes abzuwägen. Der Bruch solcher Verträge ist vorauszusehen, und sie bringen am Ende dem Volke den größten Nachtheil, das sich am meisten begünstigt glaubte; auf dem redlichsten Wege und durch schleunige Unterhandlung sollte England seine Wohlfahrt sichern, und es werde billiges Gehör finden."

Inzwischen ist eingetreten, was England befürchtete: zurückgekehrt von der mira Germanorum insania, wie schon Erasmus das gegenseitige Absperren der Deutschen nannte, stehen seit länger als einem halben Jahrtausend zum ersten Male 23 Millionen gewerbfleißiger Deutschen im gemeinsamen Gewerbvereine für den innern Verkehr und im Schutz gegen Außen. Oestreich abgerechnet, welches seine eignen Länder durch Mauthen trennt, sind nur noch etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen im Norden und 2 Millionen Deutsche im Westen davon ausgeschlossen; aber empfangen würden sie mit offenen Armen; das deutsche Meer und der ganze Rhein bereicherten dann den Bund. Wie unsere Zeit schon oft Maß aus dem Uebermaß hervorgehen sah, so auch hier; ja, es darf als eine schöne poetische Gerechtigkeit betrachtet werden, daß eben der Staat, dessen größter König in seiner rücksichtlosen Handelspolitik das System der Zölle und des Transits auf eine Höhe getrieben, als sollten die Wunden des Kriegs auch im Frieden unheilbar bleiben, nun zuerst zu einem so klar berechneten und doch so milden Zollsystem zurückgegangen ist, daß zehn Millionen Deutsche nicht etwa nach absoluten Willen ihrer Fürsten, sondern nach wohl erwogenem Beschluß ihrer gesetzlichen Vertreter sich demselben angeschlossen haben.

Ein Schritt von unberechenbaren Folgen für die Wohlfahrt und die Einigung Deutschlands und, da jeder Theilnehmer sich sagen mußte, daß er nicht zurückgethan werden könne, zugleich von wahrhaft großartiger Kühnheit. Alle diese Regierungen wollen auf jenen beiden Grundlagen die Haupttheile ihrer Finanzkräfte beruhen lassen und haben sich eben dadurch stillschweigend das Wort gegeben, nur das gemeine Wohl im Auge zu behalten.

Zur Zeit noch abgetrennt vom Meere, scheint der Verein mit Uebergehung des schwer zu befriedigenden Hollands den nächsten Weg zum Welthandel über das einst so mächtige als glücklich gelegene Antwerpen zu suchen. England wird erst im versammelten Parlamente seine Sprache oder vielmehr Worte des Erstaunens finden; Frankreich hat sich seiner Weise nach bereits ausgesprochen. „C'est un fait évident", rief neulich die „Quotidienne" aus, und die Journale aller Farben haben es wiederholt: „c'est un fait évident aujourd' hui que, dans son éducation commerciale, la Prusse a de beaucoup dévancé l'Angleterre et la France." Und als sollte von allen Seiten eine neue Ära beginnen, lesen wir eben in diesen Tagen aus der petersburger Zeitung *) das unumwundene Bekenntniß, daß das seit den letzten Jahren befolgte und für Deutschland, namentlich Schlesien, so verderbliche russische Fabriksystem den Ruin des Ackerbaues in solchem Grade herbeigeführt habe, daß die Mißernte Eines Jahres das kornreichste Land unsers Welttheils wegen Ernährung so schwacher Bevölkerung in Noth bringen konnte; während Sachsen, Schlesien, der Rhein 5000 Seelen auf der Quadratmeile ernähren, weil Ackerbau und Manufactur in freier Bewegung Hand in Hand gehen konnten. Der Verf. jenes Aufsatzes deutet auch auf die Civilisation hin, und möge der Genius der Menschheit das Wort des Räthsels zur rechten Stunde genannt haben! 72.

Literarische Notizen.

J. A. Dulaure's „Esquisses historiques des principaux événemens de la révolution française depuis 1789—1814" ist in einer dritten, vermehrten, verbesserten und mit 100 Stahlstichen versehenen Auflage angekündigt, welche 7—8 Bände füllen und in Lieferungen zu 3 Bogen Text und 2 Kupfern vom 6. März an herauskommen soll. Jeden Monat werden zum mindesten 3 Lieferungen versprochen. Zugleich wird als Fortsetzung dieses Werkes von demselben Verfasser angekündigt: „Histoire de la révolution française, depuis 1814—30 et des événemens qui l'ont suivie", in 6 Bdn. mit 60 Stahlstichen. Vom 12. März an sollen mindestens 3 Lieferungen monatlich zu 3 Bogen mit einem Kupfer erscheinen.

Vom General Ramorino ist in Paris „Précis des derniers événemens en Savoie" herausgekommen. 48.

*) „Preußische Staatszeitung" vom 24. Dec. 1833. „Ich bekenne keine Ungereimtheit, wenn ich sage, daß alle unsere Anstrengungen für Vervollkommnung des Ackerbaues, des Fabrik- und Manufacturwesens so lange vergeblich sein werden, als nicht die Civilisation im Reiche überall sich ausbreitet, nicht die Liebe zu Selbstbeschäftigung vorherrschend in allen Gemüthern, Bildung durch Lectüre nicht als unumgänglich erkannt wird, alle größere Städte öffentliche Bibliotheken haben u. s. w."

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 102. —— 12. April 1834.

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

(Fortsetzung aus Nr. 101.)

Die Fragen, die wir uns zu beantworten vorgesetzt haben, werden sich demnach auf folgende reduciren: 1. Ist es rathsam, nach dem freien Nordamerika auszuwandern, oder nach dem britischen? 2. Ist es rathsam, in die östlichen oder westlichen, in die nördlichen oder südlichen Provinzen auszuwandern? 3. Haben unsere Regierungen ein Interesse dabei, wenn einmal das Factum der Auswanderung stattfindet, sich in diese Angelegenheit weiter zu mischen, als nöthig ist, um daraus entstehende Unordnungen in der deutschen Heimat zu hindern? 4. Hat die Nation ein Interesse, auch inwieweit sie nicht selbst auswandert, doch der Auswanderung eine Theilnahme irgend einer Art zu bezeigen?

I. Ist es rathsam, nach dem freien Nordamerika auszuwandern oder nach dem britischen?

Bei Beantwortung dieser Frage lassen wir alle die Anführungen, welche sich auf Klima und Bodenbeschaffenheit beziehen, seitab liegen, da diese bei der nächstfolgenden Frage in Rücksicht zu ziehen sind. Wir beschränken uns also auf die sittlichen Beziehungen der Frage, und in dieser Hinsicht ist zuvörderst zu untersuchen: welcher politische, welcher sittliche Unterschied findet zwischen dem freien und zwischen dem britischen Nordamerika statt?

Man stellt sich in der Regel den Unterschied des politischen Zustandes dieser beiden Ländermassen sehr falsch vor, oder mit andern Worten, der größte Theil des Publicums glaubt, in dem freien Nordamerika sei das non plus ultra freier Verfassungsformen zu finden, während ziemlich derselbe Theil des Publicums von der politischen Verfassung des britischen Nordamerika so gut wie nichts weiß.

Die Sache ist aber diese, daß alle wahrhaft freien Institutionen beiden Ländermassen in vollkommen gleicher Weise gemein sind, und daß ein Unterschied nur besteht in der Anordnung der Verwaltung oder der executiven Behörde. Die Freiheit des Eigenthums und der Person, die Freiheit des Glaubens, die Freiheit und Oeffentlichkeit des Gerichtswesens, die Fortbildung des Rechts durch die Entscheidungen in den Gerichtshöfen, der Antheil des Volkes an der Gesetzgebung und Besteuerung in Repräsentantenkammern und in Räthen oder Senaten, die Verantwortlichkeit der Beamten, dies Alles findet sich in den britischen Provinzen so gut wie in den freien; es sind zwar Nuancen vorhanden im Allgemeinen, wie diese Institutionen eingerichtet sind in den freien Provinzen und in den britischen, aber diese sind nicht größer als die Nuancen in diesen Einrichtungen in den verschiedenen freien Staaten oder britischen Landschaften unter einander selbst.

Der erste Unterschied, der uns demnach in die Hände fällt, ist dieser, daß auf der einen Seite ein wählbarer, verantwortlicher, temporairer Präsident, auf der andern Seite ein durch die Geburt gegebener, nicht verantwortlicher, lebenslänglicher König an der Spitze steht. Allein die Nichtverantwortlichkeit des Königs bildet in der That keinen Unterschied, da er ohne Beamte nirgends etwas ausrichten kann, seine Beamten aber sämmtlich für die Beobachtung der bestehenden, nur unter freier Mitwirkung des Volkes gegebenen Gesetze verantwortlich sind.

Für den moralischen Zustand des Landes wirkt aber dieser Unterschied der Verfassung so, daß in den Freistaaten alle vier Jahre von den Männern, die die meiste Hoffnung haben, zu der Präsidentenstelle zu kommen, das ganze Land in Aufregung gesetzt wird, daß sie einer Reihe einflußreicher Actiengesellschaften u. s. w. hoffen lassen, wenn sie Präsidenten würden, würden sie ihre Unternehmungen unterstützen; oder daß solche Gesellschaften sowie reiche Privaten, die mit bedeutenden Unternehmungen umgehen, sich selbst an den Candidaten zur Präsidentenstelle, von dem sie am meisten erwarten, anschließen und, um ihn zu der Stelle zu bringen, auch die Aufopferung von Geldsummen nicht scheuen. Ebenso handeln aber auch Alle, welche öffentliche Stellen bei der Verwaltung erreichen oder behalten wollen, die von dem Präsidenten abhängig sind. Dies Geld aber, was dieser Anhang aufbringt, wird nur theils zu Gewinnung und Erhaltung von Journalen, theils auf andere Weise zu Unterstützung der Wahl verwendet. Das wirksamste Mittel ist natürlich, sich dabei an die Fehler der Verwaltung des actuellen Präsidenten anzuhängen und stets wie auf einen Refrain darauf zurückzukommen, daß man allen diesen Uebelständen entgehen werde, wenn man den und den Mann zum künftigen Präsidenten erhalte. Diese Umtriebe beginnen schon in dem Moment, wo ein Präsident wirklich gewählt ist, und sie beginnen damit, daß man sofort theils durch reine

Lügen und Verleumdungen, theils durch Uebeldeutung sein ganzes früheres Leben als nichtswürdig, ihn selbst als in jeder Hinsicht seiner Stelle unwerth darzustellen sucht. Jeder Schritt der neuen Regierung wird mit den gehässigsten Farben von den verschiedenen Oppositionsjournalen dargestellt, und jeder neue, einer Partei und ihren Journalen für die nächste Wahl nicht genehme Candidat wird auch schon im Voraus mit einem Meere von Verleumdung übergossen. Natürlich kommt jede kräftige Natur bald darauf, dergleichen Angriffe, denen zu entgehen völlig unmöglich ist, man mag sich drehen und wenden, man mag handeln wie man will, zu verachten; man führt dagegen die gleichen Waffen und ist übrigens unempfindlich. Die weitere Folge ist also völlige Abstumpfung gegen die öffentliche Meinung; diese tritt aber nicht blos bei den höchsten Beamten ein, sondern da sich dasselbe wieder bei den Beamtenwahlen in den einzelnen Staaten wiederholt, da alle von einer Oberbehörde angestellten untern Behörden den Haß, der jene trifft, persönlich mit zu tragen haben, so geht diese Abstumpfung durch alle Classen und Landschaften hindurch. Wer Geld, Geschick oder Freunde hat, vertheidigt sich; wer diese nicht hat, unterliegt. An eine objective Grundlage der öffentlichen Sittlichkeit ist nicht zu denken, sodaß es also einem nicht reichen Manne fast unmöglich ist, ein braver Mann zu sein, und dem reichen Mann vielfach nicht einfällt, es zu sein, weil er davon nicht den mindesten Vortheil hat, denn von irgend einem Gegner wird er doch verleumdet und muß sich dann vertheidigen oder vertheidigen lassen so gut als wäre er ein Schuft. Also alle äußern Halte und Schranken tüchtiger öffentlicher Tugend sind in diesem Lande völlig zusammengebrochen, und das einzelne Subject ist allein Träger des Guten. Fragen wir uns nun, wie es unter gleichen Umständen bei uns stehen würde: wenn der ehrlichste Mann doch sähe, daß ihm seine Ehrlichkeit in dubio nichts hülfe; wenn der entsetzlichste Lump wüßte, daß er Zeugen in beliebiger Anzahl kaufen und so ziemlich Alles wagen könnte, wenn er selbst ein geübter Advocat wäre, oder einen solchen gewinnen könnte? Fragen wir uns, ob wir in unserer eignen Heimat unter solchen Umständen weilen möchten? Und sind die Menschen in Nordamerika etwa von subjectiv anderer Art?

Freilich wer arm, unbedeutend, verlassen nach Nordamerika kommt, hat in der Regel nichts zu fürchten, weil es sich nicht lohnt, ihn zu mishandeln. Auch wenn er weit genug in die westlichen Wälder geht, hat er in der Regel nichts zu fürchten, weil dort Das, was Jeder hat, in solchem allgemeinen Ueberfluß ist, daß Niemand leicht ihn beneiden wird. Auch wer sich in größerer und zuverlässiger Gesellschaft ansiedelt, hat in der Regel nichts zu fürchten, weil er an seinen mit ihm gekommenen Freunden hinreichende Zeugen seines Lebens hat; aber der Deutsche geht doch nicht nach Amerika, um immer arm, unbedeutend und verlassen zu bleiben, und die Hinterwälder bleiben nie lange Hinterwälder, und wenn eine Gesellschaft Ansiedler auch zusammenhält in Freundschaft und dem sittlichen Verderben abwehrt in der ersten Generation, lange kann sie sich, wie jetzt die Sachen stehen, nicht isolirt halten, und die zweite Generation ist sicher schon in die allgemeine Lebenssubstanz hereingezogen.

Also Freiheit der Bewegung und des Eigenthums und des ganzen Lebens, und Leichtigkeit, mit Wenigem anfangend, doch zu behaglicher Stellung zu kommen, diese Güter bieten die freien Staaten nur unter sehr herben Bedingungen, und nur Männern, die eine außerordentliche Elasticität der Seele haben müssen, wenn sie weder bürgerlich noch sittlich untergehen oder dem Untergang sehr nahe gebracht werden wollen. Alle jene Güter bietet aber das britische Nordamerika in demselben Maße und ohne die bösen Zugaben. Niemanden kann es hier einfallen, Umtriebe zu beginnen, um zu seinem Vortheil temporair über den Besitz der höchsten Gewalt zu disponiren; kein Präsidentenwechsel ändert zugleich alle Aemterbesetzungen, und da die Regierung, ohne irgendwie sich willkürliche Handlungen erlauben zu dürfen, doch eine festgeordnete ist, so hält sich alle öffentliche Besprechung der Regierungshandlungen auf einer Linie, welche ebenso sehr Freimüthigkeit zuläßt, als egoistische Lügenhaftigkeit ausschließt. Kein Meer der Verleumdung, kein Heer falscher Zeugen verbreiten sich über das britische Nordamerika, und alle Reisende stimmen darin überein, daß schon der Ausdruck der Physiognomien in beiden Ländermassen dies andeutete; wer eine Zeitlang die gemüthlosen, unfröhlichen, forschenden, speculirenden, lauernden Blicke der freien Nordamerikaner ertragen, findet sich wie in einer neuen Welt, wenn ihm fröhliche, lebenslustige Gesichter, denen die Sicherheit des Rufes, der Ehre, des Besitzes, denen Vertrauen und Zuversicht aus den Augen leuchten, wenn ihm diese in den Canadas, in Neu-Braunschweig oder Neu-Schottland begegnen. Wenn man so ziemlich Alles gelesen hat, was seit etwa 20 Jahren in Deutschland nicht blos, sondern auch in Frankreich und England über den sittlichen Zustand der Freistaaten und des britischen Amerikas erschienen ist, so bildet sich ein Detail von Erinnerungen, welches sich, ohne ein Buch zu schreiben, nicht ausführen läßt, was aber jenen Hauptunterschied der Freistaaten und des britischen Nordamerikas in sittlicher Beziehung über allen Zweifel feststellt, und wir berufen uns nach der einen Seite getrost auf die jüngsten Mittheilungen im „Morgenblatt“.

Die Beantwortung der oben hingestellten Frage wird nun wol nur individuell geschehen können. Es wird genug Naturen geben, die bei übriger Tüchtigkeit so in politischen Vorurtheilen fest gefahren sind, daß sie trotz der entschiedensten Vorzüge nicht nach dem britischen Nordamerika wandern mögen, weil es eine formell-monarchische Einrichtung hat. Diese mögen denn immerhin ihre Grille mit bittern Lebenserfahrungen bezahlen. Wieder Andere, die als die Hefe des Volkes auswandern, ohne Mittel des Unterhalts auch nur auf kurze Zeit, aber mit viel Lust an schlechten Streichen; diese werden in den Freistaaten allerdings ein günstigeres Terrain finden als in dem britischen Amerika, wo für Nichtengländer

eine Ansiedelung ohne einiges Capital unmöglich ist. Wer aber auswandert, ohne das Waldausroden so sehr zu scheuen wie Herr Gerke, wer dabei einiges Capital hat und lieber in bürgerlichem Frieden die Segnungen der Freiheit, Gesetzlichkeit und Geräumigkeit des Lebens genießen will, der gehe doch ja nach dem britischen Nordamerika. Aber freilich muß eine Familie von einem Mann, einer Frau und drei Kindern außer den Ueberfahrtskosten und den Landankaufsgeldern nach Bouchette's Berechnung, wenn sie sich recht verständig und eingezogen einrichtet, wenigstens noch 66 Pf. Sterl. 13 Schill. 4 P. haben. Auch dies darf bei der moralischen Auffassung nordamerikanischer Zustände nicht übersehen werden, daß in dem britischen Nordamerika feste Lebensweisen und ihnen entsprechende Sitten und Gesinnungen sind; daß der Landmann Landmann ist, als solcher fühlt, lebt, denkt und sich benimmt; desgleichen der Städter Städter, der Soldat Soldat, der Geistliche Geistliche u. s. w.; daß Umtauschungen der Lebensarten zwar Niemanden gewehrt, aber der Natur der Sache nach seltener und deshalb feste Umgangsformen und sittliche Gesichtspunkte eingelebt sind, während alles Dies in dem freien Nordamerika wegfällt, also kein Unterschied des Städters und Landmannes, überhaupt keine bis zur moralischen Bildung gediehene Festigkeit der Lebensarten, und deshalb in allen Sitten und Umgangsformen die schneidendsten Contraste, Wechsel und die größte Unsicherheit der bürgerlichen Beurtheilung vorhanden sind. Wer aus den rohesten Ständen nach Nordamerika auswandert, wird freilich auf den ersten Augenblick glauben, eben deshalb im freien Nordamerika im Vortheil zu sein; aber nur weil er den Verstand nicht hat, den Segen zu erkennen, der in bestimmten, wohlpassenden und eingelebten Lebensarten auch für den Geringsten liegt.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus der russischen Literatur.

Der durch mehre literarische Unternehmungen bekannte russische Buchhändler Smirdin hat zu Petersburg eine neue Zeitschrift begonnen: „Bibliotéka dla tschenia etc." (Bibliothek der Lecture, ein Journal für Literatur, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Novellistik und Moden). Man sieht aus dem Titel, daß diese Zeitschrift ungefähr de omni re scibili handeln soll; aber ein reicher Buchhändler führt in seinen Ballen die Gesammtheit menschlichen Wissens, und wenn er nun selbst und namentlich als Herausgeber eines Journals auftritt, warum soll er ein pflegebefohlnes Material nachlässiger als ein anderes behandeln und in der neu eröffneten Ausstellung ihm kein Plätzchen gönnen. Trotz dieser Erwägung hat bereits die überall und in jeder Sprache vorlaute Belletristik vor allen andern Arten menschlichen Schreibens den Platz abermals besetzt und den meisten Raum im neuen Journal eingenommen. Unter den Beiträgen dieser Gattung nennen wir als einen ausgezeichneten das Bruchstück eines neuen Romans von Bulgarin, dessen Held der bekannte Kosackenhäuptling Mazeppa ist. Uebrigens sind fast alle literarische Berühmtheiten Rußlands Mitarbeiter an Smirdin's „Bibliothek".

Neben diesem neuen Journale sind auch die frühern: „Der Sohn des Vaterlands" und „Das nordische Archiv", „Der Telegraph" et hoc genus omne, ins neue Jahr glücklich übergetreten. Das erste Journal enthält Bruchstücke aus den Dramen Nestor's Kukolnik, eines jungen dramatischen Schriftstellers, der schnell Celebrität gewonnen, und neue anziehende und anmuthige Aufsätze Bulgarin's. Wir nennen unter diesen: „Duch etc." (Das Gespenst von Wiesens auf dem Jahrmarkte zu Nieder-Nowgorod). Von Wiesen, der Nachkomme einer abeligen livländischen Familie, die bereits im 16. Jahrhundert nach Rußland übersiedelte, war vor etwa 50 Jahren ein beliebter russischer Dramatiker und viel gelesener Satiriker; die Namen der von ihm erfundenen Personen sind zu feststehenden Bezeichnungen, zu sittlichen Repräsentanten ihrer Zeit geworden. Sein Gespenst nun, mit einem altfranzösischen Tressenrock angethan, begegnet, nach der Fiction, Bulgarin auf dem Jahrmarkte zu Nieder-Nowgorod, wo die Karawanen Asiens mit den Frachtfuhren Europens zusammenstoßen. Die beiden Satiriker der alten und der neuen Zeit vergleichen die Gegenwart mit der Vergangenheit und finden, daß unter moderner Tünche und Vergoldung doch noch viel alter Schimmel zu finden sei. Das Gespräch wendet sich auch auf russische Literatur und hier ruft B. wehklagend aus, daß die Lust, französisch zu lesen und gar zu denken, nachtheilig auf sie einwirke. Darüber lacht der alte Satiriker und versetzt: so war es auch zu meiner Zeit, aber wir haben uns dazumal, obschon mit geringern Mitteln, des schlimmen Einflusses dennoch erwehrt; an euch ist es jetzt, mit Kräften, die die Zeit vermehrt, die Widersacher abermals niederzuringen. — Aus den andern Hervorbringungen ungenannter Mitarbeiter an der Tagesliteratur heben wir einige Stellen aus den „Pisma otschewidza" (Briefe eines Augenzeugen) aus. Es sind Bruchstücke eines Tagebuchs, auf einer Reise geschrieben, die den Verf. durch Gegenden führt, welche in der neusten Zeitgeschichte oft genannt wurden, daher denn die Bemerkungen des Augenzeugen nicht ohne Interesse sein möchten. Der Reisende erreicht die deutsche Grenze auf dem Landwege durch Polen und stellt folgende Betrachtung an: „Es ist zu bedauern, daß zwei Völker, die durch Sprache und Sinnesart mit einander so verwandt sind als Russen und Polen, so oft feindlich einander entgegentreten konnten. Früher entstand die Spaltung durch die Verschiedenheit der christlichen Kirchen, zu denen jedes Volk sich bekannte; der häufige Aufstand der Kosackenländer im 16. und 17. Jahrhundert ward namentlich durch Bedrückung des griechischen Glaubens veranlaßt. Als hauptsächlich hieraus andere Verhältnisse sich entwickelten, Duldung jedoch diese frühere Mishelligkeit ausglich, vermißte der polnische Adel schmerzlich die eingebüßte, von ihm über die Wahlkönige usurpirte Souverainetät. Er hatte sich einer geordneten Staatseinrichtung beugen, auf die wilde Unabhängigkeit, die einträglichen Königswahlen verzichten müssen, mit denen Gewinn von Starosteien im Lande und baaren Geldes von außen verbunden war. Indeß er seinen Groll heimlich nährte und oft auch ausbrechen ließ, vertrug sich die Masse des Volks mit den alten Stamm- und nunmehr auch Landesgenossen in leicht geknüpfter Freundschaft. So war es vor Zeiten, und so habe ich es wiedergefunden. Wie verträglich, freundschaftlich lebt überall das polnische Landvolk mit den einquartierten russischen Soldaten. Sie trinken und jauchzen zusammen, verstehen sich vollkommen, indem jeder seine Mundart nach der des andern etwas zurechtstutzt, der Russe singt polnische Lieder, und der polnische Bauer mit ihm die russischen. So leicht der Russe in die polnische Volkssitte sich schickt und den krakauer Tanz so gut stampft und dazu aufjauchzt wie ein Masur, ebenso leicht und gern hüpft mit ihm Hand in Hand das schlanke polnische Landmädchen, wenn der Russe die kosackischen Sprünge beginnt oder seinen sinnreichen, pantomimischen Volkstanz. Recht deutlich wird Einem in solchen Augenblicken, daß diese beiden Völker eines Stammes sind, zwei Fractionen eines Ganzen, welche zwar die Verschiedenheit der Mundart von einander scheidet, die Verwandtschaft des Bluts aber, wenigstens im Landvolk und in den geringern nicht fremdartig ausgebildeten Ständen, überall leicht zu einander passen macht. Wie ganz anders stellten sich mir diese Verhältnisse dar,

als ich über die polnisch-preußische Grenze gekommen war und mich an einem Sonntage in einem Dorfe unweit Posen befand. Einige deutsche Cavaleristen, übrigens hübsche, stämmige Burschen, tanzten den schwerfälligen, einförmigen deutschen Walzer, ihre Pfeifen im Munde, Tabacksrauch um sich blasend, ein Grauen und Schauder für die polnischen Landmädchen. Auch waren keine Polinnen bei diesen Tänzern, nur einige deutsche Mädchen und Weiber aus der Nachbarschaft, oder der Himmel weiß von wo; es ging Alles schweigsam und scharrend, trübe und rauchig daher, kein slawisch frohes Aufstampfen und Aufjauchzen, kein Sprung der Füße und Jubel der Stimme. Ich konnte nicht umhin ein polnisches Bauermädchen, das etwas abwärts stand und mit ihrem hellen, klugen Auge das Gewirr sich besah, zu fragen: warum sie nicht tanze? „Ach", antwortete die schlanke Polin (zutraulich gemacht durch die polnische Anrede, obgleich mein Polnisch nur sechs Wochen alt war, aber leicht erlernt man den verwandten Dialekt), „ach, Herr, wie sollen wir mit den Holländern tanzen, nur noch die Bären bei uns verstehen sich auf die deutschen Tänze." — Zur Erklärung für euch, meine fernen Freunde, muß ich hier einschalten, daß der Pole den lutherischen Deutschen einen Holländer, den katholischen einen Schwaben nennt. Ein junger Bauerbursch, der neben dem Mädchen stand, setzte hinzu: „Sage noch, Jusia, daß alle diese Holländer rothe Schnauzbärte haben und stumm sind, nicht einmal deinen Namen können sie recht sagen, sie nennen Dich Schiffe". Dies gesagt, strich der Bursch seinen jugendlichen, schwarzen Lippenbart, faßte Jusia um den schlanken Leib und schlug mit dem erzbeschlagenen Stiefelabsätzen klirrend zusammen, als wolle er das Mädchen im Masur umherschwenken, aber die langsame, deutsche Walzermusik paßte nicht zu seinem nationalen Aufsluge". — Von Warschau macht unser Reisender Streifereien in die nächste Umgebung. „Als wir", erzählt er, „die Verschanzungen Pragas verlassen, zeigte mir mein Begleiter unweit derselben links an der Kunststraße, die nach Lithauisch-Brzesc führt, das steinerne Grabmal eines russischen Offiziers, der in der Schlacht bei Grochow schwer verwundet wurde und an den Folgen seiner Wunden gestorben ist, aber erst nach der Einnahme Warschaus durch seine Kriegsgefährten, seinem Wunsche gemäß, an dem Orte begraben wurde, wo er im Kampfe gefallen war. Er hieß Son, war Rittmeister im Cuirassier-Regiment Prinz Albert von Preußen und einer der Führer der glänzenden Cavaleriecharge, die die polnische Schlachtlinie in ihrer ganzen Tiefe durchdrang. Sein Denkmal erhebt sich nun über dem sonst öden Schlachtfelde. Bei Grochow, wo die Wege sich theilen, die Kunststraße eine Beugung macht und es rechts nach Milosna, links nach Kawentschin und dem berühmten Erlenwäldchen geht, liegt ein reinlicher großer Krug, wo jetzt ein Jude die Wirthschaft führt. Als unser Wagen vor dem Hause hielt, kam er schwarzgekleidet und bärtig, mit demüthiger Geberde und geschäftiger Rührigkeit heraus. Aus meinen polnisch gesprochenen Foderungen nahm er schnell wahr, daß ich kein Eingeborner des Landes sein könne, und redete nun mit mir Deutsch: „Sein gewiß gekümmen zu fahren zu sehn das Feld von der Schlacht, is gewesen eine grausse Schlacht, wo die Russen geschlagen die Polen (schon wußte er, daß ich ein Russe sei), und viele hohe Herrschaften, russische, polische und andere, sein gekümmen zu fahren zu sehn das Feld und den Wald und alle haben gesessen bei mir. Ich habe Wein und Kaffe und Meth und Collazie (Abendessen)". — Wir überließen den Wirth und seine israelitische Gastfreundschaft unsern Leuten und gingen links ab über die Wiesen dem Schlachtfelde zu. Ein Edelhof dicht vor uns lag noch in Ruinen, doch wohnten im Erdgeschoß allerhand Leute und trieben ihren Jubel; nur das Stockwerk des Herrn war wüst und unbewohnt. Das Schlachtfeld prangte im frischen Grün des Maimonds und die Wipfel des Erlenwalds rauschten still und freundlich. Nichts wies hier auf Krieg und Zerstörung, und nur mein Begleiter, ein Theilnehmer an der Schlacht, rief, weisend und erzählend, alte Erinnerungen hervor". — Auf der andern Seite Warschaus besucht der Reisende das anmuthige Landhaus einer reichen polnischen Dame und sieht das dicht daran liegende deutsche Colonistendorf Schoppe, eine halbe Meile von Warschau. „Die Neigung der Deutschen", drückt er sich aus, „überall nach Kräften und Gelegenheit historische Denkmäler zu begründen und zu erhalten, hat sich auch hier bewährt. Das arme Schoppe, ungefähr 15 Bauerhöfe fassend, lag innerhalb der polnischen Vertheidigungslinien und ward, als man dem russischen Angriff entgegensah, auf Anordnung des polnischen Heerführers niedergebrannt. Jetzt bauet es sich aus den Unterstützungsgeldern, die der Kaiser bewilligte, wieder auf, und jeder Bauerwirth hat, zum Andenken des verheerenden Kriegsbrandes, eine von den Kanonenkugeln, die beim Pflügen im Felde gefunden werden sind, in seinen neuerbaueten Schornstein eingemauert. Die Zeugen schlimmer Tage blicken friedlich über die freundlichen Dächer hin, und Bellona's furchtbarstes Werkzeug dient als Zierath am wirthlichen Herd. Mögen den guten Deutschen die eisernen Todeswürfel zu schützenden Penaten werden und sie zugleich an die kaiserliche Freigebigkeit erinnern. Von den Verwüstungen, die der Sturm auf Warschau nothwendig veranlassen mußte, sind jetzt (im Frühlinge 1833) nur wenig Spuren zu sehen, das einzige Dorf Wola abgerechnet, das noch in seinen Ruinen liegt. Hier befand sich aber auch die Hauptverschanzung, und noch umgeben die Kirche die von den Polen aufgeworfenen Erdwälle, über die jetzt russische Bajonnette blinken". — Wir verlassen hier unsern Reisenden und wenden uns zu andern literarischen Erscheinungen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Quatremère de Quinci erschien in Paris: „Canova et ses ouvrages", Memoiren über das Leben und die Arbeiten des berühmten Künstlers enthaltend, mit Portrait und Facsimile.

Der Marquis St.-Martin hat in 4 Bdn. herausgegeben: „Les deux Cartouches du 19. siècle."

Montaigne's „Essais" mit den Noten sämmtlicher Commentatoren und des Verfassers Portrait sind in einem starken Medianband erschienen.

Von des Baron d'Haussez bekanntem Werke: „La Grande-Bretagne en 1833", ist die zweite, mit mehren Capiteln vermehrte und verbesserte Auflage in 2 Bdn. erschienen.

Vom Marquis de Salvo, der 1825 in London: „Lord Byron en Italie et en Grèce, ou Apercu de sa vie et de ses ouvrages etc.", herausgab, ist neulich erschienen: „Mon portefeuille, ou papiers détachés sur des sujets politiques et littéraires."

„Histoire universelle du 19. siècle, divisée en grandes périodes décennales etc.", von Chapuys-Montlaville, soll in 100—120 Lieferungen, zu 3 Bogen, mit 200—240 schönen Blättern und Vignetten in Stahl herauskommen. Der Verf., der sich als député de Saone-et-Loire charakterisirt, stimmt in dem schön gedruckten Prospekt einen noch höhern Ton an als der ehemalige kaiserliche „Moniteur", und sein Verleger thut es ihm unberufenerweise nach.

Las Cases' „Mémorial de Ste. Hélène" wird in einer schön gedruckten Ausgabe, groß Median mit gespaltenen Columnen, vom Verf. durchgesehen und vermehrt, wiederaufgelegt. Es wird in 45 Lieferungen zu 10 Sous ausgegeben, deren jeden Monat vom 15. März an 2 erscheinen. Von namhaften Künstlern sind die dazu gehörigen Ansichten von St. Helena, Portraits, Karten, Plane u. s. w. 43.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag. — Nr. 103. — 13. April 1834.

Ueber Auswanderung nach Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 102.)

II. Ist es rathsam, in die östlichen oder westlichen, in die nördlichen oder südlichen Provinzen auszuwandern?

Es ist eine mehrfach und mit Nachdruck und solchen Gründen wiederholte Behauptung des Herrn Gerke, Deutsche dürften nicht nach südlichern Gegenden Nordamerikas ziehen, daß wir den Satz ohne Weiteres anerkennen müssen. Der Winter (sei er auch unbedeutend der temporairen Ausdehnung nach) ist doch für deutsche Lebensweise, Haushaltung und Menschennatur eine unentbehrliche Zugabe; und Gegenden, die gar keinen Schnee und kein Eis mehr haben, verlangen eine von der deutschen nicht blos dem Arrangement, sondern auch dem Product und der körperlichen Haltung nach so abweichende Cultur, daß schon dies allein den Ansiedler zu einem völlig andern Menschen macht; auch nach Seiten hin, wo die Meisten eben wünschen werden, nicht anders werden zu müssen. Nun kommt aber noch hinzu in diesen südlichern Gegenden: 1) die Sklavenbevölkerung mit allen ihren moralischen und physischen Unbequemlichkeiten (Neger haben z. B. einen, europäischen Nasen unerträglichen Geruch); 2) das Ungeziefer an Schlangen u. dgl., wenigstens in den noch unangebautern Gegenden, welche doch von neuen Ansiedlern in dubio gesucht werden.*) 3) Endlich kommt auch hinzu die Tödtlichkeit des Klimas selbst, welches nur in sehr schmalen mittlern Breiten, etwa am Missuri, ohne daß ein eigentlicher Winter statt hat, noch der Gesundheit der Bewohner zuträglich, in Louisiana, Arkansas u. s. w. aber wenigstens den Ansiedlern der ersten Generation in der Regel tödtlich ist.

Also daß für deutsche Ansiedler nur die nördlichern Staaten des freien und das britische Amerika bequeme Natur für Wohnplätze bieten, scheint aus Herrn Gerke's Darstellung, verglichen mit den andern neuern Schriften über diesen Gegenstand, hervorzugehen.

Was nun die Frage über die östlichen oder westlichen Wohnsitze betrifft, so wird dieser eine Vorfrage vorangehen müssen: Ist es für Auswanderer räthlich, die bewohntern oder die unbewohntern Gegenden zu suchen?

Wer nach den bewohntern Gegenden des freien oder britischen Amerika geht, wird, wenn er in Europa nicht im Stande war, sich eine nährende Scholle Landes zu verschaffen, es dort ebensowenig im Stande sein, denn das Land ist da ebenso hoch, wo nicht noch höher im Preise; dazu kommt die große Gefahr, die mit jedem Ankauf von Grund und Boden aus der Hand eines Privatmannes im freien Nordamerika verbunden ist, da sehr oft die Besitztitel nicht fest stehen und das gerichtliche Verfahren alle möglichen Chikanen zuläßt. Dazu kommt auch der Mangel an verkäuflichem Grund und Boden in den bewohntern britischen Gegenden, wie in Untercanada und in den bewohntern Strichen Obercanadas. Nach diesen dichter bewohnten Theilen der Freistaaten wie des britischen Amerikas könnten also höchstens tüchtige Handwerker auswandern; unter tüchtigen sind aber zu verstehen solche, wie wir sie in Deutschland, wenigstens in Norddeutschland, bei der durch die Gewerbefreiheit verbreiteten Pfuscherei, bei der milden Nachsicht des Publicums (was lieber mit verpfuschter Waare vorlieb nimmt, als einen Gerichtshandel anfängt) selten haben; wo wir aber solche haben, finden sie sicher auch in Deutschland ebenso gut und vergnüglicher Brot als in Amerika.

Ist nun aber sicher, daß nur Landwirthe und Handwerker mit Vortheil auswandern und nicht in der Auswanderung unbedingtem Elend entgegengehen; und ist ferner sicher, daß sehr bemittelte Landwirthe oder ausgezeichnet geschickte Handwerker sich selten zum Auswandern entschließen, so muß wol als allgemeiner Rath für Auswanderer bleiben, die noch unbesetztern Gegenden Amerikas zu suchen. Dies sind aber die Westprovinzen der freien Staaten oder die sogenannten Hinterwälder und Savannen und die unbewohntern Theile Obercanadas und Neubraunschweig in dem britischen Nordamerika.

Bedenkt man, daß die unbewohntern, also westlichen

*) Wenn auch für gewöhnlich die Gefahr durch giftiges Ungeziefer nicht so groß ist, als Mancher in Deutschland sie sich denkt; wenn auch mancher Ansiedler schon Monate oder gar Jahre lang in den westlichen Theilen Nordamerikas war, ohne eine Klapperschlange nur gesehen zu haben, läßt sich doch nicht ableugnen, daß fortwährend einzelne Unglücksfälle vorkommen, und wer will da, wo er freie Wahl hat, gern die Seinigen oder sich selbst solchem Ungefähr hingeben.

Districte des freien Nordamerikas immer noch von Zeit zu Zeit und oft sehr unerwartet den durch die wilden Stämme herbeigeführten Gefahren ausgesetzt und selbst in den nördlichern Theilen nicht ganz von Schlangenungeziefer u. dgl. frei sind; daß dagegen Beides in Obercanada, in weit höherm Grade, in Neubraunschweig gänzlich wegfällt, so erhalten auch in dieser Hinsicht die britischen Provinzen einen entschiedenen Vorzug. Freilich Neubraunschweig hat sehr harte Winter, sehr unbequeme Sommer und ist dem größten Theile nach noch eine fast gar nicht angebrochene Waldwüste; dagegen bietet es auch dem Anbauer noch fürs Erste herrliche Gelegenheit für Jagd und Fischerei, bietet wohlfeilen Boden und mit der Zeit, wenn das Land dichter bewohnt wird, in der herrlichen Wasserverbindung, die es überall hat, den Nachkommen ausgezeichnete mercantile Bequemlichkeiten. Neubraunschweig ist der Schlüssel und die Akropolis von Quebeck, ist das Schloß des britischen Nordamerikas, und Neubraunschweig und Niedercanada werden sicher in Zukunft die politisch-bedeutendsten Theile der ganzen neuen Welt.

Nun würden wir im Allgemeinen die Antwort auf obige Frage so zu stellen haben, daß der Auswanderer in Nordamerika die nördlichern, und zwar im freien die westlichen, im britischen die östlichen Gegenden zu suchen habe.

III. Haben unsere Regierungen ein Interesse dabei, wenn einmal das Factum der Auswanderung stattfindet, sich in diese Angelegenheit weiter zu mischen, als nöthig ist, um daraus entstehende Unordnungen in der deutschen Heimat zu hindern?

Mancher hätte vielleicht in dieser Frage statt des Wortes „Interesse" lieber das Wort „Pflicht" gelesen; inzwischen gehen wir von einer Ansicht aus, die zu sehr jenen Gedanken des Staates als einer moralischen Zwangsanstalt für Regierung und Regierte haßt, als daß wir der erstern irgend eine Pflicht gegen ein freiwillig sich abtrennendes Glied, noch den Letztern irgend ein Hinderniß der freiwilligen Abtrennung auflegen möchten. Es kann also nur von dem Interesse die Rede sein, welches die Regierungen zu nehmen, nicht von den Pflichten, die sie zu üben haben. Daß sie nun ein Interesse haben, darauf zu sehen, daß die Lostrennung der auswandernden Staatsglieder nicht in einer Weise statthabe, welche bürgerliche Unordnungen im Mutterland herbeiführt, versteht sich von selbst. Aber soll ihr Interesse noch weiter gehen? Hierauf antworten wir: Ja, wenn sie ihren wahren Vortheil erkennen, allerdings!

Prosperirende Ansiedelungen befreien das Mutterland immer von Stoffen, die ihm gefährlich werden können, wenn ihnen kein Ausweg eröffnet wird, und bilden (auch ohne alle politische Unterthänigkeit dieser neuen Ansiedelungen) Anhaltepunkte, die nur höchst vortheilhaft auf das Mutterland zurückwirken. Was wäre Griechenland ohne den reichen Kranz seiner Colonien im Alterthum gewesen? und doch wie wenige dieser Colonien standen in einer politischen Abhängigkeit vom Mutterlande, und diese wenigen in wie laxer?

Freilich bei Colonien in Nordamerika würde fürs erste alle mercantile Beziehung dadurch unberührt bleiben, ob Deutsche oder Engländer oder wer sonst die Colonie gründete, namentlich bei Colonien im britischen Lande. Ein Hauptvortheil, den sonst politisch vollkommen selbständige Colonien dem Mutterlande gewähren, würde für Deutschland hier wegfallen, da diese deutschen Colonien zwar nicht vom Mutterlande abhängig, aber auch in politischer und mercantiler Hinsicht nicht selbständig, sondern an andere Staaten gebunden wären. Inzwischen wo wäre das bei deutschen Colonien nicht der Fall, so lange der deutsche Bund oder einzelne Bundesstaaten nicht irgendwo ein Terrain erwerben, wohin sie ihre Auswanderer gehen und sich anbauen lassen; thäten sie aber dies (wozu nicht die mindeste Aussicht ist), so würden sie ohne Zweifel, wie es in der deutschen Natur liegt, durch kleinliche policeiliche Anordnung der Ansiedelung allen Ansiedlern grade die Lust, dahin zu gehen, vertreiben. Also Verhältnisse, wie sie sind, muß man auch nehmen, wie sie sind, und an politische oder mercantile Vortheile läßt sich zunächst bei deutschen Colonien nicht denken. Aber welch ein Vortheil erwüchse doch im Allgemeinen der deutschen Bildung und dem deutschen Geiste, wenn entweder in einem der nordwestlichen Theile der Unionsstaaten oder in einem solchen Theile des britischen Nordamerikas, der einen leichtern Schiffsverkehr zuließe, eine wahrhaft deutsche Ansiedelung mit deutscher Sprache und (da ja in den freien Staaten die Privatrechtsgestaltung den einzelnen Territorien überlassen bleibt) vielleicht sogar mit wesentlich deutscher Rechtsgrundlage oder auch nur auf der (ja doch auch ursprünglich deutschen) Grundlage des englischen Rechts sich von dem Umfang bildete, daß sie, wenn nicht einen politischen Einfluß üben, doch deutscher Art und Weise, deutschem Bauer- und Bürgerleben, mit der Zeit deutscher Kunst und Wissenschaft eine neue Zuflucht und einen üppigere Nahrung bietenden Boden gewährte. Wollen wir aber dem Interesse der Regierungen nicht zumuthen, auf so entfernte Vortheile, die sich bei Gleichheit der Sprache und Bildung dem Mutterlande gar nicht verschließen ließen, Rücksicht zu nehmen, bleiben wir nur bei der einfachen Gegenwart stehen, daß die deutschen Staaten durch begünstigte, im wahren Sinn begünstigte und geleitete Auswanderungen eine große Menge im Lande drückender und gährender Stoffe loswerden, die am Ende auch den nichtgährenden unbequem werden und sie drücken, so wird doch einleuchten, daß die Regierungen ein Interesse haben müssen, sich dieser Sache anzunehmen.

Mancher möchte hier freilich, gleich dem H. unterschriebenen Berichterstatter in der „Preußischen Staatszeitung", sagen: „je dichter die Bevölkerung, je besser ernährt sie sich" — ja! bis auf einen gewissen Grad ist das richtig — eine dichte Bevölkerung schafft vielen einzelnen Gewerben, und in diesen Gewerben der Subsistenz vieler einzelner Menschen eine Basis, aber immer werden sich dabei eine große Menge zu andern oder zu kümmerlichern Nahrungszweigen bequemen müssen, als ihrer ursprünglichen Naturneigung und Bestimmung und der

Energie ihrer Begehrlichkeit angemessen sind, und diese sind ein drückender Stoff, der recht gut abkommen kann, der sich zwar zum Theil immer wieder ersetzt, aber theils fortwährend abgeleitet werden kann, theils wenn diese Purification Generationen hindurch fortgesetzt wird, schon deswegen sich vermindert, weil die entweder begnüglichern Naturen, oder die gemüthlicher an dem Mutterlande hängenden, oder die von Hause aus reichern, an Mitteln und Nahrungsquellen begünstigtern Familien bleiben, und Gemüthseigenschaften wie Vermögenstheile von den Aeltern durch das Recht der Generation und durch die Erziehung auf die Kinder übergehen. Mögen denn jene unzufriedenern, ungenüglichern Naturen, mögen diese ihren Kampf mit der Natur in fernen Gegenden beginnen und dieselbe zähmen, sie drücken doch weder Nahrung noch Ordnung der Heimat. Was aber die vierte Frage anbetrifft:

IV. Ob die Nation ein Interesse habe, auch inwiefern sie nicht an der Auswanderung Theil nimmt, der Auswanderung irgend eine Theilnahme zu bezeigen?

so antworten wir unbedingt: in aller Weise! Denn alle jene Vortheile, die von einer wohlgeleiteten, deutschen Ansiedelung in geistiger Hinsicht erwartet werden können, kommen, wenn auch weniger den Regierungen, doch durchaus der Nation zu Gute, die dagegen einen reinen und unersetzlichen Verlust erleidet, wenn im Fortgange der Zeit zahllose Auswanderer sich unter andere Nationen zerstreuen und in ihnen vergehen. Auch hat die Nation, inwiefern sie ein physisches Bestehen und in diesem noch eine andere Existenz als die Regierung hat, auch ein Interesse an gedeihenden deutschen Ansiedelungen, an Ansiedelungen, die deutschen Rechtlichkeits- und Redlichkeitssinn, deutsche Liebe und Treue bewahren; denn auch des nicht Auswandernden Sohn und Enkel oder Urenkel kann in die Lage kommen, in einer Auswanderung sein Heil zu sehen; welch unschätzbares Gut aber würden alle Individuen der Nation ihren Enkeln hinterlassen, wenn alle Bedrängtere unter diesen in geräumigere Länder gehen könnten, ohne dort von ganz fremder Rede angegrinzt, von ganz fremder Sittlichkeit und Rechtlichkeit umgarnt zu werden, noch auch vor der bestialischen Caricatur jenes halb-angloamerikanischen, halb-deutschen Zwitterdinges eines virginischen deutschen Ansiedlers erschrecken zu müssen.

Niemand, der ein geringes Gefühl über die Paar Gliedmaßen, die er mit dem Worte Ich bezeichnet, hinaus hat, sollte diese Auswanderungsverhältnisse in unserer Zeit gleichgültig ansehen, und namentlich sollten alle Gebildete, d. h. alle wirklich über die nächsten Augenblicke Hinaussehenden es als eine heilige Pflicht betrachten, so viel als irgend an ihnen liegt, eine Sache zu fördern und zu leiten, die (wie es jetzt steht) ebenso sehr dem deutschen Wesen zu unberechenbarem Vortheil wie zu unberechenbarem Verluste gedeihen kann. 10.

H. E. Fuchs's heroisch-komisches Gedicht der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von a. 1600, mit den Varianten der Schnurr'schen Bearbeitung von 1612, und einer Einleitung herausgegeben von F. W. Genthe. (Der Ertrag ist für die Bibliothek des königl. Gymnasiums zu Eisleben bestimmt.) Eisleben, Reichardt. 1833. 8. 12 Gr.

Eine neue kritische Ausgabe des „Mücken- und Ameisenkrieges", welcher Fuchs zum ersten deutschen Bearbeiter, Teofilo Folengo (pseudonym Merlin Cocaio, gest. 1544) zum Verfasser hat, ist uns eine angenehme Erscheinung. Dies Gedicht, die glücklichste Nachahmung der „Batrachomyomachie", fand in Deutschland am Schluß des 16. und im Anfang des 17. Jahrh. so außerordentlichen Beifall, daß unser kritischer Herausgeber von 1580, wo Fuchs die erste Bearbeitung erscheinen ließ, bis 1623 nicht weniger als sechs verschiedene Ausgaben aufzählt. Lange Zeit ward Fuchs für den Erfinder gehalten, bis man mit dem macaronischen Original Folengo's näher bekannt wurde; offenbar aber handelte Schnurr, der seine Ausgabe 1612 erscheinen ließ, an Fuchs unrecht, den er copirte, indem er eine Handschrift zu copiren vorgab. — Der Text, wie ihn Hr. Genthe gibt, ist nach der Ausgabe von 1600 mit dem Titel: „Mückenkrieg, darin zu finden, welchergestalt die Mücken neben jhren Mitverwanthen und Bonndsgenossen sich wider die Ameyssen und deren Beistand zu Feld gelagert u. s. w. Drey Bücher, gantz kurzweilig zu lesen", abgedruckt und mit Schnurr's Varianten versehen. Die kritische Einleitung des Herausgebers verdient unsern Dank für das Licht, das sie über die ziemlich dunkle Autorschaft dieses Gedichts verbreitet; auch die Namenerklärungen sind dankenswerth. Das Gedicht selbst müssen wir als unsern Lesern bekannt voraussetzen. Als eine Probe dieses ergötzlichen Gedichts wollen wir jedoch die Verse ausheben, in welchen Sanguileo, der Mückenkönig, sich zum Kampf rüstet:

Als nun allesampt
Im Feld beisammen waren, trat
Seine königliche Majestät
Auf einen hohen Stock und that
Zu ihnen eine herrliche Red',
Eine so schöne Oration
Daß sich verwundert jedermon,
Dann er in dieser Kunst viel baß
Als Cicero geübet was ...
Sanguileo der thewre Mann
Legt auf dem Plan den Harnisch an,
Welchen ihm Sterops hat gebracht,
Aus zweyen Kücherhülsen gemacht.
Ein gelb Rübsamblatt war sein Schild,
Eine starke Hirsehüls' hübsch vergüld'
War sein Helmlein, sein Schärpen gar
Eine nadelspitzige Sauporst war.
Indeß führt man durchs Lager her
Sein feuriges tobendes Pferd,
Das war ein Grill' gar guter Art,
Zu Kriegshändeln mit Fleiß gespart,
Abgericht sich hoch zu erheben
Zu springen über alle Gräben ....
Der Held mit eim' fertigen Sprung
Ohn Vortheil sich in Sattel schwung,
Und als zurückweicht Jedermann
Fieng er den Hengst zu tummeln an,
Sprengt, stutzt und warf in schnell herum,
Rennt ein Weil schlecht, ein Weil die Krümb,
Daß ihm das Volk, welchs im zusahe
Einhelliglich groß Lob bejahe.

Dies Seitenstück zu Shakspeare's Frau Mab wird dem Leser, dem dasselbe neu ist, hoffentlich Lust erwecken, dies launige Gedicht, in dem jedoch eine höhere Idee der Satire nicht eben zu suchen ist, näher kennen zu lernen und sich an dem

harmlosen Schwank, der unsern Urgroßvätern schon so viel Vergnügen machte, noch einmal zu ergötzen; wäre es auch nur, um zu sehen, was vor 250 Jahren in Deutschland so allgemeinen Beifall fand. 52.

Miscellen aus der russischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 102.)

Der fruchtbare Utraquist Baron v. Rosen (er schriftstellert nämlich in deutscher und russischer Sprache zugleich) hat ein historisches Drama in 5 Aufzügen drucken lassen: „Rossya i Batori" (Rußland und Batory). Der Inhalt ist eine poetische Darstellung der Händel des kriegerischen Ungars, der König von Polen war, mit dem russischen Zarenreiche, die Hauptperson im Stück ist aber nicht der verschlagene und tapfere König Stephan, sondern der noch verschlagenere Zeitgenoß Boris Godunow, der während der Unruhen, Kriege und Niederlagen damit beschäftigt ist, sich den Weg zum Thron zu bahnen. Eine andere halb poetische, halb historische und antiquarische Hervorbringung sind die: „Pisma is Bolgarii" (Briefe aus der Bulgarei von Victor Tepliakow, Moskau, 1833). Bald nach der Einnahme Varnas ward der Verf. von dem Generalgouverneur von Neu-Rußland, Grafen Woronzow, in die von den russischen Truppen besetzten Ländergebiete am rechten Donauufer gesandt, um unter dem Schutz der Kriegsbehörden in den uralt historischen Ländern, die durch ihre neuesten Herren schwer zugänglich waren, Entdeckungen für Geschichte, Wissenschaft und Kunst zu versuchen. Tepliakow durchwanderte hierauf in diesem Auftrage einen Theil des alten Mösiens und Thraciens und gibt in seinen Briefen Rechenschaft über seine Bemühungen; aber uns scheint er nicht genug vorbereitet gewesen zu sein, um dem Zweck seiner Sendung vollständig zu genügen. Er ist mehr Dichter als Antiquar; indessen auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt enthalten die Briefe viele interessante Notizen.

Das Product eines ernsten Studiums ist: „Rosyskanije etc." (Untersuchungen über den Staatshaushalt des alten Rußlands von A. Hagemeister, Petersburg, 1833). Zum ersten Mal sind hier die aus alten Verordnungen, Kaufurkunden, Schenkbriefen ꝛc. mühsam gesammelten Angaben über alte Steuern, fürstliche Einkünfte, ihre Erhebung, Verwaltung und Verwendung systematisch zusammengestellt und zur nützlichen wissenschaftlichen Uebersicht geordnet worden. Der Verf. nimmt drei Zeiträume an, innerhalb welcher der Staatshaushalt jedesmal eine andere Gestalt erhalten zu haben scheint: nämlich den ersten von den Uranfängen des Staats bis 988, den zweiten bis 1236, den dritten bis 1462. Sinnreich und interessant sind seine Folgerungen über die Art und Weise, wie die alten Fürsten, Hof, Verwaltung und Heer unterhalten haben, sowie die Muthmaßungen über die frühere Standeseintheilung, die Stellung des Landbauers u. s. w.; jedoch würde es zu weit führen in nähere Darstellung dieser Zustände einzugehen.

Wenn die russische Literatur, deren neuste selbständige Hervorbringungen wir hier berührt haben, ohne der zahlreichen Uebersetzungen deutscher und französischer Werke jeder Art zu gedenken, sich also immer allseitiger entwickelt und rasch vorwärtsschreitet, so verspricht die Gründung der neuen St. Wladimirsuniversität zu Kiew nunmehr neben St. Petersburg und Moskau einen dritten fruchtreichen Mittelpunkt literarischer Thätigkeit. Diese Stadt, die uralte Wiege des russischen Staats, der Wohnort Nestor's, des ältesten russischen Annalisten, war durch die lithauische Eroberung und durch die Vereinigung Lithauens mit Polen Jahrhunderte hindurch dem Urstaate entfremdet worden, dessen Hauptstadt unterdessen Moskau ward. Die polnische Sprache, durch die katholische Geistlichkeit in den Schulen begünstigt, breitete sich von da an aus und erhielt sich neben der eigentlich heimischen, der russischen, durch ganz Volhynien und Podolien und theilweis in Klein- und Weißrußland. Obgleich zwar Kiew seit mehr als einem Jahrhundert und die andern Landesstrecken seit einem halben wieder mit Rußland vereinigt sind, so war doch die polnische Sprache sowol in Roth- als Schwarzrußland in ihrem Gebrauche wie für die Verwaltung, so in den Schulen gelassen worden; Wilna blieb daher eine polnische Universität. Jetzt nach ihrer Aufhebung erblüht in Kiew eine den ursprünglichen Bedürfnissen des Landes entsprechende Anstalt, wo die alten historischen Erinnerungen, die unter dem Landvolk und in den Städten ungetrübt erhaltene russische Rede ihre Pfleger und Förderer finden wird. Die russische Muse, die in den weiten Strecken zwischen dem Dniester, Bug, Dnieper und Düna bisher nur Volkslieder hervorbrachte, dürfte nunmehr einen höhern Flug nehmen.

Eine alte Sage der Russen erzählt: im grauen Alterthum hätte ein Mann gelebt Namens Slowin, der Wortbegabte oder Wohlredende. Dieser habe zwei Söhne gehabt, der ältere Ruß, der jüngere Lach geheißen. Der erstere habe des Vaters wohllautende Sprache richtig und gut geredet; der jüngere aber sei ein Stammler gewesen, habe im Reden gestottert, gezischt und geschnalzt. Von dem ältern stammen die Russen und sprechen noch die ursprüngliche, unverdorbene, wohlklingende, vocalreiche Rede des Slowin. Von dem Lach aber, dem Stammler, kämen die Polachen oder Polen und hätten dessen knatternde, vocalausmerzende, Zisch- und Mitlauter anhäufende Sprechart beibehalten. Dieser Zwiespalt der ursprünglich einen Sprache solle aber dereinst unter einem großen Regenten des ältern Stammes, dessen Name Volksüberwinder bedeuten würde, aufhören. — Indem wir die Deutung und Nutzanwendung dieser Sage auf sich beruhen lassen, benutzen wir sie jedoch, um hier im Anhange der Notizen über russische Literatur auch neuer Erscheinungen in der verwandten Polnischen zu erwähnen. In Wilna ist ein Almanach für 1834 von Krzeczkowski herausgegeben, der nach einer alten slawischen Gottheit „Zaicz" heißt. Der Inhalt bietet Gedichte und Prosa, unter Anderm Scenen aus Schiller's „Don Carlos", von Mickiewicz übersetzt. Auch von dem durch seine anmuthsvollen Poesien bekannten Ed. Odyniec finden sich darin Beiträge, und eine interessante Mittheilung ist das eingerückte Bruchstück einer noch ungedruckten Autobiographie Fr. Karpinski's. Die Ausstattung mit Lithographien und Musikbeilagen bildet eine angenehme Zugabe zu dem Büchelchen. Auch in Warschau ist für 1834 ein Almanach erschienen: „Jutrzenka" (Die Morgenröthe), worin neben Anderm eine Erzählung: „Die Jugend des Kopernikus", welcher berühmte Mann diesjährig hier als Pole, in einem berliner Almanach aber als Preuße erscheint.

In der ersten der oben genannten Städte hat soeben ein deutsches Buch die Presse verlassen, das besondere Beachtung verdient und dessen wir demnach hier noch schließlich erwähnen. Es ist: „Suworow's Leben und Heerzüge im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit dargestellt von Friedrich v. Smitt". Erster Theil (Wilna 1833). Der Verf. hat mit unermüdlichem Eifer in einer langen Reihe von Jahren die Materialien zu der Biographie gesammelt, deren ersten Theil er jetzt dem Druck übergeben. Dieser Theil enthält: die Jugendgeschichte des Feldherrn und seine frühste militairische Laufbahn im 7jährigen Kriege. Dann folgt der erste polnische Krieg von 1768—72, der türkische von 1773—74, der Feldzug gegen den Rebellenanführer Pugatschew, und der zweite türkische Krieg von 1788—90, welchen die Erstürmung Ismails beendet. Der zweite Theil, der nächstens erscheinen soll, wird den zweiten polnischen Krieg, die Erstürmung Pragas und Suworow's italienische Feldzüge enthalten. Da die bisherigen Lebensbeschreibungen Suworow's, die von Anthing u. A., sehr mangelhaft sind, so ist v. Smitt's Werk ein willkommener Beitrag zur genauern und tiefern Ergründung der Geschichte unserer Zeit, und erfreulich ist es, aus der Feder eines Livländers und aus dem fernen Wilna eine Lücke in der deutschen historischen Literatur auf eine so befriedigende Weise ausgefüllt zu sehn. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 104. — 14. April 1834.

George von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Dargestellt durch F. W. Barthold. Mit einem Bildnisse Georgs von Frundsberg. Hamburg, Perthes. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

In der Würdigung weltgeschichtlicher Erscheinungen bleibt das Parallelisiren immer ein misliches Geschäft für den Historiker, und nur zu leicht wird dabei übersehen, daß einige, oft nur zufällige Aehnlichkeiten oder einige schimmernde Antithesen zu wenig einen sichern Anhaltspunkt gewähren, um daraus Geist und Charakter einer ganzen Zeitform oder irgend eine Abwandlung derselben herzuleiten. Wol nicht mit Unrecht fühlt man sich daher ein wenig befremdet, wenn der Herr Verf. dieses Werks unmittelbar an der Schwelle desselben das Ritterepos und das Minnelied des Mittelalters in ihrem allmäligen Uebergange zum bürgerlichen Meistergesange dem abenteuerlichen Ritterthume in seiner Ausartung in das städtische Landsknechtshandwerk gegenüberstellt und sie beide auf dieser Bahn Hand in Hand gehen, ja, nothwendig durch einander bedingt werden läßt. Indeß würde man Unrecht thun, sich durch diese etwas gesuchte Behauptung von der gerechten Schätzung einer Arbeit zurückschrecken zu lassen, die in so viel andern Beziehungen durch sorgfältiges Quellenstudium, einen trefflichen Geist der Combination und gefällige Darstellung Hrn. Barthold, welcher seinen Beruf zur Bearbeitung der mittelaltrigen Geschichte bereits durch die schätzbare Monographie des „Römerzugs König Heinrich's von Lützelburg" *) bekundet hat, aufs Neue vortheilhaft auszeichnet.

Der gewählte Stoff, welcher, wie auch der Titel besagt, eine Darstellung des deutschen Kriegshandwerks in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts beabsichtigt, bedurfte eines Trägers, in dessen Person sich die Attribute eines deutschen Condottiere in einer gewissen Idealität zusammenfänden; und hier bot sich denn der wackere Georg von Frundsberg in seiner Eigenthümlichkeit allerdings in so dankbarer Weise dar, daß das Gemälde durch diese in den Vordergrund gestellte Hauptfigur neuen Reiz und Lebendigkeit gewinnt, insofern es gilt, alle charakteristischen Züge jener deutschen Kriegerkaste zur frischen Anschauung zu bringen und uns mit ihrer Constitution, ihrem Corporationsgeiste und ihren Sitten zu befreunden. Weniger aber scheint es Hrn. B. in dem Bestreben gelungen zu sein, seinen Helden nun auch wirklich in den Mittelpunkt der Darstellung so großer und denkwürdiger Ereignisse, als das lange und wechselvolle Ringen Karl V. und Franz I. um die Herrschaft Italiens mit sich führt, zu versetzen und darin zu erhalten. Hier wird nur zu oft die untergeordnete, ja nicht selten müßige Rolle fühlbar, welche dem Anführer deutscher Söldner in der Entwickelung der Begebenheiten zugetheilt bleiben mußte; und das nur um so mehr, als der Biograph sich über jenen Kampf mit einer, in anderer Hinsicht sehr verdienstlichen Ausführlichkeit verbreitet und uns über die Schlachten von Ravenna, Novara und Pavia, sowie über die Erstürmung Roms durch den Connetable von Bourbon eine Zusammenstellung des, obwol nur Bekannten gewährt, die durch ihre geschickte Behandlung jedes Lob verdient.

Ref. hofft seinerseits, einigen Dank bei den Lesern d. Bl. zu verdienen, wenn er sich zunächst und vornehmlich an den ersten Abschnitt des Buches hält, welcher sich mit einer allgemeinen Uebersicht des deutschen Kriegswesens seit Maximilian I. beschäftigt, wo zuerst an die Stelle des dienstpflichtigen Ritters der Ritter um Sold (Freireiter) trat, sowie in Frankreich die Banden, in Italien die Condottieri (Conducti), in Belgien und England die Brabançonen. Aber in Deutschland, dem Mittelgetriebe des europäischen Lebens, hatte sich allmälig durch die Freiheitskriege der Schweizer und den Glaubenskampf der Hussiten eine neue Waffe in dem enggescharten Fußvolk gebildet, das, von der Natur des Bodens begünstigt, in vielen blutigen Feldschlachten des übermüthigen Adels Meister geworden. Der sich ermannende Bürger- und Bauerstand lieferte diese freiheitseifrigen, starkmuthigen Streiter, und neuen, unzuberechnenden Vortheil bot ihnen das Feuergewehr, welches, nur vom Fußvolke zu handhaben, den Stahlpanzer des Ritters unnütz machte. Dies erfuhr Frankreich, dem seine adeligen Ordonnanzcompagnien, obwol von Bayard und andern Glanzsternen der französischen Chevalerie angeführt, bald nicht mehr ausreichten; während seine Bürger und Bauern jedem politischen Leben noch zu ferne standen, um zu einem Nationalfußvolk sich zu eignen. Die Sieger über Oestreich und Burgund,

*) Vgl. Nr. 55 d. Bl. f. 1833.

die Schweizerbauern, wurden demnach dort als Söldlinge herbeigerufen. Maximilian, in seinen grossen Entwürfen vom Adel seiner Erbstaaten wie von der Reichsritterschaft verlassen, durfte dies Beispiel nicht befolgen; denn Rebellen gegen Habsburg in Habsburgs Solde war ein Widerspruch, dem sich nur durch eine eigne Schöpfung begegnen ließ.

Und was der Weißkunig geschaffen — sagt der Verf. — hat die Welt geändert und die Aenderung getragen; woraus er geschaffen, war die Nation geworden und ist die Nation geblieben; er schuf aber die frommen Landsknechte; während Ludwig XII. und Franz I. bei ihrem Princip, dem adeligen, blieben und darüber mit ihren Hommes d'Armes zu Schanden wurden. Maximilian aber brachte zuerst rüstiges Stadt- und Landvolk aus den östreichischen Erblanden unter seine Fähnlein zusammen, gab ihnen Sold, waffnete sie nach Schweizerart, ohne Schild, mit 18 Fuß langen Spießen, Hellebarden und Schlachtschwerten, lehrte sie Glied und Rotte halten, die Lanzen ausstrecken, einen Igel machen und führte so gerüstetes, unverdrossenes Volk unter adeligen und bürgerlichen Hauptleuten in seine Feinde. Landsknechte nannte man die mannichfaltig bewaffneten, bunt bekleideten Haufen: denn es war Volk vom Lande, im Gegensatz des Gebirges, von wo die Schweizer; auch nicht vom flachen Lande allein, sondern, und vorzüglich, aus den Städten, deren zahlreiche, in Zunftspielen, guten Künsten und städtischem Kriege streitgeübte Handwerksgesellen dem ehrenvollen Ruf des ritterlichen Max freudig folgten. „Oberländische" Knechte wurden sie genannt, ward das Fähnlein in Städten und Flecken des schwäbischen Oberlandes aufgeworfen; „niederländische", wenn das Regiment Knechte aus den nördlichen Kreisen des Reichs zusammenfloß. Nicht Lanzknechte sind sie zu heißen, da sie, zum Unterschied der ritterlichen Lanze, den Spieß führten.

Dieser Uebergang der Wehr des deutschen Reichs vom Adel auf den Bürger- und Bauerstand fällt, bedeutsam genug, mit dem 36. und letzten allgemeinen deutschen Turnier zu Worms 1487 zusammen. Der sinnreiche Kaiser hatte glücklich die Form gefunden, unter welcher die deutsche Tüchtigkeit sich auch sofort durch ihre Siegesfrüchte im Niederland und Italien so wohl bewährte, daß bald in den ewig sich neugebährenden Kriegen unzählbare Scharen deutschen Fußvolks über alle Grenzen Deutschlands ausgegossen wurden. Damals behauptete die Mutter guter Landsknechte, welche nachher oft von unzufriedenen Feldhauptleuten als gestorben beklagt wurde, zuerst ihre furchtbare Natur; und es beginnt mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts eine Glanzperiode deutscher Waffenrüstigkeit und deutschen Schlachtenlobs, wie sie nie wiedergekehrt ist, seit das Vaterland zu fremder Ehr und eignem Schaden im dreißigjährigen Kriege sich todtgeblutet.

Ref. enthält sich nicht, hier noch folgende Stelle auszuheben, die zugleich eine anziehende Probe der geistvollen Darstellungsgabe des Verf. geben mag:

Maximilian verstand es, die, in bürgerlichen Zunftfehden und Auflauf gegen Obrigkeit und Geschlechter störrig und wild, in Strauß und Burgbrechen gegen Nachbarfürsten und Edelleute eigenwillig, kleinherzig und spießbürgerlich gewordenen Gemüther mit einem schönen Gefühl von Vaterland und Ehre zu durchdringen und die verrosteten Hellebarden, Knebelspieße und ungeschickten Bauermesser zu blanken Wehren für des Reichs und der Nation Ruhm zu schleifen. Daß aber auch der verständigere Adel, billig einer neuen Zeit sich beugend, dem zusammengetrommelten Volke Ordnung, Zier und vornehmere Kriegsphysiognomie verlieh und den altfränkischen und unbrauchbaren Dienst zu Roß mit Lanze und Schild aufgab, wirkte die gefeierte Persönlichkeit desselben so wunderbar mannichfaltigen Mannes, der grade so und nicht anders sein mußte, weil er Altes und Neues durch sich vermittelte. Theuerdank, der im altherkömmlichen Scharfrennen seinen Meister nicht gefunden, dem kein Falkenierer gleichkam im Feldspiel, welchen kein Gemsenjäger an Kühnheit und sicherm Auge übertraf, deß Fertigkeit mit dem Stahl und Geschick sowol mit Feldschlangen als mit Hakenbüchsen jeder Kundige den Preis ließ; der erfahrenste Schneller, Bauverständige zu Krieg und Zier, Musiker und Historienliebhaber, Poetenfreund, unergründlicher Grübelei hold — Kaiser Max, eine dem Auslande so unbegreifliche Natur, wie jeder ehrliche deutsche Mann ihn zu loben nicht satt werden konnte: Der nahm denn mit so warmer Liebe sich seiner Schöpfung an, daß die Hoheit des erwählten römischen Kaisers nicht unter ihrer Würde hielt, dann und wann als Landsknecht mit dem Spieß, das breite Schwert an den Lenden schlotternd, sich auf freier Heerstraße zu Fuße blicken zu lassen.

Interessant macht sich bei diesem Ueberblick der Entstehung des neuen deutschen Kriegswesens die Frage: Wie der deutsche Landsknecht gegen sein ursprüngliches Vorbild, den Schweizer, bestand, wann Beide, wie es nicht selten geschah, dem einen oder dem andern Kriegsfürsten dienend, im Felde aufeinandertrafen?

Sowol durch diesen wechselnden Gebrauch der Schweizer und Landsknechte gegen einander als durch löblichen Handwerkseifer, der freilich bei so gefährlicher Kunst ein blutiger sein mußte, endlich aus nationaler Abneigung, wie geschichtliche Erinnerung zwischen nahen Stammesverwandten, dergleichen Schwaben und Helvetier, zu erzeugen pflegt, war zwischen den Enkeln der gemeinsamen alemannischen Mutter ein so unauslöschlicher Haß entzündet worden, daß, wo Schweizer und Landsknechte in der Schlacht zusammentrafen, es immer dem gänzlichen Untergange einer Partei galt. Das erste Mal, als Beide ihre Kunst aneinander übten, im großen helvetischen Kriege Maximilian's, mußten zwar des Kaisers Zöglinge schweres Lehrgeld zahlen; das Handwerk war noch zu jung, nicht durchgebildet; — in den spätern mailändischen Kämpfen, als König Ludwig XII. mit den Cantons zerfallen und deutsches Fußvolk mit des Reiches Bewilligung für Frankreich stritt, schwankte schon die Wage, bis zur gewaltigen Schlacht bei Ravenna und dem Bluttage von Novara; wie aber Franz I. durch das Treffen bei Marignano sich der Welt mit so gepriesener Ritterlichkeit ankündigte, endete der Ruhm unwiderstehlicher Schweizertapferkeit, und die Welt erkannte die Unzuverlässigkeit der theuer bezahlten Eidgenossen bei Bicocco und Pavia, und so schnell ging die triumphreiche Glanzperiode unter, daß die Söhne von Schwyz und Uri bald in der Entscheidung der Schlachten vermißt wurden, und der Nationalstolz sich mit dem zweideutigen Ruhme päpstlicher und königlicher Leibwächter und Hüter fürstlicher Schwellen zufrieden gibt. Gründlich und schnell hatten andere Völker ihnen die Kunst abgelernt; und wie leicht war es, als die Ersten der neuen Waffenart gepriesen zu werden!

Indem sich nun der Verf. zur Schilderung von Wesen und Brauch der „frommen" Landsknechte wendet, macht er darauf aufmerksam, daß die Verfassung des deutschen Fußvolks von Ursprung an eine freie, gesetzliche, durch altes, aus verwandten Instituten entlehntes Herkommen geheiligt war. Freiwillig stellten sich die, für ihre Person ungebundenen deutschen Bauer- und Bürgersleute vom Pfluge oder den Werkstätten in den Waffendienst fürstlicher Fahnen, so oft ein ehrlicher Kriegszug dem unruhigen Blut Beschäftigung und Lohn verhieß; aber auch im Feldlager begehrten sie des Kaisers Sicherung ihrer bürgerlichen Rechtsverhältnisse. Entstanden kriegerische Zeitläufte, welche die Aufrichtung einer Waffenmacht erfoderten, so schickte der Kriegsherr einem berühmten Feldhauptmann adeligen oder bürgerlichen Standes einen Bestallungsbrief als Feldoberster, nebst offenem Patent, ein „Regiment"

(d. h. eine Truppe von 4 — 10,000 Köpfen) aufzurichten, und zugleich den „Artikelbrief“, der den Rechtsbrauch und die Verfassung bestimmte, in welcher der Fürst sein Volk gehalten wissen wollte, und worin Sold, Zahl der Fähnlein, Ort und Zeit der abzuhaltenden Musterung u. s. w. verfügt war. Wo es, wie nur zu oft an den erfoderlichen Geldmitteln zur Werbung mangelte, mußte der Kriegsoberste seinen Credit bei Freunden und Kaufleuten eröffnen, die wiederum die Aussicht auf Erwerb und Beute, als mit dem Kriegshandwerk wesentlich verbunden, willig machte, ihren Seckel aufzuthun. Berühmt durch viele Feldzüge und glückliche Thaten, wie etwa der Held dieser Biographie, Franz von Sickingen, Sebastian Schärtlin von Burtenbach u. A., beschickte ein Solcher seine Befreundeten und Waffengesellen, deren immer eine große Zahl müßig und der Arbeit harrend auf ihren Schlössern und in den Städten saß, wählte den Erfahrensten zu seinem Locotenenten und bestellte die Einzelnen als Hauptleute über die Fähnlein. Diese ließen nun überall auf Volkszusammenkünften und Plätzen das Werbpatent durch Trommelschlag „umschlagen“ und zum Kriegsspiel laden. Nirgend fehlte es an Zulauf, zumal in dem stets übervölkerten Schwaben. Immer aber war die Aufnahme in die Musterrolle nur stattlichen Gesellen zugelassen, wohlversehen mit Wamms und Schuhen, Blechhaube, Harnisch, gutem Schwerte, Hellebarde oder langem Spieße, auch wol noch mit einem Stück Gelde versehen. Der streng gehandhabte Landfriede war dem ungefügigen Adel, Hader mit weltlicher und geistlicher Obrigkeit dem unruhigen Zünftler und Handwerksgenossen, mangelnder Erwerb und die Folgen der Bauernkriege dem Landvolk kräftige Antriebe, sich dem unerträglichen Zwange des Stilllebens oder dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, und kecke Abenteurer verwendeten gern ihre letzte Habe auf eine stattliche Ausrüstung, um als Doppelsöldner oder gemeine Knechte der lockenden Werbetrommel zuzuströmen und ein Stück Geld auf den Lauf zu empfangen, bis sie sich des bestimmten Tages auf dem Sammelplatze gestellten.

Solchergestalt hatte auch die ganze deutsche Kriegerzunft, namhafte Ritter, Reiter, Hauptleute und Landsknechte in dem weiten Reichsgebiet genaue Kundschaft untereinander; und wenn ein eingeborner oder ausländischer Fürst gewandt genug war, sich eines hochgeehrten Gesellen zu versichern, konnte er durch den Einen die gesammte abenteuerliche Brüderschaft gegen seine Feinde aufbieten. Mit welcher Zaubermacht Herr Georg von Frundsberg, „der frommen Landsknechte lieber Vater“, hineingriff unter die kriegslustigen Kämpen Deutschlands, erwies er zu öftern Malen und insonderheit bei seinem letzten welschen Zuge, wo er die stärksten Regimenter (bis zu 12,000 Mann), ohne Geld und langsame Vorbereitung, binnen drei Wochen aus entlegenen Gauen Süddeutschlands gleichsam wie mit einem Zuge des Garns zusammenbrachte.

Wie vieles Einzelne, so muß hier auch die Art und Ordnung der, von dem ernannten kaiserlichen oder fürstlichen Musterherrn, im Gefolge seiner Kriegsräthe und Musterschreiber auf freiem Felde, Mann für Mann vorzunehmenden sorgfältigen Musterung der Fähnlein, je zu 400 guten, gesunden und wohlgemutheten Knechten übergangen werden. Es mußten darunter wenigstens 100 Ueberfolde sein, die auf das „erste Blatt“ vertheilt wurden, und entweder durch Kriegserfahrung oder besonders tüchtige Wehr ausgezeichnet waren. Unter Karl V. wurden auch mindestens 50 geschickte Hakenschützen, mit Kraut und Loth für den Anfang versehen, gefodert. Dann ward, in vollem Ringe, der Artikelbrief verlesen, der Eid vom Musterherrn abgenommen und über das zu handhabende Recht Verständigung getroffen, um nicht blindlings dem Obersten in jedes Unternehmen folgen zu müssen. Auf jeden Sold wurden 4 rhein. Gulden des Monats bewilligt; aber auch Geduld wurde zugesagt, wenn sich's mit der Löhnung verzögere. Sturmsold, als Belohnung für glücklichen Sturm, mochte nicht gefodert, hingegen nach gewonnener Schlacht eine neue Monatslöhnung gewärtigt werden. Bei entstandener Schlägerei durfte Jeder, nach dreimaligem vergeblichen Friedensgebot, den Anfänger ohne Strafe niederstoßen; Keiner beim Balgen sich mörderischer Wehr, als der Büchsen oder langen Spieße bedienen, wol aber sollte einem Jeden die Seitenwehr zur Beschützung seines Leibes freistehen. Kriegsknechte von verschiedenen Nationen durften nicht mit einander spielen, aus Besorgniß vor Aufruhr. In Freundesland war gewaltsames Entnehmen von Lebensmitteln bei Lebensstrafe untersagt; dem Profoß, wenn er einen Uebelthäter griff, sollte kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Die Fußknechte hatten in gemeinsamen Losamenten den Reisigen zu weichen und sich sonst untereinander um die Herberge zu vertragen. Mühlenwerke, Backöfen und Pflüge galten für unantastbar; Vorräthe von Wein, Bier u. s. w. durfte Niemand muthwilligerweise auslaufen lassen. Der Nachrichter oder Freimann war bei seiner Freiheit zu lassen. Im Spiele sollte Keiner dem Andern etwas „aufschlagen“, auch nicht weiter als um baar Geld spielen; wer im Spiele borgte, hatte keine Bezahlung zu erwarten. Des gotteslästerlichen Fluchens und Schwörens sollte sich Jeder sowie des Zutrinkens enthalten; Missethat in trunkenem Muthe ward für vollgültig zugerechnet und gebüßt. In eroberten Vesten gehörte Alles, was dem Feinde zu gemeinem Nutzen diente, dem kriegführenden Herrn; das Uebrige fiel den Gewinnenden anheim. Im kaiserlichen Heere mußte der Soldat auf dem Kleide ein aufgenähtes rothes Kreuz tragen, sowie über dem Harnisch eine rothe Feldbinde, wollte er nicht für einen Feind geachtet werden u. s. w.

Vorgestellt wurde dem so verpflichteten Kriegshaufen der Lieutenant des Obersten, der Proviantmeister, Quartiermeister und endlich — die seltsamste Figur dieser militairischen Republik — der furchtbare Profoß, als öffentlicher Ankläger und Urtelsvollstrecker, gleichsam die tausendäugige, allgegenwärtige Vehmgewalt; eigenthümlich deutsch, wunderlich und halb komisch, und doch wieder grausenhaft finster bei aller Gutmüthigkeit eines strengen Vaters. Dem Fähndrich ward das Fähnlein (in ansehnlichem Maßstabe zu denken) eingehändigt, welcher schwören mußte, Leib und

Leben dabei zu lassen. „Also", lautete es dabei, „wenn ihr werdet in eine Hand geschossen, darin ihr das Fähnlein traget, daß ihr es werdet in die andere nehmen; werdet ihr an derselbigen Hand auch geschädiget, so werdet ihr das Fähnlein ins Maul nehmen und fliegen lassen. Sofern ihr aber vor solchem Allen von den Feinden überrungen und nimmer erhalten werdet, so sollt ihr euch darein wickeln und euer Leib und Leben dabei und darin lassen, ehe ihr euer Fähnlein übergebt oder es mit Gewalt verliert"; — eine Aufgabe, die mehr als Einer buchstäblich und mit seinem Herzblut löste! So jener namenlose Deutsche, dessen Paul Jovius erwähnt, den man nach abgehauener rechter Hand, und als auch die linke verstümmelt worden, sein Fähnlein mit den Zähnen festhaltend liegen sah; oder wie Johann Harder in der Schlacht bei Ravenna, bis zu dessen Panier die Feinde drangen, es ihm zu entreißen; da faßte er es mit der Linken, zog rechts sein gutes, kurzes und breites Schwert, und schlug dem kecken Angreifer mit Einem Streich das Haupt ab, daß es in den Bausch der flatternden Fahne fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Unterhaltungen für Herz und Geist von Rud. Giehrl. Erster Band in vier Heften: Heinrich Rainer. Mit einem Titelkupfer. Zweiter Band in drei Heften: Die Hüttenbewohner. Nürnberg, Riedel. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Das erste ist eine gut erzählte Geschichte des Streites der Gegenkaiser Ludwig und Friedrich um die deutsche Reichskrone, treu und ohne Parteilichkeit für den einen oder andern Nebenbuhler. Für den Geist hat die historische Darstellung gesorgt; damit das Herz nicht leer ausgehe (denn eheliche Liebe wie die Friedrich's und seiner Elisabeth däucht Vielen zu kühl), sind noch zwei Paar Liebesleute dazu erfunden, wovon das eine, Heinrich und Rosamunde, in Friedrich's Geschick eingreifen und ein rühmliches Zeugniß für des Verf. Fähigkeit ablegen, das Ueberlieferte mit dem Erdichteten auf geschickte Weise zu verschmelzen. Das zweite ist eine Rittergeschichte von gutem Mittelschlag, mit Gemeinplätzen gewürzt, die bald die Wirksamkeit der Vehme erläutern, bald zur Verherrlichung einer treuen, in Noth und Gefahr ausharrenden Liebe beitragen helfen, welche jedes Hinderniß besiegt und zuletzt vom Erfolge gekrönt wird.

2. Abendbibliothek für die elegante Welt. Herausgegeben von Karl Munster. Zweites, viertes und fünftes Bändchen. Bunzlau, Appun. 1832—33. 8. Jedes Bändchen 12 Gr.*)

Nach Mancher Meinung soll es Zeichen von feinem Tone sein, die Gegenstände der Unterhaltung nur oberflächlich zu berühren und ja nicht sich zu erhitzen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird die elegante Welt sich vollkommen befriedigt finden; denn weder Tiefe noch Wärme macht die Unterhaltung schwer und fesselt das Interesse; man wird sich nicht lebhaft an der glücklichen Liebe der nach Griechenland wandernden Jünglinge erfreuen, noch über die tragischen Schicksale der verfolgten Christen in „Geta und Theophile" schmerzlich betrüben, sogar gleichgültig bleiben, wenn in „Rosen mit Dornen", die Leichtsinnige so hart bestraft wird, weil sie den leeren Gecken lieber hatte als den noch fadern und fahlern Tugendhaften. An Uebermaß des Witzes leidet die „Geschichte der bunten Tuchknoten im Löschpapier" durchaus nicht, und blos „Der Blutrichter" im neuesten Schauergeschmack ergreift, wenn auch nicht immer ohne das Schönheitsgefühl zu verletzen. Inhalt und Form sind dabei in Widerspruch; denn jener zum Ueberlegen auffodernd, hemmt, da doch der fließende Styl sich schnell weglesen läßt, ein Vorzug, dessen die übrigen Erzählungen ermangeln, zumal die von Luise Appun, die aus einer Zeit zu stammen scheinen, wo gute Schreibart wie gute Wege zu den Ausnahmen gehörten, statt daß jetzt das Holpernde bei Straßen und Büchern das Seltene ist.

*) Ueber das dritte Bändchen vgl. Nr. 349 d. Bl. f. 1831. D. Red.

3. Epheublätter. Gesammelte Erzählungen von C. Arndt, W. Fischer, C. Jacobi. Berlin, Nauck. 1832. 8. 1 Thlr.

Will es Einem auch allzu spitzfindig bedünken, daß der Zweck unbedingt die Mittel heilige, so darf ein ehrlicher, den Irrgängen der Casuistik abholder Referent dennoch eingestehen, daß bei diesem Büchlein er des Zweckes wegen*) vielleicht nicht völlig unbefangen ist, daß ihm die Erzählungen gut dünken; die zweite, „Die Belagerung von Freiberg", hat überdies das Verdienst der Neuheit, indem auf die Schweden ein gehässiges Licht, auf Tilly's Parteigänger ein günstiges geworfen ist. Die kleine Erzählung: „Die Zwirnwickel", hätte unbeschadet für Verf. und Publicum unabgewickelt bleiben können, die leichten Papierschnitzel können das schwere Gewicht von Selbstmord und gerichtlicher Untersuchung nicht ertragen; da ziemen sich heitere Scherze.

4. Schneeflocken. Novellen; erzählt in der Gesellschaft Concordia. Herausgegeben von L. von Alvensleben. Leipzig, Brüggemann. 1833. 8. 18 Gr.

Für den Titel zu gewichtig und farbig. Das meiste Wasser möchte noch „Der Stumme", eine Erzählung aus den Ritterzeiten haben, denn es wird viel darin geweint; der Unschuld geht's zu Anfang erbärmlich, bis sie zuletzt glorificirt. Aber gefrorenes Wasser gibt's darin nicht, weder ist der Vortrag kalt, noch ermangeln die Hassenden und Liebenden des Feuers. Recht artig, leicht und gefällig ist „Der Geheimnißvolle", eine Erzählung unserer Tage, nicht die längste, aber vielleicht die unterhaltendste dieser Flocken, die lustig flimmern und fliegen, mannichfach gestaltet, dem Betrachter zum angenehmen Zeitvertrieb.

5. Volksmärchen von Godofred Querner. Erster Band. Weimar, Gräbner. 1833. 8. 16 Gr.

Nach einer sinnigen, vielverheißenden Vorrede folgen Märchen und Sagen, in denen leider das Neue nicht gut und das Gute nicht neu, deren Existenz also unnöthig ist.

6. Cactusblüten. Erzählungen und Novellen von A. Schreiber. Zwei Bände. Stuttgart, Brodhag. 1833. Gr. 12. 3 Thlr.

Sie usurpiren nur den Namen der schönen südlichen Blume, denn weder sind sie von dem glänzendsten Effect, noch weniger aber ephemere Erscheinungen, unvollständige Gewächse, ohne Blatt und Stiel, an den Stamm gleichsam willkürlich angeheftet; es sind vielmehr wohlgebildete, naturgemäß entwickelte Pflanzen, von dauernder Lebenskraft, höchstens durch die Mannichfaltigkeit der Form und Farbe jenen Cactusarten verwandt. Geschichtliches und Romantisches, Mittelaltriges und Erzählungen im Conversationstone, keines dieser Elemente sucht man vergebens, und zwar sind die Bestandtheile guter Qualität, der Ernst, die Betrachtung machen Einen nicht frieren, die Empfindung empfindelt und ziert sich nicht, der Scherz ist heiter, die Anschauung lebendig, das Bekannte heimelt an und wird wieder durch die Weise der Auffassung neu, was z. B. von der „Spinnerin" gilt, die oft besungene Lombardin Bertha. Unter den rein ernsten, zur Wehmuth sich hinneigenden Erzählungen ist „Sabina", Erwin von Steinbach's Tochter und Gehülfin am strasburger Münsterbau, eine der anklingendsten. Ein kurzer überaus ergötzlicher Schwank sind: „Die beiden Invaliden"; der Teufel wird dabei mit so gutem Humor geprellt, daß er, nicht dämisch tölpelhaft wie in ähnlichen Fällen, nicht darüber unwirsch wird, vielmehr Spaß versteht und beinahe so vergnüglich dareinsieht wie die Leser. 58.

*) Der Ertrag des Buches ist zum Besten der hülfsbedürftigen Familien derjenigen Landwehrmänner bestimmt, die in Ausübung ihrer Pflichten der Cholera erlagen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 105. — 15. April 1834.

George von Frundsberg u. s. w. Von F. W. Barthold.
(Beschluß aus Nr. 104.)

In sich selbst gliederten sich die einzelnen Fähnlein, deren 10—16 das Regiment bildeten, abseiten des Hauptmanns durch öffentliche Verheißung frommer, tapferer und vorsichtiger Führung sowie durch Vorstellung seines Unterstabs; während die niedern Anführer von der Gemeinde selbst unter Leitung des Feldweibels erwählt und für je zehn Spieße der Tüchtigste zum Rottmeister bestellt wurde.

Der Oberste, gleichsam als Dictator dieser Soldatenrepublik, in einer sehr unabhängigen Stellung zum Kriegsfürsten und nur dem Generalobersten des gesammten Heeres untergeordnet, erhielt zu Karl V. Zeiten auf seinen Leib und Tafel einen hundertfachen Monatssold und 200 Gulden für seinen Stab und Leibwächter, deren er bei öfters ausbleibender Löhnung gegen die meuterische Entrüstung seiner Dienstbefohlenen auch gar wohl bedürfen mochte. Den Hauptleuten gebührte ein zehnfacher Sold, und auch sie hatten ihren Stab und Gefolge und fochten zu Fuß mit Streitärten, Hellebarden und Schlachtschwertern in ausgezeichneter Rüstung. Der Schultheiß des Regiments, der früher selbst ein tapferer Kriegsmann gewesen sein mußte, und auch an heißen Tagen wol seinen Stab wieder mit dem Schwert vertauschte, verwaltete die Justiz; der Wachtmeister besorgte die Ausstellung der Wachtposten, Runden und Scharwachten, die Losung und Alles, was zur Sicherheit des Lagers gehörte. Der Proviant- und Quartiermeister erklären ihr Amt hinlänglich durch ihre Benennung. Auch von dem Profoß, dessen Function, da er eine tapfere, ernste Kriegsperson war, keineswegs etwas Gehässiges anklebte, ist bereits die Rede gewesen. Er hatte neben der Steuerung alles Unfugs und Frevels die Kaufleute, Krämer und Marketender unter seiner besondern policeilichen Fürsorge. Wo das Heer längere Zeit weilte, richtete er einen Markt ein, zu welchem, als unentbehrliches Requisit und Gerechtigkeitssymbol, stets ein Galgen gehörte; daher auch Kaiser Karl im Vorbeireiten nie vergaß, den Hut vor demselben abzuziehen. Dem Profoß gebührte eine Abgabe von allen hier ausgelegten Handelsartikeln; vom Schlachtvieh die Zunge u. s. w. Auch die Sudler und Sudlerinnen im Lager (Garköche) hatten sich monatlich mit ihm abzufinden.

Man darf sagen, daß der deutsche Kriegsstand nur als Bethätigung der gesammten Volksthümlichkeit nach einer besondern Richtung anzusehen war, wo also auch in den untern Sphären die wunderlichsten und dem heutigen Soldatenstande fremdesten Figuren weniger auffallen dürfen; wie z. B. im Gefolge des Profoßen der Stockmeister und seine Gehülfen, die Steckenknechte; der „freie Mann" im rothen Wammse, mit der Blutfeder auf dem Hute und dem breiten Richtschwert an der rechten Hüfte; aber auch den „Hurenweibel" mit Hauptmannsrang, sammt seinem Lieutenant, Renn- und Rumormeistern, denen die Aufsicht über die, zu Trost und Pflege mitgeschleppten Weiber und Kinder, Buben und noch loseres Gesindel zustand. Indeß war dies Amt auch strategisch bedeutsam, insofern der ungeheure „angehenkte" Troß so geleitet werden mußte, daß er den Bewegungen des Heeres im Angesicht des Feindes nie im Wege stand. Unter die Obliegenheiten dieses Trosses gehörte auch bei Belagerungen die Anfertigung der Faschinen. Der armlange und wol oft sehr nothwendige „Vergleicher", dessen sich der Rumormeister bei den Feldamazonen mit unnachsichtlichem Ernst bediente, konnte dennoch nicht erwirken, daß dieses Gesindels irgendwo weniger geworden wäre. Es muß demnach das damalige Feldleben trotz der schnöden Behandlung einen unwiderstehlichen Reiz gehabt haben.

Eine reiche Fundgrube an Daten zu dieser, nur im leichtesten Umriß skizzirten Charakteristik des deutschen Kriegswesens jener Zeit gewährt das voluminöse „Kriegsbuch" des Ulmer Bürgers und kaiserl. Provisioners Leonhard Fronsperger; Frankfurt a. M. 1571. (Er scheint sich diesen Namen fast aus einer gewissen Pietät gegen Georg von Frundsberg beigelegt zu haben, den er allen Andern vorzieht, und mit dem sich wenigstens eine innige Verwandtschaft des Geistes ergeben möchte.) Hr. Barthold ist ihm hauptsächlich und mit Recht gefolgt, obwol sich aus ihm weniger der Kriegsbrauch irgend einer genau begrenzten Periode als überhaupt der Zeiten von Maximilian I. bis auf Maximilian II. festhalten läßt. Es würde aber beiweitem die Grenzen d. Bl. überschreiten, auch nur das Eigenthümlichste und Anziehendste auszuheben, was das innere Leben und Wesen jener militairischen Republiken als individuell bezeichnet. Ref. begnügt sich daher, nur mit Wenigem zu bemerken, daß, während der Fähndrich die militairische Ehre des Haufens zu wahren

und auf dessen kriegsmuthige Haltung sein Absehen hatte, es dem Feldweibel gebührte, als Exerciermeister für die taktische Ordnung und technische Ausbildung zu sorgen. Die Gemeinweibel waren die berechtigten Anbringer der Beschwerden des Soldaten bei dem Hauptmann; in noch höherer Potenz aber die durch die Menge erwählten „Ambosaten" (Ambassati), welche dem Obersten und Feldherrn bei entstandener Irrung und Zwiespalt mit dem Hauptmann ihre Klage vortrugen. Schiller hat im „Wallenstein" einen glücklichen Gebrauch von diesen Regimentsdelegaten zu machen gewußt.

Ueber die gesammte Lage dieser Miliz urtheilt der Verf.:

> Waren auch die Kriege mörderisch, und rafften namentlich die pestartigen Krankeiten in Italien und Frankreich Tausende dahin, so führten sie dennoch ein lustiges, vom heutigen Militairzwange freies Leben. Kein strenges Gebot ihrer Hauptleute nöthigte sie, die rostigen Wehren zu reinigen, wenn sie nur brauchbar vor dem Feinde blieben. Ihr Rücken war nicht der entehrenden Bestrafung des Stockes preisgegeben, ihr freibürgerlicher Mannessinn nicht verletzt durch Schimpfreden adeliger Knaben. Für gekränkte Ehre stand Jedem persönliche Genugthuung unbenommen; er durfte sich im Zweikampf der kurzen Waffe bedienen: aber ein altes, auf einer Grundvorstellung von ehrlichem Kampfe beruhendes Herkommen erlaubte nur den Hieb, nicht, nach spanischer Sitte, den Stich. Der Landsknechte leibliche Wohlfahrt und Leben hing nicht von der Brutalität der Obersten, sondern im Falle eines Vergehens von einem so weise erwogenen, so jede Rücksicht der Menschlichkeit ehrenden Gange der Justiz ab, daß das schöne Gefühl bürgerlicher Berechtigung in jedem Acte des Kriegslebens vergegenwärtigt blieb. Die Regimenter Landsknechte nämlich zur Zeit Karl V. hatten unter sich ein Recht im Brauch, welches, als schöne Erinnerung der öffentlichen altgermanischen Justizpflege, aus den Zunftverbänden der Städte sich in die freieste Bethätigung des menschlichen Willens, in die geschlossenen Gesellschaften, welche im Sold des Kriegsherrn ihr Leben verdungen, hineinrettete und dessen Spur sich in einzelnen deutschen Heeren der Form nach erhalten hat.

Auch diese Rechtsverfassung des deutschen Fußvolks, von Kaiser Maximilian I. selbst verfaßt und in Druck ausgegangen, gestattet hier keine ausführlichere Erwähnung. In Malefizsachen war entweder das Recht „der langen Spieße" zugesagt, oder der Verlauf der Geschwornengerichte. Letzteres hatte seine sehr liberalen Formen; ersteres, aus dem altdeutschen Gebrauch der Genossengerichte hervorgegangen, hat seinen letzten Anklang im deutschen Heere in der Barbarei des Gassenlaufens aufbewahrt. Es strafte den Verbrecher, ebenfalls unter genau bestimmten Formen, durch freiwilliges Hineinlaufen in eine Doppelgasse dicht gegen seine Brust gerichteter Spieße, als ehrlichen Soldatentod, und war nur bei einzelnen Regimentern als Rechtsgebrauch eingeführt.

So furchtbare Strenge, selbst gegen geringe Vergehen, mußte unter den Landsknechten, dem freiesten und verwegensten Theil der Nation, mit wunderlichem Formelwesen geübt werden, weil das pochendste Selbstgefühl im städtischen Zunftsystem zum eigensinnigsten Bewußtsein persönlicher Berechtigung erweckt, nicht anders nach Einem Ziele hingerichtet bleiben konnte. Die herrschenden Begriffe von Selbstrache empfahlen dem Schultheißen und Profoßen besonnene Schonung und Behutsamkeit, sowie unparteiische Gerechtigkeit, weil sie auch nach Auflösung des Regiments dem Gekränkten zu Recht stehen durften.

Von der Taktik, wodurch diese Heerhaufen im Angriff wie im Widerstand so furchtbar wurden, läßt sich nur so viel sagen, daß sie, ohne noch durch die Kunst der, erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Gang gekommenen „Trillmeister" pedantisch abgerichtet zu sein, vornehmlich auf den Druck des „hellen Haufens" im geschlossenen Viereck (gleichsam ein moderner Phalanx) mit wuchtigem Sturmschritt (nach dem beliebten Trommeltact: „Hüt' dich, Bau'r! Ich komm!") rechneten, gleichwol aber auch ihre durchs Loos gewählten Tirailleurs — die „Läufer" oder den „verlorenen Haufen" (enfans perdus) — vor sich hatten. Die Hakenschützen oder Arkebusiere wurden an den Seiten in besondern Haufen „angehenkt". So stellte auch noch Wallenstein bei Lützen seine mächtigen Bataillone in tiefer Schlachtordnung auf. Beim Angriff stand den Anführern ihr Platz vor der vordersten Reihe zu. „Da stritt Herr Georg von Frundsberg, sich wie eine wandelnde Säule bewegend, holte jedesmal, wenn er einen mächtigen Streich mit dem Schlachtschwerte auf seinen Feind gethan, tief aufseufzend Athem, als fälle er den knorrigsten Stamm; denn er war schwer von Leib bei höher gerücktem Mannesalter." (Und wahrlich, sein Conterfei vor dem Buche gewährt dieser Aussage volle Glaubwürdigkeit!)

Hier vor der gevierten Schlachtordnung war auch der Tummelplatz für jene an ein homerisches Weltalter erinnernden Heldenthaten, deren Ruhm nach dem Untergange der Ritterschaft die Edeln scharenweise in die Reihen des Fußvolks lockte. In der That waren Herausfoderungen und Einzelnkämpfe vor dem Beginn der Schlacht nichts Seltenes. Noch blieb eine Zeit lang das ritterliche Auffodern zur Schlacht auf bestimmtes Feld, Tag und Stunde durch einen Herold im Brauch. Im Sturmangriff erscholl als Schlachtruf aus voller Brust ein „Her! her!" Das Loos der Gefangenen, im stillen Einverständniß für den „guten Krieg", war milde und die Behandlung dem Stande angemessen; war aber, wie häufig zwischen erbitterten Gegnern, zumal Deutschen und Schweizern, die mala guerra durch Trompeter ausdrücklich ausgerufen, so sprang der Besiegte ohne Gnade über die Klinge. Späterhin gedieh es, namentlich in den Niederlanden, mit der bonne guerre zu einem so humanen Abkommen, daß, wo Parteien von ungleicher Stärke aufeinanderstießen, die schwächere sich ohne Schimpf der Stärkern ergab; eine Spielerei, die jedoch Wallenstein's, des letzten und größten deutschen Condottiere, strenger Zorn verbannte. Wer sich „liederlich" ergab, ward mit einem weißen Stecken entlassen. Angesehenere Gefangene waren Eigenthum ihres Besiegers, dem sie die Waffe als Pfand eingehändigt, und mußten ein Lösegeld zahlen oder Bürgen stellen. Deutscher gegen Deutschen durfte Vertagung auf „ritterlich Gefängniß" erwarten.

Die Wehr und das Costum unserer deutschen Landsknechte war willkürlich und in der Regel mehr oder minder phantastisch, wie so viele alte Holzschnitte ausweisen, ermangelte jedoch der spanischen Zierlichkeit oder welschen und französischen Pracht; sie mochten denn in einem eroberten Platze Sammet und Seide „mit der längsten Elle"

gerissen haben. Plump in Anstand und Sitte, trugen denn auch ihre Vergnügungen in Sang und Reim diesen Stempel, ohne gleichwol einer gewissen Gemüthlichkeit zu ermangeln; und es ist nicht zu leugnen, daß die Reformation auf diese edlere Stimmung einen bedeutenden Einfluß ausübte, sowie sie denn auch das Epithet eines „frommen" Landsknechts zum stehenden Ausdruck erhob, der eigentlich und zunächst wol nur der kriegerischen virtus gelten mochte. Grell stachen dagegen aber die Schattenseiten in Zucht und Sitte dieser nur zu bald ausgearteten und im Kriegsleben verwilderten Gemüther ab. Schnöde Beutesucht, Frechheit, Gewaltthat, Meuterei, Pracht und Prassen schändeten vielfältig sowol die Hauptleute als den gemeinen Haufen; Freundes- und Feindesland ward auf Zügen mit gleicher Wildheit behandelt. Schon früh begann bei den Führern der Kriegsdienst nur aus kaufmännischem Gesichtspunkt betrachtet zu werden. Es galt die Frage, ob bei eine Unternehmung etwas Ansehnliches „hinter sich zu schlagen" sei. Nur ein Frundsberg und andere wenige Edle kriegten aus innerer Freudigkeit; aber schon Sebastian Schärtlin besann sich und nannte es ein glücklich Heimkehren, wenn er mit gefülltem Säckel und sonst guter Beute nach Burtenbach zurückzog. Allein auch die blutig und mühsam errungene Beute zerstob nur zu leicht in ein Nichts bei Würfelbecher oder Karte, die mit toller Leidenschaftlichkeit gehandhabt wurden. Der nämliche Schärtlin verspielte zu Neapel 5000 Dukaten in Einer Stunde, und solcher „geschwinden Spieler" gab es bis zu den untersten Graden herab, und die Ruchlosigkeit gefiel sich darin, Zeit und Ort zu solcher Lust, z. B. an hohen Festtagen und selbst auf kirchlichen Altären mit frechem Muthwillen zu wählen; wobei denn, wie begreiflich, ein Uebermaß gotteslästerlicher Flüche, Wortfrevel und bizarrer Schwurfloskeln Hand in Hand ging. Ueber den „Saufteufel" des deutschen Kriegsvolks, als der unergründlichsten Vollzapfe, gibt es nur Eine Stimme; aber gleiche Liebe zu einem guten Imbiß machte es nach Machiavell's Bemerkung minder tauglich zur Ausdauer in umlagerten Festen, wo Schmalhans die Küche versah. In dieser Beziehung gewannen daher die nüchternen Schweizer den verfressenen, daheim an derbe Kost gewöhnten Schwaben leichtlich den Rang ab.

War endlich der Feldzug geschlossen, der Sold oder die Beute verzehrt, und der Landsknecht kehrte, vielleicht verkrüppelt, aber stets ohne Lust zu friedlichem Geschäft, in die Heimat zurück, so schlug er schnell zum ungestümsten Bettler um, und ward durch das sogenannte „Garthen" zur schmählichen Geißel des Landmanns. Ein Nachklang dieses deutschen Söldnerlebens in seinen mannichfachen Abstufungen aus der letzten Periode seines Bestehens, dem dreißigjährigen Kriege, wird uns mit den treuesten und lebendigsten Farben höchst anziehend in dem „Deutschen Simplicissimus" geschildert.

Ref. verzichtet darauf, den Verf. in der eigentlichen Lebensbeschreibung seines Helden, „der Landsknechte lieben Vater" —, während ihn die Schweizer, deren Schrecken er geworden, nur „den Leutfresser" hießen —, zu begleiten, fodert aber die Leser auf, sich diesen vielfältig belohnenden Genuß zu gewähren. Selbst auch nur besonders interessante Einzelnheiten auszuziehen (so viele derselben er sich auch angestrichen hat), würde ihn hier zu weit führen: Frundsberg's Zusammentreffen mit Luther auf dem Reichstage zu Worms, da dieser sein Wort und Werk vor Kaiser Karl verantworten sollte, und sein ermunternder Spruch an den Glaubenshelden sind im Munde des Volks. Aber auch Luther erkannte den Mann in seiner hohen sittlichen Bedeutung und rechnete ihn zu den „Wunderhelden", um welcher willen Gott ein ganzes Land segnet. Den Bericht über des Ritters Verhältnisse zu Götz von Berlichingen und sein durchaus edles Benehmen gegen denselben in seiner letzten traurigen Lebensperiode wird man nicht ohne Theilnahme lesen, sowie seinen, durch weise Schonung und Menschlichkeit bezeichneten Antheil zur Dämpfung des Bauernkriegs in Schwaben. Allein der eigentliche Schauplatz seiner ritterlichen Thätigkeit bleibt doch der Boden der Lombardei, wiewol der Verf. selbst gestehen muß, daß die Bewegung des kaiserlichen Heeres gegen Pavia, welche die große Katastrophe der Besiegung und Gefangennehmung Franz I. herbeiführte, eigentlich doch ein Gedankenblitz aus Pescara's, nur allein zum Verständniß der Verhältnisse gediehenen Geiste gewesen, der, als Funke niedergelegt in Frundsberg's besonnene Seele, zur That geworden. Treffend wird die Schlacht bei Pavia und der Angriff des französischen Adels als eine Scene plötzlicher Versetzung aus der besonnenen Sphäre modernen Kriegsgeschicks in ein untergegangenes Jahrhundert sieghafter Chevalerie geschildert, wo jedoch wiederum Pescara, gleichsam der Genius dieser modernen Kriegskunst, mit einem Zaubergebot das glänzende Schlachtturnier in eine gemeine aber entsetzliche Mordjagd umwandelte. Die spanischen Arkebusirer, in Tirailleurs aufgelöst und ihres Mannes nicht fehlend, bewirkten diesen Zauber. Von diesem Tage an datirt eine neue Kriegskunst, und die Uebermacht der Feuerwaffe ist entschieden.

Insofern der letzte, in drei Wochen geworbene und unter Naturerschwernissen, kaum Napoleon's Zug über den Bernhard vergleichbar, von Frundsberg über die tiroler Alpen geführte Heerhaufe deutscher Landsknechte einen Bestandtheil der Kriegsmacht bildete, welche der Connetable von Bourbon 1527 vor Rom führte, wiewol Jener, ausgebrochener Meuterei und Krankheits halber, nicht mehr an der Spitze der Seinen stand, ist die ausführliche Darstellung der Erstürmung der Weltstadt, wie der Verf. sie noch folgen läßt, als eine erwünschte Zugabe zu betrachten. Auch wird es manchem Leser nicht unangenehm sein, unter den Mithandelnden an diesem blutigen Trauerspiel hier auch dem thatkräftigen Goldschmied Benvenuto Cellini seinen mehr oder minder bedeutenden Antheil zugemessen zu sehen.

Ref. beschließt diese Anzeige, wie er sie begann, mit einigem kritischen Bedenken; weniger wegen dieses oder jenes, Hrn. Barthold entschlüpften, jedoch seltenen trivialen Ausdrucks — z. B. S. 185: „Frankreich hatte das Spiel verloren" — als wegen einer Ansicht, den von Kaiser

Maximilian geordneten Landfrieden betreffend, von welchem S. 213 gesagt wird: „Wie jedoch derselbe einerseits des Adels störrige Seelen brach, so gab dessen kaiserlich-strenge Aufrechterhaltung andererseits deutscher Sitte und deutschem Gemüthe einen empfindlichen Stoß und zwang die ritterliche, aber rauhe Ehrlichkeit zu heimtückischen, früher unerhörten (?) Mitteln, ihren Haß zu sättigen, oder sich für empfangene Unbilden zu rächen"; — und S. 215: „Daß Tücke unter Rittersleuten ungerügt geübt werden durfte (wovon ein Beispiel angeführt wird), war traurige Folge des Landfriedenzwanges und der unterlassenen Turniere der vier Nationen, welche sonst dergleichen unehrliche That durch schimpfliches „über die Schranken setzen" gestraft haben würden." Es befremdet, das sonst so sichere und gereifte Urtheil des Hrn. Verf. hier einigermaßen zu vermissen; bewährt derselbe sich doch sonst in jeder Beziehung als den Mann, dem wir recht oft auf seiner fortgesetzten Laufbahn als Historiker zu begegnen wünschen. 28.

Ueber das Besessensein oder das Dasein und den Einfluß des bösen Geisterreichs in der alten Zeit. Mit Berücksichtigung dämonischer Besitzungen der neuen Zeit. Heilbronn, Drechsler. 1833. Gr. 8. 12 Gr.

Der ungenannte Verf. kommt grade jetzt wie gerufen. Die Welt ist voll von Teufeleien, alle Höllengeister scheinen losgelassen zu sein, und doch gibt es heillose Theologen, Philosophen und Laien, die dem armen Teufel sogar das Dasein abstreiten und selbst mit der Bibel in diesem Punkte fertig zu werden glauben. Wie wohl muß es dem Satan sein, daß er noch seine Freunde und Vertheidiger findet. Unser Verf. ist einer der, sollen wir sagen, Glücklichen oder Unglücklichen, welcher „seine Ueberzeugung von Dämonenbesitzungen sogar auf eigne Anschauung gegründet und zwei damit geplagte unglückliche Personen im Hause seines theuern Freundes, des Dr. Kerner in Weinsberg, oft und aufmerksam beobachtet hat, worüber die „Blätter aus Prevorst" Nachrichten geben sollen". Wenn nur nicht unserm advocatus diaboli sein Client, der bekanntlich von jeher ein schlechter, undankbarer Patron und ein Lügner vom Anfange gewesen ist, auch alle Masken annehmen kann, oder dieser sein Sachwalter sich selbst einen Hokus Pokus vorgemacht hat, da wir wissen, wie oft die Glaubensinquisitoren und die Hexenrichter sich geirrt haben, wenn die Beklagten den Teufel im Leibe haben sollten, weil sie hartnäckig leugneten und dabei furchtbare Folterqualen überstanden. Der Böse und die abergläubische Leichtgläubigkeit treiben zuweilen mit ihren besten Freunden ein tolles Spiel. Unserm Verf. wird Niemand beikommen. Er nimmt alle Bibelstellen buchstäblich und nennt es „einen Frevel am Heiligen" (S. 15), wenn man ihm darin nicht beipflichtet. Und doch möchten wir ihn fragen, wenn es buchstäblich gelten soll, was Jesus zu den Juden sagt: „ihr seid nicht Söhne und Nachkommen Abraham's, sondern Satan's Abkömmlinge", ob das nicht ein Widerspruch sei, und wie und mit wem denn der Satan diese verworfene Brut erzeugt, und wer sich mit ihm eingelassen habe? Ref., der sich nicht vor dem Teufel, wol aber vor teuflisch gesinnten Menschen fürchtet, will nur noch die Theorie des Verf. von dem Höllenreich angeben, auf die Gefahr hin, von ihm für einen Jünger „der Modephilosophie und saducäischer Gelehrsamkeit" angesehen und ein „antidiabolicus" genannt zu werden. „Die Teufel sind mächtige sittlichböse Geister, die zuweilen sehr nachtheiligen Einfluß auf Leib und Seele der Menschen haben, jedoch Vernunft und Vernunfterkenntniß besitzen, theils in der Luft oder in wüsten Gegenden, theils in der Finsterniß der Unterwelt sich befinden und zu großen Strafen bestimmt sind" (S. 7). Etwas inconsequent behauptet der Verf., daß das Oberhaupt der bösen Geister mit Ketten der Finsterniß an einen bestimmten Ort gebunden sei, da das Ungeheuer doch als ein brüllender Löwe herumgeht. Indeß dürfen nach des Verf. Meinung die bösen eingeschlossenen Geister doch zuweilen einen Spaziergang auf die Erde machen. Die Leser werden aus dem Mitgetheilten schon ersehen haben, daß es mit dem bösen Feinde auch 1838, ob wir uns gleich mündig und aufklärt nennen, noch keine Noth habe, und daß es übertrieben sei, wenn man wähnt, es gebe keine Freundschaft mehr auf der Erde. 44.

Ueber die unbeschränkte Preßfreiheit. Vom Obersten Gustafsson, ehemaligem König von Schweden. Aachen, Mayer. 1833. 8. 6 Gr.

Der Gedankengang dieses Schriftchens ist folgender. Der einzig wahrhafte Zweck der Preßfreiheit ist Aufklärung und Feststellung der öffentlichen Meinung; ihr Ziel, daß man die Wahrheit verkündige, aber allen Verirrungen vorbeuge, zu welchen so viele falsche Wege führen. Zu diesem Zwecke setze man der unbeschränkten Presse Grenzen, man schreibe eine vernünftige und mäßige Besprechung der Gegenstände vor, verbiete aber jede Art von Leidenschaft und Persönlichkeit, welche schon als mündliche Injurie den Gerichten anheimfällt. Wer die Wahrheit verkünden will, muß die Sache kennen. Nur dem Mitgliede einer öffentlichen Versammlung oder dem Beamten einer Regierung erlaube man daher in politischen Angelegenheiten seine Meinungen öffentlich zu entwickeln; jedes Raisonnement in Sachen der Staatsreligion aber werde untersagt, denn es ist stets nachtheilig für die Duldsamkeit unter den Bürgern eines Staates. In unserer Zeit verlangen nun vorzüglich die Journalisten die Preßfreiheit! Mit welchem Rechte? Sind sie Männer von gediegener Bildung, von anerkannter Sachkenntniß, sodaß ihre Stimme Geltung verdiene in der Gemeinde? Professoren beschränken sich darauf, ein oder zwei Fächer zu lehren, und ob sie gleich ohne Zweifel weit ausgedehntere und solidere Kenntnisse haben, so besitzen sie doch nicht die Anmaßung für Universalmenschen gelten zu wollen. Allein dies eben muß einem Redacteur zugemuthet werden, denn diese Herren nehmen es sich heraus, über Alles und Jedes im Staate ihr Urtheil abzugeben. Das beste Mittel, diesem unbefugten Dareinsprechen ein Ende zu machen, ist es ohne Zweifel, wenn der Staat die Autoren und Literaten für die Journale erst gesetzlich approbirt und anerkennt. 21.

Notiz.

Witzworte der Déjazet.

Die Déjazet, gegenwärtig die Primadonna des kleinen Theaters des Palais-royal, ist eine zweite Sophie Arnould, welcher sie weder an Witz, noch an Muthwillen und kecker Causticität, noch an Leichtsinn nachsteht. Kürzlich sagte eine Dame im Beisein der Künstlerin, die sich eben nicht des besten Rufes zu erfreuen hat: „Moi, je tiens à ma réputation". Ton und Geberde zeigten deutlich, daß es auf die Déjazet abgesehen war. Mit Blitzesschnelle entfuhr dieser die rächende Antwort: „Vous vous attachez toujours à des petitesses". Ein junger Herr hatte ihr an einem Tage zwei Liebesdeclarationen geschrieben; Tags darauf kam ein dritter Brief: „Il parait que Monsieur veut à toute force être un *sot* en trois lettres", rief sie ungeduldig aus, als ihr das Schreiben überreicht wurde. — Ein Schriftsteller las ihr kürzlich ein neues Vaudeville vor; an einer Stelle desselben hieß es: „Eh comment ne l'aimerais-je pas? elle a de la beauté, de la grace, de l'esprit, de la vertu!" — „Arrêtez vous là", unterbrach die Schauspielerin den Dichter, „la vertu c'est toujours la *dernière* chose dont on parle". 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 106. — 16. April 1834.

Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adam's Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drei Jahrhunderte verglichen und nach ihrem Gebrauche für die christliche Theologie beurtheilt von Karl Gottlieb Bretschneider. Leipzig, Vogel. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Auch diese Schrift gehört zu dem Streite zwischen den Gemüths- und Verstandesgläubigen, dessen Feuer nach langen Vorbereitungen vor Jahren bei der bekannten leipziger Disputation des Professors Hahn hervorgebrochen und zeither namentlich durch die hallischen Umtriebe geschürt worden ist. Es ist zwar von dem Urheber jener Disputation die anstößigste, höchst unvorsichtige Stelle über die politische Zulässigkeit der Rationalisten so gut wie zurückgenommen, und sind ebendamit auch alle Consequenzen abgeschnitten worden, welche seine Gegner mit so großem Eifer aus jenem fanatischen Ausspruche zu ziehen gesucht hatten, um hauptsächlich durch diesen Satz und dessen Folgerungen die ganze Sache, das Wesen und Streben des Pietismus in allen seinen Richtungen verdächtig zu machen. Nur um desto mehr hat sich indessen der Kampf auf das innere Gebiet der religiösen Ansichten zurückgezogen und in demselben befestigt und ausgebildet. Neben ephemeren Libellen, die mit einer mehr populairen und oberflächlichen Behandlung unwürdige Persönlichkeiten als Würze für ungebildete Parteileser verbinden, sind zumal in jüngster Zeit mehre wissenschaftliche Erörterungen des Streitpunktes und der divergirenden Grundsätze hervorgegangen, und nachdem leider auch hier, namentlich in dem theilweisen Siege, welchen der Professor Fritzsche in Rostock durch eine gründlichere Kenntniß der orientalischen und biblischen Grammatik über den berühmten Tholuck in Halle davongetragen, von beiden Seiten ein Ton geäußert worden und Ausdrücke gefallen sind, die dem gelehrten Streite durchaus fremd bleiben sollten; so ist sich um so mehr zu freuen, daß ein Mann, wie der längst mit Auszeichnung genannte Theologe, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent Bretschneider in Gotha, durch die Würde, womit er sich in einem offenen und heiligen Kampfe zu bewegen weiß, den Jüngern mit gutem Beispiele vorangeht. Er hatte schon früher aus Gelegenheit der Denunciation, die am berlinischen Hofe gegen Gesenius und Wegscheider gemacht worden war, wie Neander, Ullmann u. A. sich in einem Gutachten darüber vor dem Publicum vernehmen lassen, und namentlich damals die politische Seite der Frage zur allgemeinsten Befriedigung, auch der ruhiger denkenden unter seinen Gegnern, behandelt. Später durch den Professor Hahn herausgefodert, hatte er sich in einem gedruckten „Sendschreiben" unmittelbar an diesen gewendet und sowol offensiv als defensiv erörternd sich ausgesprochen. Hier aber nun in dem vorliegenden Werke, welches zumal laut der Vorrede (S. IX) nicht blos für Theologen geschrieben, sondern auch dem Verständnisse des gebildeten Laien nahegebracht ist, faßt er den Pietismus durchaus allgemein und sucht ihn durch diesen Angriff in seinem Herzen zu treffen.

Nimmt man die Partei der Pietisten, wie sie sich in Versammlungen unter sich und in Schriften nach außen darlegt, wie sie in Halle ihren akademischen Focus, in Berlin ihr öffentliches Organ, im Wupperthale, in den Hansestädten, in Schwaben, dem protestantischen Baiern und der Schweiz mehr oder weniger Ausbreitung und festen Bestand, auch Einfluß auf das öffentliche Leben und mitunter auf die Regierungen hat; nimmt man sie vorzugsweise von Seiten ihrer religiösen Gestaltung und Ausbildung, so geben sich darin allerdings — zwar nicht allein, aber doch auch — die dem Rec. wie dem Verf. ärgerlichen Grundsätze zu erkennen, unter welchen der erste die Meinung von ihrer ausschließlichen Legitimität ist, daß nämlich ihre Ansicht vom Christenthum allein wahr und in der heiligen Schrift gegründet, und hingegen Anderes, was nicht mit ihrer Ansicht übereinstimme, in demselben Maße Menschenlehre, Unglaube und Täuschung sei. Dazu kommt dann der positiv-dogmatische Grundsatz, nach welchem sie die Lehre von der Erbsünde und von dem stellvertretenden Opfer Christi bekennen, und zwar so, daß sie den bildlichen Ausdruck der heil. Schrift für einen eigentlichen, das äußere Factum für das Wesentliche nehmen und in Verbindung damit einen Begriff von göttlicher Herkunft und Eingebung der biblischen Urkunden festhalten, welcher eine durchgängige Gleichstellung der jüdischen und christlichen Religionsvorstellungen in sich schließt.

Eine unparteiische und ruhige Untersuchung der Grundansichten — sagt Bretschneider —, auf denen der Pietismus ruht,

ist gewiß an der Zeit. Da jedoch die Freunde des Pietismus hierbei von einem Urtheil der Vernunft nichts wissen wollen, sondern sich lediglich auf die heil. Schrift und die Kirche beziehen, indem sie grade die Dogmen von der Erbsünde und dem dafür dargebrachten Opfer Christi für ganz biblisch, ja für das echte Evangelium und für die wesentlichen Dogmen der evangelischen Kirche halten, so ist die exegetische und historische Prüfung jener Dogmen das Wichtigste und Nothwendigste.

Es schien ihm daher nützlich zu sein, ein sorgfältiges und unparteiisches Verhör aller biblischen, hierher gehörigen Stellen vorzunehmen, und besonders den Zusammenhang der biblischen Vorstellungen und ihre Entwickelung im Laufe der Zeit zu ermitteln und darzustellen, zugleich aber auch die Kirche der drei ersten Jahrhunderte, der man evangelischen Geist und christliche Rechtgläubigkeit nicht abzusprechen pflegt, darüber zu hören, und am Ende einen Versuch beizufügen, um das Verhältniß zu bestimmen, das dem exegetischen Befunde der christlichen Religionswissenschaft anzuweisen sei.

Dies hat er denn auch von seinem Standpunkte aus mit der ihm eigenthümlichen Deutlichkeit und Gewandtheit in Behandlung einzelner Schriftstellen und in Uebersicht ihres Zusammenhanges hier gethan, und wird daher die vorliegende Schrift wo nicht alle Leser objectiv befriedigen, doch als ein neues Zeugniß des ungewöhnlichen Talents der Schrifterklärung, welches der Verf. besitzt, Anerkennung ernten auch bei Denen, die er durch seine oft mehr anziehenden als erwiesenen Combinationen und seine oft mehr bequemen als gründlichen Deutungen nicht zu überzeugen vermag.

In dem ersten, dem exegetischen Theile des Buches, wird nun gezeigt, daß der Pietismus mit seinem Dogma von Sündenfall, Erbsünde und Opfer Christi nicht in der heil. Schrift begründet sei. Es werden zu diesem Behufe die einzelnen Lehrsätze des Pietismus vorgenommen und die einzelnen Schriftstellen untersucht, auf welche sich der Pietismus für die Richtigkeit seiner Theorie zu berufen pflegt. Dies geschieht nach der Zeitordnung; zuerst werden die ältern und jüngern Zeugnisse des alten Testaments, sodann die der christlichen Urkunde geprüft, die wichtigsten mit einer besondern Umständlichkeit.

Das Ebenbild Gottes, nach und zu welchem die Schöpfungsmythe der Genesis den Menschen geschaffen werden läßt, bezieht sich ohne Zweifel zunächst, wo nicht ausschließlich, auf die physischen Vorzüge der menschlichen Gestalt und auf das Vermögen und die Bestimmung zur Herrschaft über die Creatur auf Erden, während das Dogma des Pietismus, sich streng an die Augustinische Lehre und die Grundsätze der symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts anschließend, behauptet: die ersten Menschen hatten vor dem Falle eine anerschaffene Weisheit und Gerechtigkeit, sodaß sie Gott aus eignem Vermögen recht erkennen und lieben und seine Gebote erfüllen konnten; sie hatten nicht nur vollkommene Gesundheit des Leibes und völliges Gleichgewicht der sinnlichen Triebe, sondern auch Freiheit vom Körpertode. Die Unsterblichkeit des Körpers solle, wie Bretschneider die Stelle im dritten Capitel des ersten Buchs Mosis auslegt, ein wundervolles Gnadengeschenk sein, das aber verscherzt wurde; der Körpertod ward früher allerwärts als eine ursprüngliche und natürliche Einrichtung des Schöpfers angesehen, und erst späterhin galt er bald für ein Hinabmüssen und Verbleiben der Seelen in der Schattenwelt, bald für den geistlichen Tod, das sittliche Verderben aus und in der Sünde, während der Pietismus als Dogma festhält, daß die Nothwendigkeit, zu sterben, durch den Sündenfall als dessen Strafe entstanden und so der unsterblich geschaffene Mensch durch die Sünde sterblich geworden sei. Die Menschen sind durch ihre vernünftigen Anlagen immer noch Gottes Ebenbild, wie die ältesten und jüngsten Bücher der heil. Schrift bezeugen; sie haben durch das Essen vom verbotenen Baume, so gibt Bretschneider die Ansicht Mosis und Späterer an, Weisheit bekommen und können fortwährend durch ihre Vernunft Gott und das Gute recht erkennen, auch aus eigner Kraft den Willen Gottes thun, sodaß, wiewol bei allen Menschen Sünden und Fehler vorkommen, weil sich die sinnlichen Triebe vor der Vernunft entwickeln, dennoch Jeder die Freiheit und das Vermögen besitzt, gerecht zu sein; während die Lehre des Pietismus dies in der Schrift gefunden zu haben vorgibt: das Ebenbild Gottes ist durch den Fall verloren gegangen; es ist durch die erste Sünde der ersten Aeltern die menschliche Natur verderbt, und mit verderbter Vernunft ist der Mensch unfähig, Gott und das Gute recht zu erkennen; sein Wille ist der Kraft der freien Selbstbestimmung zum Guten beraubt; und diese Verderbniß pflanzt sich auf eine nothwendige Weise durch die Zeugung auf alle Nachkommen Adam's fort, welche ebendadurch von Natur Sünder, geneigt zum Bösen sind, und als solche nicht das Gute thun können, sondern die Sünde thun müssen, indem ihre sinnlichen Triebe widernatürlich stark sind, ihre Vernunft dagegen widernatürlich schwach ist.

Es wird demgemäß die Erzählung von dem Sündenfall, die an der äußersten Spitze des alten Testaments einsam steht und auf die übrigen Bücher nirgends einen erkennbaren Schatten wirft, nicht als Geschichte, sondern als Parabel genommen, als bildliche Darstellung der Reflexion eines philosophischen Dichters, welche aller Wahrscheinlichkeit nach bei ihrer Verwandtschaft mit Ideen, welche die Juden erst im babylonischen Exil kennen lernten, und weil erst die späten Apogryphen, ungefähr 180 Jahre vor Jesu, ihrer gedenken, auch erst nach dem Exil geschrieben und den Mosaischen Büchern vorgesetzt worden sei. Der Inhalt dieser in Dichtung gekleideten Reflexion wäre sonach, der Mensch habe alle Ursache, zufrieden zu sein, daß ihm Gott die Weisheit gegeben habe (wodurch er sich ein Paradies auf Erden schaffen könne); dieses sei für ihn, den Erschaffenen, genug; die Freiheit vom Tode aber noch dazu zu verlangen, sei Ungenügsamkeit, denn dadurch würde der Mensch aufhören ein Mensch zu sein und den Himmlischen gleich werden. Die Erzählung nähere sich dadurch einer Theodicee, daß sie die Schuld des Sterbens von Gott abzuwenden und dem freien Entschlusse des Menschen zuzuwenden strebe.

Nachdem sofort auch dies gezeigt worden, daß im

Neuen Testament nur Paulus und der Verfasser der Offenbarung des Sündenfalls Adam's gedenken, bricht der Verf. (S. 116 fg.) in den Ruf aus:

Es wäre doch wahrhaftig wunderbar, wenn, wie einige Eiferer für das kirchliche Dogma behaupten, die Lehre vom Sündenfall und dessen Folgen das Grunddogma des Christenthums wäre, daß Jesus und die Apostel darüber so gänzlich schwiegen, und auch Paulus an andern Orten, wie da, wo er von dem alten Menschen spricht, dieser Folgen sich gar nicht erinnert. Ja, wenn man die Sache ganz von der supernaturalistischen Theorie der Inspiration der Bibel aus betrachtet, so würde es ganz unerklärlich sein, warum der heilige Geist seit Moses Zeit bis zu der, wo Paulus an die Römer schrieb, des Sündenfalls und aller seiner schrecklichen Folgen, zu deren Entfernung es der Menschwerdung der zweiten Person der Gottheit bedurfte, so gar nicht hat gedenken, sondern ihn von Moses an bis Paulus gleichsam ganz in Vergessenheit hat kommen lassen.

Was namentlich den Begriff der Sünde und die so häufig in den neutestamentlichen Schriften vorkommende Vorstellung von der allgemeinen Herrschaft der Sünde anbelangt, so tritt hierüber Bretschneider der Fundamentallehre der Reformatoren, daß durch die Sünde das Gemüth in Unordnung gebracht und, wie im Willen die Neigung zur Sinnlichkeit und Uebertretung, so auf der Erkenntnißseite des Geistes der Irrthum und Täuschung zumal in göttlichen Dingen überwiegend sei, mit der Behauptung entgegen: Das, was die Schrift von Sünde vorbringe, beziehe sich zumeist auf äußere factische Uebertretungen, nie und nirgends auf ein inneres moralisches Verderben, auf einen bösen Hang, der über die guten Triebe vorherrsche; und wo von einer Macht der Sünde, von der Allgemeinheit des Bösen die Rede sei, haben die biblischen Schriftsteller immer nur ihre Zeit, eine besonders verderbte und lastervolle, vor Augen, ohne daß man also berechtigt wäre, hiervon einen Schluß auf alle Zeiten und auf alle menschliche Verhältnisse zu machen. Besonders wird als Lehrsatz des Pietismus hingestellt: Auch die Wiedergeborenen sündigen immerfort und behalten die Neigung zum Bösen, da sie von Adam mittels der Zeugung die sittliche Verdorbenheit geerbt haben, und anstatt dessen als biblische Lehre dies angegeben: Die Wiedergeborenen sündigen nicht, und legen die Neigung zum Bösen ab; die Wiedergeburt ist auch nicht eine Wiederherstellung des durch den Fall verlorenen Ebenbildes Gottes, sondern die zweite, geistige Geburt des Menschen, im Gegensatze der ersten, leiblichen.

Ebenso ist die Differenz der Ansichten von dem Tode und der Erlösung. Das kirchliche Dogma, dem der Pietismus huldigt, sagt: Die Seelen kommen unmittelbar nach dem Tode in den Himmel oder die Hölle: in diese, wegen Adam's Vergehen; in jenen, durch die Rettung Christi, der den Tod, d. h. die ewigen Strafen der Hölle aufhebt, weil er ein Opfer für die von Adam auf alle Menschen vererbte Schuld und Verdorbenheit wurde. Christi Blut löst als Sühnopfer den Zorn Gottes. Die Taufe ist das Mittel der Aneignung des für uns vor Gott genugthuenden Gehorsams und Verdienstes Christi, und der Glaube an Christum wirkt Vergebung aller Sünden, auch derjenigen, welche nach der Taufe begangen worden sind, so oft wir den Glauben an die Genugthuung des Erlösers in uns erneuern. Dagegen die heil. Schrift, nach der Auffassung Bretschneider's: Alle kommen in die Unterwelt, Gute und Böse, aber gesondert in Paradies und Gehenna, nur die Seelen der Martyrer treten unmittelbar vor Gott. In der Unterwelt werden jene vom Satan in Verschluß gehalten, aus welchem Christus die Frommen befreit. Das Gefangensein in der Unterwelt ist der Tod. Zum ewigen Leben gelangen die Frommen erst durch die Auferstehung. Das Opfer Christi aber bezieht sich blos auf die vor der Taufe begangenen Sünden eines von den Dämonen regierten Lebens. Christus starb und kam dadurch in die Unterwelt und besiegte Satans Macht. Sein Opfer kommt dem Menschen zugute, wenn er das Christenthum annimmt und sich taufen läßt. Die Taufe wirkt Vergebung des dämonischen Lebens; die Sünden nach der Taufe muß der Mensch selbst büßen, oder ihre Strafe tragen.

Dies die wichtigsten Unterscheidungspunkte zwischen dem Dogma der Kirche und des Verfassers nach der Schrift, wozu denn noch ferner die Ansichten der ersten drei christlichen Jahrhunderte als Bestätigung und Entwickelung Dessen, was der Verf. in der Schrift gefunden hatte, treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse des weil. königl. großbritannisch-hanövrischen Geheimenraths und Bundestagsgesandten Hans Detlev Freiherrn von Hammerstein, und biographische Skizze desselben, nach genauer persönlicher Bekanntschaft und nach seinen nachgelassenen Papieren als Denkmal der Liebe und Achtung aufgestellt von dem Herausgeber. Erste Lieferung. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

Der 1826 Verstorbene, aus altem vornehmen Geschlecht, classisch gebildet, durch mündliche und schriftliche Beredtsamkeit ausgezeichnet, ward in holsteinischen und hanövrischen Diensten zu hohen Würden der Rechtspflege früh befördert und geschätzt. Mit nicht geringen Erwartungen nahmen wir daher diese wenigen Bogen zur Hand, da die Werke eines Schriftstellers durch nähere Bekanntschaft mit seinen Lebensverhältnissen an Verständlichkeit und Brauchbarkeit unwidersprechlich gewinnen. Aber es hat dem ungenannten Herausgeber nicht gefallen, eine Hoffnung zu befriedigen, zu welcher der Titel berechtigt; er erklärt sich vielmehr fast räthselhaft darüber. Nachdem er kurz berichtet, Hr. von H. habe seinen literarischen Nachlaß für die Kunde der Nachwelt bestimmt, insofern dem Staate dadurch kein Nachtheil zuwachse, fügt er hinzu: „Unlängst würde der somit verordnete Abdruck der darin befindlichen Aufsätze bewerkstelligt sein, wenn nicht nothwendige Rücksichten, theils durch die obige Vorschrift des Verf. geboten, theils aus seinen und seiner nachgelassenen Familie Verhältnissen zu noch lebenden Personen hervorgehend, der öffentlichen Bekanntmachung derselben bis jetzt entgegengestanden hätten. So wie die Zeit zu weitern Mittheilungen heranreift, wird der Herausgeber auch die übrigen in einem Convolut enthaltenen Aufsätze nachliefern, ihnen andere in mancher Beziehung interessante Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse des Verewigten folgen lassen, und diese mit einer treuen biographischen Skizze desselben beschließen, damit das Ganze den zu früh dahin Geschiedenen in seinem edeln Wirken, sowol als Staatsmann wie als Mensch, sein Leben und seinen Tod, oft falsch beurtheilt, den Zeitgenossen und Nachkommen in

ungeschminkter, reiner Wahrheit darstelle". Nun sind wir weit entfernt, den Herausgeber, an dessen Umsicht und Bescheidenheit wir nicht zweifeln, zu Mittheilungen aufzufodern, die dem Staate nachtheilig werden könnten, oder von dem Biographen zu begehren, er solle Lebende, die Schonung verdienen, verunglimpfen, um einen würdigen Todten zu ehren. Möge er übergehen oder leise berühren, was ihm räthlich scheint, und lieber zu viel als zu wenig Vorsicht beweisen! Doch vermögen wir kaum zu begreifen, was die Mittheilungen eines Mannes, dessen verständige Vaterlandsliebe, einsichtsvolle Beförderung allgemeiner Wohlfahrt, stets gemäßigte rechtliche Gesinnungen nicht dem entferntesten Verdacht ausgesetzt sind, so Anstößiges und Bedenkliches haben könnten, daß rathsam wäre, damit zurückzuhalten; gesetzt auch, daß dessen Ansichten, die von ihm empfohlenen Maßregeln der Gunst des Tages, der ehrenwerthen Ueberzeugung stimmberechtigter Rathgeber entbehren müßten. Welches Gewicht könnte sein bloßer Name haben, wenn seine Gründe, was auch den Besten hier und da widerfährt, zu leicht befunden würden? Aber die Kunde dieser Gründe, die so wesentlich zur Vermittelung wirklicher oder scheinbarer Meinungsverschiedenheit beizutragen vermögen, bleibt uns auf jeden Fall wichtig, und kann nicht früh genug allgemein werden, damit den Betheiligten Zeit bleibe, sie ohne Uebereilung nachzuwägen. Die vorliegenden, nur zu wenigen Bogen umfassen die musterhaften Reden, in der provisorischen allgemeinen Versammlung des Königreichs Hanover gehalten. Die erste, über die Quotisation der Provinzen zur Grundsteuer, d. h. über die Bestimmung der Beitragsverhältnisse einzelner Landestheile zu den Grundabgaben, beweist, daß die in Vorschlag gebrachte Quotisation unrichtig und unhaltbar war in ihrer Grundlage, unzureichend und unhaltbar in Hinsicht ihrer Ausführung, und sich sogar mit dem Staatsrecht des Landes nicht vereinbaren lasse. Sie schließt mit den nachdrücklichen Worten: „Ich kann nicht etwas nur auf ein Jahr anerkennen, was die Grundfeste des neuen staatsbürgerlichen Gebäudes erschüttert. Ich kann nicht den Schlußstein der Wölbung unrichtig legen, auf dessen Richtung alles beruht. Ich weiß nicht, ob diese Quotisation sich gegen die verschiedenen Ansichten und Interessen halten kann; aber das weiß ich, daß sie sich gegen die gesunde Vernunft nicht halten kann. Die Provinzen müssen nicht wie Zahlen gegen einander stehen, sondern wie Kräfte mit einander wirken. Ich stimme für die Verwerfung der vorgeschlagenen Quotisation, für jetzt und für immer." — Die zweite Rede, über die Exemtionen, zeugt, daß der Sprecher Alles, was sich für und gegen die Beibehaltung derselben sagen läßt, ohne Vorurtheil erwogen hatte und die Aufhebung derselben, welche dem ganzen Lande wohlthätig sein mußte, nicht blos zum alleinigen Nachtheil der bisherigen Exemten gereichen lassen, sondern ihnen eine Entschädigung anweisen wollte, die, für das Ganze nicht drückend, ihnen billige Erleichterung zusicherte. Auch sie ruft an ihrem Schluß eine Wahrheit hervor, die der Ueberzeugung jedes Wohlgesinnten begegnet: „Wer kann die Begebenheiten voraussehen, welche dem großen deutschen Vaterlande in seinen innern und äußern Verhältnissen bevorstehen? oder den ewigen Gang der Vorsehung für die europäischen Völker berechnen? Aber das ist gewiß, daß früher oder später mancher Staat noch einmal die Probe seiner Existenz wird bestehen müssen, und daß die sicherste Gewähr des Bestandes für denjenigen gefunden werden wird, der dieselbe in seinem Innern gesucht, in seiner Verfassung, in der Ordnung seiner bürgerlichen Verhältnisse, in dem Gemeinsinn Aller, zu leben und zu sterben, wie das Vaterland gebeut. Wir stehen an der Wiege eines neuen Staats; denn neu können wir ihn nennen nach dieser glorreichen Restauration in mannichfacher Beziehung. An uns ist es, denselben auf solche Grundlagen des Rechts und der Billigkeit zu bauen, daß jeder Bewohner erfüllt sei von Bereitwilligkeit zu jeder Aufopferung. Lassen Sie uns denselben, gereinigt von Parteiungen, den Nachkommen übergeben. Lassen Sie uns in der Vereinigung aller Interessen den Geist und die Kraft gründen, auf welchen die Staaten beruhen." — Die dritte, in der ständischen Versammlung 1818 gehaltene Rede erklärt sich mit Recht gegen die Aufhebung der adeligen Bank im Oberappellationsgericht. Sie zeigt, daß die Aufhebung einer altherzebrachten, nie schädlich gewordenen, vor jedem Misbrauch gesicherten Einrichtung kränkend und erbitternd für den Adel werden und ihn dem Hohngelächter der Schadenfreude preisgeben müßte, ohne dem Bürger zu einigem Vortheil zu gereichen. Sie erklärt die demokratische Monarchie für einen Irrwahn der Zeit. „Alle demokratischen Monarchien sind ihrer Natur nach Despotien. In ganz Asien herrscht der Monarch mit Gleichheit, nicht der Rechte, sondern der Sklaverei. Und was anders lehren die griechischen Demokratien, wenn sich Tyrannen der Herrschaft bemächtigten, und selbst Frankreich, als ein Adel allein bestand, der nicht von der Geburt ausging, sondern Schöpfung des Monarchen war? Der Adel sollte in der Monarchie nie fehlen und kann in derselben nicht anders als mit der Freiheit untergehn. Wo er nicht ist, müßte man ihn schaffen, weil ein erhaltendes Princip nothwendig ist. Wo er ist, kann derselbe nicht ohne gänzliche Zerrüttung der bürgerlichen Verhältnisse vernichtet werden. Groß ist seine Bestimmung, die Stütze und die Schranke des Thrones zu sein. Bietet seine gegenwärtige Stellung dazu nicht die geordnete Festigkeit der Verhältnisse, so wird es eine wichtige Aufgabe für die Organisation der Verfassung und der Volksvertretung, dem Adel denjenigen Platz anzuweisen, auf welchem seine Rechte und Pflichten in ein mit dem Wohl des Ganzen zusammenstimmendes Verhältniß gebracht werden. Aber soll der Stand des Adels geregelt werden, so werde derselbe nicht vorher durch nach und nach gesprengte Minen untergraben." Das ist allerdings die Sprache und die Gesinnung eines edeln und weisen Aristokraten; aber die Demagogen, welche diese Benennung zu einem Schimpfworte herabwürdigen möchten, vergessen, daß auch Sully und Oxenstierna, Clarendon und Bernstorf zum Heil ihres Volks Aristokraten gewesen sind, und wollen nicht wissen, daß verständige, erfahrene und besonnene Männer diese Ueberzeugung theilen, ohne Vorrechte des Adels zu genießen oder zu begehren. — Von einem Vortrage über die Beschränkung der Kosten des Militairetats ist nur ein Bruchstück mitgetheilt, das sich sehr kräftig gegen die unzeitige Verringerung der Vertheidigungsmittel erklärt und von uns abgeschrieben werden müßte, wenn wir nicht überzeugt wären, daß schon unsere wenigen Mittheilungen hinreichen, um gebildete Leser zu eigner Bekanntschaft mit einem kleinen Ganzen zu reizen, das an Gediegenheit manches bändereiche Werk von unleugbarem Werth überwiegt, und dem Herausgeber Dank zu erwerben. Welches Parlament dürfte nicht stolz sein auf den Besitz eines solchen Mitgliedes? 57.

Notiz.

Wenn Seneca erzählt, daß ein Virtuos im Memoriren ein Gedicht, welches der Dichter bald, nachdem er es gefertigt, vorlas, für sein Werk erklärt und zum Beweise seiner Behauptung sogleich hergesagt habe, was der wirkliche Verfasser nicht vermochte, und Friedrich II. Voltaire dadurch in Verlegenheit setzte, daß er von einem Mnemoniker ein ihm von jenem vorgelesenes Gedicht gleich darauf recitiren ließ, so dürfen wir nicht vergessen, daß auch Justus Lipsius, aus dem man vergeblich einen „gerechten Leipziger" hat machen wollen, sich vermaß, den ganzen Tacitus so völlig inne zu haben, daß er ihn auswendig hersagen könne, und bereit sei, einen Mann mit bloßem Schwerte neben sich stellen zu lassen, der ihm den Kopf spalten dürfe, wenn ihm nur ein einziges Wort fehle. 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag. —— Nr. 107. —— 17. April 1834.

Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adam's Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Aber nicht genug, dargethan zu haben, daß die einzelnen Lieblingsdogmen des Pietismus unbiblisch seien, geht der Verf. noch weiter, und stellt die ganze Offenbarungsansicht desselben in ihrer Unhaltbarkeit dar. Sofern nämlich Alles in der Bibel für den Pietismus inspirirt ist, gilt ihm auch Alles als die absolute Wahrheit, und es muß ihm daran gelegen sein, den Glauben des Alten und des Neuen Testaments als durchaus identisch nachzuweisen. Bretschneider hingegen sieht die göttliche Offenbarung als eine Entwickelung der religiösen Ideen an, die im Laufe der Zeit, welche die Bibel umfaßt, allmälig in den menschlichen Geist eintreten, unter verschiedenen Formen und Verwandlungen erkannt und ins Leben eingeführt, zuletzt durch Christum zu voller Klarheit kommen. Da das Gesetz der Entwickelung im ganzen Weltall, so weit wir es kennen, im Physischen und Geistigen herrsche, so lasse sich von selbst erwarten, daß auch die das Menschengeschlecht zur Religiosität bildende Offenbarung Gottes an dasselbe Gesetz gebunden sein werde, und dürfe keinen Augenblick gezweifelt werden, daß dies der göttlichen Weisheit angemessen sei. Dazu komme, daß die religiöse Erkenntniß, möge man sie als Product menschlicher Kraft, oder als ein Erzeugniß göttlicher Offenbarung betrachten, nur in dem Maße an den menschlichen Geist gelangen und von ihm aufgenommen werden könne, in welchem die Erkenntniß der Welt und der Menschheit wachse, oder, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, in welchem die Weltanschauung richtig, umfassend und deutlich werde.

S. 398: Die Welt in ihrer Totalität ist das Gegenbild der Vollkommenheiten des Schöpfers, und unsere Idee von Gott bekömmt durch die Weltanschauung erst gleichsam einen Körper. Da alle Religion im Wesentlichen die Beziehung der Welt auf die Idee der Gottheit ist, so ist natürlich, daß diese Beziehung nur in dem Maße deutlich, umfassend und wahr sein kann, in welchem die Weltanschauung wahr, deutlich und umfassend wird. Man könnte zwar glauben, die Idee der Vollkommenheit könne sich aus dem Wesen der Vernunft selbst, unabhängig von der Weltanschauung entwickeln, sowie die arithmetischen und geometrischen Sätze aus den Gesetzen der Sinnlichkeit. Doch wenn dieses auch möglich wäre, so würde doch dann die Idee der Gottheit nichts sein als ein bloßer Begriff, leer, todt und unfruchtbar. Obgleich die Vernunft bei Bildung der Ideen nach dem in ihr liegenden Gesetz der Vollkommenheit verfährt, so bedarf es doch dazu der Anregung durch die Anschauung, und je vollkommener diese ist, um desto vollkommener wird die Idee. So wenig z. B. die Idee des Staates eine bloße Abstraction aus den in der Erfahrung vorhandenen Staaten ist (wodurch man blos zum empirischen Begriff des Staats gelangen würde), so nothwendig ist doch die Anschauung des Staats in der Wirklichkeit, wenn es zur Idee kommen soll. Unter einem rohen Nomadenvolke würde kein Plato die Idee des Staates haben erfassen können, sondern dazu gehörte die reiche Anschauung der vielen Staatsformen der hellenischen Stämme. Ebenso mit allen Ideen, und mit der Idee der Gottheit. Die letztere ist in ihrer Entwickelung auch abhängig von unserer Weltanschauung oder von den Fortschritten in Erkenntniß des Weltalls, der Natur, der Menschheit und aller Wissenschaften überhaupt; denn diese bedingen die Receptivität eines jeden Zeitalters für höhere religiöse Wahrheiten. Man hat oft gesagt: wie der Mensch ist, so seien auch seine Götter; man hätte aber sagen sollen: wie die Weltanschauung eines Volkes ist, so ist auch seine Vorstellung von Menschheit und Gottheit.

Aus dieser Ansicht einer vom Particularismus zum Universalismus, von unvollkommenen zu vollkommnern Begriffen sich entwickelnden Offenbarung ergibt sich für den Verf. der Kanon:

Daß nicht die Stufen, die zeitlichen Formen, Ueberleitungen und Durchgangspunkte, welche zur religiösen Idee hinführten, sondern die Idee allein, als Endpunkt der Entwickelung, in das System christlicher Religionswahrheiten aufzunehmen sei, oder mit andern Worten: daß nicht die Evolution, sondern nur deren Product zur christlichen Offenbarung zu rechnen ist.

S. 409: Wenden wir nun diesen Kanon auf die hier behandelten Dogmen an, so folgt, daß sie alle entstanden aus einem erwachten Nachdenken über die Nothwendigkeit zu sterben, welche man als ein Uebel ansah, für dessen Entstehung man einen Grund außer Gott suchen zu müssen glaubte. Man fand ihn in den Dämonen und in dem Dämonendienste, durch welchen die Seelen der Macht der unterirdischen Geister verfallen, aus deren Gewalt sie durch das Opfer und durch die Macht des Messias wieder befreit, zum Leben hergestellt und mit einem unvergänglichen Dasein außerhalb der Erde beglückt werden sollten. Dieses außerirdische, unvergängliche und vollkommnere Leben ist der Endpunkt, zu welchem Alles führt, die ζωη αἰώνιος ist die Idee, welche durch alle diese Entwickelungen als das Wesentliche heraustritt, und wozu die Vorstellungen vom Hades, dem Paradies und der Gehenna, der Hadesfahrt und dem Opfer Christi, der Auferstehung und dem Gericht nur die zeitlichen Mittelstufen bilden, die für jenes Zeitalter eine nothwendige Bedingung waren, um die Idee aufzufassen und zu

glauben, die aber eben darum für uns nicht in gleicher Art in die Summe der religiösen Wahrheiten aufzunehmen sind.

Ueber das Wesen des Christenthums läßt sich der Verf. zuletzt noch so verlauten (S. 423):

Man irrt, wenn man das Wesen des Christenthums darein setzt, eine Sühnanstalt für die Erb- und wirkliche Sünde zu sein, und ihm den Zweck beimißt, die Menschen erst zum Gefühl ihrer sittlichen Versunkenheit und Verdammlichkeit zu bringen, dann aber sie durch den Trost der Genugthuung Christi und der Rechtfertigung durch den Glauben wieder aufzurichten. Das Wesen und der Zweck des Christenthums ist vielmehr, die Idee der Unsterblichkeit zu gründen und zu vollenden, und die Menschen dieser erhabenen Bestimmung würdig zu machen. Den sittlich-verderbten Zustand des damaligen Zeitalters erklärt das Christenthum nirgends für eine allgemeine, natürliche und bleibende Beschaffenheit der Menschen aller Zeiten, sondern es wollte diesen Zustand beendigen und ein neues Geschlecht erziehen, das von der Sünde frei und nach Gott geschaffen sei. Auch ist beim Christenthum nicht der Opfertod Christi das allein erlösende Moment, sondern seine Auferstehung und Himmelfahrt, sein ganzes Leben und Sterben bilden ein erlösendes Ganzes. Von einer Erbsünde und natürlichen Verdammlichkeit des Menschen weiß aber das Christenthum gar nichts; nur dieses erkennt es an, daß der Mensch, vermöge der frühern Entwickelung seiner sinnlichen Natur, nicht mit der Sittlichkeit, sondern mit der Sünde beginne und daher zur Sittlichkeit erzogen werden müsse, daß jedoch dieses eine Ureinrichtung des weisen Schöpfers, nicht aber etwa eine später, zufällig entstandene und allgemein gewordene Nothwendigkeit, also keine Erbsünde im Sinne des Kirchensystemes sei. So sind wir also zu dem Resultate gelangt, daß die Grundlage des Pietismus und die Ansicht vom Wesen und Zweck des Christenthums, die er festhält, nicht biblisch ist. Hiernach mag also ermessen werden, wem die Anschuldigung, die biblische oder echtchristliche Lehre zu verlassen, eigentlich zu machen sei, ob Denen, welche jene Grundlage des Pietismus festhalten, oder Denen, welche sie verwerfen.

Wir haben uns bei der voranstehenden Mittheilung möglichst an den Gang und die Ausdrucksweise des Verf. selbst angeschlossen, um den Eindruck seiner Ansicht vom Christenthum und seines Urtheils über den Pietismus auf keine Weise zu stören. Nach der gegebenen Uebersicht aber erlauben wir uns Folgendes zu bemerken.

Der Verf. setzt das Wesen des Christenthums in die Lehre des Erlösers, in welcher die zuvor unter mangelhaften und unangemessenen Formen der Vorstellung gebundenen Ideen von Gott und Unsterblichkeit mit vollkommener Klarheit hervortreten. Er hätte vor allem Andern aus der heil. Schrift beweisen sollen, daß das Wesen des Christenthums eine Doctrin, ein einzelner Lehrsatz oder ein Aggregat von Dogmen, oder die reinste Entwickelung aller Vernunftbegriffe sei. Er hat dies nicht gethan, hätte es zwar wol aus einzelnen Sprüchen, aber nicht aus dem Totaleindrucke des Ganzen, nicht aus dem Zusammenhange darthun können, in welchem die Lehre des Erlösers, wie seine Wunder, mit seinem Leben und der in seinem Leben enthaltenen Bestimmung steht. Denn hier ist, wie allerdings der Zweck das ewige Leben, das Leben in und mit Gott und allewege jenseits der Schranken, welche der Tod und überhaupt die Endlichkeit ziehen; so der Weg zu jenem Heile die Heiligung, und die Hülfe, welche dazu erfoderlich und im Christenthum geboten, die Erlösung, welche von dem Zustande der Entheiligung verheißen und verliehen ist, nicht sowol eine Lehre für die Vorstellung und Erkenntniß, die den widerstrebenden Willen nicht zu fassen und zu bilden vermag, sondern Lebenskraft, Tugendkraft, göttliche oder Gott wohlgefällige Gesinnung, welche sich dem Gemüthe mittheilen, an die Stelle unreiner und mißfälliger Neigungen treten, und in der Liebe Gottes und der Menschen den Keim aller Tugenden pflanzen und zur Reife bringen soll. In diesem Sinne heißt das Christenthum die Erlösung, das Heil der Menschen; es ist objectiv in seinem Anfang und Vorbilde sittliche That, heilige Gesinnung, ein Wirken der Werke Dessen, der den Erlöser gesandt hatte, gewesen und macht an seine Theilnehmer und Jünger eben nur denselben Anspruch, daß die sittliche That des menschlichen Lebens ein Ergreifen der Gesinnung und eine Nachfolge des Wandels sei, welcher uns in dem Erlöser vorgehalten und Denen, die sich von Herzen an denselben anschließen, d. h. wahrhaft an ihn glauben, durch seinen Geist, durch die Ausgießung seiner heiligen Lebenskräfte über alles Fleisch, vermittelt und verliehen wird. Wir haben unlängst in d. Bl. bemerkt, wie bedeutend sich einer der namhaftesten Rationalisten unserer Zeit, Hr. von Ammon in Dresden, unbefriedigt von der kühlen und trocknen Verstandesansicht, zu dieser tiefern Auffassung vom Wesen des Christenthums hinneige, ohne daß es ihm jedoch ganz gelungen wäre, älterer Meinungen, welche damit im Widerstreite sind und die Betrachtung auf der Oberfläche zurückhalten, sich völlig zu entschlagen. Bretschneider aber, welcher früherhin eine mehr unentschiedene Rolle gespielt hatte, ist nun so ganz in den Kreis der rationalistischen Theorie hereingetreten, daß ihm auch vom Christenthum nichts als der pure Formalismus, die Entwickelung der Vernunftideen übrigbleibt. Ob ihm von diesem Standpunkte aus ein unbefangenes und erleuchtetes Urtheil über das Christenthum und andere Erscheinungsformen desselben, welche die Sache tiefer auffassen als der sogenannte gesunde Menschenverstand, möglich sei, ist daher schon von vorn herein zu bezweifeln.

Die Lehre des Christenthums, sofern sie nicht das Primitive ist, welches vielmehr in dem sündenfreien Bewußtsein des Erlösers und in der Mittheilung der heiligen Kräfte desselben an die Verlangenden und Gläubigen, und bei diesen in der innern Erfahrung solcher Gemeinschaft mit Christo und der Heiligung durch seinen guten Geist besteht —: die christliche Lehre ist die Sprache dieser innern Erfahrung, sie ist die Deutung der Zustände und Entwickelungen des christlichen Gemüthes und vor Allem, sowie wir sie im Neuen Testamente besitzen, die Darstellung des Anfangs- und Mittelpunkts der Erlösung und Heiligung, der Persönlichkeit und des Lebens, der Thaten und Leiden des Erlösers selbst. Sie schließt aber auch, ohne was die Nothwendigkeit, d. h. der ewige Rathschluß der Erscheinung und Wirksamkeit des Erlösers hinwegfiele oder wenigstens der Umfang derselben auf gewisse Zeiten oder Oerter und Individuen beschränkt würde, das Bewußtsein der Sünde und die Erfahrung ihrer Herrschaft und Allgemeinheit in sich. Die Herrschaft der Sünde aber, ja auch nur das Vorhandensein einer einzigen Sünde

sich vom sittlichen Standpunkte aus nicht anders als eine innere That des Gemüths ansehen und aus sittlichen Unordnung, aus einem innern sittlichen ngel herleiten; und wie jede Sünde der sittlichen Kraft Menschheit etwas entzieht und mit verringerten eignen tein der Zustand des göttlichen Wohlgefallens nicht estellt werden kann, so muß eben die Hülfe von da men, wo kein sittlicher Mangel, keine Sünde, kein h, sondern die ungeschwächte Kraft, die vollkommene heit und Fülle des Geistes uns entgegentritt. Es ein Leichtes, durch eine Reihe biblischer Stellen dies elegen, wie allenthalben die Lehre der Schriften des en Testaments auf einen Abfall und ein Verderben sich selbst überlassenen und noch nicht in die Gemeinschaft mit Christo getretenen Menschen und auf das ende Element des Lebens, der Gesinnung, des Geistes isti hinweist; möge der einzige Spruch des Apostels gen, worin er das Evangelium eine **göttliche Kraft** t, selig zu machen alle Gläubigen. Wie gar verden hiervon hat Bretschneider das Wesen nach der Schrift in die Lehre von der Unsterblichkeit setzen zu sen gemeint, welche den frühern Juden unbekannt, den en unter Nebenvorstellungen versteckt, erst von Jesu vollkommenen Klarheit ausgebildet und mit ganzer Entdenheit geltendgemacht worden sei. So hat ihn der Verstand von dem eigentlichen Brennpunkte aller nungen Gottes im Christenthum ferne gehalten, und t um den großen ethischen Proceß des Lebens Christi der Wirkungen seines Geistes herumgelaufen, ohne n eine gründlichere Notiz zu nehmen, als daß er ei- Male den Tod Jesu, in Verbindung mit seiner Aufhung, ein Vorbild und Unterpfand der Erlösung nennt. s klingt offenbar wie eine ganz äußerliche Ansicht der he, die wir doch nicht tief genug erforschen können, darin, nämlich in dem Tode Jesu, die höchste Entlung seines Lebens und die vollkommenste Darstellung Liebe zu erkennen und hier den Gipfel der Pyra- zu finden, deren Basis sein sündloses, liebeströmen- Leben und das Zeugniß seiner Lehre von ihm selbst n. Aber deshalb tritt bei dem Verf. sowol die all- eine Erfahrung von dem unüberwundenen Reiz der de — und das ist der Sinn der Erbsünde — als auch sündlose Kraft und sittliche Lebensfülle Christi — und ist der Kern des Opfers, das er uns gebracht — ge- jenes metaphysische Dogma von der Unsterblichkeit in Hintergrund; deshalb gelingt es auch seinem Christus, bloßen Dogmen und gutem Beispiel und factischen abolen von einer Sünde zu erlösen, die nur zufällig nur Solchen anklebt, die zu träge sind, um durch eigne bildliche Weisheit und Verdienst tugendhaft zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

---

chstücke aus den Schriften eines Gefangenen, von riedrich Seybold. Stuttgart, Schweizerbart. 833. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ein ungenannter Freund des Hrn. Seybold hat es übernen, das deutsche Publicum mit der ironischen Laune dieSchriftstellers näher bekannt zu machen, während derselbe irgendwo wahrscheinlich diese Laune im Gefängnisse büßt. In den drei Abtheilungen dieses Bandes liegen die Proben schriftstellerischen Berufs des Herrn S. vor uns, in drei Abtheilungen von sehr verschiedenem Werthe.

In der ersten, betitelt: „Aus dem Camisarden, historischer Roman von Fr. Seybold", begegnen wir dem Verf. auf der Bahn der historischen Romantik. Der Kampf des furchtbaren Bundes der Hugenotten gegen die Dragonaden des schrecklichen Ludwig XIV. ist der Gegenstand dieses Romans. Die protestantischen Gebirgsbewohner sind unter den Einfluß eines heroischen Hauptes gestellt und führen mit Erfolg und Sicherheit den Krieg gegen die Truppen des Königs. Wir möchten diese Bruchstücke eines größern Werkes nicht geradezu tadeln; allein wir gestehen, daß dieser ernste Gegenstand unter der Feder eines ironischen und heiteren Geistes, den der Verf. überall nicht verleugnen kann, nicht mit der nöthigen Haltung und, wir möchten sagen, zu sehr als Farce aufgefaßt und behandelt sei. Wol liegt unserer Zeit die Vergleichung und die Erinnerung an jenes scheußliche Verfahren des teuflischsten Despotismus nicht fern. Mömes hat im „Pfarrer von Andouse" diesen Gegenstand theilweise nicht ohne Glück behandelt. Die Auswanderung der protestantischen Salzburger ist ebenfalls mit hoher Salbung in neuerer Zeit beschrieben worden. Aber immer mit Ernst; denn dergleichen Blutscenen aus der Geschichte des Kampfes für Geistes- und Gewissensfreiheit vertragen nicht jene bequeme Breite der historischen Romantik neuerer Zeit. Am wenigsten gefallen sie wol neben der Plattheit und Lächerlichkeit, welche die Masse der unverständigen Menschen zu jeder Zeit charakterisirt. Allein gerade diese schildert uns dieses Gemälde mit selbstgefälliger Weitschweifigkeit und überall vermissen wir daher jenen heiligen Ernst, womit die bessern Menschen ihr letztes und bestes Gut, das Leben, für eine hohe Idee aufs Spiel setzen. Andeutungen sind genug vorhanden, und vielleicht gewinnt das Ganze ein anderes Ansehen, als dieses Bruchstück hat. Dennoch müßten wir Hrn. S. rathen, dem Geschmack für das Unwahrscheinliche, welchem besonders die Spindler'sche Muse fröhnt, nicht zu sehr die Zügel zu lassen, indem das Unwahrscheinliche und Unnatürliche stets beieinander liegen.

Die zweite Abtheilung dieses Bandes bildet: „Der Patriot. Ein komischer Roman". Spiesburg, eine Stadt in Flachsenfingen, und die jämmerlichste Philisterei, politische Kleinstädterei und der bornirteste, feigste Modeliberalismus sind hier mit ziemlicher Breite, mit sogenannter populairer Ironie, mitunter selbst mit Humor gezeichnet. Kein Mensch weiß hier, was er will; und die politischen Bewegungen des Liberalismus neuester Zeit in unserm lieben Vaterlande, deren erster und letzter Grund und Zweck der Magen, der Neid, die Eitelkeit und der gröbste Egoismus im Pöbel waren, treten hier nebeneinander mit launiger Abenteuerlichkeit auf. Hr. S. hat wahrscheinlich schon früher Gelegenheit gehabt zu entdecken, daß der Herd der Revolutionen auf deutschem Particularismus kein festes Fundament finde; denn der vage Begriff der demagogischen Umtriebe und der trostlose Hang zu geheimen Bünden für unklare Zwecke gibt ihm reichen Stoff, Lächerlichkeiten aufzudecken, die nur der Eingeweihte ganz fassen dürfte. Wir zweifeln nicht, daß dieser Roman bei einer gewissen Classe von Lesern Glück machen könne, besonders aber bei Denen, die sich allzugroße Sicherheit von der Philisterei und Spiesbürgerei der — Flachsenfinger versprochen.

Unleugbar ist die dritte Abtheilung: „Aus den süddeutschen politischen Blättern", die Krone dieses Bandes. Wir finden hier mehre kurze Aufsätze, die für den Beruf des Verf. zum Schriftsteller ein schlagendes Zeugniß ablegen. Meisterhaft ist die „Politische Olla potrida". Ueberall echter Humor, fließende Gedanken, sprudelnder Witz und feine Ironie. „Der Vielwisser", ein abgeschnappter Franzos, ist ein schönes Seitenstück zu „Rameau's Neffen" und, wenn auch vielleicht der Gedanke dazu diesem Dialog aller Dialogen entlehnt wäre, dennoch in Vortrag und Zeichnung originell. Mit Vergnügen lasen wir sodann die kurzen, „Miscellen" überschriebenen Sätze, denen

Bruchstücke: „Aus den Erinnerungen von Paris", folgen. Die beiden Aufsätze dieses Abschnittes: „Eine pariser Emeute", und „Die drei Julitage, von einem Augenzeugen", sind musterhaft in Styl, Klarheit der Anschauung und Lebendigkeit des Vortrags, und verdienen nicht, übersehen zu werden.

Im Einzelnen finden wir Hrn. S.'s Urtheil frei von Vorurtheilen, ohne ihn von der Heyno-Börno-Manie ganz freisprechen zu können. Wüßte ein Volk jemals bestimmt, was es will und was es wollen muß, um ein vernünftiges Volk zu sein, dann wäre das Interesse an der Geschichte bald zu Ende, denn die Philosophie träte ihr goldnes Zeitalter, die Praxis an. Nationen zu geißeln und lächerlich zu machen, weil sie aus der Befangenheit der Gegenwart nicht im Sturme sich herausfinden, das scheint uns grade nicht schwer; aber die Suffisance, die Geringschätzung, der Ekel dieser Gattung von Satirikern, so geistreich sie sein mögen, erzeugt allgemach Gleichgültigkeit des größeren Publicums gegen sie, und sie werden mit Recht eine Zeit lang bewundert, dann bekrittelt und zuletzt als Selbstmörder ihres Ruhms in einer stillen Ecke begraben. Hr. S. wird dieses Loos vermeiden, wenn er fleißig studirt und nur das Edle sich aneignet, wozu er unleugbar Gemüth und Geist besitzt. 23.

Notizen.

Fr. Thiersch über das Studium des Neugriechischen in unsern Tagen.

Eigentlich zwar nur mit Bezug auf die in Griechenland selbst einzuführende Art des Sprachunterrichts, zugleich aber auch einen Wink zur Beachtung außer Griechenland enthaltend, heißt es bei Thiersch („De l'état actuel de la Grèce", 1833, Th. 2, S. 136 *)): „Das Studium des Neugriechischen (in den hellenischen Schulen in Griechenland) muß mit dem des Altgriechischen Hand in Hand gehen. Eine Trennung beider würde dem einen oder andern nachtheilig sein, weil das erstere, weit entfernt eine neue Sprache zu sein, nur die Sprache des Volks ist, mit geringern Aenderungen, als diejenigen sind, welche die deutsche Sprache seit dem 13. Jahrhunderte erfahren hat. Indeß lebt in dieser Volkssprache ein origineller Geist, der, ohne etwa von der alten Form abzuhängen, vielmehr aus dem Genie des Volkes sich entwickelt, dessen einfaches und abenteuerliches Leben sich der Natur mehr als das unsrige nähert und ihm sogar Gesänge und Melodien eingibt, die die Bewunderung des größten deutschen Dichters (Göthe's, z. B. in „Kunst und Alterthum", IV, 1, 2) auf sich gezogen haben. **) Indem man das Studium des Neugriechischen nothwendig auf das der altgriechischen Sprache gründet, muß man jedoch bemüht sein, ihm die Frische und Originalität zu bewahren, welche diese neuen Erzeugnisse des griechischen Geistes auszeichnen. Man könnte dazu beitragen, indem man eine Sammlung der besten Volkspoesien veranstaltete und damit Anthologien neuerer Dichter verbände, die ihrer Sprache am besten das frische Colorit und den Geist der Erhabenheit erhalten haben, sowie neuerer Prosaisten, welche denselben Charakter der Originalität besitzen. Was die Syntax und die Bildung des Styls anlangt, so ist es ohne Zweifel nöthig, die großen Schriftsteller des Alterthums nachzuahmen, die in dieser Beziehung für alle Zeiten und alle Völker geschrieben haben. Aber man kann sie nachahmen, ohne die Phrasen und Ausdrücke nach dem antiken Typus zu bilden und die unfruchtbare Beibehaltung von Archaismen an die Stelle des lebendigen Strebens des Geistes unserer Tage zu setzen, sodaß man vielmehr in dieser Hinsicht Alles, was schön und classisch in den Alten ist, zu benutzen sucht, ohne jedoch den griechischen Geist, der sich bereits mit Erfolg im gegenwärtigen Jahrhundert in mehren Arten der Prosa und Poesie entwickelt hat, zu unterdrücken. Um nur einige jüngere Schriftsteller unter den Neugriechen zu nennen, so wird man die zugleich männliche und erhabene Einfachheit der Poesien des Alexander Sutsos und den Adel und Schwung der Prosa des Panagiotis Sutsos bewundern, welche Beide, beseelt vom Geiste des alten Griechenlands, sich gleichwol einen neuen und eigenthümlichen Weg bahnen." — Mit Rücksicht auf das Vorstehende können wir uns daher nur um so mehr freuen, daß, öffentlichen Nachrichten zufolge, die baierische Regierung die Absicht hat, an ihren Gymnasien das Studium des Neugriechischen mit in den Kreis der Unterrichtsgegenstände zu ziehen.

*) Wir berichten nächstens ausführlich über dies Werk. D. Red.

**) Es genügt wol auf Fauriel's Sammlung der „Chants populaires de la Grèce moderne" (2 Thle., 1824, 1825), auch mit der Verdeutschung W. Müller's (Leipzig, 1825), sowie auf die manchen, zu Fauriel erschienenen Nachträge im Allgemeinen hinzuweisen.

Bemerkung.

Es ist manchmal behauptet worden, daß der Geist des griechischen Alterthums, wie er noch in den auf uns gekommenen Werken desselben lebt, ein republikanischer und darum unsern Monarchien gefährlicher Geist sei. Eine Apologie desselben finden wir in Thiersch's ebenerwähnten Werke (Th. 1 S. 153 fg.). Mit Hinblick auf das neue Griechenland, aber zugleich auch in allgemeiner Beziehung und unter Charakteristik der altgriechischen Literatur überhaupt sagt er: „Allerdings ruhen die Staaten, die Gesetze und die Sitten des alten Griechenlands auf republikanischen Ideen; die Werke seiner großen Männer sind davon erfüllt und athmen die stärkste Liebe zur Freiheit und die volle Hingebung in ihren Cultus: es ist das Alter der Jugend mit allen ihren Träumen, Entzückungen und Leidenschaften, welches das Menschengeschlecht durchwandert ist. Indeß droht das Studium republikanischen Alterthums unsern monarchischen Staaten keine Gefahr, so lange dasselbe nur nicht unvollkommen und oberflächlich ist, und wenn es tiefer in den Sinn der alten Schriftsteller und der altgriechischen Staats- und politischen Einrichtungen einzudringen sich bemüht; denn dann wird man hinter den unvollkommenen und veränderlichen Formen der demokratischen und aristokratischen Staaten einen männlich-festen Geist entdecken, der aufrichtig damit beschäftigt ist, Gesetze aufzustellen und ihnen Garantien zu verschaffen. Das Verlangen nach einer weisen Gesetzgebung und gewissenhafter Befolgung der Gesetze theilen alle großen Geister des Alterthums; ihre Schriften ohne Ausnahme athmen die Liebe zur Gesetzlichkeit, und empfehlen die Achtung und den Gehorsam gegen oft unvollkommene und sogar tyrannische Gesetze. Anders kann auch die Monarchie selbst nicht denken, und etwas Anderes kann auch sie nicht empfehlen. Die Formen jener altgriechischen Staaten waren gleichsam nur Versuche, die Herrschaft der Gesetze zu begründen; Versuche, die oft zu schwach waren, um die Freiheit des Einzelnen gegen die unbeschränkte Gewalt der Volksversammlungen und Gerichtshöfe zu vertheidigen. Während die tugendhaftesten Männer (Thucydides, Sokrates, Plato, Demosthenes, Themistokles, Agesilaos, Epaminondas, Phocion), erzogen in der Achtung bestehender Gesetze, sich dieser Gewalt unterwarfen, strebten schlechte und leichtsinnige Menschen, die bestehende Ordnung umzustürzen oder sie ihren Leidenschaften dienstbar zu machen. Diese unaufhörlichen Kämpfe, verbunden mit den offenen Bürgerkriegen, führten Griechenland an den Rand des Verderbens, und es fiel unter das Joch der ersten Monarchie, die sich an seinen Grenzen erhob. So kommt es denn nur darauf an, daß man bei dem Studium der altgriechischen Schriftsteller auf Das hinweise, was in dem Kampfe edler Männer für Gesetz und Recht erhaben und groß ist, und daß man auch das Fehlerhafte in jenen Einrichtungen und das Ekelhaft-Häßliche in den Handlungen der Demagogen herausstelle, gegen welche nicht die Tugend eines Phocion und nicht die Beredtsamkeit des Demosthenes das Vaterland vor der Knechtschaft zu sichern stark genug war. Auf diese Weise kann das Studium des griechischen Alterthums auch für unsere Monarchien nur höchst fruchtbar werden". 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 108. —— 18. April 1834.

Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adam's Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Beschluß aus Nr. 107.)

Aber auch die Unsterblichkeit, welche Bretschneider als das Wesen und den Zweck der Lehre des Christenthums darstellt, ist so, wie er sie darstellt, um mit Hegel zu sprechen, eine schlechte Unendlichkeit, eine solche, die erst mit dem Tode des Leibes anhebt und also jetzt erst noch erwartet werden muß. Dagegen die heil. Schrift, wiewol sie die Entfaltung des ewigen Lebens, zumal gegenüber den noch Unbekehrten und im Gegensatze mit dem unvollkommenen sittlichen und physischen Zustande der bereits in die christliche Gemeinde Herzugetretenen, in die Zukunft versetzt, sagt gleichwol, wer glaube, der habe in und mit seinem Glauben auch das ewige Leben; wer an den Sohn Gottes glaube, der sei bereits vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Es wird hier also das ewige Leben mitten in die Zeit hereingestellt, und ist nicht anders zu nehmen als in dem Sinne der Einigung der Seele mit Gott und ihres Antheils an unsterblichen Kräften, Trieben, Zuständen und Erkenntnissen; eine Vereinigung, welche Christus stiftet, indem er die Seele von der Gewalt der Sünde erlöst und zum Gehorsam und zur Liebe Gottes bildet. Hätte der Verf. diese moralische Bedeutung des ewigen Lebens wahrgenommen, so wäre er nicht gezwungen worden, den klaren und unumstößlichen Worten der Schrift Zwang anzuthun oder seinen Meinungsmantel umzuwerfen, wie er z. B. die Stelle Joh. V auf eine künftige leibliche Auferstehung deutet.

Sehen wir von hier auf den Pietismus, so sind wir weit entfernt in Abrede zu ziehen, daß derselbe, sowie er sich großentheils im deutschen Vaterlande gestaltet und geäußert hat, einen zelotischen Buchstabendienst behaupte, eine finstere Welt- und Lebensansicht verbreite, einen crassen Opfercult in das Herz der christlichen Erlösung hineinbringe, und ebenso verketzerungssüchtig als hochmüthig sei. Ref. wohnt in einem Lande und wirkt an einem Orte, wo er ohne Zweifel in größerm Maße als der hochwürdige gothaische Prälat aus eigner Erfahrung das starre und trübe Dogma, den blinden und oft feindseligen Eifer, die versteckte und bisweilen tückische Handlungsweise solcher, welche für Lichter der Sekte gelten, kennen gelernt hat. Aber diese Erfahrungen, und selbst diejenigen, welche für ihn mit persönlicher Kränkung begleitet waren, haben ihm doch bisher einen andern und zwar freundlichern Blick in den Ursprung und innersten Charakter des Pietismus nicht verschließen können, als welchen der Verf. im vorliegenden Buche wie in seiner frühern Schrift mittheilt. Das Wesen des Pietismus, wie es in seinem Urheber sich darbeut, ist ebenso gewiß durchaus verschieden von seiner gegenwärtig vorherrschenden Erscheinungsform, wie das Wesen des Rationalismus, als ein Bedürfniß der Vernunft, in Sachen des Glaubens zu denken und klar zu sehen, von dem Unglauben und der Frivolität unterschieden werden muß, welche sich unter dem Aushängeschilde vernünftigen Nachdenkens von allem Christlichen nicht nur, sondern von religiösen Dingen überhaupt lossagt und die Quelle nicht mindern sittlichen Verderbens ist als das finstere Brüten und das hoffährtige Bekenntniß vieler Pietisten.

Spener, dessen Kreise bekanntlich zuerst den Namen der pietistischen erhielten, hatte nichts Anderes vor Augen als ein praktisches Christenthum, eine innigere, reinere und zugleich thatkräftigere Frömmigkeit, und weil er diese nur in der Anschließung an den Erlöser fand, so drang er auf öftere, andächtige und zum bessern Verständniß in der Wahrheit, wie zum größern Wachsthum in der Liebe förderliche gemeinsame erbauliche Lesung der heil. Schrift. Die Ermunterung zum lebendigen und alle Keime christlicher Tugend einschließenden Glauben an den Erlöser fand er damals gewiß mehr in den Schriften der Reformatoren und in den kirchlichen Bekenntnissen als in der trockenen, polemisch-dogmatischen Theologie seiner Zeit vor, und namentlich mußte er dem irrthümlichen Satze dieser Theologie, daß die Heiligung aus der orthodoxen Lehre komme, den richtigern entgegenstellen: daß die reine Erkenntniß des Evangeliums erst eine Frucht der Heiligung sei, d. h., daß Gott und den Erlöser nur Derjenige, der ihn liebe, recht erkennen und verstehen lerne. Das Christenthum war ihm also eine sittliche Thatsache, ein gottgefälliges Leben, und seine religiöse Ansicht ruhte auf der gedoppelten Erfahrung, daß ohne Christum die Sünde mächtig, durch ihn die Sünde überwunden und das Reich Gottes, Wahrheit und ewiges Leben in Allen, die ihn

aufnehmen und sich von ihm regieren lassen zu guten Werken, vorhanden sei. Dies und nichts Anderes ist der reine, ursprüngliche Kern des Pietismus, und dies stimmt denn auch mit dem Wesentlichen des Christenthums klar zusammen. Allerdings hat sich ihm bald, in Hamburg und andern Orten, das Zelotische und in Behauptung einzelner kirchlicher Dogmen wie der Erbsünde und des blutigen Opfers Christi, wahrhaft Terroristische, sowie bei Zinzendorf und dessen Anhängern eine weichliche, in sinnlichen Bildern und Spielereien der Phantasie verfließende schwärmerische Andacht und Betrachtungsweise angehängt. Auch waren Spener selbst und seine Freunde, und sind es jetzt noch Viele, wie Hahn, Hengstenberg, die Wupperthaler, Bremer und Baseler, in einer ängstlichen Abhängigkeit von dem Ansehen der symbolischen Bücher und in einer unfreien Ansicht von dem Verhältnisse der Schrift zu der Wahrheit befangen. Aber im Wesen des Pietismus, in der Hingabe an den Erlöser und in der Aufnahme des von ihm ausfließenden Geistes, der ein Geist der Wahrheit ist wie der Liebe, war auch das Princip der Freiheit mitgegeben, die Lehre der Schrift im Zusammenhange damit, d. h. als einen Ausdruck desselben Geistes, der in den Evangelisten und Aposteln gewaltet hatte, aufzufassen und sich der vorbereitenden Beziehungen des Alten auf das Neue Testament bewußt zu werden. In diesem Sinne ist der echte Pietismus aus der Brüdergemeinde hervorgegangen, und es bedarf nicht, den großen Hingeschiedenen dieses Jahres zu nennen, in welchem nach Abfluß von drei Jahrhunderten Christus einen neuen Reformator gesendet hatte, dessen Wirken wissenschaftlicher und ruhiger, aber um desto sicherer ist, dem Glauben Innigkeit, der Erkenntniß Freiheit, dem Leben Gemeinsamkeit und Liebe zu verleihen.

Fassen wir demgemäß das Wesen des Pietismus auf, so hat derselbe sich vor der Beweisführung Bretschneider's nicht zu fürchten, daß die Offenbarung Gottes in der Geschichte und in der Bibel sich allmälig gestalte und erst in Christo sich vollende; er wird vielmehr auch hier weiter gehen und tiefer dringen, indem er die Entwickelung des ethischen Zustandes vorzugsweise zeigt, und sich hierin an den Apostel Paulus anschließt, der besonders in seinem Sendschreiben an die römischen und galatischen Christen den großen Zusammenhang zwischen Sünde, Gesetz und Erlösung nachweist. Er wird ferner zwar die Wechselbeziehung zwischen der religiösen Erkenntniß und der Weltanschauung jedes Zeitalters, sowie den nachtheiligen Einfluß der Unwissenheit auf die Sittlichkeit (S. 150) anerkennen, aber nichtsdestoweniger die Ueberzeugung festhalten und darthun, daß die Sünde in jeder Richtung hin allein der Leute Verderben, und, wie Paulus (Röm. 1, 21) so unübertrefflich gezeigt hat, auch die Mutter des Wahns und das Hinderniß einer freien und fröhlichen Ausbildung religiöser und kosmischer Einsicht sei. Was aber den ersten, den exegetischen Abschnitt der Bretschneider'schen Schrift anlangt, so wird sich auch der freieste Pietismus, auf dem wesentlichen Grunde des Christenthums stehend, gegen das Princip und dessen Anwendung erklären. Denn was will die Vernunft aus dem Christenthum machen? was hat sie für ein Recht an die Bibel? keines, wenn sie nicht selbst eine christliche Vernunft ist und ihre Bildung, ihre Wissenschaft, ihren Maßstab den die Welt erleuchtenden Einflüssen des Christenthums zu verdanken bekennt. Wer mit dem gelehrten Verstande das Buch des Lebens liest und prüft, der wird auch nur Verstandessätze herausziehen oder seine Verstandestheorie hineinlegen; wer aber aus Bedürfniß des Herzens, in Andacht und Demuth sucht, der wird mit dem Geiste, der in der Schrift weht, zu ihr herankommen, und ihm wird um desto mehr ein tiefes und vollständiges Erkennen der darin enthaltenen Wahrheit werden. Dies heißt: die Auslegung der Schrift aus dieser selbst, d. h. aus ihrem Geiste schöpfen; das ist die rechte analogia fidei, solches Lesen, dessen Totaleindruck uns auf die Hauptstellen hinweist, von welchen aus das Uebrige seine Deutung und Beziehung findet. Hätte sich der gelehrte Verf. nicht so gar der Nüchternheit beflissen, um den rationalistischen Standpunkt festzuhalten, so hätte er auch der Kunst nicht bedurft, in Anwendung seines außerbiblischen Princips der Bibelerklärung Behauptungen aufzustellen und zu verfechten, welche in nichts weiter als in Willkürlichkeiten bestehen, wie z. B. S. 184 die laxe Deutung Dessen, was Paulus von der allgemeinen Herrschaft der Sünde schreibt; oder welche gar die Kraft der Erlösung beschränken oder die Liebe Gottes in Zweifel stellen, wie, wenn er als biblisches Dogma hinstellt, die Hülfe Christi beziehe sich blos auf die vor der Taufe begangenen Sünden, sein Opfer gelte also nicht zur Vergebung jeder mit Bußfertigkeit empfundenen spätern Schuld, da doch der Erlöser seinen Jüngern ganz anders zur Pflicht macht, sie sollen sich unter einander siebenzigmal siebenmal vergeben, d. h. nicht müde werden in nachsichtsvoller Liebe. Doch solches Einzelne überlassen wir billig wissenschaftlichen Journalen und solchen Schriften, die sich's zur Aufgabe machen wollen, das Buch umständlicher zu beurtheilen, als es in dieser bereits über die gewöhnlichen Schranken ausgedehnten Anzeige geschehen durfte. Das Voranstehende ist aber gesagt, um bei gemeinschaftlicher Verwerfung des falschen und argen Pietismus den echten und reinen zu wahren, von welchem wol vorzugsweise das Heil der Kirche zu erwarten steht.

49.

Kaiser Friedrich Barbarossa. Nationaltragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Wilhelm Rogge. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1833. 8. 16 Gr.

Ein nicht zu verkennendes poetisches Talent, das im lyrischen Gebiete an einigen Orten nicht unlöblich aufgetreten ist, sehen wir hier den ersten dramatischen Versuch machen. Angezogen von dem Glanze der historischen Personen, denen er seine Aufmerksamkeit widmete, scheint der Verf. die Meinung gehegt zu haben, er könne zur historischen Tragödie gelangen, wenn er das Verhältniß, in welchem Friedrich und sein Hof zu Heinrich dem Löwen steht, nach dessen Hauptbeziehungen und der darin enthaltenen Katastrophe scenisirte und seine Personen in kräftigen Worten redend einführte. Daß er aber auf diesem Wege

nicht zur Handlung gekommen ist, kann man aus folgender Scenenübersicht ersehen.

Erster Act. Die Reichsfürsten und Ritter unterhalten sich über den Aufstand der Lombarden und Heinrich den Löwen, dessen Hülfe erwartet wird, und für den nur Otto von Wittelsbach günstig gestimmt ist. Heinrich der Löwe erscheint, der Römerzüge müde und unschlüssig, ob er dem Kaiser gegen die Lombarden helfen soll oder nicht. Der Entschluß neigt sich endlich auf die letzte Seite. Diesen erklärt er auch in der Versammlung an den Kaiser und ändert ihn auch nicht, als der Kaiser fußfällig um seine Hülfe bittet. — Ref. bemerkt nur, daß der Dichter diesen äußersten Schritt des Kaisers nicht auch durch den Drang der Umstände motivirt hat; von der Nähe einer Gefahr für den Kaiser ist kaum die Rede.

Zweiter Act. Der Kaiser mit seinem Hofnarren, der ihm einige Proben der neuen Weisheit (aus Hinrichs' Religionsphilosophie) vorträgt. In dieser Figur erscheint aber die Nachahmung zu abstract; keine Beziehung seines Witzes auf das gegenwärtige Verhältniß, wenn nicht die einzige, daß auf diesen lustigen Rath der dürftige Rath des Erzbischofs von Mainz folgt, vorsichtig zu handeln gegen die Lombarden. Darauf sehen wir die Bürger von Mailand — sie werden zum beharrlichen Kampfe gegen Friedrich ermahnt — und zuletzt das Schlachtfeld von Lignano, wo erst die deutschen Ritter lustig singen, die Bürger sich furchtsam zurückziehen, der Narr sich gern ohne Anstrengung einen Lorber holen möchte, dann aber es heiß hergeht, und der Kaiser mit seinen Deutschen zu fliehen genöthigt ist.

Dritter Act. Der Kaiser mit der Kaiserin im Palaste zu Venedig; jener klagt, daß Heinrich an dem Unfall Schuld. Darauf entwickelt sich die Kabale gegen diesen, welche besonders durch den Geistlichen, Philipp von Köln, geleitet wird, der von sich selbst doch gar zu nackt und offen monologisirt:

> Mich treibt der Neid, mich treibt die Eifersucht,
> Denn fremde Größe läßt mich nimmer ruhn,
> Und keinen Stolzen duld' ich neben mir;
> Wüßt' ich in meiner Brust ein Fünkchen Demuth,
> Bei meiner Seel', ich löscht's noch heute aus,
> An Andern hab' ich diese Tugend gern! —
> Die Dankbarkeit ist eine seichte Tugend,
> Man trifft sie einzig fast bei schwachen Köpfen!
> Ja, wollt' man stets nach einem „ist's recht" fragen,
> Wenn man etwas beginnt und unternimmt,
> Man bliebe meistens beim Beginne stehn.
> Ein Jeder hat da seine eigne Weise,
> Nach der er aufbaut sein Moralsystem
> Und lenkt und regelt all sein Thun und Lassen.
> So leg' ich nun die Axt an einen Baum,
> Der zu gewaltsam mir nach oben wächst,
> Und setz' mein Alles dran, ihn bald zu fällen!

Nach der ohne weitern Zusammenhang eingelegten Scene zwischen dem lustigen und dem ernsthaften Rath (Chr. von Mainz) wird der Friede abgeschlossen und Papst Alexander (eine würdige Gestalt des Dichters) anerkannt (die Umwandlung Friedrich's in Hinsicht auf den Papst fällt eigentlich hinter die Scene, vergl. S. 74, und wird hier nur erklärt).

Vierter Act. Heinrich auf der Burg zu Braunschweig; er vernimmt, daß er zum vierten und letzten Male auf den Reichstag nach Würzburg geladen sei. Heinrich wehrt sich dahin zu gehen, zieht es vor, seine Feinde anzugreifen, und seine Freunde nähren seinen Muth. Hierauf die Reichsversammlung in Würzburg, wo der nicht erschienene Heinrich des Ungehorsams beschuldigt und über ihn deliberirt wird; des eigennützigen Philipp's Ansicht bringt bald durch, und selbst Kaiser Friedrich, der ihm mit alter Neigung zugethan sein will, neigt sich der von Otto von Wittelsbach mit Kraft bestrittenen Meinung des Erzbischofs allzuschnell zu. Er spricht Reichsacht und Bann gegen Heinrich aus und belehnt auch auf der Stelle den Erzbischof mit den zurückfallenden Gütern, wiewol er es auch am Schlusse dieses Actes nachträglich wieder bedauert.

Fünfter Act. Heinrich bei seiner Gemahlin auf dem Schlosse zu Braunschweig in hoher Ruhe und Festigkeit. Darauf treiben die von Heinrich befehdeten Fürsten, der Erzbischof an der Spitze, den Kaiser zur Kriegshülfe gegen Heinrich an, und Letzterer erzählt dabei, wie Heinrich gegen seinen Bundesgenossen Adolf gefehlt. Wir sehen nun, oder hören vielmehr Heinrich in seinem Fall; sein Unglück steigt, mit einer fast lächerlichen Eile folgt eine Unglücksbotschaft nach der andern. Der Kaiser erscheint schon vor Lüneburg, Heinrich, gestürzt von der Höhe seines Muthes, läßt um Milde bitten; jener ist geneigt sie zu gewähren, allein ihn bindet sein gegebenes Wort. Heinrich erscheint endlich vor dem Kaiser im Reichssaal und bittet ihn fußfällig um die kaiserliche Gnade. Der Kaiser hebt versöhnt die Acht auf und verkürzt die Zeit der Verbannung, obgleich der Erzbischof widerspricht.

Die Schlußworte des Stückes lauten:

> Herr Gott, du hast mich hart und schwer geprüft,
> Ich will nicht murren wider deine Schickung;
> Sei's denn, ich folge, Kaiser, dem Gebot.

Es fragt sich, wo ist hier die Handlung, und von wem geht das Handeln aus. Daß der Verf. diesen Scenen eine Einheit zu geben gesucht hat, ist nicht zu leugnen; aber diese besteht nur darin, daß der Fußfall des Kaisers durch den Fußfall Heinrich's, der seinen Kaiser vergeblich bitten ließ, gerächt wird. Aber dies ist eine Folge der Gesinnung Heinrich's. Dieser ist also eigentlich Der, von dem das Handeln ausgeht, und von ihm müßte auch das Drama den Namen führen. Barbarossa kann um so weniger der Held oder Mittelpunkt der Handlung heißen, da er bis auf den Schluß von dem (schwachen) Antrieb des Erzbischofs bestimmt wird. Heinrich aber würde noch mehr der Held des Dramas sein, wenn gleich vom Anfange herein das Motiv, aus welchem er dem Kaiser die Hülfe versagt, so rein zu Tage käme, wie es etwa in dem spätern Monologe S. 121 ausgesprochen ist. Der Dichter glaubte seinem Producte durch leichte Skizzirung weit eher dramatisches Leben zu geben als durch jene langzeilige und langweilige Lyrik, welche viele neuere Tragödien zu todtgeborenen macht; und in der That ist ein Talent zu kräftiger Skizzirung an einigen Stellen dieses Versuches unverkennbar; allein er hat dabei übersehen, daß unter solcher Skizzirung das Wesentliche, die Motivirung der Handlung nicht leiden darf, und daß der Antrieb, der ihr durch den Hauptcharakter gegeben ist, durch alle Kreise, welche sie in sich aufnimmt, hindurchwirken muß, wie die Bewegung des Wassers durch den geschleuderten Stein. Auf diese innere Einheit hat Hr. R. hinzustreben, wenn er etwas noch Gelungeneres in diesem Gebiete hervorbringen will.

Nachdem wir dieses bemerkt, dürfen wir auch auf das Lobenswürdige dieses Versuches aufmerksam machen. Dies besteht vornehmlich in den einfachen, kräftig tönenden Reden der dramatischen Personen, die von dem herkömmlichen Schwulst und der Hochtraberei oder der subtilen Empfindsamkeit, womit so viele Versuche dieser Art hervortreten, dennoch völlig frei sind. Auch sind die Jamben meistens wohllautend und frei. Wir geben als Probe die Scene, welche wir für die schönste des Stückes halten, zwischen Heinrich dem Löwen und seiner Gemahlin (fünfter Act, erste Scene), welche an eine Scene aus „Wallenstein" erinnert.

M a t h i l d e.

> Sie haben, Heinrich, Sachsen dir und Baiern
> Genommen, dich geächtet und gebannt,
> Und unerschüttert gehst du deinen Weg?

H e i n r i c h.

> Der Bannfluch, gutes Weib, das sind nur Worte,
> Erfunden für zaghafte, weiche Seelen,
> Die man mit solchen Dingen schrecken mag.
> So lang mein Haupt stark bleibt, den Helm zu tragen,
> Und noch die Rechte führen mag das Schwert,
> Will ich das Bad den Fürsten weidlich heizen!

Mathilde.
Allein das Volk, das an dem Alten klebt —

Heinrich.
Dient seinem alten Herrn gewißlich treuer
Als diesen neuen, aufgedrungenen.

Mathilde.
Du hast für jede Sorg' ein Bannungsmittel
Und suchst das Herz mir wieder leicht zu machen;
Gott wird ja mit dir sein, wie du's verdienst.
Denn mehr als alle Fürsten unsrer Zeit
Hast du gethan für Christi heil'ge Lehre;
Die Heiden hast du selbst geführt zur Taufe,
Und in das Buch des Lebens eingeschrieben;
Erbauet hast du Tempel ohne Zahl
Und mit dem Deinen reich sie ausgestattet:
Drum hoff' ich, wird der Himmel mit dir sein.

Heinrich.
Ja, sichtbarlich ist er mit mir gewesen,
Denn Sieg und reiche Beute bring' ich dir,
Aus Sachsen, von der Elb' und aus Westfalen.

Mathilde.
Und bleibst du nun bei mir in Braunschweigs Mauern,
Die Früchte deines Sieges zu genießen?

Heinrich.
Bis daß der Morgen tagt, Mathilde, länger nicht.
O daß ich zehnfach mich zertheilen könnte,
Um aller Orten stets zugleich zu sein,
Dann würd' ich rasch mir freie Hand gewinnen.
So — oder so —, gewiß es währt nicht lange,
Bald werd' ich ungestörter mit dir leben!

Mathilde.
Du hoffst Aussöhnung mit dem Hohenstaufen?

Heinrich.
Das ist vorbei, ich denk' nicht mehr daran,
Er hat den Weg dazu jüngst abgeschnitten,
Und Beider Schicksal hängt nun ab vom Schwerte.

Mathilde.
Weh mir, wenn meine Ahnung sich erfüllt!

Heinrich.
Kein Klagelied, Mathilde; fest und ruhig
Heiß ich der Zukunft dich entgegensehn.
Bin ich nicht noch derselbe, der ich war,
Als ich den Staufen sah zu meinen Füßen?
Und hätte mich der eitle Spruch entmannt,
Den Jener über mich hat ausgesprochen?
Ich bin ein Sohn des Nords, da ist mein Sitz!
Und wenn sie mir den Süden auch entreißen,
So bau ich meinen Thron im Norden fester.

Mathilde.
An deiner Brust geht Alles leicht vorüber,
Es hat die Zeit, Heinrich, dich hart geschmiedet;
Dich ehrt dein Muth; wie es auch kommen mag,
Ich fühl' mich stark, Jedwedes zu ertragen!

8.

Aus Italien.

Kirchengesang, wie er in Deutschland gehört wird, ist in Italien bekanntlich nicht gewöhnlich. Nur beim Singen der Litaneien in der Fasten und im Advente hört man zuweilen die schönen Stimmen aus der Gemeinde. Die Geistlichkeit selbst vernachlässigt dafür meist auf unverzeihliche Weise den Gesang, der doch einen so wesentlichen Theil des Kirchenrituals ausmacht, und selbst große kunstpflegende Städte lassen sich diese Hintansetzung eines der bedeutendsten Mittel, die Kirchlichkeit zu heben, wie viel geklagt wird, zu Schulden kommen. Unverzeihlich scheint es, daß dieser Vorwurf auch Mailand trifft, wo durch den heiligen Ambrosius die Pflege des Gesanges in der abendländischen Kirche zuerst Ansehen und heilige Würde erlangte. Doch einem Uebel ist oftmals abgeholfen, wenn man nur es erkannt hat. Jetzt fängt man an, nicht allein diesen Zustand zu beklagen, sondern auch, wenn möglich, Abhülfe zu treffen. Ein wohlunterrichteter Freund des alten Kirchengesanges, Flam. Cattamanza hat daher in einem ziemlichen Quartbande („Teoria e pratica del canto fermo preceduto da cenni storici con progetti di miglioramento", Mailand 1832) eine gute Methodik für Gesangschulen ausgearbeitet und besonders auf alles Das aufmerksam gemacht, was einem würdigen Kirchengesange bis jetzt in Mailand im Wege stand. Fast gleichzeitig hat ein Gesangfreund zu Parma diesem Zweige der Liturgik aufzuhelfen gesucht, und die „Principj di canto fermo ossia Gregoriano, scritti pei chierici d'onore del S. A. I. O. Costantiniano" (Parma 1833) des Kapellans bei der Kirche des heil. Georg zu Parma, Garfagnino, scheinen ihrem Zwecke vollständig zu entsprechen.

Wer die Hoffnungen des italienischen Parnasses oder des Helikons giovane Italia kennen lernen will, den kann man auf ein Taschenbuch verweisen, das in Mailand bei Paolo Ripamonti Carpano für das Jahr 1834 unter dem Titel: „Strenna italiana" herausgekommen ist, denn dort findet er den Nachwuchs der poetischen Celebritäten auf einem Platze beisammen, wie die lieben Engel in Heine's Reisebildern um den Dichter, dem träumte, daß er der liebe Gott sei. Um unsere deutschen Leser mit den Namen bekanntzumachen, die einst von ihnen auswendig gewußt zu werden Anspruch machen, folge hier ihre vollständige Liste: Giuseppe Borghi, Emmanuele Muzzarelli, Cesare Betteloni, Bennassu Montanari, Oprandino Arrivabene, Domenico Missiroli, Giulio Genoino, Napoleone Giuseppe della Riva, Pier Alessandro Paravia, Angelo Maria Ricci, Filippo Pananti, Sigismondo Visconti, Cesare Dalbono, Bartolomeo Lorenzi. Doch wie wäre jetzt ein Bardenhain oder ein ästhetisches Theekränzchen ohne Damen denkbar? Auch die Italiener sehen welche im Gefolge ihrer Musageten, und zufällig sind ihre Namen, wie billig, uns bekannter vorgekommen als die Mehrzahl der genannten Poeten: Frau Enrichetta Orfei, geb. Dionigi, beginnt den Reihen, und Edvige de' Battisti de' Scolari, Maria Giuseppa Guacci, Teresa Albarelli Vordoni, Catarina Franceschi Ferrucci schließen sich nicht unwürdig an. In Deutschland würde ein gleichzahlreicher Dichterkreis wenigstens zwei oder drei Pseudonymen zählen. Aber seit die Italiener selbst im Carneval seltner Masken tragen, scheint man auch die literarischen nicht mehr zu lieben, die durch die Akademienamen der Arkadier u. s. w. ohnehin etwas in Verruf gekommen sind. Blos drei durch Buchstaben bezeichnete bringt die „Strenna italiana"; wenig genug für mehr als eine Mandel schöner Geister. Mit Befremden werden überalpische Leser Rosa Taddei, Sgricci u. s. w. vermissen, die sich sonst auch nicht zu den Alten zu zählen gewohnt sind.

5.

Notizen.

Die Regierungen — sagte neulich Jemand in Frankreich — sind so unglücklich, nicht zu wissen, wie groß die Anzahl redlicher und gradsinniger Leute ist, und wie viel Einfluß diese auf weniger gesunde Köpfe auszuüben wissen.

Es gibt Umstände —, sagte neulich Bignon —, wo man den Regierungen, um ihnen zu dienen, zu misfallen wissen muß; aber auch Umstände, wo man dieselbe Pflicht gegen die Völker erfüllen muß, und diese Pflicht ist nicht minder heilig als jene.

7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 109. — 19. April 1834.

Der Salon von Heinrich Heine. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1834. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

„Ich rathe Euch, Gevatter, laßt mich auf Euer Schild keinen goldnen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldnen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehen.“ Mit diesem Rath des Schildmalers, gleichsam als Apologie, eröffnet der Verf. Vorrede und Buch. Das letztere ist nun zwar freilich, obgleich sich die Klauen nicht immer ganz verbergen lassen, diesmal kein rother Löwe geworden, aber auch eben kein goldner Engel, und der Maler hatte wol Recht, dem Verf. von diesem Emblem abzurathen. Eine graue Wolke wäre jedenfalls ein passenderes Schildzeichen gewesen, da das Büchlein in dunstähnlicher Farbe, nach Gestaltung ringend und in keiner sich begrenzend, vorüberschwebt, ohne einen bestimmten Eindruck zu hinterlassen. Den Anfang macht eine Beschreibung des pariser Gemäldesalons von 1831, die allerdings in Heine'scher Weise gar manches Pikante und Geistreiche enthält, auch von artigen Einfällen und hellen Gedankenblitzen hier und dort durchschimmert wird. Den Werth der Kunstkritik lassen wir dahingestellt, da wir zu ihrer Würdigung die Gemälde gesehen haben müßten, und beschränken uns darauf, die allgemeinen Folgerungen, die er aus den ausgestellten Kunstproducten herzuleiten sucht, zu beleuchten. Herr Heine setzt die neuern Werke der französischen Malerei auf eine sehr hohe Stufe, ja er dehnt dies auch auf die übrigen Künste, besonders auf die Poesie aus, und, wie er denn Alles mit der Politik in Verbindung bringt und unmittelbar aus ihr abzuleiten sucht, verkündigt er, daß Frankreich aus der Herzenstiefe seines neuen Lebens auch eine neue Kunst hervorathmen werde. Unleugbar bedarf die bildende Kunst einer kräftigen Regeneration, und wir wollen sie freudig willkommen heißen, sie möge nun aus Frankreich kommen, oder woher sie wolle. Jedenfalls aber scheint Herr Heine nicht vollkommen zu solchem Ausspruch berechtigt, da ihm die neuesten Leistungen der deutschen Kunst noch unbekannt sind, die durch Gediegenheit und ruhige Kraft sowol als durch eine durchaus selbständige und geistig ursprüngliche Auffassungs- und Darstellungsweise das Emporblühen eines neuen eigenthümlichen Kunstlebens verkünden. Was die Poesie betrifft, so ist für den Augenblick noch nirgends auch nur die leiseste Spur von dem Anfange eines erneuten Lebens derselben zu entdecken. Was Frankreich in dieser Richtung leistet, deutet eher auf ein Absterben, auf ein absichtliches Vernichten als auf eine Wiedergeburt. Wenn in der französischen Tagespoesie ein Leben sichtbar wird, so ist es jenes grausenvolle Leben, jenes wühlende Gewimmel der Würmer, die an einem Leichnam nagen. Das Wegwerfen einer veralteten Aesthetik ist nur ein negativer Vorschritt, und die regellosen Sprünge des entfesselten Fußes sind noch weit entfernt von der Schönheit des wahren Tanzes. Man braucht nur die Worte zu lesen, mit welchen Victor Hugo, dieser gefeierte Führer des neufranzösischen Dichterchors, seine „Lucretia Borgia“ einleitet, um sogleich inne zu werden, daß aus solchen poetischen Grundsätzen eine neue Kunstwelt sich nicht erbauen läßt. In einem Nachtrage, den pariser Salon von 1833 betreffend, versichert Herr Heine zwar nochmals, daß in Frankreich die Malerei, der socialen Bewegung folgend, sich mit dem Volke selber verjüngt habe, gesteht indessen doch bald darauf, daß in diesem Salon unter viertehalbtausend ausgestellten Gemälden auch nicht ein einziges Meisterstück zu finden gewesen sei, und vermuthet, daß der im politischen Leben der Franzosen sich äußernde, auf den übertollen Freiheitsrausch folgende Nationalkatzenjammer auch auf die Kunst nicht ohne Einfluß geblieben sei. Wäre dies der Fall, so können wir daraus auf die so sehr gepriesene Kunstverjüngung von 1831 keinen günstigen Schluß ziehen, denn die Begeisterung der echten Kunst ist nicht so flüchtiger Natur. Aufbrausende Gährung ist nicht gesundes Leben, vielmehr die Vorgängerin gänzlichen Absterbens. Durch eine seiner gewöhnlichen willkürlichen Gedankensprünge kommt der Verf. von der Malerei auf die Baukunst und von dieser, indem er von der Baulust Ludwig Philipp's redet, mit einem keineswegs ungezwungenen Sprunge auf das Project der forts détachés und steht so urplötzlich wieder mitten im Gebiet der Politik. Hier spricht er sich denn weitläufig über diesen Monarchen aus, den er als die mächtigste und vielleicht letzte Stütze des Königthums in Europa betrachtet. Durch die Sendung Napoleon's und Ludwig Philipp's, dieser zwei Mirakel, sagt Herr H., habe Gott dem Königthum zweimal seine Rettung ange-

boten. Er erklärt es hierauf für seine heiligste Ueberzeugung, daß das Republikenthum unpassend, unersprießlich und unerquicklich wäre für die Völker Europas und gar unmöglich für die Deutschen. In diesem Sinne sich auszusprechen habe er für nothwendig gehalten, als in blinder Nachäffung der Franzosen die deutschen Demagogen eine deutsche Republik predigten und nicht blos die Könige, sondern auch das Königthum selbst, die letzte Garantie unserer Gesellschaft, mit wahnsinniger Wuth zu lästern und zu schmähen suchten. Durch diese Erklärung, die wir mit Vergnügen zu den Acten nehmen, hat sich denn Herr H. von der Gemeinschaft mit jenem frechen, wüthenden, blutigen, gemein und niedrig gesinnten Radicalismus, dem Börne und die Gesellenschaft von Hambach fröhnt, feierlich losgesagt, wozu man ihm nur Glück wünschen kann. Die Nothwendigkeit einer socialen Regeneration ist eine so allgemein verbreitete, so deutlich sich ankündigende Empfindung, daß nur die äußerste Stumpfheit, der hartnäckigste Egoismus sich dagegen verschließen kann. Diese Regeneration kann und wird aber wie alle tiefeingreifende Umformungen menschlicher Zustände nur durch eine allmälige, die Gemüther mit der langsamen, aber unwiderstehlichen Gewalt einer Naturkraft vorwärts drängende Bewegung erreicht werden. Sie wird sich von selbst ausbilden im Sinn und Leben der einzelnen Individuen, bis die Totalität davon ergriffen ist; ja, diese Ausbildung hat schon begonnen und greift, nur dem feinern Sinn bemerklich, langsam weiter. Die Formen des Staatslebens sind hierbei nur secundair; sie werden sich ihr bequemen und anschließen, oder zerspringen, wenn sie ihr widerstreben wollen. Blutige Umwälzungen, heftige Völkerstürme, feindselige Kämpfe der Stände und Parteien können sie nicht fördern, ja diese würden, wo sie durch unsinnige Brauseköpfe und eigennützige Demagogen herbeigeführt würden, dem zu hoffenden Heil einer schönern Zukunft nur störend, nur hemmend auf lange Zeit hinaus entgegentreten. Das Königthum ist die Garantie der Ruhe, die zu einer so schwierigen und zarten Entwickelung durchaus erfoderlich ist. Dies hat der Verf. sehr richtig gesehen, und es ist erfreulich, wenn er sein schönes Talent in dieser Richtung wirken läßt. Doppelt Schade ist es daher, daß er den Krieg, den er so mächtig führen kann, nicht immer mit ehrlichen und reinen Waffen führt. Die Wahrheit ist überall die beste Waffe, und zwar nicht blos im Großen und Ganzen, sondern auch bis in die kleinsten Verhältnisse hinein. Wo Persönlichkeit, Ungerechtigkeit und Unwahrheit auch nur im Einzelnen durchschimmert, hört sogleich das Zutrauen auf, dessen der Schriftsteller zu seiner Wirksamkeit vor allen Dingen bedarf, und es ist der gefährlichste Irrthum, wenn man der guten Sache durch ungerechte Behandlung ihrer Gegner zu nützen gedenkt. Gegen diesen Grundsatz hat Herr H. in dieser wie in frühern Schriften oft gefehlt, und wenn ihm bei vielfachen Angriffen auf Personen und Verhältnisse zwar der Witz, doch weder Wahrheit noch Recht zur Seite standen, so hat ihm dies vielleicht den flüchtigen Beifall der Menge, doch keineswegs den der Bessern erworben, und das Gute, das er verfechten will, gewiß um nichts gefördert.

Diese mit Politik durchwebten Kunstansichten und Berichte bilden etwa den dritten und bessern Theil des Buchs. Der Rest desselben, den wir weiter unten näher charakterisiren, enthält wenig Gutes, ja nicht einmal Interessantes. Um also den Leser der Mühe, es durchzulesen, ganz zu überheben, ziehen wir in Folgendem einige der charakteristischten Stellen, die in diesem ersten Abschnitt enthalten sind, aus.

Von Scheffer's Gretchen:

Sie ist zwar Wolfgang Göthe's Gretchen, aber sie hat den ganzen Friedrich Schiller gelesen; und sie ist viel mehr sentimental als naiv und viel mehr schwer idealisch als leicht graziös. — Wahrlich, Scheffer's Gretchen kann nicht beschrieben werden. Sie hat mehr Gemüth als Gesicht; sie ist eine gemalte Seele. Wenn ich bei ihr vorübergehe, sage ich immer unwillkürlich: Liebes Kind!

Von einem Portrait desselben Malers:

Wenn ich vor dem Bilde des falschen Mannes stand, den Scheffer so treu gemalt, dem er mit seinen Schierlingsfarben sogar die vierzehn falschen Eide ins Gesicht hinein gemalt, dann durchfröstelte mich der Gedanke: wem gilt wol seine neueste Mischung in London?

Robespierre auf Horace Vernet's Bilde:

Robespierre selbst ist ebenfalls auf dem Bilde zu sehen, auffallend durch seine sorgfältige Toilette und sein geschniegeltes Wesen. In der That, sein Aeußeres war immer schmuck und blank wie das Beil einer Guillotine; aber auch sein Inneres, sein Herz, war uneigennützig, unbestechbar und consequent wie das Beil einer Guillotine. Diese unerbittliche Strenge war jedoch nicht Gefühllosigkeit, sondern Tugend, gleich der Tugend des Junius Brutus, die unser Herz verdammt, und die unsere Vernunft mit Entsetzen bewundert. Robespierre hatte sogar eine besondere Vorliebe für Desmoulins, seinen Schulkameraden, den er hinrichten ließ, als dieser fanfaron de la liberté eine unzeitige Mäßigung predigte und staatsgefährliche Schwächen beförderte. Während Camille's Blut auf der Grève floß, flossen vielleicht in einsamer Kammer die Thränen des Maximilian. Dies soll keine banale Redensart sein. Unlängst sagte mir ein Freund, daß ihm Bourdon de l'Oise erzählt habe: er sei einst in das Arbeitszimmer des comité du salut public gekommen, als dort Robespierre ganz allein, in sich selbst versunken, über seinen Acten saß und bitterlich weinte.

Ueber ein Bild von Schnetz:

Schnetz malt gut, ist aber kein guter Maler. Das Bild ist mehr redigirt als gemalt. Schnetz bedarf zu vieler Striche, um etwas zu sagen, und was er alsdann sagt, ist zum Theil überflüssig.

Robert hat die Gestalten, die ihm die Natur geliefert, nicht blos abgeschrieben, sondern in dem Fegfeuer seines Gemüths zuvor gereinigt, ehe sein Pinsel sie wiedergebar.

Gemälde von Delaroche:

Von der rechten Seite sitzen drei Chevaliers und eine Dame, die Karten spielen, wahrscheinlich Landsknecht, ein sehr gutes Spiel, das ich selbst in Göttingen gespielt, und worin ich einmal sechs Thaler gewonnen. (Eulenspiegel.)

An die Beschreibung des Bildes von Delaroche, welches Oliver Cromwell am Sarge Karl I. darstellt, knüpft Herr H. einige geistreiche Betrachtungen über diese beiden Personen, sowie über Ludwig XVI. und Napoleon, die wir aus Mangel an Raum übergehen.

Die Todten — sagt er bei dieser Gelegenheit — haben überhaupt einen Ausdruck im Gesichte, wodurch der Lebende, den man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erscheint, denn

übertreffen ihn immer an vornehmer Unabhängigkeit, vor-
ner Leidenschaftlosigkeit und vornehmer Kälte. Das fühlen
die Menschen, und aus Respect vor dem höhern Todten
e tritt die Wache ins Gewehr und präsentirt, wenn eine
e vorübergetragen wird, und sei es auch die Leiche des
ten Flickschneiders.

(Der Beschluß folgt.)

Faust im Himmel.

In allen deutschen Bearbeitungen des Faust während des 17. und 18. Jahrhunderts, in so weit sie mir bekannt rden, wird der Held am Ende auf ewig verdammt, und e ist vermuthlich der Erste, der ihn für den Himmel vindicirt. mochte 1808, als die letzte vollständige Ausgabe des ersten ls erschien, allerdings hier und da überraschen, da der log im Himmel" auf jene Intention hindeutete; jetzt aber, r zweite Theil des Werks — dessen Möglichkeit sogar von n Kritikern bezweifelt ward — wirklich erschienen ist, mag Niemand über die Ausführung verwundern, indem es doch inem Falle die Absicht des Dichters sein konnte, den Herrn Wette mit Mephistopheles verlieren zu lassen. Die etwa werfende Frage: wodurch Faust seine Lossprechung ver- habe? ließe sich freilich schnell beseitigen durch die bloße eutung, daß der Himmel sich überhaupt nie verdienen lasse, vir Alle nur „aus Gnaden" selig werden; allein diese im meinen gültige Antwort würde hier doch nicht genügen, vir müssen die Sache wol etwas näher betrachten.

Faust's erste Stimmung: die Ungenügsamkeit im Wissen, och des Anschauens entbehrt — ist eigentlich keine Sünde, der höhere Geist wird und kann ihr nie entgehen, und daß er Hülfe beim Teufel sucht, mag ihm angerechnet wer- In diesem ungeheuern Verhältniß aber zeigt sich seine Kraft, denn Mephistopheles erscheint bei aller witzigen legenheit doch immer nur wie sein Diener. Ein solches ltniß müßte diesem hochmüthigen Geiste bald sehr lästig n, wenn ihn nicht die Hoffnung aufrecht hielte, den Faust und nach zu seines Gleichen und späterhin zu seinem Knechte achen. Es gelingt ihm, den Helden zu Einzelsünden hin- en; aber damit ist seine Sache noch keineswegs gewonnen, jene können vergeben werden, ja, sie müssen es nach dem unserer Religion, die auf der Liebe ruht und dem Sün- as „Nie verzweifeln" zuruft. — Die allein nicht zu ver- de Sünde „gegen den heiligen Geist" begeht Faust nie, ob- r in steter Gefahr ist, weil er in Gesellschaft mit dem der durch jene Sünde allein zu dem geworden ist, was : Mephistopheles. — Diese Sünde besteht nämlich, in it wir sie zu beurtheilen wagen dürfen, in dem vollende- rd eben deshalb unendlich witzigen Unglauben an die Idee Wissens und Glaubens, der Wahrheit und Sittlichkeit, der nd Schönheit überhaupt. Alles, was sich dem Faust in seinem rrenen Leben als Repräsentant jener göttlichen Ideen bie- t ihm ungenügend, ja verhaßt, und da er obendrein in lbst die größten moralischen Mängel fühlt, so darf Me- heles immer von neuem auf seinen gänzlichen Fall (d. h. ufgeben der Idee selbst) hoffen. Er irrt aber, weil er ttliche Idee überhaupt und die Kraft des von ihr erfüll- - wenn auch sonst noch so mangelhaften sündigen — hen nicht kennt. Der Herr jedoch (siehe den „Prolog im el") hat mit vollkommener Deutlichkeit und Milde Faust's erfaßt; und daher ist er ihm so theuer, daß er ihn ge- naßen als Gegenstand einer Wette (wie in dem großarti- iob) annimmt. Mephistopheles ist rasch bei der Hand; rade ein solcher Mensch wie Faust, der sich „seiner Toll- lb bewußt ist, und von dem Himmel die schönsten Sterne n der Erde die höchste Lust fodert", hat für ihn das Interesse, und es ist der Mühe werth, ihn zu jenem hen Unglauben zu verleiten. Darauf antwortet der Herr sinnvoll als milde:

> Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
> So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;
> Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
> Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Diese Worte und die späteren:

> Nun gut, es sei dir überlassen.
> Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
> Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
> Auf deinem Wege mit herab,
> Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
> Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange
> Ist sich des rechten Weges wohl bewußt. —

geben nicht blos über das ganze Stück Aufschluß sondern sie sind gewissermaßen das Auge desselben, das Auge, das wir zu dem unsrigen machen müssen, wenn wir das Drama verste- hen wollen.

Noch einmal: Faust ist nicht verloren, weil er die Idee der Tugend überhaupt nicht verliert und derselben als schlecht- hin nothwendig und welterhaltend auf kein Haar breit vergibt, obwol sie ihm, wie gesagt, in keinem einzigen Repräsentanten erscheint. Er, als eine fast überreiche Natur, hat deshalb auch den größten Kampf zu kämpfen: mit sich selbst und mit dem Teufel, der ja, um zu wirken, in jedem Augenblicke des höch- sten Witzes bedarf; denn der Witz, in so weit wir ihn in sei- ner Isolirtheit mephistophelisch nennen dürfen, ist unter allen Feinden der höhern Idee für den Menschen, der sich derselben noch nicht vollkommen sicher bemächtigte, der gefährlichste Feind.*) Die Idee, als solche, hat indessen durchaus gar keinen Feind zu fürchten, und darum soll es auch der Mensch nicht, der sie ergriffen hat; nur sei er vorsichtig und lasse sich nicht in einen ungleichen Kampf ein, so lange er noch in philosophischer und ethischer Unmündigkeit steht. Da jedoch der Mensch hienieden wol nie ganz mündig wird, so erinnere er sich des ehrlich ein- fältigen altdeutschen Sprüchworts, daß man den Teufel nicht soll an die Wand malen, da er wol auch ungerufen kommt. Der altdeutsche Faust citirt ihn und geht unter; der Göthe'sche citirt ihn und wird begnadigt, doch nur das Bewahren der Idee macht ihn dieser Gnade fähig. Ohne diese That — denn so dürfen wir die Rettung der Idee nennen — könnte ihm auch die Gnade nicht werden; denn wer die Idee aufgibt, gibt sich selbst auf und vernichtet sich. Dem Nichts kann kein Etwas hinzugefügt werden, es bleibt immer nichts; der Witz vermag jedoch jenem Nichts ein Scheinleben mitzutheilen, wie etwa — ich suche nach einem bekannten Beispiele und finde es leicht, obwol in einer sehr untergeordneten, unfaustischen Sphäre — dem von Diderot gezeichneten „Neffen des Rameau", der nur in der cynisch witzigen Bekämpfung aller höhern Gedanken fort- dauert, aber ohne diesen Witz gar bald aufhören würde, gei- stig — und vermuthlich auch physisch — zu existiren.

Aber das arme Gretchen? warum muß sie solches Leiden treffen? Aufrichtig gestanden: ich finde sie weder arm noch un- glücklich, denn ihre Liebe hat Ersatz für alle ihre Leiden; und für ihre Sünde ist die Buße im tiefsten Sinne schon jetzt der Gnade nahe, die uns dann endlich auch mit der Helle der rein- sten Morgensonne anstrahlt. Eine große Frage ließe sich aber noch aufwerfen: Ist sie selbst in der schönen Zeit des blühend- sten Verhältnisses zu Faust glücklich? Stört sie nicht die un-

---

*) Milton's und Klopstock's Teufel wandeln bekanntlich nur auf feier- lichen, pathetischen und erhabenen Bahnen, sind aber deshalb bei weitem weniger gefährlich, denn mit dem bloßen Seneca im Kopfe (welchen Autor sie selbst nur zu sehr studirt zu haben scheinen) ließe sich ihnen schon ziemlich begegnen. Der Göthe'sche Mephisto- pheles dagegen hat vollkommen Recht, wenn er der dithyrambisch tanzenden und bewillkommend jauchzenden Hexe, die ihn „Junker Satan" nennt, mit Uebermacht erwidert: „Den Namen, Weib, verbitt' ich mir". — Uebrigens versteht es sich wol von selbst, daß der vortreffliche Milton für sein episches Gedicht ganz andere Gesetze zu beobachten hatte als Göthe in seinem Drama.

heimliche Nähe des Mephistopheles, der den Geliebten umstrickt hält? und fürchtet sie nicht in allem Ernste ihres edeln einfältigen Gemüthes für das Seelenheil des Geliebten? — So ist es allerdings; aber ihr Glück wird dadurch nicht vermindert, ja es ist jene Sorge die reinste Würze des Verhältnisses. Die liebende Jungfrau soll sorgen und fürchten für den Geliebten, ja sogar ein wenig zittern vor dem Geliebten, aber freilich nur zittern in unendlicher Liebe; dadurch wird erst der wahre Adel in die Verbindung kommen. Nur die rein idyllischen sowie die ehrbar-prosaischen Liebesleute (die als solche sehr ehrenwerth sind) machen hier eine Ausnahme; indessen läßt sich doch als Grundsatz aufstellen, daß Gefahr die beste Pflegerin der Liebe sei, und daß jedes Mädchen höherer Natur aufhören werde und aufhören müsse, den Jüngling zu lieben, sobald er aufhört ihr ein heiliges Geheimniß zu sein. Auch die reinste und höchste Vertraulichkeit wird den innersten Kern dieses Geheimnisses nicht antasten. — Das Einmal-Eins, welches wir auswendig lernen, betrachten wir mit Recht als nothwendig und deshalb schätzbar, aber wir lieben es eben nicht sonderlich; und ein Mädchen sollte einen Jüngling lieben, den sie auswendig weiß? Was weiß Julie von ihrem Romeo? Sie hat sein schönes jugendliches Antlitz gesehen und seine melodische Stimme gehört; das ist Alles, aber zauberisch getroffen, ahnt sie den ganzen Reichthum seines Gemüths, und in diesem zarten Geheimnisse wohnt ihre Liebe und gewinnt Kraft durch dasselbe.

Immerhin wollen wir den spätern Griechen und dem mehr als römisch gewandten und zierlichen Propertius die Venerem tutam (die gesichert-bequeme Venus) verzeihen; aber auch nur verzeihen und nie beneiden. Uns Moderne soll und muß die Göttin mit diesem Beiwort anwidern, und wir werden eher mit dem deutschen Dichter sympathisiren:

> Der hat nie das Glück gekostet,
> Der's nicht an des Höllenflusses
> Schaudervollem Rande bricht —

obwol ich freilich keinesweges geneigt bin, die Sache auf diese gräßliche Spitze zu stellen.

Den Moment der entsetzlichen Sünde des Kindermords hat die alte Sage nun einmal fest hingestellt, und selbst Göthe konnte hier nicht ändern; aber er mindert ihn durch die Nacht des Wahnsinns, in die er jenes Verbrechen fallen läßt. Der Buchstabe des Gesetzes nimmt freilich auch Gretchen nicht ohne Barbarei in Anspruch; aber diese Barbarei erschreckt uns nur, in so weit sie soll. Der Dichter hat sein Gretchen so ganz in ein poetisches Zauberlicht getaucht, daß wir durchaus zu keiner gewöhnlichen Rührung gelangen. — Was ist es überhaupt für ein geringes Ding mit der höchsten irdischen Strafe! Hier ist sie nichts als ein Blitzstrahl, der das befruchtende Gewitter und den ihm sogleich folgenden Regenbogen andeutet. Für Gretchen ist die Gnade schon am Schluß des ersten Theils gesichert, weil ihr die irdische Strafe nicht erlassen wird, während wir für Faust fürchten können, weil er noch in der Willkür des Lebens wogt und untergehen kann. Mir ist dabei die sinnvolle und einfach großartige Erzählung von der Ehebrecherin im Evangelium wieder recht nahe getreten. Sie ist in der Sünde selbst ergriffen und soll nun nach dem alten Gesetz gesteinigt werden; aber ehe man zu dieser Strafe schreitet, will man erst den hohen Meister versuchen und zwar durch die Frage, was mit ihr geschehen solle. Doch Er, weit hinaus über all dergleichen Versuchung, entscheidet über die Sünderin gar leicht durch ein einziges Wort und die auf Strafe Dringenden müssen, an die eigene Unwürdigkeit erinnert, schamvoll entfliehen. Irdisch ist jene Sünderin gewissermaßen schon bestraft durch die bloße Frage nach der irdischen Strafe sowie durch das Wort des Gesetzes, und so kann sie mit dem ewig tröstenden Worte: „Sündige hinfort nicht mehr, so sind dir deine Sünden vergeben", entlassen werden. Wo bleibt aber der Ehebrecher? Von seiner Strafe ist nicht die Rede und von ihm selbst auch nicht. Er geht ungerügt hinweg und flattert wie ein böser Raubvogel frei durch die freien Lüfte. Es ist, als sei er nicht einmal der irdischen Strafe werth; aber um so mehr dürfen wir für ihn fürchten, wenn wir ihn überhaupt der Ehre werth halten, an ihn zu denken. — Nicht also Faust. Ihm wird am Schlusse des ersten Theils doch die sogenannte Strafe erlassen, damit er durch sein Leben selber büße, das heißt: immer klarer werde, sodaß ihm endlich die höhere Gnade zu Theil werden kann.

Es ist möglich, daß manchem Leser diese Erklärung gar zu ernsthaft erscheine; mich dünkt aber, sie könne nicht entbehrt werden, denn wie heiter und beruhigt auch diese Tragödie sein möge, so ist sie denn doch auch ohne Zweifel gar sehr tiefsinnig und ernsthaft, und da sie im Himmel beginnt und im Himmel schließt, so werden wir wol nicht umhin können, wenn wir sie verstehen wollen, uns auch mit den alttheologischen Gedanken an Gesetz und Freiheit, Schuld und Buße, Gesellschaft der Teufel, Gemeine der Heiligen, Gnade und Versöhnung vertraut zu machen.

Sind wir aber bis hierher gekommen, so hat der Dichter mit seinem zweiten Theile darum noch nicht gewonnen, sondern es beginnt dann erst die ästhetische Kritik und insonderheit die Vergleichung des ersten und zweiten Theils und die Frage, in wie weit sie übereinstimmen. Mögen wir hier ja nicht zu rasch aburtheilen, denn unter Anderm verdient doch in jedem Falle Göthe's briefliche Erklärung an einen Freund, daß er an Faust sechzig Jahre gearbeitet habe, und alles aus Einem Stücke sei (ein großartiges Geständniß, das erst nach des Dichters Tode gedruckt ward), eine sehr achtende Erwägung. Nicht verwirren, nicht verschüchtern oder wol gar erschrecken soll diese Erklärung die Kritik, sondern nur vor rauh zugreifender Hastigkeit bewahren. Die ungemeine Verschiedenheit des ersten und zweiten Theils springt freilich in die Augen und liegt gleichsam auf der Hand; vielleicht liegt die Aehnlichkeit und die Anschließung tiefer, und in jedem Falle wird die Einheit der Idee deutlich genug hervorgehen. Meines Erachtens sollte man hauptsächlich fragen: was hat Göthe gewollt? und wie weit hat er erreicht, was er gewollt? woran sich dann die nahe liegende Frage schließt: durfte er so wollen? und steht, was er im zweiten Theil erreichte, unharmonisch und tief unter Dem, was der erste bot? Eine genaue Beantwortung dieser Frage ist nicht zu rasch abzumachen, und wir wollen uns nicht wundern, wenn man sich Jahre damit Zeit nimmt. Spinoza und Leibnitz haben fast ein Jahrhundert theils geruht, theils (ohne ihre Schuld) nur verworrenes Spektakel erregt, ehe die Deutschen sich ihnen einigermaßen vertraut fühlten. Faust, sowie Hamlet und Don Juan, ist ihnen schon ziemlich nahe getreten, weshalb wir die Gegenwart loben wollen, doch ohne zu vergessen, daß schon frühere Jahrhunderte das Verständniß vorbereiteten.

Franz Horn.

Literarische Notizen.

In Paris hat 1834 ein „Journal antiromantique" begonnen.

Von Eugen Sue's „Coucaratcha" sind der dritte und vierte Band erschienen.

Es hat eine neue Ausgabe von Rousseau's Werken mit Kupfern begonnen. Sie erscheint in Lieferungen und soll 17 Octavbände geben. Sie enthält einen Nachtrag zu den „Confessions" von Musset Pathay. Jede Lieferung kostet 80 Centimes.

Raspail gibt heraus: „Traité complet sur les graminées considérées sous les rapports de la physiologie, de la botanique, de la chimie, de l'économie rurale, domestique et industrielle". 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 110. — 20. April 1834.

Der Salon von Heinrich Heine. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 109.)

Wenn es nun einerseits anregend und für das Gemüth wohlthätig ist, dem Verf. in seinen oft so interessanten, tief eindringenden Betrachtungen über politische Verhältnisse und einflußreiche Personen zu folgen, so wird ein unbefangener, natürlicher Sinn um so tiefer durch die leichtsinnige Weise verletzt, mit welcher derselbe, die leichtgläubige Treuherzigkeit des ehrlichen Lesers gleichsam verhöhnend, durch knabenhafte Gedankensprünge plötzlich aus dem tiefsten Ernst in muthwillige Eulenspiegeleien, aus der Wahrheit in spöttische Lüge übersetzt und seine gute poetische Physiognomie durch ein ungezogenes Zungenblöken unerwartet zur Fratze verzerrt, wodurch denn jeder gute Eindruck sofort in Ekel verwandelt und jeder Glaube an die Möglichkeit einer in dem Autor waltenden festen und rechtlichen Gesinnung wieder aufgehoben wird. Dies begegnet ihm hier, wo er aus dem ernsten und tiefen Ton, in dem er an die Gefahr, mit der Polens Untergang ganz Europa bedrohe, mahnt, schon mit einem leichtfüßigen Sprunge in die Bemerkung hinüberhüpft, daß die Künstler mit Recht über die leidige politische Zwietracht klagen, wodurch die Theilnahme für die Kunst aufhöre, dann aber sogleich mit einem zweiten Katzensprunge sich auf Raupach's Rücken setzt, um ihm einen Schmuzfleck anzubringen. Auch dieser, sagt er, jammere über die Zeit, weil sein Kunsttalent dadurch zu Grunde gehe. Er (Herr H.) sei zwar, fährt er fort, ein großer Verehrer Raupach's und habe immer das Theater besucht, wenn „Schülerschwänke", oder „Sieben Mädchen in Uniform", oder „Das Fest der Handwerker", oder sonst ein Stück von ihm gegeben worden, könne aber doch nicht leugnen, daß ihm der Untergang Warschaus weit mehr Kummer mache, als er empfinden würde, wenn ein ganzer Wald von Raupachen unterginge. Wie es dem Besten wol begegnen kann, an Hrn. H. und seinen Schriften keinen Gefallen zu finden, so mag sich auch wol Raupach einmal misfällig über ihn geäußert haben. Daß Hr. H. ihm dies öffentlich entgelten lassen will, ist, wenn auch schwächlich, doch verzeihlich. Wie aber vermag er es über sich zu gewinnen, dieses sein literarisches Bedürfniß bei so ernstem Anlaß mit einem so schlechten Witz, der zugleich eine Lüge ist, zu befriedigen, und von hinten ein armseliges Schnippchen gegen Raupach zu schlagen, während er von vorn in wehmüthige Thränen über Warschau ausbricht? Daß nicht Raupach, sondern Angely die erwähnten Stücke geschrieben, weiß Hr. H. so gut, als wir wissen, daß er sie Raupach nur aus einer sehr unwitzigen Malice andichtet. Wie die Ermordung des Herzogs von Enghien nach Talleyrand's Urtheil noch etwas Schlimmeres war als ein Verbrechen, nämlich ein Politikfehler, so ist eine witzlose Malice bei einem Schriftsteller noch schlimmer als eine Unsittlichkeit, sie ist ein Kunstfehler.

Am Schluß weissagt Hr. H. noch eine völlige Umwälzung in der Kunst, die uns in der nächsten Zeit bevorstehen soll. Die jetzige Kunst, sagt er, die bei Göthe's Wiege anfing und bei seinem Sarge aufhöre, müsse zu Grunde gehen, weil ihr Princip in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzele, weshalb sie mit der Gegenwart im Widerspruch stehe, welcher Widerspruch ihr schädlicher sei als die Zeitbewegung selbst. Diese Behauptung sucht er dadurch zu beweisen, daß die großen griechischen und florentinischen Künstler kein egoistisch-isolirtes Kunstleben geführt, ihre Kunst nicht von der Politik des Tages getrennt haben, sondern ihre Kunstwerke vielmehr ein Spiegelbild ihrer Zeit gewesen seien. Beispielsweise führt er an, daß Aeschylos „Die Perser" mit eben der Wahrheit gedichtet, mit der er bei Marathon gegen sie gefochten, und daß Dante seine „Komödie" nicht als stehender Commissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe geschrieben und in Verbannung und Kriegsnoth nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit geklagt habe. Indessen werde die neue Zeit auch eine neue Kunst gebären, diese mit ihr selbst in begeistertem Einklang stehen und ihre Symbolik nicht aus einer verblichenen Vergangenheit zu borgen brauchen, ja sogar eine neue, von der seitherigen verschiedene Technik hervorbringen. Diese ganze Aufstellung ist wol nur erfunden, um Göthe und seine Poesie als etwas Vorübergegangenes und Veraltetes darzustellen und ihn, weil er dem Bestehenden sich anschloß, gegen ältere Dichter herabzusetzen. Gewiß wurzelt die echte Poesie jedesmal in ihrer eignen Zeit, obgleich sie nicht immer ihren Stoff und ihre Symbolik daraus hernimmt; und wie Dante und Aeschylos in ihrer Zeit, so wurzelten auch Shakspeare und Göthe in der ihrigen. Nie aber wird

eine neue Poesie die ältere verwerfen, vielmehr sie immer in sich aufnehmen und in höherer Potenzirung wiedergebären. Wie dies Aeschylos und Dante gethan, so that es Göthe, und wenn aus der neuen Zeit eine neue Poesie hervorgeht, was allerdings zu hoffen und zu erwarten ist, so wird sie, ohne sich selbst mit Vergänglichkeit zu bestrafen, Göthe nicht verwerfen können, vielmehr gezwungen sein, ihn in sich aufzunehmen.

Es ist eine Eigenheit der Heine'schen Darstellungsweise, daß sie mehr zu gefallen und zu überraschen, als zu überzeugen sucht, nebenher aber in hohem Grade an jener endemischen Krankheit eines gewissen radicalen Schriftstellerkreises leidet, alles Poetische herabzuwürdigen und absichtlich zu verkennen, was von Dichtern herrührt, die seiner Meinung nach einer entgegengesetzten politischen Ansicht zugethan sind, unbekümmert, ob die Werke solcher Dichter überhaupt mit der Politik etwas zu schaffen haben oder nicht. Das unleugbare Talent des Hrn. H. erregt bei unbefangenen Lesern mehr Bedauern als Bewunderung, unbedingte Zustimmung niemals. Man wird wehmüthig gestimmt, wenn man eine seltene poetische Begabung so unselig vergeudet sieht. Jeder Wahrheit wird bei ihm ein Scheelblickchen, ein Lügenfältchen, jedem ursprünglich reinen, gesunden Gefühl ein Lasterschwärchen, jeder Aufrichtigkeit ein Frechheitsblößchen gleichsam als Hautgout für die sinnverdorbene Menge mitgegeben, die freilich keine literarische Nahrung ohne dieses Fumet mehr zu sich nehmen mag. So glaubt Hr. H. sich eine ausgebreitete Wirkung zu verschaffen und wird seiner Sache um so gewisser, als die große Lesermasse ihm Beifall zujauchzt. Dennoch täuscht er sich. Die große Masse ist durch Scheinkünste leicht zu gewinnen, aber nicht festzuhalten; der nächste Gaukler wird sie ihm abwendig machen, Hr. H. wird seinen leichterworbenen Ruhm früh überleben und mit Bedauern inne werden, daß seine gewandtesten Redevolten nicht mehr anschlagen, und daß seine geschickten Lügenfechtereien, seine graziösen Unzüchteleien und anmuthigen Tilliaden dem überdrüßigen Vielkopf Publicum kein Lächeln mehr ablisten.

Den zweiten Abschnitt des Buches bildet eine Reihe von Gedichten, die des Verf. Poesie nicht eben vorgeschritten zeigen, wie er denn überhaupt als Schriftsteller und Dichter schon fertig auf die Welt gekommen und einer Fort- und Umbildung nicht fähig ist. Vielmehr zeigt sich bei ihm überall ein gewisses Sichgehenlassen, eine bewußte Nachlässigkeit, die aus einer eigenthümlichen Selbstüberschätzung auf einer, und aus vornehmer Welt- und Menschenverachtung auf der andern Seite natürlich hervorgeht. Unter diesen Umständen wird ihm wenig mehr übrigbleiben als sich, wie so viele unserer wohlbefähigten modernen Dichter, in kurzer Frist zu Tode zu schreiben; wie denn für ein geübtes Auge einige Züge der facies Hippocratica in diesem Büchlein wirklich schon zu entdecken sind. Wir wollen uns gern geirrt haben, wenn der Erfolg sich anders zeigt. Den Anfang machen einige Gedichte in ernster Tonart, in denen tiefe Gefühlsregungen, wie sie diesem Dichter eigen sind, mit Naturanschauungen durchwebt, in jener bekannten, naiven, frei und leicht gewandten Weise, die seinen vorzüglichsten Reiz ausmacht, sich aussprechen. Dies sind nun freilich neue, aber doch immer nur gleichartige und keineswegs bessere Früchte eines uns schon wohlbekannten Gartens. Ob Hr. H. einige Dutzend solcher Gedichte mehr oder weniger macht, darauf kommt es jetzt nicht mehr an, weder für seinen Ruhm, noch für den Genuß seiner Leser; sie deuten eben nur an, daß der Dichter von seinem poetischen Grundstück den bestimmten jährlichen Ertrag zieht. Aus dem ernsten Ton geht er dann, wie es bei ihm auch schon hergebracht ist, in den leichtfertigen über, wo dem verschiedene triviale Liederlichkeiten und liederliche Trivialitäten ebenso ungenirt und scheulos, frank und lustig mitgetheilt werden. In Beziehung auf diese letztere Gattung von Gedichten sagt der Verf. in der Vorrede:

> Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen, — aber es kann ihnen nichts mehr helfen. Ein zweites „nachwachsendes Geschlecht" hat eingesehen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respectabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartuffen bevölkert hat.

Wenn Hr. H. hier, der Idee des Christenthums sich entgegenstellend, dasselbe als auf die Vernichtung des Materiellen ausgehend und dieses als unheilig verdammend, darstellt, so beruht dies auf einem totalen Misverständniß dieser Idee, die mit der Ansicht und Lehre der christlichen Priester nicht verwechselt werden darf, weil sie in dieser theils verfehlt, theils noch beiweitem nicht vollständig entwickelt ist. Das Christenthum strebt nicht, das Materielle und dessen Genuß zu vernichten, sondern nur durch die Liebe zu heiligen und geistig zu durchdringen. In der Heine'schen Ansicht aber tritt der materielle Genuß als das alleinige Princip des Lebens hervor, wodurch alles Geistige herabgewürdigt und getödtet, die höchste Erscheinung des Lebens, der Mensch, die beseelte Person zum bloßen Instrument des Genusses heruntergezogen, ja dieser Genuß selbst vernichtet und in Schmerz verwandelt wird, wie denn auch der Ueberdruß, die Verachtung und Wegwerfung des Genossenen in den Heine'schen Gedichten die größte Rolle spielt. Hier hört aller poetische Inhalt auf, und nichts bleibt übrig als die leichte gefällige Form, und diese Gedichte sind unreine Stoffe, dargeboten in zierlichen Krystallgefäßen. Vergebens sucht sich Hr. H. für solche Richtungen leichtes Spiel zu machen, indem er Diejenigen, die solche verdammen, ohne Weiteres für Heuchler und Scheinheilige erklärt. Wird die unreine Gesinnung dadurch gerechtfertigt, daß sie weit verbreitet und auch Solchen eigen ist, die sie äußerlich verleugnen? Ist Frechheit besser als Heuchelei? Daß ein Schriftsteller solchen Sinn in Vers und Prosa frei verkündet, ist nicht allein das Tadelnswerthe, sondern vielmehr, daß er ihn hegt. Die Scenen, die Hr. H. hier in Versen ausmalt, sind der Mehrzahl nach, trotz der freien poetischen Form, doch unpoetisch, weil sie Gemeines darstellen. Aber auch

selbst in der Form ist der Verf. noch viel nachlässiger geworden, als er schon früher war: er schreibt (und dies scheint er als das Geheimniß seines glücklichen Erfolges zu betrachten) mit einer grenzenlosen Verachtung seines Lesers und verfällt, um jedes Urtheil unbekümmert, oft in den schlechtesten Geschmack. Welchem Leser kann der Dichter zu gefallen hoffen, wenn er folgenden Hochzeitglückwunsch zum Besten gibt?

Schütz' Euch Gott vor Ueberhitzung,
Allzustarke Herzensklopfung,
Allzuriechbarliche Schwitzung,
Und vor Magenüberstopfung.

Wie am Tage Eurer Hochzeit
Sei die Liebe Euch erfreulich,
Wenn Ihr längst im Ehejoch seid,
Und Eu'r Leib, er sei gedeihlich.

Bis zu diesem Punkte nun erscheint das vorliegende Büchlein zwar als eine der unbedeutendern Heine'schen Productionen; es hat aber doch Lichtblicke, wie wir sie an dem Verf. gewohnt sind. Das letzte Drittheil aber, angefüllt mit einer burlesken Geschichte unter dem Titel: „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelawopsky", ist von einer Schwäche, zu welcher wir Heine's Genius herabzusinken nicht für fähig hielten. Die ordinairsten Verhältnisse, die in dem Leben eines geistesleeren Taugenichts möglich sind, werden in spaßsüchtiger Langweiligkeit dargestellt, Scenen der gemeinsten Liederlichkeit mit burschikoser Frechheit zur Schau gestellt, und zotenhafte Scherze der gröbsten Art zeigen nur zu deutlich, für welche Classe der Gesellschaft Hr. H. diesen seinen Salon geöffnet hat. Wir glauben nicht, daß selbst solche Leser, die über die Rücksichten der Sittlichkeit hinaus sind, und die er für frei halten würde von Heuchelei und Scheinheiligkeit, an diesen sogenannten Memoiren sich besonders ergötzen werden, denn hier fehlt es gänzlich an echtem Witz und naturkräftiger Laune, die dem Verf. sonst zu Gebote stehen, und durch die er seine Leser für so manchen Makel der Gesinnung früherhin zu entschädigen pflegte. Das Einzige, was in diesen Memoiren einiges, wenngleich nur schwaches Interesse erwecken könnte, ist die Figur des kleinen Simson, offenbar ein boshafterweise entworfenes, aber sprechend ähnliches Portrait Börne's. Uebrigens aber ist diese Erzählung, in der sogar mehre Capitel der Geschichte Simson's aus dem alten Testament völlig zwecklos der Länge nach wörtlich eingeschaltet sind, dem Büchlein, wie es scheint, nur als Füllung für eine lange Reihe von Blättern angeheftet; sie ist schwach, schwach, schwach, und wenn der Verf. in der Vorrede sagt, daß ihm der Ruhm, der ihn verfolge, unbequem sei, daß sich der Lorber an der Mauer in sein Zimmer hinaufranke, und daß Daphne, der er sonst schmachtend nachgelaufen, und die jetzt wie eine Metze sich in sein Schlafzimmer dränge, ihm, der sich nach Ruhe sehne, widerwärtig sei, so müssen wir dieser Versicherung Glauben beimessen, denn in diesem Buche hat er wirklich Alles gethan, um den Ruhm von sich zu stoßen und Daphne für immer los zu werden. Auf solche Weise kann ihm dies nicht mislingen. Noch zwei solche Bücher, und Niemand spricht mehr von Heine als von einem lebenden deutschen Schriftsteller. Er wird todt sein, um nie wieder aufzuleben, denn verlorner Ruhm ist schwerer wieder zu gewinnen als neuer zu erwerben. 16.

Geschichte des appenzellischen Volkes. Neu bearbeitet von Joh. Casp. Zellweger. Erster Band. Mit einer Karte. Trogen, Meyer und Zuberbühler. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. — Urkunden hierzu. Erster Band in zwei Abtheilungen, enthaltend die Urkunden von 797—1452, Nr. I—CCCXLIII. Ebendaselbst. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Die schriftstellerische Bildungsgeschichte des Verf. dieses überaus wichtigen und in seiner Art einzigen Werkes beurkundet seinen vorzüglichen Beruf dazu und verdient als seltenes Beispiel allgemein bekannt zu werden. Er war zum Kaufmann erzogen und beharrte in diesem Stande bis in sein 40. Jahr, als ihn eine schwere, acht Jahre lang anhaltende Krankheit nöthigte, denselben aufzugeben und einzig seiner Heilung zu pflegen. Nachdem diese gelungen war, trieb ihn Neigung zu geistiger Beschäftigung und Vaterlandsliebe, die Geschichte seines Cantons zu erforschen. Mit Hülfe eines Lehrers frischte er die seit mehr als 30 Jahren vernachlässigte lateinische Sprachkunde wieder auf, erwarb sich durch anhaltendes Lesen und Studiren chronologische und diplomatische Kenntnisse und ward mit dem Mittelalter vertraut. Ein zwar nicht großes, aber unabhängiges Vermögen erlaubte ihm, sich gelehrter Muße zu überlassen und einige tausend Gulden auf zweckmäßige kleine Reisen und Anschaffung unentbehrlicher Bücher zu verwenden. Achtungswerthe Regierungsbehörden, unterrichtete Freunde kamen ihm bereitwillig entgegen, unterstützten seine Forschungen, munterten ihn auf sie bekanntzumachen und billigten, was er ihrer Ansicht unterwarf. So entstand ein Geschichtsbuch, das den besten dieser Gattung nicht nachsteht und in anständiger und faßlicher Sprache eine ausführliche, aber nirgends in überflüssige Weitläufigkeit ausartende Schilderung der Verfassung, der Religionsverhältnisse, Sitten, Gesetze und Gewerbe des Ländchens Appenzell, der Veränderungen, die sich damit zugetragen, und des seit den ältesten Zeiten Bestehenden umfaßt. Die Urkunden, worauf sich die Erzählung stützt, sind überall nachgewiesen, und ihr Abdruck bezeugt, daß der Verf. sie wohl verstand und gewissenhaft benutzte, sowie das Verzeichniß der dem Werke vorgesetzten schriftstellerischen Quellen seine Belesenheit und Umsicht bewährt. — Die Geschichte eines kleinen Staates besitzt für den Menschenbeobachter eine willkommene Eigenthümlichkeit. Er kann den Zusammenhang übersehen, Ursache, Wirkung und Folgen abwägen, und manche Frage wird ihm beantwortet, die er an ein großes, weitausgedehntes Ganze vergebens richtet. Appenzell, jetzt der 13. Canton der Schweiz, unterm 47. Grad nördl. Br., 7. östl. L. nach dem Meridian von Paris gelegen, umfaßt nur sieben Quadratmeilen. Von der Nähe des Bodensees erhebt es sich bis zum Gipfel des Säntis 8710 franz. Fuß über dem Meer, sodaß man innerhalb zehn Stunden von dem Klima des Weinbaues bis zum ewigen Schnee alle Zwischenstufen durchschreitet. Der Boden ist im Ganzen, wenige enge feuchte Thäler abgerechnet, hart und trocken und wegen seiner Abdachung gegen die Ebene Schwabens den Winden, den Gewittern und dem Hagel ausgesetzt, welches sowol auf den Volkscharakter als auf die Benutzung des Erdreiches wesentlichen Einfluß hat. Auf den höchsten Bergen wachsen treffliche Futter- und Arzneikräuter, alles übrige wird Wald- und Moosboden, sobald das Land ungedüngt bleibt. Getreide ward zwar in ältern Zeiten gebaut, doch beschränkt man sich jetzt mehrentheils auf Viehzucht, weil Fabrikarbeiten einträglicher sind. Obstwein ist das gewöhnliche Getränk; nur fünf Gemeinden treiben eigentlichen Weinbau,

In den äußern Rhoden weiden 14,990 Stück Hornvieh, welches auf 100 Menschen 38 Stück beträgt, 1800 Stück erhalten sich den Sommer über auf Alpenweiden. Die Gesammtbevölkerung beträgt 48,000 Seelen, auf 26 Menschen rechnet man eine Geburt. Musselinweberei und Stickerei wird am häufigsten getrieben, Leinwand und Baumwolle seltener verarbeitet. Die innern Rhoden sind römisch-katholisch, die äußern reformirt. Hirten, Weber und größere Fabrikanten unterscheiden sich durch Sitte und Tracht, halten aber sämmtlich viel auf Ehre. Aus physiologischen und Spracheigenthümlichkeiten läßt sich schließen, daß die Bewohner des Innerrhodens aus dem Thurgau, die, welche an das Rheinthal grenzen, aus Vindelicien und Rhätien stammen. Ungern, aber pflichtmäßig, versagen wir uns jede Angabe des anziehenden Inhalts und beschränken uns auf dessen flüchtige Andeutung. Die erste Epoche begreift die Urgeschichte des Volkes, vom Ursprunge der Allemannen bis zum Tode König Dagobert's 213—638. 28 Jahre vor ihrem Ablaufe kam der heilige Gallus in diese Gegend und veranlaßte die Stiftung des Klosters und der Stadt Sanct Gallen, zu welcher die Appenzeller abwechselnd in freundlichen und feindlichen Verhältnissen standen. Zweite Epoche, bis zum Erlöschen der echten Karolinger, 887. Dritte Epoche, von der Trennung des deutschen Reiches von Frankreich bis zur Trennung des Thurgaues vom Herzogthum Schwaben, 1097. Vierte Epoche, bis zum Bunde der Appenzeller mit den Reichsstädten, 1377. Fünfte und letzte Epoche dieses Bandes, bis Appenzell ein zugewandter Ort der schweizerischen Eidgenossenschaft ward, 1452. Gegen das Ende dieses verhängnißvollen Zeitraumes fällt der verderbliche, der Schweiz nicht zur Ehre gereichende Zürcherkrieg von 1439—1447. — Einiges aus dem Rückblick, welchen der Verf. auf den von ihm vollendeten Abriß wirft, erlauben wir uns abzuschreiben, weil es dem Leser Gelegenheit gibt, seine Gesinnungen und seinen Vortrag zu beurtheilen. (S. 567) „Die Geschichten anderer Länder reden meistens nur von Fürsten und erzählen, wie sie gekriegt und geherrscht haben und von ihren eignen Leidenschaften beherrscht worden sind. Von den Völkern erfahren wir gewöhnlich wenig. Desto schöner fand ich die Aufgabe, die Geschichte eines Volkes und seiner Erziehung zu beschreiben. Die ersten Bewohner des Landes waren in zu geringer Anzahl, als daß ihr Andenken auf uns gekommen wäre. Wo die Kunde von Sitten der Vorfahren beginnt, erscheinen sie als kräftige Hirten, die keinen Unterschied der Stände kannten. In denselben Kleidern und mit derselben Zuversicht wie vor ihres Gleichen traten sie vor den König und vor seinen Hof und hielten sich nicht geringer als die Edelleute. Keinem ist das Gefühl der Gleichheit natürlicher als dem Alpenbewohner; den ganzen Sommer über auf einsamen Höhen lebend, sieht er Niemand, der über oder unter ihm wäre; selbst sein Vieh und den treuen Hund behandelt er wie Genossen. Als die Zahl der Landesbewohner sich vermehrt hatte, sehen wir sie mit dem Spieß in der Hand die Rechte ihres Herrn vertheidigen, aber auch fort und fort ihre eignen wahren. Immer weiter gingen diese Anmaßungen, bis sie endlich sich selbst regieren wollten. Noch konnten sie es nicht. Da suchten sie und fanden Rathgeber bei ihren Freunden in der benachbarten Stadt (Sanct-Gallen), deren Einwohner schon weiter vorgerückt waren; doch unter diesen behagte es den Appenzellern nicht lange, denn sie wurden vornehm von ihnen behandelt, und die Sitten derselben glichen schon mehr denen des Adels. Mit besserm Erfolge wandten sie sich an die nachbarlichen Alpenbewohner (des Cantons Schwyz), einfach wie sie und groß durch Waffenruhm. Die neuen Freunde gaben ihnen arglos Vorsteher, um sie zu belehren, wie man regiere und gehorche, und unbesorgt übergab sich denen das Volk. Weit umher, so weit sie ihre Hellebarden trugen, brachten sie den Völkern Freiheit und nahmen sie zu Brüdern auf. Ihre Thaten bewogen endlich alle gleichgesinnten Eidgenossen, sie in Schutz zu nehmen. Die Appenzeller gelobten den bedungenen Gehorsam, doch hielten sie ihn nicht; denn der Geist der Unabhängigkeit äußert sich nie stärker als bei dem ersten Bewußtsein der Kraft. Schonend wie eine Mutter gegen die jugendliche Unart des Sohns, wollten die Eidgenossen nicht mit Gewalt sie zum Gehorsam zwingen und überließen ihre Bekehrung dem Schicksal. Als dieses sie beugte, boten sie ihnen Hülfe unter der erneuten Bedingung, sich ihrer Leitung zu ergeben. Von nun an benahmen sich die Gewitzigten mit so viel Edelmuth, Klugheit und Treue, daß sie von jenen der Aufnahme in den Bruderkreis würdig gefunden und in allen Rechten ihnen gleichgestellt wurden, wogegen sie sich verpflichteten, sich in den Beschluß der Mehrheit zu fügen und ihren ältern Brüdern nicht zu befehlen. Der Charakter der Appenzeller zeigt sich bieder, treu, fest, dieses aber bis zum hartnäckigsten Starrsinn. Noch waren ihre Erfahrungen und Kenntnisse zu unbedeutend, um gegen die Gewandtheit der Klostervorsteher mit gleichen Waffen zu kämpfen. So geschah es, daß sie Vieles verloren, was sie in Folge ihrer Waffenthaten hätten behaupten können, wenn mit der Kraft ihres Willens auch jene Gewandtheit sich gepaart hätte. Ihr Wille aber blieb ihr Recht, ihre Richtschnur, der Beweggrund ihrer Handlungen, und über ihm erkannten sie nur die Kraft; nicht aber den Willen Gottes." Es ist kein Wort in dieser, von uns zusammengedrängten Uebersicht, das nicht in der vorangeschickten ausführlichen Darstellung veranschaulicht und geschichtlich nachgewiesen wäre. Sie gereicht der Einsicht, der umfassenden Kunde, der Unbefangenheit und der unbestechlichen Wahrheits- und Rechtsliebe des würdigen Verf. zu unverkennbarer Ehre. Das wohlgeordnete chronologische Register der Geschichtserzählung sowol als der Urkunden ist seiner Bestimmung vollkommen angemessen und genügend. Die vom Obersten Merz geometrisch aufgenommene Karte der Vogteien und Pfarreien, in welche im 14. Jahrhunderte der jetzige Canton Appenzell eingetheilt war, ist ein schöner deutlicher Steindruck und gibt am untern Nebenrande die Namensveränderungen an, die bis ins 19. Jahrhundert einige Ortschaften betroffen haben. Einer so vollständigen Sammlung, bisher mehrentheils ungedruckter Urkunden mag sich wol kein Canton der schweizerischen Eidgenossenschaft rühmen. Indessen hat die vorsichtige Verlagshandlung erwogen, daß nicht jedem Geschichtsfreunde damit gedient sein möchte, Urkunden erkaufen zu müssen, welche er zu gebrauchen sich nicht berufen fühlt, und daher von den bis jetzt gelieferten nur einen geringen Vorrath abdrucken lassen, sodaß sie wahrscheinlich bald aus dem Buchhandel verschwinden werden; welches sich die Geschichtsforscher und Vorsteher großer Büchersammlungen zur zeitigen Warnung dienen lassen mögen. 57.

Notiz.

Aufruf zum Christenmord.

Wenn Ludwig XIV. ärger als der ärgste fanatische Muselmann gegen seine Unterthanen wüthete, welche Hugenotten waren, so muß man es ihm wol minder zur Last legen als seinen Umgebungen. Der Beichtvater knüpfte daran die Bedingung der Seligkeit, und selbst die Dichtkunst schändete sich durch einen Aufruf zu solchem Morden. Wir haben eine Ode von Malherbe (gest. 1685), in welcher bereits sein Vater, Ludwig XIII., aufgefodert wurde:

Marche, va les (Huguenots) detruire, éteins en la semence,
Et suis jusqu'a la fin ton corroux genereux!
Sans jamais écouter ni pitié, ni clemence,
Qui te parle pour eux.
Il suffit, que ta cause est la cause de Dieu.

Wenn Ludwig XIII. noch nicht so, wie der Dichter wollte, handelte, so lag es weniger an ihm, als an dem staatsklugern Richelieu, der zwar die Hugenotten als Partei im Staate unterdrückte, aber sie nicht ausgerottet wissen wollte, wie nachher Ludwig XIV. that. 86.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für [l]iterarische Unterhaltung.

[M]ontag, —— Nr. 111. —— 21. April 1834.

Papstthumes segensvolle Wirksamkeit, erörtert [un]d geschichtlich dargethan von Johann Baptist [K]astner. Sulzbach, Seidel. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

[D]ie neue Zeit will keine Mittelspersonen mehr ha[ben z]wischen den Völkern und ihren Fürsten, zwischen den [Christ]engemeinden und dem einigen wahren Gotte. Aus [der] Opposition gegen irdische wie geistliche Bevormun[dung] ging die Anfechtung hervor, welche das Papstthum [neuerl]ich erfahren hat. Man kann es den Anhängern [desselb]en nicht verargen, daß sie auf Vertheidigung sinnen, [und b]esonders Hr. Kastner, durch eine Reihe von Schrif[ten a]ls rüstiger Vertheidiger des papistischen Katholicis[mus] bekannt, blieb dem gewählten Berufe treu, indem [e]r des Papstthums segensvolle Wirksamkeit zu erör[tern] und geschichtlich darzuthun suchte. Er tritt unmit[telbar] in die Fußstapfen des jetzt mit der Tiare geschmück[ten G]regor XVI., der unter seinem Familiennamen Mauro [Capel]lari ein Werk herausgab: „Der Triumph des hei[ligen] Stuhles und der Kirche u. s. w." *). Ungeachtet [desse]n Vorgängers sieht Hr. K. nach der Vorrede ein, [daß s]ein Unternehmen ein nutzloses, dabei undankbares, [ja vielleic]ht gar ein etwas bedenkliches sei.

[N]utzlos, denn es gibt gegenwärtig mehr als sonst Leute, [die] Feinde der ernsthaften Lecture, noch mehr der ernsthaften [Wahrh]eit, gleich Schmetterlingen entweder auf den blumigen [Auen] der Romanenwelt oder auf den blätterreichen Gefilden der [Journ]alistik leichtsinnig umherflattern. Undankbar, denn es [ist] ein sehr feindseliger und arroganter Liberalismus heran[gewachsen]t, der wie ein prahlerischer und riesenhafter Goliath [ihne]m mit Helm, Spieß und Schwert, erbittert und kampf[gerüstet] Allem gegenübersteht, was als höhere Autorität zum [Vorsch]ein kommt. Bedenklich, denn wir leben dermal in Zei[ten, w]elche jenen der sogenannten Reformation leider nur zu [ähnlich] sehen, ja, welche an Oppositionsfanatismus jene noch [zu übe]rtreffen scheinen. Das Trauerspiel der Auflösung und [Zerset]zung, das vor dreihundert Jahren angefangen worden, [ist] nicht ausgespielt geblieben, sucht gegenwärtig auf dem Welt[theater] sich neu zu produciren; statt der Jakobiner der Refor[mation] und der sogenannten evangelischen Freiheit, welche das [Papstthum v]erschlang, drängen jetzt die Jakobiner und Stubisten der [Revolu]tion und der politischen Freiheit sich auf die Bühne her[vor un]d finden ein sehr zahlreiches Auditorium. Daher scheint [der Sc]hriftsteller, der dieser Oppositionspartei nicht schülermäßig [sich an]schließt, der ihr nicht Weihrauch spendet, eine ziemlich isolirte und fast bedenkliche Stellung zu haben. Wenn er allenfalls wider weltliche und geistliche Autorität wacker loszöge, dadurch würde er vermuthlich bei diesen Leuten eher Dank und Ehre sich erwerben. Auch mischt sich bei dergleichen Gegenständen leicht Neugier und Schadenfreude der Leser mit in das Spiel. So hat einst in den Tagen der Reformation manche Schrift blos dadurch, daß sie recht frei wider Hierarchie und Papstthum lästerte, z. B. Luther's „Papstthum, vom Teufel gestiftet" u. s. w., reißenden Beifall und vielseitige Abnahme gefunden, während andere Schriften der Gegner, wenn auch mit weit größerer Gründlichkeit und Erudition verfaßt, beinahe um Verleger und Leser zu betteln gezwungen waren. Der infernale Zeit- und Weltgeist, der das Lesepublicum angesteckt hat, läßt sich gegenwärtig nicht in Abrede stellen, und wer davon besessen zu sein das Unglück hat, der ist übel daran; er kann den Anblick des Papstthums nicht vertragen, darum bebt er vor ihm zurück.

Unter den neuesten Gegnern des Papstthumes werden Paulus, Alex. Müller und Tittmann namhaft und mehren katholischen Schriftstellern wird zum Verbrechen gemacht, daß sie „eine deutsch-katholische Kirche construiren, die deutsche Sprache beim Gottesdienst einführen und das Priestercölibat aufzuheben trachten. Daraus ergibt sich, daß dermalen der Thermometer der Zeit für Papst und Papstthum fast auf dem Gefrierpunkte steht." Doch tröstet und ermuthigt sich Hr. K., da der Papst in einer ununterbrochenen Reihe von Successionen der Nachfolger des heiligen Petrus sei; kein Factum der Geschichte, meint er, sei so erprobt als dieses.

Nach diesen Andeutungen der Vorrede ist der wesentliche Inhalt dieser Schrift leicht zu errathen, da in der römisch-katholischen Kirche das Dogma vom Papstthum längst schon bestimmte Ausbildung erhalten und die Art, mit welcher man christlich-religiöse und geschichtliche Einwürfe zu beseitigen sucht, ihre herkömmliche Manier angenommen hat. Den hieraus erwachsenden Nutzen weiß Hr. K. zu gebrauchen, indem er im ersten Hauptabschnitte die segensvolle Wirksamkeit des Papstthums darstellt in ihrer Möglichkeit und Allgemeinheit als Idee, Bedürfniß und Wunsch, und dann im zweiten dieses so aufgenommene Thema im Detail der Wirklichkeit erörtert als erweisbare und geschichtlich erwiesene Thatsache. Mit vieler Gewandtheit deducirt er die kirchliche Nothwendigkeit des Papstthums, ohne sich dadurch irren zu lassen, daß das hier glanzvoll aufgestellte Bild gar schlecht paßt zu Ergebnissen der Geschichte. Darum bedeutet es wenig,

*) [W]ir berichteten über die deutsche Bearbeitung dieses Werks [in] Nr. 347 d. Bl. f. 1833. D. Red.

wenn Hr. K. von dem „Stellvertreter des Gottmenschen als Statthalter und Priesterkönig im Reiche der Humanität und der heiligsten Bruderliebe" und von den Beispielen redet, was in dieser Beziehung der heilige Vater Gutes geleistet habe. Man kann nicht an das verheißene Ideal ewigen Friedens glauben, wenn auch dem Papste das ehrwürdige Schiedsrichteramt in der Christenheit zustände; denn die Geschichte beweist, daß die Päpste mehr Unfrieden, Fehden, Kriege und schändliche Blutbäder hervorriefen als beschwichtigten. Der Verf. ahnt nicht, welches böse Licht er auf das Papstthum wirft, indem er dasselbe an die Spitze des socialen Lebens, der Staatenverhältnisse und der Humanität zu stellen versucht. Es kommt nicht darauf an, hier herzuzählen, wie viel gute oder schlechte Päpste es gab, welche preis- oder fluchwürdige Handlungen von ihnen bekannt sind; es gibt einen untrüglichen Beweis, welcher darthut, daß das Papstthum, wie es seit Jahrhunderten bestanden hat, der Gesittung der Menschheit absolut widerstrebend ist. Wir verweisen auf den Kirchenstaat mit seinen mehr als zwei Millionen Einwohnern, welche im Paradiese Europas durch den schmachvollen Druck des angeblichen Statthalters Christi so herabgewürdigt und im tiefsten Elende verkommen sind, daß sie bei jeder Zusammenstellung mit den kräftigrohen Menschen der Wildniß nur verlieren können. Die Geschichte stellt kein Beispiel eines Staates auf, dessen Volk so entwürdigt, so dem Laster preisgegeben, so der christlichen Tugend entfremdet und gegen die Gesittung des Zeitalters zurückgeblieben erscheint, als diese nächsten Pflegekinder des päpstlichen Krummstabes. Das hieraus zu ziehende Resultat läßt sich noch weiter verfolgen, indem sich zahlreiche Beweise darbieten, daß auch andere nicht unter der unmittelbaren Regierung des Papstes stehende Länder in eben dem Verhältnisse die Schmach des Kirchenstaats theilen, als Papst und Priesterschaft auf ihre Regierungen bedeutenden Einfluß üben. Der hier geführte Beweis der Nothwendigkeit des Papstthums kann nicht für die christliche, sondern nur für die römisch-katholische Kirche gelten; denn wir brauchen nicht die christlichen Kirchen zu nennen, welche grade darin, daß sie keinen Papst haben, daß sie, gegen allerlei wunderliches Ansinnen protestirend, sich keinen Papst wollen aufdringen lassen, die Lauterkeit ihres biblischen Christenthums bekunden.

Unter den Urtheilen und Zeugnissen für das Papstthum finden wir Kaiser Franz I. aufgeführt mit den Worten: „Glorwürdiger als meine Krone ist mir die Ehre, Schirmherr der Kirche zu sein!" welche das Einrücken östreichischer Truppen in den Kirchenstaat zur Dämpfung der von der schlechtesten Regierung hervorgerufenen Unruhen einleiteten; außerdem auch Protestanten, welche lobenswerthe Seiten des Papstthums hervorheben, als Herder, auf dessen Ausspruch: „Nie hat sich Rom vor Ketzereien gebückt", unverdientes Gewicht gelegt wird. War nicht das eigentliche kirchliche Römerthum eine keck umsichgreifende Ketzerei, welche eine statutarische Glaubensnorm an die Stelle der Religion setzte? Herder's wie J. Müller's angeführte Worte laufen auf Einen Sinn hinaus: daß nämlich in frühern Zeiten das Papstthum auch wohlthätig für die Menschheit gewesen sei. Seite 106 bis 124 kommen auch einige Einwürfe wider das Papstthum an die Reihe, nämlich die Anschuldigung der Schädlichkeit in Beziehung auf Kirche und deren Verbesserung, auf Aufklärung und Völkerfreiheit, mittels welcher auf Nichtnothwendigkeit und Unbrauchbarkeit geschlossen wird. Die Seichtheit der Widerlegung ist hier am offenbarsten. Wenn die Gegner sagen: „Nur in trüben Gewässern weiß der ausgeartete Petrus zu fischen", so entgegnet der Verf.: „Rom und der Papst ist stets ein wahrer und warmer Freund der echten, religiösen Aufklärung gewesen." Mehr dialektische Fertigkeit hätte er bewiesen, wenn er antwortete: der Fischer ist für trübes Wasser nicht verantwortlich, aber zeigt, daß er seinem Berufe gewachsen sei, wenn er auch in solchem gute Fische zu fangen versteht.

Nach dem wunderlichen Plane des Verf. stellt er erst im zweiten Theile seiner Schrift, wo er von der segensvollen Wirksamkeit des Papstthums als historisch erwiesene und erweisbare Thatsache redet (auch dieses müßte nach logischer Gedankenfolge anders geordnet sein, denn eine schon erwiesene Thatsache braucht nicht noch als erweisbar deducirt zu werden), den Begriff des Papstthums fest, den er hier in der engsten Bedeutung verstanden wissen will als Institution, Dasein und Autorität des sichtbaren allgemeinen Oberhauptes der katholischen Kirche. Hier, wo dargethan werden soll, wie in der langen Reihenfolge von Petrus bis auf Gregor XVI. das päpstliche Amt zum Segen der Religion und Kirche, zur Erleuchtung und Befreiung der Völker, zur Beglückung und Befestigung der Staaten wirksam gewesen, werden Regeln vorgeschrieben, nach welchen man dieses Alles prüfen soll. An der Spitze dieser leitenden Winke steht: man soll nicht gar zu Vieles vom Papstthum erwarten, da dasselbe nicht von überirdischen Wesen, sondern von Menschen verwaltet wird, wonach sich ihm die Schwachheit seiner Verwalter (das heißt wol genau betrachtet: die Schlechtheit der Päpste?), die Gebrechen der Zeitalter und Welt- und Höllenmacht so entgegenstellen, daß es seine innewohnende Segenskraft nicht zu jeder Zeit vollständig erproben kann, wie denn überall „das Gute den Menschen von Gott nur langsam und in kleinen Portionen mitgetheilt wird" (S. 127). Ferner: man soll das Wirken der Päpste nur nach den jedesmaligen Zeitverhältnissen beurtheilen. „Betrachten wir die Päpste der Vorzeit mit dem Augenglase unserer Tage, so haben nicht die Päpste, sondern wir selbst die Schuld, wenn wir allenfalls nichts Großes und Lobenswerthes an ihnen bemerken" (S. 129). Kann von einem rigurösen Papstvertheidiger mehr Zugeständniß verlangt werden?

Die Begründung des Papstthums deutet der Verf. mit kurzen Worten also an: „Der Schleier der Verborgenheit und des grauesten Alterthums umgibt seine Uranfänge; allein diesen Schleier zog nach Jahrhunderten die Zeit hinweg, und da stand nun das Papstthum da.

und erkennbar, voll Kraft und energischer Wirksam-
Warum sollte es das nicht, da nach S. 132 von
us bis auf Gregor XVI. 258 Päpste gezählt werden,
r welchen die Kirche 77 als Heilige, als unerschrockene
zeugen, als Heroen ihres Berufes verehrt. Mit die-
Zählungen ist es eine eigne Sache: Viele zählen noch
mehr Päpste, aber weniger Kirchenheroen unter ih-
Je näher Hr. K. der neuern Zeit tritt, um so
re Verdienste bemüht er sich seinem Idole nachzu-
ten, sogar die Reinigkeit der Ehe wird ihnen beige-
n und gemeint, je mehr man die Ehesachen den
sten und Bischöfen nimmt und sie in das Gebiet der
erlichen Gesetzgebung zieht, um so mehr werde sich
mische Brutalität in die Ehe wieder einschleichen, und
Frauen drohe Gefahr, der Willkür und der Despo-
er Männer ganz anheimzufallen" (?). Diese Be-
tungen stehen so zweifelhaft da wie das päpstliche
ienst um Erhaltung des classischen Alterthums, be-
rs wenn man den Stand der Geistlichen vom Papst-
gehörig scheidet.

Doch genug zum Beweise, daß das ausgehängte
ld nicht täuscht, sondern daß hier gegeben wird, was
Titel verheißt, von einem Manne, der es mit seinem
na redlich meint, weshalb dieses Werk als ein Mo-
nt der Zeit gleiches Interesse gewährt den Römlin-
wie ihren nicht immer mit tauglichen Waffen käm-
en Gegnern. Indem wir mit diesem Zugeständniß
Apologie des Papstthums bei Seite legen, kommt
wenn auch nicht als neueste Neuigkeit zur Hand:

ständige Sammlung aller ältern und neuern Concor-
te, nebst einer Geschichte ihres Entstehens und ihrer
chicksale, von Ernst Münch. Zweiter Theil. Con-
date der neuern Zeit. Leipzig, Hinrichs. 1831. Gr. 8.
Thlr. 18 Gr. *)

Werk, das mehr leistet, als der Titel verspricht, und
bei noch manche, dem Pfaffenthum entgegengesetzte
stellerische Mittheilungen verheißt. Der vorliegende
Theil enthält die Verhandlungen Frankreichs mit
ömischen Curie zur Ordnung des katholischen Kir-
esens von 1801—1819, die Concordate verschiede-
eutscher Staaten, der Niederlande von 1827, die
atholischen Cantone der schweizerischen Eidgenossen-
, italienische Concordate und endlich Urkunden über
euesten Kirchenverhältnisse im römisch-katholischen Po-
In den geschichtlichen Einleitungen und Beilagen
man merkwürdige, der neuesten Kirchengeschichte
örige Nachrichten, welche in diesem Zusammenhange
wenig oder gar nicht bekannt waren. Von ausge-
etem geschichtlichen Werthe sind die die Schweiz und
Niederlande betreffenden Mittheilungen, aus welchen
ar ergibt, daß Anfachung revolutionnairen Gewirres
eigentlich in dem Plane der römischen Curie lag,
as von allen einsichtsvollen Katholiken neuerer Zeit
ommene kirchliche Episkopalsystem zu bekämpfen und
ssen Stelle das papistische nach den Aussprüchen der

Pseudo-Isidorischen Decretalen den Völkern wieder auf-
zubürden. Nur dürfen wir, so schätzbar auch der das
Ganze durchdringende Geist der Lichtverbreitung ist, den
Lesern die Besorgniß nicht vorenthalten, daß Hr. M. sich
auch wol vom Feuereifer zu Unbilligkeiten und Inconse-
quenzen verleiten läßt. Bei der Charakteristik angeführ-
ter Personen liebt er eine grelle Farbengebung und Ex-
treme und verdächtige nicht selten, wo er zu entschuldigen
oder zu vertheidigen scheint. So sagt er am Schlusse
der Bemerkungen über das vielgerügte bairische Concordat:

Im Ganzen konnte das Resultat einer solchen Unterhand-
lung nicht anders ausfallen, weil die Berücksichtigung des vor-
züglichsten Umstandes, des Geistes der römischen Curie, verges-
sen oder wenigstens übersehen ward. Die Verhandelnden gin-
gen von ganz entgegengesetzten Ansichten aus, und so mußte es
sich fügen, daß der abgeschlossene Vertrag nicht als wechselsei-
tige Annäherung zu einer beiden Theilen angenehm gewordenen
Uebereinkunft auf gegenseitige Nachgiebigkeit gebaut ward, son-
dern mit einer völligen Niederlage des einen der Paciscenten
endigte, welche natürlich bei den Künsten der römischen Politik
und bei der Unbeugsamkeit ihrer Grundsätze nie auf diese Seite,
sondern immer auf jene des Mitunterhandelnden fallen mußte.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, wird die Ueber-
vortheilung der königlichen Unterhändler leicht begreiflich gefun-
den werden, wenn man auch schon glauben sollte, daß der mehr
als 80jährige Bischof Häffelin nach so geraumem Aufenthalte
in Italien und selbst in Rom besser mit dem Terrain hätte be-
kannt und vertraut sein müssen, um sich, als einem der ältesten
Mitglieder des Illuminatenordens und einem der wirksamsten
Häupter dieses Bundes schon seit seiner Entstehung, nicht die
Schmach aufbürden zu lassen, daß er in einer der wichtigsten
Angelegenheiten seines Vaterlandes von den Agenten der Curie
so vollständig überflügelt worden sei. (Diese Hinweisung auf
frühere Verhältnisse ist offenbar nicht zur Sache gehörig und
hat den Schein der Feindseligkeit wider sich. Man höre weiter.)
Daß derselbe um des ihm späterhin zu Theil gewordenen rothen
Hutes willen die gute Sache verrathen haben und deshalb zu
so besonderer Nachgiebigkeit gestimmt worden sein sollte, ist bei
der übrigen Unbescholtenheit seines langen, stets thätigen Lebens
nicht wohl und um so weniger anzunehmen, als in der Würde
des cardinalis ad honores kein bedeutender Gewinn liegt, und
ein solcher weder das Ansehen noch die Macht und Einkünfte
der andern wirklichen Cardinäle besitzt, auch selbst bei der Wie-
derbesetzung des erledigten päpstlichen Stuhles weder wahl- noch
stimmfähig ist (?). Auf solche Weise hätte Häffelin ja die
theuersten Interessen seines Vaterlandes noch unter dem Be-
trage von dreißig Silberlingen verschachert; dies ist doch nicht
wohl von ihm zu vermuthen, da er von diesem Lande doch stets
sehr mütterlich behandelt worden war (S. 177 u. 178).

Die hin und wieder ausgestreuten Androhungen sind
auch keine lobenswerthe Seite des Buches, z. B. S. 188:
„Ich werde in einer andern Schrift Gelegenheit haben,
eine reiche chronique scandaleuse von diesen und an-
dern ultra-katholischen Geistlichen dem Publicum mitzu-
theilen." Ein Beispiel auffallender Inconsequenz bieten
die Lobpreisungen dar, welche die Unterhandlungen Preu-
ßens mit der römischen Curie und der Abschluß derselben
durch die bekannte päpstliche Bulle vom 16. Juli 1821
erhalten; mehre Punkte, welche beim bairischen Concordat
als tadelnswerth herausgehoben werden, findet man hier
wieder, z. B. bei der Besetzung der Bisthümer und Dom-
kapitel und deren Ausstattung mit liegenden Gründen.
Nach der würdevollen Erklärung des Königs: er werde

*) Ueber den ersten Theil vgl. Nr. 362 d. Bl. f. 1830. D. Red.

den katholischen Bischöfen seiner Reiche keine verschwenderische, aber auch keine kärgliche Ausstattung bewilligen, durfte über das Wie dem Papste gar keine fernere officielle Concurrenz, wie sie sich in der Bulle ausspricht, zugestanden werden. Die von Hrn. M. hier gemachte Bemerkung: „Das Eine hätte die Leute nur übermüthig, das Andere sie mürrisch gemacht; es war nun ganz in der Ordnung, daß der Brotkorb mit Manna und die Fleischtöpfe weder zu hoch noch zu niedrig gehängt wurden", erscheint uns sehr trivial. Ein wesentlicher Vorzug der preußischen Unterhandlungen mit dem Papst bleibt, daß in denselben viele Gegenstände, welche bei dem ganz verschiedenen Standpunkte der weltlichen und der geistlichen Unterhändler nur zu nutzlosen Weiterungen führen mußten, unberührt blieben. Daß hieraus dem Papste nicht unbedeutender Vortheil erwuchs, daß ferner diese Wendung der Verhandlungen nicht der diplomatischen Gewandtheit des preußischen Staatsraths Niebuhr beigemessen werden darf, ist kaum zweifelhaft. Die verdienstlichen Seiten der preußischen Uebereinkunft theilt diese mit der hanöverschen, bei welcher der Freiherr von Reden sich eigenthümliche Verdienste erwarb; dennoch sagt der Verf. bei dieser Gelegenheit:

Auch die hanöversche Regierung war mittlerweile nach allerlei Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer katholischen Unterthanen zum Ziele gekommen. Diese (nämlich die katholischen Unterthanen), welche in politischer Beziehung so wenig Rechte genießen und ungefähr einige Grade schlechter als bis dahin die Irländer in der constitutionnellen Taxation als Untergebene der Engländer stehen, wurden auch kirchlich nicht großmüthig bedacht. Doch hatte man ja zur Constitution nun auch ein Concordat, und so war in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten Alles auf das beste geschlichtet.

Offenbar spricht sich im letzten Satze, gegen das Vorhergehende gehalten, Ironie aus; doch dieses als irrelevant dahingestellt, möchte es Hrn. M. schwer werden, die mit gesperrter Schrift bezeichnete Behauptung factisch und geschichtlich zu beweisen. Die Allgemeinheit dieses Geschwätzes verdächtigt dasselbe. Wenn die Staatsbehörden die weltliche Aussteuer des katholischen Ritus freigebig einrichten, beschuldigt sie der Verf. der Vorliebe für das Pfaffenthum; wenn sie sich nur zu sparsamen Bewilligungen verstehen, wird ihnen Mangel an Grosmuth vorgeworfen. Letztere aber offenbart sich ja grade darin, daß sie mehr thut, als wozu sie die Worte des Vertrages verpflichten. Hätte Hr. E. Münch eine nähere Bekanntschaft mit der katholischen Kirchenverfassung im Königreich Hanover, ja mit der ganzen constitutionnellen Verfassung dieses Landes zu erlangen gesucht, er würde jene unerwiesenen Behauptungen nie gewagt haben.

Zu flüchtige Schriftstellerei erlaubt sich manches haltungslose Urtheil; auch im Vortrage thut sich manche Nachlässigkeit kund, so z. B.: „Eine die Unsicherheit des katholischen Kirchen- und Diöcesanwesens bezweckende Bestimmung" (S. 159). Offenbar bezweckte die Bestimmung nicht die Unsicherheit, sondern die Sicherheit; der Unsicherheit sollte durch abändernde Bestimmungen abgeholfen werden. In dem versprochenen Anhange und in mehren hier gelegentlich angekündigten Schriften hat der Verf. noch manches gemachte Versprechen zu erfüllen und manche gewagte Behauptung zu beweisen. 25.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1834:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1834. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*2. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1834. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben im Verein mit mehrern Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf.* Erster Band und folgende. In Heften von ungefähr 6 Bogen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis eines Bandes von 50 Bogen 3 Thlr. Jährlich werden etwa 3 Bände erscheinen.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse: An die Expedition des Repertoriums der gesammten deutschen Literatur an die Verlagshandlung zu richten.

*4. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Fünften Bandes drittes Heft und folgende. (Nr. XXXV und folgende.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier. 12 Gr.

Es erscheint jede 6—8 Wochen ein Heft.

Für literarische Bekanntmachungen erscheint zu dem unter Nr. 3. genannten Repertorium ein

Bibliographischer Anzeiger,

der jedem Hefte beigeheftet wird und worin die Insertionsgebühren für die Zeile einen Groschen betragen; sowie zu den unter Nr. 1 und 2 angeführten Zeitschriften fast wöchentlich ein

Literarischer Anzeiger,

der außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung" beigelegt wird. Für die gespaltene Zeile wird zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Kritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis oder dem Repertorium beigelegt oder beigeheftet.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*5. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilh. Adolf Becker.* Elftes Heft und folgende. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav. Subscriptionspreis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr.

Das erste bis zehnte Heft (Taf. I—CXVIII, und Text Bogen 1—20, 1832—33) kosten im Subscriptionspreise 18 Thlr. 18 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr.

6. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—28) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 112. — 22. April 1834.

Ueber den jetzigen Stand der Geologie.

Dritter Artikel.*)

In der Geologie herrscht fortwährend die größte Thätigkeit. Die reißende Schnelligkeit, womit sie in einigen Jahren an Ausdehnung und Popularität gewonnen, hat ihren Grund in der heutigen Richtung des Geistes, der sich ebenso eifrig mit den hohen Speculationen der Philosophie wie mit der strengen Beobachtung beschäftigt. Ueberall haben sich Gesellschaften gebildet, um aufzumuntern, die Entdeckungen zu coordiniren und die Materialien zu sammeln. Die Gelehrten haben sich in die Arbeit getheilt: einige machen große Reisen, entwerfen den Umriß der Länder, skizziren die Formationen; andere beschäftigen sich mit dem Detail, mit Localbeschreibungen, untersuchen jedes Lager, jede Versteinerung, jedes Mineral auf das genaueste; keine Beschwerde und Gefahr hat die Geologen von ihren Forschungen abgeschreckt. Noch vor wenigen Jahren wurden Theorien und Luftschlösser auf irgend ein aus dem Ganzen herausgerissenes Stück Land oder Gebirge gebaut; jetzt ist es, um dem Gange der Betrachtungen und Schlüsse der Forscher zu folgen, nicht mehr hinreichend, die Karte irgend eines Landes oder Erdtheils vor sich auszubreiten, sondern man muß den Pol und den Aequator zugleich umfassen und den Kompaß neben dem Globus zur Hand nehmen. Der Gang der Wissenschaft ist so reißend schnell, daß der Unterricht ihm nicht folgen kann; die Elementarwerke werden in einem Jahre alt, und neue Schätze fließen in so reichem Maße zu, daß man Mühe hat, sie zu ordnen, und daß sie, eben weil sie nicht analysirt und classificirt werden können, größtentheils unbekannt bleiben. Der Geolog vom Fach sieht sich genöthigt, eine Menge von Journalen verschiedener Länder zu studiren, wenn er mit den Fortschritten der Wissenschaft gleichen Schritt halten will. In neuerer Zeit sind einige vollständigere Berichte über die Fortschritte der Geologie gegeben worden; den einen derselben findet man im zweiten Bande des „Bulletin de la Société géologique de France", er hat den rühmlichst bekannten, unermüdlichen Dr. Boué, einen sich gewöhnlich in Paris aufhaltenden Deutschen, zum Verfasser und umfaßt die Jahre 1829—1831. Der zweite wurde der Versammlung britischer Naturforscher zu Oxford 1832 von dem berühmten Geologen Conybeare vorgelegt und ist in dem „Report of the first and second meetings of the British association for the advancement of science" (London, 1833) abgedruckt; ihm ist ein geologischer Durchschnitt der Gebirgsschichten durch Europa vom nördlichen Schottland bis zu dem adriatischen Meere beigegeben. Der Aufsatz soll auch im zweiten Hefte des ersten Bandes von Hartmann's „Jahrbüchern für Mineralogie, Geologie, Berg- und Hüttenkunde" deutsch mitgetheilt werden. Eine etwas ältere, aber sehr vollständige Arbeit dieser Art, die uns jetzt erst zu Gesicht gekommen, ist Bernhardi's „Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Geologie", eine von der Teyler'schen Stiftung in Harlem gekrönte Preisschrift und im 21. Bande ihrer Verhandlungen abgedruckt (Harlem, 1832). — Wenn wir in d. Bl. den Versuch machen, von den Fortschritten der Geologie in dem letzten Jahr nur zu reden, so können wir doch nur das Wichtigste und Interessanteste berücksichtigen.

Wir wenden uns zuvörderst zu den allgemeinen Werken und stellen die „Principles of geology" von Ch. Lyell obenan, ein Platz, der diesem classischen Werke unfehlbar gebührt. Es ist jetzt in drei Bänden vollendet in unsern Händen, und von der deutschen Uebersetzung des Dr. K. Hartmann sind der erste und dritte Band fertig, und der zweite wird bald folgen. Das Original hat ein seltenes Glück gemacht; kaum war der zweite Band vollendet, so war auch die erste Auflage verkauft, und es mußte eine zweite gedruckt werden, die auch bald vergriffen sein wird. Der dritte Band beschäftigt sich hauptsächlich mit Beschreibung der tertiairen Formationen, auf welche Lyell die in den beiden ersten Bänden entwickelten Grundsätze anwendet. Diese tertiairen Formationen sind von ganz besonderer Wichtigkeit für die systematische Geologie, da die geologischen Ursachen während dieser Periode unter Bedingungen gewirkt haben müssen, die denen, welche zu der jetzigen Ordnung der Dinge gehören, sehr nahe stehen; es liefern daher diese Formationen ein sehr wesentliches Glied, um unsere jetzige Erfahrung mit den Speculationen über den frühern Zustand unsers Planeten zu verbinden. Die secondairen und primairen Gebirgsarten sind nur so weit betrachtet, als nöthig war, ihre

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 239 u. 240 d. Bl. für 1831, und den zweiten in Nr. 252 f. 1832.

Verbindung mit seiner Theorie darzulegen, und zu zeigen, wie gut ihre Structur durch die Ursachen erklärt werden kann, die, wie er annimmt, noch fortwährend in voller und unverminderter Wirksamkeit sind. Der große Einfluß, den die beiden ersten Bände des Werks auf die neusten Fortschritte und auf den neusten Stand der Wissenschaft gehabt haben, wird durch den letzten und wichtigsten Band noch außerordentlich vermehrt werden; und selbst diejenigen Geologen, die von Lyell in einigen theoretischen Ansichten abweichen, werden die Bemühungen des ausgezeichneten Gelehrten dankend anerkennen, der zur Förderung ihrer Wissenschaft so sehr viel beigetragen hat. — Walchner's bereits 1830 (Karlsruhe) begonnenes „Handbuch der Geognosie u. s. w." wurde 1833 vollendet. Mit großem Fleiß bearbeitet und eine treffliche Zusammenstellung einer Menge von Thatsachen bildend, nimmt dies Werk einen ehrenvollen Platz in der Literatur ein; jedoch ist zu tadeln, daß Hr. Walchner keine literarischen Nachweisungen gab und die neuern Beobachtungen über die tertiairen Gebirge nicht benutzt hat. — Als Elementarwerk ist das, in der deutschen Bearbeitung außerordentlich verbesserte und vermehrte „Handbuch der Geognosie" von De la Beche, bearbeitet von v. Dechen, unstreitig das vorzüglichste und empfehlungswertheste. Das Original erschien kürzlich in dritter Auflage. — Von Bakewell's „Introduction to geology" ist kürzlich eine vierte, sehr erweiterte und mit vielen hübschen Abbildungen verzierte Auflage erschienen, die zwar einen Beweis von dem allgemeinen, selbst unter Damen nicht ungewöhnlichen Studium der Geologie in England gibt, jedoch nicht im gehörigen Verhältniß zu dem jetzigen Stande der Wissenschaft steht. — Der vortreffliche Geolog Prof. v. Leonhard liefert zu der, bei Schweizerbart in Stuttgart erscheinenden „Naturgeschichte der drei Reiche", ein „Lehrbuch der Geologie und Geognosie", von welchem bis jetzt drei Hefte (24 Bogen) vollendet sind, und das eine nicht unwichtige Bereicherung der geologischen Literatur ist. Dasselbe günstige Urtheil läßt sich von Hrn. v. Meyer's „Tabelle über die Geologie zur Vereinfachung derselben und zur naturgemäßen Classification der Gesteine" (Nürnberg 1833) fällen. — Dagegen haben Ref. Chaubard's „Élémens de géologie mis à la portée de tout le monde" (Paris 1833) und Boubée's „Géologie populaire à la portée de tout le monde" (Paris 1833) misfallen, und besonders muß er sich wundern, daß Prof. Boubée zu Paris, der bekannte peripatetische Docent der Geologie, solch Machwerk schreiben kann. — In England sind neuerlich wieder einige Versuche gemacht worden, unsere geologischen Theorien mit der Bibel in Uebereinstimmung zu bringen, so lächerlich auch solche Versuche dem gesunden Menschenverstande erscheinen müssen! Wir nennen die beiden, übrigens gut geschriebenen Werke Higgins': „The mosaical and mineralogical geologies illustrated and compared" (London, 1832), und G. Fairholme's „General view of the geology of Scripture". — Der schon erwähnte Hr. v. Meyer hat „Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe" (Frankfurt a. M. 1832) geliefert, worin in einer synoptischen Form alle unsere jetzigen Kenntnisse von erloschenen Wirbelthieren zusammengestellt sind, nebst einem sehr vollständigen Verzeichniß aller hierher gehörigen Schriften. Dieses vortreffliche Buch darf in keiner geologischen Bibliothek fehlen. — Unter den neuerlich erschienenen Werken über Versteinerungen erwähnen wir: „Abbildungen aus von Schlotheim's Petrefactensammlung mit erklärendem Text" (Gotha, 1833). Die Schlotheim'sche Sammlung hat der, Kunst und Wissenschaft mit größter Liberalität fördernde König von Preußen für das berliner mineralogische Cabinet um den Preis von 6000 Thlrn. ankaufen lassen. — Kaup „Description d'ossemens fossiles de mammifères inconnus jusqu'à présent, qui se trouvent au muséum du Grand-Duc de Darmstadt". Bis jetzt zwei Hefte. — Deshayes „Description des coquilles fossiles des environs de Paris". Von diesem wichtigen Werke ist der erste Theil mit 65 lithographirten Tafeln vollendet, und es sind auch schon einige Hefte von dem zweiten Bande erschienen. — Von Zieten „Die Versteinerungen Würtembergs" (Stuttgart), wovon zehn Hefte erschienen sind und zwei noch folgen werden. — Zenker „Beiträge zur Naturgeschichte der Vorwelt" (Jena, 1833), besonders wichtig wegen der lichtvollen Darstellung der Trilobiten. — Lindley und W. Hutton „Fossil flora of Great Britain" (London), bis jetzt acht Hefte. — Klöden, „Die Versteinerungen der Mark Brandenburg, insonderheit diejenigen, welche sich in den Rollsteinen und Blöcken der südbaltischen Ebene finden" (Berlin, 1833), eine wichtige und sehr fleißige Arbeit.

Von den geologischen Beschreibungen einzelner Länder und Gegenden erwähnen wir folgende: Fr. Hoffmann „Ueber die liparischen Inseln" (Leipzig, 1833). — Pohl „Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens" (Wien, 1833). — Pusch „Geognostische Beschreibung von Polen, sowie der übrigen Nordkarpathenländer" (Stuttgart, 1833). Der erste Band dieses wichtigen Werks liegt vor uns, der zweite nebst Atlas wird folgen. — Fitton „Geological sketch of Hastings" (London, 1833). — Mantell „Geology of the south-east of England" (London, 1833). — Woodward, „Geology of Norfolk" (London, 1833). — Passy „Description géologique du départ. de la Seine-inférieure" (Rouen, 1832). — Klöden, Director der Gewerbschule zu Berlin, hat Ostern 1833 als Schulprogramm das sechste Stück seiner überaus werthvollen „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg" geliefert. — Die von Schropp und Comp. zu Berlin herausgegebene „Geognostische Karte von Deutschland und den umliegenden Staaten" in 42 Blättern ist kürzlich umgearbeitet worden und jetzt ohne Zweifel das vollständigste und vollkommenste geologische Bild, was je von einem so großen Landstrich, der von Paris bis Warschau und von Venedig bis Stockholm reicht, aufgestellt worden ist. Ausgeführt ist diese Karte hauptsächlich von dem Oberbergrath von Dechen, längst allen Geologen rühmlichst bekannt, und die meisten Angaben dazu lieferte unser berühmter und unermüdlicher L. v. Buch, der sein ganzes thätiges Leben der For-

derung einer Wissenschaft gewidmet hat, die an Interesse und an Wichtigkeit keiner andern nachsteht. Die trefflichen Herausgeber dieser großen Karte, auf die Deutschland mit Recht stolz sein kann, werden auch noch bis zur Mitte dieses Jahres dem Publicum ein großes „Geognostisches Uebersichtsblatt von Mitteleuropa", welches England, Frankreich, Deutschland, Preußen, Oestreich, Polen, Ungarn, die Schweiz und Oberitalien umfassen wird, vorlegen und dasselbe so wohlfeil geben, daß es einem jeden Geologen zugänglich sein kann. — Zwei andere wichtige Arbeiten sind in Berlin noch im Werden begriffen. Prof. Mitscherlich, der berühmte Chemiker, wird eine „Geologische Beschreibung der Eifel", welches Gebirge für die Lehre von den Vulcanen so wichtig ist, herausgeben, und Prof. Fr. Hoffmann die Ergebnisse seiner geologischen Forschungen in Italien und Sicilien, welche er mehre Jahre hindurch anstellte, hoffentlich nur noch kurze Zeit vorenthalten, denn geologische Arbeiten dürfen nicht lange ungedruckt bleiben, weil sie sonst veralten. Der rühmlichst bekannte Geheimrath v. Hoff in Gotha wird uns mit einem dritten Bande seiner classischen „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche" beschenken und damit die Basis aller gesunden geologischen Folgerungen um ein Bedeutendes vermehren. — Der Engländer Conybeare wird für Lardner's „Cabinet-cyclopaedia" ein „Treatise on geology" in einem Bändchen herausgeben, welches gewiß sehr interessant sein wird, und wovon auch bereits eine deutsche Uebersetzung angekündigt ist. Endlich bemerken wir auch, daß die zweite Auflage seines vortrefflichen „Traité de géognosie" jetzt vollendet ist. — Die längst versprochenen geologischen Karten von Frankreich und von Sachsen, beides Unternehmungen der resp. Regierungen jener Länder, gehören auch noch zu den zu erwartenden Dingen!

Die vielen Zeitschriften und Schriften gelehrter Gesellschaften aufzuführen, in denen mehr oder minder wichtige geologische Arbeiten befindlich sind, würde uns hier zu weit führen; wir erlauben uns daher, nur wenige Bemerkungen über diesen wichtigen Theil der geologischen Literatur zu machen. In Deutschland geben Leonhard's und Bronn's „Jahrbuch für Mineralogie und Geologie" und Karsten's „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Berg- und Hüttenkunde", jenes eine gedrängte, wenn auch späte, doch sehr gute Uebersicht des Wichtigen und Interessanten in der Geologie, dieses liefert vorzüglich gediegene Originalaufsätze. Ein altes wohlbekanntes Journal ist wiedererstanden, wir meinen die sonst rühmlichst bekannten „Jahrbücher" des ehrwürdigen Freih. v. Moll zu München, die Dr. Hartmann unter dem Titel: „Jahrbücher der Mineralogie, Geologie, Berg- und Hüttenkunde" (bei Stein in Nürnberg) fortsetzt, und wovon uns ein Heft mit interessanten geologischen Mittheilungen vorliegt. — In England sind besonders die „Transactions of the geological society of London" (wovon der vierte Band der neuen Reihe bald erscheinen wird), und die an Mitglieder der Gesellschaft ausgegebenen „Proceedings" (die auch deutsch in Karsten's „Archiv" mitgetheilt werden) von hoher Wichtigkeit für die Geologie, die, wie schon erwähnt, in England Lieblings- und Modestudium ist und in diesem Lande neuerlich die wichtigsten Erweiterungen erhalten hat. — In Frankreich ist in den letztern Jahren das „Bulletin de la Societé géologique de France", welches jedoch nur an die Mitglieder ausgegeben wird, die wichtigste sammelnde Schrift für Geologie. Es ist bis zum dritten Bande gediehen und enthält viel Interessantes und Wichtiges. Ein Theil der „Mémoires" dieser sehr thätigen Gesellschaft liegt auch vor uns. In der geologischen Gesellschaft zu Paris hat kürzlich ein sehr bitterer Streit zwischen den Herren Dufrénoy und de Beaumont auf der einen, und Cordier und Constant Prévost auf der andern Seite über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der v. Buch'schen Erhebungskratere sich entsponnen, der erst im „Temps" und dann im Institut von Frankreich mit aller Lebhaftigkeit fortgesetzt wird. — Nicht minder wichtig und vortrefflich sind jetzt die „Annales des mines", von denen seit vorigem Jahre eine dritte „Serie" begonnen ist, und die jetzt von einer Reihe ausgezeichneter Männer redigirt werden, an deren Spitze der berühmte erste Generalinspector des franz. Bergcorps, Baron v. Villefosse steht. Auch dürfen wir hoffen, daß das vortreffliche „Bulletin" des Baron Férussac wiederersteht. 58.

Die diesjährige Kunstausstellung in Paris.

Seit langer Zeit hat die Kunstausstellung hier kein so heftiges Gezänk in der Schule und in der Welt veranlaßt; selbst die grimmige Aufregung der Parteien, welche das Gesetz über die Associationen angefacht, vermag nicht, die Aufmerksamkeit, das Interesse des Publicums vom grand salon quarré des Louvre abzuziehen; die „Tribune" und die Regierung bekämpfen sich kaum mit größerer Erbitterung als die Ingristen und die Freunde des Hrn. Delaroche. Beide Meister haben eine Hinrichtungsscene zum Sujet erwählt. Bei Ingres sieht man das Opfer erst zum Tode schreiten, bei Delaroche steht der Henker schon da, das Beil in der Hand; man sieht das Blutgerüste, das Stroh neben dem Blocke, auf welches die unglückliche Johanna Gray ihr siebzehnjähriges Haupt niederlegen soll. Schon dieses bewährt unsers Erachtens eine höhere Ansicht bei Ingres, ein festeres Zutrauen auf seine Kunst. Aller äußere Todesapparat ist vernachlässigt, man erblickt weder Ketten noch Schwert. Ingres zeigt uns den heiligen Symphorian im Augenblicke, wo er aus den Thoren von Autun zum Richtplatze schreitet; eine etwas verworrene Menge von Zuschauern drängt sich an ihn; voran geht der Lictor, im Hintergrunde ist der römische Befehlshaber zu Pferde und deutet nach der Richtstätte hin. Der Märtyrer dreht sich nach seiner Mutter um, welche ihn von den Wällen der Stadt ermuthigt und an die Freuden des Himmels erinnert, die seiner warten. Der Heilige ist eine Figur, die ein Gemälde von Rafael nicht verunstalten würde. Ein weißes Gewand verhüllt die in kräftiger Jugend blühenden Glieder. Der Kopf ist im reinsten, großartigsten Style; das schöne blaue Auge leuchtet fromm und heiter über der bleichen Wange. Keine Spur von Uebertreibung; Alles zeugt von ruhiger, anspruchsloser Ergebung; der Heilige sieht nichts als seine Mutter und den Himmel. Diese herrliche Schöpfung ist von den erzürntesten Gegnern des Meisters unangefochten geblieben. Sonst wird Alles getadelt; da ist kein Fuß, kein Arm recht gezeichnet; die Verkürzungen sind zu kurz u. s. w.; und doch ist Ingres der größte Zeichner der französischen Schule; voriges Jahr wurde ihm vorgeworfen, er sei nichts als ein Zeichner. Die Wahrheit ist, daß Ingres, eben um seine Gewandtheit zu zeigen, seinen Personen die schwierigsten und seltsamsten Stellun-

gen gegeben, sodaß durch Uebermaß der Kunst Manches verrenkt, übertrieben, formlos, unnatürlich erscheint. Man sollte doch Ingres seinen Ruhm verzeihen; er hat ihn durch zwanzigjährige Leiden erkauft. An poetischer Auffassung des Ganzen sowol als in Hinsicht auf die Ausführung der Details scheint uns der heilige Symphorian weit über der Johanna Gray zu stehen. Wie wir bereits bemerkt, das Interesse ist hier gewissermaßen materiell. Die junge Königin hat die Augen verbunden; was von dem kreideweißen Angesichte zu sehen ist, drückt eine wahre, aber leicht darzustellende Todesangst aus; sie ist in ein Gewand von weißem Atlas gekleidet, der obere Theil des Körpers bis an den Busen enthüllt; das arme Kind steht gebeugt vor dem Blocke, den sie mit der Hand zu suchen scheint. Neben ihr steht ein bejahrter Mann, der ihr wol Muth einspricht, eine höchst unbedeutende Figur, mit einem ledergelben Gesichte, das blos da zu sein scheint, um das funkelnde Colorit des Atlasgewandes zu heben. Rechts sind zwei Frauen der Königin, die eine, mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet, lehnt das Haupt an eine Säule, die andere sinkt ohnmächtig zusammen. Der Henker hat eben keine melodramenartig zerrissene und grinsende Larve, er schaut so ganz stupid und gefühllos drein. Es ist, wie mir däucht, kein Mittelweg da: entweder malt den Henker menschlich, mit Grausen seine Hand zum Morden verkaufend, oder mit Lust schlachtend, mit teuflischem Hohn an dem Schlachtopfer die Verachtung der schauerlichen Einsamkeit rächend, in welche ihn die menschliche Gesellschaft sperrt. Warum ist hier Hr. Delaroche nicht der Geschichte gefolgt? Warum hat er nicht den Vollstrecker des Bluturtheils gemalt, wie er dem schönen Frauenbilde zu Füßen fällt, das er zerstören soll, und um Verzeihung fleht? Wahrlich, diesem Blutmenschen, diesem Kopfabhacker klopfte eine größere Seele im Busen als dem pariser Künstler! Das Ganze macht indessen Effect. Die Frauen besonders können sich nicht satt sehen an der charmanten Prinzessin, die ein so hübsches Gesichtchen und ein so hübsches Atlaskleid hat und doch sterben muß. Der Eindruck geht nicht tief genug. Man sehnt sich nach einer gewaltigern Aufregung; man bleibt wider Willen in einer Ruhe, welche beklemmt; beim Anblick solcher Scenen ist nur das Ritzen des Gemüthes peinlich; die tiefste Wunde ist der höchste Genuß. Voltaire sagte zu einer Schauspielerin: „Madame, pour jouer la tragédie, il faut avoir le diable au corps!" Hrn. Delaroche fehlt's am Teufel.

Weder Hrn. Ingres noch Hrn. Delaroche gebührt die erste Stelle, ob man gleich blos zwischen diesen Beiden schwankt. Die erste Stelle gebührt Decamps, dem originellen, feurigen, sich mit freudiger Kühnheit in das Gewagteste stürzenden jungen Mann. Bei ihm ist Alles Leben, eignes, energisches Leben, glühende innere Poesie, die sich in glühende Farbenströme ergießt. Auf einem Blatte von wenigen Quadratschuhen hat er die Riesenschlacht zwischen Marius und den Teutonen bei Aix in der Ebene zwischen Belsannettes und La grande Fugère dargestellt. Unter dem Beschauen wächst das Blatt ins Ungeheure; das Auge dringt vergebens in den Horizont; er nimmt kein Ende; je weiter der Blick geht, je unermeßlicher stuft sich das Terrain unter dem schwülen, schweren Himmel ab. In dem gräßlichen Gemetzel erblickt man einige Tropfen Blutes, zwei bis drei Leichen: eine Schlacht ohne Todte, vor der man zusammenschaudert! Nach allen Seiten ziehen sich tiefe Schluchten, in welchen Römer und Barbaren in brausendem Getümmel durcheinanderstürmen; Marius stürzt auf die Teutonen; die Schlachtordnung zerschiebt sich in unabsehbare Massen; man sieht gleichsam, wie Wogen von Streitenden aufsteigen, aus denen die blutigen Mähnen der Pferde um die bleichen Gesichter der Krieger, um die bluttriefenden Lanzenspitzen, um die zerspaltenen Helme wehend sich schlingen; dort thürmt sich die Wagenburg auf, dort schreien die Weiber und drängen die Flüchtlinge in die Speere des Siegers zurück. Die Phantasie stürzt sich mit grausiger Lust in diese dichten Knäuel von Kämpfenden, die, kaum angedeutet, von erschütternder, wahrhaft romantischer, d. h. ins Unendliche übergehender Wirkung sind. Das Bild wurde anfangs fast übersehen; es dauert lange, bis man sich in dem Gedränge zurechtgefunden; hat man aber einmal alle Theile begriffen, aufgefaßt und geordnet, so blitzt plötzlich der Gedanke des Künstlers über das Ganze, das hellleuchtend im Strahle des Genius vor uns steht.

Decamps hat noch ein türkisches Wachthaus geliefert. Höchst originell aufgefaßt; die Farbenpracht übertrifft Alles, was wir je gesehen. Letzteres Gemälde gehört sowie ein türkisches Dorf von demselben Meister dem Grafen Maison; die Schlacht hat Graf Demidoff gekauft. Delaroche hat auch eine heilige Amelie ausgestellt. Große Erwartungen hatte Delacroix erregt, aber nur zum Theil erfüllt. Das Publicum, das ihm voriges Jahr so hold war, vernachlässigt ihn ganz. Seine femmes d'Alger in ihrem Gemache sind hier und da verzeichnet; das Colorit ist meisterhaft. Seine Schlacht bei Nancy befriedigt nur theilweise; die Gruppe, wo Karl der Kühne von einem lothringer Ritter erstochen wird, ist von großer Wirkung. Der Herzog ist mit seinem Pferde halb im Sumpfe versunken; er hat keine [illegible] mehr, macht aber mit dem Arm die Bewegung eines Kriegers, der sich wehrt; die Lanze des Gegners ist ihm fast auf der Brust; das in Wuth und Todesangst aufstarrende Auge ist auf den Ritter geheftet, der ziemlich gelassen die Lanze schwingt und gar nicht zu ahnen scheint, welch schreckliches [illegible] er in diesem Augenblicke verwaltet. Von Scheffer dem Aeltern haben wir einen meisterhaften Kopf bemerkt, Herzog Eberhard von Württemberg über der Leiche seines Sohnes weinend. Es wäre wünschenswerth dem Künstler ein Uebermaß von Rührung vorzuhalten; der in unversiegbaren Thränen hervorstürzende Schmerz [illegible] aus einem Gemüthe zu kommen, das vor Schwäche [illegible] verächtlich oder erbärmlich wird. Derselbe Künstler hat eine Medora gemalt, die wir nicht haben finden können; das Sujet ist aus Byron's „Lara" gezogen. Der junge Hesse, der voriges Jahr mit so vielem Erfolge debutirte, hat dieses Jahr blos ein Portrait geliefert. Ziegler hat weder an Talent noch an [illegible] genommen. Sein Evangelist erinnert an jene [illegible] des heil. Christoph, die man mitunter in katholischen [illegible] chen antrifft; besser ist der Kampf des heil. Georg mit dem Drachen. Die Rüstung des Heiligen ist reich und von [illegible] dem Farbenglanze. Da der Kampf bereits vorüber ist und der Ritter blos vom Pferde steigt, um dem Ungethüm den [illegible] zu geben, so ist gar kein dramatisches Interesse da. Ziegler scheint sich's mit der Kunst ein wenig bequem zu machen, er läßt den Pinsel galoppiren und verfällt oft in bloße Decorationsmalerei. Die beiden Johannot haben nur mittelmäßige Bilder geliefert. Man hat viel Wesens aus einem Bilde von [illegible] gemacht, welches den Tod Poussin's darstellt, und [illegible] bei weitem nicht so genial, als man ausschreien [illegible] löblich, die Lichteffecte sind mit vieler Kunst angebracht, das Ganze flößt aber höchstens jenes Interesse ein, das jeder [illegible] scheidende gewährt. Ein großes Bild von Paul [illegible] die Kreuzigung vor: ein Engel des Lichts stößt den [illegible] den Abgrund, aus welchem recht schöne Flammen [illegible] auch der Engel ist recht artig, ob nicht auch der [illegible] joli garçon ist, haben wir nicht bemerkt. Ein großes [illegible] von dem russischen Maler Brulof stellt die Zerstörung von Pompeji dar. Ein gemaltes Melodram; wir haben noch keinen [illegible] schen vor diesem ungeheuern Bilde antreffen können, [illegible] durch mächtige, blatante Farbenmassen die Menge [illegible] Graf Demidoff hat es wahrscheinlich aus Patriotismus [illegible]. Ein Herr Navez von Brüssel ist auf den [illegible] gekommen, eine Scene aus der „Athalia" zu malen, [illegible] den noch unseligern, das Kunststück nach Paris zu schicken. [illegible] köstliches Genregemälde von Roqueplan stellt einen [illegible] er wird aus seinem Schlummer durch den [illegible] einige Kinder machen, indem sie altes chinesisches Porzellan zerbrechen; seine Gouvernante lächelt spöttisch über den Zorn ihres Herrn, über ein Unglück, das für sie so wenig Wichtigkeit hat.

19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 113. — 23. April 1834.

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. Von Heinrich Leo. Erste Abtheilung. Halle, Anton. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist merkwürdig, wie der selige oder unselige Napoleon nach seinem Tode noch immer nachwirkt und fortwirkt. Er thut es nämlich durch gewisse von ihm ausgegangene Begriffe, die laut Hegel sich selber bewegen und nun fortwährend in der Welt herumlaufen und von sich reden machen. Wollte man in der Gegenwart die ganze Sippschaft solcher Begriffe aufsuchen und in allen Schlupfwinkeln verfolgen, man bekäme ihrer eine große Zahl und fände sie an den verschiedensten Orten, nicht blos an Höfen, in Ministerien, unter Volksversammlungen und Landständen, sondern auch auf deutschen Kathedern. Auf den letztern sollte man dergleichen am wenigsten erwarten, da sie mit dem französischen Machthaber während seines Lebens in Gegensatz gestanden, und ihm sogar eine geheime Furcht eingejagt. Hatte er doch in seiner Abneigung einen eignen Begriff erfunden, den der Ideologie, und ihn die volle Gewalt seiner Verdammniß empfinden lassen! Wäre keine Ideologie gewesen — als Ganzheit aller dem Kaiserreich feindseligen Bestrebungen, Gedanken und Katheder — das Reich stände vielleicht noch. Es ging unter, weil Ideologie zur Ideokratie wurde. Und siehe, jetzt erschallt von einer deutschen Universität, als dem Herde der Ideologie in Napoleon's Sinn, eine Verdammniß der Ideokratie; denn diese sei nichts Anderes als Jakobinismus, Robespierre's Staat, oder St.-Simon's, wenn der letztere ausgeführt würde! So lesen wir in vorliegendem Buche S. 8 fg. und bedauern fast, daß der alte Feind der Ideologie solches nicht mehr erlebt; inzwischen würde seine Freude darüber gemäßigt werden, wenn er zugleich hören müßte, die Ideokratie — kein ursprünglicher Zustand — finde sich erst, „wenn eine frühere Verfassung zu solchen gesellschaftlichen Verwickelungen und sittlichen Verwirrungen fortführte, wenn die Formen einer frühern Verfassung aus irgend einem Grunde so hohl würden, daß die Menschen darin das ursprünglich Vernünftige nicht mehr erkennen und im Gegensatz dieses wirklich vorhandenen hohlen Wesens einen, meist angeblich, vernünftigen Zustand aussinnen; es beginne die Ideokratie mit irgend einem im fanatischen Eifer gegen drückende wirkliche Verhältnisse erzeugten Satze." Napoleon müßte dann sich selbst Vorwürfe machen, daß er durch Härte gegen die Völker Ideologie und Ideokratie hervorgerufen. Wiederum aber könnte er sich damit trösten, sein Wesen sei nicht hohl gewesen, das Vernünftigste sei immer, einer vorhandenen kräftig gehandhabten Gewalt zu gehorchen, er habe dem ideokratischen Jakobinismus eben in Frankreich ein Ende gemacht, und dies sei die wahre Naturlehre des Staats im Gegensatz zu aller Ideokratie desselben.

Nein, so ist es nicht gemeint von unserm deutschen Schriftsteller. Neben der Ideokratie wird sogleich die Militairherrschaft genannt, als Napoleon's Staat, in jener herrscht der Gedanke, in diesem die sinnliche Gewalt, sowie im Priesterstaat die Furcht vor geistigem Unglück, und in der Bankierherrschaft das Geld. Diese vier Staaten ruhen auf einem mechanischen Elemente, auf äußerlich geltendgemachter Regel für gesellschaftliche Verhältnisse; auf dem organischen Elemente ruhen die Nomadenstaaten und Ackerbaustaaten. Beiderlei Arten von Staaten können unsystematisch und systematisch sein: jene haben nicht mehr als Eine Richtung menschlicher Thätigkeiten oder eine äußerliche Gesammtordnung; diese geben verschiedenen Richtungen Raum und bilden ein lebendiges Ganze von Ständen und Stämmen. Alle Kämpfe der Elemente in einem und demselben Staat führen entweder zu dem Bruch des einen und zur Herrschaft des andern Elementes, oder es kommt ein organisch-systematischer Staat zu Stande, in welchem der frühere Kampf ein wahres Ende findet, wie z. B. das deutsche Reich vor seiner Auflösung gewesen. Naturlehre des Staats ist die Betrachtung der verschiedenen natürlichen und geistigen Elemente des Staatslebens, wie sie gewissermaßen ein System von Gefäßen bilden und beschäftigen, in dem der Geist der Völker gefaßt ist, und sich bewegt wie das Blut in den Adern.

Der Verf. ist etwas schwer zu verstehen in Begriffen und Beispielen. Naturlehre scheint nicht zu passen für den Staat, der die Menschen und ihre Handlungen betrifft, der durch menschliche Einrichtungen, Gesetze, Herrschaft, zu Stande kommt, und für welchen eher eine Kunstlehre zu suchen wäre. Allerdings, heißt es, ist der Staat ein Kunstwerk, „aber ein Kunstwerk göttlichen Ursprungs". Dies wäre zugleich der Mensch selber. Seine „Entwickelung soll naturwüchsig" sein, d. h. die frei sich ihm

gegenüberstellende Reflexion hat dann sich seiner noch nicht bemächtigt. Wie so, kann ohne Reflexion und Besinnung unter Menschen irgend ein gesellschaftliches Verhältniß zu Stande kommen? Können die Menschen menschlich mit einander leben, ohne zu überlegen und zu denken? Das deutsche Reich vor seiner Auflösung soll ein organisch-systematischer Staat sein, in welchem der Kampf streitender Elemente sein wahres Ende gefunden. Himmel, welch ein organisches System zwischen dem Kaiser, der in deutschen Landen wenig Autorität übte, und den unzähligen kleinern und größern Fürsten, die für sich eigenmächtig regierten; welch eine nichts beendigende Langsamkeit in Regensburg und Wetzlar; welcher lose Zusammenhang des Ganzen; welche Zwistigkeit zwischen den einzelnen Theilen, den Markgrafschaften, Bisthümern, Kurfürstenthümern; welche Willkürherrschaft kleiner Despoten! Dennoch hat sich Verf. zur vorzüglichsten Aufgabe gestellt, der Herabsetzung eines solchen Staatenzustandes entgegenzuarbeiten. Sogar lesen wir über Machiavell's Buch vom Fürsten: „es sei eine Naturlehre unbeschränkter Fürstenherrschaft, und es fehle demselben, um als Bearbeitung eines Abschnitts der Wissenschaft der Naturlehre des Staats im Allgemeinen hingestellt werden zu können, Nichts als eine etwas wissenschaftlichere Form“ (S. 36). Ist aber dies Buch nicht vielmehr eine Kunstlehre des Despotismus, und zwar eine hinreichend satanische, um dawider alle Natur der rechtlichen Ordnung, alle unvergänglichen Verhältnisse der Sittlichkeit und humanen Denkweise in die Schranken zu rufen?

So weit kommt man mit dem Hasse eines Begriffs, hier der Ideologie, welcher von dem einstigen Throne Napoleon's auf die deutschen Katheder umgeschlagen. Früher nämlich hat man den Staat blos durch menschliche Vernunft entstehen und fortbilden lassen, jetzt soll er von Natur aufschießen und fortwachsen wie jedes Kraut, und dadurch vernünftig sein. Beides scheint gleich unangemessen, denn Natur und Vernunft sind zwei Genossen, welche ohne einander in der Menschenwelt nicht bestehen können. Unheil erwächst, wenn gewisse abstracte Begriffe unter dem Namen der Vernunft alles Bestehende revolutionniren, und wenn die bestehende Natur zu gar keinen ordentlichen Begriffen kommen will. Bei aller Vernunftorganisirung werden Naturverhältnisse, Sitten u. s. w. vorausgesetzt, bei allen Verhältnissen und Sitten ein Geist, der sie ordnet. Die Feinde des Guten sind eine rohe blinde Naturkraft und eine diabolische Vernunft. Erstere soll beherrscht werden, und gegen die letztere hat sich die menschliche Vernunft möglichst zu wehren, da sie nicht gleich der göttlichen die Widersacherin zur Hölle senden kann. Daraus entsteht dann immer wol ein Unvollkommenes, aber zur Zeit und für den gegebenen Zustand höchst Ersprießliches. So unter Anderm wird der Gedanke einer constitutionnellen Monarchie gefunden, den der Verf. (S. 49) als einen Haupttheil des politischen Unsinns der neuern Zeit zu bezeichnen scheint und ihn in den der ständisch-organischen Monarchie verwandeln will — welche Verwandlung eben nichts gegen sich hat —, mit welchem Gedanken denn das Reich Gottes nicht vom Himmel kommt, aber doch manche Teufeleien der Macht abgehalten werden. Hätten die Engländer, von deren historischer Errungenschaft dieser Gedanke in das übrige Europa eingedrungen, in ein bloßes Wahnbild sich vergafft? Ihr Werk wird neben dem deutschen Reich (S. 24) gelobt, und rücksichtlich Montesquieu's (S. 49) getadelt. Der Tadel trifft nämlich die Trennung der drei Gewalten, welche Montesquieu in der englischen Staatsverfassung glücklichst ausgeführt findet. Was hindert, letztere unter solchem Begriff aufzufassen? Das sei nur ein Abstractes, sagt der Verf. Als ob nicht alle Begriffe abstract wären! Weil sie es sind, kann Niemand sogleich mit bloßen Begriffen einen Staat zusammensetzen. Aber die Begriffe laufen doch um in der Welt, wie wir an der Ideologie gesehen haben, und erwecken Liebe und Haß.

Was dem Verf. nur unsere Mädchen Leides gethan haben! Er unterscheidet eine natürliche, sittliche und unsittliche Ehe. Zu der letztern wird die sentimentale, als rein subjectives Verhältniß durch die Liebe gezählt; die andern können durch Kauf, durch Mitgift, durch politisches Verhältniß oder um Gotteswillen zu Stande kommen. Nun heißt es, die sentimentale Ehe sei noch von gefährlicherm Einfluß für die Kinder als das Concubinat, sie raube dem Mann seine Stellung als Herr der Frau, das habe die heillose Folge einer unnatürlichen Stellung unserer Mädchenwelt, „deren Individuen (statt wie ehemals von der Gesellschaft a u s g e s c h l o s s e n, in ihrem eingezogenen Leben zu strengem häuslichen Dienst und zur frommen Demuth angehalten zu werden), ohne in der Regel auch nur s o v i e l Ernst gezeigt und so viel Mühen getragen zu haben, wie ordentlicherweise ein Quartaner, doch zu so großen, ja beinahe größern gesellschaftlichen Prätensionen berechtigt sein wollen als ältere Frauen“ (S. 84). Einzelne Beispiele ausgenommen, die vielleicht bei Abfassung dieser Stelle vorschweben mochten, ist die Anklage ungerecht, wenigstens bei guter häuslicher Erziehung in Deutschland, und eine klösterliche Abgeschlossenheit des heranwachsenden weiblichen Geschlechts wird keine bessern Ehegattinnen geben. Vielmehr ist in der höhern Achtung und geselligen Bildung der Weiber ein Fortschritt europäischer Cultur zu entdecken, dessen theilweise Ausartungen gegen die Vortheile nicht in Betracht kommen. Will man einräumen, daß in neuern Zeiten sich die Jugend überhaupt zu laut gemacht, daß sie weniger belehrt als lehrend sein will und das Alter in Schatten stellt, so stammt dies weniger aus Sentimentalität als aus roher Physiokratie, welche seit der französischen Revolution in allen Staatsverhältnissen sichtbar geworden. Im Vergleich hiermit eine strengere Kinderzucht für besser zu halten, wodurch die rohe Jugendkraft in gebührende Schranken zurückgeführt wird, kann nur Beistimmung finden. Ein Gleiches gilt von der lockern Art des Dienstverhältnisses, wozu es in Nordamerika gekommen, indem sonst die Änderung desselben gegen ehemals strengere Zustände im Allgemeinen als Verbesserung des Familienlebens zu betrachten ist.

Ueberhaupt erfüllt den Verf. ein gewisser Zorn gegen
[unse]re bürgerliche Verhältnisse und deren Richtung, welcher
aller Zorn seine Wahrheit hat, aber doch auch wie
einer gewissen Besänftigung bedarf. Rücksichtlich des
[Eig]enthums stellt er das ererbte höher als das erworbene,
[...]s setzt eine fromme Beziehung zu dem Besitzstand vor-
[aus], dieses durchaus nicht, sondern nur die rationelle des
[Fab]rikanten, oder die gemeinspeculirende des modernen In-
[...]. „Im letztern Fall binden keine historische Erinnerun-
[gen] an Grund und Boden, es fehlt alle Poesie im Volk,
[die] Märchen- und Sagenwelt der Kinder, die mystischen
[Be]ziehungen zu Feld und Wald. Ergreift die Fabrikge-
[sinn]ung den Landwirth, so ist Geld zu gewinnen der große
[Wa]hlspruch; man sieht in Regen und Sonnenschein nicht
[meh]r Gottes milde segnende und strafende Aeußerung ge-
[gen] den Menschen, sondern Naturerzeugnisse, deren Folgen
[ma]n mit veränderten Anbau u. s. w. zum Theil ausweicht."
[Wa]hr und wiederum nicht wahr, denn es hat fast das
[An]sehen, als ob rationelle Landwirthschaft und Fabrikge-
[sch]ist nicht mit Religiosität und poetischem Sinn bestehen
[kö]nnten. So auch heißt es über Conscription zum Kriegs-
[diens]t: „in der Ideokratie stellt sich Alles auf die schroffste
[Sp]itze, und ein Mensch muß entweder den Bedürfnissen
[der] siegenden oder siegenwollenden Idee leben, oder ist nicht
[meh]r würdig, Bürger, ja unter Umständen, nicht einmal
[Me]nsch zu sein. In der Wirklichkeit am schneidendsten
[hat] sich diese Theorie unter Robespierre's Herrschaft her-
[gest]ellt, wo wirklich die unwürdigen Bürger menschlich ab-
[get]han, d. h. auf die Guillotine geschickt wurden. Daß
[die] Kriegslast zu tragen sei zu Vertheidigung der Gegend,
[ist] ganz in der Ordnung, daß man aber in der neuesten
[Zei]t auf alle Fälle Militairdienst, d. h. Kriegsfrohnen zur
[Bü]rgerpflicht gemacht hat, ist eine Folge ideokratisch-re-
[vol]utionnairer Zustände, und die historisch-politische Ent-
[wic]kelung des Conscriptionsgesetzes wird sein, daß sich über
[...]g oder kurz die wesentlichen, organischen Unterschiede
[der] Stände aufheben, und ein mechanischer atomistischer
[Zu]stand sich herstellt."

Wäre es auch nur der Gegensatz, in welchen der
[Ve]rf. sich mit vielen Lieblingsmeinungen unserer Zeit stellt,
[so] würden schon dadurch seine Studien lehrreich; denn
[nie] hat ein Zeitalter ganz Recht, so wenig wie ganz Un-
[rec]ht. Als Elemente des Staates werden von ihm in
[eige]nen Capiteln betrachtet der Mensch selber in seinen
[Fa]milienverhältnissen, das Grundeigenthum, das
[Ge]ld, der Sieg, die Furcht (Priesterherrschaft), und
[end]lich die Ansicht. Die letztere ist Ideokratie, Fana-
[tis]mus, daß das ganze Leben, alle seine Foderungen, Be-
[dür]fnisse und Einrichtungen einer dominirenden Ansicht
[zu]m Opfer gebracht werden. Die französische Revolution
[hat] sich während des ersten Abschnitts ihrer Dauer ganz
[ideo]kratisch entwickelt. Man brachte die Vertreter des al-
[ten] Zustandes dahin, jene Principien anzuerkennen. Durch
[die] Discussionen über diese Principien bildete sich die An-
[sich]t schärfer aus, die Menschen seien gleich berechtigt,
[fol]glich gleich frei, und das Königthum sei ein menschlich
[un]würdiger Zustand. Die neue abstractere Ansicht schuf

sich ein Organ am Jakobinerclub, Alles, was als Modi-
ficationen der Gleichheit erschienen konnte, sank zu Boden.
Indem dieser Zustand der Gleichheit unzählige Interessen
verletzte, machte man die Foderung der Aufopferungsfähig-
keit des Einzelnen für das Ganze hinzu. Dieser Fode-
rung der Union fielen die Girondisten zum Opfer. Tu-
gend bestand nun darin, unbedingt Das zu thun und zu
denken, was die Majorität des Volks verlangt. Als diese
eine Verbindung immer mehr nur als Organ eines
Mannes, Robespierre's, erschien, sahen sich grade Die,
welche ihm am nächsten standen, am meisten gefährdet,
und so unterlag plötzlich der Vertreter der Gleichheit, Union
und Tugend. So hatte die erste dialektische Reihe der
französischen Staatsformen in der Revolution grade zum
Entgegengesetzten von Dem geführt, was man gewollt
hatte, statt der Herrschaft menschlich wohlwollender, Frei-
heit gewährender Theorie hatte man Tyrannei der physi-
schen Kraft gewonnen. Ideokratie ist kein natürlich Er-
wachsenes, sie entsteht als Theorie durch ein im bestehen-
den Zustande nicht gestilltes Bedürfniß. Der schlechte
Haushalt war in Frankreich dieses Bedürfniß.

Ref. hat diesen dialektisch angegebenen Verlauf der
französischen Revolution mit besonderm Vergnügen auch
deswegen gelesen, weil nach Dialektik überhaupt alle selbst-
bewegenden in der Welt herumlaufenden Begriffe umschla-
gen müssen und alsdann in die Geschichte eintreten; so
muß das Sein ins Nichts umschlagen, damit ein Wer-
den entstehe, das Gute muß ins Böse, das Schöne ins
Häßliche umschlagen, damit eine Schöpfung und Erschei-
nung derselben sich verwirkliche; so denn auch muß Un-
gleichheit umschlagen in Gleichheit, damit das rechte Maß
beider für den Staat hervorgehe, und in diesem Bedürf-
niß oder vielmehr dieser dialektischen Noth (Misverhältniß
der privilegirten Stände des Klerus und Adels zum drit-
ten Stande) lag der Grund französischer Revolution mehr
noch als im schlechten Haushalt. Eben darum folgert
aber Ref. das Entgegengesetzte des Verf.: die Ideokratie
ist ein natürlich Erwachsenes, aus der höhern Natur näm-
lich der Begriffe, die aller niedern Natur der Sachen zum
Grunde liegt, nothwendig Erzeugtes; und deswegen hat
die französische Revolution immer zum Entgegengesetzten
Desjenigen geführt, was man gewollt, die Advocatenideo-
kratie Robespierre's hat umschlagen müssen zur realen Mi-
litairherrschaft Napoleon's, diese wieder rückschlagen müssen
ins Privilegienreich der Bourbonen, dieses wider umschla-
gen in die Ideokratie der Charte. Nach dialektischem Be-
griffsinstinkt mußte Napoleon alle Ideologie hassen; seit
er verschwunden, werden seine Gegner, die Ideologen, nach
demselben Instinkt zu ihrem Gegensatz umschlagen, und
vielleicht sogar, wie schon zum Theil geschehen, den Tod-
ten von St.-Helena lieben.

9.

Paris. Fragmente aus seinem Theaterleben von Eduard Jerrmann. München, Jaquet. 1833. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Der Verf., früher Schauspieler in Leipzig, Augsburg und
Königsberg, ist uns durch zwei auffällige Versuche, den Karl

und den Franz Moor zugleich zu spielen und das Théâtre français zu betreten, bemerkenswerth geworden. Er schildert uns im Eingange dieses Buches kürzlich seine frühere theatralische Laufbahn, wobei er mit erfreulicher Selbsterkenntniß seines damaligen Fehlers, „allzugrandioser Gesten und allzukolossaler Schritte" gedenkt, und befaßt sich sodann mit der Vertheidigung seines obgenannten, von vielen Seiten angefochtenen ersten Versuches. Was diese versuchte Rechtfertigung anlangt, so müssen wir ihm vor allen Dingen erwidern, daß wir trotz derselben nicht umhinkonnen, es ein der wahren Kunst unwürdiges Kunststück zu nennen, wenn ein Schauspieler zwei sich widersprechende tragische Hauptrollen nebeneinander spielt. Ganz abgesehen von der Ausführung, die durch eine mechanische Fertigkeit allenfalls die Menge blenden, den Kenner aber gewiß nicht befriedigen kann, hat es die Kritik hauptsächlich mit der Idee zu thun. Glaubt ein Schauspieler moralisch — das Physische kommt hier nicht im Betracht — im Stande zu sein, zwei tragische Charaktere zu gleicher Zeit genügend entwickelt darzustellen, so beweist er durch diese Selbsttäuschung, daß er sich zu dem Begriff seiner Aufgabe gar nicht erhoben hat, denn dieselbe ist doch eben, den vollen Menschen wiederzugeben, sich ganz in den gegebenen Charakter hineinzuleben, und der Künstler wird und darf so wenig zweier Helden Dasein zu gleicher Zeit leben, als Karl Moor zugleich sein Bruder oder umgekehrt dieser jener sein konnte. Der bescheidene Künstler wird unmöglich glauben, daß er irgend eine Rolle, die er übernimmt, vollkommen spielt. Er wird demnach auch nicht ableugnen, daß er, wofern er zwei Rollen zusammen spielt, die Kräfte, welche er auf die zweite wendet, der erstern entzieht, also noch mangelhafter als überhaupt spielen wird, und schon aus diesem einzigen Grunde ist Hrn. Jerrmann's Versuch verdammenswerth, denn er verfolgte damit nichts weniger als einen Zweck der Kunst, sondern leistete einen tour de force von Kunststück, wobei seine höchste Aufgabe blos die war, nicht heiser zu werden und nicht aus der einen Rolle in die andere hineinzuspielen. Wenn Hr. Jerrmann sagt, daß er beide Rollen auch einzeln gespielt habe und darum wisse, daß ihm keine je besser gelungen sei als bei ihrer Vereinigung, so beweist er damit immer nicht, daß er nicht beide überhaupt schlecht gespielt hat. Der vermeintlich von ihm für seinen Versuch geführte Beweis ist eben nur ein verworrener verunglückter Versuch, sich die Sache selbst klar und deutlich zu machen. Ebenso wenig ist es statthaft, daß er zu seiner Rechtfertigung an zwei Lustspiele, den „Schauspieler wider Willen" und die „Drillinge" erinnert, die doch an und für sich auch nichts weiter als Kunststücke sind. Ein echtes Lustspiel wie etwa die „Komödie der Irrungen" läßt keineswegs zu, daß ein Schauspieler zwei Rollen übernimmt; und doch ist ein solcher komischer Charakter für den Darsteller immer noch eine von einer tragischen Heldenrolle unendlich verschiedene Aufgabe. Wie kann ferner der Schauspieler mit dem Vorleser verglichen werden, der da gewissermaßen ganz des Dichters Statt einnimmt, welcher sich allerdings in mehr als einen Charakter versetzen muß. Wir glauben übrigens grade aus dem eifrigen Bestreben des Hrn. Jerrmann, seinen Versuch zu rechtfertigen, das Vorgefühl seines Irrthums zu erkennen. Wir hoffen, daß dem so ist, und daß sein früherer Hang zu Versuchen, die an sich recht ehrenwerth und, wenn sie dem Anfänger fehlschlagen, auch wol zu entschuldigen sind, sich in einen ernsten Kunstberuf verlieren werde, wie er denn seinen Willen und seine Sehnsucht nach tüchtigen Leistungen am Schlusse seines Buches verkündigt.

Wir wünschen ihm Glück, daß er seinen dritten beabsichtigten Versuch, auf der englischen Bühne sein Glück wie auf der französischen zu versuchen, nicht ausgeführt hat, denn er würde doch ebenso fruchtlos wie dieser ausgeschlagen sein; denn daß Hr. J. in einigen Debuts auf dem Théâtre français Beifall geerntet hat, beweist nicht, daß er dem französischen Publicum auf die Dauer genügt haben würde. Die Bedenken, die er selbst deshalb ausspricht, scheinen gegründet, und ein großer Theil der Rücksicht, welche man seine Leistungen in Paris aufgenommen hat, möchte wol auch auf Rechnung des Verfalls der classischen französischen Bühne und des Verlangens der Franzosen nach etwas Neuem zu stellen sein. Wir empfehlen das Buch als ein sehr unterhaltendes. Es schildert das pariser Theaterwesen recht anschaulich. Des Verf. Bemerkungen über die Schauspielkunst verdienen Berücksichtigung und zeigen den Künstler. Seine allgemeinen Schilderungen des Lebens in Paris werden keinen Leser langweilen, und überdies findet man eine allerliebste, brav erzählte Novelle vor, das Beste des Ganzen: „Meine mathematischen Studien in Paris", die nicht als Novelle geboten wird und dennoch vielen sogenannten Novellenschreibern unserer Zeit als Muster dienen könnte.

Möge Hr. J., der gegenwärtig wieder als ausübender dramatischer Künstler in seinem deutschen Vaterlande lebt, seine in der Fremde gesammelten Erfahrungen und Einsichten auf der graden Straße der Kunst nur ja recht nützen und anwenden. Wir haben aus seinem Buche das günstige Vorurtheil gefaßt, daß ihm sein Beruf ein wahrer ist, und werden uns freuen, wenn er durch seine Erfolge dies bethätigt und, soviel an ihm ist, der gesunkenen Kunst wiederaufzuhelfen strebt. 51.

Ballade à la lune par *Alfred de Musset.*

Wir haben schon öfters dieses kecken, übermüthigen Dichters erwähnt, der die Verhöhnung alles Herkömmlichen, des Versmaßes und des sogenannten guten Geschmacks wol zu Zeiten vielleicht noch weiter treibt als V. Hugo. Man kann beinahe von diesem Dandy in der Poesie sagen, was er von dem Helden seines letzten Gedichts sagt:

> Seul il marchait tout nu dans cette masquerade
> Qu'on appelle la vie, en y parlant tout haut:
> Tel que la robe d'or du jeune Alcibiade
> Son orgueil indolent du palais au ruisseau
> Traînait derrière lui comme un royal manteau.

Gleich von vorne herein warf er den Kunstrichtern folgende seltsame, barocke Ballade hin, über die sich ein Zetergeschrei erhob, wie es sonst nur Herrn Hugo zu erregen gelingt; da indeß die Classiker bald merkten, daß man sie zum Besten hatte, und daß es nur eine Mystification war, so legte sich der Lärm augenblicklich, und dieses poetische Skandal ist wenig bekannt geworden, daher wir es hier mittheilen, in der Ueberzeugung, manchem Dilettanten einen Gefallen zu thun.

Ballade à la lune.

C'était dans la nuit brune;
Sur le clocher jauni,
La lune,
Comme un point sur un i.

Lune, quel esprit sombre,
Promène au bout d'un fil,
Dans l'ombre
Ta face et ton profil?

Es-tu l'oeil du ciel borgne?
Quel chérubin caffard
Nous lorgne
Sous ton masque blafard?

N'es tu rien qu'une boule,
Qu'un grand faucheux bien gras
Qui roule
Sans pattes et sans bras?

Qui t'avait éloignée
L'autre nuit? [illegible]
Cognée
A quelque arbre pointu? 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag. —— Nr. 114. —— 24. April 1834.

Erzählungen von Ernst Raupach. Leipzig, Cnobloch. 1833. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Da Herr Raupach sich eines gewissen Ansehens erfreut, so scheint es angemessen, über die vorliegenden Arbeiten etwas ausführlicher zu berichten, als der Werth derselben an und für sich bedingen würde.

Wir erhalten hier sechs Erzählungen, sehr verschieden an Inhalt und Form. Wir müssen dieselben einzeln näher betrachten, ehe wir uns ein Gesammturtheil über die Darstellungsweise des Verf. gestatten.

Der Held der ersten Novelle: „Die schöne Müllerin", wird uns als ein absoluter Taugenichts vorgestellt. Er ergibt sich, wie der Verf. sagt, dem dolce far niente des Dilettantismus in Kunst und Wissenschaft, betreibt aber diesen Dilettantismus mit einer so vollständigen Trägheit und Geistlosigkeit, daß er nicht einmal gute Schauspiele gern sieht, weil der Genuß derselben „geistige Thätigkeit verlange, von der man sich doch grade im Theater erholen will, selbst wenn man keine gehabt". Wenn ein Geschäftsmann das Theater als Erholungsort betrachtet, so werden wir ihm zwar nur wenig Bildung zugestehen, aber nichtsdestoweniger uns dahin bescheiden müssen, daß er in seinem Kreise tüchtig sein könne. Wenn aber ein „Dilettant in Kunst und Wissenschaft", den Genuß guter Kunstwerke meidet, weil sie seine Aufmerksamkeit einigermaßen in Anspruch nehmen, so ist er entschieden geistlos und nichtswürdig. Ein solcher Mensch kann nun auch durchaus nicht vernünftig handeln, denn hierzu gehört eine noch ernstere Aufmerksamkeit als die, welche der Genuß eines Kunstwerks erfobert. Und wirklich benimmt unser Held sich zunächst einfältig genug. Er verliebt sich auf recht geistlose Weise in eine ganz gewöhnliche Theaterdirne, welcher natürlich nicht einfällt, daß sie ihm länger angehöre, als er eben bei ihr ist. Der Held aber, welchem nicht nur, wie der Verf. sagt, Erfahrung, sondern auch gesunder Menschenverstand und die fünf Sinne abgehen, bildet sich ein, sie liebe ihn, geräth in Wuth, als er vom Gegentheil die Ueberzeugung erhält, und wird dafür natürlich wie ein dummer Junge von der Sängerin behandelt und fortgeschickt. Bis hierher hat es den Anschein, der Verf. wolle die Verirrungen und Thorheiten eines aufgeblasenen, geistlosen Menschen schildern; doch das Blatt wendet sich plötzlich. Die ganze zweite Hälfte der Novelle enthält durchaus nichts der Art und steht mit der ersten in durchaus keiner Verbindung. Diese zweite größere Hälfte ist nämlich eine ganz gewöhnliche, bedeutungslose Geschichte. Der Held verliebt sich zum zweiten Male, wird zwar durch die List eines Nebenbuhlers einige Zeit hindurch von der Geliebten entfernt, entdeckt aber zuletzt den Betrug und heirathet sein Mädchen. Diese Begebenheit ist durchaus ohne alles psychologische und poetische Interesse, und man sieht deutlich, daß der Verf. sie nur für ungebildete Leser berechnet hat, welche nichts Anderes wollen als raschen Wechsel der Begebenheiten. Auch der Held ist ein ganz Anderer als in der ersten Hälfte. Dort hatte er doch noch einige Bestimmtheit, wenn auch, wie wir gesehen haben, eine sehr unschmackhafte; in dieser zweiten Hälfte aber ist er ein ganz unbestimmter, gewöhnlicher Romanenheld, welcher nur eben dazu taugt am Ende zu heirathen. Und doch ist ein Band zwischen beiden Geschichten vorhanden, nämlich folgendes. Der Held wird im Verlaufe der Erzählung einige Male in das Theater geschickt, und jedesmal wird „Die schöne Müllerin" gegeben, und jedesmal wundert unser Held sich über dieses seltsame Zusammentreffen und nennt zuletzt jene Oper sein Schicksalsstück. Diesen wohlfeilen Witz hat Hr. Raupach für so schön gehalten, daß er sogar den Titel der Novelle von ihm entnahm. Die einzige, einigermaßen ansprechende Figur in dieser Erzählung ist die Sängerin, die erste Geliebte des Helden. Hier ist es dem Verf. gelungen, natürlich und poetisch zugleich zu schildern. Diese Sängerin in ihrer naiven Frechheit ist in der That die vernünftigste und in höherm Sinne sogar die sittlichste Person in der ganzen Novelle; denn sie weiß doch, was sie will, während die Andern sämmtlich in bewußtloser Erbärmlichkeit vegetiren.

Alles, was wir in der ersten Novelle tadeln mußten, findet sich noch schroffer in der zweiten: „Der Proselyt", wieder. Der Dichter selbst gibt uns als Moral dieser Erzählung den Satz an, „daß innere Zerrüttung, verbunden mit Schwäche und Trägheit der Vernunft und des Willens die gewöhnliche Ursache des Uebertritts gebildeter Protestanten zum Katholicismus sei". Und in Wahrheit ist die Begebenheit, welche hier erzählt wird, ein Pfuhl von Erbärmlichkeiten und Albernheiten und durchaus nicht werth, Gegenstand künstlerischer Behandlung zu werden.

Der Verf. hat das gefühlt und dadurch zu verbessern geglaubt, daß er die Charaktere als in gewisser Beziehung geistvoll beschreibt. Dadurch wird aber Alles noch schlimmer; da nämlich die Handlung selbst in ihrer Kleinlichkeit unversehrt bleibt, so stimmt die Beschreibung der Personen gar nicht zu ihren Handlungen. Es wird nicht nur die Einheit des Gedichtes durchaus gestört, sondern es fällt auch ein unangenehmer Verdacht auf den Erzähler. Da nämlich Personen, welche sich albern und zum Theil niederträchtig benehmen, geistvoll genannt werden, so drängt sich der Argwohn auf, daß der Erzähler nicht wisse, was Geist sei, und, was hier ziemlich dasselbe ist, selbst keinen habe. Derselbe Widerspruch findet sich aber sogar in den Beschreibungen des Verf. selbst wieder; oft vernichtet die folgende Zeile, was die vorhergehende gesagt hat. Der Held der Novelle wird z. B. folgendermaßen beschrieben (S. 56):

Schon als er mit einundzwanzig Jahren von der Akademie heimkehrte, zog er Aller Augen auf sich, nicht allein, weil Geburt und Reichthum ihm ein glänzendes Loos und bedeutenden Einfluß auf das öffentliche Leben versprachen, sondern auch, weil seine vielseitigen Kenntnisse und eigenthümlichen Ansichten ihn den Männern, seine schöne Gestalt und treffliche Unterhaltungsgabe den Frauen empfahlen. Reisen bereicherten und entfalteten je mehr und mehr das schon Erworbene, begünstigten aber auch die natürliche Unruhe seines Geistes. Aus der tiefsten Einsamkeit einer Gebirgsgegend stürzte er sich in das Gewühl der geräuschvollsten Hauptstadt; bald schwelgte er wochenlang mit der zügellosen Jugend, bald saß er ebenso lange emsig arbeitend in einer Bibliothek oder in einem Museum.

Bis hierher stimmt noch Alles zusammen; ein geistvoller Mensch, dessen Charakter noch nicht ausgebildet ist, kann sich allerdings auf ähnliche Weise darstellen, und an dieser Schilderung ist daher nichts auszusetzen, als daß sie durchaus keine Eigenthümlichkeit hat. Sie ist weiter nichts als ein saft- und farbenloser Auszug aus andern Beschreibungen geistvoller, aber unruhiger Köpfe. (Namentlich erinnert sie stark an den Helden in Friedrich von Schlegel's meisterhafter, aber vom Stumpfsinn vielfach verunglimpfter „Lucinde".) Aber was nun folgt, wirft die vorige Beschreibung ganz wieder um: „Er war Maler, Tonkünstler, Dichter, Gelehrter und Philosoph, vor Allem aber ein Schönredner, der über Kunst und Wissenschaft ungleich besser sprach, als er beide handhabte." Daß der Held über Kunst besser spricht, als er sie handhabt, nimmt uns nicht Wunder, denn das begegnet Jedem, der mehr Kenner als Künstler ist. Daß er aber auch über Wissenschaft besser gesprochen, als sie gehandhabt habe, ist entweder eine vollständig sinnlose Behauptung, oder enthält den Vorwurf entschiedener Geistlosigkeit. Denn wer einigermaßen verständig über Wissenschaft spricht, handhabt sie ja schon; denn verständig Sprechen über etwas ist ja eben eine wissenschaftliche Thätigkeit. Wer über irgend etwas, geschweige denn über Wissenschaft selbst, spricht, ohne seine Vernunft, seine wissenschaftliche Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, oder „ohne die Wissenschaft zu handhaben", kann nur entweder vollständigen Unsinn schwatzen, oder etwa einige hergebrachte Phrasen nachbeten. Daß der Verf. den Helden, den er soeben als geistvoll geschildert hat, hier als geistlos darstellen wollte, bezeugt überdies schon der verächtliche Ausdruck: „Schönredner".

Und doch ist dies nicht etwa nur eine einzelne Redensart, die dem Dichter zufällig entschlüpft wäre. Vielmehr wird jener Held wirklich nicht nur in seinen Handlungen, sondern auch in seinem Raisonnement als höchst geistlos dargestellt. Gleich Anfangs äußert er sich über Italien wie der personificirte Stumpfsinn. Man beherzige unter Andern folgende Worte (S. 58): „Die heitere Form des Tempels verspricht dir den heitern Dienst irgend einer Aphrodite, eines Apollo, und du findest den düstern Todtendienst des Gekreuzigten"; und gleich darauf S. 59: „Gestern hast du andachtsvoll vor einer heiligen Jungfrau oder einem segnenden Christus, wenn nicht leiblich, doch geistig gekniet, und heute erregt eine Venus, eine Leda mit dem Schwane, ein Ganymed mit dem Adler unwillkürlich deine gröbste Sinnlichkeit". Ist das nicht die Sprache der entschiedensten Bornirtheit, der vollendeten Geistlosigkeit? Die Religion der modernen Welt ist ein düsterer Todtendienst, die der antiken Welt erregt gröbste Sinnlichkeit! Sollte man nicht meinen, Hr. Raupach habe einen jener vollständig besinnungslosen, reisenden Narren schildern wollen, von denen unter Andern Waiblinger in seiner Novelle: „Die heilge Woche", ein treffliches Bild gibt? Und doch wird diesem Menschen Geist zugeschrieben! Muß man nun nicht auf den Gedanken kommen, daß Hr. R. selbst die entschiedene Geistlosigkeit dieser Ansichten nicht einsehe, daß er sie für einigermaßen gegründet halte, sie also in gewissem Sinne theile? Sollte man das nicht um so mehr glauben, wenn man bald darauf liest, daß der Begleiter des Helden, eine Figur, welcher der Verf. sichtlich seine eigne Ansicht in den Mund gelegt hat, sagt, das Volk stehe in Italien mit der Natur (!) wie mit der Kunst im Widerspruche? Ist diese Phrase wol minder geistlos als die vorhergehenden?

Aber noch schlimmer als das Raisonnement unsers Helden sind seine Handlungen. Er kommt nämlich mit einer jungen Aebtissin zusammen, welche ihn zum Katholicismus bekehren will, und faßt den Vorsatz, sie zur Strafe dafür zu verführen. Dieser Vorsatz an sich ist so unwahrscheinlich und entsetzlich nicht; die Entstehung und Ausführung desselben wird aber so geschildert, daß letztere als eine wahrhaft teuflische Niederträchtigkeit erscheint. Wenn nämlich die Aebtissin als eine die Sinnlichkeit vorzugsweise aufregende Schönheit geschildert, wenn ferner gesagt würde, der Verführer sei eigentlich durch sinnliche Begierden zu seinem Vorsatze verleitet worden und habe nur etwa, um das Abenteuer sich pikanter zu machen, den schnöden Einfall, die Proselytenmacherei auf diese Weise zu bestrafen, hinzugebildet, so hätte Alles einige Wahrscheinlichkeit. Statt dessen läßt der Verf. jenen Vorsatz ganz in dem Verstande des Helden entspringen. Dieser verführt das Mädchen nur deshalb, weil er es lächerlich findet, daß sie sich erfrecht hat, ihn, „der doch durchaus nichts Phantastisches blicken lasse", bekehren zu wollen.

Damit uns aber die ganze Handlung ja recht widrig und unnatürlich erscheine, wird uns der Held als ein bereits abgelebter Wüstling geschildert, „er hatte“, heißt es S. 63, „der Liebesabenteuer schon zu viele bestanden, um noch lüstern darnach zu sein“. Noch widerwärtiger aber stellt die Ausführung jenes Vorhabens sich dar. Selbst Mephistopheles ist zuweilen gerührt, wenn er Gretchen in ihrer Unschuld dem Verderben entgegengehen sieht; aber Mephistopheles ist freilich auch das Geschöpf eines feinfühlenden Dichters! Hr. R. hat stärkere Nerven; er hält es nicht für nöthig auch nur zu erwähnen, daß seinem Helden zuweilen eingefallen sei, es sei denn doch eine entsetzliche Niederträchtigkeit, einen so unschuldsvollen und liebenswürdigen, frommen Eifer aus bloßer Verstandesbosheit so bitter zu kränken. Daß dieser Held sich auch der abscheulichsten Heuchelei, nämlich eines scheinbaren Eingehens in die religiösen Ueberzeugungen der Bekehrerin, als eines Mittels für seinen Zweck bedient, nimmt uns nicht mehr Wunder, obgleich er sich auch hierdurch als einen gemeinen Bösewicht beurkundet. Man sieht übrigens leicht, der Verf. ließ nur deshalb zu allen diesen Verstößen sich verleiten, weil er etwas recht Neues liefern wollte. Ein durch sinnliche Begierden aufgeregter Frevel erschien ihm als etwas zu Gewöhnliches; er wollte etwas Pikanteres liefern und braute uns nun aus lauter Sophismen eine Schandthat, ohne zu bedenken, daß nur der Satanas selbst aus reinen Verstandesmotiven zu sündigen vermag, und daß besonders grade die phantasiereichen, aber charakterlosen Menschen, als deren einer unser Held beschrieben worden ist, eher auf jede andere Art, als auf dem Wege des kalt berechnenden Verstandes zu Freveln verleitet werden.

Und doch ist alles dieses nur die eine Seite an der Erbärmlichkeit unsers Helden. Wer mit so kaltem Blute, mit so berechnender Grausamkeit frevelt, hat dann meistens so viel Charakter, daß er auch nach der That seine Ansicht beibehält und den verübten Frevel folglich nach wie vor als ein ergötzliches Kunststück betrachtet. Hat er diese Consequenz nicht einmal, dann steht er auf der untersten Stufe der Erbärmlichkeit. Unser Held steht auf dieser Stufe. Zuerst nämlich nimmt er die Begebenheit ganz leicht und widmet sich ruhig den Staatsgeschäften; als er aber nach einigen Jahren unvorbereitet an jenes Abenteuer erinnert wird, geräth er plötzlich außer sich (S. 103): „Todtenblässe überzog sein Antlitz; er wollte reden, doch die Zunge versagte ihm den gewohnten Dienst; seine Knie zitterten, sein Arm vermochte ihn nicht zu stützen, sondern er mußte zu einem Lehnstuhl seine Zuflucht nehmen“ (!!). Als er, wieder einige Jahre später, das Opfer seines Frevels wiedersieht, fällt er gar sinnlos zu Boden und wird zuletzt katholisch, um die Beleidigte einigermaßen zu versöhnen. Diese schwächliche Handlungsweise wäre ganz erklärlich, wenn der Verf. jene erste Handlung so gefaßt hätte, wie Aehnliches in der Wirklichkeit wol vorgefallen sein mag, nämlich als eine Folge von Leichtsinn und Charakterlosigkeit. Durch des Verf. Verbesserung aber ist Alles verschoben und verdreht.

Ein ganz ähnliches Aggregat von Widersprüchen ist die Aebtissin. Zuerst wird sie als eine vollendete Heilige beschrieben.

Es war — heißt es S. 61 — eine heilige Cäcilie an Schönheit und an Ausdruck des Entzückens und der schwärmerischen Andacht; die Glut des großen schwarzen Auges schien der Widerschein vom Glanze des Himmels, den sie offen sähe. Auch darin glich sie den Heiligen, daß die erste Jugendblüte, wiewol ohne Nachtheil ihrer Schönheit, für sie vorüber war; sie mochte in der Mitte zwischen zwanzig und dreißig stehen.

Diese Heilige, welche hiernach kein Kind mehr ist, läßt sich doch ohne sonderliche Umstände von einem geist- und charakterlosen Menschen verführen! Hieraus ergibt sich, genau genommen, eine durchaus falsche und unwürdige moralische Ansicht des Verf., nämlich die, daß Hoheit und Adel der Gesinnung gegen die gewöhnlichsten Versuchungen nicht schützen, wenn nicht Das, was der Verf. Erfahrung oder Weltklugheit nennt, hinzukommt. Die Aebtissin vollendet übrigens noch dadurch ihre Nichtswürdigkeit, daß sie wegen jenes Vergehens ihr ganzes künftiges Leben hindurch außerordentlich jammert und seufzt. Das thäte kein einigermaßen vernünftiges Frauenzimmer in der Wirklichkeit, am wenigsten aber eine Heilige, sondern nur die Hirngespinnste schlechter Dichter ahmen hierin ihr berüchtigtes Vorbild, die Kotzebue'sche Eulalia, nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Guillotine.

Es ist bekannt, daß dem französischen Arzte Guillotin die Erfindung der nach ihm benannten Köpfmaschine abgesprochen, und daß behauptet wird, eine Maschine der Art sei auch im Mittelalter im Gebrauche gewesen; und namentlich sei Konradin durch eine solche hingerichtet worden. Zu den Zeugnissen, welche für das Alter der Guillotine sprechen, gesellt sich auch ein merkwürdiges in Polen.

Bis vor wenigen Jahren standen in der St.-Nikolauskirche zu Kalisch, welche ehemals den lateranensischen Canonicis gehörte, unter dem Chore zwei alterthümliche Bänke, an denen zwei geschnitzte hölzerne Täfelchen angebracht waren. Das eine derselben stellt den Märtyrertod des heiligen Laurentius dar, der auf einem glühenden Eisengitter liegt, das andere den Tod eines unbekannten Märtyrers. Auf dem letzten Täfelchen, das 22 Zoll lang und 12 Zoll breit ist, sind in Relief acht Personen ausgeschnitzt; der Richter in einer der spanischen ähnlichen Kleidung, auf dem Kopfe einen runden Hut mit kurzen Flügeln und einer Feder; der Nachrichter in einem weiten bis an die Knie reichenden karmoisinrothen Kleide mit kurzen Aermeln, das einem Hemde ähnlich ist, sein unförmlicher Hut hat längere Flügel als des Richters. Ein Mann, der in einiger Entfernung steht und nicht zur Handlung gehört, hat die Tracht eines polnischen Bauers, die Kleidung drei anderer Personen nähert sich der polnischen späterer Jahrhunderte. Im Vordergrunde ist eine Säule in die Erde gegraben, welche der Länge nach in der Mitte einen weiten Einschnitt hat. Der Einschnitt hat Fugen, an den obern Enden dieser hängt ein geschärftes Eisen an einem starken Stricke befestigt; den letztern hält der Nachrichter mit beiden Händen. Unten an der Höhlung der Säule liegt ein nackter Mensch, der seinen Hals unter das herabhängende Eisen hält; der Nachrichter tritt ihm mit dem Fuße auf den Nacken, während von der andern Seite der Säule ein Gehülfe das Haupt des Verurtheilten mit den Händen bei den Haaren erfaßt hat. Der Gehülfe unterscheidet sich von den übrigen Personen durch seine Kleidung, er hat eine Art Turban auf dem Kopfe. Auf dem Täfelchen befindet sich noch eine

Kirche und unsern derselben ein mit hohen Mauern umgebenes Schloß; beide Gebäude sind gothisch und stehen auf einem hohen Felsen. Leider ist die Jahreszahl, die sich früher auf dem Täfelchen befand, durch Unvorsichtigkeit zerstört worden; obgleich die Kirche schon um 1220 erbaut ward, so ist doch wahrscheinlich, daß diese Schnitzwerke erst nach Einführung der lateranensischen Canonici, welche im Jahre 1441 erfolgte, gefertigt worden, da alle übrigen Kirchen dieser Gesellschaft in Polen mit ähnlichen Schnitzwerken verziert sind. Ueberdies ist das Täfelchen mit Oelfarben colorirt.

Der Propst von Kalisch Przybylski ließ beide Täfelchen vor einigen Jahren von der Wand losmachen und sandte sie nach Pulawy in die dortige Sammlung polnischer Alterthümer; ob sie sich in neuester Zeit daselbst erhalten haben, ist uns unbekannt. — Der Professor Johann Fritze erwähnte 1817 dieses Schnitzwerkes in einem Programm der Ritterakademie zu Kalisch. Auch gibt es Gypsabgüsse davon von Lipski. 26.

Aus Italien.

Keiner der vielen Kunstforscher Italiens ist so reich an neuen Entdeckungen als der Abate Melchior Missirini, derselbe, der ganz kürzlich eine Medaille auf Dante dem Publicum zur Kenntniß brachte. In seiner etwas geziert blumigen Schreibart belehrt er durch das Septemberheft der „Biblioteca italiana" für 1833 die Freunde des Alterthums, daß eine zu Carsoli, zwischen Narni und Todi, gefundene Büste von Marmor den Mäcenas darstelle; und zwar warum? weil sie an einer Stelle zu Tage kam, welche nach vielen gelehrten Vermuthungen zu den Besitzthümern der alten etruskischen Cilnier gehörte; dann weil sie mit dem Bilde in den Bädern des Titus und der beiden Gemmen übereinstimme, die nach sehr gewagter Deutung den Mäcenas uns zeigen. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß Mongez in der Fortsetzung von Visconti's „Iconographie Rom." das Bild gar nicht kennt und die geschnittenen Steine mit großem Bedenken erwähnt. — Die Büste ist kolossal und soll sehr gut gearbeitet sein, zugleich so treu nach dem Leben, daß Missirini alle die Eigenthümlichkeiten der Bildung darin wiederfindet, die nach mehren uns erhaltenen Anekdoten Mäcenas bezeichnen; z. B. Warzen an der Nase und eine sehr herabfallende Unterkehle. Die Büste ist jetzt im Besitz eines Arztes, Pietro Manni, doch hofft man, und vielleicht wurde darum Missirini's Nachricht geschrieben, daß die päpstliche Regierung sie kaufen werde.

Der Buchhändler Silvestri zu Mailand gibt ein Werk heraus, zu dessen Ankauf selbst dem bücherlustigsten Sammler leicht der Muth fehlen könnte, eine „Biblioteca scelta di opere italiane antiche e moderne"; denn wo hat ein solches Werk jemals ein Ende? Indessen muß Hr. Silvestri doch dabei seine Rechnung finden, denn schon ist es beim 320. Bande. Grade dieser bringt einen Aufsatz, der, zwar erst 1813 und 1816 gedruckt, doch die Bekanntmachung aufs Neue verdiente. Es ist Mercucci's „Saggio analitico-chimico sopra i colori minerali e sul modo di procurarsi gli artefatti, gli smalti e le vernici" (Mailand 1833), dem man eine Notiz (mit Anmerkungen, des verstorbenen P. Palmaroli) „Sopra la pratica di dipingere a olio tenuta ne' migliori tempi dalle scuole fiorentina, veneziana e fiamminga" beigefügt hat. Die mancherlei Nachrichten über Steingut und die ihm zu gebende Glasur, über Porzellan und Glas werden dem Büchelchen Leser verschaffen, da der Fleiß der Technologen da noch Manches zu lernen hat. Neben die Schmelzarbeiten gibt die neuern Nachrichten ein gutgeschriebenes Büchelchen: „Sugli smalti. Lettera di *Ces. Cantù*" (Mailand 1833).

Neuaufgefundene Briefe eines sonst wenig bekannten Pietro Nores an Giovan. Vinc. Pinelli in Padua, aus Rom vom 15. März 1595 geschrieben, erzählen einige nähere Lebensumstände des Torqu. Tasso aus der Zeit, als die Gunst Papst Clemens VIII. wieder einige Lebenslust in sein Herz goß. Die Sonette, welche das Septemberheft der „Bibl. ital." f. 1833 gedruckt gibt, waren zwar vorher nicht unbekannt, doch verdienen sie mit den bessern Ausgaben verglichen zu werden. Aus den Briefen geht hervor, daß dieser edle Geist auch in seinen Trümmern noch bedeutend war, und daß die unwürdigsten Mishandlungen dazu gehörten, diesen großen Sinn so früh zu lähmen. 5.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

*7. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis sechste Lieferung (A bis E) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalausgabe sind erschienen. Die folgenden Lieferungen erscheinen in so kurzen Zwischenräumen, als es die jetzt 32,000 Exemplare starke Auflage des Werkes gestattet. Vgl. Nr. 8.

*8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden oder 30—32 Heften. Gr. 8. Vierten Bandes viertes (sechsundzwanzigstes) Heft und folgende. Jedes Heft auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Das erste bis siebenundzwanzigste Heft (Abel bis Terjania) erschienen 1832—34.

Obwol Manches hieraus als nothwendige Ergänzung in die achte Auflage des Conv.-Lex. übergehen muß, so behält dieses Werk doch seine ganze Selbständigkeit, bildet aber für die Besitzer der achten, sowie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung, da es die Verhältnisse der neuesten Zeit in ausführlicher Darstellung entwickelt. Es bleibt für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen der neuesten Zeit richtig würdigen will, wie dies auch die Theilnahme des Publicums bezeugt, welche eine Auflage von 30,000 Ex. nöthig gemacht hat.

*9. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In fünf Bänden. Dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 3 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr.

*10. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Fünfundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Elfter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Fünfter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 115. —— 25. April 1834.

Erzählungen von Ernst Raupach.
(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Die versificirte Erzählung: „Die Gründung von Mos=
ist sehr unbedeutend, aber eben darum lesbarer als
vorigen. Eine einfache Begebenheit wird hier einfach
verständig erzählt; daher finden sich hier keine so
greiflichen Verstöße als in den bisher beurtheilten Er=
ngen. Freilich ist hier auch kein poetischer Inhalt,
Seelenzustand wird uns veranschaulicht, sondern nur
Begebenheit erzählt. Daher ist hier eigentlich nur der Aus=
zu beurtheilen. Dieser ist meist angemessen und würdig,
ilen aber geschmacklos. Unter Anderm wird V. 117
einem Busen gesprochen, den die starken goldnen
ngen nur mit Mühe hielten. Dieser Ausdruck ist
nur im Allgemeinen übertrieben und widrig, sondern
t insbesondere hier höchst unpassend, da von einem
chen die Rede ist, welcher keineswegs eine derbe Sinn=
it, sondern vorzugsweise ein weiches, sanftes Gemüth
chrieben wird. Aber dergleichen Unterschiede sind für
Raupach viel zu fein! Wenn er einmal einen Aus=
gefunden hat, welcher leidlich klingt und sich in den
hmus fügt, so kümmert er sich durchaus nicht darum,
: in feinerm Sinne passend ist oder nicht. V. 135:
s Cyanenauge der Erblühten" ist ein ganz müßiger
ntstellender Zusatz. Der Ausdruck: „Cyanenauge", ist
nur im höchsten Grade verbraucht, sondern auch als
wort geschmackwidrig, und „erblüht" für „blühend" ist
ze Ziererei. V. 779 u. 780 wird der erste Kuß, wel=
dem gegenseitigen Geständnisse zweier Liebenden folgt,
beschrieben: „Wie ein Schiff, das dem Magnetberg
, ward sein Mund von ihrem angezogen". Läßt sich
ein unfeineres Bild für diesen Fall denken? Aber
Verf. ist immer besonders unglücklich, wenn von Liebe
zartem Sinne die Rede ist. Als z. B. dasselbe Mäd=
später in Liebesschmerz sich versenkt, heißt es von ihr
81—884:

bzublühn begannen auch die Rosen
af Ulita's Wangen; denn die Thränen
ind nicht Himmelswasser, das den Blumen
eue Kraft und höhre Blüte bringet.

r halb bittere, halb scherzhafte Einfall ist in diesem
mmenhange sehr widrig. „Die Wanderung" ist ein
ch=allegorisches Märchen. Ein junger Mann sucht
das Lebensglück und hospitirt zu diesem Ende einige Zeit
hindurch an den Höfen seiner vier Oheime. Der erste
derselben ist ein Repräsentant der flatterhaften Sinnlich=
keit; der zweite ein Liebhaber phlegmatischer Beschaulich=
keit; der dritte soll, wie es scheint, den ehrgeizigen Ge=
schäftsdrang vorstellen; und der vierte die ziellose Specu=
lation. An dem ersten dieser vier Höfe wird der junge
Mann durch einen unaufhörlichen Wechsel sinnlicher Freu=
den übersättigt; an dem zweiten langweilt er sich gewal=
tig; an dem dritten lernt er, daß das Glück des Lebens
nicht unbedingt durch die eigne Thätigkeit zu erwerben sei;
und an dem vierten langt er zwar bei einem ersehnten
Ziele an, aber als Greis. Das Ganze soll wahrscheinlich
den Verlauf des menschlichen Lebens darstellen. — Es
leuchtet von vorn herein ein, daß alle diese Zustände auf
vierzig Seiten nur flüchtig beschrieben, keineswegs aber ge=
schildert sein werden. Das Ganze ist daher mehr eine
Abhandlung als ein Gedicht. Was übrigens einigermaßen
zur Anschauung gebracht wird, ist grade nur das Negative
an den genannten Zuständen. An dem ersten Hofe wird
eigentlich nur der sinn= und charakterlose Wechsel, an dem
zweiten die absolute Langweiligkeit u. s. w. geschildert; da=
her ist von dem positiven Gehalte des Lebens hier keines=
wegs die Rede. Ueberdies sind jene Zustände, eben weil
nur das Negative in ihnen geschildert ist, in der geistlo=
sesten Form, welche sie irgend annehmen können, vor=
gestellt, und dann ist das Darüberhinaussein und das
Satirisiren freilich recht bequem. Die folgende Novelle
führt den Titel: „Die Frauen", und verspricht also, uns
Aufschluß über die Natur des weiblichen Geschlechts zu
geben. Ihr Inhalt ist folgender. Ein Mädchen von
sehr strengen Grundsätzen und sehr frommer Gesinnung
weist die Bewerbungen eines ausschweifenden Mannes zu=
rück, und dieser ergreift daher, um dennoch zu seinem
Ziel zu gelangen, auf den Rath seiner Schwester ein be=
denkliches Mittel. Verkleidet schleicht er sich in die Woh=
nung der Jungfrau und wird, der Veranstaltung gemäß,
in einem verschlossenen Zimmer allein mit ihr getroffen.
Hierdurch soll der Verdacht erregt werden, daß das Mäd=
chen den Liebhaber wissentlich eingelassen habe. Es wird
nämlich vorausgesetzt, daß die Jungfrau, um der durch
jenen Verdacht begründeten Schande zu entgehen, in
die Verbindung mit dem Bewerber willigen werde.

Das Mittel thut aber nicht die gewünschte Wirkung; als vielmehr die Jungfrau Kunde davon erhält, welchem Verdachte sie ausgesetzt sei —, stürzt sie sich in einen Fluß!

Diese Erfindung wimmelt von Widersprüchen. Zunächst widerspricht die Personalbeschreibung der Heldin ihrer Handlungsweise durchaus. Von ihr wird S. 225 gesagt:

Sie liebte das stille Seelenleben, dessen Triebfedern und Zwecke nur der innern Welt angehören; und trat sie in die äußere, so war es doch nur in die Kreise derselben, wo jenes Seelenleben Nahrung fand: Andachtsübungen, Lesen geistlicher Schriften, Austheilung von Almosen, Besuchung und Pflege der Kranken und strenges, prüfendes Nachdenken über sich selbst waren ihre Beschäftigungen.

Ein Mädchen von diesem Charakter wird, einem entehrenden Verdachte ausgesetzt, sich keineswegs umbringen, sondern die ungerechten Tadler verachten und ihrer Neigung, sich von der Welt zurückzuziehen und ein beschauliches Leben zu führen, nur entschiedener nachhängen. Ist sie von etwas schwächlicher Natur, so wird sie jenen Verdacht etwa als eine vom Himmel ihr zugesendete Prüfung, ob sie wirklich in ihrem Geiste über das Treiben der Welt erhaben sei, betrachten. In Verzweiflung aber geräth in diesem Falle nur eine geistlose Heuchlerin, welche um irdischen Ruhmes willen fromme Sitten und Mienen angenommen hat, nicht aber aus eignem Herzensdrange. Wir wissen aber schon, daß Hr. R. gewohnt ist, Alles, was er uns zuerst als etwas Hohes und Außerordentliches ankündigt, zuletzt in einen misgestalteten Fisch, wie Horaz sagt, zu verwandeln. Sodann kann jener entehrende Verdacht unter den gegebenen Umständen nur von der vollständigsten Bornirtheit gefaßt werden. Der Verf. versetzt den Schauplatz der Erzählung nach Florenz und schildert dennoch die Sitten jenes Hofes, als befände er sich in dem erbärmlichsten norddeutschen Krähwinkel. Hätte Hr. R. eine bittere Satire auf die Pruderie und Urtheilslosigkeit des moralischen Pöbels beabsichtigt, so hätte diese Schilderung einigen Sinn. Statt dessen aber wird Alles so dargestellt, als hätte es gar nicht anders sein können. Bedenkt man nun, daß die Heldin wegen eines Urtheils, welches diese absolute Dummheit gefällt hat, verzweifelt, so wird Alles ungeheuer lächerlich. Entschieden verzeichnet ist auch die Schwester der Heldin. Von ihr wird S. 228 gesagt:

Die Gräfin gehörte zu den Menschen, die bei einem lebhaften Geiste und regem Gefühl jeden Gegenstand mit Leidenschaft ergreifen und daher bald abnutzen; die heute ihren Wünschen ein großes Opfer bringen und morgen nicht mehr fassen, wie sie es haben bringen können; die bei jedem neuen Gegenstande fest glauben, endlich das Ziel aller ihrer Wünsche erreicht zu haben und einen Mond später über diesen festen Glauben selbst lachen.

Diese flatterhafte, charakterlose Person entwickelt nach dem Tode ihrer Schwester eine ungeheure Energie der Leidenschaft: sie ermordet den Mann, welcher jenen Unglücksfall verschuldet hat, und stößt die eigentliche Urheberin des verderblichen Planes „mit einem Fußtritt zu Boden", kurz, sie beträgt sich wie ein wüthendes Marketenderweib. Hr. R. scheint also nicht zu wissen, daß die Wuth jener flatterhaften Wesen Strohfeuer ist, welches niemals ein kräftiges Thun hervorbringt. Die Marchese Torelli, welche den oft erwähnten Plan angegeben und zum Theil ausgeführt hat, wird als ein kluges Weib geschildert, und es ist daher schwer zu begreifen, wie sie glauben kann, ein charaktervolles Mädchen würde Jemand, der sie tief gekränkt hat, heirathen, um einen einfältigen Verdacht — nicht etwa zu entkräften, sondern zu bestätigen!

Nachdem also Hr. R. angekündigt hat, er wolle von „den Frauen" singen, spricht er von einer, Frömmigkeit heuchelnden, eiteln Närrin, von einer einfältig listigen und von einer pöbelhaft rachsüchtigen Frau, und endlich von einem Haufen bis zur Niederträchtigkeit beschränkter Klatschweiber. Er hat also, wie es scheint, nicht sehr ideale Begriffe vom weiblichen Geschlecht, wenigstens bringt er uns einen sehr übeln Begriff von den Frauen bei, welche er selbst im Leben kennen gelernt hat.

Die letzte Erzählung: „Die Christnacht", habe ich gar nicht verstanden. Ein junger Bursche, welchem ein wohlhabender Bauer die Tochter versagt, geht in der Christnacht auf den Kirchhof, um zu sehen, ob der eigensinnige Vater der Geliebten in dem nächsten Jahre sterben werde. Er sieht ihn wirklich unter den Todten, aber auch die Geliebte selbst. Sein Abenteuer wird bekannt; abergläubische Furcht tödtet wirklich Vater und Tochter, der junge Mann nimmt Kriegsdienste und bleibt auf dem Schlachtfelde. Hiernach könnte es scheinen, als habe der Verf. von der Schädlichkeit des Aberglaubens predigen wollen; aber dann wäre die ganze erste Hälfte der Erzählung sinnloses Geschwätz. Hier wird nämlich ein Weitläufiges über den Eigensinn des Alten und über die vortreffliche Gesinnung der Liebenden hinüber und herüber gesprochen; ein anderer sehr edelmüthiger Liebhaber der Heldin tritt auf, entsagt feierlich und tritt wieder ab, ohne im Geringsten in die Begebenheit einzugreifen u. dgl. m. Es ist daher anzunehmen, daß ein höherer Sinn, welcher mir entgangen ist, in dieser Erzählung liegt. Dies ist um so glaublicher, da nicht leicht ein verbrauchteres Thema zu finden sein möchte, als das von der Schädlichkeit des Aberglaubens. Ueberhaupt ist in dieser Erzählung viel Räthselhaftes. Unter Anderm wird auf den ersten Seiten derselben eine gewisse abgeschmackte Sittensteifheit geschildert, wodurch wir uns in die Mitte des vorigen Jahrhunderts versetzt fühlen sollen. Aber nur die erste Scene der Erzählung ist in diese reifrockähnliche Form gegossen; alles Uebrige ist moderne Sentimentalität, wie man sie jetzt in den Taschenbüchern findet. Ferner ist nicht einzusehen, warum der Verf. grade hier wirkliche Localitäten mit großer Genauigkeit bis auf Feldwege u. dgl. angibt. Wahrscheinlich ist dies nur ein angenehmer Scherz. Der Verf. ist nämlich in der in Rede stehenden Gegend erzogen worden.

(Der Beschluß folgt.)

Pariser Salon 1834. *)

1.

Die Kunst scheint in Betracht ihres Schicksals sehr oft, ja
nmer das Gegentheil Dessen zu sein, was wir in ihr ver-
Wir bedürfen ein halbes Jahrhundert, um ein großes
t zu würdigen, und vergöttern an einem Abend das ge-
iche Organ, das Instrument dieses Talentes. Mozart
von Wien nach Prag gehen, seiner ewigen Musik Gönner
winnen, Rossini in Rom die Partitur seiner besten Oper:
arbiere", fallen lassen, weil das Publicum am Alten hing,
icht verstand und nicht goutirte, und ganz ein ähnliches
ksal hatten in England Shakspeare, und in Spanien Cer-
s, und in Italien Alfieri, und in Frankreich und Deutsch-
— o wie Viele? Der unsterbliche Rafael selbst wurde von
Reistern Roms nicht gewürdigt, und der größte Colorist nächst
n, der sanfte, liebe Coreggio, mußte sein ganzes Leben lang
dorfproletarier sein und als solcher endlich wie ein armes
ier unter der miserabeln Bürde des Gottes Plutus erlie-
welche ihm in Kupfermünze aufgepackt worden war.

Wir haben die Sonntag angebetet, den Paganini bereichert,
die Mars mehrmals sogar zur Universalerbin großer Güter
setzt. Ist dies wol jemals den Männern begegnet, die nicht
den Augenblick entzückten, sondern für allezeit, die Das
n, was Jene benutzen? Gewiß nicht. Wir waren immer
nkbar, oder verschwendeten unsere Gunst an den Kleidern
Göttin, der wir huldigten. Was bedürfen in der Regel
gerinnen und Virtuosen? Einen Haufen bunten Volks, das
o ruft, eine Gesellschaft von Augen und Ohren — und ner-
Händen, die Beifall spenden. Diese reichen nicht aus zur
pfung des Parthenons, zu den Logen des Vaticans, zu den
ischen Fresken und, um auf unsere Zeit zu kommen, zur
orbringung „Don Juan's" und „Lear's", „Wallenstein's"
„Faust's". Hierzu bedarf es der Genien des Phidias, Ra-
, Buonaroti's, Mozart's, Shakspeare's, Schiller's und Gö-
und einer Quintessenz des Weltpublicums, das durch eine
e von Gradirhäusern attisches Salz geworden ist. „Um
Künstler zu erzeugen", sagt ein geistreicher Franzose,
s der öffentliche Wille Künstler, oder doch wenigstens ver-
in die Kunst sein. Die Herrlichkeiten des Leonischen Roms
en in unserer Zeit an der Discussion des Budgets scheitern."

Ich gehe noch weiter und sage, die Talente scheitern an
Politik, die in früher Jugend der Menschen Richtung an-
Wir sehen in Frankreich Dichter, Philosophen und Juri-
ja wir sehen Architekten, Bildner und Maler, die bei dem
n Willen und dem höchsten Streben nach Universalität nichts
uciren als Karlistische, republikanische und Napoleon'sche Werke.
t ihr's nicht an dem Ensemble oder schon am Aushängeschild,
ht ihr's doch gewiß an einzelnen Scenen, Paragraphen und
ren. Es gibt in Paris sogar Vaudevillisten von allen Far-
und damit verhält es sich denn ungefähr wie mit den Phi-
hen und Weltverbesserern in Deutschland. Sie glauben
ßes im Interesse ihrer Partei gethan zu haben, wenn sie
Posse ins Publicum brächten.

Es ist keine Frage, die Kunst hat sich in Frankreich nicht
hlechtert. Im Gegentheil, sie hat sich — mit Ausnahme
isser Branchen — wie in Deutschland von dem Lapidarstyl
Kaiserthums erholt und bewegt sich in mancherlei äußern
nen frei. Die Sculptur hat mehre Koryphäen, die Malerei
, die Musik ein paar und die Dichtkunst auch einige, be-
ers die erzählende und dramatische, welche aber leider nur
tfertig sind und des englischen und deutschen Charakters er-
ngeln.

Am meisten verwahrlost ist ein- für allemal die Baukunst.
n wenn sie gleich die größten und imposantesten Monumente
orbringt, so kränkeln doch alle ihre Schöpfungen, und man
t nichts daran zu loben als die Ausführung oder die Nach-
ung. Von vierhundert Architekten, die in Paris leben, hat
kein einziger so viel oder so Neues und Ansprechendes geschaffen
wie ein Schinkel, Klenze und Weinbrenner, die in Deutschland
alle ihre Schule haben. Die Meister unter ihnen machten selbst
vielleicht gar nichts, während die Ausgezeichneten sich blos im
Decoriren und Verzieren stark zeigten, wie z. B. Hittorf, der
die Politik und ein großes Talent besitzt, andere Talente zu
benutzen.

Wenn die Franzosen aufrichtig sind, so werden sie uns ge-
stehen müssen, daß, sowie Meyerbeer ihr Lieblingscomponist,
Gros, Struben und Scheffer ihre besten Maler, auch Gau, ein
Deutscher und als solcher ihr verdienstvollster Baumeister ist.
Gau ist so bescheiden als Künstler wie als Mensch, hat nie in
glänzenden Verhältnissen gelebt und war dessenungeachtet so glück-
lich, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es ist
unglaublich, was dieser Künstler in Aegypten, Nubien, Syrien,
Italien und Sicilien in kurzer Zeit sammelte, entdeckte, zeich-
nete, und es ist wahrlich sehr schade, daß bis jetzt noch nichts
von diesen Arbeiten veröffentlicht wurde als die „Denkmäler von
Nubien", die der verstorbene Cotta, ein Mann von seltenem
Scharfblick, an sich kaufte. Gau ist inzwischen kein Architekt,
wie man sie auf unsern jetzigen Akademien macht, kein mathe-
matischer, schulgerechter, dreimal examinirter Architekt; derglei-
chen gibt es in ganz Frankreich nicht, zu ihrem Besten sei's
gesagt; sondern ein Baumeister, den sein Genie und die Liebe
zur Kunst emporgebracht, der sachgemäß das Technische dem
Artistischen unterordnet und nur das Schöne vereint mit dem
Nützlichen auf das Leben anwendet. Er hat bereits zahlreiche
Entwürfe in Frankreich ausgeführt und troz der Kabale der
Eingebornen sich in hohem Grade der Gunst der Regierung zu
erfreuen, da die Erfahrung lehrte, daß er mit wenig Mitteln
Vieles leiste und in ganz Paris der Einzige sei, dessen An-
schläge zuverlässig sind. Die pariser Architekten veranschlagen
ein Gebäude für eine Million, und wenn es fertig ist, kostet
es deren zwei. Endlich ist er Derjenige, den man vor Allen
würdig hielt, das berühmte Mazois'sche Werk über Pompeji
fortzusetzen.

Ich hielt diese Notiz für nöthig, weil ich in diesem Auf-
satze vielleicht nicht Gelegenheit finde, über französische Architek-
tur etwas zu sagen. Wir haben es im Salon ausschließlich
mit Malerei und Sculptur und allenfalls noch mit Kupfersti-
chen und Lithographien zu thun. Die aufgestellten Bauentwürfe
und Tempelrestaurationen Italiens sind ganz gewöhnliche Schü-
lerversuche.

Um inzwischen sichere Grenzen zu haben und das Bild von
Bildern nicht über Gebühr auszudehnen, erlaube ich mir im
Voraus zu bemerken, daß ich alles Schlechte und Mittelmäßige
mit Stillschweigen übergehe und nur das Bedeutende bespreche.
Dessen ist allemal nur wenig in unsern Galerien, noch weni-
ger auf den Kunstausstellungen.

Delaroche, mit welchem ich beginne, ist jetzt, wenn nicht
einer der ausgezeichnetsten Maler, doch gewiß ein seltenes Ge-
nie. Sein größeres diesmaliges Gemälde: die Hinrichtung Jo-
hanna Gray's, ist unstreitig dasjenige, das die meiste Aufmerk-
samkeit erregt und alle Zuschauer tief ergreift. Wo so viel
Wirkung ist, dünkt mir, da ist auch Verdienst. Ich habe dabei
dieselbe Empfindung gehabt, die das Mitleid und der Abscheu vor
so grauser That in bessern Menschen hervorbringen. Ich fing an
mit dem königlichen Missethäter von England zu schelten, und
als ich nach Hause kam, las ich die Geschichte der armen Jo-
hanna und ging wieder ins Louvre, um ihre Schriftzüge mit
den Farbenstrichen zu vergleichen und hernach noch einmal die
Gesetzgeber des Mordes anzuklagen, die die Todesstrafe einführ-
ten. Ludwig Philipp hat sich diese Gray malen lassen, und er
befahl dem Maler den Martyrolog der Protestanten von 1588
als historische Quelle zu benutzen. Die Stelle lautet:

„Johanna Gray wurde in einem untern Saal des londo-
ner Thurms am 12. Febr. 1554 in einem Alter von 17 Jah-
ren hingerichtet. Sobald sie auf der Höhe des Gerüstes ankam,
wandte sie sich zu den sie begleitenden Frauen und hieß sie ihr das

*) Vgl. auch Nr. 118. D. Red.

Gewand lösen. Während dies geschah, ließ sich der Henker vor ihr auf ein Knie nieder und bat sie um Verzeihung, welche sie ihm sogleich mit den Worten ertheilte: „Nicht Euch habe ich etwas zu vergeben, sondern Denen, die Euch befehlen". Und hierauf kniete sie nieder mit verbundenen Augen und ließ sich von ihrem Prediger, Bruce, der sie nicht verlassen hatte, den Block zeigen. Sobald sie die Worte: „Herr in deine Hände befehle ich meinen Geist", gesprochen hatte, trennte der Scharfrichter ihr Haupt vom Körper."

Der Maler wählte, wie leicht denkbar, den Moment vor der Hinrichtung. Die Lady, eine liebe holde jugendliche Gestalt, mit Todesblässe überzogen, kniet eben vor dem Block und tastet mit den Händchen nach der Stelle, auf der kurz zuvor ihr Gatte hingerichtet worden; von ihren Frauen ist die eine hinter ihr in Ohnmacht niedergesunken, und die andere steht mit abgewandtem Gesichte gleichfalls verzweiflungsvoll, eine Säule umklammernd, unterdeß Bruce im Mantel die Unglückliche unterstützt. Der Henker, eine große groteske Figur, doch nicht so henkermäßig wie unsere modernen Kopfabschlager, sondern etwas human und mitleidig aussehend, steht ruhig wie eine Maschine bei Seite und hält das Beil in Bereitschaft. Er ist die zweite Hauptperson im Stücke. Man kann den Künstler nicht tadeln, daß er ihm große Aufmerksamkeit schenkte. Delaroche gab ihm eine kalte, resignirende Physiognomie, ein Gesicht, das ungeachtet alles Siedens und Gährens da unten im Kopf des Herzens, nicht eine Blase wirft, nicht seine Oberfläche ändert. Die Figur steht wie angewurzelt und unbeweglich ist ihr Blick. Man merkt es ihr an, daß Auge und Hand durch ein Wort wie durch einen Draht activ werden, und daß alsdann der schönste Kopf von der schönsten Mädchenbrust getrennt wird. Das Colorit ist ebenso schön und wahr als die Composition. Jede Figur ist ein Kunstwerk und vielleicht noch insbesondere die des Predigers Bruce. Wer möchte ihn nicht lieben diesen Mann mit würdevoll-christlichen Zügen, mit dem Blicke voll Trost und Mitleid, beinahe verhüllt von dem Silberhaare, das auf dem Scheitel gleich vertheilt ist und wie gesponnene Seide aussieht. Haltung, Gruppirung, Draperie, Farbe, Alles ist an dem Bilde lobenswerth und gelungen. — Zwei andere Gemälde Delaroche's sind minder bedeutend und daher hier zu übergehen.

Decamps ist der Sonderling der französischen Maler und als solcher wie als Meister überhaupt ein so merkwürdiger Künstler, daß es interessant ist, ihn in seinem Treiben zu verfolgen. Seine Carrière ist so merkwürdig wie seine Malerei. Er war in Afrika, in Konstantinopel, im ganzen Orient und hat dort in mehren Jahren sich den trocknen heißen Styl, den originellen Farbenton, die Landessitten, das Klima sogar angewöhnt. Vor Jahren schon war er derselbe, ein unnachahmliches, stets nachgeahmtes Original. Er machte Menschen, seine Schüler Affen. Diesmal auch. Dessenungeachtet will ich nicht Alles von ihm loben. Seine Cimbernschlacht ist bei aller Bewegung und Composition nichts als ein ausgequetschtes Farbenmeer, darin Klöße wie Pferde und Blätter wie Menschen schwimmen. Es scheint, er wollte einmal Schlachtenmaler werden, und dies glückte nicht, zum wenigsten nicht auf diese Weise. Seine Manier möcht' ich nicht loben und nicht tadeln, nicht davon abrathen und nicht anempfehlen. Es ist Decamps' Manier und als solche trefflich und voll Effect. Wie er es anfängt, daß seine arabischen, ägyptischen, asiatischen Scenen so viel sagen und so viel sind, weiß ich freilich nicht. Genug, daß die Charaktere da, daß sie Natur sind.

Decamps' Bilder, von Nahem betrachtet, sind ein untereinandergetriebenes Chaos. Alle Gestalten treten wie mit unsichtbarer Dinte geschriebene Buchstaben über Kohlenfeuer heraus, wenn man sich nur einen Schritt davon entfernt. Zuweilen trägt er dicke Farben auf, zuweilen auch colorirt er so leicht, daß man die Leinwandfäden sieht. Wahrscheinlich ist dies der Fall, wenn er besonders begeistert bei der Arbeit war und keine Fehler zu übertünchen hatte. Er hat diesmal fünf Gemälde auf der Ausstellung, alle mehr oder minder vorzüglich. Das beste darunter ist ein türkischer Wachtposten auf der Landstraße von Smyrna. Der Zuschauer befindet sich dabei im Innern des Locals, welches auf der einen Seite eine Art Alkoven mit einer Schlafpritsche und auf der andern eine Schoppenöffnung [illegible] hat. Zwei Kamele mit ihren träg-müden Treibern passiren die Straße, im Hintergrund sieht man die Minarets und Kuppeln von Smyrna durch die Lücken von heißgrünen Platanen. Die Mannschaft, welche diesen Wachtposten bildet, besteht aus einem jungen bartlosen Türken, der am Boden sitzt, eine lange Pfeife schmaucht und mit einem alten Gefährten einem schwarzen Mädchen zuhört, das in einem Korbe Victualien scheint gebracht zu haben. Ein Paar der ehrenfesten Muselmänner sind mit ihren Waffen beschäftigt und der Soutien sitzt und liegt auf der Pritsche und spielt die Mandoline und raucht aus langen Pfeifen. Wenn ich sage, man könne sich einen vollständigen Begriff von ebenso viel türkischen Patronen machen, als sich deren im Bilde befinden, durch die bloße Betrachtung, so ist dies alles Gute, was ich der Arbeit und der Auffassung nachreden kann. Und das ist der größte Vorzug Decamps', daß er so ungemein treu und wahr in seinen Darstellungen ist. Seitenstück zu Decamps' Figurenbildern des Orients sind die Architekturgemälde jenes Himmelsstriches von Morel Fatio. Ich möchte ihn den Canaletto von Algier nennen, denn seit die Franzosen diese Colonie erbeutet haben, malt er uns ebenso viel Moscheen, Plätze, Häfen und Thürme wie jener Venetianer San Marco's, Piazzetten und Signorien. Und es ist ganz trefflich, ganz belehrend, was er macht. So oft ich in den Salon gehe, verweile ich vor seiner diesmaligen Moschee von Colouglis, ihrer kreideweißen hohen Kuppel und ihren schmächtigen langen Thürmchen, und dann stelle ich mich zu den unten versammelten Türken und sehe ihrem Schacher zu und schirme mich vor der heißen Sonne, oder ich wandle mit dem Maler durch seine Straße Babazoun und luge nach den kleinen Gitterfenstern, ob nicht ein verborgenes Weib ein Brieflein daraus hervorstreckt. So natürlich warm hat der Künstler seine Bilder gemacht, daß man sein Auge sogar vom heißen Straßenpflaster in den Schatten der Häuser flüchtet. Man merkt es den Leuten an, die da wandeln, daß sie träg und überdrüßig sind, daß sie entweder die Arbeit verachten oder sich ihr mit Gleichgültigkeit hingeben. Alle Gemächer und Hallen umher laden zu Schlaf und Ruhe oder zu Wollust und Genuß ein. Eine Welt des Orients, ein Leben des Orients, Tempel des Orients. Sie sieden und kochen, und dann trocknen sie aus wie Vulkane.

Es ist schwer dies Alles in Farben zu geben. Man muß wenigstens dahin gehen in das heiße Land und das Colorit sich auf den Leib und ins Gehirn tätowiren lassen, wie es Fatio gemacht hat und Langlois der Schlachtenmaler.

Auch dieser Langlois gibt uns wieder ein arabisches Gefecht, das Treffen vom 13. Juni 1830 bei Sidiferruch, worin die Türken im Vordergrunde mit aller Bravour sich herumschlagen. Die algierischen Haubitzen darin sind um so merkwürdiger, weil man Männer mit langen warschauer Schlafröcken, d. h. mit türkischen Oberröcken dieselben laden und abfeuern sieht. Im Hintergrunde ist das mittelländische Meer, so blau wie der Himmel, und die Flotte hält darauf in Schlachtordnung und schießt Trailleurs, unterdeß sie selbst mit grobem Geschütze aus zwei Fregattenlinien auf die Batterie der Muselmänner feuert. Die tapfern warschauer Schlafröcke fallen Stück für Stück. Man sieht die ausgeschiffte Mannschaft anrücken im Pulverdampf, an ihrer Spitze General Achard: „A bas le Dey!" Das Treffen ist sehr belebt; es rührt sich. Dies ist das Beste, was man von dergleichen Gemälden sagen kann. Das Colorit ist bei weitem nicht so wahr wie in Decamps' und Fatio's Bildern. Langlois hat aber ein großes Verdienst in der Composition, er zeichnet mit Energie, kühn, beseelt. Das taugt zum Schlachtenmaler. B.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 116. — 26. April 1834.

Erzählungen von Ernst Raupach.

(Beschluß aus Nr. 115.)

Blicken wir nun auf das bisher Gesagte zurück und
sen es in allgemeine Sätze zusammen, so ergibt sich
zendes Resultat. Zuerst fanden wir, daß es Hrn. R.
jenem tiefern, poetischen Sinne fehlt, welcher den ei-
tlich positiven Gehalt selbst in untergeordneten Charak-
n und Gemüthszuständen aufzufassen und zu veran-
ulichen weiß. Er gibt uns Alles, was er zum Ge-
stande der künstlerischen Behandlung wählt, in der
ergeordnetsten und gewöhnlichsten Form, welche es an-
men kann. Indem ich diesen Tadel ausspreche, fühle
mich veranlaßt, gegen ein Misverständniß mich zu ver-
)ren. Ich bin nämlich weit entfernt, Hrn. R. des-
) zu tadeln, weil er in den vorliegenden Novellen we-
e oder gar keine vernünftige oder edle Menschen dar-
ellt hat. Ich gehöre keineswegs zu Denen, welche
angen, daß die Kunst nur die ideale Seite des Mensch-
darstellen solle. Dagegen bin ich der Meinung, daß
r wirkliche sittliche oder intellectuelle Zustand irgend
positive Beschaffenheit habe, mittels welcher derselbe
dem Adel und der Würde des menschlichen Geistes
rhaupt Theil hat, und daß der gute Dichter selbst in
r satirischen Darstellung diese positive Seite des zu
dernden Gegenstandes zur Anschauung bringt. Mie-
ıd hatte wol entschiedener die Absicht, seinen Helden
erlich zu machen als Cervantes in seinem „Don Qui-
", und doch — wie edel, wie groß steht dieser wa-
Ritter vor den Augen des aufmerksamen und sinn-
ern Lesers. Obgleich ihm nämlich der gesunde Sinn
der praktische Scharfblick mangeln, so ist er doch
so tüchtigem, ehrenfestem Gemüthe, daß er wie ein
e neben den Menschlein dasteht, welche ihn hänseln
sich außerordentlich klug im Vergleiche mit ihm dün-
In ähnlicher Weise ist Alles aufgefaßt, was Boc-
o, Göthe, Tieck u. A. von der Kehrseite der Mensch-
berichten. Da aber Hr. R. vielleicht keinen Anspruch
uf macht, mit Geistern ersten Ranges zusammengestellt
verden, so erinnere man sich an Holberg. Dieser
iter wird zwar auch trocken und hölzern, wo er es
rnimmt, seine Gefühle oder zarte Gesinnungen darzu-
n, aber seine Narren und Spitzbuben haben meist
Liebenswürdigkeit; sie betreiben ihre Thorheiten und
Spitzbübereien mit einer gewissen Anmuth, welche sie wür-
dig macht, Gegenstand künstlerischer Behandlung zu wer-
den. Hr. R. dagegen scheint zu glauben, auch der un-
interessanteste und inhaltleerste Gegenstand sei gut genug
für ein Gedicht, und macht es sich sogar zum besondern
Vergnügen, die Gegenstände seiner Darstellungen selbst
durch spöttische Bemerkungen herabzusetzen. Man sieht
hieraus, daß es ihm eigentlich gar nicht am Herzen liegt,
irgend ein Bestimmtes zu schildern, sondern nur seinen
Witz und seinen Scharfsinn zu zeigen. Von welcher Art
nun dieser Witz ist, welcher uns für den Mangel eines
anziehenden Gegenstandes entschädigen soll, werden wir
später sehen. Jetzt muß noch bemerkt werden, daß Hr.
R. die absolute Gehaltlosigkeit, welche er so gern zum
Gegenstande seiner Thätigkeit macht, noch obendrein als
die allgemeine Natur der Menschheit darstellt. Oft wenn
von recht entschieden geistlosen Zuständen die Rede ist, er-
hebt er dieselben durch ein „Man" oder ein „Wem wäre
es nicht ebenso ergangen" u. s. w. gleichsam zu Normal-
zuständen.

Man sieht hieraus, daß Hr. Raupach nicht nur des-
halb die untergeordnetsten Charaktere fast ausschließlich dar-
stellt, weil er fühlt, daß er in dieser Sphäre mit mehr
Glück als in den höhern sich bewegt, sondern deshalb,
weil er wirklich die Menschheit überhaupt als ein Gehalt-
loses, als ein absolut Nichtswürdiges ansieht. Eine so
bittere menschenfeindliche Anschauungsweise pflegt tiefere
Gemüther gradezu zur Verzweiflung zu führen; Hr. R.
dagegen scheint sich recht behaglich in dieser erbärmlichen
Welt zu fühlen und wird dadurch für uns ein psycholo-
gisches Räthsel. Doch sind die Räthsel dieser Art nicht
eben selten, sowol unter den Menschen überhaupt als
auch unter den Schriftstellern insbesondere. Unter den
letztern ist Kotzebue als ein merkwürdiges Exemplar dieser
Sorte zu nennen. Dieser Schriftsteller, welcher zu seiner
Zeit bekanntlich sich eines bedeutenden Namens erfreute
und dagegen jetzt meistens sogar mit übertriebener Ver-
achtung genannt wird, hat viel Aehnlichkeit mit Hrn. R.,
und ich möchte Letztern fast den Kotzebue unserer Zeit
nennen.

Sodann haben wir gefunden, daß es Hrn. Raupach
an Bekanntschaft mit der Natur des menschlichen Geistes
und an Urtheil in Beziehung auf die Zustände und Be-

sonderheiten desselben fehlt. Er nennt Geist, was Beschränktheit, natürlich, was unerhört und fast unmöglich, klug, was einfältig, Strenge der Grundsätze, was eine blinde Unterwürfigkeit unter das Urtheil der Menge ist; er verwechselt Leichtsinn und Schwäche des Charakters mit gefühlloser Härte des Gemüthes und sogar Scheinheiligkeit mit aufrichtiger Frömmigkeit.

Ferner fanden wir, daß es Hrn. Raupach an feinem Gefühle fehlt. So oft feinere, zartere Empfindungen geschildert werden sollen, sucht er entweder durch irgend eine Witzelei dieses Geschäft zu umgehen, oder er begibt sich mit sehr ungewaschenen Händen daran. Machen Liebende sich zärtliche Versicherungen, so klingen sie, als wären sie aus einem Complimentirbuche entlehnt, und die Schilderungen zarter Ereignisse sind durch geschmacklose Bilder oder fade Witzeleien verunstaltet. Die bereits mehrfach besprochene Verführungsscene gleicht vollständig einer Crebillon'schen Sofascene. Freilich sind grade Ereignisse dieser Art sehr schwer zu schildern, und es ist dabei Geist unentbehrlich; aber ebendarum hätte Hr. R. freilich klug gethan, sich eines Unternehmens der Art zu enthalten.

Ferner fanden wir, daß es Hrn. Raupach an Eigenthümlichkeit fehle. Für jede einzelne Figur in den vorliegenden Novellen lassen sich aus den Werken älterer guter Dichter ohne Mühe zehn Charaktere angeben, welche in Beziehung auf die allgemeinsten Umrisse ganz identisch mit jenen sind, aber sich durch eine Menge eigenthümlicher, individueller Züge untereinander und von den Raupach'schen unterscheiden. Diese eigenthümlichen Züge, welche grade das eigentlich Lebendige in einer dichterischen Darstellung sind, fehlen hier ganz, sowol in den Charakteren als in den Situationen. Beide sind hier todte Abstractionen.

Ferner haben wir gefunden, daß Hr. Raupach zuerst die Handlungen seiner Novellen erfindet und dann die Charaktere dazu, und daß beide mithin oft im grellsten Widerspruche stehen. Die Lage, in welcher unser Verf. nach Erfindung einer Novelle ist, hat mit der eines Bildhauers Aehnlichkeit, welcher beauftragt ist, Statuen etwa an einem Grabmale anzubringen, welches ursprünglich gar nicht für Statuen eingerichtet ist. Daher sind denn unter den vorliegenden Erzählungen die am lesbarsten, in welchen entweder nur Situationen (wie in der „Gründung Moskaus" und in der „Christnacht") oder nur Charaktere (wie in der „Wanderung") sich vorfinden.

Ferner schildert Hr. Raupach niemals, sondern beschreibt immer nur. Personen und Stimmungen werden zwar oft weitläufig beschrieben, aber niemals wirklich zur Anschauung gebracht. Von jenen Schlagworten, von denen oft bei Dichtern zweiten Ranges ein einziges eine ganze Figur wie ein Blitz in das hellste Licht setzt, findet sich hier keine Spur und natürlich noch weniger von jener steten, ruhigen Tageshelle, in welcher die Figuren von Dichtern ersten Ranges stehen. Wenn die Personenbeschreibungen in den Novellen des Hrn. R. wegfielen, so könnte man durchaus nicht errathen, was für Charaktere er in denselben darstellen wollte. Denn die Handlungen und selbst die Reden dieser Figuren haben entweder gar keine Bestimmtheit, oder widersprechen einander und deuten auf ganz andere Charaktere, als der Dichter im Sinne hat.

Endlich hat die Form der vorliegenden Novellen uns überzeugt, daß der Verf. sie keineswegs mit der Liebe und dem Eifer ausgearbeitet hat, ohne welche Kunstwerke nicht entstehen können. Jedes Wort fast belehrt uns, daß Alles nur auf den Kauf gearbeitet ist. Das geht zwar schon hinlänglich aus dem bisher Gesagten hervor, aber fast noch mehr wird es durch die ungeheure Flüchtigkeit bewiesen, mit welcher das äußere Gewand dieser Erzählungen zusammengeschneidert ist. Hr. R. scheint an die Sage zu glauben, daß Shakspeare keine Zeile ausgestrichen, und sich vorgenommen zu haben, hierin diesem Dichter ähnlich zu werden; wenigstens hat er schwerlich sein Manuscript durchgelesen, ehe er es in die Druckerei schickte. Daher eine so große Menge grammatischer Nachlässigkeiten, zuweilen ein so gänzliches Vergessen der eignen Worte sowol als der Achtung gegen das Publicum und so leichtfertig hingeworfene Reflexionen, daß ohne Zweifel ein flüchtiger Blick auf die Handschrift hingereicht hätte, den Verf. zu überzeugen, daß gar Vieles zu verbessern sei. Proben der nachlässigen Schreibart führe ich nicht an, weil der Zweck d. Bl. es nicht erlaubt, bei so untergeordneten Gegenständen lange zu verweilen, und weil die bereits zu anderm Behufe citirten Stellen dergleichen schon in Menge liefern.

Schließlich muß ich nun noch von einer ganz besondern Art spöttelnder Bemerkungen reden, mittels deren Hr. Raupach seinen Novellen einen besondern Reiz zu verleihen glaubt. Damit man sich nicht nur von der Qualität dieser Bemerkungen, sondern auch von der Freigebigkeit, womit sie gespendet werden, einen Begriff mache, so will ich nur die ausheben, welche sich auf den sechs ersten Seiten befinden, aber diese auch ziemlich vollständig.

S. 2. Der eigne Hang zog ihn vorzugsweise zu dem vornehmen dolce far niente des Dilettantismus in Kunst und Wissenschaft, um so mehr, da es ihm an dem wahren Talente dazu, nämlich an Gelde, nicht fehlte.

S. 3. Er widmete sich dem Studium der schwarzen Kunst unserer Tage, dem Studium der Welt und der Menschen, wobei man noch immer das Schicksal des Doctor Faust haben kann.

S. 3 wird das Theater im Vorbeigehen „ein wunderliches Surrogat (!) des Lebens" genannt.

S. 3. Bald aber wurde die Oper eröffnet, denn, wie gesagt, der Herbst war da, und die Sänger und Sängerinnen werden laut, wenn uns die Singvögel verlassen haben; wie die Eisblumen an den Fenstern blühen, wenn die Wiesen- und Gartenblumen verwelkt sind.

S. 4 wird versichert, daß „die Oper, wie es sich für ein Vergnügen schicke, nur gebe und nichts fodere, als höchstens keine Baumwolle in den Ohren".

S. 4. Sie sang so vortrefflich und spielte mit so viel Gewandtheit und Anmuth, daß die anwesende Jugend außer sich gerieth; denn die Signora war jung und schön.

S. 4. Der Donner des aufgestellten Applaudir[illegible] verhallte —

S. 4. Die Jugend ging nach Hause, um das [illegible] zu verschlafen, einige Recensenten ausgenommen, die

s aufhoben, um es am andern Morgen mit ihrem
Kaffee zugleich für dieses oder jenes Tageblatt
ufzuwärmen.

S. 5. Und dann soll es auch eine physiologische Erfah-
ung sein, daß die Landluft das Herz frisch erhält, während es
on der Stadtluft vertrocknet.

S. 5. Glücklicherweise ist das (Zutritt erhalten) bei schö-
en Müllerinnen nicht schwierig; mit der Flagge der Bewun-
erung segelt man leicht in diesen Hafen; ob man sich darin
rhält und befestigt, das hängt von der Schwere der Anker ab.

S. 5. In der Kunst, den Beutel auf eine geschickte
Weise manoeuvriren zu lassen, hatte er schon auf der
Universität einen guten Grund gelegt.

S. 6. Oder vielmehr, er handelte in dieser Beziehung wie
lle reiche junge Leute, aus Instinct; denn der Grundsatz:
„Umsonst ist nur der Tod", scheint zu den angebo-
enen Ideen des Menschen zu gehören. Zu Weih-
achten war Rudolf bei der schönen Müllerin schon so weit
gekommen, daß er ihr eine Busenschleife und Ohrgehänge im
Werthe von etwa zweihundert großen Thalern anbieten durfte;
m Sonntage Estomihi willigte sie schon in eine Schlit-
enfahrt mit ihm; und am Aschermittwoch sah er blos aus
wie ein Büßender, war aber dabei so wahnwitzig ver-
gnügt, wie kaum ein Narr im Irrenhause, der sich
inbildet, König zu sein, und den die andern Nar-
en, die sich für seine Hofchargen halten, ehr-
urchtsvoll umgeben (!!).

Und in diesem Tone geht es nun so fort. Es möchte
chwer zu entscheiden sein, ob man sich mehr über die
Leere und Seichtigkeit dieser witzig sein sollenden Bemer-
kungen, oder über die geschmacklose Form, in welcher sie
vorgetragen werden, wundern soll. Wenn man nun noch
bedenkt, daß diese Witze uns für die absolute Nichts-
nutzigkeit und Reizlosigkeit der zur Darstellung gewählten
Gegenstände entschädigen und überhaupt eine der vorzüg-
lichsten Zierden der vorliegenden Novellen sein sollen, so
kann man sich des Wunsches nicht enthalten, daß Hr.
Raupach sich wenigstens auf diesem Felde niemals mehr
versuchen möge. 6.

Amerikanische Reisebeschreibungen.

Amerika, besonders die Vereinigten Staaten und Canada,
nimmt jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch,
daß Nachrichten von einigen neuern englischen Schriften über
einzelne Gebiete jenes merkwürdigen Welttheiles gewiß gern ge-
lesen werden. Die Engländer haben mit einem Male ihre eifer-
süchtigen Vorurtheile abgelegt und sehen die Dinge in Amerika
mit immer günstigern Augen an. Unter den sechs Werken, von
denen unten die Rede ist, tritt nur eins auf die Seite des Cap.
Hall und der Miß Trollope. Immer mehr wird anerkannt, daß
jenseit des Oceans gar Manches zu lernen ist, was dem beweg-
ten Europa von großem Nutzen sein könnte. Rieth doch 1832
H. T. Vigne in seinen „Six months in America" seinen Lands-
leuten geradezu an, sie möchten nur nach Amerika reisen. Der
Ultratory werde dort jedenfalls eine Lection erhalten, die ihn
vernünftig mache, der Radicale, sei er nur sonst ein Engländer
und Gentleman, werde seine Ansicht vor der Heimkehr ändern. —
Daß eine unbedingte Nachahmung der amerikanischen Staatsver-
fassung in Europa unter den bestehenden Verhältnissen immer
fehlschlagen muß, wird wol Niemand bezweifeln. Freiheit und
freie Institutionen gedeihen nur fern von Aberglauben, Bigott-
rie und Unwissenheit, im Sonnenschein vernünftiger Aufklärung.
Die Souverainetät, welche ein zur Selbstregierung nicht reifes
Volk im Sprunge erhascht, hat bisher immer mehr geschadet
als genützt. Man wußte sich auf den noch zu schwachen Füßen
nicht im Gleichgewicht zu erhalten und ward die Beute irgend
eines Despoten. Alte und neue Geschichte scheinen aber die de-
müthigende Beobachtung zu ergeben, daß es den Nationen schwe-
rer falle, das Gleichgewicht der Freiheit zu behaupten, als die
Last des Despotismus zu tragen.

Es ist ein Geistlicher der bischöflichen Kirche, der, wie vor-
hin angedeutet wurde, in seinem Buche:

Observations on professions, literature, manners and emigration in the United-States and Canada, made during a residence there in 1832; by *Isaac Fidler*. London 1833.

Miss Trollope for ever! zu seinem Feldgeschrei gemacht hat.
Er schiffte sich mit Frau und Kind nach Neuyork ein und brachte
die übertriebensten Ideen von transatlantischer Herrlichkeit mit,
zu deren Vermehrung er noch beitragen zu können glaubte, wenn
er den Leuten drüben Unterricht in den morgenländischen Spra-
chen ertheilte. Es fand sich aber, daß die emsigen Yankees noch
keine Zeit hatten, um Persisch und Indisch von ihm zu lernen,
und Mr. Fidler machte die bittere Erfahrung, sich völlig geirrt
zu haben in Dem, was er hier zu finden hoffte. Sofort schrieb
er nieder, Miß Trollope habe den Nordamerikanern noch ge-
schmeichelt und Capt. Hall sie mit großer Nachsicht behandelt,
und machte das zum Thema seines Buches, wo sonach nur die
Schattenseite von Dem zu suchen ist, was er sah. Es ist bei alle-
dem interessant, auch ihn zu hören, ungeachtet er so weit geht zu
behaupten, es herrsche in Amerika auch nicht die geringste Frei-
heit. — Freundlichere Gesellschaft findet man in den

Sketches of Canada and the United-States, by *W. L. Mackenzie*. London 1833.

Der Verf. wanderte nach Canada aus, wo er einige Jahre
zubrachte; seine Mittheilungen erhalten dadurch größere Zuver-
lässigkeit. Er hat in der That eine unterhaltende und mitunter
höchst lehrreiche Sammlung von Thatsachen zusammengebracht.
Daß er sich besonders mit der Lage der untern und mittlern
Classen beschäftigt, gibt seinem Buche eigenthümlichen Werth für
Auswanderungslustige, die auch sonst manchen guten Rath darin
finden.

Als Notiz über den buchhändlerischen Verkehr führt er an,
daß in den Vereinigten Staaten jährlich für ungefähr zehn Mil-
lionen Dollars Bücher verkauft werden; dazu kommen außerdem
drei Millionen für Zeitschriften. — Folgende Schilderung des
Generals Jackson mag hier noch Platz finden. „Die Persönlich-
keit des Präsidenten wird Dem, der ihn einmal gesehen hat,
nicht leicht entfallen; seine hohe, aufrechte Gestalt und ganz ori-
ginelle Physiognomie erlauben keine Täuschung. Sein Blick ist
kühner und gebieterischer als auf den gewöhnlichen Abbildungen,
und in seinem Auge scheint sich leidenschaftliches Feuer zu spie-
geln. Seine Stirn ist sehr hoch und tiefgefurcht, das Gesicht
von der Sonne gebräunt und ganz das eines ausgedienten Ve-
teranen. Kein äußeres Abzeichen ist an ihm zu bemerken, und
er trägt ein gewöhnliches schwarzes Kleid; seine Person und
sein Benehmen sind aber ganz geeignet, einem Fremden mehr
wie gewöhnliche Ehrfurcht einzuflößen. Er gilt als ein Freund
der Armen und entschiedener Feind aller Monopole."

Travels in the United-States of America and Canada, containing some account of their scientific institutions, and a few notices of the geology and mineralogy of those countries; to which is added an essay on the natural boundaries of empires; by *J. Finch*. London 1833.

Der ziemlich ausführliche Titel würde der Mühe überhe-
ben, etwas anders von dieser Reise zu sagen, als daß man ja
nicht mehr hinter dem Schilde suchen möge, als es verspricht.
In dem Anhange über die natürlichen Grenzen ist uns jedoch
eine Merkwürdigkeit aufgestoßen. Hr. Finch erzählt dort, als
wüßt' er's wunder wie gewiß, daß in der Oberlausitz ein von
jenen muthigen Sachsen herstammendes Völkchen wohne, die
Karl dem Großen so lange widerstanden. Es hause in Zelten,
kleide sich in Felle, führe ein friedliches Hirtenleben und bedauere
die Städtebewohner. Im Mittelpunkte des christlichen Europa
hätte es seine heidnische Sitte rein erhalten, und ein majestäti-

scher Eichenhain im Centrum seines Gebietes sei sein Tempel. Unter den sächsischen Kurfürsten habe man diesen Stamm in nichts beschränkt und die Thorheit eingesehen, ihn zu unterwerfen. Seit 1815 an Preußen abgetreten, wollte man ihn zum Christenthum und zur Bezahlung von Abgaben zwingen, sah aber ein, daß diese Leute nur mit Gewalt in den luckauer Dom gebracht werden könnten. Zwei Compagnien Soldaten sollten also fürs Erste den heiligen Hain fällen; sie ließen's aber bleiben, denn das entrüstete Volk drohte Allen den Tod. Den Steuereinnehmern erging es nicht besser; sie mußten mit leerem Säckel abziehen; und da die Regierung jetzt sah, es sei mit den Leuten nichts anzufangen, so ließ sie Alles beim Alten. — Nun glaube noch Jemand, das Ausland wisse nicht mehr von Deutschland als wir selber; nur entsteht die sehr ernsthafte Frage, wo dieses Weinsberg liegt?

A subaltern's furlough, descriptive of scenes in various parts of the United-States, upper and lower Canada, New-Brunswick, and Nova Scotia, during the summer and autumn of 1832; by *E. Coke*. With illustrations. London 1833.

Dieser Reisende ist Lieutenant in der britischen Armee und benutzte die ihm gegönnte Muße, sich von dem so widersprechend geschilderten Stande der Dinge in der amerikanischen Union mit eignen Augen zu überzeugen. Sein Buch ist das Ergebniß unparteiischer Beobachtung, und man sieht überall, daß dem Verf. Alles an der Wahrheit lag. Seine Nachrichten sind zur Ergänzung und Berichtigung Anderer deshalb sehr brauchbar. Er landete im südlichen Theile der Union und reiste von da nach Norden. In Washington fand er zu seinem Erstaunen am Eingange der öffentlichen Galerie bei den Versammlungen des Congresses die Weisung angeschlagen, man möge die Füße nicht auf den Rand des Geländers setzen, weil sonst der Schmuz den Senatoren auf die Köpfe falle. — In Philadephia rühmt C. die mannichfaltigen Anstalten, welche zur Unterstützung und Aufnahme Armer und Kranker vorhanden sind. Darunter befindet sich auch ein Hospital, in welchem Jedermann Unterkommen findet, mit andern Worten, für hülflose Leute, die gern bezahlen wollten. Die Fonds werden auf sehr sinnreiche Weise herbeigeschafft. Gegen 500 Dollars kommen jährlich ein durch die Ausstellung von West's Bild, Christus wie er die Kranken heilt, das in einem großen Zimmer der Anstalt aufbewahrt wird. Es ist jedoch nur eine Copie. Als nämlich West das Original beendigt hatte, welches er dem Hospital schenken wollte, bot man ihm aus England 3000 Pfund dafür. Unbemittelt, wie er war, nahm er das Geld und erfüllte seinen wohlthätigen Vorsatz durch eine Copie. — Die beigegebenen „illustrations" bestehen in einer Karte, einem Blatte mit den Facsimiles der Unterschriften der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und aus zwölf schönen lithographirten Ansichten.

Tour of the american lakes, and among the indians of the north-west territory in 1830; disclosing the character and prospects of the indian race; by *C. Colton*. Zwei Bände. London 1833.

Dieser Reisende hat den Vorzug, daß er wesentlich von dem Wege der meisten Andern abweicht und uns in minder bekannte Regionen führt. Er landet zwar ebenfalls in Neuyork und geht dann landeinwärts; allein die Niagarafälle, das gewöhnliche Ziel einer Tour in Amerika, halten ihn nicht auf. Im August 1830 ward eine Commission von der Regierung der Vereinigten Staaten in die nordwestlichen Gebiete abgeordnet, um dort ein „Rathsfeuer" anzuzünden und eine Pfeife mit einer öffentlichen Versammlung der Häuptlinge der indischen Stämme zu rauchen, wobei gewisse Streitigkeiten geschlichtet und mehre Angelegenheiten geordnet werden sollten. Dieser Expedition schloß sich der Verf. an und liefert sowol von ihr wie von der Lage jener Volksstämme und dem Benehmen der Amerikaner gegen sie ausführliche Nachrichten. Auch auf den Ursprung der Indianer läßt er sich ein und gefällt sich darin, sie mit einigen amerikanischen Autoritäten von den Juden abstammen zu lassen. Der Verf. mag seine Theorien, wir wollen seine berichteten Thatsachen behalten.

Narrative of a tour in North-America, comprising Mexico, the mines of Real del Monte, the United-States, and the british colonies: with an excursion to the island of Cuba. In a series of letters, written in the years 1831—32, by *Henry Tudor*. Zwei Bände. London 1834.

Abermals ein unbefangener Berichterstatter. Von britischer Eifersucht ist hier keine Spur, ja der Verf. ist im Gegentheil stolz auf die Abkömmlinge seines Vaterlandes und geht so weit, seinen Landsleuten, wenn einst Altengland, wie andere mächtige Reiche vor ihm, von dem Gipfel seiner Größe gestürzt werden sollte, an den Küsten Amerikas ein zweites und größeres Britannien zu verheißen, wo sie echt englische Denkungsart finden und sich zu neuer Größe aus der Asche des Mutterlandes emporarbeiten können. Die umsichtige Ruhe, mit welcher der Verf. seinen Gegenstand behandelt, die Unparteilichkeit, welche sich überall ausspricht, ist ganz geeignet, seinen Meinungen Credit zu verschaffen. Er tadelt selten, ohne die Abhülfe des Gerügten von der fortschreitenden Civilisation vorauszusehen. Englischen Auswanderern empfiehlt er besonders Obercanada, was nach seiner Ansicht die meisten Vortheile bietet. Die Abfertigung der Mis Trollope hat er sich ebenfalls angelegen sein lassen. — Von Neuorleans, das er als ein Sodom und Gomorra schildert, segelte er nach Cuba und dann nach Mexiko. Nach Bullock, Ward u. A. liefern seine hierher gehörenden Mittheilungen nur wenig Ausbeute. 80.

Notiz.

Um 1804 ward in Bukarest die Frage aufgeworfen: auf welche Weise muß ein Wörterbuch der griechischen Sprache abgefaßt sein, wenn es unsern (den griechischen) Schulen Nutzen gewähren soll? Gleichsam als Antwort darauf erschienen das „Λεξικόν" des Griechen A. Gasis (das, in drei Bänden, von mehren Griechen in Wien unter Aufsicht des genannten A. G. bearbeitet, zu Venedig, 1809, 1812 und 1816 herauskam) und der sogenannte „Κιβωτός" (d. i. Arche der griechischen Sprache), von welchem jedoch nur, so viel wir wissen, ein einziger Band (bis zum Buchstaben Δ) in Konstantinopel 1817 unter Mithülfe mehrer gelehrter Griechen gedruckt worden ist. Das erstere hatte das Wörterbuch von Schneider, das zweite Stephanus' „Thesaurus" zur Grundlage. Später, 1826, erschien, auf das Riemer'sche gegründet, das Wörterbuch von Kumas. Indeß war das Lexikon von Gasis gänzlich vergriffen, und auch das von Kumas, ungeachtet seines hohen Preises, selten geworden. Daher war schon vor ungefähr drei Jahren bei einigen Griechen in Griechenland selbst der Vorsatz rege geworden, das Wörterbuch des Gasis von Neuem herauszugeben; aber die politischen Verhältnisse des Landes hatten die Ausführung verhindert. Gegenwärtig ersehen wir jedoch aus einer, von Athen d. 15. Oct. 1833 datirten Ankündigung, daß das Vorhaben nunmehr, und binnen einem Jahre längstens, verwirklicht werden soll. Das Lexikon selbst soll möglichst vollständig sein und zugleich auf die Etymologie und Prosodie sowie auf die neue Sprache Rücksicht nehmen. Es wird in zwei Quartbänden erscheinen; der Preis ist für Subscribenten in Griechenland zu 80 Drachmen (die Drachme = einem Zwanzigkreuzer) oder 18½ Distila (d. i. Speciesthaler), außer Griechenland aber zu 14 Distila, für Nichtsubscribenten zu 16 bestimmt. 17.

Hierzu Beilage Nr. 4.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 26. April 1834.

[...]e von Johann Heinrich Voß, nebst erläuternden Bei[...]gen, herausgegeben von Abraham Voß. Dritter [B]and in zwei Abtheilungen. Halberstadt, Brüggemann. [18]31—33. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Wie gut, daß die letzte Abtheilung, welche lange auf sich [...]n lassen, endlich erschienen! Denn sonst wären vielleicht [...]Buche die Leser ausgegangen. Alles im Leben des Ver[...]nen ist idyllisch, auf kleinen häuslichen Kreis der Familie, [...]eistige Gemeinschaft mit wenigen Freunden eingeschränkt, [s]elbst die Wissenschaft des Alterthums, die classische, zum [Verst]ändnisse der Griechen und Römer nöthige Gelehrsamkeit [...] gleichsam ein Vorrath für das Haus, mit welchem man [...]edürfnisse desselben befriedigt und den Genuß des friedli[chen] Daseins vervielfältigt. Unser Jahrhundert dagegen ver[...]ht immer mehr das umgrenzte Leben des Hauses und idyl[lische] Freude; es will ins Oeffentliche, will wirken in großen [Verhä]ltnissen, rüttelt und baut früher am Staat und Völker[...] als am eignen Herde, erfüllt schon die Schuljugend mit [...]ken von Revolution und Regierungsform, treibt sie hin[...]n die Unruhe der Welt und fremde Welttheile. Gibt es [...]einzelne Dichter, bei denen idyllische Anklänge merkbar [...]n, so sind dieselben doch viel weniger vorherrschend oder [...] nächste Wirklichkeit tönend als bei dem Pfarrer von [...]u, und es werden keine Heulieder oder Kartoffellieder [...] angestimmt. Dieser Unterschied des Geschmacks ist nach [...] Richtungen kenntlich; unserer unruhigen Zeit genügt nicht [...] die Ruhe des einfachen Stilllebens mit seinen kleinen Er[...]n und Abwechselungen; man treibt sich lieber umher in [...]städten als auf dem Lande, sucht rauschendes Vergnügen [...]rschmäht die bescheidene Lust; auch Schriftsteller müssen [...] nach fügen, wollen sie anders gelesen sein; und wünscht [...]ch den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt recht zu ver[gegenw]ärtigen, so vergleiche man den Schriftsteller Voß und [...] Freund Gleim mit Denen, die etwa neuerdings am Ho[...] der Lesewelt glänzen.

[R]ef. hat nun seinerseits von jeher nicht eben die Lebensen[ge ge]liebt, hat sich gern freier Aussichten, der Abwechselung [...]uheit der Gegenstände gefreut, auch das Einförmige und [...]ende des Daseins durch Anregungen verschiedener Art zu [...]en gesucht. Dennoch findet er in der abgeschlossenen [...] eines patriarchalischen Hausstandes manchen Reiz und [...] sich heiter in die Mitte desselben durch Beschreibungen, [...]eilt das Behagen Derer, die sich darin wohlgefallen. [...]en Genuß hat er an der Lebensbeschreibung Voß's ge[...] und gehört insofern mehr zu den Lesern eines vergange[nen Ja]hrhunderts als des jetzigen. Den Hausvater und die [Mu]tter sieht er vor sich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, [hom]erischer Einfachheit, nur ohne das Rohe Homerischer [...] mit moderner Theilnahme am Bücherwesen, aber nur [...]sch Anklingendes liebend und suchend, wie im Umgange mit [...]n. Alles Phantastische, Mystische, Zweideutige wird ab[...] in der Religion, wie in jeder Lebenserheiterung; der[...]ist und dieselbe Form herrschen im Schulhause zu Eu[tin ...]em wohnlichen Thurme zu Heidelberg. Beide Eheleute [...]s vollkommen einig in Gedanken, Wollen und Wün[schen ...]ide lieben kleine häusliche Feste, Geburtstage, und ver[...] sie durch Hexameter, beide leben ganz für einander und [...]Kinder, denen sich dieser Familiensinn mittheilt; das Un[...]che wird gemeinschaftlich getragen, das Abänderliche gemeinschaftlich ins Gleiche gebracht. Die überlebende Ehegat[...]tin erzählt dieses in ihrer vortrefflichen meisterhaften Weise, sicher und ungesucht im Ausdrucke, voll fester Gewißheit, es müsse Jegliches nicht anders sein, als es war, und reich erhoben durch die Erinnerung an vergangene Tage und an unverbrüchliche Liebe und treue Genossenschaft bis an den Tod. Dabei bilden denn die Berührungen mit andern Menschen, das daraus hervorgehende Verhältniß und die abwechselnde Lebenslage gleichsam Verzierungen und Blumenkränze.

Zu Anfange des ersten Zeitraums — vom Herbst 1778 bis Sommer 1782 — lebt Voß noch im kleinen Otterndorf als Schulmann. Die Mutter aus Mecklenburg zieht zu ihm und bringt einige Mistöne ins Haus, da diejenige Unterhaltung, wonach sie sich sehnte, nicht verschafft werden konnte, bis sie sich darein ergab. Söhne werden geboren, im Garten wird kein Fleck ohne Anpflanzung gelassen, eine Reise nach Hamburg zur Erfrischung gemacht, wobei die Ueberfahrt über die Elbe gefährlich genug von Statten ging. Aber nun erkrankte an Marschfiebern die ganze Familie. Voß hatte wol früher auf der Karte sich einen andern Wohnort ausgesucht, und Eutins Lage hatte ihm gefallen. Mitten im Fieberjammer schrieb Stolberg, die Schulstelle in Eutin sei offen, er selbst verheirathe sich, und man könne vereint an demselben Orte leben. Die Hadler ließen ungern ziehen, und der Abschied von ihnen ward schwer.

Bei der Ankunft in Eutin machten unsere Reisenden die Erfahrung, wie ganz anders ein Ort auf der Karte und nach Beschreibungen aussieht als in der Wirklichkeit. Eine gute Wohnung zu finden, ist in solchem Falle das Erfreulichste; hier war sie schlecht, man konnte von den wenigen in Hamburg eingekauften Sachen kaum die Hälfte stellen, ein Kuhstall mußte das meiste aufnehmen mit der Familie selbst, und — es starb ein Sohn. Dafür konnte die schöne Gegend nicht entschädigen, auch nicht Stolberg. Wer des spätern Verhältnisses mit diesem Manne gedenkt, wird es nicht idyllisch und wohlthätig finden, und wirklich zieht damit ein schwarzer Schatten durch das häusliche Gemälde der Eheleute. Sie haben, was sie thaten, der Wahrheit und sich schuldig zu sein geglaubt, wohlwissend, in welchem nachtheiligen Lichte sie Manchen erscheinen und wie vielen Tadel sie erfahren würden. Eine solche feste Ueberzeugung ist zu ehren, auch wenn man geneigt sein möchte, die Härte der That zu misbilligen. Vorzeichen der Ungefügigkeit gibt die Darstellerin schon mit folgenden Worten zu erkennen: „Grenzlinien zwischen Adel und Räthen waren in Eutin scharf gezogen, noch schärfer zwischen diesen und den Unbetitelten, zu denen der Rector gehörte. Die zweite Classe näherte sich dem Adel stets mit Ehrfurchtszeichen, die letzte Classe zog schon in der Ferne den Hut ab, wenn sich etwas zum Hofe Gehöriges blicken ließ...... Alles, was sich mit Büchern beschäftigte, hieß gelehrt, ward auch wol bespöttelt." — Stolberg indessen, „damals äußerst lebhaft und unwiderstehlich liebenswürdig", besuchte den Freund alle Abende und brachte poetische Arbeiten. Auf dem Rathhause ward vorläufig der Familie eine bessere Wohnung angewiesen; sie war zu groß und außerdem unruhig. Im Frühlinge wurden mit Stolbergs manche Landpartien veranstaltet, Lieder dabei gedichtet, und im Winter das Weihnachtsfest zu Tremsbüttel, einem Gute des Grafen Christian, gefeiert. Doch sehnt sich Voß wieder nach Hause, und 1784 wird eine gute Wohnung mit Garten am See bezogen. Nun begann ein gemüthliches Leben, nur Besuche unterbrachen oft dessen Einfachheit, wobei die Hausfrau rücksichtlich der Einnahme und Ausgabe gesteht: „Recht schwere Stunden hat mir das Kleinbesorgen oft gemacht in der nicht kleinen Reihe von Jahren, wo

---

*) [Üb]er den ersten und zweiten Band vgl. Nr. 237 d. Bl. f. 1829 [...]eil. 29 f. 1830. D. Red.

das Gleichgewicht zu halten eine Aufgabe war, die meine Kräfte überstieg." Gerstenberg, Kapellmeister Schulz, Cramer aus Kiel, Stolbergs und Andere waren die Besuchenden.

Zwischen Stolberg und Voß entstand schon Spannung bei Gelegenheit der Kritik über des Erstern Arbeiten, und dem Grafen war nicht recht, daß der Schulmann nicht Alles mit Jubel aufnahm, was im Stolbergischen Hause gefiel, z. B. Stilling's „Jugend" und Hippel's „Lebensläufe". Kostgänger und Krankheiten machten häuslichen Verdruß, Voß's Reizbarkeit nahm zu, wie seine Gesundheit weniger fest wurde, seine täglichen sechs Schulstunden wurden ihm schwer. „Er konnte heftig werden, daß ihm harte Worte entfuhren, Gegenworte wirkten schädlich, noch schädlicher Thränen oder gänzliches Stillschweigen." Mit der Zeit durch gegenseitiges Bestreben verloren sich diese Mistöne. Durch das Eintreten des Schwagers Boie als Conrector ward der Rector glücklich erleichtert.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Agnes erhielt Stolberg eine Gesandtschaftstelle in Berlin, vermählte sich dort zum zweiten Male und reiste nach Italien. Voß erhält Zulage und einen zweiten Gehülfen zur Schularbeit, veranlaßt durch einen wiederholten Ruf nach Breslau. Als Stolberg aus Italien zurückkehrte, begannen die alten Verhältnisse sich zu lösen. Sehr schlimm ist es immer, wenn dergleichen verschwindet und es dennoch den Schein haben soll, als sei das Alte geblieben. Der Graf machte ein großes Haus, wohin die einfachen Schulleute nicht paßten. Dann kann die Fürstin Gallizin mit Overberg, „eine Frau im Anfange der Vierzig, von sehr angenehmer Gestalt, heiter, freundlich und einfach"; ihr Einzug, ihr Leben im Stolberg'schen Hause, das allmälige Hervortreten kirchlich katholischer Gesinnung wird anmuthig beschrieben. Andere katholische Besuche folgten. Bei geringem Anlaß erhielt die Frau einen stürmischen Brief des Grafen, worin stand: „eine Frau, die so von ihrem Manne geliebt würde, müsse alle Kraft darauf wenden, ihn anders zu machen". — Doch, wie dieses Zerwürfniß entstanden und weiter gegangen, ist ja in eignen Druckschriften zu lesen.

Bei zunehmender Reizbarkeit, wenn der Rector erschöpft aus der Schule kam, entstand wol der Wunsch: wenn doch eine mäßige Pension es möglich machte, die Stelle aufzugeben! Dazu starb sein Schwager, der Conrector, nach langem Leiden. Er ward durch Bredow ersetzt. Gleim bezeugte mit Rath und That seine rührende Theilnahme. Das Uebelbefinden Voß's nahm zu, und der Arzt sprach bedenklich. Kleinere und größere Reisen waren am wohlthätigsten. Die Verhältnisse zu verschiedenen bekanntern und unbekanntern Personen werden mit festen Umrissen geschildert. Von F. H. Jacobi, der nach Eutin zog, heißt es: „Innige Freundschaft konnte sich bei ihnen nicht gründen, dazu waren die Grundzüge ihres Charakters und ihre Lebenswege zu verschieden". Jacobi richtete sich glänzend ein, suchte mannichfaltigen Umgang als Bedürfniß, der an seiner Geistesthätigkeit Theil nehme, sodaß Voß sagte: „Er möchte gern meine Erziehung übernehmen und einen Philosophen von System aus mir machen, aber dazu bin ich verdorben". Jacobi dagegen ermahnte wie Stolberg die Frau: „sie solle mitwirken, daß Voß durch Zurückziehen von der Welt nicht einseitig und grämlich werde". Aber der Pfarrer von Grünau befand sich still und ruhig im Hause am besten. Mit J. G. Schlosser, der gleichfalls in Eutin sich angekauft, gab es wenig Umgang. „Seine Stimmung konnte nur Bedauern erregen, da der noch so kräftige Mann ein Leben ohne Thätigkeit nicht ertragen konnte. Zur innern Thätigkeit fehlte ihm Freudigkeit, und so mußten alle Gegenstände um ihn seinen Unmuth entgelten. Später nahm er ein Amt in Frankfurt an, und seine Heiterkeit kehrte wieder". Mit Stolberg's Uebertritt zum Katholicismus war die Trennung zwischen den alten Freunden entschieden. Vielerlei Gedichte in Voß's Werken beziehen sich auf diese Lebensverhältnisse; denn wie die Blumen im Garten am See entkeimten poetische Ergießungen dem Thun und Treiben des Hauses. Schon lange vor allen spätern Erfahrungen hatte Voß einst an seinen Esmarch geschrieben: „Ich lerne täglich, wie Wenige für die Freundschaft ein Herz haben; selbst unter Leuten, die mir gut sind, wie wenige befriedigen die ganze Inbrunst, mit welcher meine Seele ihm nachstrebt! und wie oft umarme ich statt der Syrinx ein säuselndes Schilf!... Doch ist nichts so kränkend, als von Freunden in solchem Grade misverstanden zu werden, daß die Ungleichheit der Seelen und die bisherige Täuschung einer Sympathie erhellt." Wer auf solche Weise in der Welt anfängt zu fühlen, wird sicher dann fortfahren und lernt täglich mehr lernen.

Vieles Angenehme gedachte noch Eutin, allein Vieles war auch verschwunden und die Erinnerung daran wehmüthig; am schlimmsten war die zunehmende Reizbarkeit, welche für einen Schulmann die übelste Mitgabe scheint. Einer unruhigen neckischen Jugend gegenüber ziemt die gemessenste Haltung und Besonnenheit, welche der Reizbare leicht verliert, weswegen die polternden Schulmänner besonders im Alter sehr zu erklären und zu bedauern sind. Zum Poltern war es nun bei Voß nicht gediehen, aber vielleicht kostete ihm die Selbstbeherrschung desto mehr. Er fühlte im kalten holsteinischen Winter, daß er zu Grunde gehen müsse, wenn der Herzog ihn nicht zur Ruhe setzte mit der Freiheit, sich einen Ort zu wählen, wo er hoffen könne, aufzuleben. Es geschah in einer über Erwartung günstigen Weise, welche der freundlichen Gesinnung für schriftstellerisches Verdienst und der Freigebigkeit des Herzogs wie seines Ministers von Holmer gleichen Ruhm erwirbt. Schwerlich möchte in unsern Tagen ruhesuchenden Schulmännern dergleichen gewährt werden. Artig ist noch ein Besuch in Neumühlen auf dem Sieveking'schen Landsitze beschrieben. Das Patriarchenpaar befand sich dort ungemein wohl, wollte aber Anfangs sogleich wieder davon, weil in der Nacht zu viel Unruhe im Hause wegen Vorbereitung zu einem Geburtsfeste herrschte. Da es indeß gegen Mitternacht stiller geworden und die Geburtstagsfeier doch vorübergehen mußte, blieb man und freute sich des schönen Aufenthalts sowie des Wiedersehens von Freunden.

Eutin ward im Jahre 1802 verlassen in weicher Wehmuth, besonders bei dem Abschiede vom Garten und allen gepflanzten Bäumen und Sträuchen. Der Mensch trennt sich oft schwerer von den stummen Umgebungen seines Daseins als von den redenden. Gleich den Zugvögeln suchten beide Ehegatten in Deutschland einen neuen Wohnort und entschieden vorab für Jena, wo die Söhne auf der Universität waren. Griesbach's Freundlichkeit und Wohnung machten den angenehmsten Eindruck; dennoch gedachte die Hausfrau weinend ihrer verlornen Heimat. Es kamen Vorschläge, ein Haus in der Vorstadt zu kaufen; daß die Lage desselben durch den vorbeifließenden Bach feucht wurde, daran dachte keiner. Die Wohlfeilheit des Preises zog an, der Garten auch, man kaufte und mußte viel bessern. Dennoch kam die Einrichtung für den Winter zu Stande. Aber das Flußthal war feucht, brachte Kopfweh, Zahnweh und mit ihm große Reizbarkeit. Dazu fehlte die nöthige Bedienung, und die Hausfrau will sich mancher dieser Wochen als der unglücklichsten ihres Lebens erinnern. Sogar eine holsteinische Fliege, die in der Wäsche mitgereist und in der Sonne wieder aufgelebt, ward gepflegt. Man ermunterte sich gegenseitig; es ging besser im Frühjahre, aber das heimatliche Gefühl wollte sich nicht einstellen. Anträge von Weimar und Würzburg wurden abgelehnt, letztere wegen des Wittmann'schen Schulplanes, worin Voß die hierarchische Hyder im Verborgenen erkennen wollte und mit einer scharfen Recension sich dagegen erklärte. Ein Besuch bei dem Universitätsfreunde Miller in Ulm erheiterte den Sommer, und auf der Rückreise machte Weinbrenner Plane für Heidelberg, dessen Gegend sehr gefiel, und wobei Voß ausrief: „Wir wollen uns freuen, daß wir noch wie Kinder ganz in der Gegenwart leben können". Im Frühjahre 1805 entschied für Heidelberg eine Pension von 1000 Fl. mit freiem Umzuge, welche der Kurfürst gewährte, und das neue Leben, was erwachte, schien den Beglückten ein Traum.

Hier in ihrem durch Weinbrenner eingerichteten Hause,

gegeben vom Garten, haben die Eheleute friedlich bis zu Voß's Tode, 29. März 1826, gewohnt, und die überlebende Hausfrau schildert mit derselben Ausführlichkeit wie das Andere die Krankheit und letzten Tage des Verstorbenen. In einem besondern Abschnitte wird das Verhältniß zu Schiller und Göthe angedeutet. Schiller und Voß sahen sich selten in Jena; die Schriftsteller waren zu verschieden von einander: jener vertraute auf die Kraft des Neuern, um die Alten zu überbieten, dieser hing mit Vorliebe an seinen Alten; jener empfand mit philosophischer Farbe, dieser mit einer ländlichen und häuslichen. Darum fand Voß in Schiller's Gedichten unleidlich, was Schiller Pathos nennt, in den Schauspielen machten ihm die weitschweifigen Ergießungen Einzelner und das Uebermaß der Sentenzen Misbehagen. Der Xenienalmanach verdarb auch viel, weil er unter Andern den lieben Gleim verletzte. Kränklichkeit beider Männer störte das Uebrige, wiewol sonst Schiller's herzliche Persönlichkeit anzog. Mit Göthe gestaltete sich das Verhältniß Anfangs freundlich, doch mußte dem vielseitig Bewegten ein engerer Gedankenkreis einseitig und beschränkt erscheinen. Göthe fühlte, daß Voß Schweres überstanden, und wirkte zu seinem Besten; aber die gewünschte Schonung, welche solche Lage erfoderte, lag nicht in seiner Natur. Er bedurfte einer leichtern Unterhaltung. Ueber den „Reinecke Fuchs" in Hexametern waren Beide uneinig. Dennoch schmerzte den Zurückbleibenden die Uebersiedelung nach Heidelberg. „Schiller's Verlust", sagte er, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn uns entrückt; aber die Versetzung nach Heidelberg — das fällt dem Schicksale nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht". Aus Empfindlichkeit hierüber, scheint es, und daß manche erwiesene Freundschaftsdienste nicht gefruchtet, an Jena und Weimar zu fesseln, erkaltete die Theilnahme, und es wurden für die Folge blos Grüße gewechselt.

Ueber Voß in seiner Wirksamkeit als Schulmann gibt sein Freund und Schüler Wolf einige Nachrichten, die besonders dadurch anziehen, daß sie etwas Abweichendes vom Gewöhnlichen darstellen. Wir sehen einen Schulmann, der weder öffentliche Prüfungen noch Programme liebte, in denen man gegenwärtig zum Theil das ganze Heil des Unterrichts sucht. Er gab den Unterricht in der Logik auf, weil er sich von demselben keinen großen Nutzen für die Schule versprach; er gab den Unterricht in der Religion mehr beiläufig bei Erklärung der Alten als in einer bestimmten Stunde. Er war eignen deutschen Ausarbeitungen nicht hold, weil die meisten sich dadurch gewöhnten, viel Worte über nichts zu machen; er liebte nicht Lateinsprechen und glaubte, das gute Lateinschreiben habe nur Männern früherer Zeiten gelingen können, die bei der geringen Ausbildung ihrer Landessprache die lateinische als ihre Muttersprache betrachtet hätten; Jeder könne nur in der Sprache denken, in welcher ihm von Kindheit auf die Gegenstände bezeichnet und die Begriffe entwickelt wären, Cicero würde die Disputationen unserer Gelehrten wenig verstehen u. s. w. Dagegen rühmt der Schüler und Freund, wie deutlich der Lehrer alle seine Bemerkungen mitgetheilt, wie zweckmäßig dieselben zum Verständnisse der alten Schriftsteller gewesen, wie sehr die Aufmerksamkeit der Schüler gefesselt worden, wie er die Charaktere aller einzelnen gekannt, wie gerecht er in allem Tadel gewesen, wie enthusiastisch er von allen Schülern geliebt worden, mit denen er sich wie mit Freunden besprochen, wie wohl diese sich in seiner Nähe gefühlt. Gewiß, ein solches Verhältniß ist das rechte, besser als alle Vorschrift über Lehrmethoden und wissenschaftliche Stundenvertheilung des Unterrichts; nur Geist, Liebe und Vertrauen können den Geist erwecken, nicht das todte Fachwerk einer gesetzlichen Vorschrift und das mechanische Festhalten derselben.

Noch einige allgemeine Andeutungen über den Verstorbenen — die Beigabe der Briefe ist weniger von Belang — hat die Gattin hinzugefügt. Voß ist oft über Zurückgezogenheit von der Welt und zu große Arbeitsamkeit getadelt worden, und dies hat ihn nicht selten verstimmt und traurig gemacht. Seine Freiheit in Ruhestunden wollte er behaupten, gleichwie ein Kind sich keine Aufsicht und Leitung seiner Spiele gefallen lasse. Jede Gesellschaft, wo unbedeutende Gespräche mit einer Art Anstrengung lebhaft erhalten werden mußten, machte ihn entkräftet und unmuthig, nicht die abwechselnde Thätigkeit. Störung zur Unzeit konnte ihn aufbringen, und die Hausfrau hatte in dieser Beziehung zu lernen. Im eignen Hause sah er gern Gesellschaft, nur mußte Anstrengung und Zurüstung vermieden werden; gleichfalls eine Aufgabe für die Hausfrau. Ganz angemessen dem Grundcharakter dieser Sinnesart, welche Ref. besprochen, hegte er mit Hölty einen Lieblingstraum seiner Jugend, sie möchten beide als unabhängige Männer die schönsten Gegenden von Deutschland und Italien durchwandern, um das Leben und die Geschäfte der Landbewohner veredelt in Liedern und Idyllen darzustellen. So lange die Kinder bedeutende Unterstützung bedurften, ward an Bücher wenig gewandt, erst später mehr. Ein kirchliches Gesangbuch für die Gemeinde von Grünau zu schreiben, war in früherer Zeit ein Lieblingsgedanke, und überhaupt einen Gottesdienst nach seinem Sinne mit größter Einfachheit für dieselbe Gemeine zu ordnen. Frühlingsfeste, Erntefeste und Anderes sollte damit verbunden werden, auch die Frau Pfarrerin, und was sie einzuwirken hätte, war dabei nicht vergessen.

Und so will Ref. allen noch vorhandenen Freunden eines Voß'schen Idyllenlebens die Schilderungen desselben empfehlen. Sind sie dem Manne sonst nicht gewogen wegen seiner litterarischen Fehden, so können dieselben hier im Häuslichen vergessen werden, wie denn auch in der Darstellung nur Weniges daran erinnert. Freilich, an Liedern und Hexametern des Altmeisters müssen sie Geschmack finden. Aber, o Schicksal! die Biographie erzählt von einem großen Garten, der hinter dem Rathhause von Eutin befindlich gewesen, und dessen Benutzung von der Familie, als sie auf dem Rathhause wohnte, ungeduldig gewünscht wurde. Inzwischen hatte ihn ein Senator in Pacht und wollte den Schlüssel nicht hergeben, ehe er für gelieferten Dünger die Zahlung empfangen. Dies gab Veranlassung zu dem Billet (im vierten Bande der sämmtlichen Gedichte), welches vielen Beifall fand, besonders bei Hofe, und noch am nämlichen Tage ward der Schlüssel eingehändigt. Ref. erinnerte sich nicht des Gedichtes und hatte die sämmtlichen Gedichte nicht zur Hand. Da werden ihm die neuesten Zeitungen gebracht, und auf dem Umschlage stralt ihm entgegen das Billet — auf dem Makulaturbogen! 9.

Romanenliteratur.

1. Die Witwen. Roman von Henriette Hanke, geborne Arndt. Zwei Theile. Hanover, Hahn. 1833. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Nicht so durchdacht, ineinandergreifend und anspruchlos, als wir von der Verfasserin gewohnt sind; die Schreibart hat sogar hier und da einen Anflug von Erkünsteltem. Die eine Witwe, überbedenklich, dem Jugendgeliebten die Hand zu reichen, weil ihr Vater ihm einer bösen Schalkheit fähig glaubte, hängt so lose und locker mit dem Plan des Romans und den handelnden Personen zusammen, daß sie mit sammt ihrer Großmuth, Duldung und ihrem etwas abgeblichenen Bräutigam, dessen Unschuld endlich auf die wunderlichste Weise bewiesen wird, aus der Geschichte scheiden könnte, ohne daß man eine Lücke spüren würde. Eine andere Witwe kommt blos, um zu verschwinden. Eine dritte alte und häßliche plagt die Leute und ist zur Nebenhandlung, die als solche zu viel Raum einnimmt, unentbehrlich. Eine jugendliche weibliche Gestalt, von der man nicht weiß, ob sie Frau oder Mädchen ist, denn der Trauung folgt unmittelbar die Scheidung, ist die Heldin davon, eigenthümlich durch Gesinnung und Lage, sich Gefallsucht und Liebe einredend, von nachdenklicher Art und doch größere Unbesonnenheiten begehend als die Leichtsinnigste. Bei alle dem ist jede Falte dieses seltsam geformten Charakters gut motivirt, nichts Ver-

zerles, Unnatürliches darin. Man wird sie nicht lieben, aber sie begreifen und bedauern. Mit noch einer Witwe ist das anders; das Misbehagen, das sie empfindet, theilt sie auch den Lesern mit und kann ihre Urheberin schelten, daß sie ihre Launenhaftigkeit ohne Grazie ließ. Auch dies schön vergoldete Töpfchen findet seinen Deckel, wie denn beim Schlusse sich so ziemlich Alles paart. Mit Ausnahme des jovialen Justizcommissairs sind die Männer im Roman, der füglich um die Hälfte kürzer hätte sein können, so von dünnleibiger, knickbeiniger Art, wie sie Frauen zu zeichnen pflegen, die zu Schatten werden, wenn der Betrachter ein wenig derb sie antippt.

2. Kornblumen. Gesammelte Novellen von H. G. Zehner. Erstes Bändchen. 1) Benoni und Leila. 2) Welly. 3) Der Novemberabend. 4) Walhinda. Hanau, Edler. 1834. 8. 1 Thlr.

Wie mancherlei kann Eins im Fluge lernen, und noch dazu da, wo er blos Unterhaltung suchte! So erfährt man in „Welly", daß 1711 es in Guinea einen Staat der Widahs gab, mit europäischer Sittigung, Thun und Wesen; das Abweichende bestand mehr in fremdartigen Ausdrücken als in der Sache selbst, wie etwa Jemand ein Maskenkleid anlegt und den Scherz neckend fortsetzt, jedoch so, daß nicht der wohlbestandene Herr N. deutlich durchblickte. So sind denn diese Widahs-Fürsten und Gewaltige, die schwarzen Priesterinnen, griechisch von Gesichtszügen und Wuchs mit nachgeahmter Curtis-Naivität, eigentlich nur verkleidete Europäer, die von dem phrasenreichen Guido, dem Neffen des tyrannischen Directors der französischen Factorei in Guinea, in einen Idealstaat gebracht werden, von dem zwar kein geographisches Lehrbuch, aber der habitué der Leihbibliotheken recht viel weiß. „Walhinda" macht uns mit den Sitten unserer Vorvordern bekannt, das Heidnische mit dem Christlichen seltsam mischend, sodaß man auch da auf einer Maskerade zu sein glaubt, wo die Verlarvten den angenommenen Charakter nicht zu behaupten wissen. Besser gelingt dies in „Benoni und Leila", einer achtungs- und liebenswerthen jüdischen Familie in Konstantinopel, die bei den Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen, durch den Sturz der Janitscharen unter dem jetzigen Kaiser herbeigeführt, glücklich entkommt und nach Deutschland sich rettet. „Der Novemberabend" lehrt, daß Fieberkranke phantasiren können, obgleich sie im gesunden Zustande der Einbildungskraft völlig baar und ledig sind.

3. Zweibein's sämmtliche Werke. Zweiter Band. — Auch unter dem Titel: Siebensachen. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 1 Thlr.

Das visum repertum über diese Todgeborenen möchte etwa lauten, daß die Verse ganz nach dem Schnitte derjenigen sind, welche Heißsporn in „Heinrich IV." für die Poesie auf Messerscheiden erklärt, daß die Prosa ihr als gleiche Hälfte sich anreiht, und daß es Einen freut, wie nicht Jeder, der auf dem Fichtelberg herumspaziert, sich einbildet, seine trivialen schwommigen Gedanken zu Jean Paul'schen Ideen hinaufschrauben zu können, und ihm gleich zu sein, weil er auf derselben Stelle wandelte, dabei noch den schrecklichen Einfall hat, die überschwengliche Einbildung mittels der Druckerpresse in alle Welt auszuposaunen.

4. Cypressenzweige von G. Werner. Zweiter Band. Köslin, Hendeß. 1833. 8. 21 Gr.

„Der verlorene Sohn" ist nicht von der schlimmen Gattung, er will nur nicht Kaufmann werden, wie der Vater wünscht. Darum braucht er auch nicht Schweine zu hüten und die Reue nicht bis zur tiefsten Zerknirschung zu treiben. Nicht neidisch empfängt ihn der an seine Stelle getretene Vetter, er entsagt ihm zu Gunsten der Braut, von dem Heimgekehrten geliebt, und so endigt sich die Geschichte auf die vergnüglichste Weise. Den auffallendsten Gegensatz bilden die beiden übrigen Erzählungen, aus denen Spötter eine Nutzanwendung ziehen können, sicherlich den Absichten des Verf. schnurstracks entgegen. Wer will, kann aus „Liebe und Täuschung" lesen, daß, wenn der Sohn nicht so gehorsam und die ihm aufgedrungene Braut nicht so verschämt gewesen wäre, jener nicht verzweifeln, diese sich nicht um ein verfehltes Dasein abhärmen müssen. Aus dem „Harfenspieler oder Opfer um Opfer" wäre ohne viele Spitzfindigkeit der Schluß zu folgern, daß eine Zigeunerin Recht behält, der Bruder Schuld an des Bruders Tod ist, und wenn auch Alles gethan wurde, den Einen in enge Klostermauern zu bergen und ihn vom Bruder fern zu halten.

5. Selma's Erzählungen aus der Romanenwelt des wirklichen Lebens. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Aarau, Sauerländer. 1834. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Alle diese vier Erzählungen tragen das Gepräge äußerer und innerer Wahrheit, sind rührend, aber nicht larmoyant, die Betrachtung ist ernst ohne Empfindelei, die Verf. sieht die Männer nicht blos durch die weibliche Brille an, welche bald vergrößert, bald verkleinert und stets die Züge über das richtige Verhältniß hinaufrückt; sie ist gerecht gegen das starke und gegen ihr eignes Geschlecht, auch kann man ihr nicht vorwerfen, daß sie die Frauen vergöttere und die Frau nicht leiden möge. In der letzten Geschichte: „Die Hausfrau", kämpft sie nun wol für eignen Herd, jedoch ohne Bitterkeit und Kathederton.

6. Meiner Laune bunte Blüten von W. Lindner. Drei Theile. Auch unter den Titeln: Pawlina, die schöne Stumme aus Gründorf. Novelle. Balduin, der Sohn dreier Väter. Novelle. Die Folgen eines Rendezvous, oder der fürstliche Maskenball. Novelle. München, Jaquet. 1833. Gr. 12. 2 Thlr.

Was in „Balduin" und den „Folgen eines Rendezvous" frisch und wohlgestaltet auf den Beeten blühte, von denen es gepflückt wurde, ist, ohne Kunstsinn zusammengebunden, ein nicht sonderlicher Strauß geworden, zu dem die Laune Provincialismen (wie gewunschen) und gehäufte Unwahrscheinlichkeiten gab. Das bekannte Drama „Yelva" ist ziemlich ganz und gar in „Pawlina" gewandert, die unbedeutenden Abweichungen davon sind just nicht als Verbesserungen zu erachten.

7. Die Macht des Geschickes. Drei Erzählungen aus dem Französischen von Champavert. Ludwigsburg, Baumann. 1833. Gr. 12. 18 Gr.

Trauriges Specimen der Macht schiefer Richtungen, des Unglaubens, der Ueberschätzung, die bei dem genialen Kopf Zerwürfniß mit sich, ein Dasein ohne Licht und Liebe in höherer Potenz erzeugen, das Wesen von mindern Gaben zur Larve entstellen und höhnender Verzweiflung in die Arme schleudern. Unser Verf. ist ein solcher krampfhafter Auswuchs unserer Tage. Gegen Alles, was Religion, was bestehende Form und Sitte heißt, ansstrebend, scheint den Jüngling das Unheil betroffen zu haben, in dem einzigen Glauben, den er hegte, den seiner Ueberschwenglichkeit, seiner Originalität, keine Anhänger zu finden. Die Welt, die ihn verkannte, verdiente es nicht ihn zu besitzen, und so erstickte er sich. Sein Nachlaß schlägt die Vermuthung nieder, daß eine große, nur noch misgeleitete Kraft, die sich reinigen können, in ihm untergegangen. Weder an Erfindung, noch an Gedanken ist in den drei düstern Nachtstücken Eigenthümliches zu spüren; die Polemik gegen die Menschheit im Ganzen, die Triebe, die Verkehrtheiten, die Bosheit des Individuums sind von den Häuptern der heutigen französischen Verzweiflungspoesie ungleich geistreicher, mit weit gefährlicherer Sophistik und Dialektik angewendet worden, als es hier geschah, wo ihre Gründe schwerlich verführen, ihre Waffen verwunden werden. Auf welcher Stufe der Kunstsinn des Verf. sich befand, wird aus den Lobsprüchen klar, die er faden, manierirten und aufgeblasenen Schriftstellern ertheilt.

58.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 117. — 27. April 1834.

ichte von Hoffmann von Fallersleben. wei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 12. Thlr.

Wie die neuere deutsche Poesie in ihrer Gesammtent- lung, so zeigt besonders unsere moderne Lyrik einen derbar verschlungenen Charakter und trägt die Spu- der oft versteckten Windungen, welche sie, um frei Lichte des Tages zu gelangen, nehmen mußte. Die- ich vielfach verzweigende Fortgang der Lyrik durch alle me, hinauf- und hinabwärts ist eine Seelenwande- des lyrischen Geistes zu nennen. Vielfache Gestal- vom Einfachen und Natürlichen bis zum Phantasti- und Abenteuerlichen nimmt er an, gleich der wan- en Seele des Gestorbenen. Luftig und erdig, schön widerwärtig erscheint er; nach allen Dimensionen hin cht er sich, in der Breite des offenen, freien Natur- s sich ergehend, hinabstrebend in die unterirdische , um mit der Wunderlampe verhüllte Schätze zu , dann wieder sich mit Liebe versenkend in das lichte rgeheimniß der Blume, oder ganz frei und lose sich Aether selbst zugesellend; zuletzt aus allen Räumen friedigt weichend, verschließt er sich in sich selbst, wird Leid und Schmerz gequält und sehnt sich nur in blichen Seufzern nach dem ewig fernen Lichte der rheit. Für den diesem Geiste in allen seinen Meta- hosen Nachspürenden, für den Ernst des forschenden tens, welches ihn begreifen will, scheint es selbst ei- Wunderlampe oder des Zaubers des Padmanaba zu- fen, welcher zu den innersten Heiligthümern des Le- den Schlüssel enthält.

Mehr aus der Bedürftigkeit des Einzelnen als aus Bedürfniß des Volks heraus hat sich die neue deut- Lyrik gebildet, wie dies immer geschieht, wenn eine , halbvergessene Volkspoesie dahintenliegt und auf Trümmern sich die neue Kunstpoesie gestalten will. erblicken wir gleich in dem ersten deutschen Lyriker ieuen Zeit eine durchaus zerrissene und in ihrem in- hen Reichthum doch bedürftige Natur. Die Schran- welche noch in der zweiten schlesischen Schule und ausgearteten Nüchternheit dem freien Erguß des lyri- Geistes vorgebaut waren, fielen nieder, und zugleich der Genuß des Lebens in seiner Zügellosigkeit aus- rt, zum ersten Mal das dichtende Gemüth in sein Innerstes zurückgedrängt und in diesem Innersten einsam gelassen und in Schuld und Reue versunken. So bezeichnet sich der Anfang unserer modernen Lyrik in dem tiefen Günther, in welchem sich das Leben von der Dichtung ganz entschieden und fast herzzerreißend trennte.

Aber von der Spitze einer scharfausgeprägten und unglücklichen Persönlichkeit beginnend, sehen wir in der bald darauf folgenden Periode schon den lyrischen Geist sich in vielfache Richtungen zertheilen, im Aeußerlichen und Stoffartigen bereichert und wachsend, im Innern aber schon damals in seiner ersten Blüte wieder verarmend. Hier finden wir die deutschen Lyriker heiterer, freier, besonnener, aber auch selbstzufriedener und sich weniger des poetischen Geistes als ihrer formellen Kunst bewußt. Gegen die schwere und tiefe Dichtung Günther's stechen daher die hierher gehörigen Lyriker: Hagedorn, Haller, Uz, Kleist u. s. w., merklich ab. Ihr Dichten ist leichter, gefälliger, verständiger, nicht aus der Schuld des Lebens und Irrthums keimend, aber dafür auch der innersten Wurzel des Gemüths entfremdeter. Der Gegenstand des Besungenen und zu Besingenden tritt als solcher bedeutsam hervor, und der Dichter besingt ihn selbst als etwas Fremdes und spiegelt sich wohlgefällig in seiner Kunst als einer äußern Fertigkeit. Der heitere Frühling, Wiese und Wald, liebliche Scenen der freundlichen und friedlichen Natur, welche besungen werden, machen die Poesie selbst genießbarer; selbst der trocken-beschreibenden und schwülstig-reflectirenden Manier Haller's fehlt nicht der Reiz ergreifender Schilderungen, und in der Andacht, womit sich Uz aufwärts zur Feier des Höchsten wendet, fehlt nicht der milde Anstrich, daß diese Andacht selbst einem ergebenen und beruhigten Gemüthe entspringt.

Wie sich aber der lyrische Geist, weil seine Heimat und wirkliches Wesen die Tiefe des Gemüths ist, nicht lange am bloßen lässigen Spiel mit allerlei Naturscenen und Frühlingsgefühlen sowie mit der nebenherschreitenden, gewichtig thuenden Reflexion begnügen kann, dies lehrt uns der göttinger Dichterbund. In diesem Bunde sehen wir daher einmal die zweite Sammlung aus dem Zerstreuten, den wahren Weg des Insichgehens der Poesie gefunden, und zugleich Das, was in der vorhergehenden Periode fremd und äußerlich nur Gegenstand des Gedichts wurde, Natur, Gottheit, Liebe u. s. w., in

das Wesen des Liedes selbst aufgenommen. Ferner ist aber der wichtige Gegensatz anzuerkennen, welchen dieser Bund gemüthreicher Dichter gegen das abstract-religiöse Wesen der *Klopstock'schen* Richtung bildete und gegen den dogmatisch-formellen Glauben, welchen der halblyrische „Messias" der christlichen Welt aufnöthigte. Ebenso sehr aber fand, was in Klopstock's Lyrik selbst flüssig und wahres fortbildendes Element war, in jenen Bund Eingang, und die gemüthliche Seele der Klopstock'schen Lieder der Liebe fand einen noch stärkern und tiefern Nachklang in dem für jene Zeit ganz einzigen *Bürger*. Bürger, der unglückliche und am meisten von Denen verkannte Mann, welche an ihn hätten glauben sollen, ist der Erscheinung nach die Wiederholung, aber die gesteigerte, Günther's. Mehr als er selbst sein Gemüth zerreißt, zerfleischt es die Welt, aber sie vermag den in allem Elend kräftigen Geist nicht zu zerrütten. In dem Hainbunde, dessen poetisches Streben es ist, das Natürliche innig und das Innere natürlich zu machen, ist Bürger der wahre Träger des Gedankens, und darum findet er auch, was weniger Begabte, wie die Stolberge, in schöner Begeisterung nur suchen, nämlich das wahrhaft Allgemeine des Liedes in den Balladen und Volksliedern, bei welchen letztern er freilich den ungeheuern Widerspruch seiner Zeit nicht zu überwinden vermochte. In der Ballade aber ist er zum ganz Allgemeinen, zum Wesen und Gedanken der Poesie selbst hindurchgedrungen, und in dieser Hinsicht grenzt er zum Theil eng an eine viel spätere Epoche der deutschen Lyrik.

Wie nun in dem Hainbunde einmal für immer als der Keim des Liedes *das Innere des deutschen Gemüths* festgehalten war, so begann nunmehr in den ersten Liedern *Schiller's* aus diesem Innersten der Menschenbrust sich ein Strom der gewaltigsten Gefühle zu ergießen. Die Seiten, welche wir in Bürger noch embryonisch verwachsen sehen, fallen nunmehr auseinander. Das einzelne dichtende Individuum, seiner innern Macht sich bewußt, bildet auf der einen Seite Alles allmächtig aus sich hervor und deutet schon hier seinen spätern Irrthum an, der es in unverwüstlicher Freiheit hinauflockte in die unbestimmten Höhen des Ideals; auf der andern Seite sammelt ein besonnener und gemüthvoller Geist die durch alle Nationen und Zeiten verstreuten echten Elemente des Volksgesangs, und so bezeichnen *Schiller's über Alles hinausgreifendes Freiheitsgefühl* und *Herder's allseitige Empfänglichkeit* zwei gewaltig divergirende Richtungen, zwischen welche die ganze Unendlichkeit einer spätern Lyrik in die Mitte fällt.

Was aber bei diesem Auseinandertreten eines großen und reichen Inhalts nunmehr sich als wahrhaftige Mitte entschieden geltend macht, das ist *die Gegenwart des Lebens selbst in ihrer Unendlichkeit.* Nicht mehr die losgerissenen und trüben Elemente des Lebens, auch nicht einseitig ausgeprägte Extreme können Genüge leisten, sondern die Totalität der Welt will in die Gegenwart des Augenblicks, in das Jetzt des Daseins zusammengeschlossen sein. Der Geist der Lyrik will weder in der Einzelheit des heitern Naturlebens mehr zerstreut, noch in eins der ausschließlichen Elemente menschlichen Daseins gefesselt werden. Er will auch nicht blos frei und allmächtig den Weg nach oben nehmen, sondern *im Nahen gegenwärtig,* in dem Hier *will er unendlich sein.* Diese Gegenwart des Lebens in ihrer unendlichen Bedeutung hat wie in der deutschen Poesie überhaupt, so in der Lyrik insbesondere *Göthe* ergriffen. Deshalb ist die Göthe'sche Lyrik selbst ein reiches, großes und vielgestaltiges Leben zu nennen. Was von Elementen in der Zeit liegt, wenn es nur in Bezug auf das gegenwärtige und geistige Gesammtdasein des Menschen steht, finden wir hier aufgenommen. Was deshalb diesen Reichthum von Gesängen hebt und trägt, ist wesentlich der allgemeine, sich in der Gegenwart bewußte Gedanke; und dies eben, *die Poesie zur Allgemeinheit des Gedankens,* welcher nicht abstracte Reflexion, sondern an und für sich poetisch ist, *erhoben zu haben,* ist *das Werk Göthe's.* Darum aber fesselt sich seine Poesie nicht in die Grenzen weniger Jahre, als ob sie dann verstummte, sondern diese Lieder und Gesänge durchwandeln ein halbes Jahrhundert, wie das irdische Dasein des großen Dichters selbst die Welt, und sind in ihrer durchaus unendlichen Bedeutung nicht an einzelne Epochen unserer modernen Poesie, sondern *an sie in ihrer Gesammtentwickelung* geknüpft.

Zwischen dieses Walten hindurch drängt sich jedoch ein zweites unabweisliches Element, und dies ist die *Vergangenheit* selbst, mit der Fülle, Tiefe und Energie ihres Vormals. Denn an diesem muß, wie jede Gegenwart, so auch die poetische ihre Voraussetzung haben, und diese Vergangenheit, obwol schon versunken, ersteht wieder, greift in das Jetzt herein und offenbart das Ewige ihres Daseins dadurch, daß sie den Inhalt der neuen Welt selbst durchdringt. So erinnerte sich denn auch der Geist der deutschen Lyrik seines Vormals. Schon in dem Wiederaufsuchen des alten deutschen Volksgesangs fand eine solche Erinnerung statt; allein dies bildete nur erst eine Seite, und so mußte der Geist der modernen Poesie dahin gelangen, daß ihm die alte romantische Welt und ihre Dichtung *allseitig* wieder erschlossen ward. Diese Erinnerung der deutschen Poesie an sich selbst, wie sie einst romantisch gewesen, bildet in der Geschichte unserer neuern Literatur eine besondere Uebergangsepoche, welche mit dem Namen der *modernen Romantik* bezeichnet wird, worunter man deshalb kein nur formelles Wiederholen der alten Ritterpoesie, sondern die reflectirte Wiederkehr des Inhalts jener Zeit zu verstehen hat.

Es kann hier nicht die Frage sein, da das Bisherige überhaupt nur einleitend ist, den innern Mangel und Widerspruch dieser modernen Romantik, welche an ihrer eignen Mystik, sowie an dem gewaltigen Irrthum, das Vergangene nicht als ein eingreifendes Moment, sondern als das wirkliche Wesen der Gegenwart zu nehmen, scheiterte, ausführlich darzustellen. Ebensowenig verstattet uns der Raum, die allseitige Kränklichkeit dieser romantischen Schule auf ihr Grundübel zurückzuführen, welches in dem

oetischen Wahne besteht, daß aller poetische In=
lt überhaupt nur ein Geträumtes, sowie
sen Form, nicht wie es sein soll, der Ge=
ke, sondern die zufällige Mystik und Träu=
rei des Individuums sei. Insofern aber jene
nantik lyrisch war, gehört sie allerdings in diese Ein=
ng und ist in der Kürze zu betrachten.

Die romantische Lyrik Friedrich Schle=
's, Ludwig Tieck's und Novalis' hat das Ge=
isame, daß ihr der Glaube der alten romantischen
t als ein Misverstandenes zu Grunde liegt.
wird festgehalten an dem Unendlichen, welches die
: und alle Dinge hegt und trägt. Weil aber dieser
ıbe nicht mehr unmittelbar, sondern reflectirt und
n ist, die moderne Welt aber eben die Verzweiflung
m unmittelbaren Inhalt ausdrückt und nur im Be=
der Wissenschaft das Aufheben dieser Verzweiflung
ch macht, so ist Das, woran diese Poesie glaubt,
ehr ein Außerweltliches, Fernes und Fremdes. Ueber
Welten thront das Wesen. Was also das lyrische
ect empfindet, ist zuerst die Vereinsamung und Ver=
heit, demnächst aber die Sehnsucht aus diesem öden
ıde, das Aufringen nach der Höhe, wo die Erfül=
sich verbirgt. Weil jedoch das Unendliche sich auf
Weise stets fern hält und dem einsamen Dichter
us kein Genüge geschieht, so bleiben nur zwei Aus=
übrig, der eine nämlich, daß das sehnsüch=
Gemüth sich gewaltsam in die unmittel=
Form des Glaubens zurückbegibt und in
chatten und das Heiligthum einer unsichtbaren
e zurückflüchtet, sodaß also sein Sehnen und Singen
er Rückkehr zum unmittelbaren Geheimniß der Of=
ng ein Ende findet, was in der Poesie Frie=
Schlegel's und Novalis' ausgedrückt ist.
ındere Ausweg ist der, daß sich das dich=
Individuum zu dem Standpunkt der
ınnten Ironie erhebe, welche die Ferne des
chen und damit die Leerheit der Welt zwar an=
aber in seiner formellen Unverwüstlichkeit es über
innt, diesen Widerspruch seines Glaubens und Le=
ertragen, und in dem Uebermuth seines Dichtens
n Welt wenigstens den Schein gibt, als sei
dem Unendlichen wirklich erfüllt. Auch hier ist
rik vorhanden; der sogenannte Glaube spielt mit
endlichen, läßt es als Geheimniß, als „lichtes
" aus allem natürlichen Sein hervorblicken und
Ding, selbst in der Blume, im Stein, in der
s. w. versenkt sein, und betrachtet die wunder=
ıude an dieser tändelnden Mystik als das Letzte
chste der lyrischen Poesie. Dies ist die Seite,
udwig Tieck in seiner romantischen Periode
dessen Lyrik den großen Widerspruch enthält, daß
Scheine, als ob das Göttliche die Welt und
nen Gestalten durchdringe, doch die völlige
orbenheit derselben und die höchste Ein=
des dichtenden Gemüths vorhanden ist.

ı nun diese wiederum einseitige Richtung der
modernen romantischen Lyrik schon innerhalb ihrer eignen
Zeitepoche überwunden ward, insonderheit durch das im=
mer lauter und gründlicher werdende Studium der Poesie
des Mittelalters selbst, sodaß sich also jene Vergangenheit
immer mehr in ihrer Wahrheit entfaltete, andererseits aber
durch die immer mächtiger fortwirkende, durchaus concrete
und auf das Wesen der Welt gehende Lyrik Göthe's: so
war doch einer spätern Epoche der deutschen Lyrik vorbe=
halten, die romantische Schule vollends zu antiquiren.
Was hierzu in den spätern Decennien zuerst beitrug, war
der politische Schwung der Gegenwart selbst
und die alle andern Interessen fürs Erste zurückstellende
gewaltig eingreifende Weltbegebenheit. Mit
dieser aber, als deren Schluß der große Befreiungs= und
Völkerkrieg anzusehen ist, steht eine andere Richtung der
deutschen Lyrik in Verbindung, nämlich jene Volks=
und Freiheitslieder, denen es freilich, weil ja ihr
Wesen selbst etwas Aeußerliches war, an innerer Bedeut=
samkeit fehlte, deren äußere Energie und thatkräftiger Auf=
schwung jedoch ganz geeignet war, um alle mystische Be=
schaulichkeit, stille und abergläubige Tändelei für immer
aus dem deutschen Liede zu verdrängen. Freilich war das
Interesse und der Inhalt dieser Lieder selbst nur ein Tem=
poraires, und sie sind mehr in ihrer Gesammtheit als ein
nothwendiges Moment der deutschen Lyrik überhaupt zu
betrachten, als daß sie im Einzelnen von dem unvergäng=
lichen Gepräge des Poetischen bezeichnet wären.

Wenn nun die deutsche Lyrik, um den einsamen Blu=
men= und Liebesmysticismus zu entrinnen, sich nach Außen
wenden und in dem historischen Zeitereigniß eine feste
Basis suchen mußte, hiervon aber ein Seichter= und
Flacherwerden des lyrischen Geistes unzertrennlich war, so
war es der spätern Zeit, wo der äußere Sturm der Welt=
begebenheit sich legte und hiermit die darauf erbauten
Gesänge verstummten, aufgespart, die letzte und höchste
Sammlung des lyrischen Geistes zu bewirken. Wie im=
mer, so knüpft sich auch hier dieses Insichgehen aus dem
Zerstreuten, dieses Ergreifen des Wesens nach längerm
Verweilen in der Erscheinung an eine einzelne Persönlich=
keit, und so sehen wir in der neuesten Zeit in Ludwig
Uhland denjenigen Lyriker, welcher, alle gegebene Ele=
mente in sein Dichten aufnehmend, zugleich die wahre
ernste Gedankentiefe der Lyrik ergriffen hat. Beide
vorausgegangene und sich entgegengesetzte Elemente: die Ver=
gangenheit sowol, als romantisches Bewußtsein, wie
die Gegenwart, als modernes Bewußtsein, durchdrin=
gen sich in Uhland's Lyrik, und so ist er ebenso sehr als
der Fortleiter der Göthe'schen wie als Erhöher der Schle=
gel=Tieck'schen Lyrik anzusehen. Denn in Uhland's Lie=
dern und insonderheit in der durch ihn aufs Neue be=
gründeten Ballade erscheint nicht mehr der Glaube und
Inhalt der alten Romantik als ein Misverstandenes, son=
dern in seiner Wahrheit und Wirklichkeit und als völlig
Eins mit dem Inhalt der Gegenwart. Um Uhland's Be=
deutung ganz und richtig zu fassen, muß man den Fort=
schritt, welchen die deutsche Lyrik in der neuern Balladen=
poesie gemacht hat, anerkennen, und es bedürfte, um den

Dichter ganz zu verstehen, eigentlich einer Geschichte der deutschen Ballade selbst. Die neuere Ballade ist nämlich eben jene Einheit der Vergangenheit und Gegenwart in der deutschen Lyrik, und es ist daher charakteristisch, daß grade jene romantische Schule, die in das Mittelalter und seinen Glauben ganz vertieft war, es nur zur Romanze, nicht zur Ballade brachte. Hieraus folgt unwiderleglich das allgemeine, wahrhaft in der Gegenwart wurzelnde Wesen der Ballade, und wie sehr sie zu ihrem Träger den concreten Gedanken hat. In der neuern Balladenpoesie, begründet durch Göthe und Uhland, sehen wir von Seiten der Lyrik die Volkspoesie mit der Kunstpoesie wieder zusammengeschlossen, ein Ereigniß, welches die neueste Zeit zu einer höchst bedeutenden Epoche der Lyrik macht, und woraus sich die große Popularität der Uhland'schen Gesänge erklären läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze historische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des armenischen Volkes. St.-Petersburg, Brieff. 1831. Gr. 8. 15 Gr.

Die Missionsgesellschaften, welche in neuerer Zeit in fast allen Ländern Europas entstanden sind, haben es sich unter Andern auch angelegen sein lassen, unter den armenischen Christen durch religiöse Erziehung Bildung und Aufklärung zu verbreiten. Diese wohlgemeinten Bemühungen scheinen aber bis jetzt noch keinen bedeutenden Erfolg gehabt zu haben, und es ist der Zweck der vorliegenden Arbeit, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf diesen Punkt zu richten und zum Behufe der Unterstützung der Missionsgesellschaften in Anspruch zu nehmen. Zu diesem Ende verbreitet der Verf. sich zunächst über die Geschichte des armenischen Volkes und der armenischen Kirche, sodann über die Verfassung und die Lehre der letztern, und endlich über den gegenwärtigen Zustand der christlichen Bildung und des christlichen Lebens im armenischen Volke. In allen diesen Abschnitten bemüht der Verf. sich, den Zustand dieses Volkes als einen in jeder Beziehung höchst kläglichen, als ein Gemisch von Irrthum, Jammer und Sünde darzustellen und schließt sodann mit einigen Betrachtungen über die Mittel, welche bereits ergriffen worden sind oder etwa noch zu ergreifen sein möchten, um das geistige Elend dieses Völkerstammes zu mildern.

Inwiefern nun diese Schrift ihren Zweck bei der Mehrzahl der sogenannten gebildeten Christen zu erreichen geeignet sei, mag dahingestellt sein; doch muß bemerkt werden, daß sie ganz dazu eingerichtet ist, eine Wirkung hervorzubringen, welche der Verf. ganz und gar nicht beabsichtigte, nämlich die, die Zweckmäßigkeit des von den Missionsgesellschaften zur Anwendung gebrachten Verfahrens zu verdächtigen. Denn es spricht sich in dem Buche, welches aus Berichten einiger Missionnaire zusammengetragen worden ist, zwar ein vortrefflicher Wille aus, aber auch eine entschiedene Beschränktheit des Sinnes und der Einsicht. Schon der süßlich schwächliche Jeremiadenton, in welchem die Schrift abgefaßt ist, begründet den Verdacht, daß bei den Männern, welche zu diesem löblichen Werke sich mit dankenswerthem Eifer hinzugedrängt haben, wenig Thatkraft und richtiges Urtheil, aber desto mehr Rathlosigkeit und Pedanterie zu finden sein möchte. Die Missionsgesellschaften werden nicht eher erhebliche Erfolge aufzuweisen haben, bis statt der „lieben demüthigen Jünger der Wahrheit und Gehülfen am Evangelio", mit welchem gespreizten Titel der Verf. seine Mitarbeiter beehrt, Männer von Entschlossenheit und richtigem Sinne sich bewogen fühlen werden, an diesem Werke Theil zu nehmen. Der Verf. der vorliegenden Arbeit empfiehlt unter Andern hauptsächlich, den zu bildenden Völkern nicht die Einzellehren irgend einer besondern Confession aufzudringen. Diesen Rath werden Diejenigen, welche sich zu der in dieser Schrift ausgesprochenen Anschauungsweise bekennen, leicht befolgen, denn sie gehören selbst keinem der bestehenden Religionsbekenntnisse an, sondern bekennen sich vielmehr zu jenem modernen Christenthume, dessen Lehre aus Kant's „Kritik der praktischen Vernunft" geschöpft und nur, weil sie sich in ihrer Nacktheit allzudürftig ausnahm, mit einigen frommen Sprüchen aufgestutzt worden ist. Obgleich nun aber der Vorsatz, einem Volke, das man zu bilden beabsichtigt, nicht mit ungeschickter Hast fremde Lehrmeinungen aufzudrängen, sehr löblich ist, so ist denn doch noch gar vieles Andere erfoderlich, um einem so schwer zu erreichenden Ziele sich zu nähern, und zwar hauptsächlich ein Talent, welches den Urhebern dieser Schrift nur allzusehr abzugehen scheint, nämlich das Talent, das Gesunde und Ehrenwerthe in den vorgefundenen Ansichten anzuerkennen und hervorzuheben, um dadurch den Uebergang zu einer bessern Ueberzeugung möglich zu machen. Daß Diejenigen, aus deren Berichten dieses Buch zusammengetragen ist, diese Kunst wenig oder gar nicht inne haben, geht besonders aus der höchst einseitigen Weise hervor, in welcher im vierten Abschnitte die armenische Kirchenlehre beurtheilt wird.

5.

Literarische Notizen.

Eine geschätzte Volksschrift ist kürzlich zu Paris bei Levrault erschienen: „Maître Pierre ou le savant du village."

Seit Ende März d. J. erscheint in Paris eine neue Zeitung: „Le bien public, journal du dimanche, politique et littéraire". Der Herausgeber ist der talentvolle und gewandte Leon Faucher.

Von Jacob le bibliophile (Lacroix) ist erschienen: „Histoire complète du 16. siècle en France".

Von des Grafen Alexander de Laborde „De l'esprit d'association dans tous les intérêts de la communauté" ist die dritte Auflage erschienen.

Capefigue hat ein anziehendes Werk herausgegeben: „Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV.". Bei geistreicher und lebendiger Darstellung eines reichen Zeitabschnittes der französischen Geschichte gibt C. aber auch der strengen Kritik einige Blößen wie in seinem letzten Werke „Jacques II. à St-Germain".

Bérard's „Souvenirs historiques de la révolution de 1830" enthalten das Facsimile der Charte des doctrinaires.

Die Société géologique zu Paris, seit 1832 von der Regierung anerkannt, zählt bereits gegen 300 Mitglieder in allen Welttheilen. Ihr Präsident für 1834 ist Constant Prevost. Sie ist eifrig bemüht die Wissenschaft zu fördern und deren Anwendung auf die Industrie zu erleichtern. Sie gibt „Mémoires" heraus.

Michelet hat den ersten und zweiten Band seiner „Histoire de France" herausgegeben. Vorzüglich ist ihm die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters gelungen.

Die „Oeuvres" des Dichters Millevoye sind in einer neuen Ausgabe (2 Bde., Paris 1834) mit einer Biographie desselben von Pongerville erschienen.

7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 118. —— 28. April 1834.

Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Zwei Bändchen.

(Fortsetzung aus Nr. 117.)

Sollen wir endlich noch die allerneuesten Erscheinungen innerhalb der deutschen Lyrik, das eigentliche Heute, berühren, so bietet dieses einen sehr merklichen Gegensatz der Extreme dar, welche aber unwissend und unwillkürlich schon zusammengehen. Wenn nämlich einerseits in dem Süden Deutschlands die von Uhland eingeschlagene Richtung erweitert und fortgesetzt wird, sodaß in den Gesängen von G. Schwab, Anastas. Grün, G. Pfizer u. A. die schöne romantische Vergangenheit von der Nähe der Gegenwart und ihrem gedankenvollen Inhalt gehoben und getragen wird, und der gegenseitige Reflex der Gegenwart und Vergangenheit in der Innerlichkeit des deutschen Liedes, der Ballade und des Heldengesangs zum Vorschein kommt; wenn man in dieser Hinsicht den deutschen Süden vorzugsweise lyrisch nennen muß, so zeigt dagegen die Lyrik des deutschen Nordens Spuren von der übergreifenden Zerrissenheit der modernen Novellenpoesie, und während dort auf unmittelbar-poetische Weise das Wesen der Poesie und des Liedes festgehalten wird, so markirt sich hier auf schneidende und fast unheimliche Weise die Verzweiflung an der Welt und ihrem Inhalt, sowie an der Dichtung und ihren Formen selbst. Dergestalt bildete sich in der neuesten Zeit die Lyrik Heine's und seiner Nachtreter, welche als Poesie nicht in der skeptischen Innerlichkeit, in jenem Hohn des Denkens, welcher die Welt zerfleischt, besteht, wie dies in dem Engländer Byron erscheint, sondern nur in der Ausgestorbenheit der Seele, in der Oede des Herzens, nicht in der Macht, sondern in der Ohnmacht des Denkens, welches über die zerrissenen und zufälligen Elemente des Weltlebens nicht hinauskommt. Tiefer gefaßt, ist aber dieser Widerspruch im Innern des Dichters nur das Zerfallen der beiden Seiten, des Lyrischen und Epischen selbst, und es ist hier den Ausschweifungen des dichtenden Individuums für die Folge noch ein um so größerer Spielraum gelassen, da es nothwendig scheint, daß diese Fulgurationen und hohlen Blitze der neuesten Novellenpoesie sich zuvor ganz aushöhlen und entnerven müssen, bevor es zu einer höhern Potenz des Ganzen und Schönen kommen wird. Und so läßt sich annehmen, daß eine spätere und schönere Epoche unserer Lyrik nur mit der endlichen Versöhnung des Lyrischen und Epischen selbst beginnt, oder besser, mit dem Siege des allgemeinen Gedankens, welcher die Poesie als ein Totales begreift, über jene fahle Ironie, deren Vortheil es ist, die abgerissenen Theile dieses schönen Lebens langsam hinsinken und hinsterben zu lassen.

Wenn wir nun in dem Bisherigen in aller Kürze den Gang angedeutet haben, welchen die moderne deutsche Lyrik in ihrer Entwickelung nahm, so kann dies um so weniger zwecklos erscheinen, weil uns in der vorliegenden Sammlung lyrischer Gedichte eine sehr beachtenswerthe Erscheinung im Felde unserer Lyrik begegnet, jede zeitgemäße Erscheinung aber, insofern sie in der Gesammtentwickelung eines Gebietes eine Stelle einnimmt, eben in dieser Gesammtheit und nicht als ein abgerissenes Bruchstück betrachtet sein will. Am meisten aber ist in einer solchen Epoche der Kunst und Wissenschaft, wo sich aus vorhandenen, aber auseinanderfallenden Elementen ein neues, selbständig fortschreitendes und die Sache weiterführendes Wesen bilden will, dem Kritiker die Mühe nothwendig, die neue Erscheinung in ihrem Zusammenhange zu fassen und auf die Quellen zurückzugehen, woraus sie herfließt. Hier müssen die allgemeinen Merkmale, der Ausdruck, welchen der Geist der Kunst eben auf dieser Stufe führt, beachtet werden, und weder müssen blos formelle Kategorien noch gar die subjective und ganz zufällige Laune des Beurtheilers den Maßstab geben. Leider haben es vorlaute Stimmen des Tages, welche sich für kritisch ausgeben, so weit gebracht, daß ein großer Theil des Publicums solche aus dem Stegreif, aus dem Traume, aus abnormen Schrullen heraus gefällte und ganz unmotivirte Urtheile für volle Münze nimmt.

Die vorliegende Gedichtsammlung hat zuerst das Eigenthümliche, daß sie den Ausdruck enthält, wie der Geist, der sie gedichtet und gesammelt, sich an dem Studium der deutschen Poesie überhaupt ernst und würdig heraufgebildet. Es sind keine Gedichte, die aus dem Stegreif, je nachdem der Verf. diese oder jene Laune oder Stimmung gehabt, entstanden sind, sondern schon die äußere Zusammenstellung derselben, ihre Gliederung in sachgemäße Abschnitte überzeugt uns, daß es dem Dichter darum zu thun war, ein Ganzes und Geschlossenes hervorzustel-

len. Dieses vernunftgemäße und besonnene Verfahren eines Lyrikers ist weder dem Geist und der Freiheit des Lyrischen überhaupt hinderlich, noch ist es blos dankenswerth; vielmehr liegt darin von Seiten des Dichters eben das Verständniß der Zeit, das aber nicht blos aus einer müßigen Notiznahme von der Gegenwart, sondern aus der Kenntniß des poetischen Geistes und seiner immanenten Form, oder der Geschichte der Kunst überhaupt, und deutscher insbesondere entspringt. In den Abschnitten, in welche der Dichter seine Gesänge zerlegt, begegnen uns deshalb wirkliche Kategorien, und die Beachtung dieser ist nicht ein Aufsuchen zufälliger Aeußerlichkeiten. Denn in diese Kategorien zerlegt sich das Leben, die Gegenwart und Wirklichkeit selbst, und so sehen wir hier sogleich die Sache selbst hervortreten. Wir finden kein wüstes Aggregat von einzelnen Liederchen wie in andern Gedichtsammlungen, worin man liest und weiter liest mit demselben Gefühl, als schiffte man auf einem wüsten Meer, vielmehr finden wir hier im Voraus ein Maß gesteckt, ein Ziel zuvorversehen, begrenzte Gefilde, in denen es einem, eben weil die Grenze und Regel waltet, wohl sein darf. Wegen dieser Besonnenheit und Anerkennung des Geschlossenen als des Bedeutsamen, welche grade dem zerrissenen Liederwesen des deutschen Nordens nicht eigen ist, schließen sich die vorliegenden Gedichte mehr an den Süden an, und es begegnet uns hier dieselbe vernünftige Gliederung, welche in Uhland's Gesängen hervortritt. Es ist hier in der That etwas Unendliches vorhanden, kein Schweifen in das Endlose in einer stetigen Reihe etwa von hundert oder zweihundert Liedern, sondern die Unterschiede markiren sich, worein das Leben selbst sich zertheilt.

Daß aber der begabte Dichter, weil er sich doch zuerst des allgemeinen Naturlebens und seiner subjectiven Freiheit, seiner lyrischen Rechte bewußt werden muß, mit „Frühling und Liebe", mit „Wein und Gesang" beginnt, ist vollkommen sachgemäß und natürlich. Denn Frühling und Liebe, Wein und Gesang sind ja die ursprüngliche Heimat des Dichters; sie sind die Elemente, welche seine Jugend und jene Frische des Gemüths bilden, ohne welche ganz und gar kein Lied möglich ist. Hierin unterscheidet sich aber der lyrische Dichter von den andern, daß er mit sich als Individuum nicht in seinen Einseitigkeiten und Absonderlichkeiten, sondern mit sich, wie er der allgemeine Mensch ist, den Anfang machen darf. Liebe und Frühling durchdringen sich aber gegenseitig, Frühling ist die Jugend der Natur, und Liebe ist der Frühling der Seele. Dies deutet uns gleich das erste Lied an:

Im Rosenbusch die Liebe schlief,
Der Frühling kam, der Frühling rief;
Die Liebe hört's, die Lieb' erwacht,
Schaut aus der Knosp' hervor und lacht,
Und denkt, zu zeitig möcht' es sein,
Und schläft drum ruhig wieder ein.

Der Frühling aber läßt nicht nach,
Er küßt sie jeden Morgen wach,
Er kost mit ihr von früh bis spat,
Bis sie ihr Herz geöffnet hat,
Und seine heiße Sehnsucht stillt
Und jeden Sonnenblick vergilt.

So geht nun der Dichter, wie billig, alle Zustände hindurch, welche der Frühling zu eigen hat; der Frühlingsmorgen, die Blumen, Rose und Veilchen, die Sonne, die Nacht und ihre Lust wird besungen. Es ist das alte Lied, aber das ewig neue, das kein Sänger vergessen kann. Er hat sich selbst in diesem Frühling der Natur und des Geistes, aber auch die Macht und innere Fülle, sich selbst und alles Besondere in der Allgemeinheit dieser Zustände zu vergessen. Dies ist es, was der „Nachtgesang" sehr schön ausdrückt:

Wenn Liebe wie Rosen und Reben
Das Leben umgrünt und umblüht,
Da lebt sich lieblich das Leben
An Geist und an Gemüth.

Da öffnet sich jeder Gedanke
Im Augenblicke sogleich;
Drei Trauben an Einer Ranke,
Drei Rosen an Einem Zweig.

Die Bübin Sorge verschwindet
Von Aug' und Wangen hinweg;
Ihr Feind, der Frohsinn, findet
Zum Himmel Leiter und Steg.

So hab' ich in himmlischer Wonne
Noch spät um Mitternacht
Dir, meines Lebens Sonne,
Den Gruß der Liebe gebracht.

So wird der Frühling zum Rosenpfade, der zur Liebe, als dem Ziele führt. Die Liebe aber bleibt das Höchste und Letzte. Auf der Spitze ihrer Lust aber tritt das Leid hervor, und sie erscheint des Trostes bedürftig:

Laß dich immer nur verhöhnen,
Liebe kennet keinen Spott,
Trost in Thränen, Trost in Tönen
Sendet dir der Liebe Gott.

Wann die Blumen sich entfalten,
Aeugelt Gottes Sonne drein,
Herz, so laß den Himmel walten,
Dir auch gibt er Sonnenschein!

Nach diesem Trost, welchen sich die Liebe in ihrem Leid spendet, sprießt die Lust an der Welt und was in ihr Freude gibt, desto freudiger hervor. Denn

Auf den Bergen grünt die Freude,
Reift am goldnen Sonnenstrahl,
Kommt, gepflückt von Winzerhänden,
Nieder in das stille Thal.

So ist in dem Wein der wahre Sorgenbrecher gefunden, und in diesem Fund legt sich [illegible] Natur selbst desto inniger an die Menschenbrust, denn der Wein ist selbst nur die milde und alle Schwere der Erde verklärende Naturmacht. Diese Macht erhebt den Menschen:

Was irdisch ist, mag unten sein;
Ich will jetzt aufwärts wandern!
Mich führt der Zaubermantel Wein
Von einem Stern zum andern.

Wer nun aber sein schweres Erdenleben ohne diese freundliche Macht fortspinnen muß, den bedauert [illegible] der Dichter:

Wenn die ganze Welt auch dein ist,
Was man hofft und begehrt,
Und du weißt nicht, was Wein ist,
Bist du selber nichts werth.

diesem lustigen Weinmuth erscheint nun allerdings ein anderer deutsche Dichter den heitern Stoff behandelt hat) der Rathskeller einer guten Stadt, wo die Stückfässer liegen ein wahres Paradies der Erde, ches zum Himmel de seligsten Phantasien führt; aber Inhalt dieser alten Fässer bedünkt dem wohlgemuthen ker selbst nur wie in armer Gefangener, der erst frei , wenn er schön und goldig im Glase perlt. Dies uns das wunderschöne Lied, S. 37:

Herr Wirth, aß die Gefangnen frei
Aus deinem tefen Keller,
Die von der Mosel, die vom Rhein,
Den Luginsland, den Nierenstein,
Und auch der Muskateller u. s. w.

weht mild und freudig der Zauber des echten Volksgs; es ist der Uhland'sche Geist, aller lebenskräftigen chen Schatz und Eigenthum. Wer ein solches Lied gen im Stande ist, der hat wahrlich großen und n Beruf zum Volksdichter.

ber der weinlustige Mann vergißt unter trauten Geund im herrlichen Rathskeller zu Bremen nur zu daß man die Freude an der milden Naturmacht ufen muß. So finden sich leider die Gläser voll ie Taschen leer, und aus dem unverwüstlich-geniefrohen Menschen wird ein lockerer Zeisig, der aber ner Weinlust, wo er die ganze Welt umarmen , sich nicht viel daraus macht und das gute Verkegt, der Wirth werde wol zu guter Letzt borHierzu findet sich wieder ein schönes Lied im echten on:

Ein Thaler nach dem andern
Zog in die weite Welt.
Laß sie nur ziehn und wandern,
Uns bleibt ja doch das Feld.

Denn haben wir die Taschen
Nun alle umgedreht,
So borgt der Wirth zehn Flaschen,
Wie sich von selbst versteht.

Verzeihlich ist das Borgen
So bei Gelegenheit,
Wenn man zum lichten Morgen
Verfolgt die Fröhlichkeit.

Da hört man keine Klagen
Von Nahrung, Zeit und Pein,
Und wollt' es niemals tagen,
Man fände sich schon drein.

Und gäb' es keine Kerzen,
Man fände sich auch drein;
Es sprühn ja uns're Herzen
Den schönsten Augenschein.

Stoßt an! Dies Feuerzeichen
Hat uns der Wein gebracht.
Trinkt aus! die Schatten weichen
Dann aus der stillen Nacht.

Schenkt ein und immer wieder!
Gesundheit aller Welt,
Was fröhlich ist und bieder!
Der Teufel hol' das Geld!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Götter der neuen Welt.

Unsere Dichter haben lange von den Göttern der alten Welt gesungen und unsere Künstler sie in Gemälden und Bildwerken verherrlicht, warum sollten wir nicht einmal den Blick nach der neuen Welt richten, um zu sehen, ob die dortigen Völker nicht auch in ihrer Kindheit rosenfarbene Wesen kannten. Je näher verwandt wir uns den Menschen der Cordilleras fühlen, desto interessanter muß es uns sein, den geistigen Ursprung derselben kennen zu lernen. Man erwarte hier keine amerikanische Mythologie. Ich habe nur versucht, Das, was ich von neuern Reisenden las, persönlich erfuhr und aus Zeichnungen und Antiken mir vergegenwärtigte, in einen dürftigen Rahmen zu fassen und, so gut es gehen wollte, ansprechend zu coloriren, einem Andern, oder einer andern größern Abhandlung bleibt es vorbehalten, den angeregten Gegenstand möglichst zu erschöpfen.

Es hat mir viel Mühe gemacht, aus den Quart- und Foliobänden der Naturhistoriker und Reisenden eine übersichtliche Notiz zu meinem Thema zusammenzutragen. Ich habe auf dem Vatican und der pariser Bibliothek alle Abbildungen und sogar die unzähligen und ebenso schlechten Platten des Lord Kingsborough besehen, welcher gute Mann bei seiner Neigung, sich durch ein kolossales Werk über Amerika, eine Quintessenz alles Verhandenen, unsterblich zu machen, von den londoner Speculanten jämmerlich angeführt wurde. Die gelehrten Herren sind auf allen Seiten so lang und schreiben großentheils, wenn sie schreiben, so viel von Pflanzen, Wind und Wetter, geometrischen und barometrischen Vermessungen und Beobachtungen, daß man ihnen immer zurufen möchte: Bedenkt doch, daß wir armen studirenden Amphibien noch einen ganzen Ocean und eine ganze Erde außer euerm Territorium durchzuwandeln haben! Ich meinestheils will mich in den meisten Fällen, worüber uns die einzelnen gelehrten Stände aufklären, gern mit dem Resultate begnügen, das sie liefern, und es ihnen aufs Wort glauben. Das müssen wir ja doch, wenn wir ihnen nicht nachreisen und nachexperimentiren wollen. Inzwischen hätte Humboldt in seiner „Vue des Cordillières" sich ohne den astronomisch-botanischen Nimbus gezeigt und ein Werk fürs Publicum und für die gelehrte Welt geschrieben, wenn es nicht den alten Fehler hätte, daß es sehr viele Louisd'ors kostet und so groß und hoch und breit und dick wie ein römisches Meßbuch ist. Meine amerikanischen Götter sind zweifelsohne froh, daß wenigstens ein Mann sich ihrer annahm, der zugleich ein großer Gelehrter und ein guter Schriftsteller ist. *) Sie verlangen auf eine einfache und gastfreundschaftliche Weise unter uns eingeführt und nicht länger mehr als bloße Karaiben betrachtet zu werden, die sich Menschen braten und mit ihrer Haut bekleiden ließen.

Wahrhaftig, es ist schwer, diesen Umstand zu vergessen, und ich selbst nehme wieder daran Anstoß, da ich Gründe hervorsuche, ihn zu entschuldigen. Wie war es möglich, fragt man, daß die Völker von Anahuac, unter denen ich hauptsächlich das Centralamerika von Peru bis zu den Vereinigten Staaten, also das eigentliche mythologische Columbien verstehe, ihre Brüder schlachteten und verzehrten, während sie das Gute und Böse zu unterscheiden wußten; wie war es möglich, daß die alten Merikaner auf einer hohen Stufe der Civilisation standen, Gesetze, Sprache, Bilderschrift, Justiz, Cultus, eine wohlorganisirte Regierung und zu gleicher Zeit noch die rohesten, unmenschlichsten Gebräuche hatten? Vielleicht ließe sich darauf erwidern: Welcher Unterschied besteht in dem Götzendienst und priesterlichen Despotism der Heiden und der Bekehrungswuth und den Millionen Greueln, die man mit dem Christenthume beschönigte? Ist es weniger roh, weniger schändlich, wenn man Menschen schlachtet, zu Tausenden fusilirt, verbrennt, martert, die kein anderes Verbrechen begingen, als daß sie nicht mit ihren Mördern eines

*) Außer Humboldt hat ein Mönch in Meriko, Fernando de Sahagun, dem Namen nach ein Indier und also wol Unterrichteter, ein zwar nicht interessantes, aber unterrichtendes Buch über Merikos Götter geschrieben. Ich habe dasselbe excerpirt.

Glaubens waren, oder wenn man seine Feinde in dem blöden Wahn, dem Himmel zu gefallen, hinrichtet?

Es ist gar nicht bewiesen, daß die Menschenopfer in Anahuac zur Zeit der Entdeckung des Landes noch überall stattfanden; ja, es ist gewiß, daß die Mexikaner und Peruaner nur ihre Verbrecher und dem Tode verfallenen Feinde opferten, mit andern Worten, stets durch den Henker vom Priester hinrichten ließen. Verzehrt wurde die Leiche nicht mehr, oder nur in dem Innern des Landes. Der Gott Quezalcoatl, die merkwürdigste Erscheinung in der amerikanischen Mythologie, hatte schon im Jahre 596 den Tolteken, der ersten, nach Mexiko einwandernden Völkerschaft, die Menschenopfer verboten und Früchte, Mais, Datteln und Blumen vorgeschrieben.

Unsere Gelehrten, Reisenden und Philosophen gefallen sich darin, die Amerikaner von Asien herzuleiten, und dies darum, weil sie so große Aehnlichkeit in Hieroglyphen, Monumenten und Gottesdienst derselben mit denen der Völker des alten Continents und namentlich Indiens, Chinas und Aegyptens wahrzunehmen glauben. Humboldt hat viele Gelehrsamkeit erschöpft, um diese Parallelen zu ziehen, und vor ihm haben dies schon auf eine unförmlichere und ungeschmeidigere Weise die spanischen und italienischen klösterlichen Schriftsteller gethan. Die Mythen laufen auf gewissen Punkten wie Radien concentrischer Kreise zusammen. Auf diese Weise haben die Indianer ihre Schlange, die von Wischnu besiegt wird, wie die Mexikaner eine solche, die vom Adler des großen Geists, des Jupiters, Tezcatlipoca, der Sonne, was weiß ich's, geklaut wird. Zum Unterschied von der andern ist die letztere eine Klapperschlange. Das Geheimniß ist hier in der Natur der Schlange, in ihrem hämischen, schleichenden giftigen Wesen. Wo sie sich findet, da mußte der Mensch, der ja in der Urzeit mehr an figürlichen Darstellungen hängt, sie nothwendig als etwas Böses, als das Böse selbst, als den Gott der Unterwelt ansehen. Man findet fast dieselbe analoge Bedeutung mit andern mythologischen Wesen des Thierreiches.

Die Angaben über die Meinung der Westindier in Betreff des Ursprungs der Welt und des Menschengeschlechtes lauten verschieden. Im Allgemeinen läßt sich Folgendes annehmen. Die ersten Wesen der Erde waren göttlicher Abkunft und Riesen. Sie stammen von einem Paare, das sechs Kinder hatte. Jenes hieß: Ihtas Miecuatl und Ilancueitl; diese erhielten verschiedene Namen und wurden die Stammältern der sechs Hauptvölkerschaften Amerikas, nämlich: Brasiliens, Chiriguanas; Chiles, Jocazingas; Peruaner, Tampas; Algonquins, Obermississippi; Cherokesen, Untermississippi und Cicimecas, Mexikaner. Diese Völker bilden noch die Hauptsprachen des Welttheils. Die Sage geht, alles Volk sei zu einer Zeit einmal vertilgt, in Fische verwandelt worden, und nur sieben Menschen hätten sich in einer Höhle vor der zürnenden Sonne verborgen, um die Länder wieder zu bevölkern.

Da hätten wir also auch Noah und seine Familie, und zwar completter, als man nur wünschen kann, denn wir hören, daß ihre Nachkommen sogar die Idee bekommen, einen babylonischen Thurm zu bauen, und daß darob Feuer vom Himmel kam, das Werk zu vernichten.

Es liegt etwas ganz Natürliches in dem Streben nach Oben. Und wenn man erwägt, daß die ältesten Menschen von der Entfernung der Sonne und des Mondes ebenso viel wußten als ein Kind, das zum ersten Male auf einen Berg kommt und da meint, der Himmel liege auf der Erde, und die Sterne ließen sich mit Händen greifen, so wird man sie nicht schelten, daß sie Pyramiden und Thürme bauten, um sich Feuer von der Sonne und einige Uranusjohannisfünkchen herabzuholen. Ich weiß mich recht gut zu erinnern, daß mir die Lust ankam, eine Sternschnuppe mit meiner Mütze wie einen Schmetterling zu fangen.

Die Völker Anahuacs glaubten fast alle an einen obersten Gott, an einen Jupiter, Zeus, Brama, Wodan *), an einen Gott den Vater. Es ist der große Geist, Teotl und Tezcatlipoca. *) Er hat mehre Kinder, und insbesondere sind dies der Gott der Winde, Quezalcoatl, der Heiland der mexikanischen Urvölker, der Mond, Mezli, der Kriegsgott Huitzilipochtli und die Sonne Tonotiuh, welche von Vielen aber selbst als die oberste Gottheit verehrt wird. Dem Kriegsgott wurden die meisten Opfer, ganze Hekatomben dargebracht.

Ich habe nicht herausfinden können, welcher Name eigentlich der Göttermutter gebührt, da sie oft mit der Frau Anahuacs (Civacoatl) verwechselt und verschieden genannt wird. Ebenso wenig weiß ich, ob sie als Cybele, oder als Juno, oder als Venus zu betrachten ist. Die Göttinnen müssen nicht viel in Amerika zu sagen gehabt haben.

Nichts ist merkwürdiger in der Mythologie der Cicimecas als die Mythe des erwähnten Quezalcoatls, da sie bereits eine Rolle in der Geschichte der Entdeckung Amerikas spielt und wegen ihrer Analogie mit dem Christenthume von den Spaniern oft in Schriften hervorgesucht und von den Mönchen als erwünschtes Mittel zur Bekehrung angewandt ward.

Quezalcoatl, der Sohn des großen Gottes, wurde vor 1300 Jahren auf die Erde gesandt, um dieselbe von der Sünde zu reinigen und den Menschen den göttlichen Willen kundzuthun. Er kam von Norden, oder übers Meer, jedenfalls durch die Luft, daher Gott des Windes, und ließ sich in Cholula nieder, wo die älteste Pyramide, der amerikanische Bergtempel, steht, und begann seine Reform mit der Abschaffung der barbarischen Gesetze und Religionsgebräuche. Seine Gestalt war weiß, er edel und freundlich. Alle Welt gehorchte seinen Winken. Doch nicht lange blieb der Gottmensch unter seinen Creaturen, er kehrte heim nach Oben und versprach nach einer gewissen Zeit zurückzukehren.

Es ist bekannt, daß Montezuma, im Glauben, Cortez sei der Quezalcoatl, weil er vom Sonnenaufgange herkam, mit dem Winde segelte und weiße Farbe hatte, sich von den Spaniern mit seinen Priestern bethören ließ, und daß er selbst dem Eroberer die hierauf bezüglichen Traditionen mittheilte. Von keinem Gotte finden sich so viele Abbildungen und kleine thönerne Statuen in den alten Monumenten als von Quezalcoatl. Er trägt eine Mitra mit Federn, genannt Quezalli, eine goldne Halskette, Edelsteinohrgehänge, ein Tigerfell und einen Windwedel. Inzwischen ist er nicht zu verwechseln mit andern ihm untergeordneten Wind- und Wassergöttern, deren Chef er war, wie Aeolus und Neptun Beherrscher der Tritonen, Najaden und Winde bei den Alten.

Die Götter Tezcatlipoca, Quezalcoatl und Huitzilipochtli, welche dem griechischen Zeus, dem Neptun und Mars analog sind, bilden ein oberstes Triumvirat und regieren die Welt und den Himmel. Mictanteuhtli, welches „in dem Innern der Erde" heißt, hat mit ihnen als Gott der Unterwelt keine Gemeinschaft. Er befiehlt dem Tode, Miguitzli, dem ein besonderer Tempel geheiligt war.

Es ist bemerkenswerth, daß die beiden unterirdischen Götter Weiber hatten. Der Pluto-Mictanteuhtli ist vermählt mit einer Proserpina, Mutecacihuatl, und der Tod mit einer gewissen Madonna Tlolhaua, die, nach Torquemada, den Dienst der Libitina versieht.

In einer Sammlung von Idolen und Alterthümern, welche der Architekt Nebel aus Mexiko mitbrachte, habe ich mich überzeugt, daß alle Windgötter Anahuacs mit spitzen Nasen abgebildet wurden. An den übrigen Attributen erkennt man ihren besondern Charakter. Eine Ceresfigur, die sich dabei befindet, trägt eine Krone, eine Maiskette, eine Vase und eine große Blume, und eine Tezcatlipoca den Sonnenkreis ums Haupt. Viele dieser thönernen Götter sind sitzend vorgestellt. Ihre Attribute sind zahllos wie die der griechischen Götterfamilie. Sie haben im Norden und Süden verschiedene Namen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der Name Wodan kommt oft vor und hat dem Lande viele Fürsten gegeben.

*) Nach Carlos Bustamente war es der Kriegsgott Huitzilipochtli.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 119. —— 29. April 1834.

Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Zwei Bändchen.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

Was nun zunächst an die Lust des Weins und seine Begeisterung grenzt, das sind jene edlern Regungen, welche die Wurzeln des menschlichen Daseins berühren: „Vaterland und Heimat". Dieses Hangen an den Boden, wo wir das Licht erblickten und die Kindheit genossen, diese Sehnsucht nach ihm zurück aus der Fremde, welche, wie schön sie auch sei, nie die Heimat ersetzt, ist ein so starkes Naturgefühl, daß es auch der Dichter nicht vergessen kann:

> Kein schöner Land als Heimat,
> Und meine Heimat nur!
> Wie blüht der Baum so anders,
> Wie anders Wies' und Flur!
>
> Jetzt hab' ich keine Heimat,
> Dem Vogel gleich im Wald,
> Und werd' in lauter Hoffen
> Und Sehnen traurig alt.

So ist die Heimat des Dichters die wahre Stätte für die Unendlichkeit der lyrischen Gefühle und Gedanken, und es ist, als ob alle Poesie anderwärts verstummte:

> Und der Frühling ist gekommen,
> Und die Nachtigall kommt wieder,
> Und im alten heim'schen Walde
> Da nur singt sie ihre Lieder.

Wenn aber das Gefühl für die Heimat wirklich nur Gefühl, ein unbewußtes Sehnen und Verlangen ist, welches eher der Seele als allgemeines Naturleben denn dem Geiste angehört, so ist die Liebe zum Vaterlande schon das vergeistigte Heimatsgefühl. Denn an das Vaterland schließen sich die schlechthin geistigen Elemente in dem Wesen der Menschheit. So steht auch das Lied, welches diese Liebe ausdrückt, dem wirklichen Gedanken weit näher, und die tröstenden Worte des Dichters, welchen das Leiden des Vaterlandes, die Bedürftigkeit des allgemeinen Wesens rührt, kommen aus der Tiefe des bewußten Geistes:

> Hoffe! deine Saat wird grünen,
> Ernten wirst du einst in Ruh!
> Sprießt ein Gräschen doch auf Dünen,
> Und ein Halm auf Feld und Fluh.
>
> Aus den Worten deiner Söhne
> Steigt die That als Frucht empor,
> Und für alles Gut' und Schöne
> Ist geöffnet Thür und Thor.
>
> Auch in Leiden und Beschwerden
> Ruht auf dir des Herrn Hand,
> Du mein Wunsch und Ziel auf Erden,
> Du mein deutsches Vaterland!

Aus Gedichten wie dieses athmet die wahre Gedankenbegeisterung in kraftvoller inniger Seele und Kürze, und solche Gesänge sind es, die in dem Geiste des Hörers tief und unendlich nachklingen.

So ins eigne Innere uns versenkend, führt uns der Dichter auch wieder in die freie und frohe Bewegung des Weltlebens. Hier sind die Kriegslieder, die Waldlieder und die unter die Kategorie des Volkslebens gestellten Gesänge inhaltvoll, innig, wahr und aus treuer Brust geflossen. Manche, wie das „Lied vom Landsknecht", drücken das Verletzende, Zerstörende und Sündhafte des Soldatenlebens aus, wenn er, die Heimat und sein Weib und Kind vergessend, alle Bande zerreißend in die weite Welt geht:

> Er reitet hinaus, er sieht sich nicht um.
> Da dreht sich sein Roß noch einmal herum.
> Es bläst der Trompeter so lustig und hell,
> „So hab' ich es gern, mein tráuter Gesell!
> Die Launen verweht mir der frische Wind,
> Laß sorgen und betteln Weib und Kind!"
> O still, mein Kind, du weine nicht,
> Dein' Vater ist ein Bösewicht! u. s. w.

während andere („Das Soldatenlied", S. 76) nur das Milde und Freudige der Kriegsfahrt hervorheben. Die Jägerlieder sind keine solchen, wie wir sie zu Dutzenden in den Almanachen finden, kein bloßes Trarah! Sa sa! Hussa und Hossa! sondern sie drücken auch das Innerliche des Jägerlebens trefflich aus, nicht wie er blos am Horn und Hirschfänger, an Roß und Hund, sondern wie er sich an der Natur selbst, an der Seele der Fluren und Wälder, an der Fülle der Erscheinungen, die er auf seinen Zügen schaut, erfreut und ergötzt. In dem „Volksleben" aber ist Alles, was ein Element desselben ist, aufgenommen, alle Stände und Stufen, und jeder Einzelne, wie er von diesem Allgemeinen das Bewußtsein hat, reden ihre Sprache: der Hirt, der Winzer, der den Himmel um seinen Gnadenschein bittet, damit die Rebe, welche Alle erfreut, gedeihe, der Gärtner, der Landmann, der Handwerksbursch, welcher lustig in der Welt herumzieht mit dem Hute von Wachstuch, mit Pickelstock und Ran-

zen, der sich aufs Fechten verläßt, wenn das Geld ausgeht, und auf seiner Fahrt nur Ein Uebel kennt: die Bettelvögte; desgleichen die armen Weber, die Bergleute, deren Loos es ist, in die Nacht und Tiefe der Erde hinabzustreben. Auch die alte Jungfer, als eine besondere und vielbesprochene Kategorie, hat hier ein Recht, mitzureden. Sie vergleicht sich mit dem Flachse, welchen man erst gern hat, wenn er ausgeblüht, und bekennt aufrichtig:

O glich ich doch dem Flachse,
So hätt' ich noch Geduld;
An allen meinen Leiden
Ist nur das Warten Schuld.

Der blinde Leiermann, welcher verdammt ist, die weite Welt zu durchwandern, sowie die armen Spittelleute, welche das Unglück des Gegentheils empfinden, freuen sich noch des Daseins. Selbst der Galeerensklave ergießt sein großes Elend in Liedern; Zigeuner und Gauner freuen sich noch in ihrer Ausgestoßenheit und Entartung.

Von dem Volksleben wird nun die Spitze und wahre Freude ergriffen in den Volksfesten: „Fastnacht" und „Kirmes". Hier ist der Uebermuth an seiner Stelle, aber doch fehlt nicht die Innigkeit, die edlere Empfindung, welche mitten in diesem Wirrwar der Lust doch in sich einkehrt und zur Besinnung kommt:

In der Flasche kein Wein,
In der Tasche kein Geld,
Und so sitz' ich allein
Ohne Freud' in der Welt.

Und sie tanzen geschwind
Um die Säule herum,
O du englisches Kind,
Und so sieh dich doch um!

Wenn du liebst mich allein,
Wird die Tasche voll Geld,
Und die Flasche voll Wein,
Und voll Freude die Welt!

Daß aber der Mensch grade in den Freuden der Gegenwart und in dem Augenblicke der Lust, welcher dennoch das Herz nicht ausfüllt, sich zurücksehnt in die Vergangenheit und gegen ihre Fülle und Seligkeit die Gegenwart selbst öde und einsam findet, ist ein gewöhnlicher Zustand, und so sehen wir eben an die Lust des Volkslebens die Erinnerung an die Kindheit angeknüpft. Unter den hieher gehörigen Liedern sind freilich die: „Sigismund und sein Blümchen", „Wie S. ein Reiter werden will", „Wie ihm seine Frau Mutter etwas vorsingt" u. s. w., kindisch und tändelnd; warum aber sollte grade dies Kindische, worüber wir lächeln, im Liede fehlen, da es in der Wirklichkeit selbst vorkommt, und eben das Lächeln selbst, womit wir uns an die Zeit der Steckenpferde und Bleisoldaten erinnern, von ernsten und wehmüthigen Betrachtungen begleitet ist.

So geht es denn natürlich auch im Liede von dem kindischen Spiel zum düstern Ernst, von der Wiege zur Bahre, von dem Beginn des Lebens zur allgemeinen Stätte des Kirchhofs über, wo alles Entseelte in Gemeinschaft schlummert. Was aber wieder das Erfreuende und Tröstende ist bei solcher Wanderung in das Entgegengesetzte, ist, daß auf dem Kirchhof selbst nicht das Lebendige, sondern nur der Schein des Lebendigen begraben liegt, und also hier nicht der wirkliche Tod, sondern nur der Schein des Todes vorhanden ist. Darum kann die düstere Betrachtung auf dem Kirchhof dennoch von dem Hauch des Lebens, von dem Gefühle durchdrungen sein, daß das Wirkliche doch unsterblich sei. So sprechen hier selbst die Leidtragenden in ihrem schönen Gesange jener menschlichen Thorheit und Unnatur, welche nicht über Grab und Grabtuch, über Sarg und Gruft und ihre Schrecken hinauskommt, das Urtheil:

Sorglos hast du hier im Flieder
Deine Heimat angebaut; —
Fröhlich wohnst du über Gräbern —
Vöglein, hat dir nicht gegraut?

Mücken tanzen, Käfer schwirren,
Bienen summen um dein Haus;
Und du singst ins frische Leben,
In die neue Welt hinaus.

Nur die Menschen bleiben traurig
An des Friedhofs Mauer stehn,
Wollen droben nicht den Himmel,
Drunten nicht den Frühling sehn.

Es ist in der That ein großes Verdienst und Fortschritt der gegenwärtigen Lyrik, daß sie uns und sich selbst über jene abstracten Grabesschauer und Grabesseufzer, Herbst- und Burgelegien, über jenes Salis-Matthisson'sche Liebäugeln mit dem Vergänglichen und Entseelten in der Welt hinausgebracht hat. Diesen Sieg hat nun endlich auch die Wissenschaft errungen, welche es zur Foderung erhebt, daß man jene scheinbar entgegengesetzten Kategorien: Leben und Tod, nicht in ihrem trostlosen Getrenntsein, sondern in ihrem gegenseitigen Uebergang betrachte, durch welchen die wahrhafte Unendlichkeit vermittelt wird. Wie dieses Wissen vom Leben als dem Tode und vom Tode als dem Leben überhaupt der Grundgedanke ist, worauf das Wissen von der Welt und ihrem Inhalt beruht, so ist es auch das Fundament aller wahren Poesie, die nur insofern zu ihrer geistig-lebendigen Höhe gelangen kann, als sie die in ihrer Zerrissenheit kalt hinsterbenden Elemente der Welt und des Daseins künstlerisch zu verbinden und selbst das Entgegengesetzteste zu versöhnen weiß.

In diesem Geiste beschließt denn die „Todtenfeier" würdig, gläubig und hoffend die düstere Kirchhofsscene:

Segne Gott die Hand der Frommen,
Die den Todten Blumen streut!
Vater, laß zusammenkommen,
Was sich liebt und sich erfreut!

Durch sein eignes Leben, Lieben und Leiden hindurch führt uns nunmehr der Dichter auf fremden, aber vom Geiste ewiger Dichtung durchwehten Grund, in den reichen Süden, das Land der Romanze. Daß wir es aber, insoweit uns die dazwischenliegenden wenigen Lieder von des Dichters Innerm Zeugniß geben, hier mit keiner zerrissenen Anlage, mit keinem zerborstenen Gemüth zu thun haben, wie uns deren die letzten Decennien mehre vorgestellt, muß dem Freunde der Poesie erfreulich sein. Der Dichter hatte freilich das Schicksal zu erdulden, was allen Söhnen der Kunst gemeinsam ist.

Er hegte Träume und Wünsche, welche die Welt nicht erfüllte, und die Freude am Leben und Dichten ward ihm vielfach vergällt durch die Widerwärtigen, Unleidlichen, durch Unpoetische, welche nie wissen, welche Zeit es ist im Reiche Gottes. Sie wissen nicht

— warum es Januar war,
Und sind sie auch längst im Februar zwar,
So denken sie doch auf keinen Märzscherz,
Und ahnen nimmer, was der April will,
Und was ein liebeblühender Mai sei.

So kann die Poesie sie durch alle Monate des Jahres hindurch fragen, sie wissen in keinem von etwas Bescheid zu geben, denn das Unglück ist, daß sie einmal die Poesie nicht besitzen. Solches Misgeschick kann einem Dichter allerdings das Leben verleiden, und wenn nun die Philister dazu kommen, in ihrer Aermlichkeit sich breit machend, und dazu ein wenig von dem Leid verschmähter Liebe, so kann der tüchtige Mann wol in Worte des Verdrusses ausbrechen, welche die Verkehrtheit der Welt rügen; aber schon die Lebensphilosophie, d. i. das unmittelbare Wissen, wie diese Welt doch die beste sei, führt uns hier beruhigend hindurch, und der gesunde, kräftige Mensch sammelt sich zuletzt in dem Bewußtsein seines innern Reichthums, erkennend, wie auch das Leben selbst ein Innerliches sei, welches nur die Afterweisheit verborgen wähnt, und wie dies Innere des Daseins zu entfalten eben die Aufgabe für den fähigen Geist sei. So angesehen wird das Uebel der Welt ein Leichteres, dem man durch Humor und Scherz die Spitze bietet, und welches um so erträglicher ist, weil wir es Alle, der Große wie der Kleine, durchmachen müssen. So tritt denn zuletzt nach der Erfahrung die „Tröstung" auf, in welcher sich der Verständige vollkommen über den Lauf der Welt beruhigt:

Wenn sieben Stern' auch niedersinken,
So bleibt der achte hell und klar.
Will heute mir kein Aeuglein blinken,
So find' ich nächstens schon ein Paar.

Und ist der Frühling auch vergangen,
So lassen sich noch Rosen sehn,
Sie bleiben auf den frischen Wangen
Der Mädchen auch des Winters stehn.

Am End' ist doch der Muth das Beste,
Und etwas Hoffnung, etwas Geld,
Dann wird ein Alltag leicht zum Feste,
Dann wird erträglicher die Welt.

Ich habe manchen Tag getrauert,
Daß Alles so vergänglich ist,
Und daß das Gute selbst nicht dauert,
Und daß man sein so bald vergißt.

Es läßt sich schon das Glück nicht binden,
Man hält es fest, so lang' es geht;
Doch kann man es auch wiederfinden,
Wenn man das Suchen nur versteht.

Oft muß man erst durch Wolken dringen,
Eh man des Himmels Blau entdeckt:
So läßt das Gute sich erringen,
Weil sich das Beste nur versteckt.

Unter den Liedern der Liebe kann ein einziges kleines, aber herzinniges Gedicht Zeugniß geben, wie der Dichter die Liebe in sein Gemüth aufgenommen:

Ist die Sonne heimgegangen,
Bringt der Abend Fried' und Ruh',
Und es schließen sich die Blumen
Wie die müden Augen zu.

Warum muß denn meinen Augen
Stets der Schlaf vorübergehn?
Ach, die Sonne meiner Liebe
Bleibt am hohen Himmel stehn.

(Der Beschluß folgt.)

Die Götter der neuen Welt.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Einen Gott der Arzneikunde hatten die Völker Columbiens nicht, wol aber eine Göttin, Centeotl. Sahagun sagt: Esta diosa era la diosa de las medicinas y de las yerbas medicinales, adorabanla los medicos y los chirurgos y los sangradores. Indeß zweifle ich stark an der Existenz sowol der Aerzte als Wundärzte und Sangradores, welche in Spanien eigens Schröpfer und Aderlasser sind. Wenn ein solcher geistlicher Herr ins Argumentiren geräth, so kommt es ihm auf dergleichen Dinge nicht an. In Mexiko wurde die Heilkunst gewöhnlich von Weibern ausgeübt, die sich auf die Wahrsagerei legten — que dicen la buena o mala ventura —, und die aus diesem einfachen Grunde auch eine Göttin verehrten. Die Idee, dieselben zugleich zur Göttermutter zu machen, schreibt sich zweifelsohne von dem Glauben an Sein und Nichtsein, von einem Zeugen und Vernichten her. Zu jeder Zeit glaubte der Mensch an überirdische Kräfte der Natur, an die Allmacht gewisser Kräuter und Wurzeln. Der Centeotl wurde ein großes Fest gefeiert und eine Jungfrau geopfert, die vorher, mit dem Anzuge der Göttin geschmückt, in einer Procession herumgetragen und angebetet worden war; eine originelle Apotheose, die übrigens auch bei andern Götterfesten vorkam.

Sahagun hat ein großes Capitel über eine amerikanische Juno und eine Venus geschrieben. Die Eine nennt er Chalchiuthlicue, welches heißt: Herrin der Wasser, die Andere Tlalcuteutl, das ist: diosa de las cosas carnales, der fleischlichen Angelegenheiten. Letztere hat mehr Namen als die griechische Cypris, sie heißt Tiacapan, Teicu, Tlaco, Xucotzin, Tlacqueni und Yrtuinome. Wahrscheinlich verehrte man unter jedem derselben eine untergeordnete Gottheit für besondere Lüste, da es eigentlich außer einem Vogel Quekolli, der mehr Hymen als etwas Anderes, mehr Sinnbild der Begattung als Trieb war, keine Liebesgötter gab, um die verschiedenen cosas carnales, wie sie unser Mönch nach dem heiligen Paulus nennt, auszudrücken. Eine der untergeordneten Liebesgöttinnen war sogar mit dem Geschäft einer Hebamme beauftragt und wurde von den Gebärenden angerufen. Der Gottesdienst der Tlalcuteutl ist einer der merkwürdigsten in Anahuac. Sie war nicht blos die Göttin der sinnlichen Liebe, sondern der Liebe im Allgemeinen, der menschlichen, der Freundes-, der Gatten- und Kindesliebe. Sie belohnte die Treue und bestrafte die Untreue, ja sie hielt für Sünde, was die Natur sanctionirte, sofern sie nicht ihren Segen dazu sprach, nicht darum angefleht worden war. „Dicese que se confesaban los viejos y de los grandes pecados de la carne."

Es gibt mehre Götter des Feuers, darunter Xiutecutli, welcher dem Vulkan der alten Welt am nächsten kommt; mehre besondere Provinzialgötter, denen man Erfindungen zuschreibt, z. B. der Opuchtli in Neuspanien, welcher die Angel und das Fischnetz erfand, und der Napatecutli, der die Menschen Künste lehrte. Der Diacatecutli ist nichts Anderes als der römische Mercur, mit Ausschluß seines Dienstes als Kammerherr. Bustamente nennt ihn dios de los mercadores. Er wurde auf der Reise angerufen und trug, wie seltsam, einen Stock, der dem Hermesstab ähnlich war, nur ohne Schlangen, mit einem Knopfe verziert war. Wahrscheinlich war der Stock ein Symbol des Schutzes und der Ordnung, wie er zugleich das Maß zu gewissen Dingen und das Scepter des Befehlshabers war. Man

trieb Menschen und Vieh mit dem Stocke zu Paaren und verhandelte sie gegen Andere oder gegen Waaren und Geräthe. Die Kaufleute opferten dem Diacatecutli an einem Tage im Jahre Sklaven und Sklavinnen, die alsdann mit seinen Attributen geschmückt wurden, auch feierten sie noch ein besonderes Marktfest, Azcapozalco, auf welchem sie ihre schönsten Sklaven und Sklavinnen weidlich bewirtheten und mit neuen Kleidern beschenkten. *)

Ich schließe diese Reflexionen mit einer Notiz über die Gottheiten des Getränkes. Ihrer waren sehr viele, und Einige sind der Meinung, da das Bezechen als ein Laster und etwas Böses angesehen wurde, man habe sie zu den Dämonen gezählt. Sahagun nennt den Hauptgott der gesammten Trinkgötter, Tezcazoncatl, gradeswegs el diabolo que estaba en él. Man braute in den ältesten Zeiten in Westindien ein Getränk aus der Aloepflanze, aus dem Mais, aus dem Brotbaum und aus der amerikanischen Papyruspflanze. An diesem berauschten sich die Leute, ohne die Wirkung dem übermäßigen Genusse zuzuschreiben. Als sie später den Wein kennen lernten **), hielten sie diesen noch weit mehr für ein Geschenk der Unterwelt, das böse Gesinnungen erzeuge und den Menschen gewaltsam verändere. Sie verehrten den Weingott, damit er sie vor dem Uebel bewahre, wie die Römer und Griechen gewisse Götter verehrten, die ihnen schadeten. Ich glaube, wenn man sich die Mühe gäbe, die Mythen von Anahuac zu ordnen, dessen Götterwelt ich, sie als die Wurzel der von ganz Amerika ansehend, hier benutzte, so würde sich ergeben, daß sie eine eben solche zusammenhängende Familie bilden wie die Homerische. Ein ordentliches Verstehen der Hieroglyphen Mexikos und der ältesten Heroengeschichte gehört dazu und eine persönliche Einsicht aller ihrer Monumente. Es kommt bei der Aufstellung nicht auf die umfassende Analyse, wol aber auf die genealogischen Fäden an, die den ganzen Olymp der Cordilleras miteinander verbinden; Fäden, die bis dahin kein einziger Schriftsteller nur versuchte aufzufinden.

Amerika hat wie Europa nur zwei sehr verwandte civilisirte alte Staaten, Peru und Mexiko; es hat wie Europa auch nur eine einzige mythologische Familie, die nach Sprache und Klima andere Namen und andere Bestimmungen erhielt. Die Hauptgötter finden sich von Californien bis nach Chile; ihr Stammland ist der Golf von Mexiko mit den hohen Cordilleras, die Gegend des alten Mitlar, Mexikos u. s. w.

Merkwürdig ist es, daß fast alle diese Völker wie die Griechen und Römer Scharen von untergeordneten Gottheiten, Halbgötter und personificirte Tugenden und Laster hatten. Ihre Flußgötter waren wie die Luft- und Regengötter zahllos und genossen großer Verehrung. Den Letztern wurden fast alle ersten Tage der Monate geheiligt. Im Walde verehrte man Felsen- und Baumgötter, Pflanzengötter, Blumengötter und im Hause eine Unzahl Penaten, die alle hübsch geputzt und sonntäglich processionirt wurden. Es war immer Sitte, die Götterbilder oder an ihrer Statt menschliche Repräsentanten mit Kleidern, Blumen und den himmlischen Attributen zu schmücken und an Festtagen feierlich herumzutragen. Es wurde dann Musik gemacht, gegessen, getanzt und geopfert.

Der heiligen Orte gab es gar mancherlei, selbst auf den Höhen der Vulkane. Es ist kein Wunder, daß sie die Krater als die Wohnungen der Feuergötter ansahen, daß sie Blitz und Donner daraus aufsteigen ließen. Ebenso wenig kann es in Erstaunen setzen, wenn man hört, daß die Sonne einen großen Tempel im Meere habe, einen Tempel voll Gold und Krystalle, daß es darin Feen, Nixen und Tritonen, oder Tlaloques und Tilchicas gebe. Die Winde kommen vom hohen Gebirge oder vom Meere her, wo auch Quezalcoatl, der Gott der Winde, seine Wohnungen hat.

Vielleicht ist es die Astronomie, worin die Amerikaner im Vergleich zu der alten Welt am meisten zurück waren. Sie hatten keine Astronomen und Mathematiker. Dessenungeachtet bezeugt ihr Kalender und eine genaue Eintheilung der Zeit in 18 Monate von 20 Tagen mit fünf Schalttagen, die alle vier Jahre einen Monat machten, daß sie die Erscheinungen am Himmel sehr richtig merkten und wohl beurtheilten. Vielleicht haben sie sogar Sternbilder gekannt und Sterne verehrt und Namen dafür gehabt. Wie kann man aber über dies Alles nach den widersprechendsten Angaben der Reisenden urtheilen? Es fehlt bis diesen Augenblick der Mann, der den Schlüssel zur Geschichte und Religion der Völker der neuen Welt entdeckte. Amerika muß ihn selbst zeugen und erziehen, und er muß sein Leben diesem großen Zwecke widmen. 29.

*) Wiederum eine Sitte des alten Continents, besonders der Römer, die an einem ihrer Festtage die Sklaven bedienten.

**) Es wuchsen wilde Reben in mehren Theilen Amerikas.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 120. — 30. April 1834.

Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Zwei Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Es ist das Eigne aller Lieder der Liebe, daß sie nicht zu erkennen geben, was in ihnen wirklich Geschehenes, was Traum sei, oder inwieweit die Dichtung die Wahrheit durchdringt. Dies ist auch die Seite, welche nur eine vorwitzige Kritik berühren will; der verständigen genügt das Wesen. Wie dieses im Gedicht hervorbricht, nicht aber von äußern Liebesgeschichten, welche die Veranlassung können gegeben haben, soll die Rede sein. Es sei dies nur in ganz allgemeiner Beziehung gesagt, weil eine unbesonnene Kritik oft dazu beigetragen hat, durch indiscretes Forschen nach besondern Verhältnissen schon wunde Dichtergemüthen noch vollends wund zu reiben.

Wie unser Dichter das Volksmäßige in der lyrischen Poesie überhaupt rein und schön ergriffen hat, so hat er in den sechzehn „Spanischen Romanzen", welche zusammen ein Ganzes und den Schluß des ersten Bandes bilden, das Wesen der Romanze, nicht blos ihren äußerlichen Klang und Rhythmus, in seiner Wahrheit erfaßt und wiedergegeben. Diese Romanzen sollten aber wol nur Gesänge der Liebe sein, und darum erscheint hier die Liebe als südliche Glut, welche sich anfangs innerlich verzehrt, zuletzt aber zum Ziel ihrer Sehnsucht gelangt, als das Vorwaltende, während die andern Interessen, welche eigentlich die epische Breite der Romanze bilden: Ehre und Ritterthum, mehr zurücktreten. Es ist die innere Geschichte der Liebe des Don Enriquez, welche hier zum Vorschein kommt, und die einzelnen Glieder dieses Ganzen schildern die steigende Glut der Empfindung unter dem südlichen Himmel bis zur Erfüllung der kühnen Hoffnung. Das vierzehnte Gedicht ist eins der schönsten:

> Nicht am Tajo noch Henares,
> Am Duero nicht noch Ebro,
> Weil du liebst die Flüss' und Berge,
> Laß uns wandern an dem Xucar!
> Bei der hohen Stadt Cuença,
> Wo die Wellen rascher fließen
> Und des Ufers dunkle Bäume
> Sich im hellen Flusse spiegeln.
> In den Bäumen spielen Vögel
> Mandolinen und Guitarren,
> Und im Blütenstaube tanzen
> Schmetterlinge den Fandango.
> Bei den Bäumen stehen Blumen,
> Die sich mit den Blicken suchen,
> Liebend zu einander nicken,
> Bis sie sich im Kuß gefunden.
> Laß uns wandern dort am Ufer,
> Daß du siehest, wie der Frühling
> Alle Welt so reich erfreuet,
> Alle Welt so hoch beglücket,
> Komm, daß ich's dir offenbare,
> Daß die reiche, hoch beglückte
> Frühlingswelt nur eitel nichts ist
> Gegen deine treue Liebe.

Von dem Inhalt des zweiten Bändchens sind besonders hervorzuheben: das „Buch der Verwandlungen", „Des fahrenden Schülers Lieben und Leiden", und die „Lieder der Landsknechte unter Georg und Kaspar von Frundsberg". Das „Buch der Verwandlungen" ist das weiter ausgeführte Thema der Liebe. Der Liebende schaut in der Natur und ihren Reizen nur das Eine Bild der Geliebten. Alle Erscheinungen strahlen ihm dies zurück: die Dämmerung, die Morgenröthe, die Quelle, der Wein, die Blumen, Stern und Schnee. Das Bild der Geliebten muß eine Seelenwanderung durch alle Gestalten des Frühlings bestehen, und es in diesem Reflex doppelt zu genießen, ist die Freude des Dichters. Dies ist es, was die Zueignung ausspricht:

> Dem Sänger kannst du nie entschwinden,
> Er wohnt im Reich des Schönen nur.
> Drum, Liebchen, muß er dich auch finden,
> Wenn er dich sucht in der Natur.
>
> Du lebst, und lebst mir immer wieder,
> Verwandlung macht dich schöner nur,
> Verwandle dann auch diese Lieder
> Und trage sie als Perlenschnur!

Die „Lieder des fahrenden Schülers" im echten Volkston schildern uns wieder die innere Geschichte eines Liebenden. Hier ist das Schöne, daß der Liebesschmerz so ganz objectiv wird und sich fast lustig aus dem engen Herzen in die freie weite Welt hinausspielt. Dies ist das Eigenthümliche, Bedeutende und Mächtigergreifende aller Volkslieder, daß das drückende Weh im Herzen den Sänger doch nie erdrücken kann, und die herzzerreißende Klage eben deshalb, weil ihr die Kraft inwohnt, sich zu ergießen, ihre Heimat, die Brust, nicht zu zersprengen vermag. So wird das Unglück der Liebe wirklich herausgesungen, das befreite Individuum spiegelt und reflectirt sich nicht

weiter in seinem Gesang und Dichten, wie dies die Weise zerrissener und entzweiter Naturen ist, sondern der Inhalt des Liedes und das Lied selbst wird ihm ein Fremdes und in dieser Entfremdung vom Sänger wahrhaftes Eigenthum der Welt und des Volkes. So singt denn Jeder, der die Welt durchschweift, diese herzzerreißende Volksklage, und in diesem allgemeinen Gesange hat und hegt Jeder sein eignes Leid, aber gemildert und schon halb vergessen. So zieht nun der fahrende Schüler in die Welt hinaus, jung, wohlgebildet und auf seine bewährte Weisheit stolz. Er sagt der hohen Schule Lebewohl und verschwört alles Griechisch und Latein, Zauber und Hexerei. Ihm muß sich, glaubt er, Alles neigen, und es kann ihm nicht fehlen, daß er die schönste Maid gewinne. Die Welt meint es indeß anders. Wenn sich auch die prächtigen Schlösser ihm aufthun, so ist ihm doch deshalb nicht wohler; denn Leonorens, der Schönsten, Herz bleibt kalt. Den Weiterschweifenden verfolgt das Misgeschick des Lebens, im dunkeln Kerker muß er hausen, muß fliehen bei Nacht, um sicher zu sein, und aus all dem Wandern und Weltdurchstreifen folgt nur der trübe Schluß, daß man so nackt, wie man hereingekommen, die Welt wieder verlassen muß:

In Liebesmuth
Voll Jugendglut
Ein halbes Leben mir entschwand;
Das andre fand
In dieser Welt nicht Ruh,
Drum, Brüder, scharret zu, nur zu!

Die Hauptsache aber bleibt, daß der fahrende Scholar dies noch sagen kann, und daß er das ganze zurückgelegte Leidwesen wie eine überstandene Wanderschaft anzusehen vermag.

Ebenso objectiv gehalten sind auch die „Lieder der Landsknechte". Sie alle bilden wieder eine abgeschlossene Geschichte, freilich nur eine Geschichte der Landsknechte, aber in ihr alle Zustände des bewegten Kriegslebens, im Abschied von der Heimat, auf dem Heerzuge, auf der lustigen Kirmes, beim Weine, in der Schlacht und bei der Belagerung. Wie sich der Ernst und die Tiefe der Empfindung auch in diesen bewegten Scenen ausnimmt, das zeigt das Leid des Reiters um sein treues Roß:

Ich hab' mein Roß verloren,
Mein apfelgraues Roß.
Es war so treu im Leben,
Kein treu'res wird es geben
Im ganzen Zug und Troß.

Und als es wollte sterben,
Da blickt' es mich noch an,
Als spräch's mit seinen Mienen:
Kann dir nicht weiter dienen,
Ade, mein Reitersmann!

Und als es war gestorben,
Da grub ich's ehrlich ein,
Wohl unter grünen Matten
In eines Lindenbaums Schatten,
Das soll sein Denkmal sein!

Da sitzen die kleinen Vögel
Und halten das Todtenamt.
Ihr braucht nicht erst zu lesen,
Wie treu mein Roß gewesen,
Sie singen's allesammt.

Wenn wir nun unter so vielen kräftigen Liedern, welche von dem kerngesunden Zustande und vollkommener Jugendfrische des Dichters zeugen, auch den wirklichen „Klage", dem Ausdruck eines entzweiten Gemüths begegnen, wie z. B. in folgendem Liede:

Einen Tag wie alle Tage,
Immerfort nur Einerlei.
Und ich sag' und klag' und frage:
Ist's noch immer nicht vorbei!

Und dies Einerlei nur Schmerzen,
[illegible]
Drum sind auch in meinem Herzen
Längst schon keine Lieder mehr. —

so würde doch die Kritik sehr übel thun, wenn sie solche Beschwerden, solch ein unverhohlenes Hervorstellen trüber Stimmungen für mehr als eine vorübergehende Verstimmung halten wollte. Denn wie der Verf. eine solche trostlose und matte Weltansicht längst überwunden, das zeigt er in den schon berührten Gedichten, und so ist auf einen momentanen Rückfall in jene unversöhnten Gemüthszustände kein weiteres Gewicht zu legen. Aus solchen Zuständen, die eben als einzelne Stimmungen nach dem Befreiten zurückkehren, entsteht wol auch ein Lied; aber ein solches ist und bleibt eben nur der einfache Ausdruck der Leerheit solcher Gemüthsverfassungen, während die wirklich gestorbene und verlechzte Brust sich's zur [illegible] macht, in ihrer Ausgestorbenheit und Zerrissenheit [illegible]lich und rastlos herumzuwühlen.

Schließlich wollen wir die noch in dem zweiten Theil enthaltene „Maikäferiade" und die „Allemannischen Lieder", welche das Ganze beschließen, nur noch erwähnen. Zur erstern hat der Verf. das Sujet einer alten Chronik entnommen, welche berichtet, daß einst eine Gattung Würmer, die dem Getreide großen Schaden gethan, vor dem geistlichen Gericht zu Lausanne förmlich und mit allem Justizceremoniel verklagt wurden, wie sie sich als Partei stellen und ihre Sache führen mußten, bis sie endlich von dem geistlichen Spruch im Namen der heiligen Dreieinigkeit verflucht und in den Bann gethan wurden, wie es auch einst in Tirol mit den Feldmäusen geschah. Die „Allemannischen Lieder" aber, worunter so viele herzliche sind, werden den Freunden des Volksgesanges gewiß ein willkommenes Geschenk sein. Es gilt eben bei solchen Liedern, daß man über ihre Form, welche das Natürliche in der Besonderheit des Volksdialektes ausspricht, daß man über dieses Besondere hinauszugehen und ihren allgemeinen Sinn zu erfassen wisse, wohin man freilich mit jener Rohheit der kritischen Auffassung nicht gelangt, welche zu plump und zu träge ist, um dem sich unendlich ergießenden poetischen Geiste in alle feinen Verzweigungen zu folgen. Es gibt in dem weiten und reichen Garten der Poesie versteckte Partien, welche zu betreten man die schweren Reiterstiefeln ablegen muß, und um als Kritiker auf eigne Hand verwegene Turnersprünge zu machen, dazu eignet sich freilich am besten ein brandenburgisches Gau-

lde, wo man nicht Gefahr läuft, die salti mortali mit
i Leben zu bezahlen.

Indem wir nun in dem Bisherigen so in der Kürze,
es geschehen konnte, uns bestrebten, die Eigenthüm-
keit des Dichters in der Allgemeinheit seiner Gedichte
vorzustellen, und so nicht die subjective, zufällige und
eitige Ansicht der Sache, sondern die Sache selbst
chen ließen; so seien uns am Schlusse noch einige
nerkungen vergönnt, welche das Verhältniß unsers
hters zu dem poetischen Interesse der Gegenwart im
emeinen betreffen sollen. Daß diese Bemerkungen
t als blos müßige und unmotivirte Reflexionen er-
nen werden, dafür bürgt hoffentlich eben die Art und
se, wie der Inhalt der beurtheilten Gedichte in dem
herigen dargestellt wurde.

Man kann nicht sagen, daß die deutsche Lyrik in der
nwärtigen Zeit eine neue Epoche zu erleben habe.
solche ist in der neuesten Zeit bereits (wie wir ge-
t haben) durch die Dichtungen Uhland's bezeichnet.
kommt aber darauf an, daß diejenige Seite unserer
, welche noch als ein Elementarisches in ihren eig-
Elementen auseinanderfällt, zur Einheit und damit
richtigen Bewußtsein über sich selbst komme. Hier
sich, wie bemerkt, die Foderung der Kritik vorzugs-
an den deutschen Norden richten. Denn in den Lie-
welche dieser großentheils in Zeitschriften zu Markte
t, herrscht noch ein wirkliches Chaos der Gefühle
Gedanken, eine gewisse Liederlichkeit, nicht blos der
tung, sondern auch der gesammten Gesinnung; solche
: sind wirkliche Fetzen, die sogleich auf die Zerlumpt-
Derer schließen lassen, welche sie zu Tage fördern.
muß dies jedoch nicht so verstehen, als ob jeder
ne dieser ephemeren Sänger in den nächsten Tagen
Bewußtsein über sich und zur Einsicht in seine Kunst
zen werde, vielmehr werden die Meisten davon wahr-
lich ebenso zerrissen aufhören zu singen, als sie be-
n haben; aber im Allgemeinen muß die deutsche
innerhalb ihrer selbst doch den Ausdruck finden, daß
unstäte und matte Liederwesen nur ein Misbrauch,
uswuchs der Kunst ist. Freilich sagt unser erster
: selbst:

> Singe, wem Gesang gegeben,
> In dem deutschen Dichterwald,
> Das ist Freude, das ist Leben,
> Wenn's von allen Zweigen schallt!

auch dieser Ausspruch, in welchem sich das lyrische
rt der Allgemeinheit seiner Gabe bewußt wird, ist
falsch zu verstehen. Wenn es in dem deutschen
rwalde so von den Zweigen schallt wie heutzutage,
re es ein wahres Unglück, wenn das die wahre
: Allgemeinheit sein sollte. Es muß deshalb zu ei-
renze kommen, durch deren Festhaltung dem einzel-
Sänger gezeigt werde, wie sein Gesang beschaffen
üsse, um poetisch zu sein; gezeigt werde, daß
arum kein Lyriker sei, wenn man die formelle Fer-
besitzt, zerrissene Empfindungen und Gedanken zu
u bringen. Diese Grenze festzustellen ist bereits
begonnen in der Art und Weise, wie man in der neuesten
Zeit die Ballade behandelt hat, in deren Bereich es
sich offenbaren muß, was in einem lyrischen Gedichte be-
ständig, ganz, allgemein und darum würdig sei, die Ge-
genwart zu überleben. Sie wird aber unfehlbar voll-
kommen stabilirt werden durch das immer mehr sich zei-
gende Bestreben, das Volkslied im Allgemeinen
wieder der Kunstpoesie zu nähern. Denn hier muß es
sich abermals zeigen, wer der Begabte sei, und wer nicht, weil
eben diejenigen sogenannten Volksgesänge, die Einer müh-
sam drechselt, keine Volkslieder sind und ihr falsches Ge-
präge sofort verrathen. Das Volkslied ist das wahrhaf-
tige Lied. Man braucht aber hierunter keine Reiter-,
Burschen-, Soldatenlieder u. s. w. zu verstehen, sondern
Lieder, deren Allgemeinheit ihnen die Kraft gibt, allmälig
in das Volk überzugehen; ebensowenig als man sich un-
ter dem Volk den Pöbel zu denken hat, denn der Pöbel
als solcher hat höchstens Freude an wüsten Zotenliedern.
So sind z. B. viele Lieder von Justinus Kerner,
W. Hauff u. s. w. bereits wahre Volkslieder geworden,
und die gesammte Lyrik Uhland's ist ein großer echter
Volksgesang. Man werfe sich hier nicht mit dem allzeit-
fertigen Compositeur, der die Lieder singbar macht! Denn
die heutige Composition setzt das Schlechteste in Musik,
und eben das schlechteste Gedicht kann über einer gelun-
genen Melodie vergessen werden. Was aber nun ferner
durch eine solche gesteigerte Wiederherstellung des
Volksgesangs geleistet werden wird, ist, daß die Lyrik den
ihr noch anhaftenden Makel des Novellistischen, die
sich breit machende Ironie, welche sich gern für eine er-
habene Skepsis des Denkens ausgeben möchte, dadurch
immer mehr verwinden und auf diese Weise Deutschlands
Lyrik nicht mehr in die Extreme des Nordens und Sü-
dens zerfallen wird. Diese Bemerkungen weiter auszu-
führen, dazu gebricht es uns hier allerdings an Raum;
daß aber die in dem Vorhergehenden angezeigten Gedichte
Hoffmann's von Fallersleben einen wirklichen Fortschritt
der deutschen Lyrik in diesem Sinne wahrnehmen lassen,
ist unverkennbar, denn den meisten dieser Lieder wohnt
nicht blos jener musikalische Reiz ein, der unwillkürlich
zum Singen einladet, sondern auch jene noch höhere gei-
stige Bestimmung, welche sie geeignet macht, in die Kreise
des deutschen Volkslebens und in das lyrische Bewußtsein
der Nation einzudringen. Somit glauben wir überzeugt
zu sein, daß jede vernünftige und in das Bedürfniß der
Zeit eingehende Kritik und (was noch mehr ist) der offene
Sinn des Publicums selbst diesen Liedern günstig sein
werde. Freilich ist damit nicht abgesprochen, daß es un-
ter uns auch eine Stereotypkritik gibt, welche ihre castra
stativa noch in dem Jahrzehend Matthisson's und Salis'
aufgeschlagen hat, und eine andere, welche gewohnt ist,
nur das Liederliche geistreich zu finden.

32.

Aus Italien.

Mit großem Eifer werden von den heutigen Architekten
Italiens die Werke vorgesucht, die für die Theorie ihres Faches

eines verjährten Ansehens genießen. Vitruvius zuerst, der seit Vollendung der prächtigen udinischen Ausgabe durch Polent und Stratico grade dort soviel an Ansehen gewonnen zu haben scheint, als er in Deutschland, England und Frankreich, wo man die Ueberreste griechischer Kunst selbst als gültigere Norm ansieht, täglich an Autorität verliert. Zwei Uebersetzungen seiner Werke, eine durch einen Baumeister Prof. Carlo Amati („Dell' architettura di M. Vitruvio Pollione libri X". Mailand, 1829—32. 2 Quartbände mit Kupfern) und eine, von einem Gelehrten in Udine veranstaltet („L'architettura di Vitruvio, tradotta in italiano da *Quir. Viviani*, illustr. con note critiche ed ampliata di aggiunte intorno ad ogni genere di costruzione c. 121 tav. in rame per opera del traduttore e dell' ingegnere architetto *Vinc. Tuzzi.*" Udine, 1830—32. In 10 Octavbänden) erschienen daher in derselben Zeit, wo Ritter Marini zu Rom eine neue Ausgabe vorbereitet. Doch beschränkten sich auf Vitruv die Hülfsmittel nicht, die man den Baumeistern bot; auch des alten Leo Batt. Alberti Lehrbuch von der Baukunst ward wieder in Erinnerung gebracht („Dell architettura, l. X di *L. B. Alberti*, traduz. di *Cos. Bartoli*, e note apologetiche di *Stef. Ticozzi* e 30 tav. in rame disegn. ed incise da *Cost. Gianni*", Mailand, 1833.), wenn auch zum Einspruch mehrer heutigen Architekten; und damit diesen genug geschehe, erschien mit lebhafter Unterstützung der „Trattato teorico e pratico dell arte di edificare di *G. Rondelet*; prima traduzione italiana per cura di *Bas. Soresina*" (Mantua und Mailand, 1831.) — Was würde Milizia zu allen den Vorschriften sagen?

Die italienischen Wörterbücher leiden alle, so viel uns bekannt sind, selbst das zu Bologna herausgegebene „Vocabolario della lingua italiana" nicht ausgenommen, an Erklärungen technischer Wörter Mangel, indem sie sehr häufig ganz ausgelassen, oder so oberflächlich als möglich erklärt sind. Leider mag es an Vorarbeiten fehlen. Desto mehr wäre zu wünschen, daß eine der vielen italienischen Akademien die Abfassung eines solchen Wörterbuches, mit Berücksichtigung seiner alten testi di lingua sich zur Aufgabe machte. Scheinbar hat zwar ein Abate in Mailand durch sein „Dizionario tecnico-etimologico-filologico compilato dall abate *Marco Aurelio Marchi*" (Mailand, 1828—33. 4.) dem Mangel abgeholfen; aber nur scheinbar; denn Professor Marchi beschränkt sich auf solche Worte, die aus dem Griechischen entlehnt wurden, um Schulbegriffe und Gegenstände der Technik zu bezeichnen. Dadurch bleiben aber alle die Dinge dem Freunde der Sprache unerklärt, welche mit ursprünglich italienischem Namen benannt sind und recht eigentlich der Volkssprache und dem Gewerbe angehören, z. B. tarsia und tausia, rastremazione und alle die Ausdrücke der Architektur und der Bildhauerkunst. Italiener haben in so vielen Zweigen der Kunst und Technik so Vieles geleistet, daß dadurch die Sprache dort so reich ward, und der Ausländer, der lernen will, so verlassen ist. Wie gern tauschte er ganze Bände Sonette gegen solche Belehrungen! Vielleicht macht Ponza's „Annotatore piemontese ossia giornale della lingua italiana", der in Turin seit 1832 heftweise erscheint, diesem Mangel abzuhelfen sich zur Pflicht, da die Verleger sicher wären, ihrer Monatschrift dadurch Theilnahme im Auslande zu verschaffen. Daß Mich. Ponza der Mann zu solchem Unternehmen wäre, hat er durch sein „Vocabolario piemontese-italiano" (Turin, 1832) das bis Pav vollendet ist, erwiesen. 5.

Neueste englische Literatur.

Der Sohn des berühmten Kosmographen John Barrow hat seine literarische Laufbahn mit der Beschreibung seiner Reisen begonnen, welche er 1830 und 1833 im Norden Europas machte, und die unter dem Titel: „Excursions in the north of Europe, through parts of Russia, Finland, Sweden, Denmark and Norway, by *John Barrow Jun.*", in London erschienen ist. Das Buch interessirt besonders durch die Art der Auffassung. Den anziehendsten Theil bildet die Reise durch einen Theil von Norwegen, von Christiania nach Bergen, Drontheim und zurück auf einer andern Straße. In Christiania saß grade der Storthing, von dem der Verfasser sagt: „Ich habe nie eine Versammlung von Männern gesehen, welche in so hohem Grade das Ansehen Weiser besaßen; sie hatten meistens ein gewisses Alter, trugen graue, grobwollene Kleider, und langes über den Nacken herabfallendes Haar. Ihre ganze Haltung war ernst, bescheiden, und alle ihre Aufmerksamkeit gehörte ihren wichtigen Geschäften. Der Präsident hielt grade einen Vortrag, während dessen alle ohne Ausnahme auf ihren Plätzen, mit bedeckten Häuptern sitzen blieben." Die 330 englischen Meilen von Christiania nach Bergen legte B. in sieben Tagen zurück. „Fast jede Meile dieser Tour bot Naturscenen von wunderbarer Schönheit und romantischer Herrlichkeit, wie sie derselbe Raum vielleicht nirgends in solchem Überflusse besitzt. Seltsam genug begegneten wir auch nicht einem Reisenden, und nur unweit Bergen einigen Kirchgängern." Ungeachtet Branntwein wohlfeil ist und viel consumirt wird, ist Trunkenheit doch kein Laster der Norweger, und B. führt ausdrücklich an, daß er kein Beispiel davon bemerkt habe. Sein Urtheil im Ganzen fällt dahin aus, daß er keine anziehendere Landschaft, keine großartigere Natur und kein ehrbar einfacheres Volk kennen gelernt habe.

Zum Theil neue Nachrichten, besonders Details, von den Vorgängen des Stuartschen Aufstandes von 1745, bringt: „Jacobite memoirs of the rebellion of 1745; edited from the Mss. of the late right rev. *R. Forbes*, by *R. Chambers*. Edinburg 1834. Die Vorrede gibt Kunde von der Herkunft und Beschaffenheit der Manuscripte, und beweist ihre Echtheit als gleichzeitige Nachrichten unzweifelhaft. Die Personen, die sie niedergeschrieben, waren eifrige Anhänger der unterlegenen Partei. Des Prätendenten Reise nach Schottland, die Bewegungen der Hochländer, von Lord George Murray geschildert, die Schlacht bei Culloden und ihre blutigen Folgen, [illegible] Nachweisungen über den Haushalt des Prinzen, Tagebücher seiner Irrfahrten und endliche Flucht bilden den Hauptinhalt. Unter den Grausamkeiten, welche von den Siegern nach der Schlacht bei Culloden begangen worden sein sollen, wird auch [illegible] angeführt, daß am zweiten Tage darauf ordentliche Commandos ausgeschickt wurden, um alle noch auf dem Schlachtfeld und in der Nähe desselben befindliche Verwundeten zu [illegible], zu welchem Ende man sie sogar aus den Häusern [illegible], wo Mitleid ihnen Aufnahme gewährt hatte.

Der in Deutschland durch seinen „Castilier", wenn auch nicht grade sehr vortheilhaft bekannte Don Telesforo de Trueba, welcher der englischen Bühne auch mehre mit Beifall aufgenommene Stücke lieferte, hat unter dem Titel: „Salvador, the guerilla", in London einen neuen Roman in 3 Bdn. herausgegeben, dessen historischer Boden der Befreiungskampf der Spanier während der französischen Invasion ist. Der Held flüchtet sich, empört über eine Unthat eines Franzosen gegen seine Mutter, in die Gebirge, errichtet eine Guerilla, kämpft wie ein Löwe, hat eine Menge Liebschaften und heirathet endlich, nachdem Wellington der Halbinsel den Frieden gegeben hat. Das Interessanteste ist die Schilderung der Guerillakrieger. Im Uebrigen finden sich die, des Verfassers frühern Werken eignen Längen und der Mangel an innerm Zusammenhange und gehaltenen Charakteren auch hier theilweise wieder, und es wird auf den deutschen Bearbeiter ankommen (die Uebersetzung wird von Berlin aus angekündigt), ihm eine günstigere Aufnahme bei uns zu bereiten, als er bis jetzt gefunden haben mag. 31.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 121. — 1. Mai 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Das Lied der Nibelungen. Aus dem altdeutschen Original übersetzt von Jos. von Hinsberg. Zweite verbesserte Auflage. München, Lindauer. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Grundsatz, Dichtwerke aus fremden Sprachen (und auch das Mittelhochdeutsche ist unstreitig eine solche für uns) im Versmaße des Originals zu übersetzen, ist von der Praxis seit Jahrzehenden im Durchschnitt anerkannt worden, und wirklich fodert die Gelenkigkeit unserer Sprache den deutschen Uebersetzer zu einem solchen Wettkampfe mit gleichen Waffen fast unabweislich heraus. Nur wenn in der Sprache, aus welcher übersetzt wird, ganz andere metrische Grundregeln herrschen, wie dies, die indische ausgenommen, in allen orientalischen Sprachen der Fall ist, oder wenn der Bau der fremden Sprache, wie z. B. der der slawischen Sprachen, dem Uebersetzer unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellt, oder wenn das entsprechende deutsche Sylbenmaß ein ganz veraltetes, in manchen Fällen unerträglich gewordenes ist, wie der tragische und heroische Alexandriner gegenüber vom französischen gleichen Verse: nur da muß dem Uebersetzer ein anderes Metrum, das sich dem Sylbenmaße des Originals möglichst nähert, gestattet sein; getraut er sich nicht ein solches zu erfinden, oder verzweifelt er daran, ein ähnliches aufzufinden, dann mag er in derjenigen Form übersetzen, welche gleichsam den Uebergang von der metrischen Uebersetzung zur prosaischen bildet, er mag sich des fünffüßigen reimlosen Jamben bedienen.

Der Uebersetzer des Nibelungenliedes ist wol in keinem dieser Fälle. Das Sylbenmaß des Originals ist der neudeutschen Sprache vollkommen angemessen und in neuern Dichtungen mehrfältig mit Glück angewendet worden; die alte Sprache selbst ist mit dem modernen Deutsch noch immer so weit verwandt, daß eine Menge Wörter, Redensarten und Constructionen völlig unverändert bleiben können, manche nur einer mäßigen Abänderung bedürfen, zumal da die moderne Dichtersprache seit Ludwig Uhland's und anderer Dichter Leistungen in der episch-lyrischen Poesie sich an einen alterthümlichen Anstrich so gewöhnt hat, daß derselbe bei der Uebersetzung eines altdeutschen Originals gar nicht mehr, wol aber das Gegentheil, nämlich zu große Modernisirung, mit Recht auffallen dürfte. Die größten Abänderungen wird wol der Reim nothwendig machen, weil hier die geringste Abweichung von der alten Sprachform das ganze Reimgebäude einer Strophe über den Haufen werfen kann, in Folge dessen denn freilich die ganze Strophe umgeschmiedet werden muß; und hier ist es nun Aufgabe des Uebersetzers, keinen neuen Lappen auf ein altes Kleid zu setzen, sondern im echten, alten Tone zu restauriren, wie denn unser Gedicht mit Glück durch von der Hagen und später durch K. Simrock mit möglichster Schonung des Originals im ursprünglichen Sylbenmaße übertragen worden ist. Daß die Schwierigkeit nicht allzu groß ist, mögen gleich die zwei ersten Strophen des Heldengedichts (nach der Lachmann'schen Recension) beweisen, denen wir den Versuch einer Uebersetzung aus dem Stegreif beifügen wollen.

Original:

> Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
> von helden lobebæren, von grôzer kuonheit,
> von fröuden hôchgeziten, von weinen und von klagen,
> von küener recken striten muget ir nu wunder hören sagen.
>
> Ez wuohs in Burgonden ein schoene magedîn,
> daz in allen landen niht schöners mohte sîn,
> Kriemhilt was si geheizen, unde was ein schöne wîp:
> darumbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Uebersetzung:

> Uns ist in alten Mähren gesagt der Wunder viel
> Von lobesreichen Helden, von kühnem Waffenspiel,
> Von Freuden und von Festen, von Weinen und von Klagen,
> Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Aufwuchs in Burgunden ein schönes Mägdelein,
Daß in allen Landen nicht Schön'res mochte sein,
Chriemhild war sie geheißen; sie ward ein schönes Weib;
Darüber mußten Degen verlieren viel den Leib.

Weniger vom alten Ton ließe sich in einer jambischen Uebersetzung beibehalten, wenngleich, durch Umgestaltung des Reims nicht gehindert, auch sie ziemlich fließend und wörtlich gehalten werden könnte:

Uns ist in alten Mähren viel gesagt
Von lobesreichen Helden, großer Kühnheit,
Von Freuden, Festen, Thrän' und Leid, vom Kampf
Der kühnen Recken hört ihr Wunders viel.

Es wuchs ein schönes Mägdlein in Burgund,
Nicht Schön'res mocht in allen Landen sein.
Die hieß Chriemhild, sie ward ein schönes Weib,
Der Degen viele ließen drum den Leib.

Herr Joseph von Hinsberg, der Uebersetzer, mit dem sich diese Anzeige zu beschäftigen hat, glaubte einen andern Weg einschlagen zu müssen und hat nicht für nöthig gefunden, sich deswegen auch nur durch ein einziges einleitendes Wort zu erklären. Wir erfahren nicht einmal, welche kritische Ausgabe er zu Grunde gelegt hat, und unmittelbar nach dem Titel hebt die Uebertragung an, deren letzter Vers ohne Noten oder Erläuterungen irgend einer Art das Werk beschließt.

Was uns vor allen Dingen der Rechtfertigung bedurft zu haben scheint, ist die bei einem epischen Gedichte vom strengsten Style bisher für unstatthaft gehaltene Willkür, mit welcher nicht ein und dasselbe Sylbenmaß (welches auch vom Uebersetzer gewählt worden sein mochte) durchs ganze Epos hindurch beibehalten ist, sondern ein durch den Inhalt selbst keineswegs motivirter, durchaus regelloser Wechsel stattfindet. Der erste Gesang (die Gesänge entsprechen den „Aventiuren" des alten Gedichtes) behält in der vierzeiligen Strophe für die beiden ersten Verse das Metrum des Originals bei, die beiden letzten Verse sind fünffüßige katalektische Jamben. Der zweite Gesang besteht aus achtzeiligen gereimten Jambenstrophen, die Zeile von fünf Füßen, mit eigenthümlich wechselnden männlichen und weiblichen Reimen. Die so gestaltete Strophe machte schon eine weit größere Freiheit in der Uebertragung nothwendig, als dies im ersten Gesange der Fall war, und mußte nothwendig auch einige Ungleichheit in den Grundton bringen. Der dritte Gesang überrascht durch das nur je in der vierten Zeile verkürzte Metrum des Originals, und eben damit durch größere Aehnlichkeit mit demselben, als die beiden ersten Gesänge zeigen. Der vierte Gesang ist im Sylbenmaß des zweiten übersetzt, ebenso der fünfte; der sechste kehrt zum Metrum der Urschrift zurück, und so geht es fort in bunter Willkür; nur daß der 12., der 23., 28. und 29. Gesang sich wieder in einer andern Mischung von Jambenzeilen bewegen als die übrigen iambisch behandelten Gesänge. Im Ganzen herrscht das Metrum des zweiten Gesanges vor, und wir wissen durchaus nicht, warum der Herr Uebersetzer, sofern er es für die meisten Gesänge beliebt hat, es nicht, dem Gesetze der epischen Stetigkeit gemäß, für alle wählte.

Wir wollen nun von jedem der drei Hauptsylbenmaße unsern Lesern Proben mittheilen. Der erste Gesang beginnt also:

Die Sage meldet Wunder aus alter grauer Zeit
Von hochgepries'nen Helden, und ihrer Kraft im Streit,
Von manches festlichen Gelages Freude,
Von heißen Zähren und von herbem Leide.

Kriemhildens holde Jugend blüht' im Burgund'schen Reich;
Kein Mädchen nah und ferne war ihr an Schönheit gleich.
An Frauen von weit minderm Reiz entzückten
Die Tugenden, die diese Jungfrau schmückten.

Die erste Strophe wollen wir nicht angreifen, sie hat jedoch Manches von der ursprünglichen Einfalt des Originals aufgeopfert, was nach unsern oben gegebenen Proben in einer andern Form hätte beibehalten werden können. Die zweite Strophe aber müssen wir gradezu mißlungen nennen. Schon die Construction der ersten Zeile ist verunglückt; man meint, es sei schon einmal von der Kriemhilde, die doch zum ersten Mal eingeführt wird, die Rede gewesen; und wie preciös ist der Ausdruck gegen das schlichte Wort der Urschrift: „es wuohs in Burgonden ein schoene magedîn!" „Kein Mädchen nah und ferne —" ist auch sehr modern und platt. Vollends aber die zwei letzten Zeilen, davon steht ja kein Wort im Original. Was konnte den Verf. bewegen, die herrliche Fernsicht, die in den Worten: „darumbe muosen degene vil verliesen den lîp", enthalten ist, durch so unschmackhafte und selbst nicht ganz klare Worte zu vermauern?

Eine zweite Probe für das vorherrschende Sylbenmaß! Mit diesem hebt der zweite Gesang also an:

Wo sich zur See des Rheinstroms Fluten winden,
Zu Xanthen saß auf dem geerbten Thron
Der König Siegemund mit Siegelinden;
Zum Jüngling ward Siegfried ihr holder Sohn.
Stets nahm er zu an Schönheit, Muth und Stärke,
Und reifte so zu jedem Heldenwerke;
Der innern Kraft gebrach der Unterricht,
Wie seiner Abkunft es geziemte, nicht.

In diesen Worten ist das Original, das wir (Lachm. Rec.) beisetzen wollen, kaum wiederzuerkennen:

Dô wuohs in Niderlanden eins rîchen kuneges kint,
des vater hiez Sigemunt, sîn muoter Sigelint,
in einer bürge rîche, witen wol bekant,
niden bî dem Rîne, diu was ze Santen genant.

Ich sage iu von dem degene, wie schœne der wart:
sîn lîp vor allen schanden was vil wol bewart;
stark unde mære wart sît der küene man:
hey, waz er grôzer êren ze diser werlde gewan.

Sîfrit was geheizen, der selbe degen guot;
er versuohte vil der rîche durch ellenthaften muot,
durch sînes lîbes sterke reit er in menegiu lant.
hey, waz er sneller degne ze den Burgonden vant.

Wo steht hier ein Wort von den Fluten des Rheins, die sich zur See winden, wo etwas vom geerbten Thron, wo etwas vom zum Jüngling werden, und gar von dem seiner Abkunft geziemenden Unterrichte, der nicht gebrach! Wie leicht wäre es dem Verf. gewesen, hier im Sylbenmaße des Originals, das er ja gebraucht, sobald es ihm einfällt, ganz schlicht zu übersetzen:

Da wuchs in Niederlanden ein's edeln Königs Kind,
Sein Vater, der hieß Sigmund, die Mutter hieß Siglint,

In einer reichen Veste, die weithin war bekannt,
Dort unten bei dem Rheine, zu Santen war sie genannt.

Ich sag' euch von dem Degen, wie groß und schön der ward,
Es war vor allen Schanden sein Leib gar wohl bewahrt:
Gewaltig, vielgepriesen ward seit der kühne Mann;
Hei! was er großer Ehren auf dieser Welt gewann!

Siegfried, so war geheißen derselbe Degen gut,
Erprobt in vielen Reichen hat er den starken Muth,
Des Leibes Stärke trug ihn zu Roß in manches Land;
Hei! was der schnelle Degen seit zu Burgunden fand!

Die Fernsicht im letzten Verse, welche der im ersten Gesange (1, 8) so künstlerisch und effectvoll entspricht, hat der Uebersetzer wieder nicht beobachtet. Was ihn bewogen hat, so viele unglückselige Interpolationen vorzunehmen (die Beispiele ließen sich verhundertfachen), hätte er uns auch in einer rechtfertigenden Einleitung nicht verschweigen sollen. Selbst der Zwang seines neugeschaffenen Metrums nöthigte ihn dazu durchaus nicht immer. Wie es scheint, waren es häufig die Wiederholungen des alten Gedichtes, die ihm anstößig vorkamen, und ehe er sich jene epische Breitheit, die doch z. B. kein Uebersetzer des Homer sich einfallen läßt aus dem alten Griechen zu verbannen, in der modernen Darstellung erlauben zu dürfen entschloß, füllte er die Lücken, die durch das Ausmerzen aller epischen Tautologien entstanden, lieber mit eignen Gedanken aus, die aber dann leider nicht mehr das Gepräge der alten Dichtung trugen. Diese Ergänzungsmethode hatte auch noch den nachtheiligen Einfluß auf die Behandlung des Ganzen, daß Herr von Hinsberg, nachdem er einmal in vielen einzelnen Stellen dem Alten fremdartige Bestandtheile beigefügt, das heterogene Element nun selbst empfindend, sich, um die Verschiedenartigkeit verschwinden zu machen, nicht anders mehr zu helfen wußte, als dadurch, daß er den Dichter auch in den unberührt gebliebenen Stellen, wo sein neugewähltes Sylbenmaß an und für sich keine Aenderung gefodert hätte, um der Gleichförmigkeit willen gradezu modernisirte. Hören wir z. B. den Anfang des zwölften Gesanges im Original:

Do dahte ouch alle zite daz Gunthêres wîp:
wie treit alsô hôhe vrou Kriemhilt den lîp?
nu ist doch unser eigen Sîfrit der ir man:
er hât uns nu longe lützel dienste getân.

Hier verfällt Hr. von Hinsberg ganz und gar in den allermodernsten Ton, sodaß, wenn die Eigennamen nicht wären, bei Vorlesung der folgenden Verse gewiß der Hörer an alles Andere eher als ans Nibelungenlied denken würde:

Darf Kriemhild' auch so hoch ihr Köpfchen tragen?
So dachte Brunhild' ohn' es laut zu sagen;
Seht ihr dies Fremd- und Vornehmthun so an?
Ist ihr Gemahl nicht unser Unterthan?

Am fühlbarsten werden diese Uebelstände an den Stellen des herrlichen Gedichtes, welche, Hauptmomente des tragischen Geschickes, das durch die ganze Dichtung geht, darstellend, auch in jeder Uebersetzung, nach welchen Grundsätzen sie angelegt sein mag, noch immer den Stempel jener ursprünglichen Einfalt und furchtbaren Größe tragen sollten, in welcher sich der erhabene Sinn des Ganzen in ruhigem Ernste abspiegelt, und welche sich mit dem Schnörkel neumodischer Redeweise nun einmal durchaus nicht verträgt. Wenn wir bei Siegfried's Tode lesen müssen, sein eigner Speer, „geschleudert vom Verräther", sei „bis zum Sitze des Lebens in sein edles Herz hervorgedrungen" — wie stimmen diese Redensarten zu der schmucklosen, absichtlich leichenbleichen Darstellung der Urschrift

Dô der herre Sîfrit ob dem brunnen tranc
er schôz in durch daz crûze —?

Und jene Zeilen in der 23. Abenteure, die in den Abgrund einer Menschenseele schauen lassen, die den entsetzlichsten Contrast, der je in einer Dichtung ausgeprägt worden ist, in den eiskalten Schauer weniger Worte zusammenfassen:

Dô si eines nahtes bî dem künege lac,
mit armen umbevangen het er si, als er pflac
die edelen frowen triuten; si was im sô sîn lîp:
do gedâht ir vînde daz vil wætlîche wîp.

Was ist daraus geworden in der Verschränkung eines neuen Sylbenmaßes und durch die Interpolation des sentimentalen Mondscheins?

Da er sie nun (der stille Mond nur wachte
Am Himmel) in den Arm der Liebe nahm
(Sie war sein and'res Ich), sieh, da gedachte
Sie ihrer Freude mit verschwiegnem Gram.

Auch der Gesang der Wasserweiber und der versuchte Mord des Capellans in der 25. Abenteure, Hagen's und Volker's Wache im 29. und 30. Gesang, und besonders Günther's, Hagen's und Kriemhilde's Tod am Schlusse des Gedichts könnten uns noch viele Belege zu dem Gesagten geben.

Bei dem offenbaren Fleiß, den der Herr Uebersetzer auf die Ausarbeitung verwandt hat, kann man es nur bedauern, daß er in der Form so ganz fehlgegriffen hat. Daß er dabei weniger aus Mangel eigner Kräfte, als aus einer irrigen Condescendenz gegen ein wahrscheinlich nach seiner Meinung für eine möglichst alterthümliche Darstellung noch nicht empfängliches Publicum so verfahren sei, scheint aus der weit gelungenern Darstellung derjenigen Gesänge zu erhellen, wo sich Herr von Hinsberg in den Schranken des Originalsylbenmaßes mit einiger Regulirung desselben für heutige Ohren gehalten hat. So finden wir die Schilderung Brunhilde's im sechsten Gesang sehr gelungen und von der Einfalt des Originals wenig entfernt:

Die schönste Maid beherrschte weit über'm Meer ein Reich;
An Kraft, vereint mit Schönheit, war nie ein Weib ihr gleich:
Dem, der sich stolzen Sinnes vermaß um sie zu frei'n,
Bot sie drei schwere Wetten: sie warf den Speer und Stein,
Und sprang, sich hoch aufschwingend; und wer in solchem Streit
Sie einmal nur besiegte, der war dem Tod geweiht.
So fanden viele Freier fürs Brautbett schon ihr Grab;
Den König aber schreckte dies harte Loos nicht ab;
Es war die Macht der Minne, die seinen Sinn bezwang,
So manchem edeln Helden zum künft'gen Untergang.
„Ich muß, ich muß versuchen an ihr", sprach er, „mein Heil!
Was acht' ich meines Lebens, wird sie mir nicht zu Theil?"

Möchte sich der Herr Uebersetzer entschließen, bei einer künftigen, dritten Auflage das ganze Gedicht in diesem

Tone umzuarbeiten, er würde so dem großen Publicum, von welchem freilich ein Studium des Altdeutschen, das zur Lesung der Urschrift befähigen könnte, noch lange nicht zu erwarten ist, einen weit echtern Vorschmack von diesem unsterblichen Nationalgedichte verschaffen, als es in der Zwitterform möglich war, welche ihn in eine Modernisirung des größern Theiles hineingeführt hat, die vielleicht nicht einmal in seiner Absicht lag und die unter seinem eignen Talente stehen geblieben zu sein scheint. 3.

Die wichtigsten Mängel des Gelehrtenschulwesens im Königreiche Sachsen, nebst Anträgen zu deren Verbesserung. Dem hohen Gesammtministerium des Königreichs, sowie den hohen versammelten Ständen des Vaterlandes zur geneigten Berücksichtigung ehrfurchtsvoll dargelegt von Fr. Lindemann. Zittau, Birr und Nauwerck. 1834. 8. 9 Gr.

Wer es anderwärts her noch nicht erfahren hat, wird aus dieser Schrift ersehen, daß der Stand der Gymnasiallehrer im Königreiche Sachsen ein vielfach bedrängter ist. Zuvörderst hat die Mehrzahl derselben, namentlich die an den niedern Classen der Stadtgymnasien arbeitenden mit Dürftigkeit zu kämpfen, indem die meisten derselben nicht über 300 Thlr. Einkommen haben, viele weit weniger. Ferner können die besser besoldeten Lehrer, d. h. solche, die mit wenigen Ausnahmen einen Gehalt von unter 500 Thlr. beziehen, sowie die Rectoren (ihre sämmtlichen Einkünfte übersteigen selten die Summe von 600 Thlr., bei einigen wird diese Summe noch nicht erreicht) ihre dringendsten literarischen Bedürfnisse nicht befriedigen und müssen also hinter den Foderungen der Zeit zurückbleiben. Drittens ist die Zahl der Lehrer an den meisten Anstalten zu gering, indem es an vielen nur drei Lehrer für den gelehrten Unterricht und dazu noch einen halben, einen Cantor oder Singlehrer, gibt. Nach diesen Angaben, welche in der vorliegenden Schrift ausgeführt und hinlänglich belegt sind, ist also für die materiellen Interessen sehr übel gesorgt und der Lehrer auf Nebenerwerb angewiesen. Mag man nun immerhin von der Annehmlichkeit der Wissenschaft, von der Freude, sich mit lernbegierigen jungen Menschen umgeben zu sehen, von der Aussicht auf Dank und Erkenntlichkeit des zukünftigen Geschlechts, und was dergleichen schöne Ausdrücke mehr sind, viel sprechen, so bleibt doch stets die Hauptsache, daß der Lehrer wie ein anderer angesehener Staatsdiener leben muß, und zwar mit einem gewissen Anstande, um nicht von seinen Schülern oder deren Aeltern und Angehörigen abhängig zu sein. Diese erste Bedingung eines bürgerlichen Wohlseins ist also zur Zeit bei der größten Anzahl der sächsischen Gymnasiallehrer unerfüllt geblieben.

Eine andere Bedingung ist, daß man in seinem Wirkungskreise nicht durch unpraktische Maßregeln und Verfügungen gebunden ist. Herr Lindemann behauptet, daß alles gedeihliche Wirken der sächsischen Gymnasiallehrer durch das verderbliche Maturitätsgesetz vom 4. Jul. 1829 zerstört werde, indem dies den Realien, d. h. der Mathematik, Geschichte und Physik, zu viel Gewalt einräume und die alten Sprachen, wenn auch nicht durch ausdrückliche Vorschrift, wol aber durch die Praxis sehr herabsetze. Der Verfasser will nun die genannten Wissenschaften ganz und gar nicht aus dem Kreise der Gymnasialobjecte verdrängt wissen, er verlangt vielmehr (S. 41 fg.) einen geordneten Lehrgang und Anstellung eines besondern Lehrers für dieselben, aber das Verhältniß, in welches sie in dem oben erwähnten Gesetze zu den alten Sprachen gesetzt sind, erscheint ihm widersinnig und zum offenbaren Nachtheil der letztern. Und man braucht nicht Philolog zu sein, wie es der Verfasser mit allen Ehren ist, um sich nach der Lectüre der von ihm aus der Praxis angeführten Beispiele (S. 17 — 20) zu überzeugen, daß eine in der von ihm beschriebenen Weise angestellte Abiturientenprüfung nur das Princip der Trägheit und der Untüchtigkeit auf den Schulen begünstige und für den Staat gar keine Garantie biete, geschickte und gründlich gebildete Jünglinge aus den Gymnasien hervorgehen zu sehen, denen er einst mit Zuversicht die wichtigsten Aemter anvertrauen kann. „Wo die von mir gerügten traurigen Erfolge nicht bemerkt sind", setzt Hr. Lindemann hinzu, „da hat entweder ein besonders günstiges Geschick gewaltet, oder Behörden und Lehrer haben sich willkürlich, jedoch jedenfalls zum Wohle ihrer Anstalten, von den Bestimmungen des Gesetzes abzugehen erlaubt".

Um seinen Antrag auf Abschaffung jenes Gesetzes gehörig zu motiviren, hat der Verf. selbst einen unmaßgeblichen Entwurf eines Maturitätsgesetzes für die Gymnasien des Königreiches Sachsen beigefügt (S. 58 — 63). Es ist aber nicht dem Zwecke dieser Blätter gemäß, denselben ausführlich zu prüfen; wir würden sonst bemerken, daß bei vielen guten Vorschlägen einzelne Foderungen doch wol zu hoch gestellt sind, z. B., daß der zu Prüfende im Lateinischen durchaus ohne grammatische Fehler (dagegen wäre gar nichts zu sagen) und mit „echt römischer Eleganz" schreiben und sprechen soll. Auch halten wir es nach unserer Erfahrung nicht für passend, daß die Zeugnisse in lateinischer Sprache abgefaßt werden; ja, es ist sogar für die Charakteristik und für die spätere Laufbahn des jungen Menschen, namentlich bei Erlangung von Stipendien oder andern Unterstützungen nützlicher, wenn solche Zeugnisse in deutscher Sprache, wie es in Preußen geschieht, abgefaßt sind. Denn man kann in einem größern Staate nicht überall auf classisch gebildete Bürgermeister und Magistratsdirigenten rechnen.

Ueber die classische Philologie, die Herr Lindemann mit Recht als das Palladium der echten Gymnasialbildung verehrt, über ihr Verhältniß zur deutschen Sprache und andern Unterrichtsgegenständen ist an mehren Stellen mit Einsicht gesprochen worden. Man hört überall den für seinen Beruf warm und innig fühlenden Schulmann. 14.

Literarische Notizen.

Leigh Hunt wird in London eine neue wohlfeile Zeitschrift: „Leigh Hunt's London journal", herausgeben.

Von H. D. Inglis, Verf. von „Spain in 1830", wird angekündigt: „The channel islands, Jersey, Guernsey, Alderney etc.", 2 Bde., mit Karten.

Seit dem 1. April erscheint in London in 12 monatlichen Lieferungen zu 5 Sh., eine „Encyclopaedia of geography, comprising a complete description of the earth, physical, statistical, civil, political, by *Hugh Murray*". Achtzig Karten und über tausend Holzschnitte begleiten das Werk.

In Paris wird ein Herr Bouchalart drei Gedichte über die Cholera, den schwarzen Tod und die Pest in Mailand herausgeben.

Von Stanislaus Julien erscheint: „Blanche et Bleue, ou les deux couleuvres-fées", ein chinesischer Roman in einem Bande, der Schilderung chinesischer Sitte und Lebensweise zum Gegenstand hat. Von demselben Verf. werden „Causes célèbres de la Chine" erwartet.

Von Paul de Kock ist ein neuer Roman: „La pucelle de Belleville", in Paris erschienen.

Miß Maria Edgeworth hat einen neuen dreibändigen Roman: „Helen", herausgegeben. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 122. — 2. Mai 1834.

Bilder aus Griechenland und der Levante, von E. von Byern. Mit einem Vorworte vom Prof. Zeune. Berlin, Haude und Spener. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Nach Zeune's Vorwort diente der Verf. im Befreiungskrieg als Rittmeister in der russisch-deutschen Legion und ging später nach Griechenland, um dort dem aufstrebenden Volke seine Kräfte zu weihen.

Als Einleitung gibt Hr. von B. eine Schilderung des Peloponnefes und dessen Bewohner, in welcher die schroffen Gegensätze und Abweichungen anschaulich gemacht werden, die dem Reisenden hier in einem so beschränkten Raum aufstoßen. Nebenbei spricht der Verf. den Wunsch aus, es möge dem jugendlichen König Otto gelingen zu vollenden, was Johann Kapodistrias die Märtyrerkrone (?) erworben habe, nämlich die Palingenesie des tiefversunkenen Volkes zu bewirken. Das wünscht gewiß Jeder; aber nicht Jeder wird die bittere Frucht des Eigensinnes, der Halsstarrigkeit und der knechtischen Hinneigung zu einer nicht volksthümlichen Seite, welche Johann Kapodistrias fiel, eine Märtyrerkrone nennen. Dieser Mann erntete nur, was er säte und ward höchstens ein Märtyrer seiner Verblendung.

Nach dieser Einleitung schildert uns der Verf. die Philhellenen in Marseille, und gern wollen wir glauben, daß das Bild, welches er von denselben entwirft, im Allgemeinen ein sehr wahres ist. Wer weiß es nicht, daß die Freiheit ihre größten Schadenbringer in den Reihen ihrer sogenannten Vertheidiger hat! Wie anders stünde es um die Göttin und ihr Reich auf Erden, wenn mancher Arm sich nicht für sie mit Feder oder Schwert bewaffnet hätte! Legionen von Narren, Charlatans, Querköpfen und von bürgerlichen und moralischen Vaganten machen sich auf, das Heilige zu sich herab- und das Erhabene wahrhaft in den Staub zu ziehen. Es mag ein hübscher Consluxus gewesen sein, diese Philhellenenschar zu Marseille, und wir glauben es dem Verf. gern, daß sich die bessern Elemente darin nicht sehr behaglich gefühlt haben mögen. Hin und wieder dürfte jedoch wol auch die Schilderung etwas grau in Grau gemalt sein. So weicht z. B. Das, was über den französischen Philhellenen Mignac gesagt wird, von andern Schilderungen desselben sehr ab; der Verf. selbst kann nicht unterlassen, dessen große Tapferkeit zu rühmen. Wollte Gott, Hellas hätte unter seinen Hülfebringern lauter Mignac's an Bravour gesehen; sein blutiger Kampf wäre eher beendet, seine Achtung für die Gekommenen größer gewesen. Mag der Mann übrigens früher Fechtmeister oder was sonst gewesen sein, das ist sehr gleichgültig; wer, umringt von nur geopferten kräftigen Feinden, auf dem Schlachtfelde verhaucht, ist ein braver Krieger.

Was weiterhin über die Trennung unter den Philhellenen gesagt wird, wie sich nämlich die Franzosen, Polen und Italiener auf eine, die Deutschen u. A. auf die andere Seite gestellt und so eine Spaltung im Ganzen entstanden sei, dürfte gleichfalls seinen hinreichenden und zu entschuldigenden Grund in Verhältnissen haben, die hier nicht weiter zu entwickeln sind.

Gelegentlich gedenkt Hr. von B. auch des edeln, thätigen Griechenfreundes Eynard, den er in Genf besuchte. Warum aber bei aller Anerkenntniß diesem seltenen Beförderer einer guten Sache Eitelkeit als Hauptmotiv mit untergeschoben wird, sehen wir nicht ein. Erwiesen ist sie doch nicht, und der Anblick eines Reichen, der es redlich mit der Sache der Freiheit meint und ihr große Opfer bringt, ist eine so erquickende und zu allen Zeiten seltene Erscheinung, daß man nur ungern ohne gebieterische Nothwendigkeit das schöne Bild sich trüben läßt.

Einen eignen Abschnitt widmet Hr. von B. dem General Normann. Das Capitel ist lesenswerth und gibt manchen interessanten Aufschluß; da uns jedoch noch viel Anderes zu erwähnen bleibt, so müssen wir uns hier blos mit dieser Andeutung begnügen.

Die Aufnahme, welche die Philhellenen in Griechenland fanden, war nicht so, wie man sie selbst bei mäßigen Wünschen erwarten konnte. Eine bedeutende, reelle Hülfe brachte die zum Theil nichts weniger als kriegerische Schar nicht; die Zusammensetzung derselben und ihr Benehmen waren gleichfalls nicht geeignet, Vertrauen oder Achtung zu erwerben; woher sollte nun Beides bei Menschen kommen, die in ihrer Verwilderung nicht geeignet sein konnten, einen richtigen Maßstab anzulegen, und denen selbst der Gedanke an eine wirkliche Hülfe von Westen neu und überraschend sein mußte. Wir sprechen hier nämlich vom Volk im Allgemeinen, wie sich wol von selbst versteht. Der Verf. selbst bestätigt das eben

Bemerkte an mehren Stellen seines Buches durch Schilderungen einzelner Subjecte, die unter dem Vorwande mit herbeigekommen waren, Griechenland zur Freiheit behülflich sein zu wollen. Da erblicken wir allerdings merkwürdige Figuren, eine saubere Sammlung nichtsnutziger Herumtreiber, Charlatans und Vagabunden. Der sogenannte Leonidas, ein deutsch-französisches Zwitterwesen, das sich mit dem Namen des unsterblichen spartanischen Helden schmückte; ein deutscher Vagabund, Kohlermann, seines Zeichens ein Tambour, Gott weiß woher; der dänische Baron Friedel von Friedelsburg, ein verhungerter, großsprecherischer Aventurier; der sogenannte spanische Consul in Ternia; der Franzose Marri, später als Bekir-Aga in Aegypten bekannt, und so manches andere Subject ähnlicher Art beweisen hinreichend, welche Hefe das erwachende Hellas aus den abendlichen Ländern erhielt, und die natürlich nicht wenig dazu beitrug, durch ihr nichtswürdiges Benehmen einen Schatten auf die Bessern zu werfen, welche mit reinem Herzen gekommen waren, Blut und Leben einem unglücklichen Volke zu weihen.

Unterhaltend ist, was Hr. von B. von einem Menschen erzählt, den die gutmüthige Befangenheit der Bewohner einer süddeutschen Hauptstadt für einen taubstummen griechischen Prinzen hielt, ihn reich ausstattete und nach Hellas sendete, wo sich indeß schon unterwegs ergab, daß der angebliche Prinz vorläufig blos ein Uhrmachergeselle aus der Schweiz war, dem die Gabe der Rede so wenig mangelte als andern Menschen. Wir theilen die kleine Erzählung dieses lächerlichen Vorfalles hier mit:

In der Hauptstadt eines süddeutschen Staats, dessen Bewohner sich von jeher in der Volksmeinung durch liebenswürdige Eigenschaften des Herzens, Sitteneinfalt und vaterländischen Sinn sowol als durch eine eigenthümliche Arglosigkeit ausgezeichnet haben, erregte um die Mitte des Jahres 1821 ein Individuum die allgemeine Theilnahme durch ein ganz besonders unglückliches Geschick. Es war dies ein junger Mann in der Blüte der Jahre, der von einigen Gendarmen an der Südgrenze des Landes in einem Zustande großer Hülflosigkeit angetroffen wurde und sich weder durch vorgefundene Papiere über Stand, Herkunft, Zweck und Ziel seiner Reise auszuweisen vermochte, noch eine der vielen an ihn gerichteten Fragen einer Antwort gewürdigt hatte und deshalb von jenen an die nächste Behörde abgeliefert worden war. Hier nun hatte man gleichfalls vergeblich geraume Zeit hindurch versucht, etwas von seinen Verhältnissen aus ihm herauszubringen. Alle Nachforschungen über die Grenzen des Landes hinaus hatten nicht die geringsten Resultate gegeben, und das Einzige, womit man sich endlich begnügen mußte, war die Ueberzeugung, der Unglückliche sei taubstumm und, obgleich der Schriftsprache unkundig, doch nicht ohne alle die geistige Bildung, die sein physisches Gebrechen zuließ. Mit diesem mangelhaften Berichte lieferte man den seltsamen Findling, über den die abenteuerlichsten Gerüchte schon vorausgegangen waren, in die Hauptstadt ab. Indem sich nun hier die wunderliche Meinung nach und nach festsetzte, die unsern Abenteurer zum Gegenstand der theilnehmendsten Aufmerksamkeit, selbst der Landesregierung machte, und bei seiner Geschicklichkeit, die schwierige Rolle eines Taubstummen bis ans Ende durchzuführen, war man bald darüber einig, der Unglückliche sei ein Grieche, ja sogar ein griechischer Prinz, den die seltsamsten Schicksale auf deutschen Grund und Boden verschlagen hätten. Von diesen Schicksalen nun, die man wie die ganze Begebenheit in den Schleier des Geheimnisses möglichst zu verhüllen bemüht war, ist meines Wissens nie etwas Sicheres ins Publicum gekommen. Man hielt sich an die Thatsache, über die man im Reinen zu sein glaubte, und erwies dem erlauchten Sprößling eines fürstlichen Geschlechts alle seinem Range und seinem seltsamen Unglück gebührende Ehre. Als man seinen Wunsch gewahrte, ins ferne Vaterland zurückzukehren, sendete man ihn in Begleitung eines Stabsofficiers, auf das reichlichste versehen mit Geld, Kleidern und allen seinem Herkommen gebührenden Auszeichnungen, nach einem französischen Hafen, wo bereits ein Schiff zu seiner Aufnahme bereit lag. Und siehe da, die glückliche Aussicht, den classischen Boden berühmter Vorfahren bald wiederzubetreten und in die geöffneten Arme der sehnsüchtig ihn erwartenden fürstlichen Aeltern zurückzukehren, bewirkten hier ein beispielloses Wunder. Kaum hatte man die hohe See gewonnen, so stellten Sprache und Gehör sich unerwartet ein, und der heilige Georg, der Schutzpatron seines vermeinten Vaterlandes, war galant genug, zum Dank für die einem seiner Schützlinge erwiesene Huldigung ihn mit der Sprache seiner Gastfreunde zu begaben, in der er sich zwar ziemlich unbeholfen, jedoch recht deutlich vernehmen ließ. Zweifler aber wollten behaupten, unser Held sei nicht mehr und nicht weniger gewesen als ein Uhrmachergeselle aus der Schweiz, der seinen Paß verloren gehabt und sich gern zu einer Rolle bequemt habe, die ihm fast aufgedrungen wurde und in der es ihm so wohl ergangen war.

Die Schilderung, welche der Verf. von den Mainotten, den Nachkommen der alten Spartaner, entwirft, ist nicht besonders rühmlich für deren Charakter. Zwar sind sie noch immer tapfer und kriegerisch; aber eine ungemessene Raubsucht, die zur Befriedigung ihrer Begierde kein Mittel scheut, entstellt diese guten Eigenschaften nur zu sehr. Was Cultur und Sitte ist, wissen sie nicht. Grausamkeit macht sie verhaßt bei den friedlichern Bewohnern der Ebenen, und Fühllosigkeit gegen die Thränen des Unglücks vermehrt das Schrecken, welches vor ihnen hergeht. Da sie während des Freiheitskampfes vereint mit den andern Griechen des Peloponneses fochten, so ging es nicht füglich, daß sie dieselben wie sonst beraubten; indeß mußte ihnen Seeräuberei einstweilen den dadurch erlittenen Schaden ersetzen, und an gelegentlichen Diebereien, die zuweilen mit Todschlag verbunden waren, fehlte es auch nicht.

Während meines Aufenthalts in Kalamata — erzählt Hr. von B. — erließ der Gouverneur die Bekanntmachung, daß die türkische Flotte, sicher gemacht durch eine abscheuliche Unthätigkeit der griechischen Seemacht (welche aus der Uneinigkeit der hellenischen Machthaber entsprang), im ägäischen Meere unfern des festen Landes kreuze, und daß zur Beschützung der Stadt und des Hafens einige mainottische Schaaren einrücken würden. Der Eindruck, den diese Anzeige auf die Bürger machte, ließ es ungewiß, ob ihnen die bedrohliche Nähe des gefürchteten Feindes oder der verheißene Beistand des anzukommenen Freundes mehr Sorgen mache. Gewiß ist, daß ein Jeder an Waffen zusammensuchte und in Stand setzte, was er irgend davon auffinden konnte; daß Weiber und Kinder schreiend und wehklagend durch die Gassen liefen, und daß am folgenden Morgen, als die gefürchteten Gäste einrücken sollten, Häuser, Läden und Gewölbe bis auf einige große leere Gebäude, die zu ihrer Aufnahme eingerichtet worden waren, fest verschlossen und verwahrt wurden. Der unerschrockene Kaffeewirth indessen, bei dem ich wohnte (in Griechenland gibt es weder Wirthshäuser noch chambres garnies), ein alter versuchter Kriegsmann, öffnete seine kleine Boutique wie gewöhnlich, nur mit dem Unterschied, daß er und seine beiden rüstigen Söhne vollständig bewaffnet, mit Pistolen und Dolchen im Gürtel, die Gäste be-

en. Die Häuptlinge und einige Offiziere der Neuangekom-
m beehrten auch alsbald den Gastlichen und vergnügten sich
Kaffee, Punsch und Bretspiel. Ich stand mit meinem Be-
er, einem hamburger Philhellenen, Namens Heise, nicht an,
unter sie zu mischen, und machte die Bekanntschaft eines
tains, mit dem ich mich unterhielt, so gut es gehen wollte.
Paar schöne Pistolen und ein mit Silber ausgelegter Dolch,
h im Gürtel trug, schienen sich seines ganz besondern Bei-
zu erfreuen. Er nahm darauf Gelegenheit, mich mit sei-
und der Seinigen Heldenthaten gegen die Ungläubigen be-
: zu machen und lud mich ein, ihn in seiner Wohnung zu
ɔen. Ich folgte ihm in Begleitung meines Philhellenen
einem großen steinernen Gebäude, in welchem der geräu-
Saal im Erdgeschoß ihn und einige funfzig seiner Unter-
en beherbergte. Mehre Lampen an den Wänden erleuch-
dürftig genug den ansehnlichen Raum, in welchem die
rischen Söhne des Gebirges sich mit dem Reinigen ihrer
en, mit Gesang und Spiel die Zeit vertrieben. Niemand
ich durch unsern Eintritt in seiner Beschäftigung stören,
vir nahmen unfern der Thür auf einem Teppich Platz,
nd ein Diener des Capitains uns Pfeifen und Erfrischun-
eichte. Heise hatte vergeblich versucht, mich von diesem
he zurückzuhalten, der ihm unbesonnen schien, war mir
dennoch großmüthig gefolgt, als er sah, daß seine Vorstel-
: nicht fruchteten. Allerdings hatte ich genug von der
ucht und Gewissenlosigkeit jener Gebirgsräuber gehört,
ine Bedenklichkeit zu rechtfertigen; allein meine damalige
igkeit und Lust zu Abenteuern ließ mich in diesem Augen-
bies Alles vergessen.

Im eifrigen Gespräch mit meinem Gastfreunde bemerkte
um, daß ein mir zur Linken sitzender Mainotte sich mit
Pistolen zu schaffen machte, indem er eine derselben
am spielend aus dem Gürtel zog und, das Schloß prü-
den Hahn mehrmals spannte und wieder in Ruhe setzte.
eller Schrei meines treuen Gefährten, der mit aufmerk-
Auge jede seiner Bewegungen beobachtete und nun, mit
er Faust ihm plötzlich an die Gurgel fahrend, das Pistol
it der andern Hand entriß, brachte die ganze Gesellschaft
ruhr. Ich fühlte mich fest am Arme gepackt von einem
gen Räuber, dem Heise indeß mit der Kolbe des Pistols
Streich gegen den Kopf versetzt hatte, daß er zurücktau-
und mir Zeit ließ, meinen Dolch zu ergreifen. Wir er-
nun, da die ganze Begebenheit das Werk eines Augen-
var, gewandt und schnell die Thür und durch diese die
, auf der die Räuber es nicht wagten, uns zu verfolgen,
dessen in der Dunkelheit der Nacht noch einige Schüsse
dten, die nicht trafen. Als wir in unserer Wohnung
igt waren, erklärte mir Heise, warum das Pistol, das
uber auf mich abgedrückt, versagt hatte. Meine Waffen
am Morgen desselben Tages gereinigt und die Pistolen-
: der Feuchtigkeit wegen etwas stark eingeölt worden,
das Pulver auf der Pfanne sich nur schwer entzünden
Unser Wirth fluchte und tobte wacker auf die räube-
Brut, erzählte uns mehre ihrer Frevel und verschloß und
lte hinfort Thür und Laden gleich seinen Mitbürgern.
ch Verlauf von drei Tagen verließen uns die unheim-
Gäste, da die Nachricht einlief, daß die türkische Flotte
ndern Curs genommen habe und daher für den Augen-
chts von ihr zu besorgen sei. Auf diese Weise endigte
rste Bekanntschaft mit den Mainotten, deren Rachsucht
wie ich späterhin erfuhr, noch geraume Zeit verfolgte,
ich indessen zu erreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herschel über das Weltall.

Die hier folgenden stets interessanten, oft mit Staunen und
n erfüllenden Betrachtungen über das Weltall beruhen auf
tungen und Notizen von Sir John Herschel, der kürzlich
Europa verlassen, um sich nach dem Vorgebirge der guten Hoff-
nung zu begeben, wo er gesonnen ist, drei Jahre seine Beobach-
tungen über die Doppelsterne und die Nebelflecken fortzusetzen.
Die ostindische Compagnie hat ihm dazu eigens auf ihre Ko-
sten eine Sternwarte unfern des Tafelbergs erbauen lassen. Er
hat sich auf demselben Fahrzeuge eingeschifft, auf welchem sich
auch Sir Benjamin Durham, der neue Gouverneur vom Cap,
befindet. — Der Augenblick scheint gekommen zu sein, wo die
Religion und die Wissenschaft, unsterbliche Schwestern, sich zum
erhabenen Bunde die Hände reichen werden. Je mehr sich das
Feld des Wissens erweitert, desto mehr begünstigen dessen Re-
sultate den religiösen Glauben, desto zahlreicher, desto unabweis-
licher werden die Beweise des Daseins einer schöpferischen, all-
mächtigen Intelligenz. Geologen, Mathematiker, Astronomen
haben ihren Stein zum Tempel der Wissenschaft, der Gott selbst
errichtet ist, beigebracht.

Man hat lange geglaubt, und der Ungebildete ist noch in
dem Wahne, die Sterne seien unbeweglich. Das Teleskop lehrt
uns, daß die meisten Gestirne sich wie unsere Erde bewegen,
und daß wir, durch die allgemeine Bewegung fortgerissen, unver-
mögend sind, den Lauf der unzähligen Schar der Welten um die
Achse des Universums wahrzunehmen. Sämmtliche leuchtende
Körper des Firmamentes kennen und zählen, ist unsern be-
schränkten Kräften auf ewig untersagt. Jede neue Vervollkomm-
nung des Teleskops zeigt uns eine unzählige Menge unbekann-
ter ferner Gestirne. Der Katalog von South und Herschel
bezeichnet das σ des Orion als zwei verschiedene Sternenreihen
enthaltend, deren jede aus drei Sternen besteht; durch das neue
Teleskop von Barlow betrachtet, erscheint uns dasselbe Stern-
bild gegenwärtig aus zwei vierfachen Reihen bestehend, zwischen
denen sich zwei äußerst hell funkelnde Sterne befinden, die bisher
allen Beobachtern entgangen waren. Das ε des Perseus, in demsel-
ben Katalog als doppelt bezeichnet, enthält sechs verschiedene
Sterne. Sollte es Barlow gelingen, wie er hofft, sein Fern-
rohr noch 60mal zu verstärken, so werden wir wahrscheinlich
statt sechs Sterne an die hundert entdecken, die uns jetzt wie
ein einziger leuchtender Punkt am Himmel erscheinen. Demnach
sind einige Sterne doppelt, sogar dreifach. Man hat bereits
dreitausend Doppelsterne entdeckt, von denen die meisten sich in
Kreisbahnen bewegen, deren Vollendung zum Mindesten zwölf-
hundert von unsern Jahren erfodert.

Sterne, welche so weit von einander entfernt sind wie
Uranus und unser Erdkörper, nämlich sechshundert Millionen
Lieues, müssen ihre Planeten, ihren Merkur, ihre Erde, ihren
Jupiter, ihre Saturn haben. Sie sind nothwendigerweise die
Mittelpunkte besonderer Systeme, die in unzähliger Menge das
Firmament bevölkern. Werden diese Welten von intelligenten
Wesen bewohnt, so schaudert der menschliche Geist vor dem blo-
ßen Gedanken dieser Myriaden von Welten und ihrer Bewoh-
ner zusammen.

Man wird wol nie ein sicheres Mittel finden, den Umfang
des kleinsten Sternes zu messen. Ihr Dasein wird uns nur
durch Lichtstrahlen dargethan, welche vielleicht über tausend Jahre
unterwegs waren, ehe sie zu uns kamen. Der Sirius verbreitet
eine Lichtmasse, welche dem vereinigten Lichte von 14 Son-
nen gleichkommt. Er ist für unsere Augen nur ein leuch-
tender Punkt. Angenommen, ein Astronom im Sirius beob-
achte unsere Sonne mit einem Instrumente wie das unserige;
da der beträchtlichste unserer Planeten ihm nicht den hundert-
sten Theil des Sonnenlichtes verdecken würde, so würde der
Astronom im Sirius unser Dasein nicht einmal ahnen. Und
wenn unser Erdkörper aufhörte zu leben, so würde keine der
50 Welten, die wahrscheinlich der Sirius mit seinen Strahlen
ernährt, wissen, daß wir je gewesen.

Alle diese unzähligen, herrlichen Weltsysteme, welche sich im
unermeßlichen Himmelsraume drängen, tragen das Zeichen ihres
künftigen Untergangs. Folglich bestehen sie nicht durch ihre
eigne Kraft, folglich sind sie das Werk eines Wesens außer ih-
nen, und dieses Wesen muß ewig sein und allmächtig. Schon

Hipparch bemerkte, daß ein hellfunkelnder Stern, den er beobachtet hatte, verschwunden war. Im Jahre 389 nach Chr. G. sah man am α des Adlers einen neuen Stern erscheinen und funkeln, der im Jahre 1752 erlosch. Der Stern dritter Größe, den Anthelm im Jahre 1660 im Kopfe des Schwans entdeckt, blieb eine Zeitlang unsichtbar, kam dann plötzlich wieder zum Vorschein; nachdem er hierauf während zwei Jahre abwechselnd heller und dunkler geschimmert, starb er und ward nicht mehr gesehen. Vergleicht man die Kataloge und Beobachtungen, so zeigt sich, daß viele früherhin beobachtete Sterne verschwunden sind. Herschel stellt dieses als eine unumstößliche Behauptung auf in den „Elementen der Sternkunde", die er kürzlich in London herausgegeben; dieses Buch gehört zu den Werken, welche um den Preis von 8000 Pfd. St. concurriren, die, dem Testamente des Herzogs von Bridgewater zufolge, unter diejenigen Personen vertheilt werden sollen, welche beauftragt sind, in speciellen Werken das Dasein Gottes durch physische und scientifische Beweise darzuthun.

Es ist außer Zweifel, die Sterne sterben; folglich werden sie geboren; sie leben eine Reihe von Jahren hindurch und verschwinden auf immer. Auch unser System wird der Untergang erreichen. Das zerstörende Princip ist ein äußerst dünnes ätherisches Fluidum von auflösender Art, welches im Laufe der Zeiten die Gestalt der Planeten modificiren und allmälig zerstören muß. Descartes behauptete, es gebe keinen leeren Raum im Weltall; Newton's Berechnungen beruhen auf der entgegengesetzten Hypothese. Eine neue, höchst wichtige Entdeckung hat den Cartesianern Recht gegeben; indessen haben bei der außerordentlichen Dünne dieses Fluidums die Berechnungen des großen Briten nichts von ihrer Richtigkeit verloren. Die Entdeckung, auf die wir anspielen, verdankt man den sorgfältigen Beobachtungen des Kometen von Enke. Dieser Komet, welcher sich äußerst schnell in einer sehr excentrischen Bahn bewegt, vollendet seine Revolution innerhalb 1208 Tagen. Er erscheint am Himmel wie eine leichte schwebende Lichtwolke, wie ein Schleier, durch welchen die Sterne glänzen, ohne etwas von ihrem Glanze zu verlieren. Aber diese leichte Guirlande von leuchtendem Dufte nimmt einen ungeheuern Raum ein. Wenn wir annehmen, daß das auflösende Fluidum, von welchem wir oben gesprochen, im Raume vorhanden ist, so muß sein Einfluß auf einen so geringen Widerstand leistenden Körper, von so schwachem Zusammenhang in seinen Bestandtheilen, nothwendigerweise leicht wahrzunehmen sein. Die Resultate haben die Wahrheit dieser Hypothese bestätigt. Dieser Komet war im Jahre 1686 zum ersten Male beobachtet worden. Im Jahre 1795, 1805 und 1819 fand man ihn wieder am Himmel. Enke sagte voraus, daß er im Jahre 1822 abermals erscheinen würde; seine Prophezeiung traf ein. 1825 und 1828 sah man ihn gleichfalls. Jedesmal hatte der Komet aber eine andere Stellung und Gestalt. Diese Variationen können allerdings dem wechselseitigen Anziehen der Planeten zum Theil zugeschrieben werden; indeß ist die Wirkung dieser Ursache genau berechnet worden, und man ist zur Kenntniß eines der merkwürdigsten Phänomene, vielleicht des merkwürdigsten, gelangt, welches sich je am Himmel gezeigt hat. Seit der Epoche, wo der Komet von Enke zum ersten Male wahrgenommen worden, hat sich seine Kreisbahn beträchtlich verengt; er hat sich der Sonne genähert, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese Verminderung seines Volumens der Einwirkung des Fluidums zuzuschreiben ist, von welchem oben die Rede war. Der Komet ist jetzt um zehn Tage weiter vorgerückt, und wie weit auch der Augenblick seiner Zerstörung noch entfernt sein mag, am Ende muß er von der Sonne verschlungen werden. In einem Zeitraume von 33 Jahren hat der Komet von Enke nur ein Tausendstel von seiner Schnelligkeit verloren; folglich, um ihm die Hälfte seiner jetzigen Stärke zu nehmen, bedarf es 7000 Umwälzungen desselben Kometen oder 38,000 Jahre. Es mögen Millionen und abermals Millionen Jahre vergehen, ehe die Verminderung der Schnelligkeit für unsern Erdglobus fühlbar und drohend wird. Ein Tag wird kommen, wo die Dauer unsers Jahres, der Lauf der Jahreszeiten eine Veränderung erleiden, und wir endlich zu einem vollkommenen Stillstand und zur Vernichtung verdammt sein werden.

So weit der englische Journalist im „Quarterly review", dem wir bisher gefolgt, und welchem wir das Gesagte, wenn auch nicht wörtlich, entlehnt. Ist die Hypothese, daß ein durch das Weltall verbreitetes Fluidum das Volumen der Weltkörper allmälig vermindere und folglich ihre Centrifugalkraft abnehme, gegründet? Lassen sich die Störungen, die im Laufe des Kometen von Enke beobachtet worden, nicht auf eine andere Art erklären? Wir überlassen es den Männern vom Fache, uns darüber Aufschluß zu geben. Es möge hier nur eine Bemerkung stehen, die sich uns beim Durchlesen dieses so interessanten Aufsatzes aufgedrungen. Das wechselseitige Anziehen der Planeten, heißt es an einer Stelle, führt Störungen im Systeme herbei, die, einzeln betrachtet, unerheblich erscheinen, die aber im Laufe der Jahrhunderte wichtig werden. So vollenden sich die monatlichen Umwälzungen des Mondes heutzutage in einem kürzern Zeitraume als ehemals, wie dieses die Berechnung einer durch die Chaldäer von Babylon 781 v. Chr. Geb. beobachteten Mondfinsterniß darthut. Diese Störungen bleiben indeß innerhalb der Schranken einer im Voraus berechneten Oscillation, die sie nicht überschreiten können. Wenn dem so ist, so widerlegt ja dieser Satz, unsers Bedünkens, die Behauptung Herschel's, denn er gilt nothwendigerweise für sämmtliche Körper des Universums. Der Aufsatz schließt mit Betrachtungen über die Anordnung des Weltalls u. s. w., die uns der Mittheilung würdig scheinen.

Alles hienieden sowol als am Himmel zeugt von hoher Weisheit und Vorsorge. Unsere Erdkugel hätte ebenso groß als Jupiter und Saturnus sein können, ebenso unbedeutend als Pallas und Ceres, ohne eine fühlbare Störung im Systeme zu veranlassen. Da aber die Schwerkraft der Kugel von der Masse abhängt, so würde, im Falle unsere Erde so groß wie Jupiter gewesen wäre, der Saft der Bäume nicht aus der Erde hervorgesprudelt sein, um in die Aeste und Zweige zu schießen. Alle in unserm Erdkörper vorhandenen Kräfte würden sich nach dem Mittelpunkte gedrängt haben, statt sich auf der Oberfläche zu entwickeln. Es besteht ein wunderbares, aber mathematisch richtiges Verhältniß zwischen der Masse des Erdkörpers und dem Entfalten einer Blume. Man vermehre die Schwerkraft des Globus nur um einige Grade und die Muskelkraft der Thiere erstarrt; unwiderstehlich angezogen von einer zu mächtigen Kugel, wird das Reh so schwerfällig als der Elefant. Der Mensch kriecht auf der Erde und wird ein vierfüßiges Thier. Die Atmosphäre ist für seine Lungen zu dicht u. s. w. Man sollte glauben, Gott habe bei der Schöpfung mit der einen Hand die Erde und mit der andern die Wesen, die sie bevölkern sollten, abgewogen. 19.

Literarische Notizen.

Von Raoul-Rochette erschien: „Discours sur l'origine, le développement et le caractère des types imitatifs qui constituent l'art du christianisme".

Amédée de Bast gab in 4 Bdn. heraus: „Les deux renégats. Histoire contemporaine, suivie de la mort de Sterne".

Vor kurzem erschien: „Un coeur de jeune fille. Confidence publiée p. *Mich. Masson*".

Augustin Fabre's „Histoire de Provence", auf 4 Bde. berechnet, wird in 20 Lieferungen, deren schon drei erschienen, jede zu fünf Bogen ausgegeben. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 123. —— 3. Mai 1834.

er aus Griechenland und der Levante, von
E. von Byern.
(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Den Aufenthalt der Philhellenen in Korinth schildert
Verf. als ziemlich tragi-komisch. Getäuschte Erwar-
n, Mangel und Streben nach bequemen und ange-
en geselligen Verhältnissen bildeten einen seltsamen
trast. Es war eine Freimaurerverbindung errichtet,
als Tochterloge des Grand Orient de France ihre
ngen im Hause des Grafen Normann eröffnete und,
zu ihrem Stuhlmeister ernennend, ihre Wirksamkeit,
es schien, nur auf reingesellige Zwecke beschränkte.
dürftigen Mitteln, die demselben zu Gebot standen,
achen die Freuden und Genüsse, die man erzielte,
die Formen der alten ehrwürdigen Maçonnerie dien-
esten zum Deckmantel, die den mehrentheils nüch-
Griechen ein Greuel waren. Diese, die von dem
enthum der verhaßten Fremdlinge überdem keine
hohen Begriffe hatten, schienen nicht abgeneigt, in
rbauern des Salomonischen Tempels Priester heid-
Mysterien zu ahnen.
n süddeutscher Oberkellner, der sich unter den Phil-
n vorfand, ward der Entrepreneur eines öffentlichen
is, in dem es nicht an hölzernen Bänken, wol aber
isten gebrach. Der Credit des Leidensgefährten und
aden wurde nämlich zu Anfang so stark und rück-
s in Anspruch genommen, daß der Arme sich nach
f einiger Zeit genöthigt sah, nur gegen baare Be-
seinen Pilav und Raki (Branntwein aus Wein-
) zum Besten zu geben; das unfehlbarste Mittel,
Garten von Besuchern leer zu sehen. Er hielt es
für gerathen, seinen speculativen Geist dem Vater-
u erhalten, verbrannte seine Bänke, schloß den Gar-
d kehrte mit einem Landsmanne, der die Anlage
Porzellanfabrik im Peloponnes beabsichtigte, indeß
avarin bis Korinth keine Materialien für seinen
etrieb, wie in den Griechen keine Empfänglichkeit
e Ideen fand, an die Ufer des Neckars zurück.
noch traurigeres Ende nahm die Speculation ei-
lmatiers, der nach italienischer Weise eine öffent-
peiseanstalt unter freiem Himmel errichten wollte.
f Kohlen gesetzten, gebratenen Hammelschnittchen,
und Manestras duftsten den armen verhungerten
Philhellenen zu süß unter die Nase, als daß sie dem
Triebe, darüber herzufallen, hätten widerstehen können.
Unbarmherzig leerten sie die sämmtlichen Tiegel, Töpfe
und Brotkörbe des unglücklichsten aller Köche an den bei-
den ersten Tagen, ohne einen Para dafür zu entrichten,
und bereits am dritten Tage waren die Fonds des Spe-
culanten erschöpft und die Kochanstalt geschlossen.

Ein interessantes Capitel ist das, worin Hr. von B.
die Lebensschicksale eines jungen Polen, Emil von Z., er-
zählt, der einst unter Napoleon's Fahnen diente und,
nachdem er am Niemen und in Spanien gefochten hatte,
durch den Umschwung der Dinge in Frankreich und die
Unbehaglichkeit einiger Familienverhältnisse in seinem Va-
terlande zu dem Entschluß gebracht wurde, nach Amerika
zu gehen, um für die Befreiung der spanischen Colonien
zu fechten. Die wechselnden Schicksale dieses jungen
Mannes sind höchst interessant und geben ein Bild von
den wunderbaren Verschlingungen der Lebensgeschicke man-
ches Einzelnen und zugleich eine Hinweisung auf die ge-
heimnißvolle Führung des Lebens durch eine höhere Hand.
Getäuscht und hintergangen an den Orten, wo er der
aufdämmernden Freiheit seine Kräfte weihen wollte, be-
gab sich Emil v. Z. nach den Vereinigten Staaten;
schwere Prüfungen kamen hier über ihn; ohne den Bei-
stand eines braven Seemannes wäre er verloren gewesen.
Kaum gerettet, winkte die Heimat mit freundlichen Hoff-
nungen; er kehrte zurück; der Tod eines reichen Ver-
wandten eröffnete ihm eine sorgenlose Zukunft. Da erhob
sich das Jahrhunderte gefesselte Griechenland; der edle
Pole konnte dem Drange nicht widerstehen, seinen De-
gen auch hier der Sache der Freiheit zu weihen. Auf
den Feldern von Arta ruht sein Gebein neben dem
vieler Tapfern. Hellas befreiter Boden wurde das Grab
des braven Kämpfers, des viel geprüften ritterlichen jungen
Kriegers.

In einem Capitel: „Reminiscenzen aus Attika", theilt
der Verf. unter Anderm auch Nachrichten über den Grund
der verfehlten Unternehmungen gegen die Akropolis mit,
und in einem folgenden: „Die Leichenfeier", findet man
eine lebendige Schilderung des heroischen Standpunktes
eines großen Theiles der Neugriechen, die bei ihren Käm-
pfen wol den Mund ebenso gut zu brauchen wissen wie
einst die Helden des Homer, aber leider es häufig bei

dieser Nachahmung allein gelassen haben. Wir theilen folgende Stelle mit:

Die zum Sturme vereinigten Palikaren standen am Fuße der Akropolis, das Zeichen zum Angriff erwartend; die Strahlen des Halbmondes, der in seinem letzten Viertel stand, begannen bereits in der Morgendämmerung zu erbleichen, als ein leises Gemurmel, das, bis zum Jubel anwachsend, die allgemeine Stille unterbrach, auch unsere Blicke dem scheidenden Nachtgestirn zuwandte. Ein Nebelstreifen, in Gestalt eines Kreuzes, zog langsam und majestätisch von Osten her am Morgenhimmel herauf und breitete sich, siegend und an Glanz und Ausdehnung gewinnend, über jenes verbleichende Symbol des Despotismus. Tausend Häupter neigten sich bekreuzend vor der willkommenen, heilversprechenden Erscheinung und „Mirakel" ertönte es aus dem Munde der gläubigen und andächtigen Versammlung, als plötzlich, noch ehe die ersten Strahlen der Sonne die Spitzen der Propyläen vergoldeten, eine erderschütternde Explosion das längst erwartete donnernde Zeichen zur Ersteigung der Feste gab. Die Mine der Aegypter *), von einem Deutschen, Namens Herrmann, entzündet, hatte einen Theil der Vertheidigungswerke der Moslems zerstört und eine breite und gangbare Bresche zurückgelassen, in der es vor Allem galt sich festzusetzen. Nicht unvorbereitet empfingen die Feinde des Kreuzes die Stürmenden. Jene himmlische Erscheinung, deren ich erwähnt, hatte nicht so ganz unsere Blicke gefesselt, daß wir nicht, während die Aufmerksamkeit des großen Haufens ungetheilt darauf ruhte, hinter uns ein verrätherisches Zeichen bemerkt hätten, das in Gestalt dreier glänzender, weithin leuchtender Raketen emporstieg. Auch hatte sich kaum die Dampf- und Staubwolke zertheilt, die in Folge der Explosion alle Gegenstände in einen undurchdringlichen Schleier hüllte, als von der Feste aus unzählige Pechpfannen, Fackeln, Leuchtkugeln u. s. w. die Dämmerung zum Tage umschufen und ein Hagel von Spiegelgranaten, Bomben, geschmolzenem Zeuge, Musketenkugeln u. s. w. die Bresche erfüllte. Vergebens ertönten aus dem Munde der Häuptlinge das Juria! Juria! und Ombross illenos! Kein Fuß der betroffenen Athener erhob sich, um die Fahne des Kreuzes an die Stelle des Halbmonds auf das Parthenon zu pflanzen.

Als wollten sie allein mit ihrem Blute die Ehre des Tages behaupten und vor dem eignen Selbstgefühl sich rechtfertigen, so sah man vom Theater des Bacchus her ein unscheinbar Häuflein deutscher Philhellenen die Höhe hinanstürmen, die unbeweglich stehenden hellenischen Krieger durch Wort und That vergeblich zur Nacheiferung ermunternd. Von den sieben Jünglingen mußte einer nach dem andern mit seinem Blute das Wagniß bezahlen, und als bereits jede Hoffnung eines günstigen Eindrucks ihrer Unerschrockenheit auf die entarteten Söhne der Pallas Athene dahingeschwunden war, da tödtete noch eine verrätherische Kugel einen durch Talent wie durch Bescheidenheit gleich ausgezeichneten jungen Mann, Karl von Strahlendorf.

Gesenkten Blicks bildeten die beschämten Hellenen eine Gasse, durch welche die leidtragenden deutschen Brüder den Dahingeopferten auf ihren Schultern den Berg herabtrugen, und mehr als Ein Auge wurde naß, indem es in die kalten, starren Züge blickte, die, noch vor wenigen Minuten von jugendlichem Feuer belebt, ihnen nun als ein ernster, mahnender Vorwurf ihrer Zaghaftigkeit erscheinen mußten. Unwillkürlich schlossen sich erst Einige, dann Mehre dem Trauerzuge an, und als derselbe endlich die Wohnung der Deutschen erreichte, wo die Hülle des Freundes verweilen sollte, bis sie zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht würde, da entschieden einmüthig die Ephoren und Häuptlinge der griechischen Scharen, daß sie mit allen Priestern von Athen die Ehre der letzten Begleitung erhalten solle.

Im Tempel des Theseus, seit Jahrhunderten zur christlichen Kapelle umgeschaffen, war das letzte Bett für den Dahingeschiedenen bereitet. Im einfachen, nach der Sitte des Orients offenen Sarge lag der jugendliche Todte. Von seinen deutschen Kameraden getragen, folgten zunächst in ihrer Amtstracht betende Priester der Kirche. Die Ephoren und Häuptlinge in ernster und feierlicher Haltung, mit brennenden Kerzen in den Händen, schlossen sich jenen an, und diesen folgten eine Anzahl von Palikaren, theils betend, theils ihre Musketen unregelmäßig in die Luft abfeuernd. Die ernste Feier sollte aber noch durch einen unerwarteten Umstand erhöht werden. Kaum befanden wir uns außerhalb der Ringmauern der Stadt, als die Türken aus der Feste dem Trauerzuge von Zeit zu Zeit eine Kanonenkugel nachsandten und durch den Donner des Geschützes eine Feierlichkeit erhöhten, die sie der bedeutenden Entfernung wegen nicht ernstlich stören konnten.

Einen merkwürdigen Gegensatz bilden nach des Verf. Beschreibung die Inseln zum griechischen Festlande in Bezug auf Cultur und Industrie. Beide sind auf jenen weit mehr vorgeschritten als auf diesem, eine naturgemäße Folge des größern Verkehrs derselben mit den Ländern der Civilisation. Leider zeigte sich aber hier der Charakter der Einwohner in mehren Beziehungen noch ungünstiger als dort. Die bis zum Ekel wiederholte Bemerkung, daß die Erfahrungen der neuern verhängnißvollen Zeit für so viele Große verloren sind, bestätigt der Verf. auch in Bezug auf Griechenland. Kein Unglück, kein Schicksal, keine neue Gestaltung vermochte dem Stolz der alten Familien begreiflich zu machen, daß andere Ansichten in einer andern Aera nothwendig wären, und was uns Hr. von B. in seinem Buche von Laskaris, Vater und Sohn, erzählt, kann als Beweis dienen.

Interessante Mittheilungen sind über den Archimandriten Arsenius gegeben, einen Mann, der, obgleich hochbetagt, doch zu früh für sein erwachendes Vaterland entschlief, das in ihm einen seiner edelsten Patrioten verlor. Auch über Miaulis, sein Aeußeres und sein Benehmen erhalten wir einige Mittheilungen, und nicht minder bemerkenswerth ist, was über Fabvier und die Taktikos beigebracht wird. Brav und bieder, war Fabvier kein Mann des Glücks; ihn begünstigte die launenhafte Fortuna nicht; ein eignes Misgeschick verfolgte alle seine Unternehmungen, und dieser Unstern, der an seinen Fersen hing und ihn unverdient in der öffentlichen Meinung sinken ließ, trieb ihn zuletzt, wie der Verf. bemerkt, zu dem seltsamen Entschluß, sich freiwillig in dem belagerten Athen einzuschließen, wo der Rest seiner widerspenstigen und gesunkenen Scharen durch die Umstände zu Kampf und Gehorsam sich gezwungen sah, wozu Fabvier's Much und seine Bemühungen die Taktikos früher nie hatte bringen können.

Was von den Botzaris und den Sulioten erzählt wird, gibt manches Licht über den zum Theil unbegreiflichen Gang mehrer Ereignisse des damaligen Kampfes, und die Schilderung, welche der Verf. bei Gelegenheit einer Reise nach Smyrna von der griechischen Treue im Worthalten gibt, erinnert lebhaft an den Ausspruch der Alten über diesen Punkt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Aegyptische Griechen hatten eine Mine unter den Befestigungen der Akropolis vollendet, die einen Thurm und einen bedeutenden Theil des Hauptwalls zertrümmerte. Der Herd derselben war so ungeschickt angelegt, daß sich kein Grieche zu deren Entzündung verstehen wollte, obgleich eine bedeutende Belohnung dafür ausgesetzt wurde.



Der Wegweiser zur heiligen Wahrheit. Erstes Bändchen. Leipzig, Volckmar. 1833. Gr. 8. 20 Gr.

Alles beruht auf einem ursprünglichen Dualismus der Principien, der auch auf keine Weise in eine Einheit sich auflösen läßt. Vielmehr bedingt ihr fortdauernder Kampf alles Dasein. Die ganze Welt, die ganze Allheit, begreift in sich überhaupt nur zwei verschiedene Gegenstände, nämlich Geist und Körper. Den Urgeist aller Geister nennen wir Gott, den Urkörper aller Körper Erde. Alles Wissen, Begreifen und Erkennen begründet sich einzig auf das Unterscheiden der sich entgegengesetzten Dinge. Gäbe es nur Licht ohne Finsterniß, oder nur Finsterniß ohne Licht, so wüßten wir weder, was Licht, noch was Finsterniß zu bedeuten hätten. Es gibt sechs Urdinge, nämlich Wasser, Erde, Finsterniß und Luft, Feuer, Licht. Erstere drei sind letztern drei in allen Eigenschaften völlig entgegengesetzt. Jenes dreifaltige Wesen kämpft gegen dieses dreifaltige Unwesen. Durch die Sprache (Etymologie) erhalten wir eine bedeutende Nebenstütze zu diesen Grundpfeilern der Weisheit. Feuer ist Geist, denn Feuer ist ebenso der Erde entgegengesetzt wie Geist dem Körper. Im Körper ist alles Nichtige, und er ist selbst nichtig. Ebenso gewiß ist der Geist, als Gegentheil des Körpers, an und für sich selbst Alles. Das Fortleben der Seele ist nichts anders als eine Wanderung aus dem beschränktern in ein verklärteres Leben, sowie unser stolzes Wesen bereits alle Gattungen der Pflanzen und Thiere durchwandert hat. Zweifel an der Unsterblichkeit sind natürliche und unvermeidliche Folgen der unheilsamen Lehre von der Unsichtbarkeit Gottes und jener Welt; von der Vernichtung aller Geschöpfe, die hinter uns stehen, und endlich von der Erschaffung der Welt und aller Geschöpfe aus einem misverstandenen Nichts. Die unvernünftigste unter allen Religionen ist die, worin das Wesen Gottes, das Weisen, Wissen und Sehen der Welt selbst, für unsichtbar gehalten wird. Alle Welten haben ihr Urbild im All- und Urschöpfer Mond (Mon, Mahn, Ahmen, Wehen, dies letztere der Hauptstamm), und die vernünftigste unter allen Religionen ist die, worin die Meisterwerke der Gottheit, Sonne und Mond, als die ersten Gottheiten verehrt und angebetet werden. Aus dem Neu- oder Junglicht entsteht das Alt- oder Vollicht, und aus diesem wieder jenes. Sobald wir völlig davon überzeugt sind, daß unser eignes lebendiges, geistiges und seliges Wesen unmöglich in etwas Anderm als in Luft, Feuer und Licht bestehen kann, so muß es sich von selbst ausweisen, was Sonne, Mond und Sterne sein müssen. Und dann wird auch mancher Irrthum in seine Nichtigkeit zurückfallen, der in der Lehre von Sternenkunde u. s. w. sein Unwesen treibt, z. B. daß der Mond und die Planetsterne kein eignes Licht haben, und die Sonne (die Leichtigkeit selbst) auf einem Flecke ruhe, während der Erdboden (die Last aller Läste) sich täglich um sich selbst wälze. Was die Bibel in ihrer morgenländischen Bildersprache von Weltschöpfung erzählt, dieses ist wirklich eine wahre Begebenheit, die aber im Laufe eines jeden Monats sich ereignet. Die ganze Geschichte Christi ist nur ein Gedicht auf den wahren Welterlöser Mond. Christi Geburt, Lebenswandel, Tod, Auferstehung, Himmelfahrt u. s. w. trägt sich in dem kurzen Zeitlaufe durch den Thierkreis jeden Monat vor unsern Augen zu. Die Bibel führt nichts anders im Sinn als die Geschichte, oder Gesichte des Weltschöpfers und dessen Einschöpfung und Erschöpfung, Einschiffung und Ausschiffung, Einlösung und Auslösung, Einladung und Ausladung der Götter und Wahren, Güter und Waaren, womit er über Mäher und Säe steuert, unterwegs Schiffbruch leidet, und mit Maß und Mahen in der Mähre und Sie zu Grunde geht; und dann im Neumond und der Sonne sich befindet, um am jüngsten Tage oder Junglichte wieder von dem Tode, dem Mäher und Schnitter Hain, dem schwarzen Moher und Mord, aufzustehen, der am dritten Tage nach dem Eintritt des Neumondes mit seiner blanken Sichel aus dem Grabe sich erhebt. Gott und Satan (Vollmond und Neumond) sind mit einander vertraut, und Derjenige, den die finstere Glaubenslehre bisher als einen Unhold [verfolgte], ist unser guter Vater, dem keine Seele entgehen kann; denn alle Menschen sind dem Saathäher verschrieben mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut, Fleiß, Fluß, Fluch und Brut. Die Offenbarung Johannis ist eine Andeutung, Erklärung oder Offenbarung der geheimnißvollen und räthselhaften Bibel. Der Dichter läßt den Neumond unter dem Namen Johannis erzählen, was der Vollmond sagt. Nur Schade, daß auch selbst die Offenbarung durch Abschreiber u. s. w. manche Verstümmelung erhalten, z. B. C. 21, V. 23 sind die Worte: „noch des Mondes“, entweder alle drei von einem Andern hineingeschoben, oder es muß heißen: noch einer Leuchte. Eine Schrift verändern, verbessern oder verständigen wollen, ohne den wahren Sinn davon zu kennen, ist unverzeihlich, und bei keiner Schrift so sehr, als bei der Bibelschrift. Dem Urbilde aller Weltbegebenheiten zufolge müssen die Menschen in der Aufklärung allmälig steigen und wieder fallen. Sobald der höchste für sie bestimmte Grad der Aufklärung erreicht ist, geht's wieder bergab bis zum tiefen Abgrunde der Finsterniß. Die Weisheit hat ihr Ziel erreicht und die Schwarzheit muß beginnen, diese Schwarzheit, womit Europa noch so sehr verdunkelt ist, haben wir kennen gelernt unter den Namen der blinden Glaubenslehre. Ihr Zweck ist: alles höhere Wissen den Menschen zu rauben und sie mit offnen Augen blind zu machen. Laßt uns daher muthig die Augen aufthun, um zu sehen und zu erkennen, was in der Bibel zu sehen und zu erkennen ist; den Predigern erlauben anstatt des finstern Glaubens und dunkeln Evangeliums die wirkliche gute, frohe, heilige Botschaft von der Kanzel allmälig und behutsam dem gemeinen Volke zu verkünden. Dann werden sie mit Recht auf zahlreiche Zuhörer Anspruch machen können und sie auch gewiß erhalten. Nach der reinen und heiligen Wahrheit haben wir ernstlich geforscht; glücklich haben wir sie gefunden, und pflichtmäßig theilen wir sie zum Glück und Heil der Menschheit mit. Wer unglücklich genug ist, dieses unschätzbare Geschenk des Himmels nicht annehmen zu wollen, den können wir nur bemitleiden in seiner Scheuheit des Lichts. Und sollte Einer oder der Andere unmenschlich genug sein, das Glück seinen Mitmenschen nicht vergönnen oder unsere Beweisgründe widerlegen zu wollen, der müßte doch vor allen Dingen erst die Grundpfeiler umstoßen, worauf alle unsere Beweise und Zeugnisse sich stützen: er müßte nämlich einleuchtend beweisen, daß besagte Dreifaltigkeiten sich nicht wirklich einander entgegengesetzt seien. Vermag er dies nicht, so kann er auch die Mühe sparen, als Widersacher aufzutreten, wenn er in den Augen eines jeden vernünftigen Menschen sich nicht lächerlich und als einen Feind der heiligen Wahrheit und menschlichen Glückseligkeit darstellen will.

Dies ist der Inhalt der vorliegenden Schrift, fast durchaus mit des Verf. eignen Worten wiedergegeben. Einer Beurtheilung bedarf es nicht, sie richtet sich selbst. Aber lernen läßt sich Manches daraus, namentlich auch über die Gefahren eines Strebens, das mittels der Wissenschaft, in welcher sie den Punkt für Archimed's Hebel gefunden zu haben meint, einen tiefern esoterischen Gehalt der Offenbarung ergründen will.

12.

Essai historique et archéologique sur la reliûre des livres et sur l'état de la librairie chez les anciens. Avec planches. Par *Gabr. Peignot*. Paris 1834.

Seitdem Ebert in seinem „Bibliograph. Lexikon“ Peignot's bibliographische Schriften angeführt hat, ist die Zahl derselben um ein Bedeutendes vermehrt worden. Peignot ist gewiß der thätigste Bibliograph in Frankreich, wenigstens derjenige, der die meisten Schriften herausgibt, was um so mehr zu verwundern ist, da er in der Provinzialstadt Dijon wohnt. Daselbst gab er heraus: die zweite Auflage seines „Manuel du bibliophile“ (2 Bände); „Amusemens philologiques“ (1824); „Recherches historiques sur les danses des morts“ (1826); „Documens authentiques sur les dépenses de Louis XIV, en bâti-

mens, chateaux etc." (1827); „Recherches sur la personne de Jésu-Christ" (1829); „Choix des testamens anciens et modernes" (1829, 2 Bände); „De l'ancienne bibliothèque des ducs de Bourgogne de la dernière race" (1830); „Essai historique sur la liberté d'écrire chez les anciens" (Paris 1832); „L'illustre Jacquemart de Dijon" (1832); „Notice sur XXII grandes miniatures ou tableaux en couleur" (1832); „Histoire morale, civile, politique et littéraire du charivari" (Paris 1833). Zu diesen und einigen andern Schriften, die zum Theile bei der beschränkten Lage des Verf. freilich etwas mangelhaft ausgefallen sind, gesellt sich nun ein ebenfalls mangelhafter „Versuch über das Einbinden der Bücher bei den Alten und über ihren Buchhandel". Man bemerkt hier sogleich, daß der Verf. sich manche Forschung hätte ersparen können, wenn ihm ein Dutzend deutscher gelehrter Abhandlungen oder Aufsätze über diesen Gegenstand bekannt gewesen wäre. Nur bei der Rubrik: „Dinte der Alten", führt er einige alte Dissertationen an. Er beginnt mit dem Einbande und geht von da zu den Ständen über, welche aufs Einbinden und Verkaufen der Bücher bei den Römern Bezug hatten. Der Ordnung halber hätte der Verf. mit dem Buchhandel anfangen und von demselben zu dem Buchbinden übergehen sollen. Ueberhaupt mangelt dieser Abhandlung eine logische, lichtvolle Eintheilung. P. erörtert vier Stellen aus Catull, Ovid, Horaz und Martial, um zu zeigen, wie das Aeußere oder Materielle der Bücher bei den Alten oder eigentlich bei den Römern (denn von den Griechen und Aegyptern spricht P. nicht) beschaffen war. Dann kommt er wieder aufs Verfahren des Buchbindens in Rom zurück. Aus einer classischen Stelle erhellt, daß die römischen Buchhändler die Bücher, die in Rom keinen Absatz fanden, in die Provinz schickten, sodaß Gallien, Italien und andere Provinzen mit schlechten Schriften überschwemmt wurden, wobei P. bemerkt, daß dies auch jetzt noch die Gewohnheit der pariser Buchhändler sei. Der Verf. lehrt dann den Unterschied zwischen codices, libelli, pugillares et tabellae cereae, beschreibt die Anordnung einer Bibliothek bei den Alten und gibt Nachricht über ihre Schreibmaterialien, als Rohr, Federmesser, Dinte und Styl. Vom Papier und Pergamente hat er schon früher gehandelt. Zwei Kupfer sind beigefügt, um das Aeußere der Schreibrollen anschaulich darzustellen. Er verspricht, die Geschichte der Buchbinderei in einer andern Abhandlung vom 5. oder 6. Jahrhunderte, da diese Kunst bedeutende Veränderung erlitt, bis zum 15. oder 16. fortzusetzen. Zum Beweise, daß diese Geschichte interessant werden kann, führt er einige Züge daraus an; z. B. im 9. und 10. Jahrhunderte verlangten und erhielten mehre Klöster das Jagdrecht, blos damit sie, wie sie in ihren Bittschriften sagten, im Stande wären, sich Häute wilder Thiere zu verschaffen zum Einbinden ihrer Bücher. Ums 16. Jahrhundert mußte der Einbinder an der Rechnungskammer (zu Dijon wahrscheinlich) eidlich bezeugen, daß er weder lesen noch schreiben könne. Im entgegengesetzten Falle würde man ihm keine Acten einzubinden gegeben haben. Peignot ist bei seiner Arbeit leider etwas flüchtig zu Werke gegangen. Wie Manches hätte er hinzufügen können, wenn er den Fund griechischer Rollen in den Trümmern von Herculanum und Pompeji genau beschrieben hätte! 65.

Ueber die Sicherung des Eigenthums der dramatischen Schriftsteller in Deutschland.

Unser in Nr. 272 d. Bl. f. 1833 gethaner Vorschlag hat bei Vielen der Betheiligten den lebhaftesten Anklang gefunden. Ein kleiner Verein von Schriftstellern und Rechtsgelehrten in Berlin hat nach Untersuchung des Gegenstandes und Feststellung der dabei zur Sprache kommenden Hauptgesichtspunkte eine Vorstellung an die Hohe deutsche Bundesversammlung verabredet und entworfen, welche denn auch schon jetzt vor der Bekanntmachung mit Unterschriften reichlich versehen ist. Unter diesen kann namentlich die des General-Musikdirectors Ritter Spontini genannt werden, welcher dadurch dem Recht deutscher Schriftsteller eine um so lobenswerthere Anerkennung gewidmet hat, als er selbst durch Privilegien gegen den Misbrauch seiner Werke hinreichend geschützt ist, mithin einen Gemeinsinn zu Gunsten des neuen Vaterlandes an den Tag legt, der bei manchem eingebornen Dichter vielleicht vergebens gesucht werden dürfte.

Mög' es einer so wohlthätigen Unternehmung auch im übrigen Deutschland nicht an Theilnahme fehlen, und die Frucht derselben recht bald die Stiefkinder Apoll's, die armen deutschen Theaterdichter, erfreuen!*) 94.

*) Ein Exemplar der im obigen Aufsatze erwähnten Vorstellung an die Hohe deutsche Bundesversammlung ist in der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig zur Einsicht und Unterschrift Denen niedergelegt, die sich für diese Angelegenheit interessiren. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
[li]terarische Unterhaltung.

[S]onntag, — Nr. 124. — 4. Mai 1834.

[... Briefe] aus Griechenland und der Levante, von E. von Byern.

(Beschluß aus Nr. 123.)

[Z]u den lehrreichsten Capiteln des ganzen Buches ge[hört d]er Abschnitt: „Ueber das griechische Volk". Die Ver[schiede]nheit unter demselben selbst in kleinen Distanzen und [noch] mehr auf den Inseln ist so groß, daß, wie Hr. v. B. [sagt,] ein Menschenalter dazu gehören würde, alle die Ab[weich]ungen in Sitten, Gebräuchen und Ansichten nur ei[nigerm]aßen kennen zu lernen. Nur drei Dinge sind es, [welche] die so vielfach getrennten Elemente zusammenhal[ten]d stark genug waren, selbst in der Nacht einer so [langen] Unterdrückung das Ganze als Nation in Einheit [zu erh]alten. Es sind dies das Gefühl, der Stolz der [Absta]mmung, die Sprache und die Religion. Wie ist aber [jedoch], diese Religion der Liebe und der sittlichen Erhe[bung] so entstellt und in leeres Formen- und Ceremo[niendie]nst verkehrt! Wie hat diese Ausartung selbst mit dazu [beigetr]agen, einer neuen Civilisation schwer zu überstei[gende] Dämme entgegenzustellen! Die unglückliche, tiefge[wurzel]te Neigung der Griechen, überall Wunder und über[natürl]iche Erscheinungen zu sehen, ist eine der schlimmsten [Hemm]nnen jeder höhern Geistesbildung unter ihnen. Ihr [natürli]cher Widerwille gegen alles Fremde wird dadurch [zu]m Argwohn gesteigert; und doch ist es das Ausland, welches ihnen eine höhere Civilisation bringen kann. [Es ist] nicht genug, daß Argwohn und Widerwille sie un[empfin]dlich macht gegen den höhern Standpunkt der Cul[tur an]derer Völker, so wissen auch noch ihre fanatischen [Priese]r dies Gefühl bis zur entschiedensten Verachtung [zu stei]gern. Indem sie den engherzigsten, lächerlichsten, [den G]riechen eigenthümlichen Dünkel durch das stolze [Vorgeben] zu nähren bemüht sind, daß nur die morgenlän[dische] Kirche, mit Ausschluß aller übrigen, den reinen [Glauben] des Evangeliums bewahrt habe, lehren sie ihnen [auch,] alle Anhänger anderer Confessionen als Abtrün[nige od]er Verblendete betrachten. Unbekannt mit der Ge[schichte] der christlichen Kirche, wissen sie dennoch recht gut, [daß de]r römische Bischof in frühern Zeiten wenig mehr [als de]s ein Unterthan ihres großen Monarchen, und has[sen ihn] als Usurpator und mit ihm alle Katholiken als [Ketze]r und Abtrünnige unversöhnlich. Die Protestanten [erschei]nen nur deshalb erträglich, weil sie gleich ihnen die Autorität des römischen Priesters verwerfen; indessen sind sie ihnen höchstens als Verblendete ein Gegenstand des Mitleids, und wie möchten sie geneigt sein, von Menschen zu lernen, die sie verachten oder bedauern.

Weiterhin theilt der Verf. seine Beobachtungen über das häusliche Leben der Griechen in Morea und Attika mit, soweit jene Zeit der Aufregung und des Kampfes ihm dies ins Auge zu fassen gestattete, und wir hören hier, daß der Mann in seinem Hause der vollkommen unumschränkte Gebieter ist und der Gattin selten nur eine berathende Stimme bleibt. Auch entscheidet er allein und dictatorisch, ohne Berücksichtigung individueller Neigungen und Anlagen, über die Zukunft, den Stand und die Heirathen der Kinder, und nur die Mutter oder Großmutter des Hausherrn vermag einigen Einfluß auf seine Beschlüsse zu üben. Es ist dies ein Ueberbleibsel der alten patriarchalischen Familienverhältnisse dieses in so vielfacher Beziehung dem Orient verwandten Volkes, wo dem Alter eine unbedingte Verehrung gezollt wird. Der Matrone ist es aus diesem Grunde erlaubt, ihre Stimme auch im Männerkreise zu erheben, und sie gebraucht oder misbraucht vielmehr dieses Recht auf eine so rücksichtslose Weise, um sich gewissermaßen für das lange Schweigen ihrer frühern Jahre zu entschädigen, daß man über die Geduld des feurigen Hellenen, diesen eifernden und keifenden alten Weibern gegenüber, erstaunen muß. So vieler Freiheit der Knabe und Jüngling, dem der Schulzwang meist ganz fremd bleibt, sich erfreut, so eingezogen und beschränkt lebt die Jungfrau bis zu der Zeit, wo sie das väterliche Haus verläßt, um einem Gatten zu folgen, den sie oft am Altar zum ersten Mal erblickt. Hat der Hellene seine Berufsarbeiten vollendet, so eilt er nach dem Kaffeehause, wo ein ernstes Gespräch oder ein Bretspiel die Zeit ausfüllt, während die lange orientalische Pfeife unausgesetzt im Brand erhalten wird und die Kaffeeschale nicht leer werden darf. Ist es ein schöner Tag, so geht er vielleicht einige Stunden auf die Jagd, die der Moreote leidenschaftlich liebt und nicht ohne Geschicklichkeit ausübt. Während dessen waltet die Gattin im Hause, das sie überhaupt nur selten verläßt. Die Griechinnen sind meist gute Wirthinnen und müssen es in einem Lande sein, wo sie genöthigt sind, fast alle Naturerzeugnisse, die zur Nahrung und Bekleidung verwendet werden, selbst zu

pflanzen, zu gewinnen und zu bereiten. Unsere Ansprüche an Ordnung, Reinlichkeit oder gar Eleganz darf man freilich auf keine Weise mit zu diesen einfachen Menschen hinübernehmen, ohne sich arg getäuscht zu sehen, vielmehr darf man, namentlich in Morea, immer auf etwas Schmuz und zahlreiches Ungeziefer, das hier wirklich unvertilgbar scheint, rechnen. Der Grieche ist gastfrei, allein auf seine Weise. Er gibt, was er hat, und dies ist freilich nicht viel. Ein Teller mit eingesalzenen Oliven und ein Glas Wein gilt schon für einen trefflichen Imbiß. Wer diesen Naturmenschen gegenüber europäische Complimente und eine gesuchte Höflichkeit geltend machen wollte, würde durch seinen Besuch leicht Argwohn erwecken und jedenfalls hungerig und durstig entlassen werden. Auf jeden Fall wird man besser thun, die Weiber in der Familie ganz zu übersehen, als ihnen zu viele Aufmerksamkeit zu schenken, weil der Grieche leicht zur Eifersucht gereizt wird und dann den Dolch so gut wie jeder andere Orientale zu brauchen versteht. Dies wird in Morea, wo die Weiber meistens häßlich sind, nicht schwer werden; in Athen jedoch, wo man des Seehandels wegen mit den Franken mehr in Berührung kommt, wird von solchen Annäherungen weniger Aufhebens gemacht. Was endlich die geselligen Freuden der Hellenen anbetrifft, so können diese natürlich in einem Lande nicht wohl gedeihen, das so unendlich viel gelitten und durch die fortgehenden Kriege und Parteikämpfe den Sinn für häuslichen Frieden und Gastlichkeit fast verloren hat. Ihre Geselligkeit beschränkt sich daher auch meist auf den Familienkreis, allerdings in einem oft sehr ausgedehnten Sinne, indem auch die entferntesten Seitenglieder mit hinzugezogen werden. Von Bällen und Assembleen, an denen beide Geschlechter ohne Unterschied Theil nehmen dürfen, kann hier natürlich noch nicht die Rede sein, und der Versuch, diese Vergnügungen bei den Griechen einzuführen, hat gegen einen bekannten ausgezeichneten Mann bei dem eifersüchtigen, argwöhnischen Charakter der Hellenen ein so entschiedenes Mistrauen erregt, daß sie sich zum Theil aus diesem Grunde seiner Rückkehr nach Hellas auf eine sehr bestimmte Weise widersetzten. Niemals verletzt man ungestraft die Sitten eines Volks, und es ist ein schlechtes Mittel, sich Diejenigen günstig zu stimmen, welche man zu gewinnen wünscht, wenn man ihnen Gebräuche und Gewohnheiten aufdringen und sie gewaltsam in einen gesellschaftlichen Zustand bringen will, für den sie keinen Sinn haben.

Den Schluß des Werks bilden in der zweiten Abtheilung Mittheilungen über das Leben und die Sitten in Alexandria und Smyrna. Gern würden wir auch hierüber noch Mehres mittheilen, gestattete uns dies der bereits in Anspruch genommene Raum. Wir bemerken daher nur, daß nach des Verf. Beobachtungen ein großer Theil der in der Levante sich aufhaltenden Europäer aus einem Gemisch von Glücksrittern, Beutelschneidern, Bankrottirern und Vagabunden besteht, die aus den verschiedensten Ländern jenen Gegenden zuströmen, um da ihr Glück zu machen, freilich aber keineswegs dazu beitragen, dem Collectivnamen Franken ein gutes Relief zu geben.

Was schließlich der Verf. über das regulaire türkische Militair berichtet, mag hier noch Platz finden. „Es standen in Smyrna sechs Bataillone der neu errichteten, regelmäßig eingeübten Truppen. Die Bekleidung dieser Soldaten ist zu warm, zu unbequem, zu schwerfällig und keineswegs für das Klima geeignet; die Kopfbedeckung vor Allem ist ebenso widersinnig als garstig. Ihre Gewehre aus den Fabriken des Auslandes sind von sehr verschiedener Güte, jedoch, wie ich bemerkt habe, ohne Ausnahme mit konischen Zündlöchern. Ihre Uebungen sind nach den Exercierreglements von ganz Europa ohne strenge Auswahl zusammengelesen; indessen erinnern ihre Evolutionen sowie manche technische Einrichtung an die französischen Exerciermeister. Die Disciplin ist streng und der Stock regiert gewaltig. Unter den Soldaten, zum großen Theil Kinder, habe ich einige griechische und armenische Renegaten gesehen, unter den Offizieren in Smyrna keinen einzigen Ausländer. Ihr General war aus Konstantinopel und verstand, wie mir schien, den Stock am besten zu regieren. Die Soldaten werden gut besoldet und in ihren Casernen — massive Gebäude von großem Umfange — gemeinschaftlich beköstigt. Diese Truppen, ein Gegenstand des Abscheus und der Besorgniß für die orthodoxen Moslemin, werden nie die Opfer belohnen, die der Sultan durch die verlorene Liebe und das Vertrauen aller Rechtgläubigen ihrer Errichtung gebracht hat. Sie sind bekanntlich freiwillig geworben; einen Zwang durfte selbst der kühne Mahmud nicht wagen, ohne Thron und Leben auf ein zu gewagtes Spiel zu setzen, und bestehen daher aus der Hefe des Volks. Ja, ich behaupte, man sieht es diesen Galgenphysiognomien an, mit welcher Lust sie bei erster Gelegenheit davonlaufen werden. Ihre Exerciermeister, mehrentheils französische Abenteuerer, Menschen, die einem vorübergehenden Wohlleben Religion und Ehre zum Opfer bringen, sind selbst für diese Taugenichtse ein Gegenstand der Verachtung; sie würden dem Teufel selber dienen, wenn er sie anzuwerben und gut zu bezahlen Lust hätte.

55.

Mittheilungen aus der russischen Literatur.

Nestor Kukolnik, der Verf. eines mit großem Beifall aufgenommnen vaterländischen Schauspiels: „Gottes Hand hat das Vaterland gerettet", worin jene Zeit im Anfange des 17. Jahrhunderts dargestellt wird, da Rußland, nach innern Zerrüttungen fremdem Einfluß verfallen, durch die Anstrengungen heldenmüthiger Männer sich diesem kräftig entreißt und unabhängig wiederherstellt, hat jetzt einen Cyclus dramatischer Gedichte begonnen, die eine sie würdigende Erwähnung verdienen. Er nennt die Gedichte „dramatische Phantasien" und versucht in einer Reihe poetischer Gemälde das innere Leben großer Dichter und Künstler darzustellen. Bereits ist von ihm „Torquato Tasso" erschienen, eine eigenthümliche Bearbeitung des schon oft ergriffnen Themas, im Leben und Ausgang dieses großen begeisterten Sängers den zerstörenden Conflict der innern dichterischen Welt mit den ehernen Verhältnissen der äußern darzustellen. Kukolnik's „Torquato Tasso" ist das trübe Erdenwallen einer genialen Dichternatur; sein neustes Gedicht dagegen, „

osti", stellt ein Bild auf, wohin auch Mittelmäßigkeit in Kunst dennoch führe, wenn äußere Ergebnisse sich günstig n. Diesem Gedicht soll ein anderes, „Sannazar", und „Rafael" folgen, jedes einen eigenthümlichen Gedanken rend. Was uns in diesen Bestrebungen besonders bemer-rth erscheint, ist die neue Richtung, die durch sie die Originalliteratur erhält. Bis jetzt hat sie in Her-gungen der Dichtkunst das auswärtige Element nur durch zungen vorhandener Dichterwerke in sich aufgenommen; eigne Production suchten die russischen Dichter die Stoffe heimischen Zuständen, sei's daß sie diese in der Vorwelt der Gegenwart zu finden bestrebt waren. Kukolnik ist r der Erste (denn einige geringe, fast gänzlich misglückte Versuche der Art sind nicht zu rechnen), der die russi-tische, jetzt schon zu einer großen Biegsamkeit herange-Rede an Darstellungen einer auswärtigen Welt und, rf es sagen, mit Glück wagt. Es ist nicht zu leugnen, urch in der russischen Literatur ein neuer Abschnitt sich , und daß diese in solcher allgemeinen, nicht mehr so zu los landsmannschaftlichen Productivität außer der geo-hen Position auch durch innere Wesenheit eine euro-zu werden beginnt. Als weitere Ausführung unsrer tung theilen wir folgenden Auszug einer Scene aus l's „Giulio Mosti" mit, die in einer russischen Zeit-gedruckt erschien. Mosti arbeitet in der Bildergalerie lienischen Grafen an der Copie eines Portraits Tasso's ht in folgende Klage aus:

Den ganzen Tag schon sitz' ich hier und bilde
Ein Bild nur nach! und es gelingt mir nicht
Ein Bild nur nachzubilden, weiter nichts!
Ein Thor war ich, als ich die Kunst erwählte.
Schon dreißig Jahr und noch derselbe Sudler,
Ein namenloser, unbekannter Stümper!
Wie träumt' ich doch, die Feder nur zur Hand,
Und es ertönen mächtige Octaven;
Den Pinsel mir, und wunderbare Bilder
Erstehen schnell auf ausgespanntem Leinen,
Der Ruhm, der Reichthum bleiben nimmer aus!

r geträumten Erfolge sind Armuth und kaum gewür-ihen das Loos, das der Künstler erreicht, und er hat igen darüber, von denen wir übrigens nur einen Theil ergegeben haben, nicht geendet, als Verrino, von dem der Galerie begleitet, eintritt. Er bleibt, den Saal itend, vor Tasso's Portrait stehen und den copirenden nicht beachtend, spricht er:

Das Urbild dieses Bildes sah ich nicht,
Doch sicherlich ist's nicht getroffen.
Ein Dichtertraum ist dies Gesicht,
Drin liegt ein nicht'ges Suchen, Hoffen.
Wohl sieht man Kunst, wohl sieht man Fleiß,
Der Schatten richtig, gut das Licht,
Das Fleisch es lebt, der Blick ist heiß,
Doch ähnlich ist das Alles nicht!

ckt erstaunt auf und fragt, wie er ein Portrait un-nden könne, dessen Original er nicht gesehen, aber die Frage überhörend, fährt fort:

Es ist ein Traum, ja ein gemalter Traum —
Ein Traum war's, der dem Künstler saß,
Was nicht ergriffen ist im Raum,
Wird nicht Object, ist geist'ger Schaum.

duldige Maler wirft seinen Pinsel weg, zwingt den den Verrino zur Aufmerksamkeit und sagt ihm, daß ein sehr ähnliches Portrait Tasso's sei. Da tritt löblich ergriffen zurück und bricht in die Worte aus:

Ja, Tasso ist's! des Ruhmes Kranz,
Die Locken, die das Haupt umschweben,
Der Wahnsinn in der Augen Glanz,
Die Reime, die vom Munde beben,
Die sagen mir's! des Tasso Bild
Wer mag kein Dichter zu verkennen!

Die begeisterte Rede Verrino's, die wir zwar treu, aber nur im Bruchstück geben, schon weil uns die Reime nicht so leicht aus der Feder fließen als Hrn. Kukolnik, bringt ihn und Mosti näher zu einander, und der Letztere erzählt seinen bisherigen Lebenslauf, seine Mühen, seine Kämpfe mit dem Schicksal und sein Unglück. Verrino fragt ihn kühl, wonach er eigentlich so sehnlich trachte, worauf Mosti mit Feuer ausruft:

— — — den Ruhm, den Ruhm,
Ach, fremder Mann, den Ruhm verlangt das Herz,
Und wird den heißen Wunsch doch nie erlangen!
Ich fühl' es deutlich, wie ich's Licht erblicke!

Verrino lacht ihn aus, stellt ihm die Richtigkeit seines Wun-sches dar, der sogar in seiner Heftigkeit beurkunde, daß nicht einmal die wahre, uneigennützige Liebe zur Kunst ihn durchglühe, und ertheilt ihm zuletzt den Rath, statt der himmlischen Musen eine irdische zu lieben. Wenn ihn neun solcher Musen nicht er-hören sollten, thäte es doch die zehnte oder die zwanzigste, wor-auf Mosti wehmüthig für sich sagt:

Wie furchtbar er mich zu vernichten strebt —
Nein, nie! ich lebe nur der Kunst,
Mag ich ihr letzter, schlecht'ster Knecht sein, immerhin!
Doch wenigstens nicht Knecht des Weibes, nur der Kunst.
Zufrieden werd' ich sein, nach mehr nicht langen,
Und jetzt zum Werk zurück, zum Werk.

Während dieses Zwiegesprächs erschallt ein anderes aus dem Vorgemache der Galerie. Eine Knabenstimme bittet flehentlich um Einlaß, und da der Wächter diesen rauh verweigert, hört man sie sagen:

Um Gotteswillen zeigt mir Euer Mitleid,
Hier sind drei Paolo, mehr hab' ich nicht;
Laßt mich hinein!

Wächter.

Nun, es mag sein.
Zum Glücke ist die Herrschaft nicht zu Hause,
Sonst thät' ich's nicht. Sei aber auf der Hut,
Schmutz' mir nichts zu, wirf nichts herab,
Es ungeschickt betastend.

Es tritt nun der zur Zeit noch zwölfjährige Dominichino Zam-pieri herein, der nachmalige berühmte, wegen seiner Beschei-denheit historisch ausgezeichnete Maler. Er bleibt vor den Ge-mälden wie von einer unsichtbaren Gewalt ergriffen stehen und ruft dann aus:

— — Ach, welch' ein Schmerz
Brennt mir im Herzen wie ein Feuerfunken
Und sengt mein Auge — rettet, ich erblinde!

Nach einer Weile, während welcher er die Augen mit den Händen zugedrückt gehalten hat, fährt er, sie wieder öffnend, fort, indem er die Gemälde mit Entzücken betrachtet:

O welche Wunder! Schaut, die Welt tritt hier
In ihrem höchsten Schmuck an diese Wände.
Sie schreitet wie ein heil'ger Kirchengang, —
Die goldne Mitra auf dem hohen Haupte,
Geht vor den Bischöfen der Kunst ein hehrer Geist.
Seht, wie ein würd'ger Priester dort der Nacht
Den Schatten hat entwandt und jener dort
Der Sonn' ihr strahlend Licht! O heil'ge Mächte,
Laßt jetzt den Lobgesang, die Siegesklänge
In diesem Raum erschallen —

Dominichino fährt in seiner Extase fort, geflügelte Worte der Begeisterung auszustoßen, deren Uebersetzung wir jedoch An-dern überlassen, die den Wohlklang des Originals und den rei-chen Reim wiederzugeben geübter sind als wir. Wir eilen zum Schluß und übersetzen nur noch zur Uebersicht der Scene das Ende seiner Rede, treu aber ohne Reim:

Schweb' herab, mein süßer Traum,
Du mein goldnes Kinderspiel!
Roll hinab am Himmelszelt,
Wie ein heller Hoffnungsstern!
Stürze her in meine Brust,

Den Genuß in ihr zu zünden,
Den der Mensch mit kühlem Wort
Angebornen Geist benannt.
Aber, Herz, nur nicht geschrieben!
Aber, Scherz, nur nicht gefiedelt!
Nein, auf weißem Leinen leuchte
Mir die Welt im Feuer auf!
Ja, im Feuer, nicht in Flammen,
Denn Zerstörung lieb' ich nicht.
Ja, im Feuer schöner Liebe
Zeuge mir die ird'sche Wonne
Strahlend wie auf Fürstenthron!

Der Knabe läßt sein Haupt sinken und steht unbeweglich inmitten des Saals, Verrino tritt aber auf Mosti zu, klopft ihm auf die Schulter und sagt:

Mein Freund, schau Einen, der hier glücklich ist,
Und glücklich wird er sein bis an sein Ende.

Diese Scene, die in Berücksichtigung des Raums wir nur in Bruchstücken hier mittheilen, wodurch, wie auch durch die Uebersetzung, manche Schönheit des Originals gar nicht zum Vorschein gekommen ist, wird doch zum Belege dienen können, daß den Russen in Nestor Kukolnik ein neuer gemüthvoller und gedankenreicher Sänger erwachsen ist, der schon jetzt selbst auswärts Aufmerksamkeit verdient. In seinen Hervorbringungen tritt nämlich, wie schon oben bemerkt, die russische Belletristik zum ersten Mal aus der nationalen Subjectivität heraus, und wenn die gegenwärtigen Leistungen nicht sogleich eine Bereicherung des allgemeinen europäischen Dichterhortes genannt werden können, so geben sie doch Hoffnung, daß solche nun auch aus Gegenden kommen kann, von wo man sie bis jetzt nicht erwartete.

Eine andere erfreuliche Erscheinung in der neuesten russischen Literatur ist die sehr gelungene Uebersetzung einiger Gedichte Victor Hugo's durch M. Sorokin (Petersburg, 1834). Auch ist „Die Erdennacht" von Raupach theilweis mit vielem Glück übersetzt. Von einem angehenden Novellendichter, Maschkow, hat man 2 Bände Originalerzählungen („Powesti", Petersburg 1834) erhalten, und Hr. Weidemeier hat eine Geschichte der Regierungsjahre der Kaiserin Elisabeth (Ebend. 1834) drucken lassen, sowie der Staatsrath J. Pestow Bemerkungen über das Gubernium Jeniseisk („Sapiski" u. s. w., Moskau 1833). Letzteres Buch ist zwar an Ort und Stelle, nämlich im nord-östlichen Sibirien, entstanden, enthält aber doch nur meist Auszüge aus frühern Beschreibungen jener Gegenden.

Am Schlusse unsrer Mittheilungen gedenken wir, zwar etwas verspätet, aber ohne daß uns Jemand hier zuvorgekommen wäre, eines innerhalb des russischen Grenzpfahles erschienenen deutschen Buches, nämlich: „Dichtungen von Ludolph Schley, erstes Heft: Die Schwedenbraut" (Libau, 1832). Dieses erste Heft, dem unsers Wissens noch kein zweites gefolgt ist, enthält eine freie, sehr sorgfältig ausgearbeitete Uebersetzung des Gedichts von Tegnér: „Axel und Marie". Die deutsche Sprache, in welcher von Reval und selbst Wiburg am finnischen Meerbusen an bis über Bern hinaus und von der holländischen und dänisch-jütländischen Grenze, durch die ungarischen und siebenbürgischen Städte bis zur türkischen geschrieben und gedruckt wird, muß in dieser Ausdehnung, den localen Anfoderungen entsprechend, zu sehr verschiedenen literarischen Bedürfnissen dienen. So wenig alle diese Deutsche einem politischen Gesetze gehorchen oder nach einerlei Sitte sich bequemen, wie z. B. die Franzosen nach der pariser, eben so wenig sollten die literarischen Leistungen strenge nach einer Abstraction beurtheilt werden. Wenn daher die Aesthetik einer deutschen Gegend in einer andern ebenfalls deutschen, aber von der ersten entlegenen oder anders gestalteten Landschaft misfällt, so bleibe dies als Geschmackssache auf sich beruhen; aber man verwerfe nicht auf gleiche Weise andere Erzeugnisse der gemeinsamen deutschen Literatur. Wer weiß bestimmt, welche Ansicht die rechte ist, und hauptsächlich, wie lange sie die einer gewissen besonders kenntn Anzahl ist? Man freue sich vielmehr über die weite Ausdehnung der Sprache, ohne die mannichfachen Materialien zum Bau der großen deutschen Literaturwalhalla ihrer Verschiedenheit und Abweichungen wegen zu misachten oder gar herabzusetzen. Diese Betrachtungen, die wir bei Gelegenheit der „Schwedenbraut", die uns Kurland liefert, niederschreiben, beziehen sich übrigens auf sie nur im Allgemeinen. Schley's Uebersetzung des Tegnér'schen Gedichts dürfte, sobald man die Richtigkeit seiner Ansicht über die nothwendige Freiheit in der Uebertragung neuerer Gedichte zuläßt, in allen deutschen Gauen für eine gelungene anerkannt werden. 18.

Der Lütticher. Historisch-romantisches Gemälde aus Belgiens neuester Geschichte, von Friedrich Bartels. Leipzig, Hartmann. 1833. 8. 21 Gr.

Man darf dem Verf. nicht vorwerfen, den Aufstand in Brüssel von 1830, welcher das historische Element seines Gemäldes bildet, linkisch und unzureichend, wir wollen nicht sagen unwahr, zu seiner Leinwand verwebt zu haben. Er sagt selbst, er habe ihn nur romantisch darzustellen gesucht; allein da wir im ganzen Buche nichts Romantischeres gefunden haben, als daß ein reicher Kaufmann, Vater der Heldin der Geschichte, nachdem er beim Sturme auf das brüsseler Gefängniß erschossen wurde, „von ein paar Kerlen" in einen Sack gesteckt und in die Seine (Senne) geworfen wird, so erklärt sich das Mislingen seiner guten Absicht von selbst, da hier wahrscheinlich der Setzer der Romantiker war. S. 36 erklärt der Verf., er sei stolz darauf, ein wahrer royalistisch gesinnter Bürger zu sein. Da er die Gelegenheit dazu bei den Haaren herbeizieht, muß er wol irgend eine romantische Absicht darunter haben.

Von den belgischen Revolutionnairen, welche in die Geschichte verflochten sind, kommt keiner mit dem Leben davon, die Andern fliehen alle nach Holland und werden selig. Das ist der Humor des Buches. Mehr kann hier aber durchaus nicht über den Inhalt gesagt werden, denn er ist so wunderbar, obgleich gar nichts Wunderbares und Ueberirdisches darin enthalten ist, daß er unmöglich in unser Erdenleben paßt. Wem es daher auf etwas Langeweile nicht ankommt, der mag das Buch selbst lesen; Andere werden schon wissen, was sie zu thun haben. 30.

Literarische Notizen.

„Jurisprudence du 19. siècle, ou table tricennale du recueil général des lois et des arrêts" von Sirey und Villeneuve, von Letzterm besonders redigirt und geordnet, gewährt eine gute Uebersicht der gesetzlichen Verfügungen der neuern Zeit.

„Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du moral", ein von Maine de Biran nachgelassenes Werk, hat Cousin herausgegeben.

Den Geschmack an romans maritimes scheinen die Franzosen noch nicht verloren zu haben, wie Eduard Corbière's „Le prisonnier de guerre", der eben erschienen, beweist.

„Scènes du beau monde" von Jules Janin, H. Martin, E. Drouineau, Marq. de Marquessac, Al. Dumas, E. Alboize, Em. Deschamps, Jul. Lacroix, Vic. d'Arlincourt, P. L. Jacob, P. Borel und Eug. Sue versprechen eine anziehende Unterhaltung.

M. St.-Etienne gibt heraus: „Annales politiques pour servir d'introduction à la révolution de 1789", Gedicht in 12 Gesängen. Die erste Lieferung, zu 4 Bogen, ist erschienen, das Ganze soll deren 12 betragen.

Von A. Creuzé de Lesser erschienen in 2 Bdn. „Annales secrètes d'une famille pendant 1800 ans." 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1834.

Des englischen Juristen Jeremias Bentham's Principien der Gesetzgebung. Herausgegeben von Etienne Dumont. Nach der neuesten Auflage übersetzt. Köln, Arend. 1833. Gr. 8. 20 Gr.

Wie sehr auch der deutsche Geist geneigt ist, auf jede Ansicht des Auslandes einzugehen, so konnten doch zwei Schriftsteller, welche ihre Nation vergöttert, welche die Nordamerikaner in ihre Schulen einführten, bei uns wenig Eingang finden. Wir meinen damit Destutt de Tracy und Jeremias Bentham.

Bentham ist 1735 geboren, ein Mann, der gründlich dachte und peinlich schrieb. Ohne seine Freunde, namentlich ohne den Genfer Dumont, wäre wol wenig aus seinen Papieren in den Druck gekommen. Wie Saturn verschlang der schöpferische Geist gern die eignen Kinder. Wie jeder originelle Kopf fand Bentham enthusiastische Verehrer. Die Staël soll gesagt haben, die Nachwelt werde ihre Zeit nicht nach Napoleon, sondern nach Bentham nennen. Ein Wort, welches nur der Haß gegen Napoleon erzeugen konnte. Frankreich, Italien erscholl von Bentham's Ruhm; aber in Deutschland brachte ihn Beneke in Berlin nur zur Sprache, nicht zur Verehrung; der Deutsche ist zu spiritualistisch, als daß ein materialistisches System bei ihm Glück machen könnte.

Dumont drückt sich vortrefflich über die Natur obiger Schrift aus. Dieselbe enthält Bentham's Logik der Gesetzgebung, sie gibt das Princip, wonach Bentham Alles im Gebiete der Moral und Gesetzgebung bestimmt, und sie lehrt zugleich die Kunst, dieses Princip anzuwenden. Bentham selber äußerte sich über seine Untersuchungen: „Nicht in Büchern über das Recht habe ich Mittel und Methode gefunden, sondern in Werken über Physik, Naturgeschichte, Medicin. Indem ich einige medicinische Abhandlungen las, erregte die Classification der Heilmittel meine Aufmerksamkeit. Könnte nicht auch der politische Körper seine Anatomie, seine Physiologie, seine Nosologie, seine Materia medica haben?" — Auf diese Weise kam Bentham dahin, Verbrechen als Uebel, Krankheiten, Strafen als adäquate Heilmittel anzusehen und die Kunst der Strafgesetzgebung als eine bloße Receptirkunst zu betrachten.

Im ersten Capitel sucht Bentham nach einem allgemeinen Principe, „gleichsam nach einem festen Punkte, woran sich die ganze Kette der Schlüsse knüpfen ließ". Er fand, was er suchte, in dem Principe der Nützlichkeit. „Schmerz und Lust sind die ewigen, unwiderstehlichen Empfindungen des und der Menschen; was jenen vertreibt, diese erzeugt, ist nützlich. Die Wörter: gerecht, gut, schlecht, müssen nur als Bezeichnungen von Lust oder Unlust gebraucht werden" (S. 5). Um das Princip der Nützlichkeit vor Verwechselungen zu bewahren, unterscheidet er es im zweiten Capitel vom Ascetismus und im dritten von dem willkürlichen Principe der Sympathie oder Antipathie. Nachdem der Einfluß dieser falschen Principien auf die Gesetzgebungen kurz berührt ist, widerlegt er im fünften Capitel einige Einwürfe gegen den Grundsatz der Nützlichkeit. Er findet die meisten Misverständnisse in der Verkehrtheit der Sprache begründet (S. 22). Man hat sich gewöhnt, sagt er, die Tugend im Gegensatze der Nützlichkeit zu denken; aber die Tugend ist Aufopferung eines kleinern Interesse um ein größeres, nichts weiter. Der Unterschied zwischen Moral und Politik besteht nach S. 23 darin, daß diese die Handlungen der Regierungen, jene die der Privaten leitet. „Was politisch gut ist, kann nicht moralisch schlecht sein, es seien denn die Regeln der Arithmetik, die für die großen Zahlen wahr sind, für die kleinen falsch. Man kann Böses thun, indem man das Princip der Nützlichkeit zu befolgen glaubt; aber wenn ein Mensch schlecht rechnet, so liegt der Fehler an ihm, nicht an der Arithmetik. Der Böse ist blind gegen die wahren Vortheile." — Nachdem Bentham in dieser Art sein oberstes Princip festgestellt hat, zerlegt er im sechsten Capitel die Nützlichkeit in ihre Bestandtheile und fertigt ein Verzeichniß aller Lust- und Unlustempfindungen an, welches „die ersten Elemente, die Ziffern der moralischen Arithmetik" enthält. Im siebenten Capitel betrachtet er diese Empfindungen als Sanctionen; die Lust oder Unlust, die man an die Beobachtung eines Gesetzes knüpft, nennt man nämlich die Sanction des Gesetzes. Er theilt diese Sanctionen nach ihrer Quelle in natürliche, moralische, politische und religiöse.

Im achten Capitel untersucht Bentham das Verfahren, wodurch man die Größe einer Lust- oder Unlustempfindung bemessen könne. Das Verfahren ist wieder ein calculatorisches. Den Werth einer Handlung schätzen,

heißt bei ihm nichts, als alle Güter, alle Uebel aus einer Handlung zusammenrechnen und finden, was übrigbleibt, wenn man eine gewisse Summe von Uebeln und Gütern abzieht. Diese Berechnung findet natürlich in der verschiedenen Sensibilität der Menschen ihre Klippe; daher untersucht Bentham in den folgenden Capiteln die Umstände, welche auf die Sensibilität wirken und weist die Anwendung dieser Kenntnisse nach, um Verbrechen zu schätzen, gebührende Entschädigungen, die Stärke der Strafen zu ermitteln und Gesetze von einem Land in ein anderes zu verpflanzen. Vortrefflich läßt sich Bentham hier S. 61 über die Gleichheit der Strafen aus. „Für gleiche Verbrechen gleiche Strafen: dieser Gemeinspruch hat einen Anschein von Gerechtigkeit, der alle seichte Geister getäuscht hat. Um ihm einen vernünftigen Sinn zu geben, muß man erst vorher bestimmen, was man unter gleichen Strafen und gleichen Verbrechen versteht. Ein Gesetz, das weder Geschlecht, noch Alter, weder Rang noch Vermögen, weder Erziehung noch Vorurtheile der Individuen berücksichtigt, würde doppelt fehlerhaft, es würde unwirksam und tyrannisch sein. Zu streng für den Einen, zu nachsichtig für den Andern, würde es unter dem Scheine der Gleichheit die ungeheuerste Ungleichheit verbergen. Ein starker junger Mensch und ein schwacher Greis seien beide verurtheilt, eine gleiche Zahl von Jahren die Ketten zu schleppen; ein Schwätzer könnte die Gleichheit der Strafen behaupten, aber das Volk, das der Natur und dem Gefühle treu geblieben ist, wird jenes innere Murren der Seele vernehmen, und sein Unwille wird vom Verbrecher auf den Richter, vom Richter auf den Gesetzgeber übergehen. Ich will nicht scheinbare Einwürfe verhehlen. Wie ist es möglich, alle die Umstände, die auf die Sensibilität von Einfluß sind, in Rechnung zu bringen? Der Gesetzgeber ist genöthigt, sich an allgemeine Gesetze zu halten; wenn er dem Richter die Befugniß gäbe, die Anwendung der Gesetze jener unendlichen Verschiedenheit der Umstände und Charaktere anzupassen, so würde die Willkür der Richter unbeschränkt sein. Alles dies enthält aber weniger einen Einwand, als eine Schwierigkeit, man leugnet nicht das Princip, man hält seine Ausführung für unmöglich. Aber I. die meisten jener Verschiedenheiten der Sensibilität haben äußere offenbare Zeichen, Geschlecht, Alter, Stand, Race, Klima, Regierung, Erziehung, religiöses Bekenntniß; an diese offenbaren Umstände hält sich der Gesetzgeber. II. Diese Umstände bilden allgemeine Classen, sind leicht aufzufassen; so schwindet die Verwickelung und Alles läßt sich auf ein einfaches Princip zurückführen. III. Alle Willkür ist verbannt; es ist nicht der Richter, es ist das Gesetz selbst, welches eine Strafe nach dem Geschlecht, Alter, Stand u. s. w. modificirt. Das hier Empfohlene ist nicht eine Idee aus Utopien; es ist noch kein Gesetzgeber barbarisch und dumm genug gewesen, um alle Umstände der Sensibilität zu vernachlässigen. Drakon scheint der einzige; ich zweifle, daß jemals seine Gesetze ganz buchstäblich sind befolgt worden. Ohne in dieses Extrem zu fallen, wie viele Fehler hat man aber in dieser Beziehung gemacht. Sollte man glauben, daß es Fürsten gegeben, die lieber ganze Provinzen verloren oder Ströme menschlichen Blutes vergossen, als daß sie die besondere Empfindungsweise eines Volks schonten? Ein Fürst unserer Tage (Joseph II.), fähig, aufgeklärt, strebend nach Ruhm und Unterthanenglück, unternahm Alles umzubilden und regte Alles gegen sich auf. Am Tage vor seinem Tode, allen Kummer seines Lebens bedenkend, wollte er, daß man auf sein Grab schriebe: er sei in allen seinen Unternehmungen unglücklich gewesen. Man hätte dieser Inschrift zur Belehrung der Nachwelt hinzufügen müssen: daß er nie die Kunst gekannt habe, die Empfindungsweise der Menschen zu schonen. Wenn der Gesetzgeber das menschliche Herz studirt, wenn er den verschiedenen Graden der Sensibilität nachgibt, so erfreut uns diese Mäßigung. Ich finde hierin eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Kunst des Gesetzgebers und der Kunst des Arztes. Beide bedürfen jenes Verzeichnisses der Umstände, die auf die Sensibilität von Einfluß sind. Ein einziger Irrthum darin kann alle Resultate ändern."

Im zehnten Capitel geht Bentham daran, mittelst der Berechnung der Lust und Unlust die Schwere jedes Verbrechens zu bemessen. Es entsteht dadurch eine ganz eigne Classification der Uebel: sie sind Uebel der ersten Ordnung, soweit sie unmittelbar bestimmte Personen treffen; der zweiten Ordnung, soweit sie, aus der ersten entspringend, sich über unbestimmte Personen ausbreiten; der dritten Ordnung, wenn sie die Thätigkeit der Menschen angreifen. Das Uebel der ersten Ordnung ist wieder ein ursprüngliches und ein abgeleitetes; das Uebel der zweiten Ordnung ist wieder Schrecken und Gefahr. Ferner ist jedes Uebel theilbar oder sich ausbreitend, bleibend oder schwindend. Die Güter oder die Lustempfindungen erleiden dieselbe Eintheilung. Im elften Capitel wird an der Gründe der Verbrechen gedacht und jede Handlung als Verbrechen erklärt, die mehr Uebles als Gutes zur Folge haben und daher verboten werden muß (S. 75). Es ist von Gewicht, Bentham selber sprechen zu lassen. „Ist es räthlich, gewisse Handlungen für Verbrechen zu erklären, oder mit andern Worten, ist es räthlich, sie gesetzlichen Strafen zu unterwerfen? Die ganze Welt stimmt überein; aber worauf beruht diese Uebereinstimmung? Man frage Jeden um seine Gründe; man wird eine erstaunliche Verschiedenheit der Ansichten und Principien finden. Die bestehende Uebereinstimmung beruht nur auf Vorurtheilen, und diese Vorurtheile wechseln mit den Zeiten und Orten, nach den Meinungen und Gewohnheiten. Das Princip der Nützlichkeit wird die Vorschreibungen des Vorurtheils bestätigen, wo sie richtig, es wird sie verwerfen, wo sie verderblich sind. Ich setze voraus, daß, wie alle Benennungen von Tugend und Laster unbekannt sind, mein Beruf ist, die menschlichen Handlungen blos hinsichtlich ihrer guten und schlechten Wirkungen zu betrachten. Ich werde zwei Rechnungen anlegen. Als reinen Gewinn setze ich alle Lustempfindungen, als Verlust alle Unlustempfindungen. Diese Arbeit, die von Anfang so verwickelt scheint, wird leicht [illegible]

r Unterscheidung zwischen dem Uebel der ersten, zweiten
nd dritten Ordnung. Eine die Sicherheit einer Person
ngreifende Handlung sei der Gegenstand meiner Untersu-
ung. Ich vergleiche alle Lust, allen Vortheil ihres Ur-
ebers mit allem Uebel für die verletzte Person. Ich sehe
erst, daß das Uebel der ersten Ordnung das Gute der
rsten Ordnung überwiegt, aber ich bleibe dabei nicht ste-
en. Diese Handlung zieht für die Gesellschaft Schre-
en und Gefahr nach sich. Die Lust aus der Handlung
eschränkt sich also noch auf Einen, das Uebel erstreckt
ich auf Tausend, Zehntausend, auf Alle. Dieses schon un-
eheuere Misverhältniß erscheint mir unendlich, wenn ich
n Erwägung ziehe, daß, wenn jene Handlung nicht un-
erdrückt würde, eine allgemeine Entmuthigung, Hemmung
er Arbeit, Auflösung der Gesellschaft entstände."

Man erkennt allerdings aus dieser Calculatur der
Lust und Unlust, daß in diesem Falle ein Verbot eintre-
en müsse und zu seiner Sanction auch eine gewisse
Strafe, welche zur Wirksamkeit des Verbotes erfoderlich
st. Inzwischen ist diese so überaus wichtige und schwie-
ige Materie so dürftig behandelt, daß über die wichtig-
ten Fragen, über die naheliegendsten Einwürfe auch nicht
er kleinste Aufschluß gegeben wird. Die Untersuchung
vendet sich gleich hinweg zu Punkten, die allerdings mit
em hier Behandelten zusammenhängen, allein weit eher
ine kurze Besprechung vertragen hätten.

Das zwölfte Capitel bestimmt die Grenzen der Mo-
al und der Gesetzgebung hinsichtlich der Verbote. Die
Gesetzgebung unterscheidet sich nach S. 83 hauptsächlich
adurch, daß sie berechnen muß, ob nicht das Uebel, das
in Gesetz bewirkt, größer sein kann als das Gute, das
s beabsichtigt. In dem funfzehnten und letzten Capitel
verden dann viele Beispiele falscher Beweggründe gesetzlicher
Verbote aufgeführt. Unter der Aufschrift: „Eine Fiction
st kein Grund", wird gegen den Staatsvertrag auf eine
ehr energische Weise gesprochen. Man darf nicht das
Glück des menschlichen Geschlechts (heißt es S. 102)
von einer Fiction abhangen lassen; man darf nicht die
Pyramide der Gesellschaft auf Sand und einen Thon,
er zusammenstürzt, erheben. Lasse man Kindern diese
Spiele, Männer müssen die Sprache der Vernunft und
er Wahrheit reden.

Die Leser ersehen aus diesem Skelette des Werkchens
inreichend den eigenthümlichen Geist des Verf. Man
kann Dumont beistimmen, wenn er sagt: Bentham habe
Einheit des Maßes und Gewichtes für die Verbrechen
und Strafen gesucht und gefunden. Allein daß in dieser
politischen Arithmetik der Lust und Unlust wirklich das
Organon aller Gesetzgebung enthalten sei, darf wol nicht
behauptet werden. Fürs Erste ist es wol kaum ein Fort-
schritt, die Begriffe von Recht und Schlecht auszuwi-
chen und die bloße Kategorie von Lust und Unlust ste-
hen zu lassen. Zugegeben, daß Tugend und Laster sich un-
er Wohl und Uebel rubriciren lassen, so ist doch wol der
Unterschied des Moralischbösen und des Physischübeln ein
solcher, den die Entwickelung der Vernunft und der Ge-
ellschaft gebildet hat; ihn aufheben heißt den breiten
Strom in die Quelle zurückdrängen und in der rohen
Unterschiedslosigkeit die höchste Weisheit erkennen. Fürs
Zweite ist es zwar richtig, daß Bentham eine gewisse Con-
sequenz in das peinliche Recht bringt, allein es zeigen sich
bei einem tiefern Blicke doch sehr bedeutende Sprünge
und Lücken. Wenn die Strafe nur Uebel ist gegen Ue-
bel, so ist sie einer rein prävenirenden, abschreckenden Na-
tur. Ist aber ein Verbrechen doch begangen worden, so
ist die Strafe untauglich; was soll nun geschehen? Hier
sieht sich die Gesetzgebung offenbar in der Oede; Ben-
tham's Generalien lassen sie im Stiche. Man kann auch
auf Bentham den Spruch des großen Bacon anwenden:
„in universalibus latet error." 79.

Chronik der Kaiserzeit von A. Barginet (von Greno-
ble). Erste Periode. Deutsch von Dr. O. L. B.
Wolff. Leipzig, Allgem. Niederländ. Buchhandlung.
1833. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Um zu begreifen, wie die Manier, in welcher dieses Buch
geschrieben ist, entstehen und ein Publicum finden konnte, muß
man sich den Zustand vergegenwärtigen, in welchem die Tages-
literatur sich vor Kurzem befand und zum Theile noch jetzt be-
findet. Hr. Barginet beschreibt diesen Zustand in der Vorrede
zu vorliegendem Buche recht treffend, und ich will daher den Theil
dieser Schilderung, welcher meinen Zwecken dient, hier abschrei-
ben. „Wir leben", sagt er, „in einer Zeit, wo die Gesellschaft,
ihrer Geschichte überdrüssig, sich auf einmal für kurze Erzählun-
gen interessirt hat. Die langen Erzählungen jagen ihr Schre-
cken ein, die Thatsachen sind für sie niederschlagend, und sie hat
sich auf eine Literatur von eingelegter Arbeit geworfen, welche,
da sie weder Grund noch Grenzen hat, alle Ausschweifungen
der Einbildungskraft erlaubt und die Kraftlosigkeit eines Hau-
fens großer unbekannter Männer, die in unsern Sammlungen
hervortreten, auf eine merkwürdige Weise bedient. Auch sind
seit dem Khalifen Harun al Raschid und der Königin Bertha
nie mehr Erzählungen den lieben Leserinnen vorgetragen wor-
den; wir sind damit überschwemmt, gesättigt, durchräuchert
worden; wir haben gehabt blaue, braune, drollige, Seefahrer-
erzählungen, wahre Geschichten und Märchen von allen Farben.
Bis jetzt scheint der Schauder die Haupttriebfeder dieser Com-
positionen zu sein, selbst dann, wenn der Verf. in weißen Hand-
schuhen, elegantem Frack, mit einer Cravatte, deren Knoten zum
Verwundern kunstreich geschlungen ist, uns auf den Zehen in
das Kämmerchen eines liebenswürdigen Frauenzimmers einführt,
deren allerliebste Geheimnisse er uns mit großer Selbstgefällig-
keit offenbart. — Alle Frauen sind Närrinnen geworden, das
heißt: melancholisch und verliebt. Jenem Mädchen von schlan-
kem Wuchse, frischer Gesichtsfarbe, feurigem Auge schwebt ein
Lächeln auf der Lippe, aber eine Schlange nagt ihr am Herzen;
und auf dem Lager von Wohlgerüchen und Blumen, wo sie den
Schlummer sucht, wird sie von höllischen Träumen beunruhigt.
Alle Menschen sind durch und durch verruchte Missethäter; mit
Kaltblütigkeit oder mit einem krampfhaften Lächeln sinnen sie
auf Frevelthaten, von denen unser Criminalgesetzbuch, obschon
es so große Vorsicht zeigt, dennoch keine Ahnung gehabt hat.
Feigherzigkeit, Verrätherei, Ehebruch theilen sich in die Welt;
nur das Laster wird hier in Schutz genommen und geehrt; die
religiösen Ideen sind nur Truggebilde, und wer mitten unter
diesem abscheulichen Misbrauche der Gedankenfreiheit sich rein
erhalten zu haben glaubt, weiß nicht, wie er seine traurigen
Blicke von dem verhaßten Gemälde abwenden soll, das ihm un-
sere Literatur zeichnet."

Diese Schilderung ist keineswegs übertrieben, die Literatur
der letzten Jahrzehende hat alle möglichen Anstrengungen ge-

macht, um den Gaumen des Publicums zu kitzeln und sich zu diesem Ende unglaubliche Albernheiten zu Schulden kommen lassen. Dies hat der verständigere Theil des Publicums endlich gefühlt und sich nach einer andern, wo möglich feinern Speise gesehnt. Da man anfing, sich an den unförmlichen Massen, welche die Romanschreiber auftischten, den Magen zu verderben, so kam man auf den Gedanken, es gehöre zu den Erfodernissen eines guten Gedichtes, daß es so wenig Inhalt als möglich habe und nur durch seine Form, etwa durch die Gewandtheit oder Lebendigkeit der Darstellung interessire. Den Umstand, daß diese Ansicht anfing Anhänger unter dem großen Publicum zu gewinnen, haben einige Schriftsteller, welche mehr Verstand als Phantasie besaßen, benutzt und uns Erzählungen geliefert, welche fast gar keinen Inhalt haben. Zu ihnen gehört Hr. Barginet. Er scheint es fast für einen Uebelstand zu halten, daß eine Erzählung wenigstens scheinbar einen Inhalt haben muß. Er überläßt sich daher einer gewissen angenehmen Geschwätzigkeit, welche mit vielen Worten wenig, auch zuweilen nichts sagt, aber auf eine gewandte und gefällige Art. Man ergötzt sich, indem man diese Arbeiten liest, an der Munterkeit des Verf., hat ein halbes Stündchen nach dem andern ohne entschiedene Langeweile zugebracht und ist, wenn man keine weitern Ansprüche an ein Kunstwerk macht, befriedigt, obgleich man eigentlich nichts gelesen hat. Ich will einige Proben dieser Geschwätzigkeit geben. S. XIX will Hr. B. sagen, er wisse nicht, wo Capitain Tranquille geboren sei; er drückt das also aus: „Es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen, zu erfahren, welches Departement Frankreichs den Capitain Tranquille hat auf die Welt kommen sehen. Ich hätte bis zu einem gewissen Punkte Verwandtschaften finden können zwischen dem Klima seines Landes und seinem Charakter. Ich weiß nicht, warum er ein Geheimniß daraus macht, aber er hat sich allezeit sorgsam gehütet, davon zu sprechen, und auf meine grade Frage Stillschweigen beobachtet, indem er allemal auf seine Weise dazu lachte. So viel habe ich in Erfahrung gebracht, daß peinliche Erinnerungen sich in der Seele des Capitains mit denen verknüpften, die er von seiner Heimat bewahrt hat, und seitdem habe ich von meiner Eindringlichkeit nachgelassen, was er mir, wie ich glaube, Dank wissen wird. So muß ich mich denn ungeachtet meines Wunsches, in dieser Hinsicht der Neugier des Publicums Genüge zu leisten, in den Schranken der physiologischen Beobachtungen halten, die ich über ihn angestellt habe."

S. XXXVII wird von Jemanden erzählt, er sei mit der Gicht behaftet gewesen. Sogleich wird dieser Umstand benutzt, um folgende Beschreibung der Gicht einzuschieben. „O möchtet ihr es nimmer aus der Erfahrung kennen lernen, was die Gicht zu bedeuten hat! Ich bin erstaunt, daß die moderne Literatur, die sich mitten unter den Folter- und Marterinstrumenten gefällt, die ebenso sehr die Verbrecher als die Uebel der Menschheit aufsucht, bis auf diesen Tag dieses so gräßliche und so romantische Gefühl zu beschreiben außer Acht gelassen hat. Es ist ein glühendes Eisen, das sich in das Fleisch wühlt und durch Mark und Bein dringt; es ist ein unbekanntes Princip, das mit dem Leben sein Spiel treibt und lange Zeit die Quelle schwächt, bevor es sie austrocknet; es ist ein Ungeheuer mit glühendem Athem, scheußlichem Gesichte, das euch in seine eisernen Arme schließt, sich mit euch setzt, erhebt, auf das Lager legt, wo es sich herumwälzt, wo es eure Thränen kostet, wo es eure Schmerzen sieht; die heilige Inquisition, die Tyrannen des Mittelalters mit ihren Käfigen und Folterbänken haben nichts Grausameres und Unheilvolleres zu Tage gefördert."

Obgleich diese Phrasen höchlich gedankenleer sind, so sind sie doch auf eine Weise vorgetragen, daß man sie allenfalls liest, wenn man grade nichts Besseres zu thun hat. Da indessen fast das ganze Buch aus solchem Schaume von Redensarten zusammengesetzt ist, so könnte man ohne auch nur einen einzigen Gedanken wegzulassen, bequem auf 38 Seiten sagen, was hier auf 380 Seiten gesagt ist.

Unter den drei Erzählungen, welche Hr. Barginet außer der Vorrede uns bietet, ist die, welche den Titel: „Capal", führt, ohne Zweifel die beste. Sie ist zwar nicht inhaltschwer, aber unterhaltend. Ein Kunstwerk ist sie freilich schon deshalb nicht, weil sie, wie die meisten dieser halbhistorischen Romane, zwei Theile hat, einen historischen und einen romantischen, welche beide nur sehr locker und äußerlich verbunden sind. Der Verf. verfolgt überhaupt in den vorliegenden Arbeiten zwei Zwecke: nämlich die Sitten und Zustände der Kaiserzeit zu schildern und durch Erzählung anziehender Begebenheiten den Leser zu unterhalten. Er weiß aber diese beiden Zwecke nicht in die erfoderliche Eintracht zu bringen, und daher werden beide nur in geringem Maße verwirklicht. Außerdem wird die Erzählungsweise des Verf. zuweilen widrig durch die französische Nationaleitelkeit, durch pomphaftes Pochen auf französische Tapferkeit, durch eine ungemessene Vorliebe für Napoleon und durch beschränkten Haß gegen Alles, was jemals gewagt hat, sich den Franzosen feindlich gegenüberzustellen.

Die Erzählung, welche den Titel: „Das Kind des Regimentes", führt, leidet noch mehr als die vorige an den erwähnten Gebrechen. Hier waltet nämlich der Zweck, Zustände der Kaiserzeit zu schildern, vor, und die Begebenheit, welche den Hauptinhalt der Geschichte ausmacht, tritt in den Hintergrund; es werden daher eine Menge von Nebenumständen erzählt, welche wenig oder gar nicht mit der Hauptsache zusammenhängen, und diese selbst wird keineswegs mit der Lebendigkeit und Ausführlichkeit abgehandelt, welche eine fruchtbarere Phantasie derselben leicht abgewonnen haben würde. Die Erzählung stolzirt einher wie ein Zwerg in dem Waffenrocke eines Riesen. Die dritte Erzählung: „Susanne Rouget", schlägt sich etwas mehr auf die romantische Seite, die Geschichte, wie billig in den Hintergrund schiebend. Dafür begeht der Verf. aber hier einen seltsamen Verstoß. Die Heldin der Erzählung ist nämlich eine Marketenderin, welche zuerst als ein überkräftiges, Flüche und Peitschenhiebe nach allen Seiten hin austheilendes Frauenzimmer, kurz als eine gemeine Marketenderin geschildert wird, später aber plötzlich allen Edelsinn, alle Wehmuth, Empfindsamkeit und Entsagungskraft eines bleichwangigen Romanenliebchens zeigt. Der Verf. hat ohne Zweifel eine sehr löbliche Absicht gehabt. Er hat uns ein kräftiges Gemüth schildern wollen, das von unerwiderter Neigung gleichsam über sich selbst erhoben würde, er hat uns Tiefe des Gemüthes und kräftigen gesunden Sinn im Vereine zeigen wollen. Dann mußte er aber freilich nicht statt des kräftigen Sinnes vierschrötige Gemeinheit und statt der Gemüthstiefe die gewöhnliche Romanenempfindsamkeit schildern. Die Kraft eines tiefen Gemüthes in einer gesunden Seele darzustellen ist indessen eine Aufgabe, deren Lösung nur ein Dichter wagen darf und nicht Jemand, der zwar einigen Verstand, aber sehr wenig Einbildungskraft und gar nichts von jenem Alles umfassenden Blicke hat, welcher den wahren Dichter charakterisirt.

6.

Notizen.

1833 erschienen in Frankreich 275 Bände Gedichte, [illegible] theils aus andern Sprachen übersetzte, theils Originalromane und Novellen, 582 Werke wissenschaftlichen (medicinischen, juristischen u. s. w.) Inhalts, 218 über Geschichte, 10[illegible] über Philosophie, 170 Reisen und über Kunst, 235 über Theologie, 179 dramatischen Inhalts, 60½ Nachdrücke ausländischer Schriften und 4346 Pamphlete, Broschüren u. dgl. m., zusammen 7011. In England erschienen nach Bent's „Literary Advertiser" 1160 neue Werke; Pamphlete, Zeitschriften, neue Auflagen sind nicht mit in dieser Zahl begriffen.

Zu dem großen dänischen Wörterbuche von C. Molbech ist neuerdings ein Supplement erschienen.

M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1834.

Handbuch für Reisende in Italien von Neigebaur. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wenn unsere Kritik durch Aeußerlichkeiten zu bestimmen wäre, so würde schon der kurze Zeitraum, welcher zwischen der ersten und der zweiten Auflage dieses Werks verflossen ist, einen günstigen Einfluß darauf ausüben müssen. Auch ist der Zusatz: „sehr verbesserte Auflage", keineswegs, wie so oft, ein müßiger, und wie sich der staatsbürgerliche und gesellschaftliche Zustand Italiens seit dem ersten Erscheinen dieses Reisehandbuchs gar nicht unwesentlich verbessert hat, so ließ sich von einem so aufmerksamen Länderschilderer wie unser Verf. erwarten, daß er nicht unterlassen würde, seinem Werke auch die Verbesserungen zu geben, welche den Werth dieser neuen Auflage so sehr erhöhen. Die neuesten statistischen Nachrichten, so weit sie auf neue Straßenanlagen, Postverbindungen, Bevölkerung, Bauwerke, auf Münzwesen, Verwaltung und Verfassung und ganz vorzüglich auf Literatur und literarischen Verkehr sowie auf Entdeckungen, glückliche Ausgrabungen und industrielle Anstalten Bezug haben, sind mit Sorgfalt und Vorsicht benutzt worden und theilen diesem Handbuch für den Augenblick den Grad relativer Vollkommenheit mit, welcher die Markscheide jedes menschlichen Werkes überhaupt bildet. Diesem sichtbaren Streben nach Vervollkommnung gebührt, wenn es von solchen Mitteln und solchem Erfolge begleitet wird, an und für sich Achtung und Anerkennung. Wir aber zollen diese um so lieber, als die Erfahrung nur zu häufig lehrt, daß gedruckte Werke von ihren Verfassern vernachlässigt zu werden pflegen, wie sehr sie auch der pflegenden und nachbessernden Hand bedürfen mögen.

Die Einrichtung dieses Reisehandbuches, welches für einen bestimmt festgehaltenen Zweck — den Mittelclassen der reisenden Welt zur Belehrung und zum Führer in Italien zu dienen — gegenwärtig wol das befriedigendste und ausreichendste Hülfsmittel darbietet, ist bekannt und im Wesentlichen unverändert geblieben. Eine 300 Seiten starke erste Abtheilung umfaßt nach Verschiedenheit der Reisezweck, die besondern Anleitungen für eine zweckdienliche Reiseeinrichtung, facultative Reisepläne, allgemeine Notizen über Kosten, Jahreszeit, Vorkenntnisse, Post- und Paßeinrichtungen, nebst einer Beschreibung Italiens aus allgemeinem Gesichtspunkt. Gegen die hier gegebenen Nachrichten und Rathschläge haben wir wenig zu erinnern; einiges Nebensächliche aber hätten wir anders gefaßt. So empfiehlt der Verf. die Bewaffnung mit einem Dolch; wir aber halten, durch eigne Erfahrung gewitzigt, jede Bewaffnung in Italien für unnütz, selbst für gefahrbringend. Außerdem daß Waffen in vielen Theilen Italiens streng verboten sind, daß z. B. in Piemont, wie der Verf. selbst weiß, sogar den Taschenmessern der Reisenden die Spitzen abgebrochen werden — was soll dem Deutschen ein Dolch, den er nicht zu gebrauchen weiß? Weiter hält der Verf. Empfehlungsbriefe für nothwendig; wir halten sie für eine höchst unnöthige, ganz nutzlose Belastung des Reisenden. In Italien und in England ist das Reisen eine so gewöhnliche Sache geworden, die Wirkung von Empfehlungsbriefen hat sich in der allgemeinen Schätzung so abgestumpft, dies Mittel ist so verbraucht, daß von Roveredo bis Pästum kein Italiener mehr etwas auf ein Empfehlungsschreiben gibt. Bankbriefe und Wechsel sind in Italien überhaupt mehr werth als Empfehlungsbriefe; denn allerdings schätzt der Italiener nächst dem Menschen an sich nichts höher als sein Geld. Der Franzose fragt nach unserer Meinung, der Spanier nach unserm Glauben, der Deutsche nach Rang, Geburt und Connectionen, der Russe nach unserm Militairgrade, der Engländer nach unsern Verbindungen und unserm Umgang, der Italiener zunächst nach uns selbst und dann nach unserm Gelde. Ebenso ist Das, was der Verf. über die Platzbedienten in Italien sagt, auch einer Berichtigung bedürftig. Dies Geschmeiß ist dort schlimmer als die Sumpfmücken und jedenfalls viel häufiger als die schuldlosen Scorpionen, die, nebenher gesagt, doch wenigstens nicht im Solde der Policei stehen.

Gegen die allgemeine Beschreibung von Italien, welche 40 Seiten füllt, ist beinahe nichts zu erinnern, und die reiche Abtheilung: „Historische und artistische Zusammenstellungen", ist ein sehr befriedigendes und sehr nutzbares Capitel. Wir finden hier die Reihe der Kaiser Roms, der Päpste, der berühmtesten Maler, Sculptoren, Kupferstecher, Tonkünstler, Architekten und Mimen in guten Zusammenstellungen. Der Zustand der Wissenschaften ist zu flüchtig beleuchtet; besser sind die Universitäten, die Höhenmessungen und die Städterangordnung. Die Capitel:

„Post- und Münzwesen“, sind tüchtig gearbeitet und sehr nützlich; die gewöhnlichen Reiserouten, zur Auswahl, sind zweckmäßig angegeben; nur hätte hier gleich angedeutet werden können, welche von zwei zu gleichem Ziel führenden Straßen der Antiquar, der Naturfreund, der eilige, der sparsame, der bedächtige, der gefahrscheuende, der bequeme Reisende zu wählen hätte. Nach Rom z. B. muß der historische Reisende über Perugia den Weg nehmen, ebenso der bequeme, der naturliebende, der langsame. Der eilige, der sparsame, der Gefahr und Unbequemlichkeit nicht scheuende Reisende wird besser thun, über Siena zu reisen u. s. w. Das Capitel: „Literarische Nachweisungen“, ist umgearbeitet und sehr befriedigend; es fehlt auf 27 Seiten kein einigermaßen brauchbares Buch.

Mit S. 200 beginnt die Beschreibung der einzelnen Orte und zwar in alphabetischer Ordnung. Die häufigen Verweisungen, die dadurch nöthig werden, sind ein Uebel; die Bequemlichkeit, jeden Punkt und jede Nachricht sofort auffinden und nachschlagen zu können, sind ein Vorzug. So finden wir bei dem Worte: „Aetna“, alles Dahingehörige beisammen, was in andern Handbüchern an sehr verschiedenen Orten gesucht werden muß. Einen eigenthümlichen Reiz der Schilderung gewährt der große Reichthum an Citaten aus den alten Autoren, der von der classischen Belesenheit des Verf. zeugt. Es ist außer Bologna fast kein Ort von Bedeutung, über den er nicht in Vers oder Prosa irgend ein interessantes Citat aus dem Alterthum beizubringen weiß. Die „Campagna di Roma“ aber ist ganz durchwürzt mit solchen Anführungen, die wie Töne einer vergangenen Vorwelt mit geistigem Fittich über diesen Schollen schweben und ihnen einen ewigen Charakter mittheilen. Dies Capitel ist mit vorzüglicher Liebe und tüchtiger Wissenschaft geschrieben; wir haben es bis in seine kleinsten Details ernst geprüft und keine einzige unhaltbare Meinung darin aufgenommen gefunden. Manches hier ist zweifelhaft, aber gradezu falsch ist nichts, und das will bei einer Schilderung der Campagna nicht wenig sagen! Auch sind die Quellen gewissenhaft angegeben. Ein anderer sehr gut gearbeiteter Abschnitt ist „Pompeji“; die Geschichte, wie die Schilderung ist löblich, kurz, ausreichend und die neuesten Entdeckungen sind berücksichtigt. Rom nimmt 70 enggedruckte Seiten ein, fast zu viel im Vergleich zu Neapel, dem nur 12 gewidmet sind. Wir vermissen hier eine gedrängte Charakteristik des Lebens und der Bevölkerung; hier galt es: in wenigen Worten viel zu sagen. Auch für Venedig sind 12 Seiten sehr wenig, und wir hätten, wenn es sein mußte, lieber Rom und Florenz verkürzt, um nur die alte, schon so tief gedemüthigte Beherrscherin der Adria nicht durch eine so flüchtige Behandlung zu kränken. Und Venedig, als Stadt, gehört doch zu den anziehendsten Erscheinungen in Italien, wenn seine letzten Beherrscher auch unwürdige waren. Soll denn das alte, halb wüste, aber in seiner halben Verwüstung freilich unvergleichliche und höchst prächtige Rom fort und fort alles Interesse verschlingen und sollen dem reichen Norden, wie dem reizenden Süden Italiens die Blicke des Reisenden stets nur wie Brosamen von dem Tische des Reichen zufallen? Das möge der Gott Apenninus verhüten!

Sehr wünschenswerth in diesem „Handbuch für Reisende in Italien“ wäre eine kurze Charakteristik des Lebens, des Verkehrs und der gesellschaftlichen Ausbildung in den größern Städten der Halbinsel gewesen. Eine solche war mit wenig Pinselstrichen zu geben. Der Verf. konnte in Mailand z. B. den aristokratischen Sinn der Gesellschaft, neben einem starken demagogischen Elemente im großen Haufen, in Venedig den gedrückten, nur von Erinnerung lebenden Geist der Gesellschaft, in Verona die affectirte Großstädterei, in Florenz den feinen, weichen, aber etwas mattherzigen Ton des Umgangs, in Triest den berechnenden Kaufmannsgeist, in Rom die biedern, unbesorgten, stets gehaltnen Formen des Umgangs und den echten, natürlich-stolzen, aber höchst treuherzigen Ton des mezzo-ceto (Mittelclassen), in Neapel die formlose Geselligkeit, die stete Ausgelassenheit, die völlige Rücksichtslosigkeit und die Unsitte, in Bologna den Ernst, die Wissenschaftlichkeit der guten Gesellschaft, in Padua den kleinstädtischen, veralteten Geist, in Siena und Perugia die reine Kunstliebe und den wahren Kunstenthusiasmus, in Palermo die Abwesenheit aller gesellschaftlichen Form, in Catania und Messina die Selbstvergessenheit der Gesellschaft und ihre völlige Richtungslosigkeit anmerken, und so mit wenig Worten uns auf den Punkt der Beurtheilung zu stellen suchen. Dies bleibt für eine dritte Auflage zu thun übrig, die hoffentlich nicht ausbleiben wird. 46.

Zur Geschichte und Schilderung des columbischen Freistaats.

Seit den bekannten Berichten des Capt. Hall über Südamerika dürfte folgende Schrift: „Campaigns and cruises in Venezuela and New Granada and in the Pacific Ocean, from 1817—30, with the narrative of a march from the river Oronocq to San Buenaventura in the coast of Choco; and sketches of the west coast of South America, from the gulf of California to the archipelago of Chiloe. Also, tales of Venezuela, illustrative of revolutionary men, manners and incidents“ (3 Thle. London 1831), den reichsten Stoff zur Belehrung und Unterhaltung gewähren. Länger als Hall weilte der Verf. in jenen Landen. Er bewährt sich uns überall als ein aufmerksamer und gescheiter Augenzeuge und gewinnt unser Vertrauen durch die Kunstlosigkeit seiner Darstellung. Jugendliche Lust zu Abenteuern und kriegerischer Ehrgeiz führte ihn, da es in Europa ruhig geworden war, 1817 in einer Schwadron von Lanzenreitern zur Unterstützung Bolivar's, Marino's und Gregor M'Gregor's nach Columbia. Nach manchem gefährlichen Abenteuer erreichte er unweit Apuri und Calabozo das Hauptquartier Bolivar's. Derselbe trug einen Dragonerhelm, ein blaues Collet mit rothen Aufschlägen und drei Reihen vergoldeter Knöpfe, an den Füßen Sandalen von den Fäden der Aloe und in der Hand eine leichte Lanze mit einer schwarzen Flagge, worin ein Todtenkopf und darunter die Worte: „Tod oder Freiheit“, gestickt waren. Die ihn umgebenden Officiere waren meistens farbige Leute, mit Ausnahme der zwei weißen, der Generäle Paez und Urdaneta. Die Bekleidung der meisten bestand aus Ueberwürfen, aus Zeuch von mancherlei Farben zusammengesetzt und aus Hüten von geflochtenen Palmblättern, mit bunten Federn geschmückt. Beinah Alle waren barfuß, trugen aber doch schwere, silberne Sporn mit gewaltigen Rädern. Nicht minder spaßhaft nahmen sich die großen

Sonnenschirme aus, wodurch sie sich gegen die Glut der Sonne zu schützen suchten. Obrist Juan Gomez, Paez's Liebling, trug einen Helm von geschlagenem Golde und der Befehlshaber seiner Leibgarde, Carbajal, einen silbernen Helm. Schwere silberne Zierathen waren überhaupt keine Seltenheit. Als die britischen Lanzenreiter herannahten, sprengten jene wildblickenden Häuptlinge ihnen entgegen und bewillkommten sie mit hellem Geschrei und feurigen Umarmungen. Nur Bolivar ließ es bei einem stillen Gruß mit einem ihm eigenen, melancholischen Lächeln bewenden und ritt schweigend weiter. Als aber zu Nacht Halt gemacht worden war, ließ er die Briten zu sich laden, empfing sie unter den Bäumen, wo er in einer Hängematte saß, mit aller Feinheit eines gebildeten Weltmanns, entschuldigte die Armseligkeit des gegenwärtigen Zustandes und drückte zugleich seine Freude aus, endlich europäische Krieger in seinem Heer zu erblicken, durch deren Beispiel und Belehrung auch die eingeborenen Offiziere herangebildet werden würden. Er erkundigte sich demnach nach dem Stande der Sachen in Europa und entließ die Briten sehr artig, nachdem er sie der besondern Fürsorge eines seiner Stabsoffiziere empfohlen hatte. Das königlich spanische Heer unter dem grimmigen Morillo war unterdeß so nahe herangerückt, daß Bolivar der sehr zweifelhaften Entscheidung eines Treffens nicht mehr ausweichen konnte. Bei Aufgang der Sonne standen beide Heere in Schlachtordnung einander gegenüber. Nur ein schmaler Fluß trennte sie noch, um dessen Uebergänge mit wechselnden Erfolgen den Tag über gekämpft wurde. Schwächer an Zahl und lumpig im Aufzug — denn, Bolivar's Garde ausgenommen, trugen die Uebrigen, was sie hatten eben habhaft werden können, spanische Uniformen, breite Strohhüte, Teppiche und Laken, in welche sie ein Loch geschnitten hatten, um den Kopf durchstecken zu können, Tschakos aus rohen Kuhhäuten und als Waffen alte, meistens schlechte Gewehre, Lanzen und Bayonnets, auf Stangen gesteckt —, so standen die Patrioten den zahlreichern, wohl bewaffneten und disciplinirten Spaniern gegenüber. Dazu war die Reiterei der Patrioten so schlecht beritten, daß sie gar nicht gebraucht werden konnte, und das Gepäck war sehr unzuverlässig durch furchtsame, nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Indianer, die beim ersten Krachen der Feuerwaffen davonliefen, gedeckt. Auch Kriegsmusik, um dieses wenig versprechende Heer zu ermuthigen, fehlte, man müßte denn einige zersprungene Trommeln und ein Paar Clarinetten dahin rechnen wollen. Demungeachtet kämpften diese ehrlichen Leute unverzagt und unermüdet so lange um den Sieg, bis die Schlacht augenscheinlich verloren war. Es blieb für Bolivar nichts übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Unser Verfasser, der mit der Schnelligkeit der Eingebornen nicht wetteifern konnte, sah sich gar bald als einsamen Wanderer, warf Stiefeln und Waffen von sich und suchte ein Versteck in einer hügeligen Gegend. Hier warf er, gänzlich erschöpft, sich im Gebüsch nieder und erwartete jeden Augenblick von den Verfolgern niedergestochen zu werden. Da aber mehre derselben, ohne ihn zu entdecken, vorübergegangen waren, schöpfte er wieder Hoffnung, doch wieder zum Heer gelangen zu können, kroch im Unterholze eine felsige Höhe hinan und sah von dort das Schlachtthal, das nach los Morros sich hindehnt, dicht mit getödteten Menschen und Pferden übersäet. Das Patriotenheer war verschwunden; nur hier und da erblickte er noch einige Nachzügler, die aber der Feind umringte und niederschoß. Morillo und sein Stab hielten auf einer Anhöhe; gefangene Offiziere wurden vorgeführt und nach einigen Fragen und Bedrohungen abgeführt und erschossen. Nun ward es Nacht. Die Lagerfeuer der Spanier bezeichneten dem Verf. den Weg, welchen er nicht nehmen durfte. Während die Geier und wilden Hunde schon an den leichenbedeckten Ufern des Flusses ihr Festmahl hielten, schlich er unter den Gebüschen flußauf, erreichte bei Tagesanbruch ein liebliches Thal, wo ihn das Krähen der Hähne und eine Hütte begrüßte, die aus dem Zuckerrohr und Platanen einladend hervorblickte. Die Bewohner, ein ehrwürdiger, alter Indianer, dessen Frau und vier Töchter, empfingen ihn mit großer Förmlichkeit, da sie ihn nach seiner Farbe und Kleidung für einen Spanier hielten. An seinem schlechten Spanisch merkten sie jedoch bald, daß sie sich geirrt hatten, erkannten nun sehr richtig in ihm einen der Engländer, welche, wie sie gehört hatten, zu Bolivar's Heer gestoßen seien, betheuerten ihm aber, daß sie ihn nicht verrathen würden, da auch sie im Herzen echte Patrioten sein. Um ihn vor den spanischen Streifzüglern zu sichern, ließ ihn der Alte durch eine seiner Töchter in ein Dickicht von Zuckerrohr führen, wo sie ihm ein Lager von Matten bereitete und dann kühles Wasser und reichliche Nahrungsmittel zutrug. In diesem Versteck blieb er, während öfter spanische Soldaten die Hütte und die Gegend durchstöberten, einige Tage, wollte dann aber, da er seine Kräfte wiederhergestellt fühlte, eine so liebenswürdige Familie nicht länger einer stündlichen Todesgefahr aussetzen; er beschloß, in den Wald oberhalb des Thales zu flüchten und einen Weg nach Bolivar's Lager zu suchen. Zwar rieth der gute Alte von diesem jetzt noch zu gefährlichen Wagestück ab; da aber der nicht minder edelmüthige Brite bei seinem Beschlusse verharrte, versorgte der Alte ihn mit Lebensmitteln, Stahl, Zunder und Feuerstein, Taback und Wäsche, drückte ihn herzlich an seine Brust und sandte ihm die innigsten Wünsche nach. So wanderte der Verf. nun in die majestätischen, wonniglich schattenden Hallen der Mahagonybäume des Bergwaldes ein. Auch an mancherlei Fruchtbäumen, auf denen die lustigen Affen schmausten, fehlte es nicht. Hin und wieder ließen zwar auch Panther ihre unliebliche Stimme erschallen, kamen aber doch nicht näher. Als endlich der mitgenommene Vorrath aufgezehrt war, schlich sich der Flüchtling in nahe Zuckerplantagen und versorgte sich mit neuer Wegezehrung, die ihm aber, wenn er sie nicht sorgfältig bewachte, wiederum die Affen stahlen. Oefters mußte er mit Schlangen sein Nachtlager von trocknen Blättern theilen, die aber, wenn man sie ruhig gewähren läßt, ganz friedlich bleiben. Herrlich waren des Nachts die Wälder von den Laternenkäfern erleuchtet, die, einem Feuerregen gleichend, von Baum zu Baum flogen. Dieser Wanderung in den Oedeneien ward aber der Verf. denn doch auf die Länge so müde, daß er schon entschlossen war, sich den Spaniern auf Gnade und Ungnade zu ergeben, als er unerwartet des Nachts bei Mondenlicht mit einem Unglücksgefährten, der gleichfalls im Zuckerrohr fouragirte, zusammentraf. Beide näherten sich Anfangs einander sehr behutsam, bis sich beide als Reiter des bei La Puerta geschlagenen Heeres erkannten. Vicente Artaona — so hieß der Kamerad —, ein kräftiger, junger Kreole, des Landes kundig, auch bekannt mit vielen patriotisch gesinnten Familien in den Städten, erweckte sichere Hoffnung, Bolivar's Lager wieder zu erreichen. Von Ergebung an die Godos (Gothen, Spanier) rieth er durchaus ab; denn jeder Flüchtling, den sie entdeckten, wurde sogleich niedergeschossen. So richteten denn beide Wanderer ihren Weg nach den ungeheuern Felsen Morros de S. Juan, überstiegen dieselben, folgten auf der andern Seite dem Laufe der Ströme und erreichten eine offene Landschaft. Hier geriethen sie aber unversehens mitten in die Quartiere der Spanier, schlichen jedoch glücklich hindurch und gelangten in der Nähe der Stadt Ortis zu einem patriotisch gesinnten Priester, einem Bekannten Artaona's, der die beiden Flüchtlinge mit väterlicher Zärtlichkeit aufnahm und sie mit seinen eignen Kleidern neu ausstattete; denn die nun bereits zweimonatliche Flucht hatte die ihrigen längst in Lumpen verwandelt. Als er, ein wohlbeleibter Mann, die beiden ausgedörrten, verhungerten Wichte in seinen weiten Kleidern erblickte, konnte er sich doch eines herzlichen Gelächters nicht enthalten, und sie selbst, ermattet und trübsinnig, wie sie waren, konnten ebenso wenig sich erwehren, mit einzustimmen. Lange säumen durften sie aber nicht, da man stündlich die Avantgarde der Spanier in Ortis erwartete. Der gute Cuorardo versah sie reichlich mit Lebensmitteln, Cigarren und seinem Segen, hatte auch verstohlenerweise einige Thaler in das Reisebündel gesteckt, und es dauerte nun nur noch kurze Zeit, so hatten sie Bolivar's Lager

ohne weitern Unfall erreicht. Die Regenzeit war eingetreten, und der Bezirk Achaguas, wo B. lagerte, war durch die ringsum ausgetretenen Flüsse in eine Insel verwandelt worden, wo man vom Feinde nichts weiter zu fürchten hatte. Hier war durch Paez, der eine Art Premierminister Bolivar's vorstellte, eine sehr einfache Münze eingerichtet. Sie bestand aus einem Block, in welchem ein Stempel mit dem Zeichen: ½ Dollar, befestigt war. Ein Stück Metall, welches aus ¾ Silber und ¼ Kupfer bestand, wurde darauf gelegt und nun tüchtig zugeschlagen. Ein Grobschmid und dessen funfzehnjähriger Bube waren die Münzmeister. Auf Schrot und Korn wurde nicht sonderlich gesehen; auf die Form noch weniger. Dennoch leistete dieses rohe Geld dem Heere und der Umgegend große Dienste. Auch ist es ein Jahr nachher, wo sich die Umstände der Patrioten verbesserten, dem Versprechen getreu, gegen gutes Geld wiedereingewechselt worden. Eingepfercht durch die angeschwollenen Ströme und den tiefen Sumpf der Savannen, war der Aufenthalt in Achaguas nicht sonderlich anmuthig. Selbst in den Städten sank man bis über die Knie in den Schlamm. Die beste Unterhaltung gewährten noch die hieher geflüchteten Familien, die einst bessere Tage gesehen hatten. Die Guitarre und der Gesang schöner Frauen verkürzten manchen trüben Winterabend. Besonders aber bestrebte sich General Paez, die Gesellschaft zu ergötzen. Konnte er geistige Getränke anschaffen, so gab es sogleich einen Ball für die ganze Stadt, wo er ganz vortrefflich den Wirth machte. Er war als der beste Tänzer und Reiter berühmt. So ließ er denn öfters zum Zeitvertreib eingefangene wilde Pferde auf den Platz treiben, er und seine Leibwache schwangen sich nun auf die tollen Thiere, und da gab es dem Scenen, daß den Zuschauern das Haar zu Berge stand. Das Johannisfest besonders wird hiesiges Landes mit Wettrennen gefeiert. Obgleich der Boden durchaus aufgeweicht war, bestiegen dennoch Paez und Einige seines Stabes, die Meisten ohne Sättel, ihre Pferde, ritten noch vor Tagesanbruch, spielend auf Zithern, durch die Stadt und luden männiglich ein, ihnen zu folgen. Die Hauptergötzlichkeit bestand aber darin, daß bei dem ungeheuern Koth in den Straßen Jeder seinen Nachbar so sehr besprützte, wie er nur immer konnte, sodaß die natürliche Farbe von Pferd und Reiter bald nicht mehr zu unterscheiden war. Wer irgend zögerte, dem Zug zu folgen, wurde ohne weitere Umstände aus dem Bette geholt, auf die Straße geschleppt und beritten gemacht. Dieses Schicksal betraf denn auch den hochpreislichen Alcalden der Stadt, Don Pepe Nunez, einen erst kürzlich verheiratheten Mann, der sich besonders sauber in Kleidung zu halten pflegte. Auch dieser wurde noch im Bette erwischt und, wie alle Säumigen, beritten gemacht. Nachdem der Zug so eine Weile fortgetobt hatte, führte Paez die ganze Gesellschaft in den vorbeiströmenden Fluß Apurito und Alle mußten mit ihm hindurchschwimmen, um sich sämmtlich wieder zu säubern. Darnach putzte sich jeder mit den besten Festkleidern und begab sich zum General, der die Gesellschaft mit einem Frühstück bewirthete, wozu er alle Leckerbissen der Umgegend herbeigeschafft hatte. — Unser Verfasser benutzte die Zeit der Waffenruhe dann aber auch, die Sitten und Gewohnheiten des columbischen Volkes näher kennen zu lernen und besonders das Hirtenleben in den von aller cultivirten Gesellschaft weit abgelegenen Bezirken. Die Gastfreundschaft wurde hier in einer Weise geübt, daß man sah, die Besuchten hielten sich dem Gaste für seinen Besuch höchlich verpflichtet. Die Wohnungen dieser Naturmenschen bestehen aus einer großen Halle, deren Wände ringsum mit Sätteln, Zäumen und Schlingen behangen sind. Das Ameublement ist ein gewaltiger Tisch und lange, in dem Boden befestigte Sitze. Diese Halle ist zugleich das Schlafgemach für alle männlichen Insassen. Die Betten bestehen aus rohen Ochsenhäuten. Im Sommer schläft man aber unter freiem Himmel. Trifft ein Gast ein, so wird er mit „Ave Maria purissima!" bewillkommt, ihm das Pferd abgesattelt, Wasser gebracht, die Füße zu waschen, ihm eine Decke im Schatten hingebreitet und er legt sich nieder, um auszuruhen. Unterdessen hat schon einer von der Familie ein Pferd gesattelt, um ein Kalb oder junges Rind herbeizuholen, und wenn der Gast erwacht, findet er den Braten aufgetragen. Da Salz ein seltener und theurer Artikel ist, pflegt man eine kleine Portion in Wasser zergehen zu lassen; es geht in einer Schale rundum, und Jeder taucht seinen Bissen hinein. Milch, Käse und Branntwein machen den Beschluß. Obgleich diese von aller Welt abgelegenen Landleute unbeschreiblich neugierig sind, halten sie doch mit Fragen an sich, bis der Gast sich vollkommen gesättigt hat. Bald nach Sonnenuntergang begibt man sich, nachdem der Hausvater den Rosenkranz gebetet hat, wobei Alle aufrecht stehen und bei den Responsorien einstimmen, zur Ruhe. Vor dem Ausbruch der Revolution trieben die Landleute einen lebhaften Handel mit Käse, Maulthieren u. s. w. nach der Küste und brachten von dorther europäische Waaren zurück. Der Krieg, wo Jeder, der Waffen tragen konnte, sich für die eine oder die andere Partei erklären mußte, unterbrach aber allen Verkehr für lange Zeit. Bei dem Melken der Kühe nimmt man den Augenblick wahr, wo sie die Kälber säugen, zieht das Kalb unbemerkt zurück und melkt dann die Kuh, die sonst den Melker nicht zuläßt. Will man Pferde, die in der Wildniß umherstreifen, einfangen, so treibt man die Heerde zusammen, wirft dem, welches man ausgewählt hat, die Schlinge über, zwei oder mehre Männer halten sie fest, bis das gedämpfte Thier niederstürzt. Man gibt ihm sodann einige Schläge auf den Kopf, daß es betäubt niederstürzt, sattelt und zäumt es während dessen und läßt dann die Schlinge allmälig nach; das Thier erholt sich, steht auf, bleibt ruhig, zittert aber an allen Gliedern. Unterdeß hat der Reiter sich hinaufgeschwungen und festgesetzt, und nun hebt der Kampf zwischen der Kraft des erschreckten, wilden Thieres, das nach Freiheit schnaubt, und der Reitkunst des Steppenbewohners an. Aber die letztere siegt.

Die Columbier sind im Allgemeinen gefühlvolle, bedächtige und unparteiische Menschen; letzteres nur in Absicht der Religion nicht, worunter jedoch bei ihnen die Liebe nicht leidet, indem sie in ihre zahlreichen Hospitäler Kranke ohne Unterschied der Religion aufnehmen.

Dem Verfasser auf seinen übrigen Wanderungen nord- und südwärts weiter zu folgen, gestattet der Raum nicht. Wir hoffen, seine Berichte werden für Länder- und Völkerkunde nicht unbenutzt bleiben. 82.

Literarische Notizen.

„Essai sur l'histoire littéraire du moyen-âge, par *Charpentier*". Die liter. Geschichte des Mittelalters ist ein Ocean, dessen Ufer kaum bezeichnet sind. Trotz mancher schätzbarn Arbeit bedeckt die Finsterniß noch den Abgrund und der Geist Gottes schwebt über den Wassern. Damit es Licht werde, muß das Lebensprincip der Kunst im Mittelalter philosophisch nachgewiesen werden. Dies hat Hr. Charpentier sich nicht zur Aufgabe gemacht, sein Werk ist kein System, sondern eine faßliche lebendige Darstellung nicht der sämmtlichen Geschichte, sondern nur der einzelnen Lichtpunkte. Es steht zu erwarten, daß der Verf. sein Werk nach umfassendern Verhältnissen ausdehnen und von den Höhen in die Tiefe, von den Allgemeinheiten ins Detail heruntersteigen wird.

„Vie de Lafayette par *Emile Gigault*". Lafayette gehört zu der kleinen Anzahl von Menschen, die man noch bei ihren Lebzeiten ebenso unparteiisch beurtheilen kann, als die Nachwelt es vermag. Die angekündigte Biographie hat nebst dem Verdienste der lebendigen, klaren Darstellung den Vorzug, daß mehre neue und wichtige Urkunden beigefügt sind. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1834.

Die Wundersage von Alroy. Vom Verf. des Vivian Grey. Ins Deutsche übersetzt von Th. Hell. Zwei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. 8. 3 Thlr.

Die Gegenstände, welche dieser Roman uns vor Augen bringt, sind in mehrfacher Rücksicht anziehend. Wir werden nämlich in den Orient und in eine vielfach bewegte Zeit versetzt, in die Zeit, welche das Khalifat seinem Untergange entgegenführte. Eine der vielen Erschütterungen wird hier geschildert, welche der Auflösung dieses Weltreiches vorausgingen und dieselbe zuletzt herbeiführten. Der Anstoß zu dieser Erschütterung wurde durch ein Volk gegeben, welches, obgleich sehr gering an Zahl, doch vermöge seiner innern Energie, welche nur zu oft in Hartnäckigkeit und Fanatismus ausartete, eine große Rolle in der Weltgeschichte spielt, nämlich von den Juden. Ein junger Mann, durchglüht von Ehrgeiz und befähigt durch einen raschen, durchdringenden Geist, benutzt den Glaubenseifer seines Volkes und die Erbitterung desselben gegen seine Unterdrücker, stellt sich an die Spitze der Unzufriedenen und wird mit ihrer Hülfe ein glücklicher Eroberer und mächtiger Fürst. Da er aber selbst nicht Fanatiker ist, so trennt seine Laufbahn sich sehr bald von der seiner begeistertsten Freunde. Diese verlassen ihn, ehe es ihm noch gelungen ist, seine neue Herrschaft zu befestigen, und führen dadurch seinen Sturz herbei. Das Ganze ist also die Schilderung eines Kampfes zwischen weltlichem und religiösem Ehrgeize, und der Verf. ist wegen der Wahl dieses tiefen, inhaltreichen Stoffes höchlich zu loben. Minder lobenswerth erscheint nun freilich die Art, wie diese Grundidee des Ganzen im Einzelnen durchgeführt wird. Was zunächst die Darstellungsweise im allgemeinsten Sinne des Wortes betrifft, so versichert der Verf. S. VI der Vorrede, er habe einen neuen Styl erfunden. Die nun folgende nähere Erklärung über die Art dieser Erfindung ist ein so seltsames Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit, und zugleich so bezeichnend für den prosaischen Charakter unserer Zeit und für die Besonderheit dieses Romans, daß es als zweckgemäß erscheint, die Gedankenfolge derselben anzugeben. In alten Zeiten, sagt der Verf., wären die Gedichte gesprochen worden, und zwar meistens vor einer versammelten Menge von Zuhörern, daher hätten dieselben vor allen Dingen leicht verständlich sein müssen. In Folge dessen sei (S. VII) „der Geist der alten Dichtungen mehr materiell als metaphysisch, oberflächlich, nicht tief eingehend". Um nun aber trotz dieser Oberflächlichkeit ihrer Gedichte die Zuhörer einigermaßen zu fesseln, hätten die alten Sänger allerlei künstliche Mittel angewendet; sie hätten Musik, Declamation, Tanz hinzugenommen, um die Wirkung ihrer Vorträge zu erhöhen; sie hätten endlich zu diesem Zwecke auch das Metrum erfunden. „Ihre Absicht bei diesem Systeme des Wörterbaues war, ihre Mittheilungen durch seltsame Redensarten und ungewöhnliche Constructionen zu erhöhen" (S. VIII). Man sieht, daß der Verf. die kleinliche Befangenheit moderner Vielschreiber in den Geist des Alterthums recht geschickt einzuschwärzen weiß. Später habe man nun, wird ferner berichtet, diese Einrichtung, wie so viele andere, gedankenlos beibehalten, und um die Leere und Zwecklosigkeit derselben zu verdecken, noch „das barbarische Geklingel von Reimen" hinzugefügt. Seitdem nun aber die Buchdruckerkunst erfunden sei, lasse sich durchaus kein Grund mehr angeben, warum der einförmige Gang der Metra noch beibehalten werden solle, und er halte es durchaus für zweckmäßig, daß man von nun an nur in Prosa schreibe. Das Spaßhafteste in diesem Vorschlage ist, daß der Verf. sich ganz so ausdrückt, als hätte vor ihm noch Niemand einen Roman in ungebundener Rede geschrieben, und als sei er zuerst auf den Gedanken gekommen, daß die Prosa eine bequemere Redeweise sei als die metrische Rede.

Damit man nun aber sehe, daß der Verf. trotz seiner Seltsamkeiten sich doch ein ernstes Ziel gesteckt hat, und damit wir Das, was er leistet, mit Dem, was er leisten will, desto besser zusammenstellen können, so will ich die Anfoderungen, welche der Verf. an seinen neuerfundenen Styl macht, anführen. S. XIII heißt es nämlich:

> Unstreitig ist der Styl, in welchem ich dieses Werk zu schreiben versucht habe, ein zartes und für einen Künstler schwer zu behandelndes Instrument. Er muß seine Freiheit nicht misbrauchen. Er muß sich ebenso vor dem Schwülstigen und Bombastischen wie vor dem Magern und Niedrigen hüten. Er muß sich in seinen Staatskleidern leicht bewegen, und ein Grad von Eleganz und Würde muß ihn selbst ins Feld und auf den Marktplatz begleiten. Die Sprache muß nach und nach mit dem Wachsen der Leidenschaften steigen und mit den leiser werdenden Erregungen in harmonischem Einklange stehen.

Das Alles muß freilich eine gute Prosa leisten; aber

es ist eine der größten Lächerlichkeiten, die je gesagt worden sind, daß die metrische Rede dasselbe nicht leisten könne. Die Abneigung unsers Verf. gegen den Versbau ist übrigens sehr erklärlich; denn das Streben nach gedankenloser Ungebundenheit ist einer der Hauptcharakterzüge unserer Zeit. Wie weit die Gleichgültigkeit unseres Verf. gegen poetische Form überhaupt geht, zeigt unter Andern das Bekenntniß (S. XIII), er hätte Alroy zum Helden eines Trauerspiels gemacht, wenn nicht „eine Dichtung für die Bühne in gegenwärtiger Zeit ohne alle praktische Wirkung bliebe". Wer schon äußerliche, zufällige Rücksichten darüber bestimmen läßt, ob ein Gedicht in Form eines Romans oder eines Trauerspiels abzufassen sei, macht sich dadurch von vorn herein eines entschiedenen Mangels an poetischem Talente verdächtig.

Betrachten wir nun die Darstellungsweise des Verf. selbst näher, so findet sich, daß sie der Hauptmasse nach weiter nichts ist als eine Walterscottisirende Manier, welche allerdings die äußere dramatische Form noch etwas mehr, als gewöhnlich geschieht, hervortreten läßt. Im Uebrigen unterscheidet sich die Erzählungsweise des Verf. von dem alltäglichen Romanentone nur dadurch, daß hin und wieder, und namentlich im Anfange der einzelnen Capitel, in welche der Roman getheilt wird, kleine lyrische Stellen eingeschoben werden, welche, wie es scheint, den Ton des Ganzen zu erhöhen bestimmt sind. Da der Verf. selbst in der Vorrede auf diese Strophen als auf Etwas, das ihn auszeichne, aufmerksam macht, so will ich eine derselben dem Leser vorführen. Der zweite Abschnitt des ersten Bandes beginnt also:

Eile, fliehe dahin, du stolzes Roß, und drücke deine Spur auf die pfadlose Wüste. Unter dir ist die unbegrenzte Erde, über dir der unbegrenzte Himmel, ein eherner Boden, eine glühende Luft. Schnell, schnell dahin, du stolzes Roß, die pfadlose Wüste entlang! — O! glaubst du, daß die salzigen Ebenen dich zu Jemens glückseligen Hainen führen, und daß du äthmest in dem heißen Hauche den gewürzigen Duft Arabiens? Eine süße Täuschung, edles Roß, denn diese salzige Wüste führt nicht zu den glückseligen Hainen Jemens, und der Hauch, den du einziehst, wenn die Abendluft beginnt, ist nicht der gewürzige Duft Arabiens.

Man sieht, daß hier die Lyrik der Orientalen nachzuahmen versucht ward, was aber nur in sehr geringem Maße gelungen ist. Es finden sich zwar einige Redensarten, welche wir aus den heiligen Schriften der Juden oder aus persischen Dichtern bereits kennen, und namentlich werden jene Wiederholungen, welche in den Gedichten der Orientalen eine so eigenthümliche Wirkung machen, fleißig angebracht. Nun besteht aber der Charakter der orientalischen Poesie nicht in diesen Aeußerlichkeiten, sondern in dem Geiste, dessen nothwendiges Gewand dieselben sind. Von diesem Geiste möchte sich nun aber keine Spur in der angeführten Stelle zeigen. Ja, ich sehe mich überhaupt nach einem vernünftigen Sinne vergeblich darin um. Unter Andern ist es eine Thorheit, anzunehmen, ein Pferd könne den Dunst einer persischen Salzwüste für die „gewürzigen Düfte Arabiens" halten. Das schlechteste Pferd würde sich ohne Zweifel beleidigt fühlen, wenn ihm von einer so schmählichen Annahme Kunde würde. Und doch enthält die Hälfte jener Strophe weiter nichts als diese naturwidrige Annahme, welche ein orientalischer Dichter sich niemals erlauben würde, und die andere Hälfte ist nicht eben sinnreicher. Freilich ist auch nicht leicht etwas schwerer für einen Abendländer, als im Geiste des Orients zu dichten, und es ist weniger zu verwundern, daß der Versuch unserm Verf. misglückte, als daß er unternommen wurde.

Jene Hauptmasse der Erzählung nun, von welcher bereits gesagt ist, daß sie mit dem gewöhnlichen Romanentone identisch sei, ist nicht ohne Vorzüge. Einzelne Schilderungen sind vielmehr recht anziehend und bezeichnend. Unter Andern ist die erste Hälfte des sechsten Abschnittes eine recht gute Schilderung kleinlicher Pedanterie, wie sie wol damals unter den Gelehrten häufig zu finden sein mochte. Nichtsdestoweniger muß auch dieser Schilderung eine die Zeit und die Umstände bezeichnende, eigenthümliche Färbung abgesprochen werden, denn sie ist leider eine viel treffendere Satire auf unsere gegenwärtige Gelehrtenwelt als auf die damalige: Gelehrter Wortkram und ungeheuere Anmaßung bei gänzlicher Unfähigkeit, etwas wahrhaft Fruchtbringendes zu Tage zu fördern, sind leider dem Oriente keineswegs ausschließlich eigen. Ueberhaupt aber schmeichelt der Verf. sich sehr mit Unrecht, uns ein anschauliches Bild des Orients geliefert zu haben. Er gibt uns statt dessen nur einzelne, unzusammenhängende Züge, wie wir sie in jeder Reisebeschreibung lesen. Hierzu bedarf es aber der Kunst nicht. Durch die Sucht, möglichst anziehend für seine Leser zu werden, läßt der Verf. sich sogar in der Schilderung von Aeußerlichkeiten zu unnützen Ungenauigkeiten verleiten. Unter Andern versetzt er in die persischen Wüsten einige Fährlichkeiten der arabischen; natürlich aus keinem andern Grunde, als um mehr Gelegenheit zu haben, auffallende Mühseligkeiten und furchtbare Ereignisse zu schildern und dadurch die unverständige Menge für sich einzunehmen. Es darf uns nicht wundern, dieses Streben bei unserm Verf. wiederzufinden, da er aus demselben, wie wir gesehen haben, die gesammte Entwickelung der Kunst erklärt. — Abgesehen von diesen Schwächen, welche man den Schriftstellern des Tages nun schon frei geben muß, ist die Darstellungsweise unsers Verf. gewandt und anziehend; er weiß die Neugier des Lesers stets rege zu erhalten, indem er ihr grade immer so viele Nahrung zutheilt, als nothwendig ist, damit sie weder erschlaffe, noch überdrüssig werde. Er erzählt meistens ausführlich genug, um dem Leser ein Interesse an den Einzelnheiten der erzählten Begebenheiten einzuflößen, und vermeidet ebenso jene allzugroße Ausführlichkeit, welche die Aufmerksamkeit des Lesers ermüdet, indem sie ihn mit einer unübersehbaren Masse von Einzelnheiten überschüttet. Er hat also einen großen Theil jener Künste inne, durch welche Walter Scott sich einen so großen Ruf erworben hat. Dagegen werden alle höhere Anfoderungen, welche an Kunstwerke zu machen sind, nur in sehr unvollkommenem Grade befriedigt. Namentlich sind jene dramatischen Stellen, auf welche der Verf. als auf eine besondere Eigenthümlichkeit seines Wer-

ufmerksam macht, meistens ziemlich matt. Die Be-
rheit der redenden Personen wird in diesen Stellen
dings in gewissem Grade bezeichnet; aber diese Beson-
iten sind keine inhaltreiche, in sich entfaltete, wie sie
n einem guten Gedichte sein würden, sondern leere,
acte; jede Person hat gleichsam nur eine Eigenschaft,
alle stellen sich daher trocken und matt dar. Ich
ein Beispiel anführen. Jener fanatische Glaubens-
, welcher in dem Romane gewissermaßen das bewe-
Triebrad ist, wird natürlich geschildert, wie er in
en Personen sich zeigt, und man könnte nun erwar-
daß derselbe, je nach der Verschiedenheit der Charak-
in welchen er auftritt, sich auch recht verschieden äu-
werde. Aber eine tiefere Charakteristik dieser Art
ganz außerhalb der Sphäre unsers Verf. Die bei-
Personen, welche jenen Fanatismus hier hauptsächlich
sentiren, unterscheiden sich nur dadurch von einander,
die eine ein wenig entschiedener in ihrer Ansicht ist
ie andere. Dieser Unterschied, welcher an sich schon
und matt genug ist, beruht aber obendrein nicht
al in der Persönlichkeit der geschilderten Charaktere,
rn in einer zufälligen Stellung derselben. Denn er
nur merklich, als es sich um die Vernichtung des
en handelt; da dieser Held nämlich ein nahe befreun-
Zögling eines jener beiden Fanatiker ist, so weiht
ihn nur nach einigem Zögern dem Verderben, und
iefer Zufälligkeit beruht der ganze Unterschied zweier
aktere. Die Dürftigkeit der Schilderung ist hier um
uffallender, da der zu schildernde Gegenstand ein
tmoment des Romans ist und überdies dem tiefern
achter eine ungeheuere Fülle von Erscheinungen dar-
. Hätte der Verf. diese Fülle ausgebeutet, so wäre
Gemälde ein wahrhaft poetisches und zugleich ein
haft historisches, ein inhaltreiches und gegenständliches
den. Wie der Roman dagegen jetzt ist, können wir
öchstens als ein dem guten Geschmacke nicht geradezu
sprechendes Unterhaltungsbuch gelten lassen, und als
s jener freilich nur allzuzahlreichen Classe von Lesern
hlen, welche nur lesen, um die Zeit zu tödten.

Schließlich mögen hier noch einige Bemerkungen über
Helden des Romans Platz finden, aus welchen sich
näher ergeben wird, mit welcher Oberflächlichkeit der
bei Anlage seines Romans und namentlich in der
beitung der geschichtlichen Grundlage für seinen Zweck
rt. Dieser Held nämlich wird zunächst dargestellt
n rechtgläubiger Jude, wie seine Umgebungen. Doch
schon dadurch, daß sein Haß gegen Andersgläubige fast
ließlich Folge beleidigten Ehrgeizes ist. Später als sein
ihn übermüthig macht, wird er ein Freigeist, ein
opolit; und als das Glück sich von ihm abwendet,
er in sich und wird zum Märtyrer für sein Volk
ür seinen Glauben. Bis hierher hat der Verf. seine
be sehr richtig gefaßt und daher die nothwendige
ckelung einer solchen Persönlichkeit unter den gege-
Umständen im Allgemeinen richtig angegeben. Im
nen ist aber nun freilich wieder Vieles verzeichnet
adurch das Ganze von eigenthümlicher Färbung entblößt. Namentlich ist der Uebergang von jüdischer Rechtgläubigkeit zu einer kosmopolitischen Freigeisterei in dem Helden nicht nur viel zu plötzlich, sondern auch so vollständig, wie er unter den gegebenen Zeitverhältnissen gar nicht möglich ist. Der Held beträgt sich nämlich, nachdem er noch kurz vorher phantastischer Jude gewesen war, wie ein Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Er will ein juste milieu machen, und verfährt dabei so sicher und folgerecht, als sei er in der Schule unserer Doctrinairs aufgewachsen. Sodann wird die Katastrophe, durch welche der Held gestürzt wird, ebenfalls oberflächlich begründet. Die Sache ist so dargestellt, als wäre der Held selbst Schuld an seinem Sturze. Er überläßt sich nämlich nach seiner Erhöhung einer unbesonnenen Schwelgerei und beleidigt einen Theil seiner Freunde ohne Noth, und als die unmittelbare Folge davon wird sein Sturz geschildert. Hieraus geht hervor, daß der Verf. das tiefere Sachverhältniß nicht begriffen hat, obgleich dasselbe klar vor Augen liegt. Die Nothwendigkeit des Mislingens der Unternehmung liegt hier nicht in der zufälligen Persönlichkeit des Unternehmers, sondern in der Natur der Unternehmung selbst. Diese konnte nämlich nur dann gelingen, wenn das Unmögliche wirklich wurde, nämlich wenn Mohammedaner und Juden in eine in sich einige Masse hätten verschmolzen werden können. Da dies nicht möglich war, so mußte der Held fallen, welche Handlungsweise er auch befolgen mochte. Diese aus der Natur der Sache sich ergebende Nothwendigkeit der Katastrophe scheint der Verf. nicht geahnt zu haben, oder wenigstens hat er nicht verstanden, sein Bewußtsein darüber in der Schilderung durchblicken zu lassen. Dadurch gewinnt es den Anschein, als hätte der Held durch ein besonneneres Verfahren seinen Sturz vermeiden können, und dieser Umstand leiht dem Ganzen jenen Charakter der Zufälligkeit, welcher den Erzeugnissen mittelmäßiger Köpfe eigen zu sein pflegt.

Am Schlusse des Romans hat endlich der Verf. die Geschichte in einem einzelnen Zuge auf eine Art entstellt, welche für seine Darstellungsweise wie für die moderne Romantik überhaupt höchst charakteristisch ist. Die Geschichte berichtet nämlich, daß der Mann, dessen Schicksale zu dem gegenwärtigen Romane Veranlassung gegeben haben, sich, nachdem er in die Hände seiner Feinde gefallen war, für einen Zauberer ausgegeben und versichert habe, er werde alsbald wieder aufleben, wenn man ihm den Kopf abschlage, und zwar, wie ausdrücklich angegeben wird, in der Absicht, durch einen schnellen Tod den ausgesuchtesten Martern zu entgehen, welche List ihm denn auch geglückt sei. Dieser Zug ist vortrefflich; einerseits geistreich, trägt er doch auch das Gepräge des jüdischen Nationalcharakters auf eine sehr bestimmte Weise. Aber für den Helden eines modernen romantischen Gedichts ist dieser Zug freilich viel zu unedel, und der Verf. stellt daher die Begebenheit so dar, als sei jener Erfolg nur durch ein Misverständniß, also wieder durch einen Zufall herbeigeführt worden. Der Held versichert nämlich auf die Frage, ob er ein Zauberer sei, fein symbolisirend, er

werde alsbald in die Luft fliegen und zugleich in die Erde sinken, und erbittert dadurch den König so sehr, daß dieser dem Nachrichter zuvorkommt. Hier haben wir ein recht anschauliches Beispiel von der Art, wie die neuere Romantik die Geschichte entstellt, sie ihrer Bestimmtheit entkleidend und ein idealistisch Unbestimmtes, das sie für edler hält, an deren Stelle setzend. 6.

Iver Bere's Beschreibung von Grönland, mit einer Karte und Vorrede von Arent Aschlund. Aus dem Dänischen. Kopenhagen, Schubothe. 1833. Gr. 8. 6 Gr.

Scoresby's nicht zufällige, sondern unübertrefflicher Einsicht und Anstrengung gelungene Entdeckung eines seit Ende des 14. Jahrhunderts vergeblich versuchten Zugangs der Ostküste von Grönland hat einen dänischen Schriftsteller veranlaßt, den einzelnen vorliegenden Bogen in die Welt zu schicken. Iver Bere's Beschreibung, die nur wenig Seiten füllt, ward schon 1560 nach einer über hundert Jahr ältern norwegischen Handschrift in hochdeutscher Sprache gedruckt und hat späterhin auch plattdeutsche, englische, dänische, lateinische und französische Uebersetzer gefunden. Wir begnügen uns mit einer bloßen Anzeige des erneuerten Abdrucks und überlassen strengwissenschaftlichen Zeitschriften die Beurtheilung des innern Werths längstbekannter Nachrichten sowie der von dem Herausgeber beigefügten Erläuterungen und Zusätze, seiner Vermuthungen über das Dasein und die Lage einer wirklichen Insel Thule und seines Entwurfs einer Umgebung des nördlichen Magnetpols. Bekanntlich hat die Sage jedes Volks und jeder Zeit das entfernteste Land seiner Kunde ultima Thule genannt und daher bei dem Fortschritt seiner Entdeckungen immer ein anderes mit diesem Namen bezeichnet als das, welches seine Väter darunter verstanden. Der Handelsgeist sucht seiner Natur nach überall Verbindungen anzuknüpfen und aufzufrischen; ob aber eine solche mit der Ostseite Grönlands deren unvermeidlichen Aufwand jemals belohnen oder auch nur aufwiegen werde, erlauben wir uns bis auf bessern Bescheid zu bezweifeln. 57.

Linguistische Analekten.

1) **Cerise**, in den Wörterbüchern findet man Kirsche, meist ohne weitere Erklärung. Cerise ist die Sauerkirsche: wenn man cerises fodert, wird man keine andern erhalten. Die Süßkirschen sind unter verschiedenen Namen bekannt: guignes heißen die Frühkirschen, bigarreaux die sogenannten Herzkirschen.

2) **Fourneau** ist ein Backofen. Die Heizöfen in den Zimmern heißen poêle (sprich poale; ebenso muß poëte nicht poète, sondern poate gesprochen werden).

3) **Melon**, daß dies Wort Melone bedeutet, weiß Jeder; minder ist aber wol bekannt, daß in den Werkstätten der Bijoutiers 2c. unter einem melon ein fauler, ungeschickter, kurz ein schlechter Arbeiter verstanden wird, darauf bezieht sich eine Caricatur auf Ludwig Philipp. Der König ist mit einer Melone unterm Arme abgebildet; das Blatt führt keine andere Aufschrift: als „Un melon".

4) **Cornichon** ist gleichbedeutend mit Dummkopf. Nach den Julitagen verfertigte Odry eine Ballade auf die Bourbons unter dem Titel: „Les cornichons". Sie wurde in den Theatern während den Zwischenacten abwechselnd mit der Marseillaise und der Parisienne gesungen.

5) **Buche** (ein Scheit Holz) hat ungefähr dieselbe Bedeutung wie cornichon. Eine sehr witzige Caricatur stellt einen alten Royalisten vor, der sich rasiren läßt; der Barbier hält ihn mit der einen Hand beim Schopfe, indem er sagt: „Brûler Voltaire et Rousseau, quand'on a des buches sous la main et de fameuses!"

6) **Enfoncé** bedeutet im figürlichen Sinne so viel als kaputt; ein Kaufmann, der schlechte Geschäfte gemacht hat, ist enfoncé. Auch beim Spiele wird dieser Ausdruck gebraucht: je l'ai enfoncé au billard, ich habe ihm alle Partien abgewonnen. Von den Buchhändlern sagt man: boire un bouillon. Wenn ein Verleger mit einem Verlagsartikel schlecht speculirt, so sagt man: il a bu un fameux bouillon.

7) **Un fait-exprès.** C'est un fait-exprès, es ist absichtlich geschehen. Ebenso sagt man: un crève-de-faim, von Jemanden, der nicht satt zu essen hat. Un saute-ruisseau ist ein Sprach- oder Musikmeister 2c., der in Paris herumläuft, um Stunden zu geben. Daß diese Ausdrücke nur im familiären Conversationsstyle gebräuchlich sind, ist wol fast unnöthig zu bemerken. 19.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*23. **Beer (Michael)**, Gesammelte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Beer's begleitet von Ed. von Schenk. Mit dem Portrait des Dichters und Musikbeilagen von Meyerbeer. Gr. 8. Auf feinem Velinpapier.

*24. **Belagerung, Die,** des Kastells Gozzo oder der letzte Assassine. Vom Verfasser des Scipio Cicala. Vier Bände. 8. Auf feinem Druckpapier.

*25. **Bilder-Conversations-Lexikon** für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. In vier starken Bänden in Quartformat. Auf schönem weißen Papiere mit grober Schrift. Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von acht Bogen, welche im Subscriptionspreis 6 Groschen kosten. Erste Lieferung und folgende.

Das Bilder-Conversations-Lexikon wird, mit besonderer Beziehung auf das gesammte deutsche Volk, in allgemein faßlicher, populairer Darstellung über alle im gewöhnlichen Leben vorkommende Gegenstände sich verbreiten und mit Uebergehung alles Strengwissenschaftlichen durch Hervorheben des Interessantesten und geschmackvolle Behandlung des Nützlichsten und Wissenswerthesten zu unterhalten und zu belehren suchen.

Zu größerer Zweckdienlichkeit und um dem in neuester Zeit bekundeten Verlangen des Publicums nach bildlichen Darstellungen zu genügen, wird das Werk mit vielen Landkarten, besonders der verschiedenen Theile Deutschlands, sowie mit vielen hundert Abbildungen, namentlich Ansichten merkwürdiger Gegenden, Städte, Orte und Denkmale, Darstellungen einzelner Momente geschichtlicher Begebenheiten, Bildnisse ausgezeichneter, im Volke allgemein gekannter Männer, Abbildungen zur Naturgeschichte, Gewerbskunde u. s. w., kurz der Gesammtmasse alles Dessen, was die einzelnen Artikel in bildlicher Darstellung wünschenswerth machen, ausgestattet werden.

Indem aber das Werk in alphabetischer Ordnung erscheint, wird neben der natürlich sich ergebenden Abwechselung und Mannichfaltigkeit des Stoffs zugleich der Zweck erreicht, dem Publicum etwas mehr als ein interessantes Quodlibet darzubieten, und das Werk wird, wie bei dem Erscheinen der einzelnen Lieferungen eine unterhaltende und belehrende Lecture, so stets das nützlichste Nachschlagebuch bilden und auf diese Weise seinem Titel wahrhaft entsprechen.

*26. **Bülow (Edward von)**, Das Novellenbuch oder Ein Hundert alte Novellen nach italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen Originalen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Erster und zweiter Theil. 8. Auf feinem Druckpapier.

*27. **Elsholtz (Franz von)**, Schauspiele. Zwei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Das erste Bändchen enthält u. A. das schon früher gedruckte Stück: „Die Hofdame", mit den Briefen Goethe's darüber an den Verfasser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1834.

Jakob Böhme's sämmtliche Werke, herausgegeben von K. W. Schiebler. Zweiter Band: Aurora. Leipzig, Barth. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn wir dem Rotteck'schen Geschichtsprincipe trauen, so ist Alles, was bis zu diesem Augenblicke vom Anbeginn an geschehen ist, nur Vorbereitung, größtentheils verworrenes und sich ganz unklares Ringen aus chaotischem Zustande heraus, gewesen, und wir stehen also jetzt erst recht eigentlich in der „Morgenröthe im Aufgange". Hören wir weiter die Theologen des einen und des andern Pols — andere aber als Polartheologen, nach der Analogie der „Polarmenschen", dürfte es jetzt kaum geben — so sind die in ewiger und zugleich blindwüthender Fehde miteinander Begriffenen wenigstens darin unter sich einig, daß zu keiner Zeit das volle Tageslicht mehr vermißt worden sei als eben jetzt, mithin für unsere Zeit kaum etwas Anderes übrigbleibe als ein matter Schimmer des Aufganges, höchstens ein wenig blutiges Morgenroth; sowie sie, nach dem beiden gemeinschaftlichen genre larmoyant, leicht auch in dem frommen Seufzen über die Unvollkommenheiten des Diesseits, die immer nur wenige, gelöschte, prophetische Strahlen des Jenseits durchbrechen lassen, sich vereinigen dürften. Ja, nehmen wir endlich dazu das dermalen überallhin verbreitete ängstliche Harren der Kreatur auf Offenbarung der Freiheit aller Art und alles Namens, selbst der Freiheit von allem Glauben und aller Zucht und Sitte, so mag sich leicht für unsere Zeit überhaupt keine andere Beleuchtung als indicirt nachweisen lassen, als die in der nordischen Mythologie unter dem Schema der großen Götterdämmerung verheißene, die dann ja auch am Ende nichts anders ist, als die „Morgenröthe im Aufgange". — Alles also erwogen, so könnte die „Aurora" von Jakob Böhme oder „die Morgenröthe im Aufgange", wie er sie selbst nannte, ehe seine lateinischen Freunde ihn und sein Buch latinisirten, als eine sehr zeitgemäße Erscheinung gelten, wenn anders ihre Erfüllung der Verheißung, ihr Titel dem Inhalte wirklich entspricht. Indeß ist auch wiederum so viel gewiß, daß diese Morgenröthe schon über 200 Jahre alt ist, und daß der neue Herausgeber derselben den guten Rath, den wir ihm bei der Anzeige des ersten Bandes der J. Böhme'schen Werke (vgl. Nr. 107 und 108 d. Bl. J. 1832) geben zu müssen glaubten, nicht befolgt, wol aber ziemlich leicht — sinnig? — in der Vorrede abgefertigt hat. Es möchten deshalb wol Manche daran erinnern, daß eine Knospe, die so lange schon im Aufblühen begriffen ist und immer die Blüte noch nicht erreicht hat, am Ende an innerer Verderbniß leide und am wenigsten keine sonderlich gefällige Gabe für unsere neue Zeit sein könne.

Vielleicht ist es jedoch unsern Lesern, da wir sie nun einmal nicht länger mit dieser Eos verschonen dürfen, nicht unangenehm, wenn wir ihnen Das, was der Herausgeber nicht gegeben hat, Einiges über das Geschichtliche det J. Böhme'schen „Aurora" mittheilen, woran wir dann unsere Ansicht über ihren und aller J. Böhme'schen Offenbarungen Inhalt überhaupt anzuknüpfen, hiermit aber zugleich eine, so zu sagen prophetische, Kritik über alle etwa noch nachfolgende Bände der Schiebler'schen Ausgabe zu liefern gedenken.

Unter den schriftstellerischen Productionen unsers merkwürdigen Physiosophen — man verzeihe es, wenn wir in der Wortbildung etwas jakobböhmisiren — nimmt der Zeit nach „die Morgenröthe im Aufgange" die erste Stelle ein; dennoch haben wir sie auf keinen Fall in ihrer ersten und ursprünglichsten Gestalt und, auch hinweggesehen von den erläuternden Zusätzen, die der Verf. später eingeschoben und durch Einschließungszeichen bemerklich gemacht hat, mag schon die Art und Weise, wie sie in das Publicum gekommen ist, zu manchen Veränderungen der Urschrift Veranlassung gegeben haben. Im Manuscript war das Buch geistesverwandten Freunden des Verf. mitgetheilt, von diesen abgeschrieben worden, und aus diesen Abschriften wurde es zuerst, als das Original von dem Stadtrathe zu Görlitz 1613 in Verwahrung genommen und 27 Jahre unter Clausur gehalten worden war, durch den Druck bekanntgemacht. Es dürfte hiernach ebenso wenig möglich sein, den Urtext der „Aurora" herzustellen, als dies nach den Entdeckungen der neutestamentlichen Kritiker mit dem aramäischen Grundtexte des Evangelisten Matthäus der Fall sein soll, und wenigstens hat Hr. Schiebler keine Ahnung davon gehabt, daß solche kritische Fragen bei der von ihm herausgegebenen Schrift aufgeworfen werden können. Dennoch haben wir keinen Grund, die eigentliche Ariopistie des Buches zu bezweifeln, und wirklich trägt es so deutlich das Gepräge geistiger Frische und jugendlicher Ueppigkeit, die zugleich mit einer gewissen Nothwendigkeit in einem der eigentlichen Wissenschaftlichkeit entbehrenden Kopfe gar vielfältig zur Verworrenheit und Sinnlosigkeit führen mußte, daß wir in ihm mit vollem Rechte den ersten Flug unsers Naturweisen anerkennen müssen. Möchten wir lieber über die nähern Umstände, unter welchen der merkwürdige Schuhmacher die Feder ergriff und schon früher dazu sich vorbereitet hatte, etwas Bestimmteres anzugeben vermögen, als uns die Geschichte und namentlich Fouqué in seinem „Denkstein" (Grätz 1831) mitgetheilt hat. Die wunderliche Offenbarung aus dem Sonnenglanz einer blankpolirten Zinnschüssel sowie die enthusiastische Aufregung, die ihn fünf Jahre später an den Schreibtisch führte, sind selbst schon Symptome eines früher entwickelten besondern Geisteszustandes, dessen Aufhellung erst die besten Aufschlüsse über diese merkwürdige Natur bringen müßte. Unsere Leser wollen uns daher nachsehen, wenn wir, verlassen von der äußern Geschichte, mit Hypothesen zur Auflösung dieses psychischen Phänomens sie zu unterhalten versuchen. Jedenfalls hat Fouqué den Schreibtisch Böhme's zu dürftig ausgestattet, wenn er nichts auf ihm liegen läßt als eine Luther'sche Bibelübersetzung. Wir müssen uns erinnern, daß er in seiner „Aurora" schon gar viel von den Schriften der Astrologen, Mathematiker und Philosophen redet, die ihm wohl bekannt seien, und vor Allem dürfen wir nicht vergessen, daß um das Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts Alchymie, Astrologie, Magie und eine abstruse

Theosophie theils durch Schriften, theils noch mehr im Geheimen durch wunderliche Tradition von Mund zu Mund, ganz besonders in jenem Volkstheile, der von der Wissenschaft nicht eigentlich Geschäft macht, seine Glieder aber in allen Sphären der dem Praktischen zugewendeten Gesellschaft findet, sich geltend zu machen wußten. Zieht sich doch überhaupt durch alle Zeiten ohne besondere Constitution, bloß durch die freie Wahlanziehung bedingt, ein geheimer Bund der Praktischen, geschlossen, um sich, was sie öffentlich natürlich nicht haben können, im Geheimen, wir meinen „den Genuß des Theoretischen", zu gewähren; gewiß ein ganz unschuldiges Kinderspiel, nur freilich auch allen Gefahren, denen Kinderspiele bloßgestellt sind, ausgesetzt. Wir täuschen uns nicht, wenn wir annehmen, daß Jakob Böhme, mit einem tiefen Gefühl und einer regen Phantasie von der Natur ausgestattet, ganz besonders dieser Richtung offen stand und in solchem Kreise vorzüglich willkommen sein mußte; das Gleiche zieht das Gleiche an; er kam in Verbindung mit geistesverwandten Freunden; er las theils manche jener Geheimschriften, theils andere mehr theoretische Bücher; er, ein dafür ganz besonders glücklich organisirtes Individuum, weiß jedoch natürlich den heraufbeschworenen Geist der Wissenschaft als Laie nicht zu bewältigen; die Erscheinung wird ihm zur Vision; und, geisteskräftig wie er ist, strömt nun aus seiner Feder, Reminiscenzen aus dem Gelesenen und Gehörten mit eignen Anschauungen combinirend, das bunte Chaos seiner Offenbarungen, um so edleres Gestein unter die Schlacken mischend, um wie viel reicher sein Inneres ist als das der Genossen. So, meinen wir, entstand zuerst seine „Aurora"; so seine spätern, eigentlich theoretischen Schriften („Von den drei Principien", „De signatura rerum", das „Mysterium magnum" u. s. w.). So läßt sich ihre wunderliche Composition (Zusammencorporirung, um mit unserm Verf. zu reden) am leichtesten erklären; so mag man sich am besten in die rechte Stimmung versetzen, um bei dem mühsamen Geschäfte der Auswahl des Gediegenen nicht allzu verdrießlich zu werden. — Ist jenes Kinderspiel der Praktischen nicht doch gewiß auch ein Complement im großen Reiche des Wissens, das nicht übersehen werden darf? — Und wäre nicht allerdings zu wünschen, daß seinen Productionen eine angemessenere Schätzung widerführe, als ihnen dermalen von Ultras auf der einen und auf der andern Seite zu Theil wird?

Wir geben nun unsern Lesern ein instar omnium unserer Ansicht, indem wir den Inhalt der „Aurora" etwas näher beleuchten. Eine der ausgezeichnetsten Schönheiten des Buches ist die köstliche Vorrede, und wir möchten wol wissen, wann sie geschrieben worden sei. Jedenfalls rührt sie aus einer spätern Zeit, wo B. der Sprache schon mächtiger war, her, und die jugendliche Frische der „Aurora" gibt sich in ihr nur noch in den gehäuftesten Wiederholungen und dichtgedrängten Bildern kund, auf die wir überall treffen. Von dem Baume des Wissens, wie dies die tiefsten Gründe alles Seins umfaßt, dessen Früchte das Ziel sind, nach welchem alle Lebendige auf Erden laufen, indeß auch trügerische Kaufleute, benutzend das allgemeine Verlangen und die weitverbreitete Nachfrage, theils unechte unter die echten mischen, theils jene ausschließend statt dieser geben, handelt die weit, ja mitunter nur zu weit ausgesponnene Allegorie der Vorrede, und diese 20 enggedruckten Seiten scheinen uns ganz vorzüglich zu einer solchen Um- und Bearbeitung für unsere Zeit sich zu eignen, wie wir sie bei der Anzeige des ersten Theils unsers neuen J. Böhme gewünscht haben. Zugleich gibt sie, was in der Regel so wenige Vorreden thun, wirklich eine Uebersicht im Kern über das ganze nachfolgende Buch und könnte gar füglich für Viele als ein Schlüssel dienen, um ihnen den Eingang in die allerdings höchst räthselhaften Licht- und Dunkelgänge des Werkes selbst zu öffnen. Dies nun aber selbst ein Torso, den, wie der Verf. im 27. Capitel berichtet, er unvollendet hat lassen müssen, weil der Tag die Morgenröthe schon übereilt hat, und dem ein Anderer am Ende sogar die Möglichkeit, jemals vollendet zu werden, absprechen möchte; das Werk selbst ist in 27 Capitel abgetheilt und hat allerdings keine geringere Aufgabe sich gestellt, als die überall die höchste ist, nämlich die Natur aller Dinge zu erforschen und den geheimnißvollen Quell des Lebens zu ergründen. Streifen wir vorerst die fremdartigen und dem eigenthümlichen Locus — ein sehr beliebter technischer Ausdruck unsers Verf. — des Buches in Rechnung zu bringenden Hülsen und Schalen ab, und versuchen es, den eigentlichen Kern seiner Speculation bloßzulegen und zu isoliren; so bekennen wir unverhohlen, daß der höchst ausgezeichnete Scharfsinn unsers Naturweisen (wobei wir bitten, den Accent auf die Sylbe Sinn zu legen, um das Gegebene, das Empfangene in ihm recht herauszuheben) nicht nur die Grundwahrheit sehr klar geschaut, sondern auch mit einer solchen Sicherheit durch alle Labyrinthe und Irrgänge seiner Speculation hindurch festzuhalten gewußt habe, daß er immer wieder, auch wo man ihn ganz in Dunkelheit und Äußerlichkeit verloren meint, zu ihr als seinem Ariadnefaden zurückkehrt. Es ist dies der Gegensatz, in seiner ganzen Tiefe aufgefaßt, und versöhnt in der lebendigen Einheit Gottes, so zwar, daß nicht eine Ausgleichung oder Vermittelung der Gegensätze gelehrt, sie vielmehr in ihrer schroffsten Position und eben nur in Kraft dieser aufgehoben werden; eine Anschauung, die zur Zeit noch immer so gar wenigen Philosophen von Profession gelingen will. Mit dieser Regel in der Hand geht unser Verf. von den beiden Urqualitäten, der guten und der bösen, aus und weiß schon im zweiten Capitel ihre ewige und reale Einheit inmitten ihrer ebenso realen Geschiedenheit mit der schneidendsten Schärfe hinzustellen, bis er namentlich im dreizehnten Capitel „von dem schrecklichen, kläglichen und elenden Falle des Königreiches Lucifers", freilich nach seinem später zu berührenden Schematismus, diese Einheit in den Gegensätzen für Jeden, der den Kern aus der Schale zu lösen versteht, auch im Besondern auf das befriedigendste nachweist. Nachdem er jenen Grund gelegt hat, so steigt er von Stufe zu Stufe in dem Weltgebäude, wie es ihm grade in seiner Zeit- und Individualanschauung sich darlegt, durchwandelt zuerst den Himmel, die ideale Welt construirend, und ist bereits durch die Sternenwelt, die er mit großer Sinnigkeit aufbaut, fast hindurchgedrungen, um nun die reale Erde und Menschenwelt in seinen alchymistischen Schmelztiegel zu werfen, als eine höhere Gewalt ihm gebietet, die Feder niederzulegen — eine Grenze, über die er genau genommen auch in seinen spätern Schriften und Reden, die er außer sich suchte, die aber sehr leicht in seinem eignen Innern nachgewiesen werden können, nicht hinausgekommen ist. Wir führen nur einige Stellen an, um jene [illegible] der Anschauung, wie wir sie oben bezeichnet haben, bei unserm Verf. nachzuweisen. S. 67 heißt es: „In Gott dem Vater ist alle Kraft, und er ist aller Kräfte Quellbrunnen in seiner Tiefe; in ihm ist Licht und Finsterniß, Luft und Wasser, Hitze und Kälte. — Du mußt aber hier nicht denken, daß die Kräfte in Gott dem Vater auf eine solche Weise sind, oder in solcher verderbten Art qualificiren, wie in einem Menschen; sondern es ist Alles fein lieblich und wonnereich, ganz sanft. Erstlich ist das Licht gleich (wie ich's natürlich möchte vergleichen) dem Lichte der Sonne; aber nicht also unerträglich, wie das Licht der Sonne in unsern verderbten Augen unerträglich ist, sondern ganz lieblich und wonnesam, ein Anblick der Liebe. Die Finsterniß aber ist im Centro des Lichts verborgen, das ist, wenn eine Creatur aus der Kraft des Lichtes gemacht würde und in demselben höher und [illegible] walten wollte als Gott selber, so verlischt in ihm dasselbe Licht und hat anstatt des Lichts die Finsterniß; da erfährt eine Creatur, daß im Centro eine Finsterniß verborgen ist." Schwerlich dürfte eine neuere Philosophie von dem Bösen, wie es potentia, nicht actu, in Gott ist, unverfänglicher geredet haben. S. 200: „Das Alleräußerste ist auch das Allerinnerste." S. 201: „Ein jeder Mensch ist frei, und ist wie ein eigner Gott, er mag sich in diesem Leben in Zorn oder in Licht verwandeln u. s. w." S. [illegible]: „Der rechte Himmel ist allenthalben, auch an dem Orte, wo du

ht und geht, wenn dein Geist die innerste Geburt Gottes reicht und durch die siderische und fleischliche hindurchdringt, so ist er schon im Himmel." Nachdem im vierundzwanzigsten Capitel höchst ideal die Sternenwelt als die Vermittlerin zwischen dem Göttlichen und Ungöttlichen, zwischen Liebe und Zorn dargestellt und die Doppelnatur der siderischen Geburt nachgewiesen worden ist, was in den folgenden Capiteln eine höchst sinnreiche Anwendung auf die Geburt der einzelnen Planeten findet, heißt es S. 286: „Der heilige Gott aber ist in der Mitte aller dieser Dinge in seinem Himmel verborgen, und du kannst ihn nicht sehen noch begreifen, die Seele aber begreift ihn und die siderische Geburt halb, denn der Himmel ist der Unterschied zwischen Liebe und Zorn, derselbe Himmel ist überall, auch in dir selber. Und wenn du nun den heiligen Gott in seinem Himmel anbetest, so betest du ihn in dem Himmel, der in dir ist, an, und derselbe Gott bricht mit seinem Lichte und in demselben der heilige Geist durch dein Herz und gebärt deine Seele zu einem neuen Leibe Gottes, der mit Gott in seinem Himmel herrscht. — Wenn du aber gottlos bist, so ist deine Geburt des Himmels nicht fähig, sondern des Zorns, und bleibt im andern Theile der siderischen Geburt u. s. w." Und wie wahrhaft tiefsinnig redet nicht unser Verf. S. 245 fg. von der Allgegenwart Gottes und S. 260 fg. von der göttlichen Liebe und Sanftmuth, als dem Lichte Gottes im Menschen. — Wenn nun aber hiernach augenscheinlich der Kern der J. Böhme'schen Speculation ein sehr edler und ehrenwerther ist, so wollen wir es uns allerdings nicht verschweigen, daß die Erscheinung und Offenbarung desselben aus jener, wenn wir so sagen sollen, idiosynkratischen Sphäre, die wir oben dafür nachgewiesen haben, die wunderlichsten und barocksten Schlacken und Kiese mitherüberbringen mußte, die zum Theil von dem insofern offenbar als Idiot zu betrachtenden Adepten und seinen Freunden sogar als edles Erz in gutmüthiger Selbsttäuschung geboten werden. Ueberhaupt dürfte so viel unschwer nachzuweisen sein, daß es einen Praktischen, wie wir sie oben bezeichneten, überall unmöglich ist, eine scharfe Sonderung zwischen taubem und edelm Gestein, zwischen der Mutter und dem von ihr umschlossenen Metall vorzunehmen, und daß sie darum recht oft in ihrer kindlichen Hermäonsfreude an der bunten Glimmerschale sich nicht viel weniger ergötzen als am eigentlichen Inhalt. Es trug aber J. Böhme in dieser Hinsicht ganz besonders das grobe, altenreiche und ungeschickte Gewand seiner Zeit, wie es denn einen Haupttypus seiner Darstellung ausmacht, daß er aus dem alchymistischen Treiben seiner Zeit, das ihn allerdings auch in das sehr unheimliche Gebiet der Goldmacherei geführt haben mochte (S. 265), theils manche chemische Kunstausdrücke, theils kabbalistische Formeln und Anschauungen aller Art entlehnt, genaue Bekanntschaft mit des unübertrefflichen Theophrastus Paracelsus und seines Vorgängers Basilius Valentinus pneumatischen Offenbarungen verräth, und namentlich mit seinem Salniter, Mercurius und Schwefel in die Fesseln des valentinischen Systems von den drei Elementen des Salzes, Schwefels und Quecksilbers sich geschlagen zeigt; im Uebrigen aber in den magischen Kreis der Drei- und Siebenzahl, mit den sieben Quellgeistern und sieben Planeten und ebenso vielen Qualitäten gebannt ist; woraus denn, meinen wir, zusammengenommen mit der gar wundersamen Sprachetymologie, die nur als Episode aus seiner Idiotensphäre anzusehen ist, das höchst barocke Gehäuse über dem gesunden Kerne seiner Forschungen sich ganz natürlich und ohne sonderlich zu befremden componirt. Zerschlagen muß man freilich dies Gehäuse, wenn man auf den Kern kommen will, und das, denken wir, hätte eigentlich ein neuer Herausgeber des J. Böhme zu Nutz und Frommen seiner Leser thun sollen, wenn er den rechten Dank sich verdienen wollte; Hr. Schiebler aber hat es allerdings nicht gethan.

Noch Einiges bemerken wir über den zuletzt Genannten. Er hat offenbar nichts weiter gethan, als einen neuen Abdruck der „Aurora" besorgt, und fehlt es nicht an mannichfaltigen neuen Druckfehlern (z. B. S. 216 mehrest st. wehrest; S. 244 wachsen, und im Feuer ꝛc. st. wachsen: und obgleich er im Feuer ꝛc.; S. 281 der Liebhaber, st. der Leib aber ꝛc.), so sind offenbar an vielen Stellen die Druckfehler der alten Ausgabe getreulich wieder mit abgedruckt worden, und wir möchten wol wissen, wie es an so manchen dieser Stellen, namentlich auch an der aus S. 244 angeführten, mit dem Verständnisse des Abgedruckten bei dem Herausgeber beschaffen gewesen sein möchte. Wir rechnen gewiß mit Recht dahin die Stelle S. 148 „Als nämlich Gott sein Schöpfer der qualificirte sein sanft ꝛc.", die treu nach der alten Ausgabe, die wir zur Hand haben und in welcher blos ein Komma nach „nämlich" noch steht, wodurch das Verständniß allerdings gefödert, doch nicht völlig gehoben wird, abgedruckt ist. Ferner S. 190 (wie in der alten Ausgabe S. 354): „wenn aber die siderischen Geister erleuchtet wird". Auch S. 247 „nun ist aber das Wasser süß darin", wo in der alten Ausgabe das producirte „Wasser süsse", den Sinn besser vermittelt und deutlich genug andeutet, daß der neue Herausgeber hätte: „das süße Wasser" drucken lassen sollen. Was hätten wir wol hiernach über den Herausgeber sowie über das ganze Unternehmen dieser neuen Ausgabe etwa zu sagen? — —

93.

Lukrezia und Gasparo, oder die zwei Liebenden zu Siena. Nach Aeneas Sylvio Piccolomini bearbeitet von Ernst Münch. Ludwigsburg, Baumann. 1833. Gr. 12. 14 Gr.

Der gelehrte Verf. war uns bisher nur als forschender Historiker und politischer Schriftsteller bekannt; mit Erstaunen erblickten wir daher seinen Namen auf dem Titel eines Werkchens von novellistischem Inhalt. Die anziehend geschriebene Vorrede belehrt uns, daß das Büchlein seine Entstehung heitern geselligen Verhältnissen verdankt, ungefähr wie die berühmten Novellen des Boccaccio. Denn wie bei diesem die äußere Form, die er seinem Novellenkranz gibt, darin besteht. daß eine aufs Land zurückgezogene Gesellschaft abwechselnd Artiges und Geistvolles erzählt, damit man in dichterischer Heiterkeit der Schrecken des Pestübels vergesse, welches so lange mit lastendem Druck die Seele niedergebeugt hatte: so wollte hier ein Kreis gebildeter Frauen und Männer, die sich im Bade zu Scheveningen zusammenfanden, theils die Einförmigkeit des Badelebens, theils die düstern Bilder einer verhängnißvollen und kriegerisch bewegten Zeit dadurch zu verscheuchen suchen, daß man einander die Aufgabe stellte, abwechselnd jeden Abend im Badesalon etwas Dichterisches in der Form der Erzählung zum Besten zu geben. So mußte denn auch unser Verf. ans Werk und versprach als ein Curiosum eine Liebesgeschichte aus einem lateinischen Folianten, den noch dazu ein sehr gelehrter Priester, der nachmalige Papst Pius II., geschrieben hat. Wenn man diese Novelle als eine Dichtung betrachten will, so würde sie freilich seltsam genug erscheinen und man den Dichter nicht wohl begreifen können, der so dürftig in der Erfindung, ja ohne alle künstlerische Anordnung, so ohne Führung und Bau verfahren wäre, zumal in einer Novelle, wo neben den Schilderungen einer tief glühenden Liebe die feinste Schärfung und Zuspitzung der Intrigue nicht nur am Ort, sondern fast unerläßlich gewesen wäre, und in einem Lande, welches grade in dieser Gattung so ausgezeichnete, durch die Wirklichkeit erzogene Meister aufzuweisen hat. Betrachtet man aber die Erzählung als ein Ereigniß, versteht man die Grenzlinie zwischen Wirklichkeit und Dichtung richtig zu ziehen, weiß man die Natur der Wahrheit, wie sie sich in beiden darstellen muß, zu unterscheiden, so wird man das vorliegende Büchlein mit einem, wir dürfen wol sagen, tiefen Antheil lesen. Es stellt die Liebesgeschichte der schönen Donna Lukrezia Fabricio (Gattin des Italieners Fabricio) und des kaiserlichen Rathes Gaspar Schlick dar, welcher den Kaiser Sigismund nach Italien begleitete und bei seinem langen Hofhalt

zu Siena zugegen war. Vielleicht dürfte Mancher einwenden, daß die Liebesgeschichte zwischen einer verheiratheten Frau und einem Fremden eine Unsittlichkeit sei, zumal da ihr Verhältniß auch von der ganzen Glut entbrennender Sinne durchdrungen wurde. Allein aus einer tiefern Betrachtung der menschlichen Natur möchte sich, wenn nicht ein entgegengesetztes, doch wenigstens ein milderes Urtheil entwickeln, und vielleicht eher die zwar nach äußern Gesetzen geschlossene, aber allen innern und höhern der Menschenrechte widerstrebende Art der Ehe damaliger Zeiten einem Verbrechen ähnlich erscheinen, als jenes Verhältniß der Liebe, wodurch die Natur ihre ursprünglichen Rechte mit unabweisbarer Kraft zurückfoderte und alle Hemmungen und Schranken einer an sich heiligen, aber durch die Verderbtheit des Menschengeschlechts im Ganzen entarteten Institution gewaltig durchbrach. Wir wollen nicht den Ehebruch beschönigen; allein wir wollen auch die Rechte des menschlichen Herzens gerettet wissen, und darum verlangen wir ein mildes Urtheil. Es tritt hier wie in der tragischen Schickung der Alten der Conflict des Gesetzes mit dem persönlichen Recht ein, und es scheint im Rath des Ewigen vorausbeschlossen, daß beide nicht unverletzt bleiben sollen. In allen diesen Fällen aber, wo das menschliche Herz sich durch eine glühende innere Kraft berufen fühlt, sich über das Gesetz hinauszustellen und sich lieber von dem Räderwerk der unauflöslich verketteten Maschine des gesellschaftlichen Zustandes zerschmettern zu lassen, als ihr freiwillig zu folgen: in allen solchen Fällen erscheint das menschliche Herz grade durch seine Verirrung groß. So viel über den Sinn, in dem das ganze Buch zu fassen ist. Wer diesen nicht mitbringt, wer uns hier nicht versteht, der wird freilich in diesem warmen, schönen Gemälde wahrhaft menschlicher Zustände nur eine unsittliche Verirrung erblicken. Indessen ist es nur das eigne unlautere Gewissen, was hier dem Menschen heimliche Streiche spielt, sowie Diejenigen grade nicht die Tugendhaftesten sind, die sich zu schamhaft fühlen, eine nackte Antike zu betrachten. Wir sagten zwar im Eingange, daß das Buch eines dichterischen Werthes entbehre; dies ist indeß nur, wie wir auch angedeutet, von der äußern Gestaltung zu verstehen, und es fehlt ihm zwar eine dichterische Hand, aber nicht ein dichterisches Herz, denn der alte gelehrte Chronikant kennt die Liebe und die Schönheit, und was dürfte man von einem Dichtergemüth mehr verlangen? Aber als Historiker hat er auch eine Ehrfurcht vor der äußerlichen Wahrheit und gibt uns diese daher mit allen Umständen; dehnt sich die Erzählung etwas ins Breite, so wird sie doch dafür auf der andern Seite ungemein local und tritt uns durch die Treue der Details lebendig nahe. Sind die Briefe der Liebenden, welche wir zu lesen bekommen, echt, so beweisen sie die tiefe Naturwahrheit der Liebe welche sie eingegeben; hat der Chronikant sie im Geiste der Liebenden verfaßt, so bewies er, daß auch unter dem Priestergewande ein Herz schlagen kann, welches die innersten Geheimnisse der Liebe versteht, ja daß selbst die päpstliche Stola nur eine menschliche Brust bedeckt. So lese man denn die Geschichte der schönen Lukrezia und des edeln Gasparo, fühle ihr Glück, ihren Schmerz und weine um ihr Geschick; und ein Dichter möge aus diesem echt dichterischen Quell einen Trunk thun, der ihn begeistere, die schönen Gestalten der Wirklichkeit zu schönern und ewigen der Poesie zu erheben. 13.

Miscellen.

Masaniello ist in Neapel vergessen.

Und wenn die „Stumme von Portici" auch überall gegeben werden dürfte, in Neapel kommt sie gewiß nicht auf die Bühne, dort darf der Name Masaniello's gar nicht genannt werden. Kein Mensch weiß dort, daß ein solcher existirt hat, und wer es weiß, spricht nicht davon, sondern behandelt es als ein großes Geheimniß. Oefele *) theilt davon die lächerlichsten Züge mit. Wie er bei einem und dem andern Antiquar ein paar alte Schriften darüber kaufen wollte, die ihm im halbverschlossenen Laden gezeigt wurden, und welche höchst elende Lobpreisungen des illustrissimo conte d'Arcos (des Gouverneurs in Neapel zur Zeit der Masaniello'schen Revolution) waren, foderte man einen Preis dafür, wie ihn die Sibylle zur Zeit des Tarquinius für ihre Weissagungen verlangte. Auf der dortigen Bibliothek darf nichts darüber ohne specielle höhere Erlaubniß gegeben werden. In Italien sucht man nur „die Völker in dumpfem Hinbrüten zu erhalten, ohne durch Geschichte und Erfahrung aufmerksam werden zu wollen", sagt Oefele zum Schlusse des komischen Abenteuers, welches ihn in den Besitz einiger bessern Notizen über jenes Ereigniß setzte.

Ein königliches Urtheil über Preßfreiheit.

Die Mächtigen und Gewaltigen sträuben sich in vielen Ländern immerfort gegen die Preßfreiheit, ohne welche doch alle Constitutionen so gut wie ein Phantom ohne Kraft und Leben sind. In dem Betrachte ist nun die Ansicht von Bedeutung, welche ein König von der Preßfreiheit bereits vor mehr als 50 Jahren kund that und ins Leben einführte. 1774 berathschlagte der Staatsrath in Schweden über die Grenzen derselben, über Censur, über die Abschaffung jener, die Einführung dieser. Der König war nicht da; man beschloß, die Sache auszusetzen, bis er den Sitzungen darüber beiwohne. Es geschah zum letzten Male am 26. April, nachdem die Debatten vom 18. an gedauert hatten. Gustav III. setzte hier die Nothwendigkeit, „daß Jeder das Recht haben müsse, Alles zu denken, zu sprechen, zu schreiben, was nicht der Ruhe des Landes und der Würde der Krone nachtheilig sei", so gründlich auseinander, wie nur der sachkundigste Gelehrte hätte thun können. Er verglich die jetzige ruhige Zeit, wo die Macht der Gesetze herrsche, mit der alten Willkür, und um die Wiederkehr solcher schrecklichen Tage zu hindern, „muß die Preßfreiheit aufrechterhalten, geschützt und angewendet werden, das Publicum über sein wahres Beste aufzuklären, dem Fürsten aber die Meinung des Publicums zu entdecken. Wenn diese Freiheit in den vorigen Jahrhunderten gestattet gewesen wäre, um dem Fürsten seinen wahren Vortheil zu zeigen, der nur in der Wohlfahrt seiner Unterthanen besteht, so würde der König Karl XI. vermuthlich nie seine Befehle auf Kosten der allgemeinen Sicherheit erlassen haben. Seine Edicte machten die königliche Würde zum Abscheu und bereiteten jene Zerstückelung vor, welche dem Reiche unter Karl XII. ganze Provinzen entriß. Wenn die Preßfreiheit Karl XII. über seinen wahren Ruhm hätte aufklären können, so würde er lieber über ein glückliches Volk geherrscht und nicht versucht haben, ein großes aber wüstes Reich zu regieren. In England war die Preßfreiheit unterdrückt, als Karl I. seinen Kopf auf dem Schaffot verlor und Jakob II. als Flüchtling den Thron seiner Väter einem ehrgeizigen Schwager räumte. — Durch die Preßfreiheit lernt ein König die Wahrheit, welche man ihm so oft mit nur zu vielem Erfolg verhehlt. Die Minister haben dadurch den Vortheil, aufrichtiges und verdientes Lob zu ernten, oder das Volk wegen falscher Ansichten über ihre Maßregeln aufzuklären. Das Volk hat den Trost, sich beklagen zu können oder sich zu überzeugen, daß seine Klagen ungegründet sind". So urtheilte ein König 1774. **) 86.

*) „Bilder aus Italien", II, S. 91 fg.

**) „Opinion du Roi" in „Collection des écrits politiques, littér. et dramatiq. de Gustave III.", I, S. [illegible] fg. (Stockholm 1808).

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 129. — 9. Mai 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch*. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 4 Thlr.

Erster Artikel.

Unter den Aufgaben, deren Lösung der Politik (d. h. der Staatskunst in ihrem höchsten und umfassendsten Sinne) unsers Jahrhunderts, ja wir können sagen, unsers Menschenalters, vorbehalten ist, dürfte wol keine wichtiger, keine schwieriger sein als die Organisation des neugriechischen Staates. Man meinte, Griechenlands Wiedergeburt sei nur ein neues Glied in der Kette großartiger Probleme, welche die Geschichte des 19. Jahrhunderts bereits gelöst habe, und so mochte man in der, unserer Zeit eigenthümlichen Schnellkraft politischer Ideen und Handlungen die sicherste Bürgschaft einer baldigen Verwirklichung Dessen finden, was die Menschlichkeit verlangte, die Begeisterung hoffte. Der allgemeine Anklang, welchen gleich anfangs die, wenigstens dem größern europäischen Publicum unerwartete Erhebung der Griechen fand, erklärt sich hieraus ebenso natürlich, als er für den Gang der griechischen Sache entscheidend war. Denn während man in Griechenland selbst bei der Masse der Bevölkerung wol kaum einige unklare Begriffe, viel weniger eine vorherrschende Ansicht über die Art und die letzten Zwecke des Aufstandes finden mochte, hatte die durch hundertfache Organe ausgesprochene Meinung des übrigen Europas die dabei in Frage kommenden Hauptpunkte längst entschieden. Griechenland solle frei sein, einen selbständigen Staat bilden und durch europäische Civilisation mit dem europäischen Staatensysteme in ein angemesseneres Verhältniß gebracht werden: das waren ungefähr die Hauptideen, über welche man sehr bald zur Klarheit kam, und welche glücklicherweise dem Kampfe der Griechen sogleich in den ersten Jahren einen weit bestimmtern Charakter gaben, als er in der Wirklichkeit haben mochte; ja, man kann sagen, daß sie selbst später noch in den verzweifeltsten Momenten das bereits Errungene sicherten und die Hoffnung für die Zukunft lebendig erhielten. Daß man sich dagegen über die Mittel, durch welche diese Ideen verwirklicht werden könnten, nur sehr unklare Rechenschaft gab, daß man dabei weit mehr von Begriffen ausging, welche durch das Staatenleben des gebildeten Europas in Umlauf gekommen waren, als daß man die eigenthümliche Stellung des griechischen Volkes und die durch diese bedingten Zustände in Griechenland berücksichtigte, ist bei der fast durchgängigen Unwissenheit über Griechenlands nächste Vergangenheit leicht zu entschuldigen. Allgemein bekannte Thatsachen würden gegenwärtig jede weitere Auseinandersetzung, inwiefern dieser Umstand die günstige und allgemein erwünschte Entscheidung der griechischen Angelegenheiten verzögert hat, überflüssig machen. Der unglückselige Ausgang des Kapodistrias'schen Gewaltsystems ist ein warnendes Beispiel geworden, wie sich Misgriffe bei der Anordnung und Regierung des griechischen Staates, welche entweder in einer aus Unkenntniß der Verhältnisse hervorgegangenen Unfähigkeit, oder in der unverzeihlichsten Verblendung gewisser Vorurtheile ihren Grund haben, am fürchterlichsten an Denen rächen, welche sich ihrer schuldig machen. Gleichwol sind sie ohne eine genaue Kenntniß und tiefere Würdigung der durch die Geschichte gegebenen und von der Sinnes- und Lebensart des gegenwärtigen Geschlechts unzertrennbaren Zustände Griechenlands kaum vermeidlich. Denn kommt es bei der Lösung der gegebenen Aufgabe einerseits allerdings darauf an, gewisse großartige Ansichten festzuhalten, welche, der Richtung unserer Zeit gemäß, von der Engherzigkeit unhaltbarer Systeme und der Nichtigkeit überspannter Extreme gleichweit entfernt bleiben, so ist es andererseits beinahe noch dringender, auf eine vorsichtige Prüfung jener kleinlichen Verhältnisse einzugehen, welche in der durch das Geschick vieler Jahrhunderte bewirkten wunderbaren Verzweigung die Grundlage eines neuen Staates, ja am Ende die sicherste Gewähr seines Gedeihens und seiner Dauer bilden sollen.

Es ergibt sich hieraus von selbst, von welcher ungemeinen Wichtigkeit jetzt, wo ganz Europa die begonnene Organisation der griechischen Monarchie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt, wo sich namentlich für Deutschland an ihren glücklichen Fortgang so vielfache und wichtige Interessen knüpfen, schon an sich ein Werk sein muß, welches, wie das genannte, nicht allein eine umsichtige Prüfung und scharfe Feststellung der bei dieser Organisation in Betracht kommenden Grundsätze, sondern auch die befriedigendsten Aufschlüsse über jene Einzelnheiten gibt, deren gewissenhafte Berücksichtigung wir eben als das entscheidendste Moment für Griechenlands glück-

liche Zukunft nannten. Wir brauchen übrigens nicht daran zu erinnern, daß die allgemein bekannte Stellung des Verf. dem Werke noch besondern Werth verleiht. Es dürfte gegenwärtig vielleicht Niemand mehr berufen gewesen sein, über diesen höchst wichtigen Gegenstand seine Stimme abzugeben als Hofrath Thiersch, welcher mit einer so seltenen Kenntniß der griechischen Geschichte und Sprache alter und neuerer Zeit seit Jahren die thätigste Theilnahme an dem Schicksale des griechischen Volkes, den Vortheil einer langen und tief eingehenden Beobachtung seines heutigen Zustandes und endlich die unmittelbare Einwirkung auf die jüngst vergangenen politischen Ereignisse Griechenlands verbinden konnte. Die Herausgabe vorliegender Schrift war daher gleichsam eine heilige Pflicht, deren Erfüllung das Publicum seit der Rückkehr des Verf. aus Griechenland mit Ungeduld erwartete und ihm jetzt doppelt Dank wissen wird. So erwünscht es aber auch namentlich dem Unterzeichneten ist, eine Gelegenheit zu finden, diesen Dank öffentlich auszusprechen, so wenig würde er bei der ihm jetzt noch mangelnden eignen Anschauung der Zustände des heutigen Griechenlands sich zu gegenwärtiger Anzeige berufen gefühlt haben, wenn er nicht besonders dazu veranlaßt worden wäre und hoffen dürfte, durch langes Studium und aufmerksamen Verfolg der Entstehungsgeschichte des neugriechischen Staates jenen Mangel wenigstens einigermaßen ersetzen zu können. Auch würde es nur ein arger Misgriff sein, wenn man Werke, welche, wie das vorliegende, eine eigenthümliche Selbständigkeit haben und weit mehr auf das umfassende Gebiet der höhern Politik als in den engen Bereich strenger Wissenschaftlichkeit gehören, nach den Grundsätzen einer kleinlichen Kritik beurtheilen wollte. Vielmehr kommt es hier wie bei allen großen politischen Fragen darauf an, Ansichten zu wissen und Meinungen auszutauschen, welche auf festem Grunde beruhen, zur Erkenntniß der Wahrheit führen und somit das Heil der Sache fördern, um die es sich handelt. Wir könnten in dieser Beziehung allerdings den Klagen des Verf. in der Vorrede über die durch den Druck verzögerte Erscheinung seines Werkes beistimmen, wenn die darin niedergelegten Ansichten blos auf die nächsten und augenblicklichen Bedürfnisse der griechischen Monarchie berechnet wären. Da jedoch, wie bei der eigenthümlichen Stellung der Regentschaft und den vorhandenen Elementen und Mitteln zu erwarten war, die Organisation eines haltbaren Regierungssystems und der verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung nur langsam und mit großer Vorsicht betrieben werden konnte, so dürften die Bemerkungen des Verf. sich wol noch lange Zeit der Gültigkeit und Berücksichtigung erfreuen können, welche ihnen schwerlich von Denen versagt werden wird, welche gegenwärtig berufen sind, durch eine umsichtige und zweckmäßige Verwaltung dem jungen Staate eine glückliche Zukunft zu sichern.

Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile, deren jeder einen Band umfassen sollte; blos durch ein Versehen in der Druckerei sind die drei ersten Abschnitte des zweiten Theiles unter fortlaufender Capitelzahl mit zu dem ersten Bande gezogen worden. Der erste Haupttheil löst sich wieder in zwei Unterabtheilungen auf, von denen die eine unter der Aufschrift: „Examen des événemens qui se sont passés en Grèce depuis l'arrivée du président Jean Capodistria jusqu'à celle de sa Majesté le roi Othon", bis S. 189 die geschichtliche Grundlage des Ganzen bildet, während die andere: „De la situation de la Grèce et des mesures qu'il faut prendre pour arriver à sa pacification", bis S. 264, die Mittel angibt, durch welche unter den jetzigen Verhältnissen die äußere politische Selbständigkeit und die innere Ruhe der griechischen Monarchie erlangt und befestigt werden mag. Im zweiten Haupttheile: „Des moyens d'arriver à la restauration de la Grèce", S. 265—304 des ersten Bandes und der ganze zweite Band, geht dann der Verf., nachdem er in den ersten Abschnitten die Grundzüge der physischen und moralischen Statistik des heutigen Griechenlands gegeben hat, auf die nähere Auseinandersetzung und Prüfung der Maßregeln ein, welche zu befolgen wären, um für die verschiedenen Zweige der innern Verwaltung, als den Anbau des Landes, Gewerbe, Schifffahrt, Handel, öffentlichen Unterricht, die Kirche, Einrichtung der Gemeinde-, Provinzial- und Centralbehörden, die Finanzen, das Rechtswesen, das Landheer und die Seemacht, eine den Bedürfnissen und Mitteln des Landes entsprechende und die gesammte Volksthätigkeit zu zweckmäßigen Einheit bringende Organisation zu gewinnen. Man erkennt leicht, daß dieser Theil eigentlich der Kern des Werkes ist und wegen der Reichhaltigkeit scharfsichtiger Bemerkungen wie wegen seiner praktischen Wichtigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nehmen muß. Wir werden bei einigen Hauptpunkten desselben länger verweilen, wenn wir zuvor den Inhalt der ersten Abtheilungen näher angegeben und mit einigen Bemerkungen begleitet haben werden.

Nachdem der Verf. in einigen einleitenden Worten zu dem ersten Theile auf die Bedeutung und Schwierigkeiten seines Gegenstandes hingewiesen und namentlich darauf aufmerksam gemacht hat, daß Griechenland, ungeachtet gegenwärtig die Aussicht in seine Zukunft noch keineswegs bestimmt und ungetrübt sei, bei dem Geschick, welches unzweifelhaft dem Orient bevorstehe, nothwendig der europäischen Politik im Verhältniß zu den in ihren Grundfesten erschütterten Reichen Asiens als Stützpunkt dienen müsse, spricht er in den **drei ersten Abschnitten** (S. 6—62) über das vom Graf Johann Kapodistrias befolgte Regierungssystem, die Opposition, welche sich gegen ihn erhob, und endlich die Art, ihn zu beurtheilen, und die Plane, welche man ihm zuschreiben müsse. Leider war es nicht die Absicht des Verf., eine ausführliche Geschichte der Präsidentschaft zu geben; er wollte blos die Thatsachen zusammenstellen, welche den Resultaten seiner Beobachtungen nothwendig zur Grundlage dienen mußten. Was uns hierdurch an Einzelnheiten entgeht, wird jedoch durch die Mittheilung der treffendsten Charakterzüge des Präsidenten, seiner Umgebung und seiner Gegner reichlich ersetzt. Ohne Zweifel ist es ein Hauptvorzug des

Werkes, daß es hier wie in den nächstfolgenden Abschnitten über die bedeutendern Individualitäten, über ihre Ansichten, Pläne, Handlungen ein ungewöhnliches Licht verbreitet; ein Vorzug, welcher um so schätzbarer ist, da es bei Beurtheilung politischer Katastrophen, wie die jüngsten griechischen Umwälzungen waren, vorzüglich darauf ankommt, genau die Individualitäten zu kennen, welche auf den Gang der Ereignisse entscheidend einwirkten. Denn gewöhnlich gehen Parteien von einer einflußreichen Persönlichkeit aus, deren nähere Kenntniß wieder die Grundlage zur Charakteristik der Partei gibt, welche sich um sie bildet. Und vielleicht läßt sich grade die Zeit der Präsidentschaft mit Wenigem am bestimmtesten als die Zeit des erbittertsten Parteikampfes und einer systematisch sich bildenden Parteiherrschaft bezeichnen. Denn anstatt daß Kapodistrias eine seiner Stellung würdige Unabhängigkeit, wozu ihm die Nation selbst die Mittel in die Hand gegeben hatte, und welche ihn an sich schon den Angriffen seiner Gegner entzogen haben würde, hätte behaupten sollen, gab er im Gegentheil den offenbarsten Beweis seiner Unfähigkeit und Schwäche, als er nach den ersten Misgriffen, welche das Vertrauen der Nation wankend zu machen schienen, nichts eifriger betrieb, als sich eine Partei zu bilden, welche den Gegenparteien die Spitze bieten, ihn halten und seine Herrschaft befestigen könne. Dieses Verkennen seines Berufs war der Anfang seines Falles; vom Haupt der Nation sank er bald zum Haupt einer Partei herab, und zwar einer solchen, welche schon ihrer Bestandtheile wegen die Meinung der Nation gegen sich haben mußte. Auch nach der Darstellung des Verf. fand Kapodistrias bei seinem Erscheinen in Griechenland im ganzen Volke eine ihm sehr günstige Stimmung; seine ersten Pläne wurden gutgeheißen, und bereitwillig bot man die Hand zu ihrer Ausführung. Dies änderte sich jedoch sehr bald, als es offenbar wurde, daß diesen Plänen Absichten zu Grunde lagen, welche weder den Interessen noch den Wünschen der Nation entsprachen. Vorzüglich zwei Dinge erregten zuerst jenes allgemeine Mistrauen, das sich nach und nach zur heftigsten Erbitterung steigerte: die Hinneigung des Präsidenten zu Rußland, und eine mit der größten Rücksichtslosigkeit dargelegte Geringschätzung des Theiles der Nation, welcher sich am meisten zu verdienter Anerkennung und Auszeichnung berechtigt glaubte. In Bezug auf das Erstere bemerkt der Verf. sehr richtig, daß Kapodistrias selbst seine und Griechenlands Stellung zu Rußland, sowie die wohlwollenden Gesinnungen des petersburger Cabinets gegen das griechische Volk völlig verkannt habe, und daß es daher ein großer Irrthum sein würde, wenn man die spätern Gewaltstreiche des Präsidenten oder seiner Anhänger durch die Mitwissenschaft oder gar Billigung Rußlands bemänteln wolle. Wie unrichtig und kleinlich Kapodistrias überhaupt sein freundschaftliches Verhältniß zu Rußland beurtheilte, geht deutlich daraus hervor, daß er durch seine beschränkten Vorurtheile gegen Frankreich und England, welche ihn wie eine fixe Idee überall verfolgten, Rußland sich zu verbinden und Griechenland zu gewinnen hoffte. Ja, er beging sogar die Unvorsichtigkeit, diese [illegible] nach seiner Ankunft auf die ungeschickteste Weise an den Tag zu legen. So erzählt z. B. der Verf. (S. 9), daß der Präsident sogleich bei dem ersten Zusammentreffen mit Admiral Miaulis am Bord der Fregatte Hellas diesem mit folgenden Worten über seine Stellung zu den vermittelnden Mächten habe belehren wollen:

„J'ai bien attrapé ces niais de Londres et de Paris, c'est vers le Nord seul que nous devons tourner nos regards; là sont nos seuls amis, vous me comprenez, c'est du jeune homme (ἀπὸ τὸν νέον) que nous devons et pouvons attendre tout ce qu'il nous faut pour être riches et honorés.“

Dergleichen Aeußerungen, zu verschiedenen Malen gegen Andere wiederholt, konnten ihre nachtheilige Wirkung nicht verfehlen. Das Vertrauen der Nation zu den beiden Mächten des Westens ward wankend gemacht, Rußlands Absichten, welche man zumal später mit der Willkür des Präsidenten in Einklang dachte, wurden verkannt, und die politische Stellung Griechenlands ward verwickelter als je zuvor.

Noch schlimmer gestalteten sich die innern Verhältnisse. Der Verf. gibt uns in dieser Beziehung die interessantesten Aufschlüsse über die Taktlosigkeit, welche Kapodistrias namentlich in seinem Benehmen gegen das Heer, die Civilbeamten, das gesetzgebende Corps und einzelne einflußreiche Männer oder Familien bewies. Kaum hatten sich in dem auf den Trümmern des gesetzgebenden Corps von ihm selbst errichteten Panhellenion die Spuren einer aufkeimenden Opposition gezeigt, als er an die Stelle desselben den Senat einsetzte, welchen er durch eigenmächtige Bestimmungen bald zum Mittelpunkte des Systems zu machen wußte, wodurch er Griechenland seinem Willen unterthan zu machen hoffte. Willkürliche Einrichtung der Provinzialverwaltung, Vernichtung der alten Gemeindeverfassung (der Demogerontien), welcher die Griechen zum größten Theile das unter den Stürmen vieler Jahrhunderte nie ganz unterdrückte Gefühl ihrer Nationalität verdankten, eine ohne alle Rücksicht auf das Bestehende erzwungene Umgestaltung des Rechtswesens und überhaupt das in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung sichtbare Streben des Präsidenten, die ganze Staatsgewalt in seiner Person zu concentriren: das war es, wozu der Senat durch die ihm vorgeschriebenen Beschlüsse hülfreiche Hand bieten sollte. Selbst bei mehr Mäßigung und Umsicht, als Kapodistrias bewiesen hat, und unter günstigern Verhältnissen, als in Griechenland stattfanden, dürfte es schwer gewesen sein, die Grenzen eines solchen Systems zu bestimmen und nicht zu überschreiten. Kapodistrias hatte sie bereits überschritten, als er sich ernstlich über seine Stellung und sein Thun Rechenschaft geben mochte; Nothwendigkeit trieb ihn zu jener kraftlosen Verzweiflung, die die letzten Zeiten seiner Regentschaft charakterisirt; dies beweisen seine Gesetze über die Beleidigung der Majestät des Staatsoberhauptes, bei welchen man, nach der Bemerkung des Verf. (S. 18), ähnliche Bestimmungen aus den despotischen Gesetzbüchern des byzantinischen Kaiserreiches zum Muster nahm, die Organisa-

tion seiner geheimen und offenen Polizei, die am Ende kein Mittel scheute, welches der verfeinerten Despotie zweckdienlich erscheinen mag, als Verletzung des Briefgeheimnisses, Proscriptionslisten, mysteriöse Verhaftungen und Verweigerung der den Angeklagten zustehenden Rechtsmittel; dies beweist vor Allem sein ebenso ungeschicktes als unwürdiges Benehmen gegen die Opposition, als es noch in seiner Macht gestanden hätte, durch kluge Nachgiebigkeit das verscherzte Vertrauen wenigstens zum Theil wiederzugewinnen. Denn was den Charakter dieser Opposition betrifft, so würde man sehr irren, wenn man ihren Ursprung nur in der gereizten Leidenschaftlichkeit einiger in ihren Erwartungen getäuschten Parteimänner suchen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Zu den Gegnern der Champollion'schen Hieroglyphenerklärung hat sich nun auch ein Italiener gefunden, der den Krieg, wo es keine wahren Triumphe geben kann, dadurch zu einem allgemeinern zu machen versucht, daß er seine Grundsätze der Hieroglyphenerklärung als für alle Arten von Geheimschrift gültig hinstellen möchte. Das Buch, worin er seine Ansichten auseinandersetzt, heißt: „Esposizione del sistema di Jerografia crittica delle antiche nazioni, di *Cataldo Janelli*", und ist in vier Octavbänden zu Neapel 1830 und 1831 erschienen. Begreiflich beginnt er mit einer Hermeneutik, worin denn die Ecksteine seines Baues zusammengetragen sind. Soweit es zum Verständniß seiner Behauptungen noth scheint, hier einige Sätze daraus. Zuerst unterscheidet er menschliche Schrift von einer idealen oder typischen und vorbildlichen, von welcher letztern Ref. keinen rechten Begriff hat, da selbst in Dante's „Paradies" die Chöre der Seligen Buchstaben bilden, die den hier unten gebräuchlichen gleichkommen. Menschliche Schrift ist nach Hrn. J. entweder eine Bilderschrift (eine schematische), oder eine Zifferschrift (eine sematische), das Wort Ziffer in der allgemeinsten Bedeutung genommen. Sie schreibt mit diesen Mitteln entweder ganze Sätze (Ideographik), oder nur Worte auf einmal (Lexeographik), oder sie setzt Ziffern an einander, um die einzelnen Töne der Worte zu malen (Alphabetik). Die Hieroglyphen sind nach Hrn. J. lexeographische Zeichen; doch meint er unter ihnen zweierlei Arten unterschieden zu haben, deren eine größer als die andere; daher sie von ihm, die eine als megalo-schematisch, die andre als mikro-schematisch bezeichnet werden. In der erstern erkennt er, wenn Ref. anders seine verzwickte Kunstsprache richtig versteht, eine emblematische theographische oder hierodramatische Schrift, in der andern, der kleinen, eine oratorische, interpretative und exegetische und sucht durch ebenso talmudisch klingende Gründe darzuthun, daß sie eine lexeographische war. In der Folge ficht er sehr lebhaft gegen Young-Champollion's alphabetische Erklärung der Hieroglyphen, indem er gegen die Zuziehung der koptischen Sprache zur Erklärung mit Waffen ficht, die wol aus Hrn. Klaproth's Arsenale bezogen wurden. Er findet den Schlüssel zu der typischen Sprache, die aller Geheimschrift der Alten zum Grunde liegt (und bei ihm ist sehr vieles Geheimschrift), im Semitischen, das heißt im Hebräischen der ältesten und reinsten Form. Hr. Sickler kann sonach Hrn. J. die Hand reichen, er hat einen Waffenbruder gefunden, der vielleicht nicht ohne ihn auf den Kampfplatz getreten wäre, wenn auch Sickler's, so viel wir finden, in der Schrift nicht gedacht wird. — Sollte Hr. J. durch seine Hermeneutik, der es wenigstens nicht an äußerm Rüstzeuge fehlt, Zustimmung bei den Forschern finden, so fürchten wir, daß er sie wieder verlieren wird, wenn wir hinzusetzen, daß er auch die chinesischen Schriftgruppen mit Hülfe seines Semitischen erklärt; immer temurisch oder, was dasselbe sagen soll, nach den Regeln der Cabbala, die Zeichen bald rückwärts bald vorwärts setzend; sodaß aus sephr bald scrph, bald phscr, bald phrsc wird. — Wir besorgen, daß dieser Angriff den gelehrten Silv. de Sacy in seiner Ansicht nicht wankend machen wird, daß Champollion Derjenige war, der durch seine Methode schon zu den glücklichsten Aufschlüssen kam und noch am ersten welche versprechen durfte, da seine Methode allein zu sprachlich begründeten Deutungen entweder geführt hat, oder einstweilen doch hinwies. 5.

Notizen.

Zur slawischen Literatur.

Von dem Canonicus Georg Palkowicz ist in 2 Thln. eine Uebersetzung der heiligen Schrift im slowakischen Dialekte erschienen.

Die katholischen Illyrier, welche mit den griechischen Illyriern (den Serbiern) einen slawischen Dialekt sprechen, haben eine neue, deutsch bearbeitete Grammatik ihrer Sprache von dem Magistraturrathe zu Brood in Slawonien, J. A. Berlich, erhalten. Sie erschien zu Ofen 1833.

Der vorzüglichste böhmische Dichter unserer Zeit, Johann Kolar, hat unter andern wichtigen Werken für die slawische Literatur in den Jahren 1823 und 1827 „Gesänge des slawischen Volkes in Ungarn" (der Slowaken) herausgegeben. Während seines Aufenthalts in Ungarn hat er von neuem eine bedeutende Anzahl Volksgesänge der Art gesammelt, er beabsichtigt daher, jetzt eine neue Ausgabe seines Werkes mit einem historischen und mythologischen Commentare und einem Wörterbuche in Pesth herauszugeben. Die Sammlung, ungefähr aus 2300 Gesängen bestehend, dürfte unschätzbar für die slawische Literatur bleiben. 2 Thle. Gr. 8. (Pr.-Prs. 2 Thlr. 16 Gr.)

Der berühmte Verf. der „Geschichte der slawischen Literatur", P. J. Schaffarik, hat ein deutsches Werk über die serbische Sprache unter dem Titel: „Serbische Lesekörner" (Pesth 1833), herausgegeben. Den Inhalt und Zweck des Werkes gibt der Verf. selbst also an: „Es soll aus altserbischen, zum Theil in slawischer Kirchenmundart, zum Theil in slawo-serbischem Sprachgemenge geschriebenen Denkmälern, durch systematische Zusammenstellung der daraus excerpirten Serbismen, das Alter des jetzigen serbischen Dialekts, so weit es möglich ist, ermitteln." Es ist nämlich eine, unter den slawischen Gelehrten sehr gangbare Meinung, daß die jetzigen slawischen Mundarten insgesammt junge entartete Abarten einer noch nicht lange entschwundenen alten Muttersprache seien, und zwar der Kirchensprache der Slawen griechischen Ritus. Diese soll noch im neunten Jahrhunderte allgemeine Redesprache, wo nicht aller, doch der meisten Stämme des großen slawischen Volksgeschlechts gewesen sein, aus der sich die meisten jetzigen Volksmundarten, namentlich die serbische, entwickelt haben. Letztere seien deshalb auch nichts weiter, als ganz junge, entartete, an Reinheit und Gediegenheit tief unter der edeln Muttersprache stehende Pöbelsprachen. Nun unternimmt der Verf. in diesem Werkchen, das Vorhandensein des jetzigen serbischen Dialekts in der an das Jahrhundert des Cyrillus und Methodius zunächst grenzenden Zeitperiode aus authentischen Quellen und durch bündige Schlüsse nachzuweisen. — Später wird diesem Aufsatze ein zweiter über den russischen und dann ein dritter über den kirchen-slawischen und neubulgarischen Dialekt nachfolgen, womit dann der Kreis der Untersuchungen über diesen Gegenstand geschlossen sein wird.

Als eine literarische Merkwürdigkeit unserer Zeit erwähnen wir, daß der jetzige Hetmann der Kosaken, Fürst Potemkin, die Poesien des französischen Dichters Parny ins Kalmuckische übertragen hat. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 130. — 10. Mai 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch.* Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Die Bemerkungen des Verf. im zweiten Abschnitte beweisen zur Genüge, daß die Opposition nur urch den Präsidenten selbst ins Leben gerufen wurde, nd daß sie sich in gleichem Verhältnisse mit dem Ge- altsystem entwickelte, gegen welches sie gerichtet war. In Griechenland, wo das Verlangen nach Ruhe so all- emein, dagegen die durch Verschiedenheit der Oertlichkeit nd Bedürfnisse bedingten Interessen so getheilt waren, äre es überhaupt um so leichter gewesen, der Opposition it Nachdruck zu begegnen, je mehr ihr die Mittel ent- ingen, sich geltend zu machen. Hieraus erklärt sich eben, aß man in den ersten Jahren der Präsidentschaft kaum r Entstehen merkte, daß sie selbst zur Zeit des Congres- s zu Argos im Sommer 1829, welcher dazu die gün- igste Gelegenheit bot, nicht laut wurde, und daß sie berhaupt erst einen bestimmten und gefährlichen Charak- r bekam, als sie durch die Rücksichtslosigkeit, womit die legierung die Wünsche und Bedürfnisse der verschiedenen lassen des Volks ihren Zwecken unterzuordnen suchte, ational wurde. Dann war es freilich zur Nachgiebig- it zu spät, und es handelte sich blos noch darum, welche artei im unvermeidlichen Kampfe den Sieg erringen erde. Bekanntlich traten Hydra und die Mainotten um eselbe Zeit an die Spitze der Nationalpartei, als der räsident den Kreis seiner Vertrauten immer enger um h zog und die aus ihnen gebildete geheimnißvolle Ge- llschaft des Phönix (vgl. S. 25) ihren Einfluß auf alle Beise zu erweitern suchte; mit welchem Erfolge, hat der ang der Ereignisse gelehrt, welcher im Allgemeinen hin- nglich bekannt ist. Ueber die Ereignisse bei Poros im uli und August 1831 gibt der Verf. (S. 42 fg.) ei- ge neue Aufschlüsse. Unter Anderm erfahren wir, daß r Commandant des Bergschlosses Palamidia, welches auplia und die Umgegend beherrscht, schon zwei Monate r der Einnahme von Poros durch die Hydrioten mit dmiral Miaulis in Verbindung getreten war und ihm rsprochen hatte, diesen wichtigen Platz der Opposition überliefern, wenn man ihm den rückständigen Sold der Garnison, welcher 3000 span. Thaler betrug, auszahlen wollte. Worauf hätte unter solchen Umständen Kapodistrias wol noch rechnen dürfen? Vielleicht nur auf die Kraft jener unnatürlichen Beharrlichkeit, welche er bereits vor seiner Ankunft in Griechenland als Grundsatz und Richtschnur seines Handelns festgestellt hatte, indem er zu London Jakobaky Risos, welcher auf die Gefahr gewaltsamer Maßregeln aufmerksam machte, zur Antwort gab:

> Eh bien! il faut ou non entreprendre une telle affaire, ou savoir y réussir complètement; une fois entré dans le vaisseau, j'y resterai, et soyez sûr que j'échouerai plutôt mon bâtiment sur les rochers, que d'abandonner le timon, dussent périr équipage et cargaison.

Es sind bis jetzt die Meinungen noch sehr darüber getheilt gewesen, welchen Plan der Präsident mit dergleichen Ansichten und Grundsätzen eigentlich habe durchführen wollen. Seine Vertheidiger glauben ihn dadurch zu rechtfertigen, daß sie auf die Mängel der Regierungen aufmerksam machen, welche der Ankunft Kapodistrias' in Griechenland vorausgingen, und theils hieraus, theils aus dem Charakter des griechischen Volks im Allgemeinen die Nothwendigkeit der despotischen Willkür herleiten wollen, welche man dem Präsidenten zum Vorwurf mache.

Der Verf., welcher im dritten Abschnitte hierauf eingeht, findet den Erklärungsgrund der Handlungsweise des Präsidenten darin, daß er die Herrschaft Griechenlands sowol sich selbst für immer habe sichern als auch zum Erbtheil seiner Familie und ihres Anhanges machen wollen. Scheinen hierfür allerdings mehre Thatsachen zu sprechen, so fehlen auf der andern Seite jedoch die hinlänglichen Beweise, welche diese Behauptung ganz außer Zweifel setzen könnten. Kapodistrias selbst hat sich wol nie bestimmt über seine letzten Zwecke ausgesprochen, und wenn auch viele seiner Maßregeln fast nur als Mittel zur Erreichung des angegebenen Zieles erscheinen mögen, so fragt es sich immer noch, ob er wirklich zu einer bestimmten Ansicht über seine Stellung zum griechischen Volke gelangt sei, und ob er sich den angegebenen Plan einer Familienherrschaft in Griechenland klar gedacht und dessen Ausführung für möglich gehalten habe. Der Mangel an Einheit, sowie die namentlich im Anfange so auffallende Unentschiedenheit in seiner ganzen Handlungsweise sprechen wenigstens, wenn man sie nicht blos im Allge-

meinen aus Schwäche und Unkenntniß der Verhältnisse erklären will, nicht dafür. Mit mehr Wahrscheinlichkeit hat man dagegen das Benehmen des Präsidenten gegen die Conferenz zu London und den Prinzen Leopold, nachdem diesem die Souverainetät des griechischen Staates übertragen worden war, als Beweis für seine herrschsüchtigen Absichten angeführt. Der Verf., welcher (S. 46) sehr richtig bemerkt, daß die Wahl des Prinzen Leopold auf sehr unbefugte Weise (bien brusquement) den Vertrag zwischen Kapodistrias und der griechischen Nation gebrochen habe, dem zufolge ihm die Präsidentschaft auf sieben Jahre anvertraut gewesen sei, ist allerdings auch der Meinung, daß Kapodistrias alle ihm zu Gebote stehende Mittel (tous les ressorts de sa politique) angewendet habe, um die Ankunft des Prinzen zu verhindern. Wir haben bereits anderwärts vor längerer Zeit (vgl. „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", Art. Griechenland, Bd. II, S. 249—255) unsere auf die gewissenhafteste Benutzung der darüber vorhandenen Nachrichten und diplomatischen Actenstücke gegründete Ansicht über diese Verhältnisse ausgesprochen, welche wir noch jetzt für begründet halten. Ohne daher den für seine etwas abweichende Meinung beigebrachten Gründen des Verf. ihr Gewicht benehmen zu wollen, glauben wir doch, daß man zu weit gehe, wenn man die Resignation des Prinzen Leopold vorzüglich den Machinationen des Präsidenten zuschreibt, zumal da sich leicht beweisen läßt, daß Verhältnisse, welche von dem Willen und der Handlungsweise des Präsidenten gänzlich unabhängig waren, bereits längst den Entschluß des Prinzen, die Souverainetät des griechischen Staates wirklich zu übernehmen, sehr wankend gemacht hatten, als die Depeschen aus Griechenland in seine Hände kamen, welche ihn zur Resignation bewogen haben sollen. Fast scheint es, als habe Leopold diese Depeschen benutzt, in einem Zustande von peinlicher Unentschiedenheit seine Entsagung wenigstens durch triftige Gründe vor den Stellvertretern der vermittelnden Mächte und vor dem Urtheile der Welt zu rechtfertigen; und so muß man allerdings zugeben, daß sie dieselbe wesentlich beschleunigt haben, ohne grade anzunehmen, daß sie allein hingereicht haben würden, den Prinzen zur Resignation zu bestimmen.

Ebenso dürfte es noch zweifelhaft sein, ob es wirklich die Absicht Kapodistrias' gewesen sei, die Grenzen des neugriechischen Staates für immer wo möglich auf den Isthmos und die Morea zunächst liegenden Inseln zu beschränken, worauf der Verf. S. 53 aufmerksam macht. Bei seiner Ankunft in Griechenland, und selbst noch nach den durch das Protokoll vom 3. Febr. 1830 festgestellten Grenzbestimmungen mochte es dem Präsidenten freilich wünschenswerth erscheinen, für den neugriechischen Staat nur zunächst eine Begrenzung zu gewinnen, welche mit den ihm zu ihrer Vertheidigung zu Gebote stehenden Mitteln in geeignetem Verhältnisse stehe. Eine Ausdehnung des griechischen Gebietes nach Norden hin konnte damals ohne bedeutende Streitkräfte ebenso wenig mit Erfolg unternommen werden als die Eroberung von Candia ohne eine Seemacht, welche dem Feinde auf die Dauer die Herrschaft in den südlichen Gewässern hätte streitig machen können. Bekanntlich entgingen aber dem Präsidenten, welcher zu kriegerischen Unternehmungen überhaupt weder Neigung noch die nöthigen Talente und Kenntnisse besaß, die Mittel dazu gänzlich; und daß die durch das Protokoll vom 3. Febr. bestimmte Grenzlinie die Selbständigkeit des neuen Staates fortwährend gefährdet haben würde, hatte ja vor Kapodistrias unter Andern längst schon General Church in seiner gehaltvollen Schrift über die Begrenzung Griechenlands mit den überzeugendsten Gründen dargethan. Wir sind weit entfernt, Kapodistrias von der Schuld freisprechen zu wollen, welche ihm den Fluch eines durch ihn in seinen Hoffnungen so empfindlich getäuschten Volkes zugezogen und seinen Namen Denen beigesellt hat, welche die Geschichte vielleicht auf alle Zeiten brandmarken mag; wir stimmen mit dem Verf. vollkommen überein, daß Kapodistrias weder die Tüchtigkeit des Charakters noch die Vorzüge des Geistes besessen habe, welche ihn fähig gemacht haben würden, seine Stellung richtig zu würdigen und ihr zu genügen. Die wenigen Züge, mit welchen der Verf. S. 55 seinen Charakter im Allgemeinen schildert, geben das treffendste Bild von seiner Persönlichkeit. Mit großer gesellschaftlicher Gewandtheit, welche nur zu oft den Mangel der tiefern Charakter- und Geistesbildung verbirgt, mit einer sehr achtbaren Genügsamkeit und lobenswerthen Thätigkeit verband Kapodistrias einen unüberwindlichen Hang zur Herrschsucht und eine kleinliche Eitelkeit, welche um so nachtheiliger wirkte, da sie ihn für die berechneten Schmeicheleien seiner vorgeblichen Freunde und Bewunderer nur zu leicht empfänglich machte. Ueberdies entgingen ihm bei seiner vorzugsweise diplomatischen Bildung doch die nöthigen Kenntnisse, wenn es darauf ankam, über einzelne Gegenstände der Staatsverwaltung und Nationalökonomie schnell und zweckmäßig zu entscheiden. Die Rathschläge anderer in diesen Dingen erfahrnerer Männer ließ seine Eitelkeit nicht zu; und so waren jene unzähligen Mißgriffe, welche ihn seinem Geschicke unaufhaltsam entgegenführten, unvermeidlich. Es würde jedoch sehr unrecht sein, wenn man bei Beurtheilung des Präsidenten den geschichtlichen Standpunkt, d. h. die Schwierigkeiten seiner an sich schon sehr unbestimmten Lage aus dem Auge verlieren wollte. Geht man allein von seiner Persönlichkeit aus, so sieht man am Ende doch nur eine Seite des traurigen Gemäldes, welches die Geschichte der Präsidentschaft darbietet; und wir wünschten deshalb, daß dem Verf., welcher übrigens einzelnen heilsamen Einrichtungen des Präsidenten volle Anerkennung zu Theil werden läßt, der Plan und Umfang seines Werkes gestattet haben möchte, etwas mehr auf die Schilderung der Verhältnisse einzugehen, welche die Stellung des Präsidenten gleich Anfangs so verwickelt machten und später seinen Fall beschleunigt haben.

Der vierte Abschnitt, S. 63—106: „La Grèce sous le gouvernement du Comte Augustin, frère de Jean Capodistria", ist insofern einer der interessantesten

als er ganz von Ereignissen handelt, welche der Verf. als Augenzeuge und selbst als unmittelbarer Theilnehmer schildern konnte. Wir müssen uns jedoch mit der allgemeinen Bemerkung, daß die hier gegebene Erzählung bis jetzt die vollständigste und genügendste Darstellung der Begebenheiten vom Tode des Präsidenten bis zur Flucht seines Bruders Augustin enthält, um so mehr begnügen, da der Zusammenhang des Ganzen keine Auszüge gestattet. Nichts spricht vielleicht mehr für den Charakter des griechischen Volkes im Allgemeinen, dem man nur zu leicht den Geist des Aufruhrs und der Parteisucht zum Vorwurfe macht, als die Mäßigung und wahrhaft würdige Haltung, welche es behauptete, als Graf Augustin und sein Anhang unvorsichtig genug waren, sogleich nach der Ermordung des Präsidenten ihre böswilligen Absichten offen an den Tag zu legen S. 66. Und auch die darauf folgenden Ereignisse beweisen zur Genüge, daß Griechenland eine Krisis, welche es auf lange Zeit wieder zum Schauplatz der Anarchie und des Bürgerkrieges zu machen drohte, nicht leicht überstanden haben würde, wenn es nicht einige ausgezeichnete Männer gehabt hätte, welche ebenso viel Mäßigung als Festigkeit bei Ausführung der Plane bewiesen haben, über deren Nothwendigkeit sie zur klarsten Ueberzeugung gelangt waren. Auch des Verf. Name steht den übrigen auf die würdigste Weise zur Seite und wird, theuer den gegenwärtigen Geschlechtern, in künftigen Zeiten immer mit Denen genannt werden, welche man im Genusse einer heitern Gegenwart mit dankbarer Rückerinnerung als Wohlthäter und Retter der Nation in den Zeiten der Bedrängniß segnen wird. Am Schlusse dieses Abschnitts von S. 99 an befinden sich sehr interessante Aufschlüsse über das Benehmen der Residenten der drei vermittelnden Mächte gegen die Kapodistrianer und die Opposition, welche beweisen, daß sie den Einfluß, welchen sie vermöge ihrer Stellung besaßen, eben nicht sehr zur glücklichen Entwickelung der unseligen Verhältnisse geltend zu machen wußten, welche der Ermordung des Präsidenten vorhergegangen waren und folgten.

Diese Bemerkungen bilden zugleich den Uebergang zu dem fünften Abschnitt: „Sur l'établissement du gouvernement mixte et les difficultés de sa position", S. 107—123. Ungeachtet das Protokoll vom 7. März sich deutlich genug darüber ausgesprochen hatte, daß zunächst eine zwar aus beiden Partien gemischte, aber doch den Wünschen der Nation entsprechende Regierungscommission gewählt werden solle, hatten dennoch die Residenten diese Bestimmung zu Gunsten der besiegten Kapodistrianer zu deuten gewußt, und mittels des dem gestürzten Systeme ergebenen Senats den Anhängern Kapodistrias' in der zuerst vorgeschlagenen Regierungscommission das entschiedenste Uebergewicht gesichert. Dieser Misgriff, welcher seinen Ursprung eigentlich nur in einer kleinlichen, durch die frühern Parteiverhältnisse begründeten Eifersucht der beiden Residenten Rußlands und Englands auf Frankreichs überwiegenden Einfluß hatte (S. 111 fg.), war die Quelle alles Uebels, welches Griechenland noch bis zur Ankunft des Königs und der Regentschaft treffen mußte. Durch eine neue Wahl der Regierungsmitglieder, welche sogleich vorgenommen werden mußte, um den Ausbruch der Feindseligkeiten wenigstens für den Augenblick zu verhindern, bekam zwar die siegreiche Partei die Majorität; allein den kaum beseitigten Parteikämpfen ward dadurch auch ein neuer Spielraum eröffnet, auf dem sie sich um so schneller entwickeln konnten, je weniger die Regierung, in sich selbst zerfallen und durch völlige Mittellosigkeit gelähmt, im Stande gewesen wäre, ihnen mit Nachdruck zu begegnen. Vielmehr ward sie selbst von ihnen ergriffen und verlor Zeit und Kräfte mit nichtigen Streitigkeiten, während die Opposition mit den Waffen täglich mehr Fortschritte machte.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Adele und Germeuil. Aus dem Französischen übersetzt von L. G. Förster. Ronneburg, Weber. 1833. 8. 1 Thlr.

Standesvorurtheile trennen ein junges Pärchen, das Liebe und Glück zusammenführt. Trotz einiger Abenteuer, welche den Schluß verzögern, würde die Geschichte sehr bald zu Ende sein, wenn nicht die Begebenheiten glücklicher und unglücklicher Liebenden und Landschaftsbilder aus den Pyrenäen als Episoden eingelegt wären. Bei den Begebenheiten muß man recht aufpassen, um nicht die Schicksale des Hirten mit denen des Einsiedlers, oder auch Germeuil's zu verwechseln, denn wirklich ist wenig Verschiedenheit darin; der Vater versagt die Einwilligung in das Verlangen der Tochter, diese entflieht, wird verfolgt, wahre und falsche Räuber helfen zu dem nöthigen Schatten, der mitunter dunkler als bei Rembrandt ist, und die Erzählung, welche, ohne Aufregung zu fürchten, von Kranken und Gesunden, selbst von Schlafbedürftigen gelesen werden kann, ist zu Ende.

2. Otto und Pauline. Eine Novelle. Ronneburg, Weber. 1833. 8. 20 Gr.

Eine Stufe tiefer als obiger Roman, minderes Geschick im Handwerksmäßigen des Schriftstellerns, viel mehr Schwulst und die allerschalsten Verse. Der Verf. scheint noch sehr jugendlich, der, was er wünscht, auch für bestehend ansieht; so läßt er Studenten mit sehr anständigen Mädchen allein öffentliche Orte besuchen, woraus Duelle, mittelbar Heldenthaten im Freiheitskrieg und Verliebungen entstehen. Nur mit dem Ehestand zaudert der Verf.; seine entflammten und verlobten Füchse nähmen die Frau gar zu gern auf die Universität, aber der Vater hat Steine in den Weg geschoben, die das schöne Vorhaben zum Verdruß junger Leser vereiteln. Diese werden aber noch so viel nach ihrem Sinn darin finden, daß sie höchlich an der Novelle sich laben können.

3. Leiden und Schicksale meines jugendlichen Herzens. Worte des Trostes und der Theilnahme für unglücklich Liebende von Aurelius Stern. Ilmenau, Voigt. 1833. 8. 1 Thlr.

Minder jugendlich wie das vorhergehende, wenn man gleich Reife des Urtheils und Kraft vermißt, auch der Saft wässerig und nicht immer vom besten Geschmack ist. Indeß gehen die Worte und Floskeln nicht leer an Gedanken aus, ja sie enthalten mehr, als man dem schwülstigen Kothurnschritt ansieht. Der größte Vorzug des Werkchens ist, daß es den Trost für Untreue des Geliebten in einer vernünftigen Religiosität sucht, gleich fern von schwindelnder nebelnder Andächtelei und frostigem Rationalismus.

4. Die Vergeltung. Eine Erzählung von Ferdinand Schubert. Köslin, Hendeß. 1833. 8. 18 Gr.

Eine buhlerische italienische Marchesa stirbt an dem Rest des Giftpulvers, womit sie ihren Gatten tödtete und das sie

der Stieftochter bestimmte. Räuber in jeder Schattirung machen die Handlung einer Geschichte stehen, von welcher ein sehr geduldiger Leser sagen kann: es muß auch solche Käuze geben.

5. Daniel der Steinschneider, oder Werkstatterzählungen von Michel Raymond. Ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Zweiter und dritter Theil. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 3 Thlr.

Einen undelicaten Stoff delicat zu behandeln, ist der Vorzug der einen Erzählung: „Die Mutter", in der ein verführtes, tief gesunkenes Mädchen als Mutter ein untadeliges Muster der zartesten, aufopferndsten Liebe dasteht. „Das Klagelied", tragikomischer Natur, auch wieder eine gefallene Unschuld, die im Begriff ist, die eheliche und gewiß treue Gattin eines mit manchem Ungemach kämpfenden Schriftstellers zu werden, als sie der Tod aufreibt. „Das Meisterrecht" plaidirt gegen Zunftwesen, willkürliche Beugung der Gesetze, oder starres Kleben am Buchstaben beim Urtheilsspruch, bei welcher Polemik zuweilen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird. „Das Sandkorn" hat einen linden Anhauch von den Begebenheiten Struensee's, doch ohne tragische Katastrophe, die zu der leichten Galanterie in den Verhältnissen der Fürstin und des Ministers auch nicht gepaßt hätte. Nicht eher geht dieser in die Verbannung, bis er den Ruf eines jungen Bürgermädchens wiederhergestellte, den er, um seine Neigung zu einer hohen Dame zu verbergen, verdächtigte. Nebenbei gibt die Erzählung einen schlagenden Beweis, wie selbst die heutigen, der deutschen Sprache, des deutschen Wesens nicht unkundigen Franzosen gegen die Sitten deutscher Höfe und Bürger verstoßen und überhaupt von unserer Volksthümlichkeit sich Fabelhaftes einbilden. Das Buch ist übrigens voll sinnenentstellender Druckfehler.

6. Julius Kühn. Eine Novelle von Ernst Willkomm. Zwei Bücher. Leipzig, Berger. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein junger Mann, der recht gut über Dichtungen urtheilt, über allerlei vernünftelt, Philosopheme und Maximen aufstellt, hält sich für ein geweihtes Dichterhaupt. Weil sein Vater diese Meinung nicht theilt und Anderes von ihm als Gedichte will (den Proben nach, ohnehin nicht sonderlich), treibt Julius die Vergötterung Hamlet's so weit, daß er sich mit diesem seinen Lieblingshelden identificirt, ja ihn noch überragt, in vollem Ernst wahnsinnig wird und in diesem Zustande zur Betrübniß der ihm verlobten Braut, zu welchem Verlöbniß der Vater des angehenden Studenten die Einwilligung gab, und seines Freundes stirbt. Ein Glück, daß nicht alle junge Leute, die es bequemer finden zu reimen als ernstlich zu studiren, gleich wahnsinnig werden, wenn sich ein Hinderniß ihrer Neigung entgegenstellt: es fänden sich nicht Irrenhäuser genug zu ihrer Aufnahme.

7. Der Bund mit dem Bösen, oder: Der Fluch des Meineids. Novelle, aus dem neunzehnten Jahrhunderte, von Moritz Reichenbach. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Nicht der Teufel in Person, nur böse Gedanken, schlechte Rathgeber verführen einen polnischen Grafen zu Betrug und Meineid gegen eine Unglückliche, die ihn zum Vater von Zwillingssöhnen macht, deren einer seinen in rechtmäßiger Ehe erzeugten Stiefbruder im Bösen bestärkt und von diesem erlegt wird, wodurch der Fluch, den der Vater der Verführten über den Verführer aussprach, sich erfüllt und das Böse immer wieder Böses gebiert. Damit etwas Neues in Begebenheit und That komme, wird einer koketten Venetianerin mittels eines vergifteten Brillantendiadems nach dem Leben getrachtet, was, wenn auch nicht für die medicinischen Kenntnisse, doch für den Erfindungsgeist des Verf. zeugt.

8. Die Flüchtlinge, oder: Die verhängnißvolle Nacht. Eine Familiengeschichte. Vom Verfasser der Mahleiche u. s. w. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wollen wir auch dem Verf. aufs Wort glauben, daß aller dieser Wirrwarr von habsüchtigen Umtrieben, die ein heuchlerischer Baron sammt Helfershelfern ausführt, oder, von Besseregesinnten getäuscht, auszuführen wähnt, sich wirklich zutragen kann, so ist doch nicht zu billigen, daß er ein holdes, unschuldiges Kind zur Selbstmörderin macht, weil sie halb und halb hinter des Vaters Schliche gekommen. Mußte und sollte sie sterben, so gab es denn doch wol eine andere Manier, sie zu beseitigen, als durch eine That, welche ja, ein großes Gewicht für die Gewissenhafte, des Vaters Sündenregister vermehrte und der geliebten Mutter Herz brach.

9. Des schmalkaldischen Bundes Untergang und Rächer. Eine historisch-romantische Erzählung von H. F. Mannstein. Dresden, Arnold. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine Liebschaft soll den trockenen Bericht der Thatsachen romantisiren. Dazu ist sie zu ohnmächtig; die großen Begebenheiten, bei denen Kurfürst Moritz eine zweideutige Rolle spielt, erdrücken sie, obgleich man sagen möchte, daß die Ereignisse, noch mehr die darauf einwirkenden Gewaltigen und Angesehenen, poetischer waren als die nachgebildeten Figuren dieser Erzählung, die gut geschrieben ist, nur vermißt man da Originalität, bei naive Treuherzigkeit, bei den damaligen Merkwürdigkeiten eine üppig wuchernde, obgleich ungepflegte, ungenannte Pflanze.

10. Grimmenthal. Romantisches Zeitbild aus dem sechzehnten Jahrhundert von Ludwig Bechstein. Hildburghausen, Kesselring. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Sagen, Ueberlieferungen, Trümmern gaben Stoff zu einem Gemälde, an dem Composition, Hauptgruppen, episodische Figuren und Perspective zu loben sind, die zusammen eine getreue, saft- und kraftvolle Darstellung jener Uebergangsperiode, wo in Deutschland neue Formen aus überlebten erstanden, geben. Insbesondere ist hier Thüringen, und noch mehr das Meiningisch-Hennebergische gemeint, wie da eine Wallfahrtskirche entstand, unmittelbar vor dem Begin der Reformation, welcher heilige Ort im Bauernkrieg zerstört wurde, wobei sich Volksredner zeigten, die früher für das Entgegengesetzte ebenso heftig stritten; ein Beweis, daß gewisse Unbilden der Zeit nicht seit gestern und heute ins Leben getreten sind. 53.

Notiz.

Unter der großen Anzahl kleiner Schriften und Programme, welche alljährlich von den preußischen Gymnasien ausgehen, verdient die 1833 erschienene Abhandlung des Prof. Schröder zu Brandenburg: „Ueber den Einfluß der classischen Studien auf die Bildung eines künftigen Staatsmannes", eine nähere Betrachtung, als wol sonst dergleichen Schriften zu Theil zu werden pflegt. Der Verf. versteht unter classischen Studien und classischer Erziehung der Jugend die planmäßig geleitete, allseitige Hervorhebung der wahrhaft bildenden Elemente des griechischen und römischen Alterthums, mit Vermeidung aller einseitigen Richtung, sie mag nun eine grammatische oder kritische sein; denn in beiden Beziehungen wird jetzt oft zu viel gethan. Aber eine Auffassung des Alterthums nach seinen geistigen Hauptrichtungen und Eigenthümlichkeiten wird von größter Bedeutung für den zu erziehenden Jüngling sein und zwar für die intellectuelle Seite (Sprachbildung, besonders Studium der Grammatik, als angewandte Logik), für die Bildung des Gemüths (Geschichte, Alterthumskunde, als Darstellung des Lebens der Alten), für den praktischen Standpunkt des dereinstigen Staatsmanns (Vorbereitung zur Redefertigkeit, praktischer, politischer Blick) und endlich für seinen ethisch-religiösen Standpunkt (Andeutung des Verhältnisses der alten Religionen zum Christenthume). Ueber alle diese Beziehungen hat Hr. Schröder in einer sehr lebendigen Sprache gehandelt und durch Berücksichtigung der Schriften von Herder, Göthe, Jacobs u. A. gezeigt, daß ihm auch die neuere classische Literatur nicht fremd geblieben ist. 14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 131. —— 11. Mai 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch*. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Diese Opposition, welche der Verf. im sechsten Abschnitt, S. 124—134 näher schildert, war eigentlich weiter nichts als die in ihren Trümmern noch fortlebende Partei der Kapodistrianer, welche den aufgelösten Zustand des Landes benutzten, sich wieder zu sammeln, und, da sie unter Kolokotronis' Einflusse noch über eine bedeutende bewaffnete Macht gebieten mochten, allerdings gefährlich werden konnten. Und sie wurden es in der That, da selbst jetzt noch das Benehmen der Residenten, welches der Verf. bei dieser Gelegenheit mit scharfen Zügen andeutet, ihre Unternehmungen zu begünstigen schien. Was konnte denn wol die Regierung thun, wenn die Stellvertreter der Mächte, auf deren Unterstützung und Beistand sie am meisten rechnete, dem Aufrührer Zavellas den widerrechtlichen Besitz von Patras und den benachbarten Eparchien durch diplomatische Noten sicherten? S. 130. Diesem traurigen Zustand hoffte man vorläufig durch die Berufung eines Nationalcongresses ein Ende zu machen. Die Stellung, Thätigkeit und Auflösung dieses Congresses, welcher sich nach Beseitigung der vorgängigen Schwierigkeiten erst Ende Juli 1832 in einer Vorstadt von Nauplia, Pronia, versammelte, wird im siebenten Abschnitt (S. 135—172) geschildert. Da nun um diese Zeit von Seiten der Conferenz bereits die Wahl des Königs getroffen worden war, und daher die Ausführung der Beschlüsse dieser Nationalversammlung von der Zustimmung der Regentschaft abhängig gemacht wurde, so konnten schon deshalb die Hoffnungen, welche man an die Vereinigung der Volksrepräsentanten geknüpft hatte, nicht in Erfüllung gehen, zumal da man der baldigen Ankunft der Regentschaft vergeblich entgegensah. Kaum hatte man z. B. die Verhandlungen über die Vertheilung der Nationalländereien begonnen, als die Residenten, welche schon vorher die Berufung des Congresses zu verhindern gesucht hatten, sich ins Mittel schlugen und im Namen der Conferenz erklärten, jeder hierauf Bezug habende Beschluß werde der Realisation der Anleihe von 60 Mill. Francs im Wege stehen. In gleicher Weise hatte man zwar die Absicht, sich mit der Revision der Constitution zu beschäftigen; allein man kam zu nichts, weil der gemäßigtere und verständigere Theil der Deputirten erklärte, es würden dadurch die Rechte des Königs und der Regentschaft compromittirt werden. Förmlich waren diese Rechte von Seiten der Nation freilich noch nicht anerkannt und sanctionirt; dies zu thun, war eigentlich die Hauptaufgabe des Congresses. Da man aber über diesen wichtigen Punkt die Meinungen aller Parteien zu vereinigen wünschte und die Opposition bei dem Congresse nicht repräsentirt war, so suchte man sie zunächst durch ein allgemeines Amnestiedecret zur Theilnahme an den Verhandlungen zu bewegen. Ja, man war sogar Willens, den Act der Anerkennung des Königs so lange zu verschieben, bis die Opposition ihre Deputirten geschickt haben würde. Bald sah man jedoch ein, daß man sich hierdurch ganz von den Launen der Opposition abhängig mache, welche zwar in jedem Falle nur den kleinsten Theil der Nation vertreten könne, aber durch materielle Ueberlegenheit noch Mittel genug besitze, auf die Beschlüsse der Nationalversammlung schädlichen Einfluß zu gewinnen. Diese Rücksicht beschleunigte die Anerkennung des Königs, welche mit angemessener Würde in der Sitzung vom 8. August vollzogen wurde. Gleich darauf verließ der Verf. mit den ihm von der Nationalversammlung anvertrauten Decreten und Adressen für den König von Baiern und den jungen Monarchen des griechischen Staates Griechenland. Er bemerkt bei dieser Gelegenheit S. 167, daß sein längerer Aufenthalt daselbst allerdings noch insofern hätte vortheilhaft sein können, als es ihm vielleicht gelungen wäre, die Versöhnung der Parteien zu vollenden und überhaupt dem Gang der Dinge eine günstigere Wendung zu geben. Die eignen Worte des Verf. über seine Stellung rechtfertigen zu gleicher Zeit seinen Entschluß:

Il y avait bien un moyen de sortir encore d'embarras. Je devais me mettre à la tête des affaires et commencer le gouvernement du roi. En vérité, je fus invité de tout côté à le faire, surtout par les députés réunis pour le congrès, et les résidens me voyant dans une direction entièrement opposée à leur demarche funeste, commencèrent à redouter un tel dénouement et à agir conformément à leurs craintes. Entré au pouvoir, j'aurais su vaincre les intrigues des ennemis et les forces peu redoutables qu'ils pouvaient mettre en campagne; mais pour suivre cette marche j'avais besoin de deux choses, d'une autorisation quelconque de sa Maje-

été le roi de Bavière et quelques moyens pécuniaires. Avec deux lignes de sa Majesté et avec cent mille écus la pacification de la Grèce aurait pu être maintenue; mais comme j'étais sans mission, je restais sans communication de la part du roi, et quand je tâchai de me procurer des fonds, pour nourrir les troupes et empêcher le relâchement de leur discipline, je n'y réussis qu'en partie et autant que mon crédit particulier s'étendait. Etant sans autorisation et sans ressources et en conséquence hors d'état de maîtriser les affaires, je ne pouvais plus m'y mêler sans les compromettre.

Unter diesen Umständen hielt es der Verf. für um so nöthiger, seine Rückkehr zu beschleunigen, da er durch seine Gegenwart in München die Abreise der Regentschaft wenigstens einigermaßen befördern zu können hoffte. Kaum hatte er sich eingeschifft, als seine Besorgnisse auf die traurigste Weise in Erfüllung gingen. Die Auflösung des Senats, von der Nation im Allgemeinen gebilligt, vom Verf. selbst aber als eine unter den bestehenden Verhältnissen unpolitische Maßregel bezeichnet, brachte die Erbitterung der Opposition gegen die Nationalversammlung aufs höchste. Durch einen schmachvollen Angriff auf die eben versammelten und unbewachten Deputirten zersprengten die bewaffneten Banden der Opposition den ihr verhaßten Nationalcongreß, und die Anarchie oder die Herrschaft des Schwertes bedrohte Griechenland abermals mit ihren blutigen Siegen.

Daß hierauf die Regierungscommission, welche vorher schon weder Kraft noch Ansehen hatte und durch den Tod des Demetrios Ypsilantis sowie die Abreise zweier Mitglieder als Deputirter nach München auch materiell sehr geschwächt worden war, in völlige Nichtigkeit versank, deutet der Verf. im achten Abschnitt, S. 173—178 an. An ihrer Stelle wollte der aufgelöste Senat wieder seine Macht geltend machen, fand aber, ungeachtet er auf den Beistand der Residenten rechnen konnte, nirgends Anerkennung und Befolgung seiner Beschlüsse. Während daher in den Provinzen einzelne Bandenführer, unter dem Vorwande, die Rechte des Königs zu vertheidigen, ganz in alter Weise ihr Unwesen trieben, beschränkte sich die Thätigkeit der Regierung zu Nauplia auf einige nutzlose Verordnungen der Minister, welche ohne höhere Autorisation sich berechtigt glaubten, Alles zu unternehmen, was dazu dienen könne, den dringendsten Bedürfnissen ihrer nächsten Umgebungen abzuhelfen. Mit dem neunten Abschnitt: „Jugement sur le gouvernement mixte et sur le parti de sa majorité", S. 179—189, beschließt der Verf. diesen Theil seines Werkes. Indem er hier zunächst auf die Schwierigkeiten aufmerksam macht, mit welchen die letzte Regierungscommission zu kämpfen hatte, gibt er einige vortreffliche Bemerkungen über den Einfluß der Primaten und Capitaine auf die Masse des Volkes, da das Verhältniß der Clientel sich ganz natürlich und nothwendig aus den gesellschaftlichen Zuständen des griechischen Volkes seit vielen Jahrhunderten auf eigenthümliche Weise entwickelt habe. Diese Clientel bildet aber eigentlich wieder die Grundlage jener kleinlichen Parteiverhältnisse, welche Griechenland so viel Nachtheil gebracht haben und ohne eine klare Ansicht über diese nationelle Schutzherrschaft der Begüterten nicht richtig beurtheilt werden können. Unter den vorhandenen Schwierigkeiten verdient das Wenige, was von Seiten der gemischten Regierungscommission zur Herstellung der Ruhe und Ordnung geschah, gewiß die Anerkennung, welche ihm der Verf. zu Theil werden läßt. Eine zu große Nachgiebigkeit in einzelnen Fällen, wie gegen die Insel Spezzia und den Unfug feindlichgesinnter Journale, ist zwar an sich nicht zu billigen, findet aber in den versöhnenden Absichten der Regierung, deren Grundsätze Rechtlichkeit, Offenheit und Mäßigung waren, hinreichende Entschuldigung.

Zur Erläuterung und als Belege zu dem geschichtlichen Theile seines Werkes gibt der Verf. im Anhange des ersten Bandes, S. 305—464, eine sehr schätzbare Sammlung von ergänzenden Abhandlungen und diplomatischen Actenstücken unter folgenden Rubriken, Nr. I: „Du choix de sa Majesté le Roi Othon pour le trône de la Grèce", S. 307—326. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung gab dem Verf. das allerdings weit verbreitete und durch das Zusammentreffen der Umstände sehr unterstützte Gerücht, daß seine Reise nach Griechenland zunächst mit dem geheimen Auftrage von Seiten des Königs von Baiern zum Zweck gehabt habe, die Wahl des Prinzen Otto bei den Griechen selbst so viel wie möglich zu erleichtern. Die einfache und klare Darstellung aller mit dieser Wahl in Verbindung stehenden Umstände und des mittelbaren Antheils des Verf. an derselben beweist zur Genüge, daß dieses Gerücht völlig ungegründet gewesen. Schon im Sept. 1829 legte der Verf. dem Könige von Baiern seine Ansicht über die Zweckmäßigkeit der Wahl des Prinzen Otto zum Souverain des griechischen Staates vor; gleichzeitig machte er Eynard darauf aufmerksam, und noch vor Ausgang des Jahres bot sich ihm bei Gelegenheit des Dankschreibens des Griechenvereins zu München für die der griechischen Kapelle daselbst durch den Kaiser von Rußland überschickten Weihgefäße eine erwünschte Veranlassung, selbst dem Kaiser Nikolaus seine unmaßgebliche Meinung über die Wahl des griechischen Monarchen offen darzulegen. Die hier mitgetheilten Briefe hatten jedoch zunächst weiter keinen Erfolg, als daß Eynard für den Plan des Verf. gewonnen wurde und seinen Einfluß zu dessen Ausführung so viel wie möglich geltend gemacht zu haben scheint. Die Wahl des Prinzen Leopold benahm alle Hoffnungen; seine Abdication belebte sie aufs Neue. Jedoch machten die damals [illegible] politischen Verhältnisse die Entscheidung schwierig und langaussehend, zumal da man auch von Griechenland aus eine bedenkliche Reaction gegen die Wahl eines Fürsten bemerkt haben wollte. Dies und überhaupt der Wunsch, sich über die zweideutigen Gerüchte, welche vorzüglich seit Anfang 1831 Griechenlands Zukunft beunruhigend machten, [illegible]heit zu verschaffen, bestimmten den Verf. im [illegible] 1831 seine Reise dahin anzutreten. Mit dem [illegible] Baiern kam er deshalb ebenso wenig in [illegible]rührung als mit dem Grafen von [illegible] Minister der auswärtigen Angelegenheiten. [illegible] den Fürsten Wrede suchte er sich einige Gewißheit über

die Gesinnung des Königs in Bezug auf die Wahl seines Sohnes, welche damals schon als wahrscheinlich besprochen wurde, zu verschaffen; das Resultat war die Wiederholung der schon 1829 von Seiten des Königs gegebenen Erklärung: „Er werde weder persönlich noch auf diplomatischem Wege etwas zu dieser Wahl beitragen, indem er jeden Schein vermeiden wolle, als sei, was er für Griechenland bisher aus rein menschlichem Gefühle und aus Theilnahme an seinem Schicksale gethan habe, aus persönlichem Interesse geschehen. Sollte indessen sein Sohn ohne seine eigne mittelbare oder unmittelbare Mitwirkung von den Griechen verlangt, oder durch die Großmächte gewählt werden, so werde er gegen die Griechen dieselben Gesinnungen beweisen, welche ihn bisher geleitet hätten. Uebrigens sei er weit entfernt, seinen Sohn den Griechen auf irgend eine Weise aufdringen zu wollen, da es ihm am angenehmsten sein würde, wenn er ihn von dem Volke selbst verlangt sähe, welches er regieren solle". S. 310—316. Kurz vor der Abreise ließ er dem Verf. einen Empfehlungsbrief an den Präsidenten zustellen, ohne sich weiter um den Zweck und Fortgang der Reise zu kümmern. Was hierauf erfolgte, ist bekannt. Der Verf. hatte kurz vor dem traurigen Ende des Präsidenten noch eine lange Unterredung mit ihm über die Wahl des Prinzen Otto, deren Inhalt hier mitgetheilt wird und auf das zweideutige Benehmen des Präsidenten ein neues Licht wirft. Als durch die traurigen Ereignisse, welche die Ermordung des Präsidenten herbeigeführt hatte, die Entscheidung der griechischen Angelegenheiten immer dringender wurde, setzte der Verf. seine Ansichten über die Wahl des Prinzen Otto und die Mittel, die dabei obwaltenden Bedenklichkeiten zu heben, nochmals in einem Schreiben auseinander, welches er im Jan. 1832 dem Fürsten Wrede überschickte, S. 323—326. Hierauf beschränkten sich die Bemühungen des Verf. zu Gunsten der Wahl des Prinzen Otto, welche bereits entschieden war, als der Verf. im März auf seiner Reise durch den Archipel in Syra landete.

Nr. II: „Pièces relatives à la rentrée des Roméliotes dans le Péloponèse", S. 327—356, enthält des Verf. Correspondenz mit den Residenten in Bezug auf die im vierten Abschnitt erzählten Ereignisse, nebst einigen erläuternden Actenstücken. Nr. III: „Pièces relatives à l'établissement du gouvernement mixte", S. 357—386, gibt zuvörderst die gehaltvolle Denkschrift „über die Ausgleichung der Parteien und die Herstellung einer gemischten Regierung in Griechenland", welche der britische außerordentliche Gesandte bei der Pforte, Sir Stratford-Canning, den Residenten zu Nauplia und der Conferenz zu London überschickte. Sie veranlaßte zunächst das Protokoll vom 7. März. Hierauf folgen Actenstücke über die Resignation des Grafen Augustin Kapodistrias und die Wahl der gemischten Regierungscommission, und zwei Denkschriften des Verf., von denen die eine, an den franz. Residenten, Baron von Rouen, gerichtet, die Lage der Parteien vor der Feststellung der gemischten Regierung, die andere, Sir Stratford-Canning überschickt, den Zustand der Dinge nach derselben schildert. Unter Nr. IV: „Pièces relatives à l'insurrection contre le gouvernement mixte", S. 387—406 findet sich der Briefwechsel des Zavellas mit dem Verf. und den Residenten über seine Besitznahme von Patras, eine ebenfalls an die Residenten gerichtete Protestation der Einwohner von Patras gegen dieselbe, zwei Proclamationen Kolokotronis' an die Griechen im Allgemeinen und die Peloponnesier im Besondern gegen die gemischte Regierungscommission, und endlich eine protestirende Entgegnung von Seiten der in Argos anwesenden Deputirten aus dem Peloponnes. Nr. V: „Pièces relatives au congrès national de Pronia", S. 407—430, gibt den durch die Protestation der Residenten gegen den Congreß veranlaßten Briefwechsel, dann eine Erklärung von neunzehn Deputirten, welche ferner keinen Antheil mehr an den Sitzungen des Congresses nehmen wollten, weil die Majorität Beschlüsse gefaßt habe, welche die Rechte des Königs und das Wohl der Nation zu gefährden schienen, und endlich eine Erklärung der nach der gewaltsamen Auflösung des Congresses noch in Nauplia zurückgebliebenen 62 Deputirten über ihre Absichten und ihre Wirksamkeit. Nr. VI: „Pièces relatives à la dissolution du gouvernement mixte", S. 431—458, enthält die Proclamation des aufgelösten Senates, worin er auf Wahl einer neuen Regierungscommission besteht, vom 3. Oct. 1832, die Entgegnung der zwei zuletzt noch übrigen Regierungsmitglieder, und eine Rechtfertigungsschrift der Minister, welche zugleich das Benehmen des Senats einer strengen Prüfung unterwirft. Nr. VII beschließt das Ganze mit einer chronologischen Uebersicht der Ereignisse von der Ankunft des Präsidenten, 2. Febr. 1828 bis zur Landung des Königs Otto, 6. Febr. 1833.

Paris, im April 1834.

Wilhelm Zinkeisen.

Beiträge zur neuern braunschweigschen Geschichte, in Erinnerungen aus seinem Leben von Gottfr. Phil. von Bülow. Braunschweig, Vieweg. 1833. 8. 20 Gr.

Das Motto des Titels:

> Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
> Ist jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht;
> Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen,
> Und wenn er fällt, mit ihm stürzt Alles hin. —
>
> v. Göthe,

scheint, wie es dasteht, aus seiner ursprünglichen Verbindung gerissen, unverständlich; die Copula „denn" verbindet weder logisch noch poetisch „die höchste Pflicht des Wohlgesinnten" mit den Erfolgen des Wankens des Regenten.

Schon anderwärts ist bemerklich gemacht, daß diese „Beiträge" vielfach an Karl v. Strombeck's „Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit" erinnern; doch, wenn man gewisse Aeußerlichkeiten abrechnet, vorzüglich durch große Verschiedenheit der Mittheilungen, denn Beide erzählen aus ihrem Leben, welches an sich so verschieden ist, wie der persönliche Charakter der Erzählenden. Hiernach hat jeder für sich eigenthümlichen Spielraum: v. St. in der ausgebreitetern Sphäre eines vielfach bewegten Lebens; v. B. in den engern Grenzen des heimatlichen Berufes, Beobachtens und Wirkens. Die Erwartungen, welche man von der Schrift des Letztern nach dem Titel zu hegen berechtigt ist, werden schon in der Vorrede verkümmert, da sich der Verfasser verwahrt: keine braunschweigsche Geschichte während seiner Dienstzeit, noch die Geschichte seines

Lebens geben zu wollen. Er gesteht, zu ausschließlich seinen Amtsobliegenheiten und den darauf bezüglichen Studien gelebt zu haben, als daß er den Gang der Tagsgeschichte hätte genügend beobachten können. „Was hier gegeben wird", sagt er weiter, „sind blos Bemerkungen und Mittheilungen über selbstgemachte Erfahrungen, wozu meine frühern Verhältnisse die Veranlassung dargeboten haben. — Von einem historischen Ganzen ist hier nichts zu finden, nicht einmal vollständige Charakterzeichnungen, sondern einzelne Züge, die Bilder zu berichtigen oder zu ergänzen, welche die Geschichte etwa aufgenommen hat, und deren künftigen Darstellungen Hülfe darzubieten. — Mit dem Schlusse der Regierung des Herzogs Friedrich Wilhelm habe ich abbrechen zu müssen geglaubt, obwol die spätere Zeit nicht nur des Erheblichen viel liefern würde, sondern ich auch seitdem mich immer mehr in der Lage befunden habe, die historisch wichtigen Ereignisse beobachten und beurtheilen zu können. Es hat mich weiter zu gehen die Bedenklichkeit abgehalten, noch lebende Personen zu verletzen, vielleicht zu meinen Beobachtungen und Urtheilen die der Würde der Geschichte geziemende Unbefangenheit nicht gebracht zu haben und schon jetzt bringen zu können, endlich der Discretion zu nahe zu treten, welche man selbst aufgelösten Dienstverhältnissen schuldig ist. Mag eine Fortsetzung, wozu von mir vorgearbeitet und gesammelt ist, der Zukunft vorbehalten bleiben." — Die aus diesen Worten hervortretende Aengstlichkeit spricht sich auch in den Notizen aus, welche in der Vorrede über das Dienstleben des Verf. mitgetheilt werden. Ueber den für die neueste Geschichte des Herzogthums Braunschweig wichtigen Conflict, worin der Verfasser als Landes-Steuerrath und gleichzeitig als Mitglied des herzoglichen Geheimenraths gerieth, welcher auch als Hauptursache seines Rücktritts aus dem Staatsdienst erachtet wird, werden die Aufschlüsse vermißt, und doch waren solche um so erwünschter, da die vor zwei Jahren als Handschrift uns mitgetheilte Vertheidigung eine Umarbeitung und Vervollständigung wünschen ließ. Was aber vielleicht die Hauptsache bleibt, aus jenen, wie aus diesen „Beiträgen" geht hervor, daß der Verfasser ein ehrenwerther, seinem Vaterlande treuer Mann ist, der diese Anerkennung selbst dann verdient, wenn er in seiner „planmäßigen Passivität" zu weit gegangen ist. Mit einer solchen geht das Verdienst eines interessanten Erzählers leicht verloren. Hr. v. B. berührt in diesen geschichtlichen Beiträgen, welche dem Zeitraum von 1784 bis 1815 zugehören, mehre Gegenstände und Verhältnisse, über welche er ausführlich berichten konnte, als Augenzeuge oder als Mann, dem die rechten Quellen zugänglich waren, aber es geschieht nur, um das billige Verlangen näherer Mittheilung unerfüllt zu lassen. Um hiervon Einiges namhaft zu machen: wie interessant wäre eine Schilderung des glanzvollen Lebens, welches Hr. v. Hardenberg in Braunschweig führte. — Man sage nicht, daß Herr v. Bülow demselben nur als Page zusah; die Edelknaben wissen oft besser, wie die Karten vertheilt sind, als die Mitspieler. — Auch die Geschichte der pädagogischen Reformen, welche Herzog Karl Wilhelm Ferdinand beabsichtigte, verdienten ausführlichere Darstellung, woraus sich ergeben würde, daß die widersprechenden Landstände wahrscheinlich großen Misgriffen zuvorkamen. — Die nach verschiedenen Richtungen sich äußernde Lebendigkeit, welche mit dem Einzuge der Emigranten ins Braunschweigsche der dortige Hof und die Residenz zeigte, wird nur berührt, um das Verlangen nach solchen Zeitgemälden zu wecken. Wenn der Verfasser einmal eine Anekdote mitzutheilen wagt, gibt er sie so, daß man ihm nie vorwerfen kann, er besteche durch den Vortrag.

Für die wichtigste Stelle dieser Schrift hält Ref. die Worte der Vorrede, wo der Verfasser von den die Flucht des verhaßten Herzogs Karl veranlassenden Unruhen sagt: „sie wären ihm mehre Tage vor dem Ausbruche von einem Freunde gleichsam angemeldet", während alle bisherigen Berichterstatter diese Vorfälle als unvorhergesehen bezeichnen. — Doch, wie schon gesagt, der Verfasser mag einen Gegenstand berühren, welchen er will, er läßt den Aufschluß und die Enthüllung desselben um so mehr vermissen, je mehr man von ihm als stimmberechtigt zu erwarten hat. — 25.

Correspondenznachrichten.

Darmstadt, Ende April 1831.

Die ersten Maitage des Jahres 1831 waren die letzten Maitage der Ruhe und des politischen Friedens zwischen unsern hiesigen Literaten. Damals war es Einigen eingefallen, den Todestag Schiller's zu feiern. Ländlich, sittlich geschah es auf dem Chausseehause nach der Karte, drei Trinksprüche wurden ausgebracht und das „Lied an die Freude" wurde von zwei, drei Augenpaaren aus demselben Exemplar von Schiller's Gedichten abgelesen. „Seid umschlungen, Millionen!" und „Diesen Kuß der ganzen Welt!" hieß es da; aber bald grüßte man sich nicht mehr auf der Straße und jene improvisirte Todtenfeier Schiller's blieb — die einzige. Noch entschiedener sprach sich das aus, als einige neue Tageblätter erschienen, die aus den Händen und unter der Leitung einzelner Theilnehmer des Schillerfestes hervorgingen. Weniger durch den „Beobachter in Hessen bei Rhein", der durch lange Fernröhre beobachtete und sehr ernst, fast trocken dabei aussah, als durch den „Hessischen Volksfreund", der gemeine Gesinnung und manchen guten Witz, mehr Lauge als Laune, mehr Schärfe als Wahrheit und mehr Persönlichkeiten als Sächlichkeiten mitbrachte, und durch die „Deutsche Vaterlandszeitung", welche, ein neuer ministerieller Peter von Amiens, mit lauter Stimme und pomphaften Geberden den Kreuzzug predigte gegen die liberalen Ideen der Zeit, während ihr Kamerad „Hessischer Volksfreund" den Tirailleur bei diesem Kreuzzuge machte, der, war seine Flinte nicht gerade geladen, oder hatte er kein Geld, Pulver zu kaufen, ein paar Fratzen nach dem Lager des Feindes hin schnitt und ihm die Zunge herausstreckte, ohne Bedenken, daß er sich hierdurch mehr schade als dem Feinde, der verachtungsvoll hierüber hinwegsah. Dazwischen ging das „Hessische Volksblatt", Vater und Sohn; der Vater, aus Speier gebürtig, von wo die damalige großherzogl. hessische Journalistik und etwas erweiterte Preßfreiheit datirte, und der Sohn, ein darmstädter Kind. Das „Hessische Volksblatt", ein Muster von Unstyl, von einer Barbarei der Sprache, wie sie nur der enormste literarische Dilettantismus erzeugen und wie sie nur ein Magen des Publicums ertragen konnte, der vom ungeheuersten Hunger geplagt ward, nahm im Allgemeinen den Mund sehr voll, zankte und streichelte nach Oben und nach Unten und sich selbst am meisten. Es war sehr möglich, daß, wer eine Spalte darin las, ausrief: O unendlich servil! Aber die andere Spalte drängte dagegen wieder die Aeußerung — nicht grade: O unendlich liberal! aber doch: Wie grob! Wie stark! Wie derb! und selbst nicht selten: Wie freimüthig! Wie das Blatt ein Durcheinander war, so war seine Wirkung eine vermischte. Das Gute aber kann ihm nicht genommen werden, daß es die Bauern zu seinem Auditorium bildete, daß es überhaupt bei den Bauern das Bedürfniß weckte, von politischen Dingen zu hören, darüber zu denken, zu urtheilen und in ihrem Kreise und nach ihrer Art darauf zu wirken. „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende." „Beobachter" und die zwei Volksblätter, senior und junior, wurden unterdrückt, „Deutsche Vaterlandszeitung" und „Volksfreund" starben am erklärtesten Nachlasse der pecuniairen Kräfte und der Abonnenten. Die Literaten lieben sich deshalb nicht mehr; aber die Kanonen sind abgeführt, aus denen sie sich hier beschossen, oder vielmehr, aus denen sie theilweise hier beschossen wurden. Denn der „Beobachter" brachte sehr selten Polemik, ebenso das „Volksblatt", beide wol aus Politik verschiedener Färbung. Neue Blätter sind unterdessen nicht entstanden, die „Hessischen Blätter" ruhen unfortgesetzt. Die Witterung scheint nicht günstig dem Hervorkommen von Blättern. 95.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 132. — 12. Mai 1834.

Die christliche Volksbildung, nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt von Friedr. August Koethe. Leipzig, Barth. 1831. Gr. 8. 4 Thlr.

Es ist nicht zu verwundern, wenn man nur einigermaßen mit dem Eisbruch und Eisgang der neuesten Literatur — ich glaube, mein gewähltes Bild wird Anerkennung finden — sich bekannt gemacht hat, daß das vorliegende Werk schon 1831 erschienen ist und erst 1834 in unserm Conversationssprachsale zur Einführung kommen kann. Der Ref. hat diesmal, wie die Redaction durch ihr Stillschweigen bezeugen wird, weit geringere Schuld dabei, als in andern Fällen von ihm nicht füglich abgelehnt werden mochte; aber dem Gehalt des Werkes selbst muß beiweitem das Meiste davon in Rechnung geschrieben werden; dem Gehalt, der so schwer und vollwichtig ist, daß natürlich die zahllosen Bruchstücke und Bruchstücklein der Zeitschriften und Tractätchen auf dem mit Gewalt freigewordenen Preßstrome solchen kolossalen Blöcken immer voraustanzen und das ganze Fahrwasser einnehmen, während diese in ihrer langsamen Bewegung noch überdies bald auf dieser Studirstube, bald in jenem Buchladen auf den Strand gerathen und nur spät und mühevoll sich wieder losarbeiten können. Der Bedeutung solcher Werke mag dies am Ende wenig Eintrag thun; denn, wenn jene Fragmente sich längst in ihr Element aufgelöst haben, treiben diese zuletzt sogar auf dem Weltmeere noch frisch und ungeschwächt herum und finden nun erst bewundernde Anerkennung. Frostig, das fühlen wir, ist allerdings unser Bild, aber mit aller möglichen Wärme aufrichtiger Dankbarkeit machen wir die Anwendung auf die nach Inhalt und Umfang wirklich großartige Schrift, die wir diesmal unsern Freunden vorführen, und rechnen sie unter jene jetzt sehr selten gewordenen literarischen Erscheinungen, die auf dem bunten Markt unserer Literatur unter dem Zeisig-, Meisen- und Schneekönigsgezwitscher der Pfennig- und anderer Magazine wie eine einzelnen größern Vögel sich ausnehmen, die nach den Beobachtungen der Ornithologen bisweilen die fortziehenden oder ankommenden — ich bin dermalen ungewiß, ob unsere Zeit auf den Frühling oder den Herbst lossteuert — Scharen kleinerer Vögel begleiten sollen. Wir bitten unsern freundlichen Leser und die verehrliche Redaction, uns den Raum für unsere Mittheilung nicht allzu misgünstig zuzuerkennen. Es gilt einem hochwichtigen Gegenstande und zugleich einem ebenso gewichtigen Worte über denselben, und wir haben überdies Lust, eine Vorlesung allgemeiner Art über den gleichen Gegenstand vorauszuschicken, ehe wir dem vorliegenden Buche selbst näher treten.

Wir meinen, unsern Verf. hätte die sehr glückliche und sinnreiche Beobachtung über die Benennungen, die der Gegenstand, dem er seine Untersuchung widmet, in der neuern Zeit so auffallend gewechselt hat, mit welcher er seine große Reise beginnt, auf die hohe Wichtigkeit der Form des Seins in der Entwickelung des Menschheitlebens recht ungesucht aufmerksam machen müssen, und es würden dann seine Ansichten von der Aufgabe, die er sich stellt (S. 86), von den Gefahren (S. 88 fg.), von den Gebrechen (S. 121 fg.), vom Ziel und Maß (S. 162 fg.) der Volksbildung gewiß geschiedener und klärer herausgetreten sein. Es ist wahr: Dasjenige, was vor einigen Jahrzehenden Volksaufklärung genannt wurde, heißt jetzt Volksbildung; die Sache ist dieselbe, die es damals war; der Name aber hat sich geändert, und nach gewiß nothwendigen Gesetzen. Diese Bemerkung, die unser Verf. gleich an die Spitze seiner Einleitung stellt und sehr ausführlich erläutert, ist, wie gesagt, offenbar höchst sinnreich, aber wir meinen besonders in der Beziehung, die von ihrem Urheber nur zu sehr in den Hintergrund gestellt, zu auffallend übersehen worden ist. Ist nur der Name verändert worden, so liegt doch gewiß die Consequenz recht nahe, daß in aller Entwickelung überhaupt nur der Name, d. h. die Form, wovon der Name der Ausdruck ist, wechselt; und in dieser Consequenz — wie viel andere sind nicht in ihr enthalten, die unserm Verf. bei seinen geistreichen Forschungen gar sehr nützlich, die ihm hätten Flügel sein können, um über manche Abgründe sich leicht und glücklich hinüberzuschwingen, durch die er ohne sie mühsam und beschwerlich sich hindurchringen muß; darin freilich höchst preiswürdig, daß er in seiner Umsicht und unermüdeten Rastlosigkeit sich wirklich größtentheils hindurchringt. Man fürchte ja nicht, daß wir einen einseitigen Nominalismus alter scholastischer Zeit wieder aus dem wohlverdienten Grabe hervorrufen wollen, und um unsere freundlichen Leser darüber vollständig zu beruhigen, bitten wir um die Erlaubniß, eben über dies

sen Gegenstand unsere verheißene Vorlesung halten zu dürfen.

Es möchten leicht alle Naturfreunde darüber zu vereinigen sein, daß nur diejenige Anschauung der wechselnden Jahreszeiten die richtige sei, welche den eigentlichen Kern des Lebens in der Natur und der Freude an diesem in allen Jahreszeiten als den einen und immer sich selbst gleichen voraussetzt, in der Individualität jeder einzelnen Jahreszeit aber nur die einzelne Offenbarungs- und Erscheinungsform für jenen Kern erblickt, die nach innerer Nothwendigkeit und in festbestimmter Gliederung sich entwickelt, um an ihrem Theile die Schönheit und Mannichfaltigkeit der herrlichen Welt zu entfalten; die darum ihrer relativen Bedeutung nach immer eine Priorität vor den übrigen Schwestern anspricht; die in Rücksicht des absoluten Werthes jedoch in Ewigkeit weder höher noch tiefer steht als jede andere der reichgeschmückten Horen, die das Jahr begleiten. Die Idee eines großen Weltjahrs ist alt, und können wir auch seinen Zodiakus nicht berechnen, ihn nie berechnen, so muß wenigstens ein solcher für dasselbe vorausgesetzt werden; leicht aber mögen wir auch für die Weltanschauung kein anderes und höheres Gesetz ausfinden können als dasjenige, das wir soeben, gewiß nicht ohne Grund, für die Naturanschauung postulirt haben. Wir sollten es nicht vergessen, wie es leider so allgemein vergessen wird, von den Lobhudlern der Gegenwart wie von denen der Vergangenheit und den posaunenden Herolden der Zukunft: daß im Leben der Menschheit selbst, in dem eigentlichen innern Grunde und Sein desselben unter allen Zonen und Himmelsstrichen seit dem ersten Erwachen desselben durch alle Jahrtausende der Geschichte hindurch bis in unsere Zeiten herüber kein Titelchen verändert und besser oder schlechter geworden ist, und ebenso wenig in irgend einer Zukunft, nicht einmal in dem Eldorado der Ewigkeit, verändert und besser oder schlechter werden kann. Alle Geschichte ist mithin und kann gar nichts Anderes sein als die Form, worin in der Zeit jener innere und allein selige Kern alles Menschen- und Weltlebens sich offenbart, und die im Gegensatz zu jener Permanenz des Seins nur ein ewiges Werden ist, in jedem neuen Entwickelungsmoment zwar relativ eine Potiorität mit Recht sich anmaßend, zugleich aber auch sich bescheidend, daß nach der absoluten Schätzung die Herrlichkeit des Lebens selbst, eben weil sie schon überall die höchste ist, durch solche Potiorität nicht gesteigert, vielmehr diese letztere nothwendig wieder durch eine relative Inferiorität auf das gleiche Niveau mit jedem andern frühern Momente herabgebracht wird. Wenn diese Ansicht allerdings eine ziemliche Umkehrung in den gewöhnlichen Vorstellungen zu bewirken sich eignen dürfte, und wenn namentlich der Kern alles Lebens, der in der hergebrachten Denkweise als Ideal transscendent und überfliegend erscheint, nach dieser unserer Ansicht das ursprünglichste und eigentlichste Reale ist, so steht zugleich das Werden der Form in einer sicher begründeten Gliederung seiner Evolution grade durch die ewige Einheit dieses Realen so fest basirt da, daß keine Macht in der Welt jenes Werden aufzuhalten vermag, und daß seine Entwickelung im Ganzen der Menschheit, wo es möglich wäre, mit einer noch höhern Nothwendigkeit erfolgt, als diejenige ist, die außerhalb der Wendekreise den Winter in den Frühling und diesen in den Sommer überführt. Es dürfte unschwer sein, von hieraus sogar nachzuweisen, wie jene Evolution nothwendigerweise ihre Entwickelungsknoten habe und durch eben diese eine höchst ergötzliche Mannichfaltigkeit ins Leben bringe, indem auf solche Weise der unendliche, unerschöpfliche Reichthum des letztern am leuchtendsten sich offenbart und die Welt zum Schild des Achilles wird, vom kunstreichen Hephästos mit wahrhaft göttlicher Fülle ausgestattet.

Wer es darum unternimmt, das große Wort der Volksbildung auszusprechen und als Verkündiger desselben in seiner Zeit aufzutreten, der hat nach unserer Ansicht ein Doppeltes vor Allem zu unterscheiden. Das Leben der Menschheit in seiner ungetrübten Herrlichkeit und Vollendung, wie es in jedem Momente der Geschichte das Ursprünglichste und Wirklichste ist und es in alle Ewigkeit bleiben wird, muß er zuerst nicht nur im hellsten Bewußtsein anschauen und durchschauen, sondern es muß ihn auch selbst ganz und gar durchdrungen haben, sodaß er aus voller Seele sagen kann: „ich bin göttlichen Geschlechts!" Ist es ihm aber gelungen, in seinen großen und erhabenen Grundzügen ein Gemälde dieses ewigen Seins und Lebens aufzustellen, sodaß jeder Beschauende es alsbald durch und durch fühlen muß: das ist Leben; so ist es immer gewesen; so wird es immer sein! dann gehe er weiter, um zu erforschen, welche Stunde für dieses Leben in seiner Zeit gekommen sei, wozu dann freilich nur die echt geschichtliche Uebersicht der bereits erfüllten sowie prophetische Ahnung der noch kommenden Stunden als einzig sichere Brücke führen kann. Dies zweite ist unstreitig sein Hauptgeschäft, und bei diesem kommt Alles darauf an, den Zeitgeist in seiner vollen Eigenthümlichkeit zu erfassen und seine wol laut genug rauschenden, ebendarum aber in ihrer Individualität nur desto schwerer zu erkennenden Foderungen richtig zu deuten, wo dann, wenn der Versuch nur einigermaßen gelingt, dieser Zeitgeist allerdings als der heilige Gottesgeist in einem Sinne sich offenbaren wird, von dem die dogmatische und und namentlich die mystische Schule der Theologen auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt hat. Denn es ist ja eben der Geist, der lebendig macht und das ewig daseiende Leben werden läßt, d. h. in jedem Moment in eigenthümlicher, und, wo diese in ihrem organischen Zusammenhang mit allem Uebrigen erkannt wird, zugleich absoluter Herrlichkeit entwickelt. Wir meinen, wo die von uns beantragte Unterscheidung festgehalten und in sicherer Klarheit durchgeführt wird, da muß sich das Leben einer jeden Zeit in seiner Erscheinung, wie man es nur in der rechten Tiefe aufzufassen weiß, gar sicher als ein großes Ganzes construiren lassen, in welchem dann die, als das Product aller vorhergegangenen Evolutionen, sich klar [illegible] Institute und Ordnungen scharf und begrenzt heraustreten; das, was die neue Zeit als den wesentlichen Typus

für ihre Bildungen fodert, von dem, was einer eiteln und vergeblichen, wenngleich nothwendigen Reaction angehört, sowie von Allem, was ein Vorgreifen und Ueberschreiten der vom Geiste bestimmten Grenze genannt werden muß, auf das Bestimmteste geschieden werden kann; das Leben selbst aber sich bald genug für die dermalige Stufe seiner Offenbarung nicht mehr und nicht weniger verklärt fühlt, als es auf jeder der vergangenen Stufen der Fall war, somit die rechte Demuth, die nichts Anderes ist als die durchgängige Einigkeit und Einheit mit dem Weltganzen und so die Bürgschaft des seligsten Weltfriedens in sich trägt, gewinnend.

Wir endigen hiermit unsere allgemeine Vorlesung und wünschen, daß wir so wenig durch ihre Unklarheit unsern Lesern lästig geworden sind, als es durch die Länge derselben geschehen sein kann. Indem wir aber nun unverweilt zu dem trefflichen Wort unsers Koethe über Volksbildung uns wenden, bekennen wir offen, daß dadurch, daß der Verf. unsere Unterscheidung nicht zur völligen Klarheit bei sich erhoben hat, eine Trübung in das Ganze gekommen ist, die er freilich mit tausend und aber tausend, ja wir möchten sagen, mit allen Forschungen theilt, die bisher auf diesem Gebiete, im Besondern und Allgemeinen, in den Bureaus neuer Staatsschöpfungen und in den Kammern, die die gelegten Reformeier auszubrüten berufen sind, angestellt wurden; die aber gleichwol — Dank sei dem guten Genius, der über ihm waltete! — bei ihm auch wieder so gering ist, weil überall eine sich selbst nicht bewußte Ahnung den Verf. vor allzu großer Abweichung bewahrt hat, daß wir, wenn von irgend einem Versuch der neuesten Zeit, von diesem sagen möchten: er hätte fast das Schwarze getroffen. Es ist Trübung, wenn in der Einleitung schon die Ausdrücke Aufklärung und Volksbildung in völlig gleicher Weise, **real** und **formal** genommen und die Entwickelung derselben aus der vorchristlichen in die nachchristliche Zeit herüber, durch die Epochen der Reformation, des Jesuitismus, Pietismus, Naturalismus, Revolutionismus u. s. w. hindurch, immer zugleich als eine Steigerung des Lebens an sich aufgefaßt wird. Es ist Trübung, wenn im zweiten Abschnitt: „Von den Gebrechen der Volksbildung", S. 121, ausdrücklich in dem durchaus zugleich **real** aufgefaßten Begriff der **Bildung**, ganz allgemein der „Begriff des **Strebens** und **Werdens**, also auch eines **beständigen Fortschreitens**" als mit enthalten bezeichnet wird. Es ist Trübung, wenn im dritten Abschnitt: „Ziel und Maß der Volksbildung", S. 162—285, eine Dogmatik und Moral in nuce gegeben wird, so zwar, daß sogar von S. 203 an das Formale, das hier allerdings an seiner Stelle ist, z. B. der Einfluß des Klimas, der Regierungsformen u. s. w., nur als eine Art Erläuterung und Erklärung jener zur Sprache kommt. Es ist Trübung, die hier so recht augenfällig als die Frucht des in einer Art optischer Illusion erwählten verkehrten Gesichtspunktes erscheint, wenn nicht nur im ersten Abschnitt: „Von den Gefahren der Bildung", S. 88 fg., sondern mehr oder weniger im ganzen Werke die Herrlichkeit des Lebens als ein in unerreichbarer Ferne schwebendes, nur durch fortschreitende Annäherung zu erreichendes Ideal betrachtet wird, indeß sie eben nach unserer Ansicht allein das wahrhaft Reale und Ursprüngliche ist, das schon vor aller Erscheinung der Form, wenn auch nicht der Zeit, doch dem reinen, absoluten Sein nach, da war, da ist und da sein wird, während jenes Fortschreiten ins Unendliche, das jedoch, so gewiß es auf einer innern, unaufhaltbaren Nothwendigkeit beruht, in keinem neuen Zeitmoment mehr oder weniger erringen kann, als es im vorhergehenden für diesen errungen hatte, der Form einzig und allein anheimfällt. Aber wir müssen nun auch mit der vollsten Ueberzeugung hinzusetzen: all diese Trübung wird doch zuletzt in dem großen, trefflichen Werke nur zu einem dünnen Wolkenschleier, der das Licht so wenig, als es da, wo es nicht in seinem ganz ungetrübten Glanze aufgeht, nur irgend möglich ist, am Durchbrechen hindert; und in dem reinen, kindlichen Sinn, der zugleich mit der edelsten Kraft und der reichsten Anschauung gepaart ist und das Werk recht eigentlich auf keiner einzigen Station verläßt, hat der Verf. den leitenden Engel zur Seite, der ihn, so zu sagen ihm selbst unbewußt, so nahe an der Wahrheit zu halten weiß, daß der Blick in ihr heiteres Reich hinüber nur geringer Correction bedarf, um ganz rein zu sein. Folgendes ist uns in dieser Beziehung besonders merkwürdig vorgekommen. Nach unserer Scheidung können wir wegen Anordnung und Disposition einer ausführlichen Rede über die Volksbildung nicht eben sehr ungewiß sein. Wir würden in der Einleitung das Bild des Lebens, wie es war und ist und sein wird, zeichnen, in wenigen, großartigen, doch zugleich umfassenden Zügen. Denn die Rede davon kann eigentlich an der Spitze einer solchen Untersuchung nur als Postulat, Heischesatz, stehen. Dann würden wir zu der eigentlichen Aufgabe übergehen und zuvörderst aus den Elementen der Vergangenheit und Gegenwart die specifische Form des Lebens für unsere Zeit construiren; an diese Erörterung die Rede von dem Ringen der Reaction, die Offenbarung dieser Lebensform aufzuhalten, sodann von den Gefahren, die dieser von der eignen Transscendenz drohen, anschließen, und endlich in dem zweiten, recht eigentlich angewandten Theile von der Vermittelung handeln. Alle die hier genannten Elemente der Untersuchung sind zum Theil ausdrücklich von unserm Verf. namhaft gemacht, und wenn sie in einer etwas verschiedenen Folge bei ihm geordnet erscheinen, so möchte sich es sofort erweisen, daß dies eben auch unter die Kategorie jener Trübungen gehört, von welchen wir vorhin geredet haben. Seine Einleitung enthält zunächst von jenen Elementen das Geschichtliche, indeß Dasjenige, was wir für dieselbe fodern, im dritten Theile: „Ziel und Maß der Volksbildung", im Anfang zur Sprache kommt. Im ersten Theile: „Die Gefahren der Volksbildung", und im zweiten: „Die Gebrechen der Volksbildung", lassen sich unsere zweite und dritte Nummer sehr bald wiedererkennen, und die letzten Untersuchungen in der Einleitung und im dritten Theile entsprechen unserer ersten Construction. Der vierte Theil ist, wie unser zweiter Haupttheil, der Vermittelung gewidmet. Ge-

hen wir nun aber nach diesen formellen Demonstrationen auf das Leben selbst, das in diesen Untersuchungen sich regt und auf die eigentliche Frucht, die uns in diesen Schalen gereicht wird, so mögen wir in der völligen Unparteilichkeit, deren wir uns bewußt sind, es durchaus nicht verhehlen, daß die höchsten und ernstesten Gegenstände der Zeit und der Gegenwart uns ebensowol in ihrer tiefsten Tiefe erfaßt, als auch mit der umfassendsten und recht eigentlich alles versöhnenden Umsicht dargestellt erscheinen, vorbehältlich freilich jene verwundbare Achillesferse, die aufgefunden und bereits aufgezeigt zu haben wir uns einbilden.

(Der Beschluß folgt.)

Ferienschriften von K. Zell. Dritte Sammlung. Freiburg, Wagner. 1833. 8. 18 Gr.

Der erste Aufsatz dieser Sammlung: „Aristoteles über den Sinn des Geschmacks", ist historisch treu, ohne sich auf Beurtheilung und Erörterung des naturwissenschaftlichen Inhalts einzulassen, der zwar den scharfsichtigen Beobachter auszeichnet, doch fortgeschrittenen wissenschaftlichen Kenntnissen Manches zu berichtigen und zu ergänzen übrig läßt. „Eine auf der Insel Chios gefundene griechische Inschrift", die sich auf dortige gymnastische und musikalische Wettkämpfe bezieht, der freiburgischen historischen Gesellschaft von ihrem würdigen Mitgliede, dem Major von Prokesch, mitgetheilt, hier in der Urschrift und Uebersetzung vorliegend, wird gelehrt und unterhaltend erläutert. Die Betrachtungen über „Tacitus als Staatsmann in seinem praktischen Leben" zeugen von dem Scharfsinn und der Menschenkunde des Verf., der in dem unübertrefflichen Geschichtschreiber den würdigen Zögling und Genossen seines großen Schwiegervaters Agricola durchschaut und besonders das nicht leichte Räthsel glücklich zu lösen weiß, wie Weite sich rein und unbescholten in wichtigen Staatsbedienungen zu erhalten vermochten, ohne dem Argwohn und der Verfolgung mistrauischer Regenten zu erliegen. Die „Betrachtungen über die Wichtigkeit und Bedeutung des Studiums der classischen Literatur für die Bildung unserer Zeit", sind Worte zur rechten Stunde gesprochen, die wir um so mehr der Beherzigung aller verständigen und wohlwollenden, obgleich ungelehrten Laien empfehlen, weil sie den praktischen Werth dieses Studiums mit faßlichen und unwiderleglichen Gründen darthun und gegen Einwürfe retten, die Unwissenheit, Misverstand, einseitige Frömmelei, Befangenheit in Vorurtheilen des Tages, mitunter auch Handwerksneid dagegen erhoben haben, die nur zu bereit sind, Dem allen Gehalt abzusprechen, was nicht aus ihrer Schule hervorgeht und die stolzen Ansprüche derselben nicht in ihrem ganzen Umfange befriedigt. Der Verf. hat den großen Mustern des Alterthums, deren Kunde zu befördern sein Beruf ist, die beneidenswürdige Kunst abgelernt, nicht zu viel zu sagen, nicht mehr, als was sich dem Nachdenken und der Erfahrung unwidersprechlich aufdringt. Ihm lag ob, Vortheile geltend zu machen, die das classische Alterthum nur Dem gewährt, der sich zu einer gründlichen Kenntniß desselben hinaufschwingt. Die Bestimmung dieser Zeitschrift berechtigt, einen nicht minder wohlthätigen, gemeinnützigen und Jedem zugänglichen zur Sprache zu bringen. Wem Vorkenntnisse, Fähigkeit und Muße gebrechen, in das Innerste des Heiligthums zu bringen und sich den Geweihten desselben anzureihen, dem wird gleichwol die oberflächliche, sogar nur durch Uebersetzungen vermittelte Kunde, nicht unbelehrt lassen und seinen Geschmack und seine Urtheilskraft läutern. Ein unerreichbares, unnachahmliches Kunstwerk kann allerdings nur von Dem vollkommen aufgefaßt werden, der es mit eignen gebildeten Augen betrachtet; aber schon das Anstellen der einer nicht ganz entstellenden Copie wird in dem empfänglichen Beschauer wenigstens eine Ahnung seines Geistes, eine Anerkennung seiner Erfindung, ein Bewußtsein hervorrufen, das ihn vor verblendeter Bewunderung minder würdiger Erzeugnisse, vor Ermunterung verfehlter Versuche bewahrt. Sie ist das zuverlässigste, vielleicht einzige Mittel gegen den Andrang unberufener Pfuscher und gegen die zuweilen glänzenden Verirrungen des wirklichen Talents. Die Zeit und das Volk, welche stolz darauf sein dürften, das classische Alterthum zu vernachlässigen und zu verachten, würden den kurzen Rausch des Uebermuths mit langer Reue büßen und der Misbilligung der Nachwelt nicht entgehen. Unter den beigegebenen wenigen „Gelegenheitsgedichten", durch bestimmte Auffoderung veranlaßt, hat uns besonders die ländliche Idylle angesprochen, zur Jubelfeier eines verdienten Arztes, Ignatius Schmiederer, im lateinischen Original und in gelungener Verdeutschung. 57.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

28. *Ersch (Johann Samuel)*, Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (vom Prediger *Rese* in Halberstadt und *K. C. Kraukling* in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

29. — — Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von *K. C. Kraukling* in Dresden.) Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Wegen der Erscheinung dieser beiden Abtheilungen beziehe ich mich auf das unter Nr. 11 Gesagte.

*30. Falkenstein (Karl), Thaddäus Kosciuszko, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert. Zweite, ganz umgearbeitete, mit dem Bildnisse Kosciuszko's und andern Abbildungen, sowie mit neuen Actenstücken vermehrte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*31. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Kl. 4. Auf feinem Velinpapier. Cart.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, auf die Correctur wird die allergrößte Sorgfalt gewendet und der Preis wird auf das Billigste gestellt werden.

32. Hartmann (Karl Friedrich Alexander), Repertorium der Mineralogie und Geognosie, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuen Fortschritte dieser Wissenschaften. Als Supplemente zu seinem „Wörterbuche der Mineralogie und Geognosie" und zu seiner deutschen Bearbeitung von Beudant's „Lehrbuch der Mineralogie", sowie überhaupt zu allen neuern Lehr- und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie" von Hartmann (1828) kostet 3 Thlr. 8 Gr.; das „Lehrbuch der Mineralogie" von Beudant (1826) 4 Thlr.

*33. Hauch, Die Belagerung Mastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckpapier.

*34. *Henke (Adolf)*, Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin. Fünfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 133. —— 13. Mai 1834.

Die christliche Volksbildung, nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt von Friedr. Aug. Koethe.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Wir müssen den Beweis für unser Urtheil geben, und führen ihn vielleicht am sichersten, wenn wir den Gesammteindruck, den eine allerdings sehr oft unterbrochene Lecture des fast kolossalen Buchs in uns zurückgelassen hat, kürzlich vor unsern Lesern aussprechen. Es versteht sich, daß wir, aus billiger Condescendenz, auf den Standpunkt des Verf., dessen πρῶτον ψεῦδος eben jene chaotische Vermischung des Wesens und der Form ist, uns niederlassen.

Es ist die Einigkeit des Menschen mit sich selbst die Grundbedingung alles Lebens und alles wahren Friedens in demselben, und wie dies von dem Individuum gilt, so gilt es auch von der Gemeinde, dem Volke, der ganzen Menschheit. Diese Einigkeit mit sich selbst wird einestheils in einer durchgehenden Gemeinschaft mit Gott, anderntheils in allgemeiner harmonischer Ausbildung aller Anlagen und Kräfte der Menschennatur erreicht, und Leben, wo und wie es zur Erscheinung kommt, ist ein Vernehmen der ewigen Liebe in den verschiedenartigsten Beziehungen des Daseins, sowol mit als ohne Bewußtsein, sodaß im letztern Falle die Intensität des Gefühls die Entschädigung ist für die Extensität des Wissens ohne jene Intensität im erstern. Wenn nun Bildung (S. 121 fg.) den Begriff des Werdens und Strebens, also auch eines beständigen Fortschreitens in sich faßt, so gibt uns die Geschichte den Ueberblick der Stufen, die bereits überstiegen sind, und an ihrer Hand sehen wir jene Einigkeit des Menschen mit sich selbst am Anfang aller Geschichte als einen schwachen Keim, der nach und nach im Heiden- und Judenthum Blätter auf Blätter entfaltete, bis er im Christenthum die volle Blüte aufschloß, deren Pflege und Ausbildung nun fortan bis an das Ende der Zeit die einzige und letzte Aufgabe alles Strebens und Ringens ist, und womit nun alle Bildung für alle Zeit zur christlichen sich erhoben hat, in deren Offenbarung aber die verschiedenartigsten Stufen, ähnlich den in der vorchristlichen Zeit durchlaufenen, sich unterscheiden lassen. Nicht ungestört hat indeß die Bildung die mannichfaltigen Stufen ihrer Offenbarung durchlaufen, und sie mußte jedesmal ebensowol eine starre Reaction, von der das Kind der Zeit als von einem zweiten Kronos verschlungen zu werden fürchtete, so unter ihre Füße treten, daß sie nur als Band der Verbindung mit der Vergangenheit übrigblieb, als auch in gleicher Weise die verflüchtigende Lohe, die aus der noch ungeborenen Zukunft mit der Absicht, alle neue Schöpfung im Keim zu tödten, herüberglühte, dämpfen und mäßigen, daß sie fortan nur als prophetischer Stern auf den einstigen Uebergang in die neue Aera der kommenden Jahrhunderte hinzeigte. Vergeblich strebt der Unverstand, die Vergangenheit wieder aufzuwecken, wenn sie einmal Vergangenheit ist; und ebenso erfolglos ist das Bemühen der spielenden Einbildungskraft, in den Moment der Gegenwart die ganze Unermeßlichkeit der Zukunft zusammendrängen zu wollen. Hiernach läßt sich nun die Bildung für unsere Zeit zugleich mit ihren Gebrechen wie mit den Gefahren, die sie bedrohen, näher bezeichnen.

Es mag nicht geleugnet werden können, daß unsere Zeit in der Geschichte der Menschheit einen sehr bedeutenden Abschnitt ausmacht und darum einen eigenthümlichen Charakter für die ihr anzueignende christliche Bildung fodert. Dieser Charakter bestimmt sich aber einestheils durch Das, was unsere Zeit aufgegeben hat, was von ihr als verwelkte Blüte der Vorzeit abgefallen ist und abfallen mußte; anderntheils durch Das, was sie dafür nun zu gewinnen und sich anzueignen streben soll, um nicht ohne Entschädigung für das Aufgegebene bleiben zu müssen. Jener befangenen, der Superstition verfallenen Frömmigkeit der vergangenen Aera mußte die letzte Stunde schlagen, als mit der Reformation des 16. Jahrhunderts die Fackel des Wissens zum ersten Male in der christlichen Welt neu angezündet und endlich in unsern Tagen zum welterleuchtenden Lichte genährt und verklärt worden ist. Jene dumpfe Genügsamkeit und Zufriedenheit mit der rohesten Ausstatttung des zeitlichen und äußern Lebens mochte nicht länger sich halten, als gebildeter Geschmack und in den großartigsten Verhältnissen fortgeschrittene Erfindung tausend unbekannte Quellen des Genusses und der Verherrlichung des Leibes eröffnete und zu eröffnen noch immer fortfährt. Aber es konnte nicht anders kommen, mit der veralteten und darum mit Recht gebrochenen Form schied auch und mußte scheiden die Frömmigkeit überhaupt von unserer Zeit; und wie die Schale sich auflöste, in

welcher die hohen Cardinaltugenden der Mäßigung, der Genügsamkeit und Zufriedenheit mit dem äußern Leben der Vergangenheit geboten wurden, so konnte unserer Zeit für die Periode des Uebergangs nichts Anderes übrig bleiben als Ueppigkeit, nie zu sättigendes Haschen nach Genuß und bis zur Verweichlichung fortgesetztes Hinuntertauchen in den voll und herrlich fließenden Strom der überaus glücklich entfalteten Sinnlichkeit. Hiermit aber ist die Aufgabe scharf bezeichnet, die die Bildung für unsere Zeit zu lösen hat. Alle Kraft muß sie aufbieten, um so bald wie möglich die erste und unentbehrlichste Blüte, die Frömmigkeit, und da diese immer nur fortan christlich sein kann, die christliche Frömmigkeit, wie sie dieser Zeit eignet, im Lichte der echten Vernünftigkeit (S. 174 fg.) zu wecken, zu pflegen, zur rechten Zeitigung zu bringen. Dies die eine und höchste Bedingung. Dann aber gilt es, Stählung und leibliche Kräftigung unserer Zeit wiederzugeben, bei welcher in veredeltem Gewande dann die Charitinnen der echten, sich selbst klaren Zufriedenheit, Genügsamkeit und Selbstbeherrschung zu unserm Geschlechte zurückkehren werden, um zugleich der Alles sänftigenden Liebe, die in dem Reichthume der Zeit die Mittel finden wird, ein hellleuchtendes Dasein über das Ganze zu verbreiten, den schönsten Triumph zu bereiten. Und versteht sie es dabei, die Gnomen, die im Dienste einer finstern Reaction die gebrochenen Fesseln so gern wieder zusammenschmieden möchten, und die Salamander, die ihre Freude dann am schönsten erfüllt sehen würden, wenn das Centralfeuer frei werden und die ganze Welt in einen großen Flammenherd verwandeln könnte, die Einen wie die Andern zu beschwören und unter verdienten Bann zu legen, dann hat sie geleistet, was sie leisten soll, und frisch und freudig wollen wir dann in die milden Wellen des neuen, blütenreichen Frühlings hineinsegeln.

Und welcher Vermittelung soll nun die echte Volksbildung dabei sich erfreuen? Der erste Vermittler ist allerdings der Allmächtige selbst und sein wunderbarer welterhaltender und leitender Geist mit dem innern und äußern Worte (S. 246—277). Dann aber bietet 1. das häusliche Leben (S. 277—476), 2. die Schule (S. 477—761), 3. das öffentliche Leben in Kirche und Staat (S. 761—939) in schöngegliederter, reicher Stufenfolge ein Zeughaus und Rüstkammer dar, aus welchen in üppiger Fülle die Mittel, die nicht täuschen, genommen werden können, wenn anders redlicher Wille genug sich findet, die dargebotenen aufzunehmen. Das häusliche Leben, in welchem der Grund des neuen Heils vorerst gelegt werden muß, weil er in ihm am frühsten und am tiefsten erschüttert worden ist, hat in der Pietät, die die ursprünglichste Atmosphäre des erwachenden Menschenlebens ist, einen Keim, der, wenn er treulich und sorgsam gepflegt wird, sehr bald die Blüte und Frucht der echten, freien, christlichen Frömmigkeit entwickeln muß; und unsere Häuser werden dann erst wieder im eigentlichen Innern sich ebenso freundlich und unserer Zeit würdig schmücken, wie sie in allen äußern Beziehungen so anmuthig ausgestattet sind, wenn sie auf der einen Seite den ultramontanen Lichtverfinsterungen sich verschließen und auf der andern die freche Frivolität, die nach dem Verlöschen der mit der Zeit veralteten frühern stabilen Lebensweise als Uebergangsgebilde eingedrungen ist, allmälig ausweisen, dafür aber eine ebenso besonnene als innige Frömmigkeit, mit zarter und unverfälschter Sitte verbunden, bei sich einführen. Eine kräftige Gymnastik wird die verweichlichten Körper ebensowol wieder kräftigen, als vor den Gefahren, mit welchen ihn die vielfältig vermehrten Lebensgenüsse drohen, bewahren. Die Schule ist die nächste und frühste Vermittlerin zwischen dem häuslichen und dem öffentlichen Leben, und insofern ist sie eine der Knospen, die erst in unserer Zeit zur eigentlichen Entwickelung kommen können und müssen. Denn Oeffentlichkeit in der echten humanen Bedeutung ist der specifische Charakter, der in unserer Zeit zur Ausbildung gekommen ist und erst noch in seiner rechten Herrlichkeit ausgebildet werden muß. Bisher entfaltete sie sich nothdürftig und kümmerlich kaum in den letzten Stadien des Menschenlebens; wie sie mit dem freiern, klarern Schauen des Menschen ins Leben einen größern Umfang gewinnt, so muß sie sich bis an das häusliche Leben herandrängen und da schon den Menschen anfassen. So gewinnt die Schule für unsere Zeit eine hohe Bedeutung, wie sie früher nicht haben konnte. Wie sie aber das Kind schon in die Gesellschaft, in eine Art Gemeinde einführen soll, so muß sie vornehmlich auch wachen, daß das Streben ins Weite und Allgemeine nicht zur Verflachung und Zerstreuung (Zersplitterung der Kräfte) führe. Sie fühlt mehr als sonst gegenwärtig das Bedürfniß, ihre Zöglinge auch noch als Jünglinge und Jungfrauen zu leiten, wofür aber leider zur Zeit als allgemeines Bildungsmittel für das Volk nur die armselige Sonntagsschule hat Wurzel fassen können. Im Uebrigen bleibt ihre Hauptaufgabe: wahrhaft fromm zu werden, ohne frömmelnd, superstitiös und sentimental zu sein. Kirche und Staat waren [illegible] schon die Träger des öffentlichen, des Gemeindelebens, [illegible] dies nun eben in der Vergangenheit in einer Weise zur Entwickelung kam, die nicht die Weise der neuen Zeit sein kann. Die Kirche lerne ihre Aufgabe in der Gegenwart begreifen, und der Staat erkenne es, daß eine neue Stunde für ihn geschlagen hat, die beachtet sein will. Der Kirche Aufgabe ist: die öffentliche Frömmigkeit zu regeln und zu bilden. Durch die Kraft des innern Worts voll lebendigen Geistes gewinne sie die Gemüther, und einen Sonntag gebe sie uns, der wirklich als Sonntag unter seinen trüben, verdunkelten Brüdern dasteht. So lange der Frevel noch da ist, der das Heiligste nicht achtet, so lange ist ihr Wirken noch immer ebenso gut paralysirt, als ihm der Todesstoß versetzt werden würde, wenn es dem Treiben der Finsterniß gelänge, durch [illegible] Gewalt — denn nur dadurch könnte es möglich werden — sich die Herrschaft über die Zeit zu erringen. Der Staat treibe frisch und kräftig die Schulen weiter, die lange genug zurückgehalten worden sind, und [illegible] nicht länger, daß die besondere Liebe zur allgemeinen, die ganze Menschheit umfassenden werde. Wie dem Christen,

er die Kette zerbricht, zittere er weniger als vor dem Freigewordenen, wenn er die Kette wieder anschmieden will. Alles Unheil kann uns nur von der Reaction des Absolutismus kommen. Vertrauen, das auf Wahrheit und Redlichkeit sich gründet, ist die Politik, die unsere Zeit für allen Machiavellismus der Vergangenheit fodert. „Discite justitiam moniti nec temnere divos!“

Solchen Eindruck hat die lange, gemüthliche Rede des trefflichen Koethe in uns zurückgelassen, und — können wir hiernach anders urtheilen, als wir oben geurtheilt haben? Ja, man gebe uns nur eine Volksbildung, auf diesen Grundlagen ausgeführt und consequent und folgerichtig aus ihnen entwickelt, wie für dies Letztere unser Verf. den Typus in der Detailausführung nun auch noch größtentheils glücklich, durchgängig aber mit der umfassendsten Umsicht und einer das Kleinste beachtenden Genauigkeit geliefert hat! Man lege nur Hand ans Werk, um die Wahrheit ins Leben einzuführen, und die Baumeister alle, die jetzt am großen Gebäude der Zeit zimmern und formen, sie mögen nur recht treu und redlich nach diesen Rissen und Messungen arbeiten! Ja, wenn es dazu kommen könnte, wenn nur nicht immer eine düstere Warnung von hinten zu uns träte und uns ins Ohr raunte: dazu wird es nun einmal nicht kommen! Wenn wir nur glauben dürften, daß die Stimme der Wahrheit und Klarheit endlich doch wieder freie Bahn gewinnen würde! Nun, kommen wird's doch dazu; und gebaut muß doch endlich ein Gebäude werden, in welchem dann all diese Ideen gewiß hell und deutlich genug leuchten und glänzen; die Ordnung der Welt ist nicht von gestern her, und ihre Folge schreitet sicher und unstörbar fort, unbekümmert freilich darum, ob Tage zu Jahrhunderten werden und Wochen zu Jahrtausenden. Aber — das ist allerdings ungewiß, was die Zwischenzeit bis dahin bringen wird; und alle Uebergangsperioden sind so zweideutig und unsicher, daß man für sie ebensowol auf die heftigsten Stürme und Unwetter gefaßt sein muß, als mit der Hoffnung auf Stille und Sonnenschein sich schmeicheln mag.

Wir haben uns, das können wir nicht leugnen, manche Stellen angemerkt, in welchen wir etwas anderer Meinung als unser Verf. sind, und unter diesen auch solche, bei denen wir fragen möchten: klingt das nicht, wenn man es nur in etwas stärker intoniren wollte, wie Torysmus? Ebenso kennen wir sehr viele Stellen, die im vorzüglichen Grade gelungen genannt werden müssen, und deren Bekanntschaft uns unsere Leser sehr verdanken würden. Ja, wir mögen es uns nicht versagen, schon hier wenigstens auf ein treffliches, mildes und scharfes, tiefes und doch auch so klares Wort hinzuweisen, dessen Beherzigung wir besonders den absoluten Glaubensrichtern und protestantischen Missionnairs unter den evangelischen Heiden, wie sie uns nennen, empfehlen. Wir meinen die treffliche Rede vom Verhältniß zwischen Glauben und Vernunft, S. 174 fg., die unter Anderm zur heilsamen Demüthigung jener Finsterlinge ausdrücklich sagt: „Der Mensch erreicht seine Bestimmung nur, sofern er vernünftig ist“. Aber wir würden die Erlaubniß, die wir uns oben erbeten haben, jedenfalls zu weit ausdehnen, wenn wir unserer allgemeinen Rede noch eine besondere, die dann doch in einigem Maßverhältnisse wenigstens zu jener stehen müßte, nachsenden wollten. Wir geben darum blos noch, um uns bis zum Ende in unserer Allgemeinheit treu zu bleiben, ein allgemeines Urtheil über die Form der Darstellung — die Form der Anordnung ist schon oben betrachtet worden. Wir möchten sagen: das ganze große Buch ist eigentlich eine einzige Rede (oratio), die in dem Flusse einer milden, klaren und stets zum Herzen dringenden edeln Beredsamkeit ununterbrochen dahinströmt, mit bewundernswürdiger Kraft auf jedem Punkte sich gleich bleibt, nie den Faden verliert und, wenn man sich einmal auf ihren Wellen eingeschifft hat, die Aufmerksamkeit so festhält, daß das Ende der Fahrt immer zu früh erscheint. In der That: bewundernswürdig ist die gleichmäßige Ausdauer des freundlichen Redners, und darin thut es ihm gewiß Keiner im englischen Unterhause, geschweige denn in einer deutschen Kammer zuvor. Aber freilich eine Rede, die 939 enggedruckte Großoctavseiten füllt! Wir hätten gewünscht, daß etwas mehr Ruhepunkte darin angebracht wären, oder daß wenigstens ein vollständiges Sachregister nicht fehlen möchte. Ja, wir bitten ernstlich darum, daß das letztere noch nachgeliefert werde, so ernstlich wir Alle, die von der Bedeutung der Zeit ergriffen sind und an ihrem verhängnißvollen Webstuhle mitarbeiten, bitten, dies hochwichtige Werk nicht ungelesen zu lassen, seinem mildwärmenden Leuchten sich nicht zu entziehen, ja an dem edeln Sinn des Verf. zu lernen, mit welchem Ernst, aber auch mit welcher Liebe und Milde, mit welcher Umsicht und Treue das Werk der großen Zeitumbildung gefördert werden muß.

93.

Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritisch-historisch dargestellt von P. F. Stuhr. Zweiter Band. Lemgo, Meyer. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

Der erste, bereits in Nr. 101 und 102 d. Bl. f. 1833 (von einem andern Ref.) beurtheilte Band des vorliegenden Werks führte die Erzählung der Kriegsereignisse des Feldzugs von 1813 bis zur Entscheidungsschlacht bei Leipzig. In diesem zweiten Bande hat sich nun der Verf. die Aufgabe gestellt, die Begebenheiten von da an bis zur Entfernung Napoleon's auf St.-Helena zu schildern; und zwar umfaßt das dritte bis sechste Buch den Zeitraum bis zum ersten pariser Frieden, und das siebente die Unterhandlungen zu Wien, Napoleon's Rückkehr von Elba und die Kriegsereignisse bis zu dessen Verweisung nach St. Helena.

Was die Darstellungsart des Verf. betrifft, so ist bereits in der angeführten Beurtheilung des ersten Bandes mit Recht bemerkt worden, daß derselbe bei der Beschreibung von Thatsachen eine größere Klarheit zeige als bei allgemeinen Raisonnements. Dieses Urtheil dürfte im Ganzen auch für den vorliegenden Band gelten.

Die Vorrede zunächst, in welcher der Verf. seine allgemeinen Ansichten über die Geschichte der letzten Jahrhunderte und die Politik des preußischen Staats während derselben darlegt und sich zugleich in eine Vertheidigung der „Mémoires d'un homme d'état“ gegen das in Ranke's „Historisch-politischer Zeitschrift“

(Bd. 2, Heft 1, S. 60 fg.) über dieses Werk gefällte Urtheil sowie in eine tadelnde Kritik der von demselben in seiner „Abhandlung über die drei großen Mächte" aufgestellten Ansichten einläßt, scheint uns an mehren Stellen an einer gewissen Geschraubtheit des Ausdrucks und daher rührenden Dunkelheit zu leiden. Was soll man z. B. zu einer Periode sagen, wie die ist, deren Anfang wir uns hier anzuführen erlauben? „Allerdings hatte in seinen jüngern Jahren Friedrich II. in jener Abhandlung, von deren Vorhandensein es nach der ganzen Art und Weise, in welcher er darüber Nachricht gibt, scheint („Zeitschrift" Bd. 2, Heft 1, S. 21) Ranke die Preußen, als einer neuen Einzelnheit hat unterrichten wollen, sehr scharfsinnig geurtheilt" u. s. w. (S. xv.) Auf diese Weise vorgetragen, dürften auch die besten aus wissenschaftlichen Forschungen hervorgegangenen Gedanken einen großen Theil ihres Werths für den Leser verlieren.

Wenn wir uns im Uebrigen auch der in der Vorrede ausgesprochenen Ansicht des Verf. anschließen, daß die „Mémoires d'un homme d'état" nicht ausschließliche Arbeit eines Franzosen sind, sondern ihnen vielmehr Materialien und Vorarbeiten deutschen Ursprungs, vielleicht sogar von einem hochgestellten Staatsmanne herrührend, zur Grundlage dienen, so vermögen wir in denselben doch am wenigsten eine solche Verwandtschaft mit den Ansichten des verewigten Staatsministers von Stein zu erkennen, wie der Verf. sie zu entdecken glaubt. Vielmehr scheint uns der in jenem interessanten Werke bei jeder Gelegenheit dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg gestreute Weihrauch mit den namentlich in dem „Briefwechsel mit dem Freiherrn von Gagern" von dem Staatsminister von Stein ausgesprochenen bittern Urtheilen über den Fürsten Staatskanzler durchaus nicht in Einklang zu stehen und auf einen ganz entgegengesetzten Ursprung der erwähnten „Mémoires" hinzudeuten.

Verschweigen können wir auch nicht, daß uns hier und da, und namentlich gegen das Ende der Vorrede, die Polemik gegen den in seiner Art so schätzbaren Historiker Ranke mit einer Bitterkeit geführt zu sein scheint, wie sie Gelehrte bei wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten um der Sache selbst willen lieber vermeiden sollten.

Die Schilderung der Kriegsereignisse selbst erscheint als eine Zusammenstellung aus den bessern, bisher in Bezug auf die letzten Feldzüge gegen Napoleon erschienenen Werken Müffling's, Jomini's, Plotho's u. s. w., obwol der Verf. zu den einzelnen Thatsachen seine Quellen nicht anzuführen für gut befunden hat.

Die Darstellung der Schlacht bei Leipzig, welche den Anfang dieses Bandes macht, umfaßt allein sechzig Seiten. Lobenswerth dünkt es uns, daß des Uebergangs der sächsischen und würtembergischen Truppen (S. 57 fg.) nur als einer Thatsache Erwähnung geschieht, und Urtheile über diesen verhängnißvollen, vielfach besprochenen Schritt weder in lobender, noch in tadelnder Weise gefällt worden sind. Dagegen wünschten wir wol zu wissen, woher dem Verf. die Nachricht zugekommen, daß den bei Zweinaundorf zu den Oestreichern unter Bubna übergegangenen, aus einem Reiterregimente und fünf Bataillonen Fußvolk mit 19 Geschützen bestehenden sächsischen Truppen unter dem Generalmajor Ryssel I. eine „sofortige" Theilnahme an dem Gefechte gegen die Franzosen gestattet und unter ihrer Mitwirkung das Dorf Paunsdorf genommen worden sei? da vielmehr aus der betreffenden Stelle der „Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813" (S. 325 fg.) hervorgeht, daß alle sächsischen Streitkräfte, mit alleiniger Ausnahme der Batterie Birnbaum, von der Theilnahme am Kampfe ausgeschlossen worden sind.

Als nicht ganz angemessen fiel uns beim Durchlesen die S. 56 bei Gelegenheit der hartnäckigen Vertheidigung des Dorfes Probstheida durch die Franzosen gebrauchte Ausdrucksweise auf: „Bei Probstheida aber fing in den Adern der Franzosen das Blut zu kochen an".

Auch müssen wir gestehen, Darstellungen von Kriegsereignissen, welche so in die Einzelnheiten gehen, wie die in dem vorliegenden Werke enthaltenen, lieber Männern vom Fach überlassen zu sehen. Geschichtsforscher wie der Verf. sollten unserer Meinung nach sich auf weniger detaillirte Beschreibungen von Schlachten, Gefechten, Belagerungen und Bewegungen einlassen, als die allgemeinen politischen Zustände, den Gang und die Bedeutung des Ganzen im Auge behalten und zugleich die oft so versteckten Ursachen der in die Augen springenden Erfolge durch fleißiges Nachforschen und sorgfältiges Eingehen in die Individualität der handelnden Personen aufzuklären suchen. Hier scheinen jedoch grade die bedeutendsten politischen Momente, wie die Verhältnisse, welche Napoleon's erste Abdankung herbeiführten, die letzten Unterhandlungen mit ihm, selbst der wiener Congreß und die Stellung der verbündeten Mächte zu einander, sowie die der zurückkehrenden Bourbons zu dem französischen Volke und Heere, aus welcher die folgenreichen Bewegungen der neuesten Zeit hervorgegangen sind, zu den gegebenen militairischen Details unverhältnißmäßig kurz behandelt worden zu sein.

Nächstdem müssen dergleichen umständliche Berichte über jeden Marsch, jedes Zusammentreffen einzelner Abtheilungen der streitenden Heere den Leser ermüden, ohne ihm ein übersichtliches Bild des darzustellenden Ganzen, geschweige denn einen eigentlich wissenschaftlichen Ertrag zu gewähren, wozu dem vorliegenden Werke auch noch die erfoderlichen Pläne fehlen.

Nachdem wir uns diese Bemerkungen erlaubt haben, können wir nicht umhin, den Fleiß, die Ordnung und Genauigkeit, welche der Verf. auf die Beschreibung jener wichtigen Ereignisse verwendet hat, dankend anzuerkennen.

Es will uns jedoch bedünken, als können die Acten über jene Begebenheiten noch keineswegs als geschlossen angesehen werden, da so viele wichtige Männer, die zu jener Zeit im Felde und Cabinete bedeutende Rollen gespielt haben, grade jetzt erst mit ihren Denkwürdigkeiten hervortreten, und als sei es daher vielmehr erst dem künftigen Geschichtschreiber vorbehalten, aus den oft widersprechenden Angaben der Einzelnen das Wahre zu sondern und in Ein Bild zusammenzustellen. 40.

Literarische Notizen.

„Italie pittoresque, Tableau historique et descriptif de l'Italie, du Piémont, de la Sardaigne, de la Sicile et de la Corse", von Norvins, Walckenaer, Legouvé, Roger de Beauvoir, H. Berlioz und Grafen von Forbin mit 150—200 Stahlstichen von berühmten Künstlern, soll in 60 wöchentlichen Lieferungen vom 1. Mai an erscheinen. Ein mit diesem concurrirendes umfangreicheres Werk ist: „L'Italie, la Sicile, les îles éoliennes, l'île d'Elbe, la Sardaigne, Malte, l'île de Calypso etc." Das Ganze ist auf 7 Bände in 4. (mit 250 Stahlstichen von ausgezeichneten Künstlern) berechnet. Der Herausgeber, St. Germain Leduc, verschmäht den jetzt so beliebten Ausdruck „pittoresque", den das vorher angezeigte Unternehmen führt, bei Italien als pleonastisch. Außer vielen ungenannten französischen und italienischen Gelehrten, die ihre Theilnahme dem Herausgeber zugesagt haben, nennt er Chateaubriand, Lamartine, de Laborde, Raoul-Rochette, Pianelli, Mazzara, Orioli u. s. w.

Ein interessantes Werk sind die „Mémoires de tous", deren bis jetzt erschienener erster Band das 7. Capitel der Memoiren des Grafen Peyronnet, Auszüge aus den Memoiren der Herzogin von St.-Leu, einen Brief Lafayette's und „Expédition d'Irlande" von dem Herzoge von Cornwallis enthält.

M. D. Nisard gab in 2 Bdn. „Études de moeurs et de critique sur les poètes latins de la décadence". 43.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 134. —— 14. Mai 1834.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Dritter Theil, die Jahre 1819—1824. Vierter Theil, die Jahre 1825—1827. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. 8. 4 Thlr. *)

Indem wir uns in dem Reichthum, den auch diese beiden Theile des Göthe-Zelter'schen Briefwechsels umfassen, nach einem Punkte umsehen, von dem unsere zweite Anzeige des merkwürdigen Werks ausgehen könnte, stoßen wir auf des Majors Parry Bemerkungen über Lord Byron's Charakter (IV, S. 67):

Jedem schlichten Manne, wie ich es bin (heißt es in dieser Schilderung, wird es gewiß einleuchten, daß die vornehme Geburt und daraus folgende vernachlässigte moralische Erziehung des Lord Byron sein größtes Unglück war. Er war ein Edelmann und ein verzogenes und vernachlässigtes Kind.

Göthe preist die Schilderung dem Freunde, und wir dürfen nach Dem, was er über dieselbe sagt, annehmen, daß sie ihm aus dem Herzen geschrieben war, um so mehr aus dem Herzen, da, wie wir wissen, er ganz erfüllt war von dem Werthe des unvergleichlichen Dichters, dem er ja auch ein Todtenopfer gebracht, wie England es nicht vermochte. Was Parry und Göthe urtheilten, ist nachmals auf das bündigste durch Moore's Biographie Byron's bestätigt worden, durch dieses vortreffliche Werk, von dem das „Edinburgh Review" so wahr als schön sagt:

Eine so traurige und düstere Geschichte wird nicht leicht in irgend einem Werke der Dichtung gefunden werden; und wir möchten den Moralisten nicht beneiden, der es, ohne zu Milde gestimmt zu werden, lesen kann.

Weshalb wir aber mit diesen Bemerkungen über Byron anheben, sagen wir sogleich. Diesem großen Manne fehlte es an einem leitenden Princip für das Leben, an dem hohen Gefühl für Pflicht, die das Leben erst zu einem Ganzen macht, die das von Gott anvertraute Pfund wuchern läßt und dem Eigner das Vertrauen gibt, die von ihm ausgestreute Saat werde Frucht bringen zehn- und hundert- und tausendfältig. In Byron entzückt uns die angeborene Güte, das liebebedürftige und liebevolle Wesen; aber durch einen seltsamen Widerspruch trübt oder vernichtet er oft den Eindruck, den diese Güte gemacht, die Wirkung, die aus ihr hervorgegangen. Seine Werke erregen Staunen und Bewunderung; aber man möchte sie eher Fulgurationen als Emanationen nennen; und wenn die gütige Vorsehung ihm gönnte, mitten in einem glorreichen Unternehmen aus der Welt zu scheiden, so erinnert uns eben dieses frühe Scheiden an die Vergeudung von Kräften, die großartig und nachhaltig bis zu einem fernen Lebensziele hätten wirken können. Wie anders Göthe! In dem letzten von uns anzuzeigenden Bande des „Briefwechsels" lesen wir vertrauliche Mittheilungen des Greises; und wer läse sie, ohne die Betrachtung anzustellen, welcher Mann, welcher Jüngling Der müsse gewesen sein, der als Greis sich also aussprach! Wie die Vorsehung gleich bei seinem Werden für ihn sorgte, indem sie durch solche Aeltern ihm eine solche Erziehung gab, das ist uns aus seinen Confessionen bekannt. Was wir an Byron vermißten, das finden wir bei ihm im vollsten, schönsten Maße; es ist das hohe Gefühl für Pflicht. Dieses Gefühl ist die Seele der Göthe'schen Briefe an Zelter; und dies ist vielleicht der bedeutendste Gesichtspunkt, aus dem wir sie betrachten können. In der „Iphigenie" heißt es: „Nimmt doch Alles ab! Das beste Glück, des Lebens schönste Kraft ermattet endlich;" nicht so bei Göthe jenes Gefühl. Hat es sich in keiner seiner Productionen so lebhaft ausgesprochen, so wird doch nur ein stumpfsinniger Leser dasselbe in den Briefen aus Italien, in denen an Schiller übersehen; in unserm Buche tritt es lebendiger zu Tage, wie ja der Greis, ganz der Natur gemäß, mehr und mehr sich zu Mittheilung neigt; er, von welchem wir reden, erscheint, wie er der letzten Stunde naht, ein Herakles, in welchem die Flamme bald das Sterbliche aufzehren wird, der sich dem Göttersitze naht. Liest man aus diesem Gesichtspunkte den „Briefwechsel", dann begreift man recht, was Göthe wollte, wenn er von Frau von Stael sagt (Werke, B. 31, S. 172): „Sie hatte keinen Begriff von Dem, was man Pflicht heißt, und zu welcher stillen und gefaßten Lage sich Derjenige entschließen müsse, der sie übernimmt." Göthe entschloß sich zu dieser stillen und gefaßten Lage; gar mancher Brief ist ein Zeugniß, wie er unter Zerstreuungen und Verkümmerungen, unter Miswollen und Misverstand Dessen, was er wollte, unter Altersschwächen und Verlusten, bei dem Untergange der Grund-

*) Ueber den ersten und zweiten Theil vgl. Nr. 1—3 d. Bl. D. Red.

säße, unter denen er vom Jüngling zum Manne reifte, bei dem unendlichen, reißenden Wechsel der Ansichten und Vorstellungen des Tages, wie er unter allem Diesen immer derselbe blieb, immer die große Aufgabe seines Lebens im Auge behielt und für dieselbe arbeitete; treu der Pflicht, die er so schön in den Worten ausspricht: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefodert wird, ist Wahrheitsliebe." Ihr genügte er im vollsten Sinne; und waren es auch nicht gewaffnete Feinde oder Elemente, gegen die er zu kämpfen hatte, doch darf man das eigne Wort auf ihn anwenden:

> Er stehet männlich an dem Steuer;
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
> Und vertrauet, scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern.

Wenn ein Mensch eine so hohe Stufe der Bildung, sittlicher und ästhetischer, erreicht hat wie Göthe, wenn derselbe zu hohen Jahren herangekommen ist, dann ist es sehr natürlich, daß die Größe, die er errungen, von Gleichmuth und Milde begleitet ist, und daß diese sich in dem Blick auf die Welt, auf andere Menschen kundgibt. Der wahrhaft große Mann wird das Treiben der Welt ruhig ansehen; er wird, vollends im hohen Alter, nicht gereizt werden durch Unverstand und Verkehrtheit, nicht überall gleich eingreifen, ändern, bessern wollen; er hat das Gefühl, das Seine auch für Andere gethan zu haben, und erwartet getrost die Ernte dieser Saat; lange und vielfältige Erfahrung hat ihn duldsam gegen die Schwächen der Menschen gemacht, und selbst ihre Schlechtigkeit reizt Den nicht, der da weiß und dafür gestrebt hat, daß die Wahrheit und das Gute nicht unterliegen können; fortwirkend, so lange es ihm noch Tag ist, spricht er mit unserm Dichter:

> Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,
> Doch immer jung genug, etwas zu thun.

Wie rührend und erbaulich ist es, Göthe sagen zu hören: „Die Masse der unzulänglichen Menschen, die einwirken und ihre Nichtigkeit aneinander auferbauen, ist gar zu groß; selbst mit Bedeutenden ist's nicht immer ganz just; doch kann und muß man sich über Alles trösten, da es am Ende doch auch ganz vortreffliche Menschen gibt, auf die man für jetzt und künftig seine Hoffnung niederlegen mag" (III, 396); und gewiß ganz aus seiner Seele schreibt der Freund: „Das hat man denn doch an der Wahrheit, daß sie bleibt, was sie ist" (III, 475). Diese Milde Göthe's gibt dem „Briefwechsel" eine eigne Anmuth, sie erzeugt ein sehr behagliches Gefühl; wer empfände sich nicht auf das angenehmste berührt, wenn er den Greis sich über die Darstellungen des neugriechischen Gedichts „Charon" äußern hört, unter denen eine gelungene ihm das Wort eingibt: „Du wirst mir diese Freude gönnen" (IV, 73); wenn er mit solcher ermunternden Aufmerksamkeit und Wahrheitsliebe dem von dem Freunde empfohlenen jungen Künstler Ternite entgegenkommt. Diese Milde finden wir bei Zelter nicht in dem Grade; daß sie aber oft unter einer etwas rohen Maske dennoch verborgen liegt, erkennen wir ohne Mühe; und gewiß ist des Freundes Sinnesart nicht ohne Einfluß bei ihm geblieben. Ist es doch, als ob ein Wiederstrahl von Göthe's Sein in unser Gemüth fiele, wenn wir lesen: „Ich will der Narr nicht sein, der mit Schmälern zu Winkel geht und sich an dem Wohlergehen Eines Menschen in der Welt ärgert" (III, 478). Aber es ist auch Zelter's eigne Natur, die hier spricht.

Göthe ist oft, vor Allem in früherer Zeit, getadelt worden über allzu große Strenge gegen Andere, über Kälte und Hochmuth; wiederum, besonders in seinem höhern Alter, wegen Schwäche und übertriebener Nachsicht in Beurtheilung Anderer. Der Mensch bleibt Mensch; und wo ist Derjenige, dessen Tugenden durchaus die strenge Linie des moralischen Gesetzgebers halten? Dem kräftigen, vor Andern hoch vorragenden, eifrig strebenden Manne ist es wol nicht hoch anzurechnen, wenn er sich vor dem Zudringen Geringerer, Unbedeutender schützt, und sollte er auch einmal darin zu weit gehen; wie ja dem Greise wol zu gönnen ist, daß er durch Freundlichkeit und Liebe sich eine Umgebung, eine gemüthliche Atmosphäre schaffe, sollte dieselbe auch nicht Jedem die passende dünken. Lese man aber doch, in Beziehung auf die frühere Zeit Göthe's, was er 1787 aus Rom schreibt:

> Moritz ist bisher mein liebster Gesellschafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch furchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, besser noch glücklicher werden, eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu sein (Werke, B. 29, S. 108).

Und in Hinsicht auf die spätere Zeit ist es wol billig, Das, was uns das Rechte dünkt, Dem nachzusehen, was den so hoch auch um uns verdienten Greis beglückte. Der ist gewiß kein wahrer Verehrer Göthe's, der sich nicht mit ihm freut, wenn er liest:

> Indessen sammeln sich wieder neue Gedichte zum „Divan". Diese mohammedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter? (III, 86.)

An dieser Freude nahm Zelter den innigsten Antheil; dabei interessirte er sich auf das lebhafteste für alles Einzelne, was von Göthe ausging; im Gebiete seiner Kunst konnte er dem Freunde, der hier eines Beistandes bedurfte, Aufschlüsse geben; als Baumeister, der sein Fach aus dem Grunde gelernt, war Jenem sein Rath und sein Urtheil von Gewicht; öftere Reisen, die Zelter machte, gaben den erwünschtesten Stoff zu Mittheilungen an den Freund, dessen Fuß bei immer sich mehrenden Jahren gebunden war, der aber fort und fort lebhaften Antheil an den Dingen draußen nahm; Besuche in Weimar wurden von Zeit zu Zeit erneut; Göthe erkannte dann mit den leiblichen wie mit den Augen des Geistes die unverwüstliche Kraft und Tüchtigkeit des originellen Mannes, der ihm im vollsten Sinne des Wortes eigen war, und aus der Ferne tönten ihm darnach Worte zu, wie er sie vor Allem gern hörte, Worte, wie das oben angeführte: „Das hat man denn doch von der Wahrheit, daß sie

bleibt, wie sie ist." Darüber, wenn ihm auch im Ganzen die Derbheit, das barocke Wesen des Mannes zusagte, ihn unterhielt, übersah er wol diese und jene Licenz, die uns, dem hohen Freunde gegenüber, unmäßig erscheinen will. Denn in der That, hier und da ist das Maß, welches Göthe in allen Dingen und an allen Dingen liebte, überschritten. Doch was sind solche Einzelheiten gegen den ganzen Lebenscomplex! Der verdient es nicht, diesen „Briefwechsel" erlebt zu haben, der Göthe's Worte an den Freund nicht empfinden kann:

Freud und Leid haben wir in diesen 20 Jahren einzeln und zusammen genugsam erlebt und erfahren; und so war mir denn auch Deine liebe Gegenwart in meinem peinlichen Zustande höchst erquickend; ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die Andern es anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Mensch dem andern sein kann und ist (III, 394).

Aber es ist Zeit, daß wir uns zu den einzelnen Bestandtheilen der vorliegenden beiden Theile wenden. Gleich auf der ersten Seite des dritten begegnet uns die „culinarische Sendung der Rübchen", die, wie wir hören, so großen Anstoß erregt haben. Wir freuten uns des guten Zeichens und waren im Voraus versichert, auch diese Theile werden die Farbe des Traulichen, der Natürlichkeit, des Lebens tragen. Es folgt sogleich Göthe's berühmter „Maskenzug", der im December 1818 an der russischen Kaiserin vorüberzog; dann wirkt der „Westöstliche Divan" ein; „Myron's Kuh" gibt zu den erfreulichsten Bemerkungen Anlaß, wie Schubarth's Buch über Göthe. Schon auf der 19. Seite sind wir nach Wien versetzt, von wo aus Zelter an Göthe schreibt (gewiß ist Manches zwischen dem 18. Januar und 26. April unterdrückt; in diesen Zeitraum fällt Kotzebue's Ermordung). Lebendig, naiv, echt Zelterisch sind diese Briefe aus Wien; der Mann verstand die Kunst des Sehens und hatte Sinn für Originalität, für den Spaß, dazu Humor genug, ihn gehörig wiederzugeben; und was gab es von Wien aus nicht Alles über Musik zu berichten! Durch S. 29 ist man in den Prater versetzt; wir folgen dem Reisenden in die Theater, Kirchen, Concerte, Galerien, Bäder, zu den berühmten Musikern, lachen mit ihm über das so komisch verschlafene Rendezvous mit Beethoven, freuen uns mit ihm des Anblicks der schönen Griechinnen und blicken in das Herz, das ihn des hohen Freundes werth machte, aus welchem am 28. August mitten unter Genüssen, Unruhen, vielfachen Bekanntschaften die Worte strömen:

Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich in Dir nur haben.

(Der Beschluß folgt.)

Pariser Salon 1834.

2. *)

In der Kunst wie in der Geschichte treten Pausen ein, in denen sich der Genius ausruht. Große Talente sind daher Erscheinungen, wie große Begebenheiten, strahlende Kometen, die uns nur selten sichtbar werden, fast niemals ganz nahe kommen. Inzwischen ist die Alterthumsmanie, oder die Ansicht der Kunstfreunde und Kritiker, die blos das antike Schöne classisch und das allgemein Anerkannte unübertrefflich finden, eine Manie wie jede andere, und man muß sich hüten hinein zu verfallen.

Ich sage dieses, weil ich eben auf dem Punkte bin, mir auf eine ähnliche Art den Tadel der Antiquare oder Vergötterer zuzuziehen. Sie haben schon längst gesagt: „Canova ist todt, nie bekommen wir einen Canova wieder". Es ist ein Trost, daß sie dies häufig von andern berühmten Leuten sagen, sobald sie himmelwärts reisen. Der unsterbliche Canova hat sich darauf nichts eingebildet.

Wer ist Foyatier? wo ist er? wer war sein Vater, wo ist er geboren? Hat er einen Orden, hat er Geld? Ist er moralisch, und welche politischen Grundsätze bekennt er? Darauf vermag ich nicht zu antworten. Wie ich glaube, ist der großen Stadt Paris von dem Manne wie der Welt überhaupt noch nichts bekannt geworden als einige Marmorgestalten, und auch von diesen kenne ich außer ein paar Büsten nur zwei. Aber diese sind sein Spartacus in den Tuilerien und seine Siesta auf der diesjährigen Ausstellung.

Es ist viel gewagt einen Bildner auf diese wenigen Autoritäten hin für einen Canova zu erklären. Aber ich mache es in diesem Falle wie Napoleon, der das Kreuz der Ehrenlegion einem Soldatengenie in Voraus ertheilte, sprechend: „Il la gagnera". Wenn Foyatier noch nicht Canova ist, so kann, so wird ers werden. Ueber die Vortrefflichkeit der Statue des Spartacus ist so viel Lobenswerthes gesagt worden, daß ich ihre Classicität als erwiesen annehme und nur die Siesta bespreche, in welcher augenscheinlich der Künstler, der im Spartacus die männliche Kraft und Schönheit voll Ausdruck schuf, das contrastirende Gegenstück in weiblicher Form liefern wollte.

Stellen Sie sich ein Tizianisches Weib in der üppigsten Fülle vor, wie sie bis aufs Hemd entkleidet auf einem Divan ruht, wie auch das italienische gefaltete Hemd durch die Situation bis zu den Schenkeln herabfällt und nur noch lose an dem linken Arme befestigt ist, der ein Büchlein hält, welches andeutet, sie sei überm Lesen eingeschlafen.

Es ist wahr, daß die beiden Tizianischen Venus in der Tribune von Florenz wunderliebreizend auf ihre Lager gegossen sind, wahr, daß Dominichino's Diana verführerisch schlummert, und wahr auch, daß andere Bildner alter und neuerer Zeit schöne schlafende und ruhende weibliche Gestalten schufen. Aber diese Gruppirung, diese Auffassung, diese Lichtgebung im Marmor, insgesammt verbunden mit einer Virtuosität des Meißels, die den Stein belebt, ihm Colorit und Seele gibt, sie ward noch nirgendwo erreicht. Doch dies nicht etwa, weil andere Bildner weniger gut arbeiteten, weniger idealisch darstellten; ganz im Gegentheil. Hier ist nicht die Rede von mehr Ideal, als die Idee für die Gruppirung brauchte. Alles Uebrige ist Natur, unbeschreibliche, reizende Natur.

Wenn man gerecht sein will, so muß man bei dieser Figur eingestehen, daß die Bildner bis jetzt keine so schöne Brust erfanden, als die dieser Siesta ist. Die Ursache liegt darin, daß sie modelten, idealisirten, verbesserten und verpfuschten. Seht nur dieses Fleisch an! wo gibt's ein schöneres? Aber es ist doch Stein. Und von demselben Stoff sind Leib und Arm und Hals und Antlitz. Das schöne Köpfchen, mir ist, als hätte ich es schon irgendwo gesehen, nur etwas dürftiger, französischer. Ihr werdet gestehen, daß man keine schönere schlummernde Physiognomie haben kann. Sogar die baumelnden Locken schlafen, und das Halsgrübchen und die dunkeln Partien in dem Gewande, sie küssen möchte man oder wie ein Zephyr hineinschlüpfen und die Falten wie ein Segel aufblasen.

Das Alles aber ist Styl des Meisters.

Ueber die Manier, das Gewand zu bearbeiten, welche ganz neu und originell ist, ließe sich hier noch ein Besonderes sagen. Foyatier faltet nicht glatt und polirt wie die frühern Bildner, sondern er ahmt die Zeuche nach. Das Hemde dieser Figur ist ein Hemd, und es ist, als ob es gar nicht von demselben Stein-

*) Vgl. Nr. 116 d. Bl. D. Red.

Block stamme. Sein Wurf ist ebenso beschaffen, daß man kein Läppchen ändern, keine Falte austilgen möchte. Kurz, Alles an dieser Siesta ist Natur in der idealsten Form, verführerisch, und nur Canova hat diese größte Wirkung durch seine Reize auf die Sinne hervorgebracht. Foyatier ist noch ein junger Mann. Er lebte eine Zeitlang, allem Charlatanismus abhold, in seinem Atelier blos sich selbst. Da zog ihn die Julirevolution vor andern Plastikern ans Licht, und er begann zu glänzen. Allgemeines Schicksal des wahrhaften Talents, das von der Misere bedroht wird, wenn ihm die Reichthümer fehlen, selbständig zu sein.

Nach Foyatier ist es insbesondere Pradier, ein Genfer, der sich als Plastiker durch seine Arbeiten auszeichnet. Er war in letzter Zeit der Erste und machte um so mehr Aufsehen, da er ungewöhnlich productiv ist. Wir sahen im vorigen Jahre von seiner Hand eine Danaide mit einem Hirsche und ein junges Jägermädchen und finden in dem diesjährigen Saale der Statuen abermals drei Nummern, davon die eine eine marmorne Gruppe in Lebensgröße aus der griechischen Mythologie bezeichnet und einen Satyr vorstellt, der eben im Begriff ist, eine widerstrebende Bachantin zu liebkosen. Es geht mich nichts an, warum der Bildner eine so verfängliche Situation wählte. Vielleicht dachte er, der Erotismus würde ihn begeistern und seinen Figuren Leben einhauchen. Dem ist aber nicht so; denn ungeachtet die Gruppe in allen Theilen mit Kunst und Sorgfalt vollendet, blieb sie doch Marmor und ließ mich kalt. Die Nymphe, über dem Bein des Satyrs krumm gebogen, ist mehr geeignet, Mitleiden als Wollust einzuflößen. Man möchte sie von ihrer Tortur befreien und das schöne mit Weinlaub und Trauben umrankte Köpfchen, das unbarmherzig zur Erde gebogen, zu sich emporheben und fragen, ob ihr der rohe Mensch, der Satyr mit seinen Bocksfüßen, auch weh gethan habe. Dieser Satyr, ich will es nicht in Abrede stellen, mildert die Fehler, die ich an seiner Schönen berühre. Wenn ich ein Frauenzimmer wäre, hätte ich sie vielleicht gar bei seiner Beschauung vergessen. Doch nichts weiter von diesem Satyr, seinem nervösen Gliederbau und seinem spitzigen ziegenbärtigen David'schen Gesichte.

Pradier ist ein ganz vorzüglicher Bildner, aber er erhebt sich weder in der Idee noch in der Ausführung über seine Zeitgenossen. Es gibt Seinesgleichen viel in Italien, Deutschland und England, wie es überhaupt in unserer Epoche viel des Guten und wenig des Ausgezeichneten gibt. Ich möchte sagen, er französire, er pinsele und künstele zu viel an seinen Schöpfungen, und dadurch entferne er sich von dem einfachen natürlichen Reize, der Wahrheit der Gestalt und der schicklichen Lage oder Stellung derselben.

Ich könnte die traurigen Folgen dieses Hauptfehlers der französischen Kunstschule durch eclatante Beispiele darthun, wenn ich mich auf die minder wichtigen Erscheinungen auf der diesjährigen Ausstellung einlassen wollte. Mehr denn drei Viertheile der Gesammtheit sind technisch erzwungen und voll groben Unverstandes in Composition und Ausführung.

Eine rühmliche und auffallende Ausnahme macht der Bildner Cortot, von dem ich zuerst eine Statue zu Gesicht bekomme. Wahrscheinlich ist er auch wieder eins von den plebejischen Talenten, die unter der aristokratischen Herrschaft der protegirten Virtuosen keine Geschäfte machten und sich in den letzten Jahren aus dem Strome gewöhnlichen Wassers emporarbeiteten.

Ein großes gewaltiges Werk ist das, was der Künstler in die Galerie brachte. Es würde dem Spartacus von Foyatier nichts nachgeben, wenn der Gegenstand ganz das Vortheilhafte mit dem Schönen vereinte, das den Bildner emporhebt. Niemals können liegende und sitzende Figuren so leicht eine architektonische Bestimmung erhalten wie die stehenden und gruppirten. Man weiß sie nicht zu lassen, ausgenommen im Museum. Für dieses sei denn auch dieser Soldat von Marathon, der sterbende Siegverkünder im griechischen Perserkrieg, bestimmt. Er wäre ein treffliches Monument für das alte Athen, unserer Zeit kann er nur ein Kunstwerk sein.

Die Statue, obgleich kolossal, ist sprechender als alle, die ich bis dahin in diesem Genre von französischem Meißel erschaffen sah. Sie ist der geschichtliche Moment in Stein gemeißelt, voll classischen antiken Ernstes, voll kriegerischen Ausdrucks, voll unbegrenzten Patriotismus. Wir sehen den Krieger voll Siegesfreude unter den Worten niederstürzen: „Wir haben gesiegt!" Hoch hebt er mit der Hand den Lorberzweig, da schon die Knie vor Anstrengung brechen, der Schild unter ihm sinkt und das Schwert seiner Rechten entfällt. Es ist ein unbeschreibliches Frohlocken mit Todesschmerz in seinem Antlitz sichtbar, die Muskeln schwellen, die Sehnen des Leibes sprengen krampfhaft und Alles in dem Manne zeigt an, daß er nur noch eine Spanne Zeit hat zum Tode. Die Figur ist ganz nackt. Und hierin hat der Meister gewiß nicht übel gethan. In der Rüstung läßt sich das Große der Idee in diesem sterbenden Herold nicht ausdrücken. Man wäre damit aufs Gesicht und die Hände beschränkt und könnte höchstens noch einige Beinmuskeln sehen lassen.

Die Ausführung dieser Statue kommt der Composition gleich. Man wird erfüllt von Bewunderung ob der Schönheit und Wahrheit des Körpers. Er verräth eine umfassende Kenntniß der Anatomie, und ein Talent zu bilden, das den ganzen Michel Angelo gekannt und die Gruppe des Laokoon bis zu den feinsten Nuancen auswendig wußte. Vielleicht irre ich nicht, wenn ich sage, der Laokoon habe den Künstler zu seinem Unternehmen veranlaßt, und er habe, um etwas ihm nahekommendes Imposantes zu liefern, darob den Krieger gewählt. Leichter konnte er inzwischen auch durch den sterbenden Fechter und andere Antiken auf seine Idee gebracht werden. Großes erzeugt Großes.

Und darum Ehre den Namen Cortot und Foyatier, als den neuen bessern Bildnern der französisch-italienischen Schule. Ihre Namen und ihre Arbeiten werden vielleicht schon in einigen Jahren alle Favoriten der Kaiserepoche und der Restauration verdunkeln. Ihr Reich von Bronze und Granit ist aus, die gewöhnlichen Mittel und die gewöhnliche classische gute alte Natur nahm ihre Stelle ein: Chacun à son tour.

Noch muß ich hier einer schönen marmornen Statue Molière's im Costum der Zeit, von Durat, einer Pudicitia, von Jaley dem Sohne, und einer Gruppe: Daphnis und Chloe, von Gayard dem Sohne, erwähnen. Sie sind insgesammt von Werth und mitunter, besonders in Bezug auf die beiden letztern Werke, mit vieler Anmuth aufgefaßt und mit Talent ausgeführt. Wären sie nicht so parisisch schön, so idealisch unnatürlich, ich würde sie loben, nach meinem besten Gefühl und ihnen sogar nachsagen, daß sie Schäferunschuld und Schamhaftigkeit ausdrückten. Doch, den Göttern sei's geklagt, so macht man keine Pudicitia und noch weniger Theokrit'sche Hirtenmädchen! Ich könnte Hrn. Jaley auf eine herrliche antike Schamhaftigkeit aufmerksam machen, die sich in der Galerie des Capitols befindet, und auf eine andere im Palaste Pitti, ja sogar auf eine im Louvre, wenn es keine Muse ist, die so verschämt thut; allein das würde ihm doch nichts mehr nützen, da die seinige fertig ist und auch mein Rath nicht bis zu seinen Ohren kommen möchte. 29.

Literarische Notizen.

In London wird bereits ein „Landscape annual for 1835" angekündigt, dessen illustrations aus Spanien entlehnt sind.

Auf Subscription soll erscheinen: „The literary life and unpublished miscellanies of John Galt", in 3 Bänden. Unter den Miscellaneen befindet sich auch eine Geschichte des siebenjährigen Krieges, welche in einem, Schiller's „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" verwandten Geiste bearbeitet sein soll.

Die erste Lieferung von der Reise des blinden Holman ist dem Erscheinen nahe. 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1834.

Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Dritter und vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Außer dieser Reise nach Wien ergötzen uns noch mehre andere, nach Pommern, wo wir Zeltern in großer Gefährlichkeit, aber ganz seiner kräftigen Natur getreu erblicken, nach Holland, dem Rhein und Westfalen, nach München (im J. 1827), und vor allen eine nach Herrnhut. Zelter in Herrnhut! — aber abgesehen davon, daß eine religiöse Eigenthümlichkeit wie die dortige ihn doch auch interessirte — ihn zog seine Kunst hin. Ein Literator daselbst, Peter Mortimer, ein Mann von 72 Jahren, hatte ihm vor längerer Zeit ein Manuscript gesandt, worin er die Kirchentonarten, die man griechische nennt, auf feste Grundsätze zu bringen suchte. Den wollte er kennen lernen, und auch der Minister in Berlin gab dazu Vorschub. Die Schilderung nun dieses höchst originellen Peter Mortimer, wie des Eindruckes, den Herrnhut auf den Reisenden gemacht, ist wiederum echt Zelterisch. Man muß sie im Buche (III, 261) selbst lesen. Daß einen Mann wie Zelter, echt-evangelischen kräftigen Glaubens, die ascetisch-mystische Weise Herrnhuts nicht anziehen konnte, ist natürlich; daß es an manchem derben Ausruf darüber nicht fehlen würde, war zu erwarten; aber wie unbefangen, wie human er dieses Alles aufnimmt, wie naiv er sich darüber ausspricht, darüber kann man nicht anders als sich herzlich freuen.

> Was ein abstruses Wesen, mit Begeisterung vorgetragen, wirken kann, ist mir abermalen klar geworden. — Man entschuldigte sich, die Pfingstliturgie sei zu lang; ich nahm die Sache in Schutz auf meine Weise. Nichts ist lang oder kurz, was recht und der Intention gemäß ist.

Dann aber:

> Der Anblick des Bethauses hat mich frappirt. Der große Saal kreideweiß angestrichen, Fenster weiß verhängt, alle Frauen kreideweiß angezogen, spalierartig nebeneinander sitzend — ich fühlte mich wie unter Abgeschiedenen, Auferstandenen schauerlich (S. 255). — Ich bin davongelaufen (S. 259).

Für diese Schilderung, deren Vortrefflichkeit wir nur angedeutet haben, vernimmt denn auch Zelter das belohnende Freundeswort:

> Wenn ich vergangenen ganzen Winter arbeitend stets an Dich dachte, so vergiltst Du mir's durch die lieben Blätter, die mir auf ewig den Wunsch, Herrnhut in seiner Individualität zu sehen, vollkommen befriedigten. Der schöne weiße Saal (nach Werner's unschätzbarem Narrensonett in Christi Blut rein gewaschen) soll nun von mir, und wenn ich noch so mobil wäre, nicht betreten werden (III, 268).

Unsere Zeit ist unendlich reich an Schilderungen von Localitäten, Instituten, Sitten u. s. w. Meistens sieht man in ihnen nur den Schildernden, und diesen in einer ewig wiederkehrenden, lebendig sein sollenden Manier. Hier sieht man auch überall, sei es in Wien, München, Holland, am Rhein oder in Herrnhut den Reisenden; aber es ist was an ihm, und wenn man ihn erkannt hat, dann wird es uns nicht schwer, auch die von ihm dargestellten Gegenstände in ihrem eigentlichen Sein zu erkennen.

Während Zelter so durch gar manchen Monat der Jahre, die diese beiden Theile umfassen, ein bewegtes Reiseleben führt, lebt Göthe still, zurückgezogen, manchmal einsam; selbst die karlsbader Reisen unterbrechen seine Thätigkeit kaum und dienen nur, ihn zu größerer zu stärken. Für Wochen zieht er sogar in ein einsames, schlechtes Wirthshaus an der Saalbrücke bei Jena, um dort ungestört zu arbeiten, und weil er da einen seinen Beobachtungen günstigen Horizont aus seinen Fenstern beherrscht. Nennen wir dies einen unwiderstehlichen Trieb, der Göthe zu sinnen, zu forschen und zu arbeiten zwang — immerhin; nur daß wir nicht vergessen, wie manches Opfer doch auch der gottgegebene Trieb fodert, damit etwas aus ihm hervorgehe, an dem Jahrhunderte sich zu erfreuen und zu erbauen haben.

Wenn die beiden Freunde und die Eigenthümlichkeit derselben, wie sie sich in den Briefen kundgibt, immer das Wichtigste in dieser Correspondenz bleiben, wenn die Briefe, zu denen Zelter's Reisen den Stoff geben, die unterhaltendsten sein mögen, wenigstens im gewöhnlichen Sinne des Worts: so begegnet uns in diesen beiden Theilen doch auch gar Manches, was im Allgemeinen für jeden gebildeten Leser Interesse haben muß. Dahin rechnen wir Das, was über so manche der Welt bekannte Personen, einen Wolf, Voß, Schleiermacher, Hegel u. A., über so manchen bedeutenden Musiker, Maler, Bildhauer gesagt wird; dahin die oft aus tiefer Erforschung und Betrachtung hervorgegangenen Urtheile über Werke der Kunst und deren Schöpfer, einen Homer, Dante, Shak-

speare, Händel, Bach; dahin die Charakteristik ganzer Perioden in der Kunst, namentlich der alten Musik. Nicht minder erfreulich und belehrend ist es, wie an einem Faden die einander folgenden Werke Göthe's zu verfolgen, so die Hefte von „Kunst und Alterthum", die naturwissenschaftlichen, die „Wanderjahre" (begleitet von den falschen, denen man, wenn man sie den Schatten jener nennt, allzu viel Ehre anthut), den Briefwechsel mit Schiller, über den wir (III, 455) ein schönes Wort lesen, und vor Allem den „Divan", der recht eigentlich eine durch die oben angeführten Worte so schön bezeichnete Epoche in des Dichters Leben macht. So ist dem Verehrer Göthe's die Erinnerung an Werke seiner frühesten Zeit gewiß hoch willkommen, wie an den nach so vielen Jahren wiederaufgefundenen „Prometheus", an den „Satyros", dessen Erwähnung uns zugleich ein wichtiges Document für das Alter des „Faust" gibt (III, 87). Höchst belehrend ist, was über Anlage und Bau eines Theaters gesagt wird, und wer wird den Bericht Zelter's über die Aufführung des „Faust" in einem fürstlichen Palast von zum Theil fürstlichen Personen in Gegenwart eines königlichen Hofes nicht mit dem höchsten Interesse lesen? Er gibt Göthe zu der treffenden Bemerkung Anlaß, „daß die Poesie eine Klapperschlange ist, in deren Rachen man sich mit widerwilligem Willen stürzt" (III, 107).

Bei alle diesem, was Göthe großentheils so nahe berührt, bleibt dieser in vollkommener Ruhe; der wohlverdiente Weihrauch, den die erhabensten Personen ihm streuen, wie dankbar er auch von ihm aufgenommen wird, umnebelt ihn nicht. Dies ist keine Abstumpfung, keine Sattigkeit; es zeigt sich nur der Gleichmuth, den ein Mann von dieser Größe, diesem Alter gewonnen haben mußte. Aber rührend ist es, wie so offenbar die Hingebung, die Offenheit Zelter's, die sich in allen Briefen desselben ausspricht, wie den Freund vor allem Andern, was Göthe willkommen sein mußte, erfreut. Die Reiseberichte werden sorgfältig abgeschrieben, corrigirt und so dem Verfasser zugesandt, damit Original und durch Freundes Hand verbesserte Abschrift für lange Zeit dem Empfänger und dem Sendenden Freude machen.

Ein Ereigniß in Göthe's hohem Alter, die Liebe zu einer jungen Dame, wird uns im dritten Theile ausführlicher und gleichsam documentirt mitgetheilt, nicht allein durch den Brief (Nr. 415), worin dieses Ereigniß berühet wird, sondern auch durch eine diesem zugefügte Nachricht aus Zelter's nur noch in Handschrift vorhandener Selbstbiographie (III, 380):

Zum Verständniß gewisser Gedichte aus den Jahren 1822 und 23 ist zu wissen, wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwidert, so wenig verheimlicht worden, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des 75jährigen Greises sprach.

Er war ein Dichter, möchten wir mit Benutzung eines Lessing'schen Wortes sagen, er war ein Dichter: kein Wunder, daß er für die Liebe höchst empfindlich war; er war eine über das gewöhnliche Maß hinaus höchst kräftige Natur: kein Wunder, daß die Liebe sich noch in dem Greise und leidenschaftlich regte. Darüber sind weiter keine Glossen zu machen. Wir freuen uns darüber, daß Zelter die Genesung des Freundes, der auch körperlich litt, förderte, daß er an dem Greise noch erlebte, was dieser im Jünglingsalter schon erfuhr, die Kraft, von Leidenschaften, Störungen, Unbilden, traurigen Erfahrungen sich durch die Dichtkunst zu befreien. Zelter erquickte den Leidenden durch wiederholte Vorlesung des Gedichts, das als eine Frucht jener Liebe zu betrachten ist („Elegie", in der „Trilogie der Leidenschaft"). Wie könnten wir unsere Betrachtung besser schließen als mit den Worten des Freundes:

Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden. Es war schwer hergegangen; doch die göttliche Frucht war da, und lebt, und wird leben, und ihres Geistes Namen über Zonen und Aeonen hinaustragen, und wird genannt werden Liebe, allmächtige Liebe.

In einer Zeitschrift wird die Ansicht mitgetheilt, in jener Liebe offenbare sich die Nemesis; denn in der dieser Liebesperiode vorausgehenden Zeit erscheine Göthe übermüthiger als billig. Uns ist dies nicht aufgefallen; wir bar erscheint er im 414. Briefe; aber vor Allem möchten wir den Herzenserguß über „seichten Dilettantismus, der in Alterthümelei, Vaterländelei, Frömmelei ein schwächendes Element sucht", nicht Uebermuth nennen, vielmehr hat jeder Deutsche große Ursache, Göthe für die Beharrlichkeit zu danken, womit er gegen dieses Unwesen ankämpfte; und Zelter hat sehr recht, wenn er ihm zuruft: „Nur zu, mein Alter! Schilt nur zu!" (III, 327.)

Die kräftige Natur Göthe's ist in der That staunenswürdig, und selten mögen in der Geschichte Männer vorkommen, in denen das Physische und Geistige zusammen in so großer Kraft sich offenbart hat. In dasselbe Jahr, an dessen Ende Göthe so „von Liebe litt", fällt die schwere Krankheit, von der wir ebenfalls (S. 292 fg.) hier Documente haben, welche ihn an den Rand des Grabes brachte, über deren glücklichen Ausgang er sich in „Kunst und Alterthum" (IV, 2) so liebenswürdig äußert. Dies gibt Anlaß zu der Bemerkung: Geistig-große Männer finden wir häufig von körperlich-kräftigen, im Verstande derben Vätern erzeugt; so Friedrich II., Schiller, Göthe. Sie Alle hatten dabei Mütter, in deren Seelen Empfindung, Reizbarkeit, Phantasie vorwalteten. Die angeführten Beispiele könnten ansehnlich vermehrt werden.

Wir führen noch kürzlich, wenn auch nur wie ein Index, Einiges von dem Merkwürdigsten auf, was der vierte Band enthält, oder woran wenigstens erinnert wird: Brand des weimarischen Theaters; Einweihung des Gebäudes der Singakademie; Fasch's Ehrengedächtniß; ein Gedicht von Zelter auf des Königs Geburtstag; Felix Mendelson; der Rechenmeister Abram, als Original zu Lessing's Alhafi; Madame Mara; A. W. Schlegel's artistische Vorlesungen; Entstehung des Mozart'schen Requiems; W. Scott's „Napoleon"; welche Liste wir ansehnlich vermehren könnten.

Briefe bedeutender Personen haben einen besondern Reiz und gewinnen erst ein eigentliches Leben, wenn die

enden verschiedenartige Naturen sind; dies ist der
i dem Göthe-Schiller'schen Briefwechsel, und wie
bei dem, den wir hier anzeigen; dazu machen die
en mehr, als man denkt, selbst ihr Leben und ihr
l. Und so haben wir in dem vorliegenden Buche
euliche Erscheinung zweier in Hinsicht auf Natur
bensgang sehr verschiedener Freunde, die indeß —
s gehört auch dazu, wenn ein Briefwechsel von
ung sein soll — in Einem Punkte übereinstimmen
s sind, in Tüchtigkeit und Wahrheitsliebe. Wir
hier vor unsern Augen, vor denen des Geistes und
: den leiblichen, den derben und doch im Innern
müths zartfühlenden, den beweglichen, raschen, alle
or den Kopf stoßenden und doch bei aller Welt
n Zelter, den tüchtigen Maurer und Baumeister,
ffsinnigen Tonkünstler; daneben den durch hohes
durch erhabene Geisteskraft beruhigten Dichterfür-
n Mann, der viel genossen, viel erlebt, viel gear-
er, mit allem Guten gesättigt, sich ein Fortleben
fallen läßt und mit Wohlwollen, Milde und Hei-
uf eine Welt blickt, die ihm von Innen und Au-
nnt ist, mit Ruhe im Innern, aber fort und fort
tigkeit, weil er des hohen Begriffs voll ist, „leben"
hätig sein".

r würden Citate auf Citate häufen und das Maß
nzeige weit überschreiten, wenn wir nur die aller-
gsten Aussprüche Göthe's oder die naiven, oft so
en Bemerkungen Zelter's aufführen wollten. Aber
Stellen aus Briefen des Letztern, woraus deutlich
ht, wie er den Freund erkannte und dessen Größe
en wußte, welchen scharfen Blick er in dessen Ei-
ilichkeit gethan — wenn er auch hier und da einen
ß thut, wie z. B. (III, 184) bei der Erwähnung
nn auch keineswegs gelobten, doch noch über Ge-
achteten Pseudo-Wanderjahre —, können wir uns
zutheilen nicht versagen.

meisten Maler (schreibt er im October 1820) haben
Imponirendes zu geben gesucht, wenn ich im Verhält-
res Aeußern zum Innern den gebornen Reichsbürger
meine, im Conflict mit angebornem Willen dagegen.
gern sehe ich Dich, wie Du, gleich einer Spinne, Deine
ch allen Seiten anhängst und beobachtend in der Mitte
ja mir so wie der Fliege zuweilen furchtbar vor-
III, 173). — Je mehr ich an Jahren zunehme, drängt
allgemeines Verständniß betrifft, ein Gefühl der Wil-
ir auf, bedenkend, daß das Talent sein geheimes Ver-
ur Muse wie die Last einer Schwangerschaft schamhaft
ja dem frechen Lichte zu entziehen sucht. Du gehst
Ei am Herzen manchen Tag umher, ehe Du den Ort
wickelst es schamhaft in unscheinbaren Stoff und legst
fernes Eckchen (III, 154).

e Bemerkung hat Göthe gewiß besonders wohl
wie sich denn gewiß der Freund ihm auch da-
npfahl, daß er nie zudringlich oder neugierig in
eimnisse seiner Dichtungen einzudringen trachtete.
de des vierten Theiles spricht Zelter seinen Grund-
Hinsicht auf diesen Punkt in einem Briefe an
ge neugierige Freundin aus und wird von Göthe
d dafür gelobt.

Wenn Göthe solches las oder eine Bemerkung wie
die bei Gelegenheit von „Myron's Kuh" (III, 16), wenn
er in der ganzen Sinnesweise des Freundes den eignen
Grundsatz bethätigt fand, den er, über Wolf urtheilend,
ausspricht: „Hätte ihn Gott zu so Vielem noch freund-
lich gewollt! Doch wie soll dies Alles beisammen sein,
was sich widerspricht!" (III, 270) — dann erscheint na-
türlich, was er dem Freunde zuruft: „Mich erquickt jedes
Wort von Dir, Deine Buchstaben sind herz- und sinn-
voll" (III, 279).

Die Anzeige der ersten beiden Theile des „Brief-
wechsels" schloß mit einem gewichtigen Worte Göthe's;
so möge auch die gegenwärtige mit einem gleich gewichti-
gen enden.

Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert
und wornach Jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampf-
schiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es,
worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und da-
durch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Eigentlich ist es
das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende prak-
tische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestat-
tet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich
selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns so viel als
möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir
werden mit vielleicht noch Wenigen die Letzten sein einer Epoche,
die so bald nicht wiederkehrt (IV, 44). 1.

Lehrbuch der alten Geschichte von Ludwig Giesebrecht.
Berlin, Nauck. 1833. Gr. 8. 14 Gr.

Der Verf., Lehrer an dem Gymnasium zu Stettin, spricht
sich in der Vorrede über die Grundsätze aus, nach welchen er
Geschichte überhaupt auf Gymnasien betrieben wissen will, und
nach welchen er die alte Geschichte in vorliegendem Buche behan-
delt hat. Er setzt den Zweck der Schule überhaupt in die Er-
ziehung zum staatlichen Leben, Humanität sei nichts von diesem
Verschiedenes, denn Bedingung alles menschlichen Lebens für
den Menschen sei der Staat; da nun alles Erziehen darin be-
stehe, daß dem Zögling ein Vorbild entgegengebracht und ihm
zugemuthet werde, es in sich aufzunehmen, so könne „das pä-
dagogische Vorbild unsrer Gymnasien", die Gesammtheit Dessen,
was sie lehren, nichts anders enthalten, als zuvörderst die we-
sentlichen Richtungen des staatlichen Lebens, dargelegt in einer
dem Jugendalter angemessenen Form, und um diesen Kern her
vorbereitende Studien. „So der geschichtliche und der geogra-
phische Unterricht, dieser bereitet für jenen vor, der wiederum,
wie ich seine Bedeutung verstehe, unter den Richtungen des
staatlichen Lebens die auf das Recht darzulegen hat. Wie die
leitenden Völker der alten Welt sich staatsrechtlich geordnet, wie
sie völkerrechtlich im friedlichen Handelsverkehr und im Kriege
sich zueinander gestellt, dies in einer Uebersicht zu zeigen, habe
ich demnach als meine Aufgabe angesehen." Der Verf. hat un-
serer Ansicht nach seine Aufgabe, wie er sie hier bezeichnet, im
Ganzen glücklich gelöst; aber wir bekennen, daß wir die Rich-
tigkeit des Princips, nach welchem er den geschichtlichen Unter-
richt gestaltet haben will, bezweifeln und dasselbe für unzu-
länglich halten. Wir wollen über Das, was der Verf. über das
Ziel der Erziehung überhaupt sagt, nicht streiten; es würde
dies uns hier zu weit führen; allein warum sich der geschicht-
liche Unterricht auf die Darlegung der Richtung des staatlichen
Lebens auf das Recht (d. h. nach des Verf. Ansicht auf das
Staats- und Völkerrecht) beschränken solle, sehen wir nicht ein,
und es hätten wenigstens Gründe dafür beigebracht werden sol-
len. Der Verf. gibt Das, was gewöhnlich politische Geschichte
genannt wird, er schildert die Staaten der alten Welt in ihrer

Gestaltung nach Außen und im Innern, allerdings, und dies ist dankenswerth, mit größerer Berücksichtigung dieses letztern, der Entwickelung der Verfassung, als es gemeiniglich in Lehrbüchern zu geschehen pflegt; über den Handelsverkehr, zumal in völkerrechtlicher Hinsicht, haben wir doch nur für die frühere Zeit Einiges, die Verhältnisse der spätern Zeit dagegen nicht berücksichtigt gefunden. Es ist nun natürlich zuzugeben, daß die Geschichte von dem angegebenen Standpunkt aus besonders dargestellt werden könne, und sie ist bereits oft so dargestellt worden; aber daß damit der Inhalt der Geschichte seinem Wesen nach erschöpft werde, und daß der Unterricht in der Geschichte sich darauf beschränken solle, ist unserer Ueberzeugung nach zu leugnen. Es ist immer nur eine Richtung der Entwickelung des menschlichen Geistes in der Geschichte, die dann geschildert und dem Schüler überliefert wird, und wir sehen keinen Grund, warum die andern Richtungen, die ebenso wesentliche Theile der Geschichte sind, nicht auch in ihr berücksichtigt, warum sie bei dem geschichtlichen Unterricht übergangen werden sollen. Wir meinen damit nicht, daß diese andern Richtungen zu besondern Gegenständen des Gymnasialunterrichts zu machen, daß etwa besondere Lehrstunden für Cultur- oder Religions- oder Kunstgeschichte anzusetzen seien; wir geben auch zu, daß jene politische Seite der Geschichte, da sie meist die Bedingungen für die andern enthält, beim Unterricht hauptsächlich zu berücksichtigen sei; nur gegen ihre ausschließliche Berücksichtigung müssen wir uns erklären und leugnen, daß eine alte Geschichte, die nur aus diesem Standpunkt geschrieben ist, die alte Geschichte nach ihrem ganzen Gehalte darstelle und für den Unterricht gnüge, da sie zu Dem, was durch diesen erstrebt werden soll, Einsicht in die weltgeschichtliche Bedeutung der alten Geschichte, nicht hinreicht, da sie, selbst wenn man das Alterthum ganz gesondert betrachtet, dasselbe nur mangelhaft und einseitig erkennen und sehr wesentliche Seiten desselben ganz unberücksichtigt läßt. Wir weisen hinsichtlich dieses letztern nur auf die Entwickelung der Poesie und Kunst bei den Griechen, auf die Verbindung der Religion mit dem Staat bei den Römern, auf die Sittenverderbniß in dem römischen Reiche unter den Imperatoren und auf den Einfluß hin, der von diesen Punkten aus sich selbst auf die Gestaltung der politischen Geschichte äußerte. Daß der Verf. auf solche Verhältnisse entweder gar nicht, oder zu wenig geachtet hat, müssen wir von unserm Standpunkte aus tadeln; was aber sein Buch, wie es eben ist, sonst anlangt, so erkennen wir gern an, daß es die politische Seite der alten Geschichte sehr gut darstellt. Wir finden die Anordnung sehr zweckmäßig, synchronistisch, sodaß die Völker, die der Verf. die in jeder Periode „leitenden" nennt, besonders hervorgehoben, die minder bedeutenden da, wo sie mit jenen in Berührung kommen, eingeflochten werden; alles Raisonnements hat sich der Verf. enthalten, dafür auf wenigem Raum in fortlaufender Erzählung viel Facta gegeben, aber doch nur so viel, daß wenigstens uns das rechte Maß nicht überschritten, die Uebersichtlichkeit nicht gestört worden zu sein scheint. Die letztere hätte vielleicht noch gefördert werden können, wenn durch den Druck selbst manches Bedeutendere mehr hervorgehoben worden wäre. Anschließen an die neuern Forschungen ist überall zu erkennen; wir loben dies; aber der Verf. ist doch bisweilen zu weit gegangen, namentlich in der ältern römischen Geschichte, wo er zwar mit Recht Niebuhr's Forschungen gefolgt ist, aber doch Manches, was nur als Hypothese gelten kann, die sich vielleicht nicht halten dürfte, ohne Weiteres als historische Thatsache aufgestellt hat, z. B. S. 64 die Theilung der Consulwahl zwischen Patricier und Plebejer, S. 121 die Umänderung der Centurienverfassung durch den Censor Q. Fabius u. A. m. Wenigstens hätte der Verf. auf die Autorität, nach welcher er sich hier gerichtet, hindeuten sollen. Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen über Einzelheiten; nur die fügen wir noch hinzu, daß der Verf. bei einer neuen Auflage, die wir dem Buche recht bald wünschen, unbeschadet der Kürze in der ältern römischen Gesch[illegible] Namen geben könne; so ist in dem Kriege mit P[illegible]mer nur von den „Römern" die Rede, Fabricius ni[illegible]ahnt, so fehlen in dem zweiten punischen Kriege bis [illegible] Schlacht bei Cannä die Namen der römischen Feldherren, während in den übrigen Theilen des Buches mancher minder bedeutende Name genannt ist. 22.

Aus Italien.

Von allen zu Europa gehörigen Ländern ist keines, mit Ausnahme einzelner Theile der Türkei und Spaniens, so lange der europäischen Wißbegierde unzugänglich geblieben als Sardinien, das doch, so nahe seinem lebhaftesten Verkehre gelegen, die Aufmerksamkeit so vielfach anzuregen im Stande war. Erst in der neuesten Zeit ist es gründlicher untersucht und beschrieben worden. Freilich, wie es jetzt ist, konnte es die Reiselust nicht eben befriedigen. Nur an seinen Küsten zugänglich, im Innern beinahe allen Versuchen, auch der muthigsten Touristen unwegsam, war wenig Aussicht da, durch Entdeckung von Denkmälern einer frühern Periode sich belohnt zu sehen, und im heutigen keine Entschädigung für die Entbehrungen und für die aller europäischen Cultur fremdgebliebenen Sitten. Mit der Anlegung von Straßen ins Innere, rechnete die Regierung, würde ein großer Fortschritt gethan sein, und ein Bericht, der über die Erfolge dieser Anordnungen jetzt vorliegt, zeigt, wie günstig dem Muthe auch hier die Umstände entgegenkamen. Die längste Straße, die man beabsichtigte, zieht sich von Cagliari nach Porto Torres, auf einer Strecke von 235 Kilometern, deren höchster Punkt sich 654 Meter erhebt. Drei Nebenstraßen sollten von da westlich dem Meere zu und vier östlich abgeleitet werden, und 1831 waren davon 65 Kilometer schon ausgeführt, von der Hauptstraße 300; etwa ein Drittheil des Ganzen. Ungerechnet die vielen Schwierigkeiten, welche Feudalverhältnisse darboten, vereinigten sich auch klimatische Schwierigkeiten, diese Anlagen zu hemmen. Nur vier Monate lang kann man in Sardinien Straßen bauen, vom Febr. bis Juni; später macht Hitze, oft bis 38° R., und Regengüsse die Fortsetzung der Arbeit unthunlich. Doch Erleichterung geben dafür wieder hier und da die vielen aufgefundenen Reste römischer Straßen, die, wo es anging, benutzt wurden und bei einer Brücke über den Tirsi, in der Nähe von Oristano, von wesentlicher Hülfe waren. Die Gegenwart des Königs, 1829, förderte besonders die Anlage des Dammes durch den Sumpf von Paulesigni, den schwierigsten Theil des ganzen Unternehmens. Sehr belehrende Auskunft über die so viel verheißenden Anlagen findet man in einer Schrift des Major Carbonazzi: „Sulle operazioni stradali di Sardegna. Discorso letto nella tornata del congresso permanente d'acque e strade del 4. maggio 1832 in Torino" (Turin, 1832). Und Alterthumsforscher dürfen hoffen, wenn erst die Arbeiten weiter gediehen sein werden, häufigere Spuren jener Cultur vorzufinden, die Etrusker, Phönicier und Karthager auf diesem so glücklich gelegnen Eilande zurückließen. Der vom König von Sardinien für den ganzen Umfang seiner Staaten gegründete Alterthumsverein kann sich dort sicher noch reichliche Entdeckungen versprechen, Entdeckungen, die vielleicht sehr dunkle Stellen der alten Geschichte erhellen. Mögen aufmerksame Garden Sorge tragen, daß keine Inschrift, keine alte Grabstätte unbeachtet verschwinde. In Turin scheint man zunächst eine Sammlung der vaterländischen Geschichtschreiber und einen Codex diplomaticus zu beabsichtigen, daher in öffentlichen Blättern die Bitte an auswärtige Geschichtforscher ergangen ist, Urkunden, die auf die sardinischen jetzigen oder ehemaligen Staaten nähern oder fernern Bezug haben, unter der Adresse: A. S. E. il Conte *Prospero Balbo*, ministro di stato presidente della R. accademia delle scienze di Torino e della R. deputazione sopra gli studj di storia patria, zur Benutzung für diesen Zweck einzusenden. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1834.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte, von J. D. E. Preuß. Dritter Band. Mit einem Urkundenbuche. Dritter Theil. Berlin, Nauck. 1833. Gr. 8. Subscriptionspreis 3 Thlr. 8 Gr. *)

Das schnelle Vorschreiten des Drucks dieses Werkes erhöht das Interesse für dasselbe; während sich das biographische Gemälde vervollständigt, gewinnt es an geschichtlicher Bedeutsamkeit. In diesem dritten Bande erhalten wir, nach der Verheißung der Vorrede zum ersten, die Darstellung der Regierung Friedrichs II. hinsichtlich der innern Verwaltung und der gesammten Cultur, wie dieselbe in Kunst und Wissenschaft, in Kirche und Schule von ihm Anregung erhielt, zur Entwickelung gedieh und Blüte und Frucht brachte.

So treten wir im fünften Buche Friedrich dem Großen nach dem siebenjährigen Kriege als Landesvater entgegen. Beleuchtung der finanziellen Anordnungen führt unmittelbar auf die Darstellung des Eingangs- und Verbrauchsteuersystemes, welches unter dem Namen der Regie berüchtigt ward. Mit den Nachrichten über Accise wird von Seite 5 an weit zurückgegangen und dann bemerklich gemacht, daß die allen Steuererhöhungen gewöhnlich vorgesetzte captatio benevolentiae — das Beste der geliebten Unterthanen — Friedrich's Ernst gewesen, aber auch gezeigt, wie es kam, daß des Königs Vertrauen zur Ausführung seiner Plane auf die Franzosen fiel, in deren Heimat bekanntlich die größte Finanzverwirrung waltete. In der Seele des großen Königs lag die Foderung, daß, wer ihm diente, sich ihm ganz hingeben sollte, und das konnte er von Ausländern, welche mit der Gesammtmasse seiner Unterthanen in offenbarem Widerspruch lebten, zuverlässiger erwarten als von Eingeborenen, deren Anwalt er nun wieder gegen die von ihm impulsirten Regieofficianten machte. Gelegentlich werden die jetzige und Friedrich's Regierung zusammengestellt zum Lobe bald der einen, bald der andern, zuweilen auf ganz eigne Weise, z. B. S. 14 und 15: „Wir erinnern, daß der Staat 1818 wieder Provinzialsteuerdirectionen ernannt und damit Friedrich's Einrichtungen keine geringe Lobrede gehalten hat." Da jene frühern eine von den gegenwärtigen völlig verschiedene Stellung, eine ganz verschiedene Verfassung, auch einen verschiedenen Wirkungskreis hatten, so bleibt der Inhalt der „nicht geringen Lobrede" problematisch.

Wir fahren fort, einige Scholien dem reichhaltigen Texte beizufügen. Der (S. 18) redend eingeführte Magus im Norden sagt S. 25 seiner „Neuen Apologie des Buchstaben H" von sich: „Er konnte zu dem bescheidenen Glücke, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Thorschreiber zu werden, nicht gelangen vor überlegener Concurrenz invalider Schuhputzer und Brotdiebe." S. 19: die „preiswürdigen Absichten" Friedrich's bei Anordnung der Regie, welche durch Mittheilung seiner Briefe an Delaunay documentirt werden, geben zugleich kund, daß, während der große König über das Ganze dieser Besteuerungsinstitution im Irrthum war, er einzelne Zweige derselben richtig würdigte und zu diesem Behufe sein Wort geltend machte. S. 47: daß das berliner Porzellan nach dem siebenjährigen Kriege das sächsische in Kurzem übertroffen habe, findet gegründeten Widerspruch. Voltaire's briefliche Aeußerung hierüber ist kein gültiges Zeugniß. So lange Erzeugnisse des Kunstfleißes den Markt nur behaupten können durch Prohibitivgesetze, sind sie kranke Treibhausfrüchte, und ein Verkennen des Segens der Nationalthätigkeit liegt in dem theuererkauften Streben, Alles selbst verfertigen zu wollen. S. 52 und 289: auch mit dem damals berühmten Metallurgen J. A. Cramer stand der König im Briefwechsel (s. dessen Leben im „Harzboten" f. 1828). S. 95:

> Friedrich's ganze Regierung ist das Kunstwerk einer einzigen Herrscheridee, und diese ist wie aus Einem Gusse zu Tage gefördert. Mercantilsystem, Monopole, Söldnerheer, Feudal- und Zunftprivilegien, Bann- und Zwangsrechte, Hörigkeit und Erbunterthänigkeit waren Früchte desselben Baumes; darum konnten sie nur in derselben Zeit reifen und abfallen. Die Zeit der Ernte aber tritt im Preußischen erst mit 1807 ein; und Keiner soll mit unheiligem Beginnen den Zeiger weder vorwärts noch rückwärts stören, welchen allein die Vorsehung an der Uhr in Bewegung setzt, deren Stundenschläge die Entwickelung der Menschheit messen.

Fügt man diesem Anathema noch bei, daß der große König, der Belehrung bis auf einen gewissen Punkt zugänglich, dann selbständig eine Meinung faßte und diese mit geistvoller, aber auch eiserner Consequenz festhielt und durchführte, so hat man den Schlüssel zu den verschieden gedeuteten Erscheinungen seines durch unübertreffbare Tha-

*) Ueber den ersten und zweiten Band vgl. Nr. 280 und 281 d. Bl. f. 1833. D. Red.

tigkeit bewunderungswürdigen Lebens. Ihm bleibt der Ruhm, die Zeitenuhr nie zurückgestellt, oft ihren Gang gefördert zu haben, welche Thatsache hier auf allen Seiten Bestätigung findet. Je mehr der Verf. sich angelegen sein läßt, unter Beibringung oft entfernt liegender Notizen den Leser vollständig zu orientiren, um so mehr Verpflichtungen legt er sich auf und läßt die nähere Erklärung bei manchen Anführungen vermissen. Z. B. was ist die Literalmethode, deren didaktischer Mechanismus (S. 121) zur Sprache kommt bei der der Form nach ungerechten Entsetzung des Abts Hähn von Klosterbergen, für eine Lehrmethode? Die Beantwortung solcher Fragen lag näher als die bei Gelegenheit der Glaubensfreiheit Preußens (S. 206—211) beigebrachten Excurse. Vorsichtig unterläßt der Verf. bei der Erwähnung liturgischer Gegenstände die Zusammenstellung des Sonst und Jetzt einzuschalten. Doch wer wird nicht mit Freude erfüllt auf die Zeit hinblicken, wo die Thaten Friedrich's zur Aufklärung seines Volkes zur Frucht gediehen und sich die uneingeschränkte Rede- und Preßfreiheit bewährte als Erziehungsmittel zur Humanität! Der Verf. erinnert daran, daß Kaiser Alexander bei der Eröffnung des ersten Reichstages des Königreichs Polen sagte: „Liberale Ideen allein sind es, auf denen das Heil der Völker (und ihrer Regenten) beruht" (S. 249). Wäre dieses nicht zu bald in Vergessenheit gerathen, so hätten wir keine Julikatastrophen und all das Unglück, das sie in ihrem Gefolge hatten, sehen müssen. Fast sonderbar klingt es, wenn Hr. Pr. (S. 284) schreibt:

Als einen der erfreulichsten Beweise, wie weit zu Friedrich's Zeit die preußische Gottesgelahrtheit gedrungen, geben wir die Erinnerung an den berühmten Missionar Friedrich Schwarz, welcher, 1726 zu Sonnenburg in der Neumark geboren, 1750 nach Indien ging, ein wahrer Glaubensbote, dessen Aussendung durch die Kirche eine der erfolgreichsten seit den alten Zeiten der Apostel genannt werden muß. Seine Wirksamkeit während eines halben Jahrhunderts unter Hindus und Muselmännern war sehr groß; selbst Hyder Ali mußte ihn ehren.

S. 333: „Bessere Wörterbücher der deutschen Sprache (als Frisch und Adelung) haben wir noch jetzt nicht." S. 424: „Das allgemeine Landrecht war der Vorläufer von M. Theresiens und Joseph's östreichischem Gesetzbuche und von dem Code Napoléon, über beide sehr bedeutend hervorragend." Dieses allgemeine Lob dort der frühern deutschen Wörterbücher, hier der preußischen Gesetzgebung könnte zum Verkennen der Werke, bei welchen jene verdienstlichen Vorgänger benutzt wurden, führen; überhaupt steht der geschichtlichen Anerkennung nichts feindseliger entgegen als Ueberschätzung. Wie redlich der Verf. bemüht ist, sich davon frei zu erhalten, zeigt die am Schlusse dieses dritten Theiles ausführlich mitgetheilte Geschichte jenes famosen Müller Arnold'schen Processes, welche, nach officiellen Quellen berichtigt, nur zu entschieden darthut, daß Rechtsverwaltung und Eigenthum gar keine Garantie hat, wenn der Regent die Befugniß üben kann, nach Willkür und Laune Gesetze und Verfassung über den Haufen zu stoßen. Der Verf. sagt:

Auch muß dieser Vorfall ewig denkwürdig bleiben wegen des edeln Geistes, in welchem Friedrich handelte, und wegen der Wachsamkeit, mit welcher er das Wohl und Wehe auch des Geringsten seiner Unterthanen zu Herzen nahm. Man wird sich immer über solche landesväterliche Sorgfalt freuen, wenn man auch die damals unschuldig gekränkten (vielmehr gemißhandelten) Richter mit theilnehmender Liebe bedauert und den Wunsch nicht unterdrücken kann, das Ungewitter möchte nicht schuldlose Häupter getroffen haben, [illegible] der König nur einmal ein Exempel statuiren wollte (S. 412).

Das ist aber grade das Schlimmste bei solchen Vorfällen, daß die glänzenden Strahlen einer edeln Absicht den Standpunkt der Beurtheilung verrücken und das an sich Tadelnswerthe zur preiswürdigen That erhoben wird. So jene Geschichte, von der weiter berichtet wird:

Die Arnold'sche Geschichte machte durch ganz Europa Aufsehen. Die Kaiserin von Rußland übersandte das Protokoll vom 11. Dec. dem Senate als eine merkwürdige Urkunde königlicher höchster Justizpflege; in Frankreich verfertigte der Kupferstecher Evangelisti einen Kupferstich zur Verherrlichung dieser Begebenheit u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Souvenirs de l'Orient par *Alph. de Lamartine*.

Unter diesem Titel erscheint ein neues Werk von Lamartine, welches Gosselin für 100,000 Francs an sich gebracht. Alles, was der große Dichter gedacht und gefühlt, regt die denkende und fühlende Welt mächtig auf. Was er namentlich über seine Kunst und deren Zukunft denkt, dürfte insbesondere unsere Leser interessiren; sie werden dem Kritiker mit ebenso lebhaftem Genusse folgen als früher dem Dichter; wir heben daher aus den „Souvenirs de l'Orient" einige Betrachtungen über die künftigen Schicksale der Dichtkunst aus, in denen Lamartine das reiche Colorit V. Hugo's mit einer heitern klaren Ruhe und einer Innigkeit des Gemüths verbindet, welche man vergebens in der Prosa des Sängers der „Orientalen" suchen würde.

„Eines Tages war ich über die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel das Sannim gewandert und von der Schneekrone, welche die Stirne des Libanons umkränzt, in die nackte, unfruchtbare Wüste von Heliopolis gestiegen. Auf den letzten Stufen des Antilibanon erhob sich eine ungeheure Gruppe gelber Ruinen, welche, von der Abendsonne vergoldet, sich auf den schwarzen Schatten der Gebirge abzeichneten. Unsere Führer deuteten mit den Fingern darauf hin und schrien: Balbek! Balbek! Es war wirklich das fabelhafte Balbek, das Wunder der Wüste, welches sich im funkelnden Glanze des Abends aus seinem unbekannten Grabe vor uns aufrichtete. Wir eilten im Schritte darauf zu, die Augen auf die Riesenmauern geheftet, auf die kolossalen blendenden Säulen, die immer wachsend, immer höher und höher in die Lüfte ragten, je mehr wir uns ihnen näherten. Bald kamen wir an die ersten Mauertrümmer, an die ersten Säulentrümmer, welche die Erdbeben weit von den Denkmälern weggeschleudert. Wir verfolgten unsern Weg zwischen der Wüste links und den Hügeln des Antilibanon zur Rechten, längs einigen kleinen Ländereien, welche von arabischen Hirten angebaut waren. Die Akropolis oder der künstliche Hügel, welcher die großen Monumente von Heliopolis trägt, zeigte sich uns schon hier und da zwischen den Ästen und über den Gipfeln der Nußbäume; endlich erschien sie uns in ihrer ganzen Pracht, und die Karavane blieb stehen wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Keine Feder, kein Pinsel vermag den Eindruck zu schildern, den dieser einzige Blick [illegible] der Seele mittheilt. Zu unsern Füßen, im Bette [illegible] stromes, rings um den Baumstämmen, nichts als [illegible] von rothem oder grauem Granite, Architrave, [illegible] se, Gesimse, zerstreute, gleichsam noch zuckende [illegible] auf ihr Angesicht niedergestürzten Bildsäulen; alles [illegible] durcheinander geworfen, in tausend Bruchstücke zersplittert, und

allen Seiten sich ergießend wie die Lava eines Vulkans, der die Ruinen eines großen Reiches ausspie!"

„Jenseits dieses Trümmerschaumes, welcher mehre Marmordünen bildet, erhebt sich der Hügel von Balbek, eine Plattform von 1000 Schritt in der Länge und 700 breit, ganz von Menschenhänden gebaut, aus Quadersteinen, von denen einige 50—60 Fuß hoch, 20—30 breit sind. Dieser Hügel zeigte uns seine östliche Spitze, mit seinen unermeßlichen Bekleidungen, mit den ungeheuern Windungen seiner unterirdischen Gewölbe, in welche sich das Wasser des Stroms wirbelnd herabstürzte, wo Winde und Wellen durcheinander braus'ten, wie das ferne Geläute einer Kathedrale. Auf dieser ungeheuern Plattform erblickte man die äußere Spitze der großen Tempel, die sich auf dem blauen und rosigen Himmel golden abzeichneten; einige dieser öden Monumente schienen unverletzt und erst gestern aus den Händen der Arbeiter hervorgegangen zu sein; andere boten nur noch Ruinen dar; das Auge verlor sich in den funkelnden Säulengängen dieser verschiedenen Tempel. Die drei kolossalen Säulen des großen Tempels, welche noch ihr reiches und mächtiges Gesimse trugen, beherrschten diese Scene und verloren sich in dem blauen Himmel der Wüste, gleichsam wie ein luftiger Altar für die Opfer der Riesen."

„Wir kamen an den Eingang einer niedrigen Hütte, deren enge Thüre und Fenster, ohne Glasscheiben und ohne Läden, aus schlecht zusammengesetzten Stücken Prophyr und Marmor bestanden. Es war der Palast des arabischen Bischofs von Balbek, welcher in dieser Wüste eine Heerde von 12—15 griechischen Christen hütet. Bis dahin hatten wir kein lebendiges Wesen erblickt als die Schakals, welche zwischen den Säulen des großen Tempels umherliefen. Der Bischof, durch den Lärm der Karavane von unserer Ankunft benachrichtigt, erschien an der Thüre der Hütte und bot uns ein Nachtlager in seiner Wohnung an. Es war ein schöner Greis mit silbernem Haupthaare und Barte, von ernster sanfter Physiognomie, edel und harmonisch seine Sprache, sein ganzes Wesen glich den ehrwürdigen Priestergestalten, die uns in Gedichten und Romanen erscheinen. Er überließ uns sein Haus, nämlich zwei niedrige Zimmer ohne Meubles und Thüren, und zog sich zurück. Auf die Trümmer von Capitälern gelagert, welche im Hofe statt der Bänke dienten, nahmen wir in Eile das dürftige Mahl des Reisenden in der Wüste zu uns. Der Herd erlosch allmälig, aber der Mond ging voll und strahlend an dem reinen Himmel auf. Wir versanken in stilles Träumen; was wir in dieser Stunde dachten, an dieser Stelle, fern von der lebenden Welt, in Gegenwart so vieler stummen Zeugen einer unbekannten Vergangenheit, die alle unsere kleine Theorien der Geschichte und Philosophie umstürzt, was sich von unsern Ideen, vielleicht noch von unsern Erinnerungen und individuellen Gefühlen in uns regte, weiß nur Gott, und wir versuchten nicht es mit Worten auszudrücken. Plötzlich erhob sich eine leise klagende Melodie hinter den Trümmern; allmälig schwollen die tiefen, noch schwankenden Töne an, und bald unterschieden wir mehre Stimmen zu einem melancholischen, eintönigen, sanften Gesange vereinigt, welcher stieg und fiel, verhallte und von Neuem begann. Es war das Abendgebet, welches der Bischof mit seiner kleinen Heerde verrichtete. Nichts hatte uns auf jene Musik der Seele vorbereitet, wo jede Note ein Gefühl oder ein Seufzer ist, in diesen Wüsten, die gleichsam aus diesen durch Erdbeben, Barbaren und die Zeit aufgehäuften Steinmassen aufstiegen; wir wurden tief ergriffen und begleiteten mit unserm Gebete, mit unserer ganzen innern Poesie die Laute dieser heiligen Poesie, bis endlich der letzte Ton der frommen Stimmen in der Stille dieser Einöde erstorben. „Dies", sprachen wir zu uns selbst, indem wir uns von unsern Sitzen erhoben, „wird ohne Zweifel die Poesie der fernsten Jahrhunderte sein: ein Gebet auf Gräbern, klagendes Aufstreben nach einer Welt, die weder Tod noch Trümmer kennt."

Weiterhin beschreibt der Verf. eine rührende Scene in einem Maronitenkloster im Thale der Heiligen, die uns der beschränkte Raum zu übergehen zwingt, und erhebt sich sodann zu den sublimsten Betrachtungen über den Charakter unserer künftigen Poesie.

„Wir waren stumm und entzückt wie die himmlischen Genien, als sie, zum ersten Male über der Erde schwebend, die sie unbevölkert glaubten, das erste Gebet des Menschen zum Himmel aufsteigen hörten; wir begriffen, wie große Macht die menschliche Stimme habe, um die todte Natur zu beleben. Die Welt ist jung, der Gedanke sieht noch eine unermeßliche Strecke zwischen dem jetzigen Zustande der Menschheit und dem Ziel, welches sie zu erreichen hat; bis dahin wird die Dichtkunst ein neues hohes Schicksal zu erfüllen haben. Sie wird nicht mehr lyrisch sein in dem Sinne, wie wir dieses Wort nehmen. Sie hat nicht mehr die Jugendfrische, die Spontaneität, um zu singen wie beim ersten Erwachen des menschlichen Denkens. Sie wird nicht mehr episch sein; der Mensch hat zu viel gelebt, zu viel gedacht, um sich den langen Erzählungen der Epopöen hinzugeben, die Erfahrung hat seinen Glauben an das Wunderbare zerstört. Sie wird nicht mehr dramatisch sein, weil die Bahn des wirklichen Lebens in unserer Zeit der Freiheit und des politischen Handelns ein drängenderes, reelleres, innigeres Interesse darbietet als das Theater; weil die höhern Classen der Gesellschaft nicht mehr ins Theater gehen, um sich rühren zu lassen, sondern um zu urtheilen. Das Drama fällt dem Volke anheim; das Volk allein bringt noch sein Herz mit ins Theater; vor dem Volksdrama wird die gebildete Classe fliehen."

„Die Poesie wird gesungene Vernunft (de la raison chantée) sein: philosophisch, religiös, politisch, wie die Epochen, durch welche das Menschengeschlecht schreiten wird; innig vor Allem, persönlich, betrachtend und ernst; nicht mehr ein bloßes Spiel des Geistes, sondern ein tiefes, aufrichtiges Echo der höchsten Erfassungen des Geistes, der geheimnißvollsten Regungen des Gefühls. Sie wird der Mensch selbst und nicht mehr sein Bild sein. Seit einem Jahrhunderte sind die Vorbedeutungen dieser Umgestaltung der Poesie sichtbar; sie hat immer mehr ihre künstliche Form abgelegt und fast keine andere Form mehr als sich selbst. Sie hat sich spiritualisirt wie alles Uebrige um uns; sie will keine Gliederpuppe mehr, sie ersinnt keine Maschine mehr, denn das Erste, was der Leser heutzutage thut, ist, daß er die Gliederpuppe auszieht, daß er die Maschine auseinanderschraubt, daß er die Seele des Dichters unter seiner Poesie sucht. Und eben weil sie wahrer, aufrichtiger, wirklicher als je sein wird, wird sie mehr Kraft, Leben und Wirkung haben als je. Ich berufe mich dabei auf unsere jetzige Epoche, welche von Freiheit, von Religion, von Liebe, von Allem, was Poesie ist, überströmt. Ich frage, gab es jemals eine literarische Epoche, so reich an entfalteten, an knospenden Talenten, die bald aufblühen werden? Ich weiß es besser als irgend Jemand, denn ich war öfters der Vertraute dieser tausend Stimmen, welche in der Welt oder in der Einsamkeit singen und noch kein Echo in ihrem Rufe gefunden. Nie war in Europa und in Frankreich so viel Poesie als im Augenblicke, wo ich diese Zeilen niederschreibe, in dem Augenblicke, wo einige oberflächliche Geister ausrufen, daß die Dichtkunst ihre Bestimmung erfüllt, und den Verfall der Menschheit verkünden. Ich sehe nirgends ein Zeichen des Verfalls in der menschlichen Intelligenz, kein Symptom von Ermüdung oder Alterschwäche; veraltete Institutionen stürzen zusammen, aber verjüngte Generationen erheben sich, welche nach neuen Planen das unendliche Werk wieder aufbauen werden, welches Gott unaufhörlich dem Menschen aufzubauen und niederzureißen gibt, nämlich sein eignes Schicksal. In diesem Werke findet die Dichtkunst ihre Stelle, obgleich Plato sie verbannen wollte. Sie ist es, die über der Menschengesellschaft schwebt und sie richtet, die, dem Menschen das Nichtige seines Werkes zeigend, ihn stets vorwärts ruft, indem sie ihn Utopien, Republiken und Gottesstädte in der Ferne zeigt, in seinem Herzen den Muth anfacht, sie zu erstreben, und die Hoffnung, sie zu erreichen. Außerdem muß sie dem Drange der Institutionen und Presse folgen, sie muß

populair werden wie die Religion, die Vernunft und die Philosophie. Die Volkspoesie muß ins Leben treten; das Volk dürstet danach; es hat mehr Dichtergefühl als wir, denn es steht der Natur näher, aber es bedarf eines Dolmetschers zwischen ihm und der Natur, dieser wollen wir sein; an uns ist es, ihm in seiner Sprache zu zeigen, wie viel Güte, Edelmuth, Patriotismus und enthusiastische Frömmigkeit Gott in seinem Gemüthe niedergelegt. Alle Urepochen der Menschheit haben ihre Poesie oder ihren gesungenen Spiritualismus gehabt; sollte die Epoche der Civilisation die einzige sein, wo diese innere tröstende Stimme der Menschheit schwiege? Nein, nichts stirbt in der ewigen Ordnung der Dinge, Alles gestaltet sich um; die Poesie ist der Schutzengel der Menschheit in jedem Zeitalter."

„Es gibt in Calabrien eine Nationaldichtung, die ich mehrmals von den Bäuerinnen von Amalfi habe singen hören, wenn sie vom Brunnen kamen. Ich habe vor Zeiten das Lied übersetzt; diese Verse finden hier so ganz ihre Anwendung, daß ich sie beifüge. Es ist eine Frau, welche spricht:

Quand assise à douze ans à l'angle des vergers
Sous les citrons en fleurs ou les amandiers roses
Le souffle du printemps sortait de toutes choses
Et fesait sur mon cou mes boucles voltiger,
Une voix me parlait si doucé au fond de l' ame
Qu'un frisson de plaisir en courait sur ma peau:
Ce n'était pas le vent, la cloche, le pipeau,
Ce n'était nulle voix d'enfant, d'homme ou de femme,
C'était vous, c'était vous, o mon ange gardien.
C'était vous dont le coeur déjà parlait au mien etc."

Der Dichter schließt mit folgenden Worten: „Was die calabresischen Frauen von ihrem Schutzengel singen, kann die Menschheit von der Dichtkunst sagen. Ihre Stimme ist es, die zu ihr spricht in jedem Alter, die mit ihr liebt, singt, betet oder weint in den verschiedenen Zeiträumen ihrer Wanderschaft hienieden." 19.

Burlesken von Allegro. Erstes und zweites Bändchen. Auch unter dem Titel: Die bösen Sieben. Burleske von Allegro. Zwei Bändchen. Leipzig, Hartmann. 1833. 8. 1 Thlr.

Ref. kann sich eines traurigen Vorgefühls nie enthalten, wenn er auf einem deutschen Büchertitel angekündigt sieht: Hier wird Spaß gemacht! Zu oft schon ward er von solchem Aushängeschild getäuscht. Wie manches damit prunkende Buch hat er gelesen, ohne auch nur ein Mal aus Herzensgrunde lachen zu können! Seitdem ihm obengenanntes zugekommen, hat sich seine Bekanntschaft mit solchen traurigen Büchern wieder um eins vermehrt. Herr Allegro kann unmöglich selbst an seinem Buche Spaß gehabt haben, denn es muß ihm fürchterlich sauer geworden sein, dasselbe zusammenzustoppeln. Kein Wunder, daß er auf jeder Seite wenigstens ein Mal Athem geholt und gleichzeitig durch eine neue Ueberschrift, wie z. B. Geschmackssache, Verblüffung u. s. w. auch dem etwaigen Leser einen Ruhepunkt vorbereitet hat. Leider seh' ich neben jeder die unsichtbare Parenthese: (Lacht doch! ich bitt' Euch ja um Gottes willen, lacht!). Wie soll aber Jemand über Geschichten lachen, die bei den Haaren herbeigezogen sind! — Ein Aerarialrath ist der Held des Buchs, das ungefähr das Gegentheil von Dem verhandelt, was Olivia's Narr in „Was ihr wollt" mit der Behauptung meint: „Gut gehängt ist besser wie schlecht verheirathet". — Beruf, wahre Burlesken zu schreiben, hat Hr. A. gewiß nicht, aber vielleicht glückt es ihm, ein leidlicher Erzähler für Halbgebildete zu werden, wenn er sich Mühe geben will. Wie weit er aber damit kommen wird, ist seine Sache. 30.

Aphorismen.

Die Projectenmacher.

Ein französischer Minister pflegte zu erzählen, daß er tausend Projecte zur Vermehrung der Reichthümer des Staats in seinem Cabinet verwahre, welche ihm zum Theil von den ausgezeichnetsten Köpfen des Königreichs übersendet worden seien, und welche er eines Tages unter dem Titel: „Recueil de projets très-beaux et très-inutiles à la France", veröffentlichen werde. Gleichwol, setzte er hinzu, weise er die Projectenmacher nicht unbedingt zurück. Diese Leute geriethen häufig auf Einfälle, welche zu haben den Staatsmännern keine Zeit bleibe; und wenn die Projecte nicht immer unmittelbar zum Ziele führten, so enthielten sie doch häufig Andeutungen, um mittelbar dahin zu gelangen. — Uns däucht, dies sei ministerlich praktisch gesprochen, obgleich es eigentlich nichts weiter als eine specielle Anwendung der alten, allgemeinen Regel ist: Prüfet Alles und das Beste behaltet!

Maxime.

In einem ältern französischen publicistischen Werke lesen wir mit Beziehung auf Provinzialstände folgende Stelle: „Dans un gouvernement monarchique, où l'autorité toute entière doit partir d'un seul centre, il est dangereux de la voir diviser par des corps subalternes". — Die Sache muß doch zwei Seiten haben, da sich schon ältere Publicisten auf diese Weise erklären. 87.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1834 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahrs fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiß.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

*35. Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. 25½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*36. Hüllmann (Karl Dietrich), Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. 14¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

*37. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauch für Gymnasien. Gr 8. Auf gutem Druckpapier.

*38. Keyserlingk (Hermann von), Kritischgeschichtliche Uebersicht der Ereignisse, die in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staats-Umwälzung bis auf den Congreß zu Verona oder seit 1789—1822 Statt gefunden haben. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*39. Prabodha Chandrodaya, ein allegorisches Drama des Krischna Misra; herausgegeben von *Hermann Brockhaus.* Erstes Heft, enth. den Sanskrit-Text. Lexicon-8. Auf feinem Papier.

40. Raumer (Karl von), Beschreibung von Palästina. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*41. Rellstab (Ludwig), 1812. Ein historischer Roman. In vier Bänden. 8. 89 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 8 Thlr.

*42. Rosini (Giovanni), Luisa Strozzi. Eine Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt. Vier Bände. 8. Auf feinem Druckpapier.

*43. Schmid (Heinrich), Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Gr. 8. 22½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

*44. Stieglitz (Christian Ludwig d. J.), Das Recht des Hochstifts Meißen und des Collegiatstifts Wurzen auf ungehindertes Fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Verfassung. Eine staatsrechtliche Erörterung. Gr. 8. 4¼ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 137. — 17. Mai 1834.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte, von J. D. E. Preuß. Dritter Band. Mit einem Urkundenbuche. Dritter Theil.

(Beschluß aus Nr. 136.)

Die bekannte Gewaltthat Friedrich Wilhelm I., als er den Philosophen J. Ch. v. Wolf aus Halle vertrieb, kann mit der Müllergeschichte in Parallele gestellt werden: Jener wollte redlich Aufrechterhaltung des Christenthums und sündigte wider das erste Grundgesetz desselben; sein großer Sohn wollte unparteiische Rechtspflege, schritt aber gewaltthätig ein und entzog so den Rechtsbehörden einen Theil des ihnen zur wirksamen und wohlthätigen Ausübung ihres Amtes unumgänglich nöthigen Vertrauens. Am Schlusse des Bandes ist von Juden und von Zigeunern die Rede. Jene wurden indeß von Friedrich rein als Sache behandelt und ihnen einige Menschenrechte, nicht eben uneigennützig, eingeräumt; für Letztere geschah gar nichts, keine entschiedene Maßregel ward ergriffen, sie zur Gesittung zu erheben, ja, es ist zu allen Zeiten über Härte gegen sie geklagt worden.

Mit diesem neuen Bande des geschichtlich-biographischen Werkes erhalten wir auch einen neuen Theil des Urkundenbuches, eine reiche Sammlung bisher unbekannter Cabinetsordres und Briefe des Königs.

Wenn sachkundige Stimmführer bei Erscheinung der ersten Bände dieses Werkes die Ansicht geltend machten, daß Hr. Pr. die Lebensgeschichte Friedrich II., nach der Eigenheit des Stoffes und dem Zustande der Materialien, so nahe als möglich dem Ziele, welches den Foderungen unserer heutigen Stufe der Geschichtskunst entspricht, gehalten, so scheint doch grade dieser neueste Theil gegen dieses Lob von manchen Seiten zu verstoßen. Der Fleiß beim Aufsuchen der Notizen, die Prüfung derselben und der erwachsende Reichthum hat das Geschäft des Einschaltens beschwerlich gemacht und öfter Trennung und Zerrissenheit veranlaßt, sodaß man das Werk als eine reiche Materialiensammlung, nicht als ein Geschichtsgemälde zu betrachten verleitet wird. Selbst die Jahresfolge wird oft dem Gegenstande und dieser jener aufgeopfert. Die Trennung zwischen Text, Anmerkungen, Nachträgen und Urkundenbüchern trägt hierzu bedeutend bei und führt auf eine nähere Beleuchtung der Anlage des Werkes und zur Entscheidung, ob es unbedingt nothwendig war, um der Sache selbst willen den Vortheil der Darstellung aufzugeben? Dieses ist schon früher, wenn auch leise, von einem Recensenten berührt mit den Worten:

> Wo er (Hr. Pr.) selber mit gewählten Worten anziehend zu sprechen fortfahren könnte, unterbricht er seine Rede und überläßt urkundlicher Auskunft den Raum, oder häuft zahlreiche, genaue Notizen, über deren trockenes Ansehen ihn der wahre Werth, den sie in sich tragen, leicht tröstet.

Als einen Anhang zu den Nachträgen dieses Friedrichwerkes, wahrscheinlich geweckt durch die Anregung, welche Hr. Pr. durch dasselbe gab, Hierhergehöriges zu veröffentlichen, nennen wir hier ein Schriftchen:

Friedrich II. eigenhändige Briefe an seinen geheimen Kämmerer Fredersdorff. Herausgegeben von Friedrich Burchardt. Mit zwei Facsimile. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1834. 8. 12 Gr.

Es ist zu bedauern, daß Hrn. Preuß diese Handschriften nicht mitgetheilt und dem Urkundenbuche einverleibt wurden; dort war die rechte Stelle zur Aufbewahrung; so wenige einzelne Bogen verlieren sich leicht.

Fredersdorff ward seiner Körperlänge halber unter Friedrich Wilhelm I. von preußischen Werbern listig aus Franken entführt und als Soldat in Küstrin dem Könige Friedrich, damals als Kronprinz dort Gefangener, nach misglücktem Fluchtversuche näher bekannt durch seine Virtuosität auf der Flöte, durch Kenntniß und Bildung. Der Prinz vertraute ihm einen Theil seines geheimen Briefwechsels. Zum Throne gelangt, kaufte er Fredersdorff vom Regimente los, übertrug ihm die Verwaltung seiner Schatulle und ernannte ihn zum geheimen Kämmerer, welche Posten er bis in sein hohes Alter (im Vorworte 1780) bekleidete. Die hier zum ersten Male abgedruckten Briefe gehen nur bis zum Jahre 1754 und sind von biographischer Wichtigkeit, weil sie sich über ein gemüthliches Verhältniß aussprechen, dessen freundliche Anmuth auf den König ein so zauberisches Licht wirft. Fredersdorff's Treue muß gegen alle Prüfungen Probe gehalten haben wie des Königs Zuneigung zu ihm. Friedrich weiß, daß er alchymistischen Betrügern zugänglich ist und warnt, indem er nicht verschweigt, wie er mit ähnlichen Dingen sich beschäftigt:

> Ich Sehe Wohl, mein lieber Fredersdorff, du Würst dein Lage nicht klug werden, Kaum ist ein Goltmacher ad absur

dum gebracht, So hastu schon einen andern Wieder glaube doch die leute alle nicht gebe nuhr die Frau ihr Silber wieder und Sage sie nuhr ich Wünschte sie mögte sich einen guthen Forrath davon machen; dergleichen Chimeren da kommt nichts mit Heraus, der Neue Goldtmacher wirdt vieleicht gahr mit Betrug Heraus gehen und Dihr noch umb deine bakebeeren bringen, ich habe alle meine Plans verbrannt und werde in die erste 10 jahr keine neun machen. Gedenke an deiner Gesundheit, das ist besser als an solche narrenposten da gewiße nichts mit Heraus kommt. Gott bewahre Dihr.

Gleich nachher heißt es wieder: „Deine Verzweifelten Goldmachers quelen mihr ums Geldt."

Fredersdorff's fortwährende Kränklichkeit veranlaßt den König, oft auf diätetische Ermahnungen zurückzukommen, wo er zärtliche Sorgfalt für den vertrauten Diener und Neigung, sich über medicinische Dinge auszusprechen, zeigt.

Nuhn Kamt baldt wieder die Schlimme Zeit heran; so nim dihr nuhr guht inacht, glaube doch nicht so leichte ich bitte Dihr das ein oder ander Charlatan Dihr Helffen würdt. Keiner würde es lieber Sehen, als ich allein bis dahto hat die erfarung gelernet, daß es mit dergleichen Curen immer schlecht abgelosfen ist; also bitte ich dihr bleibe nuhr bei unserer Doctorei, du Hast nicht so viel gesuntheit übrig das was auf den Spihl zu setzen ist, und gibt Dihr so ein Idioter Kerl Hitzige Medicin so Schmeist er Dihr so über Hauffen das Weder Hülfe noch Retung übrig bleibet, Du must Dihr selber nicht guht sein das Du solche Proben mit deinen Cörper vornehmen Wilst und dan Wan Du gar Hazardiren Wilst so thue was du wilst, allein jetzunder geht es auf toht und Leben. glaube mihr ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du alter, deine Krankheit laesset sich nicht zwingen, sie ist Complicireт, und gehöret ein Habiler Doctor darzu die Mittel so einzurichten, das was das eine Helffen soll das andere nicht Schadet. es thuht mihr leidt daß man Dihr nicht geleich Helffen kann, allein wie Hasstu nicht mit Deinen Cörper Haus gehalten, aller handt Medicine die Meisten schädlich eingenommen alle 8 Tage andere Doctors zu letzt den Duvergé, der die Care gar in Dreck geschoben also daß mihr noch wundert, daß du am Leben bist ohnmögliche Dinge, mus man nicht praetendiren also ist Hier nichts anders zu thun. Wenn man der Vernunft Folgen Wil als das Gebüte zu versüßen, der Materien ihren Lauff zu lassen keine treibende Mittels zu nehmen, das Fieber zu Widerstehen, den Hemorriden wan sie Kommen zu aduciren, und auf solche Weise das Frühjahr zu gewinnen, dar dan mit Brunnens und Kräuters Biehle übeln umstände könn abgeholfen werden, aber das man Dihr 18 jahr alt machen sol das gehet nicht an. ich Schreibe Dihr die pure Wahrheit, ich Wolte Wünschen, das deine umbstände besser Waren allein nuhr muß Man Sie verlibt nehmen wie Sie seindt, und nuhr denken das übel wor man kann zu verhindern ich meins gewiffe gut mit Dihr, und wenn ich einen Menschen finden könnte der wirklich im Stande Dihr zu Helffen wehre, so Wolte ich ihm von Japon kommen lassen, allein ein jeden der Dihr was vorsagt leichtsinnig glauben das ist gar gefährlich und bin ich Dihr zu gut umb Dihr das zu rathen. Gott bewahre Dihr.

Leider sind diese Briefe ohne Jahresbezeichnung; so folgendes Billet:

wohr Heute Mittag die Sonne Scheint, So werde ich ausreiten, kom doch am Fenster ich wolte Dir gerne sehen, aber das Fenster mus feste zu bleiben und in der Cammar mus Stark Feuer Seindt. ich wünsche von Herzen das es sich von tage zu tage mit dihr bessern Möhge.

Wie auch nachstehende naive Zeilen:

Macht man Kinder So hat man Sorgen, macht man Keine So machen einen die Schwester Kinter genug, hier seindt der Heute 2 angekommen die sagen der alte oncle ist ein geitzhalz und ledich Kan es nicht außgehen, der arme Oncel hat sich mit die Schwestern verblutet und nimt seinen recours a Madame Notnagel Sonsten wird es garstig aus sehen, ich denk den einen wolte ich einen goldenen Tegen Mit Diamanten besetzt Gschenken und den andern eine Uhre mit Diamanten die preise müssen aber gleich Seindt Sonsten Moche ich Jalousie. ich freue mihr das es sich mit Dihr bessert. Wenn Cothenius komen wirdt So wollen wihr wieder Consilium halten, ich sehe einen Anschlag, über auf meine Hühner nehme ich mich nicht. Habe nuhr So lange gedult. Gott bewahre Dir.

Immer bleibt aufmerksame Fürsorge für Fredersdorff's Gesundheit das Hauptthema bis auf den vorletzten Brief des Königs, wo es heißt:

.. Deine unahrtige Krankheit hat mihr diehl zu Schaffen gemacht, nuhn Studihre ich mit Cothenius umb zu Sehen, ob es nicht möglich wehre Dir bald zu helffen, aber noch sein wihr nicht eins. ich Wünsche von Herzen das die Besserung von tage zu tage zu nehmen Möhge, und das Du wieder Kräfte Samlen Mohgest. — Laße doch durch Cothenius Schreiben wie es mit Dihr ist, das ich alle thage nachricht habe. Hüthe Dihr vohr alles was Dihr Schaden kan, vohr ärgerniß hauptsächlich, und wahrte nuhr mit gedult bis man Dihr was positives Sagen kan. N. Sch. antworte mihr nicht da ist zu Mat und würdest Diht nuhr Schaden thun. 25.

Beschreibung einer Reise nach St.-Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, von J. F. A. L. Woltmann. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf., Pastor in Altenwerder bei Hamburg, zeigt durch seine Darstellung einen durch Reiselust im Norden erschütterten Humor, mit praktischer Erfahrungslust vereinigt. Seine Vorrede hat das Eigenthümliche, daß sie einen Reiseplan entwirft und empfiehlt, der die Reise, die der Verf. selbst gemacht, ganz umwirft und das Letzte zum Ersten verkehrt. Nicht die Folge, die er sich erwählt, räth er reiselustigen Jünglingen an, sondern nach seinem Entwurfe solle man erst die Insel Rügen besuchen, von da mit dem Dampfboot nach Ystadt und zu Lande weiter über Lund nach Kopenhagen gehen. Von dort müsse man nach Gothenburg, also wieder nach Schweden zurück, die Göthaelf hinauf nach dem wunderbaren Trollhätta, Christiania und zu den norwegischen Alpen; später dann über Upsala nach Stockholm, endlich nach Åbo, durch Finnland nach Petersburg, als dem glänzenden Endpunkt menschlicher und künstlicher Bedeutsamkeit, nachdem man die Gebilde der Natur genugsam auf vorgeschriebenem Wege betrachtet.

Wir folgen also unserm Verf. auf der von ihm selbst befolgten umgekehrten Reiseroute und fahren mit ihm von Berlin über Königsberg und die kurische Nehrung nach Memel, Riga, Dorpat und Narwa. Die Bemerkungen über Kurland sind interessant genug und des Reisenden auffassungslustiger Sinn für auf Neuigkeiten genug, um einige Mittheilungen über die bis Petersburg zurückgelegte Reise einfließen zu lassen. Gleichwol betreten wir lieber gleich mit ihm Petersburg und geben auszugsweise, was besonders als Novität erscheinen möchte. Vom Klima in der russischen Kaiserstadt heißt es unter Andern: „Von Frühling und Herbst sollen die gebornen Petersburger schwache Begriffe haben. Jener ist ein großer Windbeutel und streut den Leuten viel Sand in die Augen; dieser bringt weder Obst noch Trauben, sondern schwarze Wolkentage und auf den Straßen unendlichen Schmutz. Der russische Sommer ist kein lauwarmes Kind, sondern als thatkräftiger Mann treibt er Blätter, Blumen und Früchte, besonders Beeren im Galopp hervor, führt ein kurzes, aber glühend volles Leben. Außerordentlich überraschend sind für den Fremden die Sommernächte. Nacht wird eigentlich nicht, denn Abend- und Morgenröthe fließen am nördlichen Horizont in eins zusammen. Sterne sind am Himmel nicht zu

chen, auf der Straße und in der Nähe des Kaisers desto mehr. .ndere Reisende wollen um Mitternacht tief im Walde Bücher elesen haben; ich fand es heimkehrend von den Wanderungen alb ein Uhr so hell im Zimmer, daß ich ohne Talg- und Nondlicht bequem lesen und unbequem schlafen konnte. Das ahren der Gondeln und das Rasseln der Droschken hörte nicht uf. Vorhänge und spanische Wände mußten eine künstliche Nacht bereiten."

„In den Straßen Petersburgs sieht man auffallend wenig Mädchen und Weiber. Sie müssen theils in den Häusern, theils n der Heimat bleiben. Nur Männer ziehen aus allen Provinzen des Reiches zur Hauptstadt. Nur Männer gelten etwas nter einem militairisch-orientalischen Volke. — Ausrufer, welche hre Waaren feil bieten, hört man nicht. Anschlagzettel an den Straßenecken werden nicht geduldet; das Volk könnte sie ja doch icht lesen, und was man den Vornehmen anzuzeigen hat, geschieht durch Zeitungen, welche die Policei besser im Zaume halten kann."

Ueber den Hergang der Dinge bei der Decemberrevolution 1825 gibt der Verf. Folgendes als Resultat der spätern Untersuchung: „Man hatte die kaiserliche Familie ermorden, vom Senat eine Constitution erzwingen und das Land in drei Reiche theilen wollen. Oberst Pestel, das Haupt der Verschwörung, oll sich die Ostseeprovinzen zu seinem Königreich ausgesucht haben. Diese verworrenen Plane waren weit in der Armee verbreitet, und schon Alexander soll die trübe Kunde davon erhalten haben."

Zur Kenntniß der Verhältnisse, welche die Frauen betreffen, gehört noch die Notiz, daß das innerste Heiligthum der russischen Kirchen von keiner weiblichen Person betreten werden darf, was an die asiatische Verachtung und Unterwürfigkeit des weiblichen Geschlechts erinnert. Beim griechischen Gottesdienste bedient man sich, nach des Verf. Versicherung, einer dem Volke ziemlich unverständlichen Sprache, der altslavonischen. Die Umgangssprache ist aus slavonischen und russischen Wörtern gemischt, die Dichtkunst und gute Prosa eignet sich nur den russischen Antheil zu, und die altslavonische Sprache wird nur von der Geistlichkeit studirt und verstanden. Die Lehre vom Ablaß und Fegfeuer hat bekanntlich die griechische Kirche mit dem Primat des Papstes verworfen. Außerdem ergeben sich nach Hrn. Woltmann's Darstellung noch folgende Abnormitäten von der römisch-katholischen Kirche. Der heilige Geist geht nach der Lehre der Popen nur vom Vater aus; beim Abendmahle wird gesäuertes Brot und gemischter Wein mittels eines gereichten Löffels genossen. Bei der Taufe taucht man das Kind ganz unter; die Confirmation gilt für überflüssig. Die Archimandriten unter den Popen sind zum Cölibat verpflichtet; die Weltpriester heirathen, aber nur einmal, und nie Witwen.

In Betreff des Buchhandels und der Literatur sagt Hr. W.: „In dem unermeßlichen Reiche werden jährlich etwa 300 russische Bücher gedruckt, unter welchen viele Uebersetzungen. In der russischen Literatur zeichnet sich Karamsin als Geschichtschreiber aus, Glinka als Lyriker, Puschkin als dramatischer Dichter, Dmitrieff als Volksdichter, Kriloff als Fabeldichter. Schukoffski ist der russische Hölty, Batjuschkoff ihr Tibull und Wiasemski ihr Martial." Von Bulgarin weiß er weiter nichts als gleiche Oberflächlichkeiten zu erzählen. In Hinsicht der Sprache erwähnt der Verf. den großen Vorrath von Zärtlichkeitsausdrücken und schmeichelhaften Diminutiven, welche durch den steten Gebrauch freilich die besonderliche Bedeutung verloren haben. Wie der Oestreicher sein Schatzerl, Herzerl u. s. w. so der Russe ein batuschka (Väterchen), matuschka (Mütterchen), duschinka (Herzchen), golubuschka (Täubchen) u. s. w. Abschlägige Antworten, sagt der Verf., verstände der Russe in so schmeichelhafte und süße Formeln zu wickeln, daß viel Uebung dazu gehöre, um den wahren Sinn derselben zu enträthseln. Der gemeine Mann, heißt es an einer andern Stelle, sagt Thee und Kaffee essen, die Vornehmen trinken (piti) den Thee, essen (kuschit) aber auch den Kaffee.

Eine seltsame Erscheinung ist die Heerde Leibeigner die jährlich aus dem Innern des Reiches nach Petersburg ziehen, um dort als Aufwärter, Kutscher u. dgl. zu dienen, und den Ertrag dafür den Landedelherrn zufließen lassen müssen. Hr. W. erzählt von einem petersburger Freunde, der einem seiner Diener monatlich 35 Rubel Lohn zahlt, wovon derselbe nur zehn, sein eigentlicher genannter Herr aber die übrigen 25 bezog. — Gegen die militairische Zucht, die auf den Universitäten herrscht, erklärt sich der Verf. wie jeder Freund der Wissenschaften ernstlich. Zu den dringend nothwendigen Reformen in Rußland rechnet er ferner, daß die Diener der Gerechtigkeit durch Studium und Praxis, nicht im Lager und auf Schlachtfeldern das bürgerliche Recht lernen müßten, und demnächst, daß die fast absolute Macht der Gouverneure beschränkt werde.

Wir verlassen mit unserm Reisenden die brillante Kaiserstadt und kreuzen auf dem finnischen Meerbusen umher. Hier wie auf der Ostsee später ereilte ihn ein gefährlicher Sturm, den er mit vieler Lebhaftigkeit zu schildern weiß. Wir betreten an seiner Hand Stockholm, hören ihn die schöne Lage der Mälarstadt rühmen und von der schwedischen Gastfreundschaft, Eitelkeit und Geldarmuth erzählen. „Stockholms Bewohner", sagt er zum Gegensatz von Petersburg, „sind allzumal echte, blauäugige Schweden, fern von einem bunten und gar bald widerlichen Völkergemisch, schön von Gestalt, mäßig im Genusse, muthig im Kriege, Freunde der Freiheit, Kunst, Wissenschaft und wahrhaftiger Aufklärung, geistreich und ernst, nicht ohne stille Heiterkeit, von Herzen gut, fromm und streng protestantisch, zugleich fein, höflich zuvorkommend und von einer Gastfreundschaft, welche alle Erwartungen des Fremden übersteigt. Zu wünschen wäre, daß ihr grader Sinn die unzähligen Complimente und Förmlichkeiten, die sorgfältige Rangordnung bei Tische, die ekelhaften Handküsse und dergleichen Lappalien aus dem geselligen Leben nach und nach verbannte. Die Mädchen und Frauen Stockholms zeichnen sich vor den Petersburgerinnen vortheilhaft durch Schönheit aus, mehr noch durch häuslichen Sinn, aber Liebe zur Kleiderpracht ist ihnen wie jenen eigen."

Des Verf. Reise ging von Stockholm nach Upsala und Dannemora. Von Dem, was er über die Universitätsstadt bemerkt, ist der Bericht über die Förmlichkeiten einer Magisterpromotion besonders als neu herauszuheben. Nur alle drei Jahre wiederholt sich die Feier, durch welche sodann eine bestimmte Anzahl Qualificirter zu Magistern creirt wird. „Bei der letzten Promotion im Juni 1830 war die Königin, der Kronprinz und die Kronprinzessin zugegen, es ward ein Ball veranstaltet, und die Kronprinzessin tanzte mit dem Ersten der neugebackenen Magister."

Die Beschreibung des Trollhättasturzes und Kanals, die alsbald darauf erfolgt, ist lebhaft und interessant. Ueber Götenburg geht es dann nach Helsingör. Ueber den Sund bei Helsingborg fuhr man bei günstigem Wetter in einer halben Stunde. Hier strömt Ostsee- und Nordseewasser zusammen, und man kann am südlichen und nördlichen Ende des Engpasses die Qualität beider untersuchen. Das Wasser der Nordsee ergab sich nach Hrn. W.'s Behauptung achtmal schwerer vermöge seines größern Salzstoffes als das Ostseewasser, dessen Süßigkeit und Leichtigkeit Ursache ist, daß die Schiffe tiefer darin gehen, langsamer segeln und schneller faulen, und daß die Wellen geschwinder aufeinander folgen, niedriger und gefährlicher sind als die der Nordsee. Die Aussage der Seeleute soll hierin mit der Behauptung naturkundiger Männer übereinstimmen. Die Durchschnittssumme der jährlich den Sund passirenden Schiffe wird zu 6000 und die ihres Zollgeldes zu 900,000 Thlrn. angegeben.

Von Kopenhagen berichtet der Verf. ebenso wie von Stockholm die große Sterblichkeit; es sollen im Ganzen 400 Todesfälle mehr als Geburten jährlich vorkommen. Mit dem Dampfboote kehrte unser Reisender nach Deutschland, nach Lübeck zunächst, zurück. Nicht Eile grade dürfen wir seiner Reise vorwerfen, wol aber ihm selbst nicht ganz selten Mangel an Ruhe der Betrachtung, weshalb an manchen Punkten, namentlich über

Rußland, seine Aussagen mit Vorsicht gebraucht werden müssen. Zu Dem, was Jemand, der längere Zeit in Petersburg war, widerlegte, gehört die Bemerkung des Hrn. W., die dasige Universität sei keineswegs eine solche, sondern vielmehr nichts als eine medicinische Schule u. s. w. 11.

Illuminated ornaments, selected from manuscripts and early printed books from the sixth to the seventeenth centuries. Drawn and engraved by Henry Shaw, with descriptions by *Freder. Madden*. London, 1833.

Dieses prächtige Werk, das in Lieferungen erschien, ist jetzt vollendet, und bildet mit dem Texte einen hübschen Band. Bei der Auswahl lag die Absicht zum Grunde, neben größtmöglicher Mannichfaltigkeit die charakteristische Weise jeder Epoche recht deutlich zu machen, und die Ausführung läßt in dieser, wie in künstlerischer Hinsicht, wenig zu wünschen übrig. Die gelehrte Einleitung verbreitet sich im Allgemeinen über Gebrauch und Styl der goldenen und bunten Verzierungen von Handschriften. Uralt scheint die Sitte, den Anfang, die Titel oder einzelne Worte von Handschriften durch rothe Farbe auszuzeichnen, denn sie kommt in den ägyptischen Papyris häufig vor, welche bekanntlich die ältesten, auf die Gegenwart gekommenen Denkmäler der Art sind. Nicht selten findet man in denselben auch mythologische Figuren in Roth, Blau, Grün, Gelb und Weiß. Aus Aegypten wurde dieser Brauch wahrscheinlich nach Griechenland und Rom verpflanzt; wir besitzen indessen keine Nachricht über die Beschaffenheit von Handschriften in beiden Ländern, die über die christliche Zeitrechnung hinausginge. Die in Herculanum gefundenen Papyrusrollen, welche in der ersten Hälfte des ersten Jahrhundertes in Italien geschrieben wurden, enthalten nicht die mindeste Verzierung. Die Anwendung von Gold und Silber zu demselben Zwecke scheint dagegen Eigenthum des Orients. Die ägyptischen Papyri enthalten kein Beispiel davon. Ueber Griechenland kam jedenfalls auch diese Kunst nach Rom. Bei den spätern Griechen war sie so gemein, daß die Goldschreiber (χρυσογραφοι) eine besondere Kaste gebildet zu haben scheinen. — Handschriften mit goldener Schrift auf weißes Pergament kommen vorzüglich im 8., 9. und 10. Jahrhunderte vor.

In den ältesten Zeiten unterschieden sich die Anfangsbuchstaben der Handschriften nicht durch die Größe von den andern (man schrieb damals nur mit großen Buchstaben), und sie wurden auch nur sehr einfach gemalt. Erst zu Ende des 7. Jahrhunderts kam ein prunkenderer Geschmack auf. Die Griechen gaben hierin stets den Ton an und wurden lange Zeit von ganz Europa zum Muster genommen. Vom 8.—11. Jahrhunderte findet man in den griechischen und lateinischen Handschriften am Anfange der Bücher und Capitel große, aus Figuren aller Art zusammengesetzte Buchstaben. Montfaucon hat ein aus Manuscripten des 9. und 10. Jahrhundertes gesammeltes Alphabet mitgetheilt, das viele sinnreiche und seltsame Compositionen enthält. Z. B. ein T, welches durch einen auf den Hinterbeinen sitzenden Fuchs dargestellt wird, der einen Stock in der Schnauze hält, an dessen beiden Enden zwei Hähne hängen. Bei den Benedictinern werden diese Buchstaben historiées genannt, weil sie oft in Beziehung zu dem Texte stehen. — Besonders unterschieden zu werden verdient, nach Hrn. Madden, die irische oder hibernisch-sächsische Schule, weil sie sich durch einen besondern Styl auszeichnet. Ursprünglich ahmte sie zwar ohne Zweifel den Lateinern nach, allein ihre Zeichnung und Ausführung ward selbständig und kommt bei keiner andern Nation vor. Als das glänzendste Beispiel derselben wird das berühmte Durhambuch aus dem 8. Jahrhunderte angeführt. Eine Probe daraus wird im vorliegenden Werke mitgetheilt. Ihm ähnlich muß das Evangelienbuch gewesen sein, welches im 12. Jahrhundert Giraldus Cambrensis in Kildare sah, und das ihm vollkommen passend scheint, die Sage von seiner wunderbaren Entstehung durch Vermittelung der heiligen Brigitte, und daß Engel dem Maler Musterblätter gebracht hätten, zu rechtfertigen. — Karl der Große und Karl der Kahle begünstigten das Ausmalen von Handschriften sehr, und daher wurden im 8. und 9. Jahrhunderte mehr Prachtbände vollendet denn vielleicht in irgend einer Periode. Wahrscheinlich geschah das durch Italiener und Deutsche, die nach griechischen Mustern arbeiteten. Ein glänzendes Beispiel ihrer mechanischen Fertigkeit ist die in der St. Paulskirche zu Rom verwahrte Bibel Karl des Großen. Sie gibt zugleich den Beweis, daß der Geschmack und die Fertigkeit im Ausschmücken von Handschriften nicht mit den höhern Zweigen der Kunst verfiel, sondern vom 8.—16. Jahrhundert immer zunahm. — Handschriften aus dem 12. Jahrhundert zeichnen sich durch verschwenderische Ausschmückung und gefällige, aber schwierige Ausführung der Anfangsbuchstaben aus, wenn sie leicht zu erkennen sind. Im 13. Jahrhundert nahm die Kunst des Ausmalens in etwas ab; man suchte dies durch Pracht zu ersetzen. Der Hintergrund von Miniaturbildern und großen Buchstaben scheint solid aus Gold zu bestehen, und die Farben, meistens Roth und Blau, durch Weiß gehoben, sind so aufgetragen, daß sie oft wie Oelmalerei aussehen. Dieser Geschmack herrschte vorzüglich von 1190 bis um 1250, und die meisten Handschriften der Art rühren von deutschen und französischen Künstlern her. In den Anfang des 14. Jahrhunderts gehören jene zahlreichen, in England und Frankreich entstandenen Handschriften, welche große Anfangsbuchstaben in Purpur, Roth und Gold, ausgeschmückt mit Menschen und Thierbildern, enthalten, und die sich mit Spiralzügen über den obern und den Seitenrand der Blätter ausbreiten. Im 15. Jahrhundert bereitete sich rasch die künstlerische Vollkommenheit vor, welche das folgende auszeichnet. An Beispielen ist in öffentlichen und Privatbibliotheken kein Mangel. Jetzt thaten sich aber vorzüglich französische Künstler hervor, und in England ging es mit der Malerei seit Heinrich V. rückwärts. Im 16. Jahrhundert endlich feierte die Kunst nacheinander durch Da Vinci, Rafael, Giulio Romano und Giulio Clovio ihre Triumphe. Die Miniaturmalerei erhielt neuen Glanz und neues Ansehen dadurch, daß Künstler sie übten, die schon durch große Meisterwerke erlangt hatten. Unübertroffen als Ausschmücker von Handschriften scheint unter ihnen Giulio Clovio. Er malte vorzüglich für Cosmo von Medici und für die Cardinäle Grimani und Farnese. 30.

Literarische Notizen.

Napol. Landais gibt in 52 Lieferungen zu 2 Bogen gr. 4. heraus: „Dictionnaire général et grammatical des dictionnaires français". Dies Werk, von einem Verein Sachkundiger durchgesehen und geprüft, soll ein Auszug der berühmtesten französischen Wörterbücher sein, dieselben vervollständigen und ergänzen.

Von „Histoire du gouvernement représentatif en France. Par les premiers magistrats et les plus savans jurisconsultes" ist die erste Lieferung, sechs Bogen in 4., erschienen. Das Werk wird 10 Bde. zu 12 Lieferungen, deren jede 2 Francs kostet, füllen.

Außer Cohen's Uebersetzung von Bulwer's „Pilgrims" ist noch eine von Defauconpret erschienen. Letzterer hat auch den „Schinderhans" von L. Ritchie übertragen.

„Le secrétaire intime" ist der Titel des neuesten Buchs von George Sand.

Von Paul de Kock erschien in 4 Bdn.: „Sœur Anne" (Werke 23.—26. Th.). 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 138. — 18. Mai 1834.

Die Beguine. Historischer Roman aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Von Ludwig Storch. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. 8. 4 Thlr. 20 Gr.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, das Mittelalter als eine Zeit der Barbarei und der Finsterniß zu betrachten. Die rauhern Sitten und der policeiwidrige Sinn jener Zeit geben mannichfaltigen Anlaß, diese einseitige Betrachtungsweise zu erkräftigen und dem flüchtigen Beobachter oder dem gedankenlosen Nachsprecher annehmlich zu machen. Wenn man nämlich immer nur die Schattenseite einer Zeit betrachtet und sich gegen das Große und Anmuthige, was in ihr lebt, verschließt, so ist es nicht schwer, jede Zeit als einen Pfuhl von Verkehrtheiten und Freveln darzustellen. Denen nun, welche Darstellungen dieser Art lieben, wird die gegenwärtige Arbeit willkommen sein, denn sie schildert einen rohen, unförmlichen Haufen von Verbrechen und Niederträchtigkeiten. Nun war zwar die Zeit, in welche der Verf. uns versetzt, nicht die glänzendste des Mittelalters, vielmehr fing das allgemeine, gesellschaftliche Leben, welches die Ritterzeit charakterisirt, damals schon an, in Verfall zu gerathen, und einzelne ausgezeichnete Geister erhoben sich nur noch wie Trümmer der Vergangenheit; aber eben diese ausgezeichneten Geister, die genialen Dichter, die tiefen Denker, welche in dieser Zeit erblühten, geben Zeugniß, daß ihre Zeit keineswegs so verkehrt und so geistlos war, wie die nur auf das Kleinliche gerichteten Augen befangener Beobachter sie sehen. Der Verf. des vorliegenden Romans hat aber alle Erbärmlichkeiten, alle kleinlichen Verkehrtheiten der Gegenwart mit den rohen Formen des gesellschaftlichen Lebens im 14. Jahrhundert zusammengeflickt und auf diese Weise ein wahrhaft scheußliches Gemälde zu Stande gebracht. Er gibt uns also einen Vorrath von Schmuz, gesammelt aus den Kehrichtwinkeln zweier Zeiten, für die Schilderung einer großen, vielgestaltigen Zeit aus!

Doch jene Tiefe der Anschauungsweise, welche erfoderlich ist, das innere Wesen einer weltgeschichtlichen Epoche zu durchblicken, ist in unserer Zeit überhaupt so selten, daß es ungerecht wäre, dieselbe von einem Tagesschriftsteller zu verlangen. Beschränken wir uns daher darauf, den ästhetischen Eindruck zu schildern, welchen dieser Roman auf den unbefangenen und aufmerksamen Leser macht.

Als eine der auffallendsten Eigenheiten dieser Arbeit stellt sich nun alsbald der gänzliche Mangel an Einheit dar. Der Roman ist eine wüste, chaotische Masse ohne Ordnung und Zusammenhang. Fünf bis sechs Begebenheiten, welche untereinander in keiner wesentlichen Beziehung stehen, sind hier zusammengewürfelt, sodaß immer die eine von der andern unterbrochen und zerstört wird, ohne daß die einzelnen Massen etwa so selbständig auftreten, daß sie als eigenthümliche Ganze betrachtet werden könnten. Diese wunderliche Zusammenschichtung des Verschiedenartigsten würde ganz unerklärlich sein, wenn man nicht wüßte, wie diese historischen Romane zu entstehen pflegen. Ein Mann von Bildung und Verstand kommt nur dann auf den Gedanken, eine solche Schilderung zu unternehmen, wenn, indem er Geschichte studirt, irgend eine große oder anmuthige Erscheinung ihn besonders anzieht, sodaß er sich bewogen fühlt, das nähere Sachverhältniß derselben, ihre Beziehungen zu den mannichfaltigen, gleichzeitigen Ereignissen, ihren Werth, ihren Einfluß auf ihre Zeit sich genauer zu vergegenwärtigen. Auf diese Weise entsteht ihm zuletzt ein an mannichfaltigen Einzelnheiten reiches und doch wesentlich in sich zusammenhängendes Gemälde, welches alsdann, äußerlich dargestellt, ein wirkliches Kunstwerk wird. Natürlich wird in einer solchen Schilderung auch nicht gradezu nur eine Begebenheit erzählt werden; aber die verschiedenen Begebenheiten werden entweder Entwickelungsmomente der Erscheinung sein, welche den Hauptinhalt der Schilderung macht, oder nur insofern angedeutet werden, als sie dazu dienen, irgend eine Seite jener den Mittelpunkt des Ganzen bildenden Erscheinung schärfer zu beleuchten. Ein Vielschreiber dagegen verfährt freilich anders. Er setzt sich vor, einen Roman zu schreiben, und geht nun auf die Jagd, Stoff einzufangen. Er liest also irgend eine Chronik, hat aber nicht Geist genug, um irgend eines der dort erzählten Ereignisse bei sich zu einem reichen Ganzen auszubilden; er begnügt sich daher, eine Menge unzusammenhängender und daher schlechter Notizen zusammenzutragen. In diese Hanswurstjacke hüllt er nun eine von ihm selbst erfundene Liebesgeschichte ein, welche natürlich möglichst ohne Inhalt und Eigenthümlichkeit sein muß, damit sie

sich desto geduldiger mit jedem beliebigen historischen Farbenbrei übertünchen lasse. Dieses Verfahren ist aber immer noch mit einiger Schwierigkeit verknüpft, wenn drei oder vier Bände damit gefüllt werden sollen; ferner ist doch auch manche Zeit auf die Lesung einer weitläufigen Chronik verwandt worden, und diese muß daher möglichst ausgebeutet werden. Daher wird denn Alles, was irgend in eine äußerliche Beziehung zu jener Erzählung gesetzt werden kann, mit in den Roman aufgenommen, sodaß dieser ein Geschichtsbuch wird, dem es nur an Ordnung und Zusammenhang fehlt. Besonders alles Grausige, Erschütternde oder Geheimnißvolle ist hoch willkommen, weil der Fabelarbeiter sein Publicum wohl kennt und weiß, daß es viel zu lüstern nach dergleichen ist, um darnach zu fragen, ob Zusammenhang und Verstand darin sei. Aber trotz der Geistlosigkeit dieses Verfahrens wäre zu wünschen, daß diese Herren noch buchstäblicher abschrieben, als sie thun. Denn was sie aus ihren eignen Köpfen hinzufügen, das ist nun erst das Schrecklichste von Allem. Sie verwässern und verarbeiten die historischen Thatsachen durch die unverständigen Raisonnements, welche sie ihren Personen in den Mund legen, und durch die unwahren Triebfedern, welche sie historischen Handlungen unterschieben, auf eine so furchtbare Weise, daß den kundigen Leser ein Grauen befällt. Da sie den sich ihnen darbietenden Stoff nicht zu einem eigenthümlichen, lebendigen Gebilde umzugestalten vermögen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als denselben in Form eines halbverdauten Excrementes von sich zu geben. Das nennt man die Geschichte romantisch bearbeiten!

Die Begebenheit, welche der Verf. offenbar als den Kern seiner Arbeit betrachtet, ist folgende. Ein junger Mensch heirathet ein Mädchen von ausnehmender Schönheit und sehr heiterm Sinne, führt sie in die große Welt ein und quält sie, als sie großes Aufsehen durch ihre Schönheit macht, mit einer sehr unverständigen Eifersucht. Nachdem die Frau sich in ein Beguinenkloster geflüchtet hat, hegt der Gemahl zwei Alphabete hindurch die Absicht, sie für ihre vermeintliche Untreue zu bestrafen, kann aber immer nicht dazu kommen, seine Absicht auszuführen, weil allerhand Zufälliges ihn abhält, bis er sich zuletzt bekehrt. Diese Geschichte steht nun in durchaus keinem Zusammenhange mit den historischen Begebenheiten, welche der Verf. mit vieler Breite vorträgt, und ebenso wenig mit einer Menge erdichteter Greuelscenen, in welchen die Sitten der Zeit geschildert sein sollen. Durch diese Episoden, welche den größten Theil des Buches einnehmen, wird die Hauptgeschichte auseinandergerissen und verwässert; aber freilich hätten sich ohne dieselben nicht leicht drei Bände füllen lassen. Die Personen, welche in jener Hauptbegebenheit auftreten, sind natürlich von jenem geist- und charakterlosen Mittelschlage, welchen alle unsere Vielschreiber außerordentlich lieben, und haben nicht die geringste Spur von dem Charakter jener Zeit aufzuweisen. Aber eben darum sind sie noch viel leidlicher als die Personen, welche ausdrücklich dazu da sind, die Sitten jener Zeit zu repräsentiren. Diejenigen Theile des Romans, in welchen diese eigentlich romantischen Figuren vorherrschen, sind die schauderhaftesten. Ich will nur eine derselben herausheben. Der Verf. hat nämlich unter Anderm versucht, in der Person einer Prinzessin Anna einen der bekannten Königin Johanna von Neapel ähnlichen Charakter zu schildern. Wäre ihm das gelungen, so müßte man ihm vielen Dank wissen; denn dann hätte er ein kräftiges, inhaltreiches Bild uns vor Augen gebracht. Aber die Aufgabe war freilich viel zu schwierig für ihn. Geniale Zügellosigkeit kann ebenso wenig wie alles andere Geniale geschildert werden, wenn der Schildernde nicht selbst Geist hat. Daher erfahren wir auch nichts Anderes von unserer Prinzessin, als daß sie erstens außerordentlich liederlich; zweitens, daß sie rachsüchtig und mordgierig ist, und drittens, daß sie den Lachkrampf hat. Dieser Lachkrampf spielt eine große Rolle in dem Romane und ist, genau genommen, das Einzige, was dem Leser wirklich veranschaulicht wird. Die Prinzessin wird wol zehnmal davon befallen, und jeder dieser Anfälle wird weitläufig und mit der dem Verf. eignen Vorliebe für das Häßliche geschildert. Von Geist, oder auch nur von derber, kräftiger Sinnlichkeit oder Eigenthümlichkeit des Charakters findet sich keine Spur. Die ganze Schilderung besteht in einer trocknen Aufzählung von Schandthaten und ist also eine wahre Sünde an der Würde der Menschheit. Außer dieser Prinzessin ist eine ganze Familie, wie es scheint, allein deswegen in den Roman aufgenommen worden, um denselben mit möglichst vielen Scheußlichkeiten zu füllen. Ein alter Mann nämlich heirathet eine Witwe ihres Geldes wegen, unter der Bedingung, daß er einem Mönche gestatte, statt seiner die ehelichen Functionen bei seiner Frau zu verrichten. Um sich hierfür zu entschädigen, verführt der Alte die Tochter seiner Frau. Diese läßt sich, obgleich der Alte als ein Muster von Häßlichkeit geschildert wird, von ihm nicht nur verführen, sondern will auch noch nebenbei seinen Sohn heirathen. Dieser wieder macht Mordanschläge, um die Frau eines Andern in seine Gewalt zu bekommen, und Beide zusammen, Vater und Sohn, stecken die erste Frau des Alten, die Mutter des Sohnes, in ein finsteres Loch und geben sie für todt aus, damit die zweite Heirath möglich werde. Und doch will ich nicht in Abrede stellen, daß Alles dieses sich so darstellen ließe, daß die Schilderung ein psychologisches Interesse hätte. Aber hier ist Alles so unmotivirt, so plump, so niederträchtig, daß man sich mit Ekel und Abscheu abwendet. Nicht eine zügellose Sinnlichkeit wird uns hier geschildert, sondern die stumpfsinnigste Gemeinheit, wie sie gar nicht existirt.

Alles dieses wird nicht einmal so erzählt, daß eine pikante Subjectivität des Verf. sich darin äußerte, wie sich dies in einigen neuern französischen Romanen findet, welche trotz aller Scheußlichkeit und Nichtswürdigkeit des Inhalts doch wenigstens Talent der Darstellung verrathen. Unser Verf. dagegen scheint zu wissen, daß sein Publicum das Abscheuliche liebt und auch dann noch verschlingt, wenn es ihm ohne alle mildernde Verhüllung gereicht wird. Es herrscht daher in dem ganzen Romane ein

höchst roher widerwärtiger Ton. Man sieht so recht, wie Hr. Storch es sich bequem gemacht hat und dem Leser zumuthet, für Schilderung einer rohen Zeit zu nehmen, was eigentlich nur Ausbruch der eignen Rohheit des Verf. ist.

Außer den lasterhaften Figuren, von denen wir fortsprachen, finden sich in dem Romane auch einige Persönlichkeiten, welche den Gegensatz zu jenen bilden sollen und daher als in jeder Beziehung höchst edel beschrieben werden. Obgleich nun diese Gestalten sehr matt geschildert sind, so würden sie erfreuliche Lichtpunkte sein, wenn nicht auch sie benutzt würden, um die ganze Zeit in einem, wo möglich noch nichtswürdigern Lichte zu zeigen. Alle diese würdigern Persönlichkeiten erscheinen nämlich als der unterdrückte Theil; die Zeit stößt sie aus, während der Unsinn siegt. Alles, was irgend Edles erscheint, wird der unterliegenden Partei zugesellt, und die Sieger siegen nur durch ihre Nichtswürdigkeit, und zwar nicht etwa durch irgend einen großartigen Frevel, sondern durch die gewöhnlichste Erbärmlichkeit, unterstützt durch einige glückliche Zufälle. Und so zeigt sich denn auch hier wieder der Götze aller elenden Erzähler, der Zufall, als das Herrschende. 6.

Holland in den Jahren 1831 und 1832 von Ludolf Wienbarg. Zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. Preis für beide Theile 2 Thlr. 16 Gr.

Schon von dem ersten Theile dieses Buches haben wir dem Leser mit großem Wohlbehagen Bericht erstattet *), und auch der zweite, wiewol nicht so voll lebendiger Schilderungen des merkwürdigen Landes, seiner Städte, Einwohner und ihres Verkehrs, enthält eine Reihe anziehender Darstellungen, die sich in den verschiedenartigsten Gebieten ergehen. Der Verf. richtet diesmal seine Blicke mehr auf das innere Leben des Volkes, auf die Resultate seiner höhern Bildung und betrachtet daher namentlich die holländischen Maler, todte und lebende, berichtet uns über ihren größten Dichter, Vondel (eigentlich ein Deutscher, aus Köln gebürtig, der mit seinen Aeltern in frühesten Jahren nach Holland eingewandert war), theilt uns eine anziehende Sammlung alter holländischer Volksgesänge mit u. dgl. m. Sowol in der Auswahl als in der Behandlung dieser Gegenstände finden wir denselben gesunden Takt und die unparteiische Einsicht wieder, die uns schon im ersten Theile so erfreute. Wir können nicht über alles Einzelne des Buches berichten und heben daher Folgendes als das Interessantere heraus. Der dritte Aufsatz verirrt sich aus Holland, denn er erhebt sich ins Gebiet der Phantasie. Er ist betitelt: „Der Rhein und ich", und enthält eine glückliche, wenngleich etwas zu weit ausgesponnene Allegorie über das geographische Schicksal, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, dieses königlichen Stromes, der, ein brausender Sohn der Berge und der Freiheit, so kümmerlich verflacht enden muß, daß seine sonst so prächtig rollende Woge zwischen Sumpf und Schilf, ja von schmählicher Entengrütze bedeckt sterbend dahinschleicht, statt einen königlichen Einzug in das stauwende Meer zu halten. Der vierte Aufsatz ist überschrieben: „Die Maatschappijen", welches holländische Wort einen größern Verein bedeutet. Dieser Vereine gibt es in Holland sehr viel und alle richten sich auf Gegenstände des öffentlichen Nutzens oder einer allgemeinern höhern Bedeutsamkeit. Die bedeutendste unter allen Maatschappijen ist die 1784 gestiftete Gesellschaft Tot nut vant algemeen, oder zum allgemeinen Nutzen, welche 13,000 Mitglieder allein in Holland zählt und, so viel mir bekannt, auch in den indischen Colonien sehr weit verbreitet ist. Alle die nützlichen Anstalten, welche dieselbe nur durch den Beitrag von sechs Gulden jährlich, den jedes Mitglied zahlt, zu Stande gebracht hat, sind kaum zu übersehen. Unter andern empfingen, wie man mir in Holland gesagt, allein 6000 Kinder Unterricht aus den Mitteln der Gesellschaft. Die zweite große Maatschappij ist die der Wohlthätigkeit, welche die berühmten Armencolonien, unstreitig die zweckmäßigste Anstalt zu einer auf das Allgemeine günstig rückwirkenden Unterhaltung armer Familien, gegründet hat. Sie werden zum Anbau wüst liegender, aber der Cultur durch sorgfältige Behandlung des Bodens zugänglicher Distrikte verwendet, wo sie durch Fleiß nach und nach von Tagelöhnern zu Eigenthümern übergehen können. Die Einrichtung dieser Armencolonien (beiläufig von dem General van den Bosch herrührend) ist so vortrefflich daß sogar jüngst eigne Commissarien aus Frankreich dahin geschickt wurden, um genauere Kenntniß behufs einer zweckmäßigen Nachahmung in ihrem Vaterlande davon zu nehmen. Man darf übrigens nicht glauben, daß alle diese Vereine sich allein auf Gegenstände des äußern Nutzens richten; sondern im Gegentheile, die meisten haben höhere Gegenstände zum Zwecke, weil für das Nützliche durch tausend andere Einrichtungen in Holland schon in vielfältigster Weise gesorgt ist. So gibt es einen sehr ausgebreiteten Verein zur Beförderung der Tonkunst, einen andern für freie Künste und Wissenschaften, einen für Naturkunde, mehre für religiöse Zwecke, als Bibelgesellschaften, Missionsgesellschaften u. s. w. Die Uebersicht der Geschichte des holländischen Handels liest man mit Interesse; die Ansichten des Verf. über Seereisen und Colonien sind geistreich und wahr, besonders was den Vergleich der Holländer mit den Spaniern und Portugiesen in dieser Beziehung anlangt. Wenn er in diesen und dem folgenden Aufsatze: „Java und die Javanesen", mit Empörung von der Grausamkeit spricht, womit sich Holland in den Colonien festgesetzt hat, so können wir ihm nur Recht geben; wenn er aber behauptet, daß die Holländer vorzugsweise barbarisch verfahren seien, wenn er auf ihre Kosten die Engländer rühmt, so möge er nur an die Geschichte der indischen Colonien im vorigen Jahrhunderte denken, und er wird sehen, wie der englische brutale Aristokratismus den holländischen Krämergeist an Grausamkeit und Habsucht noch übertroffen hat. — Die nächsten Aufsätze charakterisiren Holland, sind aber nicht hervorstechend genug, um einzeln erwähnt zu werden; die von S. 96 an enthalten lauter Aufsätze, die Bezug auf holländische Malerei und Maler haben. Vieles darin hat uns sehr angesprochen; sowol das Biographische, in das Gewand anziehender Humoresken gekleidet, als das Historische und Aesthetische in diesen Mittheilungen. Sehr lebendig zeichnet uns der Verf. das Bild des lustigen Malers (fast der holländische Eulenspiegel) Jan Steen, welches er nach einem auf den Gassen des Haag für zwei Stüber erkauften Bilderbogen darstellt. Ueberhaupt wird man Alles, was über holländische Malerei, Maler und Gemälde in dem Büchlein gesagt ist, mit Interesse lesen; doch müßten wir hier zu sehr ins Einzelne gehen, wenn wir nur einigermaßen verlohnend darüber sprechen wollten. Wir begnügen uns daher, den Leser durch diese Andeutungen darauf hinzuweisen. Zum Schlusse theilt uns der Verf. mehre holländische Volksgedichte mit, welche, meist balladenartig, seltsame und schreckliche Begebenheiten, wo Liebe und Haß sich entwickeln, zur Darstellung gewählt haben. Sie gleichen im Uebrigen in kunstloser Gestaltung, wo der Stoff noch die bildende Hand des Künstlers überwältigt und fast verspottet, ganz den altdeutschen Ueberresten dieser Art, und mögen vielleicht bei der Aehnlichkeit der Sprachen, und in frühern Zeiten auch des Charakters der Völker, unweit von einander entsprossen sein. Die deutsche Verwandtschaft läßt sich nicht ableugnen. Das Lied: „Es ging ein Pater wol über Land", gleicht den muthwilligen Liedern, die wir im Shakspeare antreffen, und ist besonders durch den lustig klingenden

*) Vgl. Nr. 249 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Refrain sehr ansprechend; uns däucht, es müsse ein Volksgesang sein oder werden. — Das ist der Inhalt des Büchleins, welches wir unsern Lesern bestens empfehlen. 13.

Der Fremde von Pästum. (Eine Anfrage.)

Daß, wie im Menschenleben, so auch in der Literatur Räthsel vorkommen, ist eine bekannte Sache. Ein solches Räthsel ist uns in einem Werkchen aufgestoßen, dessen bereits in diesen Blättern (Nr. 193 f. 1833) mit entschiedenster Anerkennung gedacht worden ist. Es sind „Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen", übersetzt vom Ritter von Martius. Die großen in diesem Buche niedergelegten Ideen eines sterbenden Greises erinnern uns an Göthe's Worte: „Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen." Aber darum ist es uns hier nicht zu thun, wol aber um ein biographisches Räthsel, worüber eigentlich der Uebersetzer uns Aufschluß geben könnte; ein Räthsel, von welchem wir uns wundern, daß es, einen hohen Regenten anlangend, noch von Niemand zur Sprache gebracht wurde.

Bekanntlich hatte der berühmte Baronet Davy das merkwürdige Unglück, in einem Nachen, der sich von dem Holze, woran er befestigt war, losriß, den großen Traunfall in Oberöstreich herabzustürzen (S. 191), und das Glück, von einem Fremden, der dort nach Salmen angelte, mit der starken Angel herausgefischt und durch schnell angewandte Mittel ins Leben zurückgebracht zu werden. Eine Anmerkung des Uebersetzers sagt nun: „Die Person, welche Davy aus dem Traunfall errettete, war Se. Majestät Ludwig König von Baiern." Auch für den künftigen Biographen des Monarchen müßte diese Begebenheit sehr erheblich erscheinen, wenn sich nur nicht aus dem Buche selbst eine Menge Zweifel erheben ließen, welche wenigstens Ref. noch nicht zu lösen gewußt hat.

Davy erkennt nämlich in seinem Retter seinen Fremden oder Unbekannten aus den Ruinen von Pästum her, wo Davy einige Jahre früher mit ihm sich zusammengefunden und so geistig genußreiche Stunden zugebracht hatte, daß er mit der innigsten Sehnsucht ihm einmal in seinem Leben wieder zu begegnen sich wünschte. Wir müssen es den Lesern des Buches, welche den König Ludwig gesehen haben, überlassen, die S. 119 und 120 gemachte Beschreibung von des Fremden Persönlichkeit selbst auf jenen anzuwenden. Da dies indeß nicht von Allen geschehen kann und Davy vielleicht Erinnerungen täuschen konnten, so halten wir uns an andere Stellen, welche die Identität jenes Fremden von Pästum, als Davy's Lebensretters, mit dem genannten Monarchen, sowie sie hier vorliegen, völlig bezweifeln lassen müssen. Der Unbekannte erzählt in Pästum nämlich nicht nur S. 163 fg. von seinen Reisen durch Aegypten, Kleinasien, Ptolemais, Jerusalem, sondern äußert auch bei Gelegenheit des an letzterm Orte gekauften Rosenkranzes, den nachher Pius VII. in Fontainebleau küßte und segnete, und mit welchem sich der Fremde sogar aus Räuberhänden rettete (S. 171 fg.), daß er in den Gebräuchen der englischen Hochkirche erzogen sei, daß er unter der Herrschaft Napoleons, begünstigt durch die den Gelehrten ertheilte Erlaubniß, durch Frankreich nach Italien gereist sei, den Papst aber um nicht-politische Aufträge nach Italien mit dem Bemerken gebeten habe, daß er ein Engländer sei. Auch S. 186 wird England das Vaterland des Fremden genannt. Nach jener Traunfall-Katastrophe, wo der Naturforscher deutlich in seinem Lebensretter den Fremden von Pästum wiedererkennt, ihn mehrmals so nennt, kommt es nun auf einer gemeinschaftlichen Reise mit ihm und einem englischen Arzte nach dem Besuche der adelsberger Höhle zu einigen bescheidenen Fragen Davy's an seinen Lebensretter über dessen Geschichte und Lebensereignisse, wo dieser S. 242 äußert, die Geschichte seiner Jugend gleiche fast einem Romane, und fortfährt: „Meine Abkunft ist niedrig, doch kann ich an eine mündlich überlieferte Erzählung meiner Großmutter väterlicherseits glauben, welcher zufolge unsere Familie altnormännischer Abstammung wäre. Der Zufall öffnete mir in der Jugend eine wissenschaftliche Laufbahn. In männlichen Jahren lächelte mir das Glück und machte mich unabhängig; dann ward ich ein Naturforscher und setzte meine Reisen mit dem Bestreben fort, mich zu unterrichten und der Menschheit nützlich zu werden. Ich habe den größten Theil von Europa gesehen und, wie ich glaube, mit allen seinen berühmten Gelehrten gesprochen u. s. w." Wir überlassen nun dem Leser, der eine absichtliche Verhehlung des hohen Ranges von Seiten des Fremden kaum annehmen wird, alle diese Angaben auf jene Identität anzuwenden. Wer aber auch dieser Fremde gewesen, um seiner gelehrten Kenntnisse, um seines höchst reichen Geistes und um seiner tiefen Ehrfurcht für die Religion müssen wir ihm um so höhere Achtung zollen, als er, Anfangs Skeptiker, zu folgendem schönen Resultat gelangt ist S. 230: „Religion, sie sei die natürliche oder die geoffenbarte, hat immer denselben wohlthätigen Einfluß auf den Geist. In der Jugend, in Gesundheit und Glück erweckt sie Gefühle der Dankbarkeit und erhabener Liebe; sie läutert und erhebt zu gleicher Zeit; aber es ist im Unglücke, in Krankheit und Alter, wo man ihre Wirkungen am wahrsten und kräftigsten empfindet. Wenn gläubige Unterwerfung und demüthiges Vertrauen auf den göttlichen Willen, früher eine Pflicht, jetzt Vergnügen und unversiegbare Quelle von Trost geworden, dann erzeugt die Religion Kräfte, die man für erloschen hielt; dann gewähret sie dem Geiste eine Frische, welche man immer für verloren wähnte, die aber nur sich als unsterbliche Hoffnung erneuert; dann ist die Religion der Pharus, welcher den wogenumbraus'ten Seemann in die Heimat geleitet, wenn er, wie der norwegische Pilot, der stürmischen Nordsee entronnen, jene stillen, ruhig schönen Buchten oder Fiords gewinnt, von heitern Hainen und idyllischen Wiesen umschlossen; dann ist sie eine grüne, bethaute, von frischen Quellen durchrieselte Oase, welche den durstigen erschöpften Wanderer in der Mitte der Wüste empfängt. Ihr Einfluß überwiegt alle irdischen Freuden; er nimmt an Kraft zu, während die Organe altern und der Körper seiner Auflösung entgegengeht; sie gleicht dem hellen Abendsterne am Horizonte des Lebens, der, wie wir sicher sind, in einer andern Zeit Morgenstern wird und seine Strahlen durch Schatten und Dunkel des Todes sendet." 41.

Der überpinselte Plafond des leipziger Concertsaals.

Bekanntlich wurde im hochgebildeten Leipzig der durch Oeser's Deckengemälde so berühmte Concertsaal 1833 auf eine so jämmerliche Art überpinselt, daß viel öffentliche Blätter theils ihr Bedauern, theils ihren Spott über ein solches Verfahren äußerten, da von den Meisterwerken, die in Composition und Ausführung gleich trefflich waren, nun nichts mehr auf die Nachwelt kommt als eine trockene Beschreibung in Leonhardi's „Geschichte u. s. w. von Leipzig", und eine Handzeichnung, welche sich in der, in letzter Ostermesse versteigerten Galerie des Bankiers Gottfr. Winkler befand. Letztere hat aber das Amt der Nemesis auf eine literarisch-komische Weise übernommen. Als der requirirte Taxator des Winkler'schen Nachlasses sie in die Hand nimmt, ruft er scherzend: „Sieh da, der überpinselte Plafond des leipziger Concertsaales!" Der Schreiber notirt dies, wie er es vernommen, und so ist nun im „Verzeichniß der hinterlassenen Gemälde, Handzeichnungen u. s. w. des Hrn. G. Winkler", S. 14, Nr. 67, klar und deutlich zum ewigen Andenken unter der Rubrik: „Handzeichnungen und Kupferstiche", zu lesen: „Der überpinselte Plafond des leipziger Concertsaals, gr. quer Realfol." 85.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 139. —— 19. Mai 1834.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

Erster Artikel.

Eine Menge von Federn hat sich bereits in Bewegung gesetzt, die Ursachen von dem allgemeinen Verfall der Bühne, wie der dramatischen Literatur zu ergründen, und Mittel anzugeben, wie die sinkende Bühnenwelt zu stützen und von ihrem Untergang in totaler Nichtachtung zu retten sei. Diese Rettungsmittel sind zum Theil ebenso seltsam als die entdeckten Ursachen, welche diese Gefahr herbeigeführt haben sollen. Alle Kunst datirt ihren Verfall von dem Augenblick der Vermischung der Gattungen und Stylarten an, so lehrt die Kunstgeschichte, und wir glauben daher ganz einfach, daß diese Vermischung der Gattungen Grund und Ursache des Verfalls, ihre vernünftige Sonderung aber das einzige Rettungsmittel für die dramatische Kunst sei. Diese Ansicht wird tiefphilosophischen Kunstrichtern zu einfach erscheinen; wir halten sie eben ihrer Einfachheit wegen für wahr und unbestreitbar. Was würde aus der Malerei werden, wenn die Künstler so unsinnig wären, zu gleicher Zeit im Styl Rafael's und Adrian's von Ostade malen zu wollen; was aus der schönen Baukunst, wenn man den gothischen Styl mit dem griechischen zu verschmelzen sich einfallen ließe? — In der dramatischen Kunst wird diese unglückliche Vermischung täglich versucht, und man wundert sich über das daraus hervorgehende Verderben? In demselben Stücke will man den Foderungen der Kunst ein Genüge leisten und den ganz entgegenstrebenden Foderungen jenes Halbpöbels, dem man die Schausäle hat öffnen müssen, um bestehen zu können, nachdem selbst Regierungen ihre Hofbühnen aus eignen Mitteln nicht mehr erhalten können. Derselbe Dichter soll und will in derselben dramatischen Arbeit den Ansprüchen des durchgebildeten Kunstrichters und denen des rohen Haufens genügen, der nur von Greueln oder wenigstens von grellen Effecten, wie sie die Kunst verleugnet, zur Theilnahme zu bewegen ist? Unmöglich! — Sondert dagegen die Gattungen, und Alles ist erreicht. Vertheilt die Leistungen der Bühne; gebt am Montag dem erleuchteten Kunstfreunde, am Dienstag dem Halbpöbel, am Mittwoch dem rohen Haufen Befriedigung, singt am Donnerstag, tanzt am Freitag und stellt auch auf die Köpfe am Sonnabend, aber vermischt das ewig Getrennte nicht länger. Sofort wird der dramatische Autor sich seine Stelle, seinen Tag suchen; er wird wissen, für welches Publicum er schreiben will — und der Adel der echten Kunst ist gerettet. Eine übertriebene Humanität, welche alles nivellirt, ist der wahre Quell des Verfalls der dramatischen Kunst. Man will alle Stände an Dem Theil nehmen lassen, was nur dem Durchgebildeten Freude geben kann und soll. Das ist gut für eine demagogische Kunst; aber die dramatische Kunst im alten Begriff erstickt daran.

Diese Vermischung der Gattungen war den Atheniensern fremd. Warum? Weil es in Athen keinen Pöbel gab. Doch darüber ist zu viel zu sagen, und wer über unser Theaterwesen nachdenkt und seinen Verstand nicht einbüßt, der hat keinen zu verlieren. Nach und nach tritt eine achtbare Stimme nach der andern von diesem Rednerstuhle ab; auch Tieck schweigt nun, nachdem er seine Ansichten von einer wilden Opposition lästern gesehen hat, und Alles droht endlich in einer allgemeinen Verachtung zu Grunde zu gehen. Von Denen, die für das Theater schreiben, will Niemand gern daran erinnert sein, daß er Bürger eines sinkenden Staates ist; der Ehrliebende, der die Kunst um ihrer Schönheit willen Liebende zieht sich verletzt zurück, Der bleibt allein auf dem Platz, der sie als eine melkende Kuh in Pacht genommen hat, und die edelste Gattung der edelsten Kunstübung bleibt am Ende nur für die Heloten übrig. Sklaven schreiben die Stücke, an denen Freigeborene sich erheben und erfreuen sollen; der Geist bettelt sich bei der rohen Sinnlichkeit zu Gaste, die allein noch ihren gedeckten Tisch auf der Bühne findet, wo sie mit Gift, Todtenköpfen und abgehauenen Händen und Füßen tractirt wird. Dies ist das Resultat. Alle Scheu, alle Sittlichkeit ist von der Bühne gewichen; man beneidet die Zeiten, wo Kotzebue noch wenigstens den Schein der Sittsamkeit annehmen mußte, um nicht ausgepfiffen zu werden; denn nun zeigt sich das Laster, die Unsitte blank und nackt auf den Bretern; die edeln Geister ziehen sich zurück, und die Bühne bleibt für die Hefen des Volks übrig, die dahin strömt wie zu einem Schaffot.

Das ist der Erfolg jener vernunftwidrigen Vermischung verschiedener Gattungen und unvereinbarer Bestrebungen. Durch sie hat die Bühne die Dichter verdorben, und die feile Bereitwilligkeit der Letztern, sich verderben zu lassen, führt ihrerseits die Bühne, als Kunstinstitut, ihrem

Verderben entgegen. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, werden wir in unserer kritischen Uebersicht unser Augenmerk besonders auf jene verderbliche Vermischung des Unvereinbaren richten, diese tadeln und in ihrer Nichtigkeit darstellen; jeden Versuch dagegen, zu jener Sonderung zu gelangen, welche der Kunst Adel und Selbständigkeit zurückzugeben trachtet, der Theilnahme unserer Leser empfehlen. In den bessern Leistungen wird ein zweiter Urtheilspunkt für uns die Objectivität des Dramas sein. In einem dramatischen Kunstwerk ist der subjectiven Auffassung des Dichters nichts überlassen als die Idee der That selbst. Die Charaktere fodern ihre Wahrheit in sich. Je unzweifelhafter diese ist, desto objectiver werden sie erscheinen und desto nothwendiger ihre Handlungen. Wo die dramatis personae als Organe des Dichters erscheinen, mit Menschennamen bekleidete Ideen des Dichters sind, da geschieht dem Kunstgesetz Eintrag.

Im Lustspiele scheint uns nichts so tadelnswerth, als den hundertmal gedrehten und aufgedrehten Strick von Neuem zu drehen. Wo uns irgend die herkömmliche Species von Charakteren begegnet, mit den herkömmlichen Mischungsverhältnissen zur Mixtur verarbeitet, da ist auf unsere Anerkennung nicht zu rechnen. — Im historischen Schauspiele fodern wir doppelte Wahrheit: geschichtliche, künstlerische; im bürgerlichen Schauspiele deutsches Element, nationale Gesinnung; im Singspiel vor Allem Wohllaut, musikalisches Ohr, Hingebung an die Musik; in der Posse selbst Neuheit des Sujets, und im Melodrama — Verstand. Dies ist in wenigen Grundzügen der Codex, nach welchem wir die dramatischen Erscheinungen des verflossenen Jahres überblicken wollen. Wir waren unsern Lesern und uns selbst diese kurze Rechenschaft schuldig; denn allerdings gab unser diesjähriges Richteramt uns mehr Anlaß zu Bluturtheilen als zu Preisvertheilungen. Je tiefer die dramatische Kunst sinkt, je mehr sich selbst die Tradition des Guten und Rechten unter uns verliert, um so ernster und strenger wird der Beruf der Kritik, und die Beschuldigung eines mitleidlosen Urtheils widerlegt sich am besten durch die Nothwendigkeit desselben. Vor dem genialen Funken aber, selbst wenn er sich in der Asche birgt und von ungeschickter Hand erstickt zu werden droht, haben wir Achtung, und unser Verdict soll nie verfehlen, ihn anzuerkennen. Der Deutsche hat mehr als ein anderes Volk eine tiefinnerliche Sehnsucht nach Poesie, und er huldigt ihr, wo sie ihm naht. Sein Fehler ist: Hingebung an Das, was andern, viel weniger poetischen Völkern gefällt. Die Nachahmung Anderer hat uns verdorben, die Nachahmung unseres eignen Geistes kann uns allein retten. Denn daß dieser Geist ein wahrhaft poetischer ist, erweist sich eben in der Verachtung, welche die neue dramatische Schule bei uns trifft, während diese in Frankreich und England fast ohne Widerspruch triumphirt. In dieser Verachtung ist ein Schatz von Hoffnung verborgen.

Wir beginnen unsere Uebersicht, wie gewöhnlich mit einigen der alljährlich wiederkehrenden Gaben und Sammlungen. Recht betrachtet, sind diese Sammlungen ein Gift. Sie führen die französische Zufuhr herbei, welche den Muth zu nationalen Arbeiten niederdrückt, die Bühne mit Fremdartigem überfüllt und den Geschmack beschädigt. Sie sind jedoch ein Uebel, das seine Nothwendigkeit ertragen läßt, so lange der deutsche Bühnenmarkt nicht Vorrath genug nachweist.

---

1. Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1834. Von Lembert. Wien, Tendler. 1834. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Mehr und mehr überzeugen wir uns davon, daß die eigentlich nationale Form des deutschen Lustspiels das Familien- und Conversationsstück sei, wie es zuerst Weiße, dann Iffland, Schröder und zum Theil Kotzebue ausgebildet haben. Jede andere Gestalt des Lustspiels ist nur angeeignet und hat im Grunde des deutschen Volkscharakters in seiner Gesinnung keine Wurzel. Der Deutsche liebt vor allen Dingen seine Familie viel mehr als irgend ein anderes Volk des Südens oder Westens; von ihr aus construirt er sich erst alle übrigen Formen seines politischen, wie seines künstlerischen Lebens. Durch sie begreift er erst sein öffentliches Dasein, und wie in der Politik ihn die Oeffentlichkeit der Volksversammlung eher schreckt als anzieht, so scheut er es in der Kunst selbst, aus seiner Familie herauszugehen. Er ist still, friedliebend und nur in vertrauten Kreisen witzig und belebt; unter Fremden scheu und bescheiden. Es ist sein nationales Lustspiel, behaglich und natürlich sind seine Schauspieler eigentlich nur in diesem, die fremde Gattung haben sie erlernt; aber Dichtung und Darstellung derselben zeigen immer etwas Fremdartiges und Erlerntes. Daher mag es kommen, daß wir das französische Lustspiel, welches aus der Familie heraus in einen größern Kreis eintritt, nie so vollkommen von deutschen Schauspielern darstellen sehen als z. B. „die Jäger", und eben daher mag es kommen, daß das deutsche Lustspiel von jeder Abweichung her, welche die Mode gebot, stets wieder nach jenen Familienscenen zurückstrebt, die seinen eigentlichen Charakter, seine nationale Sphäre bezeichnen. Selbst in der Bearbeitung französischer Lustspiele für die deutsche Bühne verräth sich diese Richtung; es wird meistens Alles vertraulicher, innerlicher, als es war. In der vorliegenden Sammlung erscheinen uns drei französische Originale in solcher Umwandelung. Zuerst: „Der Mann meiner Frau", Lustspiel in drei Aufzügen nach Roziers, eine heitere Persiflage des Scharfblicks der Alten und gegen die Vermittler ehelicher Zwistigkeiten gerichtet. Die Elemente dieses Lustspiels sind beinahe deutsch und so konnte die Bearbeitung um so eher gelingen. Sie ist ohne Tadel und läßt ein fremdes Original nur nach wiederholter Prüfung durchblicken. Das zweite Stück: „Die unbesiegbare Leidenschaft", Lustspiel in zwei Aufzügen nach Scribe und Varner, ist bei weitem französischer. Es hat dies Stück bereits mehrere Bearbeitungen erfahren. Wir finden es in Anlage und Erfindung ziemlich schlecht, ohne andere, als die französische conventionelle Wahrheit, deutscher Gesinnung fremd, und an sich ohne viel künstlerisches Geschick geführt. Der Deutsche langweilt sich nicht so schnell als der Franzose, und auf den Wirkungen der Langenweile beruht die ganze vis comica des Stücks. Dies ist ebenso albern als langweilig. In demselben Maße, wie dies Stück uns misfiel, gefällt uns das dritte: „Die Untröstlichen", Lustspiel in drei Aufzügen nach einem Marivaux'schen Lustspiel und einem Scribe'schen Vaudeville. Hier sind die Verhältnisse wieder deutsch, und Figuren wie Magister Oldbelms scheinen uns sogar ursprünglich Deutschland anzugehören und von den Franzosen nur adoptirt zu sein; wenigstens erinnern wir uns keinen solchen in Molière oder Regnault begegnet zu sein. Die Idee, zwei Untröstliche zusammenzubringen und aus ihnen dergestalt ein Paar zu machen, daß Born's Prophezeihung wahr wird, nach welcher der beweinte Gatte, wenn er plötzlich zurückkehrte, einen sehr traurigen Empfang erhalten würde, ist allerliebst, und in der Täuschung des so scharfsichtigen Baron Born verkündet sich Marivaux's ganze Feinheit und Beobachtungsgabe.

mit seinem komischen Vermögen. Wie grob und haus-
i sind, hiermit verglichen, die Erfindungen der heutigen
e und Melesville? Unter den viertehalbhundert Lustspie-
d Vaudevilles derselben ist keines, das dieser seinen und
den Erfindung Marivaux's gleich käme. Die Sprache des
eiters verdient nur Lob; sie ist gebildet und so gewandt,
an das Original kennen muß, um an eine Bearbeitung
uben.

tspiele oder dramatischer Almanach für das Jahr 1834,
F. A. Kurländer. Vierundzwanzigster Jahrgang.
sechs Kupfern. Leipzig, Baumgärtner. 1834. 1 .
hlr. 12 Gr.

nter den vier hier zusammengestellten Stücken begegnet
nächst das unvermeidliche „Ewig" nach Scribe's und Bar-
„Toujours", über welches verfehlte Gebilde wir uns be-
ausgesprochen haben. Was wir dort sagten, paßt auch
wiewol der Bearbeiter sich's viel Mühe hat kosten lassen,
tern Unwahrscheinlichkeiten des Stücks und seine Wider-
durch kühne Umgestaltungen zu heben. So hat er aus
utter einen Vater gemacht (Jerman) und hiernach den
abgeändert, und Clarissa weit gebildeter und liebenswür-
gemalt. Gut, aber nicht genug; das Stück bleibt den-
hlecht, und wenn es noch so sehr in Wien gefällt. „Die
e als Nebenbuhler", Lustspiel in zwei Acten, bieten eine
ärmte Geschichte dar, die uns, trotz der frischen Brühe
r, wenig gefallen hat. Der Frau v. Weissenthurn „Des
Meisterstück" behandelt dasselbe Thema theils gemüth-
theils natürlicher, wiewol der Dialog in diesem Stücke
er und vollendeter ist; denn diesen hat Kurländer über-
seinem Vorbilde Kotzebue fast abgelernt. — „Siegmund",
piel nach Scribe's „Gardien" und Sand's „Indiana",
unterhaltende und löbliche Arbeit, welche bei den Ver-
ngen, die der Verf. damit vorgenommen hat, viel ge-
haben mag. Das Stück macht sich durch die gute und
matische Verwickelung geltend und hat, wiewol wesent-
deutsch in der Gesinnung, doch ein Recht darauf, in ge-
Kreisen, wo die conventionnelle Natur einmal für Natur
u gefallen. — Die Kleinigkeit: „Warum", ist unterhal-
nd lehrt, nicht nach jedem Warum zu fragen.

devilles und Lustspiele. Theils Originale, theils Ueber-
ungen und Bearbeitungen von Louis Angely. Zunächst
die Theater zu Berlin. Dritter Band. Berlin, Cosmar
Krause. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

ie eigentliche Weise, wie der Verf. pariser Vaudevilles
ner Possen zu verwandeln bemüht ist, kann als bekannt
nmen werden. Er hat damit in der That eine Gattung
en, und wenngleich die Gattung schlecht ist, so ist doch
ies Ruhmes genug für einen Schriftsteller wie Hr. An-
Zahllos sind die Geschmackwidrigkeiten seiner Leistungen,
streitig hat diese leichte Waare zum Verderben der Kunst
von der man sie nicht zu sondern versteht, das Ihrige
gen; doch hat Angely das Verdienst, wenn man es an-
nennen kann, sein Auditorium durch die öffentliche Wie-
ng localer Schnurren, lächerlicher Anekdoten und der be-
berliner Gassenwitze lachen zu machen. Dergleichen ge-
r in Zeiten, wie die unsrigen sind, der Literatur an;
Jahren nahm die Kritik von solchen Sachen keine No-
Die hier gesammelten Stücke sind: „Der Stellvertreter",
cribe und Carmouche, eine alte, hundertmal dagewesene
e; „Der Unglücksgefährte", nach Théaulon, besser, wah-
neuer in der Erfindung; „Die doppelt Verheiratheten"
ribe, schlecht wie der Titel und noch obenein durch Ge-
entstellt; „Die Schneidermamsells", nach Scribe, Vau-
bekannt und nicht mit Unrecht beliebt, ein niederländi-
ld voll Localwahrheit, naturgetreu und deshalb zu be-
; ferner: „Der Dachdecker", nach dem Französischen,
erfunden, barock, aber nicht übel durchgeführt und vor-
n den Scenen gelungen, welche die aristokratische Ge-
, das Ahnenwesen und die Familienähnlichkeiten ver-
spotten. Der Bearbeiter, nach neuen Caricaturen haschend, gibt
jedoch der Mutter Graupe eine Sprache, die kein Mensch spricht,
nicht einmal ein Mecklenburger oder ein Kölner, und endlich:
„Der hundertjährige Greis oder die Familie Rüstig", Lieder-
spiel in einem Akt, voll Patriotismus und französischer militai-
rischer Großsprecherei, die auf unsere deutsche Bescheidenheit
wie die Faust auf das Auge paßt. Nachdem wir so viel von
den Franzosen gelernt haben, sollen wir auch noch das Maul-
heldenthum von ihnen erlernen, das, wir gestehen es, uns den
Besuch der pariser Theater stets verleidet hat. Uebrigens ist
das Stück gar sentimental und rührend, nur müssen wir es für
eine feine Malice des Bearbeiters halten, daß er von Solchen
spricht, die den letzten Feldzug „eigenwillig" statt „freiwillig"
mitgemacht haben.

4. Dramatisches Sträußchen für das Jahr 1835. Von J. F.
Castelli. Achtzehnter Jahrgang. Wien, Wallishauser.
16. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein Spätling, der besser ungeboren geblieben wäre, wie
Spätlinge meist. Das „Dramatische Sträußchen" wird je älter,
desto steifer und welker; nichts mehr von der alten Schmiegsam-
keit in Wahl und Sprache; Der, welcher es bindet, hat es ab-
geschworen, sich die mindeste Mühe damit zu geben. Die schlech-
testen französischen Originale bringt es uns ganz treu und ohne
die geringste, durch Sitte und nationale Gesinnung gebotene
Abänderung, und der Dialog ist wie im Schlafe gemacht. —
Jedes der drei Stücke in diesem Jahrgange ist ein Beleg zu
diesem Ausspruche. „Die Tänzerin und der Quäker", nach
Scribe, in einem Aufzuge, ist das letzte der Scribe'schen Stücke,
die der Uebersetzung werth waren. Es ist unsittlich und lang-
weilig zugleich, und Beides zusammen ist fürwahr zu viel. „Die
Scheidewand", nach dem Französischen, ist etwas, wiewol nur
wenig, besser; es ist wenigstens nicht unsittlich. Was die Lang-
weiligkeit betrifft, so verweisen wir auf Dörner's Schlußworte,
die in der That etwas von der Gellert'schen Komödie an sich
haben. „Lernet daraus, meine Lieben, daß man bei allen Zu-
fällen, bei allen Gelegenheiten des menschlichen Lebens keine bes-
sern, keine vertrautern, keine redlichern Freunde finden könne
als zärtliche Anverwandte, die durch ihren Rath und ihre Er-
fahrung der Unbesonnenheit Eurer Jugend zu Hülfe kommen
und nur stets Euer wahres Glück zum Ziel ihrer Sorgfalt ma-
chen." Unglaublich — eine Komödie im Predigerrocke — und
das im 19. Jahrhunderte, nachdem Schlegel vorgelesen hat, daß
die Komödie nicht moralisiren soll! — „Ueberspanntheit oder
die entsetzliche (!) Literatur", nach Scribe, wird mit Recht zu
den schönsten Proben der entsetzlichen Literatur gerechnet. Die
Uebersetzung ist so schauderhaft wie das Stück selbst, oft geradezu
undeutsch. Wehe uns, wenn wir alt werden! Castelli aber
sollte fürwahr um seines Namens willen etwas Anderes thun,
als solch triviales, ungesalzenes Zeug drucken zu lassen. Noch
jetzt vermag er Besseres zu schaffen, als diese Originale sind,
die er sich die Mühe gibt, jammerwürdig zu übersetzen. Auf
alle Weise hat er sich von jüngern Nebenbuhlern gänzlich über-
flügeln lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Salon 1834.

3.*)

Es ist ein Maler in Paris, der ebenso viel Fehler als Tu-
genden, eine neue Manier zu portraitiren, großes Talent zu
zeichnen und componiren, aber im Figurengenre dennoch weder
Natürlichkeit noch Farbe hat; ein Maler, der die verschobensten
bunt durcheinandergerenkten nackten Körper kräftig und mus-
kulös mit aller Keckheit hinwirft, stolze Römerphysiognomien in
wenigen Linien erzeugt, im Einzelnen unübertreffliche venetia-
nische Gewänder, lebendiges Weiberfleisch und transparente
Zeuche macht, aber dennoch kalt läßt und fast nie dem Auge

*) Vgl. Nr. 134. D. Red.

gefällige Wesen zur Welt bringt. Dieser Maler ist Ingres, ein Mann von ebenso großem Ruf als Anhang. Sein Unglück will, daß er zu heftige, zu enthusiastische Verehrer hat; denn dadurch wird sein wirkliches Verdienst umnachtet, jedes Lob Ironie und jeder Fehler ein Verbrechen.

Wie es scheint, hatte sich der Meister auf Veranlassung seiner zahlreichen Schüler und Freunde diesmal zu einem großen historisch-religiösen Werke entschlossen, um damit der künstlerischen und profanen Welt, namentlich aber der leichtsinnig verdammenden journalistischen der Hauptstadt zu beweisen, daß sein Genius nicht etwa die Fittige eines Sperlings und sein Pinsel mehr als gewöhnliches Mark besitze. Delaroche und Delacroix, Vernet, Gros, Scheffer u. s. w. sollten sich beugen vor dieser Schöpfung im Geist und Style Michel Angelo's. Er wählte zu dem Ende das Martyrthum des heiligen Symphorian, eines jungen Priesters, der zur Zeit der Christenverfolgung Dikletian's das Wort predigte vor dem römischen Statthalter Heraklius, weshalb ihn dieser mit Ruthen streichen und hernach vors Thor zur Hinrichtung führen ließ. Das Bild enthält den Moment vor der Marter, man sieht auf den Mauern der Stadt des Heiligen Mutter, welche ihn wie die der Makkabäer ermuthigt und ihm die göttliche Belohnung verheißt. Symphorian wendet sich zu ihr, ein letztes Lebewohl sagend, und bedeutet zugleich den Henker der Justiz, daß er bereit sei, ihr Opfer zu werden.

Wäre ich an Ingres' Stelle gewesen, ich hätte jeden andern Gegenstand, aber keine Martergeschichte gewählt. Einmal weil die trefflichsten Maler des 16. und 17. Jahrhunderts sich damit erschöpft und besonders Rubens, Jordaens, Le Sueur, Lebrun und die Italiener viel abscheulich Schönes der Art gemacht haben; dann aber weil man in unserer Zeit alles Rohe und Peinliche, sogar in der Vergangenheit verabscheut und nur Schönes, Gefälliges oder Großes und Imposantes, Rührendes, Melancholisches, Schwärmerisches und Energisches sehen will. Ueberdies war die Scene des Gemäldes, worin Sohn und Mutter in ansehnlicher Entfernung von der Höhe der Stadt und aus der Ebene davor mit einander verkehren, der Darstellung und der Centralisirung der Handlung für das Auge nicht günstig und macht eine Unzahl Figuren, Gruppen, Gebäude, Soldaten, Lictoren und Volk nöthig, die ganz unnützerweise des Malers Sorgfalt heischen. Doch diese Details wollte er, im hohen Wahn, ein kolossales Werk, einen Pendant zum Weltgericht der Sixtina, zur Hochzeit von Kanaan des Veronese zu liefern.

Ingres suchte in seinem Bilde durch Stellungen und nackte Körper, durch einen nackten, verdrehten Lictor und ein nach Himmelsduft schmachtendes Martyrgesicht zu imponiren; es fiel ihm gar nicht ein, ein Gemälde zu machen. Der Künstler hat seinen Ruf ermordet, indem er ihn wie einen Luftballon schnell aufblasen und durch den künstlerischen Himmel treiben wollte. Besoldete oder befreundete Journalisten machten sich als Trompeter gleich an die Arbeit und bliesen in die schlappen Leinwandfalten und ins Publicum, daß nichts Herrlicheres existire als die Marter Symphorian's von Ingres, dem zweiten Buonaroti, dem neuen Lebrun, dem schaffenden Rubens. Allein die Kunst behauptete ihr Recht, und das richtende Publicum mit ihr. In den ersten acht Tagen fiel das Gemälde von seiner prahlerischen Höhe bis zur unverdientesten Geringschätzung. Unmuth ergriff den Künstler und trieb ihn fort nach Rouen und Havre, um weder Freundes- noch Feindesstimme mehr zu vernehmen. Delaroche hatte ihn mit seiner Hinrichtung der Johanna Grey geschlagen, und die Kritik aller Journale ward genöthigt dies anzuerkennen. Seit dieser Zeit spricht Niemand mehr von Ingres' großem Figurenbilde; man nennt es eine schöne Idee zu einem Kupferstiche. Und weiter ist es auch nichts, da ihm der Reiz des Colorits ganz und gar abgeht, und nur eine große imposante Zeichnung sich im Rahmen befindet. Inzwischen bleibt er einer der ersten Maler Frankreichs, und es gibt vielleicht Niemand, der wie er mit Leichtigkeit, mit dünnen Farben und einfachen Mitteln so vortreffliche und überaus getreue Portraits malt. Ich entsinne mich der vorjährigen mit Vergnügen und weilte auch in diesem Jahre vor einer seiner Damen, so oft ich den Salon betrat, Fleisch, Gewand, Auge, Haar und Flor bewundernd. Und mit Staunen fragte ich mich, wie es möglich war, daß ein und derselbe Meister so wohl colorirte Personen und so kalte unnatürliche Figuren im historischen Bilde machen konnte. Die Ursache liegt nahe. Er kann wol componiren, zeichnen, aber nicht erfinden und nicht aus der Phantasie coloriren.

Scheffer der Aeltere besitzt in Bezug auf Letztere, was Ingres fehlt. Er ist ein ausgezeichneter Colorist und davon allein schon ein Maler, wie Rafael Mengs sagt. Noch mit jedem Jahre hat Scheffer etwas Schönes, etwas Gefälliges geliefert, vor zwei Jahren Gretchen, im vorigen Jahre wieder ein Gretchen in der Kirche und jetzt die Medora aus Byron's „Corsar". Lauter melancholische, herzliche, wunderbar ergreifende Gestalten! Wenn ich sagen sollte, was den Frauen dieses Künstlers ihren zarten Charakter, ihre transparenten Herzen, ihre schönen Augenseelen gibt, ich würde antworten: seine Liebe, sein Gefühl. Man kann nicht solche Wesen copiren, man kann sie nur denken und der Natur nachmodeln. Hätte diese Medora, in dieser reizenden Stellung ein Anderer gemalt, dessen Gemüth minder rein, so würde sie die Sinne reizen und uns sagen: Umarme mich, ich bin die Liebe. Von dieser Sprache ist kein Wort darin, im Gegentheil, man fühlt sich in reiner Sympathie zu ihr hingezogen und bewundert und liebt platonisch den schönen Hals und die zarten Händchen. Das Auge drückt den Himmel aus und die Sehnsucht eines schönen Herzens und der Mund, und das Haar und der Schleier sprechen: „Schweigt, ihr Leidenschaften".

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Lafontaine.

Ein Reisender, welcher durch Halle ging, sprach bei August Lafontaine vor und erzählte ihm von dem Entzücken, das ihm seine Schriften in der Jugend verursacht hätten. „Ja," erwiderte L. scherzend, aber doch etwas empfindlich, „so sagen sie Alle. Jung haben sie mich gelesen, alt lassen sie mich liegen."

Consularisches Budget.

Man kann nichts Bescheideneres sehen als das Budget der drei französischen Consuln vom Jahre VIII. Hier ist's:

Gesetzgebender Körper	2,400,000 Fr.
Tribunat	1,312,000 „
Archivwesen	75,000 „
Die drei Consuln, mit Inbegriff der geheimen Ausgaben	1,800,000 „
Staatsrath	675,000 „
Secretariat	112,500 „
Der Minister des Auswärtigen	90,000 „
Die sechs übrigen Minister	360,000 „
	6,824,500 Fr.

Da fehlt viel zu den 300 Millionen, welche sich 1811 in den Kellern der Tuilerien aufgehäuft fanden.

Titelwesen.

Herr von Brissac überbrachte der Marquise von Pompadour die Nachricht von einem, durch den berühmten Marschall von Sachsen erfochtenen Siege und nannte den Sieger in seiner Erzählung immer schlechtweg „Saxe". Die Marquise erinnerte ihn endlich, daß dies respectwidrig sei, und er bat, wenigstens Monsieur de Saxe sagen möge. „Eh! mordieu, Madame", versetzte Brissac eifrig, „est-ce qu'on dit Monsieur César, Monsieur Alexandre?" 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

ienstag, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1834.

)ramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

nenrepertoir des Auslandes: Frankreichs, Englands, Ita-
, Spaniens. In Uebertragungen herausgegeben von L.
Both. Fünfter und sechster Band. Berlin, Hain.
—34. Schmal gr. 4. Preis jedes Bandes 1 Thlr.
Gr.

na mixta malis, dies alte Symbolum aller menschlichen
ist auch auf diese Sammlung von Bühnenspielen anzu-
Unsere Anfoderungen sind billig und der Herausgeber
gt sie so ziemlich. Dennoch muß er sich bessere Ueberse-
chaffen als z. B. Herr Klein ist, der Victor Hugo's
n Delorme" hier in einer verzerrten und gänzlich un-
aren Uebertragung zur Schau stellt. Der übrige Inhalt
ften Bandes gibt: „Die Gräfin Dubarry", Lustspiel in
fzügen nach Ancelot von C. Schneider, ein klägliches
, ziemlich fertig übersetzt; Scribe's: „Grundsätze", in
ct von Both, leicht und gut übertragen; „Die Kunst,
zu leben", nach dem Englischen von Lebrun, bühnenge-
ad launig; „Die beiden Foster, oder die Witwe von
", nach der Planché'schen Bearbeitung dieses alten,
ffectvollen Dramas von Rowley, von Schneider mittel-
übersetzt; „Untreue und Eifersucht" in einem Aufzuge
n Italienischen des Malipieri von W. Förster, ein klei-
mythiger Scherz, in Versen (das Original „La Ma-
" ist in Prosa), sodann die unerträgliche „Marion
" von Klein, der Verse macht, daß ein gesundes Ohr
ge nachgellt; z. B.:

Brichanteau.

kennst doch das Edict?

Saverny.

Was für ein Edict?

Bouchavannes.

uns ermahnt, Duelle sein zu lassen. (!)

Saverny.

he vernünftig.

Brichanteau.

Ja, der Strick ist drauf.

Saverny.

herzest — geht nicht. Ja, den Pöbel mag
hängen...

Scribe und Mazères' „Charlatanisme" und das be-
„Wie man sein Glück macht", von Biedenfeld, farblos
t besonders witz'g, und endlich Gaillardet's gräßlichen
von Nesle", Drama in fünf Acten, das selbst dem
r Th. Dunkel zu haarsträubend gewesen ist — und das
einem deutschen Uebersetzer viel sagen! Er hat daher
r allertigermäßigsten Gräßlichkeiten gemildert und dies
as eigentlich nur für Karaiben und Menschenfresser ge-
scheint, dadurch um etwas erträglicher gemacht. Wie
ch, daß die sonst so feinen und artigen Franzosen ein
so blutdürstiges und menschenfeindliches Volk in der Literatur geworden sind! Aber das ist das Schicksal des durch eigne Schuld getäuschten Phantasten! „Un peu de religion, Messieurs, un peu de religion" möchte man diesen verzweifelnden Herren unablässig zurufen. Sonst gab man den Thieren menschliche Gestalt und ließ sie Sprüche der Weisheit darbringen; jetzt gibt man den Menschen die Larven von Tigern und Hyänen und läßt sie Verworfenheit predigen.

Den sechsten Band eröffnet das ewige Lustspiel „Ewig" nach Scribe's „Toujours", ohne daß wir begriffen, was alle Bearbeiter nur zu diesem albernen Stücke hingezogen hat, wenn es nicht ein ganz maschinenmäßiger Nachahmungstrieb ist. Viel ergötzlicher als diese Trivialität sind schon Scribe's „Selbstmörder", von Schneider, nach der „Monomanie", die uns wenigstens eine neue Idee darstellen und sich rasch entwickeln. Alex. Dumas' fünfactiges Trauerspiel: „Charles VII. et ses vassaux", bringt Hr. Smidt in einer gelungenen Uebersetzung dar, unter dem Titel: „Der Sarazene". Das Stück hält sich an die Regeln der classischen Dramaturgie, gibt einen neuen Charakter, den des Arabers Jacoub, und eine besonnen entworfene, tüchtige Fabel. Ohne Zweifel ist Dumas ein größerer Dramatiker als V. Hugo, der als Dichter über ihm steht, und der erst dann ein großer Dramaturg werden kann, wenn seine Phantasie sich mit seiner Besonnenheit ins Gleichgewicht gesetzt haben wird. Der Uebersetzer, von dem wir schon eine gute Bearbeitung des Calderon'schen „Peor esta que estaba" erhalten haben, hat sich hier wieder als sachverständig und seiner Aufgabe gewachsen ausgewiesen. — Das Lustspiel des Grafen Fredro: „Damen und Husaren", von Zimmermann aus dem Polnischen übersetzt, ist als eine Neuigkeit willkommen. Einige Situationen des Stücks gehören zu denen, welche stets auf der Bühne Glück machen; andere gehören dem polnischen Dichter an. Fredro hat zwei Originallustspiele geschrieben, in denen er unendlich geistreicher erscheint als in seinen matten Uebersetzungen aus dem Französischen. Wir wünschen, daß das „Bühnenrepertoir" uns bald auch seine „Schmollerin und den Starrkopf" darbringe. Für eine solche Gabe hätten wir ihm die „Lucrezia Borgia" von Preuß schon deshalb gern erlassen, weil wir davon bereits drei oder vier bessere Uebersetzungen kennen. Auch „Der Erbe", Lustspiel nach Bayard von L. Schneider, ist schon besser übersetzt vorhanden. Dagegen ist Rosini's „Torquato Tasso", Trauerspiel in fünf Acten, von K. Witte übersetzt, neu und bei allen Mängeln des Originals doch schon um der Vergleichung willen gern empfangen, zu der es uns auffodert. Der italienische „Tasso" ist auf jeden Fall eine Misgeburt im Vergleich zu den apollinischen Verhältnissen des deutschen Halbgottes, und er verdient in der That, was ihm zu Theil wird, nämlich die Einsperrung in ein Narrenhaus. Die Größe des Dichtergemüths hat der Italiener etwa so begriffen, wie sie der Abschreiber des Göthe'schen Manuscripts begriffen haben mag. Höher als dieser steht uns selbst noch der „Tasso" von Duval, wiewol dieser nie ein Dichter war. Den Beschluß macht „Der

Findling", Lustspiel von H. Smidt, nach einem Picard'schen Roman und Mazères' Komödie in drei Acten. Die Umarbeitung in einen Act ist eine Verbesserung, und das Sprachliche ist, wie in allen Bearbeitungen Smidt's zu loben. Fassen wir Alles zusammen, so verdient diese Sammlung in der That den Beifall, den sie zu finden scheint; nur wollen wir den fleißigen Herausgeber noch einmal auf die ältern italienischen und englischen Lustspiele aufmerksam machen und ihn vor Wiederholungen wie „Lucrezia Borgia" und „Ewig" warnen.

6. Bernhard, Herzog von Weimar. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ernst Willkomm. Leipzig, Berger. 1833. 8. 18 Gr.

Hier endlich treffen wir auf eine jener ernster gemeinten und ernsten Prüfung würdigern Arbeiten, die bei der Uebersicht unserer dramatischen Jahresliteratur uns erfreuen. Zwar hat auch diese Tragödie ihre großen Fehler; aber sie ist wenigstens das Werk eines frischen und selbständigen Talents, das jung, bescheiden, lernbegierig auftritt und schon deshalb Ermunterung verdient. Die Geschichte Bernhard des Großen von Weimar kann eigentlich nur dann einen tragischen Stoff darbieten, wenn man sie supplirt, und ihre große Schlußlücke ausfüllt. Starb Bernhard an Gift? Die Sache ist möglich; aber weder erwiesen, noch sehr wahrscheinlich. Der Verf. nimmt es jedoch an und dafür verdient er keinen Tadel. Den ernstesten aber verdient er über die Art und Weise, wie er die Sache geschehen läßt. Man sieht, es hat ihm an dem Motive dazu gefehlt, er hilft sich mit einem melodramatischen Effect, ohne Wahrheit, ohne tragische Zulässigkeit. Indem er die bloße Rachgier des Juden Rheinach, bezwungenen Commandanten von Breisach, zum tragischen Hebel benutzt, entwürdigt er seine Tragödie selbst. Der ganze Charakter Rheinach's ist ein Fehler, eine jugendliche Verirrung; eine Excentricität, von welcher der junge Dichter zurückkommen muß, wenn er uns künftig willkommen sein will. Die Zeit der Fouqué'schen u. s. w. Ueberspanntheiten ist glücklicherweise für die Tragödie vorüber. Außer diesem ganz verwerflichen, aber freilich hier wesentlichen Charakter sind alle übrigen würdig; in echtem tragischen Geiste ist besonders Bernhard aufgefaßt; Guébriant verräth die mangelnde Welterfahrung seines Erfinders, Amalia von Hessen ist müßig und Richelieu sollte feiner angelegt sein; Erlach und Taupadel aber sind Bernhard's werth und sehr gut. Das vorzüglichste Verdienst des jungen und bescheidenen Dichters, der seine Erstlingsarbeit mit einem trefflichen Vorwort einleitet, in dem Verständniß der Tragödie und Selbstkenntniß sich abspiegeln, ist für jetzt eine ungewöhnlich blühende, bilderreiche und wirklich dichterische Sprache. Er fehlt beinahe durch das Zuviel, wie es jungen Poeten zu ergehen pflegt; aber ein schönes Vermögen wenigstens tritt unverkennbar an das Licht. Wo wir auf Kraft treffen und auf Gesinnung, da hegen wir Hoffnungen, und die Größe der erstern, der Adel der letztern gewinnen uns Lob ab. Die Scene, wo Bernhard, empört über die Vorschläge, welche Frankreich durch La Valette ihm zu machen wagt und die seine Fürstenehre entwürdigen, im Zorn ausbricht, ist eine der sprachkräftigsten dramatischen Stellen, die wir seit langer Zeit gelesen haben.

La Valette.

Ihr seid sein (Frankreichs) großer Feldherr,
Des Volkes Held und glücklicher Gemahl
Der Herzogin, der größte Mann in Frankreich,
Ihr seid des Königs, des Ministers Freund,
Vollstrecker welterschütternder Beschlüsse,
Der Feinde Schrecken...

Bernhard (einfallend).

Und Stallknecht Frankreichs...
Vortrefflich ausgedacht!... Nehmt Frankreichs Ehre,
Rechtschaffenheit, Wort, Treu' und Alles, was ihr
Von der Art noch zusammenlesen könnt,
Das wickelt in ein kostbar Tüchlein ein
Und schenkt's dem Papste als — Reliquie.
Er könnte dann vielleicht den Peterspfennig
Abstellen lassen. Nicht — Graf?

Und anderwärts:

Weimar will frei sein, ein selbständiger Fürst —
Hat er auch keine Reiche zu beherrschen,
Sein ganzer Reichthum liegt in seinem Schwert —
Dies ist die Wünschelruthe seines Glücks,
Wodurch er, wie der Bergmann, Schätze sucht.
Mit diesem Schwert erkämpf' ich mir die Welt!...

Bernhard rüstet sich hiernach zum Bruch mit Frankreich; den kommt Pater Joseph dadurch zuvor, daß er Rheinach, dem Bernhard das Leben schenkte, zum Mörder dingt. Unter Donner und Blitz sehen wir den Juden in Bernhard's Schlafgemach schleichen und seinen Nachttrunk mischen. Den Ent[illegible]ten mordet Rosen, und Bernhard stirbt in Amalia's Armen, die er der Nichte Richelieu's, der Herzogin von Aiguillon, vorzog. Diese Katastrophe ist an sich und in ihrer maßlosen Ausdrucksweise zu tadeln. Rheinach höhnt den zürnenden Himmel in empörenden Worten, die bisweilen selbst unverständlich werden; z. B.:

Er schläft — der Herzog schläft — Was für ein Wurm
Sticht mich hier in der Stirn und hier? Gewissen...
Schulmeisterweisheit — Dickbuch-Lehrmethode...

Hier hat dem Verf. Jugend und Unmaß einen Streich gespielt. Dagegen erkennen wir Poesie im Schlusse dieses Monologs:

Da fängt die Schlange wieder an zu bohren —
Wohlan denn, Schlange, schnellfortspringende,
Ich öffne deinen Kerker — komm heraus —
Hast lange schmachten müssen — sei vergnügt —
Ich füttre dich mit herzoglichem Blut.

Bilderreichthum ist stets ein Zeichen wirkender Phantasie; wenn diese die Schönheit zum Maß nimmt, so wird das Poetische daraus. Dem Verf. fehlt nichts als dies Maß, um ein Dichter zu werden, und er wird es finden, wenn uns nicht Alles täuscht und wenn er seine Aufmerksamkeit mehr auf Natur als auf Effecte, mehr auf schöne als auf starke Form richtet.

7. Arwed Gyllenstierna. Drama in vier Acten. Nach van der Velde's Roman bearbeitet von J. W. Lindner. Baireuth, Grau. 1833. 8. 1 Thlr.

Die stets sehr schwierige Aufgabe, aus einem guten Roman ein gutes Drama zu bilden, ist freilich sehr leicht, wenn man sein Ziel nicht höher setzt als der Verf. Alles, was er dabei thut, ist nichts Anderes, als daß er die Scenen des Romans in Bilder auflöst, die er uns dramatisch vorführt, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, was aus dem innern Zusammenhange der Begebenheit oder aus der innern Einheit der Charaktere dabei wird. Daß der Rath Gyllenstierna, Arwed's Vater, ohne Ursache zu einem ganz andern Menschen im vierten Act geworden ist, als er im ersten war, beunruhigt den Verf. nicht, und ebenso wenig hat er ein Arg darin, daß er aus Ulrike von Hessen ein weibliches Ungeheuer macht, während sie doch nur eitel und herrschsüchtig war. Er macht sie zur kalten Brudermörderin und hätte doch wenigstens das fühlen sollen, daß eine solche ohne eine gewaltige, Alles besiegende Leidenschaft ein allzu häßliches, für die Kunst gänzlich unbrauchbares Bild sei. Hier zeigt sich beispielsweise die große Schwierigkeit jener Umwandlung, von der wir schon oft gesprochen haben. Was der Roman blos andeutet, als zweifelhaft, als möglich oder nicht hinstellt, was er der Vermuthung, dem Argwohn des Lesers überläßt, das muß im Drama in greller Deutlichkeit heraustreten. Das Drama hat nur ein Mittel, mit dieser Nothwendigkeit wieder auszusöhnen; dies Mittel ist die Leidenschaft, das Pathos. Aber von diesem Zaubermittel, vermögend das Gräßlichste zu verschleiern, macht der Verf. keinen Gebrauch. Das ganze Stück ist daher ein Roman, eine Reihe lockerer, unzusammenhängender Gruppen. Was man Haltung, dramatische Zeichnung, innere Begründung der Charaktere nennt, ist in keiner einzigen dieser Schattengestalten anzutreffen, weder in Arwed's, noch in des Königs, weder in Görz, noch in seiner Tochter, weder in den Mördern, noch in ihrer Beschützerin. Der Zufall ist es, der in dieser [illegible]

heit waltet und zwar der dramatisch-unbrauchbarste Zufall. Am besten ist noch Swedenborg und der Räuber Donalbain, übrigens ganz müssige Figuren im eigentlichen Drama. In Bezug auf Sprache und Vers würde dies Stück zu den erträglichen gehören, wenn die Flüchtigkeit und die Nachlässigkeit, mit der es niedergeschrieben ist, nur etwas besser verborgen wären. So aber schreibt der Verf. frisch weg:

Was soll ein Schwert g'en hundert Mörderdolche —

läßt sich zwischen seinen fünffüßigen, ungehört sechsfüßige Jamben entschlüpfen:

Den König treibt es fort von Schlacht zu Schlachten —
Er findet nicht mehr Zeit, das Rufen zu beachten — (!)

und verletzt uns beständig durch niedrige, geschmacklose Wendungen. Die größten Lächerlichkeiten aber häuft er im dritten Act, wo Ulrike mit Mogret sich in so alberner Vertraulichkeit ergeht, daß diese Scene allein zu beweisen vermag, bis zu welchem Grade dem Verf. Weltkenntniß, Geschmack und dramatischer Beruf fehlen. Nur im Eingange sind einige wohlversificirte Stellen, wie Gyllenstierna's Schilderung der Regierung Karl XII.

8. Schelle im Monde. Ein Märchen in vier Aufzügen und einem Vorspiele. Von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 8. 1 Thlr.

Raupach hat immerhin das Verdienst, daß ihm die Welt ungemein viel Spaß und einige Rührung verdankt, und Alles zusammengenommen, hat er ganz Recht, daß er sich um die Kritik keinen Pfifferling kümmert. Er hat jetzt ungemein viele Gegner und noch mehr Neider und Gleichgültige; aber wenn er einmal aufgehört haben wird zu schreiben, so wird man ihn vermissen. Was kommt auch heutzutage auf die Kunst des Dramaturgen an? Der Beifall ist Alles — und Beifall gewinnt er nicht blos — nein, er erobert ihn. Da hilft kein Sträuben, man muß ihm Beifall schenken, so gut wie eine andere Zeit Kotzebue Beifall klatschen mußte. Unser Dichter macht uns fast noch mehr Spaß als ehemals Kotzebue uns machte, und vor allen Dingen, er erspart uns viele Thränen, denn Kotzebue's schwache Seite war, Thränen erpressen zu wollen. Darum verdient er den Dank der Welt, wenn auch nicht den der Kunst, die allerdings ein wenig mit ihm schmollt; darüber, daß er sie verachtet und so schöne Gaben auf ein so frivoles Ding verwendet hat, als der Beifall der Menge ist. Er hätte ein Lustspieldichter im vollen Sinne werden können, ein Aristophanes; er hat es vorgezogen, ein Bühnendichter für seine Zeit zu werden.

So haben wir uns denn an dem liebenswürdigen Unsinn ergötzt, den dieses dramatisirte Märchen darbietet, weil nichts anders übrig blieb, als sich zu ergötzen. Der Spaß hat uns lachen gemacht, und was gibt es Besseres, als zu lachen? Es ist wahr, der Verf. kennt die Schwächen seiner Zeit und trifft sie, so oft er will. Der politische Jammer ist sein Lieblingsziel, und in der That ein sehr dankbares. Bald wird es nur noch politische Farcen geben. „Denk an Cäsar!" und „Schelle im Monde" verspotten den politischen Abscess unserer Zeit, der alle ihre Säfte und Kräfte verschlingt, auf gleich ergötzliche Art. Unzählbar sind die glücklichen Witzworte und Wortwitze, welche dieser Don Quixote-Schelle und sein Sancho Pansa-Simpel debitiren; dennoch ist der Verf. weder ein guter Astronom (vgl. S. 15), noch ein guter Vertheidiger des Stabilitätssystems, wie ergötzlich er seine Gegner auch persiflirt. Schelle, der sich auf Erden hängen will, wird im Monde zum Demodulos (Volkssklaven oder Regenten) gewählt, demgemäß mit Aderlaßbinden gefesselt, endlich von Simpel entthront und indem er singt:

Ade du närrisches Geschlecht!
Ich kehre heim. Champagner ist's just nicht,
Sein Leben lang die Bauern zu rasiren;
Doch Kräter ist's, Mondkälber zu regieren!

der Erde zurückgegeben. Daß die Satire gegen den französischen Windbeutel-Constitutionalismus, die Freiheitsliebe, welcher es nach jeder Krone in den Fingern zuckt, die sitzende und davonlaufende Nationalgarde, deren Beruf nicht Widerstand, wol aber Widersetzlichkeit, gegen Volksaddressen und Enthusiasmus u. s. w. gerichtet ist, versteht sich von selbst. Die Notabien haben ihren Namen von Notabene, weil sie zu jedem Worte ein solches NB. hinzudenken, z. B. Vaterland — NB. ich; Volksreichthum, NB. für meinen Beutel; Freiheit, NB. Ministerstelle für mich. Schelle ist hungrig, Da werd' ich leider nicht helfen können, sagt Pelikan; die Freiheit hat alles verschlungen. „So muß man ihr künftig das Maul stopfen", erwidert Schelle. Und Simpel: was ist denn eigentlich die Freiheit? Sie dürfen nun wol essen und trinken, was Sie wollen?

Elster. So viel wir haben, Liebster.

Simpel. Na, so frei sind wir bei uns auch. Aber arbeiten dürfen sie doch nicht mehr?

Elster. Wer nicht reich ist, muß arbeiten.

Simpel. So frei sind wir bei uns auch. Aber Steuern und Gaben bezahlen Sie doch nicht mehr.

Elster. So viel die Regierung fodert.

Simpel. Na, so frei sind wir bei uns auch.

Elster. Dafür aber dürfen wir bei uns alles drucken lassen.

Simpel. Das ist gut für die Buchdrucker, einen Chirurgus wie ich macht es weder kalt, noch warm.

Und wie weiterhin die Constitution des Vogeleilandes entworfen wird und von möglichst kleiner Civilliste die Rede ist, entgegnet Schelle: „Schadet nichts, wenn nur die Militairliste desto größer ist". Kurz und gut, des Spaßes ist viel bei dieser Lecture, Kunstfreude aber keine, denn Raupach hat das Wesen und Grundelement des Constitutionalismus: die List — recht gut durchschaut, viel besser als die Regeln des Dramas!

(Der Beschluß folgt.)

Pariser Salon 1834.

(Beschluß aus Nr. 139.)

Jedermann wird in Paris bemerken, daß die Franzosen die schlechtesten Landschaftmaler haben. Drei Jahre hindurch, vor und nach der Revolution sah ich im Vergleich zu Deutschland und der Schweiz nur die allertraurigsten Productionen, kein Baum, kein Himmel, keine Hütte, gar keine Naturscene, die rühmenswerth wäre. Dagegen besitzt Frankreich ausgezeichnete Marinemaler. Seit Vernet haben sich eine Menge verschiedenartiger Talente in den Seestürmen, Seeschlachten, Schiffbruch- und Rettungsscenen, stillen Meeren und Segeln versucht und sind hier und da Virtuosen darin geworden. Zu den Letztern gehört besonders Poitevin, wegen seiner Manier, seiner originellen Composition und der Wahl der Gegenstände. Es ist kaum möglich die Details sorgfältiger zu arbeiten, auf Alles so zu denken wie er, wenn er grade damit beschäftigt ist, die tosende See zu bändigen, Nothleidenden zu Hülfe zu kommen und scheiternde Kähne und Schiffe durch die Brandung zu steuern. Elf Nummern sind in diesem Jahre von ihm ausgestellt. Darunter Küstengegenden, Häfenansichten, Fischerscenen und flandrische Bauerwohnungen, eine Meeresebbe und eine Rettung der Passagiere eines gescheiterten Schiffes. Letzteres, das Beste und Einzigste in seiner Art, ist nicht nur mit aller möglichen Wahrheit, sondern sogar mit vielem Humor erschaffen — ein ganzes reiches poetisches Bild, des größten Phantasten würdig und doch keineswegs übertrieben, nichts weniger als unnatürlich. Wir sehen zwei mit den Schnäbeln gegeneinanderstoßende, von den Wogen wildgeworfene Kähne, beide bemannt mit Matrosen oder Schiffsknechten des Festlandes, welche zum Theil mit Leibeskräften dem Ufer zurudern, und zum Theil auch noch beschäftigt sind, einzelne Verunglückte aus dem Flutengrab an Bord zu nehmen. Die Fahrzeuge sind bereits überladen von Schiffbrüchigen und Geretteten, die Noth befiehlt dem Strande zuzusteuern. Sollte man wol glauben, daß der Werth dieses Tableaus in der Composition der Personen in den Nachen bestände? Ein Blick auf die Gesellschaft, die Situation der Individuen und die Beschäftigung derselben erklärt es. Es sind

Passagiere, Wesen aller Nationen, alles Glaubens, aller Stände, in allen Costums und selbst in allen möglichen Reisecostums.

Wenn ich sage, daß jede Figur ein Charakter sei, so ist das wenig, jede Figur ist eine Biographie. Da ist ein holländischer Kaufmann, der nach Ostindien wollte und seine Reichthümer ins Meer warf, dort ein schmächtiger Lord mit hohreitlichem Gesicht, an dessen Brust sich eine schöne Lady verzweiflungsvoll klammert und ihr Gesicht verbirgt, um nicht zu sehen, wie man ihre Schwester mit den Beinen an Bord zieht; sie wollten blos eine Reise nach ihren Besitzungen in Indien machen. Ein reisender Poet sitzt wie ein hochländischer Barde an der Seite einer zu Hamlet's Ophelia taugenden Actrice, und starrt mit großen Blicken in die aufgeregte Natur, Lear's Worte declamirend: „Blast, Winde! u. s. w." Er hat sein letztes Werk gerettet und hält es hoch empor über die spritzenden Fluten. In jenem Kahn sehe ich ein langes, maulgaffendes Herrlein mit einer rothen goldgestickten Mütze und einem bis zu den Fersen reichenden taffetgefütterten Rocke, in dessen Seitentaschen seine Hände stecken. Das ist ein neugieriger Reisender, denn seine Brille sieht die Dinge und die Menschen an, ohne sich etwas dabei zu denken. An seiner stoischen Seite sind ein paar Frauen niedergesunken, deren Eine in Todesangst ein Kreuz schlägt, die Andere, nur an ihren Säugling denkend, reicht diesem die Mutterbrust und weint und blickt in dumpfem Schmerz in die Wogen, in denen noch immer Menschencadaver auftauchen. Bis hierher ist die Gesellschaft rührend. Sie wird aber possierlich in einem Türken, der, auf einem Sacke liegend, schläft und Houriseligkeit träumt, in einem verliebten Paare, das sich wie rasend umarmt und küßt, als obs das letzte Mal sei, und einem ziegenböckigen Schacherjuden, der seine Geldkatze wie eine Schlange um den Körper wand und sich nach der Rettung überzeugt, daß das Leder wasserdicht sei und den Münzen nicht schade. Hinter dem Maste sitzt ein rothnasiger munterer Mann, der sich um nichts graue Haare wachsen läßt und immerfort Lust hat, seine Korbflasche an den Mund zu setzen. Neben ihm zieht eine schmucke Dirne ihre nassen Kleider aus, und wendet durch diese Operation die zum Himmel flehenden Blicke eines frommen Protestanten auf ihre bloßen Schultern. Endlich zog noch ein Geizhals meine Aufmerksamkeit auf sich, ein alter schäbiger graurockiger Mann mit convulsivischen Gliedern und gierigen Augen. Zwei Schatullen hielt er in seinen Armen, mit denen er zugleich den Mast umklammerte. Die Bootsleute hatten gewiß ihre Noth mit diesem Fische; denn er war schwer, und wäre eher gestorben und wie Blei zur Tiefe des Meeres gesunken, ehe er seine Götzen aufgegeben hätte, sich zu lichten. Poitevin ist also nicht nur ein guter See-, sondern auch ein vorzüglicher Genremaler. Ja, dieses Talent ist bei ihm das größere, wenn er es gleich nur selten und höchstens in Teniers'schen Bildern einmal anwendet.

Garevay, ein anderer Marinemaler, ist nicht so universal wie Poitevin, aber in seinem speciellen Genre ausgezeichneter. Hierunter verstehe ich seine Seefischereien und Contrebanden. Es befinden sich von beiden Gattungen größere Gemälde auf der Ausstellung, Gemälde aus dem niederländischen Küstenleben, die auf die lustigste und interessanteste Art den Beschauer mit allen Eigenthümlichkeiten der dortigen Küste und den vielerlei Fischereien bekannt machen. G. hat wenig Besonderes, nicht Dagewesenes, wir haben ihn in den alten Niederländern schon gesehen, aber er ist in vielem Betracht vollendeter, polirter als sie, ohne sich von der Derbheit der Natur und des Seelebens zu entfernen. Die Idee ist allemal bis zu den kleinsten Nuancen erschöpft, bis zu den Kochtöpfen und den alten Kajüttenmühmchen, die während des Kartoffelschälens Taback rauchen. Es ist gar unterhaltend mit seinen Fischern das Netz zu ziehen und die Angel zu werfen. Sie sind sehr gesprächige wohlgenährte Leute, und verrichten ihre Arbeit oft beim Vollmond und nur wenn der Wind still ist.

Unter den höhern oder ernsten Genremalern ist der Erste vielleicht Destouches. Er hat das häusliche Leben, die Leiden und Freuden der bürgerlichen Classe bis zu allen Winkeln und Tiefen durchschaut und besitzt ein höchst angenehmes Talent, die Gefühle, die diese Eigenschaften und die Ereignisse bei ihm erwecken, in seinen Bildern wiederzugeben. Von seinen drei neuesten Gemälden bemerkte ich vorzugsweise die Abreise eines jungen Landmädchens nach der Stadt. Sie nimmt am Ufer des Flusses, wo sie der Fährmann im Nachen erwartet, Abschied von Vater und Mutter und einem jungen Burschen, der ihrem Herzen theuer ist, um unter den reichen Menschen der Residenz einen Dienst anzutreten und sich in der Welt umzuthun. Es läßt sich nur in dem weitesten und empfänglichsten Herzen so Vieles und so Schönes auf einmal erfassen, als der Künstler in diesem einfachen Bilde uns vor Augen führt. Der gute Rath der Mutter, der Ernst des Vaters, der bei Seite seinen Schmerz würgende Freund, der aufmerksame Hund, sogar der bedächtige geschäftige Landfährmann, der den Pflug wie das Ruder zu führen scheint, sind auf höchst ansprechende Art aus dem Leben gegriffene Wesen. Das Mädchen mit ihrem schlanken Mieder, ihrem züchtigen Busentüchlein, ihrem Körbchen und Päckchen und ihren verweinten Augen, erregt als Hauptfigur besondere Theilnahme. Sie schämt sich in Gegenwart ihrer Ältern zu sagen, daß ihr Herz ihr zwiefach weh thue, und daß sie im stillen Kämmerlein viel weinen werde um den Geliebten. In Gemälden der Art ist keine große imposante Idee, aber es ist Natur und reizende rührende Naivetät, die uns anspricht wie die Poesie der Idylle. Das Colorit ist darin nicht eben die Hauptsache, aber der Ausdruck und die Auffassung des Gegenstandes etwas Wesentliches. Man muß dazu mehr als ein guter Künstler, man muß ein guter Mensch sein und ein Herz haben.

Viele Genremaler könnte ich noch erwähnen, muß aber der Kürze wegen abbrechen und mit Johannot ihre Reihe schließen. Dieser ist nicht blos Genre-, sondern Historienmaler. Er treibts im Ernst und Scherz, im Wilden und im Zarten, wie es scheint, jedoch am besten im Geschichtlichen, wenn er uns in seinen Bildern eine Walter Scott'sche Scene pinselt. Wie könnte man wol Geschichte und Portraits berühmter Personen besser in einen Rahmen bringen, als in Franz I. und Karl V. geschehen ist, die ich jetzt im Salon von diesem Meister erblicke! Das Publicum geht vor dem anspruchlosen Bilde vorüber und kehrt bei öfterer Wiederkehr erst dahin zurück, um die kaiserl. königl. Gesellschaft bei ihrer Visite zu überraschen und verwundert auszurufen: das sieht man dem Gemälde auf den ersten Blick nicht an! Es geht den Gemälden wie den Schriften, wie den Poesien, wie der Wissenschaft überhaupt. Die Seele ist in der Tiefe, nicht auf dem Kleide. Nach der Schlacht von Pavia ließ Karl V. den gefangenen französischen König nach Madrid führen und in ein schlechtes Gefängniß sperren. Franz I. wies nichtsdestoweniger seine Vorschläge zurück. Er erkrankte, da besuchte ihn der Kaiser, um ihm Versprechungen zu machen, und hörte seine Vorwürfe an. Wir sehen bei Johannot den erzürnten kranken König sich auf dem Lager erheben und, ungeachtet aller Mahnungen seiner Schwester Margarethe von Valois, ihm die stolzen Worte zurufen: „Kömmst du zu sehen, ob der Tod dich bald von deinem Gefangenen befreit?" Der Moment ist Sprache, und die meisten Figuren der Umgebung sind Portraits. Stolz und Zorn und Krankheit sind mit unübertrefflicher Wahrheit in der Physiognomie des Königs ausgedrückt. Der Kaiser, obgleich bewegt, scheint seine tückischen Plane zu verbergen und heuchelnd die Worte zu sagen: „Ich komme, meinem Bruder zur Freiheit zu helfen".

Zwei andere kleine Bilder desselben Meisters enthalten Züge aus Bayard's und Cromwell's Leben. Den Einen pflegen die von ihm geretteten Frauen, den Andern beschwören seine Freunde, das Todesurtheil Karl I. nicht zu unterzeichnen. Beide sind minder bedeutend, aber so sorgfältig ausgeführt wie alle seine Werke.

29.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch. —— Nr. 141. —— 21. Mai 1834.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 140.)

9. Der Stiefvater. Lustspiel in drei Aufzügen, nach Holberg, von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 16 Gr.

Beim Uebergange von dem vorhergehenden unechten zu diesem echten Lustspiel empfinden wir, daß es um das letztere doch eine gar schöne und ernste Sache ist. Es gibt sich uns etwa das Gefühl, als wenn wir aus dem San Carlinotheater plötzlich in das San Carlotheater treten, licht, klar, hell genug, um eine Menschenseele bis auf den Grund zu durchschauen. Dort spielten Masken, hier sind es Menschen; dort waren es Träume, hier ist das Leben. Raupach hat Holberg's gute Erfindung frei und geschmackvoll benutzt; er ist Meister in solchen Umbildungen tragischer oder komischer Art, in denen er zurück- und an der rechten Stelle hervorzutreten weiß. Auf einem gemeinschaftlichen Ritt mit Holberg tummelt er sein großes Steckenpferd: die Persiflage der Ehe, kennerisch und ergötzlich umher. Madame Funk sagt das Gegentheil Dessen, was sie will; aber sie hustet, und ihr Gemahl muß ihren Willen aussprechen, wodurch sie alsbald den Vortheil erlangt, für eine unterdrückte, gehorsame und christliche Hausfrau gelten und ihren Mann einen Tyrannen schelten zu können. Till ist wieder der Philosoph und der Träger der dramatischen Umkehr, die hier — etwas veraltet — auf einer Kinderverwechselung und einer Verkleidung beruht. Der Witz ist nicht gespart und von der besten Gattung. Witzspiele wie folgende, werden von uns immer gelobt werden:

Brand. Was sind also Herr und Madame Funk für Leute?

Till. Reiche Leute, Herr, reiche Leute!

Brand. Das weiß ich, ich frage aber, was es sonst für Leute sind?

Till. Reiche Leute, sage ich Ihnen, reiche Leute.

Brand. Ganz recht; aber ich spreche von ihrer Gemüthsart.

Till. Ich auch. Die Welt ist eine große Börse, wo man nur zweierlei Menschen unterscheidet: Reiche und Arme. Charaktere und Gemüthsart, Denk- und Handelsweise, Sitten, Gewohnheiten zerfallen in reiche und arme. Wenn ich Ihnen also sage, Hr. und Mad. Funk sind reiche Leute, so schildere ich sie Ihnen vom Kopf bis zu den Zehen.

Brand. Sehr gut! Sie sind also wol sehr reich?

Till. Grade genug, um gegen zwei Drittheil ihrer Mitmenschen grob sein zu dürfen.

Brand. Wie viel gehört praeter propter wol dazu?

Till. Zweimalhundert Tausend Thaler."

Fast keine Scene ist ohne Witz dieser Art. Es ist durch und durch ein Lustspiel von der Gattung, die dem edelsten der Lustspieldichter Molière, einen unvergänglichen Namen erworben hat.

10. Das Sonett. Lustspiel in drei Aufzügen von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 14 Gr.

Till, dieser unerbittliche Verfolger der Frauen, dieser witzige und gutmüthige Grämling, dieser boshafte Ergründer und Entdecker aller Geheimnisse, diese Zuchtruthe aller Schalkheit — eine Maske, die typisch zu werden verdient und in der sich eigentlich alles wahre Verdienst Raupach's concentrirt, denn Schelle ist nur ein grobgebackener Till — spielt auch hier wieder die Hauptrolle. Er ist der Geheimsecretair des Oberjägermeisters und — des Stücks, und wir lieben seine boshafte Zunge. „Die Welt ist aufgewacht", sagt er.

Aurora. Da thut sie sehr Unrecht. Wer schläft, fühlt nicht, was über ihn ergeht.... Sie soll ein sehr unruhiges Kind sein.

Till. Besonders seit sie heranwächst und sich mit Klapper und Hanswurst nicht mehr begnügen will.

Aur. Man sollte versuchen, sie wieder einzuschläfern.

Till. Man gibt sich alle erdenkliche Mühe, aber die alten Wiegenlieder haben ihre Kraft verloren.

Aur. Nun, so muß man neue dichten.

Till. Man dichtet Tag und Nacht; aber das große Weltkind lacht über die neuen Lieder, statt darüber einzuschlafen.

Aur. Wie? Sind sie denn nicht langweilig genug?

Till. In dieser Hinsicht sind sie ganz legitim; man kann nur die rechte Melodie nicht treffen.

Dieser Stoff ist ergiebig, und wir sehen aus seiner Behandlung, daß Raupach, wenn er ein Royalist ist, wenigstens ein boshafter sein kann. Till behauptet die Kunst zu befördern, indem er Auroren ein Liebessonett zusteckt. Ihr Vater braucht ein solches zur Feier des Geburtstages der Prinzessin und müßte er es aus der Luft greifen. Till. Die Gedichte, die man aus der Luft greifen kann, sind alle schon eingefangen für die diesjährigen Almanache. Es wird ein Sonett fabricirt: der Reim auf Lerche fehlt — Berje, sagt Feuereisen. Till. Unmöglich! Es heißt ja Berge. Feuereisen. In Berlin sagt man Berje, und in einer Stadt, wo Jedermann geheimer Rath und Professor ist, wird man es doch wol wissen. — So Schlag auf Schlag. Der Oberjägermeister, für den die Welt ein Jammerthal ist, weil seine Muttersprache so wenig Reime hat, findet das Gedicht an Auroren, überreicht es der Prinzessin als seine Arbeit und wird dafür mit dem Namen Petrark und einem Ring belohnt. Nun entdeckt Till seine Mitwissenschaft und nöthigt dem bedrängten Oberjägermeister seine Einwilligung zu Aurorens Verbindung mit dem Baron ab. Alles dies geschieht, damit Raupach ein anderes seiner Steckenpferde, die Persiflage der Kritik, gemächlich tummeln könne; denn die Kritik haßt und verfolgt er fast ebenso bitter als die Ehe. Nur ist der Gedanke, zwei junge Schauspielerinnen die Recensenten spielen zu lassen, eben nicht glücklich zu nennen. Ueberhaupt leidet die ganze Situation an Gezwungenheit und am Gewaltsamen, und viele Scenen fodern gebieterisch Verkürzung. Der Witz muß diese Mängel ersetzen, wenngleich auch dieser häufig ein wohlfeiler Wortwitz ist, wie z. B.

Feuereis. Lassen Sie Ihre Possen jetzt. Sie bringen mich aus der feierlichen Verfassung...

Till. Verfassung? Was, und Sie wollen mit einer Verfassung nach Hofe fahren?

Feuereis. Verfassung? Hab' ich das gesagt? Wie ist dies Unglückswort in meinen Mund gekommen?

Till. Ja wohl! Verfassung in einem altadligen Munde! Haben Sie nicht Zahnschmerzen davon bekommen wie von einem sauern Apfel?

Dergleichen macht Raupach's Publicum klatschen.

11. Marion Delorme. Drama in fünf Aufzügen von Victor Hugo. Aus dem Französischen von Kathinka Halein. Mainz, Kupferberg. 1833. Gr. 12. 18 Gr.

Wer sich dem poetischen Reiz in V. Hugo's Dramen entziehen könnte, dem würden wir ohne Anstand poetischen Sinn überhaupt absprechen. H. greift tief in die Natur und bringt ihre verstecktesten Züge an den Tag; er beleuchtet diese mit den Schlaglichtern der grellsten Contraste, gibt ihnen Reiz und Zauber durch Verschleierung von poetischer Durchsichtigkeit und kennt und gebraucht überhaupt alle Mittel seiner Kunst. Dies und seinen Erfolg, tiefe Wirkung, kann Niemand leugnen. Die Frage ist nur, ob es seinen hellen und grellen Bildern nicht an moralischer Würde fehlt — ihre Wahrheit lassen wir für jetzt dahingestellt. Zu diesem Bedenken müssen wir Ja sagen, und hiermit ist unser Urtheil über ihn erschöpft. Grade die Keckheit, mit der dieser Dichter sich von dem Gesetz ethischer Würde lossprickt, erhöht und begründet die außerordentliche Wirkung seiner Gemälde. Er hat gewagt, was vor ihm Niemand gewagt hat; die nackte, bis auf die letzte Verschleierung entkleidete Menschennatur auf die Bühne zu bringen. Großer Erfolg hat dies Unternehmen begleitet, und die großen Züge der Natur, Liebe, Haß, Eifersucht, Ehre, Mutterliebe, Kindestreue u. s. w. sind energisch gezeichnet. In „Marion Delorme" ist die bloße sinnliche Geschlechtsliebe auf eine Art zur Darstellung gebracht, die jedes dichterisch erregbare Gemüth zu tiefster Erregung bringen muß. Es ist, als hätten wir die Liebe nie zuvor geschildert gesehen, so tief ergriffen, so neu, so wahr sind alle ihre Züge hier, und so wirksam schießt alles zusammen, sie zu beleuchten und zu erheben. Es ist, als sähen wir die Leidenschaft selbst plastisch werden, eine greifbare Form annehmen, Gestalt gewinnen. Einige Stunden nach der Lecture sind wir wie berauscht — wir haben den mächtigen Genius der Poesie, der Träumen Körper gibt, erkannt. Allmälig, wie wir ruhiger werden, zeigt sich uns der gänzliche Mangel an ethischer Würde, an Tugend, um es grade herauszusagen. Marion liebt — aber wo steht geschrieben, daß die Liebe sich wegwerfen muß? Und Marion wirft sich weg, nicht in ihrem vorangegangenen, hier verschwiegenen Leben, sondern in ihrer Liebe zu Didier selbst. Schade, daß uns der Raum gebricht, die Gedanken, welche wir darüber hegen, hier weiter auszuführen, oder des Dichters Verdienste, besonders in der Abtheilung: „Der König", wo ein Ludwig XIII. und ein Hofnarr L'Angely erscheinen, die wirkliche Meisterbilder sind, näher zu erörtern, aber die hohe Kunstfertigkeit und das Wahre des poetischen Genius, der über dem Ganzen unverkennbar ruht, können wir nicht unerwähnt lassen. Die Uebersetzung dieses dichterischen Werkes ist dichterisch, rein, wohllautend und läßt nichts zu wünschen übrig.

12. Lucrezia Borgia. Drama von Victor Hugo. Aus dem Französischen übertragen von Th. Hell. Dresden, Arnold. 1833. Gr. 8. 8 Gr.

„Vermischt mit dem abschreckendsten Gegenstande eine religiöse Idee", sagt der Dichter am Schluß seines philosophischen Vorworts, „und er wird heilig und rein werden". Nach diesem Grundsatz hat er in diesem Drama das verworfenste weibliche Wesen, das ihm erfindbar war, Lucrezia Borgia, durch die Mutterliebe zu adeln gesucht, die er diesem Gemälde der Verworfenheit beigemischt hat. Es ist, als wenn man ein Gebräu von Giften dadurch unschädlich zu machen hoffte, daß man ihm eine gesunde Substanz beimengte. Es heißt, die Tugend lästern, sie in diesem innigen Vereine mit dem Laster darzustellen, es heißt, dem Laster Unrecht thun, es in dieser Verbindung mit der Tugend zu zeigen! Nichtsdestoweniger ist auch hier wieder die erschütterndste Wirkung erreicht, und zwar durch das Mittel der Contraste, die Hugo wohl zu handhaben weiß. Er stellt den Todtensarg in den Bankettsaal, das Grablied neben das Trinklied, die Carnevalsmaske neben den Beichtstuhl. Das wirkt. Er nennt diese Dichtung ein Seitenstück zu seinem „Le Roi s'amuse", eine Bilogie, die man Vater und Mutter nennen könnte. Dort wird physische Misgestalt durch die Vaterliebe, hier moralische durch die Mutterliebe geadelt — so meint er! Vielen will der Unterschied zwischen classischer und romantischer Dichtung nicht recht einleuchten; diese haben nichts zu thun als Voltaire oder Alfieri's „Merope" mit „Lucrezia Borgia" zu vergleichen. Geht ihnen dann das Verständniß nicht auf, so ist ihnen nicht zu helfen. Den mächtigen Geist der Gestaltung, dem dies Schauergemälde eines wirklichen Ungeheuers gelungen ist, müssen auch wir anerkennen; aber eine Freude haben wir daran nicht. Es ist wie ein einzelner Lichtstrahl in einer Camera obscura, wie ein Goldkörnchen in einem schmuzigen Sumpf, wie ein scheußliches Bild, an dem ein Zug bewunderungswürdig ist. Die Uebersetzung in Prosa, wie das Original, ist treu und geschmackvoll und verbirgt keine von den Scheußlichkeiten des letztern, das wir seiner kunstreichen Führung, einzelner Geistesblitze und einer ergreifenden Wirkung ungeachtet, als die höchste Verirrung ansehen, zu der das System des Dichters führen konnte.*)

13. Schauspiele von Eduard von Schenk. Zweiter Theil: Henriette von England. Albrecht Dürer in Venedig. Der Untersberg. Stuttgart, Cotta. 1833. 8. 1 Thlr. 16 Gr. **)

Den Dichter des „Belisar" messen wir billig nach einem andern und feinern Maßstabe als jene ephemeren Parnaßstürmer, welche einen oder zwei Anläufe gegen den heiligen Berg versuchen und, nachdem diese misglückt sind, für immer verschwinden. Was wir bei diesen besonders und vielleicht lobend anerkennen, versteht sich bei jenem von selbst, und es kann treffen, daß der größere Dichter ein größeres Maß von Tadel empfängt, ohne deshalb in seiner Rangordnung unter jene Belobten herabzusteigen. Dies mußten wir vorausschicken, weil es uns ohne dies in der That hart angekommen sein würde, unsere volle kritische Ueberzeugung über die vorliegenden Schauspiele auszusprechen. Es ist keine Frage, daß der Dichter des „Belisar" die Regeln des guten Geschmacks niemals gröblich verletzt, er ist ein Verehrer Corneille's und Racine's; gewiß ist er ferner ein tüchtiger Sprach- und Verskünstler; er weiß, was die Aufgabe des Dramas ist, wie eine That dramatisch gestaltet, geschickt gehandhabt wird, mit Einem Wort, wie man Hülle und äußern Schein eines Trauerspiels darstellt. Nach diesem Anerkenntniß verhehlen wir unsere Meinung nicht mehr: diese „Henriette von England" z. B. scheint uns von Grund aus unwahr und falsch, ohne poetische, ohne thatsächliche Wirklichkeit, fehlerhaft in beinahe jedem Motive, jedem Charakter, kurz, in bester Absicht eine totale Verirrung. Was hilft es, daß der Verf. uns aus Geschichten und Memoiren nachweist, wie sich Alles begeben, was man darüber vermuthet hat, und wie sein Gemälde in kleinen Details mit der Historie übereinstimmt — was hilft es, sagen wir, wenn Alles, poetisch betrachtet, unmöglich ist? — Und dies ist es! Es ist unmöglich, daß ein Mann wie Herzog Philipp von Orleans so denke und handle, daß er sich dem rohesten Betruge, den ein Naturkind durchschaut hätte, so hingebe; unmöglich, daß ein Ritter Julius von Lothringen so liebe, so spreche, einen Giftmord so ausführe.

*) Eine andre Uebersetzung der „Lucrezia Borgia" von P. H. Kill (Mainz, Kupferberg. 1833. Gr. 12. 12 Gr.) gibt das Original ebenfalls sehr gut wieder und zeichnet sich durch den Versuch aus, Hugo's körnigen, energischen, schwer zu übertragenden Ton nachzuahmen.

**) Vgl. über den ersten Theil Nr. 256 d. Bl. f. 1829. D. Red.

glich, daß eine Clotilde am Hofe Ludwig XIV. sich finde, h so betrügen läßt, daß ein Turenne im Greisenalter ein Geheimniß auf diese Art ausschwatze; unmöglich, daß ette sich selbst so täusche, daß sie von der Rückkehr ihres s die Herstellung ihres Hausfriedens erwarte; unmöglich, ie den Giftbecher trinke, bei solchen Ahnungen, solchen ungen; höchst unwahrscheinlich, daß Ludwig XIV. mit ogen verkehrt habe; daß er so mit Turenne, mit Hen- mit seinem Bruder spreche, mit einem Wort, das ganze als eine einzelne oder als eine Verkettung von Begeben- , ist, wie der Verf. es sich gedacht hat — ein unmög- . Was sollen wir nun dazu sagen, wenn er kommt und us einzelnen Aeußerungen von Geschichts- und Memoiren- ern beweisen will, daß Alles wirklich so sei? Unser Dich- iß sehr gut, worauf es hier ankommt, daß die poetische heit in andern Elementen lebt, und daß historische thungen und dichterische Wirklichkeit zwei verschiedene sind.

s wäre vergeblich, uns länger bei den Einzelnheiten die- rtrefflichen, aber leider unmöglichen Tragödie aufzuhalten; les falsch und unwahr ist, da erscheint selbst der glückliche ke als ein schielender, verkehrter. Der Verf. ist hier der seines bewunderten Racine gefolgt; er hat sich eine Na- hat sich Verhältnisse geschaffen, die weder in echter Rea- och in wahrer Idealität wurzeln; eine reine Convenienz- die uns schreckt und kalt läßt, weil wir nicht wie die sen über diese Convenienz einig sind. Er hat zwischen peare und Calderon mittendurch segeln wollen und ist auf tiefe, die wir Naturunwahrheit nennen, festgefahren.

n rhetorischen Schönheiten ist dies Stück ziemlich reich; ist eine frostige Kälte doch das Grundelement aller Cha- . Wenn Hamlet oder Macbeth in größter Aufregung Seelen in den Monolog fallen, so ist dies poetisch mög- venn aber König Ludwig (S. 67) folgendermaßen mono- :

Wie diese Frau mit unnennbarem Zauber,
Indem sie **meinem** Zweck dient, mich **beherrscht**!
Ich habe nie die Glut für sie empfunden,
Mit der ich warb um andrer Frauen Gunst,
Und dennoch hab' ich keinen Mann gekannt,
Den ich so lieben könnte wie dies Weib.
Der Himmel gab mir keine Schwester und
Ich habe niemals einen Freund gesucht,
Doch sie — ersetzt mir Beides .... u. s. w.

ies eine jener französischen Naturunwahrheiten, die nur Dichter, in Bewunderung für Racine verloren, nicht be- Aber selbst Racine würde einen so kalten, leidenschaft- Monolog nie gewagt haben. In dieser Art fehlt Alles, nd Gegenrede, und die Personen sagen und thun nie, ihrer Situation zu sagen und zu thun natürlich wäre. ıan ein schlagendes Beispiel hiervon, so lese man die wo Henriette das warnende Gedicht ungelesen dem Pa- t. Die Art, wie Ritter Julius sich rächt — durch einen , Camillo, ist ganz so unmöglich wie sein Charakter Ein Bösewicht, der sich beständig vorsagt, er sei ein cht! Doch solchen Abscheu verkündet der Verf. hier ge- Naturwahrheit, daß er selbst seinen Mörder Camillo zu losen Kräutersammler macht, der, man weiß durchaus warum, Henriette vergiftet. So conventionnel ist der , daß er sich scheut, einen Bösewicht böse zu malen, weil en in eine gute Gesellschaft nicht hineinpaßt. Genug, nen den Irrthümern dieser dramatischen Compositions- t weiter folgen. Der Verf. beklagt sich über die Un- die dieses Stück angetroffen hat — sie ist natürlich —, rum besuchen wir das Theater? wenn nicht um Wahr- h wenigstens um Leidenschaft zu sehen!

i dem folgenden Stück: „Albrecht Dürer in Venedig", mit dem Verf. einverstandener. Die Gattung ist eine Es ist ein Lustspiel in einem Act, gut erfunden, in leichten Versen, aus Einem Guß. Die Handlung schleppt jedoch und die Kunstrhetorik verdrängt das Interesse an der Begebenheit. Auch hier zeigt sich mühsame Erfindung und eine durch allzu viel Besonnenheit und Sorgfalt für das Nebensächliche bedingte Schwäche. In ähnlicher Art verhält es sich mit dem Singspiel in drei Aufzügen: „Der Untersberg". Wir dachten uns dies Sujet einen Augenblick von Shakspeare oder auch nur von Byron behandelt. Himmel! wie hier Alles lebte, wirkte, Gestalt annahm und Bedeutung gewann! Aus den hohlen Geistermasken wurden Genien, wie Puk und Ariel, der Herzog, Dborich, Astralis nahmen individuelle Züge an, die Handlung glich einem Erdbeben. Nun sahen wir auf unsern „Untersberg" zurück — Alles schlief und schlich in gestaltlosen Personificationen umher, die Geister waren Menschen mit Masken —, Poesie und Leben fehlten, und statt ihrer tönten wohlgesetzte Worte, reine Verse, gute Reime. Wir wußten nicht, was wir von dem dramatischen Ruf des Verf. urtheilen sollten. Ist die Kraft erstorben, die den „Belisar" schuf, oder hat unser Urtheil sich verwandelt? Wurden wir damals getäuscht oder jetzt? Wir glauben nicht! Aber Das glauben wir, daß der Dichter durch den Widerspruch gegen die Excentricität einer gewissen Schule dahingebracht worden ist, auf Kühnheit, schöne Neuheit und Selbständigkeit Verzicht zu leisten und die Gesellschafts- und Gelegenheitspoesie über die Dichtkunst zu setzen. Das phantastische Thema hätte Gelegenheit zu einer kühnen, frischen Dichtung geboten; es ist ein zahmes Gelegenheitsgedicht daraus geworden.

2.

Bücher- und Bibliothekenschicksale.

Bereits in Nr. 114 d. Bl. f. 1880 wurde mitgetheilt, daß 1710 ein Dieb aus einer Handschrift des Gellius im Pembroke-College zu Oxford die goldnen Initialen geschnitten habe. Aber auch die neuere Zeit hat solche Diebe aufzuweisen, namentlich haben die Aufseher von Bücherschätzen und Archiven den großen Schaden zu beklagen, den diese in der französischen Revolution durch Raubsucht und Unverstand erlitten haben. Wir sind mit Recht über den Fanatismus christlicher Bischöfe erzürnt, der in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der alten Literatur einen so unersetzlichen Schaden zugefügt hat; unsere Nachkommen werden einst den Vandalismus des 18. und 19. Jahrhunderts zu bejammern haben, wenn dann nicht etwa Börne's Theorie gilt, der sich bekanntlich so herzlich über die vielen Bücher in Göttingen geärgert hat und sich freuen würde, die meisten derselben vernichtet zu sehen. So hat sich Frankreich selbst um schätzbare Urkunden und Pergamente gebracht. Denn wir erfahren aus Hänel's „Catalogus libror. manuscript.", daß in Arras die meisten Pergamenthandschriften durch einen Bibliothekar verstümmelt sind, der die meisten Blätter herausgeschnitten und verkauft hat, daß ferner zu Anfang der Revolution das Archiv der Stadt Chalons an der Marne in die Hände eines Buchbinders zu Rheims gekommen ist, der die schönsten Pergamenturkunden elendiglich zerstörte, und daß die Stadt St.-Dié ein schönes Archiv bis 1828 gehabt habe, wo es dem Maire einfiel, das unnütze Pergament verauctioniren zu lassen, sodaß er sich rühmen konnte, der Stadt einen Gewinn von 800 Francs verschafft zu haben. Schlimmer noch ist es, wie Carsten Miesegaes in seiner „Chronik der freien Stadt Bremen" erzählt, einer vollständigen (?) Handschrift des Livius ergangen, die bis 1521 sich in der Büchersammlung des Cantors Martin Gröning befand, nach seinem Tode aber durch die Erben den kleinen Kindern zum Zerreißen überlassen wurde.

Als die Franzosen in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts über den Rhein gingen und den Palästen Krieg, den Hütten aber Frieden predigten, rechneten sie vermuthlich die Klöster und Kirchen mit zu den Palästen. Schon vor der Aufhebung der Klöster und geistlichen Stifter 1802 war manches kostbare Buch verschwunden, aber die eigentliche Plünderung be-

gann erst mit jenem Jahre. Damals brachten die sogenannten Evacuationscommissionen die Ausbeute an Büchern aus Klöstern, Schlössern, Archiven, Stadt- und Privatbibliotheken nach Paris, wo sie in zwölf großen Magazinen aufgeschichtet wurden. Aus ihnen wählten nun zuerst die Conservatoren der Nationalbibliothek, nach diesen die zusammenberufenen Bibliothekare der größten Städte Frankreichs ganz nach Willkür, was ihnen beliebte, ohne auch nur eine Quittung auszustellen. Der Rest wurde in Paris versteigert und der bekannte Professor Wallraf aus Köln fand nach glaubhaften Mittheilungen zehn Jahre nach dieser Operation noch gute Werke bei den Büchertrödlern auf den pariser Boulevards, die mit dem Stempel der kölnischen Klosterbibliotheken bezeichnet waren. Auf eine ähnliche Weise mag auch wol die Handschrift des Persius aus dem kölnischen Kloster St.-Pantaleon, die sich jetzt in Kopenhagen befindet und vom Bischof Plum bei seiner Ausgabe des genannten Schriftstellers benutzt worden ist, dorthin gekommen sein; auf ähnliche Weise sind vor 10—12 Jahren in Berlin gegen 50 seltene Werke aus der unermeßlich reichen Bibliothek der Grafen von Manderscheidt auf Blankenheim in der Eiffel und ebenso in noch späterer Zeit in Köln verkauft worden. In dieser Stadt war ganz besonders ein reicher Büchermarkt eröffnet, da die schönsten und kostbarsten Bücher und Ausgaben alter Classiker (namentlich Aldinen) unter freiem Himmel verfaulten oder korbweise als Maculatur verkauft wurden, und so aus der ruhigen Sicherheit der kölnischen Kirchen- und Klosterbibliotheken nach allen Weltgegenden hin zerstreut worden sind. Die kölnischen Kunstfreunde haben daher unersetzliche Verluste zu beklagen.

Nicht besser ging es in andern Rheinstädten zu. In Koblenz nahmen die französischen Commissarien viel, Anderes wurde veräußert, selbst die an den Deckeln befindlichen Beschläge wurden nicht verschont, wie Dronke in seiner „Geschichte der Gymnasialbibliothek zu Koblenz“ (1832) gleich zu Anfange berichtet. Ob die Schändung einer Bibelhandschrift, aus welcher die Initialen herausgeschnitten sind und dafür anderes Pergament eingelegt ist (S. 15), gleichfalls in jene tumultuarische Zeit gehört, ist uns nicht bekannt. In Trier und Mainz plünderte der Benedictiner Dominicus (eigentlich Joh. Baptist. Maugerard), raubte und verschleuderte wichtige Drucksachen, wie aus den in Schaab's „Geschichte der Buchdruckerkunst“, I, 247 fg. mitgetheilten Listen zu ersehen ist. Aus derselben Schrift lernt man das Benehmen Merlin's von Thionville auf der Universitätsbibliothek kennen, wo er unter andern das derselben gehörige Exemplar der 42zeiligen, auf Pergament gedruckten Guttenberg'schen Bibel mitnahm und es wieder an den londoner Buchhändler Nicol verkaufte, der dasselbe nach van Praet's Angabe für 10,000 Fr. feil bot. Ueberhaupt waren die französischen Commissaire, Generale und Marschälle gar große Freunde von alten Drucken und Incunabeln, besonders wenn sie mit Bildern geziert oder mit Juwelen besetzt waren. Depping erzählt in den „Erinnerungen eines Deutschen aus Paris“, S. 225—227, sonderbare Dinge von einer kostbaren, mit Miniaturbildern der besten Meister verzierten Bibel, die General Junot in Lissabon fand und — mitnahm. Obschon derselbe wenig von Büchern verstand, besonders von alten, so scheint er doch große Freude daran gehabt zu haben, da er auch einen Abdruck avant la lettre des berühmten Didot'schen Horatius (Paris 1799) auf Pergament und mit den Originalzeichnungen besaß, den der londoner Antiquar Hibbert in der Auction von Junot's Bibliothek 1816 für 140 Pf. Sterl. erstand. Schwerlich wird Didot dies Exemplar (da er nur überhaupt drei Exemplare hatte abziehen lassen) oder das seines Virgilius auf Pergament, welches ebenfalls in der Auction (s. „Catalogue de la biblioth. du duc d'Abrantès“, S. 35) vorkam, dem Marschall verehrt haben und ebenso wenig ist wol Bodoni beflissen gewesen, ihm seinen Virgilius auf Pergament, von dem man nur drei Exemplare kennt, zum Geschenk zu machen. Aber der Herzog besaß diese (s. „Catalog“, S. 19, Nr. 187).

Ein nicht minder trauriges Schicksal wie die obengenannten französischen hat das Archiv des in Siena unterdrückten Karmeliterordens erfahren. Ein gewisser Montini kaufte bei, während der französischen Herrschaft, eine Tonne und einen Sack voll Pergament und brauchte es, um — Leim daraus zu kochen. So erzählt Hr. von Rumohr in seinen „Drei Reisen in Italien“, S. 262. Einen Vorgänger hatte er, wie aus Courier's „Denkwürdigkeiten“, II, 69, ersehen werden kann, an dem Bibliothekar Altieri, der die Manuscripte der Vaticana [illegible] für gute Guineen an Engländer verkaufte. Wenn also die Römer klagen: quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini, so konnten sie noch andere — ini's und — ieri's zugleich nennen. Am schlimmsten haben es freilich immer in Italien die Franzosen gemacht, wie aus Botta's „Geschichte von Italien“ und aus Platner's „Beschreibung von Rom“ (I, 264 fg.) zu ersehen ist, und nicht mit Unrecht wurden sie in dieser Beziehung barbari genannt. Dem Verf. dieser Zeilen ist es freilich einmal von Franzosenfreunden sehr verdacht worden, das „gebildetste Volk Europas“ so genannt zu haben. 14.

Literarische Notizen.

Angekündigt wird „L'Angleterre pittoresque, histoire des trois royaumes. Antiquité, topographie, division politique et administrative etc.“ von Am. Pichot, Redacteur der „Revue de Paris.“ Es soll in 150 Lieferungen mit 300 Kupfern ausgegeben werden und 2 Quartbände ausmachen.

Alex. Moreau de Jonnès gab „Statistique de l'Espagne“ heraus.

Von B Sarrans erschien in 2 Bdn. „Louis-Philippe et la contre-révolution de 1830“.

Eine Uebersetzung der „Tutti frutti“ des Fürsten Pückler ist unter dem Titel: „De tout un peu“ in Paris herausgekommen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1834.

Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen sammt Urkundenbuch, von Karl Jäger. Erster Band. Auch unter dem Titel: Ulms Verfassung, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter. Heilbronn, Claß. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Das vielfältig verworrene Mittelalter bietet für den Umfang der deutschen Reichsgeschichte eine Menge Einzelnheiten dar, welche zur vollständigen Auffassung des Ganzen unerläßlich sind; denn die Grundlage jenes merkwürdigen heiligen römisch-deutschen Reiches ruhte ja auf so mannichfaltigen Einrichtungen, daß man Werth und Wesen des Ganzen nur in ihnen durchschauen lernt. So segensreich aber die eigenthümliche Ausbildung derselben nach und nach auf das sittliche und intellectuelle Leben gewirkt hat, so schädlich wirkte sie auf das politische. Die Menge einzelner Staatskörper, die sich zu einem großen Ganzen vereinten wie die Glieder zu einer Kette, nahm durch äußere und innere Anregung allmälig eine Art von revolutionnairen Charakter an, der sich nachmals im 16. und dann im 17. Jahrhundert wahrhaft ausgetobt hat. Dennoch aber, wenn wir auf das geistige Streben, auf Vervollkommnung jeglicher Lebensverhältnisse sehen, wird Deutschland nicht bedauern, daß sich die Ausbildung und Befestigung seines Staatslebens sogar in einzelnen Städten behauptete. Dergleichen zeigt uns das Mittelalter in Franken und Schwaben, am Ober- und Niederrhein weit mehr als in den übrigen Theilen Deutschlands; ein Beweis, daß dort hauptsächlich Trieb zur Lebensthätigkeit aufkeimen und wuchern, aber auch sich Kraftgefühl mit Drang zur Selbständigkeit offenbaren konnte. Solche Städte suchten vorzüglich die alte angestammte Freiheit zu erhalten, und haben für die feste Gestaltung des Bürgerthums wie des Volkslebens überhaupt einen so hohen Werth, wie das Studium ihrer Geschichte einen gewaltigen Reiz gewährt. Wir besitzen demnach schon mehre sehr schätzbare Arbeiten über die innere und äußere Verfassung einiger solcher geschichtlich merkwürdigen Städte; und es kann nur äußerst willkommen sein, wenn ein Mann im Besitze so reichhaltigen Stoffes, wie Hr. Jäger, unternimmt, durch die Bearbeitung einer Geschichte der schwäbischen Städte in allen Beziehungen der Lebenserscheinungen diese geschichtliche Literatur zu vermehren und dadurch die deutsche Reichsgeschichte vollständiger aufzuklären. Der verstorbene Prälat von Schmid zu Ulm sammelte schon zu ähnlichem Unternehmen, wie hier im Vorworte berichtet wird, und nach dessen Tode fühlte sich unser Verf. durch die Bekanntschaft mit dessen Papieren aufgeregt, den vorgefundenen Stoff durch die Benutzung mehrer Archive zu vervollkommnen, zu sichten und zu vollenden. Er macht den Anfang mit der Geschichte Ulms und widmet sie den Manen des seligen Prälaten. Die Fortsetzung dieser städtegeschichtlichen Untersuchungen aber läßt der Verf. von der Theilnahme des Publicums abhängen, die ihm gewiß jeder Geschichtsfreund wünschen wird. Denn das vorliegende Werk, sofern die Fortsetzungen darnach beurtheilt werden können, zeichnet sich aus durch eine Menge bisher ungekannter Nachrichten, durch unermüdeten Fleiß, durch besonnene Sichtung der Quellen und vor Allem durch die Mannichfaltigkeit des Stoffes, wie ihn nur immer die Geschichte einer Reichsstadt in jener Zeit gewähren kann. Die Masse desselben, dies sieht man deutlich, hat den fleißigen Forscher bisweilen in Verlegenheit gebracht, sie schicklich zu rubriciren; daher hin und wieder eine scharfe Abgrenzung und Unterordnung des in sich verwandten Stoffes von dem fremdartigen vermißt wird. Indeß benimmt dieser Mangel dem innern Werth des Ganzen nichts, und jeder wißbegierige Leser wird gern bei dem starken inhaltreichen Bande verweilen, zumal da neben dem Trockenen so viel Anziehendes (ja auch Kurzweiliges, wie es die Sitten jener Zeit erwarten lassen) nebenhergeht. Zur Erläuterung des Gesagten möge Folgendes aus dem Buche und über daßselbe zu bemerken vergönnt sein. Nach der kurzen Einleitung, in welcher muthmaßlich über Ulms Vorhandensein zur Römerzeit gesprochen wird, sollte eigentlich die Ueberschrift: Erste Abtheilung, von Ulms Verfassungsleben, nach dem Geiste des Werkes folgen; statt deren aber finden wir gleich die Angabe der Unterabtheilungen, d. h. Ulm 1) vom Jahre 854—1268, 2) Vom Interregnum bis 1314, und 3) von da bis zum Schlusse des Mittelalters. Sonach erhalten wir erst sichere Nachricht von Ulm als kaiserlicher Villa oder Pfalz; die häufigen Einfälle der umherstreifenden Ungarn verschafften ihr jedoch im 10. Jahrhundert Mauern als Schutzmittel; darum erscheint es nun als Oppidum und Civitas, welche

Bezeichnungen, wie so viele andere im Mittelalter, bald verschieden, bald gleichbedeutend sind. Unter den Hohenstaufen wird die Stadt erweitert. Kaiserliche und städtische Behörden treten neben einander hervor, welche der Verf. mühsam aus der schwerfälligen Sprache jener Zeit zu sondern weiß. Die Palatialverfassung löst sich in der Entwickelung der Municipalverfassung auf. In dem zweiten Abschnitte wird die Fortbildung dieser Verfassung weiter beschrieben, die städtische Behörde gewinnt mehr Bedeutung, je mehr sich die Gewerbe und Rechte der freien Grundeigenthümer und des Gemeindegutes vom Eigenthume des Reichsoberhauptes absondern. Diese städtische Behörde sammt ihren Verfassungen drängt den königlichen oder kaiserlichen, d. h. den landesherrlichen Einfluß, immer weiter zurück, sodaß der allmälige Uebergang von der kaiserlichen Stadt zu einer freien unmittelbaren des Reichs klar hervortritt. Die Beweise hierzu liefern das Stadtrecht, die Entfernung des Reichsvogts von den innern Verhältnissen der Stadt, die Bildung eines Stadtrathes mit einem Bürgermeister, dessen Geschäftsthätigkeit zwar noch mit dem Stadtgerichte vielfältig zusammenfloß, aber doch schon die Theilnahme der Richter, der Geschlechter und der Zünfte gestattete, und endlich die freisinnigen Wirkungen Arnold's von Brescia, welche auch in den Ulmern Eingang fanden und Hörigkeit und Leibeigenschaft mit dem Christenthume unvereinbar erklärten. Wachsthum und Blüte der Gewerbe erzeugten Kampf mit den Grundeigenthümern und Streben nach Theilnahme an der Verwaltung; daher auch zunehmenden Gebrauch der deutschen Sprache in schriftlichen Verhandlungen. Diese Bewegungen gehen in den folgenden und letzten Zeitraum über und endigen in gänzlicher Gleichstellung der beiden Einwohnerclassen vor dem Gesetze. Auch verschwindet die Vogtei ganz und gar, und das Schultheißenamt, das in voriger Periode schon von der Stadt besetzt, jedoch noch vom Kaiser bestätigt werden mußte, tritt nun wie das Stadtgericht, dem Bürgermeister und Stadtrathe untergeordnet, zurück. Dieser erscheint als eine freie und vom Kaiser unabhängige Behörde, welcher der Schöffenstuhl oder das Stadtgericht in gesetzgebenden Sitzungen wie überhaupt bei der Organisation der Rechtspflege beisteht. Er zerfällt nach dem Beispiel anderer Städte in einen kleinen (die oberste Regierungsbehörde) und in einen großen Rath (die Gemeindevertretung). In beiden haben die Handwerker vor den Geschlechtern das Uebergewicht. Der Stadtrath ist oberste Appellationsinstanz. Dem Schöffenstuhle steht seit Zunahme der Geschäfte das Collegium der Genannten (Wissenden, bei Eichhorn mit den Schöffen selbst verwechselt) zur Seite, welches aus zwei Drittheilen Zünftler und einem Drittheile Geschlechter bestand. Doch haben nur Schöffen Recht und Urtheil zu sprechen. Das alte Herkommen, so weit es für Rechtsfälle anwendbar, wird in die vorhandenen schriftlichen Gesetze aufgenommen, und das römische Recht erhält nach und nach auch seine Gültigkeit und Anerkennung. Strafen mit Mauersteinen entstehen, Hinrichtung, Verbannung aus der Stadt, Geld- und Gefängnißstrafe bleiben. Die Erlangung des Bürgerrechts wird seit dem 14. Jahrhundert erleichtert; doch soll die Einwohnerzahl beiweitem unter 60,000 Seelen, die niedrigste Angabe der Chroniken, gewesen sein. Der Verf. geht umständlich in diese Zweige der Stadtverfassung ein, sucht fleißig den Sinn der schwerfälligen, unbeholfenen Quellen zu entwirren, und schließt diesen lehrreichen Abschnitt mit der Behauptung, daß eine freie bürgerliche Verfassung die Kraft eines Volkes, den Gemeinsinn und die Liebe zum Vaterlande pflege und stärke, gleichwie sich Ulm darin hervorgethan habe. Er kommt nun zum Finanzwesen, in welchem Capitel die Besteuerung und das Münzwesen sammt dem Münzrechte der Stadt besprochen wird, wobei auch des Schicksals der Juden in Ulm, die dem Stadtrathe in Wechselgeschäften unentbehrlich waren, umständlich gedacht wird. Ihr Wuchergeist zog ihnen nach und nach unauslöschlichen Haß und zuletzt gänzliche Verbannung aus der Stadt zu. Hieran schließt sich der Abschnitt über das Kriegswesen, worin man erfährt, daß zwar zum Dienste der Stadt und des allgemeinen deutschen Wesens die Bürger Waffen tragen mußten, aber schon mit Anfange des 15. Jahrhunderts Söldner auf öffentliche Kosten in Bestallung und mit Ende desselben Jahrhunderts in einer Art von Uniform gefunden werden. Zur Uebung in den Waffen hatte man, gleich andern Städten, Schützengesellschaften und Fechtbrüderschaften, wozu schon damals Einladungen zur Theilnahme gemacht wurden. Für die Kriegsgeschichte ist wichtig, daß Ulm auch im 14. Jahrhundert Feuergewehre hatte.

Die zweite Hauptabtheilung beschäftigt sich so anziehend, wie die erste für den Leser ist, mit dem bürgerlichen Leben und gibt ein anschauliches Bild von den damaligen Sitten und Gebräuchen und wissenschaftlichen Bildungsanstalten. Der Verf. belehrt hierüber in fünf Capiteln, deren erstes von der Sicherheit und Ordnung handelt, wohin auch die Wirthe und Volksfeste verwiesen worden sind. Aus Mangel an Straßenbeleuchtung durften die Leute des Abends nur mit Lichtern in den Gassen gehen. Im Capitel von Anstand und Bequemlichkeit finden wir blos das Bauwesen abgehandelt. Die Sucht, Erker an die Häuser zu kleben, war nicht zu tilgen. Das Capitel von der Gesundheit und Verpflegung gibt sehr belehrende Aufschlüsse über den damaligen Standpunkt der Arzneikunde. Wir erschrecken, wenn man liest, daß die Aerzte noch vor dem 16. Jahrhundert beim Ausbruch einer pestartigen Krankheit davonlaufen konnten. Nur die Apotheker mußten zu Hause bleiben. Hebammen waren so selten, daß die ulmischen z. B. von weitentfernten Fürsten und Herren zur Stütze ihrer schwangern Frauen verschrieben wurden, aber vom Stadtrathe nicht immer Erlaubniß zum Wegreisen erhielten. Die Verpflegungsanstalten waren nach damaligen Begriffen auch gering, aber ärztliche Pflege darin erbärmlich. Auch ein Frauenhaus läßt sich seit 1386 nachweisen, das bei zunehmender Liederlichkeit gewaltigen Zuwachs erhielt. Dagegen finden wir die lobenswerthen Badeanstalten sehr zahlreich, und dem Reinlichkeitssinne der Ulmer Ehre macht. Das vier-

Capitel gibt Kunde vom Luxus, von öffentlicher Sitte und Zucht, wobei der Mönche, Nonnen und Geistlichen nicht zum Besten gedacht wird. Die Ausschweifungen waren bei zunehmendem Wohlstande der Stadt arg, und die Frauenhäuser (Bordelle) konnten erst zur Zeit der Reformation (1537) aufgelöst werden. Der Kampf des ulmer Stadtrathes mit der Geistlichkeit wegen Sitte und Zucht zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts verräth die Vorbereitung zur kirchlichen Reformation, wobei ersterer dem Kirchenbanne trotzte, während das empörte Volk die zur Nachtzeit auf den Straßen umherschweifenden Geistlichen entweder prügelte oder todtschlug. Der Haß gegen die Klöster scheint besonders groß gewesen zu sein. Das letzte Capitel über Kunst und Wissenschaft, vom Verf. „Künste, Schulen und Bibliotheken" überschrieben, ist freilich sehr dürftig. Erst seit 1443 wurde mit 150 Büchern der Grund zu einer Bibliothek (Liberei) gelegt, und seit 1480 erschien der erste Buchladen in Ulm, obgleich noch Jeder mit Büchern handeln konnte. Buchbinder lassen sich erst von 1447 an und Buchdrucker seit 1472 in Ulm nachweisen.

Die dritte und letzte Hauptabtheilung betrifft das commercielle Leben der Stadt. Hier behandelt der Verf. seinen Stoff in fünf Unterabtheilungen, in welchen der Ackerbau, die Fabricate und Handwerkserzeugnisse sammt den vorhandenen Innungen oder Zünften, der Handelsstand, Einfuhr und Ausfuhr in ihrer ganzen Ausdehnung sammt der obrigkeitlichen Beaufsichtigung und Beförderung des Industriewesens, was der Verf. vorangesetzt hat, aufgezählt werden. Er setzt voraus, daß Ulm schon seit den Zeiten der Karolinger ein natürliches Marktrecht gehabt habe, wie es andere deutsche Städte besaßen, während es erst 1429 vom Kaiser Sigismund mit dem Jahrmarktsrecht belehnt wurde. Die Masse der Handwerker und die mannichfaltige Verschiedenheit der Gewerbe zeugt vom blühenden Handel, aber auch außerordentlichen Luxus jener Zeiten. Schuhmacher und Schneider arbeiteten nach der stadträthlichen Kleiderordnung; daher durfte z. B. kein Schuh einen längern oder kürzern Schnabel haben, als der Stadtrath vorgeschrieben hatte. Die Innung der Kaufleute war angesehen und reich und stand mit den Handelsstädten Deutschlands und allen Ländern Europas in Verkehr. Unter ihnen entwickelte sich frühzeitig Aufklärung in religiösen Dingen durch Bibellesen, und Kaufleute waren es, die in der Mitte des 12. Jahrhunderts religiöse Unruhen in Ulm veranlaßten. Das Urkundenbuch, welches sich von S. 719—749 an die Ergebnisse der geschichtlichen Forschungen anschließt, gibt von 1173 (nicht 1183, wie irrig in der Ueberschrift zu lesen ist) bis 1296 lateinisch und aus dem folgenden Jahrhunderte deutsch verfaßte Beweisthümer; ein Beweis mehr, daß bis zu Ende des 13. Jahrhunderts alles Verhandelte noch in der römischen Sprache niedergeschrieben wurde. Ref. macht besonders auf das Stadtrecht von 1296 aufmerksam, in welchem die unbestimmt hingestellten Gesetze noch gar sehr durch traditionnelles Herkommen ersetzt werden mußten. Den Schluß des Ganzen bildet eine kurze Nachricht über die ulmischen Geschlechter, von denen einige eine wunderliche Namenspielerei mit der Endsylbe lin (lein) verrathen, woraus der Verf. (S. 767) auf eine Verwandtschaft der gesammten Münzer Hausgenossen schließt, und andere wahrhaft charakteristische Namen führen, wie z. B. Vogillin (Vögellein), Stammler, Gewärlich, Tagmann, Löwe und Besserer. Uebrigens wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. sich über den Inbegriff der Geschlechter, was, nach S. 94, in spätern Untersuchungen geschehen soll, schon in diesem Bande, wo ihm die beste Veranlassung gegeben wurde, deutlich und bestimmt ausgesprochen hätte. Einige Male sind die Nachweisungen der Anmerkungen vergessen worden, und S. 181 steht sogar in der Anmerkung 127 eine erläuternde Quellenstelle, die zur folgenden Note gehört.

64.

Romanenliteratur.

1. Der Tempelritter. Ein historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Hartmann. 1833. 8. 3 Thlr.

Die Vorrede des ungenannten Verf., zugleich Widmung des Buchs an einen ebenfalls ungenannten Freund, spöttelt über Walter Scott's erste Liebhaber und Liebhaberinnen nicht ganz mit Unrecht; aber, daß das Rechte wissen und es hervorzubringen, nicht immer Hand in Hand geht, legt unser Verf. klar an den Tag: sein junger Held, der Templer Eberhard, ist tapfer und verliebt, auch verständig, doch nicht seiner Zeit vorausschreitend; Ilsa, die Geliebte, ist hübsch, zärtlich, treu, züchtig, den Gattungscharakter weiblicher Jugend nicht stärker individualisirend, als es Scott's Heldinnen auch thun. Was sie bedingend und bedingt für die Handlung leisten, bis Eberhard, nach Auflösung des Ordens und Dispensation des Papstes, seine Ilsa heirathet, ist nicht ausgezeichnet, und die Geschichte nur für einen der bessern, von allen Auswüchsen befreiten Ritterroman zu erachten. Aber von einer andern Seite hat dieser „Tempelritter" einen bedeutenden Werth. Nicht allein die Geheimlehre des Ordens, sein Ritual bei Gelegenheit der Aufnahme Johannes Parricida's wird uns vor die Augen gebracht, nebst Manchem, was zur Geschichte des Ordens und seiner Vertilgung gehört, sondern auch eine klare Uebersicht des Mittelalters gegeben, bestimmt, unparteiisch, mit gerechter Würdigung seiner Größe, seiner poetischen Richtung, der Mängel und Schwächen seiner Verfassungen. Ritter und Mönchthum, Verhältniß der Feudalherrschaft zu dem König, dem geistlichen Stand, dem Bürger und Bauer, Alles wird wohl erwogen, mit tiefem Eindringen, mit Wärme, aber ohne leidenschaftliche Parteisucht, die bald verschweigt, bald, wenn es der Vortheil erheischt, zusetzt. Sogar die Dogmenlehre, die Ansicht der Kreuzzüge, der Scholastik, ist so mild und duldsam, als sie nur der aufgeklärte, nicht überrationalistische, zelotische Protestant mit voller Ueberzeugung haben kann. Ebenso belehrend ist die Darstellung der Volks- und Kirchenfeste, die Abhandlung über Troubadours, Minnesänger und überhaupt romantische Dichtung, bis zu ihrer Ausartung ins Rhetorische und Didaktische. Dies und vieles andere Erläuternde ist theils mit dem Roman verbunden, theils als Gespräch, als Betrachtung in das Reich der Ideen aufgenommen. Längst wenn der Roman als solcher mit seinen wässerigen Versen, die zu Ueberschriften dienen, verschollen ist, wird man ihn hervorsuchen als kurzen, gediegenen Abriß einer Geschichte des Mittelalters.

2. Stillleben aus dem innern Leben. Von H. M. Gaede. Kiel, Universitätsbuchh. 1833. 12. 8 Gr.

Vortrefflich das ausdrückend, was der Gemüthvolle geahnt, oder auch klar empfunden, aber bei minderer Bildung des Geistes als des Herzens unfähig ist in Worte zu fassen.

In dem Satze über Freiheit heißt es: „Religiöse Freiheit besteht im Vermeiden alles Willkürlichen, alles und Aufgedrungenen, zugleich aber auch in der freien Annahme alles Dessen, was fest, unwandelbar und somit göttlich ist." Zu den gelungensten Rubriken des dünnen, wohlgedruckten Büchleins gehören die über Freundschaft, Frühlingsgedanken, Herbstempfindungen.

3. Die Tiefenbacher, und die Brüder von Roncavero. Zwei Erzählungen von A. Werg. Berlin, Lüderitz. 1833. 8. 21 Gr.
4. Die Jüdin von Prag. Eine Criminalgeschichte aus dem Mittelalter. Von demselben. Ebend., 1833. 8. 21 Gr.
5. Der Page von Brieg. Romantische Erzählung aus einer schlesischen Volkssage. Von demselben. Ebend., 1833. 8. 21 Gr.

„Die Tiefenbacher", keine harmlosen Gevatter Schneider und Handschuhmacher, hausen in dem schlesischen Städtchen Goldberg aufs grausamlichste und würden Alles verheeren, wenn nicht Wallenstein Einhalt thäte. Eine Anekdote aus seinem Leben ist dabei zu Grunde gelegt, und eine Liebesgeschichte als Solopartie eingewoben. Die italienischen Brüder führen im Kleinen den Streit ihrer Zeitgenossen, der Guelfen und Ghibellinen, und wenn der Ausgang erträglicher ist, als man meinte, so war es nicht die Schuld des einen Bruders, und er erfährt nach vielen Jahren erst, daß der andere nicht bei der Belagerung seiner Feste, von ihm unternommen, blieb. Die erste Liebhaberin ist zuerst die Tochter ihrer Aeltern, dann nicht, und zuletzt dennoch, was die Geschichte verwickelt und dehnt.

„Die Jüdin von Prag" hat eine frische Scenerei aus dem Zeitalter Kaiser Karl IV. Der Stoff ist, der Hauptsache nach, dem einer spanischen Tragödie sehr ähnlich: ein überaus gerechter Richter verdammt den eignen Sohn und läßt das Urtheil vollstrecken, weil er eine reizende Jüdin verführte und morden ließ.

„Der Page" betet seine schöne Herrin an, aber, kein leichtfertiger Cherubin, wagt er es kaum sich selbst seine Flammen zu gestehen, flieht nach Palästina, seinen dort gefangenen Herzog, den Gemahl der schönen Dame, zu befreien. Bei der Heimkehr wird er des Diebstahls und anderer Verbrechen beschuldigt, und nur dem Eifer eines muthigen Mädchens verdankt er seine Rettung. Ihre Wärme hat sein freundschaftliches Gefühl in ein innigeres gewandelt, die Reise seine frühere Glut gekühlt, und so verlassen wir ihn am Schlusse als einen wohlbestandenen Ehren- und Rittersmann und Günstling des Herzogs.

6. Die Grafen von Schwicheld auf Harzburg. Historisch-romantisches Gemälde des vierzehnten Jahrhunderts. Von A. Leibrock. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 2 Thlr. 3 Gr.

Verfeinerter Ritterroman à la Cramer und Schlenkert, ohne Nothzucht, tückische Pfaffen und ansehnliche Flüche, lebendig genug, die Aufmerksamkeit während des Durchblätterns festzuhalten, flüchtige, etwas verwischte Zeichnung der Zustände des 14. Jahrhunderts, ohne Zerrbildnerei.

7. Novellen von Henr. Wilke. Fünfter Band. Auch unter dem Titel: Die Gründung von Batavia. Historische Novelle aus dem ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mit einem großen Aufwand geographisch-statistischer Gelahrtheit, welcher der Verf. in England den Spitznamen einer blue stocking erwerben würde, mit die Augen blendender Verschwendung in der Beschreibung des kostbarsten Putzes wird nur Mäßiges erreicht, das Interesse zersplittert sich, kein Mittelpunkt sammelt die Strahlen und vertheilt sie weise; wir nehmen weder an den Streitigkeiten der Engländer und Holländer lebhaften Antheil, bleiben gleichgültig, wenn diese siegen und Batavia gründen, noch ziehen uns die Heldinnen an, die Tochter des holländischen Admirals, ein hübsches, artiges Mädchen, mit der gewöhnlichen Romanenphysiognomie, die liebt, wo sie nicht soll, und den bestimmten Bräutigam nicht will. Die zweite, eine javanische Prinzeß, ist durch und durch, im Äußern wie in Worten, Europäerin, und zwar von der raschsüchtigen, leidenschaftlichen Gattung, wie sie in den Romanenmustern als Neapolitanerinnen vorkommen. Ihr Tod kommt zur gelegenen Zeit, und über den des getreuen Unwah können wir uns auch nicht betrüben, es ist besser, für die Gebieterin sterben, als aus unerwiderter Liebe zu verschmachten. Eine gewisse Laulheit beschleicht Einen beim Lesen, und schwerlich wird Jemand den Versuch machen, ob die zweite Lectüre dieselbe Wirkung hervorbringe. 58.

Notiz.

Innere Schiffahrt in Großbritannien.

Frankreich besaß schon seit längerer Zeit die großen Kanäle von Briare und Languedoc, und noch beschäftigte man sich in England nicht im mindesten mit der innern Schiffahrt; die Landstraßen waren meistens nichts als das ausgetrocknete Bett eines Waldstroms; der Reisende blieb oft drei Tage unterwegs, um einen Weg zurückzulegen, den man jetzt in drei Stunden macht. Heutzutage hat England unter allen Staaten die meisten Kanäle. Die Länge derselben beträgt in Allem 2400 engl. Meilen; die Baukosten werden von einigen Ingenieurs auf 50,000,000 Pf. St. angeschlagen. Es wurden dazu 52 unterirdische Gänge, zusammen 40,000 par. Toisen lang, gehauen, 3600 Schleußen und 423 Brücken erbaut. Die vier großen Seehäfen Englands: London, Hull, Liverpool und Bristol stehen durch diese Kanäle mit einander in Verbindung. Hierbei folgen einige Bemerkungen über die wichtigsten hydraulischen Systeme Englands.

Hydraulisches System von London. Die verschiedenen von London ausgehenden Kanäle haben zusammen eine Länge von 280 engl. Meilen. Der Regentkanal (Kanal des Regenten), 9 engl. Meilen, setzt London in Verbindung mit Hull und Liverpool, er hat 2 unterirdische Galerien, 12 Schleußen und 37 Brücken. Der große Junctionskanal, von der Themse nach London zum Oxfordkanal; er geht durch 19 Städte und hat 101 Schleußen. Der große Unionskanal geht vom Junctionskanal ab bei Daventry bis zur Communicationslinie von Hull nach Liverpool. Der Kanal von Hereford geht von dieser Stadt bis nach Gloucester.

Hydraulisches System von Manchester. Kanal von Rochdale, von Manchester nach Halifax 31 engl. M.; zu Manchester geht er durch eine unterirdische Galerie in den Bridgewaterkanal über. Der Bridgewaterkanal, 40 engl. M.; der erste Ast geht von den Steinkohlgruben bei Worsley ab bis Manchester; der zweite führt von Manchester über den Irwel auf einer Wasserleitung von 186 Meter in der Länge bis Runcorn auf dem Mersey. Eine dritte Verzweigung geht von den Bergwerken von Worsley bis an die Sümpfe von Chatmoß. Der Kanal von Ashton und Oldham von Manchester nach Ashton. Der Kanal von Huddersfield führt von Ashton nach Huddersfield; dieser Kanal und der vorhergehende verbindet zwei schiffbare Flüsse miteinander, den Calder und den Mersey, die in zwei entgegengesetzte Meere abfließen. Der Kanal von Huddersfield geht durch die Gebirgskette, welche beide Flußgebiete scheidet, mittels einer unterirdischen in den Felsen gehauenen Galerie, 4828 Meter lang. Der Kanal von Peak-forest führt von dem Punkte, wo der Ashtonkanal aufhört, bis Goadstunnel, wo er mit einer Eisenbahn aufhört. Der Kanal von Ramsden führt von dem Calder bis zum Kanal von Huddersfield. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 143. —— 23. Mai 1834.

Drei Balladen von Göthe, nach ihrem geistigen Wesen und Zusammenhange entwickelt.

Die Natur, als der Gegensatz des Geistes, als die Entäußerung der Idee, ist nur insofern ein Gegenstand der Kunst, als diese die Entäußerung zur Erinnerung bringt und zu dem Geiste zurückführt, dessen Ausdruck sie auch in der Entäußerung ist. Der Lebensborn des Dichters ist mithin die Vernunftbegeisterung, nicht die Naturbegeisterung, „von welcher Knabe und Greis trunken, der Knecht und Narr ungeziemend und der Weise berauscht wird — wiewol Dionysos ein Gott ist und vom höchsten Zeus stammt".

Die Natur als der allgemeine Schau- und Wohnplatz des Lebendigen scheint es zuvörderst darauf anzulegen, wie durch ein selbständig-freies Wollen, daß es dem Lebendigen in ihr wohl sei. In dem Brautschmuck der Blumen, in dem sanften Morgenwinde des Frühlings, welcher den Tag zum hellen warmen Mittag macht, in dem Grün der Wälder, wo jeder Baum in Blatt, Knospe und Blüte und den einwohnenden Singvögeln für sich eine liebliche Welt bildet, in der schönen hellen Ruhe und Milde des Sommertags scheint sich die Natur ganz in dieser heitern Bestimmtheit zu erschöpfen. Getroffen und gerührt von diesem Liebesblick der Mutter Erde kommt Alles, was selbst einen Frühling in seinem Innern trägt, oder nur zur fernen Erinnerung an einen solchen wiedererwacht, kommen Kinder, Jünglinge und Greise hervor zum Lichte des Tages, wallfahrtend nach der bunten Wiese, nach der sonnigen Höhe, nach dem grünen Walde voll durchsichtiger Schatten. So zu Liebe dem Lebendigen legt sich die Natur aus, zeigt ihre Farben, spielt Alles hinauf zur klaren Erscheinung und scheint für sich aus Liebe hingegeben und für Alles, was Odem hat, sanfte Liebe zu tragen. So reich und blühend, so an und für sich befriedigend ist aber diese reizende Oberfläche, daß die beglückten Wesen alle in diesen seligen Genüssen aufgehen, ganz wie die Kinder, unmittelbar hangend an den offenen Brüsten und saugend, und alle Ahnung hiermit schwindet, alle Ferne, Nähe und jegliche Tiefe liebend verhüllt und mit tausend Blättern und Blüten zugedeckt ist. Diese verdeckte Tiefe, dieser Sonnen- und Farbenglanz der Luft und Erde, der Höhen und Thäler, dieser unschuldige süße Schein ist die Mittagshöhe des Erdendaseins oder der Tag der Natur.

Nicht aber verbleibt es bei diesem lockenden Reiz des allgemeinen Naturlebens, sondern wie die Natur überhaupt sich in ihre Elemente scheidet und jedes für sich frei dahinwaltet und fließt, so auch kehrt die lockende Macht, welche die allgemeine Naturmacht ist, in jegliches Element der Natur ein, und alles Natürliche entfaltet in seinem eigenthümlichen Wesen die unwiderstehliche Lockung und Versuchung. So begibt sich in dem anmuthigen Lenze der Mensch unter den Blütenbaum, um dort, gelagert ins Grün, umrauscht von dem Mittagswind und sanfter Kühle, bedeckt und bestreut mit Silberblüten, alles Sorgen und Brüten aufzugeben,

> Ruft drein die Nachtigall
> Liebend nach ihm aus dem Blütenthal.

Aber den Dahingelagerten in Gras und Blumen überschleicht leise der Traum, sehr beruhigend, zwar auflösend und mit lieblichem Ermatten beseligend — aber doch der Traum. In dem Traume nun gesellt sich ein Anderes zum Gegenwärtigen, denn das Gegenwärtige bleibt nicht, was es ist, sondern verändert sein Antlitz; aber in diesem veränderten Antlitz, in diesem Anderssein ist es darum immer noch das Alte. Das grüne Blatt ist noch Blatt, die herabfallende Blüte ist noch immer Blüte, die Gräser, mit denen die Hand des Träumenden gedankenlos spielt, sind noch die Gräser; aber ein anderes Wesen wohnt schon in ihnen, ein anderes Auge blickt schon aus ihnen, ein Fernes ist genaht und mit dem Daseienden verschmolzen, aber dennoch selbst in diesem Einklang noch ein Fernes. Ruft jetzt die Nachtigall drein, so ruft sie schon aus dem Nebelthal, und die Seele des Schläfers wird durch die äußere erschallende Stimme zum eignen Laut erweckt. Dieser Laut ist aber nur der Seufzer:

> Ich komme, ich komme!
> Wohin, ach wohin!

Was in dieser dunkelklaren Metamorphose dem Träumenden begegnet, ist ihm selbst ein Geheimniß, muß es ihm auch verbleiben, denn wenn es zu Tage käme, so wäre ja der süße Traum aus. Uns aber ist das Geheimniß klar, denn was für uns geschieht, ist eben nur die Lockung des Naturgeistes in dem Baume, der in seinem Wehen und Rauschen in Blatt- und Blütenschimmer zum

*Zauber*baum geworden, unter welchem — gleich dem Fliederstrauch in dem deutschen Drama — Fremdes und Seltsames vor die Seele tritt.

„Niemand wandelt ungestraft unter Palmen“, sagt der Dichter, und dieser Blick in die heiße tropische Natur des fernen Welttheils enthält eine tiefe Offenbarung. Denn der Palmbaum ist an sich ein abenteuerlicher Baum, sein Stamm und seine Zweige sehen selbst aus, als ob sie träumen wollten, einen langen und heißen Traum; sein Blatt ist gefährlich, wenn es nicht vom Glauben zu einem Symbol gemacht wird, welches Anderes, als es selbst ist, bedeute. Vielleicht wandelt der Mohr und der Neger selbst nicht ungestraft unter Palmen, denn es wäre vermessen, zu sagen, daß nicht auch auf sie die allgemein menschlichen Kategorien bezogen werden könnten. Wenn dies aber sich mit dem Palmbaum so verhält, so läßt auch des Dichters Aussage noch eine weitere Erfüllung zu. Denn es ist gewiß, daß auch Niemand unter Eichen, Buchen und Erlen ungestraft wandelt. Nicht nur der fremde Baum, dessen Wachsthum und Entfaltung der Zweige uns fabelhaft bedünkt, ist gefährlich; auch der einheimische Baum ist es. Es hilft nichts, daß wir schon als kleine Kinder unter Ulmen und Eschen gespielt, denn sie üben dafür an den Verständigen ihr Recht, und ihre hangenden, lispelnden Aeste spielen mit uns, wenn wir selbst dem kindischen Spiel entwachsen sind. So aber spielen mit uns alle Bäume und Sträucher bis herab zur Vogelbeere und Hainbutte. Selbst der prosaische Birnbaum, selbst die nüchterne Pflaume; denn es kommt in dem Wechsel des Jahres eine Zeit, wo auch diese Bäume ihr wirthschaftliches Interesse verhüllen, und man bei ihrem Anblick nicht an Backobst und Winterfeste denken kann. Welch eine trockne Rolle spielt unter den Bäumen Edens der Flieder; aber wir haben gesehen, und die Poesie selbst hat es uns so schön gezeigt, welche seltsame Geschichten unter ihm geschehen können.

Vergessen wir aber nicht, daß wir nur noch bei der *sanften, unwiderstehlichen Lockung* stehen, welche sich selbst als reizend zeigt, nur erst auf der Grenzscheide der Versuchung, und daß ebendieselbe leise, „bis ins Herz hinan“ gehende Lockung uns auch andere Elemente des allgemeinen Naturlebens offenbaren müssen.

In der Blume ist dem Begriff nach der Naturgeist noch tiefer in das Erdenhafte als den allgemeinen Urgrund versenkt, als in dem Baume, nicht darum, weil sich der Baum höher aus dem gemeinsamen Elemente ihres Bestehens in die Lüfte und den ewigen Himmel erhebt, sondern darum, weil es die Blume nur zum Samen, d. i. zum unmittelbaren Grunde ihres Daseins, nicht zur Frucht bringt, als in welcher sich die vegetabilische Natur in einen höhern Cyklus des Natürlichen fortsetzt, nämlich in der Ernährung des animalischen Lebens. In der Frucht, welche der Baum getragen, unterscheidet sich dieser seinem Wesen nach in Zwei, insofern er durch den Kern der Frucht wieder auf sich zurück, durch die Frucht selbst aber, die ihm nicht zugute kommt, weiter auf Mensch und Thier hinweist. Hingegen die Blume, obgleich in den ineinandergreifenden Kreisen des Naturlebens tiefer gesteckt, entfaltet und vereint dafür in ihrer eignen und eigensten Gestalt alle *Wunder der Erscheinung*, dergestalt, daß in der Blumenwelt der Naturgeist ganz hinauf zum Lichte dringt, in diesem Hinaufdringen aber die höchste Potenz des *Schönen* entfaltet, wozu er es überhaupt im Vegetabilischen bringen kann. Weil jedoch, um diese Schönheit zu vollenden, einerseits das Licht und das Dunkle den Gipfel ihrer Vermählung feiern und ihr gegenseitiges Ineinanderspiel auf das Tiefste vollenden müssen, damit aller Zauber der Farben hergestellt werde, andrerseits die Blumengestalt selbst alle Naturgestalten der tiefern Stufen in sich sammeln und reflectiren muß, als da sind Stein und Perle, Feuer und Wasser, Sonne und Sterne, Krystall und Glocke, um sich als ein *Aeußerlich-Vollendetstes* darzustellen, so erhält durch dieses Wesen und Streben selbst die Blume an und für sich etwas Symbolisch-Deutendes und Mystisches, und bei aller Nähe der hold liebreizenden Erscheinung, die sich klar zu Tage spiegelt, zeigt sich oder verhüllt sich doch eben in dem feingezackten und geschwungenen Blatt, in dem Stern der Blüte, in den krystallartigen Ausstrahlungen der Zweige ein Geist des Unerforschlichen und Fremden, welcher die befriedigende Nähe selbst wider in die Ferne rückt. Aber selbst in diesen Bestimmungen erschöpft sich noch nicht das Dasein der Blume, denn diese scheint und schimmert nicht blos, sie *duftet* auch. Der Duft aber ist der wahre lockende, neckende Zug in der vegetabilischen Welt, der licht-gebildete Sylphide, welcher mit seinem Stabe von Schmetterlingsstaub den Schlummer und die Träume gebiert. Der Flieder als ein gemeiner Baum hätte das Käthchen nicht dazu bringen können, ihre leisen Liebesgedanken zu verrathen, wenn er nicht so stark *duftete*.

Da die modernen Dichter romantischer noch waren, d. i. in demjenigen Abschnitt deutscher Poesie, wo eine gläubige aber verdrehte Weltansicht ihr Höchstes in das Hinaufringen zum Lichte mit der Angst einer schönen Seele und in ein liebeschwangeres Verklären und Versymbolisiren der Naturgestalten „aufwärts zum Lichte“ setzte, in dieser träumenden, verkehrten aber tiefen Zeit, wo mehr *als ein* Heinrich von Ofterdingen in Sehnsucht nach der *blauen Blume* verschmachtete —, damals hat man es auch versucht, im Sinne jener Weltansicht den Duft der Blume zu erklären. Denn die Blume war selbst, als das wunderschöne Geheimniß und geheimnißvolle Wunder, wie sie sich uns bereits erwies, jener Ansicht innigst verschmolzen, und ihre Blüten wurden alle, namentlich aber die wundersame Lilienblume mit der großen weißen Glocke zu heilig-lichten Symbolen gemacht, sowie ihre hinaufstrebenden oder hinabwärtsgeneigten Zweige zu ebenso viel Liebesarmen, die entweder sehnsüchtig himmelauf strebten, oder in demüthig-gläubiger Verzagtheit ermattet niedersanken. Unter den Blumen selbst erstand gar eine unsichtbare Kirche, und Alles feierte von der Sonnenblume an bis zum farblosen Kraute den Geheimdienst des Lichtwesens, zu welchem Gottesdienst die weiße Glocke der Lilienblume *läutete* und die Bl-

menseelen alle zusammenrief zur Feier des großen Wunders, „welches

„Aus fünf Wunden göttlich blumte".

Damals nun ward es, wie bemerkt, auch versucht, auf diese Alles beseelen-wollende Weise auch den Duft der Blume zu deuten, was mit Andacht und andächtiger Verblendung (die ja selbst das geistigste Mysterium sich als einer Blume begreiflich dachte) so gewendet wurde, als ob in der That das Duften der Blume etwas dem vernünftigen Geiste Gleichartiges sei. Denn der Duft sollte nicht blos metaphorisch als geistig bezeichnet werden, sondern wirklich und wahrhaftig ein Ausdruck des Geistes sein.

Was nun bei dieser mystischen Wanderung durch die Blumenseelen dem andächtigen aber excentrischen Poeten begegnete, blieb ihm selbst verborgen und geheim, weil ja im entgegengesetzten Falle der schöne Naturtraum wirklich und wahrhaftig aus gewesen wäre; uns aber ist es klar und begreiflich, daß es nichts Anderes als eben die Natur als Natur war, welche in ihrer Lockung sich bis zum Scheinen des Geistes selbst hervorwagen durfte, und welche immer noch auf ganz anmuthige Weise in der Blume wie im Baume mit dem Menschen ihr Spiel trieb.

Vergessen wir aber, eben bei dem Verständniß dieses losen Naturspiels, wiederum nicht, daß wir noch immer bei der sanften, unwiderstehlichen Lockung stehen, wiewol eine Potenz in diesem Fortgang von dem einen Natürlichen zum andern allerdings nicht zu verkennen ist, und gedenken wir dessen, daß wir noch zu einer tiefern Naturbestimmtheit, ja zu den Elementen und unter diesen zu dem absolut-neutralen selbst hinabsteigen müssen, um auch in den ersten Kreisen des Naturlebens, ja sogar dort, wo eigentlich noch kein Kreis geschlossen ist, dieselbe sanfte Lockung offenbart zu finden; das absolut-neutrale Element in der Natur ist aber das Wasser.

„Das Wasser", sagt der Dichter, „ist ein freundliches Element für Den, der es zu behandeln weiß". Diese Aussage enthält, als dem Element selbst entnommen, wiederum eine tiefe Offenbarung. Aber wie in jener vom Palmbaum läßt sich ebenso sehr darüber hinausgehen. Denn das Wasser ist nicht nur ein freundlich Element für Den, der es zu behandeln weiß, sondern ebenso sehr für Den, der es nicht zu behandeln versteht. Denn das Wasser ist freundlich sogar gegen die Kinder, die, wie überhaupt nichts, so auch das Wasser nicht zu behandeln verstehen. In dieser Freundlichkeit gegen Allen und Jeden offenbart sich aber zugleich die List des Elements, bis zu welcher List wir jedoch noch nicht gekommen sind, weil wir noch bei dem sanften Zug der Lockung stehen.

In dieser Freundlichkeit gegen Alles und Jedes offenbart sich aber das Wasser, welches als das Neutrale bestimmt war, vielmehr als ein nicht Neutrales, wie denn überhaupt in der Welt jedes Ding mittels der Negative über seine unmittelbare Bestimmtheit hinausgeht. Denn das Neutrale ist das Gleichgültige; was aber in und durch seine Freundlichkeit unwiderstehlich lockt, ist eben nicht mehr das Gleichgültige, weil es hiermit den Bezug auf Anderes manifestirt. Hier heißt es — und kann nichts anders geboten werden — als: wer Ohren hat zu hören, der höre, oder auch: der Zug des Herzens (der die kleinen Kinder schon am Flusse zu spielen heißt) ist der Wahrheit Stimme.

Das Wasser ist mithin dasjenige natürliche Element, welches in seiner Abstraction und Neutralität doch die größte Macht der Lockung hat. Denn die abstracte Erde als solche lockt Niemanden; denn wenn dem so wäre, so wäre dies die unsauberste Lockung von der Welt, eine Lockung in den Koth. Vielmehr lockt die Erde dann erst, wenn sie nicht mehr abstract, d. i. zu anderm natürlichen und concretern Sein sich aufgehoben hat, z. B. in der Felsenbildung, im Baume, in der Blume. Auch das abstracte Feuer lockt nicht, insofern es, obgleich den gastlichen Herd erwärmend, doch an und für sich selbst ungastlich ist und die Verzehrung sogleich ankündigt. Die Luft endlich als das ärmste aber innerlichste unter den Elementen, wirkt nur in geistiger Demuth und Stille als allgemein belebend, zugleich aber ebenso still verzehrend. Somit ist und bleibt das Wasser die einfachste Naturform, zu der wir hinabsteigen können.

An dem Wasser spielen schon die Kinder am liebsten, zu Angst und Schrecken der Mütter. Nicht der bunte Sand ist es, der sie nach dem Ufer zieht, wie sie halb unbewußt vorgeben, auch nicht das Spiel mit dem flachen Kiesel, den sie aus der Hand werfen, daß er in gemessenen Sprüngen über die Wellen hüpft, auch nicht die Blumen, die am Ufer blühen, denn die blühen auch auf Rainen und im Walde —, nicht das Alles lockt sie an den Strand, sondern das Wasser thut es, das neutrale Wasser selbst. Auch die großen einsichtsvollern Kinder treibt es wol gar in der Nacht nach dem Strande hin, ja, wol gar die Königstochter vom seidnen Lager, wie es in der alten wundervollen Ballade heißt:

„Ach Mutter, liebe Mutter,
Mein Kopf thut mir so weh!
Ich wollte gern spazieren
Wol an die grüne See."

Von dem Bächlein, das zwischen Blumen sich windet, bis zum Weltmeer, das auf weißer Düne ebbt und flutet, geht dieser unwiderstehliche Zug; auch der Philister „im Sonntagsröcklein" spaziert gern am murmelnden Quell und bewundert die großäugigen fetten Wasserpflanzen, die so ahnungsvoll in ihrer ganzen Bildung von ihrem Element durchdrungen werden, und den Küstenbewohner wärmt die kalte Woge, die ihn mit Schaum besprützt, bis ins Herz hinab. Nur wenn das Wasser durch die Zwingherrnmacht der Erstarrung verfestet, nicht mehr das Wasser ist, oder auf dem Wege ist, dies Andere zu werden, dann lockt es die empfindlichern Leiber nicht mehr; aber den rechten Sohn der Natur lockt es auch dann noch, so lange sich eine Welle regt.

Wie aber der Sommer die Sonnenhöhe der gesammten Natur, und der Frühling der Maienglanz des Universums ist, so verklärt sich auch das abstracte Element im Glanze dieses „lichten Maien" und wird selbst zu ei-

ner vollen reichen Frühlingswelt. Im Sommer culminirt der Wassergeist. Dieser Wassergeist ist aber eben nur das Wasser selbst in seiner Neutralität und vollkommenen Anspruchlosigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die preußische Monarchie; topographisch, statistisch und wirthschaftlich dargestellt. Nach amtlichen Quellen. Erste Abtheilung: die Provinz Ostpreußen; dargestellt von Leop. Krug. Lieferung I, die Einleitung und den königsberger, fischhausenschen und memelschen; Lieferung II, den labiauschen, wehlauschen und gerdauenschen; Lieferung III, den rastenburgschen, friedländschen und preußisch-eylauschen Kreis enthaltend. Berlin, Duncker und Humblot. 1833. Breit Lexikon-8. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr.

Obwol uns von diesem Werke erst ein kleiner Theil vorliegt, so glauben wir doch schon jetzt die Leser dieser Bl. wenigstens durch eine kurze Mittheilung mit demselben näher bekanntmachen und andeuten zu müssen, wie die Erwartungen, zu welchen der in der statistischen Literatur wohlbekannte Name des Verf. berechtigt, sowol durch die Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit der Quellen als auch durch die geschickte Benutzung und einsichtige Zusammenstellung derselben durchaus befriedigt werden. Ohne eine allgemeine Einleitung in das gesammte Werk, ohne eine vorläufige Mittheilung über die Art und Weise, in welcher dasselbe ausgeführt werden soll, spricht sich der Verf. im Eingange nur über die Brauchbarkeit der für den Gegenstand der ersten Abtheilung vorhandenen Materialien aus. Nicht geringer Reichthum an solchen ist für die ältern Provinzen des preußischen Staats überhaupt vorhanden; allein der Mangel einer Bedingung, welche außer der nothwendigen Genauigkeit und einer Ausdehnung über wenigstens drei Jahrzehende für die Benutzung erfoderlich ist, nämlich durchgängige Beziehung auf dieselbe Gebietseintheilung, vermindert den Werth derselben sehr. Grade für Ostpreußen tritt indeß der günstige Umstand ein, daß die Veränderungen in der äußern Begrenzung der Provinz nicht bedeutend gewesen sind und sich noch genau angeben lassen, und daß ebenfalls eine genaue Bestimmung der Veränderungen in der innern Eintheilung möglich ist, sodaß die statistischen Notizen bis auf mehr als ein halbes Jahrhundert zurück benutzt werden können, und manche Angaben bis 1768 zurückgehen, wenngleich die reichhaltigern erst mit 1810 und zum Theil erst mit 1819 beginnen. Ein anderer günstiger Umstand für die Statistik Ostpreußens ist, daß die genaue Vermessung dieser Provinz manche Berechnungen und Vergleichungen sicher begründen läßt, welche sich bei andern Ländern nur auf Wahrscheinlichkeit stützen.

Die Beschreibung der Provinz selbst beginnt der Verf. mit einer geschichtlichen Darstellung der Veränderungen des Landes in Hinsicht auf seine Oberfläche und seine Ausdehnung, indem er zunächst die Bodenfläche und die Landeseintheilung, auch die frühere zur Zeit der Ordensherrschaft, und zweitens die Ströme, Flüsse und Wasserverbindungen berücksichtigt; sodann folgt die Beschreibung der einzelnen Ortschaften, und zwar zuerst der des königsberger Regierungsbezirks, und unter diesen wird natürlich die Stadt Königsberg vorangestellt. Die Mannichfaltigkeit der bei der Statistik derselben festgehaltenen Gesichtspunkte zeigen die Rubriken, in welche die vorhandenen Angaben geordnet werden; diese sind nämlich: Zahl der verschiedenen Arten von Gebäuden, Verhältnisse der Bevölkerung, und zwar Zahl derselben mit Berücksichtigung der verschiedenen Lebensalter, des Verlustes durch Auswanderung und des Gewinnstes durch Einwanderung, Zahl der Geburten und Todesfälle mit Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Beschaffenheit der Todesart und Jahrezeit, Zahl und Verhältnisse der geschlossenen und getrennten Ehen, Kirchen-, Unterrichts- und Gesundheitsanstalten, Gewerbe und Nahrungszweige der Einwohner, insbesondere Handelsgewerbe, Ertrag der Steuern und Abgaben und Veränderungen in dem Werth der städtischen Grundstücke, nebst Nachweisung der auf dieselben seit 1805 eingetragenen hypothekarischen Schulden. Sodann folgt die Beschreibung der einzelnen Ortschaften des Kreises, in welcher namentlich die Größe des zu ihnen gehörigen Landes, die Beschaffenheit des Bodens, die Verschiedenheit der Verhältnisse der einzelnen Bestandtheile, die über den Werth derselben sprechenden Angaben und die Veränderungen berücksichtigt werden, welche durch die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse eingetreten sind. Geschlossen wird die Statistik eines jeden Kreises mit einer Zusammenstellung denselben betreffender allgemeiner Angaben, Uebersichten und Berechnungen, welche sich auf die Grenzen und Ausdehnung desselben beziehen, einen Ueberblick über die Beschaffenheit des Bodens geben, die Verhältnisse der Bevölkerung nach denselben vielseitigen Gesichtspunkten wie bei Königsberg erörtern, die Zahl und den Versicherungswerth der Gebäude angeben und zuletzt noch von der Beschäftigung mit den Gewerben der Einwohner handeln. Das über Letztere Mitgetheilte zerfällt insbesondere in zwei Abschnitte, deren erster, auf die Landwirthschaft sich beziehend, die Zahl der verschiedenen Arten von Gütern und den Werth derselben, den Viehstand, den Reinertrag des Bodens und namentlich des Domainen-Forstlandes und dessen Eintheilung und Verwaltung; deren zweiter, die andern Gewerbe betreffend, die Zahl der Handwerker, der Beamten, der Kirchen und der Schulen, der Bekenner der verschiedenen christlichen Confessionen, der Familienhäupter und Vorsteher von Haushaltungen und der Dienstboten, den Betrag der auf dem Boden haftenden Abgaben an den Staat und an Grundherrschaften und der Classen- und Gewerbesteuer angibt und mit einer Zusammenstellung der aus dem Kreise in die Staatscasse jährlich fließenden Abgaben, sowol der Steuern als der Domaineneinkünfte, schließt. Wenn aus dieser Inhaltsangabe die Vielseitigkeit der statistischen Darstellung und die Anordnung der Materialien erhellt, so gibt für die Zuverlässigkeit der letztern des Verf. amtliche Stellung die sicherste Gewähr, und wenn sein Werk zunächst die genaueste statistische Kenntniß des beschriebenen Landes gewährt, so gibt es auch manche Ausbeute für allgemeine vergleichende Statistik; der Umfang desselben wird indeß sehr bedeutend werden, da jede der drei vorliegenden Lieferungen nur drei Kreise des königsberger Regierungsbezirks enthält. 66.

Literarische Notizen.

„Histoire de toutes les villes de France par *Daniels*". Die erste Lieferung ist erschienen. Dem Werke wird eine Sammlung von Kupferstichen beigefügt, welche unter dem Titel: „Musée français", alle französische Denkmäler enthalten wird. Nebstdem gibt der Verf. eine Sammlung Anekdoten und interessanter Züge heraus, die er in den alten Chroniken, Manuscripten und andern Urkunden gefunden, und die sich nicht füglich in der historischen Darstellung anbringen lassen. Diese Sammlung, „Le chroniqueur" betitelt, beginnt mit der Biographie der Invaliden und einer historischen Skizze der Entstehung dieses Instituts.

„Souvenirs atlantiques. Voyage aux États unis et au Canada." Der Verf. ist 20 Jahre alt; in diesem Alter reist man, um sich, aber nicht um Andere zu bilden. Für die Wissenschaft wird nichts durch die „Souvenirs" des Hrn. Pavie gewonnen; er gibt als Dichter, als Künstler rhetorische Studien, über Gegenstände, die Chateaubriand trefflich behandelt hat, Declamationen in poetischer Prosa, in zwei Bänden, zu 15 Francs; das ist doch die Rhetorik ein wenig zu hoch angeschlagen. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 144. —— 24. Mai 1834.

Drei Balladen von Göthe, nach ihrem geistigen Wesen und Zusammenhange entwickelt.

(Fortsetzung aus Nr. 143.)

Wer aber zunächst dem sanft lockenden Elemente nicht widerstehen kann, das ist Der, welcher in und durch dasselbe sein Dasein hat — der Fischer. Der Fischer ist zunächst der unmittelbar Vertraute des Wassers. Denn wenn es Derjenige nicht zu behandeln versteht, der auf demselben geboren ist und im Bunde mit ihm sein Gewerbe treibt, so versteht es Niemand. Dem Fischer ist das Wasser freundlich jederstund. Und wenn es schwarze Nacht ist und kein Mondlicht sich in der Welle spiegelt, so treibt dennoch sein Kahn ruhig auf dem Meere hin, und auch das Fischermädchen

vertraut sich sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Wenn darum sogar heiteres Frühlingslicht die Wellen küßt, und das ruhige, durchsichtige Wellengrün sogar den untersten Kiesel zeigt, dann wird er sich erst seines Daseins gewiß und freudig fühlen, wenn es um ihn leise rauscht und schwillt, und die sonnigen Tage, wo er, die Angel in der Hand, „ruhevoll" in dem Strom blickt, werden ihm erst seines Daseins Erfüllung bringen.

Aber dem seines Daseins innigst Genießenden und dem Elemente selbst freundlichst Vertrauten naht schon auf demselben wirklich und wahrhaftig die List; aber nicht als solche, denn dem Fischer fehlt ja wiederum, als dem Hingelockten und an das wilde Element ganz Entäußerten, das richtige Bewußtsein der Sache. Die List überkommt ihn mithin „ganz leise, lose" und luftig zuerst als ein aufsteigender Nebel, bis sich endlich vor dem Sitzenden und Lauschenden wirklich „die Flut emportheilt", und „aus dem bewegten Wasser das feuchte Weib hervordringt".

Was nun der Fischer, vom Dionysos, wiewol dieser ein Gott ist, berauscht, erblickt, ist wirklich das reizende Wasserweib in ihrem feuchten Glanze; was er lauschend und hingesunken vernimmt, ist wirklich ihre Stimme und der leise, klagende Vorwurf, den sie ihm macht, daß er „ihre Brut hinauf in Todesglut locke". Aber was er bei diesem Sehen und Hören empfindet, ist die wirkliche und wahrhaftige Wasserlust, die ihn als reine Kühle bis ins Herz hinandringt, und das heiße Bewußtsein, wie doch droben über dem Wasser alles Dasein nur Todesglut sei, weshalb ihm auch die Mahnung des Wasserweibes an das „Wohlige" des Fischdaseins und ihr unmittelbar an ihn selbst ergehender Aufruf, „hinabzukommen und gesund zu werden", völlig als der Wiederschein seiner eigensten innersten Sehnsucht erscheint.

Aber hiermit ist die Lockung und List noch nicht vollendet, vielmehr muß dem Fischer sein eigen Bewußtsein, zwar noch immer in dem Gesange des Wasserweibes, dahin führen, daß er in dem Wasserreiche Alles und Jedes, was nach oben gehört und irdisches Dasein reizend macht, schöner, verklärter und verkühlter wiederfinde. Daß sich Sonne, Mond und Gestirne, der ganze ewige Himmel aus dem Wasser reflectirt, ist der Anfang dieses Fortganges, und wird dem Fischer also vorgestellt, als ob freiwillig, und weil es ihnen oben an der Veste des Himmels auf die Länge nicht wohl sei, sich die Gestirne in das Wasserreich versenkten, als ob diese Wiederkehr aus der flüssigen Tiefe erst ihr himmlisches Dasein läuterte und verschönte, ja in der Vorstellung, die aus der unmittelbarsten Anschauung hervorgeht, daß immerdar in Wassers Grunde der blaue Himmel, aber noch blauer ruhe und schwimme, wird dieses Versunkensein der ganzen Höhe in der Wassertiefe als etwas absolut Ewiges hingestellt. Aber die Spitze der Befriedigung erreicht die unermeßliche Sehnsucht und die Lockung ihr Ende dadurch, daß der Fischer sein eigen Selbst im Wasser erblickt. Denn in dieser Wahrnehmung, die schon mehr als Wahrnehmung ist, vollendet sich der Zauber dahin, daß dem Fischer die wunderliche Gewißheit wird, wie er ja selbst schon drunten im feuchten Grunde sei, und was von ihm oben in der Todesglut sich befinde, eigentlich nur der falsche Mensch, der Doppelgänger, das Scheinbild, das Vorurtheil sei, das ihn nur durch alte Gewohnheit an die Oberwelt fessele. In diesem Zauber verdreht sich dem armen Fischer wirklich die ganze Welt, und er selbst verdreht sich für sich selbst, insofern er das Scheinbild aus dem Wasser für sein wirkliches Selbst, dieses aber, das nur noch an einem Faden oben hängt, für das Scheinbild nimmt. Mit dieser Verdrehung des Selbsts ist aber in der That die Lockung am Ziele, und die unmittelbare Stimme des Elementes, das Rauschen und Schwellen des Wassers reicht nunmehr hin die That zu vollenden. Denn auch der

Liebsten Gruß, also noch mehr als sein eigen Selbst, scheint ihm jetzt aus der Welle zu dringen in dem Klageton des niedersinkenden Weibes, der sich mit dem Laut des Elementes selbst verschmilzt. Daher ist es denn unter diesen letzten Zaubertönen wirklich „um ihn geschehen". In der absoluten Unfreiwilligkeit ganz freiwillig „sinkt er hin" und „wird nicht mehr gesehn".

Was jedoch sich uns in diesem Hingesunkensein und Nichtmehrgesehenwerden enthüllt, ist nichts Anderes als der offenbare Gegensatz, den das natürliche Sein in sich selbst hat, oder das Hervorbrechen des Widerspruchs an ihm selber. Denn in dem Verlauf der Sache hat sich zuerst der einfache Reiz des allgemeinen Naturlebens in die complicirte Lockung hineingespielt, sodann aber diese Lockung in die ebenso einfache Tücke, oder auch in dem Kreise des Elementes selbst hat sich zuerst dessen Neutralität in das Unneutrale, näher aber das Freundliche in das absolut Feindliche aufgehoben. In diesem Verlauf zeigt sich nun die List als ganz offenbar, und weil diese List des Lebendigen selbst nicht schonte, sondern dasselbe vom Leben zum Tode brachte, so tritt als das Endresultat der Schrecken als solcher hervor. Die durch ihre Freundlichkeit feindliche, durch ihr regsames Leben tödtliche Natur steht mithin jetzt, alles Scheines beraubt, einmal als ein Solches da, gegen dessen Heimtücke man auf seiner Hut sein muß, sodann als ein Solches, dessen todbrohendes Wesen an und für sich zu fürchten ist. Denn insofern der tückische Gegner zugleich ein überaus mächtiger ist, kommt der Fall, daß man bei aller Vorsicht ihm nicht entrinnen kann. In diesem ewigen Gesetztsein dieses Falles ist aber die Angst selbst ein Unendliches.

Wer sich aber nunmehr vor der Natur zu ängstigen hat, das ist nun nicht etwa blos der Fischer, oder der Jäger, oder etwa der Schneider, als die an und für sich furchtsame Gattung, sondern Jedermann, wer er auch sei, alle ohne Unterschied. Mithin ist die Natur nicht für Den und Jenen, etwa mit Ausnahme der Sonntagskinder oder der ihr Zunächststehenden, schrecklich und finster, sondern für alle lebendige Wesen ohne Ausnahme. Solche Verfinsterung aber löscht alle Lichter aus, nicht nur Mond und Sterne, sondern auch die Sonne. Es ist also jetzt, wie es zuerst eitel Tag in der Natur war, nunmehr eitel Nacht. Denn der Schrecken und die Angst sind die Nacht des Geistes.

In der Natur ist es aber nicht blos geistig Nacht, sondern auch natürlich Nacht, Tag und Nacht im natürlichen Verstande, was so viel heißt, daß die Natur schon in aller Abstraction vom Geistigen, d. i. als Natur den Gegensatz des Finstern und Hellen an sich selbst hat, welche Bestimmungen eben erst ihrem Ausdruck nach von ihr entnommen sind. Wird jedoch hierbei nicht stehen geblieben, sondern der geistige Gegensatz, wie er sich uns eben enthüllt hat, mit dem natürlichen in Eins gesetzt, so ergibt sich der natürliche Tag, d. i. die Zeit, wenn die Sonne scheint, als der verhüllte Schrecken, wie er sich in der Leidensgeschichte des Fischers erwies; die natürliche Nacht aber als der offenbare Schreck. In der Nacht also geschieht nichts Anderes, als daß die Natur ihre Farbe, d. i. den Schein ablegt; und in ihrem Grau oder Dunkel als das unmaskirte Finstere hervortritt. Näher noch, so hat die Natur in der Nacht gar kein Gesicht, und in dieser Gesichtslosigkeit, wo ihr das Auge aus dem Kopfe tritt, liegt der Schrecken eben in dem verlorenen Auge. Hätte die Natur in der Nacht noch ihr Auge, ihren Blick, Farbe, Schein, oder wie sonst, so wäre sie noch der List fähig; weil sie aber das Auge u. s. w. verloren, bleibt ihr nur noch die nackte Gewalt übrig; oder die Lockung ist zum Grausen geworden. Was uns aber in diesem Uebergange nicht entgehen darf, ist das Unfreiwillige, womit die Natur von der List zu Gewalt gekommen ist, womit für uns zwar, aber nicht für Den, welchen diese Gewalt unmittelbar trifft, die Macht der Natur zugleich als ihre Ohnmacht erscheint. In diesem Wissen von der Macht der Natur als ihrer Ohnmacht, welches wir haben, liegt für uns schon der aufgehobene Gegensatz oder die Morgendämmerung, für den von dieser Macht in der Nacht unmittelbar Ergriffenen ist die Dämmerung jedoch noch nicht heraufgekommen, sondern die Nacht eine wirkliche Mitternacht.

Sowie jedoch — was wir im Verlauf der Sache gesehen haben — der Frühling und Sommer der Scheitelpunkt der Natur ist, so sind Herbst und Winter als die Entgegengesetzten auch das Entgegengesetzte des Scheitelpunktes. Oder, wie im Frühling und Sommer der Tag am schönsten ist, so ist im Herbst und Winter die Nacht am häßlichsten. Aber in der Vierheit der Jahreszeiten, weil es eine Vierheit ist, kann nicht der Unterschied als ein einfacher, sondern muß als ein doppelter existiren, nach der einfachen Wahrnehmung so viel, daß der Frühlingstag ein anderer als der Sommertag, die Herbstnacht eine andere als die Winternacht ist. Wie demnach der lichte Mai noch schöner, vergnüglicher und lockender ist als der heiße Juli, so ist wol die Novembernacht noch ungastlicher als die Januarnacht. Denn weil in dieser schon wieder das Weiße und Lichte in die Nacht hineinspielt, d. i. weil Schnee gefallen ist, so ist hiermit das Auge wenigstens zum Schein wieder erwacht, und zwar nicht die Farbe und Buntheit, aber doch das Weiße und Lichte erkennbar. In der Herbstnacht aber ist nichts manifestirt als nur das Dunkle, weshalb es auch dem Mond und Gestirne selten gelingt, sich am Himmel zu zeigen. Nur das einfache Sausen des Windes ist hier das Berechtigte, und was unbedingte Gewalt hat, ist der Nebel, und was allein als das Unterschiedene in dieser vollkommenen Unterschiedlosigkeit hervortritt, ist der „Nebelstreif", den der Wolken Zug und die Windsbraut zum Vorschein bringen.

Darum ist, weil der Verständige das Wesen der Nacht kennt und weiß, daß sie keines Menschen Freund ist, nichts natürlicher, als daß die liebende Mutter ihr Kind hereinruft unter Dach und Fach, wenn die Sonne untergegangen ist und der Tag sich neigt. Denn das Kind ist das an und für sich Wehrlose, und deshalb die Zeit für das

Kind die angemessene, wo das Subject unter Gottes freier Sonne wandelnd am mindesten der Wehr bedürftig scheint. Auch folgt das Kind diesem Ruf williger, und zieht sich, das in der Ferne spielende, von selbst, d. i. durch unmittelbare Gemüthsregung nach dem Hause zu, wenn die Nacht hereinbricht. Allein dennoch scheint das Kind nicht preisgegeben zu sein, wenn es *bei dem Vater* ist, welcher auch in dem Bewußtsein, daß seine Kraft hinreiche, sein Kind zu schützen, wol „durch Nacht und Wind" dasselbe heimwärts führen kann. In dem Bewußtsein des Vaters kann auch naturgemäß der Arm, mit welchem er das Seinige umschließt, ein unendlicher Schild und Wehr sein, weil in seinem Gemüthe der unendliche *Wille* ist, das Kind gegen alle Fährlichkeit zu beschirmen. Aber ebenso sehr, wie des Vaters Wille und Selbstvertrauen subjectiv-*unendlich* sind, ist Nacht und Wind ein subjectiv ganz Freies und Schrankenloses, denn ihre Grenze ist nur das Dunkel, sie selbst aber sind das Dunkle, mithin, weil sie sich ganz und gar nicht von ihrer Grenze unterscheiden, sind sie das Endlose selber. Was sie aber hervorbringen, ist ebenfalls das ganz Grenzen-, mithin Formlose, der „Nebelstreif". Aus dem Formlosen jedoch, weil es eben nicht sich selbst formirt, kann die aufgeregte Phantasie in ihrer Willkür Alles formiren, um so viel mehr, wenn, wie in dem Kinde, die Phantasie selbst noch ein ganz Unmittelbares und Ungebundenes ist. Was demnach in diesem Nebelstreif, der für den Vater eben nur dies und nichts mehr ist, dem Kinde erscheint, kann alles in der Welt sein, ein Vogel, ein Unthier, Zwerg oder Riese, Baum oder altes Weib; am füglichsten aber ist es die fabelhafte Wirklichwerdung und Wiederkehr eines alten Märleins, vom König mit Krone und Schweif. Was demnach das Kind erblickt, ist in der That kein Nebelstreif, sondern ein König. In dem König und seiner Krone spielt und lebt jedoch der Nebelstreif, in diesem aber die Nacht und das Dunkel, darum auch das Kind von den „schönen Spielen", die der König spielen, von den „bunten Blumen", die er ihm zeigen, sowie von dem Strome, an dessen Strand sie blühen sollen, *nichts erblickt*, sondern ihm dies Alles nur vom Könige verheißen wird. Denn die Nacht ist ja, wie sich bereits erwiesen, das Augen- und Scheinlose, welche nur sich selbst manifestiren und auch das Dunkle nur insofern *zeigen* kann, als es *vom Licht verlassen* ist. Weshalb die Nacht nur zeigen kann durch den *Ton*, und des Scheins entbehrend, dafür den *Laut* annimmt. In diesem Laut aber liegt nichtsdestoweniger die Lockung, und es vermag derselbe Alles in Rede zu stellen, was dem Kinde süß und theuer ist: „schöne Gewänder" und Blumen und im Hintergrund die Mutter, welche die goldenen Gaben liebend austheilt. Denn an dem Namen der Mutter soll das Kind *die Liebe* merken und willig sich dahingeben. Hierin offenbart sich aber des Königs, d. i. der Natur und Nacht Ohnmacht, daß er dem Kinde die Blumen und die Mutter *nicht zu zeigen* vermag. Wäre dies, so wäre das Kind schon gewonnen, es *wäre Tag*, und das Ende vom Liede wäre nicht die Gewalt und der *kalte Tod*, sondern wie bei dem Fischer die List und der *warme*, d. i. süße Tod. Darum kann das Kind, was auch der Erlenkönig versuche, nicht gewonnen werden, denn die Nacht muß siegen durch den Schreck und die Angst, in welcher das Kind sich unruhig an den Vater wendet, ob er nichts sehe und höre. Aber der Vater, nicht als der Absolut-Furchtlose — denn die Nacht ist *keines* Menschen Freund —, sondern als der *darum* Furchtlose, weil er das Kind beschützt, sieht ganz und gar nichts als nur den Nebelstreif, und hört ganz und gar nichts als nur das „Gesäusel des Windes im dürren Laube".

Allein *etwas* zu zeigen, steht dem Erlenkönig allerdings frei, nämlich seine Töchter, weil diese ja, gleich ihm, *nur Nebelstreifen* sind. Davon aber wird dem Kinde nicht wärmer, sondern kälter, denn es erblickt in diesen ja nur dasselbe Wesen, oder dasselbe Wesenlose, womit nicht — wie der König meint, und worin abermals der Natur und Nacht Ohnmacht liegt — des Kindes Vertrauen, sondern des Kindes Grausen wächst. Ebenso gut konnte der König dem Kinde die Mutter, aber *nicht des Kindes*, sondern nur seine Mutter, d. i. Nebel auf Nebel zeigen. Dem wachsenden Graun des Kindes aber entgegnet sich wieder der unerschütterlich-feste Sinn des Vaters, welcher zum letzten Mal befragt, wiederum nur „die alten Weiden" erblickt.

Das Einzige, was mithin dem Erlenkönige übrig bleibt, um an das Kind zu bringen, ist, die *Gewalt* auf die Spitze zu treiben, d. i. sich, da des Kindes Gemüth und Neigung ganz unantastbar und spröde ist, seines *natürlichen* Seins zu bemächtigen, was in die geistige Bestimmung gefaßt werden muß, daß die Natur, zu ohnmächtig, um die Seele zu ergreifen, nur sich des Leibes bemächtigen kann. Zeigt und offenbart sich nun in diesem letzten Mittel zugleich die höchste Ohnmacht der Natur, die im Widerspruche mit sich in dem Leiblichen sich selbst verschlingt, so ist doch damit dem Kinde nicht geholfen, denn die höchste und letzte Gewalt, welche die Natur braucht, ist *der Tod*.

In dem Augenblicke nun, wo das arme Kind in und durch seine Sprödigkeit und Unantastbarkeit — womit aber bereits *der Sieg des Geistes über die Natur* gesetzt ist — umkommt, verändert sich auch der Vater, und ihm, der nur als das Kind beschirmend furchtlos war, ergrauset's selber, sobald diese seine Bestimmung sich durch das sterbende Kind aufhebt. Anstatt also, daß der Vater, wie er meinte, des Kindes Schutz war, erweist es sich vielmehr, daß das Kind bei Lebzeiten *sein* Schutz war, weshalb er nun selbst in Angst gejagt und zum schnellen Reiten gespornt wird. Denn das „Aechzen" des Kindes ist eben das Todesächzen, und dieses für den Vater das sichere Merkmal, wie er es nur als Leiche daheimbringen werde. Eine Gewißheit, welche sich leider bestätigt, als er „mit Mühe und Noth" den Hof erreicht; denn das Kind ist in seinen Armen, wie er jetzt beim Licht besehen kann, wirklich verschieden.

(Der Beschluß folgt.)

Züge aus dem Pfaffenthum der Deutschen im Mittelalter, von Rauschnick. Leipzig, Berger. 1833. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Verfasser, vertraut mit der Sprache unserer Vorfahren und sich ihrer gern und glücklich bedienend, verbindet mit dem Ausdruck: Pfaffenthum, keine schlimme, herabwürdigende Bedeutung, sondern will damit das Wesen der Geistlichkeit in ihren weltlichen Beziehungen bezeichnen, indem er sich aller Erörterung ihrer religiösen Wirksamkeit enthält. Seine Absicht ging dahin, Lesern, die das Studium der Geschichte nicht streng wissenschaftlich betrieben haben, eine richtige Ansicht von den Verhältnissen und dem politischen Einflusse der deutschen Geistlichkeit zu ertheilen, und das ist ihm auf eine lobenswürdige und musterhafte Weise gelungen. Ununterrichtete jedes Standes und Geschlechts werden in dem Buch von geringer Bogenzahl Unterhaltung und Belehrung finden, die sie auf Treu und Glauben annehmen und nicht befürchten dürfen, durch unrichtige Angaben zu falschen Folgerungen und Begriffen verleitet zu werden. Auch Unterrichtete werden mit Vergnügen und Theilnahme bei einer wohlgetroffenen und überlegten Sammlung denkwürdiger Thatsachen und Charakterzüge verweilen, die ihrer Erinnerung im Einzelnen zurückruft, was bei der Auffassung eines kaum übersehbaren Ganzen ihrer Aufmerksamkeit entging, oder wenigstens ihrem Gedächtnisse nicht mehr vollkommen gegenwärtig ist. Der wahrheitsliebende Erzähler durfte tadelswürdige Erscheinungen, Rechtsverletzungen, Grausamkeit, Sittenlosigkeiten und Misbräuche jeder Art, zu denen die Geschichte überreichen Stoff beut, nicht mit Stillschweigen übergehen und beschönigen; aber nie erlaubt er sich den Frevel, Anstößigkeiten zu häufen und auszumalen, deren bloße Andeutung genügt, und mit gleich unbestechlicher Unbefangenheit erwähnt er ausgezeichnete Verdienste würdiger Geistlichen, ohne seine redliche Erkenntlichkeit in unbedingte Bewunderung und Lobpreisung ausarten zu lassen. Ueberall erkennt man den Mann, der die besten Quellen sorgfältig benutzt hat, obgleich deren Nachweisung hier nicht an ihrer Stelle gewesen wäre; wenigstens sind wir auf keine Thatsache gestoßen, der wir widersprechen zu müssen uns getrauen, oder auf eine, die uns der Aufnahme unwürdig geschienen hätte, wiewol begreiflicherweise jedem einzelnen Leser das Recht zusteht, diese oder jene seinem Bedürfniß und Geschmack angemessener zu finden. Darüber erlauben wir uns nicht seiner Entscheidung vorzugreifen, und begnügen uns mit der Anzeige, daß dieses vielumfassende Büchelchen mit dem Zustande der deutschen Geistlichkeit zu den Zeiten Karls des Großen beginnt und ihn bis in die Zeiten Karl IV. begleitet. Die Ergebnisse und Gestaltungen einer so langen, verhängnißvollen und erfolgreichen Periode waren eine nothwendige unerläßliche Stufe für die allmälige Ausbildung geistiger und materieller Verhältnisse. Unsere Altvordern standen uns an Naturgaben nicht nach und bedienten sich ebenso wol als wir ihrer verliehenen Vernunft bei Ueberlegung und Einführung ihrer Maßregeln und Anordnungen. Diejenigen sind daher keineswegs zu tadeln, welche sich berufen fühlen, die gute, fortdauernd oder vorübergehend heilsame Seite derselben gegen unverdiente Verunglimpfungen in Schutz zu nehmen. Aber sie werden ebenso einseitig und sind nicht weniger auf irrigem Wege als Gegner, die sie mit Recht bekämpfen, wenn sie sich erlauben, zurückrufen zu wollen, was veraltet ist, seine Kraft verloren hat, vor gereifter Erfahrung nicht länger besteht, oder unabweislichen rechtmäßigen Foderungen nicht genügt. Wir dürfen uns einer Vorzeit nicht schämen, von der viel zu lernen und Manches anzunehmen ist; aber schämen müßten wir uns unserer selbst, wenn wir von ihr beibehielten, wessen Nachtheile Erfahrung und unbefangene Prüfung ergeben. Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit darf nicht zur Unbilligkeit gegen die Gegenwart verleiten. — Von einem Buch, das wir mit Ueberzeugung der nähern Bekanntschaft aller Gebildeten empfehlen, wenden wir uns zu einem gleichzeitigen, vor welchem sie zu warnen wir uns verpflichtet halten, da dessen Titel sie verleiten könnte es zur Hand zu nehmen:

Gemälde aus dem Mönchs- und Nonnenleben ritterthümlicher Zeiten. Nach Urkunden und Handschriften aus dem Mittelalter, von J. K. von Train. Erster Band. Mit Titelkupfer. Ilmenau, Voigt, 1833. 8. 1 Thlr.

An eine gedrängte Uebersicht der Klostergeschichte, die zwar Allbekanntes und Ungenügendes, aber nichts Entstelltes enthält, reihen sich zwei Erzählungen, die gewiß weder Urkunden noch Handschriften, sondern nur besudelter Phantasie ihre Entstehung verdanken, die den Kehricht der Erde lästern zusammenträgt, um sich am Schmutz und Schlamm des Lasters zu weiden. Ritter und Frauen, Geistliche und Laien wetteifern in Verbrechen und Verruchtheit. Kein Lichtstrahl fällt in diese Nacht. Was einem verkehrten Sinn zu schildern gefällt, mag ein geistverwandter vielleicht einmal sich erfrecht haben zu begehen; aber wer, den der schwere und traurige Beruf des Criminalrichters nicht dazu verpflichtet, wird bei so empörenden Erscheinungen verweilen mögen? Freilich ergeben die Erzeugnisse der ältern englischen und neuern französischen Bühne, daß nach vieljährigen, blutigen und jedes menschliche Gefühl verleugnenden Bürgerkriegen und Umwälzungen auch talentvolle Dichter, zu denen der Verfasser dieser Erzählungen keineswegs gehört, erlebte Greuel zu übertreiben sich erlaubten, um Zeitgenossen in Anspruch zu nehmen, denen, durch Unglück abgestumpft und an Entsetzliches gewöhnt, nur noch für das Ungeheuere Empfänglichkeit zugetraut werden mochte. Sie hätten bedenken sollen, Verdächtigung der menschlichen Natur, Schilderung schwarzer Verbrechen und unerhörter Grausamkeiten als alltäglicher Lebenserscheinungen sei nicht das Mittel, Gemüther zu besänftigen und zu erheben. Doch unsere Dichter und Erzähler, mitunter sogar bessere, verkennen ihren Wirkungskreis und führen Leser, die Erholung bei ihnen suchen, in die Folterkammer. Das Geschäft bleibe dem Geschichtschreiber, dessen erstes Gesetz strenge Wahrhaftigkeit ist; dem Gewissensrath, der seine Worte zu wägen weiß und, indem er den Verbrecher zur lebendigen Erkenntniß seiner Schuld, zum tiefen Abscheu vor seiner Verirrung leitet, ihn gleichwol vor Verzweiflung zu retten versteht. Die Dichtkunst hat eine andere Bestimmung. Darum naht sie dem armen Sterblichen, welchem Natur und Verhängniß zürnen, daß sie ihn durch Gebilde harmloser Täuschung mit einer freundlichern Welt umgebe. — Das schlechte Titelkupfer ist fast noch zu gut für das Buch; wem aber dieses grade behagt, dem beut der dienstwillige Verleger, wie eine angehängte Nachricht verkündigt, auch ein blutiges Haupt, Zuchthaus und Rabenstein, Gespenster der Nacht, Schrecknisse der Schuldigen, triefende Blutbühnen! Das ist ein Schindanger faulender, verpesteter Cadaver, vor welchem die Hölle selbst mit Beschämung zurückweicht. 57.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 145. — 25. Mai 1834.

Drei Balladen von Göthe, nach ihrem geistigen Wesen und Zusammenhange entwickelt.

(Beschluß aus Nr. 144.)

Was sich aber nunmehr bei dem trostlosen Vater, der durch seinen Unglauben in seinem besten Willen sein Bestes verloren hat, nur als Pathos und Leidwesen zeigen kann, das offenbart sich für uns, die wir den Verlauf der Sache angesehen haben, als die absolute Wahrheit, und als der Sieg des Geistes, womit er die Natur als solche überwunden hat. Denn in dem Verlauf der Sache hat sich uns eben manifestirt, wie die Natur von ihrer unmittelbaren Unbefangenheit an, als allgemeines schönes Naturleben zwar immer treuloser an dem Subject oder Lebendigen, aber zugleich auch immer treuloser an sich selbst gehandelt hat. Denn vom Reiz der sanftesten Befriedigung ausgehend, hat sie den Menschen zuerst zum unschädlichen Traum unter dem Baume, sodann zur verdrehten und ganz verkehrten Deutung in der Blumenwelt, in ihrer höchsten Verstellung aber, als der Schein der Neutralität, d. i. als List wirklich und wahrhaftig in den Tod gelockt, hiernächst aber endlich sich zur offenbaren Verderblichkeit in ihre eigne Nacht umgedreht und das unschuldige Kind mit Gewalt um sein Leben gebracht. Andererseits aber hat sich offenbart, wie dieser stetige Verlauf selbst nur ein unfreier und das Resultat desselben die Einsicht war, wie die Gewalt, die sie übte, gegen sie selbst gerichtet war, insofern sie nur den Leib, d. i. an dem Opfer nur das Natürliche, mithin sich selbst umbringen konnte. Somit brach sich die Natur listigerweise selbst den Stab, insofern sie nur da ein Anderes tödtete, wo sie listig, d. i. nur halbmächtig war (in dem Fischer nämlich, welcher halb dahinsank), wo sie aber ganz mächtig war (in dem Kinde), ihr eigen Fleisch und Blut aufrieb. Hiermit aber hat sich die Natur in ihrer ganzen Blöße, d. i. in der Ohnmacht gezeigt, und es ist der Wendepunkt gekommen, wo sie dem Geiste dienstbar und an seiner Kraft gebrochen werden muß.

Aber die Natur, an sich das Fügsame und Bildsame, ist gegen den Geist das ganz Spröde, weil sie gegen ihn das Andere und Fremde ist. Somit kann der Sieg des Geistes über die Natur kein unmittelbarer sein, und es ist nicht genug an dem zwar wirklichen, aber leisen Hervorgehen dieses Sieges, sondern der Sieg will erkämpft sein. Demnach beginnt nun der wirkliche Kampf der Natur gegen den Geist, und es ist das Höchste und Letzte, was der Natur frei steht, daß sie sich unterstehen darf, gegen den Geist zu kämpfen. Was aber jedem Kampfe vorhergeht, ist die Rüstung, und so auch hier: die Natur rüstet sich dazu. Ganz unfreiwillig — und darin bestand ein Theil ihrer Ohnmacht —, sahen wir, ging sie erst vom allgemeinen kosenden Reiz zur Lockung, hiernächst zur List und endlich zur Gewalt über; ebenso unfreiwillig ist ihr letzter Uebergang und Schritt, welcher aber darum den Schein der Selbständigkeit trägt, weil er ein Letztes, Aeußerstes und, aus allen Vorigen herkommend, am complicirtesten erscheint. Dieser Uebergang ist aber zugleich ein die Extreme verbindender, d. i. die Natur verknüpft nun List und Gewalt zur Einheit. Was wir also nunmehr an dem Treiben der Natur wahrnehmen, ist nicht mehr eins von beiden, die List oder die Gewalt, sondern beides zugleich, die List und die Gewalt. Aber diese Verknüpfung zweier Extreme muß zugleich eine Steigerung enthalten, das Grausen der Nacht will demnach noch überboten sein. Dergestalt geht die Natur vom Schreckniß zum Unheimlichen über, oder wird Gespenst. Womit wir es demnach nun zu thun haben, ist nicht mehr das Schreckbild der Nacht überhaupt, sondern der leibhaftige Spuk der Mitternacht.

Uns aber, die wir wiederum diesem Spuk, nicht als die darin und dadurch Befangenen und Beklommenen, sondern als die Wissenden zuschauen, ist, weil es sich hier um ein Aeußerstes und um den absoluten Wendepunkt handelt, die äußerste Erinnerung, d. i. Einkehr des Begreifens in sich selbst vonnöthen, damit wir die Natur in ihrem Wollen und Vollbringen wirklich belauschen, und sie in ihrer geheimen Werkstatt schalten und walten sehen. Denn die Natur spannt sich, wie wir bereits sahen, hiermit zum Letzten, ihr letztes Vorhaben ist ihr Stoßseufzer, und ihre ganze Macht, beides in List und Gewalt, treibt sich auf die Spitze.

Was uns zuvörderst demnach nicht entgehen darf, ist Raum und Zeit und Ort, wo wir uns befinden. Es ist nicht mehr nur Nacht, sondern die Stunde heißt Mitternacht. Das ahnungsvolle Schreckniß, wie die Nacht selbst, steht auf seinem Gipfel. Zwölf bis Ein Uhr ist die

Stunde, wo die Natur als Nacht, d. i. in ihrem Grausen culminirt. Es ist Tag- und Nachtscheide, denn mit der Eins fängt, wie in der Natur Alles, so der Tag an. Aber dieser Tag, der mit dem Glockenschlag Eins anfängt, ist selbst nur ein Scheintag, d. i. die fortgesetzte Nacht, denn der wirkliche Tag ist nur, wenn das Licht herrscht, aber noch lange geht die Sonne nicht auf. So ist die Zeit an sich der Gipfel des Unheimlichen; aber der Ort ist es nicht minder, denn der Ort ist so durch und durch dunkel, öde und hohl, daß nicht einmal der Boden, wo gefußt wird, fest und kernig, sondern hohl ist, denn der Ort ist ein Kirchhof, und der Boden sind Gräber, „Gräber in Lage", welche der Mund „ins Helle bringt". In dem Hohlen liegt aber schon an und für sich das Grausen und das Unheimliche. Denn in dem Hohlen soll etwas sein, sonst wäre es nicht hohl. In der That aber ist nichts in dem Hohlen, denn es ist nur dadurch das Hohle, daß nichts innen ist. Dennoch aber wird ein Inneres in dem Hohlen vorausgesetzt. Das Hohle ist mithin ein Haus Dessen, das nicht darinnen ist, eine Wohnung, welche nicht bewohnt wird. In dem Grabe nun, welches auch hohl ist, soll ebenfalls etwas sein, nämlich der Todte; der Todte aber ist Erde, mithin Staub bei Staube, mithin ist das Grab das Leere, welchem nur der Begriff einwohnt, aber der Begriff des Todten, welcher demnach an und für sich selbst todt ist. Was demnach dem Lebendigen, wenn es auf Gräbern steht, zukommt, ist der Begriff oder das Bewußtsein, daß der Boden Erdhöhlen sind, die etwas Besonderes bergen sollen, welches Besondere aber nichts Anderes ist als die allgemeine Erdigkeit. In diesem Widerspruch liegt aber an und für sich selbst das Unheimliche.

Auf dem Kirchhofe ist mithin die Natur in ihr ganz äußerstes Element vertieft, nämlich in die abstracte Erdigkeit, eine Vertiefung, welche jedoch keine Demuth vor dem Geiste, sondern das Vorspiel der Schlauheit ist, womit die Natur dieser Erdigkeit und ganz gleichgültigen Asche den wahrhaften Spuk entlocken wird.

Dieser Schlauheit entgegen regt und zeigt sich aber bereits das ruhige Dasein des Geistes, welcher der Natur in diesem bevorstehenden Kampfe das Widerspiel hält, und es ist bereits dafür gesorgt, daß der Natur in ihrem schrankenlosen und bösen Wollen gleich vom Anfang ein Ziel gesetzt sei. Dies Ziel jedoch ist aber, wie gesagt, zuerst nur das ruhige Vorhandensein von einem unmittelbaren Etwas, nämlich die Kirche, die auf dem Kirchhof steht, und um welche die hohlen Gräber, worin sich die schlaue Natur verborgen hält, ganz gleichgültig herumliegen. Denn die Kirche, äußerlich zwar nur ein Gemäuer, ihrem Wesen nach aber das sichtbar gegenwärtige Bild des Heiligen, stellt wirklich und wahrhaftig den Geist selbst vor, der in ihr in der Form des vorgestellten aber unendlichen Wesens als der gnädige Gott verehrt wird, unter dessen Schutz und Schirm Niemanden ein Unheil widerfahren kann.

Von diesem geistigen Schluß und somit sichtbarer Vorsehung weiß jedoch die Natur, welche nur auf ihre Tücke bedacht ist, nichts, und ebenso wenig kann in ihrem Kreise der an und für sich obwaltende Widerspruch offenbar werden, daß die Gräber, weil sie rings um die Kirche geschart sind, selbst dem Metropolitenthum des geweihten Hauses unterworfen sind. Hiermit kann gesagt werden, daß die Natur in den Gräbern nur das Erdige — ohne die ihnen anhaftende geistige Bestimmung —, mithin nur ein Natürliches hat.

In diesem Irrthum und Wahn dennoch auf höchste Tücke bedacht, geht nun das Bestreben der Natur dahin, daß aus den scheinbar ganz gleichgültigen, aber grauenhaften Höhlen, aus dem Grabe und der Erdigkeit, ein noch complicirteres Grausen, ein Gespenst hervorgehe, welches Gespenst aber, weil, wie gesagt, die Tücke der Natur dahin geht, Gewalt und List zu verknüpfen, den Schein eines andern tragen soll, als es selbst ist, mithin des Lebens. Demnach soll aus dem Grabe die todte Erde, aber als lebendig hervorgehen. Es ist aber auf dies unterirdische Wirken, weil es den höchsten Verrath und die Versündigung der Natur ausdrückt, näher einzugehen und dasselbe in seiner tiefsten Wurzel zu fassen.

Was nämlich im Grabe liegt und schlummert, ist nicht die Erde als solche, oder das Leblose als solches, sondern Dasjenige, was zu Erde geworden, und das Leblose, welches lebendig war, weiter noch: das Lebendige, welches geistig war. In dieser Vorstellung und Gewißheit, welche für Alle und Jede ist, liegt das Besondere, was, wie sich zeigt, in der Grabeshöhle hausen sollte, denn die Erde, welche einst lebendig, und das Leblose, welches einst geistig war, ist allerdings gegen die allgemeine Erdigkeit ein Besonderes. Aber dennoch kommt es auf dies Gewesen-sein nicht mehr an, denn was übrig ist, ist doch nur das Erdige und Entseelte; doch aber soll dies Entseelte wiederkommen, aufsteigen und sich darstellen, als ob es lebte und beseelt wäre. Es soll mithin scheinen, lügen, in diesem Schein und Lüge geglaubt werden, und in und durch diesen Glauben Grausen und Todesangst erregen.

Damit aber, daß dies Scheinleben und Lügenbild, welches die Natur mühsam zum Knochenmann zusammenstoppelt, geglaubt werden soll, begeht die Natur wiederum einen noch höhern Frevel, insofern sie dies ekelhafte und unwahre Gaukelbild Demjenigen, welches daran glauben soll, d. i. dem lebendigen Menschen, in dessen eignes Wesen hinüberspielt, mithin dessen reine Geistigkeit durch das Erdphantom trübt und besudelt. Was aber in diesem Proceß an dem Geistig-Lebendigen eigentlich getrübt und verführt wird, an diesem wird es sich ergeben, wie weit hier die Natur überhaupt gehen kann, und wie ganz unfrei ihre Tücke, wie ganz ihr selbst verborgen ihr das Innere ihrer eignen That, wie ganz ohnmächtig sie sich auch hier erweist. Denn was nämlich an den Knochenmann, an das Gespenst glaubt, ist nicht das Höchste im Menschen, mithin nicht der Geist, sondern der Geist nur, insofern er noch nicht zum Geist gekommen ist, näher der Geist als Naturbestimmtheit, oder der Geist als Seele. Der Geist als Seele ist aber noch die ganz unmittelbare,

gedankenlose, mithin die *natürliche* Einheit von Leib und Seele, oder der subjective Geist, insofern er *selbst erst als Natur gesetzt ist*, mithin begeht die Natur, wenn sie die Seele zum Glauben an ihre aufsteigenden Gespenster verführt, wiederum nur einen Frevel an sich selbst, dem Willen nach jedoch an dem unsterblichen Geiste, und in diesem Widerspruch liegt eben beides, ihre Sünde und ihr Irrthum.

Was demnach an die Gespenster glaubt, das ist nicht der Geist als solcher, sondern der Geist in seinem Versenktsein in die Natur als einfache Naturbestimmtheit; nicht der Geist, sondern die Seele, nicht das Freie, sondern das Unfreie, nicht das Bewußte, sondern das Unbewußte. Oder auch in dem träumerischen, siderisch-terrestrischen Hinleben glaubt der Mensch an die Gespenster.

Als solcher aber *glaubt* er nicht blos daran, sondern *sieht* auch die Geister, *Geister*, welche er so nennt, weil er, als Seele, selbst den Unterschied von Geist und Seele noch nicht weiß. Hiermit ist aber die Tücke und Heimlichkeit der Natur an den Tag gekommen. Was sie unten in dem hohlen Grabe fein gesponnen, ist an die Sonnen gekommen, List und Gewalt sind eins geworden, denn der Schein ist auch der Spuk.

Dieser Spuk nun, der *für uns*, weil die Natur sich an ihr selbst bereits gebrochen hat, schon lächerlich ist, gerirt sich aber, ganz als ob er kein Spuk wäre; denn „Weib und Mann kommt hervor, hat sein Hemd umgeschlagen und will sich sogleich ergötzen". Es hebt den Knöchel, und weil eben „die Scham", welche nur das Lebendige empfinden kann, hier nicht weiter gebeut, so werfen sie, um es sich ganz leicht zu machen, sogar die Hemden ab.

Aber dieser Tanz, wobei Schenkel und Bein gar wunderlich wackelt, trägt schon an der Stirn, was er ist und was er bedeute, und diese Tanzenden, die sich eigentlich ergötzen wollen, betragen sich so, daß sie die Natur, aus deren Werkstatt und unterirdischer Nacht sie hervorgebrochen, ganz und gar blamiren. Denn weil sie durch und durch nur Endlich, ja von Demjenigen gemacht sind, welches auch als Endliches schon sein Ende erreicht hat, so tragen sie den Widerspruch des Endlichen absolut an und in sich, und können des kein Hehl haben; der Widerspruch des Endlichen ist aber das Lächerliche. Weshalb es eben ganz „vertrackte Geberden" bei diesem Tanz gibt, die das corps de ballet nicht lassen kann und worüber man lachen muß.

Darum ist es denn, was die nothwendige Folge und der weitere Fortgang der Sache ist, dem Thürmer, welcher zwar glaubt, sieht und sich fürchtet, dennoch mit der Furcht kein rechter Ernst, und der Spaß, obgleich der Thürmer nur Seele ist, tritt doch in sein Wesen über. Weshalb ihm „der Schalk, der Versucher ins Ohr raunt", daß er sich einen von den Laken zu Gemüth führen soll. Solches thut der Thürmer hiernächst, aber weil er nur Seele, und nicht der wahrhaftigen Ironie über dieses Gesindel fähig ist, die ihm einzig und allein aus dem geistigen Verständniß entspringen könnte, so schlägt der Spaß ebenso schnell bei ihm wieder in den Ernst und in die Angst um, „er flüchtet sich hinter *geheiligte Thüren*", nachdem er den Raub vollbracht hat, und der Tanz, der ihm zuvor — wo die Wahrheit und das Komische durchblickte — lächerlich vorkam, wird ihm nunmehr wieder furchtbar „schauderlich".

Mitternacht jedoch währt nur eine Stunde, und die Minuten sind kostbar. Die Gespenster lassen deshalb das Tanzen, suchen ihre Hemden, und „husch ist eins nach dem andern unter dem Rasen", sodaß zuletzt nur der Eine holpernd und stolpernd und „an den Grüften herumgrapsend" übrig bleibt, welchem der leichtsinnige Thürmer das Hemd gestohlen hat.

Das Hemd muß dieser aber haben, da rastet er nicht; dazu peitscht ihn die Natur, die sich, ganz spröde, ihr Recht nicht nehmen läßt. Weil aber das Hemd — obwol von dem leichtsinnigen Thürmer ganz äußerlich dazu erhoben — doch jetzt hinter geheiligten Thüren und an dem Heiligen selbst befindlich ist, ist es nunmehr nicht der Thürmer mehr, der es besitzt, sondern es wird beschützt vom Heiligen, vom Entgegengesetzten, vom Geiste. Die Natur ist mithin ganz auf die Spitze, oder in die Klemme getrieben; aber ihrer Sprödigkeit unfähig sich zu entäußern, bleibt ihr nichts übrig, als sich an den verhaßten Geist selbst zu wagen. Es beginnt also nun *der wirkliche Kampf*, und mit ihm der höchste und absolute Frevel.

Die Natur entwickelt und spannt sich demnach in dem todten Wichte, der sein Hemd wiederhaben will, zum Allerhöchsten, wozu sie in dem Kreise der Gewalt fähig ist, zum innersten Grausen, zum von Stufe zu Stufe, „von Schnörkel zu Schnörkel" hinaufruckenden Schrecken, aber diesen Schreck potenzirt zum wirklichen *Scheusal*. Denn um eines Hemdes willen, also in und wegen des ganz Zufälligen, Aermlichen und Erbärmlichen vergreift sie sich an dem Heiligen und Geweihten, und der gothische Zierath des Glockenthurms, welcher in den nach dem Licht und ewigen Himmel hinaufstrebenden Blättern und Zacken die gläubige nach Gott dem Vater, Sohn und Geist hinaufstrebende Sehnsucht der christlichen Welt bedeutet, dient dem Wichte zum Haltpunkte, und zur Handhabe dem Staube und dem frevelhaften Willen der Natur.

Aber der Thürmer, als der Unfreie, Seelische, sich nicht des ewigen Geistes und des Siegs, welcher nach solchem ungleichen Kampfe sofort erfolgen muß, Bewußte, erbleicht und erbebt, ja er geht so weit, selbst in den Frevel der Natur einzugehen und der gespenstigen Natur, dem Grausen oder *dem Staube* den Sieg zu gönnen, denn er gäbe jetzt dem hinaufruckenden Unhold von Herzen gern den Laken wieder, wenn er es nur könnte. Um dieses Getrübtseins seiner Einsicht, um dieses Unglaubens an den Geist, und Glaubens an die erdige, gespenstige Natur willen muß er denn auch büßend den letzten Tropfen der Todesangst kosten, von welcher er erst in dem Augenblicke erlöst wird, wo er sich bereits in den Klauen des Unholds wähnt. Denn in diesem Augenblicke erst läßt der Geist den ungleichen Kampf endigen und die Glocke

Eins schlagen, welcher Schall dem unten zerschellenden Gerippe seine Schranke an- und damit der Natur ihre vollkommene Ohnmacht nachweist.

Die Spitze aber, wohin Alles ausläuft, ist nun eben die Ironie, welche der Geist — im gerechten Hohn — die Natur kosten läßt, dadurch, daß er sie durch einen ganz äußerlichen, natürlichen Vorfall, durch einen Glockenschall zu Tode bringt, also sie selbst durch sich selbst, Natur durch Natur, Endliches am Endlichen zu nichte macht. 32.

Deutschlands Geschichte für alle Stände deutscher Zunge, von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1832 von J. H. Wolf. Siebente bis elfte (zweiten Bandes dritte und vierte und dritten Bandes erste bis dritte) Lieferung. München, Fleischmann. 1834. Gr. 8. Preis jeder Lieferung 4½ Gr.*)

Wenn wir über die ersten Lieferungen dieser Arbeit das Urtheil fällen mußten, daß sie den Anfoderungen und Erwartungen, zu welchen der Verf. selbst berechtige, nicht entspräche, daß der Stoff nicht durch ein längeres und tieferes Studium gewonnen sei und die Form die Spuren einer über Gebühr beschleunigten Abfassung trage, so können wir dasselbe in Beziehung auf die vorliegenden Lieferungen nur wiederholen; ja, es scheint fast, als wenn der Verf. die Fortsetzung seiner Arbeit mit noch größerer Eilfertigkeit betrieben habe als den Anfang. So zeigt schon die Beschaffenheit der siebenten Lieferung, welche größtentheils die Geschichte der beiden letzten fränkischen Kaiser enthält, namentlich die häufige Unbestimmtheit und Zusammenhangslosigkeit der Darstellung der einzelnen Begebenheiten und noch mehr der Zustände, den Mangel einer sorgfältigen Benutzung des durch seine Genauigkeit und Klarheit so ausgezeichneten Stenzel'schen Werks, und in der Geschichte der hohenstaufischen Zeit, welche überdies mit unverhältnißmäßiger Kürze behandelt ist, muß dasselbe in Beziehung auf das Raumer'sche Werk gerügt werden. Unklare Kürze und unverhältnißmäßige Breite wechseln auch in der Fortsetzung der Arbeit, und es muß z. B. die erste in der Behandlung der Geschichte Adolf's von Nassau und seines Nachfolgers Albrecht und in der Darstellung der Reformation getadelt werden, welcher, so weit sie sich auf Luther's Leben beschränkt, nur acht Seiten bestimmt sind, während die, sich besonders auf die Concilien von Kostnitz und Basel und den Hussitenkrieg beziehende Einleitung zu derselben sich über mehr als funfzig Seiten ausdehnt. Sowie ferner in einzelnen Thatsachen mancherlei Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten sich finden, so fehlt es auch der Charakteristik einzelner, besonders hervortretender Männer und ganzer Zeiträume an Richtigkeit, Bestimmtheit und Klarheit. Zum Beweise dafür führen wir die Charakteristik Friedrich I. an, in welcher unter Anderm die Worte vorkommen: „Verstand und Herz sind bei ihm im schönsten Einklange; wenn er des Einen bedarf, vergißt er das Andere nicht. Er ist gerecht, ohne die Weisheit dabei zu verunglimpfen" (?), und verweisen auf den Rückblick, den der Verf. nach beendigter Darstellung der hohenstaufischen Zeit auf diese wirft. Die Vernachlässigung der Darstellung geht öfters bis zum Komischen und bis zum Unverständlichen; so beginnt die Geschichte Heinrich VI. mit den Worten: „Ein großer Mann geht, ein kleinerer kommt;" und im Anfange der Geschichte Rudolf I. heißt es: „Die Anarchie schien bald am Herzen des Vaterlandes zu fressen, und nur noch an einem dünnen Faden hing die germanische Existenz." Von dem ersten Kurfürsten Baierns, Maximilian, wird gesagt: „In seiner Brust lag gewissenhafte Menschlichkeit, die ein frommer Glaube nicht zu verdrängen im Stande war" (?). — Das Geschäft, in einem Buche nur Belege für Mängel aufzusuchen, ist uns indeß ein zu unerfreuliches, als daß wir uns länger damit befassen möchten, und wir wiederholen lieber, was wir schon in Beziehung auf die frühern Lieferungen gesagt haben, auch in Rücksicht auf die vorliegenden, daß des Verf. Absicht, nähere Kenntniß der deutschen Geschichte zu verbreiten, lobenswerth und sein lebhaftes Interesse für diese Geschichte nicht zu verkennen ist, obwol es freilich besser gewesen wäre, wenn jene Absicht und dieses Interesse ihn zunächst zu einem gründlichen Studium und dann erst zu einer reiflich durchdachten Darstellung veranlaßt hätten. Wir bemerken nur noch, daß die elfte Lieferung bis zum Jahre 1637 herabgeht. 66.

*) Ueber die 1.—6. Lieferung vgl. Nr. 315 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Berichtigung.

In Nr. 127 d. Bl. ist unter der Ueberschrift: „Linguistische Analekten", die irrige Behauptung aufgestellt, das französische Wort poëte müsse nicht poëte, sondern poate ausgesprochen werden. Ich glaube diese unrichtige Angabe mit der Bemerkung widerlegen zu dürfen, daß kein Franzose, welcher Classe er auch angehören mag, poate, sondern poëte spricht. Einsender dieses, dessen Muttersprache die französische ist, hat Jahre lang nicht allein in Frankreichs Hauptstadt, sondern auch in mehren Provinzen gelebt; nie und nirgends hat er poate, sondern allenthalben poëte sprechen hören, und schwerlich möchte der Einsender jener „Linguistischen Analekten" die Richtigkeit seiner Angabe in den Grammatiken eines Wailly, Levizac, Girault-Duvivier, oder in der neuern von Noël und Chapsal nachweisen können. Ebenso unrichtig war auch eine frühere, in mehren öffentlichen Blättern enthaltene Angabe, daß der Name der Stadt Blaye, einer an der Gironde liegenden, durch die Gefangenschaft der Herzogin von Berry damals zum Gegenstand des Tagesgesprächs gewordenen Festung, Blei auszusprechen sei. Dieser Name wird aber von keinem Franzosen anders als Blae ausgesprochen, sowie auch in Rheims nicht das *m*, sondern nur ein *n* gehört werden darf, Caen nicht Ca-en, sondern Can (ohne Nachklang des *n*), und in Aix-la-Chapelle (Aachen) das *x* keineswegs ganz verschwiegen, sondern wie ein *s* ausgesprochen werden muß. Bonafont.

Noch ehe uns vorstehende Berichtigung zukam, hatten wir bereits von einem französischen Gelehrten Bemerkungen gegen die Richtigkeit mehrer in den „Linguistischen Analekten" aufgestellten Behauptungen erhalten. Den Punkt der unrichtigen Aussprache von poële und poëte *) übergehend, da derselbe durch obige Erklärung des Hrn. Legationsraths Bonafont erledigt ist, begnügen wir uns, folgende zwei Berichtigungen des gelehrten Franzosen mitzutheilen:

Cerise bedeutet nicht, wie in den „Linguistischen Analekten" gesagt wird, saure Kirsche, sondern diese Frucht im Allgemeinen. Will man ausdrücklich süße oder saure Kirschen angeben, so sind die Beiwörter douces oder aigres unerläßlich. Die süßen französischen Kirschen sind übrigens die, welche man in Deutschland Doctorkirschen nennt.

Saute-ruisseau bedeutet nicht „einen Sprach- oder Musikmeister, der in Paris herumläuft", sondern wird [illegible] von jungen angehenden Rechtsgelehrten gebraucht, die zu ihrer praktischen Ausbildung bei Advocaten, Notaren u. [illegible] arbeiten und vorzüglich zu Anfange dieser Lehrzeit in den Straßen der Hauptstadt herumlaufen, um Aufträge und Geschäfte ihrer Patrone zu besorgen u. s. w. D. Red.

*) In den ersten Auflagen von Debonale's Grammatik und, so viel wir uns entsinnen, auch anderwärts haben wir [illegible] Angabe über die Aussprache jener beiden Worte gefunden. Der Grund dieser Unrichtigkeit liegt wol in dem unbestimmten Laute des a in mehren deutschen Mundarten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 146. — 26. Mai 1834.

Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 1834. Gr. 8. Subscriptionspreis 3 Thlr. 10 Gr. *)

Das erste Hauptstück dieses dritten Bandes und Buches ist der Geschichte Spaniens und der Niederlande vom Tode Karl V. bis in die ersten Zeiten des 17. Jahrhunderts hinein gewidmet. In der kurzen, aber sehr bezeichnenden Schilderung, welche der Verf. vom Zustande der Niederlande in frühern Zeiten macht, wirft er einen bedeutungsvollen Blick auf die burgundische Herrschaft, indem er sagt: „durch die Schweizer sei Das nie ersetzt worden, was durch den Fall Karl's des Kühnen für Europa verloren ging". Gewiß nicht, setzen wir hinzu, durch die Schweizer, deren schönste Zeit ja innerlich schon zu Ende ging, als sie den mächtigen Herzog besiegten. Unter Dem aber, was Europa durch den Untergang der burgundischen Macht einbüßte, scheint der Verf. jenes Mittelreich zwischen Deutschland und Frankreich zu verstehen, dessen Errichtung der Plan Karl's war. Wir geben zu, daß dadurch gegen den Ehrgeiz und die Vergrößerungssucht des unruhigsten der europäischen Völker ein kräftiger Damm aufgeführt worden wäre; Lothringen und der Elsaß gehörten dann wol heutzutage nicht zu Frankreich; aber zum Frommen der deutschen Nationalität möchte dieser Zwischenstaat nicht gereicht haben. Denn da der Mittelpunkt desselben nach der Abkunft, dem Charakter und der Sitte seiner Fürsten ein romanischer geblieben wäre, so würden dadurch alle Provinzen des linken Rheinufers, welche dieser Staat an sich gebracht hätte (und die meisten derselben würden diesem Schicksale nicht entgangen sein), wenn nicht ganz französirt, doch dem lebendigen Zusammenhange mit deutscher Bildung entzogen worden sein.

Vortrefflich schließt der Verf. seine Schilderung Philipp II. mit den Worten: „Unfähig, große, lebendige Ideen zu ergreifen und zu verfolgen, beherrschten ihn überall todte, abstracte Begriffe; darin liegt die unselige Wurzel und die Erklärung aller Uebel seiner Regierung." Es sind diese todten Abstractionen als unselige Wurzeln großer Uebel auch in andern Staaten und zu andern Zeiten zu erkennen, nie aber haben sich ihre verderblichen Wirkungen tiefer und ausgebreiteter gezeigt als in unsern Tagen, nur daß sie nicht von den Thronen ausgehen, sondern gegen dieselben geltend gemacht werden. Manche hochgepriesene sogenannte Volksfreunde unserer Tage haben mit Philipp II. in dieser Rücksicht eine größere innere Aehnlichkeit, als ihren begeisterten Verehrern jemals im Traume eingefallen ist. Aber das eben ist einer der tiefsten Irrthümer unserer Zeit, daß man sich in der Beurtheilung der Staatsangelegenheiten nur an die äußern Formen hält, und aus diesen die Gegensätze ableitet, statt sie im innern Wesen der Dinge zu suchen. Thäte man dies, wie Vieles würde dann als gleichartig erkannt, was sich scheinbar widerstrebt; wie Vieles als entgegenstehendes Extrem, was scheinbar derselben Gattung angehört!

Gleich nach Philipp's Ankunft (in Spanien) loderten in Valladolid und Sevilla die Scheiterhaufen als Freudenfeuer empor und bezeichneten, welcher Glanz seiner Regierung eigenthümlich sein werde. Männer und Frauen, Alte und Junge, Vornehme und Geringe wurden unter Spott und Hohn fratzenhaft gekleidet, verhüllt und an Pfähle angebunden. Diese Brautfackeln ließ der Grausame zu seiner Hochzeit mit Elisabeth, der Tochter Katharina's von Medici, anzünden! Solcherlei Opfer, wähnte der Abergläubige, gefielen der Gottheit und erhielten ein Volk in Gehorsam und Ruhe! Daß es einen andern Gehorsam als den des Sklaven, eine andere Ruhe als die des Todes gebe, daß ein König ermattete Völker zu neuem Leben berufen und anfeuern, fieberhaft überspannte zu heilsamer Entwickelung mäßigen könne und solle, konnte und wollte Philipp nie begreifen. Unzweifelhaft schien es ihm dagegen: noch weniger als der stolze Spanier werde der gering geachtete Niederländer zu widersprechen wagen. Belgien und Frankreich erfuhren aber in jenen Zeiten: daß, wenn die Tyrannei der Herrscher Jegliches bezwungen zu haben scheint, der echte Geist der Freiheit in edeln Gemüthern desto kräftiger emporwächst, und wenn der Wahnsinn des Volks alle Bande zerrissen hat, die milde Hand eines Königs die beste Heilung und Herstellung darbietet.

Die Schilderung des großen Gegners dieses Philipp, Wilhelm's von Oranien, gehört zu den trefflichsten und gelungensten Stellen in diesem Bande.

Philipp's berechnender, zersetzender Verstand, welcher sich und sein Werk in Nichts auflöset, war in Wilhelm zu erzeugender, lebendiger Weisheit verklärt: statt tückischen Argwohns, zeigte er scharfsinnige Vorsicht; statt willkürlichen Eigensinns standhafte Beharrlichkeit; statt kalter Gleichgültigkeit unvertilgbare Seelenruhe; statt unfruchtbaren Abmühens zweckmäßige unermüdliche Thätigkeit. Sein Wahlspruch: „ruhig in stürmen-

*) Vgl. über den zweiten Band Nr. 282—285 d. Bl. für 1833. D. Red.

den Wogen", war nicht angekünstelt, um Eindruck zu machen, sondern ging natürlich aus einer großen Seele hervor, die jeder Lage, jedem Berufe gewachsen war. Gegenwart, wie Zukunft lag klar vor seinen Augen, und indem er nie die Herrschaft über sich selbst verlor, ward er Herr der Umstände. Er war ernst, denn er verstand die Bedeutung seiner Zeit und die Aufgabe seines Lebens; aber er war auch heiter, denn er fühlte sich ihr gewachsen. Seine stete Herablassung und Milde wirkten bezaubernd auf alle Herzen, denn sie ging von Herzen; doch verlor er hierbei nie an Würde und Achtung und ließ in seinen kurzen festen Reden (die er mit lieblicher, wo es erfoderlich war, aber auch mit gewaltiger Stimme aussprach) deutlich fühlen, daß Allen mindestens so viel am Befolgen, als ihm am Rathen liege. Seinen großen Reichthum verwandte er Anfangs zu edler Geselligkeit und fast königlicher Pracht; später opferte er Alles dem Vaterlande. Reiten, Jagen, Spielen war ihm gleichgültig, er bedurfte so geringhaltiger Erholungen nicht; beim gastlichen Mahle hingegen bemerkte Niemand, welche Sorgen den Heitern oft drückten, obgleich Manche vergeblich hofften, ihn bei solchen Gelegenheiten auszuforschen und zu durchschauen. Wenige begreifen, wie die edelste Heiterkeit und der edelste Ernst aus derselben Quelle fließen; daher haben Viele Oranien's harmonische Natur erst willkürlich und wunderlich in Stücke gebrochen, und dann zu einem verdrießlichen Zerrbilde wieder zusammengesetzt. Mit demselben Unverstande behaupten Andere, er habe keine Religion gehabt, weil er die Bilderstürmerei der Calvinisten wie die Blutgerüste der Katholiken gleichmäßig verwarf und alle Verfolgungswuth in Religionssachen für unchristlich erklärte. Nicht er hat die Revolution in den Niederlanden herbeigeführt, sondern den revolutionnairen Grundsätzen Philipp's am lebhaftesten und tiefsinnigsten widersprochen; er ist die Ursach, daß sie nicht unbedingt obsiegten. Weder Murren der Untergebenen, noch Neid der Gleichgestellten, noch Verfolgung der Höhern konnten ihn erdrücken; auf solch einen Gegner hatte Philipp nicht gerechnet.

Es sind fast funfzig Jahre verflossen, seitdem Schiller mit seiner „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" auftrat; und man fühlt sich, wenn man die, dieselbe Begebenheit umfassenden Abschnitte in dem vorliegenden Werke durchgeht, unwillkürlich zu einer Vergleichung aufgefodert, nicht der Leistungen der beiden Schriftsteller an und für sich, die in mehr als Einer Hinsicht unpassend wäre, wol aber ihrer Standpunkte, sowie im Allgemeinen der Bestrebungen der Autoren und der Anfoderungen des Publicums damals und jetzt. Kein Schriftsteller von Schiller's Ansehen könnte in unsern Tagen eine so ausführliche Arbeit mit dem Geständnisse anfangen, daß sie abhängig geblieben sei von der Form, in welcher sie ihm von dem denkenden Theile seiner Vorgänger überliefert worden, d. h. daß spätere, abgeleitete Darstellungen die Grundlage seiner Arbeit gewesen seien. Grade Das, was Schiller zugleich ablehnt, daß das Werk aus den ersten Quellen und gleichzeitigen Urkunden nur zu erschaffen gewesen wäre, würden seine besten Leser jetzt von ihm fodern. Wie viel hat in diesem Punkte schon Hr. v. Raumer, in dessen Werke diese Geschichte doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Platz einnimmt, mehr geleistet! Und was würden er, was andere unserer ausgezeichneten Historiker leisten, wenn sie den niederländischen Aufstand von Neuem in einem besondern Werke mit einer Ausführlichkeit, wie sie in Schiller's Plane lag, behandeln wollten! Der Grund, warum dieser das Quellenstudium vernachlässigen zu dürfen glaubte, lag darin, daß sein Zweck auf etwas ganz Anderes gerichtet war, als auf neue Erforschung der Thatsachen, denn seinen eignen Worten nach ging seine vornehmste Absicht dahin, „einem Theile des lesenden Publicums das Geständniß abzugewinnen, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Romane zu werden".

Heutzutage wird Jeder den Beweis, daß die möglichste historische Treue und künstlerische Form einander nicht aufheben, für überflüssig halten. In jedem Falle hätte aber Schiller sagen sollen: daß die Geschichte sich von einer verwandten Kunst durchdringen lassen kann — und er selbst würde funfzehn Jahre später ohne Zweifel, wenn nicht diesen Ausdruck gebraucht, doch diesen Gedanken gehabt haben. Denn mit dem Borgen ist es eine mißliche Sache, und es ist hier nicht etwa ein bloßer Ausdruck, Schiller hat in der That von dem poetischen Schmucke, der dem Roman geziemt, *geborgt*, d. h. ihn äußerlich aufgetragen, ohne ihn innerlich mit dem Gegebenen zu verschmelzen, oder vielmehr, ohne ihn aus dem letztern hervorgehen zu lassen. Man sehe nur seine Charakterschilderungen, wo man ihn, den Dichter, dem die Gestalten vergangener Zeiten in aller ihrer Lebendigkeit vorschweben sollen, am meisten erwartet, man vergleiche die Wilhelm's von Oranien mit der eben angeführten des Hrn. v. R.; daß Schiller ein weit größerer Sprachkünstler ist als dieser, ist keine Frage; nicht nur im Schwunge, wo man es am ersten suchen wird, ist er ihm überlegen, sondern ebenso sehr in der gefügigen Geschmeidigkeit der Verbindungen. Und trotz der stillen Gewalt, die er mit diesen Gaben üben konnte, zu welchen Hyperbeln, welchem rhetorischen Prunk glaubt er seine Zuflucht nehmen zu müssen, um zu wirken! Da muß Oranien zu jenen blassen und hagern Menschen gehört haben, vor denen *das furchtloseste aller Gemüther* gewankt hat — nämlich Cäsar. Da muß des unerschrockenen Oraniens Gemüth *der Furcht* unterworfen gewesen sein — nämlich der Furcht, die früher da war als die Gefahr. Da muß eine glänzende Gastfreiheit *die Göttin seines Palastes* gewesen sein. Indeß diesen falschen Glanz des Colorits könnte man noch übersehen, wenn nur die Zeichnung selbst richtiger wäre. Schiller scheint aber selbst nicht bemerkt zu haben, wie sehr er alles, dem großen Oranien gespendete Lob durch den Zusatz entkräftet, daß seine Staatskunst eine Machiavellistische gewesen sei, daß er von Karl V. die *gefährlichen* Künste gelernt, durch welche Throne fallen und steigen, daß ihm bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Hier hat Schiller sein Vorbild und Muster Watson, der in der Schilderung des Prinzen beiweitem klarer und beiweitem gerechter ist, verlassen, um zu einer großen Verwirrung der Begriffe herabzusteigen. Unbegreiflich ist dies allerdings nicht. Es war in Schiller's politischen Meinungen damals noch sehr viel *Karl Moor*, d. h. ein lärmender Jugendtrotz, der sich im wildesten Ungestüm Bahn zu machen sucht und gegen Willkür und Tyrannei kein anderes Mittel kennt als zerstörende Gewalt. Darum sind ihm

die ruhige Besonnenheit Wilhelm's, seine tiefe Klugheit, das Verfassungsmäßige seiner Schritte — Machiavellismus, Verstellung, hinter denen sich ganz andere Zwecke verbergen. Eine tiefere Betrachtung der Dinge, ein gründlicheres Studium der Politik und der Geschichte, und die praktische Belehrung eines halben Jahrhunderts, welches seines Gleichen nicht hat in der Weltgeschichte, haben uns Deutschen zu bessern Einsichten über den Werth des Sturm- und Drangsystems in der Politik verholfen, Denjenigen nämlich unter uns, welche diese Einsichten haben — wollen.

Die Schilderung des Anfangs dieser großen niederländischen Tragödie ist Hrn. v. R. überhaupt sehr gelungen. Weiterhin wird die Darstellung zuweilen zu zerstückelt und ermangelt der innern Verknüpfung, wie bei dem Auftritt der Meergeusen. Dadurch wird manches Wichtige nicht in das rechte Licht gerückt, z. B. die Anerkennung Wilhelm's als Statthalter von Holland, Seeland und Friesland auf der Versammlung zu Dordrecht (S. 97). Von dem politischen Sinn, in welchem die Darstellung abgefaßt ist, mag folgende Stelle zeugen.

Wenn unbedingter Gehorsam gegen eine Obrigkeit, die göttliches und menschliches Recht, natürliche und positive Gesetze frech übertritt, auf eidliche Zusicherungen und Versprechungen nicht die mindeste Rücksicht nimmt, Warnungen verachtet, Bitten bestraft, wenn unbedingter Gehorsam gegen einen Alba und Philipp höchste Pflicht wäre, so würde das menschliche Geschlecht bald zu thierischem Dasein hinabsinken, oder ganz ausgerottet werden. Wer den Prinzen von Oranien verdammt, daß er endlich dem lauten Flehen der Bedrohten, Vertriebenen, Hingeopferten Gehör gab und die Hand ans Schwert legte, um sein Vaterland zu erretten, hat kein Herz im Busen, ja selbst die geistlosen Grundsätze, mit denen er Götzendienst treibt, nicht begriffen. Denn auf Wilhelm's Seite standen Herkommen, urkundliches Gesetz, beschworner Vertrag, und der König nebst seinem Feldherrn waren die Revolutionnaire, welche vom Rechte wichen und jeden legitimen Weg verschmähten.

Aber eben darum, weil **Herkommen, urkundliches Gesetz, beschworner Vertrag** auf der Seite der Niederländer waren, ist es entweder schmähliche Unwissenheit oder geflissentliche Verdrehung der Wahrheit, wenn die Revolutionnaire unserer Tage sich auf die Niederländer des 16. Jahrhunderts berufen und den Schatten des großen Oranien heraufbeschwören wie einen Herold der willkürlichen Umgestaltung, die sie verlangen und unter den lockenden Namen von Freiheit und Culturfortschritt der Masse empfehlen.

Sehr zweckmäßig macht der Verf. bei der Pacification von Gent, welche den unglücklichen Niederlanden nach so wilden Freveln Ruhe zu verschaffen schien, eine Pause, um einen Blick auf andere Verhältnisse in der Regierung Philipp's zu werfen. Es tritt dadurch in das hellste Licht, wie dieses Königs Unduldsamkeit nach allen Seiten hin thöricht und zerstörend war, sodaß man den Wohlstand und die Kraft Spaniens kaum methodischer hätte herunterbringen können, als es durch ihn geschah. Seine unglaubliche Verblendung darf man wahrlich nicht verwechseln mit dem den Spaniern eignen Hochmuthe und mit ihrer festen Anhänglichkeit an das Alte, besonders an die katholische Kirche, obschon Philipp in diesen Eigenschaften die bereitesten Werkzeuge für die Ausführung seiner Pläne und Entschlüsse fand, denn die Spanier untersuchten nicht, sie überließen sich ihm blindlings, und die Meinung, die sie von ihm als einer Säule der Kirche und Rechtgläubigkeit hatten, machte daß, wie Contarini bei Ranke sagt, seine Befehle um so heiliger und unverletzlicher erschienen. Je größer aber dieses Vertrauen und diese Ergebenheit waren, desto größer wird auch die Verantwortlichkeit des Königs, der sie so misbrauchte.

Das anschaulichste Gegenstück zu der Behandlung der Niederlande bilden die Verfolgungen der spanischen Mauren, welchen auf Betrieb des Cardinals Espinosa befohlen wurde, sich der arabischen Sprache nicht mehr zu bedienen, ihre arabischen Namen und Kleidung abzulegen, allen ihren Gebräuchen zu entsagen, sich nicht mehr zu baden, auf ihren Instrumenten nicht mehr zu spielen, nicht mehr zu singen. Vergeblich blieben die Einwendungen, alle diese Dinge widersprächen dem Christenthum nicht, eine Volkssprache auszurotten sei unmöglich, die Anschaffung neuer weiblicher Kleider sehr kostbar, das Baden der Reinlichkeit und Gesundheit sehr zuträglich, das Vergnügen des Spielens und Singens unschuldig. Vergeblich trat selbst Alba der Meinung bei, man solle gemäßigt und allmälig zu Werke gehen. Statt dessen verfuhr man auch gegen diejenigen Mauren, welche trotz aller dieser Maßregeln ruhig blieben, mit solcher Härte, daß sich ein Krieg entzündete, in welchem Grausamkeit, Plünderung, Mord, Brand und Nichtswürdigkeit aller Art auf beiden Seiten geübt wurden. Endlich trieb man Alle, welche ruhig und schuldlos in Granada und den Umgebungen geblieben waren, plötzlich von Haus, Hof, Beschäftigungen und Vaterland wie Thiere hinweg und in das Innere Spaniens, wo sie das größte Elend erduldeten und Viele ums Leben kamen.

Ueber Don Carlos ist das Ergebniß der Untersuchungen des Verf. — mit Dem, was in unsern Tagen von Llorente und Ranke behauptet worden ist, im Ganzen übereinstimmend —, daß der Prinz von Anfang an eine körperlich-schwache und geistig-bösartige Natur gehabt, daß das letztere Uebel sich, lichte und reuige Augenblicke abgerechnet, bis zum Wahnsinn gesteigert habe, daß in solchen Momenten der Haß wider seinen Vater bis zu Absichten auf dessen Leben gegangen sein mag, daß Don Carlos zum Regieren unfähig war, daß er und die Königin natürlichen Todes gestorben sind und zwischen ihnen nie auch nur das geringste Liebesverhältniß stattgefunden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, den 8. Mai 1834.

Mit den Frühlingsfesten der banlieue haben auch die Pferderennen begonnen. Während sich der eine Theil der Pariser in Versailles an den Wasserkünsten ergötzte und gesellig im Park oder im Gehölze von Montreuil bivouakirte, stand der andere vorigen Sonntag auf den Terrassen des Marsfeldes und klatschte

aus bunten und tricoloren Zelten, von Bänken, Tribunen, Wagen und Stühlen den vorüberzgaloppirenden Rennern Beifall zu. Heute Mittag war das zweite Preisrennen, wozu, wie ich lese, bedeutende Subscriptionen hiesiger und englischer Familien aufmunterten, indem sie ihre Wagenplätze nicht etwa mit dem von der Société d'encouragement festgestellten Preise von 20 Francs, sondern mit 100—300 Francs bezahlten. Paris will mit Gewalt englisch werden und macht seine Schule vorläufig in dem Circus maximus, der wie der römische ein republikanisches Terrain hat. Mir sind diese Wettrennen wegen des schönen Geschlechts, das sich in großer Zahl einfindet und seinen besten Putz zur Schau trägt, angenehm. Man sieht Frauen und Mädchen wie in München am Octoberfeste auf der Anhöhe der Theresienwiese, nur in dreimal größerer Quantität, von der Fronte der Militairschule beidseitig bis zur Jenabrücke gelagert. Die Sonnenschirme bildeten heute eine Decke wie die aufgehobenen Schilder eines antiken Streitheeres; hier und da erschien eine Nationalstandarte vor dem großen Pavillon des Hofes, und in der Ferne die Siegessäule.

Wir haben hier bereits berühmte Renner, Pferde wie Menschen, Menschen wie Pferde, von der edelsten bis zur plebejischsten Race. Ein wahrhafter Paria von Gaul hat im letzten Treffen den edeln Darius, den großen Alexander und den stolzen Cäsar überwunden. Beinah hätte aber sein Jockei das Genick gebrochen. Dreimal lief die rasche Atalanta Frankreichs, und dreimal holte sie ein eroberungslustiger Kosak ein und stahl ihr die Ehre und die Freiheit. Es ist eine Pferdegeschichte.

Die Geschichten sind in diesem Augenblick en vogue. Sie wachsen wie Pilze aus dem Sumpf und aus der menschlichen Gesellschaft; Geschichten zum Weinen und zum Todtlachen, moralische, politische, fabelhafte und wahrhafte, ja sogar unglaubliche Geschichten. So kann man jetzt nicht weniger als sechs Geschichten der französischen Revolution, zwei Dutzend Emeutegeschichten, einige Schock Justizgeschichten und Policeigeschichten, vier Theatergeschichten und diverse hundert skandalöse Geschichten bekommen. Der Minister Thiers vorab hat eine neue Auflage seiner Revolutionsgeschichte veranstaltet und gibt das Werk in Stücken mit hübschen Kupferchen. Dies ist die jetzige Favoritmanier, die ich allen Denen empfehle, die die Bildersprache lieben und nicht gern die Begebenheiten lesen. Man sieht in Hrn. Thiers' Werke figürlich Zug für Zug der Revolution, sogar den Zug der femmes de la halle nach Versailles, und den schönen Charakterzug Ludwig XVI., wie er beide Hände der Hallesprecherin drückt und ihrem Regiment Gewährung aller billigen Wünsche verheißt. Marat wird in einem hübschen Vignettchen von der schönen Corday in der Badewanne erwürgt, Desmoullin, der Komödiant, haranguirt in einem andern dito das Volk im Palais royal, und Mirabeau steht in seinem schlichten Anzuge da und erwidert dem Abgesandten des Königs im Namen der Kammer: „Wir sind hier für das Volk und von dem Volk, und weichen keiner Macht als der des Schwertes."

Es ist eine schöne Sache, wenn ein Minister, bevor er Minister war, diverse Stände durchlief. Er kann dann auch aus Erfahrung ein Wort sprechen, wie dieser Thiers, der noch vor wenig Jahren Correspondenzartikel für die „Allgemeine Zeitung" schrieb, Bücher machte, den „National" redigirte und erzdemokratisch war. Kaum hat er seine Revolution debitirt und ein neues Portefeuille genommen, so will es seine Stellung, daß er auch in eine Theater-, oder besser, eine Coulissengeschichte verwickelt wird. Das Theater Français wollte nämlich Alexander Dumas' „Antony", das früher bereits an die achtzig Mal gegeben worden, einer beliebten neuengagirten Actrice zu Gefallen, die sich die Hauptrolle ausdrücklich zum Debut ausbedungen hatte, wieder versuchen. Hr. Thiers, der neue Minister des Innern, untersagte die Wiederaufführung, denn „Antony" sei eine unmoralische Geschichte, die sich für unsere feuerfunkene Zeit voll Leidenschaften nicht passe. Madame Dorval, die von der Porte St.-Martin in den Saal Richelieu [illegible], sprach der Verordnung des Ministers öffentlich Hohn und erklärte, gar nicht spielen zu wollen, wenn die Excellenz auf der Verbannung „Antony's" bestehe. Soll der Oppositionsgeist uns gar zuletzt hinter die Coulissen führen und uns zeigen, die Bajonnette, mangels republikanischer Aufwiegler und Demagogen, gegen die provocirenden Actricen zu gebrauchen?

Hr. Thiers hat ganz Recht, die Dorval muß sich ergeben. Ich habe gestern Abend die langen Debatten darüber in der Deputirtenkammer gelesen und mich darin der Consequenz des Gouvernements erfreut, so sehr auch die juristischen Autoritäten aneinandergeriethen. Ach, dachte ich, was kann doch nicht Alles eine hochweise Gesetzgebung beschäftigen? Noch in den letzten Tagen hatten wir Discussionen über die Austrocknung der Sümpfe, über die lyoner Unruhen, über den Wallfischfang, über die Académie de musique, über die Stockfischfischerei — folgt auf dem Repertoir Antony, Mad. Dorval, der „Constitutionnel", Alexander Dumas. Es heißt sogar, der Minister und der Dichter seien auf dem Punkt ins Hölzchen zu gehen und die Sache mit Pistolen abzuthun. Das wäre ein artiges Mittelchen, die Immoralität und Ungefährlichkeit des Stückes darzuthun. Doch es wird wol noch andere Wege geben, den Musen Satisfaction zu verschaffen. Wenn man Minister ist, schießt man sich nicht mehr.

Das Schönste bei all diesen Theater- und Policeigeschichten ist der Resonanzboden, worüber die hohen Beamten ihre Saiten spannen. Sie berufen sich regelmäßig auf die Gesetze Napoleon's und seine energischen Willkürmaßregeln. [illegible] war der Kaiser schon ein constitutionneller Monarch, und Ludwig XVIII. hat seine Worte und Handlungen durch die Charte blos Fleisch werden lassen. Es sind jetzt auf allen Theatern Stücke verboten worden, und die Dichter gehen an den Gerichten herum und plaidiren. — In kurzem soll eine „Revue étrangère" erscheinen. Die Redaction will der deutschen periodischen Literatur darin nächst der englischen einen besondern Platz anweisen und viel Uebersetzungen geben. Es ließe sich viel Gutes von einem solchen Unternehmen erwarten, wenn die französischen Journalisten nur erst Deutsch verständen und unsere Literatur kennten. Sie wählten bisher nicht selten das Unbrauchbarste für ihr Publicum und waren zu stolz oder zu eigensinnig, um sich deutschen Literaten anzuvertrauen, die doch am besten zu beurtheilen vermögen, was sich zur Verpflanzung eignet. Die pariser Buchhändler haben gar keine Idee von der deutschen Literatur, und man muß sich nur über sie ärgern, daß sie den ersten besten Plan, den ihnen ein Freund voll heiliger [illegible] vorschlägt, ohne weitere Prüfung zur Ausführung bringen, wenn nur irgend ein Journal oder Buch einen deutschen Autor [illegible]. So wird denn jetzt, durch Anlaß Gott weiß welches Deutschfranzosen, der ganze Jean Paul übersetzt. Abgesehen davon, daß er gar nicht übersetzbar ist, hätte man doch bei Beginn der Arbeit bedenken sollen, daß von solchen großen Werken eine Auswahl vollkommen genügt. Der Bearbeiter ist ein mir persönlich bekannter, sehr gut Deutsch sprechender junger [illegible], der auch in Heidelberg studirte. Er würde besser gethan haben, sich an einer Uebersetzung der classischen dramatischen Schriftsteller zu versuchen, die man hier buchstäblich, wenn man sie benutzt, nur zu schlechten Originalien verkrüppelt. Die Theater, die neue Stücke so gut honoriren, würden für [illegible] Productionen Deutschlands ebenso dankbar sein als das Publicum. Der Advocatenstand ist jetzt der einzige, der Kenntniß von der außerfranzösischen Literatur hat. Es gibt hier [illegible] Juristen, die deutsch sprechen und schreiben, während es kaum zwei Journalisten und Literaten von Profession gibt, die unsere Schrift lesen und verstehen können. Guizot ist der einzige Minister, der Sprachkenntnisse hat. Der König spricht den gewöhnlichen elsasser Dialekt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 147. — 27. Mai 1834.

Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Daß der Verf. im Verfolge der niederländischen Unruhen die Kriegsgeschichte nur ganz kurz und übersichtlich berührt, müssen wir loben. Nur eine sehr ausgeführte, wissenschaftlich-militairische Behandlung kriegerischer Ereignisse hat Werth; eine abgekürzte, trockne Erzählung von allen Treffen, Märschen, Belagerungen u. s. w. ohne tiefe Sachkenntniß ist für Niemanden gut. Wir haben in deutscher Sprache eine solche breite Darstellung des niederländischen Revolutionskrieges, die als Warnung gelten kann, wie man ihn nicht behandeln soll. Aber es gibt in diesem Kriege manches so allgemein, so menschlich Anziehende, wo Verstand, Planmäßigkeit, Ausdauer, Heldenmuth, Todesverachtung den furchtbaren Scenen von Blutgier und mehr als tigerartiger Grausamkeit als bedeutende Lichtpunkte gegenübertreten, sodaß man gern bei ihnen verweilt, und dieses hätte der Verf., z. B. bei der Belagerung von Antwerpen und Ostende, bei dem allgemeinen Charakter von Moritzens Kriegführung, wenigstens einigermaßen thun sollen. Auch die kühnen Seezüge der Holländer während des Krieges hätten nicht mit so wenigen Zeilen abgefertigt werden dürfen; denn diese Dinge gehören zur Kenntniß des Eigenthümlichen der Zeiten und Völker. Wir können hierbei die Einrede nicht gelten lassen, daß das Werk bei dem ohnehin unermeßlichen Stoffe zu sehr anwachsen würde. Denn was zur Vervollständigung der Anschauung vom Wesen und Charakter der Zeit erfoderlich ist, verlangt sein Recht unbedingt. Freilich ist es für den Geübten nicht schwer, die allgemeine Geschichte eines Zeitraums auf irgend ein gegebnes Maß des äußern Umfangs zu beschränken; aber wir sehen nicht, welche Rücksicht auf populaire oder pädagogische Zwecke Hrn. v. R. zu einer solchen Verkürzungsoperation nöthigen könnte. Bei einem Geschichtschreiber seiner Art und Bedeutung muß der höhere Zweck, den er erreichen will, den Umfang bestimmen, und er darf die Leser verschmähen, die nicht nach dem Interesse, welches ihnen der Inhalt einflößt, sondern nach der Bände- und Bogenzahl ihren Beifall bestimmen.

Der zwölfjährige Waffenstillstand, welcher den vereinigten Niederlanden vorläufig schon die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit verschaffte, bildet für den Verf. einen bequemen Punkt, um einen Blick auf das Innere beider bis dahin im Kriege begriffener Staaten zu werfen. Spanien löste sich genau um dieselbe Zeit, ebenso thöricht als grausam, noch ein anderes seiner Glieder ab, seine maurische Bevölkerung nämlich, indem die unmenschlichen Verfolgungen Philipp's unter seinen Nachfolgern bis zur gänzlichen Vertreibung gesteigert wurden. Der Erzbischof von Valencia, Ribeira, erklärte, daß diese Verjagung der Mauren die mildeste Strafe, ja eine Gnade sei, da der König sie als Abtrünnige Alle hinrichten lassen könne. Die Kinder unter sieben Jahren möge man zurückbehalten, christlich erziehen und dann in den Bergwerken gebrauchen, oder zum Besten des Schatzes als Sklaven verkaufen. Dagegen meinte Sandoval, Erzbischof von Toledo, es sei besser alle Kinder gleich umzubringen als das spanische Blut nochmals durch sie zu beflecken. Der König gebot hierauf allen Mauren Einschiffung bei Todesstrafe. Es wurde ihnen zwar erlaubt, ihre Güter binnen 20—30 Tagen zu verkaufen, den Erlös aber nicht in Geld, Kostbarkeiten oder Wechseln mitzunehmen, sondern lediglich in Waaren, sodaß diese Bewilligung ganz illusorisch wurde und in der That der Einziehung der Güter gleich kam.

Ein großer Theil der Mauren litt Schiffbruch, viele wurden auf den in der Eil gemietheten Schiffen von der Mannschaft ermordet, Weiber und Kinder lebendig ins Wasser geworfen und den Jungfrauen vorher Gewalt angethan, welches Alles später bei dem Streit über die gemachte Beute ans Tageslicht kam. Die in Afrika Landenden hatten kein besseres Schicksal; sie fielen in die Hände räuberischer Beduinen, oder erlagen in der Wüste dem Hunger und dem Durste. Von 6000, die von Oran nach Algier pilgerten, kam ein Einziger daselbst an; binnen drei Monaten nach ihrer Vertreibung aus Valencia (und Aehnliches geschah in den übrigen Landschaften) sollen mehr als 100,000 Menschen den Tod in den schrecklichsten Gestalten erlitten haben! Auch die, welche widerstanden, erlagen zuletzt der Uebermacht; seit König Philipp einen Preis auf das Leben der in den Wäldern Zerstreuten gesetzt hatte, wurden sie gejagt und erschossen wie wilde Thiere! Statt sich über dies Alles zu entsetzen, meinten die Geistlichen: man sehe darin Gottes Fügung und eine höhere Bestätigung ihrer Ansichten und ihrer Anträge! Spanien verlor auf diese Weise gewiß eine halbe Million der nützlichsten Einwohner, und viele im Lande Bleibende, besonders die Gutsherren geriethen dadurch an den Bettelstab.

Und diese Maurenvertreibung nannten spanische Ge-

schichtschreiber „die denkwürdigste That und das heroischste Unternehmen, das in der Welt vorgekommen".

Zeigte sich in dem neuen Freistaate der Niederländer der religiöse Verfolgungsgeist auch beiweitem nicht mit dieser Schärfe, Grausamkeit, Verblendung und zerstörenden Wirkung, so fehlte er doch auch nicht ganz, und der politische Haß, der sich hinter seiner Larve versteckte, wirft noch einen besonders starken Schatten auf ihn. Die Spaltung, welche in der reformirten Kirche zwischen den Arminianern und Gomaristen entstanden war, führte zur dordrechter Kirchenversammlung, welche gegen die schwächere Partei mit nicht minderer Unterdrückungslust, Eigenmacht, Willkür und Härte verfuhr, als dies den katholischen Concilien von den Protestanten so oft vorgeworfen worden ist. Es wurde den arminianischen Geistlichen gleich Anfangs eröffnet, man sei versammelt sie zu richten, nicht mit ihnen zu verhandeln. Hierauf wurden sie sämmtlich für abgesetzt erklärt, und da die Generalstaaten diese Beschlüsse genehmigt hatten, verloren an 200 Prediger ihre Stellen und 80 wurden aus dem Lande verwiesen. Als hierauf die Versammlungen der Arminianer in Wäldern, Scheunen, Kellern u. s. w. fortdauerten, wurden zu Rotterdam die Häuser der Theilnehmer durch die Soldaten geplündert, wobei mehre Menschen das Leben verloren. Und Olden-Barneveld, der würdige Greis, welcher seit frühester Jugend seinem Vaterlande in Krieg und Frieden, in den wichtigsten Geschäften, mit gleicher Klugheit und Rechtschaffenheit gedient hatte, erlag dem Hasse Moritzens und mußte auf dem Blutgerüste sterben.

Moritz aber gewann weder an Macht noch Liebe, und nur die bestimmteste Erinnerung an seine großen Verdienste als Feldherr kann die Schmach mindern, daß ein Oranier den edelsten Diener des jugendlichen Freistaats (wie einst Herzog Alba die Grafen Egmont und Horn) aufs Blutgerüst brachte. Ist solches möglich, wer darf da behaupten, er sei sicher vor Leidenschaft und Irrthum. Doch kehrte die Besinnung zurück, und während Spanien Jahrhunderte lang die Grundsätze sündhafter Unduldsamkeit festhielt, erkannten die Niederländer bald, der in Dordrecht betretene Weg sei falsch und verwerflich, und gaben, früher als irgend ein anderer Staat, das große Beispiel einer allgemeinen friedlichen Duldung aller Religionsparteien!

Im zweiten Hauptstück behandelt der Verf. die Geschichte Dänemarks und Schwedens von der Thronbesteigung Friedrich II. (1559) und Erich XIV. bis zur Theilnahme dieser Reiche am dreißigjährigen Kriege.

Zu den Versen, die Shakspeare seinem Hamlet in den Mund legt:

Dies schwindelköpf'ge Zechen macht verrufen
Bei andern Völkern uns in Ost und West;
Man heißt uns Säufer, hängt an unsre Namen
Ein schmuzig Beiwort; und fürwahr, es nimmt
Von unsern Thaten, noch so groß verrichtet,
Den Kern und Ausbund unsers Werthes weg.

findet sich hier ein sehr anschaulicher historischer Commentar. Bei der Vermählung der Prinzessin Magdalene von Sachsen mit dem ältesten Sohne Christian IV. (sie wurde am 5. October 1634 gefeiert, also 30 Jahre nachdem jene Tragödie gedichtet war) schwammen Säle, Stuben und Vorzimmer überall von Wein und Bier. Um diese Seen abzuleiten und auszutrocknen, waren an mehren Stellen und auf den Treppen Kufen hingestellt und Oeffnungen angebracht für die Bedürfnisse der übersatten Gäste. Das Wort, dessen sich der Verf. hier bedient, schreiben wir nicht ab, wir wissen wol, daß natürliche Benennungen die wahre Würde des Geschichtstyls, wenn man dieses nicht pedantisch misversteht, nicht verletzen; es gibt aber Ausdrücke, welche die Umgangssprache zu sehr zurückstößt, als daß sie in ein historisches Werk aufgenommen werden könnten.

Die Geschichte des unglücklichen Schwedenkönigs Erich hat der Verf. vortrefflich erzählt. Sie gewährt einen großen tragischen Eindruck. Erich XIV. gehörte zu jenen Naturen, für die ein Thron das größte Unglück ist, weil die Gegensätze in ihrem Innern, die sich in beschränkten Kreisen leicht hätten lösen können, in dem großen, unermeßlichen Verhältnisse einer Königskrone noch disharmonischer werden. Es fehlte diesem Fürsten weder an Geist noch an Gemüth, wol aber an Klarheit des Verstandes und an Festigkeit des Willens, und die Heftigkeit seiner Leidenschaften, von feindseligen Bewegungen und wider ihn gerichteten Plänen genährt und erhöht, ging in einen theilweisen Wahnsinn über, in dessen Taumel er Verbrechen beging, die ihm den Thron kosteten und in einen Kerker brachten, in welchem ihn sein Bruder Johann Gift zu nehmen nöthigte.

Johann's Benehmen gegen seinen Bruder bleibt schändlich und verdammlich, mag man diesen als wahnsinnig oder als zurechnungsfähig betrachten. Nicht äußere Verhältnisse, sondern des neuen Königs Schuld trieb wahre oder eingebildete Gefahren hervor, und er wollte sein Gewissen beruhigen durch ein noch größeres Verbrechen. Wie viel großartiger, verhängnißvoller, tragischer gestaltete sich Alles in dem Streite zwischen Elisabeth und Maria Stuart; auch versöhnte Johann nicht wie jene die Zeitgenossen und die Nachwelt durch eine weise, sein Reich beglückende Regierung.

Als unter Johann's Regierung durch die Jesuiten, welche heimlich ins Land gekommen waren, Schritte geschahen, Schweden wieder zum Katholicismus zurückzuführen; als eine Liturgie, der römischen sehr ähnlich, schon von den meisten Predigern und den Reichsräthen unterschrieben war, schlug ein Gesandter des Königs in Rom als Bedingungen, unter welchen Schweden mit dem Papste wieder ausgesöhnt werden könne, vor, daß dem Adel der Besitz der Kirchengüter zugesichert, das Abendmahl in beiderlei Gestalten, der Gottesdienst in der Landessprache beibehalten und den bereits verheiratheten Priestern die Fortdauer ihrer Ehe gestattet würde. Aber Gregor XIII. glaubte den Schweden nicht bewilligen zu dürfen, was er allen katholischen Herrschern abgeschlagen hatte, wobei der Verf. bemerkt, „daß, wenn die Päpste nicht häufig das Gebräuchliche mit dem wahrhaft Christlichen verwechselt, und trotz des Anspruchs auf unumschränkte Gesetzgebung, jedes neue, oft nur das Aelteste herstellende Gesetz irrig als ein ihre Unfehlbarkeit stürzendes Uebel angesehen hätten — die Christenheit sich vielleicht wieder unter ihre Flügel versammelt haben würde". (Rühs will jedoch an diesen Inhalt der Verhandlungen mit Rom nicht recht glauben, e

nt, es dürfte wol eine jesuitische Erfindung sein, das
llingen der schwedischen Bekehrung auf eine gute Art
bemänteln.) Johann trat nun zwar insgeheim förm-
zum katholischen Glauben über, nachdem aber seine
ische Gemahlin, welche großen Einfluß auf ihn ge-
, gestorben war, und er eine eifrige Lutheranerin ge-
ithet hatte, wurde er gegen den Katholicismus gleich-
g, ja er vertrieb die Jesuiten aus dem Reiche. Nur
Liturgie wollte er aufrecht erhalten wissen und nannte
Gegner derselben in einer öffentlichen Erklärung: Ver-
r, Hauptlügner, Glaubensschänder, ungelehrte Stüm-
Eselsköpfe und Satanisten. Nach Johann's Tode
diese Liturgie von einer zu Upsala gehaltenen Kir-
versammlung abgeschafft. Der Eifer für die lutheri-
Kirche erneute sich in dem Maße, als die Furcht stieg,
nn's Sohn, Siegmund, König von Polen, würde die
ichtung der evangelischen Lehre betreiben. Siegmund,
rießlich, schweigsam, unentschlossen, lässig in Geschäf-
sowie schlechten Rathgebern, Jesuiten und Weibern
than", verlor durch seine Unfähigkeit die schwedische
an seinen Oheim Karl, einen Mann „von großer
gkeit, Entschlossenheit, sicherm Blicke und persönli-
Muthe", der aber „die Mittel zu seinem ohnehin
ilen zweideutigen Zwecken nicht nach ihrer innern
igkeit, sondern nur nach ihrer äußern Zweckmäßigkeit
lte, sich auch nicht selten ungerecht und grausam
'. Und obschon „die Gefahr gewaltsamer Einfüh-
des Katholicismus keineswegs ersonnen, und der
ch Schwedens gerecht war, nicht in ein Anhängsel
s verwandelt zu werden", waren doch „die Fragen
Recht und Unrecht beider Parteien in staatsrechtli-
hinsicht so zweifelhaft, daß auch edle Männer in gu-
Glauben verschiedene Wege einschlagen konnten."

Das dritte Hauptstück, welches die Begebenheiten
chlands von der Abdankung Karl V. bis zum west-
n Frieden behandelt, zerfällt in zehn Abschnitte. Der
nthält die Geschichte der protestantischen Theologie
r Concordienformel, der zweite die des Katholicis-
und der römischen Kirche. Wir haben uns schon
Anzeige des zweiten Bandes dahin erklärt, daß
esen letzten Abschnitt an einer frühern Stelle ge-
t hätten, dann würde der Verf. auch nicht genö-
ewesen sein, Päpste und Jesuiten unter die Rubrik
eutschland zu bringen. Von den Bewegungen in
itschen protestantischen Kirche gibt der Verf. nur
aschen Ueberblick, was wir um so mehr billigen
, da wir jetzt in Menzel's neuerer deutschen Ge-
eine treffliche Darstellung dieser, an sich freilich
derwärtigen Händel besitzen, in welcher zum ersten
der innere Zusammenhang derselben mit dem poli-
und Culturverhältnissen auf genügende und anschau-
Weise behandelt ist. Doch hätte sich unser Verf.
as Streben nach Kürze nicht verleiten lassen sollen,
echseln lutherischer und reformirter Kircheneinrich-
in der Pfalz und in Brandenburg so zusammen-
, daß der Unkundige verführt werden kann, zu
es sei dies in beiden Ländern auf gleiche Art
betrieben worden, während es doch in jeder Rücksicht so
durchaus verschieden war. Nirgends aber, so scheint es
uns, hat der Verf. durch eben dieses Streben seiner Dar-
stellung größern Eintrag gethan, als in dem Abschnitte über
die Jesuiten, bei welchem hochwichtigen und einflußreichen
Punkte ihn gewiß Viele mit uns weit ausführlicher er-
wartet haben werden. Denn wer so viel zu geben ver-
mag, wie Hr. v. Raumer, darf sich nicht wundern, wenn
er selbst die Ansprüche steigert.

Den unbedingten Lobrednern des Ordens — sagt er — stel-
len sich seit Jahrhunderten die heftigsten Ankläger gegenüber, ohne
daß bis auf den heutigen Tag eine billige Mitte gefunden ist.
Da eine umständliche Geschichte, welche die genügendste Aufklä-
rung gewähren würde, nicht hierher gehört, so mögen einige
abgerissene Bemerkungen ohne weitere Beweise Platz finden.

Diese Schlußfolge will uns nicht einleuchten. Zwi-
schen einer umständlichen Geschichte und einigen abgerisse-
nen Bemerkungen liegt etwas in der Mitte, welches in
dieses Werk, dem allgemeinen Plane desselben zufolge, ge-
hört haben würde.

Die folgenden Abschnitte sind dem Publicum schon
aus dem vom Verf. herausgegebenen „Historischen Taschen-
buche" bekannt, daher wir unsere Berichterstattung hier ab-
brechen zu dürfen glauben. Nur Das wollen wir hinzu-
setzen, daß wir mit der Behandlung des dreißigjährigen
Krieges vollkommen einverstanden sind. Eine gedrängte
Uebersicht der Kriegsbegebenheiten und entschiednere Her-
vorhebung der zahl- und namenlosen Greuel im Gefolge
dieses furchtbarsten Zerstörungskrieges, von dem in der
neuern Geschichte irgend ein europäisches Land betroffen
worden ist — das war es, worauf es ankam. Trügen
doch die nur zu wahren Farben, mit denen der Verf.
dieses schaudervolle Nachtstück ausgeführt hat, etwas dazu
bei, diejenigen undeutschen Deutschen, bei welchen, dem
Vernehmen nach, der Wunsch noch nicht völlig unterdrückt
ist, die Verwirklichung von, ich weiß nicht welchen Traum-
bildern durch fremde Einmischung zu erreichen, über die
unausbleiblichen Folgen eines so thörichten Begehrens zu
belehren.

Wir können auch diesmal nicht von dem Verf.
scheiden, ohne ihm unsern Dank für die Belehrung, die
wir ihm wiederum verdanken, auszusprechen. Bei einem
so erstaunenswürdig reichen und ausgebreiteten Quellen-
studium wird es nicht leicht Jemanden geben, der sich
mit uns nicht in dem gleichen Falle befindet; und sollten
die fleißigen und angestrengten Forschungen des Verf. nicht
die ganze ihnen gebührende Anerkennung finden, so kann
er sich selbst, wie wir schon früher angedeutet haben, von
der Schuld daran nicht völlig freisprechen. 84.

Bemerkungen und Gedanken über Leben und Tod des Menschen. Herausgegeben von J. M. Scholand. Magdeburg, Rubach. 1832. 8. 8 Gr.

Auf populaire Weise wird über die genannten Gegenstände
gesprochen und die Bemerkungen aus allen Reichen des Wissens
zusammengeklaubt, aus Physiologie, Philosophie, Dichtkunst,
Bibel u. s. w. Mit alle diesem Stoffe hat sich der Verf. na-
türlich sehr auf der Oberfläche gehalten und selbst für den Ge-

meinen Gebrauch nichts Genügendes vorgebracht, sodaß wir die Leser des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen", in welchem der Verf. zuerst seine Betrachtungen preisgegeben hat, nicht begreifen, die ihm nach seiner Versicherung zum Wiederabdruck rathen konnten. Es zerfällt die Schrift in zwei Abtheilungen, deren erste überschrieben ist „Merkwürdigkeiten aus dem Menschenleben". Hier werden über Entstehung des leiblichen Lebens, über Einrichtung des Körpers, über Menschenarten, auch aus der politischen Arithmetik u. s. w. zerstreute Bemerkungen beigebracht. Was der Verf. meint, wenn er (S. 7) sagt: unter 3000 Menschen werden gewöhnlich 1500 als kirchenfähig angenommen, haben wir uns nicht denken können. Als ein lächerlicher Druckfehler muß es angenommen werden, wenn S. 12 zu lesen ist: Cromwell soll nur ein Gewicht von 6 ½ Pfund gehabt haben. Die zweite Abtheilung enthält in sieben Capiteln und einem Anhang zerstreute Sätze über Tod, Todesfurcht, Unsterblichkeit und Wiedersehen: nur das ganz Gewöhnliche und über keinen der genannten Gegenstände Genügendes, obgleich das Streben nach Vielseitigkeit sichtbar ist, und z. B. über den Dienst bei Sterbenden recht beim äußersten körperlichen Bedürfniß angefangen und gleich darauf auch des geistigsten Erwähnung gethan wird. S. 38 soll es wol heißen: es wird nur soviel erzeugt, als zerstört wird, statt des Umgekehrten, das wir dort lesen. Die ganze Schrift ist dick mit Stellen aus alten und neuen Schriftstellern bespickt. Um eine Probe von der eignen Darstellung des Verf. unsern Lesern nicht vorzuenthalten, stehe hier nur ein einziger Satz: (S. 45) „Wir müssen Alle unsern Nacken der Sichel des Todes, wie das Schlachtvieh seine Gurgel dem Messer des Schlächters beugen". Hierzu wird als Beleg aus Horaz citirt: „sed omnes una manet nox, et calcanda semel via leti". Das Merkwürdigste jedoch ist, daß der Verf. sich zu seinem eignen Doppelgänger macht; S. 54 nämlich steht wörtlich folgende Anmerkung: „Mehr Stoff zur Belehrung über diesen wichtigen Gegenstand findet man in der Schrift: Bemerkungen und Gedanken über Leben und Tod des Menschen. Von J. M. Scholand. Magdeburg bei Rubach. 1832."

Den Schluß machen „Denksprüche aus der Schrift und aus den Werken geistvoller Schriftsteller über Unsterblichkeit". Unter diese letztern haben sich aber auch einige ungeistvolle eingeschlichen. 12.

Gedanken, Bemerkungen, Einfälle, Fragen, Zweifel.

Wie erbärmlich früher die literarischen Arbeiten bezahlt wurden, beweist unter Andern auch der zu seiner Zeit und auch für die Nachwelt berühmte Gelehrte Konrad Samuel Schurzfleisch, von dem wir, außer seinen auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar befindlichen 129 Handschriften, 202 gedruckte Schriften besitzen. Nach einem mit dem Buchhändler J. G. Berger zu Wittenberg abgeschlossenen Contracte, worin Sch. sich anheischig machte, diesem Alles, was er schreiben würde, in Verlag zu geben, erhielt er für den gedruckten Bogen 2 Thlr. (bei neuen Auflagen aber keinen Groschen) halb baar, halb in Büchern, war auch verpflichtet, sowie ein erschienenes Werk nachgedruckt war, das Werk verbessert und vermehrt herauszugeben, wofür er per Bogen nur 1 Thlr. erhielt. Bei Unterzeichnung des Contractes zahlte ihm der großmüthige Verleger sogar 20 Thlr. als Vorschuß.

Man sollte kaum glauben, daß in England, diesem so aufgeklärten Lande, auch noch in der neuern Zeit, wie zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts so viel Religionssekten, so viel Schwärmer und Frömmler sein konnten. Wir erinnern nur an die neue Gottes-Mutter Joanna Southcott, die, von niederm Herkommen, sich göttlicher Offenbarungen und eines äußern Umgangs mit Gott rühmte, in kurzer Zeit durch Broschüren und Predigten, die Ausgeburten von Unwissenheit, Unverschämtheit und Gotteslästerung waren, weit über 150,000 Menschen den Kopf verrückte und endlich als Betrügerin — sie hatte verkünden lassen, daß sie den neuen Messias zur Welt bringen werde, und war gar nicht schwanger — endete. Der vernünftige Leser muß bei den Einzelnheiten ihrer Lebensgeschichte am menschlichen Verstande zweifeln.

Alxinger schrieb, ein Vir Mercurialis im echten alten Sinne des Worts, kurze Zeit vor seinem Tode, daß er eben wieder den Sophokles gelesen habe, und fügt hinzu: „Unsere glänzende Anmuth bedarf der Schätze des Alterthums so sehr. Wie wohl thut es Einem, auf alle Saft- und Kraftmänner wieder zur hohen Einfachheit jener Heroen zurückzukehren!" Wem fällt hier nicht ein durch die Alten gebildeter, durch Geschmack in seinen Studien und Humanität in seinem ganzen Wesen gleich ausgezeichneter Mann in neuerer Zeit ein. Ich meine den Rector Lange in Schulpforte, mit dessen Leben viel verloren gegangen ist. Seine Schriften hat Prof. Jacob gesammelt herausgegeben (Leipzig, 1832) und dadurch das Andenken an den Verewigten in seinen Freunden und Schülern befestigt. Der Herausgeber sagt (S. XXXVII.) mit vollem Rechte: „Als Ausleger der Alten betrieb Lange sein Geschäft mit ausgezeichneter Liebe; er schätzte an ihnen nichts gering; die alte Welt war ihm ein Heiligthum, dessen Priester zu sein ihm zu allen Zeiten seines Lebens hoch beglückte", und (S. XXXVIII.) Lange's eigne Worte: „Das Alterthum zu einem Gegenstande einer lebendigen Anschauung zu machen, Sprache, Verfassung, Sitten, Gebräuche desselben in den reinmenschlichen Gesichtspunkt zu stellen, die Erscheinungen der alten Zeit, kurz das Alterthum so anzusehen und zu behandeln wie den Staat, in dem wir leben, und die einzelnen Völkerschaften desselben wie nachbarliche und befreundete Familien, ist eine Aufgabe, deren Lösung als die Blüte und Frucht aller Alterthumskunde gelten zu können scheint."

Die neuern Liberalen und Demagogen sollten mehr und mehr in der Vergangenheit sich umschauen, da würden sie in einen Spiegel blicken, den ihnen zwar auch die Gegenwart vorhält, in welchem sie aber nichts erkennen, weil der Egoismus durch giftigen Hauch das Glas und die Schauenden blöde macht. Den Spöttern der rechten Mitte, in deren Erklärung sich Absolutisten und Demagogen auf eine oft lächerliche Weise versuchen, rathe ich Herder's Aufsatz aus der „Adrastea": „Das Buch der gerechten Mitte", und „Exempel unserer Tage aus dem Sinesischen" zu lesen, und den Liberalen unserer Tage zu Nutz und Frommen setze ich ein kleines lateinisches Gedicht des Joh. Milichius her, das in Melander's „Jocorum et seriorum centuria" (Frankf. 1626.) S. 139 steht.

Quare dicitis ipse liberalem
Illum, quo nec avarior per urbem,
Nec elatior ipse possit ullus?
Sed quid? Dicitur inde liberalis
Quod saepissime liberat gravatos.
Nam munuscula laetus adferentes
Duro fasce studet levare cunctos,
Qui portat lepores, et ova, carnes,
Pisces, vasa repleta lacte, poma
Butyrum quoque, caseos ovinos,
Lini fasciculos, pecuniamque.
At his tollere sarcinas vir ille
Quovis tempore promtus invenitur.
Gallinasque domesticos volucres
Clausis cruribus anseres ligatos
Pulchre solvere et expedire novit.
Non est ergo homo liberalis iste,
Qui tam plurima liberare novit?

Das wird Wasser auf die Mühle der Liberalen sein; denn wollen sie nicht das Volk von Steuern und Lasten befreien, während sie ihm durch ihre demagogischen Umtriebe die Abgaben zu vermehren, die Freiheit nehmen? 90.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 148. —— 28. Mai 1834.

Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Hallberger. 1834. 8. 4 Thlr.

Daß der Verf. sich nicht einen Verstorbenen, sondern gradezu den Verstorbenen nennt, als gäbe es keinen außer ihm, ist nicht leere Anmaßung, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte, denn unter den vielen Lebenden, die als Leichen herumgehen, tritt er mit einer Freiheit und Geistlebendigkeit auf, die ihn solcher Auszeichnung vollkommen würdig machen und ihn wol berechtigen, sich κατ᾽ ἐξοχὴν den Verstorbenen zu nennen. Die schriftstellerische Form, die er sich eigenthümlich geschaffen hat, darf er als seinen ausschließlichen Besitz betrachten, auch ist er uns durch seine Briefe schon nicht als ein Verstorbener, sondern vielmehr als der Verstorbene, als eine mit dem Leser und mit dem Leben wohlbefreundete Person bekannt, der man wieder zu begegnen und sie unter diesem Namen als eine literarische Notabilität anzuerkennen sich immer freuen wird. Ref. ist sonst nicht geneigt, sich mit dem Spruch: de mortuis nil nisi bene, den Mund verschließen zu lassen, wird aber von dem gegenwärtigen Verstorbenen doch viel Gutes zu sagen haben, nicht weil derselbe todt ist, sondern eben weil er lebt, und zwar tüchtig und kräftig, wie es sich für einen Mann gebührt, der sein Leben nicht mit dem Sterbestündlein zu schließen, sondern erst recht anzufangen gedenkt. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß er sowol in diesem als in jenem Leben nicht zur Unter-, sondern zur Oberwelt gehört. Als Geist nämlich schwebt er über den zeitlichen Dingen; er betrachtet und behandelt sie mit dem sichern Ueberblick, den nur ein höherer geistiger Standpunkt gewährt. Als Schriftsteller aber, in welcher Qualität er allein noch mit dem zeitlichen Leben verkehrt, gehört er zwar der Opposition, doch keineswegs der liberalen, sondern vielmehr entschieden und unverhohlen der aristokratischen Seite derselben an, was ihm denn nicht zu verdenken ist, denn — il fait son métier. Geständlich ist er in der hohen Aristokratie geboren und erzogen, betrachtet sie, seiner Bildung und Ueberzeugung nach, als ein nothwendiges Element des Staats- und geselligen Lebens, ja diese Ansicht ist ihm gewissermaßen zu einer religiösen geworden, denn die Gleichheit, nach welcher der Zeitgeist so mächtig hinstrebt, erscheint ihm als ein Zustand, den Gott nicht gewollt habe. Die Offenheit, mit der er diese Meinung ausspricht und verficht, ist ehrenwerth und sein Aristokratismus, da er augenscheinlich nicht aus Selbstsucht und Stolz hervorgeht und mit der Achtung vor jedem fremden Recht und Verdienst verbunden ist, darf, wenn auch Widerspruch, doch keine Feindschaft erwecken. Gewiß würde auch der Geist unsers Verstorbenen nicht zürnen, wenn ihm erwidert würde, daß zwar allerdings die Ungleichheit aller Geschöpfe und also auch der Menschen in der Natur begründet ist und daher in Gott ihren Ursprung hat, daß wir aber darum doch gar keine Ursache haben, diese natürlichen Ungleichheiten, die als Hindernisse des Genusses und des zeitlichen Glücks gewiß nur eingesetzt sind, um durch das Streben, sie zu überwinden, als ein Mittel zu unserer Vervollkommnung zu dienen, noch durch eine künstliche und unnatürliche Ungleichheit, nämlich durch einen angeborenen Unterschied der Stände willkürlich zu vermehren, daß vielmehr die Lehre Christi selbst, durch welche uns der Wille Gottes offenbart worden ist, darauf hinweist, daß die Menschen als Kinder Gottes, als Brüder leben sollen, wodurch denn eine ungleiche Vertheilung zeitlicher Güter und Vorzüge, soweit sie durch menschliche Institutionen künstlich erzeugt wird, schon von selbst ausgeschlossen ist.

Der Verstorbene, der übrigens sichern Kennzeichen und seinen eignen Andeutungen nach in Preußen zu Hause ist, richtet seine Opposition zunächst gegen die Beamtenwelt, die er der Sucht des Vielschreibens und Vielregierens, des Hochmuths, vermöge dessen sie eine neue Aristokratie zu bilden suche und als eine geschlossene und fest zusammenhaltende Körperschaft jedem Widerstande zu begegnen wisse, der Parteilichkeit für den Geringern und Armen gegen den Vornehmen und Reichen, wodurch der Letztere tausend Angriffen und Mishandlungen ausgesetzt werde, des Eigennutzes in der Ausübung der ihnen zugestandenen Entschädigungsrechte und mancher andern Laster anklagt. Diese Beschuldigungen, die freilich zu scheinbarer Milderung in der Erzählung, in der sie vorkommen, einem mürrischen, durch vielfaches Unglück erbitterten, auf seinen alten Adel hartnäckig stolzen, alten Gutsbesitzer in den Mund gelegt werden, sind darum doch nicht minder ungerecht und hart. Der Verstorbene, der sich im Gespräch mit dem alten Murrkopf selbst redend einführt,

widerspricht ihm zwar auch und fügt die Bemerkung hinzu, der Alte sei in seinem Unmuth ebenso erhitzt als ungerecht geworden, habe das Ueble übertrieben und dagegen hunderterlei Gutes mit Stillschweigen übergangen; indessen zeigt sich doch deutlich genug, daß diese Beschwichtigung beiweitem weniger ernst gemeint ist als die Anklage selbst. Ref., der Gelegenheit gehabt hat, den Beamtenstand in Preußen sowol wie in andern Ländern kennen zu lernen, miskennt die Fehler nicht, die dieser wie allen menschlichen Institutionen ankleben, gegen die übertriebenen und offenbar aus einem durch einzelne unangenehme Erfahrungen gereizten Gefühl hervorgehenden Beschuldigungen des Verstorbenen aber muß er diesen Stand dennoch in Schutz nehmen. Der esprit de corps, der sich bei den preußischen Beamten gebildet hat, wenngleich wol, wie dies überall und in andern Ländern noch weit mehr der Fall ist, hin und wieder in Anmaßung und Nepotismus ausartend, beruht dennoch ursprünglich auf einer ehrenhaften, streng rechtlichen Gesinnung, welche die Ehre des Standes auch nach außenhin zu vertheidigen und unangetastet zu erhalten sucht. Eigennutz, wenn er auch in einzelnen Fällen vorkommen mag, ist gewiß kein allgemeiner Fehler der preußischen Beamten, und wer die Bestechlichkeit und Habsucht der Staatsdiener aller Classen bei unsern westlichen und östlichen Nachbarn kennen gelernt hat, wird die Uneigennützigkeit der Angestellten in Preußen auf einer hohen Stufe finden. Wenn sie wirklich den Armen auf eine parteiische Weise gegen den Reichen in Schutz nähmen, so würde dies grade für ihre Uneigennützigkeit sprechen, da bei solchem Verfahren nichts zu gewinnen ist. Gewiß sind die Armen ebenso geneigt, grade das Gegentheil zu behaupten, und von unsern Radicalen hört man oft genug die entgegengesetzte Beschuldigung, woraus denn abzunehmen sein dürfte, daß die preußischen Beamten in diesem Punkt eben die richtige Mitte halten. Auch scheint es im Allgemeinen nützlicher zu sein, wenn der Schutz des Armen gegen den Reichen etwas zu sehr berücksichtigt wird, als wenn das Gegentheil der Fall wäre, da der Arme dieses Schutzes im Ganzen beiweitem mehr bedarf als der Reiche, dem durch sein Vermögen schon hinlängliche Vertheidigungsmittel zu Gebote stehen, und der nur zu oft geneigt ist, sich für besser als den Unvermögenden und jeden Anspruch des Letztern für einen Eingriff in seine Rechte zu halten. Kann nun gleich der Angriff des Verstorbenen auf einen Stand, der im Ganzen höchst achtungswerth ist, nicht gebilligt und der Inhalt seiner Anklagen nicht zugestanden werden, so dienen doch die Gewandtheit, der Witz und der feine satirische Humor des Angreifenden als Verdienste der Form dem Leser auch hierbei zu großer Belustigung und sollte auch den Angegriffenen selbst, die wohl wissen, daß diese Dinge in der Praxis ganz anders sind, als sie nach außenhin erscheinen, wenn sie verständig sind, mehr zur Erheiterung als zur Erbitterung gereichen. Um unsern Lesern von der tiraillirenden Kriegführung des Verstorbenen und zugleich von dessen Styl eine deutlichere Anschauung zu geben, möge nachstehendes Schreiben desselben hier eine Stelle finden. Man muß wissen, daß in der Provinz, die der Verstorbene bewohnte, zur Wahl eines neuen Directors bei einem im Interesse der Stände bestehenden Institute geschritten werden sollte. Der Verstorbene, der hierbei ebenfalls sein Votum abzugeben hatte, reichte dasselbe in folgender schriftlichen Abfassung ein.

„Geehrteste Herren! Da ich als ein halber Einsiedler lebe, so bin ich dergestalt unbekannt mit den markanten Talenten unserer Provinz, daß für mich wirklich so gut wie gar keine da sind, ebenso wie der Blinde keinen Begriff von der Farbe hat. Vielleicht hätte mir die aus Prellau mitgenommene lange Nase fruher als Fühlhorn dienen können, aber sie existirt leider nicht mehr. Demungeachtet wünschte ich sehnlich, populair zu stimmen, um im Voraus gewiß zu sein, mich der Mehrheit anzuschließen, damit mir es nicht etwa so gehe wie dem seligen Grafen S... auf unserm Landtage, der bei der Landesältestenwahl nur eine einzige Stimme für sich hatte, welches seine eigne war. Ich werde daher meine Wahl auf eine moralische Person fallen lassen, und darf ich nach der Analogie bisheriger Ereignisse schließen, so glaube ich auf dem rechten Wege zu sein, um mir ihren ganzen Beifall zu erwerben. Mit Einem Worte, ich gebe meine Stimme von Neuem wieder Niemand anders als: dem alten Schlendrian." Mit Zuversicht glaubte ich nun, mich recht sehr beliebt gemacht zu haben, aber, o Schrecken! wie umgekehrt kam es! Das Institut belangte mich injuriarum, und noch schwebt der furchtbare Proceß.

Der Verstorbene steht ferner in Opposition mit dem scheinheiligen Pietismus, der gehässigen Verketzerungssucht und der affecirten Stockgläubigkeit, die heutiges Tages immer größern Raum zu gewinnen weiß und zu einer so furchtbaren Macht heranzuwachsen droht, daß der kräftigste Widerstand dagegen zur Pflicht wird für Jeden, dem Vernunft und Wahrheit einen Werth haben. Auf diesem Kampfplatz sieht man den Verstorbenen gern die unerbittliche Geißel seines Witzes schwingen, wenngleich auch hierbei persönliche Angriffe vorkommen, die man wenngleich belachen, doch zugleich auch tadeln muß. So sagt er z. B. von einem gewissen Professor (er nennt ihn Rückwärts), den die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Philosophie zum Glauben, und der Glaube an den Hof geführt haben soll, daß, seitdem er dort Aufnahme gefunden, „selbst seine Hosen Protectorfalten schlagen". Dieser originelle Einfall könnte unsere Kleiderkünstler leicht auf die Erfindung eines neuen Schnittes für besagtes Kleidungsstück führen und Hosen à la Crommel in die Mode bringen. Nachdem nun die Antipathien des Verstorbenen, wenigstens die hauptsächlichsten derselben, besprochen worden, scheint es angemessen, auch von seinen Neigungen Einiges anzuführen. Hier findet sich nun zunächst ein tiefliegender innerer Trieb zu unmittelbarer Anschauung des Lebens und insbesondere der Natur. Durch eine reichliche Befriedigung dieses Triebes ist er zu einer seltenen Schärfe der Auffassung gelangt, und die fortwährende Uebung, das Aufgefaßte durch mündliche und schriftliche Mittheilung sich und Andern zum Bewußtsein zu bringen, hat ein seltenes Talent der Darstellung zur höchsten Ausbildung geführt. Beschreibungen von Gegenden, Gebäuden und Kunstwerken liefert er in größter Vollkommenheit. Eine zweite Neigung des Verstorbenen hing mit der erstern genau zusammen, nämlich die zum Sch

zur Satire. Wer das Thun und Treiben der Men-
in vielfach wechselnder Bewegung an sich vorüber-
läßt und sie in tausend verschiedenen Verhältnissen
Auge faßt, dem zeigen sich zunächst ihre Schwächen
Unvollkommenheiten. Diese in ihren charakteristischen
schiedenheiten aufzufassen und darzustellen, besitzt der
orbene ebenfalls ein durch lange Uebung erhöhtes
it. So faßt er denn menschliche und gesellige Ver-
sse mit einer gewissen ironischen Ueberlegenheit am
n von ihrer lächerlichen Seite auf, und selbst da,
r mit und über Menschen in wahrer Zuneigung
t, hüllt sich diese gern in das Gewand des Scher-
wogegen aber auch sein Angriff, selbst der wohlge-
und richtig treffende mehr neckt als verwundet, mehr
t als kränkt und immer als anmuthiges Spiel er-
t, dessen graziöse Bewegung durch heftige Leiden-
niemals entstellt wird. Der Verstorbene zeigt fer-
ine entschiedene Neigung zu veredeltem Lebensgenuß.
Neigung ist zwar allgemein genug verbreitet, wird
doch wol nur in höhern Ständen so ins Detail
als wahres Studium und Geschäft betrieben, so-
ie in bewußter Theorie bis zu den kleinsten Be-
ichkeiten und Einrichtungen hinab auf Grundsätze
Regeln gebracht wird. Hier zeigt sich denn selbst
ingen, die der gewöhnliche Mensch wie instinktmä-
ig unbewußt verrichtet oder in sich aufnimmt, reif-
Ueberlegung und Absicht. Wenngleich nun dem ge-
ichen Sinn ein solches Raffinement, auf die klein-
äglichen Genüsse angewandt, als etwas Kleinliches,
etrachtung Unwürdiges erscheinen möchte, so bin ich
weit entfernt, diese Neigung zu tadeln, vielmehr
sie mir als eine Aeußerung angeborenen Kunstsin-
die den Genuß des Lebens in jedem Moment zum
ßtsein zu erhöhen und zu adeln vermag, mit einer
Richtung des Gemüths sehr wohl vereinbar zu
Auch zeigt sich der Verstorbene nicht nur bei sol-
Einzelnheiten, sondern auch da, wo er Kunstwerke,
de, Anlagen u. dgl. beurtheilt, als ein Mann von
Geschmack und tiefer Einsicht. Weniger begreiflich
it es, wie bei dieser der Beförderung eines bis in
insten Einzelnheiten verfeinerten Lebensgenusses zu-
ten Richtung der Verstorbene sich doch zugleich ei-
tschiedenen Abneigung gegen die industrielle Rich-
der Zeit hingeben kann, die doch eben in jenem
zur Erleichterung und Verbreitung eines feinern
enusses ihren Ursprung hat. Freilich ist diese Rich-
em aristokratischen Princip diametral entgegengesetzt,
ivilegium und Industrie sich gegenseitig vernichten.
ieser Umstand aber läßt auch hoffen, daß der Ver-
bei seinem sonst so scharfen Blick und seiner rich-
Einsicht in alle Lebensverhältnisse mit allen Vor-
n seines Standes endlich zu der Ueberzeugung ge-
werde, daß die Stellung der Geburtsaristokratie
die unhemmbare Bewegung der Zeit nicht mehr
ist. Jene starren Verfechter des Alten, die in
olitischen Theorien das historische Princip gleichsam
gepachtet zu haben glauben, jene Kreuzprediger
des Privilegiums, die auf die sogenannten papiernen Constitutionen mit einem vornehm-verächtlichen Seitenblick herunterschauen und das Privilegium vielleicht nur darum vorziehen, weil es auf Eselshaut geschrieben ist, mögen sie auch so geschickt, so consequent und kenntnißreich sein als die Mitarbeiter des „Berliner politischen Wochenblatts", doch werden sie die kolossale, die unwiderstehliche Macht der Industrie nicht wegleugnen können, die am Ende doch auch eine historische Thatsache ist. Sollte man doch fast glauben, daß sie die Gegenwart und die aus ihr sich genetisch entwickelnde Zukunft gar nicht zur Geschichte rechnen wollen. Darum werden auch jene französischen Politiker, die man, weil sie auf hohlen theoretischen Grundlagen, auf lebensleeren Doctrinen ihr Staatsgebäude aufrichten, mit Recht ironisch Doctrinairs nennt — darum werden auch diese vor den unaufhaltsamen Bewegungen der Zeit nicht bestehen, weil sie den Thatsachen der Gegenwart in ihren Theorien keinen Platz vergönnen. Hartnäckig erklären sie die erbliche Aristokratie für ein nothwendiges Element des Staatslebens, da sie doch in Frankreich schon ein Unmögliches ist, in Deutschland, wo sie ihre Bedeutung fast überall schon gänzlich verloren hat, blos noch in leeren Titeln existirt und kärgliche Vorzüge nur eben noch den zufälligen Begünstigungen fürstlicher Vorurtheile verdankt, in England aber und andern Staaten in dem Maße zurücktreten und erlöschen muß, als Intelligenz und Industrie sich in der Volksmasse weiter verbreiten. Der Verstorbene zeigt überall eine so schöne Freiheit von Vorurtheilen, ja einen so edeln Haß dagegen, daß man dem Wunsch nicht widerstehen kann, ihn auch von diesem befreit zu sehen. Warum wollte er ein Aristokrat sein, er, der dessen so wenig bedarf; er, der in allen Beziehungen etwas Besseres schon ist und zu sein strebt; er, den der Geist über alle Stände und also auch über den Unterschied der Stände längst hinweggehoben hat?

(Der Beschluß folgt.)

Neue Novellen von Theodor v. Kobbe. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Wenn wir trotz des Titels, welcher eine Reihe neuer Erzählungen verspricht, vermuthen, daß wir es hier mit Erstlingsarbeiten zu thun haben, so sind wir dazu vollkommen berechtigt. Die rohe, schwerfällige und selbst sprachwidrige Form, in welcher ein sonst unverkennbares Talent hier auftritt, unterstützt diese Vermuthung mit starken Gründen. Dazu kommt, daß wir in den spätern Erzählungen eine anwachsende Geschicklichkeit und eine bessere Beherrschung des Stoffes wahrnehmen, während die erste Erzählung die ganz ungeübte Feder nicht verleugnen kann. Diese Eingangsnovelle: „Das Einlager", ist im Plan und Anlage höchst ungeschickt, ziemlich unbedeutend in ihren Tendenzen, und verwerflich, was Sprache und Ausdruck anlangt. Der Verf. ringt mit der deutschen Sprache, die entweder nicht seine Muttersprache ist, oder die er verlernt hat; geschmacklose, aber witzig sein sollende Auswüchse schießen überall aus dem Stamm der Erzählung hervor, und offenbarer Widersinn macht uns für den Verf. bange. Dessenungeachtet müssen wir ihm ein Talent für sichere Charakteristik, anziehende Gruppirung und überraschende Ausgänge schon hier zugestehen. „Das Einlager" ist eine schlechte Erzählung, schlecht vorgetragen, in welcher der

altdeutsche, nur noch in Holstein erhaltene Rechtsgebrauch des Einreitens — Einlagers — wodurch ein Gläubiger seinen Schuldner zur Zahlung zwingt, zu sonderbaren, doch auf zu tragische Art gelösten Verwickelungen Anlaß gibt. Der muntere, leichtfertige Ton des Ganzen steht mit dem ergreifenden Ausgange in keinem richtigen Verhältniß, und der Verf. versteht es so übel, unsere Theilnahme zu fesseln, daß er S. 48 z. B. geschmackloserweise ausruft: „Doch genug der Episode, die den Erzähler zittern und unfähig macht, die Puppen seiner Novelle gehörig vor das Auge des Schauenden zu führen."

Auf diese Arbeit eines Anfängers im Erzählungsfach folgt jedoch sofort eine von Seiten der Erfindung und der Einkleidung höchst achtbare kleine Erzählung. „Der dritte November" ist ein talentvolles Product, schon des darin herrschenden Humors, der Selbstironie wegen, zu der es ein entschieden mittelmäßiger Kopf selten oder niemals bringt. Die Anhänger der ironischen Schule haben darin Recht, daß die Ironie als ein sicheres Zeichen der Ueberlegenheit gelten muß; nur dann irren sie, wenn sie die ironische Geistesrichtung an sich für productiv halten. Die Ironie ist stets Negative; sie ist wesentlich kritisch und kann nur in Verbindung mit der Phantasie productiv werden. Ironie außerhalb dieser Verbindung ist für die Kunst gänzlich todt. Phantasie und Ironie verbunden, sind zu den besonnensten Leistungen der Kunst berufen, wie schon Tieck's Beispiel lehrt, selbst wenn wir von Voltaire absehen wollen, bei dem in dieser Beziehung die innigste Schmelzung stattfand. Unsers Verf. Ironie ist indeß mehr gegen den Leser gerichtet als gegen sich selbst. Diese kleine Novelle ist lebhaft und sicher mit mehr sprachlicher Gewandtheit erzählt, und wäre in dieser Beziehung löblich, wenn sich der Verf. vor anstößigen Phrasen, wie: „Mehr Freude hauchend kann Ichor, das Götterblut, nicht in den Himmlischen pulsiren, als es mein irdisches in mir that", oder: „auch ich heile meine Wunden mit dem Balsam der Erinnerung, er hat mehr Wahrheit (wer? der Balsam?) als alle zweimal zwei auf der Erde" — mehr in Acht nehmen wollte. Daß der Erzähler eine Geschichte träumt und sie für erlebt hält, ist zwar an sich ein verbrauchtes Motiv; aber selten werden so anziehende Geschichten geträumt und in so zierlicher Einkleidung vorgestellt als diese. Hier ist ein heitres Talent unverkennbar, dem nichts fehlt als eine fernere Pflege, Reinigung, Läuterung.

Den zweiten Band nehmen wieder zwei Novellen ein. „Die Kreuzsteine", erzählen eine sächsische Volkssage, kurz und wirkungsvoll, bei der das Rührende darin besteht, daß die zurückgebliebene Liebende das täglich zerstörte Denkmal des erschossenen Geliebten, fünf Kreuzsteine mitten auf der Landstraße, täglich wieder zurecht legt, so lange bis sie stirbt. Die zweite Novelle: „Quis pro quo", kann für einen Roman gelten, dessen Dimensionen sie darstellt. Es ist eine ungemein frische, kräftige Variation über ein oft gehörtes Thema, die Doppelgängerei, in der sich die ganze Eigenthümlichkeit des Erzählers kundgibt. Der Verf. ist offenbar ein vielgereister, mit vielen Lebensverhältnissen bekannter, an Beobachtungen und Erinnerungen reicher Mann, der seine Erfahrungen auf glückliche Art anzuwenden weiß. Als Erzähler zeichnet ihn eine gewisse besondere, eigenthümliche Keckheit aus, mit der er bekannte Individualitäten, Namen, Personen und Localitäten mitten in seine Erfindungen hineinwirft, sodaß diese den Schein wirklicher Erlebnisse annehmen müssen. Er nennt Gelehrte, Staatsmänner, Gastwirthe, Dichter, kurz public characters aller Art sogleich mit Namen, gleichsam als Gewährsmänner für die Wahrheit seiner Erzählung. Das ist eigenthümlich und wird, wenn wir nicht irren, Glück machen. Ohne eine besonders gründliche Bildung wohnt dem Verf. mancherlei Wissen bei, das er uns ohne Umstände sehen läßt. Ueberaus glücklich aber ist er, trotz dem, daß er immerfort mit der Sprache kämpft und logische und sprachliche Verstöße häuft, in poetischen Bildern nach Art Heine's. Gebraucht er hier einen deutschen oder fremden Ausdruck falsch, so bietet er dafür durch frischen, kräftigen Witz und sprechende Bilder Ersatz. Hier heißt es z. B. mitten in einer Schilderung der Natur im Morgenschlaf: „Nur die Wasserräder der nahen Mühle, die keines Schlafs bedürfen, waren wach und drehten sich nach ewigen Gesetzen, indem sie ihr angebornes Lied mit den stürzenden Fluten dahinrauschen ließen"; dort: „Das Dampfschiff hatte inzwischen seine Spazierpfeife in gleicher Cadenz fortgeraucht"; weiterhin: „Das gründliche Studium hamburger Aerzte hatte entdeckt, daß die hamburger Cholera (vermuthlich wegen des dort grassirenden Plattdeutsches) keine asiatische, mithin keine Krankheit sei, die den Ort, der ohnehin wie ein französischer König nicht sterben, also auch nicht krank sein kann, als einen ungesunden bezeichnete". Für dergleichen frische Bilder und lustigen Witz übersehen wir gern eine Menge sprachlicher Unrichtigkeiten (wie z. B. S. 136 „seine versuchte Thorheit" u. dergl. m.) und prognosticiren dem Verf., wenn er seine Diction erst wird geläutert haben, um des neuen, frischen und eigenthümlichen Geistes seiner Erzählungen willen, einen künftigen ungewöhnlichen Beifall. 2.

Notizen.

Zur russischen Literatur.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint in Petersburg eine neue russische Zeitschrift unter dem Titel: „Biblioteka dlja ctenija" (Lesebibliothek), herausgegeben von dem Buchhändler Smirdin. Alle ausgezeichneten Schriftsteller Rußlands haben sich zu derselben vereinigt; sie ist nicht nur der Literatur, sondern auch der Industrie gewidmet. Die Redacteure sind Gretsch und Senkowski, beide bekannte russische Schriftsteller. Senkowski, Professor an der petersburger Universität, hat auch ein polnisches Werk herausgegeben: „Collectanea z dziejów tureckich" (Collectaneen zur polnischen Geschichte aus der Zeit der Türkenkriege).

In Moskau erscheint ein russisches Blatt: „Der Telegraph", der Redacteur desselben ist als ein talentvoller Mann bekannt, aber auch als sehr vergeßlich, denn fast in jedem Jahre vergißt er die letzten Nummern seines Journals auszugeben. So hatte er auch sein Versprechen, seiner Zeitschrift jährlich einen Theil der sogenannten „Russischen Bibliothek", welche wichtige und bis jetzt unbekannte oder seltene historische Actenstücke enthalten sollte, beizufügen, bisher nicht erfüllt. Um so angenehmer ist den Freunden der russischen Literatur die Anzeige, daß nun der erste Band der „Russischen Bibliothek" bis auf wenige Bogen abgedruckt ist und nächstens ausgegeben werden wird. Sein Inhalt ist sehr interessant, u. A. findet man: 1) Tractat des Königs von Polen Kasimir mit Nowgorod, 2) Privilegien Litthauens, 3) Auszüge aus den warschauer Kronacten, 4) Nachrichten über die Kriege Polens mit Rußland zur Zeit der Minderjährigkeit Iwan des Grausamen. Auch soll der zweite Band nicht lange ausbleiben.

Im Dec. v. J. hat die kaiserl. Akademie zu Petersburg die Poesien der Elisabeth Kullmann, einer im 17. Jahre verstorbenen russischen Dichterin, herausgegeben. Die in der Vorrede enthaltene Lebensbeschreibung derselben kann man nicht ohne Rührung lesen. Schon im 9. Jahre zeichnete sie sich durch eine reiche Phantasie und bewunderungswürdige Auffassungsgabe aus. Ihre liebste Beschäftigung war die Erlernung von Sprachen, im 14. Jahre las sie die Dichter alter und neuer Zeit im Original. Eine treffliche Uebersetzung des Anakreon von ihr befindet sich in dieser Sammlung. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 149. — 29. Mai 1834.

Tutti Frutti.* Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 148.)

Endlich zeigt sich bei dem Verstorbenen neben vielen weltlichen Neigungen, die hier bezeichnet worden sind, auch noch eine höhere religiöse Tendenz. Sie gestaltet sich bei ihm als eine Art von Naturdienst, denn Gott offenbart sich ihm, wie er sagt, bald in der Geliebten, bald in der Pracht der untergehenden Sonne, bald in dem majestätischen Dome des von tausend Sängern belebten Waldes, bald im Genuß einer guten That, in der Entsagung aus Liebe zum Rechten, ja auch im innigen Wohlsein unbescholtener Jugend, in den Werken der Kunst und des Genies, in dem glücklichen Bewußtsein einer eignen gelungenen Schöpfung und noch in vielen andern, wenn auch sinnlichen Dingen. Das Kennzeichen dieser Innewerdung Gottes ist ihm das Gefühl reiner seliger Freude. Daß diese Seligkeit nur mit Hülfe der Bibel oder des Korans, nur in der Kirche oder Moschee zu finden sei, leugnet der Verstorbene; vielmehr sei sie überall, wo der Geist sich zum Allmächtigen erhebe, wo der Mensch gut sei, oder da selbst, wo er eben keine Opfer bringe; Kreuz und Leiden, Gerippe, Opferthier und Tod seien dazu nicht nothwendig, wol aber Liebe zu Gott, seiner Schöpfung und sich selbst. Die wahre Religion verstatte jeden Genuß, den die Vernunft erlaubt, und verdoppele ihn durch Heiligung auch des Geringsten. In diesen Grundsätzen ist allerdings der nothwendige Inhalt der Religion, wenngleich nicht ganz vollständig enthalten; auch widersprechen sie dem Christenthum nicht. Dieses aber steht noch um eine Stufe höher. Wenn nämlich jene Naturreligion, zu der sich des Verstorbenen freier Geist bekennt, die Seligkeit in den Momenten findet, wo wir uns Gottes mittels der Eindrücke des äußern, oder auch des geistigen innern Lebens bewußt werden, zeigt uns das Christenthum, daß eine andere Seligkeit als die in der Gemeinschaft mit Gott bestehende gar nicht existiren kann; daß aber diese, unabhängig von Allem, was blos äußerlich ist, immerdar bestehen könne und solle, der Christ also selbst mitten in Kreuz und Leiden, selbst beim schwersten Opfer und in der Stunde des Todes das Mittel zur Seligkeit in sich trage. Wenn also Kreuz und Leiden zur Seligkeit nicht nothwendig sind, so können sie doch ein Maßstab unserer christlichen Gesinnung, ja ein Mittel zur Befestigung in derselben werden, indem wir nämlich der Lehre des Christenthums gemäß auch im höchsten Erdenschmerze an Gott festhaltend uns noch selig fühlen können. Es ist hierdurch sofort begreiflich, wie auf der höchsten Stufe des christlichen Glaubens das Kreuz selbst zu einem Gegenstand der Liebe, ja von Vielen für ein nothwendiges Bedingniß der Seligkeit gehalten werden kann, da die bestandene Prüfung ein Unterpfand unserer ungestörten Vereinigung mit Gott ist. Christus selbst aber ist der Urtypus dieser vollkommenen Einheit mit Gott, dieser ununterbrochenen Gegenwart Gottes im Menschen, weshalb auch der Glaube an ihn, das Einswerden mit seiner Lehre und Gesinnung als das einzige Mittel zur Seligkeit und seine Wirkung dabei als die Erlösung betrachtet wird.

Da der Verstorbene seine religiösen Ansichten ohne Nachtheil für die Unterhaltung des Lesers in sein heiteres Buch mit eingewebt hat, so durfte es wol gewagt werden, die vorstehenden, vom christlichen Standpunkt ausgehenden ergänzenden Betrachtungen in diesen wiewol auch der Unterhaltung gewidmeten, doch ernstern Bericht aufzunehmen.

Um das Wesen unsers Schriftstellers deutlich zu machen, ist er hier in seinen Neigungen und Abneigungen, in denen ja der Charakter sich abspiegelt, dem Leser vor Augen gestellt worden, und wenn hierbei einige Polemik nicht unterdrückt werden konnte, so möge diese zugleich als ein Beweis der Achtung vor dem Verstorbenen gelten, da nur ehrenwerthe Gesinnungen und Ansichten ernster Beleuchtung werth sind. Hat aber hierdurch auch die Untersuchung einen ernstern Charakter angenommen, so möge der Leser nicht fürchten, durch das Buch selbst etwa auch in eine seiner Stimmung und Erwartung wenig zusagende Region trüber Betrachtungen und weitläufiger Controverse geführt zu werden. Dieses erhält sich vielmehr vom Anfang bis zu Ende in dem klaren Licht eines heitern Gemüths und bedeckt schalkhaft die innere Tiefe gemüthvollen Ernstes mit dem Schleier leichten Scherzes und unzerstörbarer Laune.

Es bleibt für jetzt nur noch der Inhalt der reizenden Sammlung in seinen einzelnen Theilen näher anzugeben, wobei sich denn zu manchen Betrachtungen wol noch Ge-

legenheit findet. Der erste Theil beginnt mit einer ehrfurchtsvollen Dedication an den preußischen Staatsminister Fürsten zu Wittgenstein, die vielleicht ein mit Absicht ergriffenes Mittel ist, um mancherlei in dem Werk enthaltene Winke über möglich scheinende Verbesserungen gleich an einen Ort gelangen zu lassen, wo sie den wirksamsten Erfolg finden können, und die von dem Verstorbenen mit dem höchsten Lobe anerkannte Humanität dieses Staatsmannes dürfte die satirische Form, in der so Manches vorgetragen ist, vielleicht um des höhern Zweckes willen übersehen. In einem hierauf folgenden Sendschreiben an Varnhagen von Ense erkennt der Verstorbene dankbar die Verdienste an, die sich dieser geistreiche Kritiker nächst Göthe durch die günstige Beurtheilung seiner früher erschienenen Briefe um den Erfolg und die Verbreitung derselben erworben hat, und begegnet zugleich mit scharfem Spotte einigen härtern Urtheilen, die theils von erzürnten Frömmlern, theils von erbitterten Radicalen und namentlich von Börne über ihn gefällt worden sind. Hierauf folgt „Ein Besuch im Herrnhutischen", der jenes Sectenwesen in seiner eigenthümlichen äußern Erscheinung mit komischen Zügen lebendig und geistreich darstellt. Das Ganze muß als eine gegen die heutigen Kopfhänger abgefeuerte Rakete betrachtet werden. Im Vergleich mit diesen können jedoch die Herrnhuter, die sich stets von jeder politischen Einwirkung sorgfältig fern gehalten haben, nur gewinnen. In Hinsicht der aus dem alten Gesangbuch der Brüdergemeinde hier mitgetheilten Kirchenlieder, die zur Schonung der weiblichen Leser größtentheils mit griechischen Buchstaben abgedruckt sind, muß bemerkt werden, daß sie lange schon völlig außer Gebrauch gesetzt sind und der Tadel also einen seit mehr als hundert Jahren verflossenen Zeitraum trifft. Diese Lieder sind sämmtlich von dem Grafen von Zinzendorff selbst gedichtet, der, wiewol von echter Religiosität tief und ganz durchdrungen, doch, in einem wunderlichen Irrthum befangen, das materielle Leben, ja dessen sinnlichste Erscheinungen auf eine mystische Weise im christlichen Sinn zu heiligen suchte und dadurch in einen Abgrund bis zur Unglaublichkeit barocker Albernheiten verfiel. Das Auffallendste ist, daß diese Lieder, welche in dem Gewande eines kindischen christlich-poetischen Jargons die crassesten Obscönitäten enthalten und alle Mysterien der Ehe bis in das kleinste Detail als christlich-sacramentalische Functionen vorbilden, von Chören der Jungfrauen und Ehefrauen gewiß in reinster Herzensunschuld frisch von der Leber weggesungen wurden. Man muß hierüber nachlesen, was Varnhagen v. Ense in seiner meisterhaften Biographie des Grafen v. Zinzendorff von diesem Gegenstande sagt. Der dritte Artikel enthält unter dem Titel: „Aus den Zetteltöpfen eines Unruhigen", mancherlei abgerissene Gedanken und Betrachtungen, denen es an pikanten Wahrheiten und aufregendem Reize nicht gebricht. Das Wichtigste hierunter und gewiß der ernstesten Beachtung werth möchte wol Das sein, was über die Art, wie die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Preußen zur Ausführung kommt, gesagt wird. Es scheint darin, abgesehen von einiger, auch hier nicht fehlender Uebertreibung, doch ein starker Beweis davon zu liegen, daß selbst das beste Gesetz (und gewiß ist das preußische Ablösungsgesetz im Ganzen ein sehr heilsames) doch nur unter gewissen, den jedesmaligen Localverhältnissen angepassenden Modificationen zur Anwendung kommen darf. Die unter IV. mitgetheilten „Scenen und Erinnerungen aus meinen Tagebüchern" enthalten höchst anziehende Darstellungen, von denen einige schon in Journalen abgedruckt sind. Hier finden sich unter Anderm ansprechende und wohlgerathene Portraits einiger beim Congreß zu Aachen erschienener markanter Personen, als des Fürsten von Metternich, der Herzöge von Richelieu und von Wellington, des Lord Castlereagh, des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg u. A. m. Ebenso unterhaltend ist die Beschreibung einer von dem Verstorbenen 1817 gehaltenen Luftfahrt. Gegen einige darin enthaltene, freilich an sich nicht sehr wesentliche Angaben ist vor Kurzem von Seiten des Besitzers des Ballons, Hrn. Reichard, Widerspruch erhoben worden. Der zweite Theil beginnt mit einem humoristischen „Brief an den geneigten Leser", worin der Verf. den Empfang mehrer, durch sein früheres Werk veranlaßten, bei ihm eingegangenen Briefe anzeigt und sich namentlich gegen einen der Briefsteller über seine religiösen Ansichten, woran dieser Anstoß genommen, näher erklärt. Die hier vorkommenden Aeußerungen des Verstorbenen bestätigen, daß derselbe des religiösen Gefühls und der Frömmigkeit zwar nicht ermangelt, doch aber das Christenthum nicht aus dem richtigen Standpunkt betrachtet, indem er annimmt, daß der in diesen Zeiten so deutlich hervortretende Mangel an religiöser Gesinnung die Erscheinung eines neuen, oder doch eines wiederkehrenden Christus zur Wiederbelebung religiöser Gefühle in der Menschheit wünschenswerth oder nothwendig mache. Es folgt sodann die Schilderung einer von dem Verstorbenen gemachten Gebirgsreise, die, von mannichfachen Abenteuern durchwebt, in anmuthigem Wechsel Lebensscenen aller Art frisch und kräftig vor Augen stellt und nebenher dann auch wieder eine reichliche Dosis jenes launigen und ironischen Elements enthält, das die Productionen des Verstorbenen so anziehend macht. Ein Besuch auf dem Schlosse eines bekannten baronisirten Bankiers gibt Gelegenheit, im Vorbeigehen die Eitelkeit des neuen Adels in seiner Lächerlichkeit zu zeigen, wie denn überhaupt dieser Streifzug zu manchem Streifschusse Veranlassung gibt. Unstreitig ist dieser Artikel der unterhaltendste und pikanteste der Sammlung, weshalb Ref. bedauert, durch den Raum beengt, nicht eines oder das andere Bruchstück daraus mittheilen zu können. Der hierauf folgende Aufsatz: „Die große 10 oder die zwei heiligen Zahlen 1 und 0", bringt in einem, keineswegs reizenden poetischen Negligé jene Beschwerden über die preußischen Ablösungscommissionen von Neuem zur Sprache. Als bloße Wiederholung, und da weder Form noch Inhalt ansprechend sind, wäre dieses Stück, das schwächste der ganzen Sammlung, wol besser ganz daraus weggeblieben. „Der neueste Alcibiades" hingegen enthält eine sehr reizende

Beschreibung einer von dem jüngern Tuvernier in der Malachei zur Verfolgung eines ungeheuern Bären gehaltenen Jagd. Unmittelbar an diese Bärenjagd schließt sich etwas ominös eine briefliche Schilderung des gesellschaftlichen Lebens in Berlin, die sich jedoch nur über den Hof und die Vereinigungen des höhern Adels ausspricht, die dritte Classe der Gesellschaft aber, die des geringern Adels und des höhern Bürgerstandes, wie es heißt, aus Unbekanntschaft völlig unberührt läßt. Gern läßt man sich an der Hand des Verf. einmal in jene, freilich ziemlich enggeschlossenen Kreise führen, doch ist manche darin vorkommende Anspielung und Bemerkung nur Demjenigen ganz verständlich, der den dazu gehörigen besondern Schlüssel besitzt, wodurch denn diese Darstellung für gewisse Cirkel noch einen besondern Nebenreiz gewinnt.

Mag man nun über dieses Allerlei von frischen Früchten urtheilen, wie man will, so wird man ihnen das Verdienst lebhafter Unterhaltung und Anregung und dem Verf. die Gabe einer leichten und anmuthigen Schreibart nicht absprechen können. Obgleich in vielen Beziehungen zu lebhaftem Widerspruch und strenger Mißbilligung anregend, bleibt die Persönlichkeit des Verf. dennoch als eine achtungswerthe und, was in unsern Tagen so viel sagen will, als eine scharf bestimmte und mit offener Unabhängigkeit auftretende Erscheinung stehen, und gewiß wird kein Leser dieser ersten beiden Bände die folgenden ohne lebhaft gereizte Erwartung in die Hand nehmen. 16.

Neueste französische Romane.

1. **Boiteuse et bossue par Mdme. *de M****.**

Die Heldin dieser Geschichte ist hinkend und buckelig, sonst geht Alles im gewöhnlichen Gleis nach der Regel, ausgenommen allenfalls der Name der hinkenden Schöne, welcher gleichfalls hinkt; statt Eudoxie heißt sie Euxodie. Der Vater nennt sich Fitz-Allan, ist ein Irländer, schifft sich nach Ostindien ein, wo er einen bedeutenden Posten erhalten hat; seine Frau begleitet ihn, Euxodie bleibt in Frankreich bei ihrer Tante Amenaide, welche sie auf dem Lande erzieht. Ihre Aeltern kehren mit Reichthümern beladen nach Frankreich zurück. Die kokette Madame Fitz-Allan erschrickt beim Anblick ihrer häßlichen Tochter. Die Familie läßt sich in Paris nieder. Euxodie verliebt sich in einen Prinzen Leopold; bald erfährt sie aber, daß der Geliebte sie blos um ihres großen Vermögens willen heirathen will, daß er ihre intimste Freundin Zenobie liebt; sie entsagt seiner Hand, die Mutter darüber erbost, verstößt Euxodie, welche zu ihrer Tante flüchtet. Nun wendet sich das Blatt. Hr. Fitz-Allan macht schlechte Geschäfte; Euxodie, welche das Vermögen ihrer Tante geerbt, theilt ihren Wohlstand mit den in dürftige Umstände versunkenen Aeltern. Das Lieben hat sie aufgegeben, und das ist das Gescheiteste, was man thun kann, wenn man lahm und mit einem Höcker gestraft ist. Bei dieser Geschichte befindet sich noch als Zugabe die Geschichte der Tante und ihres Gatten Hrn. de St.-Albe und die Abenteuer der Mlle Claire Frémont.

2. **Schildine par *J. Lesguillon*.**

Madame de Marcilly ist die reiche Witwe eines Obersten; sie hat einen Liebhaber, Hr. von Sassenaye, und eine Tochter, Schildine, die aus der Pension in die Welt tritt und durch ihre Schönheit Aller Augen auf sich zieht, besonders aber die Blicke des Courmachers der Frau Mama. Die Jungfrau hegt nicht den mindesten Argwohn über die Verhältnisse des Hrn. Adolphe zu ihrer Mutter, und da er jeden Tag ins Haus kommt, so gibt sie sich unbesorgt ihrer keimenden Neigung hin. Madame de Marcilly traut dem jungen Herrn nicht; ihre Eifersucht erwacht und wird bald gerechtfertigt. Ihre Eitelkeit fühlt sich bitter beleidigt, sich einer jüngern schönern Nebenbuhlerin aufgeopfert zu sehen; sie schwört im Beisein Adolphe's, daß Schildine nie seine Frau werden soll, worüber Adolphe ruhig lächelt; er will sie auch eben nicht zur Frau, sondern blos zur Maitresse. Ein zweiter Bewerber zeigt sich, Ernest Deligny; die Mutter führt ihn nebst ihrer Tochter aufs Land, wo diese ihm ihre Hand reichen soll. Adolphe folgt den beiden Frauen und hat eine heimliche, mehr als zärtliche Zusammenkunft mit der Tochter. Schildine entdeckt sich ihrer Mutter, die ihrerseits der Tochter ihr Einverständniß mit Adolphe enthüllt. Schildine stürzt sich ins Wasser, Ernest rettet sie und erliegt in einem Duell mit Adolphe, der zuletzt Schildine heirathet. Bis dahin hat Lesguillon's Roman das Verdienst einer nicht gewöhnlichen psychologischen Zergliederung und Darstellung der Leidenschaften in einem natürlichen und gesunden Style. Die Katastrophe ist blutig und paßt nicht zum Uebrigen. Manche Stelle erinnert an das letzte Drama Alexander Dumas': „Angèle".

3. **Vieux mari et jeune femme, par Mad. *Dupuy de Salornay*.**

Hr. Francheville, der einen bedeutenden Posten im Finanzministerium begleitet, heirathet eine junge Waise, Emmeline Reignier, deren Vater er sein könnte. Das ist eine große Dummheit, noch dümmer aber ist es von ihm, daß er gleich nach der Ehe seiner jungen Frau einen jungen Cousin vorstellt, der noch dazu Offizier ist. Hr. Francheville ist ein lockerer Zeisig, vor seiner Heirath lebte er mit einer Femme entretenue, diese bringt bei einem Balle in seine Wohnung, um Skandal zu machen. Eduard, der Cousin, beschwichtigt sie mit Geld, und da der Vorfall einiges Aufsehen gemacht, nimmt der edelherzige Cousin Alles auf sich. Daß von dem ungleichen Ehepaar grade die ältere Hälfte zuerst untreu werden würde, hatten wir freilich nicht erwartet; aber es ist so, Mad. Dupuy hat es so gewollt, und es würde uns wenig helfen dagegen zu protestiren. Der alte Taugenichts will eine junge arme Ouvrière verführen. Emmeline durchschaut seine Absicht, wie ihr auch Eduard's Liebe zu ihr klar ist. Für den Augenblick siegt indessen ihre Tugend. Sie gesteht ihm zwar, daß er ihr nicht gleichgültig sei, weiter aber erlangt Eduard nichts, welcher reellere Kost sucht, die er denn auch bei der Frau seines Obersten findet, welche ihm die Hälfte des Wegs erspart. Bald erfährt Eduard, daß Emmeline verreist sei, eine Verwandte zu besuchen; er folgt ihr als Engländer verkleidet; wie er das anfängt, möchten wir wol wissen! Nun geht es aber ziemlich toll durcheinander. Eduard erreicht also die Reisende, schleicht des Nachts zu ihr ins Zimmer und wird mit offenen Armen empfangen; er weiß nicht, daß er an die Unrechte gekommen ist; empört über den geringen Widerstand, den er gefunden, kehrt er nach Paris zurück. Der saubere Francheville ist seinerseits nicht müßig geblieben; er entehrt gewaltsam die Ouvrière und wird eingesteckt; hiermit hätten wir denn doch genug. Hier ist kurz das Ende: Emmeline läuft davon, Eduard ihr nach, die Frau des Colonels läuft diesem, der Colonel seiner Frau nach; Letzterer und Eduard schießen sich, die Frau des Obersten wird getödtet, indem sie sich zwischen Beide stürzt. Francheville wird von einer Maitresse ermordet, welcher er Alles vermacht hat. Noch kommt eine Dame vor, die von ihrem Bruder entehrt wird, der sie nicht kennt; Beide vergiften sich sowie der Gatte der Entehrten.

4. **Une passion secrète, scènes de la vie intérieure par *P. Pons*.**

Vor einigen Jahren erschien ein Roman: „Le prêtre", von Mlle. Sophie Panier; dieser Priester ist ein tugendhafter Mann, in den sich Mutter und Tochter zugleich verlieben, und der die Reize der ganzen Familie besiegt. Im Romane des Hrn. Pons figurirt gleichfalls ein Priester, der aber des Satans nicht Herr wird. Der junge Marturic ist Clerc bei einem Notar zu Bordeaux; er hat Talent, Phantasie, ein gefälliges Aeußere, die Kirche bemächtigt sich seiner, denn er verspricht ein großer Kan-

zelredner zu werden. Abbé Desbarreaux weiß die Mutter eines jungen Mädchens, welches Marturic liebt, zu bewegen, ihm ihre Tochter zu versagen und diese mit einem Andern zu vermählen. Marturic stürzt sich aus Verzweiflung in die ihm von Desbarreaux gestellte Falle.

Achtzehn Jahre sind verflossen. Desbarreaux ist Pfarrer an einer der Hauptkirchen von Paris. Marturic, sein Vicarius, fängt an ihn besorgt zu machen; er ist ihm zu aufgeklärt, seine mildthätige Barmherzigkeit beschämt den Egoismus des alten Priesters. Emilie, die Geliebte Marturic's (Mad. Duval), ist Witwe geworden, endlich gestorben und hat ihrem frühern Geliebten die Vormundschaft über ihre Tochter Henriette übertragen. Diese wächst im Hause des jungen Vormundes auf; man sieht schon, wo das hinauswill. Marturic hat höchst sonderbare Gespräche mit Mlle. Henriette über den Cölibat, über die spartanischen Hagestolze, welche von den Händen der Weiber gezüchtigt wurden, und dergleichen mehr, sodaß zuletzt der Hr. Vicarius das Presbyterium verläßt, ein Institut errichtet und mit seiner Mündel nach Amerika flüchtet, wo das liebende Paar getraut wird. Die Liebe eines Mannes für die Tochter seiner Geliebten scheint uns immer wo nicht unsittlich, doch verletzend. Da Niemand im Buche ermordet, die Handlung mit fleißiger Besonnenheit entwickelt wird und sonst keine Spuren von Raserei zu finden sind, so zweifeln wir sehr am Succeß des Buchs.

5. Pauvre fille, roman fataliste par *Lefloch*.

Der Verf. scheint mit seiner Vaterstadt nicht im besten Verhältnisse zu stehen. Lafére ist eine kleine Stadt, so berichtet er; eine Hauptstraße, vier oder fünf Nebenstraßen, schlecht gebaute Häuser, schmuzige Boulevards, Wasser überall, Sümpfe ringsum, das ist Lafére; die Einwohner sind nicht besser als die Stadt, kalt, neidisch, wild und bösartig. Durch diesen lieblichen Aufenthalt reist der Herzog von Angoulême, die Behörden sind versammelt, Neiska und ihr Bruder unterhalten sich über ihren Vater, der sich so stattlich in der Uniform eines Capitains der Nationalgarde ausnimmt. Neiska nimmt sich ihrerseits sehr stattlich in ihrem weißen Sonntagskleide aus, ein Cavalier aus des Herzogs Gefolge schaut auf sie mit Entzücken; er hat sein Ideal gefunden: „Oh, quel est notre transport quand soudain apparait matérialisée, tangible, cette divinité rêvée — votre poitrine est haletante, votre sang ne circule plus; vos pieds se collent au sable, et si ce n'était le regard que vous promenez sur votre terrestre Cypris, si ce n'était cette agitation de vos lèvres, qui bourdonnent en se contractant: „quelle est jolie", on dirait de vous une de ces pétrifications qui solidifient le néant; was das Petrefact im Schilde führt, ist uns noch nicht recht klar, aber auf der Stirne des Capitains der Nationalgarde bemerken wir Spuren von finsterer Schwermuth, die uns bange machen; es setzt gewiß etwas ab, entweder frißt er den Herzog von Angoulême auf, oder seine Tochter, oder gar sich selbst. Einstweilen geht Neiska mit Emile in der Seufzerallee spazieren. Emile schreit mit einem Male: „Neiska, je vous aime". Diese Worte, welche, aus Emile's Eingeweiden herausgerissen, mit einer todwüthenden Energie und einem geheimnißvollen Accente vorgebracht werden, erschrecken Anfangs Neiska, die aber bald über die Exaltation Emile's in Lachen ausbricht; „Emile", sagt sie zu ihm, „appaisez-vous, du calme". Die Narrheit ihres Geliebten steckt sie aber selbst an, denn als sie einen Vogel vorbeifliegen sieht, ruft sie ihm zu: „Bel oiseau, je suis heureuse comme toi!" Plötzlich erblickt Neiska eine Leiche, es ist ihr Vater! Es ist uns nur lieb, daß er weiter kein Unheil angestellt hat, als zu spielen; die Mutter folgt ihm bald nach, da der Verf. sie weiter nicht mehr braucht und das eine gute Gelegenheit ist, sie sich vom Halse zu schaffen. Emile, Neiska und ihr Bruder Edmond wandern nach Paris. Emile verreist auf einige Zeit; Neiska arbeitet bei einer lingère; hier wird plötzlich das Petrefact wieder zu Tage gefördert, es geberdet sich aber auf so indecente Weise, daß es blutige Händel absetzt. Dalmer (das ist der Petrificirte) thut Neiska Gewalt an; sie zerarbeitet ihm das Gesicht mit ihren fünf Nägeln; das Blut strömt ihm aus fünf tiefen Furchen; dies nennt Hr. Lefloch: la force inerte d'un atome contre un colosse. Emile erfährt es eines Abends; den andern Morgen liegt eine Leiche mehr auf den schwarzen Platten der Morgue. Neiska wird schwanger und uns nun in der That bange; da der stattliche Capitain der Nationalgarde so friedlich aus der Welt gegangen, so muß das Donnerwetter irgend wo anders losbrechen; das Wort: fataliste, auf dem Titel schwebt uns immer wie ein Schreckgespenst vor, aber wir müssen durch. Die Leiche in der Morgue ist nicht die des Schänders, sondern Emile's; Neiska, als sie seinen Tod erfährt, gibt ihrem Kinde zu trinken: „trinke, trinke, meine Tochter", spricht sie, „es ist der Becher der Ehre", und der Mund des Kindes hatte sich geöffnet, und die Mutter (folgt eine mächtige Reihe Beiwörter) schüttet mit dem krampfhaften Lachen einer wahnsinnigen Furie Gift in den Mund des Schlachtopfers. Hierauf vergiftet sie sich selbst, kommt aber davon und wird in einem gemeinen Hause aufgenommen. Edmond erholt sich hier von Zeit zu Zeit von den Mühseligkeiten des Lebens. Bei einem seiner Besuche findet er seine Schwester und befiehlt ihr, sich zum Fenster hinauszustürzen, welches sie denn auch thut. Hierauf duellirt er sich mit Dalmer und wird besiegt, aber ohne zu fallen, der stattliche Capitain, den man todt geglaubt, kommt wieder zum Vorschein, er ist nicht todt, sondern blos chiffonnier, was nicht viel besser ist; man hat die Leiche eines Andern für die seinige gehalten. Zuletzt stirbt er unter der Guillotine. Edmond tödtet sich: „il se brûle à petit feu", heißt es im Buche. Am besten kommt Dalmer weg; er heirathet ein hübsches junges Mädchen. Sollte man wol glauben, daß Hr. Lefloch in vollem Ernste um Verzeihung bittet, die Vorsehung zu leugnen?

(Der Beschluß folgt.)

Liebesurne. Novellen von Gustav von Heeringen (Ernst Wodomerius). Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. dieser zwei Bände gehört unstreitig in die Reihe der besten deutschen Erzähler. Welches der vier Loose der Leser aus dieser Papierurne zieht, er kann anziehender Unterhaltung gewiß sein. Ueberall ist Wahrheit (Geschichte) und Dichtung mit vielem Glück verwoben, und nicht selten gelingt es ihm, die edlern Saiten des Herzens zum Tönen zu bringen. Dabei geht's überall lebendig und regsam zu; manche Charaktere, einzelne Scenen sind ganz gelungen zu nennen; nur mit den übrigen ist es wie auf dem Theater, wo oft neben einzelnen wahren Künstlern zwar minder begabte, aber routinirte Acteurs auftreten und bei gutem Zusammenspiel von jenen übertragen werden. Auch die locale Färbung ist meistens getroffen. In der „Nacht von Varennes" versetzt uns der Verf. in das convulsivisch erregte Paris, und die Katastrophe fällt mit Ludwig XVI. mislungener Flucht zusammen. „Hauptmann Gars" bewegt sich weiter rückwärts und auf sicherm deutschen Grund und Boden; es ist die Geschichte der romantischen Freiwerbung Gustav Adolf's um die Prinzessin Eleonore von Preußen. „Russische Liebe" spielt jenseit des Niemen und an der Seine nach der Einnahme von Paris. Recht glücklich scheint uns die Schilderung des Treibens in einer kleinen russischen Stadt. Daß S. 12 ein Corps russischer Offiziere zu meist ungebildeten Landleuten aus dem Innern des Reiches gemacht werden, ist wol nur ein Schreib- oder Druckfehler, da es offenbar Landedelleuten heißen muß. „Die Gefangene" endlich schildert die interessante und die Theilnahme des Lesers lebhaft ansprechende Gefangenschaft der Königin von Etrurien, in deren Schicksal vorzüglich ein Engländer und sein Freund, ein deutscher Maler, verflochten sind. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1834.

Kritische Geschichte des Urchristenthums, durch August Gfrörer. Erster Band in zwei Abtheilungen. Auch unter dem Titel: Philo und die alexandrinische Theosophie, oder vom Einflusse der jüdisch-ägyptischen Schule auf die Lehre des Neuen Testaments. Zwei Theile. Stuttgart, Schweizerbart. 1831. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Ref. ging nicht ohne ein aus Beklommenheit und Neugierde gemischtes Gefühl an das Studium dieser Schrift. Schon vor dem Erscheinen derselben war das Gerücht in Umlauf, ein angesehener Buchhändler des nördlichen Deutschlands habe den Verlag eines umfangreichen und scharfsinnigen Werkes über das Verhältniß zwischen Philo und dem Neuen Testamente aus Gewissenspflicht, um nicht zu einem gefährlichen Angriffe auf die christliche Religion und Kirche seine Hand zu bieten, abgelehnt. Und nachdem nun das vorliegende Buch in einer Ausstattung von beinahe englischer Eleganz aus einer jungen süddeutschen Officin hervorgegangen war, hörte man bald hier, bald dort durch Solche, die so viel sprachliche Bildung besaßen, um dasselbe verstehen und beurtheilen zu können, von der verderblichen Tendenz und den aller Eigenthümlichkeit und göttlichen Würde des Evangeliums feindseligen Grundsätzen und Resultaten, welche darin enthalten seien. Auch schon die ersten Blicke in die Vorrede und auf die hier gegebene übersichtliche Einleitung in die ganze Reihe von Untersuchungen, welche der Verf. anzustellen und mitzutheilen verspricht, lassen deutlich erkennen, daß er kein anderes Absehen habe, als den Beweis zu führen, das Christenthum sei eigentlich ein alexandrinisches Judenthum, das Dogma des Neuen Testamentes sei um wenigstens 200 Jahre älter als Christus und seine Apostel....

Der Verf., ohne Zweifel Derselbe, welcher vor mehren Jahren sich durch eine Uebersetzung von Bonstetten's „Philosophie der Erfahrung" bekanntgemacht hatte, ist hier allerdings mit einem für die Geschichte des menschlichen Denkens und Glaubens weit bedeutendern Originalwerke hervorgetreten und hat seine Ueberzeugung und die ganze Richtung seiner Denkungsart sogleich dem Buch in folgenden Worten an die Stirne gesetzt (S. XXXII):

> Die christliche Offenbarung besteht ihrem innersten Gehalte nach aus Symbolen, zu welchen die damaligen Verhältnisse, die Zeitphilosophie, die Verfassung des Volks, das bestehende Maß der Natur- und Staatswissenschaften, die geschichtliche Tradition, ja selbst die politischen Conjuncturen den Stoff gegeben haben.

Er betrachtet ferner das Christenthum als eine moralische Erziehungsanstalt, worin die Leidenschaften, die in der Brust des Menschen toben, „durch die Furcht vor der Hölle, durch Hoffnung auf die Seligkeit, durch Glauben und Liebe" bekämpft werden sollen, und sagt (S. VIII):

> Ist das Christenthum eine Erziehung im Großen, so kommt die Frage über sein ursprüngliches Wesen und seine Veränderungen auf die andere zurück: welche Triebfedern es zuerst, welche später unter geänderten Umständen für den oben bezeichneten Zweck gebraucht habe. Der Verf. dieser Schrift glaubt, daß es deren drei sind. Erstens, die Hoffnung auf das dunkle Reich der Zukunft, auf das sogenannte Jenseits; zweitens, die Furcht vor demselben, und endlich drittens, die Kraft der Gewohnheit. Diese drei Triebfedern bezeichnen die verschiedenen Bahnen, welche der innerste Organismus der christlichen Religion seit 1800 Jahren durchlaufen hat.

Die erste gehört den drei Jahrhunderten der leidenden Kirche, die zweite von Konstantin's Zeiten herab der mittelalterlichen Periode der herrschenden römischen Kirche, die dritte dem Zeitalter der letzten Jahrhunderte an. Und wie nun der Verf. das einzige consequente, wiewol unmoralische Princip in der römischen Hierarchie und Lehre, dagegen im Protestantismus eine Quelle von Widersprüchen und die eigentliche Aufhebung des Begriffs der Offenbarung durch die Alles unterwühlende Arbeit des Rationalismus anerkennt, so wendet er sich von dieser trüben Auffassung der Geschichte der Fortbildung des Christenthums zu den Anfängen und Quellen desselben zurück und will nach Ausscheidung Dessen, was rationale Vorstellungen, Zeitideen, philosophische Meinungen und Volksbegriffe demselben dargeboten und beigemischt haben, den eigentlichen wahren Sinn und Plan des Erlösers ermitteln. Wir mögen nun allerdings nach Dem, was er in dem vorliegenden ersten Bande seines Werkes von den Einflüssen ägyptischer Lehren auf die Ansichten der Apostel Jesu vorträgt, uns allerdings die Vermuthung erlauben, daß er das dogmatische Lehrsystem des ältesten Christenthums durchweg an Zeitvorstellungen ausgebildet und auf dasselbe die Lieblingsideen jüdischer und morgenländischer Theosophie und Tradition angewendet sieht; und wir lassen uns dies auch gern gefallen, wenn der Verf., wie er zu ver-

sprechen wagt, seine Untersuchung mit einem ehernen Walle von Beweisen umgürtet hat, welche, wie er hinzusetzt (Th. II, S. 405), für Viele unangenehm sein mögen. Wir lassen ihm, wenn er es aus der Vorzeit beweisen kann, gerne das **Dogma**; aber das **Factum** muß er uns lassen, und darin, daß die Ahnungen und Ideen der Völker des Morgen- und Abendlandes, das Sehnen der Weisen und das Schauen der Seher in einer menschlichen Erscheinung zum Ziele des menschlichen Geschlechtes That und Leben, Wirklichkeit und Wahrheit geworden sind, darin begrenzt sich gern unsere christliche Ueberzeugung, darin befriedigt sich unser menschliches Bedürfniß. Ja, wir finden grade darin die herrlichste Bürgschaft für die göttliche Abkunft und Würde des Christenthums, daß auch in dieser Hinsicht Alles schon vorbereitet war, den Erlöser zu empfangen, sodaß das dankbare Herz der von ihm in den Kreis seiner Liebe und Wahrheit hereingezogenen Menschen sich gedrungen fühlte, ihn alsogleich mit den höchsten Namen und erhabensten Vorstellungen zu begrüßen, die es in seinem bisherigen Glauben und in seinen Umgebungen vorhanden wußte. Diese sittliche Thatsache, dieser ethische Geist macht das originale Wesen des Christenthums aus, wofür es nach den klaren Zeugnissen der Schrift auch von dem Erlöser ausgegeben wird, und worüber uns die symbolischen Ausschmückungen und theosophischen Deutungen einzelner Jünger und Freunde desselben nicht irre machen können. Allein es ist auch hier immer noch die Frage, ob das christliche Dogma wirklich nur die Wiederholung früherer Vorstellungen und Lehren sei, ob die alexandrinische Theosophie und Moral Das, was aus der sittlichreinen und menschlichvollkommenen That des Erlösers sich zu erkennen gibt und im Bewußtsein der an ihn Glaubenden sich zum Lehrsatz gestaltet, ebenso rein und vollkommen zuvor gewußt und in derselben Harmonie der Ideen festzuhalten, zu einigen und darzustellen vermocht habe, wie wir es bei dem Erlöser und unter dessen Aposteln, namentlich bei Johannes und Paulus finden. Auch hiervon hat uns der Verf. durch seine Untersuchung im vorliegenden Werke nicht überzeugt, er hat vielmehr durch dasselbe, das wir mit wahrem Interesse gelesen und darin den großen Scharfsinn und die gediegen kräftige, durchsichtig klare und, wenige Ausnahmen abgerechnet, edle Darstellung bewundert haben, uns in dem eignen frohen Glauben an die Originalität des Christenthums befestigt, das auch zu den mühseligen und verworrenen Theosophemen des Alterthums hatte sprechen dürfen: kommt her, ich will euch erquicklich und wahr machen!

Der hauptsächliche Inhalt der Forschungen des Verf. ist aber dieser: die Blütezeit des alexandrinischen Juden Philo fällt in die Zeit der Geburt Jesu, bis zum Jahre 40—50 n. Chr. Seine in dogmatischer Hinsicht wichtigen Werke gehören somit in eine Zeit, wo das Christenthum in Alexandrien gar nicht bekannt war, wo weder die Briefe noch die Evangelien des Neuen Testaments existirten. Seine religiösen Ansichten sind also völlig unabhängig von der Lehre des Evangeliums; sie müssen aus einer ganz andern Quelle geschöpft sein. Auch lebte er in einer Zeit, wo der jüdische Cultus noch in voller Herrlichkeit blühte und der Tempel zu Jerusalem in göttlichen Ehren stand. Er erkennt den heiligen Schriften seines Stammvolkes die höchste Abkunft und erhabenste Geltung zu und spricht allenthalben den strengsten Begriff von der unmittelbaren göttlichen Eingebung dieser Bücher aus. Aber daneben gestattet er sich die freieste und willkürlichste Erklärung dieser Schriften; es ist jene, die, unter dem Namen der allegorischen Schriftauslegung berühmt und berüchtigt, dem Worte neben seinem unmittelbaren Sinne noch eine andere Beziehung, eine tiefere Bedeutung zuschreibt und so zu einem geheimen, nur den Eingeweihten und Erleuchteten zugänglichen Sinne der göttlichen Offenbarung zu gelangen vorgibt. Aus dem Vorhandensein der Allegorie schließt der Verf., es müsse zu den ursprünglichen religiösen Vorstellungen, welche in den heiligen Büchern des jüdischen Volks ihren unmittelbaren und leichtverständlichen Ausdruck gefunden haben, eine neue und fremdartige Ideenwelt hinzugetreten sein, welche man, um sie für gleich heilig mit dem ältern Glaubenskreise ansehen zu dürfen und ausgeben zu können, in den heiligen Text künstlich und mühsam hineingedeutet und so das Neue mit dem Alten zu vermählen oder das Alte neu zu gestalten und, wie es im vorliegenden Falle auf das alexandrinische Judenthum seine Anwendung finde, eine Masse grober Vorstellungen zu läutern und zu vergeistigen gesucht habe. Es haben sich nämlich, behauptet er ferner, in Alexandrien, dem Zusammenflusse abend- und morgenländischer Bildung, griechische und orientalische Philosopheme den gebildeten Juden dargeboten, welche, wiewol sie mit den Darstellungen seiner väterlichen Religion im Alten Testamente in vielfachen Gegensätzen standen, dennoch als das Zeitgemäßere allmälig in seiner Ueberzeugung durchgedrungen seien, sodaß er sich genöthigt gesehen habe zu jener Vermischung des neuen Sinnes mit dem alten Texte. Diese Philosophie habe aber vornehmlich in der Lehre von Gottes Ueberweltlichkeit und Unbegreiflichkeit bestanden, zu deren Ausbildung die Meinung von dem Ursprung des Bösen aus der Materie am meisten beigetragen, wodurch dann aber auch das Bedürfniß entstanden sei, das Regiment der Welt, mit welchem sich die aus allen Berührungen der Endlichkeit weit emporgerückte Gottheit nicht befassen könne, einer Classe von Mittelwesen, göttlichen Kräften, himmlischen Geistern oder Engeln, oder einem einzigen höchsten und herrlichsten unter diesen, der Weisheit oder dem Logos, zuzuweisen. Dies waren denn bei Philo die wesentlichsten Punkte der Theosophie, die er mittels seiner willkürlichen allegorischen Interpretationsmethode auch in den Büchern des Alten Testamentes aufsuchte und nach seiner Gewohnheit nicht einmal in dem hebräischen Original, sondern in der griechischen Uebersetzung der 70 Dolmetscher und oft in den etymologischen Beziehungen griechischer Wörter und Namen vorwies. Dies zugegeben, so ist es aber doch eine unerwiesene Behauptung, daß ins Judenthum zu Alexandrien durchaus neue Elemente, eine dem ursprünglichen

sinne fremdartige Theosophie hereingetreten seien,
auf der andern Seite nicht verkennen läßt, daß
ee der göttlichen Erhabenheit, die Idee der So-
die Idee der Mittelwesen dem Alten Testamente,
ch weniger ausgebildet und von den gröbern Dar-
en kindlicher Begriffe der Vorzeit mehr verhüllt
sgeschlossen, innewohnt. Auch ist es ja nicht noth-
, daß die Allegorie Entferntliegendes herbeischaffe
emdes unterschiebe dem Bekannten; sie kann auf
Weise und dann mit ihrem wahren Fuge die schon
enen, aber noch unentwickelten Ideen hervorziehen
m symbolischen Klang und Schein des Wortes;
n mit den eigenthümlichen und ursprünglichen Leh-
ie an einer Stelle unmittelbar hervortreten, auch
dere und noch mehre Stellen beleuchten, mit wel-
eser Sinn und Geist nur in mittelbarem Zusam-
ge steht; sie kann auch in historischen Begegnissen
igiöse und dogmatische Beziehung, einen theosophi-
Sinn wahrnehmen, wie dies in der Geschichte christ-
Schriftauslegung zu allen Zeiten geschehen ist, und
wir, um an ein nächstes Beispiel zu erinnern, ei-
inzenden Beleg geistreicher Allegorie, die sich Alles,
der Schrift gegeben ist, mit einem aus dem
nschatze frommer Erfahrung geschöpften christlichen
u deuten erlaubt, in den Predigten von Schleier-
besitzen.

(Der Beschluß folgt.)

---

aus Spanien. Von V. A. Huber. Dritter Theil.
unter dem Titel: Madrid, Lisboa und die Re-
dos in London. Skizzen aus der Geschichte un-
Zeit. Erste und zweite Abtheilung. Manuel.
zen aus Madrid. Dritte Abtheilung. Lisboa und
Refugiados in London. Bremen, Schünemann.
3. Gr. 16. 4 Thlr. 3 Gr.*)

: haben von den beiden ersten Theilen dieser „Skizzen"
olicum in diesen Blättern so ausführliche Rechenschaft
daß wir uns derselben jetzt bei dem dritten Theile
n zu dürfen glauben durch die einfache Versicherung,
einer ältern Brüder würdig ist. Dennoch sind wir ganz
frieden, daß dieser dritte Theil der letzte ist, weil auch
n leicht zu viel geschieht und dadurch Uebersättigung
wird. Wie es schwer ist, mit Wenigem viel zu sagen,
auch nicht immer leicht, zur rechten Zeit das Ende zu
Der Verf. scheint uns auf dem Wege zu demselben
ehr in eine gewisse Breite der Darstellung und Manier
zu sein, die sich mit der objectiv plastischen Auffassung
lich verträgt; er überläßt sich nur zu gern dem Flusse
eignen Redseligkeit, deren oft spaßhafter Ton uns nicht
lücklich getroffen zu sein scheint. Pocas palabras y
verlangt der Spanier, aber auch der Deutsche. Nichts-
ger finden wir hier alle bekannten guten Eigenschaften
lutors wieder, namentlich große Frische und Lebendig-
Vortrags, Anmuth, Gewandtheit des Geistes und ei-
eichen Inhalt, daß duch dieser Theil unfehlbar seine
gskraft auf die Leser ausüben wird.

Zeit, in welche die ersten beiden Abtheilungen des drit-
s fallen, ist die, welche dem Einmarsch der Franzosen
renäische Halbinsel, 1823, kurz voranging und zum
Theil während ihres Aufenthaltes daselbst verfließt. Auf sehr
geschickte Weise werden wir in das Gewirre der verschiedenen
Parteiungen versetzt, von welchen damals Spanien beherrscht
und zerrissen war, und von denen mehre Hauptagenten hier
vor uns auftreten. Die große Kenntniß, welche der Verf. von
spanischen Scenerien und spanischen Sitten aller Stände besitzt,
hat er wieder sehr glücklich benutzt, seinen Gemälden den an-
ziehendsten Charakter und die lebendigste Färbung zu verleihen.
Der Held der ersten Abtheilung ist Manuel, ein junger Spa-
nier aus dem edeln Geschlechte der Nuñez, der früher schon,
obwol zum geistlichen Stande bestimmt, zum exaltirtesten Libera-
len, dann Artillerieoffizier wird, als solcher bei der Katastrophe
des 7. Juli thätig mitwirkt und endlich während der fran-
zösischen Invasion einen tragischen Tod findet. Man kann nicht
sagen, daß er die Hauptrolle in diesen „Skizzen" hat, in denen
so viele Personen handelnd erscheinen und uns ein sehr genü-
gender Einblick in die zum Theil sehr sonderbaren Räder und
das Getriebe des Ganzen gestattet ist. Neben Manuel sind sein
alter, starrsinniger, absolutistischer Vater, die Marquesa de
Altamira, der Guerillero Ramirez, der Cardinal Erzbischof von
Toledo, der Räuber Juanito, der ehrliche Dorfalcalde Juan
Llano und seine schöne Tochter Olalla vortrefflich gezeichnet,
und die Situationen, in welchen sie sich uns zeigen, so eigen-
thümlich, wie sie nur ein so romantisches Land wie Spanien
oder die fruchtbare Phantasie eines Novellendichters erschaffen
kann. Von dem Lande selbst und den dort herrschenden Ge-
bräuchen und Institutionen, die der Verf. aus einem mehrjäh-
rigen Aufenthalte kennt, gibt er uns die interessantesten
Schilderungen. Zu diesen rechnet Rec. die von der alten Stadt
Buitrago und dem Hause Nuñez, die Fahrt in einer spanischen
Diligence (Correo) und die Gesellschaft in derselben, das Bild
der Gegend Madrids und der Hauptstadt selbst, das Leben und
Treiben an der Puerta del Sol, Toledos und seiner Umgebun-
gen, die Scenen im königlichen Palast und die Charakteristik
der dort handelnden Personen, unter welchen wir auch Don
Carlos und Martinez de la Rosa erblicken, die Begebenheiten
im Dorfe Navalcarnero u. s. w. Eine gar traurige, schofele
Rolle hat der Verf. zwei Landsleuten zugetheilt, von denen der
eine, Magister Dürr, als Correspondent für die N. N. Zeitung
nach Madrid kommt, der andere, ein Herr v. Janitz, dort als
Attaché einer Gesandtschaft herumkreist.

Die letzte Abtheilung: „Lisboa und die Refugiados in Lon-
don", wird uns in Form eines Tagebuches gegeben und steht an
Interesse den vorigen keineswegs nach. Wir begleiten den
Verf. nach Portugal, erhalten von dem Lande und der Haupt-
stadt ein lebenvolles Bild, sehen die Komödie der Cortesregie-
rung auch dort zu Ende gespielt und den edeln Dom Miguel
in einzelnen Zügen schon den großartigen Herrschercharakter ver-
künden, den die spätere Zeit so glänzend entwickelt hat! Der
Verf. versteht es, allenthalben anziehende Episoden einzuflechten
und so wird uns auch hier das Schicksal einiger gar anmuthig
gezeichneten Individuen in hohem Grade interessant. „Die Re-
fugiados in London" machen den Schluß. Auch dieser Theil
bildet das Bruchstück eines Tagebuches, doch angeblich von an-
derer Hand. Bei einem Besuche im Lockhospital zu London fin-
det der Erzählende eine junge Spanierin, in welcher er eine frü-
here Bekanntschaft aus Madrid wiedererkennt. Dies ist Con-
chita, die uns in der ersten Abtheilung als ein höchst reizendes
muthwilliges Mädchen geschildert worden ist. Wie sie hierher
gekommen, möge man sich von der Sterbenden im Buche selbst
erzählen lassen. Ihr Vater, Don Osorio, der Oheim unsers
Nuñez, hat als constitutionnelles Mitglied des madrider Ayunta-
miento (Stadtrath) auswandern müssen, und lebt oder darbt
vielmehr mit vielen seiner Landsleute in London. Der Verf.
des Tagebuches führt uns in eine Wohnung derselben ein, d. h.
in einen Stall, wo die Unglücksgefährten Osorio's, Männer
aus den ersten Geschlechtern und früher in den bedeutendsten
Aemtern, in Heu, alte Mäntel und Decken gehüllt, hungern
und frieren. Ein einziges einigermaßen anständiges Kleid wird

*) über den zweiten Theil Nr. 244—46 d. Bl. f. 1833. D. Red.

der Reihe nach von ihnen, wenn sie ausgehen, getragen. Ihre Nahrung, meistens nur aus Kartoffeln bestehend, bereitet ihnen Rafaela, die älteste Tochter Osorio's, in der uns alle Hoheit und Tiefe eines spanischen weiblichen Charakters, dem seine Kirche und sein Vaterland Alles ist, begegnet. Osorio, seine geliebte Conchita suchend, findet in den Straßen Londons einen traurigen Tod, dessen herben Eindruck der Verf. nicht durch die mancherlei Lächerlichkeiten, welche beim Coroner's inquest stattfinden, gemildert hat. Der Leser scheidet mit dem Eindruck der tiefsten Wehmuth, welche in ihm nicht blos das tragische Schicksal einiger Einzelnen, sondern des ganzen unglücklichen Landes erzeugt, das jetzt abermals, wie es scheint, einer politischen Katastrophe, doch keiner Wiedergeburt entgegengeht. 15.

Neueste französische Romane.

(Beschluß aus Nr. 149.)

6. L'obligeant, par *Raban*.

Man hat Hrn. Raban den Schatten P. Lebrun's und die Silhouette von Paul de Kock genannt; unter seinen unzähligen Werken gibt es politische, Mord- und Henkerromane, Mittelaltergemälde u. s. w. Die meisten gehören indeß der komischen Gattung an, die ihm am besten gelingt. Der Titel des oben angezeigten scheint ein Charaktergemälde zu verkünden; wol mag es auch die Absicht des Verf. gewesen sein, ein solches zu entwerfen, er hat aber bald gefühlt, daß ihm die Kräfte dazu mangelten. Das Ganze dreht sich um Folgendes. Gustave ist ein gutmüthiger Verschwender, der stets bereit ist, seinen Freunden aus der Noth zu helfen. Sein Vater sieht vorher, daß er sich auf solche Weise ruiniren wird; er übergibt vor seinem Tode einem alten, treuen Diener eine Brieftasche mit der Weisung, sie seinem Sohne nur im äußersten Nothfalle zu überreichen. Alles trifft ein, wie der Vater vorausgesehen; der Diener erfüllt redlich den ihm ertheilten Auftrag.

7. Cagliostro ou l'intrigant et le cardinal, vom Verf. der Memoiren der Mad. Dubarry.

Da kürzlich von Cagliostro in diesen Bl. die Rede gewesen, so können oder müssen wir uns darauf beschränken, in wenig Worten zu berichten, was wir in dem neuen Werke des Hrn. Pichot gefunden. Die Geschichte des berüchtigten Halsbandes ist bekannt; der Verf. folgt im Wesentlichen der Erzählung der Madame Campan, folgende Umstände sind das poetische Beiwerk, durch welches ihr Bericht zum Geschichtsromane umgewandelt wird. Cagliostro hat zu Paris einen unversöhnlichen Feind angetroffen, es ist sein Landsmann Muriano, der gleichfalls in die Geheimnisse der ägyptischen Freimaurerei eingeweiht ist. Der Tod einer Frau, welche ihm Cagliostro entführt, ist der Grund seines Hasses. Auch hat Muriano seinen Feind in Verdacht, ihm einen Sohn geraubt zu haben, den er in dem jungen Isdore wiederzuerkennen glaubt. Vergebens sucht Muriano den Jüngling von dem Feinde loszureißen; nebst seiner tiefen Verehrung für Cagliostro fesselt ihn an diesen dessen Nichte Albarosa. Cagliostro läßt Muriano durch den Neger Jonca erdolchen, welchem er später Aqua Tofana gibt. Bei dem berühmten Todtensouper erscheint ein Gast, der nicht geladen war, Muriano, der sich von seinen Wunden wieder erholt hat. Die Hauptfiguren, Cagliostro, der Cardinal, Mad. Delamotte, sind gelungen. Cagliostro wird nebst seiner intriganten Gefährtin eingekerkert.

8. Alminti ou le mariage sacrilége, physiologischer Roman von Nepomucène Lemercier.

Ferdinand D'Alminti ist ein reicher venetianischer Nobile, welcher durch politische Ereignisse genöthigt worden, zu entfliehen, und sich in Frankreich niederläßt. Er sieht die Gräfin De Selmour, deren Gemahl als emigré in fernen Landen lebt und nie die Rechte eines Gatten genossen. Alminti faßt die glühendste Neigung zu ihr. Eine Tochter ist die Frucht ihrer Liebe. Constantine wird in einem Kloster erzogen, sie kennt die Gräfin nur als eine Freundin, den Vater als ihren Vormund. Indessen erscheint Graf Selmour; die Gräfin muß ihrem Geliebten entsagen und stirbt in Verzweiflung. Alminti läßt die Leiche seiner Geliebten ausgraben; ein Arzt legt die theuern Ueberreste in ein Sublimatbad, wo sie zwei Monate bleiben; nach Verlauf dieses Zeitraumes sind die schönen Formen unverletzt und trotzen der Zeit und der Luft. Der Liebende hüllt seine Geliebte in prächtige Gewänder, läßt in seinem Hause ein Trauergemach errichten, wo er ganze Tage im Anschauen seiner Freundin zubringt. Indessen wächst Constantine heran; sie wird mit jedem Jahre schöner, geistreicher, ihre Züge erhalten eine täuschende Aehnlichkeit mit denen ihrer Mutter. Allmälig werden Alminti's Besuche bei der angebeteten Mumie seltener. Als Constantine das Alter erreicht hatte, wo sie in der Welt auftreten konnte, vertraute sie Alminti der Sorgfalt einer Schwägerin an. Ein fünfundzwanzigjähriger Oberst (weiß der Henker, wo die Romanschreiber ihre gelbschnäbeligen Colonels herholen; die uns vorgekommen, hatten graue Schnurbärte und Gichtanfälle) verliebt sich in Constantine und wird erhört; die Heirath soll vor sich gehen, da weist es sich aus, daß der junge Herr Offizier ein homme à bonnes fortunes ist und die skandalöse Chronik mit manchen lustigen Geschichten bereichert hat. Alminti heirathet am Ende seine eigne Tochter, hingerissen von ihrer Aehnlichkeit mit der Mutter. Ein Bruder Alminti's weiß um das Geheimniß; nach langer Abwesenheit erscheint er plötzlich grade am Tage, wo die Trauung vollzogen worden. Alminti schaudert vor der That zurück, die er im Begriffe ist, zu vollführen; beim Heraustreten aus der Kirche entflieht er, ohne seine Gattin wiedergesehen zu haben, nach Italien und sucht sich dort in den Armen der Wollust zu betäuben; der Genuß entflammt seine Begierde bis zur Raserei; er eilt nach Paris zurück und will seine Rechte als Gatte in Anspruch nehmen. Constantine hat indessen Alles erfahren, sie weiß, daß Alminti ihr Vater ist, sie weist ihn mit Verachtung zurück. Alminti kommt zu sich, verbindet Constantine mit dem Colonel und stirbt eines tragischen, aber unfreiwilligen Todes.

Ueber den Zweck seines Buches möge sich der Verf. selbst erklären: „Indem ich nach Art der Musterschriftsteller und Richardson's ein unmoralisches Sujet ergründet, habe ich an der Quelle heilsamer Belehrungen geschöpft. In den Annalen der Gerichtshöfe kommen oft die verabscheuungswürdigsten Verbrechen vor, deren Ursprung ich in den physiologisch betrachteten Verirrungen des Gehirns suche." In diesem Sinne sagt Lemercier irgendwo von seinem Helden: „Die Structur seines Schädels, die erhabene Convexität des Oberkopfes zeigte hinlänglich, daß seine Urtheilskraft unter dem überwiegenden Einflusse exstatischer und abergläubischer Ideen erlag. Seine mächtigsten physischen und intellectuellen Triebe machten ihn zwei herrschenden Impulsionen unterthänig: der Liebe und der Theosophie." Auf diese Art rechtfertigt Lemercier gewissermaßen die Verbrechen, die er brandmarken will; wenn Alminti von dem gebietrischen Ausbruche unwiderstehlicher angeborener Leidenschaften fortgerissen wird, so steht er unter der Herrschaft des Fatalismus; doch da stoßen wir auf eine Frage, die tausend andere in sich faßt. So viel ist gewiß, wer der Moral das Wort reden will, darf den Grund unserer Handlungen nicht in der Convexität des Schädels, in einer unvermeidlichen Disposition unserer Organe suchen. Lemercier's Buch hat etwas Beklemmendes, die Leidenschaften der Hauptpersonen sind mit vieler Kunst entwickelt. Man findet nicht leicht das allmälige Schwinden eines erlöschenden Gefühls, die stufenweise wachsenden Aufwallungen der keimenden Liebe mit so feinen, sichern und wahren Zügen gezeichnet. Manche Situationen sind von echt dramatischer Wirkung; der Styl trägt hier und da Spuren der classischen Emphase, ist aber im Ganzen rein und elegant. 15.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 151. —— 31. Mai 1834.

Kritische Geschichte des Urchristenthums, durch August Gfrörer. Erster Band in zwei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 150.)

Trefflich zeigt nun namentlich der Verf., wie durch den gegenseitigen Einfluß der platonischen Ideenlehre und des orientalischen Emanatismus, verbunden mit den Sagen und Lehren der hebräischen Urkunde, der Philonische Logosbegriff gebildet worden ist. Der Logos ist nach Philo erstens: der Inhalt der göttlichen Vernunft, die Idee der Ideen, der Träger der intelligibeln Welt, der Umfang aller göttlichen Urbilder, sofern sie im Verstande Gottes enthalten sind. Als solcher ist er *in Gott*. Er ist zweitens: der Inbegriff der göttlichen Thätigkeit auf die Welt, der Umfang der Ideen, sofern sie nach Außen wirken und sich in der Welt verkörpern, d. h. der göttlichen Kräfte. Indem seine Wirksamkeit die Welt durchdrungen hat, ist er die Vernunft des Alls, oder die Weltseele, der allgemeine Ort der Kräfte und der Dinge, Gesetz und Harmonie des Ganzen; sofern er als die allgemeinste Idee in Alles eingeht, bestimmt er die Wesenheit jedes Dings und heißt der Zertheiler und Zerschneider aller Creaturen. Als Weltseele in der äußern Natur ist er Nothwendigkeit und Zwang, für den Haufen Zufall, für den Weisen die Vorsehung. Im edelsten Theile der Schöpfung aber, im vernunftbegabten Menschen, ist er Wächter des Guten, Verleiher der Weisheit und Begeisterung, theils sofern diese geistigen Güter von außen durch göttliche Wirkung in die Seele einströmen, theils als inwohnende Kraft; er ist die Seele der Seele, das Gewissen; er ist der Geist des Geistes, die reine Vernunft, die Uridee, die in den einzelnen Seelen erscheint. Er heißt in allen diesen Beziehungen auch die Weisheit, der Geist, der heilige Geist. Diese ganze Lehre ist, wie unser Verf. (I, 301) sagt, entweder eine wörtliche Anwendung der Platonischen Ideenlehre oder eine jüdische Färbung derselben. Hier ist der Logos die allgemeine geistige Wesenheit und Kraft, nichts Persönliches in ihm, sofern unter Persönlichkeit Beschränkung auf *einen* Punkt, Ausscheidung vom Nichtich gedacht wird. Aber neben dieser Darstellung geht noch eine andere her. Der Logos ist die älteste Schöpfung Gottes, nicht ungezeugt wie Gott, nicht erschaffen wie die endlichen Wesen, er ist der Sohn des ewigen Vaters, sein Ebenbild, der Urmensch, Schöpfer der Welt, Mittler zwischen Gott und den Menschen, Schutzengel, Vertreter, Hoherpriester der Welt, der oberste Engel, der *Untergott* und Regent der Welt, den der Höchste eingesetzt hat, weil er wegen seiner Reinheit das Unreine, die Materie, nicht berühren darf; er ist als solcher göttlicher Mittler oftmals in der Urgeschichte des jüdischen Volkes sichtbar erschienen: er ist die göttliche Gestalt, die Moses im Dornbusche sah; er ist der Racheengel, der Sodom und Gomorra zerstörte; er ist die Säule, welche Israel durch die Wüste leitete; er ist der Wunderführer des auserlesenen Volks. Und wie er in den alten Zeiten des Heils aufgetreten, so wird er einst in unbestimmter Zukunft (in der messianischen Zeit) wieder für sein Volk wirken. Diese zweite Seite des Logosbegriffs erscheint in den Schriften des Philo zum mindesten ebenso ausgebildet als die erstere. Beide Darstellungen lassen sich aber unmöglich zu einem zusammenhängenden Ganzen vereinigen; und daher meint der Verf., dem Philo sei es ergangen, was uns selbst täglich widerfahre, nur unbewußt, daß wir nämlich Sachen trefflich zusammenreimen, die gar nicht zusammenpassen, aus dem einfachen Grunde, weil sie in der Meinung des Zeitalters begründet und aus dem allgemeinen Kreise der Ideen in uns übergegangen seien, und weil Niemand daran zweifle. Er habe die Lehre vom persönlichen Logos vorgefunden, aber auch die Einmischung Platonischer Philosophie in die Mosaische Religion, da seine Zeit Beide, Plato und Moses, für Eins gehalten habe. Er selbst neige sich sichtlich auf die Seite der ideellen unpersönlichen Auffassung hin; um desto mehr folge aus Allem, daß er in der ganzen Lehre vom persönlichen Logos in einem hohen Grade als Quelle der Zeittheologie anzusehen sei, da er gewiß in diesem Punkte nichts hinzugethan noch erfunden habe. Der Verf. macht sich nun zu seiner besondern Aufgabe, nachzuweisen, daß die Philonische Lehre von der Außerweltlichkeit Gottes und von seiner Offenbarung und Weltregierung durch ein persönliches Mittelwesen, zuerst Weisheit und Geist, dann Logos genannt, in Alexandrien schon zwei Jahrhunderte vor Philo vorhanden gewesen sei, da sich dergleichen Vorstellungen schon in der alten alexandrinisch-griechischen Uebersetzung der Schriften des Alten Testamentes, in den Ueberresten Aristobul's, den sibyllinischen Büchern, Jesus Sirach u. A., besonders aber im Buche der

Weisheit mehr oder weniger ausgebildet zeigen. Daß diese Vorstellungen zur Zeit des Philo nicht nur in Aegypten geltend gewesen, sondern längst auch schon in Palästina eingedrungen seien, wird besonders aus der Verwandtschaft der ägyptischen Therapeuten und der jüdischen Essäer theils unter einander, theils mit den Philonischen Ideen geschlossen, und ähnliche Grundsätze werden nicht nur bei Josephus aufgewiesen, dem Simon Magus und dem theosophischen Schwindler Elxai zugeschrieben, sondern namentlich der aus der Apostelgeschichte und als Lehrer des Apostels Paulus bekannte Gamaliel wird, besonders aus rabbinischen Andeutungen als Derjenige ermittelt, welcher sogar in öffentlicher Schule zu Jerusalem den alexandrinisch-jüdischen oder hellenischen Lehrbegriff vorgetragen habe.

Dieselbe Nachweisung geschieht auch bei den übrigen Punkten der Philonischen Lehre, und besonders wird in dem Abschnitte von den Tugenden dies hervorgehoben, daß hier auf ähnliche Weise, wie später von dem Apostel Paulus, Hoffnung, Glaube und Liebe, und die Liebe als die größte unter den dreien dargestellt werden. Desgleichen ist die ungemeine Aehnlichkeit in dem allegorischen Gebrauch der Sprache nirgends zu verkennen, wenn von Philo der Logos als das Manna der Seelen beschrieben wird, wie im Johanneischen Evangelium Jesus sich selbst die wahre himmlische Speise nennt, wenn der Logos Licht der Welt u. s. w. heißt, sowie auch die Vorstellungen der alexandrinischen Theosophie und des Neuen Testamentes über Schöpfung und Vorsehung, messianisches Reich und Weltgericht u. s. w. sich begegnen und erläutern.

Nun aber kann doch der Verf. nicht umhin, seinen Philo bisweilen der Inconsequenz zu beschuldigen und ihm ein Aggregat reiner platonischer Ideen und grober particularistischer Judaismen vorzuwerfen. Er behauptet (II, 1 fg.):

Das Ganze der Philonischen Lehren bildet ein mürbes und loses Gewebe, kaum durch die Phantasie zusammengehalten. Der Verstand findet überall schneidende Widersprüche, denn fast jede Lehre streitet mit sich selbst oder mit ihren Schwestern. Philo kennt einen Kanon heiliger Bücher, und doch gebraucht er diese nicht in der Urschrift, sondern in einer Uebersetzung, und erlaubt sich wider alles Recht, aus hebräischen Eigennamen griechische Etymologien herauszudeuten. Er behauptet aufs strengste die Inspiration der heiligen Schriften, und doch wird diese Behauptung durch die willkürlichste Interpretation umgangen. Er lehrt, daß Gott nicht nur unsichtbar, sondern auch, daß er rein unbegreiflich sei, daß er außer aller Berührung mit der Endlichkeit stehe; und doch kennt er seine geheimen Plane über die Weltregierung und behauptet, daß dieser unsichtbare, selbst für Moses unbegreifliche Gott die Juden zu seinem Eigenthum auserkoren, daß er in ihre frühere Geschichte mächtig eingegriffen habe und es auch in Zukunft noch herrlicher thun werde. Er lehrt einen zweiten Gott, den Sohn des Höchsten, den Logos, und doch stellt er ihn wieder als Weltseele, als Idee der Ideen nach Plato dar. Er lehrt, Gott sei Alles in Allem, nichts ohne ihn, Alles durch ihn, und doch behauptet er die Ewigkeit der Materie als eines ungöttlichen Princips. Er lehrt die Verderbtheit der Welt, den Abfall der Ideen, und doch soll selbst die unorganische Masse nur schlafender Geist und das Weltganze die schönste, göttlichste Harmonie sein. Er lehrt ferner, Gott sei sich selbst genug, ohne alle Beziehung zu irgend einer Creatur, und doch gibt er ihm auf orientalische Weise einen Hofstaat von Engeln. Er lehrt, die Menschenseelen seien durch Abfall vom Himmel auf die Erde gekommen, und doch läßt er den ersten Menschen theilweise von den Engeln gebildet, selbst den Geist eingeblasen werden, nach der Erzählung der Genesis. Er lehrt, der Leib sei das böse Princip, und der Mensch, an diesen gebunden, keines Guten fähig, sondern Alles komme von oben, vom Vater des Lichts, und doch erklärt er den Menschen für sittlich frei. Er lehrt ferner, der Mensch könne nur durch Tugend das Wohlgefallen der Gottheit erringen, und doch hat sich Gott von allen Nationen nur die jüdische zu seinem Eigenthum auserkoren. Seine Tugenden sind die Tugenden der Resignation, sein höchstes Glück, vom Leibe befreit zu werden, und doch lehrt er ein irdisches, alles Glück umfassendes Reich und langes Leben darin als höchste Stufe der Wonnen.

Aus diesem Gewebe von Widersprüchen schließt der Verf., Philo habe sein System nicht geschaffen, sondern aus Bausteinen seiner Zeit aufgeführt. Wir überlassen es den Lesern, diesen kunstreich geführten Beweis in den scharfsinnigen Erörterungen des Buches selbst nachzusehen. Wir vertrauen aber auch zu jedem gesunden sittlichen Geschmack, daß er den weiten Abstand dieser verworrenen Theoreme von der einfachen Lehre des Evangeliums zugleich erkenne. Jesus hat überhaupt sich nicht dafür ausgegeben, als wollte er nie gehörte Wahrheiten unter die Menschen bringen, sondern im Glauben an ihn, in der Aufnahme und Fortbildung des von ihm ausgehenden sittlichen Geistes und Lebens wollte er dieselben zu einem geistigen Gottesreich verbinden. Dazu war allerdings auch Mittheilung und Lehre erfoderlich, um den Glauben vorzubereiten und im Zusammenhange für die Erkenntniß darzustellen. Aber diese Lehre knüpfte sich an vorhandene Vorstellungen und Gebote an und war nur insofern neu, als sie sich auf die wirklich erfolgte sittliche Offenbarung Gottes in dem Erlöser berief, aus allem Vorhandenen nur das dem wirklichen Bedürfnisse des Gemüthes Entsprechende hervornahm, so die reine sittliche Wahrheit aufstellte und die allgemeine Bestimmung derselben zur Welterleuchtung anerkannte. Sobald die sittliche Thatsache des Christenthums in das Gewissen des Menschen herantritt und den verwirrten und schwankenden Zustand derselben ordnet und festigt, hat der Glaube in ihm selbst das Zeugniß, daß hier Wahrheit und Leben sei. Die Hauptsache aber bleibt immer diese, daß Jesus so wenig ein alexandrinischer Docent als ein jüdischer Landrabbiner war, wie der ältere Rationalismus ihn zu degradiren beliebt hatte, sondern daß er die sittliche Lebensweisheit, die reine Kraft für eine ethische Regeneration des Menschengeschlechts in sich trug und in dem Werke seiner Stiftung auf Erden für alle Völker und Zeiten niedergelegt hat. Von diesem Gesichtspunkte aus hat Ref. in dem vorliegenden Buche sich aufs Neue von der hohen Wahrheit und Würde des Christenthums überzeugt, da solche in ihrer sittlichen Tendenz am Gegensatze bloßer theosophischer Speculation und resignirter Tugend am lautersten und kräftigsten sich zu Tage stellt. Wir sind aber weit entfernt, den Eifer, womit die athletische Erscheinung und der stentorische Vortrag des neuen Historikers das Christenthum zur Rechenschaft auffodert und ihm den jung-

räulichen Kranz einer unbefleckten Empfängniß im Geiste eines Stifters abzusprechen droht, für einen so gar gefährlichen zu halten, daß wir vielmehr der Ueberzeugung sind, es möchte nicht leicht ein ähnliches Unternehmen so ehr geeignet sein, vielleicht wider Willen Derjenigen, die s begünstigen, und gegen die Erwartung Solcher, die ich von seinem Inhalt und Ton abschrecken lassen, den igenthümlichen Gehalt und göttlichen Segen des Christenthums in das wahre Licht zu stellen. 77.

Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Nassau. In zwanglosen Heften herausgegeben von Fried. Traug. Friedemann. Ersten Bandes erstes Heft. Weilburg, Lanz. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Vertheilung des deutschen Volkes in so viele, in jeder eziehung ungleiche Staaten hat bei den Wortführern der Poik und des Patriotismus vielfache Klagen, welche mit der rrichtung des deutschen Bundes vermehrt sind, veranlaßt. as darauf mit Fug und Recht zu erwidern steht, hat im Gehör gefunden; es darf aber nie vergessen werden, jede Staatseinrichtung um so mehr ihrem Zwecke entspricht, nehr sie dem Familienwesen gleicht, und daß der Erhaltung ses Vorbildes in den kleinen deutschen Staaten zu verdanken , wenn es zur Eigenthümlichkeit der deutschen Nation gehört, en Staat nach dem Maßstabe eines guten Hauswesens und en Regenten als einen guten Hausvater zu betrachten. Schon raus ergibt sich der Werth genauer Bekanntschaft mit den setzen, unter welchen die Länder der einzelnen Regenten veridden sind, da die hierauf basirte Verfassung theils den Culzustand der Zugehörigen bezeichnet, theils im Guten wie im sen dem gesammten Vaterlande zur Lehre dient. Schrifter, welche sich hierher gehörige Mittheilungen zum Berufe hen, erhalten um so größere geschichtliche Bedeutsamkeit, ehr sie mit ihren Berichten, Untersuchungen, Vorschlägen Wünschen ihrem, wenn auch engbegrenztem Kreise treu ben, in welcher Beziehung der herrliche Justus Möser, als fasser der „Osnabrück'schen Geschichten" und der „Patriotien Phantasien", unübertroffen dasteht. —

Welche Mittheilungen wir in dieser Hinsicht in vorlieen Beiträgen aus dem Nassauischen und über dasselbe zu rten haben, läßt sich nach diesem ersten Hefte ziemlich beeilen, da es dessen Inhalt, wie auch ein zweiter Titel anmit einer speciellen Aufgabe zu thun hat: „Die Verfassung Verwaltung des Herzogthums Nassau, eine Zusammenstelaus urkundlichen Quellen", das heißt, der größte Theil r Bogen besteht im Wiederabdrucke bekannter Staatsten, welche die gegenwärtige Verfassung des Herzogthums nmen. Es sei dies nicht tadelnd erwähnt, denn das frürei Seite Belegte und im Auslande leicht Vergessene wird zur bequemen Uebersicht vereinigt, welches unmittelbar zur n Beurtheilung der vielfach sich widersprechenden Nachrichiber den Werth der nassauischen Staatsverwaltung führen So verweilt man gern bei der Verfassungsurkunde (Nr. I) 2. Sept. 1814 und den sich daranschließenden beiden Edicten olgenden Jahres über die Bildung des Landtages durch der Landstände und durch Bildung der Herrenbank (II und Diese Urkunden haben gegenwärtig ein doppeltes In-, auch für das Ausland, weil die vielgelesenen „Briefe des v. Stein" die Misbilligung derselben wiederholen; weil sie daran erinnern, daß sie die erste Verfassungsurkunde ausn, welche ein deutscher Regent seinen Staaten gab; weil daran tadelte, daß sie nicht auf staatsrechtlichem Grunde sen, sondern vom Ministerium willkürlich gegeben wurde; ie mit einer repräsentativen Verfassungsurkunde zögernden Regierungen auf diese nassau'sche Gesetzsammlung als übereilt hinweisen, und weil endlich documentirt wird, daß die hier gesetzlich ausgesprochene Verfassung nie ins Leben trat und treten konnte, bei dem Mangel alles organischen Zusammenhanges und guten Willens zwischen dem unbestimmten Worte und dem Leben der Staatsgesellschaft. — Und alle diese Erfolge sind, sonderbar genug, nicht unvorhergesehen; vielmehr wurde gleichzeitig mit der Gesetzespublication, oder vielleicht noch um einige Monate früher, von einem einsichtsvollen nassauischen Staatsbeamten offen darauf hingedeutet (s. „Politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". Von Harscher von Almendingen. Wiesbaden, 1814). Unter Nr. VI, VII und VIII findet man den erneuerten Erbverein des fürstl. Gesammthauses Nassau von 1783, den Präliminar-Hausvertrag vom 26. Nov. 1813 und den Staatsvertrag des fürstlichen Gesammthauses vom 14. Jul. 1814. Unter Nr. IX und X werden, was fast überflüssig erscheinen dürfte, die deutsche Bundesacte und die wiener Congreß-Schlußacte vom 15. Mai 1820 vollständig abgedruckt. So beschränken sich die eigenen Beiträge dieser der Verfassung und der Verwaltung Nassaus gewidmeten Schrift nächst der Vorrede auf eine geographisch-statistische Uebersicht (IV), auf eine Uebersicht der Verfassung und Verwaltung (V), und endlich auf eine Abhandlung: „Zur Würdigung der Verfassung", nebst der „Schlußbetrachtung des Herausgebers" (XI); doch nein, die eben namhaft gemachten Aufsätze IV und V sind, besage der Vorrede, aus dem amtlichen Staats- und Adreßhandbuche des Herzogthums für 18$\frac{32}{33}$ wörtlich entlehnt, „weil für das Ausland in neuerer Zeit diese Gegenstände nicht bearbeitet und namentlich einzelne Zweige der Verwaltung nicht in ihrem Zusammenhange verfolgt wurden". So werden wir auf die Würdigung der Verfassung des Herzogthums vom Dir. Friedemann, als den unbezweifelt wichtigsten Theil der Schrift, hingewiesen. Hat der Verf. Parteistimmen wider sich, schon der Vorfälle des Jahres 1832 halber (wo er, als die Deputirtenkammer sich auflöste, mit vier Mitgliedern derselben deren Befugniß fortführte; ja, über die Zurückgetretenen das Richteramt übte), so bleibt zweifelhaft, ob die Worte der Einleitung, wo Bescheidenheit das Geständniß der Unfähigkeit zu einer umfassenden Darstellung hervorruft, und jene Stelle, wo der Verf. sich zu dem politischen Systeme seines Lehrers Pölitz bekennt, seinen Ansprüchen auf Belehrung Anerkennung verschaffen werden. Er wendet sich sogleich zu dem landschaftlichen Institute, das heißt zu der repräsentativen Landesverfassung, deren Elemente wir aus den oben namhaft gemachten Urkunden kennen. Sie ist aus dem Verfassungsgesetze und aus den von dem Ministerium durch ungewöhnliche Interpretation desselben veranlaßten Abänderungen hervorgegangen, da die nassauischen Stammlande in frühern Zeiten keine Landstände gehabt zu haben scheinen; die dadurch in die Hände der letztern gelegte Wirksamkeit auf Verwilligung der Abgaben oder auf Bestätigung eines Ausgabeetats zu setzen, ist ein Misgriff, der von den gefährlichsten Folgen sein kann, indem die Erfüllung des eigentlichen Berufes einer Einzelnheit untergeordnet wird. Man mag über repräsentative Staatsverfassungen eine Meinung hegen, welche man will, so hat es sich theoretisch und praktisch bewährt, daß der Werth derselben in der Theilnahme und Garantie der gesammten Gesetzgebung liegt, indem sie, um des Verf. Worte zu wiederholen: „so wenig für den jedesmaligen Regenten unwiderruflich, als für die Landesbewohner unverbindlich werden darf". — Von diesem Standpunkte aus die hier verheißene Würdigung der Verfassung Nassaus zu verfolgen und die innere Staatsgeschichte des Herzogthums von 1814 an beizubringen, um so den rechten Anhalt für den gegenwärtigen Zustand des Landes zu gewinnen, wäre für alle Parteien belehrend gewesen. Hr. F. aber verliert sich, nach alter Weise der Philologen, in breiten Anmerkungen, in welchen, freilich in der unbequemsten Form, manches interessante Citat seine Stelle einnimmt. Selbst was er zur Empfehlung der Verfassung, wie sie jetzt besteht, sagt, von der Theilung

des Landtages in die Herrenbank und in die der Deputirten, von den Grundsätzen der Repräsentation nach dem Betrage des Grundeigenthums und den Besteuerungssätzen u. s. f. sind Einzelnheiten, welche die Hauptpunkte des Untersuchungsgegenstandes mehr umgehen als prüfen. So wird, ungeachtet des Dankes, welchen diese schriftstellerische Unternehmung in gewissen Kreisen finden kann, mancher Leser das Buch unbefriedigt aus der Hand legen, es vielleicht gar verschreien, als einen misglückten Versuch, edles Streben zu verdächtigen. Wenn dieses auch nicht in der Absicht des Verf. liegt, so entzieht ihm doch ohnehin ein gewisser Prunk mit Gelehrsamkeit und Belesenheit, welche in der schon erwähnten Fülle der Anmerkungen sich Luft macht, und gelehrte Schulsprache die wahre Popularität, und was noch schlimmer ist, er verliert in der Dreistigkeit der Behauptungen wol gar den geschichtlichen Grund, z. B. S. 182: „Die alten Reichsfürsten hatten vor Allem die, aus ihren Domainen und Regalien resultirenden Einkünfte ohne alle ständische Verwilligung. Zu den letzteren sind in neuerer Zeit die Accise, die Mauthen und andere indirecte Abgaben noch gerechnet worden". — Zur beabsichtigten „Verständigung und Vermittlung" gehört zunächst die Erkenntniß, daß man bei großen politischen Irrthümern ein ehrenwerther, tüchtiger Mann sein kann, daß man, selbst als Schriftsteller, jenen preisgegeben, deshalb nicht zu den Pöbelseelen gehört, noch sich geziemt, fehlerhafte Ansichten und Behauptungen enthaltende Blätter kurzweg als Pöbelblätter zu bezeichnen.

Bei den Verheißungen, welche Hr. F. für die Fortsetzung dieser „Beiträge" macht, ist eine nähere Aufhellung der gegenwärtigen Lage der öffentlichen Angelegenheiten in Nassau zu erwarten, für welche wir dieses erste Heft als eine Einleitung betrachten. Es wird dort auf die Beantwortung hier völlig umgangener Fragen ankommen; vorzüglich ist dahin zu rechnen, ein thatsächlicher Bericht, wodurch zwischen der Regierung und dem Landtage die verhängnißvolle Spannung, welche in Deutschland nur durch Gewaltstreiche hervorgebracht werden kann, entstand; auf wessen Seite die Macht (sowol physische, als moralische), also die nächste Verpflichtung war, diese zu beschwichtigen. Was geschah von der einen, wie von der andern Seite, um die Erbitterung dahin zu steigern, daß die Mehrzahl der Landtagsdeputirten glaubte (ob irrthümlich oder wirklich, ist fast gleichgültig), in dem Falle der Nothwehr sich zu befinden, und ihre ständische Wirksamkeit suspendirte? Wo war eigentlich der Mangel an Einsicht und Willen, welcher eine friedliche Beilegung des Streites unmöglich machte und, alle Vermittlung verschmähend, nur auf Vernichtung gegenseitiger Ansichten hinarbeitete? und endlich — wer wird den Segen dieser Vermittlung zu erwerben suchen, oder den Fluch der Zwietracht auf die kommenden Geschlechter vererben? — 25.

Novellen von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Haas. 1834. 12. 21 Gr.

Mit einer günstigen Meinung vom Verf. ging Ref. an die kritische Untersuchung dieses Bandes; leider machte er die Erfahrung dabei, daß man recht anziehend über Wien und Berlin, allein zugleich sehr unangenehme Novellen schreiben kann. Das geht auf Stelzen einher und spreizt sich mit Worten, macht Bausbacken, als sollte posaunt werden wie vor Jericho, und doch ist weder was davor noch dahinter. Vorzugsweise gilt das von den beiden ersten: „Der Findling" und „Der Gang zur Urne", welche vollständige geistige Marteranstalten sind. Alles windet und krümmt sich darin gegen die Natur, und auch nicht einer von den darin aufgestellten Charakteren hat Saft und Kraft; Alles siecht. „Der Gang zur Urne" geht ganz nach derselben kranken Jammermelodie. Gesünder geht es in den beiden andern Erzählungen her, welche die andere Hälfte des Inhalts ausmachen. Die „Das Geheimniß der Aehnlichkeit" betitelte, führt den Satz durch: hüte dich vor jedem Weibe, das zu große, und vor jedem Manne, der zu kleine Schritte macht. Ein Herr von Berg gibt diese Lehre seinem auf Reisen gehenden Sohn als selbstgemachte Erfahrung, und Letzterer findet sie in Paris durch seinen Hofmeister bestätigt, der wenig Stunden vor der, ihm wegen politischer Beschuldigungen drohenden Verhaftung mit auffallend kleinen Schritten im Zimmer hin- und hergeht und mitten in der Nacht seinen Gegebefohlenen heimlich verläßt. Das Ganze ist ziemlich leicht erzählt und kann unterhalten, obgleich auch hier allerhand ungewaschenes Zeug mitunterläuft. So sagt z. B. der lebenskluge Vater zu seinem Sohne: „Du hast nicht viel Anlage, glücklich zu werden, aber zum Unglücke paßt dein Kopf auch nicht, denn — du heißest ja Ernst, wie der Vater deiner vortrefflichen Mutter. Er hieß Ernst und war ernst: der Mensch wird immer so, wie er heißt." Am zufriedensten ist Ref. mit der letzten Erzählung: „Die Waise"; hier herrscht doch einige freie Regsamkeit, und die Katastrophe läuft nicht auf Heulen und Zähnklappen, sondern auf eine fröhliche Doppelheirath hinaus.

Nicht ungerügt darf bleiben, daß „Der Findling" gleichzeitig in dem wiener Taschenbuch: „Gedenke mein" f. 1834, in die Welt geschickt worden ist, wie Ref. zufällig entdeckte. N.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 5. 31. Mai 1834.

Geschichte des deutschen Volkes. Von H. Luden. Achter Band. Gotha, J. Perthes. 1833. Gr. 8. Prän.-Preis 2 Thlr. 12 Gr. *)

„Wahrlich, im schwierigen Werk Allen genügen ist schwer!" Herr Ritter Luden hat ein Wort an die Stirne seines Werkes gesetzt, dessen Wahrheit er wol öfters zu erfahren Gelegenheit gehabt haben wird. Aber er handelt ritterlich und läßt sich allerhand Kleinmeistereien nicht anfechten; er weiß, daß, wer sein Haus am Wege baut, es den Beurtheilern des Hauses niemals Recht macht; endlich aber gewöhnt man sich daran, dies Haus mit seinen Eigenthümlichkeiten eben für ein gutes Haus zu halten, weil es wohnlich und gemüthlich darin ist, und an diese deutsche Geschichte gewöhnt man sich, weil Hr. L. uns daran gewöhnt, daß sie ebenso und nicht anders sein soll. Wir haben längst angenommen, daß der Verf. unsere Anzeigen nicht lese, und bekennen, daß wir sie auch gar nicht für ihn, sondern nur über ihn und für die Leser dieser Blätter, denen wir von Zeit zu Zeit einen Bericht deshalb schuldig zu sein glauben, geschrieben haben. Darum findet hier auch wol Luther's Gleichniß von den Töpfen keine Anwendung, der da sagt: „Es ist ein ungleich Streben, wenn die alten Töpfe wollen mit den Felsen streiten, denn es gerathe, wie es wolle, so geht es über die Töpfe. Fallen sie an den Felsen, so zerstoßen sie sich und zerbrechen; fallen aber die Felsen an sie, so zerschmettern sie die Töpfe, daß wahrlich den Töpfen zu rathen wäre, sie blieben Töpfe, wie sie sind, in der Küche und unterstünden sich nicht auszuziehen im Felde und wider die Berge und Felsen zu streiten."

Der vorliegende Band von ungefähr 720 Seiten (die Noten von 589 an miteingerechnet) enthält das 17. Buch oder die Geschichte des deutschen Reiches unter den fränkischen Kaisern Kunrad II. (diese ältere Form statt Konrad hat der Verf. vorgezogen) und Heinrich III. (II.), und den Anfang des 18. Buches, das Reich unter Heinrich IV., aber nur bis 1075 (also von 1024 bis 1075 im Ganzen etwa 50 Jahre). Das erstere Buch hat noch die Nebenaufschriften: „Des Reiches neue Erhebung und des Königes größte Gewalt — Anfang der Händel zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht"; während das letztere „Verfall des Reiches und Thrones — Offener Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht" betitelt ist. Nach diesem Maßstabe der Behandlung zu urtheilen wird uns der neunte Band etwa durch die nächsten 50 Jahre bis zum Tode Heinrich V. 1125 bringen. Hoffentlich werden wir dann auch wieder eine übersichtliche Zusammenstellung der ganzen Culturverhältnisse des deutschen Volkes bekommen, weil hier nur immer von dem Reiche als solchem die Rede ist.

Es soll ebenso wenig unsere Aufgabe sein, eine weitläuftigere Inhaltsanzeige des Werkes zu geben, als uns über die Behandlungsweise des Ganzen in Streit mit dem Verf. zu setzen. Letztere ist bekannt genug und gehört zu der pragmatisirenden und reflectirenden. Die Thatsachen selbst würden kaum den dritten Theil des Buches füllen; alles Uebrige ist des Verf. Ansicht über dieselben, aus genauer Ansicht der Quellen selbst und aus einem tiefen Hineindenken in den Geist der handelnden Personen und den Gang menschlicher Dinge überhaupt geschöpft. Grade darum gewinnt Manches eine ganz eigenthümliche Gestalt. Von neuern Schriftstellern über diese Zeit finden wir nur Voigt's „Hildebrand" angeführt, nicht ohne einige Verwunderung, daß nicht auch Stenzel's „Geschichte von Deutschland unter den fränkischen Kaisern" (Leipzig 1827 und 1828) genannt ist, da wir doch Grund haben, zu glauben, daß dieses Werk dem Hrn. Verf. nicht unbekannt geblieben ist. Uebrigens ist, beiläufig bemerkt, dieser Band sehr incorrect gedruckt.

*) Vgl. Beil. 4 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Wir sehen im ersten Buche die unseligen Folgen der Verknüpfung Deutschlands und Italiens durch die Kaiserkrone sich immer mehr entfalten und sind der festen Ueberzeugung, daß ohne dies Streben nach der Herrschaft über jenes Südland unter Heinrich III. Deutschland noch ganz anders sich hätte consolidiren und einigen lassen müssen. Italien wird immer mehr der Haupthebel für die Unternehmungen der deutschen Könige, die damit in das wildeste Wespennest stören und niemals ungestochen zurückkommen. Dieser Umstand wirft auch den Schwerpunkt des Reiches mehr auf den Süden Deutschlands und führte, als Heinrich IV. Sachsen dazu machen wollte, die blutigste Reaction von Seiten der Bewohner dieses Landes herbei. Die Händel und Kriege mit den Ungarn, Polen, Böhmen, Liotizen und über das übel gewonnene (und endlich nicht ehrenvoll aufgegebene) Burgund sind zum Theil Folge des über Italien zersplitterten reindeutschen Interesses, und mit menschlicher Theilnahme sieht man den Held der Freundschaft und der Sage, des Kaisers Stiefsohn, Ernst von Schwaben, über das vorenthaltene Burgund untergehen. Was der Verf. über die Konradinische Lehenconstitution sagt, mag gegründet sein, aber verschwiegen hätte nicht werden sollen, wie durch sie der innere Verfall des Reiches nur noch vermehrt wurde. Man wußte endlich nicht, was der König war und sein sollte. Sehr anziehend ist, was der Verf. über den Plan, einen allgemeinen Weltfrieden zu begründen, eine allgemeine Entwaffnung vorzunehmen, sagt, und obgleich dieser Plan von Geistlichen ausging, erinnert er doch in seinem ostensibeln Motive, der Religion, an die heilige Allianz von 1815. Aber es war auch damals ein mons parturiens, weil die weltlichen Fürsten mit dem Schwerte Alles verloren zu geben und sich dann gänzlich der Kirchengewalt unterworfen glaubten. So kam endlich blos die bekannte treuga Dei, oder der Gottesfriede, dem zufolge die Waffen von Mittwoch Abend bis Montag Morgen jeder Wochen ruhen sollten, heraus.

Was der Verf. S. 139 über den Zustand der Städte sagt, geschieht mehr, um den Gegensatz derselben gegen das Vasallenthum und die Entstehung des Adels in neuerm Sinne aus dem letztern, als einer geschlossenen Verbindung gegen die Bürgerfreiheit, nachzuweisen. Wir hoffen, daß der Verf. des städtischen Lebens noch einmal umständlicher und um seiner großen Erscheinung selbst willen gedenken werde. Aber sehr interessant ist, den Verf. über die Entstehung dieses neuen Adels zu vernehmen, der die alte Freiheit der Vasallen gegen die Bürger schirmen sollte. Die Befestigung des neuen Adels zu einem Stande wurde möglich durch die Erblichkeit seiner Ehren und Würden, durch das vereinte Bestreben, fest zu stehen wie seine Burgen, zu halten, was bestand, nur der Noth zu weichen, Allem einen Werth zu geben, was er besaß, dasselbe mit einem alterthümlichen Firnisse zu überziehen, oder mit einem phantastischen Schmucke zu umgeben, alle Dinge vormaliger Gewalt und Herrlichkeit mit dem Anstand eines vornehmern Lebens zu bekleiden, mit der Zierde einer neuen Benennung (Ritter) fast dichterisch zu verschönern, „bis zuletzt durch trotzige Versäumniß höherer Bildung eine Verkümmerung des Geistes eintrat, bei welcher das Thier im Menschen vor dem Gott im Menschen den Vorzug erhielt".

Wir glauben uns bei manchen Lesern dieser Blätter einen Dank zu verdienen, wenn wir statt eines Andern die merkwürdige Note 13, S. 624 hier ganz mittheilen: „Als die Freiheit in den Städten entstanden und anerkannt war, da waren die Stammbäume des Adels nothwendig, theils wegen der Ehre, die man dem Adel behaupten wollte, theils wegen der Vortheile, die man dem Adel zu sichern strebte. Im Fortgange der Zeit wurde begreiflicherweise desto mehr Zeit mit dem Auf- und Absteigen an diesen Bäumen verdorben, je höher sie wurden. Ver-

lorene Zeit aber wird schwer wieder eingebracht. Als man dieses endlich merkte, als man merkte, daß man zurückgeblieben, weil man nicht vorwärts gekommen war, da mußte es fast ein Bedürfniß des menschlichen Herzens sein, anzunehmen, der Stammbaum sei mehr werth als irgend etwas Anderes, und das reine Blut, das durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht in reinen Adern geflossen, habe den Vorzug vor Geist und Kenntnissen, vor Tugend und That. Unglücklicherweise zählte man vom Ahnherrn herab auf die spätern Tage, ging den einfachsten Weg und ließ zur Seite liegen, was nicht auf diesem Wege lag. Wäre man vom Geburtstage des spätern Enkels hinaufgestiegen zum Ahn, und nach des alten Franklin Rechnung verfahren, vielleicht wären doch einige Zweifel gegen die Reinheit des Blutes entstanden, und der Geist wäre in seine Rechte getreten. Franklin aber rechnet bekanntlich in folgender Weise: Gesetzt, der späte Enkel würde jetzt 1832 geboren, und man rechnete sein Geschlecht hinauf bis 1100: so bekämen wir 22 Menschengeschlechter. Nun hat das Enkelchen einen Vater und eine Mutter, sind zwei Personen; diese beiden hatten je einen Vater und eine Mutter, sind vier; diese vier hatten je einen Vater und eine Mutter, sind acht, und sofort 22 Male. Diese Rechnung ergibt, daß im J. 1100 nicht weniger als 4,194,804 Menschen gelebt haben müssen, von welchen der Neugeborene abstammt. Zählt man aber die Summen aller Vorfahren desselben, die in den 22 Generationen gelebt haben, zusammen: so bekommt man eine Masse von 8,388,616 Menschen, deren Fleisch und Blut dazu beigetragen haben, unsern jungen Freund zur Welt zu fördern. Man sieht, derselbe hat eine ausgebreitete vielverzweigte Verwandtschaft. Man begreift sogar des guten Franklin Ausruf: Wie viele schlechte Männer und Weiber, wie viele Spitzbuben und Huren mögen in einer solchen Masse gewesen sein! Ja, man wird fast geneigt, ihm die Meinung zu verzeihen, daß wir Alle, Hohe und Geringe, Reiche und Arme, das Blut als thierisch und irdisch laufen lassen und nur auf Das achten sollten, was in unsern Willen liegt, was wir selbst zu reinigen, zu schärfen, zu mehren, zu veredeln vermögen, auf das Herz, den Verstand, die Kenntnisse, die Gesinnung. — Aber das sind fremdartige Dinge."

Bei der Beurtheilung K. Heinrich IV., von welchem das 18. Buch handelt, können wir es dem Verf. nur Dank wissen, daß er uns von dem scheußlichen Ungeheuer befreit, als welches Leo in seiner „Geschichte Italiens" uns diesen Heinrich zeichnet. Eine ähnliche psychologische Entwickelung dieses Fürsten, dessen Herz ein so trotziges und verzagtes Ding zugleich war, erinnern wir uns noch nicht gelesen zu haben, obgleich auch Stenzel vor Luden viel mit Letzterm Uebereinstimmendes über ihn gesagt hat. Seine sittliche Verworrenheit und Verdorbenheit sind ein jammervolles Resultat der verfehltesten Erziehung und der Umstände. Freilich bleibt, auch Bruno's feindselige und schmuzige Aussagen in Abrede gestellt, Heinrich sehr im Hintergrunde gegen seinen großen Zeitgenossen Hildebrand, oder Gregor VII., der in so verworrener Zeit allein wußte, was er und warum er es wollte, und dessen altrömischer Muth aus dem Bewußtsein redlicher Gesinnung hervorging. Sein großer Reformationsplan des Kirchenthums wird nach der Stellung und der Einsicht der Menschen immer verschieden betrachtet werden, und leicht könnte unser Verf. (wie früher Voigt) hart beurtheilt werden, wenn er Gregor's Plan (S. 471) aus den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust entsprungen erklärt und einen Versuch zur Verbesserung und Veredlung des Lebens in dem religiösen Gewande des lebendigen christlichen Glaubens nennt.

Aber unerwartet fürwahr kam dem Ref., wie sehr er auch nach Voigt's und Luden's Vorgang seine Ansicht über Hildebrand zu mildern willfährig ist, des Verf. Ansicht über den Cölibat der Geistlichen, wenngleich der Satz feststeht, daß, wer die Sache (die Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern) wollte, auch die Mittel wollen müsse. Da sich jetzt so viele und nicht ungewichtige Stimmen gegen den Cölibat erheben, so kann es nicht ohne Interesse sein, auszugsweise zu hören, was L. für denselben sagt und gewiß selbst zum größern Theile noch als heute gültig betrachtet. „Die Ehelosigkeit (heißt es S. 565) war Gregor eine Anlegenheit des Herzens und des Verstandes zugleich; des Herzens, weil er den festen Glauben hegte, daß die Kirche Jesu Christi nach Gottes Willen frei sein und die Welt beherrschen solle; des Verstandes, weil er überzeugt war, daß die Kirche nicht frei werden und nicht zur Herrschaft gelangen könne, so lange ihre Diener, die Geistlichen, abhängig blieben durch das Band der Ehe von den Angelegenheiten der Welt und von der Gunst der Großen dieser Erde. Er hielt die Sache für gerecht, weil er sie für nothwendig hielt. — Der Ausgang hat für Gregor gezeugt und bewiesen, daß seine Foderungen dem Zustande seiner Zeit angemessen gewesen. — Eben deswegen darf auch die Sache selbst nicht nach den Ansichten, den Sitten, den Verhältnissen späterer Tage beurtheilt werden. Die Ehelosigkeit der Geistlichen hat gewiß in jener Zeit, in welcher sie begehrt und erzwungen ward, unermeßliches Unglück über viele tausend Menschen gebracht; sie mag auch, als sie durchgesetzt war, viele einzelne Geistliche zu argen Sünden und selbst zu schweren Verbrechen verleitet haben; aber jene Geschlechter, die das Unglück duldeten, sind von der Erde verschwunden und mit ihnen ihre Leiden; den Sünden haben sich Tugenden, den Verbrechen Aufopferungen entgegengestellt, welche, wie jene jegliches Tadels, so jegliches Lobes würdig waren, und im Ganzen hat durch die Ehelosigkeit der Geistlichen Das gewonnen, warum wir leben und sind, der Geist, die Pflege des Geistes, die Bildung des Menschengeschlechtes. Sie hat wesentlich mitgewirkt, der Kirche die Einheit und in der Einheit die Macht zu verschaffen, die ihr nöthig war, um sich der rohen Gewalt des Schwertes entgegenzustellen und um den erstickenden Druck zu mildern, den das Lehenwesen auf das Leben gebracht hatte. Auch ist vielleicht die germanische Welt nur durch die Ehelosigkeit der Geistlichen vor einem erblichen Priesterthume bewahrt worden (wovon bereits in der Normandie Beispiele vorkamen). — Ein erbliches Priesterthum aber neben einem erblichen Adelthume, das ist ein Kastenwesen, welches ebenso schwer auf dem Geiste lastet, als es schwer zu zerstören ist. Und was endlich die Jungfrauen betrifft, welche auf die Erfüllung ihrer schönsten Hoffnungen Verzicht thun mußten, so standen denselben nicht nur die Pforten der Klöster offen (!), in welchen sie geschützt wurden wie vor den Reizungen (?) so vor dem Gespötte der Welt, sondern sie und das ganze weibliche Geschlecht mochten auch wol einigen Ersatz darin finden, daß die Männer, gleichsam wie zum Trotze, jene Achtung, welche die Frauen und Jungfrauen schon in den ältesten Tagen in Deutschland gefunden hatten und welche noch gesteigert war durch die Verehrung der heiligen Jungfrau, der Mutter Gottes, von dieser Zeit an auf das zarteste auszubilden und hier und dort sogar auf Grundsätze zurückzubringen begannen, nach welchen den Frauen ein großer Einfluß auf das Leben zu Theil werden mußte, sodaß sie als Herrinnen der Männer erschienen, die sich ihrem Dienste widmeten." 41.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht. Von Gottfr. Ludwig Blanc. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Abbildungen. Zweiter Theil. Halle, Schwetschke und Sohn. 1833. Gr. 8.

Ref. hat bei seiner ausführlichen Anzeige des ersten Theils (1833, Nr. 305 u. 306) das Verhältniß zu bestimmen gesucht, in welchem das Blanc'sche Werk zu den Foderungen steht, die man jetzt an ein geographisch-historisches Handbuch zu machen berechtigt ist. Der mittlerweile erschienene zweite Theil rechtfertigt unser Urtheil, daß das Werk an Brauchbarkeit fast nichts zu wünschen übrigläßt, und daß Hr. Blanc die seltene Kunst

in einer gedrängten und geschmackvollen Darstellung ein
ch zu liefern, dessen sich jeder gebildete Mann nicht al-
t Nutzen, sondern auch mit Vergnügen bedienen kann;
e Sprache ist rein, gefeilt und frei von jener Trockenheit,
so leicht in geographische Lehrbücher einschleicht und ganz
s mit daran Schuld ist, daß unter der heutigen Jugend
selten der richtige Sinn für die Geschichte und Beschrei-
er Erde und ihrer Bewohner gefunden wird. Uebrigens
der Verf. auch darin gleich geblieben, daß er den topi-
schauungen, den Höhenzügen und Flußgebieten nicht zu
hat eingeräumt hat. Der Mensch in seinen verschiedenen
ungen und Eigenthümlichkeiten hat einen vorzüglichen
einer Schilderungen in Anspruch genommen, ohne daß
e Kenntniß des Bodens, auf dem er lebt und waltet, zu
kommen ist. Wir wollen hier nur die Beschreibung der
Neapel, Konstantinopel und Venedig, die Schilderung
a und der römischen Campagna nennen. Wol nur der
ktheit des Raumes ist es beizumessen, daß der in Be-
chreibungen so geschickte Verf. der salzburger Alpen, der
n Gebirge und des Harzes nur kurz gedacht hat.
r vorliegende Theil enthält auf 508 Seiten die Ge-
nd Geographie von Deutschland, Italien, Griechenland,
päischen Türkei und den ionischen Inseln. Den histo-
Theil anlangend, so finden wir dieselbe Genauigkeit und
lichkeit in Erzählung der Thatsachen und dieselbe Prä-
der Darstellung wieder, die wir schon am ersten Theile
Die deutsche, römische und griechische Geschichte ist
verständlich erzählt worden, überall tritt ein gemäßig-
eil hervor. Nur höchst selten sind wir auf Unrichtigkei-
ßen, wie auf S. 30, wo der Verf. den Tod des Kai-
drich I den Folgen eines kalten Bades zuschreibt. Aber
mer's Erzählung und Kritik („Geschichte der Hohen-
, II. 436) geht ja hervor, daß der Kaiser in den Kaly-
mit seinem Pferde sprengte, um schneller zu dem Vorder-
eines Heeres zu kommen, weil der Zug ihm zu langsam
rückte. Da ergriffen ihn die Wellen und rissen ihn
fort: als man ihm zu Hülfe kam und ihn an das Land
war er bereits entseelt. Gleich darauf konnte auch die
ung, als ob Heinrich VI. Tod durch Gift von der Hand
mahlin herbeigeführt sei, wegfallen, da sie unbegründet
S. 433 bei Gelegenheit von Philipp's des Macedoniers
ht hätte seine Gemahlin Olympias des Mitwissens an
mordung als „sehr verdächtig" bezeichnet werden sollen.
sten Untersuchungen (z. B. die von Stahr in der Ersch-
hen „Encyklopädie" unter dem Art. Olympias) machen
issenschaft der Königin sehr zweifelhaft. Als Landungs-
tav Adolf's nennt Hr. Blanc S. 47 die Insel Rügen.
doch höchst wahrscheinlich (wie auch in Nr. 234 d. Bl.
nach Mohnike's Bemerkung in Zober's „Ungedruckten
Wallenstein's" geäußert wird), daß die Landung erst am
(nicht am 24.) 1630 am Ausflusse der Peene bewerk-
urde, nachdem die Flotte am 24. wegen eines heftigen
hinter der kleinen Insel Ruden (eine Meile vom fe-
e oberhalb der Peenemündung und eine Meile von der
igen) vor Anker gegangen war. *) Für den „wahr-
n" Uebergangspunkt Hannibal's über die Alpen nimmt
S. 234 den Mont Genèvre an. Die größere Wahr-
eit ist aber wol nach Polybius und de Luc für den
t. Bernhardsberg.

elbe Lob der Klarheit und Unparteilichkeit verdienen
rischen Uebersichten. Namentlich ist — und das von
jen — die Uebersicht der deutschen Literatur so vollstän-
ur immer der Umfang des Werkes zuließ; bei der nicht
rgfältig gearbeiteten Uebersicht der italienischen Litera-
r kenntnißreiche Erklärer des Dante nicht zu verkennen.
Urtheilen über deutsche Gelehrte und Dichter findet

*) Frieben's „Erinnerungen aus der pommerschen Reforma-
schichte" (Köslin 1830, S. 23).

Ref. nur das über Wieland ungerecht; auch Aristophanes ist
(S. 432) nicht ganz richtig charakterisirt.

Bei den großen Massen, welche der Verf. in seiner geogra-
phischen Darstellung zu bewältigen hatte, verdient es zuvörderst
Lob, daß er für manche geringfügig scheinende Gegenstände, die
aber doch im Laufe des gewöhnlichen Lebens und Gespräches
häufig vorkommen, Raum zu gewinnen wußte. Wir rechnen
dahin z. B. die Bemerkungen über die Namen der böhmischen
Steine (S. 9); über die badischen Weinsorten (S. 150), über
Leisten- und Steinwein (S. 168), wobei wir zugleich erinnern,
daß der S. 103 erwähnte Ahrwein nicht „Ahrbleicher", sondern
„Ahrbleichart" geschrieben, auch wol nicht ganz richtig mit dem
Beiworte eines „blaßrothen" Weins bezeichnet ist; ferner über
den Stracchinokäse (S. 298), über die italienischen Masken im
Lustspiele (S. 273), über den index librorum prohibitorum
(S. 323), die Beschreibung der türkischen Bäder (S. 463) u.
dgl. m. Wichtigere Erscheinungen im Leben eines Volkes,
bedeutende Resultate im Handel- und Fabrikwesen, Anstalten für
Industrie und Kunst, wissenschaftliche Institute hat der Verf.
fast überall mit lobenswerther Genauigkeit verzeichnet und da-
durch gezeigt, wie ihm keine Seite menschlicher Bestrebungen
gänzlich fremd geblieben sei. Die Reduction der verschiedenen Münz-
arten sowie die durchgängige prosodische Bezeichnung ausländi-
scher Namen darf Ref. auch nicht unerwähnt lassen. In den Arti-
keln über Verfassung, Klima, Boden, Producte, Einwohner u. dgl.
haben wir selten Notizen von Wichtigkeit vermißt; ein allzu
specielles Eingehen lag ja außer dem Plane des Werkes. Um
so ausführlicher ist der Verf. auch in diesem Bande bei der Be-
schreibung berühmter Städte gewesen, und die Schilderungen von
Rom, Neapel, Wien, Berlin, Prag, Hamburg, Konstantinopel
werden daher gewiß befriedigend gefunden werden. Bei mehren
derselben ist die Benutzung der neuesten Reisebeschreibungen un-
verkennbar, dagegen vermissen wir dieselbe bei Erwähnung
Kölns, S. 100. Das Köln im Jahre 1832 ist nicht mehr das
von 1815. Jetzt (im Gegensatz zu des Verf. Schilderung) blü-
hen die Gewerbe, jetzt hat der Handel große Lebhaftigkeit gewonnen,
die Zahl der verfallenen elenden Häuser ist viel kleiner geworden,
jetzt endlich wird der Platz am Dome nicht mehr durch Trödel-
buden und Hütten entstellt. In Bezug auf andere Rheinstädte
befremdet es bei Düsseldorf (S. 101) nicht Schadow's Namen
erwähnt zu finden; bei Trier (S. 104) sind die römischen Alter-
thümer zu kurz abgefertigt, und bei Aachen (S. 105) konnte der
Verschönerungen in der Stadt (z. B. des neuen Theaters) und
in der Umgegend gedacht werden.

In den statistischen Angaben und bei den Zahlenverhältnis-
sen hat sich gleichfalls die Genauigkeit des Verf. bewährt. Zum
Behuf einer neuen Ausgabe will Ref. jedoch bemerken, daß dann
(S. 97) nicht mehr stehen bleiben darf, daß die drei Provinzen
der westlichen Hälfte der preußischen Monarchie unter einem
Oberpräsidium stehen. Das für Westfalen hat seinen Sitz in
Münster, das für die Rheinprovinzen in Koblenz. Ferner ist
auf S. 118 zu viel behauptet, daß sich unter den Schulen
Braunschweigs das Carolinum oder akademische Gymnasium aus-
zeichne. Das Obergymnasium in Braunschweig steht der ge-
nannten Anstalt, deren Blüte eigentlich einer weit frühern Zeit
angehört, ganz und gar nicht nach. Da wir grade von Schu-
len reden, so bemerken wir noch, daß zu Wurzen niemals eine
Fürstenschule gewesen ist, wie S. 119 angegeben ist. Endlich
durfte auch (S. 141) Weilburg nicht die „gewöhnliche Residenz"
des Herzogs von Nassau genannt werden. Diese ist Biberich,
nach Weilburg kommt der Herzog nur zum Besuch, wie in an-
dere Städte und Schlösser seines Landes. 14.

Gedichte von Fr. Wilh. Rogge. Zweite vermehrte Auflage. Göttingen, Deuerlich. 1831. 16. 1 Thlr.

Die Jahreszahl auf dem Titel dieser Gedichtsammlung ent-
hält einen starken Vorwurf für den Ref. In der That würde
die lange Verzögerung des nachstehenden Berichts schwer zu ent-

schuldigen sein, wenn das Buch selbst sie nicht veranlaßt hätte, wie sich sogleich ergeben wird. Freilich liegt mir dasselbe schon lange vor, aber ich verschob die Beurtheilung von einem Tage zum andern, in der Hoffnung, doch zuletzt noch etwas der Mittheilung Werthes darin zu finden. Das Schicksal wollte es anders; denn in diesem langen Zeitraum und bei wiederholter sorgfältiger Prüfung ist es mir nicht gelungen, mehr als zweierlei Gutes daran zu entdecken, nämlich die Intention und das Papier. Beide sind wirklich vortrefflich, aber Eines hat leider das Andere verdorben. Die gute Intention ist auf dem Papier zu schlechten Gedichten, und das Papier durch die Gedichte zu poetischem Makulatur geworden. Schade! Denn wäre jedes fein für sich geblieben, so wäre beides wol noch jetzt zu etwas Besserm zu gebrauchen. Dies zu beweisen, theile ich zwei der Gedichte hier zur Probe mit.

Sehnsucht nach Rom.

Hin nach Italiens goldnen Frühlingsauen,
Der schönen Künste schönem Heimatlande,
Und nach der (?) Tiber weltberühmtem Strande,
Die hohe Roma selber zu erschauen:

Und all' die Riesentrümmer, die der grauen,
Erhab'nen Vorwelt Genius dort bannte,
An die der Zeiten Strom vergebens brand'te, (!)
Sie ziehn (?) mein Sehnen von Germaniens Gauen!

Zu wandeln in den alten heil'gen Hallen,
Durch der Cäsaren hohe Siegesbogen,
Durch die jetzt nur (?) mühsel'ge Pilger wallen;

Denn Roma's Herrlichkeit ist heimgezogen!
Was frommt erhab'ner Geister Kunstentfalten,
Muß Rom in dem Gewand des Grams veralten!

Diene der Gegenwart, Freund, unermüdliches Eifers,
Traun, und die Zukunft dient dir, wie der Gegenwart du!

Vorstehendes Sonett besteht aus lauter abgedroschenen, längst dagewesenen Gemeinplätzen, die nicht einmal einen klaren, verständlichen Gedanken ausdrücken. Die Schönheit Italiens, sagt der Verf., und die Riesentrümmer Roms ziehen meine Sehnsucht an, und warum? — Er antwortet: „Denn Roma's Herrlichkeit ist heimgegangen u. s. w. — Kann dies aber ein Grund der Sehnsucht sein? Die ersten acht Zeilen enthalten übrigens einen grammatisch unrichtigen, gar nicht zu entwirrenden Satz, der nur dadurch zu heilen ist, wenn man in der achten Zeile statt „Sie ziehn", liest: Zieht mich. „Brand'te" für brandete zu setzen und dieses solchergestalt verdorbene und für das Gehör zweideutig gemachte Wort auf „bannte" zu reimen, ist eine unerträgliche Härte.

Das Distichon enthält allenfalls noch einen erträglichen Sinn; die metrische Form ist aber hier auf die schülerhafteste Weise verletzt. Scandirt man den Hexameter nach der richtigen prosodischen Geltung der Silben, so kommt derselbe folgendergestalt zu stehen:

— ◡ ◡ | — ◡ — | — ‖ ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡
Diene der | Gegenwart | Freund uner | müdliches | Eifers

und hat alsdann nur fünf Füße, wobei noch der Amphimacer „Gegenwart" gewaltsam als Daktylus gebraucht wird. Will man ihn aber, was der Dichter wahrscheinlich verlangt, zu sechs Füßen ausstrecken, so muß man scandiren:

— ◡ ◡ | — ◡ | — ‖ — | — — | — ◡ ◡ | — ◡
Diene der | Gegen | wart Freund | uner | müdliches | Eifers,

Dann sind aber die beiden in den vierten Fuß fallenden kurzen Silben „uner-" gegen alle Regeln lang gebraucht, nicht zu gedenken, daß alsdann das Wort „Gegenwart" im Hexameter als Amphimacer, in dem darauf folgenden Pentameter als Daktylus angewandt ist. Man sage nicht, daß ich die metrischen Regeln hier mit ungebührlicher Strenge gegen den Dichter anwende, denn eines Theils hält er selbst etwas auf die Metrik, indem er viele Oden in antiken Silbenmaßen gibt und dabei nie versäumt, das rythmische Schema darüber sorgfältig vorzuzeichnen, andern Theils aber ist grade bei so kleinen Gedichten und vornehmlich bei den antiken Distichen die Vollendung und Reinheit der Form ein Haupterfoderniß der Schönheit. Auch sind Mängel der Form überhaupt nur da zu entschuldigen, wo der Leser durch den poetischen Inhalt genugsam dafür entschädigt wird. Wer sein Hochzeitsfest mit der Muse feiern will, muß seine schlechten Gefäße entweder mit köstlichem Wein füllen oder zum Polterabend verbrauchen; Krätzer aber in schlechten Schalen ist bei solcher Feier durchaus unzulässig.

Die beiden mitgetheilten Gedichte sind das erste und das letzte der Sammlung. Was zwischen diesen beiden Endpunkten liegt, ist, wo nicht noch schlechter, doch gewiß nicht besser als diese. Wie nun bei so bewandten Umständen dies Werkchen dennoch in einer zweiten Auflage hat erscheinen können, ist schwer zu begreifen, wenn man nicht annehmen will, daß diese Angabe auf dem Titel gleich die erste in dem Buche vorkommende poetische Fiction, oder die zweite Auflage vor der ersten erschienen sei. Sollte eine dritte erscheinen, so wäre zu wünschen, daß es keine vermehrte, sondern wo möglich eine verbesserte sein möchte. 16.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Fr. Buchholz. Funfzehnter Jahrgang. Auch unter dem Titel: Geschichte der europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien. Achtzehnter Band. Begebenheiten des Jahres 1829. Berlin, Enslin. 1832. 2 Thlr. *)

Auch dieser Jahrgang eines nach seinem Plane und der Manier der Ausführung bekannten geschichtlichen Taschenbuchs zeigt den sich fortwährend steigernden Conflict feindselig einander gegenüberstehender politischer Principien. Die Täuschung, worin das Jahr 1828 die Politiker des ancien régime ließ, begann zu weichen und rief zum Handeln auf; aber der wahren Thatkraft entbehrend, behalf man sich mit dem Versuche der Mystification, welches so wenig glückte, daß es zuletzt nicht mehr zweifelhaft war, wie die Rollen wider Willen vertauscht und aus dem Mystificatoren Mystificirte geworden waren. In diesen Betrachtungen gewinnt die Darstellung der diesjährigen Verhandlungen der pariser Kammern, des Falles des Ministeriums Martignac und des Entstehens des so berüchtigt gewordenen Ministeriums Polignac großes Gewicht; nur muß man sich hüten, den jedesmaligen Zeitereignissen die Klugheit oder den Tadel aufzubürden, welche wir erst aus den spätern Erfolgen gelernt haben und nun vornehm klugthuend zu Markte bringen. Nächst Paris ist London die Heimat großer politischer Aufregungen, welche durch die endlich angenommene Emancipationsbill neu belebt wurde, während das sterile Feld der Politik der Briten sonst wenig Freude gewährte. Die londoner Conferenzen bilden einen nicht glänzenden Abschnitt in dem Hader der Diplomatie, wogegen Rußland Ruhm davontrug durch die Art, wie seine Heere den Balkan überstiegen und triumphirend den Rückweg fanden. Bei einem so fleißigen, über Alles gern aufnehmenden Sammler wie Hr. B., ist es gleich bezeichnend, wo- ber er redet, oder worüber er schweigt. Am unbedeutendsten ist, was der Verf. über das an den Schluß gestellte Preußen sagt, dem er doch selbst angehört; aber es wird an den Handelstractat Friedrich II. mit Nordamerika und an den hochseligen deutschen Fürstenbund erinnert und erzählt, wie die evangelische Geistlichkeit mit Annahme der Agende dem Willen des Königs sich fügte; Hr. B. sagt S. 582 fg.: „Wie hätten sie auch wol das Gegentheil thun können, da auf flacher Hand lag, daß bei dem zunehmenden Verfalle des protestantischen Kirchenthums irgend etwas geschehen mußte, was die Geister und Gemüther zugleich anregte und verband, und daß dieses Etwas nicht von ihnen ausgehen konnte?" 25.

*) Vgl. Beil. Nr. 12 d. Bl. f. 1832. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 152. — 1. Juni 1834.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Indische Märchen.

Kathâ sarit sâgara, die Märchensammlung des Soma Deva aus Kaschmir.

Seitdem die Aufmerksamkeit der Europäer auf das Studium der Sanskritsprache gelenkt wurde, sind manche Schätze dieser alten merkwürdigen Literatur uns bekannt geworden. Wir besitzen Ausgaben und Uebersetzungen aus den verschiedenen Gebieten geistiger Thätigkeit, epische Gedichte, Schauspiele, lyrische Dichtungen, Epigramme, Gesetzbücher, philosophische Werke und andere Arbeiten der strengern Wissenschaften. Ein Zweig aber dieser Literatur, der unendlich reich und uns aus mehren Gründen sehr werthvoll ist, hat bis jetzt wenig die Thätigkeit der Indianisten in Anspruch genommen — ich meine die Märchen. Wir wollen hier die berühmteren Werke dieser Art kurz angeben und eins derselben unsern Lesern durch einige Fragmente bekannter zu machen suchen.

Zu den bekanntesten Sammlungen gehören die „Sinhâsana dvâtrinsati", oder die Erzählungen der 32 Statuen, die den Thron des Königs Bhoja (lebte im 10. Jahrhundert) umgaben, in verschiedenen neuern Dialekten Indiens gedruckt und nach einer persischen Bearbeitung des Werkes, wenn ich nicht irre, auch ins Französische übersetzt und zu Neuyork gedruckt. Dann die „Vetâla panchavinsati", oder die 25 Märchen, die ein Dämon dem Könige Vikramâditya erzählt, aus einer tamulischen Bearbeitung in englischer Uebersetzung mitgetheilt von Babington. Andere Sammlungen sind das „Vikrama charitram", deren Hauptheld der in Indien weit berühmte König Vikramâditya (lebte im 1. Jahrhundert v. Chr. Geb.) ist; in einer ähnlichen Compilation, dem „Vira charitram", spielt der König Sâli vâhana (im 1. Jahrhundert n. Chr. Geb.) die Hauptrolle. Die „Suka saptati", oder die 70 Erzählungen des Papageien, haben dem persischen „Tûti nâmeh", oder dem Papageienbuche als Vorbild gedient, wornach wir es in deutscher Uebersetzung besitzen. Die „Kadambari" des Bâna Bhatta, sowie das „Dasa kumâra charitram", oder die Abenteuer der zehn Knaben, von Dandi, sind eine Reihe von Erzählungen, die sich an eine Haupterzählung anschließen; von dem letztern Werke ist ein kurzer Auszug in Sanskritversen zu Serampore gedruckt worden; auch besitzen wir einen Auszug desselben von Herrn Wilson. Eine buntere Sammlung ist der „Kathârnava", oder das Meer der Erzählungen, in vier Büchern, deren erstes die „Vetâla panchavinsati", das zweite die „Sinhâsana dvâtrinsati" und die beiden letzten vermischte Erzählungen enthalten.

Keine dieser genannten Sammlungen aber kann sich an Umfang und buntem Wechsel des Inhalts vergleichen mit dem „Kathâ sarit sâgara", oder dem Meere der Erzählungsströme, bekannter unter dem Namen „Vrihat kathâ", oder die große Erzählung, und, ein seltenes Glück bei einem indischen Werke, wir kennen genau die Zeit und den Wohnort des Dichters.

Soma Deva, der Sammler und Bearbeiter des Werkes, sagt am Schlusse seines Buches, daß er es zur Erheiterung der Großmutter des Harsha Deva, Königs von Kaschmir, geschrieben habe. In dem zweiten Theile der Geschichte von Kaschmir, der einzigen historischen Composition in der Sanskritliteratur, der „Râja tarangini" des Jona Râja, wird dieses Königs erwähnt und seine Regierungszeit von Herrn H. H. Wilson in das Jahr 1113—1125 gesetzt (s. „Ratnâvati, translated by *H. H. Wilson*", Einl. S. v). Harsha Deva selbst ist ein bedeutender Dichter, von dem wir ein sehr zierliches Lustspiel, die „Ratnâvati", besitzen, das auch in Deutschland nach dem Englischen des oben genannten ausgezeichneten Gelehrten übersetzt ist; dann noch ein größeres episches Ge-

dicht, das „Naishadhiyam", oder die Geschichte des Nalas und der Damayanti, von dem aber nur 20 Gesänge vollendet wurden, da der Tod die Ausführung des ganzen, auf 100 Gesänge berechneten Werkes unterbrach, und das jetzt in Kalkutta gedruckt wird; auch ein philosophisches Lehrgedicht: „Khandana", der Spalter, genannt, polemisch gegen die philosophischen Schulen der Indier gerichtet, aber noch wenig in Europa bekannt, wird ihm zugeschrieben. Ob er der Verfasser aller dieser Werke sei oder nicht, ist schwer zu ermitteln; so viel bleibt sicher, daß unter seiner Regierung die indische Literatur sehr gefördert wurde, wol die letzte Periode ihres Glanzes, denn nach jener Zeit, bei der immer mehr sich ausdehnenden Herrschaft der Mohammedaner, hören wir nichts mehr von originalen Schöpfungen im Sanskrit, nur Commentare und Erläuterungen zu den alten Büchern werden noch genannt, oder frostige Nachahmungen, wozu besonders die spätern Dramen gehören.

In dieser blühenden Zeit, in der schönsten Alpenlandschaft Asiens, lebte auch unser Dichter, sammelte hier die Märchen und bearbeitete sie zu einem großen Ganzen, nicht, wie er in der Einleitung sagt, aus eitelm Streben nach dem Ruhme eines Gelehrten, sondern um die bunte Märchenwelt treu und sicher dem Andenken zu überliefern.

Das Werk zerfällt gewissermaßen in drei Theile, von denen der erste die Entstehung des Märchens erzählt, denn auch das, wie alles menschliche Wissen, stammt unmittelbar von den Göttern. Siva nämlich erzählte einst seiner Gemahlin Pârvati sieben große Märchen; einer seiner Diener belauscht Beide und theilt das Gehörte seiner Frau unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, die aber bald ihr Geheimniß verräth. Pârvati, die glaubte, die Erzählungen allein zu wissen, erfährt bald den Zusammenhang und spricht erzürnt über den Diener und dessen Bruder, der eine Bitte für ihn gewagt hatte, den Fluch aus, als Menschen geboren zu werden, und daß sie erst dann zum Himmel zurückkehren dürften, wenn sie, ihres göttlichen Ursprunges sich wieder entsinnend, diese sieben Märchen den Menschen würden mitgetheilt haben. Der erste Verbannte, unter dem Namen Vararuchi auf Erden lebend, wird Minister beim Könige Nanda und zieht sich endlich lebenssatt in die Einsamkeit eines Waldes zurück, wo durch das Zusammentreffen mit einem Pisâcha, einer Gattung von Dämonen, ihm die Erinnerung an sein früheres Dasein zurückkehrt; er erzählt diesem nun die Märchen, und von diesem Pisâcha erfährt sie der zweite Verbannte, Gunâdhya; dieser schreibt sie in Pisâchasprache mit Blut auf Birkenrinde, und schickt das ganze Werk, aus 700,000 Sloken oder Distichen bestehend, zum Könige Sâtavâhana; dieser aber will ein Gedicht in der Dämonensprache nicht annehmen. Gunâdhya geht darauf in einen Wald, läßt ein Feuer anzünden, und jedes Mal, wenn er ein Blatt laut gelesen hat, wirft er es in die Flamme. Die Vögel und alle Thiere des Waldes sammeln sich um ihn und lauschen im Kreise dicht gedrängt auf die wunderbaren Märchen. Die Nachricht von dem Wunder im Walde verbreitet sich bald und Sâtavâhana geht selbst hinaus, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Er findet [illegible] den Gunâdhya wirklich, von weinenden Rehen umgeben, und bittet ihn dringend, nicht weiter zu vernichten, und so übergibt ihm dieser das einzige noch übrige Märchen, die Geschichte des Nara vâhana Datta, und kehrt zu den Göttern zurück. Das Werk wird darauf in das Sanskrit übersetzt und die „Vrihat kathâ" genannt; zu diesem ursprünglichen Werke, das 100,000 Slokas enthielt, ist nun, wie Soma Deva in der Einleitung sagt, das seinige ein Auszug. Es braucht wol nicht mehr bewiesen zu werden, daß es nie ein solches Werk wie die „Vrihat kathâ" gegeben hat. Der göttliche Ursprung und die allmälige Abkürzung des Buches ist eine Einkleidung, die vielen alten Werken der Indier, z. B. dem „Râmayana", den Gesetzen des Manu u. s. w. gemein ist. Daher übrigens auch der populaire Name dieser Sammlung.

Der zweite Theil enthält die Geschichte des Königs Vatsa und seiner Gemahlin Vâsava Datta, deren Abenteuer von den Indiern viel und unter mancherlei Formen sind besungen worden, und zwar, wenn wirklich der „Meghadûta" ein Gedicht des Kâlidâsa ist, schon vor unserer Zeitrechnung als ein Lieblingsthema indischer Poesie bekannt war; sicher aber sind im 8. Jahrhundert ihre Namen berühmt, da sie in dem Drama des Bhavabhûti, Mâlati und Mâdhava, erwähnt werden, eines Dichter, der im Anfange des 8. Jahrhunderts lebte.

Der dritte Theil behandelt in großer Ausführlichkeit die Schicksale des Sohnes dieser Beiden, des Nara vâhana Datta; und dies ist der eigentliche Inhalt des Buches, und das Vorhergehende dient nur als Einleitung.

An diesen Faden reihen sich nun die verschiedenen Märchen, Novellen und Fabeln an, indem entweder die Personen mit der Haupthandlung selbst verflochten werden, oder, was sehr häufig ist, Jeder seine Meinungen und Ansichten mit Erzählungen zu belegen sucht, oder auch indem bei fröhlichen Festen, und wo sonst ein Ruhepunkt sich findet, Einer aufgefodert wird, etwas zu erzählen. Der Rahmen ist also bei dieser Sammlung viel künstlicher als bei der „Tausend und einen Nacht" und ähnlichen Sammlungen.

Die Form weicht von der der oben aufgezählten Sammlungen wesentlich ab; während diese aus Prosa und zahlreich eingemischten Versen besteht, ist hier durchgängig der alte epische Sloka herrschend, Alles meist sehr einfach und schlicht erzählt, und nur dann und wann erkennt man den Dichter einer spätern Zeit in künstlichen, epigrammatisch zugespitzten Vergleichungen. Die große Leichtigkeit des Styls in dem beiweitem größern Theile des Werkes hat für die gelehrten Indier keinen Stoff zu Glossen und Anmerkungen geliefert, und in den Handschriften des Werkes, die ich gesehen habe, ist auch kein Wort der Erläuterung hinzugefügt; aber ich glaube dennoch, daß wir das Werk ziemlich treu und rein überliefert besitzen, da es durch seine strengere Form nicht so leicht Verfälschungen und Zusätze erlaubte, und der

große Umfang wol die weite Verbreitung in Indien verhinderte.

Bei den Indiern selbst genießt das Buch großes Ansehen, und wird den beiden heiligen Epopöen, dem „Ramâyana" und „Maha Bharata", an die Seite gesetzt; auch den übrigen Orientalen ist es nicht unbekannt geblieben. Im dritten Theil der Geschichte von Kaschmir, der „Sri Jaina Râja tarangini" von Sri Vara, der die Geschichte des trefflichen Fürsten Sain-ul-Âbid-din (regierte von 1422—1472) und seiner Söhne enthält, wird in dem Abschnitte, wo der Verf. von dem Zustande der Künste und Wissenschaften unter seiner Regierung spricht, erwähnt, daß die „Vrihat kathâ" auszugsweise in die Sprache der Mlechhas, d. h. in das Persische, sei übersetzt worden; und von dieser Uebersetzung, ebenfalls „Brihat kathâ" genannt, findet sich ein sehr schönes, aber leider unvollständiges Exemplar in der Bibliothek der ostindischen Compagnie. Diese Uebersetzung gehört wol mit zu den Quellen, aus denen die spätern indo-persischen Dichter, z. B. Inâyet-ulbâh in seinem „Behâri dânisch", schöpften.

Unter den Europäern machte zuerst W. Jones auf das Werk aufmerksam und vergleicht es mit dem „Rasenden Roland"; nach ihm hat Herr H. H. Wilson Ausführlicheres mitgetheilt, indem er in einem Aufsatze in dem „Oriental quarterly magazine", Bd. I—III (Kalkutta 1823—24) eine Analyse der ersten Abschnitte gab und diese mit sehr interessanten Bemerkungen und Nachweisungen ähnlicher Märchen und Erzählungen in andern orientalischen und occidentalischen Sammlungen begleitete. Unglücklicherweise ist aber vielleicht kein Exemplar dieses Journals auf dem Continente zu finden, wenigstens vermißte Hr. von Schlegel es bei seinem Aufsatze über Indien in dem „Berliner Kalender", und auch Hr. von Bohlen kann die Arbeit nicht gekannt haben. Uebersetzt ist aber, so viel ich weiß, noch nichts von dem Originale.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lustfahrten ins Idyllenland. Gemüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte von Franz Xaver Bronner. Zwei Bändchen. Aarau, Sauerländer. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Als zu den Zeiten Salomon Geßner's Landleben und ländliche Beschäftigungen den fleißigen Städtern besonders reizend dünkten, die nur selten ihre Ringmauern verließen und dann doppelt erfreut wurden durch frische Luft und heitern Sonnenschein, als seltene Reisende und keine Schwärme jährlich ankommender Engländer die stillen Thäler der Schweiz besuchten und von deren Wundern erzählten, wie von den einfachen Sitten der Gebirgbewohner, da bemächtigte sich die Poesie dieser Gegenstände, hielt Idyllenfahrten, und schmückte mit lieblichen Farben das Natur- und Waldleben im Gegensatze zur europäischen Civilisation, welche J. J. Rousseau sogar für einen Schaden des Menschengeschlechts hielt und wünschenswerth achtete, zur Einfachheit früherer Zeiten und den unvollkommenen Anfängen des geselligen Daseins zurückzukehren. Sorgenlose Schäfer und Ziegenhirten durchwandelten die Gebirgsfluren der Phantasie, liebten die Mädchen und wurden von ihnen geliebt, sangen Lieder und hatten nichts Anderes zu thun, ergossen sich in Dankbarkeit und Milde und naivem Gespräche, priesen ihr Glück, ihre Flöten und ihre Binsenkörbe. Arm waren sie und wohnten in Hütten, doch sie bedurften keines Reichthums und keiner Paläste, außer ihren Heerden und ihren Kindern und Nachbarn kannten sie wenig, waren aber mit diesem Wenigen so herzlich vergnügt, daß Ritter und Könige ihren Zustand beneiden durften. Wenn nicht etwa das erste Menschengeschlecht in diesen Kreis hineingezogen wurde und der Tod Abel's sich in eine idyllische Darstellung verwandelte, war das Hirtenvolk heidnisch, verband aber mit dem Heidenthum zarte humane Gesinnungen und pflegte eine mannichfaltige Bekanntschaft und Verwandtschaft mit Halbgöttern und Nymphen, die außer Sicherheit vor dem Tode ungefähr waren wie sie selber, und Theil nahmen an ihren Festmahlen, Opfern, Gesängen, die Berge, Bäume, Quellen bewohnend ohne Hütten und ohne Furcht vor schlimmer Witterung und rauher Jahreszeit. Wie dies Alles sich ausnahm, ist noch zu sehen in den lieblichen und sinnig radirten Landschaften Geßner's, zwar mit einiger Steifheit der Figuren von sechs Kopflängen, aber umrauscht von schönen Bäumen und Wasserfällen, und dadurch an die Sihl und Limmat erinnernd, wo solche Gemälde entstanden und sich viel Beifall in Deutschland und dem übrigen Europa erwarben.

In dieser Zeit ward auch Bronner als Fischeridyllendichter freundlich begrüßt, die Figuren nämlich seiner Gemälde waren keine Schäfer und Ziegenhirten, sondern Fischer, übrigens in Denkart und Haltung jenen ganz ähnlich. Bronner hat später durch Bekanntmachung seiner merkwürdigen Lebensgeschichte gezeigt, daß ihm selber kein Idyllenleben beschieden worden, und er in katholischen Landen als Geistlicher in geistlichen Verhältnissen viel zu leiden gehabt. Darum scheint es, bewahrte er seine Anhänglichkeit an die poetische Fischerwelt, und beschenkt nun das Publicum nach langem Zwischenraume mit einigen Schilderungen derselben. Er sieht dort die lieblichsten Auftritte. „Ein reges unverdorbenes Völklein handelt vor meinen Augen; mich ergötzen seine Anstrengungen, sich hülfloser Dürftigkeit zu erwehren, seine unschuldige Thätigkeit, sein würdiges Streben, sich durch Fleiß emporzuschwingen: redliche Gesinnungen leuchten aus dessen Thaten hervor, unverschrobene Sitten gestatten jedem, offen zu äußern, was er empfindet und will. Rüstige Geschäftigkeit entmuthigt die frohen Einwohner nicht, mit Frohsinn verrichtet Jeder sein Tagwerk. Ihr Zustand ist kein müßiges Dasein lästiger Hirten, kein unerreichbares Glück der seligen Unthätigkeit, kein goldenes Alter. Meine Uferbewohner kennen die Beschwerden des Lebens, besiegen sie aber durch rüstige Anwendung ihrer Kräfte; ein erreichbares Glück ist die Aufgabe ihrer Wirksamkeit, ein Zustand seliger Zufriedenheit nach gelungenem Tagwerk, ein frohes Dasein bei selbst erworbenen Gütern. Sie bleiben ehrlich in ihrem Verkehr, wohnen meistens im alten Griechenlande, auf angenehmen Eilanden, an schönen Seen oder vielbefahrenen Flüssen, gewinnen ihren Unterhalt dem Meere oder andern fischreichen Gewässern ab und kümmern sich nicht um Pracht und Glanz weder in Kleidern noch in Geräthen; in reinlichem netten Gewande zu erscheinen, auf gesunden schönen Stellen in bequemen Hütten zu wohnen, darauf beschränken sich ihre genügsamen Wünsche."

Wir könnten hierbei zunächst gedenken der heutigen Griechen, die König Otto von ihrem Naturleben zum civilisirten Zustande hoffentlich fortschreiten läßt, und woraus sich wol ergibt, das letzte sei besser als jenes; allein bei den Klephten und Pallikaren sehen wir doch keine lieblichen Auftritte. Sieht sie aber der Verf. bei seinem Volke? In der Erzählung von Euthymus und dem Geiste Polites wird jährlich das schönste Mädchen ausgesucht, um einem bösen Gespenste Polites zum Weibe gegeben zu werden, ein scheußliches Opfer, hinter welchem sich am Ende der abscheulichste Betrug laut der Erzählung verbirgt. Es kommt vor die Geschichte der Andromeda, die wahrlich nicht als lieblicher Auftritt gelten kann, wenn auch Perseus sie am Ende befreit; die guten Fischer, wenn sie ihre Hütten verlassen, sind Ueberfällen von Räubern ausgesetzt, sobald

sie etwas haben, was der Mühe werth ist zu nehmen, oder einen Fremden begleiten, der reicher ist als sie. Unverdorben kann ein Völklein nicht genannt werden, bei welchem die Sklaven von ihren Herren laut Th. I, S. 199 auf der Folter zu Tode gepeitscht werden, wo es Wollustjäger gibt, die Lustfahrten zur Befriedigung ihrer Begierden auf den Inseln machen. Sie werden freilich dabei hinters Licht geführt und poetische Gerechtigkeit findet statt, aber welche? „Athamos ließ seine Jagdhunde los, die spürten das nackte Paar auf und klafften an. Unter Stauden wollten sich beide verkriechen; aber die Hunde schnappten nach ihren Gliedern. Den Zähnen der Erbosten zu entgehen, mußten sie fliehen; erst wichen sie langsam, mit dürren Aesten die Meute abwehrend; doch nun erblickten sie die zahlreichen Jäger, und die Furcht setzte Flügel an ihre Sohlen. Große Strecken am Strande deckten Brennnesseln, oder Stechpalmen, oder dorniges Brombeergestrüppe, dahinein sprengten sie die lärmenden Jäger..... Athamos eilte hinzu. Verräther, sprach er, Euch soll nicht wieder nach fremben Frauen gelüsten: Führt sie hin, gebot er den Vermummten, in den Stall, wo die jungen Eber hausen, diese Lüsternen sollen das Eisen wie die Eber fühlen. Mit unsäglichem Jammer baten die Bedrohten um Schonung; aber die Sklaven sperrten die nackten Verwundeten zu den häßlichen Schweinen und bewachten den Zugang". — Das Völklein hat offenbar Criminalgesetze nöthig, und die Art, wie Einzelne bis dahin die Criminaljustiz üben, ist kein besonders lieblicher Anblick.

Aber die Thätigkeit, der Fleiß, die Besiegung der Beschwerden des Lebens durch Anwendung der Thätigkeit, zum erreichbaren Glück! — Wir lernen kennen (Th. II, S. 88) fischessende Höhlenbewohner, und diese Ichtyophagen singen:

> Selig ist der Fischgenährte,
> Sorglos fließt sein Leben hin;
> Froher Sinn ist sein Gefährte,
> Freiheit seiner Führerin.
> Ueber lockre Kieselwälle
> Tritt, an Fischen reich, das Meer,
> Führt vor jede Klippenzelle
> Immer frische Nahrung her u. s. w.

Zur Erläuterung wird aus Diodor eine Stelle über troglodytische Ichtyophagen angeführt, worin steht: „Einige dieser Barbaren leben durchweg nackt und haben ihre Weiber und Kinder gemeinschaftlich, gleich den Thieren. — — Sie bewohnen nahe am Meer um die Vorgebirge tiefe Höhlen, in welchen sie Fische fangen, welche die Flut hineinspült und bei eintretender Ebbe auf dem Trocknen läßt. Mit größtem Geschrei gehen sie gemeinschaftlich auf diese Jagd. Die Seeungeheuer bekämpfen sie nicht mit Waffen, sondern mit spitzigen Ziegenhörnern und mit Steinwürfen. Die gefangenen Fische legen sie auf Felsen in die Sonne und wenden sie oft um, dann schlagen sie von den getrockneten das Fleisch, vermischen es mit Distelsamen und machen daraus eine ihnen angenehme Speise u. s. w." — Wie groß nun die Seligkeit dieser singenden Fischgenährten sein könne, mag jeder Tafelgast ermessen; doch scheinen die Schöpsenbraten der Pallikaren, am Ladstock über dem Feuer geröstet, für den Geschmack einigen Vorzug zu verdienen, auch die Lehmhütten, in denen sie wohnen, vor den feuchten Meerhöhlen. Auf jeden Fall hat es der Fleiß dieser Fischesser zur Besiegung der Beschwerden des Lebens nicht weit gebracht, und sie rühmen ja auch in ihrem Liede nur die Sorglosigkeit, und daß die Meereswellen ohne ihr Zuthun stets neue Nahrung herbeiführen.

In Summa: das Völklein, welches der Verf. im Vorwort geschildert, finden wir gar nicht in seinen Idyllenfahrten, wir bedürfen einer zweiten Poesie, um die Bilder dieser Idyllenpoesie uns aus dem Sinne zu bringen und einiges Wohlgefallen daran zu finden. Was uns entgegentritt, wäre bei den Kamtschadalen gleichfalls zu haben, die für Hunde und Menschen ihre Fische besser bereiten und zur Abwendung der Beschwerden des äußern Lebens in ihren unterirdischen Wohnungen mehr Thätigkeit und Fleiß anwenden, als die Troglodyten. Kommt es blos auf die Elendigkeit des Lebens an, so wären es die Pescherähs auf dem Feuerlande, welche nach den Berichten der Seefahrer auf der untersten Stufe der Cultur stehen, zu welchen wir unsere poetischen Wallfahrten anzustellen hätten!

Aber thun wir dem Verf. nicht Unrecht? Darf man bei dichterischen Schilderungen eines erfreulichen Lebenszustandes die prosaischen Berichte der Reisebeschreiber danebenstellen und nach ihnen urtheilen? Der Verf. thut es ja selber, bezieht sich auf Aussagen von Pausanias und Diodor, will seinen Idyllenmenschen ein Fußgestell historischer Wirklichkeit geben. Es entspringt dies aus dem natürlichen Streben der Poesie, etwas Wirkliches mit sich zu vereinigen, ihrem Scheine gleichsam einen Hintergrund der Wahrheit zu verschaffen. Selbst bei den abenteuerlichsten Märchen zeigt sich diese Rücksicht, wie denn die bekannten arabischen eine hinreichend treue Schilderung der Sitten und Denkweise des Orients geben, und dadurch nicht wenig an Reiz gewinnen. Eine bloße Wolkenpoesie findet keinen Anklang im Gemüthe der Menschen, welche auf der Erde stehen, und Bronner's Idyllenfahrten gehen deshalb nicht in die Wolken, sondern zu den Inseln des mittelländischen Meeres, zum Fischfang und Strandleben. Nur muß in solchem Fall Alles hübsch zusammenstimmen und eine innere Wahrscheinlichkeit haben. Es ist es z. B. einem goldenen Zeitalter, in welchem Milch und Honig fließt, ganz angemessen, vollkommen ohne Nahrungssorgen die Tage zu verleben, kein Eigenthum zu brauchen, kein Haus zu verschließen, und blos Betrachtungen der Welt und des eignen Daseins nebst Feiergesängen sich hinzugeben. Kommen aber die Sorgen und Mühen, kommt das gesonderte Eigenthum, dann schließt man vor dem Böswilligen das Haus, arbeitet mehr und singt weniger. Wir tadeln also nicht, daß Hr. B. für seine mythologische alte Griechenzeit, welche später als das goldene Zeitalter ist, Räuber und schlechte Streiche einführt, denen ja auch die heidnischen Gottheiten nicht fremd blieben; aber er soll nur alsdann nicht von unverdorbenen Sitten, von Sorglosigkeit des Daseins sprechen, und gleichsam in diesem Idyllenparadiese die Unbill des gegenwärtigen wirklichen Lebens vergessen wollen. Hegt deswegen der Verf. „die sanguinische Hoffnung, das Beispiel seiner Inselbewohner werde in unverdorbenen Herzen sanfte Gefühle erwecken, in Manchem eine gemüthliche Stimmung hervorrufen, edle Gesinnungen stärken und gute Entschlüsse befestigen", so läßt sich dies Alles denken, aber nur die guten Beispiele muß Jemand zum Vorbild nehmen, wie überhaupt im Leben, und es ist dann mit solchen Idyllenfahrten eben nichts Besonderes.

Doch — warum Schriftstellern oder Lesern ihre Lust verleiden? Findet Einer Geschmack an Fischern und Fischen, und zwar an idealisirten gemüthlichen und trocken wohlschmeckenden, er fahre an die Seen und Gewässer des alten oder neuen Griechenlands und freue sich von Herzen. 9.

Literarische Notizen.

Steffens' „Malcolm" ist ins Dänische übersetzt worden.

Der unermüdliche C. Molbech hat auch die Herausgabe eines Wörterbuchs aller dänischen Mundarten („Dansk Dialect-Lexikon u. s. w.") begonnen. Die erste Lieferung geht von A — Efternoow.

Für das laufende Jahr erscheinen in Dänemark, die politischen Blätter nicht eingerechnet, 39 Zeitschriften, darunter „Prometheus, Monatsschrift für Poesie, Aesthetik und Kritik, herausgegeben von Oehlenschläger", eine Zeitschrift für nordische Alterthumskunde, zwei Kirchenzeitungen, ein Missionsblatt, eine Zeitschrift für ausländische Theologie, vier medicinische, drei juristische und eine Menge Unterhaltungsblätter. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 153. — 2. Juni 1834.

Indische Märchen.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Sowie uns die „Tausend und eine Nacht" das lebendigste und anschaulichste Bild des mohammedanischen Lebens gibt, so kann auch diese Sammlung als eine der reinsten Quellen betrachtet werden, um den Indier, ehe noch islamitische Herrschaft in dem schönen Lande Wurzel faßte, in seinen geselligen Verhältnissen kennen zu lernen. Für den Forscher origineller und ungetrübter Volksthümlichkeit ist Soma Deva's Werk gewiß vom größten Werthe. Aber auch von einer andern Seite her empfiehlt sich das Werk der Aufmerksamkeit des Westländers. Die gelehrten und mit musterhafter Genauigkeit, Umsicht und Vollständigkeit geführten Untersuchungen der Herren Sylvestre de Sacy und H. H. Wilson über die Fabeln des Bidpai haben als unumstößliches Resultat ergeben, daß diese in unzähligen Umarbeitungen durch den ganzen Orient und das Abendland verbreiteten Fabeln einem indischen Originale, dem „Pancha Tantra" ihren Ursprung verdankten. Man glaubte, auf die Meinung des Masûdi (lebte im 10. Jahrhundert) und anderer gelehrten Araber sich stützend, denselben Ursprung den Märchen der „Tausend und eine Nacht" vindiciren zu dürfen. Die Herren von Schlegel und von Hammer sprachen sich für diese Meinung aus, Hr. Sylvestre de Sacy und Hr. Professor Hartmann in Rostock dagegen leugneten die Theilnahme irgend eines andern Volkes als des arabischen an diesen Dichtungen. Der Letztere namentlich vertheidigte seine Ansicht mit großer Gelehrsamkeit, aber ich möchte an der Arbeit tadeln, daß sie bestimmt eine andere Ansicht verwarf, ehe noch indische Märchen bekannt waren; auch scheint mir die Untersuchung des Herrn Hartmann zu sehr nur das Aeußere zu berücksichtigen *), anstatt den Beweis aus dem innern Charakter der echten arabischen Poesie abzuleiten, der wol zu einem andern Resultate würde geführt haben; denn bei aller Trefflichkeit der alten Gedichte dieses merkwürdigen Volkes, epische Elemente finden sich in ihnen nie entwickelt, schaffende Phantasie fehlte den Arabern stets; sie sind vielleicht das einzige Volk, das Götter, aber keine Mythologie besaß. Noch weniger möchte ich die ästhetischen Urtheile des Hrn. de

*) Wie häufig erscheint nicht eine Erzählung als verständlich und sinnreich, die dennoch erst ganz verstanden wird, wenn man auf ihr Heimatland zurückgeht. In diesen Blättern (Nr. 322, f. 1833) wurde die Uebersetzung der Fabeln des Bidpai aus dem Arabischen von Herrn Holmboe angezeigt, und als Probe die Fabel von den Elefanten und Hasen mitgetheilt. Jeder Leser wird sie als eine ganz zierliche Fabel anerkennen, wie List über rohe Kraft siegt; aber diese List selbst, und wie sie die Elefanten zum Rückzuge bestimmt, kann man nur dann verstehen, wenn man sich der populairen Vorstellung der Indier entsinnt, die im Monde einen Hasen sehen, wo wir einen alten Mann mit einem Reißbündel annehmen (man sehe übrigens dieselbe Fabel im „Hitopadesa, ed. *Schlegel*" S. 82). Als ein noch auffallenderes Beispiel mag Folgendes dienen. In der „Disciplina clericalis" des Petrus Alfonsus, der selbst eingesteht, den Stoff seines Werkes aus arabischen Quellen gezogen zu haben, findet sich eine Erzählung, wie eine Kupplerin eine junge Frau zu überreden sucht, ihrem Liebhaber sich zu ergeben, indem sie eine Hindin mitbringt, und ihr erzählt, diese sei früher ein Weib gewesen, aber wegen ihrer Grausamkeit gegen ihre Liebhaber so verwandelt worden. Dasselbe findet sich in unserer Sammlung in der Geschichte des Guhasena und der Devasmitâ. Eine Kupplerin nämlich kommt zu dieser mit einer Hirschkuh, der sie vorher stark gepfefferte Sachen vorgehalten hat, sodaß dem armen Thiere die Thränen aus den Augen fließen. Devasmitâ wird aufmerksam und fragt die Alte, was das bedeute, und diese sagt, sie und diese Hirschkuh seien in einer frühern Geburt die Frauen eines Brahmanen gewesen, den Reisen oft nöthigten abwesend zu sein; sie habe ihre Jugend dann genossen, die andere aber habe diese Zeit in strenger Enthaltsamkeit zugebracht; dafür sei sie nun als Hirschkuh wieder geboren worden, aber mit der Erinnerung an ihr früheres Dasein, und habe sie soeben als ihre ehemalige Genossin wiedererkannt, und weine deswegen. Die Kupplerin warnt daher Devasmitâ, damit sie nicht ein ähnliches Schicksal treffe. Bei dem Spanier ist der Grund der Seelenwanderung doch nichts als ein Witz, der unmöglich Ueberzeugung gewinnen kann; dem Indier aber ist diese Lehre keine etwa blos esoterische, es ist eine der populairsten, wie die Märchen und der „Hitopadesa" das heißt also Volksbücher, an so vielen Stellen zeigen; bei einem Indier hat es also Bedeutung, einen solchen Grund anzuführen. Wir müssen noch hinzufügen, daß der Europäer die junge Frau dadurch wirklich zur Nachgiebigkeit bestimmen läßt; die Indierin hingegen willigt nur scheinbar ein und jagt dann die Liebhaber mit Schimpf und Schande fort. Im Allgemeinen herrscht in diesem Buche ein großer Respect vor allen ehelichen Verhältnissen. Interessant ist übrigens, daß Petrus Alfonsus und Soma Deva Zeitgenossen waren, beide am Anfange des 12. Jahrhunderts lebend.

Sacy über Galland's Uebersetzung im Verhältniß zu dem Originale vertreten.

Die folgenden Fragmente, wörtlich übersetzt, sind mit besonderer Berücksichtigung dieser interessanten Frage über das wahre Vaterland der Märchen ausgewählt worden. Das erste enthält die Keime eines Märchens, das mit besonderer Vorliebe bei uns ist ausgebildet worden; und das zweite dürfte am besten eine Novelle genannt werden, die auch schon seit 500 Jahren in Europa bekannt ist.

Gründung der Stadt Pâtaliputraka.

Der König Putraka ist von seinem Vater und Oheim aus seinem Reiche vertrieben worden und flieht in das Vindhyagebirge.

Während er dort umherwanderte, traf er auf zwei Männer, die heftig mit einander kämpften; er fragte sie: „Wer seid Ihr?" „Wir sind die Söhne des Mayasura, und das hier ist unser Vermögen, diese Schale, dieser Stab und diese Pantoffeln; um diese kämpfen wir, wer der Stärkere ist, der soll sie besitzen." Da sagte Putraka lachend zu ihnen: „Wozu nützt ein solcher Besitz einem Manne?" Darauf sagten sie: „Wer diese Pantoffeln anhat, besitzt die Kraft zu fliegen, und was irgend mit diesem Stabe gezeichnet wird, das entsteht sogleich, und was für eine Speise du in dieser Schale wünschen magst, die ist da." Als Putraka das gehört hatte, sprach er: „Wozu des Kampfes? dies soll der Kaufpreis sein: wer den Andern im Wettlauf besiegt, der soll Alles besitzen." „So sei es!" riefen die beiden Thoren und fingen an zu laufen; Putraka aber zog sogleich die Pantoffeln an und flog mit dem Stabe und der Schale zu den Wolken empor. Im Augenblick war er weit fortgeführt, und als er die schöne Stadt Akarshika sah, ließ er sich herab. „Dirnen sind zum Betruge geneigt, die Brahmanen wie mein Vater und Kaufleute gierig nach Gewinn; bei wem doch kann ich wohnen?" Während er so überlegte, bemerkte er ein einsames zerfallenes Haus und sah darin eine alte Frau. Nachdem er sie mit einem Geschenke erfreut hatte, wurde er gütig von ihr aufgenommen und lebte dort unbemerkt seine Tage.

Einst sagte die Alte, die den Putraka liebgewonnen hatte: „Ich denke nun so, mein Sohn, daß es keine Frau gibt, die besser für dich paßt als die Tochter unseres Königs hier, Patali; aber sie wird wie eine Perle da oben in ihren Zimmern bewacht." Schon durch diese Worte von heftiger Liebe ergriffen, rief er aus: „Noch heute muß ich die Geliebte sehen!" und flog, sich rasch entschließend, sowie es Nacht geworden war, in die Luft. Er flog durch ein Fenster in ihr Zimmer, das hoch auf einem Berggipfel lag, wo er die Patali schlafend fand. Während er überlegte: „Wie doch soll ich die Geliebte wecken?" hörte er plötzlich draußen einen Wächter singen: „Der Jüngling fürwahr hat die schönste Frucht des Lebens gekostet, der unter Küssen weckt die schlafende Geliebte, die, wie noch im Traume, süß lallt und deren Auge kaum sich erschließt." Sowie er diese Lehre gehört hatte, umarmte er zitternd die Geliebte. Sie wachte auf, und als sie den Fürsten vor sich sah, kämpften in ihrem Auge Scham und Verlangen, indem sie scheu bald ihn ansah, bald wieder wegsah. Sie kosten dann miteinander und vermählten sich nach den Gesetzen der Gandharver Ehe.*) Bei der ersten Morgenröthe nahm Putraka Abschied von der betrübten Gattin und kehrte in die Wohnung der Alten zurück. Als er so jede Nacht zu ihr kam, ahnten die Dienerinnen bald die heimliche Vermählung der Patali; sie theilten dies sogleich ihrem Vater mit, und dieser befahl einer der Frauen, sich im Schlafzimmer seiner Tochter zu verbergen und zu beobachten. Als nun Putraka kam, nähte die Dienerin ihm, damit man ihn wiedererkennen könne, auf sein abgelegtes Kleid ein rothes Läppchen; sie benachrichtigte darauf den König hiervon, und dieser sandte Kundschafter aus, die auch den Putraka durch dies Zeichen in dem Hause der Alten fanden. Er wurde zum Könige geführt; da er aber den Herrscher sehr erzürnt sah, so flog er mit seinen Zauberpantoffeln zum Himmel empor und stieg in das Zimmer der Patali. „Wir sind entdeckt, steh' auf, laß uns fliehen", rief er, nahm die Geliebte in den Arm und flog durch die Lüfte davon. Am Ufer des Ganges stieg er aus dem Himmel herab, und da er die Geliebte sehr ermattet sah, so erquickte er sie durch Speisen, die auf sein Geheiß sich in der Schale zeigten. Von Patali, die mit Erstaunen die Zaubergewalt des Putraka bemerkte, gebeten, zeichnete er mit dem Stabe eine Stadt hin und schuf sich ein mächtiges Heer. Er wurde dort nun König, und nachdem er großes Ansehen erlangt hatte, versöhnte er sich mit seinem Schwiegervater und beherrschte die ganze Erde bis zum Meere hin. So wurde diese herrliche Stadt und ihre Bewohner durch Zauber geschaffen, und von ihm heißt sie daher Pâtaliputraka**), der Wohnsitz des Reichthums und der Bildung.***)

Geschichte der Upakosa.

Vararuchi erzählt einem Freunde die Geschichte seines Lebens.

Einst ging ich mit meinen Freunden aus der Stadt zu dem Feste des Indra. Wir sahen dort ein wunderschönes Mädchen, und ich fragte meinen Begleiter: „Wer mag das sein?" Er antwortete mir: „Es ist Upakosa, die Tochter des Upavarsha." Sie wurde durch ihre Freundinnen auf mich aufmerksam gemacht und sah mich mit einem Blicke an, der das Herz mir raubte. Darauf kehrte sie nach Hause zurück. Mit dem Antlitz wie der volle Mond, dem Auge wie der dunkle Lotus, dem Arme, zu-

*) Die Gandharver Ehe wird geschlossen durch die Uebereinkunft der Liebenden, ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Aeltern der Braut; die Ehe ist übrigens vollkommen legitim; auch Sakuntala vermählt sich dem Duschmanta auf dieser Ehe, doch ist sie nur der Kriegerkaste erlaubt.

**) Diese Stadt, am Ufer des Sona bei seinem Zusammenfluß mit dem Ganges gelegen, ist bekannter unter der griechischen Verstümmelung des Namens Pâlibothra.

***) Jedem Leser werden die drei Wundergaben längst bekannt sein; auch der unerschöpfliche Geldsäckel kommt in indischen Märchen vor.

lich wie die Lilie, mit vollem Busen, dem Nacken des Mayers, den Lippen, wie Korallen strahlend, war sie eine Schönheitswohnung des Gottes der Liebe. Ich aber, dem das Herz von den Pfeilen des Kama getroffen war, fand in dieser Nacht keinen Schlaf aus Durst nach ihren Bimbalippen. Nur bei der ersten Dämmerung schlummerte ich ein wenig ein und sah im Traume eine himmlische Frau, in ein weißes Gewand gehüllt, die mich also anredete: „Die verständige Upakosa ist durch das Schicksal dir als Gemahlin bestimmt und wird keinen Andern als dich zum Gemahle wählen; drum mache dir, mein Sohn, keine Sorgen. Ich bin Sarasvati *), die stets in dir wohnte, und konnte es nicht ertragen, deinen Schmerz zu sehen." Nach diesen Worten verschwand sie. Ich wachte auf, ging aus und stellte mich ruhig unter einen jungen Mangobaum, der nahe an dem Hause meiner Geliebten stand. Darauf kam eine ihrer Freundinnen zu mir und theilte mir mit, daß auch Upakosa's jugendliche Liebe für mich rasch erblüht sei. Da glühte ich mit doppelter Glut und sagte: „Wie kann Upakosa die Meinige werden, so lange die Aeltern sie mir nicht einwilligend geben? Denn besser der Tod als die Schande. **) Doch würde Alles glücklich sein, wenn du das Herz deiner Freundin den Aeltern offenbartest. Thue dies doch, liebes Mädchen, und gib mir und ihr das Leben zurúck." Sowie sie dies gehört hatte, ging sie fort und theilte der Mutter Alles mit, und diese erzählte es sogleich ihrem Manne, dem Upavarsha und dieser seinem Bruder Varsha, meinem Lehrer, und dieser stellte es den Aeltern als ganz erfreulich dar. Als nun die Heirath beschlossen war, reiste einer meiner Freunde nach Kausambi und holte meine Mutter von dort ab. Upakosa wurde mir nun den heiligen Vorschriften gemäß von ihrem Vater angetraut, und ich lebte mit ihr und der Mutter glücklich in Pataliputra.

Vararuchi, als Verfusser der Aindragrammatik, wird in einen literarischen Streit mit dem Grammatiker Pânini verwickelt; von diesem aber durch die parteiische Vorliebe des Siva besiegt, geht er betrübt nach dem Himâlayagebirge, um dort durch seine Bußübungen sich die Gunst des Siva zu erwerben, was ihm auch gelingt. Ehe er abreist, deponirt er sein Vermögen bei dem Kaufmann Hiranya Gupta.

Upakosa, um mir Segen zu erflehen, that das Gelübde, tagtäglich in dem Ganges zu baden. Eines Tages, beim Beginn des Frühlings, als sie blaß und abgehärmt, aber dennoch herzentzückend zum Bade ging, sahen sie der Hauspriester des Königs, der Oberrichter und der Lehrer des Kronprinzen, und Alle machte Kama gleich zum Ziele seiner Pfeile. Upakosa badete diesmal ungewöhnlich lange, und als sie erst gegen Abend zurúckkehrte, hielt sie der Lehrer des Prinzen mit Gewalt an; sie aber, die Verständige, sagte zu ihm: „Heil dir! Sowie dir, so ist auch mir dies sehr willkommen; aber ich bin aus edler Familie, und obgleich mein Gemahl abwesend ist, wie könnte ich so etwas wagen? Auch könnte uns vielleicht Jemand sehen, und das würde dir und mir zum Schaden gereichen. Doch wenn beim Frühlingsfeste alle Leute aus dem Hause gegangen sind, kannst du sicher zu mir kommen, und zwar in der ersten Nachtwache." *) Nachdem sie so gesprochen hatte, verließ er sie. Kaum aber war sie von diesem durch die Gewalt des Schicksals befreit und einige Schritte weiter gegangen, als der Priester sie anhielt; aber auch diesem wie dem frühern bestimmte sie in derselben Nacht die zweite Wache als Zeit der Zusammenkunft. Auch von diesem befreit, ging sie bestürzt weiter, bis der Oberrichter die Bebende zurückhielt; darauf bestimmte sie auch diesem auf dieselbe Weise in derselben Nacht die dritte Wache zur Zusammenkunft. So auch von diesem befreit, kam sie zitternd nach Hause und sagte, nachdem sie ihren Sklavinnen Alles mitgetheilt hatte: „Fürwahr, wenn der Mann in der Ferne weilt, ist der Tod besser für eine edle Frau, als den Leuten zum Ziele zu dienen für Augen, die nicht blos an der Schönheit sich erfreuen." Mit solchen Gedanken in der Erinnerung an mich brachte die Tugendhafte die Nacht in Fasten zu, ihre eigne Schönheit beklagend.

Am andern Morgen schickte sie eine der Sklavinnen zu dem Kaufmanne Hiranya Gupta, um Geld holen zu lassen, das sie den Brahmanen verehren wollte. Dieser kam aber sogleich selbst zu ihr und sagte ihr, als sie allein waren: „Sei freundlich gegen mich, und ich will dir das von deinem Gemahle deponirte Geld zurückgeben." Als Upakosa dies hörte, sah sie wohl ein, daß der Kaufmann ein Betrüger sei; sich aber entsinnend, daß die Ueberlieferung des Vermögens ohne Zeugen geschehen war, hielt sie ihren Zorn zurück und gab auch ihm in derselben Nacht in der vierten Wache eine Zusammenkunft, worauf der Kaufmann fortging. Sie befahl nun ihren Sklavinnen, Töpfe zu füllen mit Oel und Lampenruß gemischt, und dazu Kampher und andere starkriechende Sachen zu fügen, und ließ vier Lappen in diese Mischung eintauchen, und bestellte zuletzt einen großen Korb, den man von außen mit einem Riegel verschließen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

Vor einigen Jahren erfand ein pariser Optikus eine Art Theaterlorgnette, welche er binocles nannte und die reißenden Absatz fanden. Die Doppellorgnette wurde nachgemacht und der Contrefacteur vor Gericht geladen. Er erschien mit einer Katoptrik in groß Folio, unter der Regierung Ludwig XIV. erschienen, wo die binocles umständlich beschrieben und in Kupfer gestochen waren.

Hr. Rott, ein Engländer, verfiel kürzlich auf den Gedanken, Seide aus Spinngeweben zu machen. Das Publicum staunte mächtig über die sinnreiche Entdeckung, die bereits veraltet war; schon im vorigen Jahrhunderte legte ein Hr. Bon aus Montpellier der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein Paar aus Spinnenseide gewebte Strümpfe vor. Es ist darüber

---

*) Sarasvati ist die Göttin der Beredtsamkeit.

**) Vararuchi ist ein Brahmane und als solchem daher die Gandharver Ehe nicht erlaubt.

*) Die Indier theilen unter Anderm den Tag in acht Theile, von denen jeder drei unserer Stunden enthält.

ein Bericht von Réaumur vorhanden, welcher der Ansicht war, daß dieser Versuch nutzlos sein würde.

Wir finden in den Predigten von Nic. Gazet, der im 16. Jahrhundert lebte, folgende Worte: „Qui est plus chrétien que le Christ, moins chrétien que le Christ, autrement chrétien que le Christ, n'est pas chrétien.“ Finden wir nicht in diesen Worten die berühmte Aeußerung des Generals Foy wieder: „Quiconque veut plus que la charte, moins que la charte, autrement que la charte, celui-là n'aime pas la charte.“ Es steht zu vermuthen, daß der General Foy Gazet's Predigten nicht gelesen. Dieses Zusammentreffen ist eben deswegen nur noch interessanter.

Kürzlich wurde zu Paris ein industrielles Genie zu einem Jahre gefänglicher Haft verurtheilt; dieser Bursche schrieb an ihm unbekannte Personen Briefe, die er selbst überbrachte und wofür er sich das Porto bezahlen ließ. Ein Geistesverwandter dieses Speculanten, der 1715 lebte, verdiente sich durch dasselbe Manoeuver 5 Francs täglich. 1793 erhielten die Handwerker, welche den Clubs beiwohnten, eine Geldremuneration; auf gleiche Weise wurden zur Zeit, da die Calvinisten Meister von Brüssel waren, jedesmal 6—10 Sous an Diejenigen vertheilt, welche den Predigten beiwohnten. Es herrschte damals eine so eifrige Frömmigkeit unter den Gläubigen, daß sie die Kirchen nicht alle fassen konnten.

In der Literatur finden wir dasselbe. Folgendes Sixain von Beaumarchais ist wegen seiner bizarren Form ziemlich allgemein bekannt:

Connaissez vous rien de plus sot
Que Merlin, Bazire et Chabot?
Non, certes, il n'est rien de pire,
Que Chabot, Merlin et Bazire,
Et nul ne vit-on plus coquin
Que Chabot, Bazire et Merlin.

Das Gegenstück dazu ward nach dem Tode Franz II. bekanntgemacht und befindet sich in „Le Mars français“, S. 439:

Par l'oeil, par l'oreille et par l'épaule
Trois rois sont morts naguères en Gaule;
Par l'épaule, l'oreille et l'oeil
Trois rois sont entrés au cercueil;
Par l'épaule, l'oeil et l'oreille
Dieu a montré grande merveille.

Die Dichter der franz. romantischen Schule bilden sich Wunder ein auf ihre Enjambements; der alte Dichter Garnier überbietet sie aber denn doch in einem seiner Trauerspiele, wo es heißt:

Accordâtes-vous donc ce qu'il vous demanda?
Je l'accordai, mon fils, à ta recommenda-
tion. Sois donc en paix.

Auch folgende zwei Verse in einer alten dramatischen Erzählung nehmen sich recht anmuthig aus.

Nous ne passâmes pas par la fenêtre, car
La porte était ouverte et nous passâmes par.

V. Hugo ist ein großer Meister im Malen, allein er übertreibt doch das Pittoreske auf die lächerlichste Art; so sagt er, daß Mirabeau nicht das Schloß gewesen, womit man die Revolutionen schließe, sondern die Angel, um welche sie sich drehen; ferner, er habe die Argumente seiner Gegner gekaut und mit den Klauen seines Syllogismus zerrissen. Auch V. Hugo hat einen Vorgänger gehabt; man findet in einer Predigt, die schon zu Zeit Boileau's bekannt war, folgende Stelle: „O déplorable Sion, que tu es aujourd'hui mal gardée! Tu n'es défendue que par une milice qui ne sait manier ni le sabre de la justice, ni l'épée de la vertu, ni le mousqueton de la foi, ni l'arquebuse de l'espérance, ni la carabine de la charité, ni le marteau de la tribulation, ni les ciseaux de la pénitence, ni le balai de la confession. 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 154. — 3. Juni 1834.

Indische Märchen.

(Beschluß aus Nr. 153.)

Zu der verabredeten Zeit des Frühlingsfestes kam nun in der ersten Wache der Lehrer des Prinzen in vollem Putze. Upakosa sagte zu ihm, nachdem er unbemerkt in das Haus getreten war: „Ungebadet werde ich dich nicht berühren, drum bade dich, und gehe dort in das Zimmer." Er willigte in diese Bedingung ein, und sogleich führten ihn die Sklavinnen in ein ganz dunkles Zimmer. Dort nahmen sie ihm seine Kleider und Kostbarkeiten und gaben ihm dafür als Mantel einen von den Lappen; und unter dem Vorwande ihn zu salben, rieben sie ihn von Kopf bis zu Fuß so lange mit Oel und Ruß ein, bis in der zweiten Wache der Priester kam. Die Sklavinnen riefen ihm zu: „Ein Freund des Vararuchi ist gekommen; ach, es ist der Priester, drum geh' rasch hier hinein!" und mit diesen Worten warfen sie den Lehrer, sowie er war, in den Korb und verschlossen ihn mit dem Riegel. Auch der Priester wurde unter dem Vorwande des Bades in das finstere Zimmer geführt, und nachdem man ihm seine Kleider genommen und dafür einen der Lappen umgehängt hatte, durch das Einreiben mit Ruß und Oel so lange von den Sklavinnen gefoppt, bis in der dritten Nachtwache der Oberrichter kam; die Sklavinnen warfen darauf auch ihn, der in große Angst über des Richters Ankunft war versetzt worden, in den Korb und schoben den Riegel vor. Sie führten nun auch den Richter in das Badezimmer, und er wurde dort so lange mit vorgeblichem Salben hingehalten, bis in der letzten Wache der Kaufmann kam. Durch dessen Ankunft in Angst versetzt, wurde auch der Richter in den Korb geworfen und der Riegel vorgeschoben; und alle Drei, obgleich sie bei der Dunkelheit sich häufig in dem Korbe stießen, wagten es nicht, laut zu klagen. Upakosa nahm eine Fackel in die Hand, und nachdem sie den Kaufmann selbst in das Innere des Hauses geführt hatte, sagte sie zu ihm: „Gib mir das von meinem Gemahle dir anvertraute Geld zurück!" Da der Elende, sich umsehend, glaubte, daß das Haus leer sei, so sagte er: „Ja, ich gebe dir, wie ich dir versprochen habe, das von deinem Gemahle mir anvertraute Geld zurück." Upakosa aber, zu dem Korbe sich hinwendend, rief aus: „Hört, ihr Götter, das Versprechen des Hiranya Gupta!" Als sie so gesprochen und die Fackel ausgelöscht hatte, wurde auch der Kaufmann ebenso wie die Andern lange von den Sklavinnen unter dem Vorwande des Bades mit Ruß und Oel eingerieben; sowie die Dämmerung anbrach, sagten sie zu ihm: „Geh' jetzt, die Nacht ist vorüber!" und als er sich weigerte, jagten sie ihn mit einem tüchtigen Bambusrohre aus dem Hause. Nur mit einem Lappen bedeckt, schwarz, wie wenn er in Dinte getaucht wäre, und bei jedem Schritte fürchtend, von den Hunden angefallen zu werden, erreichte er beschämt sein Haus und wagte es nicht, selbst seinen Sklaven anzusehen, als er ihn abwusch.

Upakosa aber, beim Morgenanbruch von einer Dienerin begleitet, ohne ihre Aeltern erst davon zu benachrichtigen, ging zu dem Palaste des Königs Nanda und machte bei diesem eine Vorstellung, indem sie sagte: „Der Kaufmann Hiranya Gupta will das von meinem Gemahle ihm anvertraute Geld behalten." Der König ließ sogleich, um die Sache zu untersuchen, den Kaufmann herbeiholen; dieser aber sagte: „Unter meiner Obhut findet sich nichts, o König!" Da sagte Upakosa: „Ich habe Zeugen, mächtiger Herrscher! Ehe mein Gemahl abreiste, legte er die Hausgötter in einen Korb und vor diesen hat Hiranya Gupta mit Stimme selbst die Schuld anerkannt; laß diesen Korb herbringen, und du magst dann die Götter selbst befragen." Als der König dies mit großem Erstaunen gehört hatte, befahl er, den Korb zu holen, und sogleich wurde er von mehren Leuten herbeigetragen. Da sagte Upakosa: „Verkündet die Wahrheit, ihr Götter, Dessen, was der Kaufmann angelobt hat, und dann kehrt in eure Wohnung ruhig zurück; wenn aber nicht, so verbrenne ich euch, oder öffne die Riegel hier in der Gesellschaft." Die im Korbe, als sie dies hörten, riefen in der höchsten Angst aus: „Ja, es ist wahr; vor uns als Zeugen hat er die Schuld anerkannt!" Alle waren verstummt; der Kaufmann gestand nun Alles ein, aber Upakosa, von dem Könige dringend gebeten, schob den Riegel zurück und öffnete den Korb, und drei Männer, schwarz wie die Nacht, kamen heraus, sodaß der König und seine Minister sie nur mit Mühe wiedererkannten. Alle fingen nun an laut zu lachen; der König aber voll Neugierde rief aus: „Was bedeutet das?" Da erzählte ihm Upakosa, wie es sich begeben, und Alle, die bei Hofe versammelt waren, priesen laut die Upakosa und

riefen aus: „Unerschöpflich ist die List edler Frauen!“ Die Viere aber wurden von dem Könige ihrer Güter beraubt und, da sie eines Andern Gemahlin hatten verführen wollen, des Landes verwiesen. „Du bist meine Schwester“ *), sagte darauf Nanda zu ihr, und mit reichen Geschenken ehrenvoll entlassen, kehrte Upakosa nach ihrem Hause zurück. Als die Aeltern nun Alles erfuhren, priesen sie dieselbe als eine tugendhafte Frau, und die ganze Stadt hörte ihre Geschichte mit frohem Erstaunen. **)

Wir theilen noch die Analyse eines größern Märchens mit, das auch manche bekannte Züge enthält.

Geschichte des Sakti Deva.

In der Stadt Vardhamâna herrschte ein frommer König, Namens Paropakâri; er hatte eine einzige Tochter, Kanaka Rekha genannt, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit. Der Vater suchte vergebens einen passenden Gemahl für sie; denn Wenige schienen ihm dieser Ehre würdig zu sein, wozu noch kam, daß die Prinzessin die größte Abneigung zeigte, sich zu verheirathen und von ihren Aeltern sich zu trennen. Der Vater stellte ihr aber die Nothwendigkeit, sich zu vermählen, da er selbst keinen Erben des Thrones besitze, so dringend vor, daß sie endlich einwilligte, dem Brahmanen oder Kschatriya ihre Hand zu geben, der die goldne Stadt gesehen habe. Alle Edeln des Hofes, davon benachrichtigt, erklärten, nicht nur die Stadt nie gesehen, sondern selbst ihren Namen nie früher gehört zu haben. Der König ließ daher im Lande öffentlich bekannt machen, daß wer von den beiden höhern Kasten die goldne Stadt gesehen habe, solle seine Tochter als Gattin erhalten und zum Mitregenten erhoben werden.

In derselben Stadt lebte ein junger Brahmane, Namens Sakti Deva, der als ein Taugenichts aus dem väterlichen Hause war verstoßen worden und all sein Geld im Spiel verloren hatte. In dieser hoffnungslosen Lage, die durch nichts verschlimmert werden konnte, meldete er sich beim Könige und erklärte, diese Wunderstadt gesehen zu haben. Der Vater, der über die Wahrheit seiner Aussage nicht urtheilen konnte, führte ihn zu seiner Tochter, die aber bald den Lügner durchschaute und aus dem Palaste verweisen ließ. Sakti Deva, diese Beschimpfung auf das tiefste fühlend, und nun, da er Kanaka Rekha gesehen hatte, von wahrer Liebe erfüllt, faßte den Entschluß, die goldne Stadt aufzusuchen, um die Geliebte zu gewinnen oder in dem kühnen Unternehmen unterzugehen. Er wandte sich zuerst nach dem Vindhyagebirge und traf endlich nach langer Wanderung an einem See einen frommen Einsiedler. Sakti Deva theilte ihm den Zweck seiner Reise mit und fragte ihn, wo er die goldne Stadt finden könne. Der Einsiedler erklärte ihm, nie etwas von einer solchen Stadt gehört zu haben, doch könne vielleicht sein älterer Bruder ihm Auskunft darüber geben, der weit im Innern des Landes wohne. Sakti Deva kam nach mühevoller Reise zu diesem Einsiedler, aber auch dieser wußte nichts von der goldnen Stadt; er empfahl ihm aber, sich nach der Insel Utsthula zu begeben, deren König vielleicht etwas Bestimmteres angeben könne. Sakti Deva segelte von dem Hafen Vitanka Pura ab; ein furchtbarer Sturm zerschmetterte das Schiff, und er allein rettete sich auf einer Planke, die ihn an das Ufer einer fernen Insel warf. Zum Glück war dies die gesuchte Insel Utsthula. Der König derselben nahm ihn gastfrei auf, und obgleich er nichts Bestimmtes von der goldnen Stadt wußte, so versprach er ihm, mit ihm zugleich weiter zu forschen. Er ließ ein Schiff ausrüsten, um nach einer benachbarten Insel zu segeln, wo jährlich beim Feste des Vischnu eine Menge Leute aus den verschiedensten Gegenden sich versammelten, von denen vielleicht der Eine oder der Andere Bestimmteres nachweisen könne. Die Fahrt war glücklich; eines Tages aber bemerkte Sakti Deva in der Ferne mitten im Meere einen Gegenstand, der ihm ganz fremdartig erschien, es schien ein Feigenbaum zu sein, aber an Größe glich es einem Berge; er zeigte dies seinem Gefährten, der aber rief gleich aus: „Wir sind verloren! Was da vor uns liegt, ist ein Baum von wunderbarer Art, der mitten aus einem Strudel hervorwächst; Alles, was sich diesem nähert, wird in den Abgrund gerissen; Rettung ist unmöglich, denn schon ist das Schiff vom Strome erfaßt.“ Das Schiff wurde sogleich in dem Strudel vernichtet; in dem Augenblicke, wo das Schiff sank, sprang Sakti Deva von dem Verdeck und hielt sich an einem der herabhängenden Zweige des Baumes fest, bis er auf einem sicherern Ast sich setzen konnte *); doch in der Ueberzeugung, hier eines langsamen Todes sterben zu müssen, wollte er sich schon in den Strudel stürzen, als ein plötzliches Geräusch seine Aufmerksamkeit anzog. Es war ein Flug von Riesenvögeln aus dem Geschlechte des Garuda **), die mit dem Schlagen ihrer Flügel das Meer schäumen machten. Sie ließen sich auf dem Baume nieder. Sakti Deva faßte wieder Hoffnung, und sowie der Morgen graute, schwang er sich auf den Rücken eines der Vögel; dieser hob sich sogleich in die Lüfte, und nach raschem Fluge nahte er einer Insel und ließ sich in einem schönen Garten nieder. Sakti Deva sprang von dem Vogel herunter, und als

*) Es begründet dies ein wirkliches legales Verhältniß; es ist eine Art von Adoption.

**) Dieselbe Erzählung findet sich in den Nachträgen zu der „Tausend und einen Nacht“ von Scott (auch deutsch in der breslauer Uebersetzung), unter dem Titel: „The Lady of Cairo“. Im „Behâri dânisch“ steht sie unter dem Namen: „Arûya“, und in den „Fabliaux et contes“ als „Constant du Hamel, ou la Dame qui attrapa un prêtre, un prévost et un forestier“.

*) Der indische Feigenbaum bekanntlich senkt viele seiner Zweige, die, in der Erde dann wieder Wurzel fassend, den Stamm eines neuen Baumes bilden. Wir erinnern nebenbei, daß auch Odysseus auf dieselbe Weise im Strudel der Charybdis sich an den Zweigen eines Feigenbaumes festhält und rettet.

**) Garuda ist der Adler des Vischnu, der ihm als Reitthier dient. Er wird als riesenhaft groß und stark geschildert. Er entspricht ganz dem persischen Vogel Roch. Auch Sindbad rettet sich auf diese Weise, indem er sich an die Klauen eines solchen Vogels anbindet.

er sich umsah, bemerkte er zwei Mädchen, die Blumen sammelten. Er ging auf sie zu und fragte, wo er sei. Zu seiner großen Freude sagten sie, daß dieser Ort die goldne Stadt heiße und die Residenz ihrer Herrscherin, Chandra Prabha, sei, die sowie sie zum Geschlechte der Vidyâdharas *) gehöre, und daß nur Mädchen auf der Insel wohnten. Sakti Deva bat sie, ihn zu ihrer Fürstin zu bringen; sie führten ihn sogleich zu ihrem Palaste, der von Gold und Edelsteinen strahlte, gefolgt von einer Schar schöner Mädchen, die neugierig den Ankömmling betrachteten. Chandra Prabha, von der Ankunft eines sterblichen Brahmanen benachrichtigt, ließ ihn eintreten und bewillkommte ihn mit allen Zeichen tiefer Verehrung. Sie bat ihn, die Umstände mitzutheilen, die ihn hierher gebracht, und als er ihre Neugierde befriedigt hatte, erzählte sie ihm ihre eigne Geschichte. „Wir sind vier Schwestern", sagte sie, „die Töchter des Königs der Vidyâdharas; meine drei Schwestern badeten einst in dem Flusse Mandakini, und in den heitern Scherzen der Jugend wagten sie es, einen frommen Einsiedler durch Bespritzen mit Wasser in seiner Andacht zu stören. Der fromme Mann, sehr erzürnt, sprach den Fluch über sie aus, eine Zeitlang in irdischer Hülle zuzubringen mit der Erinnerung an ihr früheres Dasein. Mein Vater, über den Verlust seiner Töchter tief betrübt, zog sich in einen Wald zurück und überließ mir diesen Palast und die alleinige Herrschaft über die Vidyâdharis. Deine Ankunft habe ich längst erwartet, denn Parvati erschien mir einst im Traume und verkündete mir, daß ich einem sterblichen Brahmanen mich vermählen würde. Sie hat ihr Versprechen erfüllt, denn nur durch ihre Hülfe kannst du hierher gekommen sein. Wenn du daher meine Hand nicht ausschlägst, so habe ich nur noch die Erlaubniß meines Vaters einzuholen. Beim nächsten Vollmond versammelt er alle seine Untergebenen um sich, um dem höchsten Gotte zu opfern; meine Abwesenheit wird nur kurz sein, und nach meiner Rückkunft bin ich dann deine Gemahlin." Sakti Deva erwartete mit Ungeduld die Zeit, die ihn so herrlich für seine überstandenen Mühen und Gefahren belohnen sollte.

Als der Tag der Abreise nahte, sagte ihm Chandra Prabha, daß er den ganzen Palast als sein Eigenthum betrachten könne, nur möge er die mittlere Terrasse nicht betreten, da unfehlbar Unglück die Folge davon sein würde; und mit diesem Rathe verließ sie ihn. Das Verbot reizte nur Sakti Deva's Neugierde, und bald stand er auf der verbotenen Terrasse; er sah hier drei Thüren köstlich geschmückt, jede zu einem besondern Zimmer führend. Er öffnete eine derselben und trat hinein. In dem Zimmer sah er ein Ruhebett von Gold und darauf eine Gestalt liegend, mit einem Schleier bedeckt; er hob ihn auf und sah mit Entsetzen seine frühere Geliebte Kanaka Rekha als Leiche. Er eilte verwirrt in das zweite Zimmer, und auch hier lag ein schönes Mädchen als Leiche, und so im dritten Gemache. Bestürzt verließ er den unheimlichen Ort und sah einen schönen Anger ausgebreitet und an einem Teiche ein gesatteltes Pferd grasen. Das Thier schien sehr zahm zu sein, und Sakti Deva ging auf dasselbe zu, um es zu besteigen; sogleich jagte das Pferd fort und warf ihn durch einen Schlag in das Wasser. Er tauchte tief unter, und als er wieder in die Höhe kam, fand er sich zu seinem großen Erstaunen in seiner Vaterstadt Vardhamâna.

Wir brechen hiermit diese Analyse ab, da das Ganze zu ermüdend sein würde; nur noch so viel: die frühere Geliebte, Kanaka Rekha, eine der vier Schwestern, ist durch Sakti Deva's kühnes Unternehmen von ihrem Fluche befreit und kehrt zum Feenlande zurück. Sakti Deva wagt nun eine zweite Reise nach der goldnen Stadt, befreit unterwegs noch die beiden andern Schwestern und wird, als er glücklich ankommt, mit ihnen vermählt und Herrscher im Lande der Feen. 97.

*) Vidyâdharas sind ein freundlich wohlwollendes Geschlecht der Halbgötter. Man könnte sie unsern Feen vergleichen; doch gibt es unter ihnen Männer und Frauen, diese sind sehr schön und daher den sterblichen Söhnen sehr gefährlich. In einem indischen Drama: „Prabodha Chandrodaya", erhebt sich durch Zauber plötzlich das Feenland, und die Zauberin ruft dem entzückten Viveka zu: „Sieh, dort naht sich dir die liebliche Schar der Vidyâdharis; drum komm, denn dort rinnen die Ströme auf goldnem Grunde; dort schwärmen die Mädchen mit Augen wie Lotos; dort wiegen die Wälder smaragdne Blätter: dies Alles genieße zum Lohn deiner Tugend."

Spiegel der alten christlich-deutschen Erziehung, aufgestellt in dem Vermächtnisse eines treuen Vaters an die Seinen. Eine pädagogische Reliquie aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, Aeltern und Kindern, Lehrern und Freunden der Jugend mitgetheilt von Heinrich Dittmar. Frankfurt a. M., Brönner. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Herr Dittmar, der bereits 1830 den Satyriker Joh. Michael Moscherosch (Philander von Sittenwald) zur verdienten Wiederanerkennung der heutigen Lesewelt zu bringen gesucht hat, glaubt aus demselben Grunde auch die Wiedererscheinung seines „christlichen Vermächtnisses' rechtfertigen zu können. In der vorangeschickten Einleitung erzählt er die Geschichte dieses Büchleins, das Moscherosch 1641 als Amtmann des Herzogs von Croy zu Vinstingen an der Saar mitten unter den furchtbaren Stürmen des dreißigjährigen Krieges, in einer häuslich und amtlich höchst bedrängten Lage zuerst niedergeschrieben und 1643 zu Strasburg (u. d. T.: „Johannis cura parentum: christliches Vermächtniß oder schuldige Vorsorg' eines treuen Vaters bei jetziger hochbetrübtester, gefährlicher Zeit den Seinigen zur letzten Nachricht hinterlassen") in Druck gegeben hat. Sowol aus dem hier abgedruckten Briefe an seine Gattin, mit welchem er derselben sein Manuscript übergeben, als aus der Zueignung des Büchleins an einen Stiftspropst zu Strasburg spricht ein so gesundes und kräftiges Gemüth, ein so frommer und bescheidener Sinn, daß wir die Wahl des Herausgebers, einen nochmaligen Abdruck der Schrift (es ist seit 1643 der fünfte) zu veranstalten, nur billigen können und mit Vergnügen diese Schrift durchgelesen haben. Wollte es uns auch zu Anfang an einzelnen Stellen dünken, daß dem beschaulichen Leben und dem vielen Beten zu viel Raum vergönnt wäre, so sind wir doch bei fortgesetzter Lecture bald gewahr geworden, daß bei einem so kernhaften Manne, wie Moscherosch war, das Speculative nie die Oberhand über das Praktische erhalten konnte und auch nicht

erhalten hat. So sagt er unter Anderm S. 295: „ein schläfriges Gebet, das ohne Vorsatz, ohne Andacht und Eifer, allein aus Gewohnheit, also hergesagt wird, ist Gott durchaus nicht angenehm". Meint aber doch einer und der andere Leser, daß im Buche zuviel gebetet worden sei, so mag er bedenken, daß Noth beten lehrt, und daß unter solchen Umständen wol auch noch andere Leute als Moscherosch fleißige Beter geworden wären.

Das erste Buch des christlichen Vermächtnisses ist für Kinder geschrieben, die noch in älterlicher Zucht und Unterweisung stehen. Wichtigkeit der Sorge für die Wohlfahrt der Seele, Nothwendigkeit des christlichen Lebens, Schuldigkeit der Aeltern, ihre Kinder zu erziehen, Verhältniß der Kinder unter und gegeneinander sind die Gegenstände der ersten Capitel. Darauf wendet sich Moscherosch an die „lieben Söhne insbesondere" und verbreitet sich in neun Capiteln über den Dienst Gottes und des Vaterlandes, die verschiedenen Berufsarten (Geistliche, Rechtsgelehrte, Aerzte, Philosophen, Schulmänner, Richter), über Verhältniß der Staatsdiener zu Fürst und Volk, zeigt dann, wie Studirende ihre Studien einrichten und wie Die, welche dazu keine Anlagen haben, besser thun ein nützliches Handwerk oder die Landwirthschaft zu erlernen, ermahnt, daß Jeder seines Amts warte und sich nicht in Nebenhändel verwickle, daß man Alles mit Ernst und Eifer thun soll, und schließt mit guten Lebensregeln. In den folgenden fünf Capiteln wird von der Erziehung der Töchter gesprochen, der Kreis ihres Lernens bestimmt, Zucht, Eingezogenheit, Schamhaftigkeit, Demuth nebst andern Tugenden empfohlen und vor Vorwitz, Hoffahrt, Eitelkeit gewarnt. Das zweite Buch ist für Kinder bestimmt, die zu einem eignen Hauswesen gelangt sind. Vorschriften über den Ehestand im Geiste des Jesus Sirach eröffnen dieselben, dann über die Kinderzucht, wo höchst praktische Bemerkungen stehen, die in fast zweihundert Jahren nichts von ihrer Wahrheit und Wichtigkeit verloren haben, darauf über die Einrichtung des Tagewerkes, Morgen- und Abendgebet, Feier des Sonntags, Almosengeben u. s. w.

Alles dies ist in einer sehr gemüthlichen Sprache und in einem reinen, durch wenige Gallicismen oder Latinismen entstellten Deutsch vorgetragen, daß sich das Buch nicht übel zu einem Volksbuche auch noch in unsern Tagen eignen würde. Wir heben nur einige Stellen aus demselben ohne lange Wahl heraus. Die Innigkeit des Verf. wird man schon aus folgender Stelle (S. 66) beurtheilen können: „Mir angstet und ist bang, wenn ich gedenke, daß in euern so jungen und theils unmündigen Jahren ich euch verlassen sollte: nicht darum, als ob zu sterben ich mich dergestalt entsetzte oder an der allmächtigen väterlichen Fürsorge des Allerhöchsten zweifelte: ach nein! aber, o der Aergernisse dieser Welt! wie eine schwere Pilgrimschaft habt ihr vor euch! Ihr seid auf einer gefährlichen Reise, auf der ich selbst sehr mislich gegangen und, wo mich Gott nicht mit seinen Händen geführt, geleitet, gehalten und herausgerissen hätte, gewiß in das Verderben kommen wäre." Ueber Theologie und Philosophie wird S. 94 ganz vernünftig gesprochen. Doch heißt es am Ende: „Die Philosophie soll Magd sein und Gottes Wort nachgehen; die Theologie aber soll Frau sein und vorgehen. Die Philosophie ist das Werkzeug aller andern Künste; gleichwie aber das Werkzeug nicht das Werk selber ist, noch demselben vorzuziehen, also soll auch die Philosophie dem Wort Gottes nicht selbst vorgezogen oder gleichgeachtet werden". Dagegen meinte nun freilich Christian Wolf, daß die Philosophie in so weit die Magd der höhern Facultäten sei, als die Frau öfters im Finstern tappen müßte oder gar fallen würde, wenn ihr die Magd nicht leuchtete („Nachricht von seinen Schriften", S. 536). Aber an andern Stellen, wie S. 105, wird die Philosophie sehr ehrenvoll erwähnt und besonders gepriesen. Ebenso die Geschichte, wie S. 134: „Studiret die Geschichte, meine Söhne; sie kann mit Recht praktische Philosophie genannt werden. Anderes mag da, Anderes dort genannt oder gerathen werden; hier ist Uebung, hier werden Einem, außer den Beispielen, Grundsätze beigebracht und Urtheile an die Hand gegeben, weil vom Geschichtschreiber solche Dinge aufgezeichnet werden müssen, die man entweder meiden oder befolgen soll. Denn es gibt keinen hellern Spiegel der Sitten sowie des Glücks und Geschickwechsels als die Weltgeschichte, worin man sehen kann, wie das Gute belohnt und das Böse bestraft wird. — Nun, auf welche Kunst oder Wissenschaft ihr euch nur immer legen möget, befasset Euch stets mehr mit dem Praktischen als mit dem Speculativen, sonderlich in der Sprachkunde und Dichtkunst." Zu den Jungfrauen sagt er: „In einer Jungfrauen Hand gehören diese zwei Stücke: ein Betbuch und eine Spindel. Zum Betbuch gehört eine Feder; darum, weil meine Meinung ist, daß ihr recht und fertig Schreiben und Rechnen lernet, auf daß ihr, wo durch Gottes gnädige Schickung ihr zu einer Heirath kommen solltet, da verrechnete Dienste sind [d. h. einen Mann bekommen solltet, der einen Dienst hat, dabei Rechnungen zu stellen sind], ihr euerm Manne möchtet zu Hülfe sein" (S. 192). Hören wir unsern Moscherosch endlich, wie er seine Befürchtungen von Religionsanfeindungen und Verfolgungen ausspricht und seinen Kindern räth, einen sichern Zufluchtsort (Dänemark, Schweden, die Hansestädte) zu wählen. „Nach Frankreich rathe ich nicht. Denn der Atheismus und das alte römische Heidenthum ist da in voller Blüte und in vollem Schwang. Ratio status (Politik), eingebildete Ehr' und Reputation geht da über Gott und Seligkeit. Und obschon auch fromme Christen da sind, so sind doch deren nicht viel. Insgemein weiß der gemeine Mann von Gott und seinem Wesen nichts daselbst oder gar wenig. Sie glauben an ihren König, und was derselbe glaubt, das glauben sie auch und zwar knechtischerweise, tollkühn, ohne Verstand. Einige Beständigkeit ist da nicht zu hoffen. — Denn obschon Frankreich den Evangelischen die Religion frei lässet, so ist doch gewiß, daß es eine viel andere Absicht als der christliche Held, König in Schweden, Gustavus Adolfus, gehabt hat. Frankreich bedient sich der Deutschen nützlich wider die Deutschen; anders kann es ihrer nicht Meister werden; und gibt ihnen Fristung und Geld, so lang es ihrer bedarf, wie zu Zeiten Jul. Cäsaris schon in Uebung gewesen" (S. 384).

Der Herausgeber hat sich durch genaue Vergleichung der verschiedenen Ausgaben, durch eine bequemere Eintheilung, durch Erläuterung mancher undeutlichen Ausdrücke und durch Uebersetzung oder Weglassung lateinisch geschriebener Stellen ein besonderes Verdienst erworben. Nicht alle Herausgeber früherer deutschen Schriften gehen so sorgfältig zu Werke. Der Versuchung, einzelne Parallelstellen oder Noten hinzuzufügen, hat er überall — ein einziges Mal etwa ausgenommen — fest widerstanden. Allerdings lag dazu die Gelegenheit recht nahe. Aber Hr. Dittmar wollte diese Vergleichungen den Lesern seines Buches überlassen und wir an unserm Theile wünschen, daß es deren recht viele finden möge.

11.

Literarische Notizen.

Angekündigt wird und soll bald erscheinen: „1793—1815 — 80 Episodes des guerres de la Vendée", von Eutinus Joly. Stahlstiche und Vignetten sollen das Buch zieren.

„La terre sainte: histoire, moeurs, usages et descriptions par l'abbé D**** etc." wird in 50 Lieferungen zu 300—400 Seiten Text mit 100 schönen Stahlstichen in 4. erscheinen.

Eine Broschüre des Baron von Férussac führt den Titel: „De l'état actuel de la France et de la nécessité de s'occuper de son avenir."

Von Laurentie erschien: „De la révolution en Europe".

„Nouveau recueil d'ouvrages anonymes et pseudonymes" von Demanne ist ein sehr interessantes Werk.

48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 155. —— 4. Juni 1834.

Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer von Friedrich Kries. Erster Band. Mit vier lithographirten Tafeln. Leipzig, Dyk. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat das Werk seinen eignen Kindern „aus väterlichem Herzen" gewidmet, aber wie der Titel und die buchhändlerische Speculation vermuthen lassen, sind auch andere Damen bestens eingeladen, diesen Familienvorlesungen beizuwohnen und davon zu profitiren. Damit aber die weibliche Delicatesse nicht Bedenken trage, in den aufgethanen Hörsaal einzutreten, aus Furcht, darin einen in salopem Schlafrock, ungenirt mit seinen Kindern plaudernden Professor zu treffen, so ist zu bemerken, daß diese Vorlesungen statt einer neuen Auflage der von Kries früher gegebenen deutschen Uebersetzung der Euler'schen „Briefe an eine deutsche Prinzessin" erschienen sind, und daß also in ihnen auch etwas Prinzessinstyl zu erwarten sein wird. Es mag nun freilich für einen Professor etwas schwierig sein, mit einer Rede zugleich Fürstentöchter und eigne Töchter zu haranguiren, aber Hr. Prof. Kries schifft mit erstaunenswerther Leichtigkeit und Bequemlichkeit zwischen diesen Klippen der Doppelrede hindurch, indem er vorsichtig keine von beiden berührt, sondern im ununterbrochenen Strom seiner Rede, weder rechts noch links schauend, die am Ufer Lauschenden gänzlich zu ignoriren scheint. Seine schönen Zuhörerinnen sind deshalb nicht sicher, ob nicht ein oder das andere Herrchen, dem die wässerige Milch eines oberflächlichen Unterrichts eher behagt als die feste Kost strenger Wissenschaftlichkeit, oder ein wißbegieriger Bauer oder sonst Jemand plötzlich neben ihnen sitzt und aufmerksam zuhorcht, in der Meinung, daß Der auf dem Katheder eben nur für ihn spreche. Denn wer nicht das Aushänge- und Titelblatt gelesen hat, dem läßt es der Hr. Professor mit keinem Wort, mit keiner Anspielung, mit keiner einzigen Galanterie merken, daß er eigentlich nur Damen zu sich eingeladen hat. Hierin aber liegt offenbar ein erheblicher Vorwurf, der dem Werke gemacht werden muß. Wir wollen es noch hingehen lassen, daß der Titel: „Vorlesungen", selbst ein ganz müßiger ist und nur eine unpassende Nachahmung der trefflichen „Vorlesungen über die Naturlehre" von Brandes zu sein scheint, indem das Kries'sche Werk weder durch die ganze Form, noch durch irgend eine Anrede von Du oder Sie, oder Votre Altesse Royale (wie Euler) zu erkennen gibt, daß es ursprünglich wirkliche Zuhörer vor sich gehabt oder jetzt fingirte vor sich habe, und vielmehr ein Compendium in 49 Capiteln, als ein Unterricht in 49 Vorlesungen heißen sollte; aber daß auch der Titel: „für Frauenzimmer", uneigentlich dahängt vor einem Hörsaal, in welchem mit keinem Worte der Frauen Erwähnung geschieht, das ist ein Fehler, den wir mit Recht rügen und in deutlicheres Licht setzen müssen.

Was für eine bestimmte Classe von Lesern geschrieben werden soll, muß auch für diese individualisirt werden; je kleiner der Kreis der Hörer ist, desto mehr müssen die Strahlen der Rede grade und scharf auf die ganze Seelenfläche des Hörers treffen können. Wer also für Frauenzimmer schreibt, erfüllt seine Aufgabe noch nicht, wenn er blos der Foderung allgemeiner Popularität entspricht; er muß vielmehr ein wahres Gynäceum aufthun und nicht zu den Männern draußen vorm Fenster, sondern wie ein Frauengünstling einzig und allein für Frauen reden und leben. Der eigenthümliche Stand der Bildung unserer Frauen und Mädchen, der ihnen angewiesene Kreis der Beschäftigung, das bei Frauen überwiegend hervortretende Gemüth, die Beweglichkeit ihres Gedankengangs, ihre Neigung zur Oberflächlichkeit, ihre leicht erregbare Neugierde, ihr Hang zur Eitelkeit, das sind Dinge, welche der Frauenredner nie aus den Augen verlieren darf, und die er als Waffe benutzen muß, um Herz und Kopf seiner Zuhörerinnen zu treffen. Sie müssen ihm der Gesichtspunkt werden, von welchem aus er die Wahl der mitzutheilenden Kenntnisse und die Anordnung derselben bestimmt, die passendsten Anknüpfungspunkte des Unterrichtsfadens in Gegenständen des weiblichen Lebens sucht und das Ende desselben auf Gegenstände des praktischen Lebens zurückführt, und endlich Alles in einer Form vorträgt, die nicht blos durch edle Popularität, sondern auch durch Gewandtheit und Courtoisie den Ton trifft, der im gewöhnlichen Leben den feinen Conversator zum Damengünstling macht, und der, obschon oft das Prädicat eines bloßen Fanten, doch im Mund eines Professors zum Zauberwort wird, das den Triumphwagen gründlicher Wissenschaft auf Blumenwegen ins Reich weiblicher Unwissenschaftlichkeit zu führen vermag. Diese Art des Vortrags kommt freilich uns pedantischen Deutschen, zumal

wenn wir einmal Professoren geworden sind, etwas sauer an, aber wer bei Damen Glück machen will, muß ihn in seiner Gewalt haben; es ist keine Frage, daß die Franzosen, wenn sie den Unterricht mit ihren Galanterien und Bonmots durchspicken, leichter gelehrte Damen ziehen als wir. Wenn Kotzebue in seinem Aufsatz über den Sitz der Seele sagt: „Einige Philosophen behaupteten, die Seele wohne in den Augen, und dieser Meinung möchte ich beitreten, wenn ich Sie ansehe, liebe Lydie“, so war er gewiß, nicht in die Luft gesprochen zu haben. Hr. K. hat vielleicht sein Renommée der Gründlichkeit gefährdet geglaubt, wenn er mit Damen verbindlich und witzig spräche, und er hat es daher vorgezogen, allgemein und trocken zu sprechen; aber er hat Unrecht und noch mehr Unrecht, wenn er Breite und Weitschweifigkeit für Deutlichkeit und Klarheit hält. Das ist ein oft angewendeter, aber ganz falscher Grundsatz mancher sogenannten populairen Schriftsteller, und der Ausspruch des Horaz: „brevis esse laboro, fio obscurus“, ist, negativ angewandt, durchaus falsch.

Haben wir aber es nicht unterlassen können, einige Worte über den Vortrag zu sagen, den wir den Lehrern der Damenwelt wünschen, so können wir auch nicht umhin, unsere Ansichten über die Anordnung, welche wir einem Werke, wie vorliegendes, wünschten, mitzutheilen. Der Verf. beginnt seinen Unterricht mit der mathematischen Geographie, d. h. die erste Hälfte des Buchs betrachtet „die Erde als Weltkörper“. Fladung („Populaire Vorträge über Physik“, Wien 1831) setzt umgekehrt die Lehre über den gestirnten Himmel an das Ende seines Werks und hat schon deshalb Recht, weil er das Schwerere nicht abschreckend an den Eingang des Buchs setzt. Doch möchte das sein; aber der Gang des Unterrichts selbst ist, wie fast in allen unsern Lehr- und Handbüchern der mathematischen Geographie, ein offenbar unrichtiger. Welche Sehnsucht haben junge Leute und vor Allen junge Mädchen gewöhnlich nach den Geheimnissen des gestirnten Himmels; es gibt fast kein Feld des Wissens, auf das sie sich lieber führen ließen; aber wohin werden sie von ihren Präceptoren und Professoren geführt? Sie tragen Verlangen nach den Geheimnissen des wunderbaren Firmaments, und der Lehrmeister führt sie in eine dunkle Schulstube, in ein Gewirre von Kreisen und Wirbeln, und aus Zahlen und Linien baut er vor ihren schläfrig gewordenen Augen mühsam ein Gebäude auf, und wenn es sehr glückt, so lernt sein Schüler auch Fach für Fach, und Namen für Namen, Ekliptik und Meridian, Mondsknoten und Solstitialpunkte auswendig; aber wenn ihm nicht schon dabei die Lust nach dem gestirnten Himmel ausgetrieben worden ist, und er geht doch noch einmal hinaus unter den glänzenden Himmelsbogen, so weiß er nicht, wie er das unermeßliche Gebäude seinem kleinen papiernen Weltgebäude anpassen soll, er weiß nicht, ob die Sonne rechts oder links, ob der Mond nach Norden oder nach Süden zieht, — er ist noch wie ein Fremdling in seiner Heimat. Dieser Jammer, woher anders kommt er, als von verkehrtem Unterricht. Die Natur hat dem Menschen die Astronomie als Elementarwissenschaft angewiesen, und als er noch Kind war in der Wissenschaft, lehrte sie ihm in den Ebenen von Babylon und Aegypten die langen Nächte hindurch die Schrift des Himmels verstehen, und der Unterricht schlug an; die ersten Zöglinge schon, die Chaldäer, Babylonier, Aegypter u. s. w. verstanden mehr Astronomie als die meisten von unsern 3000 Jahre ältern Kindern. Aber unsere Lehrmeister haben den Kindern nothwendigere Dinge zu lehren, als die Natur ihnen angewiesen hat, und eine bessere Methode erfunden, als die Natur selbst kannte, deswegen lehren sie den Himmel nicht am Himmel, sondern mit lithographirten Blättern kennen und die Welt nicht von der Erde aus betrachten, sondern von irgend einem Punkt in der Luft. Könnte sich aber einmal ein Professor überwinden, so bescheiden zu sein wie Gottes Natur, oder sich so weit herablassen, um von ihr einige Hülfe anzunehmen, so würde er die Sache anders anfangen. Er würde nicht damit beginnen, seinen Schülern oder Schülerinnen zuvörderst den Boden unter den Füßen wegzunehmen und sie von der Erde hinweg hinaufzusetzen auf einen Punkt im ungeheuern Weltall, um von diesem aus, wie Archimedes, die Welt aus den Angeln zu heben, d. h. von ihm aus die Erde zu zeigen als eine Kugel und dem Schüler darzuthun, wie man von einer Kugel nicht köpflings herabfällt; er würde nicht erst das ganze Weltgebäude aufbauen und wie ein Uhrwerk in Gang setzen und dann endlich seinen in der Luft zappelnden und schwindelnden Scholaren wieder auf seine Erde setzen und seinem Schicksal überlassen. Nein, er würde es mit seinen Zuhörern machen, wie der liebe Gott es mit seinen Menschen machte, da noch er allein ihnen Unterricht gab, er würde sie in dasselbe Schullocal führen, das, von dem Ewigen gebaut, noch in unveränderter Pracht dasteht. „Meine Damen“, würde er z. B. sagen, wenn er wie K. ein Damenlector sein wollte, „der 21. März bricht an, lassen Sie uns hinausgehen, um die Sonne aufgehen zu sehen“. Die Sonne hebt sich, und unter den Schauern der erwachenden Welt beginnt der Unterricht; Horizont, Weltgegenden sind bestimmt; die Sonne wird beobachtet, ihr Kreisbogen über den Himmel von der Linken zur Rechten beobachtet, — es ist Frühlingsanfang. Von Tag zu Tag wird die Sonne beobachtet, wie sie täglich höher steigt, vom 22. Juni an täglich tiefer sinkt. Aequinoctien, Solstitien werden bestimmt, der tägliche und jährliche Lauf der Sonne ist klar. Die zweite Scene beginnt. „Meine Damen“, sagt der Professor, „begleiten Sie mich hinaus unter die Wunder der gestirnten Nacht“. Einige Sterne werden genannt, mit einigen Winken die überschwenglichen Geheimnisse, die hier ruhen, angedeutet, und wessen Auge einmal in diesem Buche hat lesen dürfen, der wendet sich nicht wieder davon ab. Tägliche und jährliche Bewegung der Fixsterne, der Polarstern, die Drehung der ganzen Himmelskugel um ihre Axe wird schnell gefunden und begriffen, der Lauf des Mondes geordnet, das Irren der Planeten beachtet, der Thierkreis, die Ekliptik ꝛc. bestimmt.

Auf diese Weise wird das Gebäude der alten Astronomie aufgebaut, wie wir es noch täglich und nächtlich sehen; der Professor mit seinen Damen steht noch fest auf der Erde und, wie Damen es lieben, im Mittelpunkt, um den sich die übrige Welt, Sonne, Mond und Sterne drehen. Es versteht sich, daß der Professor nicht stets unter freiem Himmel, sondern mit etwas Phantasie auch in jedem Hörsaal und dem Buche also dociren kann. Nur consequent muß er bleiben, und nicht bald von dem Lauf der Sonne, bald von dem Lauf der Erde sprechen, wie Kries in seinem Buche verwirrend thut. Steht aber der Beschauer sicher in seinem großen Welttheater, und weiß sich Tags und Nachts zurechtzufinden, hat er die Beweise für die runde Gestalt seiner Erde gefunden, dann beginnt der zweite große Act: die Posaunen der Geschichte ertönen, alle Glocken des Ruhmes läuten, der Vorhang rauscht auf und der Geist des großen Kopernikus erscheint und, wie Fontenelle in seinen „Entretiens sur la pluralité des mondes" so schön sagt:

Saisi d'une noble fureur d'Astronome, il (Copernicus) prend la terre et l'envoye bien loin du centre de l'univers où elle s'étoit placée, et dans ce centre, il y met le soleil, à qui cet honneur étoit bien mieux dû. Les planètes ne tournent plus autour de la terre etc.

Das kopernikanische Sonnensystem steht wie ein Mirakel vor den zweifelnden Blicken des Beschauers und wird, des Sieges gewiß, der Inquisition desselben hingegeben, wie einst Kopernikus und Galilei der Inquisition des römischen Aberglaubens.

Dieser Weg des Unterrichts führt gewiß am kürzesten, sichersten und bequemsten zur Kenntniß unseres Weltgebäudes. Karl v. Raumer hat ihn in seinem trefflichen „Lehrbuch der allgemeinen Geographie" sehr richtig, aber freilich nur trocken und schulgerecht vorgezeichnet. Kries schwankt unentschlossen auf diesem Wege hin und her, und wenn der Geist des Kopernikus, von ihm wie ein matter schleichender Schatten citirt, erscheint, so weiß man nicht recht, was er noch will, und weder er, noch sein Dolmetscher, Hr. K., werden den schläfrig gewordenen Damen die Oekonomie des Weltbaus versinnlichen können.

Noch einen andern Vorwurf können wir nicht unterdrücken: es ist der gänzliche Mangel an religiöser Erweckung, den wir in dem Buche gefunden haben, obgleich dieselbe grade in dem ersten Theile desselben so nahe liegt und in Vorlesungen für Frauen so passend gewesen wäre. Es war gewiß ein Vorwurf, der große Ausnahmen erleidet, wenn dem großen, im gegründeten Rufe des Atheismus stehenden Lalande ein Papst sagte: „Wie kommt es nur, daß ihr Astronomen Alles am Himmel findet, nur Gott nicht?" Die Astronomie reißt unwillkürlich zur Erkenntniß und Bewunderung eines höchsten Wesens hin, und grade in unserer Zeit, die so gern ihre Religion an duftige Gefühle und wässerige Betfloskeln knüpft, ist es nothwendig, daß sie zum festen Fußpunkt einige Millionen von Welten erhält. In dieser Hinsicht ist uns der fromme Bode mit seiner etwas pedantischen Gottesbewunderung, der gefühlvolle Schubert mit seiner mitunter spielenden Mystik und selbst Gehlke, der mit ungeheuren Zahlen und Maßen Sturm auf das religiöse Gefühl läuft, noch immer lieber als Kries. Muster in dieser Beziehung ist Hebel (in seinen „Betrachtungen über das Weltgebäude"), dessen wie zufällig hingeworfene Winke gleich zündenden Blitzen in den vorräthigen Zunder religiösen Gefühles fallen.

Ansprechender als der erste Theil des Buches ist der zweite, welcher von der Atmosphäre handelt. Es wird manche der zarten Leserinnen interessiren, daß ihr Hr. K. darthut, sie habe neben anderm Druck fort und fort noch einen Druck der Luft von ungefähr 3—400 Centnern zu tragen; die kleinen Experimente über den Druck der Luft, mit dem Heber, dem Vexirbecher, der Luftpumpe sind gut dargestellt, ebenso die Versuche über die Brechung der Lichtstrahlen, die Explication, wie Scoresby im Polarmeer einst ein Schiff in der Luft erblickte und dasselbe mittels des Fernrohrs für das Schiff seines Vaters erkannte, welches, wie sich nachher ergab, in der Zeit sieben geographische Meilen, also weit über seinen Gesichtskreis hinaus, von ihm entfernt war u. a. m. — Im Einzelnen hätten wir noch mancherlei zu bemerken, z. B. warum beweist der Verf. so haarscharf, daß der Stein, der vom Thurm herabfällt, nicht ein Stück hinter dem Thurme, sondern, vermöge der zugleich auf ihn wirkenden Kraft der Schwere und des Umschwungs der Erde, grade in senkrechter Richtung am Fuße des Thurmes auf den Boden fällt. Warum traut er seinen Damen nicht zu, daß sie auch die Wahrheit capiren könnten, nämlich daß der Stein, nach den Versuchen, die schon Galilei anstellte, und die in neuerer Zeit öfter wiederholt worden sind, nicht nur nicht westlich hinter dem Thurm, sondern sogar etwas östlich vor dem Thurm voraus auf den Boden fällt, weil er von der Spitze des Thurms eine größere Schwungkraft nach Osten zu erhalten hat, als sie der Fuß des Thurmes hat? Daß der Verf., nach Olbers, dem Monde durchaus jeden Einfluß auf die Gesundheit und Krankheit des menschlichen Körpers abspricht, ist etwas gewagt. Woher z. B. die Mondsüchtigen? Bei der Lehre von der Berechnung der Lichtstrahlen hätte wol die optische Täuschung erwähnt werden sollen, nach welcher die Sterne in der Nähe des Horizonts weiter von einander entfernt erscheinen, als dieselben Sterne, wenn sie in der Nähe des Zeniths stehen. Bei dem Blutregen hätte bemerkt werden müssen, daß man glaubt, er rühre meistens von Schmetterlingen her, namentlich von dem sogenannten C-Vogel (Papilio C Album), welcher bei seinem Auskriechen aus der Puppe einen rothen Tropfen zurückläßt. Ebenso hätte bei dem rothen Schnee wenigstens erwähnt werden sollen, daß Einige (nach Bauer) das rothfärbende Princip für einen Pilz (Uredo nivalis) erklären, Andere (Brown) für eine Alge, Scoresby für die Färbung von kleinen Thierchen und Vegetabilien. Wenn der Verf. beim Capitel von den Meteorsteinen den Nickel unbedenklich unter die Stoffe zählt, die sich auf unserer Erde finden, so hätte er doch bemerken sollen, wie eben daraus, daß sich die Bestandtheile des Nickels weder auf

der Erdoberfläche, noch in der Atmosphäre nachweisen lassen, ein großer Einwurf gegen die von ihm begünstigte Hypothese vom atmosphärischen Ursprung der Meteorsteine entsteht. Mit Unrecht nennt der Verf. den Schnee schlechthin gefrorenen Regen; er unterschiede sich hiernach durch nichts von Hagel, der wirklich aus gefrorenen Regentropfen besteht. Wenn der Verf. meint, der Hagel habe keine ausgezeichnete Gestalt, so bitten wir ihn die Beschreibung und Abbildung anzusehen, welche Ideler in seinem neuesten Werk über den Hagel gibt. 20.

Venetia la bella, par *Alph. Royer*. Zwei Bände. Paris, 1834.

In einer Zeit, wo das Pittoreske so sehr im Schwunge ist, daß man für zwei Sous alles Pittoreske der Erde haben kann vom Golf von Neapel an bis zum Pflaster von Paris, das auf hundert Gemälden die Hauptrolle spielt, ist es wol kein Wunder, daß das pittoreske Venedig, welches Canaletto's Pinsel verewigte, wieder seine Enthusiasten fand. Victor Hugo kam mit seinem Drama, darauf noch Einer mit einer „Venetienne“, die auch ein Drama sein soll, und ein Dritter mit Humoresken aus Venedig, die blos Ansprüche auf das Pittoreske machen. Der Heißeste, Glühendste, Pittoreskeste war aber nicht unter ihnen. Er kam quasi post festum, als die Andern schon ausgeraucht hatten wie alte Vulkane, und brachte ein neues Morgenroth, ein neues Meer, neue Lagunen, neue Gondeln, sogar neue Dogen und Patricier, die unter dem Schutz des guten alten republikanischen Sanct Theodor's noch einmal die alte Posse der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere aufführten.

Wer hätte sich das gedacht, jetzt, wo wir in Venedig unter der sanftmüthigsten östreichischen Regierung leben, und wo kein Fisch, vielweniger ein Mensch das Wort Republik aussprechen wird? Ganz gewiß, der Verf. dieser „Venetia“ hat sich durch seine Phantasie verleiten lassen. Er vergaß, daß der heilige Theodor, obgleich ein Heiliger und hoch auf der Säule des Markusplatzes stehend, ein Demagoge ist, der durch seine altherkömmlichen Volksfeste gar leicht Veranlassung zu Emeuten geben könnte. Die pariser Policei würde wenigstens nicht so tolerant sein in diesem Fall wie die östreichische, denn ich glaube, diese läßt noch immer am Tage der ehemaligen Hochzeit der Thetis das Volk seine Fahnen ausbreiten und hochverrätherische Barcarolen singen.

Alphons Royer ist ein sehr angenehmer französischer Schriftsteller, er schreibt so fast wie Heine und schwärmt auch so gern und läßt sich etwas wehmüthig stimmen, ungefähr wie eine Orgel, wenn das Tremulirregister ausgezogen wird. Seine Phantasie ist stark, oft fieberisch. Und in diesem Falle ist sie im Stande, mit dem Patienten über eine Brücke zu springen und wie eine Mondwandlerin auf die Firsten der Paläste zu steigen und da oben zu singen: „O che bel paese là“.

Die ganze „Venetia la bella“ ist ein in Hugo'sche Capitel abgetheilter Roman der heterogensten Art, voll geschichtlicher Erinnerungen, voll Sehnsucht, Liebe, Kunst und Poesie; man weiß nicht, welches Ingredienz die Würze ist, aber man fühlt in allen eine geistige Substanz, Schönheit und Anmuth. Kurz, das Werk liest sich gut und überredet den Leser, mit ihm in die Gondeln und alten Paläste und Dome zu steigen, um daselbst zu beten und zu schwärmen. Wenn ich sage: beten, so will ich damit nicht an die christliche Religion erinnern. Diese ist in Venedig wie in ganz Italien nur ein Hebel der Poesie, der die Menschen zur Harmonie stimmt, zur Liebe. Bei ihm ist Gott etwas ganz Anderes wie im Norden, er ist zehnmal besser, gefälliger und menschlicher als dort. Beten heißt in Venedig seine Gedanken mittels einer gottgefälligen Handlung zu seinen Freunden und Liebsten erheben, zu einem Rendezvous gehen, zusammen zur Kirche gondolieren oder im Klosterkreuzgang ein Gelübde der ewigen Treue ablegen. Nur auf diese Weise betet der Verf. der „Venetia“, wenn ich nicht anders seine heilige Achtung vor der Niobe der Städte zugleich politische Religion nennen will.

„Venedig und Napoleon“, ruft er, „ihr durftet euch nicht gefahrlos begegnen. Der Tyrann siegte, und die Republik fiel. Fluch dem Frieden von Campo-Formio!“

Es ist wahr, die Weltgeschichte kann nur Venedigs Fall beklagen. Es war ein Staat, der nichts der Erde und nichts dem Himmel dankte. Er hatte nur ein Element, das Wasser, und von diesem aß er, baute Paläste und Tempel und machte sich die Länder des Orients zinsbar. Die Künste hatten in ihm wie die Wissenschaften ein Asyl, und was das Schönste war, er gab eine Gerechtigkeit im Lande, die den Bürger wie den Dogen richtete.

Alphons Royer ist in alle schönen und imposanten Eigenschaften, er ist in das Chevalereske Venedigs verliebt wie in das Pittoreske und Poetische. Er hat einmal gelesen, daß Byron, der vor Gott sein Knie nicht beugte, als er zu Fusina landete, den Boden küßte, und hat einmal unter Assistenz seines Cicerone den Balcon der Signoria gesehen, von dem herab die schöne Lucrezia herüber nach Lido's Eiland seufzte, und auf dem der Henker einen Kopf dem Volke zeigte, sprechend: „dies ist das Haupt Marino Falieri's, enthauptet wegen seiner Verbrechen“. Das hat ihn berauscht und in Träume gewiegt, welche ihn auf sanften Wellen in der Gestalt eines Abenteurers in Marseille ans Land spülten. Der Abenteurer Royer's ist aber kein gewöhnlicher Held, sondern der originellste Mensch von Allen, die jemals Stoff zu Novellen gaben. Er nennt sich den Ritter Venedigs, den Geliebten der Stadt. In dieser Eigenschaft ist er der größte Verehrer ihrer Reize, er läßt sie sich allesammt portraitiren. Er macht selber Verse darauf, Canzonen, Sonette, Oden, was weiß ichs. Daß sich Niemand untersteht seine Dame zu schmähen, zu beleidigen, er fände in dem Amoroso einen blinden Vertheidiger, einen Don Quixote, der gegen Männiglich die Vorzüge seiner Dulcinea behauptet. Darf ich meinen Ohren trauen, so ist er einmal beinahe im Duell erschossen worden, weil ein östreichischer Rittmeister die Bemerkung machte, Venedig habe seine Schönheit verloren. „Seine Schönheit“, sagte er, „besteht in Ruinen, in der Erde, darauf es wurzelte, und in den Wogen und dem Himmel, der es umgibt“.

Damit ich es kurz mache, der Liebhaber Venedigs spielt so lange den Mondscheinwandler, bis er hinter dem Ruder einer Gondel ein wunderhold leuchtendes Mädchenantlitz auf einer geten Balconswand erblickt und mit einem Male der Stadt untreu und Enthusiast für die Stadtbewohnerin wird. Es ist die eigentliche Venetia la bella, der Kern der großen pittoresken Fabel.

Ohne mich auf dieselbe näher einzulassen — dies würde zu einigen Bogen führen — bemerke ich nur, daß das Schicksal des Ritters innig mit dem seiner Dame, und daß dieses auf Befehl des Fatums abermals mit dem Schicksal der Stadt, von der sie den Namen entlehnte, verbunden ist. Venetia la bella und Venetia la città leben und sterben miteinander wie ein Paar inseparable Vögel. Viel Poesie, viel Wermuth und Thränenzwiebeln; aber schön, angenehm, geistreich, originell, unterhaltend und belehrend. Das Buch ist für Herren und Damen. Letztere werden nicht leicht einen so treuen Anbeter finden als Hrn. Alphons Royer, ehemaligen Redacteur der „Europe littéraire“ und nunmehrigen Ritter Venedigs. 23.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 156. — 5. Juni 1834.

Historische Schriften von G. G. Gervinus. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., welcher sich bereits als gründlicher Historiker und Kritiker bekannt gemacht hat, legt in dieser Sammlung den Freunden der Geschichte und Geschichtschreibung zwei Aufsätze vor, welche zwar sehr verschiedenen Inhalts, aber in gründlicher und scharfsinniger Behandlung einander sehr ähnlich sind. Die Ueberschrift des ersten Aufsatzes: „Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert, mit Erläuterungen über den sittlichen, bürgerlichen und schriftstellerischen Charakter des Macchiavell", entspricht insofern der eigentlichen Absicht des Verf. zwar nicht, als derselbe nach seiner eignen Erklärung in diesem ganzen Aufsatze sein Augenmerk auf Macchiavell richtet und nur hauptsächlich die Quellen desselben, sein Verhältniß zu ihnen und ihr Verhältniß zur Geschichte von Florenz im Auge hat; indeß enthält der Aufsatz doch auch andererseits weit mehr als nur eine Einleitung zu einer Charakteristik jenes Historikers. Durchgehends erweist sich diese Arbeit als die reife Frucht eines sorgfältigen Studiums der florentinischen Geschichte und Geschichtschreibung, sie bewährt eine ebenso große Selbständigkeit des Urtheils wie der Forschung, und bietet einen großen Reichthum scharfsinniger und treffender Ansichten dar. Bei so ausgezeichneten, nicht oft mit einander vereinigten Eigenschaften halten wir es, zumal die Ueberschrift wol nur wenigen unserer Leser den Inhalt auch im Einzelnen aussprechen möchte, nicht für unzweckmäßig, durch eine gedrängte Erörterung desselben zugleich das Verdienst und die Resultate der Arbeit anzudeuten. Ohne eine vorbereitende Einleitung, sogleich zur Sache selbst gehend, beginnt der Verf. seine Musterung florentinischer Geschichtschreiber mit Ricordano Malespina, als dem ersten Italiener, der eine einigermaßen bedeutende Geschichte in der Volkssprache geschrieben hat. Indem sein Werk als ein solches dargestellt und abgefertigt wird, welches ebensowenig politischen Charakter als historischen Sinn enthalte, so gibt doch die Berücksichtigung der Quellen desselben Veranlassung zu einer interessanten Erörterung über die bei den alten Florentinern vorhandenen Familienbücher oder Genealogien, welche durch Einfügung merkwürdiger Begebenheiten allmälig zu glaubwürdigen Memoiren erwuchsen. Die darauf folgende Würdigung Dino Compagni's, welcher mit strenger Kritik das Frühere als unzuverlässig verwarf und die ihm gleichzeitigen, von ihm ebensowol durchlebten als durchdachten Begebenheiten der Geschichte seiner Vaterstadt in einer so gedrängten Weise darstellte, daß er sie oft weniger ausführte als nur commentirte, und wenn auch nicht unparteiisch, doch stets voll Eifer für das Wohl seines Vaterlandes schrieb, wird dadurch belegt und erläutert, daß der Verf. dem Geschichtschreiber durch einen Theil seiner Darstellung hindurch folgt; ein Verfahren, welches gewiß am besten geeignet ist, den Charakter des Geschichtschreibers zu veranschaulichen, welches sich indeß insofern zu einem allzu weitläufigen Eingehen in die florentinische Geschichte erweitert hat, als der Verf. bei Lesern, für welche ein solches Detail Interesse hat, schon eine nähere Kenntniß jener Geschichte voraussetzen konnte. Die sehr gelungene Charakteristik Giov. Villani's ist um so anziehender, als sein Werk nicht allein der florentinischen, sondern überhaupt der europäischen Geschichte damaliger Zeit angehört; der Verf. stellt dasselbe, seine Meinung durch treffende Andeutungen begründend, zwar nicht einmal den französischen und catalonischen Geschichtschreibern des Mittelalters gleich, er hebt dagegen einen bisher wenig beachteten Gesichtspunkt hervor, von welchem das Villani'sche Werk besonders zu würdigen sei, nämlich den Gesichtspunkt, daß es ungemein lehrreich sei für das Aufkommen einer Staatsklugheit, welche mehr und mehr die Macht der Waffen mit der des Geldes vertauschte, und daß es für die Geschichte der Geldmacht in Europa die erste wichtige Quelle sei. Der Charakter Villani's als Darstellers florentinischer Ereignisse und Zustände wird hauptsächlich als Gegensatz zu demjenigen Compagni's aufgefaßt. Das längere Verweilen bei Giov. Villani's Bruder und Fortsetzer, Matteo, welchen der Verf. sowie den Compagni zum Theil durch seine Erzählung begleitet, wird wenigstens dadurch gerechtfertigt, daß es auch des Verf. Absicht ist, die Rückwirkung des Zustandes von Florenz auf die Geschichtschreibung zu bezeichnen. Diesen beiden Brüdern wird, indem er gleich ihnen nicht ohne wissenschaftliche Bildung war, Donato Velluti angereiht, dessen Chronik (1300—1370) ebenso bedeutend ist für die Wichtigkeit, welche der diplomatische Verkehr damals erhielt, als die Schrif-

ten der Villani für die Geschichte der Geldmacht und Industrieblüte in Florenz. Kürzere Berücksichtigung finden darauf einige florentinische Geschichtschreiber aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und aus dem 15., Buoninsegni, Dati und Morelli, welche für die florentinische Geschichte geringe Ausbeute geben und augenfällig darthun, wie Italien im 14. Jahrhundert in politischer, sprachlicher und wissenschaftlicher Beziehung Rückschritte gemacht habe; eine strenge, aber wohlbegründete Kritik trifft einige florentinische Historiker, welche in lateinischer Sprache geschrieben haben, nämlich Bartholomäus Scala und Lionardo Aretino, und der Geschichte Poggio's wird das Interesse mit Recht abgesprochen, da der Verf. nur die Kriegsgeschichte aufnahm, und seine Ansicht von dem Zustande des florentinischen Staats ihn von einem tiefern Eingehen in denselben zurückhielt. Diesen gelehrten Historikern werden Geschichtschreiber gegenübergestellt, welche zwar zum Theil gar keine literarische Bildung besaßen, aber praktische Staatsmänner von gemäßigter Gesinnung waren, und deren Schriften dem Machiavell als Quellen, deren scharfe und treffende Beurtheilung menschlicher Handlungen und politischer Begebenheiten ihm als Muster dienten, nämlich Gino und Neri Capponi und Gio. Cavalcanti, dessen noch ungedruckte Geschichte hauptsächlich die Vertreibung und Rückkehr des Cosmus von Medici enthält. Einige Worte über Bernardo Rucellai, dessen einzige historische Schrift das Hauptwerk über ihren Gegenstand, den Zug Karl VIII. nach Italien, ist, und welchen der Verf. als Geistesverwandten und Vorläufer Machiavell's darstellt, beschließen den ersten oder einleitenden Theil des Aufsatzes.

Eine Charakteristik Machiavell's innerhalb einer Darstellung der florentinischen Historiographie und in Beziehung auf diese muß allerdings hauptsächlich die Eigenthümlichkeit und die Verdienste des Mannes als Geschichtschreiber, insbesondere wie sie in seiner florentinischen Geschichte sich aussprechen, berücksichtigen; allein da sich in einem so durchgebildeten, in sich abgeschlossenen und gleichsam abgerundeten Charakter nicht Eine Seite auffassen und darstellen läßt, ohne auf die Totalität desselben Rücksicht zu nehmen, so sah sich der Verf. veranlaßt und berechtigt, „in möglichster Vielseitigkeit einen Mann vorzuführen, in dessen praktischem und theoretischem Leben, in dessen Worten und Werken sich ein unerschütterlicher Charakter und eine eiserne Consequenz nicht minder erstaunenswerth ausspricht als ein Talent von erster Größe, das sich wieder seinerseits in den verschiedensten Zweigen, in Kriegs- und Staatskunst, in Poesie und Diplomatie, immer in Einer Richtung bis zur Einseitigkeit thätig gezeigt, aber eben dadurch in dieser Richtung das Bedeutendste geleistet hat". Der Verf. stellt sich demnach die Aufgabe, im Historiker Machiavell den Staatsmann, im Staatsmann den Historiker, in beiden den Menschen und den Dichter zu suchen, und wir können hinzusetzen, daß ihm die Lösung derselben gelungen ist. Er entwickelt zunächst, so weit es die wenigen vorhandenen Nachrichten gestatten, den Gang des Lebens und der Bildung Machiavell's bis zu der Zeit, in welcher er seine florentinische Geschichte begann, und charakterisirt ihn namentlich als Diplomaten in einer ausführlichern Erörterung seiner Sendung an Cäsar Borgia, welche insofern für seine Bildung von großer Wichtigkeit war, als sie wie seine andern Gesandtschaften seine Menschenkenntniß vollendet, aber auch seine Menschenverachtung begründete; er schildert uns, besonders mit Benutzung der Machiavell'schen Briefe, dann sein Privatleben während seiner langen Dienstlosigkeit und beweist in diesem Zusammenhange durch Nebeneinanderstellung der „Discorsi" und des „Principe", daß in diesen beiden Werken ganz Ein Sinn, Eine Meinung, Ein Gedanke herrsche, und daß der gegen Machiavell ausgesprochene Tadel der Untreue an sich selbst, der Kriecherei und der Heuchelei ganz ungegründet sei. Eine Analyse der „Florentinischen Geschichte" Machiavell's, namentlich der ersten vier Bücher, und besonders in der Absicht abgefaßt, den Werth und die Bedeutung dieses Werkes als einer wissenschaftlichen Geschichte anzudeuten, beschließt den Aufsatz über florentinische Historiographie. Wenn in diesem Schlusse wie in der ganzen Abhandlung die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Gegenstande, das schärfste Eindringen in denselben und ein durchaus selbständiges Urtheil sich offenbart, so können wir doch in Einem Punkte mit dem Verf. nicht übereinstimmen. Daß er Eine Seite der Beurtheilung, nämlich die Kritik des Einzelnen, ganz von sich weist, läßt seine Arbeit schon unvollständig bleiben; wenn er aber hinzufügt, daß man einen Geschichtschreiber wie Machiavell nicht mit einem Maße messen müsse, denn er entwachsen sei, so beseitigt er dadurch in Beziehung auf ihn die Forderung, welche zuerst vor allen andern höhern Ansprüchen an jeden Historiker gestellt werden muß, und wenn er dann fortfährt: man müsse aus Machiavell keine einzelnen Begebenheiten kennen lernen wollen, noch auch die jedesmalige Farbe der Zeiten, welche er schildert; man dürfe nicht getrennt vom Ganzen in diesen Perioden das Factum ängstlich mäkeln, sondern man müsse im Allgemeinen fragen, ob er entstelle oder verfälsche, und ob und wie er den Charakter der Vergangenheit aufgefaßt habe: so begreifen wir nicht, wie diese allgemeine Frage beantwortet werden könne, ohne daß das Einzelne geprüft wird, und warum der Verf., der die Kritik selbst sehr gut zu üben weiß, dieselbe hier zu einer ängstlichen Mäkelei macht; offener und unbefangener wäre es gewiß gewesen, wenn er gradezu die mangelhafte Seite der Machiavell'schen Darstellung als solche bezeichnet und ausgesprochen hätte.

Die zweite Abhandlung enthält den Versuch einer innern Geschichte von Aragonien bis zum Ausgange des barcelonischen Königstammes, dessen erste Hälfte, welche bis 1276 herabgeht, mit wenigen Veränderungen aus dem dritten Bande des „Archivs" von Schlosser und Bercht wieder abgedruckt ist. Die Geschichte fast keines andern europäischen Landes bietet dem deutschen Geschichtsforscher so viele Schwierigkeiten dar als die Spaniens, und nur schon die Auffassung der spanischen Volksthümlichkeit ist

nicht leichte Aufgabe ist, so liegt doch die größte Schwierigkeit in dem Mangel an Quellen, indem es an vollständigern Sammlungen derselben fehlt, und auch sogar die Schriften neuerer spanischer Geschichtsforscher nur zum Theil in Deutschland zu erlangen sind, sodaß der Gedanke an die, trotz aller Anstrengung nicht zu beseitigende Mangelhaftigkeit der Untersuchung leicht von einer solchen zurückschrecken könnte. Dessenungeachtet bewog die Ansicht, daß das Interessante der aragonischen Geschichte die Schwierigkeit der Behandlung überwiege, den Verf. zu einer nähern Beschäftigung mit derselben, und wir verdanken diesem Studium einen um so schätzbarern Beitrag zur Geschichte des spanischen Mittelalters, als die genauere Untersuchung desselben in Deutschland erst seit einigen Jahren begonnen hat und der Verf. die Eigenschaften besitzt, das ihm zu Gebot stehende Material auf eine erschöpfende Weise zu benutzen. Wie tief er in seinen Gegenstand eingedrungen, und mit welcher Anschaulichkeit er denselben aufgefaßt und dargestellt, das beweist schon der Theil der Einleitung, in welchem er das eigenthümliche Interesse der aragonischen Geschichte bezeichnet, und aus welchem wenigstens Einiges mitzutheilen wir uns nicht versagen können.

Wenn uns das wunderbar bewegte Leben in den italienischen Republiken des Mittelalters die ganze Fülle geistiger Betriebsamkeit in den alten demokratischen Staaten Griechenlands vor die Seele ruft, so zeigt die Reichsgeschichte von Aragonien Staatskraft, Simplicität und Frugalität, zugleich Armuth und einseitige Richtung in Wissenschaften und Kunst in einem Vereine, wie er nur theils in Rom, theils in Sparta wiedergefunden wird. Vergebens fragt man nach höhern Bedürfnissen des Geistes oder nach Veredlung des alltäglichen physischen Bedürfnisses, Genuß der Gegenwart, Schöpfungen des Geschmacks und der Phantasie sind fast ganz fremd; aber auf die Vergangenheit und seine Ahnen stolz, bewahrte der Aragonier Bürgeradel und Bürgertugend, hing mit großer Liebe an dem ererbten Rechte und Ruhme der Väter; beide überlieferte er mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit seinen Enkeln, nicht in Lied und Gesang, sondern mittels Erforschung, Auslegung und Vertheidigung seiner uralten Gewohnheitsrechte und seiner Volksgeschichte.

Die näher liegenden kleinern Rücksichten auf Staatsglück und öffentliche Wohlfahrt hat Aragonien nie gekannt; Industrie, Ackerbau und alle Zweige der Staatshaushaltung vegetirten nur, so gut sie es ohne Pflege vermochten. Betrachten wir dagegen dieses Volk in seiner staatsbürgerlichen Stellung, so ist es erstaunlich, welche Energie sich hier entfaltet, die wieder dem Alterthum darin nahe steht, daß sie nur von einem kleinen handelnden Theile der Nation ausgeht, der seine jugendliche, rasch vorübergehende und concentrirte Macht auf die Unterdrückung einer großen Volksclasse gründet.

Ein genaueres Eingehen in die Urgeschichte der ostspanischen Reiche weist der Verf. zurück; er bezeichnet nur die Standpunkte, welche die Gelehrten, die sich mit derselben beschäftigt haben, genommen, und den Werth oder Unwerth der verschiedenen Verfahrungsweisen, welche dabei gewählt worden sind oder gewählt werden können. Wenn er bereits in dem ersten Abschnitt seiner Arbeit, welcher wegen des größern Mangels an Quellen und wegen der Mehrseitigkeit der auf alle später im aragonischen Reiche vereinigten Länder auszudehnenden Untersuchung der beiweitem schwierigere ist, sehr viel geleistet hat, so wird seine Arbeit im zweiten Abschnitt insofern noch befriedigender, als reichhaltigere und zuverlässigere Quellen eine vollständigere und zusammenhängendere Darstellung der innern Verhältnisse Aragoniens gestatten. Er begnügt sich nicht mit einer einfachen Zusammenstellung der erforschten Thatsachen, sondern er versteht es auch, dieselben zu einem anschaulichen und lebenvollen Gemälde zu verbinden und zu erweitern; diese Ausführlichkeit ist aber durchweg eine solche, welche aus dem genauesten Quellenstudium und aus einem vollkommenen Sichhineinversetzen in die darzustellende Zeit hervorgeht, welche die Thatsachen nicht willkürlich deutet und umhüllt, sondern sie so mit einander verknüpft und aus sich selbst erläutert, daß es dem Leser unbenommen bleibt, sich selbst ein Urtheil zu begründen. Wir versagen es uns, in das Einzelne einzugehen, nur aus Besorgniß, unserer Mittheilung eine zu große Ausdehnung zu geben, und in der Hoffnung, daß das Gesagte hinreichen wird, Jeden, der für die spanische Geschichte und für eine ebenso scharfsinnige und geistreiche als gründliche Entwickelung politischer Zustände Interesse hat, zu veranlassen, sich mit den Untersuchungen des Verf. selbst näher bekannt zu machen.

66.

Kleines Localdrama.

Unter der Aufschrift: „Kleine Localdramen", gab Ref. in Nr. 213 und 14 d. Bl. f. 1833 Nachricht von mehren kleinern Dramen in frankfurter und sachsenhäuser Mundart. Dieser Artikel ist eine Fortsetzung von jenem, aber er kann nur über Ein Drama referiren, weil seit jener Zeit nur Ein solches erschienen ist. Es nennt sich:

Herr Hampelmann im Eilwagen. Eine Hampelmanniade in sechs Bildern. Vom Verfasser des Bürgercapitains. Mit einer Abbildung. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1834. 8. 12 Gr.

Herr Hampelmann, der vor einem Jahre die „Landpartie nach Königstein" machte, hat in diesem Stücke eine größere vor. Er will nach Nürnberg, wo ein alter Freund von ihm am Sterben liegt, der, wie er hofft, ihm sterbend einige Vortheile zuweist. Die sechs Bilder, in die das Ganze getheilt ist, enthalten nun einzelne Fächer dieser Reise. Das erste Bild: den Theil des Posthofes, wo der Eilwagen abfährt. Die Reisepräparate der verschiedenen Reisenden, das Gehen und Kommen, das Plaudern des Hrn. Hampelmann, und das Sich-verspäten desselben, welcher so gezwungen ist, dem Eilwagen mit einer Miethkutsche nachzufahren, verbreiten hier Ergötzlichkeit und Leben. Das zweite Bild gibt an irgend einer Grenze der Mauth ihr Theil. Das dritte Bild hat's mit den Wirthen zu schaffen und mit den flüchtigen Mahlzeiten, die man bei ihnen wie auf Eilwagen einnimmt und die ihr Geld kosten wie die gedehntesten. Das vierte Bild enthält einen Räuberangriff im Walde; das fünfte eine Art Nachtstück, worin Hampelmann, sich entkleidend und zu Bett gehen wollend, wie überhaupt im Stücke, die Hauptrolle spielt, und das sechste einen umgeworfenen Eilwagen, aus dem hervorsteigend Hampelmann seinen sterbend geglaubten Freund gesund trifft. Damit das Stückchen wie ein Lustspiel ausgehe, fehlt nicht eine Verlobung zwischen des Hrn. Hampelmann Ladenjungfer und einem Champagnerreisenden.

Die frankfurter Kunstkritiker hatten bereits ihre liebe Noth mit der Thatsache, daß das Publicum das ungeheuerste Behagen an dem neuesten Product der Laune seines wackern Landsmanns zeigte, und mit der weitern Thatsache, daß einige starke Späße darin sich vorfinden, und überhaupt das Recht der Posse, mit

Vermeidung von Ausglätten kleiner Falten, entschieden darin in Anspruch genommen ist. Der Doctrin wollte man nichts vergeben und doch auch das Publicum nicht vor den Kopf stoßen. Deßhalb suchte man eine richtige Mitte aufzufinden, von Lob und Tadel nach beiden Seiten, und von einem Achselzucken, während man selbst mitlachte.

Wie bescheiden der Verf. selbst von seinem Werkchen denkt, gibt folgende Stelle der Vorrede: „Weit entfernt, diese (die beifällige Aufnahme) dem innern Werthe des Stücks zuschreiben zu wollen, glaube ich vielmehr das Glück, welches dasselbe auf der Bühne gemacht hat, als Anwalt gegen diejenigen Leser in Anspruch nehmen zu müssen, die vielleicht gar im Plane den Hebel zu einer vortheilhaften Wirkung suchen. Aus ähnlichem Gesichtspunkte die Sache anzusehen, war auch die Kritik bereits so gütig. Und in der That, wem es glückt, die Dornenstücke dieser Zeit — von Blumen- Frucht- und Dornenstücken ist kaum noch die Rede — etwas zu lüften und einige Scherze oder Späße als Heil- oder Sänftigungsmittel unterzuschieben, der hat schon aus diesem Grunde einiges Recht auf eine gewisse Nachsicht."

Nicht alle Darstellende sprechen „frankfortisch". Der Herr Servatius, Accessist aus Darmstadt, spricht seinem Vater- und Mutterlande getreu und vermeidet, als Hauptwahrzeichen, das r, wie Demosthenes that, aber freilich gezwungen; der Mautheinnehmer schwäbelt; der Jude Langenselbold jüdelt; Postillon Matthes ist ein Nassauer, und Mr. Trabor, der reisende Engländer, läßt englische Worte hören. Mousseur, der Champagnerreisende, könnte als Franzose in dieser Hinsicht mehr thun und überhaupt ist er etwas zu deutsch-sentimal und zu deutsch-frivol; die Unbedeutenheit spielt in Letzteres.

Nun noch zum Schlusse eine artige Geschichte des Hrn. Hampelmann; denn er erzählt gern solche: „Ich fuhr der Ihne damols emol nach Marrborg, mit so eine Postwage und hat Ihne mein Neroche bei mer; des war e damalig Hindelche von mer; no, ich hab immer so Hindelcher, wisse Se, die ganze Stadt kennt ja mein Hindelche. — Die Nähs-Gesellschaft es war so allerhand dorchenanner, so Credi und Pledi — die hatte en Pik uff des Viehche gehat un wolltes net im Wage leide. — Also kam's owe enuff ins Korbleder. — Gott wähs wie's zuging; wie mer ewens dorch Langegens (Langgöns zwischen Frankfurt und Marburg) komme, werd's em schwinnelich, es fällt erunner un grade in en Mähe (großer Korb, Mulde) voll Taig, die nach der dortige Mode in das Gemeinde-Backhaus getrage werde sollt. Des gab der Ihne e Gekreisch; Alles läuft dem Postwage nach, un wie mer an der Post umspanne, so brenge se des Neroche daher in den Taig — grad wie e ungebackner Eppelranze (Aepfelbrot) hat's ausgesehe. — Was wersch? Sechs Batze for des Neroche abzewesche. En Gulde vor den Taig, facit 1 Fl. 24 Kr. So viel wähs ich, in dem Kuche, der aus dem Taig gebacke worde is, werd mancher e Haar drinn gefunne hawwe." 95.

Polnische Taschenbücher.

Seit mehren Jahren ist kein Taschenbuch in polnischer Sprache erschienen, für 1834 hingegen sind — ein Zeichen des wiedererstehenden wissenschaftlichen Lebens — vier Almanache zugleich ans Licht getreten. Warschau bringt die „Jutrzenka", Breslau die „Marzana", Lemberg die „Ziewonija" und Wilna den „Znicz".

Die „Jutrzenka" (Morgenröthe) ziert ein guter Kupferstich von Anton Oleszczynski: die Ruinen des von Kasimir dem Großen erbauten Schlosses zu Kazimierz in der Wojewodschaft Lublin (w Kazimierzu dolnym). Dies Taschenbuch ist ein Geschenk, welches die polnischen Damen einander gemacht haben, denn nicht nur ist es, wie auf dem Titel zu lesen, den Damen gewidmet, sondern es haben auch Damen großentheils den Inhalt beigesteuert. Wir finden eine Erzählung — wol die gelungenste des ganzen Taschenbuchs — „Die Jugend des Kopernikus", von Anna Nak.....; eine in kräftigen Zügen gehaltene Darstellung aus dem häuslichen Leben in Polen: „Mathilde und Gustav", von Antonina J., dann mehre schöne Gedichte von Valentina Z. und A. Außerdem ist das Meiste von Kasimir aus Krolowka. Den ersten Platz unter dessen Originalgedichten verdienen die kleinern Gedichte „Fraszki", sie zeichnen sich zum Theil durch dichterische Tiefe aus, manche werden im Munde des Volks zu Sprüchwörtern werden. Unter den übrigen Beiträgen erwähnen wir die humoristische poetische Erzählung: „Olympia', von L. P., die Beschreibung eines Balls in dem Olymp — die hier mitgetheilte Erzählung von der Entstehung des Namens Olympia wird allen Damen, welche diesen Namen tragen, sehr interessant sein — und unter den poetischen Uebersetzungen: die wohlgelungenen aus dem Hiob, aus Bürger's und Göthe's Gedichten, z. B. des Zauberlehrlings, des Sängers von Anton Szabrański, und ein Bruchstück aus Tasso's Heldengedicht.

Das in Breslau bei Korn erschienene Taschenbuch führt den Namen der Alles belebenden Gottheit „Marzana". Dieses gleicht den ausländischen Taschenbüchern am meisten, welche größere Sorgfalt auf ein elegantes Aeußere als auf den innern Gehalt zu richten pflegen. Es hat vier Kupfer. Unter den Beiträgen dürften den Polen nur wenige, zu denen wir die Uebersetzung einiger serbischer Gedichte zählen, recht interessiren, besonders aber ist zu bedauern, daß die Sprache nicht rein ist. Wir finden in Prosa eine Erzählung: „Marzana", eine Uebersetzung von John Feeling's „Horca", und ein Bruchstück aus Jean Paul's „Quintus Fixlein"; unter den Poesien Uebersetzungen von Göthe's „Erlkönig", von Gedichten Petrarca's, Th. Moore's, eine spanische Ballade „Alcanzor und Zaide" u. A.

Das beste aller bis jetzt in Polen erschienenen Taschenbücher ist wol die in Lemberg in der Ossolinskischen Buchdruckerei von August Bielawski herausgegebene „Ziewonija". Hier athmet wirklich slawischer Geist, hier rinnt der reine slawische Honig, die nahrhafte Speise reizt und sättigt zugleich. Der Inhalt ist: Reise nach dem westlichen Galizien von Severin Goszczynski; der Schatten der Königin Barbara, Erzählung von Lucian Siemienski; die Walachei, historisches Fragment von Nagurszewski; die Gedichte von Jablonowski, Magnuszewski, Borkowski, August Bielawski u. A. Das beigefügte Kupfer: die Ruinen des berühmten Schlosses Czorstyn, ist freilich keine Zierde des Buches.

Das vierte Taschenbuch: „Znicz" (der Name des Feuers bei den alten Lithauern), ist schon vor einigen Jahren versprochen worden. Der Herausgeber desselben ist Joseph Kraszewski. (Nebst zwei Lithographien: das Bildniß Karpinski's und Ansicht der St. Annenkirche in Wilna, und einem Facsimile.) Auch dieses Taschenbuch enthält Poesien und Prose; unter den poetischen Gaben eine „Elegie auf den Tod der Schwester Arlimene" von dem durch seine „Ludgarda" berühmten Kropinski; wir finden auch hier die Anmuth und Eleganz der Schreibart, die Zartheit der Empfindungen jener Tragödie wieder, aber auch das Ueberwiegen des Rhetorischen. Mickiewicz hat eine treue Uebersetzung aus Schiller's „Don Carlos", Stanislaus Kozlowski einige sehr gelungene Uebertragungen aus den Poesien Lamartine's, Victor Hugo's und Byron's geliefert; außerdem treten noch mehre andere Poeten auf. Das Interessanteste ist eine Selbstbiographie des Dichters Franz Karpinski (er starb 1825 in Lithauen), welche er als 81jähriger Greis für seine Freunde geschrieben hat („Historya mego wieku i ludzi z którymi żyłem"). In dieser einfachen treuherzigen Schilderung tritt die liebenswürdige Seite des Dichters, welche auch schon in seinen Gedichten erscheint, lebhaft heraus; oft kann der Leser zum Lächeln angeregt werden, oft aber kommen ihm auch unwillkürlich die Thränen in die Augen. Andere prosaische Aufsätze des Taschenbuches sind: eine Erzählung von J. P.: „Der Tod des Engels", und eine Abhandlung über den Zustand Lithauens bis zur Einführung des Christenthums. 26.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 157. — 6. Juni 1834.

ämmtliche Werke von Johann Ladislav Pyrker. Erster Band. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Auch unter dem Titel: Tunisias. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Stuttgart, Cotta. 1832. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Gr.

Mögen wir uns nun, aller Kritik entäußert, dem blo- ı unbewußten Gefühl des Eindrucks hingeben, den das os: „Tunisias", bei uns hervorruft, oder mit dem Ur- il die Form, die Erfindung, den leitenden Gedanken ses Gedichts analysiren und wieder zusammenstellen, den cklichen Sieg über Schwierigkeiten betrachten und das füge der ganzen Dichtung prüfen — von jeder Seite bietet sich uns Befriedigung und die ästhetische Freude Gelungenen dar. Nebenbei ist bemerkenswerth, daß dreiste Behauptung moderner Geschmackslehrer, welche erer Zeit das epische Dichtervermögen gänzlich abge- ochen haben, durch Niemand anders widerlegt wird als ch zwei würdige katholische Prälaten, und daß Pyrker Wessenberg, wiewol in zwei verschiedenen Richtungen, enwärtig allein als epische Dichter unter uns genannt den können.

In der That sind die „Tunisias" und „Julius" die igen Dichtungen epischen Charakters, welche wir in ester Zeit dem Auslande entgegenhalten können, und edle Geist, die anerkannte Tugend, die Milde und nach Innen gewandte Leben der beiden Schöpfer die- Werke ist mehr als Alles vermögend, uns zu zeigen, s dazu gehört, ein epischer Dichter zu werden. Die gend um ihrer selbst willen zu lieben, und über der lt und ihren Leidenschaften zu stehen, sind die ersten ingnisse, die ersten Voraussetzungen der epischen Muse. Das Heldengedicht: „Tunisias", erschien bekanntlich st 1820 und erlebte schnell mehre Ausgaben. Mit ht nimmt es die erste Stelle in einer Sammlung mtlicher Werke des edeln Dichters ein, welcher jetzt Erzbischof von Erlau und Erbobergespann sein Leben chen Werken der Tugend und Thaten der Muse theilt. n großer Wirkungskreis und seine Verdienste für Er- ung und Unterricht in seiner weiten Diöces gehören : unmittelbar hierher; wol aber haben wir an seine vollen biblisch-epischen Gedichte: „Perlen der heiligen zeit", in acht Gesängen (Ofen 1821) und an sein tes großes Heldengedicht: „Rudolfias", in zwölf Gesängen (Wien 1824) als an künftige Bestandtheile der vorliegenden Sammlung hier zu erinnern.

Die eignen Lebensgeschicke des Dichters, der, wie man sagt, 1792 selbst als Sklave nach einem der afrikanischen Raubstaaten verkauft worden ist, mögen die erste lebendige Anregung zur „Tunisias" gegeben haben. Wir glauben uns zu erinnern, daß d. Bl. zu seiner Zeit einer kritischen Beurtheilung dieses Gedichts geöffnet gewesen sind, und drängen daher unsere Bemerkungen darüber in den kürzesten Raum zusammen. Die „Tunisias" ist ein Werk poetischer und zugleich religiöser Begeisterung, in dem Sinn jedoch, wie die Alten die Begeisterung begriffen, und in welchem sie mit apathischer Prüfung und mit selbstbewußter Besonnenheit Hand in Hand wirkt. Von dieser Besonnenheit, welche uns für gleichbedeutend mit geläutertem Geschmack gelten kann, zeugt die ganze Anlage des Werks und vor allen andern Einzelnheiten die Form und der Gebrauch des Wunderbaren in diesem Gedichte. Dies ist unstreitig der schwierigste Punkt im Epos. Welcher Art soll die übersinnliche Maschine sein, die uns im Epos stets als der geistige Reflex des Menschenlebens unentbehrlich dünkt? Wie soll die göttliche Einwirkung beschaffen sein, ohne welche wir das Epos im antiken Wortsinne noch immer nicht denken können? Die alten Götter sind zu bloßen Ideenschematen geworden, Gestalten ohne Leben und deshalb unbrauchbar. Hohle Personificationen der Leidenschaften, der Tugenden verwirft der Geschmack, das Gefühl durchaus, und der moderne Volksglaube ist zu ungeregelt, der gebildeten Sitte zu fremd und zu fern, als daß er diese Stelle einnehmen könnte. Hier ist der Punkt, wo der epische Dichter durchaus erfinden muß, und diese Erfindung ist zugleich der Prüfstein seines Talents. Er hat gewonnen, wenn er hier besteht.

Der Dichter der „Tunisias" ist in diesem Betracht ungemein glücklich gewesen. Er dichtet, etwa wie Dante, nur freier von kirchlicher Ueberlieferung, ein Zwischenreich zwischen Himmel und Erde, das geistige Reich der zu fernerer Prüfung berufenen Geister, voll Einfluß auf die Geschicke und die Thaten der Menschen, aber doch dem obersten Richter verantwortlich und unterworfen. In diesem Reiche sind Mahomed, Attila, Hannibal, Herrmann, Regulus mächtige Individuen, und diesen ist die übersinnliche Leitung des Epos anvertraut — ein höchst glück-

licher Gedanke, weil er einerseits mit dem Glauben sowol als mit dem Glaublichen, andererseits mit dem poetischen Bedürfniß und dem ästhetischen Bewußtsein zusammentrifft. Durch ihn ist die Grundlage eines dichterischen Epos gelegt; dieser Gedanke allein zwingt den Sänger, Dichter zu sein, selbst wo er zum historischen Bericht herniedersteigen möchte.

Den Gang, die Verwickelung und die Entwickelung der Fabel müssen wir als bekannt voraussetzen. Wir wollen hier nur an die Hauptstadien des Gedichts erinnern. Muley Hassan erscheint, vertrieben von Hairaddin, schutzflehend. Der Kaiser gelobt ihm Hülfe. Abendgebet im Dom zu Madrid. Vision Karl V., in welcher die Weltordnung — das Zwischenreich — sich ihm kundgibt. Mohammed und Attila rüsten sich für Hairaddin. Hannibal, Herrmann, Regulus erheben sich für den Kaiser; Regulus eilt nach Afrika, den gefangenen Christensklaven Trost einzuhauchen. Hier z. B. zeigt sich die Schönheit mit der Wahrheit der Erfindung des Dichters. Liegt es doch nahe, anzunehmen, daß der Gedanke an Regulus dem auf Afrikas Küste Gefangenen ein Trost sei! Musterung und Abfahrt der christlichen Seemacht im dritten Gesang. Ankunft vor Neapel, wo Toledo sich mit ihr vereinigt. Sarno vor Abdal besiegt und gefangen. Sturm, Kampf der Geister und der feindlichen Flotten. Hairaddin geschlagen. Ankunft vor Tunis. Der Kaiser auf den Ruinen vor Karthago; Herrmann's Weissagung, Ueberfall des christlichen Lagers, Harduin's Opfertod, Salis, Rogendorff's Thaten. Morgen, die Riesenschlange im Cedernwald, von Karl erlegt. Goletta bestürmt. Garcilasso, Ursini, Alba. Mohammed erregt einen Samum, den ein Unsterblicher zurücktreibt. Goletta erstürmt. Regulus löst die Bande der Christensklaven durch Medolin. Letzter Kampf, Hairaddin von Karl verwundet. Toledo und Mathilde, Sieg, Befreiung der Sklaven, Einzug in Tunis.

Jeder, der den historischen Verlauf dieses Kriegszuges kennt, muß sich an der nicht blos genauen, sondern überaus feinen Benutzung des geschichtlichen Stoffes in dem Gedicht erfreuen. Es ist Das, was ein Epos sein soll: poetische Geschichte.

Wir kommen endlich zum Formellen des Gedichts. Hier trennt sich unser Urtheil von dem Geschmack des Dichters. So rein, so musterhaft der Hexameter des Verf. auch meistens ist, so glauben wir doch, daß das Gedicht viel, sehr viel — gewonnen haben würde, wenn der Dichter eine andere rhythmische Form gewählt hätte. Der Hexameter ist und bleibt ein Fremdling in unserer Sprache. Er ist zu rauschend, zu steif, zu unaufhaltsam für die Erzählung; er ist der natürlichen Cadenz unserer Sprache, die Längen und Kürzen, aber keine daktylisch nachrollende Sylben zählt, entgegen und verliert nie den Stempel des Ausländischen. Kurz, wir können uns dies schöne Gedicht nicht in einer freien jambischen Gestalt denken, ohne zu bedauern, daß der Verf. dies weichere und anschmiegendere Kleid verschmäht hat. Wie viel wirksamer würden uns die schönen Worte des Genius, welcher Karl durch die Welträume geleitet, erklingen, wären sie in die weichen ruhigen Falten der Ottave rime gekleidet, und rauschten sie nicht mit der Hast des Hexameters dahin:

> Doch die lichte Gestalt rief:
> Als das Werde erscholl, da brauste der endlichen Dinge
> Wesen, erschaffen aus Nichts, von des Herrn allmächtiger Rechte
> In den unendlichen Raum geschleudert, mit Donnergetös hin.
> Aber im kreisenden Fluge vereinte sich Sprödes und Weiches,
> Erd' und Gestein, und strebte hinaus zur äußersten Rundung
> Sich zu dehnen. So ward im finstern Schoose der Erde
> Weitverbreitete Leer' umwölbt, die nimmer der Sonne
> Strahlender Blick erfreut, nie Sterngefunkel und Mondglanz.
> Doch als Ungehorsam und Stolz den Menschen zum Fall ward (!),
> Und des Erkenntnisses Baum, von Gottes Gewittern zerschmettert,
> Sank in Eden zu Staub — da entriß auch jenen des Lebens
> Ein Unsterblicher schnell dem bebenden Boden, und warf ihn
> Durch des Nordpols Schlund in die Leere hinab, und er brausend
> Fuhr er dahin, bis er stand im Mittelpunkte der Erde....
> Hundert Meilen hinauf erhebt er die Zweige; sie rauschen
> Laut, wie das stürmende Meer, denn, unversiegend entströmt ihm
> Durch des Nordpols Schlund des wesendelebenden Magnets
> Wunderkraft, umfließet den Erdball kreisend und kehrt dann
> Wieder zurück von des Südpols Schlund fortdauernd verschlungen.

In diesem Aetherstrom:

> Dort in des Erdballs Schoos, wo mild wie Schimmer des Mondes
> Liebliche Hell' entströmt des Baums auflodernden Zweigen,
> Wo mit sanft erquickendem Hauch ätherische Lenzluft
> Wehet, und hold und warm die erhellten Gefilde durchsäuselt —

weilt die Schar der Geister, in Hüllen, von jenem Lichte gewebt, antheilnehmend an Deinen Wünschen, Sehnen und Denken und Dir und den Deinen

> Hülfreich — aber Du kennest das Wort des ewigen Lebens:
> Diesem vertraue allein mit nie zu erschütterndem Muthe.

Nach dieser Belehrung senkt sich der Kaiser träumend in den Schlund des Aetna. Die Geister fahren neben ihm empor; Mohammed's haßverkündendes Wort erschreckt ihn:

> Er saß und drückte die Augen
> Fest in die Hand, und siehe, es schwebten aus kommenden Tagen
> Dunkler Ahnung Gebild' ihm vor: das wilde Gebären
> Thatenschwangerer Zeit und zerstörendes End' im Beginnen.
> Schatten flohn und kamen und eilten vom wechselnden Schauplatz;
> Aber, weit durchströmt von der Elbe strömenden Fluten,
> Hüllte sich Mühlbergs Haid' ihm auf; er horchte dem Siegsruf,
> Sah, die ihn höhnten, besiegt, ihm die Knie umschlingen und wähnte
> Schon die Deutschen vereint.
> Wie, und er flieht nun bald im Graun der finstern Gewitternachts...
> Weichend, fort aus Tirols der Krone geheiligten Thälern!
> Und so bald versah er das Ziel weltherrschender Größe!...

Die trüben Gesichte flohn, Karl kehrt in die sterbliche Hülle zurück. Aber...

> Nie lächelte er wieder,
> Und sein sehnender Blick hing starr am winkenden Grabe

Innig und gemüthvoll, wie hier, weiß der Dichter jede

That des Lebens im Spiegel der Seele reflectiren zu lassen, und nicht minder kühn als innig malt er seine Helden, Toledo, Garcia, Doria, ihre Kämpfe und Siege, oder die liebende Seele Mathildens und den treuen Hugo und sich opfernden Haddwin. Doch wir müssen uns an den mitgetheilten Proben genügen lassen, indem wir den gleichen Adel des Gedankens wie der Sprache anerkennen.

Wir erwarten mit Verlangen die folgenden Theile dieser Sammlung, um bei des Dichters „Rudolfias" den hier abgerissenen Faden wieder aufzunehmen, nachdem wir noch der dankenswerthen historischen Anmerkungen, die von des Dichters ernsten Vorstudien Zeugniß geben, und der würdigen Ausstattung des Werks durch die Verlagshandlung gedacht haben. 52.

Die Initiative bei der Gesetzgebung. Beleuchtung der Frage: „Wer soll die Gesetze vorschlagen in der Staatsgesellschaft?" Nebst einem Anhange: Von der Uebung des Petitionsrechts durch öffentliche Volksversammlungen und freie Vereine. Von Friedrich Murhard. Kassel, Bohné. 1833. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Schon wieder hat der rührige Murhard eine staatswissenschaftliche Monographie vom Stapel laufen lassen. Man hat n zwar seines Fleißes wegen einen bloßen Compilator gescholn, und Viele haben schon aus der Schnelligkeit, in welcher ine Arbeiten sich einander gefolgt, auf eine mindere Vorzüghkeit derselben geschlossen; allein wir wollen ihn deshalb nicht deln, seine Compilationen stiften Nutzen, füllen eine in der aatswissenschaftlichen Literatur oft gefühlte Lücke aus und sind it einem seines Stoffes durchaus mächtigen Geiste und großer teraturkenntniß sorgfältig und umsichtig gearbeitet. Wer weiß, ß Murhard sein ganzes Leben staatswissenschaftlichen Studien widmet hat, ohne durch die Sorge für seine Existenz und rotstudium seine Kräfte zersplittern zu müssen, der wird sich ch die Schnelligkeit seiner Arbeiten sehr leicht aus den gechten Vorstudien und dem au fait Sein des Verf. erklären.

Das Werkchen, welches er uns hier wieder darbietet, schließt h an seine Schrift: „Das königliche Veto" *), und bildet mit ser gleichsam ein Ganzes. Wir erhalten hier eine vollstäne Zusammenstellung alles Dessen, was Theorie und Praxis er die wichtige Lehre von der Initiative der Gesetze an die nd geben, mit den eingestreuten eignen Ansichten des Verf. ne Einleitung entwickelt die verschiedenen Formen, in welchen Initiative bei der Gesetzgebung vorkommen kann. Der folnde Abschnitt (S. 43) betrachtet sodann die Initiative als sschließliches Prärogativ der regierenden Autorität, wogegen der Verf. ebenso entschieden ausspricht, als er es früher en das unbeschränkte Veto gethan. Der dritte Abschnitt . 65) geht näher auf die von den Monarchisten geltend gechten Gründe für ein dem monarchischen Staatsoberhaupte sschließlich zu ertheilendes Recht der Initiative ein und sucht h in diesem Falle darzuthun, daß ein solches ausschließliches cht zum Bestande der Monarchie durchaus nicht nothwendig

Im vierten Abschnitt (S. 93) betrachtet der Verf. die itiative als ausschließliches Recht der Nationalrepräsentation ist nicht abgeneigt, in der repräsentativen Monarchie der tionalvertretung die legislative Initiative vorzugsweise, westens unmittelbar und direct beizulegen. Was sich für die glichkeit der der Volksrepräsentation allein beigelegten Iniive sagen läßt, entwickelt der fünfte Abschnitt (S. 105), gegen der sechste (S. 135) zu zeigen sucht, daß, wenn sie ch nicht unumgänglich nothwendig, doch für eine der regierenden Autorität einzuräumende Initiative viele Gründe sprechen. Der siebente Abschnitt (S. 145) beantwortet die Frage, ob es in der repräsentativen Monarchie für zweckmäßiger zu erachten, dem Regenten eine unmittelbare oder nur eine mittelbare Uebung der Initiative zuzutheilen. In letzterm Falle würde eigentlich formell die Nationalrepräsentation allein die Initiative üben. Der Verf. führt hier die Ansicht aus, daß es zweckmäßiger und der Aufrechthaltung der Würde des Throns angemessener sei, wenn der König sich der unmittelbaren Uebung der legislativen Gewalt enthalte und dagegen Einrichtungen bestehen, welche es ihm leicht machen, nach der in England und Nordamerika bestehenden Methode auf mittelbarem Wege die Gesetze, die er für ersprießlich hält, in Vorschlag bringen zu lassen. Im achten Abschnitt (S. 171) kommt der Verf. nochmals auf die dem Staatsregenten und dem Corps der Volksrepräsentanten gemeinschaftlich zustehende Initiative zurück und bringt darüber die Meinungen anderer Staatsgelehrten bei. Ein besonders brauchbarer Abschnitt ist der letzte (S. 209), welcher Alles zusammenstellt, was Staatspraxis und Verfassungsrecht zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Ländern in Betreff der Initiative bei der Gesetzgebung zu Tage gefördert hat.

In einem Anhange des Werkchens handelt der Verf. noch von einem durch die neuesten Zeitereignisse, Bundes- und Regierungsmaßregeln lebhaft angeregten, vielbestrittenen Thema, der Uebung des Petitionsrechtes durch öffentliche Volksversammlungen und freie Vereine. Durch das Petitionsrecht nimmt gewissermaßen auch die Masse des Volks Antheil an der Gesetzgebung, indem das Volk auf diesem Wege seine Bitten, Wünsche und Anträge zur Veranlassung legislativer Schritte zu den Ohren der Gesetzgeber bringt. Es hängt daher dieser Gegenstand mit dem eigentlichen Gegenstand der Schrift genau zusammen. Nun hat man zwar in constitutionnellen Landen das Petitionsrecht, welches, wie Pölitz sagt, „selbst dem Bettler auf der Landstraße nicht abgesprochen und sogar in Stambul und Teheran nicht verweigert wird", mit wenigen höchst beklagenswerthen Ausnahmen noch immer anerkannt, dagegen die Ausübung desselben mannichfach beschränken zu müssen geglaubt. Man hat hier und da den Grundsatz aufgestellt, daß zwar jeder Einzelne in seinen eignen Angelegenheiten das Recht habe, eine Petition einzureichen, daß aber nicht Mehre zu diesem Zwecke zusammentreten und namentlich keine Unterschriften gesammelt werden dürfen. Was ist aber natürlicher, als daß, wenn Viele dieselben Wünsche hegen, sie diese auch gemeinschaftlich aussprechen; was ist natürlicher, als daß sie zusammenkommen, sich über die Art, wie sie ausgesprochen werden sollen, vereinigen und, um zu erfahren, ob noch Mehre dieselben Ansichten hegen, alle Gleichgesinnten aufgefodert werden, ihre Zustimmung durch ihre Unterschrift zu erklären?

Daß sich der freisinnige Murhard für das Petitionsrecht in seinem ganzen Umfange und mit allen seinen Consequenzen hinsichtlich der Ausführung erklärt, läßt sich erwarten. Er sucht seine Ansicht aus der Geschichte und aus Rechts- und Vernunftprincipien zu begründen, und schließt mit der tröstlichen Hoffnung, daß die Maßregeln gegen ein freieres Volksleben dasselbe doch nicht gänzlich werden vernichten können. „Wenn es aber wahr ist", so lautet der Schluß des Werkes, „daß die Fortschritte der Civilisation bei einer Nation, die in der Bildung vorgeschritten ist und sich einmal zu einer gewissen Stufe derselben erhoben hat, auf die Dauer nicht zu hemmen sind, und daß die Sonne der Aufklärung unter solchen Umständen nach lange angehaltener trüber Atmosphäre nur mit desto hellerm Glanze hervorbricht, so ist ebenso gewiß vorauszusehen, daß jener Scheintod nach kurzem Zwischenraume in neues, zwiefach bewegtes Volksleben übergehen wird. Es wird sicherlich eine Zeit kommen, wo die Volksversammlungen auch den Regierungen nicht mehr als bloße Nachtgespenster, vor denen man erschrickt, sondern als etwas ganz Gewöhnliches, Natürliches, Gesetzliches und Volksthümliches sich darstellen werden." 27.

---

*) Vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1833. D. Red.

Pariser Salon 1834.

4. *)

Ein besonderes Capitel ließe sich über die großen Gemälde schreiben, welche ausgezeichnete Künstler in diesem Jahre wieder über das alte Lied der Julirevolution und heroische Züge des Königs aus der ersten Revolution componirten. Horaz Vernet, der königliche Hausfreund und renommirte Napoleonische Schlachtenmaler, eröffnet wie gewöhnlich die Reihe mit der Ankunft des Herzogs von Orleans im Palais royal am 30. Juli 1830; dann kommt Heim, der Strasburger, und zeigt uns Louis Philipp I., die Deputirten empfangend, die ihm seine Erhebung auf den Thron verkünden, und endlich Mauzaisse, ein sehr angenehmer Pulverdampfmaler, welcher seinen Stoff in einer feierlichen Stunde auf dem Schlachtfelde von Valmy nahm, als daselbst 1831 der König bei dem Monument des Marschalls Kellermann einem alten Soldaten dieser Campagne das Kreuz der Ehrenlegion überreichte. Unser Landsmann Schnetz hat für einen der Säle der Präfectur der Seine die Einnahme des Stadthauses am 28. Juli dargestellt. Dies Tableau ist das größte der Juliepisoden. Die Hauptfigur darin ist ein junger Mann, der in der einen Hand seine Jagdflinte und in der andern die Fahne hält, um sie auf die Steinhaufen zu pflanzen. Das Feuer wird von allen Enden unterhalten und von Seiten des Volks mit Todesverachtung erwidert. Kinder und Greise mischen sich ins Handgemenge, die Weiber pflegen die Verwundeten. Man sieht im Hintergrund das Stadthaus und die hohen Giebel des Greveplatzes. Im Ganzen ist das Bild mit zu frischen röthlichen Farben gemalt, es imponirt, allein es erwärmt nicht.

Die Gemälde von Heim und Vernet sehen sich in Zweck und Ausführung ähnlich. Der Eine hat die königliche Familie auf der Galerie der Garden, der Andere im Saal des Palastes mit den damaligen Tageshelden conterfeit. Es ist keine Frage, Heim war damit am glücklichsten, denn man erkennt auf den ersten Blick in der zahlreichen Gesellschaft von Prinzen, Marschällen und Deputirten alle Diejenigen, die seit der Zeit eine Rolle in der Geschichte spielten. Périer, Lafitte, Lafayette, Lamarque, Barrot, Constant, Dupont de l'Eure und Gérard sind sogar der Haltung nach getroffen. Der König, die Königin, Madame Adelaide, die Prinzessinnen und Prinzen — Alle zusammen bilden eine Galerie der berühmten Zeitgenossen, denn auch Schriftsteller wie Chatelain und Carrel befinden sich unter den Zuschauern und sind mehr oder weniger kennbar. Das Bild hat noch den Vorzug vor dem Vernet'schen, weil es ohne alle Effectlichter, ohne künstliche Schattirungen, Reflexe und überladene Decorationen, treu und einfach und bis in seine Winkel hell und deutlich ist.

Seit Vernet in Rom ist, haben die Musen es gewollt, daß er sich in alle Sachen mischt und alle Augenblicke seine Manier ändert. Er will auf einmal sich über alle Zeitgenossen schwingen, gleichviel zu welcher Kategorie der Kunst sie gehören. Er strebt desfalls in seinen späten Tagen noch, sich den Geist und die Methode der alten Meister anzueignen, ganz vergessend, daß er kein Talent zum Historienmaler hat; bis jetzt habe ich von ihm nur Weniges aus Italien gesehen, und dies macht ihm, mit Ausnahme einer derben Campanerin, bei weitem nicht so viel Ehre als die Schlachten im Palais royal und die Massacre des Mameluc, die seinen Ruhm begründete. Jene Campanerin ist nach der Natur gemalt und nach der Phantasie verschönert. Dies versteht Vernet. Er ist Componist in rührigen Gemälden; soll er stille Scenen, Momente der Ruhe darstellen, so geht ihm wie Rubens die Geduld aus.

Ich habe oben eines Gemäldes von Mauzaisse erwähnt; hier ist der Ort, zu bemerken, daß dieser Künstler unter den Neuern das meiste Talent zum Schlachtenmaler im Style Horaz Vernet's hat. Ich unterscheide für diesen Fall zwei Arten des Genres und nenne den einen Schlachtengenre vor Erfindung des Pulvers, und den andern der neuesten, hauptsächlich der Kaiserzeit. Jener ist ganz verschieden von diesem, bewegt sich ausdrücklich im Handgemenge und Gefechte des Vorgrunds, während dieser Evolutionen und Kanonaden des Hintergrundes und isolirte Gruppen zu der Staffage aufsucht, die keinen Antheil am Treffen nehmen, sondern demselben vielmehr zusehen. Feuer und Dampf, Geschütz und Rüstung geben den modernen Schlachten ein ganz anderes Ansehen als den alten und mittelalterlichen, in denen hier Delacroix — noch auf der jetzigen Ausstellung — sehr Ausgezeichnetes leistete. Mauzaisse versteht es hauptsächlich, gute Hintertreffen zu malen. Seine Batterien im Pulverdampf mit ihren Blitzen und schwarzgrauen Schatten ähnlichen Kanonieren sind unübertrefflich. Hierzu kommt noch etwas militairischer Humor, Marketendernaivetät, die wir so einzig bei Peter Heß, dem Münchener, bewundern, und die dem ernstern Vernet selten einfällt, weil er sich einbildet, der Homer der Schlachtenmaler zu sein.

Vernet ist unstreitig ein enormes Talent, das Universalität hat und was es auch unternimmt, wenigstens mit Glück ausführt. Er hat schon Alles gemalt, Schlachten, Marinen, Portraits, Genrebilder, große Gruppen, sogar Landschaften.

Ehe ich weiter gehe zu den Portraits, muß ich eines großen historischen Tableaus mit mäßig kleinen Figuren von Robert Fleury erwähnen, das einen Auftritt aus der Zeit der Ligue vorstellt. Die Fanatiker bewegen sich nach Mord und Schlacht und Barbarei in Procession durch die Stadt und singen Hosianna und lassen sich von den Protestanten im Staube huldigen. Eine unendlich reiche und sprechende Schar von buntgemischten Individuen. Vorab marschirt ein dicker Mönch mit einem Mumiengesichte, den Gekreuzigten auf einer Stange im ledernen Gürtel tragend. Ein Soldat säubert vor ihm die Straße von Leichen und Verwundeten. Hinter ihm her schreiten zwei andere Mönche mit langen Piken und Raufschwertern, der eine von ihnen ist ein fetter Dominicaner, der andere ein schmächtiger Laie, und ein mit der Stola geschmückter Priester, der die Monstranz emporhebt und segnet oder flucht, je nachdem er Ketzer oder Katholiken antrifft. Rasendes, halbnacktes Gesindel brüllt hinterdrein Chorus und schwingt Lanzen und Säbel. Man erblickt eine ordentliche Section knüttelhaft bewaffneter Klosterknechte von allen Farben, Kutten, Gesichtern und Glatzen, nebst einem aufgelösten Detachement Soldaten, die wie Banditen aussehen und hier und da einen armen Teufel bei der Gurgel packen, Andere gefangen mit sich fortschleppen. Im Vorgrunde bluten noch die Opfer des Fanatismus, eine Frau wirft sich mit ihren Kindern einem blutberauschten Kapuziner zu Füßen und fleht Gnade, und eine andere fodert in schmerzvollem Klagegeheul den Himmel auf, den Tod ihres Gatten zu rächen, der todt in ihren Armen ruht. Allein der Himmel ist taub und stumm, und die Ligue schreitet mit ihren gespensterhaften Molchen über die Gasse und ihre Todten und singt mit mönchischem Pathos das Te Deum. Die viehische Horde hält dem gähnenden Grabesrachen das Scapulier entgegen.

Wenn ich nicht irre, so hat A. Hesse durch einen Kirchhofszug in Venedig, Tizian's Tod und Bestattung während der Pest vorstellend, im vorigen Jahre Anlaß zu dieser Art historischer Gemälde gegeben. Ich finde noch einige der Art entweder Processionen oder Leichenzüge, wie zum Beispiel Masaniello's Tod und Beerdigung. Aber nur das von Fleury näherte sich den Verdiensten das Hesse'schen Gemäldes, welches man in Styl und Colorit venetianisch nennen kann; Fleury scheint mir ein noch angehender junger Maler zu sein, der weit mehr verspricht, als er leistete, obgleich er viel bereits geleistet hat und in jeder seiner Figuren der Ligue einen Charakter darstellte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 139 und 140 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 158. —— 7. Juni 1834.

Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Erfahrung, zur Speculation und zum Leben, dargestellt von Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Mittler. 1833. Gr. 8. 20 Gr.

Diese kleine Schrift des fleißigen, aber schreibseligen und wortreichen Verf. ist ganz in der Weise der übrigen gefaßt: Klagen über die Uneinigkeiten und das Zerfallen der Philosophen untereinander, Vorwürfe wegen Vernachlässigung der Hauptsache, Abneigung, ja Haß gegen alle Speculation und Anpreisung der Erfahrung, als der einzigen unumstößlichen Basis der Philosophie nach dem Vorgange der Engländer und Franzosen, nicht ohne selbstgefällige Blicke auf die eignen Leistungen und die herrliche Zeit, in welcher man nach dieser Methode philosophiren wird. Dadurch hofft er sowol die Philosophen untereinander als ihre Wissenschaft mit dem Leben zu versöhnen, und so derselben einen neuen Aufschwung und allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Gleichwol scheint Hr. Beneke in seinen Bemühungen bis jetzt nicht glücklich gewesen zu sein, er steht noch immer allein, und je mehr er sich den andern Denkern zu nähern sucht, desto mehr scheinen ihn diese zu meiden. Die Erklärung dieses auffallenden Phänomens möchte wol theils in seiner feindseligen Gesinnung gegen die Speculation, theils in der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner eignen Philosopheme zu suchen sein. Die erste erbittert und entfremdet ihm die Gegner, anstatt sie mit ihm zu versöhnen und zu befreunden; denn da er den speculativen Philosophen nichts einräumen will, sondern ein völliges Aufgeben ihres ganzen Standpunkts von ihnen fodert, so muthet er ihnen zu viel zu und verwundet ihre Eitelkeit viel zu tief. Er verwirft nicht etwa blos die Speculation einiger Systeme, oder das Irrige in einigen Systemen, sondern die Speculation selbst, nach ihrem ganzen Umfange, und glaubt sich dadurch zu dem unendlich harten Urtheile berechtigt (S. 67): „Die spätere deutsche Philosophie werde trotz aller herrlichen, zum Theil bis zum Genialen sich erhebenden Geisteskräfte, welche darauf verwandt worden sind, beinahe spurlos für die einstige allgemeingültige Philosophie verwehen"; ein Urtheil, welches von einer ganz oberflächlichen Ansicht der Geschichte der Philosophie zeugt und beweist, daß Hrn. B. der innere organische Zusammenhang und die tiefe Bedeutung dieser Systeme ganz entgangen ist. Er selbst gesteht (S. 101), „es habe ihm, obgleich er Philosoph von Profession ist, für das Verständniß der Fichte'schen, der Schelling'schen, Hegel'schen und der mit diesen auf der gleichen Bahn wandelnden Philosophien von jeher gänzlich an der erfoderlichen Organisation gefehlt. Er wußte damit nichts anzufangen; er fand sich durch dieselben weder über sich selbst, noch über die Welt aufgeklärt. Er hat Vieles gelernt von Kant, Jacobi, Fries, Herbart, noch mehr von Baco, Locke, Hume u. A.; aber von Hegel hat er, einige gelegentliche Bemerkungen abgerechnet, nie etwas lernen können. Ja, die in ihnen fortentwickelte Philosophie hat selbst nichts gelernt; jedes System mußte von vorn anfangen, seinen Grund von Neuem legen, als sei vor ihm gar nichts gewesen." Wie kann Hr. B. nach diesen Aeußerungen auf eine Versöhnung rechnen? Seine eigne Ansicht betreffend, sucht Hr. B. bekanntlich eine ganz empirische Philosophie als die allein-wahre zu begründen, nach dem Muster der Franzosen und Engländer. Dabei scheint es ihm aber entgangen zu sein, daß die empirische oder sensualistische Schule, welche sich in der von Locke eingeschlagenen Richtung fortbewegt, in Frankreich gegenwärtig in entschiedener Minorität steht, dagegen, um der theologischen nicht zu gedenken, die eklektische Schule theils einen höhern wissenschaftlichen Geist zeigt, theils aus den vorhandenen Systemen das Beste sich anzueignen sucht, und namentlich die neuere deutsche Philosophie unverkennbar berücksichtigt, in welcher Beziehung besonders Cousin die ehrenvollste Erwähnung verdient. Wir fürchten daher, Hr. B. möchte bei den Franzosen selbst sich schlechten Dank erwerben, und es weder diesen noch seinen Landsleuten recht machen. Die Engländer aber haben seit Locke in der Philosophie überhaupt so geringe Fortschritte gemacht und namentlich die eigentliche Speculation so gänzlich vernachlässigt, daß sie hier eigentlich gar nicht in Betracht kommen. Ein Volk, welches von der Philosophie eine so niedrige Vorstellung haben kann, daß es ein Magazin der Chemie, Mineralogie, Naturhistorie, Landwirthschaft u. s. w. Annalen der Philosophie, Elektrisirmaschinen, Dampfmaschinen philosophische Instrumente nennt, und wo die Kunst der Erhaltung der Haare nach philosophischen Principien vorgetragen wird, mag sich damit immerhin viel zu sein

dünken; in der höhern Wissenschaft aber setzt es damit nur sich selbst herab und muß erst noch bei den Deutschen in der Philosophie in die Schule gehn, bevor es als stimmberechtigtes Mitglied in den hohen Rath der Speculation einzutreten die Fähigkeit erlangt.

Im Eingange, wo Hr. B. die Idee der Philosophie zu entwickeln sucht, erklärt er diese „für die höchste Wissenschaft, die Wissenschaft der Wissenschaften, von allgemein-menschlicher Begründung, d. h. zu welcher die Materialien in jedem Menschen, als solchem, vollständig gegeben sind", zwar im Ganzen richtig, sagt damit aber auch gar nichts Neues, sondern wiederholt nur, was Plato, Aristoteles und viele Andere bereits besser gesagt haben. Auch darüber, daß der *nächste* Gegenstand der Philosophie, der Mittelpunkt, von welchem aus der philosophirende Mensch das Ganze zu erfassen sucht, er selber, oder unser *Selbstbewußtsein* sei, sind im Grunde die Philosophen nicht so abweichender Meinung; nur ist freilich die Frage, was in und mit diesem Selbstbewußtsein Alles gegeben ist, und was zu den unmittelbaren Thatsachen im Leben unsers Geistes gehört, nicht die leichteste. Unstreitig sind die Begriffe aller übrigen philosophischen Wissenschaften zugleich *psychische Producte* und als solche durch psychologische Gesetze erklärbar; allein daraus folgt nicht, wie Hr. B. will, daß Logik, Moral und Aesthetik nur Theile der Naturgeschichte unsers Geistes sind, und er hat es nach dieser Ansicht mit der Ethik nicht weiter gebracht als zu einer „Physik der Sitten" (Berlin 1822). Auf *innere* Erfahrung muß sich die gesammte Philosophie insofern stützen, als auch die höhern Erkenntnisse von allgemeiner und nothwendiger Aussage (die Erkenntnisse a priori) einen wirklichen Bestandtheil unsers geistigen Lebens ausmachen und von uns nur mit Hülfe der Erfahrung und Selbstbeobachtung entdeckt werden und in unser Bewußtsein treten können; allein dies betrifft blos ihr zeitliches Entstehen im Individuum, während ihre Bedeutung eine allgemeine, absolute, ewige ist. Sie reißen sich dann gleichsam von dem Boden des individuellen, persönlichen Seins, auf welchem sie wuchsen, los, um selbständig eines reinern Daseins sich zu erfreuen. Eine Erfahrungserkenntniß drückt blos das Individuelle aus, Das, was in einem bestimmten Raume und zu einer bestimmten Zeit geschieht, z. B. die Bäume blühen (die Bäume A. B. C.....), ich leide Schmerz u. s. w.; und wenn wir sie auch durch Induction und Analogie bis zur Allgemeinheit steigern, so bleibt doch diese immer nur eine annähernde, relative, ohne je eine absolute, schlechthin geltende zu werden. Nun läßt sich aber leicht zeigen, daß aus solchen Erkenntnissen keine Logik und Moral, die ihrer Bestimmung entsprechen, hervorgehen können, und was Hr. B. von seiner Logik und Moral rühmt, daß sie eine Physik, eine *Naturwissenschaft des Geistes* seien, das gereicht ihnen eben zum Vorwurf; sie sollten noch mehr sein. Sowie die Physik der Körperwelt uns blos belehrt, wie die Körper sich anziehen, abstoßen, mit welcher Kraft, Geschwindigkeit sie sich bewegen und zugleich bewegen müssen, sodaß man mit Hülfe der Mathematik die ganze Bahn eines Körpers a priori berechnen und bestimmen kann, so würde eine Physik des Geistes als Logik, Moral und Aesthetik nur zeigen, aus was für Elementen Urtheile, Schlüsse u. s. w., richtige oder falsche, gute oder böse Handlungen u. s. w. naturgemäß in einzelnen Menschen entspringen und grade so beschaffen sein müssen; wir würden damit aber noch kein Maß erlangen, weder um unsere eignen Denkacte, noch um ein gegebenes Ganze von Urtheilen u. s. w. richtig zu beurtheilen; denn hierzu bedürfen wir gewisser allgemeiner Regeln, welche nicht blos aussagen, was da ist, sondern was sein soll und muß, wenn das Gedachte Wahrheit haben soll, damit uns dieses bei unserm Denken als ein Vorbild vorschwebe, dem wir uns wenigstens immer mehr nähern können, wenn schon ohne Hoffnung, es je ganz zu erreichen. Hrn. B.'s Berufung auf die gebildeten Völker außer den Deutschen, welche letztern bis jetzt allein noch der empirischen Philosophie entgegenstehen, beweist nichts, theils aus den schon angegebenen Gründen, theils weil die Wahrheit gar nicht von der Anerkennung der Völker abhängt und im Reiche der Wissenschaft die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen werden. Dabei meint er, die innere Naturwissenschaft sei der äußern in den Inductionen unendlich überlegen, weil wir die Außenwelt *nur wie sie uns erscheint*, oder in ihren Wirkungen auf uns aufzufassen im Stande sind, in der innern Erfahrung dagegen das Zu-Erfahrende wahrnehmen, *wie es an und in sich ist* (S. 41—44). Dies ist aber nur scheinbar. Denn da mein menschliches Bewußtsein bedingt ist durch diese leibliche Organisation, durch welche ich mich zugleich als Glied der Außenwelt finde, von allen Seiten umgeben von einer Menge anderer Wesen, so fasse ich mich auch in der That in allen Formen des Bewußtseins nicht an sich auf, sondern nur in dem bestimmten Verhältnisse zu den Formen meines leiblichen Daseins; das *An-Sich* der Seele würde dagegen Das sein, was sie ist ganz unabhängig von dem Leibe, oder alsdann, wenn diese vorübergehende Fleischwerdung und Verbindung mit diesen Systemen von Organen aufgelöst sein wird. Er stimmt auch im Grunde, ohne es zu wissen, damit überein und widerspricht sich, wenn er bald darauf (S. 53) behauptet: „wir nehmen überall nur *Thätigkeiten, Aeußerungen* der Vermögen oder *Kräfte* wahr, nicht die Vermögen oder Kräfte unserer Seele selbst". Er unterscheidet mithin die Kraft und ihre Aeußerung, oder den Zustand der Erregtheit, und zwar einer ganz bestimmten, deren mehre andere, vielleicht ganz abweichende denkbar sind.

Wie der Speculation, so ist Hr. B. auch der *Vernunft* selbst Feind. Er will diesen Ausdruck, welcher für die *populaire* und *praktische* Sprache, des Hohen und Herrlichen wegen, das er bezeichnet, bis in die fernsten Zeiten hin höchst schätzbar und von der fruchtbarsten Anwendung bleiben wird, ganz aus der philosophischen Sprache verbannen; er leugnet, daß Vernunft ein besonderes, dem Menschen angebornes Princip sei, und will allem Streite darüber mit einem Mal dadurch ein Ende machen, daß die Vernunft in der ausgebildeten Seele

höchsten psychischen Gebilde in allen For-
begreife. Hier vermissen wir wenigstens die Nach-
ung, welches die höchsten psychischen Gebilde sind, und
sich dieser Ausdruck z. B. in Beziehung auf Gefühle
fertigen lasse. Ueberhaupt will er die Bilder (bild-
e Begriffe), wie die von Materie, Form u. s. w.,
den Grundgedanken und Grundconstructionen der Phi-
phie gänzlich verbannen und hofft dadurch die pro-
artige Natur derselben fest zu bannen. Allein abge-
davon, daß dieses theils unmöglich ist, da die ganze
ache ursprünglich ist und auch die sogenannten eigent-
n Ausdrücke Metaphern sind, möchten sich die von
B. am meisten gebrauchten Ausdrücke, wie Pro-
, Spur, Angelegtheit, Gruppen, Abstufung,
eigerungselemente, überfließende Seelenthä-
iten, Erweckung derselben, Vielräumigkeit der
stellung, Frische der Einbildungsvorstellun-
, Weckungselement, Factoren und Pro-
te der Vorstellungen, Lusthöhe, Verknüpfungs-
hältnisse und mehre andere nicht empfehlen, da sie
auch Bilder sind, denen die wissenschaftliche Genauig-
abgeht.

Wir wünschen, daß Hr. B., dem wir persönlich wohl-
len, diese gutgemeinten Bemerkungen beherzigen möge,
eigenfalls er es sich allein selbst zuzuschreiben hat, wenn
wie bisher, allein gelassen und seinen Leistungen die
merksamkeit nicht geschenkt wird, die sie wol verdienen
ften. 60.

Romanenliteratur.

Jan van Vliet, der Geiger von Amsterdam. Romantische
Erzählung aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Vom
Verf. des „Cardinals". Magdeburg, Rubach. 1833. 8.
1 Thlr. 6 Gr.

Ein ehrlicher amsterdamer Geiger setzt sich zu einem Stück-
Mephistopheles um, damit ein lockerer Bursche, der ihm
Tochter entehrt, den Sohn gemordet, vollends zum Teufel
re. In Gemeinschaft mit dem Dr. Paracelsus (hier ein
mlich platter, trivialer Kerl) braut er Liebes- und Gifttränke
ist mittelbar und unmittelbar Ursache, daß der ganz ver-
ne Franz seine Frau vergiftet, den Vater mordet, eine feile
hlerin heirathet, seinen unschuldigen Stiefbruder der Inqui-
n überliefert und endlich den Lohn seiner Verbrechen auf
Richtstätte erhält. Nachdem Jan Vliet sein Müthchen ge-
lt, wirft er die Italienermaske ab und ist wieder der beste
nn, der kein Wasser trübt. Was er mitverüben helfen,
mert ihn nicht und die Herren von der Justiz auch nicht.
r er dem einen Bruder ein böser Engel, so ist er dem zwei-
ein guter, wodurch eine doppelte Handlung entsteht, denn
Geschichte der beiden Brüder greift nicht oft in einander.
des ältesten ist so etwas von grausigem Roman, die des
gern eine anmuthige Malernovelle. Auch in ihr fehlt es
t an Unwahrscheinlichkeiten; man übersieht sie um des lie-
swürdigen Bernardino Gatti willen, wie sich der junge
ler in der Folge nach seinem mütterlichen Großvater nennt;
ser Karl V. ist ihm ein gnädiger Gönner, wie dem ältern
der ein strenger, gerechter Richter; seine Gegenwart, die
t blos repräsentirt, denn er handelt in den genter Unruhen
in den Verhältnissen mit König Franz, gibt der lebendi-
, spannenden Erzählung Würde und Haltung; ja, wir glau-
ben an ihre Wahrhaftigkeit, weil so erlauchte Personen mit
Anstand und Gravität sich darin bewegen.

2. Ritter Homburg vom Hils, oder Rache und Vergeltung. Historisches romantisches Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge von F. Th. Wangenheim. Braunschweig, Meyer sen. 1833. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ein Anderes ist, wenn Hinz etwas thut, ein Anderes, wenn Kunz das Nämliche schafft. In dieser Erzählung rächt ebenfalls Einer, hier ein orientalischer Jude, die Unbilden, welche die Seinigen erlitten, an dem Widersacher und seinem Geschlecht, das er mit Stumpf und Stiel ausrottet. Aber welcher Unterschied zwischen dem verpfuschten Teufel, der sich mit allerlei Spuk abgibt und jenem amsterdamer Geiger, der bei mancher Bizarrerie nie das Menschliche verleugnet, der ein Geschöpf mit Mark und Blut und Gebein ist, der auf der Erde wurzelt, und nicht wie der Jude sammt Denen, die er verdirbt, mit ihren Freunden und Feinden, eine Marionette ist, die das menschliche Antlitz nur lügt und schlecht genug an sich oft verwirrenden Fäden gehandhabt wird. Das Schicksal solcher Wesen läßt Einen gleichgültig, man fühlt sich satt, ehe man noch zur Hälfte der Geschichte gelangte.

Einen wärmern Antheil erregt ein zweiter Roman desselben Verf.:

3. Die letzten Stuart's. Historische Erzählung. Drei Theile. Auch unter dem Titel: Anna Hyde und die Stuart's. Wood von Heath. Essie, oder: Das Grab von Southwoldbay. Ebend., 1833. 8. 3 Thlr.

Wir treten unter Menschen, die menschlich fühlen und denken, die keine hohle Geburten, zunächst des Nichts sind. Wood, ein eifriger Royalist, in seinem Freund Graham aufs bitterste durch Karl II. gekränkt, nimmt ebenso heftig wie für ihn jetzt gegen ihn Partei, trachtet ihm nach dem Leben, söhnt sich bedingungsweise mit ihm aus und endet mit dem gewaltigsten Knalleffect, denn er sprengt sich bei einem Seetreffen mit der Tochter Essie und dem ganzen Schiffe in die Luft. Diese Essie, etwas wunderlich geartet, liebt den König, woraus manches pikante Ereigniß entsteht. Um das Geheimniß, immer jung zu bleiben, möchten sie viele Damen beneiden; sie tritt als ganz junges Mädchen auf, und nach Verlauf von mindestens zehn Jahren ist sie noch immer ein solches. Karl II. trägt so ziemlich den bekannten geschichtlichen Charakter; Jakob, der zuerst durch seltene Eigenschaften der Seele strahlte, wird zugleich und verschwindet zuletzt fast spurlos. Anna Hyde, seine Gemahlin, ist in Deutelreien nicht unerfahren, wie sichs aus dem Umgehen des Versprechens ergibt, ihrem ersten Geliebten bis über das Grab hinaus treu zu bleiben. Die Art ihrer Freisprechung von den Anklagen, welche der Verräther Berkeley gegen sie erhob, das Ungestraftbleiben dieses Verleumders und Mordanschläge Ueberwiesenen würde schwerlich vor einem deutschen und auch nicht vor einem englischen Gerichtshof bestehen können. Im ersten Theile drücken sich Erzähler und Handelnde etwas geschraubt aus, minder in den folgenden. 58.

Pariser Salon 1834.

(Beschluß aus Nr. 157.)

Die Portraitmaler sind in Paris, wie sich leicht erklären läßt, die zahlreichsten und ihr Genre am vollständigsten ausgebildet. In- und Ausland will von pariser Malern gemalt, gezeichnet, gemeißelt, gegossen, gestochen, lithographirt, pastellirt, aquatintirt, sepiasirt und touchirt sein. „Touchez la", sagen sogar die Palettkünstlerinnen „je vais vous faire votre portrait." Gérard ist der Großpapa der Portraitmaler, Dubufe sein entarteter Sohn, Ingres sein origineller Bruder, Bonnefond sein Neffe, Goyet sein Vetter und Madam Mirbel seine naive Enkelin. O die Familie geht durch alle Straßen, von den großen Appartements der reichen Virtuosen bis zu den Dachstubenat-

liers der Cité, von St.-Germains Palästen bis zu dem isolirten Häusle'n der Vorstädte.

Einstweilen aber schläft Gérard, der im Louvre auf zwei großen Wänden in zwei großen Bildern unsterblich geworden — ich spreche vom Einzuge Heinrich IV. und der Schlacht von Austerlitz — auf seinen Lorbern und gibt dem Publicum blos sein eignes Portrait in seinen Soireen, der aufwachsenden Jugend die Ernte überlassend. Ich habe seit der Julirevolution nichts mehr von ihm gesehen; eines seiner am letzten ausgestellten Bilder war eine schöne Frau auf dem Sofa auf der berliner Ausstellung.

Es würde gewißlich schwer zu sagen sein, wer in Paris jetzt am besten portraitire. Man sieht jeden Augenblick allerliebste Herren und Damen in goldenen Einfassungen, und Diejenige oder Derjenige, den man zuletzt sah, däucht Einem leicht das Beste, wenn Madame oder Monsieur schön sind. Ein Maler ist besonders glücklich, wenn er glücklich in den Individuen ist, die ihm sitzen; denn ihre Figuren ziehen die Blicke auf sich. Inzwischen läßt sich von Ingres sagen, daß er am liebsten ganz verschobene Figuren, etwas Apartes, Originales conterfeit. Nur selten sieht man schöne Frauen von ihm, noch seltener schmucke Herrlein. Ich glaube, er schickt dieselben vorkommenden Falls zu seinen Schülern als eine für ihn zu gewöhnliche Arbeit und behält für sich blos die gerunzelten Muhmen, Tanten, Ohme und Großväter, und wenn's irgend welche gibt, die bezahlen, die Buckeligen, Einäugigen und Mundschiefen. Mit diesen läßt er sich dann in eine große Staffeleiunterredung ein und vergißt in ihrer Attitude keinen Stecknadelkopf.

Dies ist ganz anders mit Scheffer. Der weiß, was er will, und er will Menschen mit Seelen, Physiognomien, die sprechen, Körper, die was ausdrücken. Und also hat er Talleyrand und Gretchen, nach einen Gretchen, und Carrel den Schriftsteller und Republikaner und viele andere Personen gemalt, wie sie noch Keiner hier malte, treu, wahrhaft, lebendig, natürlich, ausdrucksvoll. Nennen wir ihn einen der besten Portraitkünstler und bedauern wir sein Talent, wenn es sich, wie jetzt in einem Bilde nach Schiller's Ballade, „Eberhard der Greiner", geschah, der fratzenhaften gräulichfunkenden holländischen Tinten bedient.

Ich kann nicht daran denken, hier etwas Ausführliches über das Portraitgenre von Frankreich zu sagen. Dies habe ich bei keiner Gattung der Kunst gethan. Fast alle Maler sind hier zugleich Portraitmaler, und diese Malerei bringt ihnen das meiste Geld ein. Es gibt indeß viele, die sich ausschließlich damit befassen und ein solches Renommée erlangt haben, daß sie mit ihren Schülern nicht mehr im Stande sind, den Wünschen des herbeieilenden Publicums zu entsprechen. Zu diesen Favoriten gehört insbesondere Dubuffe, ein Künstler vielleicht von geringem Talente, aber von seltener Pinselfertigkeit und einem glücklichen savoir faire. Er malt ein lebensgroßes Bild in einigen Tagen und malt es allemal so, daß auch der nicht Getroffene sehr wohl damit zufrieden ist, weil es glänzt, imponirt, hübsch ausgearbeitet, zierlich, farbenvoll, wohl decorirt — mit einem Worte à la mode ist. Daß in Paris die Portraits der Mode unterworfen sind, mag sonderbar klingen, doch ist aber dem so, und schon seit einem Jahre sind die Portraits à la mode, worin nur das Gesicht vollendet, alle übrigen Theile aber skizzenhaft in den Wolken gelassen, nur mit Strichen angedeutet, mit Farbenlinien ausschraffirt werden. Ueberall sieht man diese Manier in Aquarellgemälden angewendet, sehr oft in Oelbildern, die alsdann das Ansehen haben, als tauche ein Kopf aus der Flut oder aus dem Nebel auf.

Dubuffe hat seine Schule mit hübschen Grisetten gemacht, die er auf allerlei Weise gefällig darzustellen wußte. Die Leute, die das sahen, wurden entzückt ob der schön geschmückten Weiber mit rothen und blauen Bändern, Spitzen und Blumen und kauften und ließen sich auch malen wie die Grisetten, nämlich in einem reizenden Negligée, mit trunkenen kleinen Augen, spielenden Fingern rc. Der Mann that dies für eine Bagatelle von einem paar hundert Francs, war dabei galant und schmeichelte der Eitelkeit und machte niemals die Häßlichen häßlich. Il faut de la politique pour plaire aux dames. Auf diesem Wege gelangte er trotz aller guillotinirenden Kritik bis in die Vorzimmer des Königs, bis in die Säle der alten Aristokratie. Auch ihre Töchter und Frauen wollten wie Grisetten gemalt sein und wie Liebesgöttinnen und Dianennymphen aussehen. Geht nur die Reihen des Louvres durch, und ihr werdet finden, daß die Dubuffes darin schockweise strahlen. Die alte Duchesse konnte nicht einmal widerstehen, und ihr seht sie mit 60jährigem Gesichte, bis zum Gürtel entblößt, die Rolle der Andromache studiren. Das Théâtre français hat unverwüstliche Schönheiten, zumal wenn sie unter die Hände der Portraitkünstler à la mode gerathen. In der Reihe dieser bepurpurten Fleischmassen übersieht man die Goyets und Bonnefonds und Hesse's und zwanzig Andere, wie man die Sterne übersieht, wenn der Mond scheint, der viel kleiner als sie, aber dem irdischen Leben näher ist. Niemals wird Dubuffe einen Jäger malen, wie ich ihn jetzt im Salon von Royet sehe, und noch viel weniger macht er ein Portrait wie das des Mechanikers Jacquard von Bonnefond — in Lyon —, das ich, gewiß nicht mit Unrecht, den besten Portraits van Dyck's an die Seite stelle.

Die Frau von Mirbel ist, wie es scheint, hier die erste Miniaturmalerin geworden. Ich finde eine ganze Galerie von ihrer Hand, darunter Prinzessinnen und Fürsten. Die Malerinnen in Paris sind jetzt, was die Dichterinnen oder Kritikerinnen zur Zeit Voltaire's und Molière's waren — schöne Frauen, geistreiche, gefühlvolle Frauen. Was kann man mehr haben im 19. Jahrhunderte?

Die Kürze dieser Schilderung erlaubt mir nicht weitere Excursionen in die verschiedenen Fächer der französischen Kunst zu machen. Der Katalog zählt 2314 Nummern, und nur einige 30—40 Namen konnte ich davon erwähnen, Beweis genug, daß ich viel Schönes, viel Vorzügliches überging, übergehen mußte. Ich habe die Zeichnungen, die Kupferstiche und Lithographien, welche hier mehr als irgendwo einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangten, ausgeschlossen, und kann auch der vielen imposanten plastischen Werke, die in Thon und aus anderm Material gefertigt wurden, zum Theil ganze historische Scenen oder reiche große Gruppen enthaltend, nicht weiter erwähnen. Was ich hievon wie von der Ausstellung im Vergleich zu den deutschen im Allgemeinen zu bemerken habe, läßt sich in wenig Worte fassen. Der pariser Salon bringt eine unübersehbare Quantität von Kunstwerken, aber er bringt blos pariser, während zum Beispiel eine berliner Ausstellung den Kunstfreund mit den Talenten eines großen Theils von Deutschland, Italiens und selbst Frankreichs schon öfter bekannt machte. Die Provinzen dieses Landes sind in artistischer und literarischer Beziehung arm, die unsrigen in ihrer Eigenschaft als besondere Staaten und Länder reich und interessant.

Es ist unglaublich, was die pariser Pinsel und Meißel in einem Jahre produciren, ich sage vielleicht wenig, wenn ich die Erzeugnißquantität derselben von ganz Deutschland gleich stelle. Die Zahl der Producenten übersteigt mehre Tausende; Maler allein gibt es 2200 mit Einschluß der Zeichner und Kupferstecher, und Architekten über 400, die Inspectoren und Zöglinge und sonstigen nicht autorisirten Meister gar nicht gerechnet. Man zählt auf eine Totalsumme von 50,000 Individuen, die ganz allein von den schönen Künsten leben.

Am ersten Mai wird die Industrieausstellung geöffnet, die vier dazu auf dem Platze der Concordia erbaute palastähnliche Gebäude, jedes hat drei große Säle, Galerien und einen Hof, anfüllen wird. Seit 1827 war keine mehr, es ist also zu erwarten, daß sie Schätze bringt. In seiner Art ist dieses Institut das einzige in Europa.

D.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 159. —— 8. Juni 1834.

kob Matter's kritische Geschichte des Gnosticis- nus und seines Einflusses auf die religiösen und hilosophischen Sekten der sechs ersten Jahrhunderte er christlichen Zeitrechnung. Eine zu Paris gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von Ch. H. Dörner. Zwei Bände. Mit dem Dia- gramma der Ophiten in Steindruck. Heilbronn, Drechsler. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Gr.

Herr Matter ist dadurch, daß er die Vorzüge der dung beider Nationen, welchen er durch Geburt und dien angehört, in sich vereinigt, einer der ausgezeich- sten Schriftsteller unserer Zeit. Von den Deutschen er sich den Fleiß, die Gründlichkeit und den Scharf- i der Forschung, von den Franzosen die geistreiche Ueber- t der Thatsachen und den beredten, anziehenden Vor- angeeignet. Kein Wunder daher, daß er bereits mehre eise des französischen Instituts durch seine wissenschaft- en Arbeiten davongetragen hat. Die in einer Ueber- ung hier vorliegende Schrift zeichnet sich nicht blos durch treue Benutzung der Leistungen eines Neander, Mün- , Bellermann und anderer deutschen Gelehrten, welche Ansichten und Sitten der Gnostiker zum Gegenstand er Untersuchung gemacht hatten, sondern auch durch ne Quellenforschung und vornehmlich durch die bei der- chen Schriften seltene, edle und ansprechende Darstel- g aus, sowol in der Anordnung des Ganzen als im sdrucke des Einzelnen. Mag immerhin Manches durch ere Forschungen, namentlich Gieseler's, Baur's, Gfrö- 's, berichtigt oder in Zweifel gestellt sein; doch bietet e mit redlichem Eingehen in die Sache durchgeführte handlung eines der schwierigsten Gegenstände des ge- ichtlichen Wissens einen Totaleindruck, der durch die in- e Wahrheit der Darstellung befriedigt und auch einem itern Kreise von gebildeten Lesern zu empfehlen ist.

Man möchte freilich fragen, warum ein classisches erk ins Deutsche übertragen, da sich von gebildeten utschen, zumal von solchen, welche tiefer in das Stu- m der Religionsgeschichte einzugehen wünschen, eine he Kenntniß der nachbarlichen Sprache voraussetzen läßt, möge deren sie lieber aus dem Originale selbst sich be- ren? Andererseits ist aber dies nicht außer Acht zu sen, daß das französische Werk sehr kostspielig ist und e im Preis billige Uebersetzung doch noch mit besserm Gewissen sich lesen läßt, als ein wohlfeiler Nachdruck. Sodann ist die von Hrn. Dörner (Prof. am Gymnasium zu Heilbronn), einem Schüler von de Sacy, gefertigte Uebertragung so durchaus angemessen, fließend und wohllautend, daß man sich zwar des französischen Originals im Lesen bewußt bleibt, aber doch zugleich auf den heimischen Boden deutscher Ausdrucksweise sich befindet. Wir hätten nur gewünscht, daß die einzelnen Idiotismen, wie z. B. das schwäbische „weißt" in der dritten Person, und die vielen ärgerlichen Druckfehler weggeblieben wären.

Was nun den Inhalt und die Einrichtung des Matter'schen Werkes selbst anbetrifft, so geht der Verf. nach einer allgemeinen Auffassung seines Themas zu den drei Abschnitten über, von welchen der erste die wahrscheinlichen Quellen des alten christlichen Gnosticismus, der zweite die Beschaffenheit der einzelnen Formen und Systeme desselben, der dritte das Verhältniß und den Einfluß darstellt, welchen der Gnosticismus auf die Ansichten der Christen, Juden und Heiden der mitlebenden und nachfolgenden Zeit in ihren verschiedensten Arten und Richtungen behauptet. Die speculative Auffassung und Ueberarbeitung, welche das Christenthum bei den Gnostikern gefunden, leitet der Verf. zunächst aus dem vorherrschenden Einflusse der persischen Vorstellungen, des Dualismus und der Emanation her, doch so, daß die gnostischen Ideen in verschiedenen Ländern und geistigen Atmosphären mehr oder weniger von den Grundsätzen des Zoroastrismus wieder abgewichen seien. Am Eigenthümlichsten und Ausgebildetsten erscheint der Gnosticismus in Aegypten, und wir deuten solches nur durch folgende, die Vortragsweise des Verf. füglich vertretende Stelle des Buches an (S. 69):

Die Lehrer und die Lehren aller Nationen strömten in Alexandrien zusammen. Nothwendig mußte dadurch mehr als eine Veränderung eintreten in der Sprache jener Handvoll Griechen, welche Alexander an die Grenzen Aegyptens verpflanzte, und die das Schicksal bald zu Bewahrern aller der Systeme machte, welche der menschliche Geist bis dahin hervorgebracht hatte. Und wirklich kaum ist die neue Bevölkerung eingesetzt in den Besitz der Häuser, welche die Schätze der alten Welt in sich aufnehmen; kaum ist sie angesiedelt an jenen Häfen, welche die zahlreichen Schiffe derselben beherbergen sollen, um den Austausch jener Schätze zwischen allen Nationen zu vermitteln; siehe, da erscheinen von allen Seiten Reichthümer ganz anderer Art, um sich hier niederzulassen. Die Lagiden verwandeln einige der Gebäude in jenem Viertel der Stadt, das nur Paläste umschließt,

in Museen und Bibliotheken: und alsbald wird Alexandria der Schauplatz aller Lehren und aller Revolutionen und Combinationen, die aus denselben hervorgehen. Anfänglich war der Platonismus vorherrschend; bald verband er sich mit dem Pythagoräismus und dem Peripateticismus. Allein keines dieser Systeme hatte mehr seine ursprüngliche Reinheit, und keines bewahrte die, die es noch hatte. Die alten Lehren Aegyptens und Griechenlands, die Geheimnisse von Thracien und Samothracien, von Eleusis und Sais wußten sich Eingang zu verschaffen in die drei Hauptsysteme der griechischen Weisheit; und Lehren, welche bis dahin weder in Berührung noch in Verwandtschaft mit ihnen gestanden waren, kamen jetzt, sich mit ihren Principien zu verschmelzen oder wenigstens an ihrer Quelle zu nähren. In der Person Aristobul's bemächtigte sich das Judenthum des Aristoteles; durch Philo versetzte es sich mit dem Platonismus; die Essener und Therapeuten verbanden das Schönste und Erhabenste, das ihnen die Priester Aegyptens und Persiens auf der einen, und Pythagoras und Plato auf der andern Seite darboten; und, diese noch überbietend, wußten die Kabbalisten den Zoroastrismus fast ganz in ihre Lehren herüberzutragen.

Aus zwei neuen Revolutionen, die auf diesem Achtung gebietenden Schauplatze vorgingen, entwickelten sich bald jene neue Lehrsysteme, die letzten wie die denkwürdigsten der alten Welt. Beide erhoben sich unmittelbar nach der Stiftung des Christenthums. Das eine verschmolz sich mit diesem: es ist das System der Gnostiker; das andere trat gegen Gnostiker und Christen in die Schranken: es ist das System der Neuplatoniker.

Es gereicht bei seiner Erörterung der einzelnen Systeme, worin er ohnehin mit Recht das nicht streng zu rechtfertigende Eintheilungsprincip Neander's von der Hand gewiesen hat, dem Verf. zum besondern Verdienste, die sittliche Würde der Systeme und ihrer Urheber so viel als möglich vertheidigt zu haben gegen die oft so leeren als leidenschaftlichen Anfeindungen und Beschuldigungen christlicher Kirchenlehrer; doch ist zugleich auf die moralische Gefahr, die in der Ueberspannung der religiösen Anschauung und Askese liegt, sowie auf die historisch erwiesenen Ausartungen hingedeutet. Auch wird der von den Rechtgläubigen so verkannte und verfolgte Marcion, der eigentlich kein Gnostiker war, sondern nur eine freie, und allerdings gar zu freie Kritik und Auslegung der schriftlichen Urkunden des Christenthums übte, von Seiten des echtreligiösen Charakters seiner Persönlichkeit und seiner Lehre zu Ehren gebracht, was um so mehr anerkannt werden muß, als Marcion, sei es ihr bewußt oder nicht, das Vorbild der neuesten Richtung der Theologie, ihres innerlichen Lebens und Gestaltens aus dem christlichen Glauben und Bewußtsein hervor, verbunden mit einer strenghistorischen Exegese und ungescheuten Beurtheilung des kirchlichen Bekenntnisses, zu sein scheint.

Auf das Verhältniß, in welchem das Geschlecht der Frauen zur Ausbildung der eigenthümlichen Auffassung und Darstellung des Christenthums durch den Gnosticismus gestanden, wird im zweiten Bande (S. 205) besonders aufmerksam gemacht. Helena war allmächtig bei Simon dem Magier. Die Frau des Nikolaus war nach einer übereinstimmenden Tradition Ursache des Schismas der Nikolaiten; eine in ihrem Ursprunge sehr mystische, im Verlaufe mehr gewöhnliche Verbindung machte den Marcion zum Haupt einer berühmten Schule; Philumene theilte dem Apelles Offenbarungen mit; die Marcosianer schmeichelten vorzugsweise den Frauen der höhern Stände; der Flora trug Ptolemäus in einem eignen Briefe sein System vor. Scheint diese Erscheinung nicht die ziemlich allgemein angenommene Meinung zu widerlegen, daß die zärtlichsten Gefühle des Herzens unvereinbar seien mit den trockensten Speculationen des Verstandes? Allerdings würde es leicht sein, die soeben berührte Erscheinung von einer ganz alltäglichen Erregbarkeit der Empfindung herzuleiten; und die alten Schriftsteller haben es auch nicht an Ausdrücken und Urtheilen fehlen lassen, welche den in der Geschichte des Gnosticismus berühmt gewordenen Frauen nichts weniger als günstig sind. Allein auf der einen fallen diese Urtheile und Ausdrücke in die allgemeine Classe der Anschuldigungen des Hasses, und auf der andern Seite wiederholt sich dieselbe Erscheinung mehr oder minder in den Jahrbüchern der gesammten christlichen Gesellschaft. Durch den Einfluß der Frauen hat sich das Christenthum in allen Ländern zu allen Zeiten am schnellsten angesiedelt und ausgebreitet; und wenn es wahr ist, was aus dieser Bemerkung sich zu ergeben scheint, daß, je erhabener die Lehren sind, um desto mehr das dadurch angeregte Gefühl an Reinheit und Innigkeit gewinnt, so fallen die soeben hervorgehobenen Thatsachen gänzlich zu Gunsten der Gnosis aus.

Ein großer Vorzug dieser Bearbeitung der „Geschichte des Gnosticismus“ liegt in der fortlaufenden Rücksicht, welche der so geschmackvolle als gelehrte Schriftsteller auf die ästhetische Seite seines Gegenstandes, auf die Kunstentwickelung und überhaupt auf die äußere Gestalt des Gottesdienstes, auf die Ordnung und Sitte der Gesellschaftsverfassung bei den Gnostikern nimmt. Es verdient dies um so mehr Beachtung, als in den Jahrhunderten, in welche die Blüte des Gnosticismus fällt, die Kunstdarstellung von dem Kreise der orthodoxen Kirche ausgeschlossen war. Die gnostischen Schulen hingegen, deren Theorie zum großen Theile selbst ein Erzeugniß der Einbildungskraft, ein Kunstwerk war, bedurften der bildenden wie der Dichtkunst, ihre Ideen zu verkörpern und den Eindruck derselben auf das Gemüth zu verstärken. Daher die von den kirchlichen Schriftstellern selbst bewunderten und nachgeahmten Lieder eines Bardesanes u. A.; daher die Statuen der Weisen und Lehrer aller Nationen, womit die Schüler des Karpokrates ihre Hallen schmückten; daher die Siegelringe voll bedeutsamer mystischer Figuren, die zu Amuleten dienlichen Steine mit dem geheimnißvollen Zahlwort ABRAXAS u. a. m., deren bildliche Darstellungen gleichfalls, wie die gnostischen Lehren, eine Zusammensetzung von allerlei Gestalten und Symbolen sind und insofern, namentlich aber auch durch das Misverhältnißmäßige der Zusammensetzungen, auf den tiefern Orient, als nur Persien, zurückzuweisen scheinen. Von solchen Darstellungen hat Hr. Matter in der französischen Originalausgabe seines Werkes ein ganzes Heft voll Kupfertafeln mitgegeben, und ist in dieser Hinsicht recht sehr deren Mangel in der deutschen Ausgabe zu beklagen, da den Lesern des Buches die unmittelbare Anschauung der ophitischen und andern Denkmäler abgeht. Nur allein das sogenannte Diagram-

ma der Ophiten ist in Steindruck nachgezeichnet worden, weil ohne dasselbe die im Texte gegebene Construction dieser sonderbaren Darstellung des Lebenslaufes der Seelen gar nicht verständlich sein würde. 77.

Der Muselmann von R. R. Madden Esq. Aus dem Englischen frei übersetzt von L. von Alvensleben. Drei Bände. Leipzig, Hartleben's Verlagsexpedition. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 18 Gr.

Das vorliegende Buch ist eine Reisebeschreibung in erzählender Form. Der Verf. zeigt eine ausgebreitete gelehrte Kenntniß einzelner Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens in der Türkei, und stellt dieselben mit Sorgfalt und verständiger Umsicht dar. Seine Schilderung unterscheidet sich von ähnlichen, aus deutscher Feder geflossenen Sittenschilderungen in erzählender Form sehr zu ihrem Vortheile. Man ersieht aus ihr, daß der Verf. ein Mann von Bildung und Verstand ist, dem nicht um den flüchtigen Beifall des gedankenlosen, unterhaltungssüchtigen Lesers zu thun war, sondern um die werthvollere Beistimmung des ernstern Beobachters. Aber trotz dem, daß dieses lobenswerthe Streben sich unverkennbar in der Arbeit ausspricht, ist es dem Verf. doch nur in sehr unvollkommnem Grade gelungen, seine Aufgabe zu lösen. Es ist ihm nämlich ergangen, wie es in unserer Zeit Gelehrten und Künstlern nicht selten ergeht: er hat über der Masse der Einzelnheiten das Ganze, den Zusammenhang vergessen. Dadurch wird zwar allerdings eine gewisse Aehnlichkeit der Abbildung mit dem Urbilde erzielt, aber eine todte, geistlose, fast gespensterartige, wie man sie etwa in sorgfältig gearbeiteten Wachsfiguren sieht. Es geht hieraus hervor, daß dem Verf. doch jene tiefere Anschauungsweise abgeht, welche allein befähigt in die Besonderheit eines Volkscharakters einzudringen. Daß trotz der großen Genauigkeit, womit einzelne Züge geschildert sind, doch dem ganzen Bilde keine wahrhafte Treue zugestanden werden kann, geht schon daraus hervor, daß in dem ganzen Roman fast nichts als Erbärmlichkeiten und Niederträchtigkeiten geschildert werden. Der Gesammtcharakter eines Völkerstammes kann aber unmöglich aus Fehlern allein zusammengesetzt sein. Der Verf. scheint sich verletzt gefühlt zu haben durch die Aeußerungen des Lobes, welche man in den neuesten Zeiten zuweilen den Türken gespendet hat, und wollte nun durch seine Schilderung die Verkehrtheit jener Lobeserhebungen recht anschaulich machen. Dabei überschreitet er nun aber auch seinerseits jedes billige Maß. Dies offenbart sich besonders in einer Stelle, in welcher er den Beifall, welchen Lady Montague dem Nationalcharakter der Türken zollt, verdächtig zu machen sucht. Die Aeußerungen dieser seltsamen Frau mögen allerdings manche Uebertreibung enthalten; aber die Art, wie unser Verf. dieselben zurückweist, zeigt jedenfalls wenig Einsicht in die Natur des besprochenen Gegenstandes. Eine der Personen nämlich, welche in dem Roman auftreten, wird als ein vollendetes Scheusal geschildert, und zwar nicht nur als grausam, mordgierig, boshaft im höchsten Grade, sondern auch als schwach, einfältig, erbärmlich, und doch versichert der Verf., solche Charaktere seien der eigentliche Gegenstand der Lobeserhebungen der Lady Montague und der Kern des Türkenthums. Er läßt hierbei außer Acht, daß eine Gesellschaft, deren Mitglieder der Mehrzahl nach so beschaffen wären, nicht zehn Jahre bestehen könnte. Jede gesellschaftliche Einrichtung würde unmöglich, die Leute würden zu keinem andern Geschäft kommen, als sich gegenseitig anzufallen wie jene aus Drachenzähnen Entsprossenen.

Da indessen die vorliegende Arbeit sich durch ihre äußere Form als Kunstwerk darstellt, so muß auch die ästhetische Wirkung derselben Hauptgegenstand unserer Aufmerksamkeit werden. Diese Wirkung ist nun aber schon deswegen eine sehr widrige, weil in dem ganzen Buche nichts als Jammer und Elend geschildert wird. Unsere Lesewelt hat es zwar dahin gebracht, daß sie das Scheußliche schmackhaft findet, wenn es nur recht pikant ist, und für solche literarische Straußmagen wird auch die gegenwärtige Darstellung verdaulich, ja einladend sein. Das bessere Gefühl wendet sich aber mit Abscheu weg von dergleichen Gemälden des Grausens. Es ist bereits erwähnt worden, daß fast alle Personen des Romans Verbrecher sind. Diese thun zunächst einander und den wenigen als trefflich beschriebenen Figuren, welche mit ihnen in Berührung kommen, alle nur ersinnliche Schmach an, und zuletzt enden sie selbst fast alle in Folge der poetischen Gerechtigkeit auf eine höchst schmähliche Weise. Der Held selbst stirbt, nachdem er fast alle möglichen Verbrechen begangen und jedes irdische Ungemach erlitten hat, in einem Gefängnisse an der Pest, und den Beschluß des Buches macht die Beschreibung des ekelhaft fürchterlichen Zustandes, in welchem zwanzig Verbrecher sich befinden, welche in einem schauderhaften Kerker eingesperrt bleiben, während Einer von ihnen nach dem Andern von der Pest befallen wird, nach der Erduldung der sorgfältig beschriebenen Qualen dieser Krankheit stirbt und in der unmittelbarsten Nähe der Ueberlebenden verfault. Es ist eine gewisse rohe Kälte des Gemüths in Dem vorauszusetzen, welcher Schilderungen dieser Art unternimmt und liebt.

An künstlerischer Einheit, an einem bestimmten Zusammenhange der Begebenheiten unter einander fehlt es überdies hier gänzlich. Der Roman hat durchaus keine bestimmte Bedeutung, keinen in sich selbst einigen Inhalt. Er ist eigentlich nur eine Lebensbeschreibung, deren Einzelnheiten willkürlich und ohne wesentliche Beziehung aneinandergereiht sind. Der einzige Zweck, welcher in der Anordnung des Ganzen erkennbar wird, ist der, möglichst viele Jammerscenen und Schilderungen von Mühseligkeiten und Verbrechen zusammenzuhäufen. Unter Anderm wird der Held des Romans durch ein ganz zufälliges Misverständniß verleitet, sich in die Wüste, welche Aegypten von Asien trennt, zu begeben, offenbar zu keinem andern Zwecke, als damit dem Verf. Gelegenheit werde, die Räubereien der Beduinen, die Leiden verirrter Wanderer und die Schrecknisse der giftigen Winde der Wüste zu schildern.

Die bereits erwähnte, von den Wachsfigurenfabrikanten entlehnte, kleinliche Genauigkeit der Schilderung beeinträchtigt oft die künstlerische Wirkung auch dadurch auffallend, daß sie den Gang der Begebenheiten ungebührlich aufhält. Bei Gelegenheit eines Sturmes, welchen der Held nebst einigen Andern auf der See zu bestehen hat, werden uns auf zehn bis funfzehn Seiten ausführliche Berichte abgestattet über die Aeußerungen der Furcht, welche jeder einzelne Passagier ausgestoßen habe. Ueberhaupt finden sich hier bei jeder Gelegenheit lange Reden, welche nichts weiter enthalten, als was man in zwei Zeilen erfahren konnte, und welche dennoch die Schilderung nicht durch neue charakteristische Züge bereichern. Alle Reden nämlich, welche sämmtlichen in dem Romane auftretenden Muselmännern in den Mund gelegt werden, sehen einander so ähnlich, daß ihre Menge den widrigen Eindruck der einförmigsten Wiederholung macht. Dieselbe Weitschweifigkeit, dieselben umschreibenden Wendungen, Sprüchwörter, Betheuerungsformeln kehren in allen wieder, und es ist keine Spur zu finden, daß der Verf. es auch nur versucht habe, individuelle Modificationen in der Einförmigkeit dieses immer wiederkehrenden Sprachgebrauchs anzubringen. Es wäre ohne Zweifel zweckmäßiger gewesen, von zwanzig Reden dieser Art immer nur eine in ihrer ganzen Ausführlichkeit und die übrigen neunzehn im Auszuge zu geben. Aber trotz dieser überflüssigen und übel angebrachten Genauigkeit fällt der Verf. zuweilen, wenn es ihm bequem ist, mit bewundernswerther Gleichgültigkeit aus dem Tone. Unter Anderm läßt er im dritten Bande S. 16 fg. einen ehrwürdigen Moslem in dem bereits beschriebenen salbungsvollen Tone einem jüngern Bekannten den Rath ertheilen, daß er sich in die Dienste Mehemed Ali's, des Vicekönigs von Aegypten, begeben möge. Um diesen Rath zu unterstützen, erzählt der Türke Mehemed Ali's Geschichte. Hätte nun der Verf. den Ton seiner Erzählung aufrechthalten

wollen, so hätte er den Türken in seiner salbungsvollen Weise nur die Hauptpunkte jener Geschichte, welche ohnehin allein hierher gehörten, erzählen lassen müssen. Statt dessen wird aber eine vollständige Lebensbeschreibung Mehemed Ali's gegeben, und da hier die Redeweise, durch welche die Moslems sonst in diesem Roman charakterisirt werden, allerdings unbequem geworden wäre, so fällt der Türke ohne Umstände in den Ton eines londoner Zeitungsschreibers. Er beginnt seine Erzählung also: „Es ist gut, wenn Ihr den Charakter des Mannes kennen lernt, der das Steuerruder des Staates hält; wenn ich Euch einen kurzen Abriß seiner Geschichte gegeben habe, wird es Eure Schuld sein, wenn Ihr die Kunde nicht zu Euerm eignen Vortheil benutzt. Mehemed Ali, der gegenwärtige Vicekönig von Aegypten, wurde zu Kavala geboren, einer Stadt in Rumelien u. s. w."

Der Verf. begeht hierbei eine doppelte Ungeschicklichkeit. Denn er legt nicht nur dem Türken eine Ausdrucksweise in den Mund, deren dieser sich nicht bedienen konnte, sondern er läßt ihn auch ohne Grund Albernheiten sagen, indem er ihn in seiner Erzählung Nebenumstände berühren läßt, welche sowol ihm als seinem Zuhörer ganz gleichgültig sein mußten.

Die wenigen Personen, welche als eine Ausnahme von der Verworfenheit des hier geschilderten Völkerstammes betrachtet werden, tragen keineswegs dazu bei den Eindruck der gesammten Darstellung erfreulicher zu machen. Unter Andern wird nämlich eine Frau, welche den fürchterlichsten Mishandlungen ausgesetzt wird, zugleich als höchst feinfühlend und zart geschildert. Aber eben dadurch wird es um so widriger, daß man sie durch alle Grade der Seelentortur bis zum Wahnsinn und in diesem zu einem langsam qualvollen Tod hindurch begleiten muß. Es wird hierdurch ein so schneidender Mislaut hervorgebracht, wie er nur in einer so abgestumpften und überreizten Zeit, wie die unsere, ohne Abscheu gehört werden kann. Durch eine andere weibliche Figur verletzt der Verf. zwar weniger das Gefühl des Lesers, aber desto mehr das Costum des Romans. Während nämlich, wie bereits erwähnt, die ganze türkische Nation als barbarisch, thierisch, im höchsten Grade roh geschildert wird, und namentlich die türkischen Weiber durchgängig als falsch, boshaft, einfältig, putzsüchtig, zänkisch, kurz geist- und gemüthlos in jeder Beziehung beschrieben werden, wird die Heldin des Romans als ein Ausbund von aufopfernder Liebe, von Treue und Beständigkeit und jeder weiblichen Tugend bezeichnet, aber weder so, daß irgend eine Möglichkeit abzusehen wäre, wie ein solches Wesen in solcher Umgebung entstehen und sich entwickeln konnte, noch auch so, daß irgend ein wahrhaft individueller Zug in der Figur zu erkennen wäre. Vielmehr finden wir hier weiter nichts als jene ganz ordinaire Romanenempfindsamkeit, welcher das gezierte Schmachten einer nervenschwachen Engländerin allerdings ähnlicher sein mag als irgend eine Erscheinung in einem andern Lande. Denn selbst unsere siegwartisirenden Fräulein haben doch noch mehr Eigenthümlichkeit. Wir finden hier nichts als jene tausendmal widerholten Züge, welche außerordentlich rührend sein würden, wenn sie nur nicht so abgedroschen wären. Die Herrliche scheint, nachdem ihr Herz schon halb gebrochen ist, noch eine Zeit lang heiter, damit ihre Lieben nicht durch sie beunruhigt werden. Als sie aber immer neue Verbrechen ihres Herzallerliebsten erfährt, brechen die Symptome der Schwindsucht gewaltsam hervor, und sie stirbt zuletzt sanft lächelnd, die Hand auf dem gebrochenen Herzen, die Augen auf eine Laute gerichtet, welche sie früher von dem Ungetreuen erhalten hatte.

Obgleich daher Verstand und Gelehrsamkeit dem Verf. zugestanden werden müssen, so fehlt es ihm doch, wie wir gesehen haben, an allen tiefern Eigenschaften, welche den wahren Dichter charakterisiren, und namentlich an jener in das Wesen der Dinge eindringenden Phantasie, welche jede Einzelheit als ein Symbol des Ganzen, als ein wahrhaft charakteristisches Moment desselben zu bezeichnen weiß und, statt verschwenderisch mit nichtssagenden Particularitäten zu sein, wenige wahrhaft bezeichnende Züge mit richtigem, scharfem Blicke heraushebt. Ebenso spricht sich sowol in der Wahl des Stoffes als auch in der Beurtheilung mancher Einzelnheit ein Mangel an feinerm Gefühle aus. Nichtsdestoweniger ist anzuerkennen, daß in dem Buche sich manches Ergötzliche findet, aber mehr noch in den eingestreuten Episoden als in der Hauptmasse des Romans. Listige Betrügereien, pedantische Bekehrungssucht und dergleichen mehr werden zuweilen mit ergötzlicher Gewandtheit erzählt. 6.

Urkundliche Nachricht von den Handelsprivilegien und der Schutzherrschaft, welche das durchlauchtigste Kurhaus Brandenburg vormals der Stadt Lüneburg gewähret hat. Mit synchronistischen Bemerkungen aus der Stadtgeschichte. Von J. W. Albers. Göttingen, Dieterich. 1833. Gr. 8. 14 Gr.

Die alte handvrische Erbstadt Lüneburg, begünstigt durch örtliche Lage und reiche Erwerbsquellen, welche der ausgezeichnete Salzbrunnen und die unerschöpflichen Gypsbrüche des Kalkberges darboten, genoß zu den Zeiten der blühenden Hansa eines beneidenswürdigen Wohlstandes und eines bedeutenden Handels, den seit der Mitte des 17. Jahrhunderts unverschuldete, aber fortdauernde Unfälle unaufhaltbar verringert haben. Hr. A., schon durch frühere schätzbare Beiträge zur Rechtsgeschichte des Königreichs Hanover vortheilhaft bekannt und seit 25 Jahren Senator der Stadt, war als solcher befugt und bemittelt, neben seinen vielen Dienstgeschäften sich geschichtlichen Forschungen zu widmen, die zur Ehre und zum Nutzen seiner Heimat gereichen können. Davon liefert auch die vorliegende willkommene Belehrung rühmlichen Beweis. Dreizehn kurbrandenburgische Handelsprivilegien, die dem lüneburger Salz ein Monopol bewilligen, dessen die treffliche Waare kaum bedurft hätte, welche durch keine freie Mitbewerbung ausgestochen werden konnte, und herrliche vielversprechende Schutzbriefe, der erste von 1441, der letzte von 1621, nicht ohne schwere Kosten erlangt, die sich dennoch reichlich ersetzten, sind mit diplomatischer Treue aus den urkundlichen Handschriften abgedruckt, wo der spätere nicht den frühern buchstäblich wiederholte. Die kurbrandenburgische Schutzherrschaft hatte sich im 30jährigen Kriege Anfangs unzulänglich, endlich ganz unwirksam gezeigt, mußte mit Beendigung desselben und nach dem Abschluß des westfälischen Friedens aufhören, und erlosch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Verf. hat nicht unterlassen, sowol diese Mittheilungen selbst zu erläutern, als auch wichtige Stadtvorfälle, die sich während der erwähnten Zeit zugetragen, und sogar was früher für die ältere Handelsgeschichte von bleibendem Einfluß gewesen, zu berichten, wodurch dieses wenige Bogen umfassende, aber gehaltreiche Buch nicht blos den Bürger einer besondern Stadt und eines einzelnen Landes, sondern jeden Theilnehmer an einer denkwürdigen Vergangenheit ansprechen muß. 57.

Literarische Notizen.

Der neueste Roman Alph. Karr's heißt: „Fa dièze".

Courier's „Oeuvres complètes" werden in einer neuen Ausgabe angekündigt, die in 28 Lieferungen zu 4 Bogen erscheinen und 4 Bände ausmachen soll. Eine Abhandlung Armand Carrel's, über Courier's Leben und Schriften, dessen Portrait von Scheffer dem Aeltern, viele bisher ungedruckte Arbeiten empfehlen sammt dem höchst anständigen Aeußern diese Ausgabe der Werke eines durch Originalität, Geist, Charakter und Kenntnisse in gleichem Grade ausgezeichneten Mannes und Schriftstellers. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
terarische Unterhaltung.

:ontag, —— Nr. 160. —— 9. Juni 1834.

:sche Lieder von Karl von Holtei. Schleusingen, Glaser. 1834. 16. 12 Gr.

;ndem ich, sinnend, wie der Geist und Sinn dieses swürdigen Bändchens unsern Lesern klar und frisch Augen zu stellen sein möchte, dasselbe wieder auf;e, öffnet sich mir durch einen glücklichen Zufall so das folgende Lied:

Gefunden.

Eigne Melodie von Holtei,

Es geht ein Knabe über Feld
Auf Frühlings Blumenbahnen;
Sein Busen hebt sich, angeschwellt
Von liedebangem Ahnen;
Er möchte küssen, was er sieht,
Ist jung und doch nicht blöde,
Ist sittsam, doch nicht spröde,
Und kurz: der Knabe ist mein Lied.

Er lächelt hin, er lächelt her,
Möcht' in die Lüfte schweben,
Doch ist er immer noch zu schwer,
Er kann sich nicht erheben:
Es fehlet ihm, es quält ihn was,
Es will ihn höher treiben,
Er mag im Thal nicht bleiben,
Er flöge gern; — wie macht er das?

Da kommt ein blühend Mädchen ihm
Auf halbem Weg' entgegen,
Hat Flügel, wie die Cherubim
Vielleicht sie haben mögen;
Ist jung und schön; ja schön, und wie!
Umarmet ihn mit Tönen,
Will ihn mit Blüten krönen,
Und kurz: es ist die Melodie.

Nun fliegt das Paar so neu vermählt
Hoch über See und Hügel,
Denn sie besitzt ja, was ihm fehlt,
Denn sie hat ja die Flügel.
Nun hebt sie sich mit ihm empor,
Sie hält ihn fest umschlungen;
Was Beide vorgesungen,
Das wiederholt ein lauter Chor.

Sie halten sich gar fest im Arm,
Sie liegen sich am Herzen,
Erzeugen bald noch einen Schwarm
Von Kindern, welche scherzen.
Doch auch den Ernst besingt dies Paar!
Ihr Feinde des Gesanges,
Komm' Einer und erlang' es ....
Wenn's keine Flügel hätt'!? Nicht wahr?

Dieser liebliche poetische Mythus von dem nach seiner Geliebten, der Melodie, sehnsüchtig suchend umherirrenden Liede beruht auf einem bei uns wohlbekannten, nur allzu wahren Verhältnisse. Daß ein Lied nicht anders als mit der unbedingten Foderung auftreten kann, in Gesangstönen zu unserm Gefühl zu sprechen, ist eine einfache, leicht erkennbare Wahrheit. Dennoch wird dies Naturverhältniß in unserm liederreichen Deutschlande fast ganz außer Acht gelassen und zahllose Papierballen werden mit Liedern überschwemmt, die, blos für die Augen gedichtet, eine Melodie entweder nicht haben oder nicht verdienen. Das echte Lied ist ursprünglich Melodie und tritt als solche zuerst entweder ganz wortlos oder mit den Worten zugleich, nicht aber nach ihnen in das Bewußtsein des Dichters. Ebenso wird eine jede Melodie, die wir hören, in unserm Gemüth zuerst ein unerkanntes, nach ihrem Charakter sich modificirendes Gefühl erregen, dessen tieferer Sinn sich dann in den Liedesworten enthüllt. Da der Dichter eine poetische Wirkung nur unter Befolgung der physischen und psychischen Naturgesetze hervorbringen kann, so scheint es nothwendig, daß er diese kenne, und ich ergreife die von dem Verf. glücklich gegebene Veranlassung, um diese Gesetze in Beziehung auf das Lied aufzusuchen und klar zu machen. Der einfache, reine, ganz wortlose Ton der menschlichen Stimme ist das nächste unmittelbare Organ des Gefühls, weshalb denn eine in der Seele plötzlich entstehende leidenschaftliche Aufregung sich zunächst in dem reinen Vocal nach außenhin Luft macht. Hierzu bedarf es noch gar keiner Worte, die sich erst später einfinden, wenn die erregende Ursache und deren Wirkung in das Bewußtsein tritt und von der Vernunft als ein Bestimmtes, Besonderes erkannt und genauer bezeichnet wird. Daß diese Worte, die das Gefühl in seiner besondern Eigenthümlichkeit nur beschreiben oder andeuten können, in Dem, der sie liest oder hört, dasselbe Gefühl hervorbringen müssen, ist keineswegs nothwendig, vielmehr ist dieses nur eine mittelbare, durch mancherlei Nebenumstände bedingte Wirkung; ja, diese Wirkung wird nothwendigerweise in dem Maße unvollkommen sein, als ein Gefühl durch Worte nur unvollkommen ausgedrückt werden kann. Der reine menschliche Ton aber, der nach einem unwandelbaren Naturgesetz unmittelbar aus dem Gefühl hervorquillt, ist demselben völlig adäquat,

bringt eben deswegen auf jedes andere menschliche Gemüth nach denselben Gesetzen auch dieselbe Wirkung hervor und muß daher die dem Gefühl, aus welchem der Ton hervorging, entsprechenden Mitleiden und Mitfreuden in Dem, der ihn hört, unfehlbar hervorrufen. Dieser Ton braucht nun aber, um seinen genauen und vollständigen Gefühlsausdruck und seine Mittheilbarkeit zu behalten, keineswegs roher Naturlaut zu bleiben. Derselbe ist vielmehr wie jedes Naturelement der Bildung durch die Kunst fähig. Die Musik, indem sie ihn als Stoff anwendet und durch Bewegung und Maß zur Melodie gestaltet, verstärkt und verschönert seine Wirkung auf das menschliche Gemüth, und da sie ebenfalls auf nothwendigen, nicht gemachten, sondern gefundenen physischen und psychischen Gesetzen beruht, die der menschlichen Natur eingeboren sind, so wird die Seele diese Wirkung durch das Ohr unfehlbar vollständig in sich aufnehmen und mithin zu demselben Gefühl gestimmt werden, aus welchem der Ton entsprang. So finden wir also die Melodie als Verkünderin und Schöpferin, als Tochter und Mutter menschlicher Gefühle, die in dem Sänger und Hörer gleich sind. Eine reine Wirkung der Kunst erfolgt also hier schon, ehe noch das Wort hinzutritt. Soll aber der Inhalt des Gefühls als ein Bestimmtes und Besonderes erkannt werden, so muß freilich das bezeichnende und bestimmende Wort dem Rhythmus und Ausdruck der Melodie sich anschmiegend erscheinen, wodurch dann das Gefühl zur reinen Klarheit des Bewußtseins erhoben und das Lied vollendet ist. Geschehen kann es allerdings, daß das Gefühl mit seinem musikalischen Ausdruck zugleich den sprachlichen findet und also Melodie und Text zugleich entstehen. Daß aber ein echtes Lied in der Seele des Dichters sich erzeugen könne, ohne daß es zugleich in hörbaren oder nur gedachten Tönen in ihm erklinge, muß gradezu in Abrede gestellt werden. Es gibt daher Aesthetiker, welche die Lyrik von der Poesie gänzlich ausschließen und in die Musik verlegen wollen. So viel ist aber klar, daß ein blos in Worten niedergeschriebenes oder gedrucktes Lied sich zu dem gesungenen verhält wie die Beschreibung eines Bildes zu diesem Bilde selbst, oder wie der Commentar zu einem verloren gegangenen Gedicht. Wem fällt hier nicht Göthe's schöne Strophe ein:

> O, wie traurig sieht in Lettern
> Schwarz auf weiß das Lied mich an,
> Das in deinem Mund vergöttern,
> Das ein Herz zerreißen kann.

Dieses hülflose, ungenügende Dasein ist in dem vorstehend mitgetheilten Liede des Hrn. v. H. gar glücklich dargestellt. Ist nun in der fünften Strophe desselben so wahr als schön ausgesprochen, daß nur aus der innigen Vereinigung beider Elemente die Fülle trefflicher Lieder sich erzeugen könne, so scheint doch der polemische Schluß, als reine Reflexion und außerhalb der Dichtung liegend, sich minder glücklich anzufügen. Die Lyrik und das unschuldige Lied selbst haben keinen Feind und wissen von keinem. Der Dichter aber wird freilich von Zeit zu Zeit auf Personen stoßen, die ihr Ohr seinen begeisterten Tönen nicht immer offen erhalten, welches in der Weise unserer jetzigen Bildung seinen Grund hat. Diese ist nämlich nach und nach zu einer reinen und fast ausschließlichen Verstandes- und Begriffsbildung geworden. Hier spaltet sich nun Alles in streng geschiedene Felder, worin es Jeder für sich zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen sucht, sich in demselben Maße aber auch dem Sinn für das Allgemeine entfremdet. So stehen denn selbst die Künste abgesondert da, und in der allgemeinen Bildung ist ihnen wenig Raum vergönnt. Tritt nun die Gesellschaft zusammen, so besteht sie aus lauter einzelnen Individuen, jedes trefflich für sich, aber selten zu einer Einheit gelangend, und es zeigt sich bald, daß in solcher Versammlung Essen und Trinken die einzigen Gegenstände sind, die sich allgemeiner Theilnahme erfreuen. Alles zersetzt und isolirt sich; jeder Einzelne, in seinem Beruf vollkommen, aber einseitig ausgebildet, sucht sich die Genossen, die auf gleichem oder angrenzendem Gebiet gebildet, ihn verstehen und fördern können: so bilden sich Gruppen und Paare, die für sich existiren, ohne von dem Ganzen Notiz zu nehmen. Erscheint nun das Lied, woran sich die Lust der ganzen Gesellschaft entzünden und anschließen soll, so findet es neben einer größern Anzahl lauwarmer Theilnehmer Einzelne, die, in ihrer separatistischen Unterhaltung ungern gestört, förmlich dagegen opponiren und ihm die Befugniß nicht einräumen wollen, ihre Stimmen in den seltenen Stunden, die ihnen ernste Beschäftigung zu freier Unterhaltung übrigläßt, zu beschwichtigen. Wir kennen tüchtige, gelehrte und gebildete Männer und, wunderbar genug! selbst Dichter, die, wenn in Gesellschaft sich Gesang erheben wollte, sehr übel davon afficirt wurden und in ihrer Opposition dagegen starrsinnig genug waren, ihre laute Unterhaltung dabei nicht einen Augenblick zu hemmen oder auch nur zu dämpfen. Solche Eigenheit mit Geduld zu ertragen, war denn freilich für die Sänger und Sangesfreunde allerdings eine Aufgabe, die nur von der Rücksicht auf die sonstige Trefflichkeit der Opponenten unterstützt, mit Glück gelöst werden konnte. Daß der Dichter und Sänger solche Liedersperre gründlich perhorresciren muß, ist allerdings natürlich, nur glaube ich nicht, daß eine absolute Gesangesfeindschaft selbst in solchen Opponenten sich ausgebildet habe, daß sie vielmehr nur die gesellige Anregung, vornehmlich bei Tafel, in andern Formen vorziehen mögen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, so bleibe ich bei der Ueberzeugung, daß der Gesang als der schönste und vollkommenste Ausdruck des Gefühls ein unentbehrliches Element des geselligen Lebens ist und dessen Ausschließung ein unverkennbares Zeichen eintretender Barbarei sein würde. Hr. v. Holtei verdient daher den lebhaftesten Dank, daß er uns in dieser anmuthigen Sammlung, neben vielen seiner schon bekannten, beliebten, allgemein mit Freude und Erhebung gesungenen Lieder, auch so viele neu hinzugedichtete, vortreffliche Gesänge darbietet, in denen ein reines und tiefes Gefühl sich glücklich zu Melodien gestaltet und die Melodien in schönen Versen die treuesten Dolmetscher ihres reichen Inhalts gefunden haben. Der

Von der Innigkeit und Liebe, die edle Anmuth und naive Leichtigkeit, durch die sich seine Lyrik auszeichnet, treten in den gewählten, zum Theil von ihm selbst gesetzten Sangweisen in ihrem vollen Licht hervor und müssen Jeden, der sie singt und hört, erfreuen und erwärmen. Die lebhafteste Theilnahme wird ihnen nicht entgehen, am wenigsten bei Denen, welchen die Gelegenheit so günstig war, mehre derselben von dem heitern, durch sein eignes Gemüth beglückten Dichter selbst in seiner lebhaften, innigen und dabei so anspruchlosen Weise auf der Bühne oder in geselligen Kreisen vortragen zu hören. 16.

Archiv für rheinische Geschichte. Herausgegeben von Karl August, Grafen von Reisach und Peter Adolf Linde. Erster Theil. Koblenz, Hölscher. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Nothwendigkeit, die zahlreichen, in den Rheinlanden zerstreuten Urkunden, historischen Erinnerungen und Denkmäler zu einem Ganzen zu vereinigen, ist nicht allein von vielen Gelehrten ausgesprochen, sondern auch von den preußischen Landesbehörden längst anerkannt und in Nr. 1 d. Bl. berührt worden. Der Archivrath von Reisach in Koblenz und der Doctor Linde haben daher ein Archiv für diese historischen Denkmäler neben der ähnlichen Unternehmung Lacomblet's in Düsseldorf begründet, während die „Rheinischen Provinzialblätter" mehr die Gegenwart und ihr Interesse berücksichtigen. Letztere haben hoffentlich jetzt in Köln in einer soliden Verlagshandlung einen festen Sitz gewonnen, wie sie denn nach unserm Dafürhalten nirgends als grade in Köln, der wichtigsten und einflußreichsten Stadt der preußischen Rheinprovinzen, gleich von Anfang hätten begründet werden sollen. Wie die „Schlesischen Provinzialblätter" nur in Breslau gedeihen konnten, so können rheinische Provinzialblätter eigentlich nur in Köln herausgegeben werden.

Das von Linde geschriebene Vorwort verbreitet sich über Zweck und Anlage des „Archivs", das Abhandlungen, Aufsätze, Urkunden, Berichte über Ausgrabungen oder aufgefundene Alterthümer enthalten, Anzeigen und Beurtheilungen von Schriften aufnehmen und für allerlei Andeutungen, Anfragen, Berichtigungen u. s. w. einen Vereinigungspunkt darbieten soll. Ganz besondere Sorgfalt soll den Archiven der Städte und Gemeinden, den Pfarreien und milden Stiftungen gewidmet werden, deren Sammlung und Ordnung durch die hier mitgetheilten Verfügungen der weltlichen und geistlichen Behörden schon seit längerer Zeit befördert worden ist, besonders durch die 1832 bewerkstelligte Zusammenziehung aller fünf rheinischen Archive in zwei Provinzialarchive zu Koblenz und Düsseldorf. Endlich werden auf S. 31 eine Anzahl Männer genannt, die sich ganz besonders archivalische Forschungen angelegen sein lassen. Aber unter ihnen vermißt der Freund rheinländischer Geschichte die Namen des Obersecretairs Fuchs und des Stadtraths E. von Groote zu Köln. Beide Männer vereinigen große Kenntnisse mit echt patriotischer Gesinnung.

Der vorliegende erste Theil beginnt mit einer genealogischen Abhandlung des Hrn. von Stramberg über die wahre Herkunft der Gemahlin des Grafen Simon II. von Sponheim-Kreuznach, wobei mehre genealogische Irrthümer Klüber's berichtigt werden. Wir bemerken hier nur die auf S. 7 fg. ausgeführte Ansicht, daß der Erbauer des kölner Doms nicht Erzbischof Konrad von Hochstaden, sondern Graf Konrad von Duras gewesen sei, wie der Verf. schon in der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie", XVIII, 176, geäußert hatte. Hierauf folgt ein Aufsatz von Liel: „Die Verfolgung der Zauberer und Hexen in dem Kurfürstenthum Trier", dem einige vollständige Hexenprocesse beigefügt sind. Der Aufsatz macht nach des Verf. Angabe auf Vollständigkeit keine Ansprüche; doch befremdet es, nicht einmal Horst's „Zauberbibliothek", wo Th. V, S. 1—238, Th. VI, S. 1—148 ebenfalls Hexenprocesse geschildert sind, oder Walter Scott's „Briefe über Zauberei" angeführt zu finden. Auch der höchst vernünftige Brief der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz (s. Stenzel's „Preußische Geschichte", 1, 545 fg.) über die Hexenprocesse im Anfange des 16. Jahrhunderts hätte hier eine Stelle verdient. Sonst finden sich manche interessante Notizen, wie S. 23 ein von dem Teufel ausgestellter und in der Sache des Urban Grandier 1626 zu den Acten gebrachter Revers, folgenden Inhalts: „Nos praepotens Lucifer, juvante Satana, Belzebub, Leviathan, Elimi atque Astaroth aliisque hodie habemus acceptum pactum foederis Urbani Granderi, qui nobis est: et huic pollicemur amorem mulierum, florem virginum, decus monacharum, honores, voluptates et opes. Fornicabitur triduo (!), ebrietas illi cara erit, nobis offeret semel in anno sanguinis sigillum; sub pedibus conculcabit sacra ecclesiae et nobis rogationes illius eruet, quo pacto vivet annos viginti felix in terra hominum et veniet postea inter nos maledicere Deo. — Baalberith scriptor." Die Hexenprocesse selbst wollen wir gewissen Verfertigern historischer Romane zur fleißigen Benutzung empfehlen.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Nachricht (S. 81—92) über die seltene Sammlung von Urkundenschriften im Provinzialarchiv zu Koblenz, welche in mehr als 60 Foliobänden alle von den Erzbischöfen und Kurfürsten von Trier seit Balduin (Grafen von Luxemburg, der 1354 starb) ausgefertigten Urkunden bis zur Auflösung des Kurstaats enthält. Durch kaiserliche Verfügung hatten alle diese Verordnungen (temporalia und perpetualia genannt) gleichen Glauben wie die Originalurkunden. Wir zweifeln nicht, daß Hr. von Reisach aus diesen Sammlungen noch manche Schätze zu Tage fördern wird.

Weiter sind (S. 93—169) eine Anzahl Actenstücke aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges bekanntgemacht. Sie enthalten die Allianz des Kaisers Leopold I. mit dem Kurfürsten Joh. Hugo von Trier, die Correspondenz mehrer gleichzeitigen Fürsten mit ihm, die des Kaisers Karl VI. mit seinem Nachfolger Karl, die Verhandlungen Marlborough's mit demselben über Stellung eines Regiments in englischem Solde und — was wol das wichtigste sein dürfte — Nachrichten über das Verfahren der französischen Intendanten in den occupirten Districten des Kurfürstenthums Trier. Die Demüthigungen, zu denen sich der Kurfürst hier verstehen muß, die Frechheit, mit welcher die Franzosen au profit du roi kurfürstliche Schlösser und Güter confisciren, verpachten, verkaufen und die Erpressungen, die sie sich erlauben, sind ein würdiges Gegenstück zu der Behandlung, welche die Rheinlande am Ende desselben 18. Jahrhunderts erdulden mußten. Es erhielt z. B. 1703 (S. 149) der Commandant der Stadt Trier monatlich 600 Livres, der Commandant des Fort St.-Martin 300 L., ebenso viel der commissaire ordonnateur, Andere weniger, sodaß die Stadt Trier für neun französische Beamte jährlich 18,420 L. zu entrichten hatte. Nicht minder litt diese Stadt im Revolutionskriege. 1794 ward nämlich durch den Volksrepräsentanten Bourbotte in einem Theile des Kurfürstenthums Trier und einem Theile des Herzogthums Luxemburg die Kriegssteuer von trois millions argent de France ausgeschrieben, und dazu nach den damaligen französischen Grundsätzen vorzugsweise und fast allein die Reichen, die Geistlichkeit und solche Personen, deren Einkünfte sich über 1000 L. beliefen, angezogen. Fabrikanten und Handwerker aber wurden fast ganz ausgeschlossen. Da diese castes privilegiées ihren Wohnsitz in Trier, als der Hauptstadt des Kurfürstenthums, hatten, so fiel der Stadt und ihrer nächsten Umgebung (banlieue) die Bezahlung der Hälfte jener Summe anheim, während die andere Hälfte im Luxemburgischen und den übrigen trierschen Ortschaften dieses Bezirks aufgebracht werden mußte. Die Größe der Auflage veranlaßte Reclamationen der Stadt Trier, die hier (S. 180—208) mitgetheilt sind und das Verfahren der französischen Behörden vollkommen charakterisiren. Ebenso übel erging es der Stadt Köln. Von S. 169—174 sind die Opfer

erwähnt, welche sie den Franzosen bringen mußte. Die Stadt zahlte nach diesem urkundlichen Berichte vom 23. April 1797 an baarem Gelde über 963,000 L., in Assignaten zum Theil zu 20 sous pr. Livr. 750,000 L.; die Franzosen bemächtigten sich außerdem der Silbervorräthe, gegen 80,000 L. werth, ferner des Zeughauses, in dem Waffen für mehr als 1,000,000 L. waren; die Bürger mußten ihre Waffen, an 6000 Stück, abliefern, ohne dafür etwas zu erhalten; man nahm der Stadt die Bibliothek, das Kupferstichcabinet und viele andere Kunstgegenstände, sodaß die Stadt Köln hierdurch wie durch den gezwungenen Cours der Assignaten mehre Millionen verlor. Eine gleiche Summe kostete der Unterhalt der Armeen (die ganz entblößt von allen Bedürfnissen nach Köln kamen und zu manchen Spottliedern Anlaß gaben), ungerechnet die Lieferungen an Hemden, Kleidern, Schuhen, sowie die Stellung mehrer Fahrzeuge; ja, es wurden ungeachtet der dadurch entstandenen Schuldenlast und drückenden Noth fortwährend noch neue Anfoderungen gemacht. Den Schluß machen Urkunden aus dem Kloster auf dem Beatusberge bei Koblenz.

Ref. hofft recht bald den zweiten Band des „Archivs“ in d. Bl. anzeigen zu können. 14.

War Wallenstein ein Deutscher, oder ein Böhme?

Dr. Friedrich Förster sagt in seiner jüngst erschienenen Biographie Wallenstein's (Potsdam 1834):*) „das edle Geschlecht der Herren zu Waldstein gehörte in sehr früher Zeit schon zu den berühmtesten des (welches?) Landes und war, wie der Name es verräth, deutscher Herkunft“. In einer Note fügt er hinzu: „Palacky behauptet zwar („Jahrbücher d. böhm. Museums“, II, S. 1), das Geschlecht der Waldsteine sei czechischer Herkunft; ohne dafür nähern Beweis zu führen, scheint Hr. Palacky es nur in der Absicht zu thun, um Albrecht von Waldstein zu einem Böhmen zu machen, allein dieser ist so durch und durch ein Deutscher, daß wir über seine deutsche Herkunft durchaus nicht in Zweifel sein können“.

An sich ist wol der Gegenstand des Streitens nicht werth. Denn daß die Waldsteine von jeher Böhmen waren und noch sind, und daß Böhmen seit dem 9. Jahrhunderte zum deutschen Reiche und Bunde gezählt wird, bestreitet ja Niemand. Daher konnte wol Wallenstein schon in diesem Sinne, und abgesehen von seinen Verhältnissen als deutscher Reichsfürst, beides zugleich, ein Böhme und ein Deutscher sein.

Bedeutender ist jedoch für mich die Beschuldigung, daß ich Unerwiesenes und Unerweisbares mit Absicht behauptet habe. In der That, Schlimmeres läßt sich einem Geschichtschreiber kaum nachsagen. Darum sei es mir vergönnt, einige Worte über diesen Gegenstand vorzutragen, wäre es auch nur, um mich zu rechtfertigen.

Es ist nicht wahr, daß ich für die czechische Herkunft der Waldsteine keine Beweise angeführt habe, denn ich hatte schon 1829 in das Januarheft der „Monatschrift des böhm. Museums“ einen Aufsatz „über die ältesten Familiennamen des böhmischen Adels“ eingerückt, und darin auch über die auffallende Erscheinung, daß so viele der ältesten czechischen Familien (namentlich auch die Sternberge und die Waldsteine) deutsche Namen führten, urkundliche Aufschlüsse gegeben. Daher durfte ich wol 1831, als ich die Jugendgeschichte des Herzogs von Friedland schrieb und von dessen Abkunft sprach, mich begnügen, meine Leser auf jenen Aufsatz zu verweisen; was ich denn auch („Jahrbücher d. böhm. Museums“, II, S. 79) gethan habe. Es war Hrn. Förster's Pflicht, diesen Aufsatz einzusehen, bevor er mich beschuldigte.

Der Ursprung erblicher, von Burgen entnommener Familiennamen datirt bei dem böhmischen höhern Adel erst von der Regierung des Königs Wenzel I. (1230—53) und des seines Sohnes Ottokar II. (1253—78). Es war dies die Epoche, wo deutsche Sprache, deutsche Sitten und Moden bei den Böhmen zuerst einen größern Eingang fanden. Der Hof, der König selbst, gingen mit dem Beispiele voran. Bekanntlich glänzt Wenzel I. von Böhmen in der Reihe deutscher Minnesänger. Die deutsche Mode zeigte sich auch darin, daß man neuen böhmischen Burgen deutsche Namen gab, oder auch die alten böhmischen Burgnamen verdeutschte. Von jenem geben z. B. Rosenberg, Riesenburg, Lichtenburg, Löwenberg und [illegible] andere mehr, von diesem das in Klingenberg verwandelte alte Zwikow u. dgl. m. den Beweis. Darf man nun annehmen, die Herren von Rosenberg, von Riesenburg u. s. w. seien in Böhmen eingewanderte Deutsche gewesen? und darf man dies insbesondere aus diesen Namen schließen? Nein, denn wir kennen diese Familien urkundlich hundert Jahre in Böhmen, bevor irgend ein deutscher Name sich bei ihnen offenbart. Um nur ein Beispiel anzuführen: Boresch, Sohn des Bohuslaw, Enkel des Slawek, baute um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine Burg in der Nähe von Teplitz, die er Riesenburg nannte, und führte seitdem, wie alle seine Nachkommen (sie starben erst im 16. Jahrhundert aus), den Namen „Herr von Riesenburg“. Wird man etwa sagen wollen, Boresch und seine Nachkommen seien deutscher, die Vorfahren aber czechischer Herkunft gewesen? Zudem wissen wir ja, daß mehre Linien einer und derselben böhmischen Familie böhmische, andere deutsche Namen führten, wie z. B. die mächtigen Herren von Lipa, Duba, Kamen und Lichtenburg, deren gemeinsame Herkunft erwiesen ist; soll man daraus schließen, die eine Linie sei deutscher, die andere aber czechischer Abkunft? Und welchen Schluß wird man etwa aus dem Umstande ziehen, daß einige Familien, z. B. die von Elnic oder Plaß, zugleich böhmische und deutsche, die von Neuhaus (ze Hradce, de Novadomo) sogar auch lateinische Namen führten?

Man sieht also, der deutsche Name in Böhmen beweist nichts für deutsche Herkunft; und wer es etwa nicht sehen will, der wird, wenn das von mir seit Jahren vorbereitete allgemeine Diplomatar von Böhmen erschienen sein wird, es mit Händen greifen können. Der Name „Waldstein“ beweist nur, daß diese Burg (im bunzlauer Kreise Böhmens, schon seit dem 15. Jahrhundert in Ruinen) nicht vor der Regierung Wenzel I. erbaut worden sein kann. Unter den Ahnen des Hauses Waldstein glänzt aber auch jener Benesch Hermanow, dessen Sieg über die Deutschen i. J. 1203 die unvergleichliche königinhofer Handschrift besingt.

Hr. Förster sagt, Wallenstein sei „durch und durch ein Deutscher“ gewesen. Es ist wahr, er zeigte ebenso wenig Liebe für die böhmische Sprache und Literatur, wie z. B. Friedrich II. von Preußen für die deutsche, und man kann diesfalls behaupten, jener sei ebenso durch und durch ein Deutscher gewesen, wie dieser durch und durch Franzose war. Aber waren denn alle Waldsteine jener Zeit und der frühern deutsch gesinnt? Die meisten von ihnen, und selbst Wallenstein's nächste Verwandte, seine Mutter, seine Geschwister, verstanden kein deutsches Wort. Ich könnte dafür positive Zeugnisse anführen. Zudem gehörten sie ja alle der alten böhmischen [illegible] an, deren Geist und Wesen in Wahrheit „durch und durch böhmisch“ waren. Wallenstein selbst lernte die deutsche Sprache erst zu Olmütz im Jesuitencollegium.

Uebrigens, so gern ich Hrn. Förster's ausgezeichnete Verdienste um die Geschichte Wallenstein's anerkenne, kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei all' dem Neuen, welches er entdeckte, ihm dennoch, zunächst aus Unkunde dessen, was in böhmischer Sprache dabei verhandelt wurde, manche wesentliche Partien jener großen Katastrophe unbekannt geblieben sind. Auch that er bei der Deutung und Combinirung seiner Quellen mit anderweitigen Daten mehre auffallende Misgriffe, die bei näherer Kenntniß der böhmischen Geschichte leicht zu vermeiden waren. Doch davon vielleicht ein andermal. Palacky.

---

*) Wir geben Ihnen kurzem in diesen Blättern eine ausführliche Beurtheilung des Förster'schen „Wallenstein u. s. w.“
D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 161. —— 10. Juni 1834.

Amerikas Besserungssystem und dessen Anwendung auf Europa. Mit einem Anhange über Strafansiedelungen und zweiundzwanzig Beilagen. Aus dem Französischen der Herren G. von Beaumont und A. von Tocqueville, nebst Erweiterungen und Zusätzen von N. H. Julius. Mit vier Kupfertafeln. Berlin, Enslin. 1833. Gr. 8. 3 Thlr.

Alles vereinigte sich, um die Erscheinung dieses Buchs zu einer der bedeutendsten und willkommensten zu machen, und ihm einen Werth zu ertheilen, der nicht überwogen werden kann. Der Gegenstand ist von der gemeinnützigsten Wichtigkeit, Jedem verständlich, und muß sogar dem Eigennutz und der Selbstliebe Theilnahme einflößen. Die französischen Beobachter desselben, ausgezeichnete Rechtsgelehrte, waren von keinem Nationalvorurtheil befangen, traten mit kunstgeübten Blicken dazu, wurden durch die Bereitwilligkeit hoher und niederer nordamerikanischer Behörden unterstützt, Alles an Ort und Stelle zu sehen und zu prüfen, stießen auf keine Verheimlichung, erhielten auf jede ihrer mit Bescheidenheit vorgetragenen, aber vielumfassenden und tiefeindringenden Fragen offenherzige, genügende Antwort, und ließen sich nie verleiten, voreilig zu billigen oder zu tadeln, was dem besonnenen Menschenfreunde zu gegründeten Zweifeln und Bedenklichkeiten Anlaß geben durfte. Der deutsche Uebersetzer, ein erfahrener Arzt, widmete seit einer Reihe von Jahren Thätigkeit und Leben dieser Angelegenheit, erwarb sich durch musterhafte größere und kleinere Schriften darüber bei wissenschaftlichen Kennern in und außer Europa Beifall und Ansehen, war berufen, zu übertragen, was Niemand besser versteht als er, und hat, was an die bessern Tage deutscher Schriftstellerei erinnert, einer Uebersetzung, die nichts zu wünschen übrigläßt, durch Zusätze und Anmerkungen unverkennbare Vorzüge vor der Urschrift ertheilt. Das von vaterlandsliebenden Amerikanern glücklich entdeckte Geheimniß, unentbehrliche Strafanstalten zu wirklicher Besserung der eingesperrten Sträflinge gereichen zu lassen, gleicht dem Ei des Columbus. Jedermann begreift, das könne nur auf diesem Wege gelingen; Niemand war früher darauf verfallen. Es ist mit zwei einfachen Worten ausgedrückt: Einsamkeit und Schweigen; aber die Mittel und Bedingungen, beide vortheilhaft anzuwenden, waren nicht so leicht erdacht. Höchst charakteristisch wird die Grundlage des amerikanischen Besserungssystems von zwei hochgefeierten europäischen Autoritäten verworfen, dem Magistrat von Genf und dem Hrn. von Lafayette. Der Magistrat hält das Stillschweigen für etwas so Grausames, daß er erklärt, kein Mensch habe das Recht, es seinen Mitmenschen aufzulegen; und allerdings wird es nie an Menschen fehlen, denen viel erträglicher dünkt, zu sündigen als zu schweigen. Lafayette behauptet: „Einsamkeit bessert den Verbrecher nicht. Ich habe mehre Jahre in Olmütz in der Einsamkeit zugebracht, wo ich verhaftet war, weil ich eine Staatsumwälzung gemacht hatte, und ich dachte in meinem Gefängnisse an nichts als an neue Staatsumwälzungen". Das sind Worte ewiger Wahrheit, die sein ganzes Leben verbürgt, in Freiheit und Gefangenschaft, im Wachen und Schlaf, in und außer dem Vaterlande. Auch waren die Staatsbehörden, welche ihn von jeder Gemeinschaft mit Andern abhielten, von seiner Unverbesserlichkeit so fest überzeugt als er selbst; doch eben diese Ueberzeugung bewog sie, das einzige untrügliche Mittel dagegen anzuwenden, und es läßt sich nicht behaupten, Bonaparte habe dabei gewonnen, als er für gut fand, es hinwegzuräumen. Die Erfahrungen aller Jahrhunderte und Völkerschaften ergeben, daß Gefängnisse, in denen die Sträflinge ungestört mit einander verkehren, ganz eigentliche Lehrschulen des Lasters sind, die Keiner auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege jemals verläßt, ohne schlechter geworden zu sein, als er es betrat. Von dem Ungewitzigten, mit manchem Verbrechen bisher Unbekannten ist das an sich klar; aber auch der abgefeimteste, vollendetste Meister der Bosheit sieht doch dem schuldlosern Neulinge irgend etwas ab, das in seinen Kram taugt und ihm bis dahin so geläufig nicht war, wie für hochgebildete, scharfblickende Personen die Herablassung zu Mindergebildeten, die unvermeidliche Gemeinschaft mit ihnen nie ganz unfruchtbar bleibt und mehr als eine Wahrnehmung veranlaßt, die für diesen verloren war und jenem willkommen ist. Der wohlgemeinte, scheinbar gutberechnete, in einigen Ländern ausgeführte Versuch, geringere Verbrecher von größern abzusondern und nur solche mit einander verkehren zu lassen, die an Schuld einander gleich sind, wird den Menschenkenner nie befriedigen. Handlungen, deren Veranlassung und Wirkung lassen sich freilich unterscheiden und ihre gesetzliche Strafwürdigkeit

bestimmen; aber dem menschlichen Richter ist unmöglich, die innersten Tiefen des Gemüths zu durchschauen, welche dem Thäter selbst vielleicht ein Geheimniß blieben. Es läßt sich denken, daß Der, welcher ein geringes und beschränktes Verbrechen beging, vor einem größern und ausgedehntern nicht zurückgebebt haben würde, wenn es in seinem Bereich gestanden hätte, und der überwiegend schwerere Verbrecher mag im Herzen vielleicht ein reinerer Mensch sein. Vielleicht hätte die tiefgefühlte, obgleich zu späte Reue eines solchen, seine ungeheuchelte Zerknirschung auf den nicht ganz verwahrlosten Gefangenen heilsamer gewirkt als die gefährliche Nachbarschaft Derer, die eine geringere Strafe verschuldet hatten und vor dem Gesetz seines Gleichen waren. Nichts ist moralisch gewisser, als daß sie sich gegenseitig verführen, verderben, und nach beendigter Haft zwar vorsichtiger, schlauer und gewandter, nicht aber fleckenloser in die bürgerliche Gesellschaft zurücktreten. Soll das Gefängniß den Sträfling bessern, so muß er von aller Unterhaltung mit Verbrechern abgeschnitten sein, und es ist das unsterbliche Verdienst der Nordamerikaner, ihren neuerdings errichteten Anstalten diese wohlthätige Möglichkeit ertheilt zu haben. Dabei beabsichtigten sie: erstlich, Unmöglichkeit der gegenseitigen Verführung im Gefängnisse; zweitens, große Wahrscheinlichkeit, daß die Sträflinge dort Gewöhnungen des Gehorsams und der Arbeitsamkeit annehmen, welche nützliche Bürger aus ihnen bilden können; drittens, Möglichkeit einer gründlichen Besserung. Darüber sind alle dortigen Behörden einstimmig, nur weichen sie in der Wahl der Mittel von einander ab, die sie zu diesem Zweck aufbieten und scheiden sich in zwei Hauptsysteme. Das, welches Philadelphia seit 1829 bei sich einführte, beständiges Alleinsein bei Tage und bei Nacht, mit anhaltender Beschäftigung verknüpft, ist unstreitig das sicherste, aber auch unleugbar kostbarste und härteste. Das schon einige Jahre früher zu Auburn im Staat Neuyork angenommene Alleinsein bei Nacht und schweigende gemeinschaftliche Beschäftigung bei Tage ist minder kostbar, freundlicher, bis jetzt ohne sichtbar nachtheilige Folgen geblieben, hat daher bedeutende Empfehlungsgründe für sich, ward in andern nordamerikanischen Staaten nachgeahmt und scheint so erfahrenen Beobachtern, wie den französischen Verfassern dieses Buchs und dessen deutschem Bearbeiter, das vorzüglichere. Wir lassen ihren wichtigen Gründen, welche wir uns keineswegs getrauen zu widerlegen, völlige Gerechtigkeit widerfahren, wissen aber dem unbefangenen Deutschen vielen Dank, daß er das Schreiben des ehrenwerthen Livingston, der selbst im Staat Neuyork angesessen ist, seinen lesenswerthen Zusätzen (S. 442) einverleibte. Er hat uns in der Ueberzeugung bestärkt, jede, obgleich wortlose Gemeinschaft der Sträflinge, wenn sie auch eine Reihe von Jahren harmlos geschienen, für ein gefährliches Wagstück zu halten, was der in Pennsylvanien eingeführten gänzlichen Absonderung nicht vorgeworfen werden kann. Diese ist allerdings harte Strafe, ist ein Uebel, aber das sind alle Strafen mehr oder weniger; und ein verschuldetes, von der prüfenden Gerechtigkeit verhängtes Uebel, sogar körperliche Züchtigung, wo jede andere unzulänglich bleiben würde, darf nicht unter allen Verhältnissen verworfen werden, insofern Aufrechthaltung guter Zucht und Ordnung möglich bleiben soll. Erfahrungen von der wunderthätigen Vollkommenheit der Fingersprache, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Engländerinnen aller Stände geläufig, nicht blos tauglich, einzelne Buchstaben und Wörter, sondern ganze Reden und zusammenhängende Erzählungen auszudrücken, ohne durch Geräusch das Ohr, durch auffallende Handbewegung das Auge des Unkundigen aufmerksam zu machen, und von der befremdlich wäre, daß sie in Nordamerika keinen Eingang gefunden, gewähren uns die Gewißheit, daß nur gänzliche und strenge Absonderung der Verhafteten ihrer Wirksamkeit Einhalt zu thun vermag. Außerdem hat diese Absonderung eine wohlthätige und menschenfreundliche Seite für die Zukunft des Sträflings. Bleibt er seinen Nebengefangenen unsichtbar und unerkannt, so läuft er keine Gefahr, nachdem er der Haft entlassen ist, von einem derselben als ehemaliger Strafgenosse in Anspruch genommen und in neue Schuld verwickelt zu werden; oder wenn er sich deren enthält, durch die böse Zunge des Abgewiesenen, die ohne Zweifel nicht ermangeln wird, aus seinem Betragen im Gefängnisse viel Schlimmes nachzureden, um alle Nachsicht seiner gegenwärtigen Umgebung zu kommen, deren Niemand entbehren kann, soll ihm gelingen, sich ehrlich durch die Welt zu helfen. Was frommt ihm Lust und Geschick zur Arbeit, wenn Jedermann seine Hand zurückweist? Körperliche Züchtigung, Einzelnen unentbehrlich und heilsam, damit schlechte Gewöhnung verschwinde, wird nur dadurch unnachtheilig, daß sie keine Zeugen hat als Den, der sie vollzieht, und Den, der sie erduldet.

Le crime fait la honte et non pas l'échafaud,
Toutefois l'échafaud rappellera le crime.

Beglaubigten Thatsachen zu widersprechen werden wir uns nie erdreisten, und so berichten wir treu die unbegreiflichste von allen, daß die Strafanstalt zu Wethersfield in Connecticut, welche das auburnsche System befolgt, ihre Sträflinge unter freiem Himmel in Steinbrüchen arbeiten läßt, und diese bis jetzt nicht versucht haben, das strenge Schweigen und die Ordnung ihres Tagewerks zu unterbrechen oder sich mit den lebensgefährlichen Werkzeugen ihrer Hand den Anweisungen ihrer wenigen Aufseher zu widersetzen. Aber wir gestehen, daß in diesem Fall die unleugbare Nähe einer täglich wiederkehrenden Gefahr uns abhält zu billigen, was die vieljährigste Erfahrung des Gelingens nicht zur Gewißheit erheben kann. Noch weniger können wir einsehen, wie bei einer geräuschvollen Beschäftigung, welche die Sträflinge einander sehr nahe bringt, gegenseitige Handreichung, gemeinsame Armbewegung nothwendig fodert, ihren aufmerksamen Wächtern nur die Möglichkeit bleibt, jedes leise gesprochene Wort zu vernehmen, jedem schnell fortgepflanzten Zeichen der Empörung einzuhalten. Vorsteher, Aufseher, Diener und Gehülfen der nordamerikanischen Besserungsanstalten haben sich freilich zu einer Stufe der Vollkom-

menheit erhoben, die der menschlichen Natur zu ausgezeichneter Ehre gereicht, und welche die Dichtung anderer Länder kaum wagen würde für Wahrheit auszugeben. Die angesehensten Bürger widmen sich diesem Beruf, gewinnen dadurch an allgemeiner Achtung, und sind vielleicht die Einzigen, die in einem Lande, das seine Beamten sonst kärglich besoldet, eines so hohen Gehalts genießen, daß die Kosten desselben mehr als die Hälfte Dessen betragen, was für den jährlichen Aufwand dieser Anstalten berechnet wird. Auch ist ihrem alleinigen Ermessen eine Gewalt über die Sträflinge eingeräumt, welche das Gebiet der reinen Demokratie sonst keinem Vorgesetzten über seine Untergehörigen zugesteht.

(Der Beschluß folgt.)

Zur französischen Journalistik. *)

„Revue des deux mondes", 1. April. „La veillée de Vincennes, histoire de régiment", von Alfred de Vigny, ein Gemälde aus dem Soldatenleben. Der Held ist ein Adjutant der kaiserlichen Gardeartillerie, welcher in seiner Jugend mit Sédaine, mit der Prinzessin Lamballe und der Königin Marie Antoinette zusammenkommt. Die Unannehmlichkeiten, welche der französische Krieger unter dem ancien régime auszustehen hatte, werden recht ergötzlich geschildert. Die Stelle, wo der arme Bauerjunge wegen einiger Fehlgriffe beim Exerciren kniend das Gewehr auf die funkelnde Mittagssonne anschlagen muß, so lange die Arme es aushalten, ist zugleich empörend und grotesk; diese martiale Züchtigung war eine Erfindung des bekannten Grafen St.-Germain, der sie wol selbst wegen des Ungeschicks verdient hätte, das er in seiner Verwaltung zeigte. Die Geschichte der Vermählung des Adjutanten mit Pierrette durch Vermittelung Sédaine's und der Königin ist recht anmuthig, aber auch recht unwahrscheinlich. Zuletzt fliegt der Adjutant bei einer Explosion in die Luft. „De l'école française au salon de 1834", von Gustav Planche. Dieser scharfsinnige und scharfstylige Kritiker gibt hier einen tiefgehenden, mitunter die Künstlereigenliebe tief verwundenden Bericht über die diesjährige Ausstellung. Seine Ansichten lassen sich auf folgende Sätze zurückführen. Drei sehr verschiedene Principien stehen sich in der heutigen französischen Schule gegenüber: das Princip der Erneuerung, der Verschmelzung und der Erfindung, oder, die Künstler theilen sich in drei Schulen: die eine ringt nach dem Ideale der italienischen Meister im 16. Jahrhundert; die zweite schwankt zwischen Gegenwart und Vergangenheit und sucht alle europäische Schulen zu versöhnen; die dritte endlich nimmt die Vergangenheit für Das, was sie ist, und sucht sie durch Begründung einer neuen Zukunft fortzuführen. An der Spitze der ersten Schule steht Ingres; die zweite schwört zu der Fahne Delaroche's; die dritte endlich steht unter der Leitung Decamps', Delacroix' und Paul Huet's (des berühmten Landschaftsmalers). „Impressions de voyages", von Alexander Dumas. Diese Reisebilder sind überschrieben: „Charles le téméraire" und „Fribourg". Eine Beschreibung der Schlacht von Morgarten und der Stadt Freiburg, von welcher der Reisende sagt: „Fribourg tout entier semble le résultat d'une gageure faite par un architecte fantasque à la suite d'un diner copieux." Die berühmte Bergspitze, die Jungfrau, nennt er: la Yungfrau. — „Romans et nouvelles." In diesem Abschnitte wird ein neuer Roman von G. Sand (Mad. Dudevant) angekündigt: „Le sécrétaire intime". Zugleich finden wir hier eine Selbstvertheidigung der berühmten Verfasserin, die sich sehr über das Geschrei wundert, welches ihre „Lélia" erregt. „Indiane" und „Valentine" sollen durchaus keine Libelle oder Pamphlets gegen die Ehe sein, sondern blos ein Gemälde der Leiden, die ein liebendes Gemüth durch die herrische Brutalität oder vom Egoismus zu erdulden hat. Dann folgt eine Apologie der „Lélia", in welche wir nicht eingehen können. Was am meisten gegen diese Apologie spricht, ist sie selbst; es ist ein misliches Ding, wenn die Sittlichkeit eines Frauenromans erst muß demonstrirt werden. In der „Chronique de la quinzaine" kommen ministerielle Intriguen und Plaudereien zur Sprache und ein Bericht über die gewöhnliche Promenade nach Longchamps, wo dies Jahr die Bankiers die große Rolle gespielt, welche gewöhnlich das diplomatische Corps behauptet. Besonders werden die Spiegelcarosse und die vier Pferde Aguado's bewundert, wie der Phaethon Machado's, die Kalesche Demidoff's und das prächtige Coupé, die prächtige Livree eines der brillantesten neuern Literatoren, der sich alle diese Herrlichkeiten erschrieben. Sonderbare Zeit, wo man Journale für 2 Sous hält und die Schriftsteller in Carossen fahren!

„Le gymnase de la littérature des sciences et des arts." Das Journal wird von den Abonnenten redigirt, die das Vergnügen haben, sich drukken zu lassen, und der Director hat das Vergnügen, sich von seinem Redacteur bezahlen zu lassen. Das neueste Heft enthält: „Le saut du prêtre, par Mad. la comt. *de Bradi*". Isotta, die adelig ist comme le roi, die Erzählerin fügt hinzu: Isotta, ma parente, verliebt sich in einen Ziegenhirten u. s. w. „Vues du désert." Es stellt sich kein Mensch vor, welche poetische Herrlichkeiten in der Wüste dans les lieux peu connus anzutreffen sind! Höre man einmal: „Des herbes aigues inexpugnable rempart, défendent une citadelle de granit que garde un bataillon d'Autruches. Là sommeille une onde glacée, palais d'un antique reptile, que voilent des mousses nerveuses. L'éléphant s'encline devant le soleil et fléchit, dit-on, le genou; on voit des centuries de singes; on entend huir, pupuler, glapir les pierres, l'ivoire se rompre dans l'épaisseur des arbres." Dergleichen Unsinn haben wir selbst in den „Atlantischen Nächten" nicht gefunden, deren Verf. man bis jetzt für den Meister in dieser Gattung hielt. Dann kommt „L'esprit de Christebourg", eine deutsche Sage von Hilpert. Der Verf. des vorigen Aufsatzes heißt Roselly de Lorgues. Der Name eines solchen Genies darf nicht verschwiegen bleiben.

„Revue de Paris", vom 6. April, gibt unter der Aufschrift: „Moyen-âge français", Forschungen über das Mittelalter von Hip. Royer-Collard und Teutet. In dem vorliegenden Hefte finden wir einen Artikel, überschrieben: „Asiles religieux", zur Unterhaltung zu gelehrt und zu trocken, und als wissenschaftliche Arbeit zu leicht und geringhaltig. Unter den wenigen Thatsachen, die angeführt werden, erwähnen wir eine Kirchenrechnung von 1407, welcher zufolge unter den Gewölben der Kirche St.-Jacques-la-Boucherie zu Paris ein eignes Zimmer für die Flüchtlinge, welche eine Freist[ät]te im Heiligthum des Herrn suchten, aufgeführt wurde; der Bau kostete 4 Livres 6 Sous 6 Denier. — „Paris avant la révolution" enthält den Anfang einer Novelle von Royer de Beauvois. — „Les femmes grecques avant l'ère chrétienne" von Chasles. Eine artige, witzige Zusammenstellung der Nachrichten, welche uns die alten Schriftsteller über den Stand der Frauen in Griechenland hinterlassen. — „France méridionale. Aix en Provence." Vor dem Gitterthore der Stadt, welches auf die pariser Straße führt, steht auf der einen Seite ein Missionskreuz, auf der andern ein Freiheitsbaum. Am Ende des Cours befindet sich eine schlechte Statue des Königs René; sonst sind alle Denkmale, welche an den guten Renatus erinnerten, unerbittlich zerstört worden, wie denn überhaupt die Bewohner des südlichen Frankreichs wahre Vandalen sind. Air hat die herrlichsten Ueberreste römischer Baukunst zerstört. Der jetzige Gerichtspalast ist auf den Ruinen des Mausoleums und der sogenannten tours romaines erbaut worden, und sonderbar genug, grade die Antiquare sind es, welche zu diesen Verwüstungen antreiben, meist Numismaten, welche im Schutte reiche Ausbeute zu finden hoffen. Die Façade der Kirche des prêcheurs ist un-

---

*) Vgl. Nr. 68 d. Bl. D. Red.

vollendet geblieben, wie seit der Ermordung Heinrich III. die Façaden sämmtlicher den Jacobins gehörenden Kirchen. In der Kirche St.-Sauveur sieht man das unter dem Namen le buisson ardent bekannte Bild, ein Meisterstück von hohem Werthe, welches fälschlich dem König René zugeschrieben wird. Wir würden ein ganzes Buch füllen, wollten wir die berühmte Procession des Königs René beschreiben. Sie fand um die Zeit des Frohnleichnamsfestes statt und dauerte drei Tage unter drei Anführern. Le prince d'amour, reich gekleidet, mit Degen und Blumen in der Hand, das war der personificirte Adel; dann kam le roi de la Bazoche, nämlich die Justiz, und l'abbé de la ville, welcher die Bürgerschaft darstellte. Vorher kamen der Olymp mit sämmtlichen hohen Herrschaften, nebst Faunen, Nymphen u. s. w., dann die heilige Schrift, die Apostel, die Königin von Saba, Herodes, von einer Schar von Teufeln gepeinigt. Dann folgten politische Episoden: der Herzog und die Herzogin von Urbino, welche dem Könige René persönlich verhaßt waren, erschienen in lächerlicher Kleidung, auf Eseln reitend. Auch wurden Spiele gefeiert; jede Gruppe hielt zu bestimmten Zeiten inne, machte ihr Kunststück, tanzte ihr Ballet. Die Klerisei, das Parlament, alle Würdenträger der Stadt nahmen Theil an der Procession. Man hat darüber sehr genaue Beschreibungen; der Sinn der meisten allegorischen Darstellungen ist aber nie vollständig nachgewiesen worden. Air besitzt wenig besuchte Bäder, ist ganz von seinem alten Glanze herabgesunken und ein höchst düsterer, trauriger Ort.

„L'artiste." Dies Journal beschäftigt sich zunächst mit der Kunst. Auch gibt es literarische Skizzen, die zwar meist nicht viel bedeuten, aber doch immer mehr oder weniger ansprechen. Im 10. Hefte des 7. Bandes finden wir einen Bericht über die diesjährigen Producte der französischen Landschaftsmalerei. Der „Artiste" nimmt sich mit vieler Wärme des jungen Rousseau an; die Comité wies dieses Jahr eine geniale Landschaft des jungen Künstlers ab; eine andere, welche aufgenommen wurde, zeugt von einem so außerordentlichen Talente, daß man nicht begreift, wie das Werk eines solchen Künstlers nicht für würdig gehalten werden konnte, sich neben den mittelmäßigsten Erzeugnissen der mittelmäßigsten Künstler zu zeigen. Ein neuer Beweis, wie tyrannisch Akademien selbst in den Zeiten der größten intellectuellen Freiheit sind. In La lisière d'un bois coupe zeigt Rousseau ein vollkommen unabhängiges, originelles Talent, welches keine Spur weder von den italienischen noch niederländischen Meistern trägt. P. Huet ist wol der erste Landschaftsmaler, den die Franzosen gegenwärtig besitzen, ein wahrer Dichter, etwas finster; seine Landschaften überschwebt gewöhnlich ein grauer, düsterer Himmel; Nebelschleier schlingen sich durch ihre großartigen Linien. In seinem diesjährigen Hauptgemälde: Une vue d'Avignon, zeigt er die Biegsamkeit seines Talents; über den ersten Plan hinaus werden jedoch die Züge etwas schwankend, undeutlich; eine Erinnerung aus dem Norden verdüstert hier den glühenden Himmel der Provence. Indessen war doch nur Huet fähig, ein so großes Naturgemälde aufzufassen und mit solcher Kühnheit auf die Leinwand zu werfen. Zwei Ansichten aus der Normandie, welche er dieses Jahr ausgestellt, sind das Beste, was hinsichtlich der Ausführung des Einzelnen von diesem genialen Künstler geliefert worden. Nächst Rousseau und Huet verdienen genannt zu werden: Cabat, J. Dupré, Gérour, Dagnan u. A. Nebstdem enthält der „Artiste" einen Aufsatz über die berühmte Madame de Mirbel, deren Miniaturportraits seit längerer Zeit allgemein bekannt sind, und eine „Revue dramatique". Hier finden wir die Nachricht bestätigt, daß Loewe-Weimar, der bekannte Uebersetzer Hoffmann's, die Direction der großen Oper und der opéra-comique erhalten soll, die er aber, wie wir von einer andern Seite her wissen, für die Rechnung der Civilliste führen wird.

„Le Pygmée, recueil d'essais scientifiques et littéraires." Diese Monatschrift kündigt sich sehr demüthig an; der Titel klingt gar jämmerlich, dabei steht auf der rosenfarbenen Decke das Motto: humili de stirpe creatus. Ovid. Aus der Einleitung sehen wir, daß die demüthigen Redacteure, wahrscheinlich junge, kaum der Schule entlaufene Leute, wieder auf die Eitelkeit oder vielmehr auf die Autoreitelkeit so vieler unbekannter Genies speculiren, die an zurückgeschlagener poetischer oder literarischer Thätigkeit leiden. Daher der submisse Titel! Der Pygmäe wird losgelassen, um andere Pygmäen zu locken; es soll der Honigkuckuk der Celebrität für obscure Scribenten sein: es ist in der Einleitung von jeunes gens érudits die Rede, welche timides encore, n'avaient osé livrer leurs essais qu'à l'oreille de quelques amis. Es soll eine Art literarische oder wissenschaftliche Conferenz sein; es ist da Lob und vielleicht Ruhm zu gewinnen, und das für 12 Francs jährlich. Auf die Einleitung folgt ein Artikel: „De la concurrence littéraire", worin es unter Anderm heißt: die Zeit der Hexen und Zauberer sei vorbei, um nie wiederzukehren; die Könige sängen jetzt die Marseillaise. Dann kommt der Verf. zum Hauptpunkt; hier macht sich sein, wie es scheint, vielfach gepreßtes und gequältes Herz Luft und vertraut dem Publicum seine Aengste und Nöthen an. „Eine Zeit wird kommen", ruft er aus, „wo es mehr Schriftsteller als Leser geben wird, wie wir mehr Advocaten als Prozesse, mehr Aerzte als Kranke haben. Die Concurrenz hemmt den Handel; aber uns Literatoren zerdrückt sie, zermalmt sie. Die Civilisation tödtet uns; es ist nicht mehr möglich d'avoir une idée à soi. Alles fällt gleich darüber her. Ihr schwitzt einen Monat lang Blut und Wasser, um ein Theaterstück zu schreiben, das Ihr an diese oder jene Direction sendet. Vierzehn Tage nachher schickt man Euch das Manuscript zurück, mit einem äußerst verbindlichen Briefe, worin man Euch mit Lob überhäuft, zugleich aber bedauert, daß Euer Vaudeville zu sehr einem andern gleiche, das Ihr auch nicht einmal dem Namen nach kennt, sodaß man Euch sogar das Vergnügen raubt ausgepfiffen zu werden." Da bricht die jugendliche Autorsucht in ihrem ganzen naiven, unschuldigen Zorn aus: „Man kann nicht einmal dazu kommen, daß man vom Publicum ausgepocht werde, daß die Plebs des Paradieses Euern Namen anspeie!" „Es thäte noth", sagt der unglückliche Literator, „daß die eine Hälfte der Schriftsteller ihre Feder zerbräche und den Kampfplatz räume, dann würde vielleicht der übrig bleibende Theil zu etwas kommen können." Der Aufsatz schließt mit einem Factum, das uns unbekannt war und hier mitgetheilt zu werden verdient. Es gibt in England, so sagt unser Journal, eine Gesellschaft Selbstmörder, die sich durch einen Eid verbinden, ihrem Leben auf eine gewaltsame Weise ein Ende zu machen. Der Ref. setzt ziemlich naiv hinzu, und nicht zu warten, bis sie des natürlichen Todes verblichen. Es wird ihnen eine bestimmte Frist gesetzt, über die hinaus sie ihr Leben nicht verlängern dürfen. Hier vereinigen sich die Schriftsteller, deren Werke nicht gelesen werden, die Journalisten ohne Absatz, verlebte Wollüstlinge, ruinirte Spieler, betrogene Ehemänner u. s. w. Der Präsident dieses Clubs ist allein vom allgemeinen Gesetze ausgenommen. Er wird durch das Loos bestimmt. Um ihm das zu seinen Operationen nöthige kalte Blut zu lassen, wird er verdammt zu leben. Unser Literat macht nun den Vorschlag, ein ähnliches Institut zu gründen und bietet sich großmüthig zum Präsidenten an. Nun kommt Nr. 3, eine „Esquisse de la pensée humaine". Was der „Pygmée" eigentlich unter einer pensée humaine versteht, will uns nicht recht klar werden. Schließlich bemerken wir, daß der „Pygmée" ziemlich gut singt, das heißt, dichtet: wir haben recht gut versificirte, schwungvolle Stellen darin gefunden, besonders in dem Gedichte an Chateaubriand. Dieser große Genius hat in der jüngern Generation fanatische Verehrer. Wenn ihn die Studenten irgendwo an einem öffentlichen Orte erkennen, begrüßen sie ihn mit lärmendem Jubel wie Soldaten einen siegreichen Imperator.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1834.

Amerikas Besserungssystem und dessen Anwendung auf Europa u. s. w. Von N. H. Julius.

(Beschluß aus Nr. 161.)

Ungeachtet dieser, hohen und niedern Verwaltern allerdings vortheilhaften, aber unentbehrlichen Begünstigungen ist dennoch klar, daß Herzensreinheit und praktische Ausbildung des Geistes in seltener Verbindung zusammentreten müssen, um solche Vorsteher und Gehülfen aufzustellen, und nur Menschenliebe und geläuterter Religionseifer sie in der Vollziehung einer Pflicht nicht ermüden lassen kann, die sie in den Augen ihrer Pflegbefohlenen als Tyrannen erscheinen läßt. Denn wenn die zartesten und beseligendsten aller menschlichen Empfindungen, Mitleid und Erbarmen, einen Augenblick ihr Herz beschleichen und ihren Verstand verblenden, so ist es um jede Erreichbarkeit des Zwecks ihrer Bestimmung gethan; und es liegt auf flacher Hand, daß grade ein sehr liebenswürdiger und geliebter Menschenschlag der untauglichste sein würde, ihm zu genügen. Dem Leser wird nicht entgehen, daß eine Eigenthümlichkeit des nordamerikanischen Nationalcharakters, kalte Berechnung und unerschütterliche Annäherung zu dem Ziel, welches diese vorgeschrieben, so lange das Recht ihr zur Seite steht, unbedingter Bewunderung werth, dort eine Erscheinung begünstigt, die bei andern Völkerschaften zu den Ausnahmen gehören würde. Manche sonstigen, scharfblickenden Beobachtern nicht entgehende Verhältnisse kommen den amerikanischen Besserungsanstalten zu statten. In einem Lande, wo Naturerzeugnisse und Materialien wohlfeil, Kunsterzeugnisse, Handarbeiten und Tagelohn theuer sind, ersetzt der Arbeitsertrag der Sträflinge die Kosten, welche sie verursachen, und übersteigt sie sogar zuweilen. Wo das Verhältniß umgekehrt ist, muß grade das Gegentheil erfolgen; und z. B. in Frankreich würde der Sträflinge Concurrenz die ohnehin kümmerlich abgefundenen freien Manufacturarbeiter vollends zu Bettlern machen und der Verzweiflung preisgeben. Indessen sind und bleiben Gefängnisse ohne strenge Absonderung der Gefangenen, unverbrüchliches Schweigen und erzwungene nützliche Beschäftigung höchst gefährlich für die künftige Sicherheit ehrenwerther Bürger, wenn man auch die Möglichkeit der Besserung Bescholtener für ein Hirngespinst erklären wollte. Ist von vollendeter Umwandlung der Gesinnung die Rede, so kann freilich die Allwissenheit allein darüber entscheiden; aber daß sich bei vielen derselben ein minder anstößiges und rohes Betragen, eine Ablegung übler Gewöhnungen, ein Geschick zu tauglicher Arbeit bewirken läßt, bezeugt Nordamerikas Beispiel unwidersprechlich, und die allgemeine Beförderung gesetzlicher Ordnung kann von Niemanden geringgeachtet werden, der menschlichen Anstalten nicht zumuthet, was sich die Gottheit allein vorbehalten hat. Es mag sein, daß Unwissenheit und Müßiggang nicht die Mütter aller Laster sind, aber Pflegerinnen jedes Lasters sind sie ohne Zweifel. Da jedoch jede Staatsverwaltung der Nothwendigkeit unterliegt, auch das Wünschenswerthe nicht zu ergreifen, ohne unumstößlich gewiß zu sein, daß ihr die zureichenden Mittel der Ausführung zu Gebote stehen und dabei den Luftgebilden trüglicher Hoffnung keinen Eingang zu verstatten, so ergibt sich von selbst, daß ihr allein die Erwägung und Prüfung der obhandenen Verhältnisse zusteht, und daß es ebenso thöricht als vermessen sein würde, sich in ihren Rath zu drängen. Wem sie vertraut, den wird sie dazu berufen und willig anhören, wenn er sich dieses Vertrauens würdig zeigt. Dazu aber ist erfoderlich, daß er über den fraglichen Gegenstand, wenn auch keine eigne Erfahrung, doch keine falschen Begriffe hege. Die zu verbannen ist nichts tauglicher als dieses Buch, das keine Seite desselben unberührt und unerörtert läßt, und auch dem Unbetheiligten, der sein Nachdenken andern Untersuchungen widmet, einen Schatz seelenkundiger Aufschlüsse darbietet. Wenigstens wünschten wir, daß die Vorrede des Deutschen, die den Meisterstücken dieser Art an die Seite gesetzt werden darf, von Jedem gelesen würde, der lesen kann, und würden kein Bedenken tragen, sie abzuschreiben, wenn es der Raum d. Bl. gestattete. Dagegen empfehlen wir den Abdruck derselben den Herausgebern der Volkskalender, Lesefrüchte, und wie sonst die Flugschriften heißen mögen, die berechtigt sind, fremde Arbeiten zu allgemeiner Kunde zu bringen. Das wäre gewiß kein tadelnswerther Nachdruck, dem Niemand weniger das Wort reden kann als wir, sondern wahrer Gewinn für den Verfasser und Verleger; denn wer irgend Sinn mit dem Gelesenen verbindet, wird sich dadurch unwiderstehlich aufgeregt fühlen, mit dem Buche selbst bekannt zu werden und der guten Sache die Augen zu öffnen. Was in Nordamerika gelang, gelang nur deshalb, weil die

Theilnahme der gesammten Bevölkerung dafür erwachte. So viel, unserer Schranken eingedenk, innerhalb derselben zu äußern, durften wir unserm Pflichtgefühl nicht versagen. Ihm genügend, so weit unsere schwache Stimme reicht, zeigen wir den Verlauf des Werks mit kurzen Worten an. Erster Theil. Geschichte des Besserungssystems seit dessen Ursprunge 1786. Untersuchung der beiden Systeme, worein es zerfällt. Verwaltung. Zuchtmittel. Beabsichtigte und erreichte Wirksamkeit, wobei der Einfluß des religiösen Unterrichts siegreich hervortritt. Bau- und Unterhaltungskosten. Zweiter Theil. Gebrechen der europäischen Gefängnisse. Anwendung des Besserungssystems auf Europa, mit musterhafter Besonnenheit und Umsicht abgefaßt. Dritter Theil. Darstellung der Rettungshäuser und Anwendung. Anhang. Strafansiedelungen. Schwierigkeiten des Wegsendungssystems als gesetzliche Lehre, und der Errichtung und Dauer einer Strafansiedelung. Beilagen. Ausdehnung und Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Deren Münze, Maß und Gewicht. Landwirthschaftliche Ansiedelungen. Volksunterricht. Armenwesen. Schuldgefangenschaft. Gefangenschaft der Zeugen. Nüchternheitsvereine. Untersuchung des philadelphischen Besserungshauses. Verhör sämmtlicher Sträflinge. Unterredung mit Hrn. Lynds, Vorsteher in Singsing. Schreiben des Hrn. Welles, Richters in Wethersfield. Hausordnung des dortigen Besserungshauses. Hausordnung des Rettungshauses in Boston. Schreiben des Hrn. Berrett, Hausgeistlichen in Wethersfield. Unterredung mit dem Vorsteher des philadelphischen Rettungshauses. Statistische Angaben über Strafgesetze und Strafarten, über Zahlen und Arten der Verbrecher. Die Vertheidiger der schwarzen Sklaven werden nicht ermangeln zur Sprache zu bringen, daß unter freigelassenen Schwarzen mehr Sträflinge gezählt werden als unter Sklaven, aber Keinen damit täuschen, der sich erinnert, daß in der Regel nur der Freigelassene gerichtlicher Strafe anheimfällt, weil der Sklave der unmittelbaren Bestrafung seines unumschränkten Herrn unterworfen ist. Vergleichungspunkte zwischen Frankreich und Amerika. Gefängnißgeldangelegenheiten. Der Zusätze und Anmerkungen des Deutschen sind zu viel, als daß wir deren Inhalt namentlich bezeichnen, und alle ohne Ausnahme zu bedeutend, als daß wir verantworten könnten, einige besonders herauszuheben. Wir begnügen uns daher mit der allgemeinen Bemerkung, daß keine derselben ist, wodurch das an sich reichhaltige Werk nicht wesentlich gewonnen hätte. Die hinzugefügten wohlerläuterten vier Kupfertafeln umfassen die Grundrisse des alten Besserungshauses in Philadelphia, in Wethersfield, die Ansicht des Besserungshauses in Philadelphia, den Grundriß des singsingschen und den Entwurf eines Besserungshauses von Hrn. Power in Auburn. Der würdige Herausgeber kann des unmittelbaren Bewußtseins einer höchst gelungenen Arbeit und des mittelbaren der Erkenntlichkeit aller verständigen Leser gewiß sein. Wir erinnern uns keines Buches, das wir mit gerechterer Erwartung zur Hand genommen und mit der Ueberzeugung, sie beiweitem übertroffen zu finden, aus der Hand gelegt hätten. Das Urtheil der Kenner wird sich vernehmen lassen, und diese Zeilen sind nicht umsonst geschrieben, wenn der Zufall sie begünstigt, auch nur Einen von ihnen auf Das aufmerksam zu machen, was seiner Beachtung werth ist. 57.

Zur französischen Journalistik.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

„Le navigateur, revue maritime". Ein neues Sachfrancsjournal; Zweck und Grenzen sind hinlänglich durch den Titel bezeichnet; alle Monate erscheint ein Heft von 2—3 Bogen. Interessant ist von Léon-Gozlan, einem fleißigen, glänzenden Schriftsteller, dessen zierliche, sorgfältig geschliffene und parfumirte Phrase nur zu oft den ehemaligen professeur de rhétorique verräth, „Dernier épisode du naufrage de la Méduse". Hier schildert G. eine Landschaft am Senegal mit brennendem Pinsel, mit Farben glühendheiß, funkelnd wie ein schneeweißes Baumwollenfeld in der Sonne Afrikas. Ein Zufall führt ihn auf einer Wanderung in diesen Gegenden mit einem losgegebenen Neger zusammen, demselben, der die drei zuletzt übrig gebliebenen Passagiere der Medusa gerettet; dieser erzählt ihm die letzte schauderhafte Episode des berühmten Schiffbruchs. Von dem Erlös der geretteten Waaren baute sich der Neger ein Haus; der Schiffbruch der Medusa hatte ihn zum reichen Manne gemacht. — Die übrigen Aufsätze sind: „Le contrebandier", eine Novelle aus dem Englischen von Mad. Balmore; „Un abordage", und endlich eine Beurtheilung der im diesjährigen Salon ausgestellten Seestücke von Isabey, Gudin u. s. w.

„Revue européenne". April. 1. „Des causes qui ont préparé une révolution en Espagne". Ein Auszug aus Hügel's bekanntem Werke: „Spanien und die Revolution". Der Ref. sagt im Eingange seines Aufsatzes: „Nous avons peu consulté les sources françaises, parceque ceux de nos compatriotes qui ont visité l'Espagne y ont porté la plupart du tems des préjugés, et des habitudes d'esprit avec lesquels il leur était impossible de bien comprendre un pays si différent de la France etc." Von Hügel's Werke heißt es: „Livre très remarquable par l'union d'une raison élevée et pénétrante à une instruction historique et politique peu commune." Dann kommt eine Beurtheilung des heil. Symphorian von Ingres und der Jane Gray von S. Delaroche, die zehnte oder zwölfte, die uns seit kurzem vorgekommen. Ferner eine Recension von Frantin's „Annales du moyen-âge". Diese Beurtheilung, eine sehr gediegene Arbeit C. Foisset's, bespricht die Leistungen und Tendenzen der neuesten historischen Schulen in Frankreich. Merkwürdig scheint uns ein Aufsatz von einem Hrn. Duquesnel: „Philosophie de la littérature". Es ist eigentlich der erste Abschnitt einer Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, die zunächst bezweckt, die religiöse und ästhetische Bildung der Franzosen zu verjüngen. „Dieu soutiendra nos efforts, et nous arriverons a un grand but, la régénération en France de l'enseignement esthétique". Das wäre ein höchst löbliches Unternehmen, nur möchte der Himmel hier füglich wegbleiben können. Der Ton des Verf. ist emphatisch und lärmend, er verkündigt längst Bekanntes mit einem Pathos, mit einer begeisterten Prophetenstirne, als stiege er eben vom Berg Sinai und habe den neuen ästhetischen Dekalog in der Tasche. — „Les mémoires de Châteaubriand". Unsere Leser wissen bereits, daß Chateaubriand Memoiren verfaßt, die erst nach seinem Tode erscheinen werden, nämlich im Drucke, denn einstweilen sind sie geschrieben und werden bei Madame Recamier gelesen. Ueber diese Memoiren berichtet nun der berühmte Ballanche; seiner Ansicht zufolge sind sie die Epopöe unsers Zeitalters; denn Chateaubriand's Leben war die vollständigste und innigste Assimilation der Menschen, Ideen und Dinge seiner Zeit; sie geben ein lebendiges, vollkommenes,

isches Bild des Kampfes der Vergangenheit und der Zu-
t, des Antagonismus der stabilen und fortschreitenden Nei-
gen; in ihnen spiegeln sich alle verschiedenen Phasen des
schlichen Geistes, alle nationale und monarchische Ueberlie-
ngen, alle ältern und neuern Sympathien.

„Cabinet de lecture", ein amusantes Blatt, eine Antho-
e der französischen Unterhaltungsjournalistik, welche alle fünf
e erscheint. Hier finden wir zunächst einen Brief von Mi-
r Angelo, den Ciampi in einer Bibliothek zu Florenz ent-
t. — „Un musicien il y a cent ans" schildert den bekann-
Musiker Rameau. — „Le Tonking". Briefe einiger Mis-
naire über dieses Land, welches Malte-Brun Indo-Chine
nt. Es liegt zwischen den 17—23. Grad N. Br. Die Be-
nung Tong-King ist chinesisch; die Eingebornen nennen es
nam, mit letzterm Worte bezeichnen sie auch Cochinchina.
: besondere Name für Ton-King ist Dang-Goui oder Ke-
Von Statistik weiß man in diesem Lande gar nichts; der
nig kennt die Anzahl seiner Unterthanen nicht. Jedoch wird
drei Jahre ein Verzeichniß der zu öffentlichen Arbeiten ver-
chteten Individuen gefertigt, wozu alle Männer von 17—
Jahren genommen werden. Die Gebirgsvölker wissen sich
ß der Zählung zu entziehen. Die jetzige Hauptstadt heißt
i-Xadn und liegt in der Provinz Hue. Die Staatsverwal-
g ist zwischen zwei Classen von Mandarinen getheilt, den
egern und Gelehrten; Letztere bilden die erste Classe. Fünf
eger, welche die höchsten militairischen Würden inne haben,
en nebst den sechs Ministern, Mandarinen aus der Kaste der
vaten, den obersten Gerichtshof. Jede Provinz Xu theilt sich
verschiedene Kreise, Phu, diese in Bezirke, Huyen, welche
mehren Tong bestehen: der Tong zerfällt in Municipali-
n, Xa, die Municipalität in Dörfer, Thon, das Dorf in
nere Abtheilungen, Xom. Das Heer des Königs zählt
,338 Mann, die tapferer sind als die Chinesen. Wer eine
jenschaft von beiläufig 200 Gulden Werth besitzt, gilt für
j. Vermögen von 10—15,000 Gulden sind etwas Uner-
tes; Haupterzeugnisse des Bodens sind Reis, Baumwolle
Seide. Zucker versteht man nicht zu raffiniren. Man be-
t sich der Kupfermünzen, welche an einem Drahte aufge-
t werden. Malerei und Bildhauerkunst sind sehr zurück;
Weiber, die sich fast wie die Männer kleiden, gehen frei
am. 1831 befanden sich als Missionnaire im Königreiche
nam 20 Europäer, 7 Franzosen und ein Italiener in Cochin-
a, 5 spanische Dominicaner und 7 französische Priester im
ichen Ton-king. Jede dieser beiden Missionen hat zwei
schöfe und eine bedeutende Anzahl eingeborene Priester. Die
risten stehen im Ganzen im besten Vernehmen mit den Man-
inen. Die Religion genießt einer gewissen Freiheit; jedes
hr bekehren sich einige hundert Tongkinesen. Die größte
hwierigkeit für die Missionnaire bildet die Sprache. Nach
em ernsten Studium von sieben Monaten ist man kaum im
nde, sie zu stammeln. Vollkommen richtig aussprechen lernt
der Europäer nie, ob er sie gleich mit der Zeit besser ver-
t als der Eingeborene selbst. Sie hat weder Declinationen
h Conjugationen, aber eine Menge kleiner Partikeln; ein
rt kann abwechselnd Hauptwort, Beiwort, Zeitwort, Neben-
rt werden. Die Sprache hat sechs Töne: der gleiche, der
te, der scharfe, der stumme, der leichte, der schwere; es sind,
zu sagen, Noten, man muß die Stimme abwechselnd senken,
eben, verlängern. Ein Wort, nach diesen sechs verschiedenen
nen ausgesprochen, hat sechs verschiedene Bedeutungen, und
man drei a, drei o, zwei e und zwei u hat, so entstehen
aus fast unmerkliche, schwer aufzufassende Bewegungen des
ndes. — Aus dem neuen Journale: „Le conciliateur", wird
e recht lustige Geschichte, die sich mit einem Hottentotten
einem Löwen zugetragen, mitgetheilt. Die Erzählung be-
t auf einer Thatsache, welche das „London weekly review"
ichtet. Ein Hottentotte wurde in der Nähe des Cap einen
geheuern Löwen gewahr, der in einer Entfernung von 50
britten auf ihn zukam. In dieser kritischen Lage fiel es dem
Hottentotten ein, daß er kurz zuvor an einem Abgrunde vorbei-
gegangen, wohin der Löwe sich wol nicht getrauen würde, ihm
zu folgen. Der Hottentotte eilt stracks zurück und klimmt, hier
und da an vorspringenden Stauden sich anhaltend, in die Tiefe.
Kaum unten angelangt, blickt er nach oben. Man stelle sich
sein Erschrecken vor: der Löwe saß am Rande des Abgrundes,
die Augen mit zweifelhaftem Grimme auf ihn gerichtet. Der
Hottentotte zündet seine Pfeife an und raucht ruhig seinen gan-
zen Vorrath von Taback auf; des langen Harrens müde, er-
hebt er sich endlich und hält eine Anrede an die Bestie. „Ist
das Muth haben? schämst du dich nicht, mich anzufallen, der
ich ohne Waffen und dir an Stärke nicht gewachsen bin? u. s. w."
Diese Worte begleitete der Hottentotte mit so energischer Gesti-
culation, daß der Blick des Raubthiers allmälig minder drohend
wurde. Als der bedrängte Afrikaner ihm zuletzt zugerufen:
„Thue mir den Gefallen und packe dich", stand der Löwe ge-
horsamst auf und trollte sich. Der Hottentotte eilte nicht ohne
Herzklopfen und ohne sich von Zeit zu Zeit nach dem Ungethüm
umzusehen, seiner Wohnung zu, wo er glücklich anlangte.

„La cour d'assises", eins der interessantesten und reich-
haltigsten Sechsfrancsblätter, besonders für die Provinz und
das Ausland, wo die „Gazette des tribunaux" nicht gehalten
wird. Es enthält die bedeutendern und anziehendern Rechts-
fälle, welche die „Gazette" im Laufe des Monats mitgetheilt,
mitunter auch eigne, meist aus ausländischen Journalen gezogene
Aufsätze. Im Maihefte finden wir den Prozeß des mehr zu
bedauernden als zu verabscheuenden Mörders Brand, welcher
bekanntlich seinen Schwiegersohn Dello erdrosselte. Ein Rechts-
fall, welcher kürzlich zu Linlithgow, sieben Stunden von Edin-
burg, verhandelt wurde, bietet Stoff zu manchen Betrachtungen
und höchst originellen Charakter- und Sittenzügen. Am 8. Febr.
d. J. war John O'Dowain nebst Frau, seinen zwei Kindern und
Magd ermordet worden. Fünf, sämmtlich zur Familie Makie
gehörige Personen wurden vor Gericht gestellt. Als der Va-
ter dieser Mörderfamilie über sein Gewerbe gefragt wurde, gab
er folgende rührende Antwort: „Meine Kinder ernähren mich,
wie ich sie ernährt; sie pflegen mich in meinen alten Tagen,
wie ich sie gepflegt habe, da sie jung und hülflos waren."
Solche Worte aus dem Munde eines Verbrechers thun wohl
und wehe zugleich. Sein Sohn Davie Makie antwortet dem
Präsidenten, der sich nach seinem Alter erkundigt: „Meine
Mutter hat mir gesagt, ich sei 24 Jahr alt; ob's wahr ist,
weiß ich nicht, die Weiber lügen sammt und sonders." Als
der Präsident ihn auffodert, sich anständiger auszudrücken:
„Schon gut", lautet die Antwort, „nur immer zu; beim gro-
ßen Bären, wie mein verehrter Großvater schwor, Gott hab'
ihn selig, ich brauche von Niemanden zu lernen, wie ich spre-
chen soll." Eine höchst drollige, ergötzliche und Theilnahme ein-
flößende Figur ist Willie Bairn, ehemals Soldat, jetzt Gärtner,
Schwiegersohn des alten Makie: „Ich habe die Tochter des D.
M. geheirathet, sie war ein flinkes, schmuckes Ding, mit Ver-
laub zu melden, sie hat mir drei dicke Jungens und fünf Mäd-
chen gegeben; die Leute meinen, es wären viere zu viel — aber
bah! das ist mein geringster Kummer; aber kränkend ist's, als
Mörder da zu stehen, und das Verteufeltste ist, daß ich nicht
einmal sagen kann, ich sei unschuldig!" — „Wie so?" —
„Sag ich's, so würde kein Mensch zweifeln, daß ich's gethan,
man würde sich in die Ohren flüstern, ich spräche nur so, um
nicht gehängt zu werden, und man würde mich einen Hasen
schelten, und wenn man gedient hat, alle Donnerwetter!..." Be-
fragt, ob er sonst keinen Anlaß zu Klage gegeben: „Einmal
habe ich dem Wirthe im rothen Kopfe das Leder gegerbt, ich
war im Sturm, wie man pflegt zu sagen, und seiner Tochter
habe ich so zugesetzt, daß —", hier wird der alte Schnurbart
unterbrochen. Als am Schlusse der Debatten der Präsident in
ihn dringt, seine Complicität zu gestehen: „Kreuz Donnerwetter!
ich ein Räuber! ich ein Mörder! ist's denn nicht genug, wenn
ich Euch sage, ich habe gedient. Doch Worte sind Worte,
Thatsachen sind Thatsachen: geht hin zum Obersten und zu den

Offizieren des Regiments, in dem ich gedient, fragt sie, ob sie W. Bairn fähig hielten, anderes als Feindes Blut zu vergießen, und wenn sie das thun, nun, — so habe ich weiter nichts zu sagen, so mag man mich hängen!" — Die Katastrophe dieses schauderhaften Dramas wird durch einen Knopf herbeigeführt. Davie Makie beschwört aufs feierlichste seine Unschuld; der Präsident hält ihm einen mit seinem Namenszuge versehenen Rockknopf vor, der noch mit Blut besudelt ist. „Eins Eurer Schlachtopfer hat Euch diesen Knopf abgerissen, der in eine dunkele Ecke des Zimmers gerollt ist; es fehlt Euch grade ein Knopf am Kleide, das Ihr da anhabt, und dieser ist den übrigen in Allem ähnlich." D. Makie schauderte zusammen, eine düstere, furchtbare Stille lag auf dem Auditorium. Tobias Makie war Pächter des H. O'Dowain, den er nebst seiner Familie mit Hülfe seiner Söhne aus Haß und Habsucht ermordet. Der Vater und Davie Makie werden zum Tode verurtheilt, die beiden übrigen Söhne lebenslänglich eingesperrt, der brave W. Bairn wird zu unserer großen Freude freigesprochen. Man nimmt ihm die Fesseln ab, er tritt im Paradeschritt vor den Präsidenten, salutirt, schwenkt den Hut und ruft: „Es lebe der König!" Madame Dudevant (G. Sand) hat wol Recht, das Leben gleicht öfter einem Roman, als der Roman dem Leben. Anmuthiger ist folgende Geschichte, die sich kürzlich in London zugetragen. Der Eigenthümer eines Cabriolets steigt aus, geht in einen Kaufladen und erstaunt nicht wenig, als er heraustritt, zwei Fremde in seinen Wagen steigen zu sehen. Er läuft ihnen nach, ruft die Vorübergehenden zu Hülfe: die Fremden sind ihrerseits in keiner geringen Verlegenheit, sich des Diebstahls angeklagt zu sehen. Die Sache war so zugegangen: der Eine, der krank war, bot dem Andern, den er für den Eigenthümer hielt, 6 Pence, wenn er ihn nach Hause fahren wollte; der Andere stand im Wahne, diesem Herren gehöre das Fuhrwerk, er fühle sich aber zu schwach, um es zu führen. Beide wurden vom Lordmayor losgesprochen und entfernten sich unter lautem Gelächter der Zuhörer. Wir übergehen vieles Andere, was aus der ganzen weiten Welt mitgetheilt wird und gelangen über Kalkutta nach Aegypten. Hier finden wir zu Kahiro drei arme Teufel, welche die Hände gen Himmel erheben und sich dann mit dem Angesichte in den Staub werfen, die Milde des Paschas preisend, der anstatt sie hängen zu lassen, wie er zuerst befohlen, sie blos ein wenig behacken läßt und ihnen weiter nichts als den Kopf abnimmt. Zwei Köpfe fliegen leicht und behende unter dem Schwerte des Kapidji durch die Luft; der dritte fällt erst nach dem vierten Streiche: der Kapidji sitzt im Kerker. So wird gemordet und gestohlen, und geraubt im Osten und im Westen, unter dem großen Bären, unter dem Kreuze des Südens; so fließt überall Blut unter dem Dolch des Räubers und des Henkers! In London sind dieses Jahr 12,987 Verhaftungen vorgenommen worden, die Gesammtbevölkerung beträgt bekanntlich 1,350,000 E.

(Der Beschluß folgt in der Beilage Nr. 6.)

Wissenschaftliche Darstellung der Philosophie der Geschichte für Gebildete, von August Arnold. Erster Theil. Erstes Heft. Berlin, Mittler. 1833. 4. 1 Thlr.

Der Verf. glaubt laut Vorrede (S. V) „eine bestimmte unabhängige philosophische Grundansicht oder ein abgeschlossenes eignes System zu haben", von dem er ausgeht; Refer. hat in der Voraussetzung, daß die Einleitung, die den größten Theil des Buches, Seite 1—60, einnimmt, die Grundzüge dieses Systems anzugeben bestimmt sei, dieselbe mit einiger Mühe durchgelesen, muß indessen bekennen, daß er in ihr nichts gefunden, als aus allerlei Philosophie, besonders auch Naturphilosophie, zusammengelesene Gedanken, neben manchen sehr unphilosophischen, auf eine ziemlich verworrene und unbeholfene Weise zusammengestellt und vorgetragen. Selbst Das, was im fünften und den nächstfolgenden Paragraphen von der „unbedingten Philosophie oder dem universellen System und der Art, wie es zu erbauen" gesagt ist, sowie die lithographirte Tafel, die eine Abbildung des Systems enthält, hat ihm zu keiner andern Erkenntniß verholfen. Eine Einsicht in sein System scheint aber der Verf. selbst für das Verständniß seines Werkes nicht für nöthig zu erachten, da ja dieses letztere die Philosophie der Geschichte so vortragen soll, daß sie auch von Solchen, die „in die Geheimnisse eines besondern Systems der Philosophie nicht eingeweiht sind" verstanden werden kann; oder will er damit nur andeuten, daß sein System kein besonderes sei und keine Geheimnisse enthalte? Außer der Einleitung, in welcher 1. von Philosophie, 2. von Geschichte, 3. von Philosophie der Geschichte die Rede ist, enthält dies erste Heft nur das erste Buch der wirklichen „wissenschaftlichen Darstellung oder Philosophie der Geschichte", in welcher „dem Entfaltungsprocesse der Vernunft im Menschengeschlechte mittels der äußern Offenbarungen, der beglaubigten Thatsachen, nachzuforschen beabsichtigt wird". Ref. findet die Absicht recht gut, die Ausführung aber sehr schwach und kann sich nicht entschließen in den ziemlich dürftigen Excerpten aus allgemein zugänglichen, von dem Verf. jedoch selbst namhaft gemachten Büchern und der Zuthat eines oberflächlichen Raisonnements den Anfang einer Philosophie der Geschichte zu erkennen. Lobenswerth ist die Kürze: auf 17 Seiten wird die schwere Frage über die Urzeit sowie die wissenschaftliche Darstellung von Indien, dem Buddhismus und China abgethan. „Jedes folgende Heft soll immer eine Hauptepoche der Geschichte umfassen." Behält der Verf. die Kürze bei, so kann er schnell genug bis zur Gegenwart vorwärts kommen, von der wir hier schon vorläufig erfahren (Seite 48), „daß sie, wenigstens dem Anfange nach, die vollständige, allseitige Verwirklichung der Vernunft darstellt; daß somit alle Momente vorhanden und in ihr rechtes Verhältniß getreten sind, was auch so ausgedrückt werden kann: daß die Gegensätze alle sich zu versöhnen, aufzuheben, beginnen, oder alle einseitige und mangelhafte Richtungen aufhören sich hartnäckig zu behaupten. Aber dieses ist eben erst noch als Morgenröthe eines spätern schönen Tages sichtbar. Mit Mühe werden noch die Schatten der Nacht bekämpft, um sodann die erscheinende Wirklichkeit zu erleuchten und mit befruchtender Wärme zu durchdringen." (Wer soll erleuchten und durchdringen? Die bekämpften Schatten?) Die ausführlichere Darstellung der Gegenwart, nach den gegenwärtigen Staaten, unter denen Preußen dem Begriff eines vollendeten Staats am nächsten kommt, gleich darnach aber Rußland, möge der Leser, wenn er Lust hat, selbst nachsehen; sie steht S. 52 und folgende.

22.

Literarische Notizen.

„Déontologie, ou la science de la morale" von J. Bentham erschien, von Benjamin Laroche übersetzt, in zwei Bänden.

„Dix-huit mois à Alger u. s. w.", ein Bericht über die wichtigsten Vorfälle daselbst von dem 14. Juni 1830, dem Tage der Landung der Franzosen, bis Ende December 1831, vom General Baron Berthézène, ist leider nur in 300 Exemplaren verbreitet und nicht im Buchhandel zu haben.

Von „Histoire de la révolution de France" von dem Vicomte Felix de Conny ist der erste Band in 2 Ausgaben in 8. und 18. erschienen. Das Werk wird in ersterer 6, in letzterer 10 Bände stark werden.

Die „Memoires de Napoléon Bonaparte", deren erster und zweiter Band eben erschienen, werden 10 Bände füllen. Sie sind gesammelt und geordnet von dem Redacteur der Memoiren Ludwig XVIII.

48.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 6. 11. Juni 1834.

iedrich Thiersch über den gegenwärtigen Zustand von Griechenland. *)

Das 19. Jahrhundert hat sein erstes Menschenalter vollen Es ist Zeit, zu fragen, ob wir seine Bedeutung verstanden, ob die Geschichte desselben uns ein unaufgelöstes Räthsel ? Ist vielleicht zu fürchten, daß seine großen Thaten und erordentlichen Ereignisse nur Oasen waren, umgeben von ei unfruchtbaren Sandmeere — dem Ergebniß des gemeinen ibens der Parteien? Diese Oeden erschweren den Zugang dem grünen Boden eines neuen Lebens; sollen wir deshalb Mühe scheuend und als verurtheilte Sklaven der Parteien, r Hoffnung entsagen, einen Ausweg zu finden aus den Step der Gemeinheit? Unmännlich wäre solche Entsagung und leich ein Bekenntniß, daß wir geborene Söhne der Wüste wollen; daß wir Bürgerrechte in einem blühenden Vater e uns zu erkämpfen nicht Kraft und nicht Muth haben.

Wagen wir, den großen Ereignissen näher ins Angesicht sehen!

Griechenlands Wiedergeburt ist eine der räthselhaften Er inungen, welche in Orakelsprüchen ein neues Leben Europas künden. Selten wird auf solches Orakel geachtet, und wenn geschieht, werden seine Aussprüche misdeutet. Menschen ohne unft und darum geneigt, die Gegenwart zu versteinern, schmei n sich mit dem ewigen Bestande des Herkommens und der täglichkeit; andere, ohne Gegenwart und von eiteln Wün n verzehrt, hoffen, den Kampf um doctrinaire Ziegenwolle das Ziel der Anstrengungen des Jahrhunderts geltend zu chen. Klein ist die Zahl der Zeitgenossen, denen das Nahen s die Erde umfassenden, die Gesellschaft zur Humanität hinan enden Schicksals klar wurde. Dieses Schicksals Natur ahnt große Mehrheit nicht; doch beherrscht sie Alle ein dunkles fühl seiner Macht.

In der Wiedergeburt Griechenlands hätte ein kräftigendes ement erkannt werden sollen, durch dessen verständigen Ge uch die Verbindung unsers Welttheils mit dem Oriente zu dnen war. Denn der Orient tritt unaufhaltsam in den irkungskreis unsers politischen Lebens. Nur wenn mit dieser asse neuer, zuströmender Kräfte wir uns in organische Wech wirkung zu setzen verstehen, wird die Zukunft uns vorbereitet n. Nichtachtung dieser Aufgabe würde Verwirrung, lang rige Kriege, könnte neue Völkerwanderungen herbeiführen.

War die Bedeutung des großen Ereignisses so dunkel, so erforschlich? War nicht vorauszusehen, daß die moralische acht Europas durch ihre materiellen Werkzeuge, Schiffahrt d Handel, sich Bahn machen würde zu den Morgenländern, i. zu der Heimat der, so weit die Geschichte reicht, ältesten, bildeten Staatsgesellschaften? Die europäische Türkei, Klein n, Syrien, Aegypten, das Gebiet des Euphrat und Tigris, rsien, Baktrien und Indien können und sollen nicht ewig, chdem sie einmal geblüht, dem politischen Tode verfallen sein. re Erstarrung war nur die Folge eingedrungener, fremder heit. Wilde Stämme der Turkmanen und Mogolen zerstör das dort heimatliche geistige Leben. Welche Gottheit gab Tatarenstämmen Bürgschaft, daß ihre Zerstörung bleibendes setz für alle folgende Jahrhunderte sein würde? Konnte doch h der ersten Verwilderung dieser Gegenden selbst arabischer rift, so lange er unter dem Schutz einer kräftigen Regierung nd, den erschlafften Geist der südasiatischen Völker neu be leben! Und sehen wir nicht in dem von der Natur verwahr losten Norden Asiens, unter dem Gesetz Rußlands, die Veredlung sich Bahn machen? Warum sollte ihr der schöne Süden des Welttheils für immer verschlossen sein? Zeugen nicht viele Veränderungen in dem Zustande der Morgenländer, daß, wie einst die Civilisation dort zu Grunde ging, jetzt auch das Ende der Barbarei gekommen sei? Ein neues Leben verräth sich dort; es verräth sich sogar in der Fäulniß der asiatischen Gewalten; es verräth sich nicht weniger in der Leichtigkeit der Eroberung mit europäischen Hülfsmitteln, sobald diese versucht wurde. Die Ursachen des Absterbens und der Wiederbelebung sind nicht in neuern Bemühungen zu suchen, am wenigsten in einer französischen Propaganda, dem Steckenpferde träger, unwissender Diplomaten. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ist die Spur einer Umwandlung im Oriente aufzufinden. Die Umschiffung der Südspitze von Afrika war ein Zeichen der guten Hoffnung, nicht blos für die Seefahrer: sie deutete zuerst auf das Gelingen einer Verbindung aller Theile der Erde; einer Verbindung, die seitdem als das Ziel der menschlichen Gesellschaft sich offenbart hat. Nicht mehr vereinzelt und getrennt sollen die Staaten sich bilden; alle Völker der Erde sind verbundene Glieder eines großen Organismus, dessen Entwickelung nach Gesetzen der menschlichen Natur erfolgt. Langsam und Anfangs unbemerkt treten die Bedingungen der Entwickelung ins Leben; der Nachwelt erscheinen sie in Klarheit. So war jene Umschiffung des Cap ein entdecktes Mittel zur künftigen Bekämpfung der asiatischen Verödung, welche 40 Jahre früher, durch die Eroberung von Konstantinopel, in dem Garten Europas sich festgesetzt hatte. Es läßt die Vorsehung nach jedem Siege des bösen Princips die Macht des guten auf einer andern Seite um so kräftiger erstarken. Jeder vermeinte Triumph der Barbarei ist nur der Vorläufer des Sieges der Civilisation.

Das große Resultat der Schiffahrt nach Indien, die kolossale Ausbreitung des britischen Reichs am Ganges konnte keine isolirte Erneuerung des Lebens der alten Welt bleiben. Zwischen jenem Riesenstaate und den östlichen Grenzen der europäischen Bildung wird die asiatische Verwilderung ihre künstlich erzeugten Wüsten nicht lange zu behaupten fortfahren. Eine Reihe von Ereignissen beweist, daß der Samen des Todes, den asiatischer Despotismus dort ausstreute, im eignen Giftgesträuch erstickt sei. Der Boden ist für verjüngtes Leben empfänglich.

Seit länger als einem halben Jahrhundert wurde von den Reisenden das Absterben der ottomanischen Macht bemerkt. So zeigte sich die Möglichkeit einer neuen Schöpfung in diesen, von der Natur gesegneten, von wilder Roheit in ihrem Dienste verfluchten Ländern. Das kräftige Jugendleben der Osmanlis war erloschen; es blieb ihnen die abzehrende Krankheit der Barbarei, die Unbehülflichkeit des Despotismus. Unter dem langen Druck dieser Horden bewahrten aber die Griechen stets den Lebensfunken ihres alten Charakters. Viele Beobachter in der Levante haben es bezeugt: Guys, Savary, Beaujour, Sonnini, Scrofani, Eton, Bartholdi, Denon, Pouqueville u. A.

Abesci *) bemerkt: „Im Rausche will der Grieche den Sultan vom Throne stoßen, um den Christen die Herrschaft wieder zuzuwenden.“ In vino veritas. Es lagen die Keime der Umwandlung in Verhältnissen, welche bestanden, ehe an die französische Revolution gedacht wurde.

Die Agonie des morgenländischen Despotismus beschränkte sich nicht auf die Türkei. In Persien hatten seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, unter den blödsinnigen Nachfolgern Schach Abbas des Großen, Bürgerkriege, Empörungen und die Wuth tollkühner Eroberer die letzte Kraft des Reiches der Sofi er

*) Die in vorstehendem Aufsatze niedergelegten geistvollen und selbständigen Ansichten rechtfertigen dessen Aufnahme neben der in Nr. 129—131 d. Bl. begonnenen ausführlichen Anzeige des Werks von Thiersch, deren Fortsetzung und Schluß nächstens folgen. D. Red.

*) Present state of the Ottoman empire. London 1784.

schöpft. Auf ihrem Throne erhalten sich jetzt die Erben eines Verschnittenen, nur weil keine Macht in der Nähe Neigung verräth, das verwüstete Land in Besitz zu nehmen.

Von einer andern Seite waren die schon gewohnten Siege der Russen über Türken und Perser sowie die Ausdehnung der russischen Herrschaft über den Kaukasus bis in die Gefilde des Cyrus und Araxes eine nicht weniger deutliche Hinweisung auf Revolutionen im Oriente.

Endlich, um der Weissagung das Siegel aufzudrücken, ward Aegypten, in einem neuen Argonautenzuge, die leichte Eroberung unter Anführung eines Mannes, der wenige Jahre später dem, von einer andern Barbarei ererbten europäischen System den Todesstoß gab und sonach in zwei Welttheilen den Völkern der Zukunft die Bahn ebnete, auf welcher sie ihren trojanischen Krieg in Asien führen können. Aber Napoleon's Zug nach Aegypten wurde für ein Abenteuer erklärt und nicht in seiner Bedeutung erkannt, nicht für eine Ankündigung des Uebergewichts europäischer geistiger Bewegung über die dem Tode geweihte, starre Gewalt orientalischer Herrscher. Die ganze Geschichte dieses Mannes, dessen Natur mit der Natur großer Ereignisse identisch war *), ist eine jener Oasen, von denen wir im Eingange gesprochen haben.

Während indessen die Gewalt der Dinge in einzelnen unverstandenen und, wie es schien, in unverbundenen Begebenheiten den künftigen Ausbruch ihrer Schöpfungskraft geheimnißvoll vorbereitete, erwachte unter den Männern der Wissenschaft, wie durch ein Vorgefühl der nahenden Verjüngung des Orients, eine lebhafte Vorliebe für die alten Denkmale und schriftlichen Zeugnisse früherer morgenländischer Cultur. Und wenn solche Forschungen sonst vorzüglich nur zum Behuf der Bibelerklärung angestellt wurden, so nahmen sie jetzt eine allgemeine auf allseitige Bildung des Menschengeschlechts zielende Richtung. Die in Wien gedruckten „Fundgruben des Orients" waren, neben und nach andern Bestrebungen der Art, ein merkwürdiges Symptom einer im öffentlichen Geiste sich bildenden Theilnahme an dem Schicksale des Morgenlandes. Solche Symptome aber werden von den Monopolisten der Politik selten für mehr als Träume der Gelehrten gehalten. Die Ungelehrten ahnen nicht, daß diese Träume selbst eine Frucht der Zeit sind. „Auch Träume kommen von Gott", sagt Homer; und die Alten verehrten den Kronos als einen Gott.

Endlich trat den Augen der Europäer deutlicher ins Gebiet heller Wirklichkeit, was jene Träume dunkel angedeutet hatten. Die Griechen, nachdem sie im vorigen Jahrhundert, von Rußland begünstigt, mehr als einmal vergebens versucht, das türkische Joch zu brechen, wagten von Neuem den Kampf für ihre Befreiung. Arm und ohne Waffen, ungeübt in den Künsten des Krieges, ungewiß, ob sie Schutz oder Verfolgung in Europa finden würden, erschienen sie auf dem Schlachtfelde als Männer, die nicht länger die Schande ertragen wollten, durch türkische Brutalität von den Fortschritten europäischer Civilisation ausgeschlossen zu werden. Nicht als muthwillige Empörer, sondern als Unterthanen der Gewalt der Zeit betraten sie den Schauplatz und zeigten sich als legitime Herren des Bodens, auf welchem einst ihre Vorfahren die Bildner des vor ihnen barbarischen Europa geworden waren. Das Zeitalter der Heroen schien in Hellas noch einmal erwacht, und seine Wiedergeburt gab sich kund in einer Zeit, wo das Schicksal der Welt der ausschließenden Leitung einiger Cabinete überantwortet zu sein schien. Da die Griechen von jener Leitung sich nicht die Erlaubniß, den Schild zu erheben, erbeten hatten, so wurde ihnen die Ueberraschung als Schuld angerechnet. Um so kühner und erschütternder war ihr Unternehmen. Wer möchte es aus dem Entschlusse einzelner Abenteurer oder aus dem Spinnengewebe der Theorien erklären wollen? Die Griechen folgten nicht ihren Einfällen und Gelüsten; sie gehorchten einer unwiderstehlichen Macht, die als Natur der Dinge alle Berechnungen der Willkür und der Speculation zu Schanden macht.

Der Takt der christlichen Völker lehrte sie, die Heldenthat der Griechen als ein von der Vorsehung gegebenes Zeichen zu ehren, als Offenbarung anzuerkennen, daß eine der großen Schranken gefallen sei, wodurch die Rückkehr der Civilisation in ihr altes Vaterland bisher verhindert wurde. Der Vorhang schien aufgezogen und die Zukunft enthüllt; in den schönsten Ländern der Erde zeigte sich ein Schauplatz für Thaten, die fruchtbarer für den Ruhm des Jahrhunderts sein würden als die matten Kämpfe für oder gegen die Ansprüche alternder Aristokratie, mechanisch eingeübter Diplomatie und entseelter Priesterherrschaft. Darum nahmen engherzige oder beschränkte Diener dieser Gewalten nicht Theil an dem Freudenruf der Völker, sondern suchten die Wiedergeburt Griechenlands als eine Wiederholung der Revolutionen zu verdächtigen, welche, in Italien und Spanien leicht besiegt, dem Veto der Congresse sich unterwarfen. Dabei wurde nicht bedacht, daß man die Regierungen in den beiden Halbinseln durch solche Zusammenstellung mit der Brutalität türkischer Paschas zu gleichem Range erhob. Erst spät sah man sich genöthigt, die Unabhängigkeit Griechenlands als eine vollbrachte Thatsache anzuerkennen und auf Anstalten zu sinnen, wodurch diese Thatsache mit den Begriffen des Herkommens in möglichste Uebereinstimmung zu bringen wäre. Auch dann noch machte sich die abgedrungene Großmuth zu Zeiten Luft in Klagen über das Vollbrachte. Lord Wellington, der Befreier Europas, nannte den Padischah einen alten Freund und den Sieg der Civilisation ein bedauernswürdiges Ereigniß. Nicht immer laut äußerte sich solche Gesinnung: sie konnte in der Stille sicherer wirken, wie sich bei dem Einfluß der Fremden in die griechischen Angelegenheiten verrieth.

Sollen wir noch fragen, ob das große Ereigniß verstanden wurde?

Doch, es ist Zeit, die allgemeinen Betrachtungen zu verlassen, und von dem Buche zu sprechen, das uns zu denselben Anlaß gab. Diese Betrachtungen aber vorauszuschicken, schien nothwendig, wollten wir unsere Ueberzeugung von dem ausgezeichneten Werthe der Schrift des Hrn. Thiersch begründen. Wir glaubten zuerst auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, den sie behandelt, aufmerksam machen zu müssen, weil nach dem Grade derselben das Verdienst des Schriftstellers um so richtiger ermessen werden kann.

Der Mann, der in diesem Werke einen redlichen, einfach verständigen, gründlichen Bericht von dem gegenwärtigen Zustande Griechenlands erstattet, war in Europa der Erste, welcher die ganze Bedeutung der Wiedergeburt der Hellenen in ihrer Tiefe erfaßte, die Pflicht Europas erkannte und als allein stehender Privatmann den Muth hatte, die Zeitgenossen zur thätigen Theilnahme an dem edeln Unternehmen aufzufodern. Seine Bemühungen hätten eine ans Wunderbare grenzende Wirkung hervorgebracht, wenn nicht jene kleinliche Furcht, die in ihrer Kurzsichtigkeit jedes Neue als Empörung verfolgen zu müssen glaubt, die Gewalt zu Hülfe gerufen, um den kühnen Sprecher für Hellas zum Schweigen zu nöthigen. So wurde seine Wirksamkeit gelähmt, bis das erhabene Wohlwollen des jetzt regierenden Königs von Baiern den Philhellenen die Sprache wiedergab. Unterdessen hatte sich bei den Griechen an die Stelle der Mitwirkung befreundeter Privatpersonen ein anderer Einfluß Bahn gemacht, welcher, was auch sein letzter Zweck sein mochte, wenig geeignet schien, die Griechen gegen ihr größtes Unglück, Uneinigkeit unter einander, zu sichern. Auch die Eifersucht der Cabinete mußte zur Verwirrung der Ansichten beitragen. Ein seltsames Gemisch von Schutz und widersprechender Aufregung schien mit dem unerfahrenen Volke zu spielen. Nachdem es die Türken nicht mehr zu fürchten hatte, erfuhr es, wie, unter den Augen der Fremden, die bei jeder großen

*) „C'est le propre des grands hommes d'être de la stature des grandes choses". Victor Hugo in „Étude sur Mirabeau" (Paris 1834), S. 23. Es sei hier im Vorbeigehen bemerkt, daß Napoleon Aegypten schnell auf eine Art zu organisiren wußte, die noch jetzt ihre Früchte trägt; dagegen die heutigen liberalisirenden Franzosen in Verlegenheit sind, was sie aus Algier machen sollen.

ition unvermeidlichen Zwiste der Parteien zur Schwä- der Regierung ausgebeutet wurden. — Endlich sendete hnen einen in der Schule europäischer Diplomatie erzoge- delmann griechischer Abkunft, den Grafen Kapodistrias, r die Organisation des neugeborenen Staates vollenden Er wurde mit Wohlwollen und Vertrauen empfangen; ichien unter ihm der innere Kampf durch vorzügliche Be- zung Einer Partei vielmehr zu heftigen Ausbrüchen ge- als durch eine über den Parteien stehende Gewalt besänf- n sein. Das Uebel gab sich in seiner Furchtbarkeit durch ragischen Tod des Präsidenten zu erkennen und drohte Greuel der Bürgerkriege die Unmenschlichheit der Türken ertreffen. Europa erschrak; es fürchtete seine Theilnahme würdige verschwendet zu haben. Sichtbar war dieselbe nach der Ankunft des Grafen Kapodistrias erkaltet.

Während der Unsicherheit und des Schwankens im öffent- Urtheil reiste Hr. Thiersch, der jederzeit treue Freund der n, nach Griechenland — ohne Auftrag einer Regierung, im Interesse einer, selbst in ihrer Verirrung noch edeln nteressanten Sache. Niemand war geschickter als er zu unbefangenen Urtheil über den Stand der Dinge und ltnisse. Gleich vertraut mit der Sprache Homer's und ır's wie mit dem neuen Volksdialekte, der auch in der Sphäre des Despotismus seine alte Kraft und Schönheit ort hat; in fortgesetztem schriftlichen Verkehr mit vielen streichen Männern der Wiedergeburt; so wohlwollend für llgemeine Sache als den einseitigen Interessen der Par- fremd, und zum Glück unberührt von den Vorurtheilen d einer diplomatischen Schule: so vorbereitet und ausge- :, mußte Hr. Th. vor vielen Andern fähig sein, von dem gen Zustande Griechenlands eine gründliche Kenntniß sich rwerben. Das Resultat seiner Beobachtungen legt er in n Werke: „De l'état actuel de la Grèce etc.", vor, wel- für die wichtigste Schrift im Fache der neuern Politik zu nen wir keinen Anstand nehmen, da sie die Leser mit dem n Wesen einer Angelegenheit bekannt macht, die auf den z des europäischen Schicksals den entscheidendsten Einfluß muß. Was seit der Ankunft Kapodistrias' in Griechen- sich ereignet; wie dieser Mann, in kleinlicher Berechnung s kurzsichtigen Egoismus, daran gearbeitet, Griechenland Unbedeutenheit herabzuwürdigen, um sich und seiner Familie mbeneidete Herrschaft über ein von ihm als verächtlich dar- lltes Land zu sichern; welchen Charakter das Volk in al- künstlichen Wirren bewahrte; welche Kräfte in ihm liegen oher Veredlung; wie leicht und naturgemäß sich die Mittel leten, Griechenland zum ebenbürtigen Genossen europäischer ur zu erheben; wie ehrenvoll für unsern Welttheil und für r Jahrhundert eine verständige und edelmüthige Unterstü- g des begonnenen Werkes sein würde: über diese und viele re, in Bezug auf europäische Interessen, vorliegende Fra- wird der denkende Leser in dem Buche die gründlichste kunft finden. Er wird sich in den Stand gesetzt sehen, den en Vorrath von Kraft zu beurtheilen, den das schöne Land das männliche Volk nach der Verwüstung sich noch zu er- en wußte. Der Leser wird sich angezogen fühlen durch den ilden als reifen Geist des Verf., der ihn stets in der Theil- ne an eine edle Sache erhält und das Bild eines frischen ns zeigt, eines Lebens, das nichts gemein hat, mit der mo- en Spielsucht an der Pharobank großer Revolutionen mit en Resultaten. Selbst da, wo der Einfluß diplomatischer aten geschildert wird und an den Schaden veralteter Vor- eile zu erinnern unvermeidlich war, wird der gerechte Un- e des Lesers durch die Mäßigung und würdige Haltung des ichterstatters besänftigt werden. Er wird sich zuletzt einer bigen Hoffnung auf das endliche Gelingen der Wiedergeburt echenlands überlassen und mit Geduld die Zeit erwarten, n die dunkeln Wolken sich von dem erweiterten Horizonte weggziehen werden.

Wenn das Werk des Hrn. Th. nicht in hohem Grade be- lehrend wirkt, so ist es weder dem zu leichten Gewicht des Gegenstandes, noch der so ungekünstelten als eindringenden Behandlung beizumessen, sondern für eine Schuld der Hartnäckigkeit zu erklären, welche sich in Beschränkung und Einseitigkeit gefällt, und den Vorsatz, aus ihnen hinauszutreten, als eine Beleidigung der Majestät der Mittelmäßigkeit selbst zu fliehen und an Andern zu strafen gewohnt ist. Ein reiner und humaner Geist dagegen wird sich mit Liebe in das Buch hineinlesen. Wenn ihn irgend ein trübes Gefühl dabei ergreift, so wird es nur sein, wo er besorgt, es könnte der hier vom Wohlwollen und von unparteiischer Sachkenntniß gegebene Rath nicht verstanden, nicht beachtet, nicht befolgt werden; es könnte am Ende der Eifersucht der Cabinete ein Volk geopfert werden, welches, wenn sie sich zu verständigen wissen, ihnen die schönste Gelegenheit gibt, ihren Ruhm für immer zu sichern. So ist es! Die Geschichte legt ihnen bei Gelegenheit der Auferstehung Griechenlands ein weißes Blatt vor: was sie darauf schreiben in Beziehung zu ihrem Antheil an der großen Sache, wird der Nachwelt als Begründung des Urtheils über ihren Ruhm oder über ihre Irrthümer dienen. Die Schrift des Hrn. Th. ist geeignet, jenen zu empfehlen, vor diesen zu warnen.

Mit vorstehenden Andeutungen müssen wir uns hier begnügen. Es war nicht unsere Absicht, Auszüge aus einem Buche zu liefern, welches in seinem Zusammenhange und ungeschmälert bis ins ausgeführte Detail studirt zu werden verdient. Statt eine Uebersicht seines reichen Inhalts dem Leser vorzulegen, in welcher Arbeit uns Andere zuvorgekommen, haben wir vorgezogen, die Gedanken auszusprechen, die bei einer aufmerksamen Lecture des Werkes in uns hervorgerufen wurden. Sind diese Gedanken gut, so werden sie Zeugniß geben von dem höhern Werthe und der Kraft der Quelle, aus welcher sie ihren Ursprung nahmen. Sind sie dagegen nicht gut, so wird der Leser, wenn er dem Werke des Hrn. Th. seine Aufmerksamkeit zuwendet, uns allein die Schuld verfehlter Auffassung zuschreiben.

Nur Eine Bemerkung glauben wir zum Schlusse noch beifügen zu müssen. Der Bericht geht nur bis zu der Zeit, als König Otto auf den Thron von Griechenland berufen wurde. Der Verf. war nach Deutschland bereits zurückgekehrt, als die Regentschaft aus Baiern nach ihrer Bestimmung abreiste. Wie diese ihre große Aufgabe zu lösen bemüht ist, darüber konnte Hr. Th. keine Auskunft geben, was wir um so mehr bedauern, als die spätern Nachrichten in den Zeitungen nicht geeignet sind, die Erwartungen eines denkenden Publicums zu befriedigen. Denn daß man bairische Titel und Uniformen eingeführt, daß überhaupt ein bairischer Zuschnitt den öffentlichen Anstalten gegeben wurde, ist von zu untergeordnetem Interesse, als daß daraus auf Wesen und Geist der Regentschaft mit Sicherheit geschlossen werden könnte. Zum Glück gibt es eine Bürgschaft für die Zukunft, welche zuverlässiger ist, als die vielleicht nur ungeschickten Berichte der Zeitungscorrespondenten. Diese Bürgschaft gibt der anerkannt edle humane Charakter und der schon frühe sich verkündende, ernste, der Veredlung der Völker zugewandte Geist des jungen Fürsten, den die Vorsehung durch den erhabenen Beruf auszeichnete, die Wiedergeburt eines Volkes von uraltem geistigen Adel zu vollenden. Und daß auch bis zu dem Augenblick, wo der junge König die Zügel der Regierung selbst führen wird, die Regentschaft ihre Pflicht zu erfüllen geschickt sei, dafür bürgen die ausgezeichneten, vielseitig gebildeten Talente, die menschenfreundlichen Gesinnungen und der erleuchtete Geist des Grafen von Armansperg, Präsidenten der Regentschaft.

Sonach dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß der Einfluß der Deutschen auf Griechenland viele Uebel der frühern Periode mildern werde, wenngleich bei anderweitigem Conflict, den hier die Interessen der Seemächte erzeugen, vorauszusehen ist, daß die Lösung der großen Aufgabe von Umständen abhängt, die berechnen zu können die bisherige Erfahrung noch zu jung ist.

Viel wird für eine richtige Ansicht gewonnen sein, wenn

die Staatsmänner nicht vergessen, daß Griechenland die Brücke ist, auf welcher die europäische Civilisation zu Lande in den Orient vordringen soll. Wird Griechenland gehindert, groß und stark zu werden, so müssen von rechtswegen, d. i. naturgemäß, diese Länder den Russen als Erbschaft zufallen. Scheint es doch, daß dieses jugendlichkräftige, in Europa vielfach verkannte Volk berufen sei, dem Oriente seine belebende Organisation zu geben.

Stuttgart, im April 1834.

Friedrich Ludwig Lindner.

Zur französischen Journalistik.

(Beschluß aus Nr. 162.)

„La revue européenne." Ein ernstes, gewissenhaftes Blatt, für gelehrte Literatoren, und deswegen wenig gelesen und noch weniger gekauft. Wir finden im Märzhefte zuerst eine Beurtheilung der Vorlesungen Michelet's über die französische Geschichte. Der Recensent, Eckstein, folgt dem Historiker bis zu den ersten Quellen der Geschichte. — Hierauf kommen „Études philosophiques et poëtiques sur le théâtre des Grecs", eine Reihe Studien, die mit der „Hekuba" des Euripides beginnt; eigentlich Fragmente einer Nachahmung in Versen von Morrounais. — Hiernach treffen wir auf einen Aufsatz: „Des coalitions d'ouvriers". Was dieser in einer gelehrten Zeitschrift soll, begreifen wir nicht, können uns aber doch erklären, wie er hieher kam. Die „Revue européenne", welche an die Stelle der „Revue encyclopédique" getreten, wird von St.-Simonisten redigirt. Diese könnten aber doch einen andern, breitern und sicherern Platz der Oeffentlichkeit suchen als eine Sammlung, die mit einer politisch historischen Abhandlung über den Einfluß der germanischen Nationen auf Frankreichs spätere Gestaltung beginnt! Im Uebrigen hat sich in den blutigen Tagen vom 13. und 14. April zu Paris und in der Schreckenswoche, welche diesen Tagen vorherging, in Lyon gezeigt, wohin Coalitionen unter Handwerkern führen. Schließlich wird „Vie politique de Charles Maurice prince de Talleyrand" von Alex. Sallé angezeigt, der aus dem „Moniteur", aus Montgaillard, aus allen Memoiren, die seit der Madame Roland erschienen, Alles herausgezogen, was sich auf seinen Helden bezieht, und das Ganze mit den bekannten wahren oder falschen Bonmots untermischt, welche Talleyrand größern Ruhm verschafft haben als seine diplomatischen Talente.

„Le littérateur universel". Erste Lieferung. Ein neues Sechsfrancsjournal. Der Herausgeber nimmt ein Buch her, schlägt's auf, schreibt eine Stelle ab, holt ein anderes, verfährt auf gleiche Weise und so fort, bis zwei Bogen voll sind. Herr His, der sich Gerant nennt, fabricirt auf diese Weise ein Journal bunt wie eine Hanswurstjacke. Da kommt zuerst ein Capitel aus dem Jesaias, ein Chor aus den „Trojanerinnen" des Euripides, ein Bruchstück aus Sallust, ein anderes aus dem heiligen Chrysostomus, ein Gedichtchen von der bekannten Clotilde de Surville, ein anderes von Dubartas, der sich besonders dadurch berühmt gemacht, daß er den Sonnengott le grand-duc des chandelles genannt, und der Verf. eines Gedichts ist, welches „La création du monde" heißt. Auch die Ballade: „Der Taucher", von H. Barante übersetzt, haben wir in diesem Potpourri gefunden. Das interessanteste Stück der ganzen Sammlung ist ein Fragment aus dem Gedichte, „St.-Louis ou la couronne reconquise", von dem P. Lemoine, einem Jesuiten, geboren 1602, einem der größten Dichtergenies, welche die Franzosen aufzuweisen haben; bisher war Lemoine ganz in Vergessenheit gerathen, die Classiker konnten diesen Mann mit seinen seltsamen Figuren, seiner Uebertreibung nicht genießen: vielleicht wäre es an der Zeit, sein Andenken wieder zu Ehren zu bringen. Wie viele französische Dichter haben Verse aufzuweisen wie folgende Lemoine's über die Katakomben bei Theben:

Vingt siècles descendus dans la profonde nuit
Y sont sans mouvement, sans lumière et sans bruit.

„Le charivari". Diese Katzenmusik möge uns die blutigen Gedanken, die bleichen Schaffotgestalten verscheuchen. Thun Sie nur einen Blick auf die Vignette, und die ganze Kerker- und Assisengesellschaft wird Ihnen aus dem Gedächtnisse fahren. Da sind ein Dutzend Köpfe, wahre Cabinetsstücke: einige haben Mützen auf, es ist der Janhagel; die Kappe ist zu Paris das Unterscheidungszeichen der Plebs, mit einer Kappe dürfen Sie nicht durch den Garten des Bürgerkönigs gehen. Wie diese Kerls schreien und pfeifen! Dieser mit dem mächtigen Hausschlüssel und dieser, der die beiden Fäuste in den Mund gesteckt, eine allerliebste Harmonika; sie haben gewiß soeben Viennet oder Gisquet vorbeigehen sehen! Auf einer andern Vignette charivarisirt das Ministerium in Gala; europäische Monarchen prellen die Birne in großer Uniform, mit dem großen Bande der Ehrenlegion, dessen Kreuz an einer sehr verdächtigen Stelle sitzt; der famöse Rifflard, der Filzhut mit der Kokarde fliegen dabei zum Henker. Diese Vignetten versprechen festliche Unterhaltung, die wir denn auch finden. Es ist Ball in den Tuilerien; ein Lakai geht vorüber mit Eis und Sorbets; der König, an Haltung und Costum einem Juden ähnlich, dreht unwillig das mächtig aufgezausete Toupet gegen den demüthigst sich verbeugenden Minister des Hauses: „Veillez donc, mon cher Talivet, à ce que l'on ne remplisse pas autant les verres, c'est scandaleux". Weiter finden wir einen mit Reliquien beladenen Esel; es sind Geldsäcke, Epaulettes, eine Bischofsmitra, ein Krummstab u. s. w. An des Esels Ohren hängt die unausbleibliche Birne. Voran schreitet Soult mit der bekannten Kerze; Persil und Dupin schwingen das Rauchfaß, Talleyrand im vollständigen Bischofsornate hinkt mit gefalteten Händen nach. Und so geht's fort, und so könnten wir noch manche schnurrige, bissige, witzige Lithographie mit der Feder nachzeichnen; aber es ist Zeit, daß wir uns nach dem Inhalte umsehen. Da finden wir zuerst „Philippiana", eine Sammlung von Anreden welche am Philippstag an S. Majestät gehalten worden; der vollständige Titel lautet: „Recueil des principales harangues commises à l'occasion de la St.-Philippe, par les principaux corps d'état et de métier; suivies des réponses proférées par très haut etc. L. P. 1er, potentat des Français, le plus honnête-homme de son royaume, chevalier de la toison d'or et de plusieurs autres sociétés savantes, avec le portrait de l'auteur et un fac-simile d'un de ses *que*". Das Letztere bezieht sich auf die Anhäufung dieses Bindeworts in den Vorträgen des Königs. Deswegen sagt auch ein Beduine in seiner Anrede, er bringt ihm als Geschenk drei queues de Pacha; dieses Wortspiel erklärt der „Charivari" in einer Note, es sei ein Irrthum, den man einem Wilden verzeihen müsse, que l'envoi du Moniteur n'a pas du rendre sensible aux finesses de notre langue. Auch eine Deputation von Anthropophagen bringt ihre Huldigungen dar, oder will sie darbringen, wird aber nicht vorgelassen; Hr. Persil liest dem König ihre Rede vor; sie lautet: „koui, koui, cra, cra, cra ... rou, rou, rou, sacramentata, pouf, pouf". Hr. Sylvestre de Sacy, welcher sehr stark im Griechischen sei, habe sie übersetzt; die Kannibalen drücken die Hoffnung aus, daß, nach Dem, was sich kürzlich in Paris zugetragen, man sie nicht mehr Barbaren schelten werde u. s. w. Zuletzt tritt Hr. Viennet auf und hält eine Rede in Versen, die mit folgenden Zeilen schließt: „Die Nachwelt wird einst von dir sagen", spricht Hr. Viennet zu L. Ph.:

on le vit, déployant de nobles facultés
Multiplier les *car* plus que ses charités;
Et s'il fit vaillamment pâlir la republique,
Il restaura le *qui* dans sa splendeur antique.

Unter den übrigen Aufsätzen bemerken wir: „Comédie parlementaire, à propos de la comédie fangeuse." Die comédie fangeuse ist „Antony", v. Dumas, welche auf Betreiben des „Constitutionnel" im Théâtre français untersagt worden.

19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch*. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1833. Gr. 8. 4 Thlr.

Zweiter Artikel.*)

Die zweite Abtheilung des ersten Bandes gibt, wie bereits angedeutet, die Ansichten des Verf. über die gegenwärtige Lage Griechenlands und die Mittel, durch welche die Ruhe der jungen Monarchie gesichert werden könne. Hierfür ist es natürlich von der äußersten Wichtigkeit, daß zunächst ihr Verhältniß zu den übrigen Staaten Europas, ihre Stellung im europäischen Staatensysteme auf angemessene Weise geordnet werde. Der Verf. widmet diesem Gegenstande den ersten Abschnitt: „Sur la politique extérieure de la Grèce", S. 196—211. Als Princip, nach welchem Griechenland zunächst seine auswärtigen Verhältnisse ordnen müsse, stellt der Verf. sehr treffend die Erkenntlichkeit auf, welche es den drei Großmächten, als seinen Wohlthätern, schuldig sei. Die Nothwendigkeit einer strengen Neutralität in Zeiten des Friedens und des Krieges ergebe sich hieraus von selbst. So leicht als die Behauptung dieser Neutralität an sich erscheinen mag, so ist sie doch nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, da Griechenland schon durch seine Lage gleichsam die Mitte zwischen den beiden Systemen bildet, welche die Hauptmächte Europas nach Grundsätzen, Politik und Interessen in zwei entgegengesetzte Theile scheidet, und da auf der einen Seite England und Frankreich, auf der andern Rußland sich bemühen werden, ihrem Einfluß daselbst das Uebergewicht zu verschaffen. Mit der Zeit kann sich diese Politik, welche allerdings etwas Beschränkendes hat, ändern. Ein Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse des östlichen Europas und dann in Griechenlands Zukunft eröffnet gleichsam eine neue Welt. Auf der einen Seite das europäisch-osmanische Reich im Todeskampfe, auf der andern die griechische Monarchie in voller Jugendkraft, der sich nicht allein die ganze christliche Bevölkerung, deren Nationalgefühl durch das Wiederaufleben eines griechischen Reiches zu neuen großen Hoffnungen erwacht, sondern auch der größte Theil der Mohammedaner zuwenden wird, welche die Vortheile einer auf festen Grundlagen beruhenden, milden und gerechten Regierung genießen möchten. Schon jetzt findet, nach der Bemerkung des Verf., zwischen der griechisch-christlichen und türkisch-mohammedanischen Bevölkerung eine gegenseitige Annäherung und eine Gleichheit der Gesinnungen und Wünsche statt, wie man sie noch vor zehn Jahren für unmöglich gehalten haben würde. Die religiöse Spaltung wird beiweitem von dem Verlangen nach einer politischen Vereinigung überwogen, deren einstige Möglichkeit eben die zu hoffende territoriale Erweiterung der griechischen Monarchie verbürgen mag.

Il faut donc se décider à reconnaître qu'en créant un royaume de Grèce, on lui a procuré des chances d'un avenir glorieux, et que peut-être, sans le vouloir, on lui aura ouvert une carrière dans laquelle ce royaume sera peut-être entraîné par les besoins et pour ainsi dire par la nécessité de la position, qui l'a toujours emporté sur les combinaisons accidentelles de la politique (S. 200.)

Der Verf. sucht hierauf zu zeigen, daß eine Vergrößerung Griechenlands, welche jedoch nicht statthaben könne, so lange es noch mit sich selbst zu sehr beschäftigt sei, ganz den allgemeinen Interessen Europas entsprechen werde. Einestheils sei ein festbegründetes griechisches Königreich das einzige Mittel, der Verbreitung der europäischen Bildung nach dem Orient Halt und Richtung zu geben, anderntheils werde die Besorgniß, daß das Gleichgewicht der europäischen Staaten durch die Vereinigung des europäisch-osmanischen Reiches mit der russischen Monarchie gänzlich zerstört werden dürfte, sogleich gehoben werden, wenn man dem griechischen Staate eine Ausdehnung geben wolle, welche ihm wieder den Besitzstand des oströmischen Reiches sichere. Im Süden durch Candia, im Westen durch die ionischen Inseln und im Norden durch Epirus und Thessalien eingeschlossen, könne Griechenland weder eine würdige Selbständigkeit behaupten, noch seinen Einfluß nach außen so geltendmachen, wie es seiner Bestimmung gemäß zu sein scheine.

Für die nächste Zukunft darf man freilich die Blicke nicht zu sehr erweitern. Anstatt gegen die Pforte etwa eine feindliche Stellung einnehmen zu wollen, erfodert es vielmehr der eigne Vortheil der griechischen Monarchie, mit ihr ein freundschaftliches Verhältniß nach Kräften zu pflegen; zumal da jeder Vortheil, welchen Rußland oder Aegypten über die Pforte gewinnen möchte, die Selbständigkeit der griechischen Monarchie nicht weniger als die

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 129—131 d. Bl. D. Red.

Existenz des osmanischen Reiches selbst gefährden würde. In gleicher Weise muß Griechenland auch mit den übrigen europäischen Staaten in dauernden freundschaftlichen Verhältnissen zu bleiben suchen. Oestreich, welches die Vergrößerung Rußlands nach Süden hin am meisten zu fürchten hat, ist Griechenlands natürlicher Bundesgenosse und wird daher in seinem eignen Interesse die Selbständigkeit und die zu dieser nöthige Vergrößerung der griechischen Monarchie wünschen. Ueberdies wird die östreichische Monarchie durch Handelsverbindungen zu Griechenland in eine beiden Staaten gleich vortheilhafte Beziehung kommen, da die Nachtheile, welche ihr das Wachsthum der griechischen Handelsmarine bringen könnte, mehr scheinbar als wirklich begründet sind. Hat England in Bezug auf Rußland mit Oestreich ganz gleiche Interessen, so gibt ihm dagegen der Besitz der ionischen Republik eine eigenthümliche Stellung zum neugriechischen Königreiche. Jedermann wird mit dem Verf. darin übereinstimmen, daß die ionischen Inseln früher oder später mit Griechenland vereinigt werden sollten; und dies würde, nach des Verf. Meinung, um so leichter geschehen können, wenn man England nur im Besitz von Korfu lassen wolle, wodurch doch der ihm zur Erhaltung seines Uebergewichts zur See nöthige Schlüssel des adriatischen Meeres in Händen bleiben werde. In dieser Beziehung, glaube ich, könnte man leicht noch weiter gehen. Gibt man einmal zu, daß die griechische Monarchie auf dem Festlande nach Norden hin erweitert werden müsse, so muß man auch einräumen, daß dieser Schlüssel des adriatischen Meeres vor Allem ihr gebühre. Und käme es dann einmal wirklich darauf an, die Feinde des Nordens von hieraus zu bekämpfen, so läge es eben im Interesse des westlichen und südlichen Europas, das Königreich Griechenland durch den vollständigen Besitz der dazu nöthigen Mittel zum Hauptbollwerk gegen die gefürchtete Macht zu erheben. Frankreich, welches Griechenland von jeher die lebhafteste thätige Theilnahme bewiesen hat, könnte ihm nur dann einige Gefahr bringen, wenn es seinen Einfluß im mittelländischen Meere weiter nach Osten hin auszudehnen und im Archipel feste Stützpunkte für seinen Levantehandel zu erlangen suchen würde. Gegenwärtig ist Frankreich jedoch noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sein Einfluß nach außen irgendwo Besorgnisse erregen könnte. Mit Rußland, dessen Stellung zu dem östlichen Europa auch für Griechenland gefahrbringend zu sein scheint, wird der junge Staat um so mehr seine freundschaftlichen Beziehungen zu erhalten wissen, je weniger die nachtheiligen Schritte einiger Agenten dieser Macht in den letzten Jahren von bleibenden Folgen sein werden, und je mehr Griechenland genöthigt ist, Rußland als Gegengewicht gegen etwaige Anmaßungen der westlichen Mächte zu betrachten. Auf der andern Seite könnte allerdings die griechische Monarchie selbst im östlichen Europa für die Zukunft ein Uebergewicht erlangen, welches mit den Interessen der übrigen Mächte nicht vereinbar wäre. Der Verf. macht in dieser Beziehung, namentlich auf das zu hoffende Wachsthum der griechischen Handelsvereine aufmerksam, bemerkt aber auch zugleich, daß dieses Wachsthum schon seit einem halben Jahundert bestanden, ohne den übrigen Handelsstaaten wesentlichen Nachtheil zu bringen, und überhaupt aus der Entwickelung des Levantehandels im Allgemeinen, an welchem jedem handeltreibenden Volke der Antheil frei stehen müsse, zu erklären sei. Habe Griechenland dabei etwa einige besondere Vortheile vor dem übrigen Europa voraus, so verdanke es diese seiner Lage, welche allein seinen Bewohnern zugutekommen dürfe und sein Schicksal für die Zukunft bedingen wird.

Die äußere Politik des neugriechischen Staates ist zugleich die Grundlage seiner innern Organisation, deren allgemeinste Grundsätze der Verf. im zweiten Abschnitt: „Politique intérieure de la Grèce", S. 212—216, aufstellt. Nachdem er hier auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht hat, welche Griechenland als Mittelherd zwischen den Systemen der absoluten und der constitutionellen Monarchie zu überwinden habe, bemerkt er ganz richtig, daß die Frage, auf welche Seite es sich zu wenden habe, am sichersten nach den Bedürfnissen des Landes und Volkes entschieden werden müsse, und daß die fremden Mächte zunächst auf weiter nichts Anspruch machen könnten, als darauf, daß die Regierung dem revolutionnairen Geiste, welcher Europa beunruhige, keinen Eingang gestatte und überhaupt der europäischen Gesellschaft die Garantie einer gesetzmäßigen und haltbaren Organisation gewähre. Im Einzelnen müsse dieselbe völlig frei sein und nur nach den gegebenen Verhältnissen eingerichtet werden. Unter diesen kommt zunächst Charakter und Art der Bevölkerung Griechenlands in Betracht, wovon der dritte Abschnitt, S. 217—230 handelt. Abgesehen von einer großen Verschiedenheit der Bildung, Sitten und Interessen, welche sich nirgends in gleicher Weise wiederfindet, lassen sich für die Bewohner des heutigen Griechenlands theils nach Oertlichkeit, theils nach Abstammung sehr bestimmt unterscheidende Merkmale festsetzen. Ist den Rumelioten, bei welchen althellenische Eigenthümlichkeit noch am bestimmtesten hervortritt, kriegerischer Geist und wilder Freiheitssinn eigen, so sind dagegen bei den Moreoten, welche, mit Ausnahme des Mainotenstammes und einiger Klephtenfamilien, unter dem Drucke der Türken und Primaten den Waffen völlig entfremdet worden sind, sklavischer Sinn und Verderbniß der Sitten neben höherer Bildung vorherrschend, während die Bewohner der Inseln, welche durch Handel mit dem gebildeten Europa fortwährend in Verbindung geblieben sind, im Allgemeinen zwar mehr europäische, namentlich italienische Bildung und Lebensweise, aber auch die mit diesen verbundenen Mängel des Charakters und der gesellschaftlichen Verhältnisse angenommen haben. In Bezug auf die Abstammung tritt durch ganz Griechenland der Unterschied zwischen dem hellenisch-romäischen und dem walachisch-albanesischen, oder, wenn man will, slawischen Elemente am bestimmtesten hervor. In Ost- und Westgriechenland wird beinahe das ganze Flachland von Albanesen bebaut; im Peloponnes gehören die Bewohner von Argolis und der heutigen Eparchie Arkadia dem Stamme der Albaneser an; und unter den Inseln haben Hydra und

Spezzia eine fast ausschließlich albanesische Bevölkerung. Das hellenische Element dagegen hat sich am reinsten in den kriegerischen Bergbewohnern Rumeliens, in einigen Gegenden des Peloponnes, namentlich in den Bergdistrikten zwischen Lakonien und dem Golf von Messenien (bei den Mainoten) und auf einigen Inseln, Psara, Chios, dem hellenischen Theile von Syra u. s. w. erhalten. Durch die Revolution sind zu den ältern Einwohnern noch einige neue Stämme hinzugekommen, welche theils dem hellenischen, theils dem albanesischen Elemente näher stehen; als die Sulioten, welche, etwa 12,000 Mann stark, noch unter ihren eignen Führern, aber ohne gemeinschaftliches Interesse leben; die Olympioten, welche sich zugleich mit einigen aus Thessalien und Macedonien eingewanderten Familien in Phocis niedergelassen haben; die hier und da zerstreuten Reste der nach dem Falle von Karabusa eingewanderten Candioten; einzelne ausgezeichnete Phanariotengeschlechter und einige Griechen aus Kleinasien und aus der Republik der sieben Inseln. Ein eignes Element der Bevölkerung bilden die seit dem Anfange des Freiheitskampfes eingewanderten Europäer, unter denen in Zukunft die deutschen Colonisten den vortheilhaftesten Einfluß auf den Anbau des Landes und die Bildung der Eingeborenen gewinnen werden. Die Verschiedenheit der Stände bedingt sich nach den drei Hauptclassen der Landbauer, der Handel- und Gewerbtreibenden und der Krieger, welche über ganz Griechenland so zerstreut sind, daß je nach Oertlichkeit die eine oder die andere Classe die vorherrschende ist. Ein eigentlich bevorrechteter Stand existirt nicht; und wenn z. B. in einigen Districten des Peloponnes die Primaten gewissermaßen die Rechte eines herrschenden Erbadels in Anspruch nehmen möchten, so beruht dies blos auf einer falschen Würdigung des Antheils, welchen sie zur Zeit der osmanischen Herrschaft an der Verwaltung des Landes als Kudschi-Baschis hatten, der aber auch nur aus jenem gesetzlosen Zustande hervorgegangen war, welcher mit der neuen Ordnung der Dinge gänzlich unvereinbar ist.

Hiernach bestimmen sich leicht die allgemeinsten Bedürfnisse und Wünsche des neugriechischen Volkes, welche der Verf. im vierten Abschnitt, S. 231—235 andeutet. Das allgemeine Verlangen nach Ruhe und gesetzlicher Ordnung ist die sichere Grundlage, worauf das neue Staatsgebäude aufgeführt werden kann. Jedoch darf man sich nicht verhehlen, daß die Ansichten über die Mittel, wodurch man zu Ruhe und Ordnung gelangen könne, weit weniger von den Bedürfnissen des allgemeinen Besten als von den Interessen ausgehen, welche die verschiedenen Classen und Parteien vorzugsweise berücksichtigt wissen wollen. Allen zu genügen ist ebenso unmöglich, als es gerecht und nothwendig ist, den wahren Bedürfnissen Derer abzuhelfen, welche begründete Ansprüche haben. Wo, wie in Griechenland, neben dem edelsten Streben die gemeinste Leidenschaft, neben ausgezeichneter Tugend das niedrigste Laster, neben anerkannter Tüchtigkeit des Geistes und Charakters Unfähigkeit und Anmaßung ihr Recht geltend machen wollen, muß die Regierung mit Gerechtigkeit und Einsicht eine unerschütterliche Festigkeit in der Ausführung Dessen beweisen, was sie als das Beste erkannt hat. Man erhebe und ehre die Tüchtigen, um Unfähigkeit und Gemeinheit niederzuhalten; man zeige das Laster in seiner Nacktheit, um die Tugend zu erhöhen; man belohne anerkanntes Verdienst, um im Nothfall sich zur Strenge freie Hand zu lassen, und vor Allem trachte man neben der Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände nach der Vervollkommnung der moralischen und politischen Bildung des Volkes. Das Meiste kann in dieser Beziehung nur mit der Zeit reifen; was die Gegenwart und die nächste Zukunft erheischt, bespricht der Verf. im letzten Abschnitt dieser Abtheilung, S. 236—264.

Das hier Gesagte, auf die ersten Zeiten der Regentschaft berechnet, bezieht sich bereits auf die Vergangenheit und hat theils seine Anwendung wirklich gefunden, theils eine andere, von den Ansichten des Verf. etwas abweichende Gestalt erhalten. War die verzögerte Ankunft der Regentschaft allerdings nicht ohne bedeutende Nachtheile für die neue Organisation, so sah sich jedoch dieselbe sogleich bei ihrem Auftreten durch die nöthigen Mittel, namentlich die Anleihe von 60,000,000 Francs und ein hinlängliches Truppencorps in Stand gesetzt, die entschiedene und unabhängige Stellung einzunehmen, welche der Verf. als die erste Bedingung einer glücklichen Lösung ihrer Aufgabe bezeichnet. Indem sie sich über jedes Parteiinteresse erhoben hat, ist es ihr gelungen, bald die gefährlichsten Feinde der öffentlichen Ordnung und des königlichen Ansehens in gesetzmäßige Schranken zurückzuweisen. Die Organisation des Heeres und der höhern Staatsverwaltung ist wenigstens zum Theil ins Leben getreten und im Fortschreiten begriffen; die Einrichtung einer obersten berathenden Staatsbehörde, wie sie der Verf. S. 246 zur Sprache bringt, wurde, abgesehen von ihrer Zweckmäßigkeit für die Zukunft, vielleicht aus Rücksichten auf die Nothwendigkeit beschleunigter Ausführung administrativer Maßregeln, auf welche sie verhindernd hätte einwirken können, bis jetzt unterlassen. Ueberdies dürfte die Wahl dieses Staatsraths, welcher nach dem Verf. 30—40 Mitglieder zählen soll, nicht ohne Schwierigkeiten gewesen sein, so lange die Regentschaft noch nicht die nöthige Kenntniß der dazu geeigneten Individuen besitzen konnte. Beweist doch schon der letzte Ministerwechsel, wie schwer es war, hierin durch eine glückliche Wahl gleich Anfangs den gehegten Erwartungen zu entsprechen. Die Organisation der niedern Behörden ist noch zu sehr in der Entwickelung begriffen, als daß man über ihre Zweckmäßigkeit und Erfolge urtheilen dürfte. Durch wiederholte Stimmen ist der Wunsch laut geworden, daß man bei einem an sich lobenswerthen Streben, die im gebildeten Europa, namentlich in Baiern, als bewährt befundenen Formen der Administration auch nach Griechenland zu übertragen, nicht zu sehr die gegebenen Verhältnisse des Landes selbst aus den Augen verlieren möchte; und gründet sich dieser Wunsch wirklich auf bereits vorhandene Thatsachen, so darf man hoffen, daß er für die Zukunft nicht unberücksichtigt bleiben werde. Auch was von S. 248 an über die Befrie-

digung der aus frühern Zeiten stammenden Ansprüche der griechischen Heerführer und die Organisation der Truppen gesagt wird, ist zum Theil und so weit in Anwendung gekommen, als es mit Vorbehalt späterer etwaiger Anordnungen geschehen konnte. So hing z. B. die vorgeschlagene Entschädigung der Capitaine, Unteroffiziere und Soldaten durch Landeseigenthum von einer genauen Ermittelung ihrer wahren oder vermeinten Ansprüche und überhaupt von den Verordnungen über die Verwendung der Nationalgüter ab, welche theils erlassen worden, theils noch zu erwarten sind. Eigenthümliche Schwierigkeiten hatte natürlich, selbst abgesehen von dem damit verbundenen Kostenaufwande, die Bildung eines Nationalheeres, durch welches die ungeordnete Masse der irregulairen Truppen Gestalt und Brauchbarkeit erhalten sollte. Und wenigstens ist es bis jetzt gelungen, Unordnungen zu verhüten, welche von dieser Seite am meisten zu befürchten waren. Die Vereinigung und Ansiedelung der heimatlosen Sulioten, Olympioten und Candioten, sowie eine zweckmäßige, den Bedürfnissen eines geordneten Staatswesens entsprechende Organisation des Mainotenstammes kann man in nächster Zukunft um so eher erwarten, je mehr die Befestigung der Ruhe und Ordnung die Empfänglichkeit für friedliche Beschäftigungen selbst unter diesen kriegerischen Bergvölkern anregen wird. Gleich dringend ist die Wiederherstellung der gänzlich verfallenen Flotte und die Entschädigung der Inseln, unter denen vorzüglich Hydra schleunige Hülfe bedarf, um dem Staate diese jetzt fast versiegte Quelle seines Ruhmes und seines Reichthums auch für die Zukunft wieder ergiebig zu machen. Freilich werden dazu bedeutende Mittel erfodert, obgleich nicht so bedeutende, daß sie mit dem der Regentschaft zu Gebote stehendem Capitale in völligem Misverhältnisse ständen. S. 260 macht der Verf. den Ueberschlag, daß mit einer Summe von 10,000,000 Francs, welche noch nicht einmal den fünften Theil der zu 94 Procent contrahirten Anleihe ausmache, nicht nur die Entschädigung des Landheers und der Inseln, sondern auch die Kosten der Ansiedelung der eingewanderten Stämme bestritten werden könnten. Inwiefern diese Berechnung richtig sei, wird sich zeigen, sobald wir hierüber von der Regentschaft selbst die zu erwartenden Aufschlüsse erhalten haben werden. Gewiß ist, daß vielleicht in keinem Lande mit wenig Mitteln in kurzer Zeit so viel erreicht werden kann wie in Griechenland; und wenn man daher nur einmal den ersten Bedürfnissen auf zweckmäßige Weise abgeholfen hat, so wird man in dem neuerblühenden Wohlstande des Volkes bald die Mittel finden, nach und nach durch eine allseitige Organisation dem jungen Staate die Gewähr seines Gedeihens und seiner Dauer für alle Zukunft zu sichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Anklänge der hochdeutschen Sprache, oder Aufstellung ihrer sinnverwandten Wörter zum Behufe der Dichtkunst, von F. W. Jung. Darmstadt, Hammann. 1834. 8. 21 Gr.

Der ungenannte Herausgeber dieser Schrift — denn eine fast völlige Erblindung hinderte den Verf. an der Herausgabe — erwähnt in seiner Vorrede das „Allgemeine deutsche Reimlexikon von Peregrinus Syntax" (2 Bände. Leipzig, 1826) als Hauptwerk in diesem Fache, und erkennt an, daß der Reim einen Mann gefunden habe, welcher in dem soeben erwähnten Werke uns den ganzen Reichthum desselben mit einer Vollständigkeit darstelle, welche die dankbarste Anerkennung verdiene. Demungeachtet glaubte er, der Jung'schen Sammlung, die er noch vermehrte, einen Platz neben dieser Erscheinung gönnen zu dürfen.

Wir können nichts dagegen einwenden. Denn eine jede solche Arbeit, wenn sie mit Fleiß und Umsicht unternommen ist, wird in gewisser Hinsicht nützen, wo die andere vielleicht weniger wirksam wäre, wie z. B. diese Schrift der billige Preis und das Compendiöse empfiehlt. Ihre Einrichtung ist einfach. Die Vocale in der üblichen Reihe und dann die Diphthonge lassen die Reime auf einander folgen, und wenn es auch hierbei nicht selten unvermeidliche Sprünge gibt, durch die harten und weichen Laute veranlaßt, so findet man sich schnell wieder.

Was die aufgenommenen Wörter betrifft, so ist dabei nicht selten die Ahnenprobe des reinen Reimes nöthig, welche mit kundigem Blicke vorgenommen werden muß, obgleich die Folge der Reime in der Ueberschrift der jedesmaligen kleinen Reimscharen, z. B. ebe, äbe, öbe; ene, äne, öne; ilb, ilt, ilz, u. dgl. Anleitung dazu gibt. Manche Wörter sind fremd, fast halb unbekannt, oder nicht poetisch; aber letzteres brauchen sie auch nicht alle zu sein, wenn nur die poetisch angemessenen nicht fehlen. Die ganze Masse ist ja doch nur „roher Stoff in Bildners Hand", und der Bildner aus allen Gauen deutscher Zunge, die im Einzelnen ihre sprachlichen Nationaltrachten (Provinzialismen) geltend machen, hat Zutritt. Demzufolge konnten auch wol die ursprünglichen Fremdwörter nicht ausgeschieden werden, ja sie durftens nicht. Die Jahn'sche Eifersucht, deutsch zu sprechen, mit Entkleidung aller Geschichte, aller historischen und politischen Anschwemmungen, hat längst aufgehört Mode zu sein, und ist auch für einen lebendigen deutschen Sinn nicht nöthig, ja kaum wünschenswerth.

Kleine Lücken könnten wol noch da und dort nachgewiesen werden; besonders, wenn man nicht blos Wortsammelnd, sondern auch Wortbildend zu Werke geht, was grade in unserer edeln deutschen Sprache so lohnend und erlaubt ist. Aber auch Bekannteres fehlt. Z. B. unter grenzen, faulenzen u. s. w. fehlt: kredenzen. Eine nicht ganz consequente Rechtschreibung wird bisweilen befolgt, z. B. Bok, Blok, Gelok, Schok, Stok. Man darf wol selbst nicht im scherzhaften Gelegenheitsgedicht Mond auf Ton u. dgl. reimen. 95.

Literarische Notiz.

Der im Mai erschienene vierte Band der „Mémoires de Mirabeau etc." ist von hohem Interesse. Er umfaßt die ersten Jahre von Mirabeau's parlamentarischer Laufbahn und geht bis auf die Berufung der Reichsstände. Man findet anziehende Einzelnheiten über jene Zeit und die handelnden Personen. Mirabeau erzählt hier auch seine politische Sendung nach Berlin.

Es erscheint eine neue Ausgabe der „Oeuvres complètes de *Rabelais*" in 9 Bdn., 8., bei Jules Didot d. Ält. mit 52 Vignetten und 123 Caricaturen „des songes drolatiques". Das Ganze wird aus 33 Lieferungen bestehen, wovon wöchentlich eine erscheint. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1834.

De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch*. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 163.)

Einer nähern Beleuchtung der einzelnen Zweige dieser)rganisation ist der zweite Theil unsers Werkes ge- oidmet. Wir bemerkten bereits, daß die drei ersten Ab- chnitte desselben sich noch im ersten Bande befinden. Aus en statistischen No[illegible] des ersten Abschnitts, S. 265 —273, welche au[illegible] den sichersten Quellen geschöpft sind, rgeben sich folgende Resultate. Ostgriechenland umfaßt in lf Eparchien ebenso viel Städte und 585 Dörfer, welche ach einer Durchschnittsberechnung von 300 Familien für ie Städte und 50 für die Dörfer, jede zu vier Perso- en angeschlagen, eine Bevölkerung von 130,200 Seelen aben; nach demselben Calcul sind die elf Eparchien des estlichen Griechenlands, welches 19 Städte und Flecken nd 226 Dörfer zählt, von 76,000 Seelen bewohnt, so- aß die ganze Bevölkerung des griechischen Rumeliens sich ur auf 206,000 Einw. beläuft. Nach der letzten eini- ermaßen haltbaren Angabe, freilich von 1829, befinden ch in ganz Rumelien nur 2,883,100 Stremas wirklich ebautes Land, welche, da jedes Strema 40 Quadratfuß mfaßt, etwa 32 geograph. □M. geben. Die 35 Epar-)ien des Peloponnes zählen in 86 Städten und Flecken nd 1335 Dörfern, mit Einschluß der Spartiaten, welche uf 15,400 Familien berechnet werden, eine Bevölkerung on 429,250 Einw. Das bebaute Land mag sich etwa uf 10 Millionen Stremas belaufen, von denen wenig- ens acht Nationaleigenthum sind. Die 33 bewohnten nseln haben ungefähr 176,185 Seelen; woraus sich dann ır das ganze Königreich eine Bevölkerung von 811,435 Seelen auf 1100 □M., etwas über 700 Einw. auf die]M., ergibt. Dabei darf man nicht vergessen, daß das estland und die Insel Euböa durch den Krieg beinahe e Hälfte der Bevölkerung verloren haben, und daß Grie- enland überhaupt leicht 5,000,000 Einw. ernähren kann, enn man seine Hülfsquellen zu benutzen versteht. Mit r Bevölkerung werden dann auch die Staatseinkünfte, elche bis jetzt nur etwa auf 4,000,000 Francs ange-)lagen werden können, in gleichem Verhältnisse wachsen. s versteht sich jedoch von selbst, daß dabei Alles von ei- ner umsichtigen und geregelten Benutzung der Vortheile abhängt, welche Griechenland nach seiner natürlichen Beschaffenheit so reichlich darbietet. Einige vorläufige Bemerkungen hierüber enthält der zweite Abschnitt: „Sur l'état physique et moral de la Grèce", S. 274—292. Unter den Producten des griechischen Bodens, welche bis jetzt noch gar nicht benutzt worden sind und eine unerschöpfliche Quelle des Nationalreichthums werden könnten, nennt der Verf. zuerst die noch im Schoose der Erde verborgenen edeln und unedeln Metalle. Gold, Silber, Kupfer und Blei findet sich in Attika, bei Chalkis und auf den Inseln Syphnos und Seriphos; reiche Eisenlager trifft man in den Gebirgen von Skyra, des Vorgebirges Tänaron und der Insel Euböa, welche, sowie Elis, auch Steinkohlen enthält; vortrefflicher Marmor kann noch auf Paros und in den alten pentelischen Brüchen gewonnen werden. Eine gleich ergiebige Quelle des öffentlichen Reichthums werden die fast auf allen Gebirgszügen befindlichen Waldungen sein, sobald man durch eine zweckmäßige Forstwirthschaft den mannichfaltigen Verheerungen, welchen sie bisher ausgesetzt waren, Einhalt gethan und ihre Cultur und Benutzung für die Zukunft geregelt haben wird. Die Regierung hat in dieser Beziehung um so freiere Hand, da sie sämmtlich zu den Staatsdomainen gehören. Die Fruchtbarkeit des Bodens in den Niederungen wechselt nach der Beschaffenheit der mit ihnen in Verbindung stehenden Gebirge; in der Nähe von Kalkgebirgen ist das Land meistens trocken und unfruchtbar; herrscht dagegen in den Höhen Thon und Schiefer vor, so sind die benachbarten Ebenen reich und fruchtbar. Die fruchtbarsten Felder befinden sich in den Thälern, welche während des Winters unter Wasser stehen, ein Vortheil, der um so schätzbarer ist, da im Allgemeinen in Griechenland nur wenig Mittel zu einer vortheilhaften Bewässerung vorhanden sind. Quellen und Flüsse sind sehr ungleich vertheilt und während des Sommers nicht sehr ergiebig. Bekanntlich sind in Attika und Megaris einige wenige, und auf der Ebene von Argos gar keine Quellen, während anderwärts die eingeschlossenen Thäler zur Regenzeit häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, welche sie für den Anbau fast ganz unbrauchbar machen. Auf die Mittel, diesem Uebelstand abzuhelfen, kommt der Verf. weiter unten zurück. In diesem Abschnitt spricht er noch von der Beschaffen-

heit der Luft, den vorherrschenden Winden, der Erhebung des Landes, den hiervon abhängigen klimatischen Verhältnissen, dem Wechsel der Jahreszeiten, der productiven Kraft des Landes im Allgemeinen und endlich von der Natur, den geistigen Eigenschaften, den Mängeln und Vorzügen seiner Bewohner. Unter Anderm findet sich hier die Bemerkung, daß bei großer physiognomischer Verschiedenheit die Abweichung von dem hellenischen Typus am auffallendsten bei einigen Stämmen der Inselbewohner ist, deren Gesichtsbildung sich mehr der breiten asiatischen, namentlich jüdischen Formation nähere. Dieser Umstand könnte allerdings bei den Untersuchungen über Abstammung und Wanderungen dieser Stämme mit Vortheil benutzt werden. Körperliche Schönheit ist in der Regel mehr dem männlichen als dem weiblichen Geschlechte eigen; jedoch wird man, nach des Verf. Ausdruck, bisweilen noch an die classische Schönheit der Helena und Aspasia erinnert. Hohes Alter ist ebenso häufig, als Krankheiten selten sind; dagegen entwickelt sich einmal vorhandener Krankheitsstoff meistens schnell und auf bösartige Weise. Aufgewecktheit des Geistes, gesundes Urtheil, beständige Heiterkeit und ein tiefes Gefühl offenbaren sich als nationelle Vorzüge in allen Classen der Gesellschaft, während Streitsucht, Hinterlist, Lügenhaftigkeit und alle ähnliche Laster, welche den Charakter des griechischen Volkes nur noch zu oft, aber leider mit Recht einer harten Beurtheilung aussetzen, mehr als eine bedauernswürdige Folge des gesetzlosen und herabwürdigenden Zustandes erscheinen, welcher in den letzten Jahrhunderten die beste Kraft dieses tüchtigen Volkes nutzlos verzehrt hat. Am meisten angeborene Tüchtigkeit hat sich vielleicht in der Classe der Landbauer erhalten, deren gegenwärtiger Zustand und die Mittel, diesen zeitgemäß zu verbessern, in den vier nächsten Abschnitten besprochen werden. Was hier gesagt ist, verdient gewiß die größte Beachtung, da dieser ehrwürdige Stand der Landbauer eine der sichersten Stützen des zu hoffenden Wohlstandes sein wird.

Aus dem dritten Abschnitt: „De l'état de la société agricole de la Grèce", S. 293—304, geht hervor, daß bis jetzt der Ackerbau in Griechenland noch mit einer Einfachheit und Beschränktheit betrieben wird, welche nur zu sehr an den Urzustand menschlicher Cultur erinnern. Roggen und Hafer werden gar nicht, Gerste und Weizen in verschiedenen Arten gebaut; arabisches und türkisches Korn gedeihen vortrefflich; Taback, Baumwolle und Wein hat man zur Genüge; letzterer wird zwar mit Sorgfalt gebaut, verliert aber viel durch eine mangelhafte Behandlung in der Presse; auch hält er sich nur kurze Zeit; der Anbau der Rosinen, der Oliven und des Maulbeerbaums, welcher durch die Verheerungen des Krieges ungemein gelitten hat, kann durch Erweiterungen und wesentliche Verbesserungen sehr gehoben werden; Obstzucht ist bis jetzt völlig vernachlässigt worden; doch gedeihen Mandeln, Kastanien, Feigen, Orangen, Citronen auch ohne Pflege nach Wunsche. Gemüse, sorgsam gepflegt, zeichnen sich vorzüglich in den Gärten an den Ufern des Kephissos in Attika aus. In gleichen Verhältnissen steht auch die Viehzucht noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Das Meiste überläßt man der Natur. Esel, welche in Ermangelung alles Fuhrwerks zum Fortschaffen der Lasten gebraucht werden, trifft man überall in Menge; Maulesel seltener, aber von vortrefflichem Schlage; die Pferde sind, ungeachtet einer gänzlichen Vernachlässigung, stark und ausdauernd; Schweinezucht trifft man nur in Arkadien, jedoch scheint auch hier der Genuß des Schweinefleisches dem Klima nicht zu entsprechen; Kühe werden nur zur Fortpflanzung der Ackerstiere gehalten; jedoch muß man deren noch aus Thessalien und Kleinasien kommen lassen, um dem Bedarf zu genügen; am ausgedehntesten ist die Zucht der Schafe und Ziegen, welche in unermeßlichen Heerden während des Sommers die Bergrücken und nach der Erntezeit die Felder abweiden; an Verbesserung der Race und ihrer Producte hat noch Niemand gedacht; daher ist Wolle, Butter und Käse nur von geringer Qualität. Auch die ganze Lebensweise und häusliche Einrichtung der Bauernfamilie ist mit diesem Urzustande der Cultur im Einklange; die ärmere Classe ohne eignen Grundbesitz bewohnt mit Familie und Hausthieren eine niedrige Hütte, welche einen einzigen gewöhnlich durch Verschläge in drei Theile abgetheilten Raum umschließt; bequemere Einrichtungen finden sich, je nachdem die Wohlhabenheit der Bewohner steigt; nach dem Grade dieser Wohlhabenheit bestimmt sich dann auch der Anblick ganzer Dörfer, welche, ungeachtet ihrer meistens abgesonderten und sichern Lage während des Krieges fast durchgängig mehr oder weniger gelitten haben. Die höchst einfache Kleidung des alltäglichen Lebens bekommt blos in den Festgewändern der Frauen, welche sich durch die geschmackvollsten Stickereien auszeichnen, ein etwas luxuriöses Aussehen. Die Ausgaben des Hauses werden jedoch dadurch nicht vermehrt, da sie von den Frauen selbst gefertigt werden; auch übrigens sind die Ausgaben einer Bauerfamilie sehr gering; die meisten Bedürfnisse werden durch ihrer Hände Arbeit befriedigt, und alle Ankäufe durch Austausch von Naturalien gemacht. An den Staat zahlt der Bauer den zehnten Theil des Ertrags seines Bodens, wenn er Eigenthümer ist, den vierten, wenn er Nationalländereien bebaut; nur dann werden die Abgaben drückender, wenn er das Land anderer Grundbesitzer baut; in einigen Fällen belaufen sie sich dann auf die Hälfte des Ertrags. Letztere Classe sucht daher immer nur die fruchtbarsten Gegenden auf, führt ein wanderndes Leben voller Entbehrungen und Beschwerden, und zeigt nirgends große Anhänglichkeit an das Land, welches ihr auf einige Zeit nothdürftigen Unterhalt gewährte. Es leuchtet von selbst ein, daß dieser in jeder Beziehung mangelhafte, mit dem Stande der Cultur unserer Zeit völlig unvereinbare Zustand nicht länger dauern darf. Die Mittel zu zweckmäßiger Hülfe gibt der Verf. in den drei nächsten Abschnitten an, welche den zweiten Band eröffnen, nachdem noch einige einleitende Worte diesem Theile des Werkes vorausgeschickt sind.

Der Verf. erklärt sich hier auf das Bestimmteste und, wie wir glauben, mit vollem Rechte gegen jede Regeneration Griechenlands, welche blos durch die Einführung von Ge-

en und Sitten bewirkt werden würde, die als Erzeug- ß einer fremden Civilisation im griechischen Boden verlich Wurzel fassen könnten. Der einzig richtige Weg, iechenland zu zeitgemäßer Bildung zu erheben, werde , durch ein tiefes Studium der Eigenthümlichkeiten des ndes, sein Wesen, seinen Charakter, seine Originalität nen zu lernen, diese ihm so viel wie möglich zu erten, und unsere Erfahrungen und Kenntnisse da geltend machen, wo wesentliche Mängel zu ersetzen sind. Dann bt dem Ganzen die nationelle Grundlage, welche allein e sichere Entwickelung, ein kräftiges Gedeihen des neuen ens verbürgen kann. In diesem Sinne, mit dieser fe i Ueberzeugung schrieb der Verf. die folgenden Bemerngen, welche sich, wie bereits erwähnt, zunächst auf Verbesserung des Zustandes der ackerbauenden Classe iehen.

Der vierte Abschnitt, S. 1—15 beginnt mit Bemerkung, daß der Bauernstand, dieser Kern der völkerung, im heutigen Griechenland etwa 120,000 Falien zähle, von denen blos 20,000 wirkliche Grundbeer sind. Da selbst diese geringe Zahl durch den Krieg i besten Theil ihrer Habe verloren hat und sich noch enwärtig außer Stand sieht, ihre Aecker ganz und mit ihnen zu bebauen, so ist die erste Pflicht der Regierung, ien die nöthige Unterstützung zukommen zu lassen. Namentlich ist der Mangel an Zugstieren zur Bestellung der lder äußerst drückend. Thessalien, die Bulgarei, die allachei und Kleinasien können aushelfen. 10,000 Paare, denen 4000 in Rumelien, 4000 im Peloponnes und 00 auf den Inseln vertheilt würden, wären hinreichend d mit 2,000,000 Francs bezahlt. Ist dieser Uebelstand hoben, so muß zunächst dem Misverhältnisse der ackernenden Bevölkerung zu dem vorhandenen Grund und oden abgeholfen werden. So weit man Griechenland t kennt, fänden wenigstens 500,000 Landbauer mit ihn Familien Beschäftigung und Unterhalt. Es gibt zwei ittel, in dieser Beziehung zum Zwecke zu gelangen. Ansiedelung fremder Colonisten, namentlich um die Nanalität zu erhalten, aus Thessalien, Epirus, Makedonien d Kleinasien; diesen würden sich dann die bereits einwanderten Candioten, Sulioten und Olympioten, die Castaine, welche durch Grundbesitz entschädigt werden mün, und endlich der Zuwachs an Einwanderern westeuroischen, namentlich deutschen Stammes, anschließen. Der egierung liegt es ob, durch zweckmäßige Maßregeln die inwanderung zu erleichtern, die Ansiedelung zu regeln d die Colonisten Anfangs nach Kräften zu unterstützen; wird dazu allerdings ein bedeutendes Capital erfodert, lein es kann in keinem Falle günstiger angelegt werden, schon in den nächsten Jahren die Einkünfte des Staa- s, der Reichthum des Landes überhaupt in gleichem erhältnisse mit der Zahl der Grundbesitzer steigen werden. m dies zu erreichen, ist es aber 2) ebenso wesentlich und thig, die unbegüterte Classe der Landbauer nach und ch in Eigenthümer des Bodens zu verwandeln. Da r Regierung nach einer überschläglichen Berechnung und ch Abzug der etwa als Entschädigung zu vertheilenden Ländereien noch ungefähr 10,000,000 Stremas zu bebauendes Land, dessen Mittelwerth auf 100 Francs das Strema angeschlagen werden kann, von den Nationalgütern verbleiben, so bringt der Verf. in Vorschlag, zunächst jeder der bereits vorhandenen 100,000 unbegüterten Familien gegen jährliche Abgabe von 50 Francs ein Grundstück von 3000 Fr. Capitalwerth als Staatsgut, und einige Stremas im Werthe von 300 Fr. als Entschädigung und Eigenthum ohne Abgabe zu überlassen. Je nachdem dann der Bauer das Capital an die Regierung zurückzahlen könnte, würde er Eigenthümer des Landes werden, für welches er ferner die gewöhnlichen Zehnten, oder die diese ersetzende Grundsteuer zu entrichten hätte. In ähnlicher Weise ließe sich ferner auch gegen die Ackerbauern, welche bereits Grundbesitzer sind, und die Einwanderer verfahren. Dies würde ungefähr 7,000,000 Stremas erfodern, welche etwa in 30 Jahren mit 600 Millionen Fr. an die Staatscasse bezahlt sein könnten; und dabei verblieben der Regierung immer noch 3 Mill. Stremas zu anderweitiger Verfügung.

Dieser Plan hat ungeachtet seiner einfachen Grundlage bei der Ausführung eigenthümliche Schwierigkeiten, welche jedoch bei einmal geordneter Verwaltung leichter gehoben werden können, als man denkt. Eine der bedeutendsten ist eine genaue Ermittelung, welche bereits bebaute Ländereien Privateigenthum, und welche Staatsgüter sind, sodaß man zunächst über die rechtliche Begründung des bisherigen Besitzstandes im Allgemeinen zur Gewißheit gelange. Man wird dabei auf ungesetzliche Ansprüche, vorgebliche Rechte, Betrügereien und Anmaßungen aller Art stoßen und sich in Ermangelung anderer Mittel doch vorzüglich auf die Rechtlichkeit Derer verlassen müssen, welche die meiste Localkenntniß haben, aber folglich auch am meisten dabei interessirt sind. Gleich schwierig ist die Abschätzung des Bodens seinem Werthe nach. Eine Aufnahme des ganzen Landes wäre zu weitläufig, kostspielig und doch nicht ganz zweckdienlich. Man begnüge sich daher zunächst mit den möglichst genauen Bestimmungen nach den zeitherigen Erfahrungen und den sichersten Angaben; dann richte man für die einzelnen Gemeinden ausführliche Flurbücher ein, welche zugleich als Hypothekenbücher dem Credit zu Grundlage dienen können, und verbessere hiernach die etwa begangenen Irrthümer. Sollen die neuen Einrichtungen in Bezug auf den Besitzstand für die Zukunft Gewähr und Dauer haben, so müssen der Zertheilung der kleinen Güter ebensowol, wie dem Ueberhandnehmen zu großer Grundbesitzer gesetzliche Schranken gesetzt werden. Vorzüglich das Letztere ist um so mehr zu fürchten, weil die kleinen Grundbesitzer sehr bald von den Reichen aufgezehrt werden würden, welche so schon in ganz Griechenland ihre Herrschaft ausüben und noch jährlich durch die Ankunft bedeutender Capitalisten vermehrt werden. So dürfte z. B. der Verkauf der großen, ehemals türkischen Besitzungen auf Euböa nicht ohne Antheil und Aufsicht der Regierung geschehen. Das Zusammenhalten der kleinern Grundstücke hängt natürlich von einer genauen Revision und Feststellung des Erbrechts ab,

wozu sich die Elemente in einigen, durch Verjährung längst geheiligten Bestimmungen mehrer Inseln und Continentaldistrikte finden, denen zufolge gewisse Grundstücke bei Erbvertheilungen nie zerschlagen werden dürfen. Gäbe man dergleichen Bestimmungen allgemein gesetzliche Kraft, so müßte durch ähnliche der theilweisen Veräußerung kleiner Güter vorgebeugt werden. Würde auf diese Weise nach und nach der größte Theil der ackerbauenden Classe begütert werden, so ist auf der andern Seite die Classe der unbegüterten Landbauer von den bestehenden Verhältnissen in Griechenland so unzertrennlich, daß ihre Zahl noch immer sehr beträchtlich bleiben muß. Bisher baute nämlich nur dieser Stand das Land der Türken, Archonten und Primaten und wurde gleichsam als integrirender Theil des Grundbesitzes fast ohne gesetzliche Befugniß irgend einer Art betrachtet. Dieser unwürdige Zustand hat sich schon durch Kapodistrias' Bemühungen sehr gebessert, und jetzt wird es der Regierung leicht sein, durch zweckmäßige Gesetze dem vormals fast leibeignen Bauer nicht nur die persönliche Freiheit, sondern auch die Möglichkeit zu sichern, den Bedrückungen der Gutsherren dadurch zu entgehen, daß er selbst den Anbau von Nationalländereien unter den gesetzlichen Bestimmungen übernimmt. So viel wir wissen, sind leider wenigstens bis jetzt noch keine durchgreifenden Maßregeln von Seiten der Regentschaft in Bezug auf eine neue und zweckmäßige Anordnung des territorialen Besitzstandes ergriffen worden. Man wird wol zugeben müssen, daß die hierauf abzielenden Verordnungen vielseitige Erwägung und lange Vorbereitungen erfodern; allein man kann auch behaupten, daß Verzögerung vielleicht in keinem Zweige der öffentlichen Verwaltung größere Nachtheile bringen dürfte als grade hier. Hat sich wirklich, wie verlautet, hier und da unter den ärmern Landbewohnern, welche von jeher dem Oppositionsgeiste ebenso fremd als der Ruhe und Ordnung zugethan waren, eine üble Stimmung gezeigt, so hatte sie ihren Grund vielleicht in jener Verzögerung und ist eine mahnende Stimme, welche nicht ungerächt unbeachtet bleiben würde.

(Der Beschluß folgt.)

Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte. Herausgegeben von L. F. Hoefer, H. A. Erhard und Fr. L. B. von Medem. Hamburg, Fr. Perthes. 1833. Gr. 8. 1 Thlr.

Aus demselben lebendigen Interesse für die Erforschung deutscher Alterthümer oder des deutschen Mittelalters, welches in den letzten Jahrzehenden zahlreiche historische Vereine in Deutschland hervorgerufen hat, ist auch die vorliegende Zeitschrift hervorgegangen, welche sich indeß nicht wie fast alle jene Vereine auf ein bestimmtes, mehr oder weniger ausgedehntes Gebiet Deutschlands beschränkt, sondern darin ihren eigenthümlichen Charakter sucht, daß sie sich vornehmlich auf Archive, deren Verwaltung und deren Inhalt bezieht. Die von Seiten des Staats eingeführte neue Organisation der Archive theoretisch zu vermitteln und die Bearbeitung des in denselben vorhandenen reichhaltigen Stoffs für die Geschichte des Vaterlandes zu begünstigen und zu befördern, spricht die Vorrede als den Zweck derselben im Allgemeinen aus, und sie erläutert denselben näher dahin, daß die Archivkunde als eine förmliche Disciplin, als Wissenschaft behandelt werden, und dieser Behandlung historisch-statistische Darstellungen des Archivwesens sowol ganzer Staaten und Länder als einzelner Stiftungen oder Corporationen zur Seite treten, daß der Inhalt der Archive, die Urkunden, einerseits diplomatisch, nach den äußern Eigenthümlichkeiten behandelt, andererseits nach seinem geschichtlichen Werthe gewürdigt und benutzt werden soll, und zwar so, daß derselbe entweder selbst mitgetheilt oder in selbständigen Abhandlungen verarbeitet wird; diese Mittheilungen und Verarbeitungen, oder der historische Theil der Zeitschrift, sollen sich aber vornehmlich auf das Mittelalter beschränken und die Grenze desselben nur dann überschreiten, wenn die Folge einer historischen Darstellung über dieselbe hinausgeht. Das bereits in der Vorrede sich bestimmt aussprechende Bestreben der Herausgeber, ihrem Unternehmen Einheit und wissenschaftliche Haltung zu geben, entwickelt sich in Beziehung auf die archivalisch-diplomatische Seite desselben sogleich näher in der Abhandlung, mit welcher die Zeitschrift anhebt, und welche „Zur Archivwissenschaft" überschrieben ist, da sie nur die Grundlinien dieser Wissenschaft geben soll. Der Verf. dieses aus der vertrautesten Sachkenntniß hervorgegangenen gehaltreichen Aufsatzes löst in demselben die Aufgabe, den lockern Verband der sich auf die Archive beziehenden Interessen darzulegen und eine systematische Ordnung in dieselben nachzuweisen, indem er zunächst den Inhalt der Archive bezeichnet, sodann den Beruf des Archivbeamten darstellt und die ihm nothwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten bestimmt und zuletzt die Archivverwaltung oder die Einwirkung des Staats auf die Archive erörtert. In dem ersten dieser drei Abschnitte wird das Wesen der Diplomatik und ihr Verhältniß zur Archivwissenschaft bezeichnet, und wie wir den Grundsatz des Verf., daß die Diplomatik die Urkunden blos nach ihrer formellen Seite zu behandeln habe, als das einzige Princip anerkennen, aus welchem eine bestimmte Begrenzung und Stellung dieser Wissenschaft abgeleitet werden kann, so stimmen wir ihm auch in seiner wohlbegründeten Ansicht bei, daß die Archivkunde nicht ein Theil der Diplomatik sei, sondern umgekehrt diese jener untergeordnet werden müsse. Der zweite Aufsatz enthält eine von Dr. Erhard gearbeitete kritische Beleuchtung der angeblichen Dagobert'schen Stiftungsurkunde des Petersklosters zu Erfurt, deren Unechtheit mit vollkommen überzeugenden Gründen dargethan wird; sodann folgt ein Aufsatz über das rathhäusliche Archiv der Stadt Stralsund, dessen Verf., A. Brandenburg, Hoffnung auf das Erscheinen wenigstens eines diplomatischen Registers der in diesem Archive vorhandenen Urkunden macht; ferner theilt Director Dr. Hesse zu Rudolstadt das für die Geschichte Merseburgs manche wichtige Aufklärung enthaltende Calendarium der Domkirche dieser Stadt mit und fügt Erläuterungen über die in demselben vorkommenden Personen hinzu. Eine Sammlung von Urkunden, meistens aus dem Archiv des Domkapitels zu Merseburg entlehnt und großentheils von den drei letzten sächsischen Kaisern, namentlich von Heinrich II. ausgestellt, beschließt das Heft. Die Verbindung einer wissenschaftlichen Haltung mit einer gründlichen, durchgehends auf Urkunden sich stützenden Forschung sichert dieser Zeitschrift, deren Herausgeber überdies auch durch ihre amtliche Stellung zur Herausgabe einer solchen befähigt sind, einen ausgezeichneten Rang, und wir wünschen lebhaft, daß das für Archivkunde und Diplomatik wie für die ältere deutsche Geschichte sehr ersprießliche Unternehmen auch den ihm gebührenden Eingang finden möge.

66.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1834.

, l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par *Frédéric Thiersch.* Zwei Theile.

Zweites Artikel.

(Beschluß aus Nr. 164.)

Ist man einmal mit der Vertheilung des Grundbe- es zu befriedigenden Resultaten gekommen, dann werden ch die Maßregeln zu Gunsten des Ackerbaues, wovon : folgende fünfte Abschnitt, S. 16—43 handelt, chter ihre Anwendung finden. Der Verf. rechnet hierzu s Austrocknen der Sümpfe, welche vorzüglich im In- en von Arkadien und in Böotien um den See Kopais s ehemals fruchtbarste Land schon jetzt ganz unbrauch- r machen und immer weiter um sich greifen, wenn cht bald Hülfe geschafft wird. Es handelt sich dabei n weiter nichts, als die alten Abzugskanäle, welche durch ernachlässigung verstopft sind, wieder zu eröffnen, und) dieses nicht hinreichend oder unausführbar wäre, neue graben. Aus den interessanten Einzelheiten, welche er darüber mitgetheilt werden, geht hervor, daß die chwierigkeiten und der Kostenaufwand zwar nicht unbe- utend sein, aber auch durch den Gewinn reichlich ver- lten werden würden. Allein um den See Kopais würde an für 200,000 Familien fruchtbares Land gewinnen; e Regierung darf sich nur an die Spitze des Unterneh- ens stellen, so werden sich leicht Gesellschaften bilden, elche die Ausführung übernehmen, wenn ihnen die ge- hörigen Vortheile zugesichert werden. In andern Gegen- en wie in Attika und Argolis ist es ebenso dringend, em Wassermangel durch eine größere Ausdehnung des ereits bestehenden Bewässerungssystems, oder, wo dieses icht anwendbar ist, durch artesische Brunnen abzuhelfen. Die Herstellung der zu diesem Zwecke bereits vorhandenen Kanäle würde für die Regierung um so vortheilhafter sein, a durch sie wieder der größte Theil der Mühlen gangbar emacht werden könnte, welche während des Krieges zer- stört worden sind, und als Staatseigenthum für die Zukunft ein Einkommen von 5 Mill. Francs sichern. Um die Verbindung und den Verkehr im Innern, und somit en Binnenhandel und den Vertrieb der Producte des Ackerbaues nach außen zu befördern, muß die Anlage von Straßen so schnell wie möglich betrieben werden. Haupt- unkte, zwischen denen die Verbindung zunächst hergestellt werden müßte, sind von Nauplia nach Athen über Korinth oder Epidauros; von Megara nach Theben, von da nach den Thermopylen und dann nach Salona, dem Mittelpunkt der Verbindung zwischen Ost- und Westgriechenland; ferner im Peloponnes von Argos über Tripolizza nach Patras; von Tripolizza nach Leontari und den südlichen Distrikten von Lakedämonien und Messenien; dann über Karythena längs des Alpheios nach Olympia, und von Korinth längs den Küsten von Achaja, Elis und Messenien. Die Spuren alter verfallener Straßen finden sich hier fast überall und können als Grundlage benutzt werden. Die ganze Ausdehnung der neuen Anlagen würde ungefähr 250 geograph. Meilen betragen und sich das dazu nöthige Capital auf 25,000,000 Francs belaufen, was natürlich nur nach und nach erfodert werden und auch der Regierung nicht allein zur Last fallen würde. Die Anlage von Nebenwegen und Verbindungen mit der See bliebe so schon den einzelnen Distrikten und Gemeinden überlassen, welche dabei am meisten interessirt sind. Als ein drittes vorzügliches Hinderniß des Aufkommens des Ackerbaues nennt der Verf. das bisherige Abgabensystem der Zehnten, welches durch die mangelhafte Art der Eintreibung nicht nur die Regierung um einen guten Theil ihrer Einkünfte bringt, sondern auch den Bauer ganz in die Gewalt einiger Zinspächter gibt. Aenderungen, welche eine Verbesserung bezwecken, lassen sich freilich nur nach und nach vornehmen. Einiges ist in dieser Beziehung schon zur Zeit des Präsidenten geschehen, indem die Verpachtung der Zehnten nicht mehr nach ganzen Eparchien, sondern nur nach Distrikten und Gemeinden gestattet wurde. Hierauf muß man fortbauen, den Pacht der Zehnten nach und nach unter die Glieder jeder Gemeinde selbst zu vertheilen und endlich dadurch, daß man die Zehnten in eine gleichmäßig vertheilte Geldabgabe verwandelt, ein neues System der Besteurung von Grund und Boden ins Leben zu rufen suchen, wobei jedoch die einmal gültige Norm des zehnten und respect. vierten Theiles des Ertrages beibehalten werden müßte. Dergleichen Neuerungen finden natürlich immer ihre Gegner unter dem Theile des Volkes, welchem der alte Unfug Gewinn brachte, werden aber von der Masse mit Freuden aufgenommen und nach Kräften unterstützt werden. Um aber das Abgabensystem in dieser Weise und so zu ändern,

wie es bereits auf der Insel Tinos besteht, ist es freilich nöthig, daß der einzelne Producent auf sichern Absatz im Kleinen rechnen könne, damit Geld unter das Volk komme, was nur dann möglich ist, wenn durch das Wachsthum der Bevölkerung die inländische Consumtion mehr vertheilt wird und mit der Production in ein angemesseneres Verhältniß tritt. Die Errichtung von kleinen Provinzial- und Distriktsbanken, verbunden mit Sparkassen, welche gegen mäßige Zinsen und auf kurze Zeit, wie es eben der kleine Grundbesitzer bedarf, ausleihen, würde auch in dieser Beziehung von unendlichem Nutzen sein.

Einige auf die Verbesserung der Landwirthschaft im Besondern noch abzielende Punkte werden im sechsten Abschnitt, S. 44—57, besprochen. Die wesentlichsten sind die Einführung zweckmäßigerer Ackergeräthe, einer regelmäßigen Düngung, wozu theils die reichen Salinen am Meeresstrand, theils die zu hoffende Stallfütterung die Mittel bieten werden, die Vermehrung und Veredelung der Getreide- und Obstarten, bessere Bereitung des Weins und des Oels, sorgsamere Viehzucht in ihrer ganzen Ausdehnung, und namentlich eine geregeltere Schafzucht, welche nach und nach die Veredelung der Wolle durch bessere Racen und somit ein bedeutendes unvergängliches Capital in das Land bringen wird. Zweckmäßige Veränderungen in den Bauerwohnungen und der Anlage neuer Dörfer werden sich mit dem Wachsthum der Landwirthschaft von selbst ergeben. Den alten Vorurtheilen, welche die Regierung hier und da zu besiegen haben wird, kann man durch verschiedene überzeugende und ermunternde Mittel die hindernde Kraft benehmen, als da sind Musterwirthschaften, landwirthschaftliche Institute, Preisvertheilungen und endlich das Beispiel fremder Ansiedler, welche aus der Anwendung europäischer Bewirthschaftung ihres Grundeigenthums sichtbaren Nutzen ziehen. Bis jetzt fehlt es auch in dieser Hinsicht noch an der rechten Anregung, die natürlich von der Regierung ausgehen muß. Es gilt bei allen diesen Dingen vorzüglich nur Hand anzulegen und einen ernsten festen Willen zu zeigen, der gleichsam die überzeugende Kraft schon in sich hat; Nachahmung und Selbstthätigkeit des Volkes wird dann so wenig ausbleiben, wie der materielle Gewinn, welcher in einigen Jahren alle Erwartung übertreffen wird.

Dem Bauerstande steht der der Handwerker, der Kern der Städtebewohner, am nächsten, und bedarf gleichfalls vielfacher Hülfe. Der Verf. theilt seine Ansichten hierüber im folgenden Abschnitt, S. 58—71, mit. In der Regel sind alle Handwerker in Griechenland weit hinter dem Culturzustande unserer Zeit zurück; blos in Gold-, Silber- und andern Stickereien hat sich ein guter Geschmack und eine eigenthümliche technische Fertigkeit erhalten; einige Waffenschmiede und Schwertfeger zeigen viel Geschick in emaillirter Arbeit, und unter dem Töpfergeschirr findet man noch Formen von antiker Einfachheit. Uebrigens offenbart sich überall in den ersten Bedürfnissen des Lebens ein drückender Mangel, der durch das Ausland auf eine Weise ersetzt werden muß, welche zwar dem griechischen Handel einigen Vortheil bringen mag, aber doch das Nationalcapital von Jahr zu Jahr mehr verzehrt. Als die vorzüglichsten Maßregeln, diesem Uebelstande abzuhelfen, nennt der Verf. völlige Freiheit der Gewerbe, ohne jedoch die Einfuhr fremder Waaren durch nachtheilige Beschränkungen zu erschweren; Sorge für den nöthigen Bedarf an Materialien und Handwerkszeug zur Ausübung der verschiedenen Handwerke, welchen wenigstens im Anfange noch freie Einfuhr aus dem Auslande gestattet werden müßte; Unterstützung fremder Handwerker, welche etwas Tüchtiges leisten und sich in Griechenland anzusiedeln Willens wären. Letzteres hat bereits begonnen und wird in größerer Ausdehnung stattfinden, sobald die nach Griechenland gezogenen Truppen ihre Dienstjahre vollendet haben und sich heimisch niederzulassen anfangen werden. Vieler Aufmunterung bedarf es dabei nicht einmal, weil der sichtliche Gewinn sich hier weit schneller offenbart als bei der Landwirthschaft. Um dann auch Fabriken in Eisen und Stahl, Tuch, Baumwollen-, Leinen- und Lederwaaren zu erhalten, müßte die Regierung fremde Fabrikanten veranlassen, unter günstigen Bedingungen ihre Capitale in Griechenland anzulegen, wo ihnen namentlich auch durch die großen Märkte des Orients in Alexandrien, Smyrna und Konstantinopel ein höchst vortheilhafter Umsatz ihrer Erzeugnisse nicht fehlen könnte. Das ganze Gewerbswesen würde zuletzt durch die Errichtung einer Gewerbsschule, für welche der Verf. die in Berlin bestehende als das trefflichste Muster bezeichnet, um so mehr gehoben werden, da dieselbe nach und nach einen wirklich gebildeten Handwerksstand erziehen könnte. Bei der ersten Anlage dürfte man natürlich die Mittel und nächsten Bedürfnisse des Landes nicht aus den Augen verlieren, mit deren Wachsthum die spätere Erweiterung gleichen Schritt halten könnte.

Der eigentlichen Lebensfrage der griechischen Monarchie, der Schiffahrt und dem Handel, sind die zwei folgenden Abschnitte gewidmet. Im achten, S. 72—89, gibt der Verf. eine ausführliche Charakteristik des griechischen Königreichs als Handelsstaat und zeigt die Vortheile, welche es in dieser Beziehung vor allen andern an dem Welthandel Theil nehmenden Staaten voraushabe. Er rechnet dazu vornehmlich die ungemeine Lebendigkeit des Kleinhandels im Innern, welcher theils zu Wasser, theils zu Land betrieben wird; den ausgedehnten Absatz griechischer Producte durch ganz Europa, welcher Städte wie Syra, Nauplia, Kalamata, Navarin, Patras, Salona und Missolonghi zu Stapelplätzen des Welthandels macht; die günstige Lage für den Levantehandel im Allgemeinen; die Vortrefflichkeit der Seeleute, namentlich der Bewohner von Hydria, Spezzia, Ipsara und der Küstenstadt Galaxidi im Golf von Salona, und die Betriebsamkeit der Kaufleute, unter denen sich vorzüglich die Chioten auszeichneten. Auf den ersten Anblick scheint Griechenland unter den jetzigen Verhältnissen, ungeachtet dieser Vortheile, freilich kaum mit den übrigen Handelsstaaten in die Schranken treten zu können. Allein bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß es nur darauf ankommt, den vorhandenen Elementen und Mitteln zur ausgedehntesten Theilnahme des griechi-

chen Volkes am Welthandel die gehörige Entwickelung und Anwendung zu geben. Im Bereich des neuen Königreichs allein kann man 30,000 Handelshäuser annehmen, während auswärts wenigstens 100,000 griechische Kaufleute zerstreut sind, von denen vier Fünftheile blos mit ausländischen Producten Handel treiben. Das jährliche Umsatzcapital des inländischen Handels kann man billig auf 300 Mill. Francs anschlagen, wovon gegenwärtig zwei Drittheile allein auf Syra kommen. Der Umsatz im ausländischen Handel läßt sich gar nicht berechnen. Man darf nur bedenken, daß fast der ganze Handel der Türkei von jeher in den Händen der Griechen war, und daß durch die Revolution in dieser Beziehung keine wesentlichen Veränderungen herbeigeführt worden sind; daß der Großhandel im südlichen Rußland meistens durch griechische Häuser zu Odessa, Taganrog und Moskau betrieben wird, welche selbst in Petersburg und Astrachan Niederlassungen haben; daß in den östreichischen Staaten, in Ungarn und Siebenbürgen, zu Wien und Triest große griechische Handelshäuser stets in Verbindung mit Macedonien, Kleinasien, Albanien, den ionischen Inseln, Griechenland und Alexandrien stehen; daß endlich in allen Handelsstädten Italiens, namentlich zu Livorno und Malta, im südlichen Frankreich zu Marseille, in Spanien zu Cadix und Barcelona, in Portugal zu Lissabon und Porto, in England zu London und Liverpool, in Holland zu Amsterdam griechische Kaufleute ansässig sind, welche fortwährend den Binnenhandel jener Länder mit dem des griechischen Königreichs vermitteln. Denn das Gefühl der nationellen Einheit, welches bei keinem Volke sich so lebendig erhalten hat, wie bei dem griechischen, bildet gleichsam das gemeinschaftliche Band, welches die griechischen Handelshäuser aller Länder umschlingt und auf Griechenland, als den Ursprung und Mittelpunkt ihrer gemeinsamen Thätigkeit, zurückführt. Hierzu kommt, daß die täglich wachsende Handelsmarine, die man schon jetzt auf 1000 Fahrzeuge von verschiedenen Größen anschlagen kann, und welche durch die Revolution in Syra einen Mittelpunkt gefunden hat, welcher die drei großen Handelsstraßen in der Levante, nach Alexandrien, Konstantinopel und Smyrna, in sich vereint, den Verkehr mit allen Ländern des Ostens und Westens unterhalten kann. Syra, welches durch die eingewanderten Chioten, Psarioten, Hydrioten und andere Inselgriechen bereits zu einer Bevölkerung von 30,000 Einw. gelangt ist, wird in kurzer Zeit ein Hauptstapelplatz des Welthandels werden, zumal wenn es sich unter einer weisen Regierung wieder ganz von den Nachtheilen erholt haben wird, welche es durch die beschränkte Politik der Präsidentschaft erleiden mußte.

Welche Maßregeln die Regierung zunächst zu nehmen habe, um die Entwickelung des Handels und der Schifffahrt zu befördern, gibt der Verf. im *neunten Abschnitt*, S. 90—116, an. Der innere Handel, welcher ganz von dem Zustande des Ackerbaues und der Gewerbe abhängt, muß natürlich, wenn nicht eine Abnahme, doch gewiß eine Veränderung erleiden, je nachdem die Bedürfnisse der Bevölkerung durch die inländische Industrie befriedigt werden können. Dagegen kann man dem ausländischen ein mit der Zunahme der Bevölkerung steigendes Wachsthum um so bestimmter zusichern. Namentlich werden der Getreidehandel, welcher schon jetzt 200 griechische Fahrzeuge beschäftigt, und die Geschäfte in Baumwolle, Reis, Oel, Rosinen und andern Landesproducten mit jedem Jahre an Ausdehnung gewinnen. Wie bei den Gewerben, so kann man auch bei dem Handel das Meiste der Selbstthätigkeit der Menschen überlassen. Der Regierung kommt es dabei vorzüglich nur zu, der freien Entwickelung nicht durch hindernde Maßregeln in den Weg zu treten, welche von misverstandenen finanziellen Interessen ausgehen dürften. Die ersten Grundsätze müssen daher sein: unbeschränkte Freiheit des Handels und völlige Gleichheit aller Kaufleute, ohne Rücksicht auf die Größe ihres Capitals oder den Umfang ihres Geschäfts. Wie sehr und mit welchem Nachtheil für das Land Kapodistrias gegen diese Grundsätze gefehlt hat, ist bekannt. Vgl S. 93 fg. Hohe Zölle, wie sie der Präsident eingeführt hat, müssen natürlich um so nachtheiliger wirken, je mehr sie mit den Einrichtungen unter der Herrschaft der Osmanen, wo die Zölle nur 5 Proc. betrugen, und mit den zum Theil noch sehr schwachen Capitalien der Kaufleute im Widerspruch stehen. Dies entbindet jedoch andererseits die Regierung keineswegs von aller Fürsorge, welche zunächst eine zweckmäßige Organisation des Handelsstandes überhaupt und seiner Interessen ins Auge fassen muß. Hierher gehören die Einrichtung genauer Handelslisten, in welche über jedes Kaufmanns Verhältnisse und Geschäfte die nöthigen Notizen aufgenommen werden, die Einsetzung von Handelskammern und Handelsgerichten, bei denen ein summarisches Verfahren eingeführt werden müßte, zweckmäßige Verbesserungen an Hafen- und Stapelplätzen, wie vor der Hand namentlich auf Syra und Delos; Freihäfen scheinen in Griechenland eben nicht nöthig zu sein, wenn man überall eine gleiche Liberalität vorwalten läßt; dagegen ist es nöthig, durch ein bestimmtes Geldsystem und möglichst leichte Quarantainemaßregeln den Verkehr zu erleichtern. Die Regentschaft hat in dieser Beziehung schon einige wesentliche Schritte gethan. Als Nationalmünze ist die Drachme zu 100 Leptas eingeführt worden, welche genau den sechsten Theil des in der ganzen Levante geltenden spanischen Thalers ausmacht und, nach französischem Gelde berechnet, 18 Sous gleichsteht. Die Phönixstücke des Präsidenten, welche fast sämmtlich unter ihrem Nominalwerthe ausgeprägt worden waren, wie das schlechte türkische Geld, sind dadurch fast schon ganz außer Curs gesetzt worden. Auch soll, wie es heißt, ein neues System der Maße und Gewichte ins Leben treten, welchem das französische zur Grundlage dienen wird. Was die Quarantaine betrifft, so ist sie nach den neuesten Nachrichten für Griechenland ganz aufgehoben worden, um dem Nachtheile zu entgehen, welchen eine doppelte Quarantaine dem griechischen Handel zwischen der Levante und Europa bringen würde; nur falls die Pest wirklich in einem Handelsplatze der Levante ausgebrochen ist, soll eine außerordentliche Quarantaine eintreten. Jedoch

soll auch für immer ein Quarantaineplatz auf Syra oder Hydra eingerichtet werden, welcher den nach europäischen Häfen bestimmten Schiffen aus der Levante den Vortheil gewähren wird, daß sie hier bleiben und sich reinigen können, was ihnen die freie Einfuhr an ihren Bestimmungsplatz sichert, wenn der betreffende Consul die Zuverlässigkeit der Reinigung bescheinigt. Einige andere unlängst erlassene Verordnungen sichern der inländischen Handelsmarine den ausschließlichen Transport der Landesproducte zwischen den inländischen Häfen zu, bestimmen genau, welche Schiffe als Nationalschiffe zu betrachten sind, und erlauben unter diesen nur denen, welche über 150 Tonnen halten, außerhalb der Straße von Gibraltar Handel zu treiben. Letztere Maßregel hat man für eine unnöthige Beschränkung gehalten, deren Nachtheile unter der zahlreichen Classe der kleinen Schiffseigenthümer wol empfunden werden dürften. Der höhern Ausbildung des Kaufmannsstandes, welche man in neuerer Zeit im gebildeten Europa nur durch besondere Handelslehranstalten erreichen zu können meint, würden, nach des Verf. und der aufgeklärtesten Griechen Ansicht, in Griechenland die allgemeinen öffentlichen Schulen genügen, sobald man nur bei ihrer Anlage die durch Oertlichkeiten bedingten Bedürfnisse gehörig berücksichtigen wolle. Eine besondere Schiffbauschule, worin Theorie mit Praxis verbunden würde, ist dagegen weniger entbehrlich, könnte aber füglich mit der oben erwähnten Gewerbschule in Verbindung gesetzt werden. Ein oberster Handelsrath, unmittelbar unter dem Minister des Innern, müßte über die Interessen des Handels überhaupt wachen, und ihn immer mehr zu erweitern, zu heben und zu regeln suchen. Schließlich fügt der Verf. diesem Abschnitt noch einige Bemerkungen über die griechischen Häfen, die Durchgrabung des Isthmus und die Wahl einer Hauptstadt bei. Die erstern, welche sich im Ganzen beinahe auf hundert belaufen und fast durchgängig noch die Spuren alter Werke haben, müssen nach und nach wieder in brauchbaren Zustand versetzt werden und die nöthigen Schutzwerke erhalten. Die Regierung kann dabei Alles von dem Eifer und der Unterstützung der Bewohner von Hafenplätzen erwarten. Die Durchgrabung des Isthmus, bekanntlich schon öfter versucht und anerkannt von unberechenbarem Vortheil, ist gleichwol nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten und Kostenaufwand. Jene verschwinden jedoch, sobald dieser gedeckt ist. Nach angestellter Berechnung würde ein Capital von 20,000,000 Francs hinreichen, das am leichtesten durch Actien aufgebracht werden würde, welche die Regierung nach und nach an sich kaufen könnte. Als Hauptstadt scheint dem Verf., sowol als Handelsplatz, als auch in jeder andern Rücksicht betrachtet, keine Stadt passender als Athen. Er stimmt in dieser Beziehung mit Allen überein, welche wünschen, daß die neue Organisation Griechenlands nicht ganz ohne schuldige Rückerinnerung an seine alte Größe geschehen möge; und bekanntlich hat auch die Regentschaft in diesem Sinne bereits Maßregeln getroffen, welche die Erfüllung dieses Wunsches in nächster Zukunft verbürgen.

Was zunächst für die geistigen Interessen der griechischen Nation zu thun wäre, knüpft sich an die Sorge für den öffentlichen Unterricht, worauf der Verf. in den folgenden Abschnitten übergeht.

Paris, im April 1834.

Wilhelm Zinkeisen.

Nekrolog. Kurt Sprengel und Joh. Friedrich Meckel. Von Friedländer. Besonderer Abdruck aus dem Intelligenzblatte der „Allgem. Literaturzeitung". Halle 1834. 4.

Kritiken über Recensionen oder Aufsätze in andern Blättern sind zwar in der Regel von dieser Zeitschrift ausgeschlossen, doch kann wol die europäische Berühmtheit der beiden Männer, denen die genannten Aufsätze gewidmet sind, zur Entschuldigung dienen, wenn wir derselben hier in der Kürze gedenken. Die wissenschaftliche Größe beider Männer, auf die die Universität Halle die gerechteste Ursache hatte, stolz zu sein, brauchte durch die Erinnerung an dieselben im vorliegenden Nekrologe nicht erst gesteigert zu werden; um so mehr verdient die Kunst des Verf. in psychologischer Hinsicht eine belobende Anerkennung. Sprengel sowol als Meckel hatten in ihrem Privat- und collegialischen Leben manche Schattenseite. Aber Hr. Friedländer, durch seinen langen Umgang mit beiden Männern vertraut, hat hier eine solche Zartheit und versöhnende Milde gezeigt, ohne dabei der Wahrheit zu nahe zu treten, daß sowol die Geschicklichkeit in der Darstellung als in Enthüllung der psychologischen Eigenthümlichkeiten diesen Nekrologen ein mehr als gewöhnliches Interesse gibt. So sagt er von Meckel, nachdem er geschildert hat, wie durch körperliche Leiden seine Stimmung trüb und fast menschenfeindlich geworden war, und wie nur Wenige ihm seine Verstimmungen, Fehler und Schwächen zu Gute hielten: „Wer ihm Gemüth absprach, der hat ihn in den Augenblicken nicht gesehen, wo ihn ein Gegenstand der Kunst entzückte, oder die Erinnerung an glückliche Tage in ihm aufstieg, oder die Einsicht, daß ein begangenes Unrecht gegen einen Freund ihn zur Versöhnlichkeit und zu einer Weichheit stimmte, welcher selbst Thränen nicht fehlten; statt ihn zu verdammen, hätte man dann in die klagenden Worte Ophelia's einstimmen mögen: „O, what a noble mind is here o'erthrown". Von Sprengel gedenken wir hier nur der Schilderung seiner unbegrenzten Wohlthätigkeit. „Den Armen zu helfen", heißt es, „scheute er selbst manche Aufopferung nicht: Kasse, Küche und Keller stand jeder Zeit Hülfsbedürftigen bei ihm offen; kein Unglücklicher verließ ihn ohne Hülfe und Trost."

So beschränkt der Raum für diese Nekrologe war, hat doch der Verf. auch für manche interessante Einzelnheit Platz gefunden. So erfahren wir unter Andern, daß Sprengel 1795 ordentlicher Professor in Halle mit 50 Thlrn. (!) Gehalt geworden ist, und daß er noch wenige Wochen vor seinem Tode einen englischen Brief an Hrn. Fr. schrieb, in dem er alle Verstöße gegen die byzantinische Geschichte, die sich Walter Scott in seinem „Count Robert of Paris" hatte zu Schulden kommen lassen, schonungslos enthüllte. Wie transatlantisch Meckel's Ruf war, zeigt Hr. Friedländer an dem Schreiben des Prof. Gibson zu Baltimore, der Meckel einige Jahre vor seinem Tode um die Erlaubniß bat, seinem neugeborenen Söhnchen die Vornamen John Frederick Meckel zu geben.

14.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 166. —— 15. Juni 1834.

Lavabecher. Novellen von Leopold Schefer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1833. 8. 4 Thlr.

Wir haben es hier nicht nur mit einem berühmten Verfasser zu thun, sondern mit einem, der seinen Ruhm auch wirklich verdient, ja, der schwerlich von der Menge, wie bekannt er auch sein mag, genügend erkannt ist, indem das Beste in ihm in einer Tiefe ruht, welche nur von dem gebildetsten Theil der Leser ermessen werden kann, von der Kritik unserer Tagesblätter aber, soweit diese uns im Allgemeinen bekannt ist, schwerlich gewürdigt werden möchte. Diese sowie die größere Menge mag in Leop. Schefer besonders den Bildner der seltsamsten Stoffe, den Aufsucher der ungewöhnlichsten Verhältnisse, den Zeichner jener vielfachen Gestalten verehren, zu denen sich in dem natürlichen Lauf der Lebensschickungen äußerst selten ein Spiegelbild finden dürfte. Dies möchten grade die Eigenschaften sein, welche uns von dem Dichter zurückhielten, oder doch wenigstens kühler gegen ihn machten. Ungleich bedeutsamer erscheint er uns schon in seiner Kenntniß und Beobachtung des menschlichen Gemüths im Allgemeinen, in jenen tiefen Blicken, die er uns oft in das Innere der Menschenbrust thun läßt, die ja für so Viele ein völlig unverstandenes Räthsel, für Keinen ein vollkommen gelöstes ist. Doch die Herrschaft des Dichters in dem Reich des Gedankens geht noch weiter, und er wirft nicht selten leuchtende Blitze in das dunkle Gebiet der Erkenntniß von höhern Dingen als die menschlichen Zustände und Gefühle. Durch diese Eigenschaften stellt er sich uns als ein Mann hin, dem jeder Beurtheiler mit Ehrfurcht gegenübertreten muß, wie scharf auch sein Blick für die Mängel des Dichters sein möchte. Aber es knüpft sich noch ein schöneres Verhältniß als das der Ehrfurcht zwischen ihm und seinem Leser an, nämlich das der Liebe; denn wie er jene gewinnt, wo die Dichtung mit dem klaren, aber kältern Reich des Gedankens verkehrt, so gewinnt er diese, wenn das Gedicht zum Bilde, zur hellen warmen Gestalt des Lebens wird. Welch eine edle, hohe und doch warm liebende, verschwisterte Göttergestalt könnte uns seine Muse sein, wenn sie die Kunst im klaren Spiegel des Ideals anschaute, ihr unter dem reinen blauen Aether der Schönheit den Tempel erbauen wollte; wenn sie es nicht vorzöge, sich in das bewegte, qualvolle Getümmel bedeutsamer, aber befleckter Gestalten zu stürzen! Indeß über jeden Geist waltet ein unabänderliches Gesetz, dessen Bestimmungen er folgen muß, und so möchte es wol ein vergeblicher Versuch sein, unsern Dichter von seiner ausschweifenden Kometenbahn in die einer schöner gerundeten Ellipse hinein beschwören oder kritisiren zu wollen. Und so wollen wir ihn denn hinnehmen in seiner abweichenden Individualität und es gern vergeben, wenn er sich keine schöne Götterbildung schaffen kann, da ein so warmes Menschenherz in ihm schlägt. Es ist uns sogar noch zweifelhaft, ob wir die Art und Weise Schefer's Manier nennen dürfen, indem wir eine Verkörperung, die sich nothwendig aus der Natur des Gedankens herausbildet, nicht so bezeichnen möchten. Es gibt gewisse Abarten der Kunst, die nicht ein misverstandenes Ideal sind (denn darin läge uns eigentlich die Manier, und so fänden wir sie z. B. bei Göthe in dem Uebermaß gesuchter Ruhe), sondern nur eine ganz eigenthümliche Gestaltung und Ausschmückung desselben, die es vielleicht tiefer in das Gebiet scharfer Charakteristik ziehen, als es seiner objectiven Natur zufolge gestatten darf, aber doch seine ursprünglichen Bildungsgesetze treu festhalten und befolgen. Man könnte für solche Erscheinungen den Begriff subjectiver Idealität zur Basis machen, und Tacitus, Jean Paul, Beethoven, Michel Angelo möchten ungefähr die höchsten Gipfel dieser subjectiven Ideale in der Kunstgeschichte bilden.

Als ein Sprößling aus diesem Geschlecht erscheint uns Schefer, wenngleich freilich in ihm selbst das subjective Ideal sich noch lange nicht genug aus den düstern Beschattungen des Irrthums in das freie Sonnenlicht der Wahrheit und Schönheit emporgerungen hat.

Es liegen vier Erzählungen des Dichters vor uns, von welchen wir denen des zweiten Bandes unbedingt den Vorzug einräumen. Wir wollen daher die Schattenseiten des Dichters an jenen, seine schönen, warmen Sonnenseiten an diesen nachzuweisen suchen, zuvor aber Einiges, was sich für und gegen alle diese Erzählungen sagen läßt, andeuten. Der Dichter liebt durchaus den ruhigen, Himmel und Ufer klar abspiegelnden Fluß der Erzählung nicht; er schreitet nicht mit ruhiger Sicherheit zum Ziele, sondern schießt bald mit raschem Flug demselben entgegen, bald macht er uns ungeduldig durch müßiges Verweilen oder Seitwärtsschweifen. Daraus entstehen zwei Uebel-

stände, nämlich da, wo die Begebenheiten gewissermaßen in Massen über uns hergeschüttet werden, ein Verwirren der Fäden, und da, wo die Flut der Betrachtungen und lyrischen Ergüsse sich dazwischendrängt, ein Verlieren derselben, weil sie sich zu dünn und vereinzelt spinnen. Oft sind auch wirkliche Sprünge in den Begebenheiten da und fodern uns zu willkürlichen Ergänzungen auf. Obwol daher die Combinationen des Dichters in Beziehung auf Das, was man die Intrigue der Erzählung nennt, häufig sehr überraschend sind, so verlieren sie doch an Schönheit und an Wirkung, weil sie sich nicht hinreichend nach künstlerischem Gesetz vorbereiten und entwickeln. Als Beispiel führen wir nur aus der ersten Erzählung: „Der Sklavenhändler", die Art und Weise an, wie Lord Liston die Schwester seines Vaters unter den Sklavinnen Amilakhoro's findet. Das Ereigniß ist allerdings außerordentlich und müßte in der Wirklichkeit von schwer zu beschreibendem Eindruck sein, aber doch nur deshalb, weil Lord Liston gewußt hätte, daß seinem Vater auf diese Art eine Schwester im Orient verloren gegangen sei; der Leser hätte dies also auch wissen müssen, und zwar in solcher Weise, daß die Kunst ihm ebenso ein Interesse für das Wesen eingeflößt hätte als bei einem wirklichen Lord Liston die Natur. Dergleichen Züge finden sich ungemein viele, namentlich in dieser Novelle und in „Virginia Accoramboni". Man ist bisweilen, wenn man mit der Art und Weise vertraut ist, wie ein künstliches Gewebe der Ereignisse angelegt und vollendet zu werden pflegt, im höchsten Grade gespannt, auf welche Art der Dichter eine schwierige Entwickelung lösen werde; in dieser Hinsicht aber erfreut er uns nie, sondern statt einer feinen Führung treffen wir fast immer eine Freiheit in der Behandlung, die man kaum anders als Willkür nennen kann. Wir sagten: fast immer, denn es finden sich auch Beispiele vom Gegentheil, die alsdann doppelt erfreulich wirken. So ist z. B. die Art und Weise, auf welche der Sergeant Stephan in der trefflichen Erzählung: „Die Osternacht", entdeckt, daß er sich im Hause seiner Schwester befindet, ebenso einfach als überraschend und schön. Dagegen ist der Umstand, daß der alte Schulmeister Wecker seinen eignen Sohn unter den Feinden findet, in demselben Maße willkürlich, ohne Vorbereitung und Folge und mithin auch ohne alle Wirkung hineingestreut. Von der Darstellungsweise kommen wir auf die Betrachtungsweise des Dichters, nämlich auf die Art, wie er zwischen die Grundpfeiler der Erzählung die Blumengewinde der dichterischen Ausschmückung und die ernstern Zierathen des Gedankens einflicht. Hier ist nun das Einzelne fast immer schön, tief, wahr; allein es steht uns nicht selten auf zwiefache Weise an der unrichtigen Stelle, indem es uns theils dadurch verletzt, daß es den lebendigen Gang der Erzählung zur Unzeit hemmt, theils dadurch, daß es nicht zu den Charakteren stimmt, in deren Seele die Betrachtung sich erzeugt, und wir vielmehr den Dichter wahrnehmen, der statt seiner Gebilde redend auftritt, wodurch stets eine Erkältung erzeugt wird. Das wäre es, was wir wider diese Erzählungen im Allgemeinen zu sagen hätten; für dieselben spricht namentlich zuerst die reiche und phantastische Gabe der Schilderung, das tiefe Eindringen in die Oertlichkeit, die Sitten, die Nationalität; die fesselnde Kraft, mit welcher der Dichter einzelne erhebende oder rührende Momente darzustellen weiß, und vor Allem sein liebenswürdiges Eindringen in die Tiefe der Gemüthswelt zumal sittlicher, natürlich entwickelter Frauencharaktere, wovon namentlich seine Christel in der „Osternacht" ein unvergleichlich schönes Beispiel liefert. Indem wir so einige Züge dem Allgemeinsten enthoben haben, werden wir fast auf gleiche Dinge, nur mit dem Unterschiede der Anwendung auf specielle Fälle zurückkommen, wenn wir jetzt von den einzelnen Erzählungen reden. Die erste: „Der Sklavenhändler", spielt im Orient, in Stambul. Hier kommt dem Dichter die lebendige Anschauung jener Länder ungemein zu statten; schwerlich würde ein Anderer ihn in der Mannichfaltigkeit und Wahrheit der Localfarben erreichen, noch weniger in der Benutzung der Eigenthümlichkeit orientalischer Charaktere. Der Hauptgedanke der Erzählung, daß die junge Gemahlin eines englischen Lords, die er in England entführt hatte, von welcher er sich aber, durch die Strenge des Vaters gezwungen, wieder trennen mußte, ihm in den Orient nachfolgt und sich ihm als Sklavin scheinbar verkaufen läßt, um zu prüfen, ob er sie noch liebe — dieser Hauptgedanke ist sehr schön und wird mit allen den zarten und tiefen Beziehungen, deren er fähig ist, behandelt. Allein die Erzählung ist nach unserer Ansicht viel zu lang gerathen, und nachdem die Hauptkatastrophe vorüber ist, werden wir noch mit einer solchen Menge von unwesentlichen Ereignissen (unwesentlich, weil sie nicht von vorn herein vorbereitet sind) überdrängt, daß wir fast unwillig darüber werden. Auch ist diese Erzählung ganz besonders überfüllt mit Betrachtungen, die an sich wol ihren Werth haben, aber das Interesse doch zu häufig ablenken. Wenn man dem Leser auf diese Weise zu begegnen wagen will, so darf man nicht nur das Gute, sondern man muß, wie Jean Paul, das Tiefste, Erschütterndste, Erhabenste, Schönste, Witzigste darzubringen vermögen. So viel gibt uns Schefer nicht; aber doch genug, um ihm dafür dankbar zu sein.

Die zweite Erzählung: „Virginia Accoramboni", hat einen historischen Boden und stellt historische Charaktere dar, z. B. Sixtus V.; inwiefern die übrigen auftretenden Gestalten geschichtliche sind und die Ereignisse selbst auf dem festen Boden der Wirklichkeit stehen, wissen wir nicht zu sagen, da es uns nicht möglich war, ein specielles historisches Studium desfalls zu machen. Es thäte auch hier weiter nichts zur Sache. Die Charaktere sind dreist, ja kühn, aber doch mit sicherer Meisterschaft gezeichnet, insbesondere Sixtus selbst und der rachsüchtige Paganelli. Sowol die italienische Glut als die zügellose Wildheit des Zeitalters sind in großen Momenten aufgefaßt. Nur Eins, worauf der Grund der ganzen Erzählung ruht, scheint uns bis zur Unbegreiflichkeit unwahr, wenngleich der Dichter vielleicht die historische Wirklichkeit (denn Wahrheit mögen wir es nicht nennen) für sich hat. Dies ist Vir-

ginia's schnelle Vermählung, sechs Wochen nach der Ermordung ihres Gemahls, mit dem Herzog Paolo Ursini. Um dies zu begreifen, mußte Virginia von vorn herein anders geschildert worden sein; wir mußten die nachmalige Furie der Rache in diesem Engel schon früher ahnen, und um wenigsten durfte sie als den ersten Gemahl liebend dargestellt werden. Dagegen streitet freilich schon die mehr als leichtsinnige Scene am Tage ihrer Vermählung mit ihrem nachmaligen zweiten Gemahl Ursini. Hierbei müssen wir noch eine starke Roheit, wir können es nicht anders nennen, rügen, die der Dichter begeht. Er sagt von Ursini, der vor der fremden Braut, die soeben zum Traualtar gehen soll, zu Füßen liegt: „Er faßte mit beiden Händen krampfhaft in ihre Lenden" (!!). Fast möchten wir glauben, daß hier ein grober Druckfehler zum Grunde liegt und für Lenden in irgend einer Version „Hände" stehen soll, zumal da es weiter heißt: „aber er durfte sie nicht erst herabziehen, sie neigte selbst ihr Gesicht zu ihm hernieder u. s. w.", wobei uns denn sogleich auffallen muß, daß man wol bei den Händen, aber nicht bei den Lenden Jemand herabziehen kann. Andere Gründe machen uns jedoch wieder sehr mistrauisch gegen den Druckfehler. Die Erzählung wirkt überhaupt zurückstoßend, ohne eigentlich schauerlich zu erschüttern und in der Ahnung zu ängstigen. Dies liegt in dem Fehler der Anordnung der Verhältnisse, indem der Dichter die Ereignisse auch hier unserer Meinung nach in unrichtiger Folge darstellt und eine Reihe von Thaten geschehen läßt, denen er Motive unterlegt, an die wir völlig glauben, die sich aber doch durch ihre spätere, plötzliche Enthüllung als falsch beweisen. Alsdann erwartet der Erzähler von dem gelösten Geheimniß eine rückwirkende Kraft, die aber, wie sie in dem Reich des Rechtes niemals eintreten darf, auch im Reich des Schönen niemals eintritt, wenn nicht schauerliche Fäden der Ahnung schon längst insgeheim die Bande zwischen dem Kommenden und Vergangenen geknüpft haben. Zumal gegen den Schluß häufen sich hier grauenvolle Ereignisse, die der Dichter ersinnt, mit offenbar historischen Momenten durchwebt, sodaß der Leser förmlich davon erdrückt wird. Auch begeht der Verf. den Fehler, nun plötzlich, nachdem er sich lange mit recht freier Muße im Gebiet phantastischer Erfindungen bewegt hat, auf ein Mal noch mit einer gewissen ängstlichen Genauigkeit zu den Details der Geschichte zurückzukehren und Momente und neu auftretende Personen hineinzuflechten, für die gar kein Antheil in uns vorbereitet ist.

Ungleich schöner sind die Erzählungen des zweiten Bandes: „Die Düvecke, oder Leiden einer Königin" und „Die Ohnmacht". In beiden offenbart sich eine dichterische Wärme des Gemüths, eine tiefe Verständniß heiligster Gefühle, eine edle Würdigung großer Gesinnungen selbst in den unscheinbarsten Formen, mit Einem Wort ein Blick in das Innere der menschlichen Brust, wie wenige Dichter sich dessen rühmen dürfen. Daher legen sich diese Novellen, trotz der blutigen Qualen, die sie verursachen, mit warmer, inniger Liebe an unser Herz, während „Virginia Accoramboni" uns mit Schauder von sich stößt. Gegen „Die Düvecke" haben wir jedoch etwas Aehnliches zu erinnern wie gegen jene, nämlich daß uns am Schluß wiederum mit jener ängstlichen Treue noch eine Menge historischer Details und Ereignisse, die weit jenseit des Raumes der Erzählung liegen, aufgebürdet werden. Wir glauben indessen zu begreifen, was den Dichter zu diesem Fehler verführte, nämlich der tiefer liegende, daß seine Erzählung keinen rechten Wende- und Schlußpunkt insichträgt, sondern sich auf eine zu unbestimmt angenommene Basis stützt. Hieße sie nur: „die Düvecke", und nicht auch zugleich „die Leiden einer Königin", so hätte den Fehler, däucht uns, gar nicht vorkommen können. Wir wollen aber nicht länger von den Fehlern, sondern von den vielen zahlreichen Schönheiten sprechen. Dahin gehört erstlich die Zeichnung der Charaktere, namentlich der Düvecke, Torbern Oxe's, und Isabella's, der jungen Königin. Ferner eine Menge schöner Wendungen in der Erzählung und eine Anzahl einzelner Momente, von denen wir wünschten, sie dem Leser sämmtlich ebenso anzeichnen zu können, wie wir sie uns selbst im Buche angezeichnet haben. Doch heben wir Folgendes heraus: die reizende, tief rührende Scene, wo der König seiner Geliebten, Düvecke, die schlummernde junge Königin zeigt; den erschütternd großartigen Moment, wo der König in dem Augenblick hinzutritt, wo Düvecke's Kind auf geheimnißvolle Weise das Leben verloren hat, und wo auch die Farben der Darstellung im vollsten dichterischen Feuer eine unverlöschliche Glut gewinnen; ferner Düvecke's rührender Tod; Torbern's würdiger, unbeugsamer Trotz dem tyrannischen Könige gegenüber, und noch unzählige andere duftende Blüten des Dichterkranzes. Als eine kleine Ausstellung bei so vielem Schönen wollen wir es dennoch nicht verschweigen, daß der Gebrauch des Sie im Wechselgespräch der Königin mit der Kaufmannsfrau störend berührt. Die letzte Novelle ist auch unstreitig die schönste in dem Buche, denn obgleich sie uns fast mit Blut nährt und mit Thränen tränkt, so sind es doch so heilige, süße Thränen der Wehmuth, die wir vergießen, und das Blut quillt so warm vom Herzen, daß wir uns allen Schmerzen, die der Dichter über uns verhängt, mit Liebe hingeben. Einen Begriff von dem Inhalt dieser Erzählung zu geben, würde fast etwas Unmögliches sein, ohne sie selbst zu wiederholen. Genug, daß alles mögliche Kriegselend und Kriegsunglück sich darin zusammendrängt und in dem stillen Raum einer friedlichen Landbürgerwohnung wie in den Sälen eines reichen Gutsbesitzers seine Schrecken verbreitet. Aber der Dichter versteht die Kunst, mitten in den Stürmen des Krieges den stillen Seelenfrieden redlicher, treuer Herzen vor uns zu entfalten, sodaß wir tief von dem Gefühl durchdrungen werden, für die Tugend gibt es zwar ein Dulden, aber kein Unglück. Mitten durch diese Erzählung zieht sich ein tiefer, sinn- und bedeutungsvoller Humor, vorzüglich in der Gestalt des Schulmeisters Wecker; nur wird dessen bisweilen zu viel gegeben, und bisweilen hört man wiederum nur den Dichter reden. An einigen Stellen wird dieser Humor sogar ebenso störend geschmacklos (wie z. B. S. 228,

„und er nieset wieder"), als er an andern Stellen wahrhaft erhaben ist. Für einige Einfälle sagen wir dem Dichter besondern Dank, z. B. für die Uebersetzung von ultima ratio regum, den letzten Verstand der Könige, wie sein Schulmeister Wecker sich ausdrückt. An einzelnen schönen Bildern ist die Erzählung überreich, z. B. die Ausschmückung des Kindes (S. 224), die roh durch den Krieg gestörte Bestattung desselben, Stephan's Wiedersehen mit seiner Schwester, das Verfehlen seiner Frau und Kinder, als Johannes nach der Stadt wandert, um sie dort aufzusuchen, und sie im Dunkeln an ihm vorübergehen, und er, wie halb im Traum, ihre vom Winde verwehten Stimmen gehört zu haben glaubt und a. m. Stephan's Tod dagegen misfällt uns, nicht zu gedenken, daß der Dichter dabei einen höchst komischen Irrthum begeht, indem er das artilleristische Wort: „abprotzen", in der Bedeutung: „abfeuern", nimmt und so den armen Stephan, nachdem er sechs Kanonen auf einen Punkt gerichtet hat, durch einen Zündfaden alle sechs zugleich abprotzen läßt. Ich brauche den Lesern wol nicht erst zu sagen, daß ein Geschütz abprotzen nichts Anderes heißt, als den Hinterwagen, nämlich das Geschütz, von dem Vorderwagen oder der Protze dadurch trennen, daß man den Laffettenschwanz vom Protznagel (dem Spannagel des Kanons) abhebt, wodurch das Geschütz erst in die Stellung kommt, in der man es laden und abfeuern kann. Diesen Irrthum im Betreff eines technischen Ausdrucks, so vulgair derselbe auch ist, wollen wir indessen nicht hoch anschlagen. Einen übleren Eindruck macht die ganze unnatürlich gesuchte Todesweise, die noch dazu in der Ausführung ganz unmöglich ist. Indessen ist die Erzählung so überaus reich an schönen und schönsten Zügen, daß wir Unrecht hätten, länger bei kleinen Ausstellungen dieser Art zu verweilen. Ihre höchste Schönheit aber erreicht sie für uns bei der Scene im feierlich beleuchteten Dom zu Mainz, wo Paschalis die von Schmerz ganz zerrissene Christel fragt: „Soll ich dir diesen Schmerz aus der Brust nehmen?" Freilich nur, wer die Novelle gelesen, kann verstehen, was ich hier meine; die andern Leser müssen mir aufs Wort glauben, daß der Dichter hier in die tiefsten Tiefen des menschlichen Gemüths geschaut hat. Wir würden noch Vieles anzuführen haben für und wider, denn ein so reich schaffender, eigenthümlicher Geist wie unser Dichter regt tausend Empfindungen der Zustimmung und des Widerspruches auf, und hätten wir ihn von Angesicht zu Angesicht vor uns, so möchten wir Zeile um Zeile über seine Dichtungen mit ihm streiten, weil er in jeder Zeile bedeutsam ist. Indessen fürchten wir fast schon jetzt, zu ausführlich gewesen zu sein; man vergebe uns dies, weil wir feierlich versprechen, mit den literarischen Nullitäten, die uns nur zu häufig vorkommen, dafür ein desto summarischeres Verfahren zu beobachten.

L. Rellstab.

Literarische Notizen.

Von Chateaubriand's „Oeuvres complètes" sind die drei ersten Lieferungen (im Ganzen dürften es ungefähr 160 zu 1½ Bogen werden) ausgegeben. Ebenso ist die erste, 11 Bogen betragende Lieferung von Lamartine's Gesammtwerken erschienen, alle halbe Monate wird eine gleich starke herauskommen. 10 Lieferungen (8 Text, 2 Kupfer), zusammen 4 Bde. bildend, machen diese Ausgabe vollständig.

Der Graf d'Hauterive und F. de Cussy geben heraus: „Recueil des traités de commerce et de navigation de la France avec les puissances étrangères depuis la paix de Westphalie etc." Anderthalb Bände sind bereits erschienen. Das ganze Werk wird deren 6—8 haben.

„Tarlo", poln. Roman von dem Grafen Friedrich von Skarbek, ins Französische übersetzt von Forster, hat Mad. Melanie Waldor herausgegeben.

„Révélations et pamphlets" ist der Titel eines Buchs von Emile Morice.

Von den „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état etc." ist eben der siebente Band erschienen. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 167. — 16. Juni 1834.

Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen von Charles Babbage. Aus dem Englischen übersetzt von G. Friedenberg. Mit einer Vorrede von K. F. Kloeden. Berlin, Stuhr. 1833. Gr. 12. 2 Thlr.

In Nr. 21 und 22 d. Bl. haben wir unsere Leser mit einem Werke bekanntgemacht, welches gewissermaßen als die Ausbeute und das Ergebniß des vorliegenden für die Gesammtheit des Publicums anzusehen ist, indem es die allgemeinen Betrachtungen, worauf die Untersuchungen von Babbage geführt haben, besonders in Bezug auf die Wirkung des Maschinenwesens in der Nationalwirthschaft in der populairsten Darstellung heraushebt und ausführt. Aber es würde nicht möglich gewesen sein, jene Früchte zu erlangen, wenn sie nicht angesetzt und gereift wären auf dem Baume zuverlässiger und sich selbst bewußter, d. h. wissenschaftlicher Erkenntniß. Ohne im mindesten dem Verdienste des Ferber'schen Werkes über den preußischen Gewerbszustand zu nahe treten zu wollen, kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß es kein Werk gibt, was an Umfassendheit der Gegenstände der Betrachtung, an Gründlichkeit des praktischen Urtheils und an überraschenden Verbindungen des Vorhandenen mit dem daraus zu Erwartenden sich mit vorliegendem messen könnte. Zwar nimmt der Verf. den Haupttheil seiner Erfahrungen und Untersuchungen aus dem Gewerbsleben Englands, und nur wenig aus Frankreich, noch weniger aus Deutschland und den Niederlanden; zwar ist eben darum eine sich kundgebende Vorliebe für englische Einrichtungen und englisches Uebergewicht zuweilen anstößig und von dem kenntnißreichen Uebersetzer in den hinzugefügten Bemerkungen mit Recht gerügt und berichtigt worden; zwar ist das Werk weder Alles erschöpfend, noch in streng logisch-systematischer Ordnung geschrieben, sodaß überall Eins aus dem Andern entwickelt wäre, sondern es enthält nur eine Reihe von Betrachtungen über die Entstehungs-, Erhaltungs- und Beförderungsursachen des Zustandes des Gewerbes in England. Allein bei dem großen Vorsprunge, den dies Land vor allen andern Ländern, die ihm zum Theil vormals weit überlegen waren, in dieser Beziehung gewonnen hat, mag man wol nicht darüber schmälen, daß ein Engländer davon mit Selbstgenugthuung und Nationalstolz redet, da er dadurch weder ungerecht noch feindselig gegen das Ausland geworden ist, vielmehr fest an dem großen Grundsatz hängt, daß England nur im Welthandel das Gebiet der Mittel zu den Fortschritten des Nationalwohlstandes zu suchen habe, und daß diese folglich auch mit den Fortschritten des Wohlstandes anderer Nationen im Verhältnisse stehen. Ebenso ausgemacht ist es, daß die Mannichfaltigkeit, die Ausdehnung und die Verzweigung fast aller Theile der Industrie in England es nicht nur möglich, sondern sogar räthlich macht, die dortigen Erfahrungen und Einrichtungen ganz vorzüglich bei Betrachtungen über diesen Gegenstand ins Auge zu fassen. Endlich ist es gar nicht die Absicht des Verf. gewesen, eine Alles umfassende Theorie zu liefern, sondern er hat vielmehr nur eben aus dem großen Vorrathe seiner Nachrichten und Kenntnisse Stoff zu Betrachtungen entnommen, durch welche die richtige Erkenntniß der wirkenden Ursachen, der Natur der Erfolge und der Bedingungen weiterer Ausbreitung begründet, berichtigt und erweitert wird. Es ist kein Capitel in diesem Buche, das nicht reichlich dazu beiträgt, wenn auch weitern Forschungen noch andere Theile des Ganzen überlassen bleiben. Es ist im Ganzen damit ein großer Schritt in der Aufgabe gethan, den Wachsthum des Nationalreichthums aus der Hand des Zufalls oder bewußtloser Speculation in die Hand der auf technischer und ökonomischer Kenntniß beruhenden wissenschaftlichen Gewerbsleitung zu bringen und die Staatswirthe von so manchen verkehrten Maßregeln abzulenken, durch welche sie das Gewerbe haben heben wollen, aber in der That es unterdrückt haben.

Babbage, berühmt durch seine Rechenmaschine, welche, hervorgegangen aus der Einsicht in die Natur des Zahlenverhältnisses und in das dadurch bestimmte Gesetz der Mechanik des Rechnens, die größten Rechnungstabellen mit sich selbst controlirender Genauigkeit ausarbeitet und gegenwärtig auf Kosten der Regierung zu London im Großen ausgeführt wird, ist der Mann, der durch sein tiefes Verständniß der Mathematik und Physik, wie durch seine mühsamen Sammlungen von Erfahrungen und Nachrichten über die Beschaffenheit, den Gang und den Erfolg von Maschinen und Fabrikeinrichtungen in den verschiedensten Zweigen der Gewerbschöpfung die Fähigkeit und die Materialien zu einem so gediegenen und weit umfassenden und inhaltschweren Werke besaß. Sein Ueber-

setzer hat durch die Deutlichkeit und Genauigkeit der Uebersetzung selbst, durch geschickte Wahl der technischen Ausdrücke in derselben, durch Auffinden mehrer sinnentstellender Druckfehler im Originale und durch erläuternde und berichtigende Zusätze seinen Beruf für das Unternehmen beurkundet.

Das Werk zerfällt in zwei Theile. Der erste kleinere ist technischen, der andere größere nationalwissenschaftlichen Betrachtungen gewidmet. Jener hat hauptsächlich zum Gegenstand, die Zwecke zu erkennen und zu ordnen, zu deren Erreichung Maschinen und Fabrikanstalten eingeführt und gebraucht werden. Der Verf. führt dieselben auf drei Hauptgattungen zurück, nämlich 1) zur Erweiterung der Menschenkraft; 2) zur Zeitersparniß und 3) zur Benützung sonst werthloser Dinge. In letzterer Beziehung ist das Beispiel der Benutzung der unbrauchbar gewordenen Pferde in den großen Abdeckereien bei Paris ein Beweis, wie unendlich viel dem Nationalvermögen dadurch verloren geht, daß Dinge unbenützt bleiben, welche doch an sich, und gehörig angewendet, ansehnlichen Nutzen gewähren. Die alten oder kranken Pferde, wofür 3 bis 4 Thlr. bezahlt wird, liefern hier durch ihre Zerlegung in ihre einzelnen Theile und die Verwerthung jedes einzelnen einen Ertrag, der bis zu 33 Thlr. steigt. Hierunter aber ist auch der Preis der Maden und der Felle von den Tausenden von Ratten begriffen, welche mit dem sonst unbrauchbaren Fleische in eignen Vorrichtungen erzeugt und zum Vogelfutter und zu Pelzwerk verkauft werden.

Die Erweiterung der menschlichen Kraft kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder durch Erzeugung und Unterordnung neuer Kräfte unter den menschlichen Willen, oder durch Uebertragung und Verstärkung der Wirkung schon vorhandener Kräfte. Genau genommen, ist indessen dies nur uneigentlich gesprochen, indem der Mensch weder neue Kräfte erschaffen, noch das Maß irgend einer bewegten Kraft selbst erhöhen kann. Vielmehr muß die Wirkung einer jeden genau diesem Maße entsprechen, wenn von jener zuvor Das abgezogen wird, was von dem letztern durch den Widerstand der Reibung und die Schnelligkeit der Bewegung verzehrt worden ist. Wenn aber auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht jene Ausdrücke nur uneigentlich sind, so haben sie doch in praktischer Beziehung ihre volle Bedeutung. Indem das Pulver in einer Röhre entzündet oder eine Windmühle aufgesetzt wird, wird dort die gebundene Kraft des Dampfes frei gemacht und hier die freie Kraft des Windes durch die Flügel aufgefangen, und der Gebrauch beider Kräfte, welche solchergestalt in die Hand des Menschen gebracht werden, wird dadurch erschaffen. Indem ferner irgend eine Kraft auf den Punkt gelenkt wird, von wo aus sie mittels mechanischer Vorrichtungen, namentlich des Hebels, der Schraube und des Keiles, oder durch Verbindung mit andern Kräften, insonderheit chemischer Zersetzungen oder Vereinigungen in ihrer Wirksamkeit erhöht und unterstützt, oder der ihr entgegenstehende Widerstand vermindert wird, ist dadurch in ihrer Wirkung eine Veränderung bewirkt, welche für den Gebrauch einer Vermehrung der Kraft selbst gleichkommt. Diese Gewalt über die Kräfte, ihre Unterwerfung unter den menschlichen Willen zu ihrem beliebigen Gebrauche und die dadurch erlangte Herrschaft des Menschen über ihre Wirksamkeit, das ist Das, was eigentlich das Ziel aller Einrichtungen und Anstalten zur Vermehrung und Erzeugung von Kräften ist, und die verschiedenartige Anwendung dieses Vermögens zu allem Dem, worauf es bei der gewerblichen Arbeit und Thätigkeit ankommt, liefert den natürlichsten Eintheilungsgrund für alle jene Veranstaltungen selbst. Vornehmlich betrachtet der Verf. die Verwendung der Kraft zur Erzielung der Gleichmäßigkeit oder der Schnelligkeit der Wirkung, wozu des Menschen Arm nicht eingerichtet ist. Ein anderer weit ausgedehnter Zweck ist die Vermehrung oder die Verringerung der natürlichen Geschwindigkeit, sowie die Verbindung mehrer Arbeiten, welche durch die nämliche Bewegung zugleich hervorgebracht werden können. Ein Bratenwender ist eine Maschine zur Fortleitung der Bewegung mit verminderter Geschwindigkeit, und es kann dieselbe gleichzeitig an mehren Stellen diese Bewegung mittheilen. Einer der wichtigsten Vortheile der Maschinen besteht eben in Ersparniß der Zeit und der Kraft selbst durch die Fortdauer oder Fortpflanzung der Bewegung. Eine andere große Zeitersparung wird durch die Zuhülfenahme physikalischer oder chemischer Processe gewonnen, welche die beabsichtigte Thätigkeit und Umwandlung begünstigen, oder umgekehrt durch die Beseitigung solcher Processe mittels mechanischer Hülfen, wie bei den Schnellbleichen, der Schnellgerberei und den [illegible]. Vorzüglich in die Augen fallend ist die Benutzung der Maschinen oder physikalischer Einrichtungen zur Beschaffung solcher Arbeiten, welche für Menschenhülfe entweder zu mächtig oder zu fein sind, und welche folglich gänzlich unterbleiben müßten, wenn sie nicht auf künstliche Weise vorgerichtet werden könnten. Ein anderer Zweck ist die Messung oder Controlirung geleisteter Arbeit oder angehäufter Quantitäten, welche wegen ihrer Einförmigkeit die Aufmerksamkeit ermüden und eben darum nicht zuverlässig geschehen würde, jedenfalls aber wohlfeiler dadurch bewirkt werden kann. Denn Ersparung menschlicher Thätigkeit bei allen Verrichtungen, in denen sie durch Hülfsmittel ersetzt werden kann, und deren [illegible]gung zu andern Verrichtungen ist einer der wichtigsten Zwecke höherer Betriebsamkeit. Auch Ersparniß an den zu verbrauchenden Materialien, sei es durch Vorrichtungen, welche deren Aufzehrung vermindern, oder durch Verhütung der Unbrauchbarkeit der verfertigten Stücke [illegible], nicht minder durch Benutzung des Abganges bei der Verfertigung ist ein sehr erheblicher Gegenstand der Aufmerksamkeit. Es gibt ferner Fabrikate, welche nur unter der Bedingung einer außerordentlichen Gleichheit und Genauigkeit brauchbar sind, und welche daher durch die natürlichen Bewegungen des menschlichen Körpers entweder gar nicht oder nur selten gelingen würden. Welche Verschwendung von Zeit, Verlag und Kraft würde erforderlich sein, wenn deren regelmäßige Anfertigung nicht und

Maschinen gesichert werden könnte! Hieher gehören auch noch alle die Vorrichtungen, mittels deren die Güte, Dauerhaftigkeit oder Genauigkeit fertiger Fabrikate erprobt wird, um entweder den beabsichtigten Erfolg bei ihrer Anwendung oder doch die Gefahrlosigkeit derselben zu sichern. Die allergrößte Zeitersparniß wird gewonnen durch die Kunst der mannichfaltigen Vervielfältigung eines Musters, wodurch nicht nur die Kosten der Verfertigung des letztern auf alle Nachbildungen desselben vertheilt, sondern auch dessen Gebrauch selbst nach der Zahl der Vervielfältigung ausgedehnt wird. Möge diese durch Abdrucken von Erhöhungen oder Vertiefungen, durch den Guß erweichter und wieder erhärtender Massen in Formen, oder auch Abklatschen oder Abreibung der Farbe ins Werk gesetzt werden, immer ist die mögliche Vervielfältigung des Copirens, wie bei dem Bücherdrucke, die Bedingung der Mittheilung allgemein nützlicher Erfindungen und Schöpfungen an die große Masse der Menschheit, während außerdem jedes einzelne Werk als ein Kunstwerk für Den allein vorhanden wäre, dem der Besitz davon zusteht, höchstens außerdem noch für Die, denen er den Zutritt dazu oder die künstlerische Nachbildung des Originals gestattet.

Alle diese Zwecke müssen bei der Untersuchung der Fabrikanstalten sowol als bei der Unternehmung neuer Anlagen ins Auge gefaßt und erwogen werden. Je mehr die Ergebnisse ihrer Erwägung auf einen Calcul gebracht werden können, wenn auch nur in der Annäherung, desto sicherer muß die Speculation werden, desto weniger wird sie sich in den Voranschlägen irren, auf deren Richtigkeit der Erfolg der Unternehmungen hauptsächlich beruht. Eben darum ist es von so großer Wichtigkeit, hierin klar zu sehen, und die Wirkungen der zur Verfügung stehenden oder herbeizuschaffenden Kräfte vollständig zu überschauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste französische Literatur.

Tribune des femmes. Die Directrice dieses Journals befindet sich nach dem Oriente; zu welchem Endzwecke, wissen wir nicht, vielleicht um den Père Enfantin aufzusuchen. Die „Tribune" leidet aber deshalb nicht die mindeste Unterbrechung und wird fortfahren, an der Palingenesie des Weibes zu arbeiten, die aus der letzten Nummer sattsam hervorgeht, in welcher die Ehescheidung als das complément der Ehe aufgestellt wird.

Paroles d'un croyant, von Lamennais; der kühne Priester mit der blendenden Rhetorik, mit der behenden lügenhaften Sophistik zeigt sich in der Welt des Gedankens ebenso schwelgerisch und zügellos wie früher in der wirklichen. Wir können hier die beredte blut- und zerstörungssüchtige Diatribe Lamennais' nur kurz anzeigen. Chateaubriand sagte neulich, auf dieselbe anspielend: „Il fera beau voir 93 faire ses pâques", Royer-Collard äußerte über die „Paroles d'un croyant": „C'est du Babeuf prêché par Isaïe".

De la révolution en Europe par M. *Laurentie*. Herr Laurentie war früher Hauptredacteur der „Quotidienne", wo seine Polemik sich weit heftiger geberdete als in gegenwärtiger Broschüre, die zunächst bezweckt, die Parteien auszusöhnen. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß Laurentie als Vermittler auftreten würde; seine Aufsätze in der „Quotidienne" rechtfertigen diese Behauptung. Quand le diable se fait vieux etc. Vielleicht ist es auch aus Aerger, sich von Lamennais überholt zu sehen. Ich komme noch einmal auf Letztern zurück; er predigt jetzt die Republik, da es mit der liberalen Theokratie nicht gehen will; es ist Robespierre im Chorrocke. Ein wunderbares Dictionstalent entfaltet dieser Pfaffe; eine gewaltige Phantasie flammt und lodert ihm in dem gelben, gefurchten Schädel, der unter geistigen und sinnlichen Schwelgereien verwelkt ist.

Les hirondelles. Par *Alph. Esquiros*. Eine Sammlung Gedichte. Die pariser Journalisten versichern, Esquiros habe Talent, er sei ein echter Dichter, und kündige politische Poesien an; die „Revue de Paris" warnt ihn, er möge sich doch ja in Acht nehmen, die Artikel des „National", des „Courrier" nicht in Reime zu bringen.

La Bohème, roman historique, von dem Grafen Thibaudeau. Staatsmänner, die nur der einförmigen ernsten Discussion gewohnt sind, mögen Mühe haben, sich in die tausend Capricen des Romanstyls zu finden. Die Darstellung in gegenwärtigem Buche ist schwerfällig, ohne Leben und riecht nach den Acten. Das Historische ist dagegen gelungen. Der Graf hätte besser gethan, eine gute Geschichte von Böhmen zu schreiben.

Le prisonnier de guerre, von Corbière. Seeroman. Nachdem der Verf. früher die Matrosen geschildert, läßt er jetzt die Offiziere in erster Linie erscheinen. Man behauptet, Corbière sei wahrer, treuer in seinen Gemälden des Seelebens als Sue. Für Leser in einem Seehafen mag das sehr wichtig sein; für uns Profane ist aber die Wahrheit Corbière's unverständlich und nebenbei ziemlich platt und prosaisch.

Angleterre pittoresque, unter Pichot's Leitung. Eine Reihe Sittenschilderungen, Gemälde aus dem Leben, auch Legenden werden angekündigt. Der eigentliche Hauptarbeiter an dieser in Lieferungen zu zehn Sous erscheinenden „Angleterre pittoresque" ist der fleißige, gewandte und kenntnißreiche Phil. Chasles, dessen Namen in allen Blättern figurirt. Dieses Werk, zeigt Pichot an, sei Theil eines größern, womit er sich schon längere Zeit beschäftigte, nämlich einer literarischen Geschichte von England.

Titan, roman par *Jean Paul*. Bisher saß unser guter, ehrlicher, genialer Jean Paul ruhig hinter seinen langen Perioden, seinen Parenthesen, die sich wie Fächer ineinanderschieben, hinter seinen Bollwerken von Extrablättern, Postscriptumsanhängen, Codicillen u. s. w. und trotzte den Uebersetzern; der brausende Schwarm von Epitheten, von Alliterationen, Bildern, Figuren, Citaten, Wortspielen, die stets sich um seine Gedanken wild durcheinander tummeln, hatte die Recksten zurückgescheucht, und ich hatte meine innigste Freude, die behendsten, unerschrockensten pariser Stylkünstler und Phrasentänzer an dem steilen Genius herumschwärmen zu sehen, wie sie verblüfft hinanblickten und wol auch einmal einen Sprung wagten, bald aber schwindelnd wieder zurückwankten; nun wird auf einmal eine Uebersetzung sämmtlicher Werke Jean Paul's angekündigt; den 25. Mai erscheint „Titan"; der Uebersetzer ist Chasles, von dem eben die Rede war.

Les hommes et les moeurs aux États-unis d'Amérique, aus dem Englischen übersetzt von dem Grafen Delacroix. Der Verf. ist der Oberst Hamilton; er hat Amerika von einem andern Standpunkte aus betrachtet als Miß Trollope und der Capitain Basil Hall, so versichert wenigstens der Herausgeber Fournier.

Elie Tobias, histoire allemande de 1516, von Chabot de Bouin. Ein anständiger, honetter Roman, ohne Blutvergießen; der Held ist ein Jude, der erst seine Liebe der Religion opfert, dann Jehovah um seiner Geliebten willen vergißt, was ihm dieser, denk' ich, gar nicht übel nehmen wird. Es soll eine Anspielung auf die Geschichte einer würtembergischen Prinzessin sein, die von einem eifersüchtigen Juden geliebt wurde.

Clotilde par Madame *de Thelusson*. Gleichfalls ein keusches Musenproduct; es ist die einfache Schilderung einer wahren, natürlichen Liebe, die mit der Wichtigkeit behandelt wird, mit welcher alle Schriftstellerinnen die Liebe behandeln. Die Liebe gilt ihnen Alles, sie ist das höchste Interesse, die höchste Aufgabe des Lebens. Die übrigens nicht ohne Erfindungskraft

angelegte und mit Geist und Gefühl behandelte Geschichte ist folgende. Clotilde, ein schönes Weib mit edelm tieffühlenden Herzen, ist in ihrer ersten Jugend an einen viel ältern Mann verheirathet worden. Dieser wird wahnsinnig. Clotilde zieht sich in die Einsamkeit zurück. Hier huldigt sie ganz der schönen Literatur; ihre Phantasie entflammt sich in glühender Leidenschaft zu einem homme de lettres, dessen Werke viel Aufsehen machen; Beide begegnen sich, und der Bund ist geschlossen; nun kommt aber das Fatum und klopft an die Wohnung der glücklichen Liebenden: der Mann erlangt seinen Verstand wieder! Clotilde stirbt. Dies erinnert mich an eine wahre Geschichte, die sich kürzlich in Paris in der Straße St.-Lazare zugetragen. Eine 32jährige verheirathete Frau verliebte sich in einen Jüngling, der grade halb so alt war; zehn Jahre lang dauerte das ehebrecherische Verhältniß. Vor einiger Zeit dringt der Vater darauf, daß sich der junge Mann verheirathe; die Braut ist bald gefunden, der Hochzeittag rückt heran; vorgestern findet man die Leichen des jungen Mannes und seiner Geliebten, die sich den Tod gegeben hatten. La vie ressemble plus souvent à un roman, qu'un roman ne ressemble à la vie.

Nouvelle histoire de France depuis les tems les plus reculés jusqu' à la révolution de Juillet. Im Prospectus heißt es: „Die Chroniken von St.-Denis dienten der ersten Geschichte von Frankreich durch Robert Gognin zur Grundlage; dann kam Nicole Gilles, welchem Belleforêt, diesem Duhaillan, diesem Mezéray, darauf Belly, welchem Anquétil folgten, und in dieser Reihe von Historikern in absteigender Linie findet man in dem Maße, als sie sich von der gemeinschaftlichen Wiege entfernen, stets ausgeartetere, trügerischere, farblosere Physiognomien. Das vorliegende Unternehmen soll die Geschichte ausgraben (exhumer), nicht sie schaffen, die Vergangenheit mit den Augen der Vergangenheit, und nicht mit den Augen der Gegenwart betrachten &c." Dies Alles soll geschehen unter der Leitung eines Henri Martin, der sich durch historische Romane dazu vorbereitet, sagt der Prospectus; Romane schreiben scheint uns ein schlechtes Vorstudium zur Geschichtschreibung. Das Ganze wird mit so marktschreierischem Stylgepränge austrompetet, daß wir vor der Hand an die Trefflichkeit des Unternehmens keinen rechten Glauben haben.

Les historiettes de Tallemant del Réaux, mémoires pour servir à l'histoire du 17. siècle, zweiter Theil.*) Diese Histörchen sind, wie der Leser bereits weiß, ziemlich skandalöser Art. Je weiter wir kommen, desto ärger wird das Skandal. Die pikantesten Anekdoten müssen wir übergehen. Zu Tallemant's Zeit war es wie jetzt: geschmeidige, listige Mittelmäßigkeit bahnte sich da den Weg, wo das Talent nicht durchkonnte. In einem Jahrhunderte, wo der dritte Stand, die Roture, eine höchst submisse Stellung hatte, schlichen sich Männer von der niedrigsten Abkunft ohne alles Verdienst zu den höchsten Staatswürden hinauf. Der Cardinal Duperron, der Sohn des protestantischen Pfarrers Davi, würde in dürftiger Obscurität gestorben sein, wäre er nicht auf den Einfall gerathen, die Religion seiner Väter abzuschwören. Der Marschall d'Ancre war der Sohn eines Notars in Florenz; es ging ihm sehr kümmerlich, als er das Glück hatte, in Richelieu's Dienste zu treten und eine Kammerfrau der Maria von Medici zu heirathen. Die Marschälle Marillac und de la Meilleraie waren Advokatensöhne und gelangten zu der höchsten militairischen Würde, ohne sich besonders hervorgethan zu haben. Der Graf Rogent war ein armer Landjunker; als er zum ersten Male bei Hofe erschien, verschaffte ihm der Zufall Gelegenheit, Ludwig XIII. auf seinen Schultern durch eine Pfütze zu tragen; damals hatte Rogent 800 Francs Renten, späterhin trieb er sein Vermögen bis auf 195,000 Francs Einkünfte. Rogent war der Bruder des Staatsraths Beautru, dessen Namen die Königin nach italienischer Art aussprach, indem sie statt u ein ou setzte, worüber sich besonders seine Frau ärgerte. Gehen wir von den Parvenus zu andern merkwürdigen Personen jener Zeit über, so finden wir zuerst den Bruder des Cardinals Richelieu, eine höchst seltsame Erscheinung; er sollte Malteserritter werden; da er nicht schwimmen lernen konnte, so wurde er dem Altare geweiht. Die Tonsur brachte sein etwas verschrobenes Gehirn nicht ins Gleis; er wurde Bischof von Luçon, Erzbischof von Aix und später von Lyon. Eines Tages kam der Abt von Caderousse zu ihm. „Gnädigster Herr", sprach er beim Hereintreten, „ich bin der Abt von C." — „Was geht das mich an?" war die Antwort. — „Ich komme, um Ihnen meine Reverenz zu machen." — „Nun, so machen Sie Ihre Reverenz und scheren Sie sich zum Henker!"

Bois-Robert war eine Art Hofnarr des Cardinals Richelieu. In dieser Eigenschaft hatte er eine Satire auf die Fronde geschrieben. Der Coadjutor (Cardinal de Retz), der Chef der Fronde, hatte von dem Gedichte vernommen; er lud den Verf. zum Essen ein. „Sie werden mir doch Ihre Verse zeigen", sprach der Cardinal beim Dessert zu Bois-Robert, der in die Falle gegangen war; „ich bin sehr darauf gespannt." Bois-Robert steht auf, räuspert sich, tritt unversehens ans Fenster. „Wahrhaftig, Herr Cardinal, Sie werden mir gütigst erlauben, es bleiben zu lassen. Ihre Fenster sind denn doch etwas zu hoch."

In der „Gallia christiana", einem Erbauungsbuche, welches man häufig in den katholischen Seminaren von Frankreich antrifft, steht eine rührende Schilderung der geistlichen Tugenden des Erzbischofs von Rheims, Eléonore d'Estampes, welcher ein lateinisches Gedicht zu Ehren der heil. Jungfrau geschrieben. Nach Tallemant war dieser gottselige Prälat ein schöner Mann von angenehmer Geistesbildung, mais il n' y eut jamais un homme si né a la bonne chère et a l'escroquerie. In der That ein curioser Heiliger!

Voiture, der bekannte Schriftsteller, hatte eine [illegible] Wettlust, die überhaupt damals sehr gewöhnlich war. Eines Tages, als er mit Arnauld und dem Marquis Pisani spazieren ging, sah er in der Ferne Jemand in einer Kutsche herausfahren. Voiture wettete, wir wissen nicht, aus welchem Grunde, es sei ein conseiller à la cour des aides. Als der Herr sich den Wettenden genähert hatte, trat Voiture an den Wagen und setzte ihn von der Wette in Kenntniß; „Monsieur", erwiderte [illegible] der Unbekannte, „wetten Sie immer, Sie seien ein Narr, und Sie werden stets die Wette gewinnen."

Gaston d'Orléans, Bruder Ludwig XIV., war ein schwacher Mann, der sich durch sein schwankendes Benehmen viele Unannehmlichkeiten zuzog. Tallemant erzählt einen Zug von ihm, der diesem Prinzen sehr zur Ehre gereicht. Einst war bei seinem Lever, welchem eine große Anzahl Höflinge beigewohnt hatte, eine goldene Schlaguhr entwendet worden. Einer der Anwesenden drang darauf, man solle alle Thüren verschließen und die ganze Gesellschaft durchsuchen. „Au contraire", sagte der Herzog, „sortons tous, de peur que la montre ne vienne à sonner et ne trahisse le voleur." B.

*) Vgl. Nr. 79 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 168. — 17. Juni 1834.

Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen von **Charles Babbage**. Aus dem Englischen übersetzt von **G. Friedenberg**.

(Fortsetzung aus Nr. 167.)

Den zweiten Theil seines Werkes beginnt der Verf. mit einer Unterscheidung zwischen dem Verfertigen und Fabriciren der Waaren, um dadurch den eigentlichen Unterschied zwischen Handwerk und Fabrication anschaulich zu machen. Er gesteht indessen, daß er diesen Unterschied nicht deutlicher machen könne, als daß das Erstere sich auf die Erzeugung einer kleinen, das Letztere einer sehr großen Anzahl von Gegenständen beziehe. Damit möchte jedoch nicht viel klar gemacht worden sein. Ein Ort voll fleißiger Handwerker kann so viel hervorbringen als ein Fabrikort. Gleichwol ist diese Unterscheidung von der höchsten staatswirthschaftlichen und noch mehr von politischer Wichtigkeit. In Preußen unterscheidet das Gesetz noch zwischen Fabrikenunternehmern und Fabrikanten außer den Handwerkern; häufig ohne jedoch eine Begriffsbestimmung zu geben. Daß man einen Fabrikenunternehmer als einen Fabrikanten im Großen beschreibe, führt nicht weiter, da es unbestimmt bleibt, wo das Kleine aufhöre und das Große anfange. Es muß indessen ein Unterscheidungsmerkmal geben, da außerdem die Sprache diese Begriffe gar nicht hätte trennen können, wenngleich sie sich desselben nur dunkel bewußt geworden ist.

Daß der Zweck beider, des Handwerks und der Fabrication, die Hervorbringung von Werken zum Gebrauche ist, liegt schon im Namen. Auch kann der Unterschied nicht im Gebrauche des Feuers liegen, da mehre Handwerker beständig im Feuer arbeiten, und ebensowenig in dem Gebrauche der Hand, was schon die Uebersetzung von Manufactur, als eines Zweiges der Fabriken, anzeigt. Gleichwol führt das Wort: Handwerk, selbst auf die Begriffsbestimmung. Keineswegs sind alle diejenigen Handwerker, welche mit der Hand arbeiten oder damit etwas schaffen, was auch die Landleute und Fabrikenarbeiter thun. Ebensowenig gehört es zum Begriffe des Handwerks, daß das rohe Material durch alle Stufen der Verarbeitung bis zu seiner Verbrauchsgestaltung von einem Arbeiter umgearbeitet werde. Der Tuchmacher, der die gesponnene Wolle kauft und das rohe weiße Tuch an den Fabrikanten verkauft, welcher es erst färben, walken und zurichten läßt, ist ein Handwerker. Das Gewerk wird uns aber zum Verständniß Dessen verhelfen, was ein Handwerk ist. Denn man ersieht daraus, daß zu einem Werke die Erzeugnisse menschlichen Fleißes von einer gewissen Art und nach einer gewissen Uebereinstimmung gehören und daß sonach mit dem Aufhören der Gewerke, der Zünfte und Gilden auch die Handwerke von selbst aufhören und mit der Gewerbefreiheit alle Gewerbsthätigkeit in den Fabricationszustand übergeht. Diese Erscheinung kann auch dadurch hervorgebracht werden, daß sich Fabriken neben den Handwerkern erheben und diese theils verschlingen, theils verjagen, weil die letztern nicht neben jenen fortbestehen können. Um diese Erscheinung recht in der Nähe zu betrachten, weisen wir auf die beiden Städte Züllichau und Grünberg hin, wo vor 40 Jahren noch Tausende von fleißigen Tuchmachern ansässig waren, die im Wohlstande lebten und einem angesehenen Handelsstande und der sie umgebenden Landschaft reichliche Nahrung gaben. An beiden Orten erhoben sich große Fabrikenanlagen, von der Regierung reichlich unterstützt. Tausende der frühern Einwohner sind darüber nach Polen und Rußland ausgewandert, und die Zurückbleibenden wurden aus selbständigen und wohllebenden Bürgern abhängige und hungernde Fabrikenarbeiter. Nicht lange, so geriethen auch die großen Fabriken in Verfall; die darauf verwendeten Capitalien gingen verloren, der Credit mit ihnen; die Arbeiter konnten nicht wieder anfangen, für eigne Rechnung zu arbeiten; neue Auswanderungen und neues Elend nahm überhand, wozu noch kam, daß die alten Gemeindeschulden, da sie vom persönlichen Erwerbe nicht mehr eingebracht werden konnten, ganz auf den Grundstücken lasteten und auch diese noch werthlos machten. Der Kaufmann und der Landmann fand keinen Verdienst mehr in den menschenleeren Straßen; jener zog mit seinen Capitalien auch weg, und das Grundcapital dieses hat sich um so viel ebenfalls verringert, als der ermangelnde Absatz die Bodenrente herabgedrückt hat. Es wäre wol einer Preisaufgabe würdig, die Frage ins helle Licht zu stellen: Was ist die Ursache, daß sich in Cottbus in derselben Periode, in der Züllichau und Grünberg so heruntergekommen sind, die Tuchmacherei nicht blos erhalten, sondern bedeutend gehoben, und daß sie in Spremberg sich später noch zusehends ausgebreitet hat? An die-

sen beiden Orten wird sie fortgesetzt handwerksmäßig betrieben, und sie sind blühend, da jene mit ihren Fabriken zu Grunde gegangen sind. Möchte nicht diese Erfahrung ein nicht ganz zu verwerfender Einspruch in den Lehrsatz unsers Verf. sein, dem auch der Vorredner unbedingt huldigt, daß die Fortschritte des Gewerbes und durch dasselbe des Nationalreichthums bedingt seien durch die Zunahme des fabrikenmäßigen Betriebes desselben?

Gesetzt indessen, dem sei so: ist der Nationalreichthum der höchste Zweck des bürgerlichen Lebens, die höchste Aufgabe der Staatsverwaltung? Oder ist er selbst nur ein Mittel zur leichtern Erreichung des höchsten Ziels der Menschheit und des Bürgerthums, der sittlichen Ausbildung des Geschlechts in seinen Individuen? denn in diesen besteht und lebt die Menschheit, weshalb es nicht sowol auf die Höhe als auf die Ausdehnung dieser Vervollkommnung ankommt. Nicht daß die Veredlung und Glückseligkeit einiger Wenigen durch die Entbehrung der vielen Uebrigen gesteigert werde, sondern daß Alle möglichst weit darin gefördert werden, folglich möglichst gleich daran Theil nehmen, ist die Anfoderung des Christenthums und der Staatsweisheit. Wie aber der Staat eine unentbehrliche Einrichtung für diese Ausbildung der Menschheit ist, so ist das Bürgerthum für jeden Einzelnen eine unschätzbare Bedingung dazu. In dem Begriffe des Bürgerthums wird jedoch schon das Erfoderniß der Selbständigkeit eines Jeden, dem es zusteht, so unzertrennlich mit ausgedrückt, daß Niemand im vollen Staatsbürgerrechte sich befinden kann, der im Dienste eines Andern steht und seinen Beruf von dem beliebigen Willen eines Andern abhängig gemacht hat. Schon um deswillen kann ein Fabrikenland keinen vortrefflichen Staat abgeben, weil nur die Fabrikherren vollständige Staatsbürger sind, die Menge der von jenen abhängigen Fabrikarbeiter es nach Maßgabe ihrer Abhängigkeit nicht werden kann. Steht der Zweck über dem Mittel, so folgt daraus für die Staatslehre das Gesetz: der Erwerb der materiellen Güter durch Ausdehnung des Fabrikenwesens muß der Erhaltung der Selbständigkeit der Gewerbtreibenden so weit nachgesetzt werden, als diese durch jenen nicht gefördert, sondern beeinträchtigt wird.

Dabei darf nicht aus den Augen gesetzt werden, daß die Grundsätze, worauf das Fabrikensystem beruht, unmittelbar im Widerspruche mit den Erfodernissen stehen, von denen die Ausbildung der Menschheit abhängt. Denn die größte Vollkommenheit der Waaren bei deren höchster, nach dem Verhältnisse der Zahl der Abnehmer jedoch sich richtender Wohlfeilheit ist die Aufgabe der Gewerbsbetriebsamkeit. Dazu unmittelbar erforderliche Mittel sind einmal die möglichste Verringerung der Erzeugungskosten, also auch des Arbeitslohns, und möglichste Theilung der Arbeiten sowol zu demselben Behufe als auch zu deren Vervollkommnung. Das Fabrikensystem wirkt also unmittelbar auf die Dürftigkeit und Verarmung der Menge der Arbeiter hin, den Gewinn, der zu machen ist, nur dem Fabrikenunternehmer vorbehaltend, und hält die Masse des Volks in Noth, Schmuz und Unwissenheit zurück. Durch die Theilung der Arbeiten werden ferner die einzelnen Verrichtungen immer einfacher und mechanischer, sodaß die Arbeiter immer mehr sich dem Zustande der Automaten nähern, welche gedanken- und bewußtlos ihr Geschäft vollbringen. Außerdem wird der niedrigste Lohn nur durch die größte Ausdehnung der Arbeitskraft nach Innen und Außen erzwungen, sodaß dem erschöpften Arbeiter, dessen Gesundheit durch diese Anstrengung selbst mehr oder minder rasch untergraben wird, nur die unumgängliche Zeit zum Schlafe und zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse übrigbleibt, aber keine Zeit der Erholung und der Muße, noch weniger des geistigen Genusses und Erlernens. Nicht der Sonntag bleibt verschont, noch der Jugend die Zeit des Schulbesuches bewahrt, da leichte Arbeit von Kindern wohlfeiler geleistet werden kann. So folgt in Unwissenheit und Rohheit eine Generation der andern, und die Menge der Menschen wird eine Heerde nackten, mit Lumpen behangenen Viehes, das die klugen Fabrikherren kräftig, die minder klugen nothdürftig füttern werden, dessen höchster Genuß Vergessenheit seines Elendes im Sinnenrausche wird, und dessen Denkvermögen nicht blos ganz ungeübt bleibt, sondern sogar gelähmt wird. Herr Kloeden will dem in seiner Vorrede entgegensetzen, daß die menschliche Denkkraft viel zu viel Spannkraft habe, um unterdrückt werden zu können; daß vielmehr die Gedankenlosigkeit der Arbeiten selbst der Seele Raum gebe, sich mit andern Vorstellungen zu beschäftigen; daß in keinem Gewerbe deswegen so viele tiefsinnige Talente sich kundbar gemacht hätten als in dem der Garnweber, und daß, wenn dabei unleugbar ein Vorherrschen der Phantasie und des Mysticismus bemerkbar geworden sei, dies nur daher komme, weil dem Geiste durch zweckmäßigen Jugendunterricht nicht eine bessere Richtung gegeben worden sei. Unstreitig ist unser Jugendunterricht noch einer großen Verbesserung fähig. Ohne in den entgegengesetzten Fehler der Ueberbildung und der oberflächlichen Vielwisserei zu verfallen, gibt es noch Mancherlei, was selbst in unsern Trivialschulen mit Nutzen gelehrt werden könnte und sollte, z. B. Erdbeschreibung und Geschichte des Vaterlandes, ingleichen die ersten, einfachsten und populairen Elemente der Physik, Sternkunde, Landwirthschaft und besonders des vaterländischen Rechts. Ohne Zweifel könnte ohne Nachtheil mehr als die Hälfte unserer Gymnasien und Lyceen eingehen, um tüchtigen Realschulen Platz zu machen, auf denen nicht blos jene Disciplinen weiter ausgebildet, sondern auch in der Chemie, Anthropologie und Erfahrungsseelenkunde, der Weltgeschichte und Erdkunde, in der Mathematik, Mechanik und Gewerbskunde so viel Unterweisung gegeben werden müßte, daß in keinem dieser Fächer völlige Unwissenheit obwalten kann, vielmehr die Wißbegierde Stoff und Anlaß genug hätte, nach eignem Gefallen weiter zu forschen. Nichtsdestoweniger bleibt es eine ausgemachte Sache, daß dies Alles fruchtlos sein würde, wenn die erwachsenen Einwohner nicht in die Lage kommen, einen Theil ungestörter Muße der weitern Beschäftigung mit ihrer Lieblingskenntniß zu widmen und sich die dazu unentbehr-

chen Hülfsmittel anzuschaffen; daß nirgends gewisser das Aufhören des Fortschreitens schon der Anfang des Zurückgehens ist als in jedem Fache der geistigen Erkenntniß und Thätigkeit, und daß der Geist den Bedürfnissen des Leibes im Leben hintenansteht und unter den unablässigen Mühen des Tages kaum noch die Kraft übrigbehält, wachend zu träumen.

Wie ist aus diesem Zwiespalte herauszukommen? Einerseits ist es der Reichthum, der die Hülfsmittel zur Ausbildung der Menschen gewährt; und es ist die Vervollkommnung des Fabrikenwesens, welches am meisten jenen schafft. Andererseits ist letzteres in seinen Grundmaximen für die Mehrheit der Menschen ihrer Veredlung geradezu hinderlich, indem es sie zu Arbeitsthieren herabwürdigt und ihnen die Mittel, die Lust und die Zeit zu jeder andern Beschäftigung als ihrer Fabrikenarbeit entzieht. Wären die Staaten geschlossene Länder, oder könnten sie ohne Nachtheil des Gewerbes und der höhern Bildung selbst geschlossen werden, so möchte es möglich sein, daß die Gesetzgebung wenigstens die äußersten Uebelstände jener ungehinderten Entwickelung der Grundsätze verhüten und versöhnen könnte. Allein im Wechselverkehr aller Länder entscheidet bei der Concurrenz aller Gewerbtreibenden die ungehindertste Befolgung und Bethätigung der gewerblichen Grundsätze über das Emporkommen des Gewerbes in dem einen oder dem andern Lande, indem jedes Zurückbleiben eine mehr oder minder rasch fühlbare Verdrängung vom Weltmarkte unausbleiblich nachsichzieht. Man muß also der Sache selbst ihren Lauf lassen und darf sich der Gefahr störender Einwirkungen nicht aussetzen; man geht aber auch eben damit den Gefahren entgegen, welche der ungehinderte Gewerbsbetrieb seiner Natur nach mitsichbringt. Man kann letztere auf zweierlei Erscheinungen zurückführen, nämlich auf die Annäherung an den Zustand der Monopolisirung und auf die Unsicherheit des Bestandes der einzelnen Fabriken.

Um dies deutlicher zu machen, müssen wir die abgebrochene Erörterung der Begriffe von Handwerk und Fabrication wieder aufnehmen. Aus allen Zusammensetzungen des Wortes: Werk, ist zu entnehmen, daß solches ein zum Gebrauch oder zum Handel nach gewissen Regeln umgearbeitetes Material bedeutet. Ein Handwerker ist also Der, der solche Werke mit eigner Hand und für eigne Rechnung verfertigt, sodaß die Erhöhung des Werthes des rohen Materials durch seine Verarbeitung ihm angehört. Es stört diese Definition nicht, daß ein solches Werk noch einer weitern Verarbeitung fähig und sogar in manchem Betrachte bedürftig ist, wenn es nur in der Gestalt, in der es aus des Meisters Hand kommt, einen Verbrauchs- oder Handelsartikel abgibt. Ebensowenig stört es, daß der Handwerker sich Vorarbeiten machen lasse oder Gehülfen für Lohn annehme, so lange er nur selbst mit der Arbeit der Verfertigung seiner Waaren beschäftigt ist und seine Gehülfen nicht gleich ihm daran arbeiten. Sobald hingegen die Verfertigung der Waaren nicht selbst die Arbeit Dessen ist, der sie schafft, sondern die Arbeit Anderer, die solche auf sein Geheiß und für seine Rechnung machen, so wird das Geschäft Fabrication. Liefern die Hauptgehülfen eines solchen Gewerbtreibenden ihm fertige Waare der in Rede stehenden Art, sind sie also selbst Handwerker, so ist Der, der sie bei ihnen bestellt und für welchen sie solche anfertigen, ein Fabrikant. Theilt hingegen der Unternehmer die verschiedenen Arbeiten, aus welchen das Werk zusammengesetzt ist, sodaß alle seine Gehülfen für ihn ums Lohn arbeiten und das Werk nur für seine alleinige Rechnung zusammengesetzt wird, so ist das die Anlage und das Geschäft einer Fabrik. Hiernach wird sich leicht unterscheiden, wer ein Tuchmachermeister, ein Tuchfabrikant oder ein Tuchfabrikenherr sei, wobei wir auf den sehr bezeichnenden Namen: Herr, bei dem letztern nur im Vorbeigehen aufmerksam machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Heidenmauer, oder die Benedictiner. Aus dem Englischen des J. Fenim. Cooper, von Joh. Sporschil. In drei Theilen. Braunschweig, Vieweg. 1832. 8. 3 Thlr.

Wenn wir in dem nordamerikanischen Freistaat bei dem erstaunenswürdig schnellen Wachsthum seiner Macht und Größe, bei der Fülle des Reichthums, die dem Genuß und der Veredlung des Lebens dort zu Gebote steht, bei den vielfachen Berührungen, die sein Verkehr mit allen Völkern und Ländern der Erde herbeiführt, dennoch bis jetzt nur wenige Blüten poetischer Kunst hervorkeimen sahen, so darf uns dies nicht in Verwunderung setzen, da jenes merkwürdige Volk seine ganze jugendliche Kraft auf die Gründung und Entwickelung seines politischen, socialen und commerciellen Zustandes verwenden und verbrauchen mußte. Eben in diesem ungeheuern Werk, in diesem bewundernswerthen Staatsbau, an dem, wie in öffentlich getriebener politischer Freimaurerei, die ganze Bevölkerung mit uneingeschränkter Hingebung und Begeisterung mitarbeitete, lag die Poesie des Amerikaners; dieser Staat ist sein Gedicht, groß und eigenthümlich wie keines. Man sage nicht, daß ein Gleiches bei jedem großen Volk, bei jedem eigenthümlichen Staatskörper stattfinde. Alle Staaten, die uns bekannt sind, haben sich, wenn sich auch ein bestimmtes Princip ihrer Entwickelung nachweisen läßt, doch immer völlig unbewußt aus ihm entwickelt, wie die Pflanze ohne Freiheit, ohne Bewußtsein und Selbstbestimmung, wenngleich nach einem festen Naturgesetz aus ihrem Keim hervorwächst. Der Amerikaner hingegen, von der ursprünglichen Idee der Freiheit und Rechtsgleichheit ausgehend, hat sein Gesammtleben in strenger Consequenz aus ihr hervorgebildet und somit seinen Staat als die Verkörperung einer Idee, als eine freie lebendige Schöpfung, als ein wahres poetisches Kunstwerk zu Stande gebracht. Man wird daher, wenn auch die Bürger dieses Staats, solcher unendlich höher stehenden gemeinsamen Poesie zugewandt, bis jetzt noch einzeln als Dichter wenig vorgetreten sind, deswegen dennoch, wie es in dumpfer Verkennung häufig geschieht, dem amerikanischen Volke das poetische Element nicht absprechen dürfen. Jetzt, wo auf der festen Basis einer gesicherten Existenz das Nationalleben des Amerikaners ruhig vorschreitend sich intellectuell entwickeln kann, fühlt derselbe sogleich auch das rein menschliche Bedürfniß der Poesie, wobei denn freilich der Zustand, in welchem er die poetische Kunst in seinem europäischen Mutterlande, dessen Sprache und Bildung die seinige ist, findet, ihm natürlich die erste, zunächst zu ersteigende Stufe sein muß. Die subjective, metaphysische Seite der Poesie, das lyrische, selbst das dramatische Gebiet läßt er vorläufig noch unberührt; der Luxus metrischer Formen hat wenig Reiz für ihn. Als ein echter Sohn und Bekenner des Realen, will er an epischer Darstellung sich versuchen und ergötzen und

zwar in der Form verständiger und verständlicher Prosa, die seinem schlichten Sinn am nächsten steht. So treten denn Washington Irving und Cooper hervor, Nachbildner von Walter Scott, so gern sie es auch leugnen möchten. Die ganze Methode dieses englischen Novellisten, seine Auffassungs- und Darstellungsweise, seine Art, zu argumentiren und zu motiviren, sind in Cooper übergegangen, und wenn dieser es auch nicht gewollt, ja wenn er es zu vermeiden gesucht hätte, dennoch hat er sich dessen nicht zu erwehren vermocht. Hat nun dieser mit einem unbestreitbaren Talent begabte Schriftsteller in seinen frühern Romanen amerikanische Zustände, zuerst den Kampf mit England in kühnen Seekriegsthaten, dann die Verhältnisse der ältern Colonisten gegen die indianische Bevölkerung in vielleicht etwas zu ängstlich treuen, zu kleinlich detaillirten Schilderungen dargestellt, so sucht er in der „Heidenmauer" seine Landsleute nun auch mit deutschen Zuständen und zwar aus einer ältern, aus der Zeit der Reformation bekannt zu machen. Hier befindet er sich nun auf einem Gebiet, das seinen Landsleuten im Allgemeinen beinah völlig unbekannt, und wovon ein Analogon bei ihnen, deren Vorzeit so kurz ist, nicht gefunden wird. Hierdurch sieht er sich genöthigt, alle die Verhältnisse, auf welchen seine Dichtung ruht, sie mögen nun Sachen oder Personen, Raum oder Zeit betreffen, nicht nur im kleinsten Detail genau und sorgfältig zu beschreiben, sondern auch ihre Entstehung und deren Gründe nachzuweisen, weshalb denn schon die Beschreibung aller der Oertlichkeiten, die den Schauplatz seines Romans bilden, einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt. Die religiösen Controversen, welche den geschichtlichen Hauptmoment jener Zeit bilden, in welche der Verf. seine Erzählung verlegt hat, geben ihm Veranlassung, über die Religionsprincipien selbst nach den in seinem Vaterlande darüber herrschenden Begriffen zu reflectiren, sowie denn überhaupt auf jedem Schritte Vergleichungen der deutschen und amerikanischen Verhältnisse und Gesinnungen eingeflochten sind. Schon die Einleitung, worin des Verf. Reise nach dem Rhein und sein Aufenthalt in Dürkheim, dem Orte, um welchen sich die von ihm erzählten Vorfälle bewegen, beschrieben werden, gibt ihm Gelegenheit, den Rhein mit dem Hudson zu vergleichen und demnächst der Eigenthümlichkeiten seines Vaterlandes mit begeistertem Selbstbewußtsein freudig zu gedenken. Das wunderbare gesellschaftliche Gebäude der deutschen Vorzeit, dieses eigenthümliche Gemisch, in welchem die uneingeschränkteste Freiheit neben der strengsten Unterordnung, der Republikanismus der Städte neben dem Despotismus des Adels, der finstere Ernst des kirchlichen Zwanges neben der Zügellosigkeit des geistlichen Lebens, crasser Aberglaube neben frechem Unglauben ewig im Kampf und dennoch in einer gewissen gesetzlichen und conventionnellen Ordnung zugleich bestehen konnten, und wie aus der höchsten Verderbniß und dem endlichen Verfall solcher Institutionen unser gegenwärtiger Zustand hervorgegangen ist, in welchem alle jene Elemente als Trümmer noch sichtbar und äußerlich zwar verschmolzen, innerlich aber noch keineswegs völlig versöhnt und organisch umgeformt sind, Alles dieses will Cooper seinen Landsleuten deutlich vor Augen stellen und bedient sich hierzu der Novellenform nur als Vehikel. Schon durch diese didaktische Richtung also und dadurch, daß er das Kunstwerk einem außerhalb desselben liegenden Zwecke dienstbar macht, stellt der Verf. sich als einen Anhänger und Jünger der Walter Scott'schen Schule dar und übernimmt freiwillig das Gebrechen, durch welches dieselbe sammt ihrem Urheber und Meister von dem eigentlichen Gebiete der poetischen Kunst sich selber ausschließt. In einem solchen Werke, und wäre es das Beste seiner Gattung, könnten die schönsten Elemente der Kunst sich wiederfinden, und dennoch würde es nimmer ein wahres Kunstwerk sein, indem diese Elemente nicht als organische Bestandtheile desselben, sondern immer nur als zufällige und nebensächliche Zierden eines Lehrgerüstes dastehen, also ohne Mitwirkung zu einem schönen Ganzen für sich allein gefallen wollen. Hierdurch wird denn die Kunst, die auf ihrem eignen Gebiet zur Herrscherin berufen ist, zur Dienerin des Wissens gemacht, und das Wissen, das auf dem ernsten Wege des selbstthätigen Strebens in die Menschenseele einziehen soll, wird gleichsam auf dem Schleichwege momentanen Vergnügens und passiver Unterhaltung eingeschwärzt, zugleich aber einerseits die wissenschaftliche Erkenntniß verflacht und anderseits die Kunst zur bloßen Gesellschaftsdame des Wissens entwürdigt. Hierbei kann denn immer noch ein bedeutender Grad poetischer Begabung in der geschickten Behandlung des Stoffs, in der Lebendigkeit der Handlung, in historischer Genauigkeit, in natur- und zeitgemäßer treuer Schilderung menschlicher Zustände und Verhältnisse sich offenbaren, und wir müssen dem Verf. einräumen, daß sein Werk in allen diesen Beziehungen, wenn nicht zu den besten, doch zu den bessern gehört. Was aber die Charakterzeichnung und Individualisirung der handelnden Personen betrifft, so zeigt sich zwar auch hierin ein lobenswerthes Bestreben und es ist eine Gruppe sorgfältig gewählter und von einander geschiedener Personen zu Trägern der Handlung gemacht; allein indem der Verf. in diesen Personen die Gesinnungen und Gedankenrichtungen jener Zeit, wie er sich solche vorstellt, gleichsam zu personificiren sucht, sind dieselben zu allgemein, ihre Gespräche und Bewegungen zu automatisch geworden, und sie sprechen allzusichtbar, statt in der natürlichen Sprache ihres Standes und Charakters, in der reflectirenden und spitzfindig argumentirenden Tonart des Verf. sodaß in den ohnehin durch Breite und Weitläuftigkeit ermüdenden Dialogen eine auffallende Unnatur und Gezwungenheit sichtbar wird. Rechnen wir nun von dem Gehalt dieses Werks Dasjenige ab, was als reine geschichtliche, politische oder ethnographische und, wenn der Himmel will, philosophische Belehrung über Zustände, die uns poetisch und wissenschaftlich in zahlreichen Werken seit lange besser vorgebildet sind, für uns kein sonderliches Interesse hat, ferner Dasjenige, was an der unendlichen Breite der Schilderungen und Gespräche als lästiges Zuviel erscheint, so behalten wir als Residuum eine ganz artige, episch wohlgerundete und durch interessante und in lebhaft dargestellten Ereignissen sich bewegende Erzählung übrig, die in jedem deutschen Taschenbuch mit Ehren figuriren könnte, die aber, da wir an Gütern dieser Art selbst schon hinreichend gesegnet sind, die weite Reise über den atlantischen Ocean sich füglich hätte ersparen können und nur insofern ein höheres Interesse für uns gewinnt, als wir darin die Anschauungs- und Beurtheilungsweise eines geistreichen Amerikaners in Beziehung auf unsere geselligen und geschichtlichen Verhältnisse niedergelegt finden. Die Uebersetzung liest sich fließend und scheint, soviel sich ohne specielle Vergleichung mit dem Original beurtheilen läßt, mit aller Sorgfalt gearbeitet zu sein. 16.

Notiz.

Lateinisches Gedicht auf den Apostel Petrus.

Aus Italien ist uns ein in lateinischen Hexametern abgefaßtes episches Gedicht: „Petrus. Poema epicum *Marci Antonii Marinelli*" (Verona, 1833), zugekommen. Der Verf. des Gedichts, Canonicus in Verona, hat in demselben die Reise des Apostels Petrus nach Rom und die Gründung der christlichen Kirche geschildert. Wir wollen hier nur darauf aufmerksam machen, daß dieses Gedicht au grand jour de l'impression gelangt ist, indem wir vor Allem der Geduld Anderer es überlassen, über den poetischen Werth desselben zu urtheilen. Die Verse sind hin und wieder etwas holprig, was sich vielleicht damit erklären läßt, daß der Weg selbst, den Petrus in diesem Gedichte macht, oft sehr unbequem, und daß der Stoff grade nicht besonders poetisch ist. Uebrigens hat nur ein römischkatholischer Theolog diesen Gegenstand auf eine solche Weise (das Buch hat 137 Seiten) behandeln können; um so mehr, da Petrus nach geschichtlichen Zeugnissen niemals in Rom war. Das Gedicht ist dem bekannten Ladislaus Pyrker gewidmet. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1834.

eber Maschinen- und Fabrikenwesen von **Charles Babbage**. Aus dem Englischen übersetzt von **G. Friedenberg**.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß, wenn in Hinderniß in den Weg gelegt wird, der Handwerker n selbst darnach strebt, Fabrikant zu werden, und der ztere demnächst Fabrikherr, nicht aus Eitelkeit, sondern il nur wenig Verstand dazu gehört, um einzusehen, ß der Gewinn eines lohnenden Gewerbes mit dessen isdehnung und Vervollkommnung steigen müsse, und s um so mehr, je mehr andere Mitbewerber in Ab- ngigkeit gebracht und von der Theilung des Gewinnes sgeschlossen werden. Das eben ist die wichtige Bestim- ing der Zünfte und Innungen gewesen, diese große Un- ichheit der Gewerbtreibenden und diese Unterjochung der nern oder weniger geschickten Mitgewerke durch wenige nporkommende zu verhindern, vielmehr alle im Stande Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten. Es re daher die Aufgabe, zu untersuchen, ob dies mit der- igen Vervollkommnung des Gewerbbetriebs auf irgend e Weise zu vereinbaren sei, ohne welche derselbe der zlichen Unterdrückung durch das Ausland entgegenläuft. hwerlich wird indessen die innere Macht der selbstthä- m Ausbildung des Fabrikensystems aufzuhalten oder zu indern sein. So lange noch keine bedeutenden Capi- en zu neuen Anlagen vorräthig sind, so lange eben- wegen die Waaren von allen Verfertigern mit der nd gearbeitet werden müssen und deshalb wiederum im ise und der Güte einander ziemlich nahe kommen, so e können Einrichtungen zur Beförderung dieser Gleich- wol ihre Wirksamkeit haben. Allein dies ändert sich, ld Capitalien gesammelt werden und sich häufen.

Denn 1) zunächst werden dadurch die wohlhabenden verbsmänner in den Stand gesetzt, weniger selbst zu iten, aber durch Anordnung und Aufsichtsführung auf Gehülfen die zweckmäßige Thätigkeit Aller zu erhö- , die Natur, Eigenschaften und Erfodernisse der ver- denen Arbeiten und der Materialien zu studiren und ufklären, sich die dazu dienlichen Vorkenntnisse und fsmittel anzueignen, aus dieser Einsicht auf neue An- en und Plane zu kommen, Versuche deshalb anzustel- oder die höhern Kenntnisse und gereiftern Erfahrungen Anderer zu erkaufen. Sehr richtig lehrt unser Verf., daß Erkenntniß Kraft ist, ein Vermögen, welches sich zur Gebieterin aller andern Kräfte zu erheben die Fähigkeit besitzt und aus dieser Ursache die Wissenden und Weisen in jedem Fache hoch über ihre Mitgenossen stellt und alle diese Nachzügler ihnen von selbst unterwirft (S. 415). Dies thut um so mehr, da es immer nur die ersten sachgemäßen Unternehmungen und Erfindungen sind, welche einen überwiegenden Vortheil abwerfen (S. 406), der sich in dem Maße verringert, als das Monopol der neuen Vorrichtung oder Erzeugung dadurch abnimmt, daß Andere solche absehen und nachahmen. Denn schon bei dem dermaligen Zustande der Bildungsverbreitung gehört es zu den seltenen Ausnahmen, daß irgend eine neue Entdeckung lange ein Geheimniß bleiben und einen monopolistischen Gewinn abwerfen sollte. Wenn aber auch Andere ihr nach und nach immer mehr auf die Spur kommen, so werden solches doch immer nur die Betriebsamern und Einsichtsvollern sein, sodaß die Andern, welche nicht nachkommen, aus der Concurrenz verdrängt werden und ihr selbständiges Gewerbe aufgeben müssen. Wie Viele oder Wenige dies auch sein mögen, so führt doch dieser Umstand unaufhaltsam zur immer größern Beschränkung der Zahl der Concurrenten und nähert sich dem Monopole, was um so reißender fortschreitet, je mehr die Industrie im Schwunge ist. Denn dann folgen die neuen Verbesserungen so rasch auf einander, daß oft die unvollendeten Maschinen zur Ausführung einer Erfindung bei Seite gestellt werden müssen, weil dieselbe schon durch eine vortheilhaftere wieder verdrängt worden ist. Wie alles Dies indessen schneller oder langsamer geschehen möge, ist jedenfalls Denen, welche den Uebrigen vorgekommen sind, der Vortheil zugeflossen und geblieben, den sie eben aus der ausgeübten Verbesserung gezogen haben und der ihrem Reichthum einen Zuwachs verschafft hat.

Eben die Ungleichheit des Vermögens ist es 2), welche durch sich selbst die Monopolisirung der Fabrication herbeiführt. Denn jedes Werk ist zusammengesetzt aus einem oder mehren Stoffen und aus der daran verwandten Arbeit. Da nun diese letztere für Lohn zu dingen, der erstere aber nur gegen Entgeld anzuschaffen, so ist es die Kraft des Vermögens, wodurch die Waaren erzeugt werden. Die Größe dieser Kraft wird natürlich bestimmt,

intensiv durch die Zweckmäßigkeit ihrer Benutzung, und extensiv durch ihr eignes Gewicht. In der Wagschale der Mitbewerbung muß daher das größere Vermögen das geringere bei gleicher Benutzung allemal aufziehen, zuerst unwirksam machen und dann nach dem Gesetze der Schwere sogar ansichziehen. Die einmal in Gang gebrachte Industrie steigert sich durch ihre eigne Thätigkeit, indem sie nach den beiden Richtungen die Fabrication vervollkommnet, von denen mittels der Concurrenz der Flor des Gewerbes bestimmt wird, der größten Brauchbarkeit und der höchsten Wohlfeilheit (S. 208). Beides zu erzielen, um dadurch die Concurrenz immer mehr zu verringern und den ganzen Absatz wo möglich allein ansichzubringen, ist das stete Bestreben aller Fabrication. Das größere Vermögen gewährt hierzu größere Kraft sowol hinsichtlich der Anschaffung der Stoffe als auch der Beschaffung der Arbeiter. Denn die Benutzung der günstigsten Conjuncturen, die Einsammlung diensamer Nachrichten, die Erleichterung des Transports, das Aushalten vorübergehender, drückender Zeitumstände, der Einfluß auf Andere mit Einschluß Derer, welche bei der Staatsverwaltung angestellt sind, das Alles richtet sich nach dem Vermögen. Ausgedehnter aber ist noch dessen Wirkung auf die vortheilhafteste Arbeitsbeschaffung. Die Arbeit des Handwerkers ist zugleich unzureichend und übermäßig; und das dem so ist, darin liegt der vornehmste Grund, daß Handwerk bei fortschreitender Industrie in Fabrication übergehen muß und neben der letztern nicht fortbestehen kann. Sie ist unzureichend für alle die Arbeiten, welche die Kräfte des Meisters und seiner Gehülfen übersteigen, und welche nur durch Unterstützung von Naturkräften, also durch Hülfe physikalischer oder mechanischer Vorrichtungen vollbracht werden können. Sie ist nicht minder unzureichend für alle Arbeiten, welche durch solche Vorrichtungen wohlfeiler oder besser geliefert werden, und von denen sie dadurch unergiebig gemacht und vom Markte verdrängt wird. Mit der Anschaffung und Unterhaltung solcher Maschinen und Hülfsmittel verhält es sich ebenso wie mit der Anschaffung der Stoffe; der Vortheil dabei richtet sich nach dem darauf zu verwendenden Vermögen.

Die Handwerksarbeit ist aber auch zugleich die größte Arbeitsverschwendung, nicht blos deswegen, weil Vieles davon vortheilhafter durch Maschinen gemacht werden kann, sondern hauptsächlich deswegen, weil überhaupt der kleinste Theil der gesammten Arbeit an einem Werke die ganze Kraft eines Mannes braucht, gleichwol die ganze Thätigkeit des Mannes darauf verwendet wird (S. 219). Hierin liegt der Grund der Nothwendigkeit der Arbeitstheilung in Fabriken zur Erzielung ungleich wohlfeilerer Arbeit, zugleich aber auch die Ursache der Vergrößerung der Fabriken und der Unterdrückung der kleinern. Das von dem Verf. gleichzeitig mit Gioja, wie er selbst anführt (S. 178), klar aufgestellte Princip der Arbeitstheilung besteht eben darin, daß jeder Werkarbeiter so viel Kraft und Geschicklichkeit besitzen muß, daß er den schwersten und mühsamsten Arbeiten an dem Werke gewachsen ist; daß aber die verschiedenen Arbeiten an einem Werke einen sehr verschiedenen Grad von Kraft und Geschicklichkeit erheischen; daß zu jeder einzelnen Arbeit nur eben dieser Grad gebraucht wird und der Ueberschuß der Kraft oder der Geschicklichkeit des Arbeiters darum müßig und werthlos bleibt; daß sonach der gemeine Werth aller Arbeit sich nach dem Grade der Anstrengung und des Geschickes richtet, wodurch sie tüchtig erzeugt werden kann; und daß ferner das Geschick durch Uebung erlangt wird, und diese um so größer sein muß, je weniger sie durch anderartige Beschäftigung unterbrochen wird; woraus denn endlich von selbst folgt, daß die Wohlfeilheit der Erzeugung eines jeden Werkes davon abhängig ist, daß zur Anfertigung keines Bestandtheiles desselben theurere und geübtere Arbeit verwendet werde, als dazu nöthig ist.

Alle Arbeitstheilung ist jedoch bedingt durch die Menge des Begehrs einer jeden Waare und durch den Vorrath des Anlagecapitals. Denn nur, wenn so viel Waare begehrt wird, daß durch deren Verfertigung die Arbeiter, welche die einzelnen Theile zubereiten, ihren dauernden Verdienst haben, kann die Arbeitstheilung selbst ins Werk gesetzt werden. Daß zur Ablohnung aller einzelnen Arbeiter, bis das Werk nicht blos fertig, sondern auch abgesetzt ist, und zur Anschaffung des Stoffes, der Werkzeuge, Maschinen und sonstiger Hülfsmittel ein Betriebscapital unerläßlich sei, springt von selbst in die Augen, und es ist noch erinnerlich, daß der Vortheil bei diesen Anschaffungen sich nach der Größe desselben richtet. Eben dies ist der Fall rücksichtlich der Vortheile aus der Arbeitstheilung selbst aus dreierlei Ursachen, die der Verf. sehr gut heraushebt. Denn erstlich sind nicht alle Arbeiten, in welche ein Werk zerfällt, einander gleich, indem einige mehr Beschäftigung geben, andere weniger, jedwede Müßiglassung irgend eines Arbeiters aber das Werk ohne Noth vertheuert (S. 219). Es muß folglich das Verhältniß und die Zahl in jeder Classe von Arbeitern der Art sein, daß alle vollauf beschäftigt werden. Je größer aber zweitens die Fabrication wird, desto mehr kann die Arbeit, ohne dieses Verhältniß zu verrücken, getheilt werden, was den großen Vortheil gewährt, daß die einzelnen Theile derselben immer einfacher, die Arbeiten also darin auch geübter werden, ja durch Anwendung von Naturkräften und Maschinen zum Theil immehr mehr Arbeit erspart werden kann. Es ist dies eine sehr erhebliche, jedoch nicht die einzige Ursache zu der immer wiederkehrenden Erscheinung (S. 242), daß mit der Vermehrung der Menge der mit demselben Capitale mittels verbesserter Einrichtungen in einem Fabricationszweige erzielten Waaren die Größe des Capitalgewinnes steigt, und zwar in der Regel in einem größern Maßstabe, als wenn dasselbe Capital auf eine andere Anlage verwendet worden wäre, es sei denn, daß eine solche ein Monopol für sich hätte. Es ist nicht schwer, zu entdecken, daß der Verlust an Erfahrungen und schon erlangter Fertigkeit, sowie an den bestehenden Anlagen selbst, also am geistigen und leiblichen stehenden Capitale, nicht minder der unvermeidliche Aufwand, um in dem neuen Unternehmen nur erst auf denselben Fleck zu kommen, diese Erscheinung hinlänglich

erklärt und zugleich das unverkennbare Bestreben rechtfertigt, jede Fabrik nicht nur so lange als möglich im Gange zu erhalten, sondern sie auch nach Vermögen auszudehnen. Eben dies intellectuelle Capital, was in jeder Fabrik angelegt ist, enthält den dritten Bewegungsgrund zu ihrer möglichsten Ausdehnung auf Unkosten ihrer Schwestern. Ein nicht geringes Maß von Einsichten und Erfahrungen muß Dem zu Gebote stehen, der einer Fabrik mit dem Erfolge vorstehen will, den er davon haben kann. Die Kenntniß der Natur, des Aufwandes und der Wirkung jedes einzelnen Bestandtheils des Stoffes und der Arbeit, jeder einzelnen Verrichtung, jedes nutzbaren Hülfs- oder Ersatzmittels, des wahrscheinlichen Verbrauches und dessen Steigerung durch Preiserniedrigung, ferner aller örtlichen und politischen Umstände, welche auf die Production und den Absatz Einfluß haben, ist hierzu erfoderlich. Sie ist dem Staatsmanne, dessen Beruf Gewerbspolizei oder Steuervertheilung ist, so nöthig als dem Gewerbsmanne, wenn nicht die empfindlichsten Misgriffe vorkommen sollen (S. 208). Wir haben indessen schon gesehen, wie der äußere Reichthum auch die Triebfeder und die Nahrung des sich erweiternden geistigen Vermögens abgibt, wozu noch kommt, daß die geistige Arbeit so gut dem Gesetze der Arbeitstheilung unterliegt als die körperliche, und daß folglich mit der Vergrößerung der Fabriken die Erhöhung des Vortheils aus der Theilung des Geschäfts der Beaufsichtigung, der Arbeitsleitung und der Erfindung wirksamerer Hülfsmittel wächst. Niemand kann Alles wissen; aber wenn ein tüchtiger Chemiker, ein gründlicher Mechaniker und ein erfahrener Kaufmann für die Direction einer Fabrik einander in die Hände arbeiten, wird Alles aufgeboten werden, was dafür geschehen kann.

Außerdem 3) wirkt noch das begründete Verlangen der Consumenten, in Ansehung der Brauchbarkeit der Waaren nicht getäuscht und nicht erst durch kostbare Erfahrungen darüber belehrt zu werden, ebenfalls darauf hin, die Fabriken zu vergrößern und allmälig zu monopolisiren. Zu den wirksamsten Ursachen, welche den sonst aus dem Verhältnisse des Vorraths und der Nachfrage sich bildenden Marktpreis verändern, gehören die Kosten der Beglaubigung der Unverfälschtheit und der Güte solcher Waaren, bei denen darüber durch die erste sinnliche Wahrnehmung keine Gewißheit zu erlangen ist (S. 132). Die Erkaufung dieses Credits muß die Waaren aller Derer unausbleiblich vertheuern, welche dafür keine persönliche Gewähr leisten können, und umgekehrt Diejenigen, welche solches vermögen, in den Stand setzen, vermöge der Ersparung dieses Aufwandes durch verhältnißmäßige Wohlfeilheit den Absatz ansichzuziehen. Je größer nun das Vermögen ist, das Jemand in eine Fabrik gesteckt hat, und mehr sein gewerbliches Dasein und mit ihm seine bürgerliche Wichtigkeit abhängig ist von dem Credite seiner Abnehmer zu seinen Productionen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß er Alles aufbieten werde, diesen Credit sich zu verschaffen, zu erhalten und auf keine Weise zu verscherzen.

(Der Beschluß folgt.)

Memoiren Ludwig XVIII., gesammelt und geordnet von dem Herzoge von D**. Deutsch von L. von Alvensleben. Achter und neunter Band. Leipzig, Allgem. niederländ. Buchhandlung. 1833. 8. 3 Thlr.**

In der Fortsetzung dieses zuletzt in Nr. 320 d. Bl. f. 1833 angezeigten Werkes schließt das 17. Capitel des achten Bandes mit den Worten: „Der Himmel hat nicht allen Menschen gewährt, das Unglück mit jener Würde und Festigkeit ertragen zu können, welche überall Achtung gebietet." — Wir wissen dieser Anzeige keinen bessern Denkspruch vorzusetzen, indem wir bemerken, daß jede Seite dieses Geschichtswerkes an die achtunggebietende Stellung Ludwig XVIII. unter den Verflechtungen des Misgeschickes erinnert. Der Herzog von D., welcher für den König die Feder führt, weiß, wie sehr besonders die furchtlosen Protestationen gegen den Napoleon'schen Kaiserthron als ungewöhnliche Stimmen in der Wüste zu ihrer Zeit Erstaunen erregten, und kommt daher öfter auf diese Acte des nie aufgegebenen legitimen Königthums mit einer nicht tadelnswerthen Selbstzufriedenheit zurück. Während wir so auf die Bekanntmachung Ludwig XVIII. v. 5. Juli 1804 gegen die erbliche Kaiserwürde stoßen, finden wir Veranlassung, einen Wunsch auszusprechen, den schon die Lecture der frühern Bände weckte: wie viel hätte dieses Werk gewonnen, wenn, anstatt hier eine nur zu flüchtige Uebersetzung zu geben, eine mit Anmerkungen, Nachträgen und Berichtigungen ausgestattete Uebertragung mitgetheilt würde. — So wird hier erzählt (Bd. VIII, S. 42): „Ich habe durch Boissy d'Anglas erfahren, daß Bonoparte, als er dieses Actenstück gelesen, in eine Art Wuth gerathen, daß er jedoch bald darauf, die Dinge von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtend, geäußert habe: der Graf von Lille hat wohlgethan; man würde ihn verachten müssen, wenn er ohne Kampf nachgäbe; denn ein Prätendent muß stets protestiren; dies ist die einzige Art zu herrschen, die ihm übrig bleibt." — Wer liest hierneben nicht gern den bedeutsamen Bericht eines Augenzeugen. „Als Napoleon", heißt es, „nach seiner Erhebung zum Kaiser, die Protestation Ludwig XVIII. erhielt, sprach er: „Nicht ich habe den Thron der Bourbons gestürzt, ich bin unschuldig an dem Tode Ludwig XVI. Uebrigens ist der Thron, welchen mich die Nation besteigen hieß, nicht mehr derselbe, von welchem dieser Fürst herabgestürzt wurde. Ich bin das Oberhaupt einer Republik mit dem Kaisertitel; ich weiß recht wohl, daß meine Rechte nicht solche sind, welche sich auf den Besitz mehrer Zeitalter gründen. Nichts Uebereinstimmendes hat die alte Legitimität der Bourbons mit der meinigen. Ich erwarte Alles, nicht von den Jahren — sondern von meinem Degen. Uebrigens soll diese Protestation bald möglichst in dem „Moniteur" bekannt gemacht werden, denn die ganze Welt soll dieses Actenstück kennen lernen; es macht dem Grafen von Lille Ehre!" — Welcher großartige Ueberblick in jedem dieser Worte, bei einsichtsvoller Anerkennung des Werthes der öffentlichen Meinung, welche, wenn auch nicht für das bourbonische Königthum, doch wider den Kaiserthron geflüstert haben würde, wenn legitime Engherzigkeit darauf ausgegangen wäre, die Protestation zu verheimlichen. Offenbar achtete Napoleon solche nicht so gering, wie er sich das Ansehen gab, indem schon das geheime Bestreben, den Prätendenten zur Annahme einer Abfindung zu vermögen, eine später in Erfüllung gegangene Besorgniß darthut. — Auf der andern Seite ist die Besorgniß merkwürdig, welche Ludwig XVIII. an vielen Stellen dieser Memoiren äußert in Betreff des Herzogs von Orleans, „den er doch nicht beschuldigen kann, strafbaren Vorschlägen das Ohr geliehen zu haben." — Die angeblichen Vergiftungsversuche wider Ludwig XVIII., welche in Warschau sollen ohne gründliche Nachforschung und Untersuchung geblieben sein (1804), bedürfen einer nähern Aufklärung. Seite 149 heißt es: „Der König von Schweden (Gustav IV.) war der einzige Souverain, der uneigennützige Theilnahme an meinem Schicksale zeigte; er hat soviel Edelmuth und Seelengröße, daß man ihm die Vernunft

abspricht. Wir leben in einer so positiven Zeit, daß man nur den Handlungen vernünftige Beweggründe unterlegt, insofern sie dem Vortheile entsprechen, den man aus ihnen ziehen kann; man darf sich daher nicht wundern, wenn Alle, welche blos Ehre, Uneigennützigkeit und Tugend ihre Handlungen leiten lassen, für überspannt gehalten werden. Die Nachwelt wird in ihrem bessern Urtheile gewiß einen der alten Ritterzeit würdigen Monarchen nicht mit dem Don Quixote so ungerecht verwechseln. — Der Herzog von Südermannland ist einer jener schlauen Prinzen, welche mit der Leidenschaft, den Thron zu besteigen, neben ihm aufwachsen und alle Intriguen auffassen und leiten, welche nur irgend den rechtmäßigen Besitzer von demselben entfernen können. Man hatte ihn aufrührischer Handlungen gegen den König Gustav III., seinen Bruder, beschuldigt; man hielt ihn selbst der Theilnahme an der Veranlassung des schrecklichen Todes dieses Monarchen schuldig; man wußte, daß ein zügelloser Ehrgeiz ihn beherrsche, und der Beweis davon zeigte sich bei dem Unglücke des Königs, seines Neffen. Konnte er die Krone nicht für dessen Kinder behaupten?"

Ueber die geheimen Verhandlungen mit den sich den Bourbons nähernden Revolutionshelden trifft man hier unerwartete Angaben, denen indeß nicht unbedingt Glauben beizumessen ist. S. 204 wird gesagt: „Selbst Carnot, Foy und Excelmans näherten sich mir, um etwas zu erhalten. Dieses Benehmen that meinem Herzen wehe, und ich sah wohl ein, daß der ritterliche Geist die Armee verlassen habe." Von dem Erstgenannten wird weiterhin sogar speciell angegeben: er habe um das Ludwigskreuz gebeten. Gewiß ist der König mit der einen, wie mit der andern Nachricht getäuscht, um den in strenger Consequenz seinen politischen Werth habenden Carnot anzufeinden. Letzterer hätte in seinen Schriften, nach der zweiten Restauration, einem Fouché und andern wohlunterrichteten Feinden gegenüber, nicht so frei selbständig reden dürfen, wie geschah, wenn er solchen Vorwurf zu fürchten hatte. Weiterhin heißt es: „Ich vergaß, mit welcher Leichtigkeit sich Moreau und Pichegru für meine Sache hatten gewinnen lassen: Moreau, der seit dem Directorium zu mir übergetreten war; Moreau, der die Gegenrevolution unternommen hätte, wenn er des Erfolges sicher gewesen wäre! Durch Bonaparte verjagt aus Frankeich, beschwor er mich, in ihn dasselbe Zutrauen zu setzen, welches ich zu Pichegru hegen konnte. Er hätte mir Beweise davon geben können; aber ich hatte keine Armee mehr, und die alliirten Mächte weigerten sich, ihn anzustellen, wie Dumouriez und Pichegru, die gegen die Franzosen, wenn Bonaparte an deren Spitze wäre, zu kämpfen sich bereit erklärten." Wieder wahrhaft königlich ist der Ausspruch: „Ich verschweige die Namen gewisser Marschälle und Generale, weil ich mich verbindlich gemacht habe, hierüber ein ewiges Stillschweigen zu beobachten. Ich könnte mich dieser Verpflichtung als enthoben betrachten, da sie späterhin die ihrige schlecht erfüllt haben; allein das Wort eines Königs muß unverbrüchlich gehalten werden, es möge auch kommen wie es wolle." (S. 243.)

Mehrmals treibt eine seltsame Ahnung den Verf., auf den Herzog von Orleans zurückzukommen. S. 34 wird er das Meisterstück der Frau von Genlis genannt und dann fortgefahren: „Die Phasen seines Betragens gegen uns in den verschiedenen Krisen der Revolution lassen sich allein durch die seltsamen Umstände, in denen er sich befand, erklären. Er ist der allgemeine Polytypus der Familie in dem Sinne, daß er in seinem Leben ein wenig von Allem gethan und in seinem Charakter einen Anstrich von allen seinen Gewerben beibehalten hat. Er war nach der Reihe Prinz, französischer Republikaner, Emigrant, Professor der Mathematik, peripatetischer Reisender, Bürger der vereinigten Staaten, sicilianischer Edelmann und Spanier en disponibilité, und zu guterletzt ist er zu seiner Eigenschaft als bourbonischer Prinz von Geblüt zurückgekehrt. Seine Hoheit hat abwechselnd die Namen Herzog von Valois, Herzog von Chartres, Bürger Egalité und Herzog von Orleans geführt. Er ist ein Prinz von guten Sitten, sehr haushälterisch mit seinem Vermögen in der Ueberzeugung, daß die Zinsen dem Capitale zur Hülfe kommen müssen u. s. f. Ich habe ihn nie gesehen, wo ich ihn gern gesehen hätte. Er rührt sich nicht, und doch bemerke ich, daß er sich vorwärts bewegt. Diese Art unbeweglicher Thätigkeit beunruhigt mich. Wie soll man es machen, um Jemanden, der dem Anschein nach keinen Schritt vorwärts sich bewegt, das Gehen zu verhindern; und dieses Problem bleibt mir noch zu lösen übrig, und ich möchte gern, daß nicht erst meine Nachfolger es zu lösen brauchten." Auf wie viel Seiten liest man hier, in welche qualvolle Lage der König mit der Thronbesteigung versetzt war; er wollte, vorurtheilfreier als andere Fürsten, das Heil seines Reiches mit Aufopferung persönlicher Meinungen erkaufen, wurde aber daran verhindert durch den feindseligen Uebermuth der Revolutionsmänner und auf der andern Seite durch Verhältnisse, welche mit schonendem Unmuthe also bezeichnet werden: „Ich habe bereits bemerkt, daß ich, ohne irgend einen Vortheil und von einem festen Entschlusse beseelt, darauf ausging, mich mit der Opposition zu verständigen. Jedoch ich war nicht allein; meine Familie, meine Freunde, meine Getreuen bildeten einen Wall um mich, den Niemand übersteigen konnte. Man lehnte sich gegen gewisse Personen auf, die nicht strafbarer als andere waren; man reizte mich gegen sie auf und verhinderte mich, um es kurz zu sagen, sie anzustellen." Höchst interessant ist die Bezeichnung der bedeutendsten Diplomaten des wiener Congresses; von Hardenberg wird so wahr gesagt: „Er war Frankreich immer entgegen; er besitzt einen sichern politischen Takt und ein sehr umfassendes Urtheil, und Preußen wird, wenn es ihn verliert, einen seiner größten Staatsmänner zu beklagen haben." Von Metternich: „Er vereinigt mit dem Talente eines Geschäftsmannes das eines angenehmen Gesellschafters. Die Damen vom Hofe Bonaparte's wissen sich seiner Liebenswürdigkeit noch gar wohl zu erinnern. Er steht an der Spitze des Royalismus gegen die demagogische Anarchie. Die Republik, in welcher Form sie sich auch zeigen mag, kann keinen eifrigern Gegner haben als ihn. Bonaparte hätte ihn 1815 vielleicht gewinnen können, wenn er bei seiner Rückkehr sich für monarchischen Formen ausgesproche hätte; da er aber im Gegentheile auf Demokratie sich stützen wollte, wurde er vom Fürsten Metternich für vogelfrei erklärt. Ich weiß, daß in Folge seiner Lieblingsidee er immer auf möglichst große Erniedrigung Frankreichs bestanden hat; denn er behauptet: Gefahren für die Könige würden stets von unserer Nation ausgehen, weil sie immer durch eine falschberechnete Sucht zur Unabhängigkeit nach eingebildeter Freiheit haschen würde. Es ist Schade, daß er von unserm Vaterlande so ungünstig denkt. Es wäre ruhmvoll, durch unser künftiges Benehmen ihn zu widerlegen."

Der neunte Band schließt mit der Annäherung der unglücklichen Krisis des Jahres 1815 und mit dem Eintreffen der Nachricht von Bonaparte's Landung zu Fréjus. Früher eingegangene Warnungen, z. B. die dringende des Herzogs von Otranto, fanden keinen Glauben und blieben erfolglos. Wunderlich klingt die Erzählung von einer Verhandlung, welche ein geheimer Botschafter Napoleon's unmittelbar vor seiner Landung soll in Wien mit dem Fürsten Metternich angesponnen haben (S. 268); aber auch in diesem Zeitpunkte tritt Ludwig XVIII. mit würdevoller Einsicht seinem befangenen Ministerium entgegen, welches sich das Ansehen gab, als könne es leicht fertig werden mit dem Flüchtling von Elba; der König sprach die inhaltschweren Worte: „Es handelt sich hier um etwas Wichtiges; Bonaparte erscheint nicht als ein Unbesonnener. Er wird durch eine Verschwörung im Innern und vielleicht auch durch Umtriebe im Auslande unterstützt. Er hat Anhänger, und man muß befürchten, daß mancher Oberst ihm sein Regiment zuführe." Wie bald ging diese Vorhersagung in Erfüllung!

25.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 170. —— 19. Juni 1834.

Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen von Charles Babbage. Aus dem Englischen übersetzt von G. Friedenberg.

(Beschluß aus Nr. 169.)

Wenn aus allen diesen Ursachen und durch deren Zusammenwirken in dem Fabriksystem das natürliche Bestreben der Monopolisirung aus eigner Ueberlegenheit liegt, mithin zu einem Zustande des Despotismus des Reichthums und der Industrie führt, und wenn dieser Zustand schon für die Consumenten alle Nachtheile im Hintergrunde zeigt, welche vom Monopole unzertrennlich sind, so wird seine Tyrannei noch drückender für die gesammten Fabrikarbeiter, deren Abhängigkeit von den wenigen sich erhaltenden Fabrikherren in dem Maße der Abnahme der Anzahl der letztern und der Ueberlegenheit ihres Reichthums unvermeidlich steigt. Die unausbleibliche Folge davon ist die Stellung der Fabrikherren und Fabrikarbeiter, welche sich überall kundgibt, und die Stimmung des Mistrauens, des Hasses und der Rache, welche sich in allen Verhältnissen bei den Unterjochten gegen ihren Tyrannen ausbildet, und welche immer wächst, je mehr von beiden Seiten die Verfolgung des Eigennutzes die Verhältnisse bis zum Aeußersten treibt, und die Rohheit und Unwissenheit der Arbeiter zunimmt. Diese Unwissenheit ist es, welche sie zu Zeiten, wo ihre Noth zu drückend wird, gemeinhin zu Unternehmungen der allerverkehrtesten Art, zur Zerstörung der Maschinen, zur Arbeitsversagung und zu Verbindungen gegen ihre Fabrikherren verführt, welche unausbleiblich zu ihrem Nachtheile ausschlagen müssen, indem sie jederzeit ein beträchtliches Betriebscapital dadurch außer Thätigkeit setzen und dadurch den Absatz verhindern, der ihnen außerdem zugute kommen würde (S. 320). Nicht minder kurzsichtig und in ihren Folgen verkehrt sind die Vereinigungen der Fabrikunternehmer, zu denen sie sich hinreißen lassen, um den Lohn ihrer Arbeiter unter den natürlichen Standpunkt herabzudrücken, welcher sich auch hier durch das Verhältniß der Nachfrage und des Vorraths der Arbeiter bestimmt, jedoch niemals unter den Satz billig gehen darf, wobei der Arbeiter einen seiner Leistung entsprechenden Unterhalt, den Ersatz der aufgewendeten Lehrkosten und einen Pensionsfonds verdient. Denn auf alles Dies hat er gerechten Anspruch und ist gedrückt, wenn es ihm nicht durchschnittlich gereicht wird. So wenig also Zwangsmaßregeln der Regierung dem Gewerbe förderlich sind, sobald es auf eignen Füßen gehen kann, ebensowenig frommen ihm die Beschränkungen und unnatürlichen Richtungen, welche ihm die Gewerbtreibenden selbst zu geben oft unternehmen. Sogar das Verbot oder die Verhinderung der Ausfuhr von Maschinen oder der Auswanderung erfahrener Fabrikunternehmer oder Arbeiter zeigt sich bei genauer Betrachtung als kurzsichtig, unausführbar und schädlich (S. 394). Wo irgend ein Gewerbe mit dem besten Erfolge betrieben werden kann, dahin zieht es sich unwiderstehlich; wo ein Unternehmer oder Arbeiter seinen Vortheil nicht findet, da kann er mit Gewalt nur zu seinem und zum Nachtheile des Gewerbes selbst zurückgehalten werden; die Springfedern des lockenden Gewinnes setzen über alle Schlagbäume und Barrieren, und die Blüte des Gewerbes an jedem Orte der Welt ist die Befruchtung aller und jeder Gewerbsamkeit und kommt allen übrigen Ländern mittelbar wieder zugute, indem sie den Vorrath der Genuß- und Tauschmittel überhaupt vermehrt.

Gegen die gewaltsamen Ausbrüche solcher thörichten Vereinbarungen der Gewerbtreibenden kann und soll das Gesetz und die Gewerbepolicei wirksame Vorkehrungen treffen; allein sie kann wenig oder nichts thun gegen die Unterlassungen, welche dadurch veranlaßt werden, und welche gleichwol für den Gewerbezustand oft nicht weniger nachtheilig sind. Noch viel kitzlicher ist die Frage: was kann und darf von Staatswegen gegen das Bestreben des Fabriksystems zum Monopolzustande geschehen, oder muß die Staatsgewalt, ungeachtet der damit verknüpften Gefahr, gelassen und unthätig dessen allmälige Annäherung mit ansehen?

Wenn eben dies sowie der Zwiespalt zwischen den Fabrikherren und ihren Arbeitern, und die Unruhen der letztern, deren gewaltsamen Ausbrüchen nicht immer vorzubeugen ist, diejenige Kehrseite des Fabriksystems ausmachen, welche eine ernste Ueberlegung in der Staatsverwaltungslehre behufs ihrer Verhütung zuwegebringen müssen, so tritt hierzu noch das zweite große Gebrechen desselben, nämlich die Unsicherheit der Fabrikanlagen.

Alle die Dinge, welche nach dem Bisherigen zur Aufnahme der Fabriken beitragen, wirken natürlich auch auf

deren Verfall, wenn die Sache umgekehrt wird. Verspricht irgendwo eine andere Unternehmung den Capitalien ergiebigern Gewinn, so strömen sie ihr zu und entfernen sich aus dem bisherigen Verkehre. Neue Entdeckungen erschaffen neues Verlangen, verändern das Bedürfniß und lenken das Begehr der Consumenten auf andere Gegenstände. Selbst die Laune und die Mode üben dabei eine nicht zu überwältigende Macht und vernichten, alle Aussichten zu Schanden machend, oft plötzlich die blühendsten Anlagen. Falsche Speculationen verschleudern mitunter den ganzen unentbehrlichen Verlag, und der Unverstand oder die Genußsucht eines albernen und leichtsinnigen Erben sprengt nicht selten die bestgegründeten Anlagen des unternehmenden Erblassers. Endlich nöthigt selbst die Erschöpfung des Materials in einer Gegend mitunter die Einstellung der Arbeiten ab, welche daraus oder damit verfertigt wurden. Mit Einem Worte, Fabriken entstehen und vergehen, ohne daß sich weder das Eine noch das Andere vorher bestimmen und berechnen läßt. Mit dem Untergange einer jeden Fabrik geht aber nicht allein der größte Theil des stehenden, darauf angelegten Betriebscapitals verloren, sondern auch ein noch bedeutenderes Arbeitscapital, das in der erlangten Fertigkeit und Geschicklichkeit aller Arbeiter steckt. Diese sind zu andern Arbeiten nicht gleich wieder erworben, noch bietet sich alsbald immer die Gelegenheit dazu dar. In der Zwischenzeit tritt die grauenvollste Noth der dürftigen Geschöpfe ein, welche gewohnt und froh waren, nur von einer Woche zur andern zu bestehen, und Noth kennt kein Gebot. Tumulte und Gewaltsamkeiten stören die Sicherheit des Eigenthums und der Personen; nur zu leicht ist es, solcher Unzufriedenheit eine politische Richtung zu geben und sie zu einem Werkzeuge bürgerlicher Parteiungen zu machen; nur allzuoft tritt der Fall ein, daß die Sicherheit des Staats und der Bestand der Regierungen abhängig wird von dem Brote, dessen feiernde Fabrikarbeiter bedürfen, und daß die mercantilischen und industriellen Veränderungen einen ungebührlichen Einfluß auf die politischen Maßregeln üben.

Wenn dem so ist, so kann die Gefährlichkeit des Fabriksystems nicht verkannt und die Anfoderung nicht zurückgewiesen werden, derselben klüglich vorzubeugen. Denn daraus folgt immer noch nicht, daß es darum unterbleiben oder verhindert werden müsse. Ueberwiegt nur der Nutzen die Gefahr, so ist kein Bedenken, sich dieser um jenes willen zu unterziehen und sie nur nach Möglichkeit zu verhüten. Der Nutzen der Fabrication ist unleugbar so groß, daß kein Land mehr in der Cultur und im Wohlstande ohne dieselbe vorwärts kommen, noch sich auch nur in der Mitbewerbung der übrigen erhalten kann.

Glücklicherweise führt die Ausdehnung der Fabrication ganz von selbst die Heilmittel gegen die allermeisten Uebel mit sich, die sie erzeugt, und hebt sie dadurch wieder auf, oder nöthigt sie doch zu einem unschädlichern Verlauf. Denn eben die Theilung der Arbeit und die Ersparung der menschlichen Thätigkeit bei allen einfachern Verrichtungen durch Maschinen oder Naturprocesse bringt es mit sich, daß die ersparten Kräfte auf schwierigere Arbeiten verwendet werden können, wobei Nachdenken, Geschmack und Sittlichkeit mehr geübt und die Arbeiter durch erhöhten Lohn in den Stand gesetzt werden, sich nicht nur einen Nothpfennig, sondern selbst ein kleines Anlagecapital zu eignen Unternehmungen zurückzulegen, durch welches sie von der Anstalt, bei der sie eben beschäftigt sind, und von dem Herren derselben unabhängiger und wiederum selbständiger werden. Die erhöhte Menge und Wohlfeilheit der Fabricate lockt zu deren Genuß und macht ihren immer steigenden Verbrauch möglich. Sowie aber eben dieser Reiz den zunehmenden Flor der Fabriken selbst mitsichbringt, so erzeugt das Verlangen nach dem Besitze auch das Bestreben nach den Mitteln zu seiner Anschaffung und belebt solchergestalt auf eine unglaubliche Weise die Anstrengung der geistigen und physischen Kräfte zur Hervorbringung eines Mehrertrages der bisherigen Arbeit durch deren Vermehrung selbst, vorzüglich aber durch Verbesserungen in ihrer Verrichtung sowol als in ihren Erzeugnissen. Indem sich von Tage zu Tage der Markt der auszutauschenden Waaren erweitert, wächst das Nationalvermögen unter der Hand und schafft nicht nur die Mittel zur immer größern Ausdehnung der Industrie selbst, sondern auch zur Aufnahme und Verbreitung der Künste und Wissenschaften, zur bessern Erziehung der Jugend und zur erhöhten Bildung der Erwachsenen, zur Befestigung des Wohlgefallens an bürgerlicher Ordnung und Sicherheit und der Vaterlandsliebe, und zu der Einsicht, daß es weder die Obliegenheit der Regierungen ist, noch in ihrer Macht steht, die Fabriken in ihrem Gange zu erhalten, und daß vielmehr jeder vernünftige Arbeiter, ihren Vergang im Voraus bedenkend, sich die Geschicklichkeit und die Mittel erwerben müsse, eine solche Katastrophe zu ertragen und von seiner damaligen Beschäftigung zu einer andern überzugehen.

Wenn jedoch der Bestand und Flor der Fabrikanlagen hauptsächlich mit durch den Gegensatz des Eigennutzes der Fabrikherren und ihrer Arbeiter gefährdet wird, und wenn dieser es zuwegebringt, daß beide Theile ihren Vortheil auf Unkosten des andern suchen, so muß es wesentlich zu ihrer Erhaltung beitragen, wenn dieser Gegensatz aufgehoben und an dessen Stelle eine Einrichtung getroffen würde, vermöge deren beide Theile im vereinigten Interesse zu handeln nicht umhinkönnten. Zu dem Ende bringt der Verf. die Verallgemeinerung einer Maßregel in Vorschlag, welche mit Erfolg schon bei der Bearbeitung der Bergwerke von Cornwallis angewendet, und in Deutschland schon für die Landwirthschaft angerathen und ausgeführt worden ist, und insonderheit in den meisten Schäfereien wirklich besteht. Sie besteht aber darin, alle Arbeiter in einer Fabrik oder doch den größten Theil derselben zu Theilnehmern des ganzen Geschäfts selbst zu machen, dergestalt, daß sie nicht blos ihre Arbeit bezahlt bekommen, sondern deren Lohn selbst nach Maßgabe der Ausbeute des Werkes steigt oder fällt. Die allgemeinen Grundsätze, worauf sich dieses Verfahren gründet, sind (S. 265) nach dem Verf.: a) daß ein beträchtlicher [illegible]

des Lohnes eines jeden Angestellten von dem Gewinne der Anstalt abhängen müsse, und b) daß alle damit in Verbindung stehenden Leute von jeder der Anstalt zugewendeten Verbesserung verhältnißmäßigen und größern Vortheil ziehen, als dies auf irgend einem andern Wege möglich wäre.

Das Letztere ist offenbar zu allgemein ausgedrückt, da nicht bestritten werden mag, daß eine neue Erfindung Dem, der sie allein zu benutzen vermag, größern Vortheil bringen kann, als deren Anwendung grade in der Anstalt, deren Theilnehmer eben der Erfinder ist. Es würde schon genügen, diese Regel so zu fassen, daß jede Verbesserung Dem, der sie bewirkt, einen ihr angemessenen vorzüglichen, allen Theilnehmern jedoch einen verhältnißmäßigen Vortheil verschaffen müsse.

In Betreff der ersten Regel hat der Verf. gezeigt, daß nicht der ganze Arbeitslohn in einen Gewinnantheil umgeschaffen werden könne, theils wegen der Unsicherheit, theils wegen der unumgänglich verspäteten Ermittelung desselben. Er meint deshalb, daß etwa die Hälfte als feststehender Arbeitslohn verabreicht werden solle. Dies scheint uns jedoch unzureichend. Es würde vielmehr ein nach Stand und Lebensart nothdürftiges Auskommen den Arbeitern als Arbeitslohn zugesichert und nur außerdem ihnen ein Antheil ausgesetzt werden müssen, was an sich klar ist. Ueberdies würden nur Diejenigen Theilnehmer der ganzen Werkkasse werden dürfen, welche eine bestimmte Capitaleinlage zu machen vermöchten, wozu jedoch eine ausgezeichnete Arbeitsgeschicklichkeit oder eine nutzbare Erfindung gleichfalls zu rechnen sind.

Indem solchergestalt die Arbeiter Miteigenthümer, wenn auch nicht des Werkes selbst, doch des Betriebscapitals und des Betriebsgeschäfts werden, stellt sich von selbst heraus, daß sie in Ansehung der Art und Weise der Behandlung desselben nicht ferner dabei willenlos bleiben können, sondern dabei gehört werden müssen. Es wird also eine Einigung stattfinden müssen, wann und wie dies geschehen solle, durch welches Organ der Arbeiter sich vernehmen lasse, in welchen Fällen und mit welcher Kraft? d. h.: jede Fabrik muß ihre vertragsmäßige Verfassung erhalten.

So sehen wir denn, daß auch die Fabriken dieselben Stadien der gesellschaftlichen Verbindungsformen durchlaufen müssen wie die Staaten. Zuerst Demokratie unter den Handwerkern, dann Aristokratie unter den Fabricanten, weiterhin Monarchie unter den Fabrikherren, und am Ende Repräsentation und Constitution zur gegenseitigen Gewährleistung. 53.

Acta apostolorum. Ein Hilfs- und Lesebüchlein aus den Landtags-Verhandlungen einer ältern Zeit. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1834. schmal 12. 9 Gr.

Daß man die Landstände mit der Unruhe in einer Uhr verglichen hat, wird bald ein ehrenrühriger Vergleich geworden sein. Aber nun gar mit Aposteln sie zu vergleichen, die sich als solche für die erkannte und zu predigende Wahrheit aufopfern, auf den Richtplatz niederknien, den Bildern der römischen Kaiser die gefoderte Anbetung versagen und sich kreuzigen lassen sollen, heißt doch die Foderung für Manchen, der Weib und Kind hat, eine höhere Stelle und dergleichen, einen Sack voll Diäten mit nach Hause bringen möchte, gar zu hoch gespannt. Und zum Trost ergibt sich, daß der ungenannte Verf. dieses Büchleins es wol auch gar nicht so gemeint hat. Es gilt damit blos einem Vade mecum für Landtagsabgeordnete, einem landständischen Taschenbuch zu einiger historischen Belehrung und gemüthlicher Erholung aus den Tagen der Vergangenheit. Der Verf. hat aus den 18 Bänden der Sammlungen der bairischen Landtagshandlungen von 1429—1513, wie sie der Geheimrath Krenner (München, 1803) sammt Nachträgen erscheinen ließ, mit Beiziehung mancher ähnlichen Urkunden und Notizen, Dasjenige wörtlich und stückweis hervorheben wollen, was ein Bild der damaligen Zustände von Baiern, des Umfangs der Landschaft, des Adels, der Klöster, der Rechtsverfassung und der öffentlichen Verwaltung zu geben vermag. „Acta apostolorum" ist aber das Büchlein genannt, „eben um anzudeuten, daß man's für kein Evangelium halte, und weil man dem Wortlaut nach unter Apostolos nicht blos die zwölf heiligen Apostel, sondern überhaupt jeden Solchen verstehen kann, der irgend wohin mit Aufträgen abgeordnet wird, zu geschweigen die falschen Apostel und den Judas Ischariot."

Zuerst kommt S. 5—88 ein allgemeiner altbairischer Länderbestand nach den Landtagsverhandlungen und Landtafeln, sodaß bei jedem Landesantheil nach den Rentmeistereien die Landgerichte, Herrschaften und Klöster (mit ihrem Steueranschlage) angegeben sind. Diesem ist noch ein weitläuftigeres Verzeichniß des güterbesitzenden Adels, aus den Acten mühsam zusammengesetzt, angehängt (mit Ausnahme des Hof- und Dienstadels, dann des Adels der Oberpfalz und der vier Stifter), aus welchem sich ergibt, daß von 827 damaligen (1429—1557) Geschlechtern nur noch 55 bestehen, 772 aber, und zwar meistens in tiefster Armuth, untergegangen sind.

Eine zweite Rubrik hebt solche Stellen aus, welche das bairische Gerichtswesen berühren und zum Theil erläutern. Hier ist vom Buche oder Rechtbuche (K. Ludwig's, welches sonderbarerweise jetzt nirgends mehr zu finden ist), von den Hofgerichten, den Vicedomhändeln, den westfälischen Gerichten, Grafschafts-, Landgerichten, Hofmarken, Dorfgerichten die Rede. Für den Rechtsbrauch und die Benennungen jener Zeit (z. B. Schergen-Amtleute, Brotbauern, Gewähr, Salmann, Ueberleuten) sind hier gute Notizen zu finden, besonders S. 101. Dann geht der Verf. des Büchleins zu dem alten bairischen Verwaltungs- und Wirthschaftswesen über (S. 112 fg.). Hier ist von den gefürsteten Aemtern, den Räthen und Pflegern, dem Forst- und Jagdwesen zuerst die Rede. Die Aebtissin von Chiemsee durfte mit ihren Hunden bis vor die Thore von München jagen, und wann ihre Hunde zugleich mit den herzoglichen auf ein Aas stürzten, so wurden des Herzogs Hunde weggepeitscht. Weinbau (auch gemachter Wein kommt S. 117 vor), Weinschenken und Tafernen, Brauwesen (schon 1542 1000 Bierbrauer im Lande, 1612 schon Klagen über das allzusehr wechselnde fürstliche Bräuwesen, besonders das landesherrliche Weißbier als Reservat), Commercia oder Handel, Gewerbe, Luxusgesetze, Zölle (die Karrenleute brachten viel meißner Tuch ins Land und verhausirten es unbeschaut), Münze (S. 125 fg. sehr nützliche Valvationen aus verschiedenen Jahren), Preise der Dinge, Policei (S. 132 Blattern und Malafranzosen seit 1495, wo diese Krankheit 15 Jahre wüthete), Kirchenwesen, Ständewesen, Steuerverweigerung (S. 135), Bündnisse, Militaria, Eigenthumsverhältnisse, Grundherrlichkeit, Leibeigenschaft. Eine Schlußbemerkung behandelt die Klöster in Beziehung auf Abgaben an selbe. Wie die Klöster von ihren Grundholden immer mehr zu extorquiren wußten, darüber erzählt der Verf. S. 156 ein erbauliches Geschichtchen vom Kloster Rot, wo der vertragmäßige Hahn allmälig ein fetter Kapaun, dann deren vier, dann ein Kalb und endlich ein Ochse wurde, und Alles doch mit rechten Dingen zuging!

Wir haben hier vom Inhalt dieses Büchleins nur ein mageres Skelett, gleichsam auch nur einen dürren Hahn gegeben; zweifeln aber nicht, daß der der Verhältnisse nicht unkundige scharfsinnige Leser leicht einen Ochsen statt eines Hahnes finden könnte, auch wol einen Ochsen, der mit seinen Hörnern etwas stößig ist, wenn er gleich beim ersten Anblick ziemlich fromm aussieht. Der Zusammensteller dieser Notizen hat gar wohl gefunden, welcher Spiegel der Zeit und der Zukunft in den alten trocknen Landtagsverhandlungen enthalten ist, und gezeigt, wie man aus einem an sich wenig genießbaren und ermüdenden Papierschwall mit etwas scharfen Reagentien ein ganz feines aquam vitae und Goldwasser sublimiren und destilliren könne.

Da der Verf. aber sich nicht genannt hat, so hätten wir unter den 12,000 Schriftstellern Deutschlands umher zu wählen. Weil aber schwerlich Jemand außer Baiern Krenner's Landtagsverhandlungen so durchlesen möchte, so reducirt sich wiederum die Passivwahlfähigkeit auf etwa 600 bairische Schriftsteller, von denen etwa blos 50 mit gelehrten Studien über vaterländische Geschichte und Verfassung sich beschäftigen. Weiter aber wollen wir unsern Scharfsinn nicht anstrengen. Verrathen aber wird es doch, und wärs auch endlich nur durch die Herausgabe der gesammelten Werke oder durch eine Biographie post obitum, oder durch das immer nöthiger werdende neue bairische Schriftstellerlexicon, oder endlich durch den berühmten hammelburger Reisenden, der aus seiner lustigen Vogelperspective auch in die Schreibestuben der Gelehrten sehen kann. Verräth er es aber in seiner nächsten Fahrt nicht, so — muß er seine Gründe haben!

92.

Theodicee. In deutschen Reimen von Nikodemus. Dresden, Grimmer. 1834. Gr. 12. 4 Gr.

Luther sagt in der Vorrede zu der von ihm zuerst wieder ans Licht gezogenen „Deutschen Theologie": „Man lieset, daß Sankt Paulus, geringer und verächtlicher Person, doch gewaltige und tapfere Briefe schrieb, und er selber sich rühmet, daß seine Rede nicht mit geschmückten und verblümten Worten geziert, doch voll Reichthums aller Kunst und Weisheit erfunden. Das sage ich darum, daß ich gewarnet haben will einen Jeglichen, der dies Büchlein lieset, daß er seinen Schaden nicht verwirke und sich ärgere in dem schlechten Deutsch und ungekränzten, ungekrämpten Worten".

Nichts Besseres wüßten wir, womit wir das vorliegende Schriftchen einführen könnten, als die obige Stelle. Gar Manche werden sich daran ärgern und haben sich schon daran geärgert; allein wir fahren fort mit Luther: „Dies edle Büchlein, so arm und ungeschmückt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und köstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit". Um nun gleich von vorne herein dem Kundigen anzudeuten, was er hier zu suchen und zu finden hat, erinnern wir ihn an das unvergleichliche Schelling'sche Gedicht, welches sich in der „Zeitschrift für speculative Physik" befindet und also beginnt:

> Wüßt' nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen,
> Da ich sie kenne von innen und außen;

und, was noch mehr ist und näher liegt, an die im dritten Bande der Gesammtausgabe der Göthe'schen Werke enthaltenen naturphilosophischen und theologischen Gedichte, welche die Ueberschrift: „Gott und Welt" tragen. Je ärmer unsere Literatur an Erzeugnissen ist, die sich jenen tiefen Lebensworten irgendwie würdig anschlössen, je weniger Geist und heiliger Geist die seit einem halben Jahrhundert — nicht gedichteten, sondern fabrikmäßig angefertigten „geistlichen" Lieder in sich haben: desto erquicklicher werden Jedem, der gesunden Sinn mitbringt und es ehrlich mit der Poesie, Philosophie und Religion meint, diese theodidaktischen Reime sein. Sie sind ganz durchdrungen vom lebendigen Geiste der neuern Philosophie, auf deren Höhe sich der Verf. befindet; aber was in der Philosophie in der strengen Form der Wissenschaft, in der schweren Terminologie der Dialektik auftritt, das ist hier zu concreter Gestalt, die allein die Kunst dem Gedanken zu geben vermag, umgeboren.

Was nun den Gedanken, den Inhalt selber und dessen Entfaltung betrifft, so legt der Dichter in den zwanzig einzelnen Abschnitten, in die das Ganze getheilt ist, seine Lösung der wichtigsten Probleme, die von jeher die Religion und Philosophie zum Gegenstand gehabt hat, dar, nämlich über das Wesen Gottes, die Schöpfung, die Freiheit, den Ursprung des Bösen, über die Unsterblichkeit, als bedingt durch den Glauben an den Sohn Gottes, welches letztere Problem ihm Veranlassung gibt, im sechzehnten Gedichte an, über das Verhältniß des Heidenthums zum Christenthume ausführlicher zu sprechen. Ueberall ist er bemüht, einerseits den nackten und kahlen Deismus zu bekämpfen, andererseits aber auch den Vorwurf des schwindelnden Pantheismus abzuweisen. Wie weit ihm beides überall und in jedem Punkte, und zwar auf diesem Wege, dem der Poesie, im Gegensatz zur philosophischen Demonstration, geglückt sei, kann hier in diesen Blättern nicht entwickelt und beurtheilt werden, da unsere Kritik sich dann selbst in das Bereich metaphysischer Untersuchungen verirren müßte. Aber jedenfalls hat die hier ausgesprochene Weltanschauung, eben weil sie so ausgesprochen ist, die volle Berechtigung, die lebendigste Theilnahme eines Jeden, der das Tiefere und Bedeutungsvollere in der Poesie zu würdigen weiß, in Anspruch zu nehmen, eine Berechtigung, die Ref. mit dieser kurzen Anzeige so gerne nach besten Kräften geltend machen möchte, und die gewiß auch derjenige Leser jener Gedichte, der in philosophischen und religiösen Dingen einen von dem des Verf. abweichenden Standpunkt einnimmt, falls er nur überhaupt jenen oben als Bedingung gefoderten Sinn für echte Poesie hat, gern anerkennen wird. Doch mehr als des Ref. Anpreisung wird eine Probe aus dem Gedichte selbst zum Behuf einer nähern Vorstellung von der Art und Weise des Dichters nützen; wir wählen den fünften Abschnitt, der, wie der kundige Leser bald sieht, besonders gegen die mechanische und atomistische Naturforschung gerichtet ist:

> Wär's nicht der Geist, der wirkt in Allen,
> Wär' längst die Welt in Nichts zerfallen.
> Was will uns eure muff'ge Lehre,
> Die spricht: nur das Gesetz der Schwere,
> Und dann ein tücht'ger Stoß darauf,
> Erklärt den Erd- und Sonnenlauf?
> Die selbst das klare Himmelslicht
> Trüb in die sieben Farben bricht? —
> Mit Zählen, Messen, Calculiren
> Mögt euerm Gott ihr nur hofiren.
> Sitzt draußen er in träger Ruh,
> Hat er auch wohl die Zeit dazu.
> Sind aber doch nur eitle Possen.
> Der nur ist Gott, der unverdrossen
> Sich in die Welt hineingebiert,
> Und sich doch nimmer drin verliert.
> Sein Auge strahlt das Licht der Sonnen,
> Ist drum ins Weite nicht zerronnen.
> Sein Herz die ew'gen Lebenssäfte
> Und der Natur allwaltende Kräfte
> Läßt strömen wohl aus tausend Pforten,
> Und ist doch niemals leer geworden.
> Und wollt ihr wissen, wie dies Wunder
> Anfangs geschah, und noch jetzunder?
> Nicht Ausgang nur, auch Eingang eben
> Hat in die Gottheit das Weltenleben.
> Was ausströmt in die unendlichen Flammen,
> Das nimmt sein Geist stets wieder zusammen,
> Und in dem Bewußtsein, dem ewig Einen
> Sich alle Dinge verklären und einen.

94.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 171. —— 20. Juni 1834.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

Zweiter Artikel.*)

4. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Dreizehnter Jahrgang für 1834. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese durch Gubitz tüchtig geleitete Sammlung von deutschen Originalstücken bietet zuerst: „Das Räthsel", Lustspiel in fünf Acten und in Versen von J. C. Mand dar. Daß der geistreiche Mann, welcher diesen Namen angenommen hat, nicht nur zu den feinsten und scharfsichtigsten Kennern unsers Bühnenwesens und Unwesens, sondern auch zu den besten Schriftstellern für eben diese Bühne gehört, ist Niemand zweifelhaft, der seine dramaturgische Erzählung: „Der verrückte Professor", oder seine: „Demoiselle Bock" gelesen hat. Im „Räthsel" hat er das Lustspiel im großen Styl — von dem wir lange kein Exemplar erblickt haben — versucht, und mit Glück. Die Erfindung, originell und wahrhaft poetisch, vergleicht sich am meisten der des Lope de Vega oder des Gozzi, an dessen „Turandot" sie etwas erinnert, nur daß die Verhältnisse uns näher gerückt und aus dem Märchen in die wirkliche Welt eingeführt sind. Eine Fürstin von Balta, verschuldet, hofft ihren verstorbenen Schwager, einen reichen Sonderling, zu beerben, als sich zeigt, daß er den Erbfall an die Lösung eines Räthsels geknüpft hat, das, so roh und einfach es klingt, von Niemand gelöst werden kann; im Nichtlösungsfall aber geht die Erbschaft an den wilden Herzog Barbasko von Lador, ihren Feind, über. Das Räthsel ist folgendes:

> Alle Frauen wollen's haben, tragen stets danach Verlangen;
> Selten aber mag es taugen, daß sie diesen Wunsch erlangen.

Alle Versuche zur Auflösung desselben scheitern. Es ist weder Schönheit, noch Schmuck, und was die Eitelkeit befriedigt; weder Neugier, noch ein Mann, weder Liebe, noch auch, wie Mako räth, ein Honigkuchen, sondern es ist — ihr Wille. Diese Lösung ist ohne Zweifel witzig; aber wir gestehen, wir würden sie noch weit witziger finden, wenn es nicht Prinzessin Lilia wäre, die in etwas gewaltsamer Weise auf diese Lösung verfällt, sondern etwa der alberne Mako, oder Berta. Dieser glückliche Zug würde, unsers Erachtens, noch weit mehr Wirkung gemacht haben, war leicht herbeizuführen und wäre ganz im Geiste dieser launigen Erfindung gewesen. Lilia konnte das Geheimniß aus zweiter Hand empfangen und alles Das thun, was sie nachher unternimmt. Die glückliche Entdeckung des Geheimnisses löst alle Verwickelung auf witzige und heitere Art. Graf Deolin, Lilia's Verehrer und verbannt um ihretwillen, erscheint als der Retter der Fürstin; Lilia, in der Gestalt einer alten Zigeunerin, sagt ihm die Lösung vor und fodert seine Hand, die sie natürlich empfängt, nachdem sie ihre Hülle abgestreift hat. Die albernen Hofleute empfangen jeder seine Lehre, und der rohe räuberische Barbasko, von seinem klugen Gabriel blind gemacht, muß mit der romantischen Gräfin Zebiba, dieser Blume aller Sentimentalität, statt mit Lilia, der er nachstellt, vorliebnehmen. Dieser witzigen, poetischen, gedankenreichen Erfindung, in trefflicher dialogischer Form und vorzüglich-reinen, musterhaften Versen vorgetragen, fehlt nur äußerst wenig, um classisch genannt zu werden — etwas weniger hervortretende Allegorie. Aber sie gibt Zeugniß von völligem Verständniß der Komödie, von einem edeln und durchaus lautern Geschmack und erweckt uns Hoffnung, aus dieser Feder noch einst ein vollkommenes deutsches Originallustspiel hervorgehen zu sehen. In Bezug auf die gesellschaftliche Stellung des Verf. wäre dies in der That eine merkwürdige Bestätigung Dessen, was wir mit A. W. Schlegel stets als eine subjective Grundbedingung für den Lustspieldichter aufgestellt haben: die vollkommene Einsässigkeit in der feinen Gesellschaft!

Die andern Stücke des „Jahrbuchs" machen auf eine viel geringere Würdigung Anspruch. „Studentenabenteuer oder die Helena des 19. Jahrhunderts", Carnevalsposse in zwei Acten von Albini, ist aus den allergewöhnlichsten Bestandtheilen zusammengesetzt, aus wahrem Bühnenabfall. Ein verkleideter Student, der für ein Fräulein gilt und Liebhaber gewinnt, während er selbst der Liebhaber ist, ein roher Postmeister, ein alberner Professor und ein einfältiger Gutsbesitzer, der stets: Ew. Hochwohlgeborn statt des Personenworts braucht — was nebenher gesagt, kein Mensch in der Welt thut —, dergleichen kann uns weder beschäftigen, noch befriedigen. Das ganze Stück enthält auch nicht einen neuen, witzigen oder gefälligen Zug. Auf diese platte Arbeit folgt eine fast noch plattere: „Schildwachabenteuer", Posse in zwei Acten, von Leop. Bartsch, nach einer Anekdote. Hier handelt es sich um eine subordinationswidrig verzehrte Biersuppe und eine Copulation auf herzoglichen Befehl, bei der die Mutter mit der Tochter verwechselt wird. Die Sprache ist dieser Fabel angemessen. „Des Königs Befehl", Lustspiel in vier Aufzügen von C. Töpfer, ist bekannt. Das Skelett dieser Anekdote aus dem Leben Friedrich des Großen treibt sich auf allen italienischen Bühnen, von Domo d'Ossola bis Messina, schon seit vielen Jahren umher; auch Voltaire erscheint dort; aber freilich spricht er nicht ganze Scenen hindurch Französisch. Was sich der sonst geschmackvolle Verf. bei diesen Scenen gedacht hat, begreifen wir nicht; wir hätten sie eher weggelassen, als diesen Mischmasch zu gestatten. Die Charaktere des Lustspiels, ohne kunstgerecht zu sein, sind löblich und gut gehalten. Wenn nur die Herren Komödienschreiber aufhörten, von Knallworten, wie Wendel's „Punktum" ist, Effect zu erwarten! Die Intrigue ist geschickt, der König gut und fest gezeichnet, der Witz aber ist weder leicht, noch besonders gefällig. Auf der Bühne jedoch wird dem Stücke die Wirkung nicht fehlen, die es beim Lesen vermissen läßt. „Der brave Mann", Drama in zwei Acten, nach Bürger's Romanze, von Alexander Cosmar, ist eine ausgemachte Albernheit, deren Aufnahme wir dem Herausgeber kaum verzeihen können. Die Tugendspielerei darin, die Versöhnung der Brüder ist jammervoll; das ganze

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 139—141 d. Bl. D. Red.

Gebäude hohl, plump und höchst undramatisch. Nicht einmal die Sprache ist daran zu loben.

15. Pfefferrösel, oder: Die frankfurter Messe im Jahre 1297. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Wien, Wallishausser. 1833. Gr. 16. 18 Gr.

Dramaturgisches Talent ist in den Arbeiten der Verfasserin unverkennbar, wenn man darunter die Kunst versteht, einer Begebenheit die scenisch-wirksame Zuspitzung, den Personen Charakter und den Charakteren die ihnen anpassende Sprache zu geben. Ihre Stärke ist die Malerei der natürlichen Koketterie des Weibes, und eben dies ist es, was ihrem „Pfefferrösel" so viel Beifall gewonnen hat. Von moralischer Würde, ethischer und ästhetischer Schönheit versteht sie ungefähr soviel als Kotzebue; ihre Erfindung ist ebenso leicht und anmuthig als die seine, nur fehlt ihr die Gewandtheit seiner Sprache und die Flüssigkeit seines Dialogs. Der Entwurf in diesem Schauspiel ist sehr geschickt, die Zeichnung der Volksscenen sehr glücklich, die Verwickelung spannend, die Auflösung fein und unerwartet und die poetische Gerechtigkeit ziemlich gut gehandhabt. Daß Kaiser Adolf beschränkt, abergläubig, ja etwas albern gewesen sei, lehrt die Verf. nicht zuerst, und historische Misgriffe oder Verstöße gegen Sittengeschichte und Zeitcostum darf man einer Dame nicht allzuhoch anrechnen. Wir zürnen daher nicht, daß sie Kaiser Adolf „Ew. Majestät" titulirt, wiewol erst Maximilian diesen Titel geduldig hinnahm u. dgl. m. Uebler aber steht es um ihren Humor — der überhaupt nur ein männlicher Genius ist —, und die wenigen Worte, die sie den kaiserlichen Narren sprechen läßt, sind allerdings ein wenig albern. Alles Uebrige ist, wie gesagt, gut, und da das Pfefferrösel stets eine Lieblingsrolle aller jungen, hübschen und koketten Schauspielerinnen sein wird, so werden wir dies Schauspiel wol noch oft über die breterne Welt schreiten sehen. In ähnlicher Art verhält es sich mit:

16. Schloß Greiffenstein, oder der Sammtschuh. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel von Ch. Birch-Pfeiffer. Wien, Wallishausser. 1833. Gr. 16. 16 Gr.

nur, daß hier Alles poetischer, d. h. in Versen, hergeht. Diese Verse gehören nicht immer zu den besten; allein sie zählen doch fünf Füße. Die Geschichte ist bekannt und gut benutzt, die Personen sagen das Angemessene; von Gedanken wird uns nicht viel mehr geboten, als was sich auf den festen Glauben an des Weibes Treue bezieht. Shakspeare hat dasselbe Thema bearbeitet; wir glauben fast, ein wenig poetischer als Metta's: O Jemine's und Felstri's Flüche sind. Indeß begegnet uns doch nichts Geschmackwidriges, und selbst der strengste Kritiker behauptet eine gemächliche Stimmung beim Lesen dieses Schauspiels.

17. Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von Eduard Duller. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1833. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es ist ergötzlich und schmerzhaft zugleich, mit anzusehen, wie so ein humorloser Drang- und Sturmpoet sich geberdet, um den Humor zu erhaschen, diesen körperlosen Gott. Der Verf. begann vor etlichen Jahren mit einigen ziemlich vernünftigen und nicht unpoetischen Dramen („Meister Pilgram" z. B.) Beifall zu gewinnen; etwas Diabolisches spukte jedoch schon selbst in diesen Erstlingen seiner Muse. Aber in reißender Schnelligkeit hat er — durch seinen „Antichrist" — eine Höhe des Maßlosen, des Verzerrten, ja des Sinnlosen erreicht, auf der ihm nicht Jeder nachklimmt. Einem Schlafwandler ist in der That auch schwer zu folgen. Wir unsererseits fürchten das Halsbrechen und erklären, daß der Verf. nicht mehr auf unsere Begleitung zu rechnen hat. Offenbar sucht er den Humor in der Ueberschraubung des Ausdrucks, und die Worte kommen so hageldicht bei ihm heraus und doch so inhaltleer, daß er unser Ohr betäubt und den Verstand narrführt. Chi si misura, la dura, sagt ein italienisches Sprüchwort; aber der Verf. hat von dem Maß seiner Kräfte keine Vorstellung. In dieser Verwirrung schafft er eine Ungestalt und nennt sie den letzten deutschen Ritter, Sickingen; dann eine zweite Ungestalt, die er den Kurfürsten von Trier nennt; hierauf eine dritte, vierte u. s. w., bis das Personenverzeichniß voll ist. Dazwischen wirft er eine nebelhafte Schlafrednerin, Lucie, welche Sickingen liebt, ein zweites Käthchen von Heilbronn, des Kurfürsten Richard Tochter, und den Bastard von Somebrief, dessen illegitime Geburt sich dadurch kundgibt, daß er, wie ein Ungar, in nichts als Flüche, Verwünschungen und Schimpfworten spricht. Aus diesen Elementen, wenn man noch Hutten's Jeremiaden und einige Handwerksburschenlieder dazufügt, setzt der Verf. seine Tragödie zusammen. Eitle Wortmacherei, in der das Beste einige Schmeicheleien für Deutschland und ein paar glückliche Verse Sickingen's sind, wie z. B. S. 50:

> Die Grafenkrone mag ich wol verschmähn,
> Vielleicht schöb' ich die Kaiserkron zurück;
> Doch, daß ich bin ein deutscher Rittersmann
> Und hab's mit meinem Schwert dahingebracht,
> Daß, wenn Gerechtigkeit zu mir sich flüchtet,
> Sich kein bepurpert Unrecht an sie wagt —
> Das ist mein Stolz und meines Lebens Preis.

Alles Uebrige ist wider Natur und Geschichte, und die poetische Gesetzgebung ist für nichts in diesem Trauerspiel. Der leibliche Ungeschmack stellt sich in Ausbrüchen dar, wie: „Bei meinem Ursprung! Wie heiß ich doch? Von Somefrest der Bastard! Was hör' ich? Gewalt? Du Schuft! Das Krötenfell berste dir über der Nase! Sagst du von Recht mir vor, rothköpfiger Lump!" Oder: „Hat der Kerl nicht eine Nase, wie eines Cardinals Strümpfe, wie der verfallene Schornstein einer Diebsherberge?" u. s. w. Für die Charakteristik seiner Helden rafft der Verf. allerhand Züge aus der Geschichte zusammen, brauchbare und unbrauchbare, ohne daß ihm jedoch irgend eine Individualität gelänge. Selbst Sickingen bleibt Skizze und Schatten, und sein bestes Verdienst ist seine Rhetorik. Das Spiel mit Lucie ist jämmerlich und sein Tod Alles eher, als der eines Helden. Hier konnten Geschichte und Gedicht nicht dieselbe Bahn wandeln; ein wahrer Dichter würde dies gefühlt haben, und Shakspeare, dem der Verf. oft nachzuahmen sich das Ansehen gibt, hätte uns den Anblick dieses siechen Heldenthums gewiß erspart. Rednerischer Schmuck neben rednerischem Ungeschmack bilden daher den Charakter dieses Dramas, und Stellen, wie folgende:

> Deutschland stirbt nicht! Laß in das Weltmeer wieder
> Die neue Welt versinken, keine Stelle
> Dem Segler zeigen, wo der Kiel sie fand —
> Deutschland stirbt nicht, das ist mein heil'ger Glaube...

sind das Einzige, was wir dem Verf. zu einigem Verdienst anrechnen können. Er muß sich mäßigen, sich wiederfinden, sollen wir andere Hoffnungen von ihm hegen.

18. Dante. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Ignaz Kollmann. Gedichtet im Jahr 1826. Grätz, Ferstl. 1833. 8. 8 Gr.

Mehr Kunstübung, ein reineres Kunstgefühl, eine tiefere Welt- und Lebensansicht, mehr Geschmack und ein besseres Bewußtsein der dramatischen Grundgesetze zeigt sich in dieser achtbaren Arbeit, die besonders nach den ersten, etwas roh entworfenen Scenen, in denen uns Gemma, Dante's Gattin, allzu widerwärtig erscheint, manches Erfreuliche darbietet. Der Hauptcharakter, Dante, ist fest und mit großer Sicherheit entworfen, vielleicht zu heldenmüthig, wenn wir die Geschichte daneben halten. Ueber des großen Dichters politische Bedeutung ruht ein dichter Schleier, und der Verf. hat sich das Dunkel zu nutze gemacht, seine Erfindung als eine mögliche Geschichte unterzuschieben. Wer wollte dies tadeln, wenn es nach poetischen Gesetzen geschieht? Es ist möglich, daß Dante erlag, weil er keinen Parteisieg, sondern nur die Gerechtigkeit im Auge hatte, jedenfalls ist dies Erliegen poetisch und heldenmüthig dargestellt. Daneben ist Beatrice Portinari, deren würdige Einführung eine schwere Aufgabe war, durchaus gelungen, wenn schon etwas außerhalb des Costums der Zeit. Ebenso ist Giotto vortrefflich und die Wildheit der Parteien gut eingeführt. Die

ganze Verwickelung ist natürlich, bis auf die Sinnesumkehr Gemma's, Beatrice's Tod nothwendig und rührend und die Katastrophe voll dramatischer Wirkung. In zwei Dingen allein haben wir den Verf. zu tadeln. Einmal darin, daß er die Stellung Dante's als Prior der Republik falsch begreift, wenn er eine Art von Masaniello, einen ephemeren Fürsten aus ihm macht, dem man blindlings gehorcht, und zweitens darin, daß er, im Anfang besonders, den der Tragödie gebührenden Ton verfehlt. Was das Erste betrifft, so ist sein Irrthum dem Kenner des italienischen Mittelalters klar; selbst Cosmus I. war noch vollkommen Bürger, primus inter pares, und keineswegs zu der Autorität gelangt, welche Dante hier angedichtet wird, und was den zweiten Vorwurf anlangt, so berufen wir uns auf Verse wie:

> Und habt am Wasser nun zu pumpen, das
> Bis an die Kehle Euch schon läuft.

oder:

> Verkaltet für das sinnliche Gewürme
> Und stumm für jedes kleinliche Gefrage u. s. w.

Ein Drama, in dem wir dergleichen rügen, muß sichtbare, offenkundige und wesentliche Verdienste haben, und dieser „Dante" hat deren. An sich schon ist der Versuch, den Dichter der „Göttlichen Komödie" zu personificiren, ein anziehender, aber ohne poetische Kraft gar nicht zu unternehmen. Hier nicht durchaus zu scheitern, ist schon Sieg und Gewinn. Der Dante des Verf. aber ist eine tiefergriffene, würdige Gestalt, ein ethischer Heros. Zwischen die beiden Parteien gestellt, wähnt er seine Stellung der Volksliebe zu verdanken, als er erfährt, daß ein Verbrechen der Schwarzen ihm das Priorat verschaffte. Mit dieser Entdeckung bricht seine Kraft zusammen, die Leidenschaft bemeistert sich seiner, und er beugt sich vor der ungerechten Anklage Antonio's. In diese Entwickelung ist einerseits Giotto's Wirksamkeit, welcher die verirrte Gemma zurückführt, andererseits Beatrice, welche Dante zur Milde und Verzeihung erhebt, mit großem Glück dazwischengeworfen, ohne episodisch zu sein. Alboin della Scala dagegen ist eine der Kunstbetrachtung gewidmete Episode, die, da sie unnöthig, eigentlich fehlerhaft, indeß um der guten und schön ausgesprochenen Gedanken Alboin's willen verzeihlich ist. Die ausgezeichnetsten Partien aber finden sich in den Gesprächen Giotto's mit Beatrice, deren Liebe zu Dante in der That neu und dichterisch aufgefaßt ist. Beatrice stirbt, indem sie den verbannten Dichter mit seiner Gattin versöhnt, die knienden Waisenkinder, deren Pflegerin sie war, segnend, und ihre Vision ist die Weihe Dante's. Giotto ruft:

> Sie hat vollendet .. Du weißt, was sie begehrt!
>
> Dante.
>
> Ich will's erfüllen.

Und er umarmt seine schuldbeladene Gattin. Diese Auffassung eines vielfacher Misdeutung ausgesetzten Verhältnisses zeugt von tiefem Studium der lyrischen Nachlassenschaft des großen Dichters und von poetischer Durchdringung derselben. Die „Vita nuova", das „Convito" und die Canzonen Dante's finden hierin eine dichterische Exegese, die dem Verf. zur Ehre gereicht. Er hat sie zugleich zu einer dramatisch anziehenden Handlung zu gestalten gewußt, an der Wissen, dichterische Erhebung und künstlerische Besonnenheit gleichen Antheil haben. Bei diesen wesentlichen Besitzthümern übersehen wir gern einige sprachliche Mängel und rechnen diese dramatische Arbeit zu den besten Erscheinungen dieses Jahres.

19. Der Sohn. Trauerspiel von Ernst Schick. Leipzig, Andrä. 1833. 8. 12 Gr.

S. 17 dieses Schauer- und Grausspiels sagt der Unbekannte:

> So, nun ist's wieder gut!

(trinkt). Es ist kein schlechter Schnapps — er bringt ins Mark. Eine Tragödie, in der Schnapps getrunken wird, charakterisirt sich dergestalt von selbst, daß wir kein Wort darüber zu verlieren brauchen. Das möchte also hingehen; der Verf. möchte unsertwegen immerhin aus den gemeinsten Scheuslichkeiten des „Neunundzwanzigsten Februars", der „Drei Tage eines Spielers" u. s. w. neue Tragödien zusammensetzen und sein Verleger sie drucken, das würde unsere Ruhe nicht stören. Aber wahrhaft erschrocken sind wir, als wir sein Vorwort ansahen und darin fanden, daß er erst jüngst noch eine eigne Schrift: „Ueber die Epopöe und Tragödie" (Leipzig 1833), herausgegeben habe. Also auch Lehrer noch, Kritiker, ein Aristoteles? O heilige Kunst, wohin ist es mit dir gelangt! Eine Feder, die ihre Muttersprache nicht schreiben kann, ein Geist, in dem auch nicht eine Spur von Kunstsinn, Geschmack und poetischem Denkvermögen lebendig ist: diese werfen sich zu Lehrern deiner Gesetzgebung, zu Erklärern deiner Geheimnisse auf! Ob wol dergleichen zu unserer Väter Zeiten gedruckt werden konnte, Etwas, das so tief unter dem Niveau der allgemein verbreiteten Bildung stand? Wir zweifeln.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung auf das wissenschaftliche und praktische Leben. Von J. J. Littrow. Wien, Beck. 1833. Gr. 8 15 Gr.

„Die Wahrscheinlichkeitsrechnung ist eine neue, und unsern Vorgängern sowie die Mechanik ganz unbekannte Wissenschaft, und der Theil derselben, welcher die Anwendung dieser Rechnung auf die Beobachtungen enthält und unter der Benennung der „Methode der kleinsten Quadrate" bekannt ist, gehört ganz unsern Zeiten an, indem wir die eigentliche Ausbildung desselben vorzüglich unsern beiden Zeitgenossen Gauß und Laplace verdanken."

Es ließe sich wol rechtfertigen, wenn Jemand behauptete, die ganze Kunst zu leben sei nichts Anderes, als eine stets fortgesetzte Wahrscheinlichkeitsrechnung, und der Mangel dieser Kunst erzeuge das Schwanken zwischen den Wahrscheinlichkeiten, die unter allen Formen und jeden Augenblick die Gegenwart umnebeln und den Schritt in die Zukunft zweifelhaft machen. Schon was unser Wissen betrifft, so ist es ja ein bekannter wohlbegründeter Satz, daß alle menschlichen Erkenntnisse nur Wahrscheinlichkeiten sind, und daß selbst unsere sichersten Erkenntnisse, die mathematischen, sich am Ende nur auf Wahrscheinlichkeiten gründen. Je höher wir uns auf der Wendeltreppe der Wissenschaften emporgearbeitet haben, desto leichter kann uns der Schwindel ergreifen, wie Einen, der, auf die Spitze des Thurmes gestellt, plötzlich von dem Gedanken überfallen wird, daß Grund und Treppe desselben von Luft gebaut sind. Aber auch angenommen, der Grund unsers Wissens sei, wofür ihn Analyse und Induction erklären, solid und wirklich bestehend, so fallen doch immer noch in Wissenschaft und Leben eine zahllose Menge von Erscheinungen und Ereignissen wie abgerissene und unvorhergesehene Steinwürfe in den großen Bau unserer Theorien, ohne daß wir die Hand auffinden können, die sie schleuderte, noch das Fach, in welches wir sie rubriciren. Wollen wir uns der peinigenden Ungewißheit, in welche wir hierdurch versetzt werden, einigermaßen entziehen, so gibt es freilich kein bequemeres Mittel, als alle solche Ereignisse, die wir nicht aus einem zureichenden Grund in der physischen oder moralischen Welt erklären können, kurzweg auf die große Schuld des Zufalls zu schreiben. Und das geschieht oft genug, obgleich schon Schiller's Wallenstein predigt: „Es gibt keinen Zufall, und was uns blindes Ungefähr nur dünkt, gerade das steigt aus den tiefsten Quellen". Wenn aber der große Feldherr-Astrolog diese tiefsten Quellen des Pseudo-Ungefährs in den Constellationen des Himmels zu entdecken strebt, so hat er wenigstens in sofern nicht Unrecht, als die unwandelbaren Gesetze, nach welchen die Veränderungen des Firmaments vor sich gehen, uns als Typus gelten können, nach welchem wir schließen, daß alle Ereignisse, auch die sogenannten geringfügigsten und zufälligsten, ebenso gut, wie jene, eine nothwendige Folge ewiger Gesetze sind. Aber nicht nur in der Körperwelt

muß Alles nach ewigen Gesetzen sich bewegen und jedes Ereigniß nothwendig den Grund in einem vorhergegangenen haben, — auch in der moralischen Welt kann nichts ohne Ursache, keine Handlung, auch des allerfreisten Willens, kann ohne äußeres Motiv geschehen, sonst würde der Mensch nicht unähnlich dem Esel der alten Philosophen sein, der, wie sie meinten, zwischen zwei Heubündel gestellt, ohne daß irgend ein hinzukommendes Motiv ihn zu dem einen mehr hinzöge als zu dem andern, eher hungern, als sich entschließen würde, eines vor dem andern zu wählen. Wenn nun gleich die Anmaßung, alle Fäden, an denen alle Wirkungen mit ihren letzten Ursachen zusammenhängen, erkennen zu wollen, nicht viel weniger hieße, als Gott selbst sein wollen, so ist es doch unzweifelhaft, daß hier der Forschung des Menschen ein, wenn auch unermeßliches, doch immer offenes Feld vorliegt. Littrow erinnert an die Eroberungen, die auf diesem Felde nur seit wenigen Jahrhunderten, namentlich in der Astronomie, gemacht worden sind, wie Sonnen- und Mondsfinsternisse, Nordlichte, Kometen, sonst unmittelbare Zeugen des göttlichen Zorns, jetzt nichts Anderes als genau berechnete, von ewigen Gesetzen abhängende Ereignisse sind, und setzt hinzu: „Selbst die krummen Linien, welche die kleinsten Staubkörnchen, oder diejenigen, welche die Elemente der Luftarten und der Dünste beschreiben, sind gewiß ebenso geordnet und ebenso bestimmten und unveränderlichen Gesetzen unterworfen, als die Bahnen, welche von jenen großen Körpern des Himmels in dem Weltenraume beschrieben werden, und der Unterschied, der zwischen beiden für uns noch statt hat, liegt nicht in ihnen, sondern einzig nur in uns selbst, in unserer Beschränktheit, in unserer eigenen Unwissenheit". Was wir daher Wahrscheinlichkeit nennen, hängt zum Theil von dieser Unwissenheit, zum Theil aber auch von unserer, wenngleich nur genäherten Kenntniß der Naturgesetze ab. Die nähere Bestimmung derselben oder das Maß der Wahrscheinlichkeit, daß irgend ein Ereigniß eintreten werde, wird offenbar das Verhältniß der Summe der Fälle, welche diesem Eintreten günstig sind, zu der Summe aller möglichen Fälle sein, vorausgesetzt, daß diese letzten alle gleich möglich sind. Die Wahrscheinlichkeit des Eintretens eines Verhältnisses wird also im Allgemeinen in der Form eines eigentlichen Bruches dargestellt werden, dessen Zähler die Summe aller günstigen, und dessen Nenner die Summe aller möglichen Fälle enthält. Dieser Bruch nähert sich der Einheit desto mehr, je größer die Anzahl der günstigen Fälle gegen die Anzahl aller möglichen Fälle ist, und nur dann, wenn unter allen möglichen Fällen gar kein ungünstiger ist, d. h., wenn alle Fälle günstig sind, wird dieser Bruch zur Einheit und die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. (Absolute Wahrscheinlichkeit.) So ist z. B. die Wahrscheinlichkeit, daß man mit zwei Würfeln, dem einen A die Zahl 2, und mit dem andern B die Zahl 5 wirft, $= \frac{1}{36}$, die Wahrscheinlichkeit, daß man überhaupt, ohne Rücksicht auf die einzelnen Würfel, mit einem Wurfe beider Würfel die Zahl 2 und 5 werfe, ist gleich $\frac{2}{36}$, aber die Wahrscheinlichkeit, daß man 2 gleiche Zahlen 1, 1, oder 2, 2 u. s. w. werfe, ist nur $\frac{1}{36}$, die Wahrscheinlichkeit, daß die Summa der auf einen Wurf geworfenen Zahlen gleich 7 sei, ist $= \frac{6}{36}$ u. s. w. Diese Art Rechnung läßt sich dann weiter fortführen für relative Wahrscheinlichkeit, zusammengesetzte Wahrscheinlichkeit 2c., es ist die Rechnungsweise, welche allen wechselseitigen Ereignissen, Witwen- und Waisenkassen, Lebensversicherungsanstalten (welche letztere Littrow in einer besondern Schrift behandelt hat) u. s. w. zu Grunde liegt; die Lotteriemanie, sollte man denken, könnte durch nichts besser curirt werden, als durch ein Rechnungsrecept nach welchem sich ergibt: bei den gewöhnlichen Lotterien mit 90 Nummern und 5 Treffern ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine gesetzte Nummer herauskomme, $= \frac{1}{18}$, die Wahrscheinlichkeit auf eine Ambe ist $= \frac{2}{801}$ auf eine Quinterne $= \frac{1}{43949268}$. Der Verf. geht aber noch weiter und erstreckt seine Analyse sogar auf Aeußerungen der moralischen Welt, indem er durch ausführliche, scharfsinnige Combinationen eine Rechnungsart für die Wahrscheinlichkeit von Zeugenaussagen, von Urtheilssprüchen eines Richtercollegiums u. s. w. aufstellt, und es ist daher der Göttin der Gerechtigkeit wol zu rathen, daß sie in Zukunft nicht nur die Wage führe, sondern auch Hrn. L's. Wahrscheinlichkeitsrechenbuch.

Das Feld, welches Hr. L. in seiner Schrift betritt, ist ein sehr interessantes, und die Neigung, welche uns zur Forschung auf demselben hinzieht, hat gleiche Quelle mit der Vorliebe fürs Wunderbare und Unerklärliche, die in der menschlichen Natur tief gewurzelt scheint. Hr. L. selbst widersteht dem Drange dieser Neigung nicht, und von seinem nächsten Ziele weit abschweifend, gibt er, wenn auch sehr interessante, doch nicht eigentlich hiehergehörige Analekten aus dem Gebiete der Physiologie und Psychologie, spricht von dem Trieb nach Vereinigung, der sich überall in der Natur, in den zwei Uhren, die, auf gleiche Unterlage gestellt, endlich einen ganz gleichen Gang gewinnen, ebenso zeigt wie in dem Gesellschaftungstrieb der Menschen; spricht von den vielfachen Illusionen der Sinne, von krankhaften Affectionen, Mondsüchtigen, Visionnairen, von der Macht der Gewohnheit u. s. w. Nicht ohne ähnliche Beispiele ist die Erzählung von den drei Töchtern einer Mutter. Sie waren sämmtlich unbescholtene und wackere Frauen, die das Glück ihrer Männer machten, hatten aber von ihrer Mutter die Sonderbarkeit geerbt, während den (der) Zeiten ihrer Hoffnung jede Schere, Nadel und andere weibliche Utensilien, die sie bei ihren Gefreundinnen fanden, sich anzueignen. Sie konnten dem Verlangen nicht widerstehn, und Alles, was sie über sich vermochten, bestand darin, daß sie diese Dinge in den folgenden Tagen unter der Ausrede der Vergeßlichkeit an ihre frühern Besitzerinnen wieder zurückschickten.

Die zweite Abtheilung des Buches enthält die Methode der kleinsten Quadrate oder Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Beobachtungen, und gehört recht eigentlich der höhern Mathematik an. 20.

Literarische Notizen.

John James Halls hat „The life and correspondence of Henry Salt", des ehemaligen britischen Consuls in Aegypten, in 2 Bdn. zu London soeben herausgegeben.

Der Lieutenant Arthur Conolly hat seine „Journey to the North of India" in 2 Bdn. zu London herausgegeben. Er reiste aus England durch Rußland, Persien und Afghanistan. Anziehend erzählt er seine Abenteuer unter den Turkmanen und Afghanen. Dabei Bemerkungen über die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs auf Indien durch die Russen.

Das „Journal of a West India proprietor" von dem verstorbenen Matthew G. Lewis (London, 1834), dem Verf. des einst vielgelesenen Romans: „Der Mönch", enthält sehr anziehende Schilderungen und ist mehr geeignet, seinen literarischen Ruf zu sichern als Manches, das er bei seinen Lebzeiten erscheinen ließ. Lewis bereiste Westindien von 1815 — 17 und starb 1818 auf dem Rückwege.

James Augustus St. John hat in 2 Bdn. (London 1834) herausgegeben: „Egypt and Mohammed Ali", enthaltend des Verf. Reisen im Nilthale und Nubien; Vergleichung der griechischen und ägyptischen Kunstschule; Schilderung der Regierung und des persönlichen Charakters Ali Pascha's.

Von Richard Whately's, Erzbischofs von Dublin, „Elements of logic" ist soeben die fünfte Ausgabe erschienen.

John Henry Newman in Oxford hat in London herausgegeben „The Arians of the fourth century". 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 172. — 21. Juni 1834.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1833.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 171.)

20. Der Erde reinstes Glück. Festspiel in zwei Abtheilungen, zur Feier der hohen Vermählung Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Sachsen, Friedrich August, Mitregent, und Ihro königl. Hoheit der Prinzessin von Baiern, Maria Anna Leopoldine, gedichtet von Th. Hell. In Musik gesetzt von C. G. Reissiger. Dresden, Arnold. 1833. Gr. 8. 8 Gr.

Nicht immer ist es der Kritik erlaubt, ein Gelegenheitsgedicht so streng und ernst ansehen zu dürfen, als es hier verstattet ist. Diese zarten Pflanzen fürchten den Anhauch der Kritik und sollten ihm eigentlich auch nie begegnen.

Das vorliegende Gedicht ist aber ein durchaus poetisches. Die Erfindung zwar ist einigermaßen dem „Sommernachtstraum" entlehnt, indem auch hier ein Zwist zwischen Oberon und Titania zu Grunde gelegt, die Auffindung des glücklichsten Paares (die Neuvermählten) herbeiführt. Die Helden der Vorzeit, die Künste in ihren würdigsten Repräsentanten, die höchsten wie die niedrigsten Verhältnisse des Erdenlebens, sie alle sprechen den Gedanken aus, daß kein Glück dem der Liebe gleiche, und es sind nicht blos einzelne glückliche Gedanken, welche uns den sanftbewegten Dichter zeigen, es ist die schöne Harmonie, der volle und reine Zusammenklang des Ganzen in Gedanke, Form und Sprache. Ausgezeichnet ist besonders Polizian's improvisirtes Gedicht: „Die Macht der Frauen", eine Ode voll Anmuth und Feinheit:

> O unerklärte Macht, die schon dem Kinde
> Der Mutter Busen zum Asyle weiht,
> Den Jüngling treibt, daß in der Braut er finde,
> Was ihm sein Ziel im Lebenskampf verleiht,
> Den Mann umschmeichelt, daß nicht starre Rinde
> Ums Herz ihm lege die gewalt'ge Zeit,
> Und selbst dem Greis, vom Leben losgekettet,
> Noch sanft das letzte Schlummerlager bettet.

Denn „die Macht der Frauen ist die Macht des Guten". In dem sanften Ideenkreis, der sich um diesen Gedanken schlingt, sind nicht Viele dem Verf. an glücklichem Ausdruck gleich, und so leichte, schmeichelnde Verse, welche gleichsam die Musik suchen, machen ihm Wenige nach.

21. Das Irrenhaus zu Dijon. Oder: Der Wahnsinnige. Melodrama in drei Aufzügen nach dem Französischen des Berraud frei bearbeitet von Ludwig Meyer. Leipzig, Wigand. 1833. Gr. 12. 16 Gr.

Selbst unter den französischen Melodramen gibt es noch eine Gradation der Schlechtigkeit, wie unter hängenswürdigen Verbrechern der eine des Galgens noch würdiger sein kann als der andere. Leider wird das traurige Bedürfniß, das diese Gattung dramatisirter Criminalgeschichten hervorgerufen hat, noch nicht so bald verschwinden, wie uns das Verzeichniß der deutschen Bühnen anzeigt, welche dieses gräßliche, naturwidrige, elende und lächerliche dramatische Machwerk darzustellen bemüht gewesen sind. Wie kann eine berliner, dresdner und leipziger Bühne sich mit solchem Schmuz befassen? Dies wird uns ewig unbegreiflich sein. Haben die Bühnendirectoren denn nicht das Mandat der Königin von Spanien gelesen, in dem es klar ausgesprochen ist, daß die Bühne eine Bildungsanstalt sei so gut wie die Akademie? Und soll diese edle Anstalt denn mit Gewalt unter ihren Händen zu einer Propaganda und einem Lehrstuhl für Mörder und Diebe werden? Man ereifert sich in ständischen Versammlungen gegen die unschuldigen Lotterien, und dies heillose Gift will Niemand bemerken! — Das Tollste an diesem „Irrenhaus" ist, daß man nicht einmal ersieht, welch ein Ende der Mörder Duflos nimmt, und wie die Gerechtigkeit ihm Gerechtigkeit erweist. Er erdolcht seine Mitschuldige, Madame St. Pol, indem er Valry erstechen will, den wahnsinnigen Zeugen seiner Unthat. Die Führung der Fabel ist so schlecht, daß sie an Schlechtigkeit noch die Handlung Duflos' übertrifft; Müllner müßte sich noch im Grabe umkehren, wenn ihm einer seiner grimmigsten Feinde ins Ohr raunte, daß er der Gründer des Geschmacks an solchen dramatischen Ungeheuern wäre. Es wäre eine Rache!

22. Elvira, oder Ehre und Mutterliebe. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Joh. F. Regges. Nürnberg, Schneider und Weigel. 1833. 8. 16 Gr.

Bekanntlich hat der alte Meißner, den man den Abraham des heimatlosen Novellenvolks nennen könnte, zu einer Zeit, wo noch Niemand daran dachte, daß diese Gattung je zu solcher Ehre in der Literatur gelangen könnte, unter vielen andern guten Novellen eine geschrieben, in der eine Mutter, um ihre Tochter vor Königsliebe zu schützen, ihre Ehre opfert und die Verfolgte für die Schwester ihres Liebhabers ausgibt. Die Geschichte soll sich wirklich begeben haben. Doch, mag dies geschehen sein oder nicht, der Stoff ist so wesentlich dramatisch, daß es billig zu verwundern ist, daß noch keiner unserer allzeitfertigen Theaterdichter sich desselben bemeistert hat. Doch der gute alte Meißner und seine guten Novellen sind jetzt vergessen! Der Verf. hat daher aus diesem antiken Schacht einen guten Zug ans Licht gefördert; denn bald werden wir unsere eigne classische Literatur abschreiben können, ohne in Gefahr zu gerathen, des Plagiats beschuldigt zu werden. Chi troppo abbraccia, poco stringe! Darin sind die Italiener glücklicher, die immer wieder auf ihren Parnaso zurückkommen und jedes Wort kennen, das darin nur einmal gebraucht ist. — Genug, der Verf. hat die gute Meißner'sche Erzählung in ein gutes Drama verwandelt, was weder leicht ist, noch häufig geschieht. Der Schurke, der die ganze Verwickelung einfädelt, ist der bekannte Graf Olivarez, Philipp IV. von Spanien Premierminister. Um sich an Elvira, Gräfin von Navarra und Witwe, für einen Korb zu rächen, den er in seiner Jugend erhalten, ruft er sie a la corte, wie der Spanier sagt, d. h. nach Madrid, entzündet Philipp's Liebe für ihre Tochter Clara, die Verlobte Fernando de Uzeda's und bringt die Rathlose in das Dilemma, entweder ihre Tochter zur königlichen Freundin entwürdigt zu se-

hen, oder ihre Gattinehre zum Opfer zu bringen. In ihrer höchsten Noth kommt ihr ein Bild des verstorbenen Königs, im Nachlaß ihres Gemahls gefunden, der sein vertrauter Freund war, zu Hülfe. Ein Besuch des Königs in ihrem Hause vor Clara's Geburt unterstützt den Betrug — die Noth drängt, und Elvira gesteht, Clara sei des Königs Tochter, Philipp's Schwester. Großer Triumph ihres Verfolgers; die Scheinheilige, Elvira, ist entlarvt, entehrt; der König steht natürlich ab und vermählt seine angebliche Schwester ihrem Verlobten. Da wirft sich Elvira öffentlich an den Stufen seines Thrones nieder und fleht um Vergebung für ein Majestätsverbrechen. Staunend wird sie befragt und bekennt nun die — Nothlüge. — Diese Geschichte ist schön, voll Natur, einfach und ergreifend; sie ist ein gutes dramatisches Sujet, in seiner Einfachheit und Innerlichkeit weit den verwickelten Entwürfen vorzuziehen, welche den meisten neuern Dramen zu Grunde gelegt werden, und die in ihrer richtungslosen Allseitigkeit die Ausführung keines Theiles gestatten und den Keim des Todes in sich tragen. Hier ist Alles eng verbunden, wesentlich zugehörig, aus einem Gedanken, wie aus gemeinsamem Stamm erwachsen; man findet weder Episoden, noch Schilderungen, noch Declamation; dramatisch, nur dramatisch ist das Ganze. So soll es sein! Die Führung der Fabel, die vorentworfene und streng festgehaltene Charakteristik ist tadellos; Alles ist schicklich, angemessen, natürlich. Was die Sprache betrifft, so leidet sie an einem Mangel, der jetzt so selten ist, daß man ihn fast eine Tugend nennen könnte. Sie ist kalt, gemäßigt fast bis zum Uebermaß. Der Verfasser flieht Glanz und Schmuck, Erwärmung und Erhöhung als etwas Esoterisches; sein Trachten ist dramatische Wirkung. Diese erreicht er, aber er könnte uns mehr erwärmen. — Alles zusammengenommen, und vorzüglich gegenübergestellt den sich überstürzenden, Begeisterung heuchelnden Dramen der süddeutschen Schule, ist dies besonnene, in vollem Bewußtsein und tüchtiger Kenntniß der dramatischen Gesetze geschaffene Schauspiel eine erfreuliche und ehrenwerthe Arbeit. Die fehlende Begeisterung kann irgend ein anderes Thema dem Verf. mittheilen; von Kraft und Bewußtsein aber hat er die Probe abgelegt. Wir sind dahin gelangt, diese für das höhere Princip in der Poesie zu halten und der sogenannten Begeisterung, als herrschender Stimmung, gänzlich zu mistrauen. — Aus einem Werke, wo Alles sich verkettet, trägt und gegenseitig hebt, und das Glanzstellen nicht sucht, sondern eher vermeidet, ist es schwer eine Probe zu geben. Die mütterlichen Lehren Elvirens an die Braut sind aber fürwahr köstlich. Ihr Schluß mag hier zur Probe stehen:

> Denn unser Loos ist: Lieben, Hoffen, Dulden...
> Mistrau dem eiteln Herzen, wenn du dich
> Nicht so geliebt wie früher wähnen willst.
> Das sanfteste Gefühl muß oft der Mann
> Dem strengeren Gesetz zum Opfer bringen.
> Wir — dürfen folgen diesem heil'gen Triebe;
> Des Weibes ganzes Leben theilet sich
> In Aeltern-, Gatten- und in Mutterliebe.

„Lucrezia Borgia" und „Elvira", in beiden ist Mutterliebe das Thema; der Vergleich ist anziehend. Den Verf. aber ermuntern wir, auf der Bahn zu beharren, die er mit Glück eingeschlagen hat. Seine Sprache bedarf der Ausarbeitung, der Erhöhung, der Läuterung; aber wir würden dies nicht bemerkt haben, wenn sein Stück uns nicht als eine Probe dramatischen Talents erschiene.

23. Der Diplomat. Lustspiel in zwei Abtheilungen. Nach dem Französischen des Scribe und Delavigne von E. D'oench, Liegnitz, Kronecker. 1833. 8. 6 Gr.

Es gab bereits zwei gute Uebersetzungen dieses sehr mittelmäßigen Lustspiels, und war daher ganz unnütz, die Presse noch mit einer dritten, schlechten zu belästigen. Ueberhaupt aber wäre dem Verf. zu rathen, etwas anders zu ergreifen als die Handhabe der Literatur, da er weder die Sprache der Welt, noch die der Bücher zu sprechen versteht.

24. Dramatische Darstellungen aus der Geschichte von Oestreich und Steiermark. Erste Darstellung. — Auch unter dem Titel: Karl von Oestreich, oder: Der Wundertag im Erzgebirge. Ein vaterländisches Schauspiel in vier Acten von Ignaz Kollmann. Grätz, Ferstl. 1833. Gr. 8. 20 Gr.

„Durchlauchtigster Herzog! Die ehrerbietigsten Stände der treuen Steiermark, welche Ew. Durchlaucht mit der huldreichen Stiftung einer Universität beglückt haben, legen den gerührtesten Dank zu den Füßen des Landesvaters nieder und versichern, daß sie die Wohlthat, welche dadurch dem Lande u. s. w." So steht S. 9 zu lesen, und es ist schwer den Maßstab künstlerischer Werthbestimmung an dergleichen anzulegen. Der Verf. hat in seinem „Dante" (s. 18) Proben eines erfreulichen Talents abgelegt; in diesem Stücke steigt er, wahrscheinlich in der Absicht, populair zu sein, weit unter sich selbst hinab. Um ein vaterländisches Schauspiel zu schreiben, hat er geglaubt, sich der Poesie entäußern zu müssen. Grober und handgreiflicher Irrthum! Statt der Poesie ruft der Verf., wo er die Geschichte verläßt, melodramatische Effecte auf, die ihren Mittelpunkt darin finden, daß ein verirrter Sohn heimkehrt, seinen Vater, einen Bergbauer, verarmt findet, weil sein Schacht unergiebig geworden ist, und mit Gefahr seines Lebens den todten Fels sprengt, worauf das blanke Erz zu Tage bricht und er die Braut gewinnt. Dergleichen kann auf einem steirischen Theater einmal gefallen — zu den dramatischen Kunsterzeugnissen ist es kaum zu zählen, selbst dann nicht, wenn wir zugeben, daß das Stück ein paar gute Züge enthält. Immer würde uns des guten Fürsten Karl Lebensgeschichte in guter historischer Prosa willkommener gewesen sein, als dies prosaische Drama, das keiner der Bedingungen dieser Kunstform Genüge leistet. Der Verf. vermag etwas Besseres, und wir hoffen daher, ihm mit solchem Mittelgute nicht wieder zu begegnen.

25. Cäsar und Pompejus. Eine Tragödie von Eduard Arnd. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1833. 8. 16 Gr.

Die dramatischen Dichtungen E. Arnd's bieten eine merkwürdige und uns unerklärliche Erscheinung dar. Schon seine ersten Versuche erregten unsere Theilnahme durch unverkennbare Spuren einer genialen, kühnen und selbständigen Auffassung, durch neue und eigenthümliche Darstellung und durch ein auffallendes Ungeschick in der dramatischen Gestaltung seines Stoffes. In diesen Grundzügen ist der Verf. sich seitdem treu geblieben. Neu, kühn erfunden, mit tiefen und dichterischen Gedanken, mit originellen, höchst persönlichen, beinahe Shakspeare'schen Charakteren ausgestattet, erscheint jede seiner dramatischen Dichtungen, die, abgesehen von der fehlerhaften Behandlung der Form, diesen Namen in der That verdienen, und so erscheint auch diese Tragödie. Tiefe Auffassung des Historischen, kühne Erfindung, scharfe, eigenthümliche, dichterische Charakteristik, eine originelle, poetische Führung der Fabel, Durchblickung des Lebens, tragische Wirkung, moralische Würde und tüchtige Motive in den Handelnden — nichts fehlt darin, und es scheint dem Verf. in der That an keiner Eigenschaft zum tragischen Dichter zu mangeln — als an dem Willen, ein solcher zu werden. Seine Gedanken sind die eines Dichters, seine Formgebung ungeschickt. Er hat keine Vorstellung von der dramatischen Gestaltung, und gleich als hätte er niemals eine gute Tragödie gelesen oder gesehen, oder als suchte er absichtlich das Unmögliche und Gesetzwidrige in der Form, gleichsam als wollte er jeden Versuch der Darstellung seines Dramas absichtlich unmöglich machen, läßt er Scenen und Gruppen so aufeinander folgen und gibt seinem Stoffe eine solche Form, daß er dramatisch undenkbar, wenigstens gänzlich undarstellbar wird. Dies ist merkwürdig, wenn es bloßes Ungeschick ist, und merkwürdiger, wenn eine Absicht zum Grunde liegt. Aber es ist zugleich zu bedauern, da es Arnd's geistreiche Dramen für immer von der Bühne ausschließt. Es wäre ferner zu tadeln, wenn poetischer Stolz der Grund davon wäre; denn wie soll die Bühne sich von ihrem Verfall erholen, aus ihrer Entartung wieder emporarbeiten, wenn die besten Köpfe ihre Arbeiten absichtlich für sie absperren?

nd widerum wäre es unerklärlich, wenn dies wider Willen
d Absicht des Verf. geschähe. — Der ganze Kampf zwischen
äsar und Pompejus, von der ersten Rivalität an bis zum
ode des Letztern, bildet den Inhalt dieser Tragödie. Schon
eser Rahmen ist zu groß; Einheit und Einfachheit der Hand-
ng hätte eine Verengung desselben gefodert; doch dieser Fehler
: nur relativ erheblich; einem genialen Dichter konnte auch die
rfüllung dieses Rahmens gelingen. Schlimmer ist schon, daß
r Verf. fast in jeder Scene den Schauplatz wechselt, daß Act-
btheilung, Scenenfolge ganz willkürlich sind, und das Schlimm-
e, daß letztere ganz undenkbar ist und aller dramatischen Gesetz-
bung spottet. Dieselben Männer sprechen hier im römischen
enat, in der folgenden Scene auf der Flucht, dann im Lager
s Cäsar, nun in der Schlacht, dann in den Comitien und al-
s Dies ohne die geringste Unterbrechung; ja, im letzten Act
ließt die achte Scene mit Pompejus' Worten:

> Wer eingeht zum Tyrannen wird sein Sklav —
> Und käm' er noch so frei...

d die neunte beginnt mit des Freigelassenen Philippus Rede
n Scheiterhaufen, auf dem Pompejus Leiche ruht.

> Welch armer Dienst für ein so großes Opfer!
> Die Flamme, die dein stolzes Herz verzehrt,
> Wird niemals eine gleiche Nahrung kosten!

as heißt aller dramatischen Regel spotten, und der Verf. thut
s so keck, so standhaft, daß wir an Absicht glauben müssen.
: will uns zwingen, hinter jeder seiner Scenen einen Actschluß
zunehmen, und das ist wunderlich, ebenso muthet er unserer
hantasie Schlachtscenen und Gruppen zu, die ganz undenkbar
d. — Von der andern Seite betrachtet, ist dies Drama voll
torischer Ergründung, tiefer Lebensbeobachtung, voll echten
thos und reich an schönen Sentenzen. Cäsar und sein gro-
: Gegner sind in ergreifenden, tiefangeschauten Bildern darge-
llt, und besonders ist Ersterer mit glücklichen Zügen ausge-
ttet, die an einen modernen Kriegshelden erinnern, der, wie
r wissen, des Dichters ganze Bewunderung besitzt. Im fei-
n Sinne des Wortes sind Cäsar und Napoleon Demagogen,
e Pompejus der Vorkämpfer des aristokratischen Roms ist;
enat, Ritterstand, Geistlichkeit (?), alte Sitte streiten für ihn,
e Volk, Krieger, die Neuerungssucht für Cäsar. Begreiflich,
ß er siegt, denn seine Partei ist die kühnere, gesetzlosere. Sein
ner großer und hoher Sinn, den seine Freunde selbst nicht
greifen, malt sich in wundervollen Selbstgesprächen, die das
nze Talent des Dichters kundgeben. Z. B. S. 80 nach
rio's Fall:

> Mein Tag verglimmt, es kommt die Nacht, die ich
> Vermied. Du unbezwingliches Geschick,
> Soll dir auch dieses Herz zur Beute werden,
> Das unbezähmt sich selbst beherrschen durfte?
> Wär' ich an Libyens Küsten auch gestrandet,
> Läg' auf dem glüh'nden Sand, von Durst gequält,
> Ich weiß, mein Herz würd' bis zum Augenblick
> Des Todes seine Losung sich bewahren.
> Mein Wesen ist nicht zu erniedrigen.
> Der feste, einz'ge Wille, der mich hält,
> Geht auf das Höchste und verläßt mich nicht,
> Und ein unnennbar Etwas macht mich sicher,
> Daß, ob auch Kurzsinn, böse Absicht schmähen,
> Kein Sterblicher mich überragen darf.

) hierauf die weiche, schöne Trauer um den verlorenen Freund.

> . . . Er war gehorsam wie ein Sohn,
> Voll Eifers und Vertrauen wie ein Freund.
> Es gibt nun keine Liebe, die mich fesselt,
> Mein Herz, es wohnt fortan in meinem Haupt.
> . . . .
> Wie mag Pompejus dieses Siegs sich freu'n.
> Ich hoffe, dieses Glück wird wie ein Blitz
> Ihn blenden..

ug! Die Vorzüge, wie die Verirrungen dieses hervorstechen-
Dramas können dazu dienen, zu zeigen, wie schwer es falle,
daß ein dramatischer Dichter geboren werde, und welche stets seltene Vereinigung verschiedenster Gaben dazu erfoderlich sei. Die von uns oben gerühmten Vorzüge vereinigen sich hier, um einen tragischen Dichter zu bilden; aber ein entschiedenes Unvermögen der dramatischen Formgebung zerstört boshaft diesen Verein seltener Gaben. Möchte der Dichter doch guten Rath nicht immer abweisen!

26. **Polder, der Scharfrichter von Amsterdam, oder die Macht des Vorurtheils.** Schauspiel in drei Abtheilungen. Nach dem Französischen von Pinerécourt und Victor Ducange von E. D'oench. Musik vom Musikdirector Ferd. Stegmeyer. Liegnitz, Kronecker. 1835. 8. 10 Gr.

Dies Melodrama gehört, wenn man die Gattung einmal zugibt, zu den bessern Individuen derselben. Die Idee, daß ein Mann, reich, tugendhaft, vom Volk, dessen Wohlthäter er ist, vergöttert, durch hämische Verfolgung, welche entdeckt hat, daß er der Sohn eines Scharfrichters sei, genöthigt wird, sich selbst zu verstümmeln, um nicht gezwungen zu werden, seinem Freund, dem Geliebten seiner Tochter, im Namen des Gesetzes den Tod zu geben — widerwärtig und häßlich an sich —, ist mit ziemlichem Geschick in diesem Drama durchgeführt. Wie Schade, daß dies dramatische Geschick nicht dem Verf. des vorhergehenden Dramas abzutreten war! Hier ist es verloren; denn welches Gemüth, das der Kunst und ihrem Adel zugewendet ist, könnte sich an einem Gemälde, wie das hier ausgestellte, erfreuen. Eine ganze sinnliche, unedle Neugierde allein kann uns daran bis zu Ende fesseln, und diese allein findet ihre Befriedigung. Der einzige Zug, der uns einigermaßen versöhnen kann, ist, daß Polder durch das Opfer seines Arms wirklich den Freund rettet, da der Aufschub der Begnadigung Zeit gibt, einzutreffen. Die Volksscenen sind recht gut aufgefaßt; aber das Costum von Land und Zeit ist grundfalsch; doch dergleichen berührt einen französischen Melodramendichter so wenig wie seinen deutschen Uebersetzer. *)

2.

Historisch-statistisches Jahrbuch in Bezug auf Nationalindustrie und Staatswirthschaft, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und namentlich des preußischen Staats, von F. B. Weber. Erster Doppeljahrgang. 1830 und 31. Mit 22 Tabellen. Breslau, Max und Comp. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat 1826 und 1830 über den Nothstand der Zeit durch Blicke in die Zeit, oder vielmehr durch Blicke auf die Nationalindustrie, Population und Staatswirthschaft einiges Licht zu verbreiten gesucht. Natürlich gibt es nach Abfluß einiger Jahre immer wieder Neues zu berichten, und so ist es denn ganz in der Ordnung, daß auch unser Verf. wieder an die Klagen über den Nothstand und die Unbilden der Zeit anknüpft.

Das Unternehmen eines historisch-statistischen Jahrbuchs für Nationalindustrie und Staatswirthschaft ist so äußerst zweckmäßig, daß wir demselben ein fröhliches Gedeihen wünschen. Wer kann heutzutage Alles lesen und excerpiren? Der Verf. erwirbt sich in der That ein großes Verdienst, wenn er einen brauchbaren Faulenzer für Staatswirthe und Statistiker besorgen will. Nur müssen wir im Interesse des „Jahrbuches" einige Bitten an ihn stellen. Die erste betrifft eine größere Auswahl der Notizen. Eine scharfe Kritik der Zahlen und Angaben ist weniger zu wünschen als eine Sichtung des Wichtigen und des Nichtssagenden. Was sollen die Klagen und Exclamationen der verschiedenen Zeitungscorrespondenten, wenn sie Worte, nichts als Worte enthalten und sich am Ende selbst widersprechen. Wenn aus Dresden geschrieben wird, daß die Geschäfte gut gehen, und aus Leipzig, daß Viele klagen, so ist das leeres Stroh, das kein Schriftsteller dreschen darf. Die

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im Juli. D. Red.

zweite Bitte betrifft den Ton des Ganzen. Kürze, Uebersichtlichkeit ist die erste Anfoderung an ein Jahrbuch; der Verf. setzt aber die Glossen über die ungegründeten Klagen auch in diesem Buche fort und verliert nicht selten die historische Unbefangenheit, wenn er in einer überaus bilder- und blumenreichen Sprache „die traurigen Folgen und Wirkungen des schrecklichsten aller Uebel, des menschlichen Wahns, der nach mehren Ländern die zuerst in Frankreich entzündete Fackel des Aufruhrs geschleudert und frevelhaft und schreckenvoll in ihnen geschwungen hat, mit in düstere Farben getauchtem Pinsel zu schildern hat". Wir wollen seine loyale Absicht nicht verdammen; aber wahrhaftig, dieselbe wird auf diesem Wege ganz verfehlt. Man schreckt heutzutage Niemanden, wenn man den Teufel an die Wand malt. Die Italiener wissen sich ihre Häuser vor dem Unrathe des Bettlergesindels besser zu bewahren: sie malen Heiligenbilder an die Wand! Um nach Kräften zur Fortsetzung dieses nützlichen „Jahrbuchs" beizutragen, wollen wir Einiges aus dem reichen Inhalte vorlegen und Einzelnes im Einzelnen besprechen. Der erste Theil beschäftigt sich mit der Industrie in ihren drei vornehmsten Richtungen. Hinsichtlich des Landbaues beginnt die Darstellung mit der Verschuldung des Grundeigenthums in Baiern, Preußen, Schweden. Selbst in dem letzteren Lande, wo doch große Güter und ungleiche Erbfolge sind, lasten 61 Millionen Thaler Banco auf dem Grundeigenthum (S. 18). Der Verf. geht viel zu leicht hinweg über diese Erscheinung und tröstet ganz sonderbar mit der Masse von Capitalien, die trotz der Staatspapiere und der 3000 Mill. Thlr., welche die Juden in Europa besitzen sollen, noch vorhanden sind. Vor zu vielen Schulden retten nicht neue Schulden; dieser Wahn sollte durch die Staatsschuldentilgungssysteme beseitigt worden sein. Eine breite Schilderung der Ernte schließt sich an; den Beschluß machen Angaben über die Rechtsverhältnisse, bäuerlichen Lasten und Regulirungen u. s. w.; es wird hierbei aus Ferber nachgewiesen, daß die preußische Regierung bisher durch Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse 46,694 neue Eigenthümer auf 3,738,681 Morgen ansetzt, und zwar entstanden 412 neue Vorwerke, 17,925 Bauern- und Gärtnerhöfe. Separirt und von Lasten befreit wurden 19,526,657 Morgen (S. 59). Irrig ist die Angabe, daß in England 1816 nur 22,000 Grundstücke existirten, inclusive 6000 Corporations- und ebenso vielen Kirchengütern (S. 66); denn bekanntlich wird die Zahl der Kirchengüter von allen drei Königreichen auf 6000, die Zahl der Stiftsgüter in allen drei Königreichen auf 6000, die Zahl der übrigen Güter auf 26,000 (im Ganzen 2,000,000 Pachthöfe) angegeben. Die Darstellung des Fabrikwesens hebt die Verluste durch die neuesten Revolutionen sehr grell hervor. Vom 29. Juli bis 20. Dec. 1830 sollen in Paris 2100 Mill. Francs verloren worden sein. In Genf wurden vor 1830 wöchentlich 170,000 Gulden Arbeitslohn verdient, seit 1830 nur noch 5000 wöchentlich u. s. w. Daraus kann man sehen, daß nicht die Grundbesitzer bei Revolutionen das Meiste verlieren, wie unsere Aristokraten sagen. Hinsichtlich des Zunftwesens und der Gewerbefreiheit sucht der Verf. nachzuweisen, daß gezünftete Gewerbe am ersten über Uebersetzung zu klagen haben. In Berlin sind jetzt mehr Gehülfen in vielen Gewerben als im vorigen Jahrhunderte, während die Meisterzahl im Vergleiche zur Population fast dieselbe ist. Die Production der Fabriken wird sehr ausführlich in allen Zweigen besprochen, dabei gezeigt, wie die sogenannten Schutzzölle in Rußland, Frankreich und Nordamerika nicht sich sehr bewährt haben. Der russische Zolltarif wird S. 186 sehr umständlich besprochen und als nachtheilig dargestellt. Das Tableau des Handels beginnt mit der Angabe der neuesten Zollvereine, Handelsverträge und Handelsanstalten. Ueber die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester lesen wir S. 243, daß eine Partie Wollengarn um 12 Uhr von Liverpool zum Färben nach Manchester abgeschickt wurde und um 6 Uhr schon wohlgefärbt wieder zurückkam, daß die Regierung 1831 über 800 Mann Soldaten mit Bagage in zwei Stunden von Manchester nach Liverpool bringen konnte! Hinsichtlich der edeln Metalle wird S. 262 die Meinung vertheidigt, daß jetzt der Abgang der amerikanischen Ausbeute durch Wegfall asiatischer Ausfuhr sich ausgleiche. In den Jahren 1825—27 sollen nur 5170 Pf. St. von England nach Ostindien und 78,250 Pf. St. von Ostindien nach England gegangen sein. Die Aus- und Einfuhrtabellen, die Tabellen über den Marktverkehr, die Tabellen über die Schiffahrt sind ziemlich vollständig. Am vollständigsten wird der Getreidehandel beleuchtet. Der Nachweis der Getreidepreise dürfte fast zu reichhaltig sein. Etwas sonderbar nimmt sich in der Mitte des Getreide-, Wollund Weinhandels der Buchhandel aus. Sowie das Verhältniß der Spinner zur Population angedeutet wurde, wird auch das der Schriftsteller zur Einwohnerschaft angegeben. In Deutschland soll $\frac{1}{511}$ Einw. schriftstellern (S. 441). Die Bücher werden nach Centnern berechnet. Preußen führte 49,806 Ctr. ein, und 28,104 Ctr. aus. Das Gewicht der sogenannten Krebse betrug bei einem einzigen leipziger Buchhändler 1830 über 265 Ctr. Ins britische Reich wurden aus Frankreich 1821 über 2290 Ctr., 1830 über 3441 Ctr. Bücher eingeführt (S. 446). Der Effectenhandel würde durch eine Angabe der Motive des Schwankens der Course sehr gewonnen haben; denn nur durch diese Angabe gewinnt die Darstellung Werth. Der bei weitem kürzere zweite Theil des Werkes behandelt die staatswirthschaftlichen Interessen. Hier nimmt das Mouvement der Population den obersten Platz ein. Es scheint, daß die Zunahme der Bevölkerung wol nicht mehr als ein entschiedenes Kennzeichen des Wohlbefindens angesehen werden kann. Der Verf. schildert zunächst die Verheerungen der Cholera und geht dann zu den Geburten, Ehen und Todesfällen in allen Ländern über; die Zahl der Armen wird von verschiedenen Städten angegeben und hierauf zu den Staatseinkünften und Staatsschulden fortgeschritten. Ohne Zweifel würde das Ganze gewonnen haben, wenn die Angaben sich auf einige Hauptstaaten beschränkten, von welchen vollständige Nachrichten vorliegen, statt daß durch alle Welttheile gerilt und bald von diesem bald von jenem Lande etwas gemeldet wird. Auch würde hier zu den Zahlen eine Zugabe von beleuchtenden Noten wünschenswerth erscheinen.

Ist das eine literarische Unterhaltung? hören wir die Leser ausrufen, die uns bis hierher gefolgt sind. Geduld, wir sind am Ende unserer Relation und wünschen zum Besten unserer Leser, daß sie die uns geschenkte Aufmerksamkeit nicht bereuen. Warum soll denn der Deutsche ewig wie ein Frauenzimmer oder wie ein verliebter Jüngling nur buntfarbige Taschenbücher mit Verslein und Theaterzettel und Noten durchblättern, während der Engländer, der Nordamerikaner, selbst der Franzose sich mit wissenschaftlichen Tabellen auch zu amusiren versteht? 79.

Literarische Notizen.

Von den durch Lord Dover herausgegebenen „Letters of Horace Walpole to Sir Horace Mann", 3 Bde., ist eine zweite Ausgabe 1834 erschienen.

Eine Antwort auf Thomas Moore's „Travels of an Irish gentleman in search of religion" hat Philalethes Cantabrigiensis (London, 1834) drucken lassen.

Frau Somerville, Verf. des „Mechanism of heaven", ausgezeichnet durch tiefe mathematische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, hat ein neues vorzügliches Buch: „On the connexion of the sciences" (London, 1834), herausgegeben. Es ist eine populaire Umarbeitung der Einleitung ihres frühern Werkes, und gibt eine klare Uebersicht der leitenden Grundsätze der Naturwissenschaften und der wichtigsten neuen Entdeckungen. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 173. —— 22. Juni 1834.

Das Missionswesen in der Südsee. Ein Beitrag zur Geschichte von Polynesien, von **Friedr. Krohn**. Nebst neuen Nachrichten und Documenten über die Gesellschafts- und Sandwichinseln. Hamburg, Perthes. 1833. Gr. 8. 15 Gr.

Was Abbé Dubois vor einigen Jahren nicht ohne Scharfblick und Umsicht über die fruchtlosen Bemühungen protestantischer Missionare, den Lehren des Christenthums Aufnahme zu erwerben und Fortgang zu sichern, über die Mangelhaftigkeit und Misgriffe ihres Unterrichts und ihrer Sprachkunde aus befangener Erfahrung für Wahrheit ausgab, konnte unbelesene und leichtgetäuschte, bis dahin wohlwollende Freunde des Missionswesens stutzig machen, zumal da die Feinde der Religion und besonders des protestantischen Christenthums nicht unterließen, mit jubelnder Schadenfreude entstellte Wahrnehmungen als erwiesene Thatsachen zu verbreiten und zum Theil schlau genug waren, die Einseitigkeit des Beobachters zu bemänteln, der Trauben für sauer erklärte, weil sie ihm und seinen Genossen unerreichbar geblieben. Besser Unterrichtete, der Prüfung und Erwägung gegenseitiger Aussagen gewachsen, ließen sich durch ein einziges verdächtiges Zeugniß von ihrem Vertrauen auf die gute Sache nicht abwendig machen, obgleich sie nicht verfehlten, dem Gegenstande mit vermehrter Aufmerksamkeit nachzuforschen; und die einstimmigen spätern Berichte unbefangener Reisenden, vor allen des würdigen Bischofs Heber, gegen dessen Einsicht und Wahrhaftigkeit nicht der mindeste Zweifel obwalten kann, haben diese rühmliche Beharrlichkeit über ihre bescheidene Erwartung und Hoffnung belohnt. Der ungünstige, oberflächliche und sich selbst mehrfach widersprechende Bericht des Hrn. v. Kotzebue über den Zustand und die Wirkungen des Christenthums auf den Gesellschafts- und Sandwichinseln, wiewol auf frischer That entkräftet durch den gleichzeitigen des wissenschaftlichgebildeten französischen Schiffscapitains Duparrey, ward in Deutschland mehr als dieser gelesen und als Evangelium verkündigt. Er versöhnte die Feinde des Vaters mit dem Sohn, weil es darauf ankam, einen ältern, bleibend wirksamen Gegner zu bekämpfen. Wie Hr. v. Kotzebue dazu gekommen, die Ausbreitung und den Einfluß des Christenthums in diesen Gegenden, dessen schnellen und überraschenden Fortgang er nicht leugnen kann, sich und seinem Schiffsvolk ungelegen zu finden und gänzlich zu übersehen, daß es Greueln und Lastern ein Ende gemacht, die so allgemein waren, daß sie für gesetzliches Herkommen und löbliche Gewohnheit galten: Kindermord, Blutrache, Mishandlung der Besiegten, Menschenopfer, Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts, Unversöhnlichkeit, unrechtmäßige Fehden, Unzucht, Diebstahl, Betrügereien jeder Art in Handel und Wandel, und was sonst Unsittliches gedacht werden mag; wie er seinen Blick einzig auf die Entbehrung lärmender Freude, zügellosen Genusses richtete, und daher den Verleumdungen unwürdiger Ausrüster fremder Schiffer und Strafansiedelungen aus der Nähe und Ferne, denen Sittenbesserung freilich das Spiel verdarb, willig Gehör und Nachbetung lieh, ist leichter zu begreifen als zu entschuldigen. Könnte aber auch das letzte, wenigstens zum Theil gelingen, was wir ihm so wenig als dem besonnenen Dubois oder irgend Jemanden misgönnen, der sich ihnen zugesellt, so ist doch der gesammten Menschheit daran gelegen, daß kein falsches Vorurtheil allgemein, daß kein Unbefangener verleitet werde, es für Wahrheit zu nehmen; und wenn ihm selbst vielleicht seine Ueberzeugung erlaubt, sich reinen Herzens und aufgeklärten Verstandes zu dünken, ohne des Einflusses der Religion zu bedürfen, sogar der christlichen, deren faßliche Sittenlehre nicht übertroffen werden kann, auf solche Aussagen gestützt, für überflüssig und gradezu für verderblich zu halten. Gestattet ihm seine Geistesrichtung und seine Muße nicht, die vollständigen Beweise des Gegentheils, durch Gründe der Vernunft und der beglaubigten Erfahrung dargelegt, zu prüfen und nachzuwägen, so ist er sich doch selbst schuldig, einige Stunden daran zu wenden, um seine Begriffe vor unverantwortlichem, wenn auch nicht muthwilligem Irrthum zu schützen. Dazu wüßten wir ihm kein tauglicheres Buch zu empfehlen als das vorliegende. Es ist seinem Verf. in hohem Grade gelungen, Kürze mit Deutlichkeit, warmes Religionsgefühl mit unparteiischer streng kritischer Prüfung der beigebrachten geschichtlichen Zeugnisse fremder Besucher von den verschiedensten Religionsparteien zu verbinden und sich weder unbilligem Tadel noch übertriebenen Erwartungen zu überlassen. Schon den Statistiker und noch mehr den Menschenfreund müssen die staunenswürdigen und fast unglaublichen, aber hinlänglich verbürgten Fortschritte der Entwickelung einer

rohen und verwilderten Völkerschaft zur Sittlichkeit und Ausbildung mit Anbetung gegen Verhängniß und Natur und mit Dank und Verehrung gegen die einfachen Mittel erfüllen, welche zu diesem Zweck geführt. Nie hat sich die Wahrheit des Spruchs herrlicher bewährt: den Armen wird das Evangelium gepredigt! Wollte man auch der Schulweisheit jeden auf Thatsachen der Vergangenheit gegründeten Beweis erlassen und ihr einräumen, sie bedürfe keines Religionsgefühls, keines Glaubens an eine besondere Offenbarung der Gottheit und an einen Gottgesandten, in höchster Reinheit zu begründen, so bleibt doch unumstößlich, was die Erfahrung von Jahrtausenden und das Beispiel Polynesiens bestätigt, daß die große Volksmasse weder Fähigkeit, noch Mittel, noch Muße besitzt, eine so hohe Stufe geistiger Ausbildung zu erklimmen, die langer und beharrlicher Anstrengung bedarf, wenn es möglich werden soll, sie zu erreichen, und daß ein rohes und verwildertes Volk für bloße Vernunftgründe, die weder die Einbildungskraft, noch das Gefühl, noch die Selbstliebe in Anspruch nehmen, sondern sie sogar verschmähen und befehden, durchaus keine Empfänglichkeit hegt und durch sie allein gesittigt zu werden nicht vermag. Dagegen verleugnet sich die Ahnung von einem Wesen übermenschlicher Kraft und Weisheit und das unwiderstehliche Bedürfniß, die Gunst dieses Wesens zu gewinnen und festzuhalten, zu keiner Zeit und bei keinem Volk und geht selbst aus den verkehrtesten Begriffen und ungereimtesten, empörendsten Handlungen desselben deutlich hervor. Die Befolgung des Sittengesetzes als unerläßliche, einzig wirksame Huldigung der Gottheit geltend zu machen, ist das Verdienst des evangelischen Christenthums, welchem einhalten zu wollen der besonnene Menschenfreund sich nie erlauben wird. Seine einfachen Lehren sind faßlich für das Volk, seine gottesdienstlichen Gebräuche unanstößig, und die Begriffe, die es verbreitet, sind eine göttliche Verbürgung des Sittengesetzes. Weislich enthält es sich, die wirksamsten Triebfedern aller menschlichen Handlungen, Hoffnung und Furcht, zu verdammen und zu verleugnen; aber es reinigt und heiligt sie, indem es sie auf Gott richtet und durch Verheißung der Unsterblichkeit dem Redlichen Entschädigung für das Ungemach des irdischen Daseins, dem glücklichen Verbrecher unausbleibliche Vergeltung verkündigt. Der Gott, dem es gehorchen lehrt, dessen Weisheit und Macht unbeschränkt ist, der beherrscht, was er geschaffen hat, ist der Vater aller Menschen, seine Gerechtigkeit immer untrüglich und unaufhaltsam, nie erbarmungslos. Welche Offenbarung hat je mit größerm Recht den Namen einer frohen Botschaft verdient? Was ist in ihr, das der gereiften Vernunft anstößig, der erwachenden unverständlich bleiben müßte, oder irgend einer wohlthätigen Richtung menschlicher Thätigkeit widerspräche? Das Christenthum maßt sich nicht an, diese Belehrungen und Aufschlüsse selbst erfunden zu haben, sondern schreibt sie einer göttlichen Kundmachung zu, in einer Sammlung geheiligter Schriften aufbewahrt, aus welcher die protestantische Kirche so wenig ein Geheimniß macht, dem sich nur eine abgeschlossene Zunft geweihter Priester nähern dürfe, daß sie vielmehr deren fleißige Lesung den Laien anbefiehlt und für Die, welche nur ihre Muttersprache verstehen, eine Uebersetzung in diese veranstaltet. Die Schwierigkeiten, welche damit auf den Inseln der Südsee verbunden waren, konnte nur der unübertreffliche Religionseifer hochbegeisterter Glaubensboten besiegen. Das Volk, zu dem sie gesandt waren, hatte keine Schrift. Die Ankömmlinge mußten eine fremde Sprache erlernen, Schriftzüge dafür erfinden, Druckwerkzeuge und Materialien einführen, und die Schriften, welche sie vervielfältigen wollten, die so viel neue bis dahin unerhörte Begriffe umfaßten, vor jeder Unverständlichkeit bewahren.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus der russischen Literatur.

Den ältern deutschen Novellenlesern wird eine Erzählung aus Meißner's einst vielgelesenen „Skizzen“ erinnerlich sein, deren Scene nach Rußland und, wenn wir nicht irren, nach der alten Stadt Nowgorod verlegt ist. Die Tochter eines dortigen Kaufmanns hat ihrem Liebhaber den Eintritt in ihr Zimmer verstattet und wird plötzlich vom nahenden, strengen Vater überrascht. In der Angst birgt sie den jungen Mann in einem Koffer; der Vater tritt ein, setzt sich auf denselben, und verweilt so lange, daß unterdeß der Liebhaber, zu großmüthig, um sich zu verrathen, in dem Koffer erstickt. Das junge, von Entsetzen durchdrungene Mädchen horcht auf den Rath ihrer alten Wärterin. Ein Handlanger des Vaters wird gegen reichlichen Lohn gedungen, den Leichnam auf die Seite zu schaffen. Er thut es, aber im Besitz eines furchtbaren Geheimnisses, misbraucht er die dadurch über seine junge Herrin erlangte Gewalt zu den schändlichsten Foderungen. Sie, zuerst gewährend, dann voll Verzweiflung, setzt das Haus in Brand, wo ihr von Wein und roher Gewalt berauschter Peiniger weilt. Die Geschichte der unglückseligen Mordbrennerin ist nach Meißner's erster Erzählung häufig von Russen und Franzosen wiedererzählt worden. Jetzt hat sie neuerdings zum Sujet eines Trauerspiels gedient: „Raissa, Ruskaja Narodnaja Trajedija“ (Raissa, ein russisches Nationaltrauerspiel in fünf Aufzügen von A. Sch.); Petersburg, 1835. Die Ausführung ist ziemlich mittelmäßig gerathen, aber die Dichtung verdient dennoch aus zwei Rücksichten einer Erwähnung. Erstens ist das Trauerspiel in reimlosen, fünffüßigen, jambischen Zeilen, nach dem Muster deutscher und englischer Dichtungen ähnlicher Art abgefaßt, und somit treten die französischen Muster mit ihren Alexandrinern immer mehr in den Hintergrund; sodann ist noch eine zweite Emancipation aus beengenden französischen Regeln zu bemerken. Noch vor wenigen Jahren glaubte man, daß im Kothurn des Trauerspiels nur Könige und Fürsten sammt nächster Umgebung auftreten dürften. Sogenannte bürgerliche Trauerspiele, wie sie aus dem Deutschen übersetzt wurden, hielt man für eine Verirrung des Geschmacks. An die Möglichkeit eines bürgerlichen Nationaltrauerspiels wagte man nicht zu denken, und in sofern ist die an sich nicht ausgezeichnete „Raissa“ eine bemerkenswerthe Erscheinung.

Eine junge Dame, die Fürstin Katharina Schachowskoi, ist als Dichterin aufgetreten und hat ein kleines mythisches und mystisches Epos drucken lassen: „Snowidenije“ (Das Traumgesicht, eine Phantasmagorie); Moskau, 1836. Die vom Vaterland begeisterte und für dasselbe glühende Dichterin reist, von einem überirdischen Wesen geleitet, in außerirdischen Regionen, wie die Einbildungskraft sie schafft. Dort sieht und hört sie russische Dichter und Sänger. Das kleine Gedicht zeugt von Wärme des Gefühls, Bekanntschaft mit der Literatur, besonders aber von der vaterländischen Gesinnung der Verfasserin. Es ist im Versmaß der russischen epischen Lieder abgefaßt und wir übersetzen aus dem Schluß des Gedichts ein Bruchstück in gleicher Weise:

Nicht der Ruhm war's mit dem Flitterkranz,
Der durch goldnen Traum mich hat verlockt,
Nicht die Hoffnung der Unsterblichkeit
Hat die junge Sehnsucht mir geweckt!
Nicht das Preisen werther Freunde auch,
Durch die Freude, die ihr Lob gewährt,
Facht in mir die Dichterflamme an.
Nein, ich trau dem Trug der Lockung nicht;
Denn das Lob ist hundertköpfig, ja
Tausendfältig ist der Sinn darin;
Wetterwendisch wechselt Lob mit Spott —
Nein, nur Liebe süßer Heimat war's,
Die entzückend mich zum Vers verlockt.

Hr. Daniel Kaschin, dessen musikalische Compositionen den Beifall inländischer Musikfreunde sich erworben haben, hat eine Sammlung russischer Volkslieder begonnen, welche um so verdienstlicher ist, da die ursprüngliche Volkssangweise jedes Liedes, ohne Ausschmückung und Zusatz von ihm notirt, mit erscheint. Es sollen von dieser Sammlung drei Hefte herauskommen, von denen das erste bereits gedruckt ist, und auf 148 Quartseiten 36 Lieder mit der notirten Sangweise enthält. Wir übergeben ein Lied, dessen Entstehung im Munde des Volks, d. h. jener Fraction des dichtenden Gesammtvolks, welche ohne Buch- und Schriftgelehrtheit producirt und auch wol collectiv der gemeine Mann genannt wird, man selbst in der Uebersetzung nicht verkennen wird. Wir bedauern die Sangweise nicht beifügen zu können, welche erst ein Lied beseelt.

Zu Saratow ging in der Stadt umher
Eine junge, rothwangige Magd;
Ein gestempelt Blatt das kaufte sie,
Ein Blatt wie's verlangt das Gericht.
An des Kaisers Vogt zu Stadt Astrakan
Da sendet sie Klage und Schrift:
„O richte du, den der Kaiser gesetzt
Als neuen Gebieter und Vogt,
O richte, richte und gib den Bescheid,
Wie Recht und Gesetz ihn erheischt.
Es hat mich, die junge, die arme Magd,
Gekränkt ein verwegener Bursch.
Er hat mich vor allen den Augen der Welt
Belastet mit Schimpf und mit Hohn,
Er hat mir der jungen, der armen Magd
Entrissen mein purpurnes Tuch". —
Das gestempelte Blatt liest des Kaisers Vogt,
Gelassen als Richter er spricht:
„Hör', büßest du, junge, klagende Magd,
Nicht etwa nur eigene Schuld?
Wenn die Zeit nicht darnach, die Stunde nicht da,
So nimmer die Sonne ja scheint,
Wo ein Anlaß fehlt und ein Wink der Magd,
Da wandelt kein girrender Bursch!" —

Von Peter Sumarokow sind drei Bände Originalnovellen und Erzählungen („Powesti i rasskasy", Moskau, 1833) erschienen, deren wir nur im Vorbeigehen gedenken, da man auswärts sie füglich ganz ignoriren kann. Um aber unsere diesmaligen Berichte über schöne Literatur noch mit einer erfreulichen Mittheilung zu schließen, erwähnen wir, daß der bekannte Fabeldichter Krilof von der Regierung eine Pension von 3000 Rubel erhalten hat.

Für die wissenschaftliche Bearbeitung des russischen Rechts ist als neuer, nicht unverdienstlicher Beitrag zu nennen: „Opyt etc." (Versuch einer systematischen Darstellung des russischen Staatsrechts von K. D . . . Rechtslicentiaten von Dorpat), Petersburg, 1833.

Nach einem Bericht, den das Ministerium des öffentlichen Unterrichts bekanntgemacht hat, sind 1831 in ganz Rußland ...00 Originalwerke und 124 Uebersetzungen gedruckt. Die Bücherzahl in den öffentlichen Bibliotheken war damals folgende: die kaiserliche, einer allgemeinen Benutzung freigestellte Bibliothek zu Petersburg enthielt 273,776 Bände, die der Akademie der Wissenschaften 101,116, des gräfl. Romanzow'schen Museums 28,921; die Universitätsbibliotheken: von Wilna 51,837, von Moskau 22,777, von Charkow 20,406, von Kasan 28,930, von Petersburg 9585, von Dorpat 52,449 Bände. Mit dieser letztern, die bereits die beträchtlichste unter den Universitätsbibliotheken war, soll nun auch die ausgewählte Büchersammlung des verstorbenen General Maximil. v. Klinger, einst Curators der Universität Dorpat, als Geschenk seiner Witwe, vereinigt werden.

Der Graf Araktschejew, der während der letztern Regierungsjahre des Kaisers Alexander in einer hohen Stellung sich befand, hat eine Preisaufgabe veranstaltet, die man in ihrer Art eigenthümlich und großartig nennen darf. Es ist von ihm der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg eine Summe von 50,000 Rubel unter folgenden fideicommissarischen Bestimmungen übergeben worden. Das Geld soll sofort in die kaiserliche Bank eingetragen werden, bis 1933 die ursprüngliche Einlage durch Zins auf Zins bis gegen zwei Millionen Rubel angewachsen sein wird. Hierauf tritt folgende Verwendung ein. Eine Million Rubel wird als Preis für die nach dem Urtheile der Akademie beste Lebensbeschreibung Kaiser Alexander I. bestimmt; 300,000 Rubel als Nebenpreis für das zunächst beste historische Werk derselben Art, 200,000 Rubel für die Uebersetzung der Preisschrift ins Deutsche und Französische; 100,000 Rubel für den Druck des Originals und der Uebersetzungen mit möglichster Pracht. Den Rest des Geldes erhält die Akademie für ihre Bemühung. Voraussichtige Zeitgenossen, die einen historiographischen Enkel ahnen, thäten wohl, sich mit Materialsammlung zu beschäftigen, um einen glücklichen Nachkommen eine Million Rubel möglichst zu sichern.

Aus den Briefen des Augenzeugen („Pisma otschewidza") eines im Auslande reisenden Russen, die fragmentarisch in Zeitschriften erscheinen und von denen wir bereits früher gesprochen, theilen wir hier noch ein Bruchstück mit, das Urtheile über einheimische und auswärtige literarische Zustände enthält: „Hier", schreibt der Verf. aus Stuttgart, „ist mir das gedruckte „Reisejournal" Immermann's, eines bekannten deutschen Belletristen, zu Gesicht gekommen, worin er neben vielen von seinen Landsleuten wohl zu beherzigenden Urtheilen, besonders über süddeutsche Angelegenheiten, auch voreilige Behauptungen ausspricht. Dabei geht der Reisende auf grotesken Stelzen umher, die ihn nach seiner Meinung zum Ton der guten Gesellschaft emporheben sollen. In solchem Streben ist die ungefähre Nachäfferei leicht, aber die wirkliche Virtuosität schwer zu erreichen, ja der Erfolg nicht blos durch intellectuelle Mittel, sondern auch durch materielle und die äußere Umgebung bedingt. Unter vielen kostbaren Sachen im Buch kommt nun auch ein Urtheil über russische Literatur vor, das ich euch, lieben Freunde, zur Befriedigung möglicher Neugierde ausschreibe: „Gewiß sind die (J. spricht von russischen Dichtern), welche dem Nationellen folgten, noch auf dem richtigern Wege geblieben. Die andern singen mit fremdem Schnabel, und es lassen sich zwei Hauptbranchen unterscheiden. Entweder haben sie noch jene deutschgemüthliche Art, die bei uns nun schon fast verschollen ist, handeln das Thema von Herzensliebe, stillen Wünschen, Tugenden, Glück des Landlebens ab, oder legen sich, wie Bulgarin und Puschkin, in ein trockenes Detail aus, was jetzt den epischen Reichthum bedeuten soll. Lord Byron hat auch seinen Besuch abgestattet. Ich halte dafür, daß dieser vielleicht in Rußland den kräftigsten Nachfolger erwecken könnte. Zu einem harmonischen Werke ist dort Boden und Geist nicht geeignet, aber diese Sattheit und der Lebenshunger, den die erkrankten Nerven in dem Abgrunde des Ekels wieder emporstören, die vornehme Geringschätzung der Dinge und die Andacht zu den Schatten, mögen sie als seelenloser Reiz des Weibes, als Antike, oder als moderne Freiheit erscheinen, dieses Genie, auf der Oberfläche eines durchaus einförmigen Zustandes durch gewaltsame Sprünge den täuschenden Schein der Bewegung hervorzubringen, alle diese trüben und, mit großem Maßstabe gemessen, gehaltlosen Wichtigkeiten könnten sich wol einmal in einem russischen Bojaren versammeln und, wenn das Poetische hinzuträte, eine starke und heftige Er-

scheinung hervorbringen helfen. Ueber ihrer jetzigen Literatur ruht der Fluch ihres ganzen Daseins. Das Altslawische, was allein Respect verdient, ist coupirt durch das eingedrungene Fremde." Was das für ein Gerede ist! Es klingt wie eine Gedankenreihe, und ist doch nur ein Haufen desultorischer Antithesen. Die Literatur ist überall Erzeugniß und Widerhall des Volkslebens, das sich nirgends vor fremder Beimischung bewahrt, in Deutschland so wenig als in Rußland. Was das russische Volk von auswärtiger Speise vielleicht zuviel zu sich genommen haben sollte, wird es zu seiner Zeit schon verdauen, es hat dazu von Natur die kräftigsten Werkzeuge. Dieser Proceß geht in unserm Lande, wie alles, schneller als anderwärts vermöge der größern Mittel jeder Art, und man gedulde sich nur eine geringe Weile, um den Erfolg zu sehen. Daß Immermann dafür hält, Lord Byron würde zuerst in Rußland reproducirt werden, darin wollen wir gern die richtige Ahnung eines dichterischen Gefühls erkennen; nur ist von ihm die Begründung dieser Voraussicht nicht dort angedeutet, wo wir sie sehen. Lord Byron ist in seiner Größe wie in seinen Mängeln die nothwendige, zeitgemäße, poetische Ausscheidung im Lebensproceß eines grandiosen Adels, wie dieser, außer dem englischen, nur noch in Polen und Rußland anzutreffen ist. Der französische Adel liegt in Trümmern, der östreichische ist mit undeutschen Bestandtheilen zu sehr untermischt, der preußische noch zu jung (nicht an Ahnen, versteht sich, sondern in der Bedeutung und Größe des Staats, dem er angehört). Die Saat aus Lord Byron's Erzeugnissen fand daher zunächst in Rußland und Polen den ihr nöthigen Boden und schoß vor der Hand in Puschkin und Mickiewicz auf. Sie bedurfte der weitläufigen Parks, der glänzenden Treibhäuser des Adels, ja der Staubluft großer Residenzen; in einem Gemüsefelde und Obstgarten konnte sie nicht aufgehen. Nicht also, weil in Rußland Boden und Geist zu einem harmonischen Werke, wie J. sich ausdrückt, nicht geeignet sein sollte, kann oder wird ein Lord Byron sich bei uns reproduciren, sondern weil bei uns und außer uns, auch bei den sprach- und geistverwandten Polen, die Lebensbedingungen einer Poesie anzutreffen sind, welche nach der Immermann'schen Terminologie als die disharmonische zu bezeichnen wäre. Das schließt aber die Production harmonischer Werke noch nicht aus, wozu sich hinlänglich Boden und auch Geister finden dürften. Anlangend die in Rußland fortdauernde Nachahmung veralteter deutscher Gedichte von Liebe, Landleben, stillen Wünschen und Tugenden, womit sich auf eine unerfreuliche Art eine ganze Dichterschule beschäftigen soll, so kenne wenigstens ich keine solche Nachahmungen und ähnliche Schule. Deutsche Gedichtsformen sind von unsern Landsleuten zwar häufig nachgeahmt worden, hauptsächlich weil die französischen Formen zu beschränkend, zu monoton erschienen; aber der Inhalt, den russische Dichter und Versemacher in diese deutschen Formen einzwängten, hatte immer die Färbung eines französischen Musters; dies lag in der Stellung und Ausbildung der Gesellschaft. Wo auch die russischen Dichter in idyllische Gefühle gerathen, blickt bei ihnen (ich spreche von den guten, den nennenswerthen) die Gewöhnung, die Begriffsweise der großen Welt hindurch. Denkt nur z. B. an die meisten Idyllen von Panajef, und ihr werdet euch erinnern, wie durch die Darstellung einfacher Zustände überall die Ironie des Städters durchblickt. Wenn zuletzt Immermann die Wichtigkeit des altslawischen Materials zur Ausbildung der modernen russischen Literatur besonders hervorhebt, so wißt ihr, meine Freunde, was davon zu halten. Als ich zuerst die Behauptung las, daß nur das Altslawische Respect verdiene, wurden meine Gedanken plötzlich dramatisch, und ich rief in meinem Innern aus: „Ehrwürdiges, eben nicht schreibseliges elftes und zwölftes Jahrhundert (über dich hinaus reichen ja unsere sogenannte slawischen Sprachdenkmäler nicht), du bist uns Lehrer genug, und besonders halten wir deine kraftvolle, gedrängte Redeweise hoch, sei's daß du in einem einzigen, nicht sehr langen, ja leider vielleicht untergeschobenen epischen Gedichte*), oder in wenigen, vor kurzem aufgefundenen Homilien, oder in der bündigen Sprache des Gesetzes und der Geschichtschreibung, oder endlich im Nachhall alter Volksmärchen und Lieder zu uns sprichst, wir ehren dich in jeder Weise; aber, greises Jahrhundert, du würdest dich gewiß wundern, wenn du die verwegene Stimme eines Stummen (so nanntest du ja die Fremden, die Andersredenden überhaupt, die Bezeichnung ist aber jetzt nur den nächsten Nachbarn der Slawen, den Deutschen, verblieben), ich sage eines Stummen vernehmen solltest, der dich zu neuer Thätigkeit aufrufen will, dich, vergangenes Jahrhundert, da du doch alles dir Ueberwiesene vollständig geleistet und ausgeführt hast. Mit deiner kurzen Rede und deinem langen Bart sollst du auf den breiten Markt des gegenwärtigen Lebens steigen und unter glatten, geschornen Gesichtern umherwandeln, mit deinen schönen, aber nicht zahlreichen Worten uns über Sachen belehren, die du nicht gekannt hast, das jetzige Fremde ausmerzen, da du es doch, zu deiner Zeit, wenn es aus dem rechtgläubigem Byzanz kam, nicht von dir weisen mochtest und, drang es zugleich mit dem tatarischen Säbel ein, nicht zurückweisen konntest, jedoch das Eine wie das Andere mit kluger Verarbeitung dir anzueignen trachtetest. Ehrwürdiges Jahrhundert, ich sehe deinen gewaltigen, greisen Schnurrbart sich spöttisch verziehen. Wie, sprichst du, ein Stummer, der zu meiner Zeit gar keine rechte Rede hatte, vermißt sich, zu euch, meinen Nachkommen, in euern Angelegenheiten zu sprechen, ja vom Altslawischen zu schwatzen, das ich, der ich doch sechshundert Jahre früher auf der Welt war, doch auch nicht mehr gekannt habe. Das sollt ihr nun kennen! Slawisches hingegen gibt es überall, wo es Russen und Lachen oder Polen gibt; mengt sich etwas Fremdes mit ein, so wird es doch im Lauf der Jahre vom Einheimischen übermeistert, das weiß ich, der ich hundert Jahre gelebt habe, aus Erfahrung, obschon dies zu einer Zeit war, wo meine armen Zeitangehörigen sich der tatarischen Herumstreicher und ihrer Säbel schlecht erwehren konnten. Jetzt hat es damit, wie ich vernommen habe, gute Wege, und die fremden Säbel, oder wie die neuen Waffen heißen mögen, im heiligen Rußland nicht zu fürchten". So hört' ich in meiner Extase die alte, morsche Zeit in mir und zu mir sprechen und muß jetzt einlenkend mich selbst fragen: wo, zum Teufel, bin ich hingerathen! Ich schließe mein phantastisches Gespräch mit dem elften oder zwölften Jahrhundert und glaube deshalb keiner Entschuldigung bei euch zu bedürfen, obschon Hr. J. kürzer abzufertigen gewesen wäre. Wir thun in der Verehrung der alten Sprache eher zu viel, als zu wenig, überhaupt sind wir zu ängstlich, wenn wir die von den Vorfahren uns überlieferte Sprache neuen Begriffen und neuen Weisen anpassen; auf die alte Sitte aber halten wir noch mehr als auf die alte Sprache. Immermann's Behauptung, daß wir das Erbe unserer Vorzeit, das allein ihm Achtung zu verdienen scheint, in der nothwendigen Succession der Gegenwart mit zu viel auswärtigem Erwerb denationalisirten und darüber unsere Eigenthümlichkeit einbüßten, ist offenbar unbegründet. Der von ihm dabei gebrauchte Ausdruck: „altslawisches Element", ist höchst unbestimmt und mein altes Jahrhundert hat sich darüber erklärt." So weit der reisende Augenzeuge. Ref. läßt diese Gegenrede ohne Anmerkungen auf sich beruhen, weil eine Erörterung seinerseits zu weit und über den zulässigen Raum in d. Bl. führen würde. Er hat aber nicht angestanden, gegenwärtiges Bruchstück mitzutheilen, weil er glaubt, daß die darin aufgestellte Meinung über die nicht unnationelle Entwickelung der neuern russischen Literatur, trotz der Empfindlichkeit im Ton und der Bizarrerie der Ausführung, immerhin eine vorübergehende Beachtung verdiene.

18.

*) Der Verf. meint hier vermuthlich das epische Gedicht: „Der Feldzug Igor's gegen die Polowzer", gegen dessen Echtheit schon öfter Zweifel erhoben worden sind, und dessen einzige für alt gehaltene oder für alt ausgegebene Abschrift 1812 im Brande Moskaus untergegangen sein soll.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1834.

Das Missionswesen in der Südsee. Von F. Krohn.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Man erstaunt und kann nur durch die That überzeugt werden, daß so viel, was die Einbildungskraft kaum zu erfinden wagen dürfte, innerhalb weniger Jahre möglich geworden. Nur seit 1812 fanden christliche Missionare dort bleibende Stätte, 1817 kam die erste Druckerpresse nach Taiti, und schon ein Jahr darauf war das Evangelium des Lucas abgedruckt. Schrift allein gewährt einer Sprache Beharrlichkeit, Bestimmtheit und Ausbildung; Eingeborne allein können ihr solche nach und nach in höherer Vollendung ertheilen. Es ist kein Zweifel, daß diese die frühern, zwar faßlichen, aber nothwendig unvollkommenen Versuche der Fremden im Fortschritt der Zeit übertreffen werden, da eine 1824 für Südseebewohner errichtete Lehranstalt sich nicht blos auf religiöse Gegenstände beschränkt, sondern auch Grammatik, Geschichte, Mathematik, Naturkunde, Zeitrechnung, Naturbeschreibung, Erdkunde und zeichnende Künste in den Kreis ihres Unterrichts aufgenommen hat, und schon 1830 über 20 Zöglinge zählte, die zu tauglichen Volkslehrern heranreiften. Für diese Einführung wissenschaftlicher Kenntnisse, für diese Beförderung materieller Wohlfahrt hätte Herr v. Kotzebue den christlichen Missionaren doch Dank wissen und ihnen darum verzeihen sollen, daß der eigentliche Zweck ihres Daseins die Ausbreitung des Christenthums war, da sie sich sonst nie entschlossen haben würden, große Beschwerden und tödtliche Gefahren zu überstehen und unter Verhältnissen auszudauern, die sie nicht für den Verlust ihrer Heimat entschädigen können. Nur tiefgefühlte Pflicht eines göttlichen Berufs, nur der felsenfeste Glaube, Dem zu dienen, den sie anbeten, kann sie aufrecht erhalten und über irdische Hoffnungen erheben; und Hr. v. Kotzebue hat sehr Unrecht, ihnen den Ernst ihres Gottesdienstes zu verübeln, da dieser Ernst allein im Stande ist, sie dazu auszurüsten. Daß sich mit diesem äußern Ernst innere Geistesfreudigkeit wohl verbinden läßt, beweist das Beispiel der Eingebornen. Ihre fremden Lehrer und Vorbilder konnten kein Zwangsmittel dafür anwenden, es war ihr eignes Bewußtsein, die eigne Erfahrung seiner Wohlthätigkeit, welche sie antrieben, sich jenen gleichzustellen. Wir halten es daher für eine günstige Fügung des unerforschlichen Schicksals, daß grade die strengsten Beobachter und Handhaber christlicher Kirchenzucht, die enthaltsamsten aller Bekenner des protestantischen Christenthums, presbyterianische Geistliche, zu einer Bevölkerung gesendet wurden, welcher Unwissenheit und Verwilderung Zügellosigkeit, Grausamkeit und Laster aller Art zu langer Gewöhnung gemacht hatten. Es grenzt an ein Wunder, aber es gereicht der menschlichen Natur zur Ehre, daß Glaubensboten dieser Art, denen keine Bestrafung zu Gebote stand, Eingang bei ihnen fanden. Hätten sie aber nachsichtiger gegen sie sein, weniger Ernst und Enthaltsamkeit in ihrem eignen Wandel an den Tag legen wollen; hätten sie den verführerischen Reiz der Sinnlichkeit, welchem auch der Gebildete zu oft erliegt, in der Nähe eines ungebildeten Volks einigermaßen geduldet, so war die schnelle Entwöhnung bewußtloser Schuld gewiß unmöglich und die allmälige Rückkehr zu derselben wenigstens wahrscheinlich. Ein Rückfall aber ist nicht selten unheilbarer als die anfängliche Krankheit. Ist die bis jetzt so heilsame und keineswegs aufgedrungene presbyterianische Sittenzucht dem Volkscharakter der Einheimischen wirklich nicht ganz angemessen, so wird dieser seinen Einfluß auf jene ebenso wenig verleugnen als jene den ihrigen auf ihn, und bei fortschreitender Geistesbildung, welche die allgemeine Bestimmung des irdischen Daseins scheint, fremde unbequeme Vorurtheile sicherlich noch bereitwilliger ablegen, als er den höchst verderblichen seinigen entsagte. Darüber läßt sich der immer wiederkehrenden Naturgewalt mit Zuverlässigkeit vertrauen. Herr v. Kotzebue selbst bezeugt, daß der Ernst und die Ordnung, welche ihm in den Kirchen und Schulen so sehr misfallen, die Herzensfröhlichkeit der Eingebornen nicht erstickt haben, daß die zahlreich seinem Schiff hinzuströmenden und an Bord gekommenen Insulaner unter Scherz und Lachen mit seiner Mannschaft verkehrt und sich keines Diebstahls, keines Betrugs schuldig gemacht haben. Freilich beklagt er, und sein Schiffvolk würde ihm beistimmen, daß sich keine Mädchen und Frauen unter ihnen befunden. Wir zweifeln jedoch nicht, daß bei etwas längerm Verweilen die Nachforschung europäischer Besucher auch auf den Inseln der Südsee nicht ganz vergeblich nach Dem geforscht haben würde, was jeder andere Seehafen in Ueberfluß anbietet. Sollte aber dergleichen aus Polynesien gänzlich verschwunden sein, desto besser für Polynesien! und der Fremde mag sich für die augen-

blickliche Entbehrung auf dem Hin- und Herwege reichlich, vielleicht nicht immer zu seinem Besten entschädigen. Am auffallendsten war uns in dem Bericht eines Weltmanns, daß er einen allgemein geliebten und geschätzten Missionar auf einer der Sandwichinseln deshalb verächtlich findet, weil er ein nützliches und überall unentbehrliches Handwerk verstehe und getrieben hat. Er hätte, dachten wir anfangs, den Christen um des Handwerks willen begnadigen sollen; aber bald erkannten wir mit Beschämung, der Blick des Weltmanns sei weit umfassender als der unserige. Es ist geschichtlich nachzuweisen, daß seit Jahrtausenden Christenthum und Handwerk sich gegenseitig befreunden. Der Stifter des Christenthums war der Zögling eines Handwerkers und galt für seinen Sohn. Die frühesten Glaubensboten nährten sich von der Arbeit ihrer Hände. Christen, welche zuerst in klösterliche Gemeinschaft zusammentraten, thaten desgleichen, und obwol sie späterhin die Vorrechte kirchlicher Lehrer erhielten, ward ihnen sogar in ihren Ordensregeln neben geistlicher Beschäftigung mechanische und technische zur Pflicht gemacht. Sie trieben Feld- und Häuserbau und fast jegliche Kunst, die außer wissenschaftlichen Kenntnissen auch Geschicklichkeit in Verfertigung und Handhabung ihrer Werkzeuge erfodert. Selbst in unsern Tagen finden die Missionen der Herrnhuter darum unter den wildesten Völkern so freundliche Aufnahme und so willigen Glauben, weil sie deren materielle Bedürfnisse einleuchtend befriedigen. Die gewandtesten Missionare der römisch-katholischen Kirche, die Jesuiten, verdanken ihrer Kunstfertigkeit die Gunst, welche ihnen sogar die mistrauische chinesische Staatsverwaltung angedeihen ließ, und die Liebe der südamerikanischen Nomaden, denen ihre Verbannung ungemein naheging und die ihrer noch immer dankbar gedenken. Ist zum Wohl der Menschheit durchaus erfoderlich, daß das Christenthum aus der Reihe der irdischen Erscheinungen verschwinde und einer höhern Weisheit Platz mache, so muß man allerdings befürchten, daß es unter der ländlichen und städtischen Bevölkerung, die für überschwengliche Speculationen wenig Sinn, aber desto mehr Empfänglichkeit für eine tröstende und beruhigende Glaubenslehre, für ein einfaches Sittengesetz und damit verbundene gute Zucht und Ordnung besitzt, am spätesten erlöschen werde.

Der Verf. des vorliegenden Buches ist augenscheinlich nicht der Mann, eine Aufklärung zu begünstigen, welche die Verbannung des Christenthums zum Ziel ihrer Wünsche macht, und betrachtet vielmehr aus einem Standpunkte, auf welchem der unübertroffenste und bewährteste Entdecker und Ausleger der Naturgesetze, Sir Isaak Newton, volle Beruhigung fand, die Einführung, die ungeschmälerte Fortdauer und die allgemeine Verbreitung der christlichen Religion als die höchste, heiligste und beglückendste aller Wohlthaten, welche die Gottheit dem Menschengeschlecht gewährt. Daher ist er auch vor unbefangenen Richtern vollkommen gerechtfertigt, das wohlgeordnete Missionswesen, welches von gleichgesinnten, einsichtsvollen und gewissenhaften Christen in Nordamerika ausgeht und befördert wird, gegen ungegründete Vorwürfe und verleumderische Nachreden zu vertheidigen. Sein ehrenwerther Beruf zur Erfüllung dieser menschenliebenden Pflicht geht aus jeder Zeile seiner musterhaften Darstellung hervor. Sie hält sich unerschütterlich auf dem festen Boden beglaubigter Geschichte und führt keinen Zeugen auf, dessen Verbürgung die strengste Kritik verwerfen würde. Deren einstimmige Aussage muß um so tiefern Eindruck machen, da sie von Beobachtern der verschiedensten Nationen und kirchlichen Parteien herrührt, die durch Vorurtheile mancher Art abgehalten werden mußten, der nämlichen Wahrheit zu huldigen, wenn ihre Vernunft erlaubt hätte, die Augen vor ihr zu verschließen. Der Verf. besitzt aber nicht blos das unverkennbare Verdienst der Prüfung, sondern auch das willkommenere eines angenehmen und faßlichen Vortrags mit gedrängter Kürze verbunden, sodaß er weder dem Unterrichteten langweilig, noch dem Minderunterrichteten undeutlich wird. Was die Menschheit betrifft, muß jeden Leser ansprechen, in welcher Stimmung er sich auch gegen den Gegenstand selbst befindet. Aber wir würden uns an der guten Sache vergehen, wenn wir versuchen wollten, durch einen nothwendig ungenügenden Auszug ihn der eignen Durchsicht des lesenswürdigen und unterhaltenden Buches zu überheben. Wir entsagen daher pflichtmäßig dem unverantwortlichen Versuch und begnügen uns mit kurzer Andeutung einer beruhigenden Ueberzeugung. Das Vortrefflichste und Beseligendste, was Menschen denken, thun oder treiben, die Offenbarungen der Natur und des Geistes nicht ausgeschlossen, sterblichen Händen vertraut, ist dem Misverständniß, dem Misbrauch, der verkehrten Anwendung ausgesetzt, denen der Untrüglichste unter den trüglichen Menschen unterworfen bleibt. Die Erfahrung reift langsam, doch unablässig berichtigt sie Theorie und Praktik. Was dem Weisesten der Vorzeit unbekannt blieb, ist Schülern der Gegenwart zugänglich, die den Tiefsinn der Vorgänger weder erreichen noch jemals erreichen werden. Wir zweifeln daher keineswegs, daß die kundigere Nachwelt auch an der Einrichtung, Aufsicht und Verwaltung des Missionswesens Manches verbessern und verändern werde, was uns und unsern Zeitgenossen untadelhaft scheint. Aber das Geschäft selbst und das Ziel, wonach es strebt, ist über jede Verdächtigung erhaben, und wir würden glauben, daß eine Zeit, welche sich den Frevel erlauben dürfte, seine Wirksamkeit aufheben zu wollen, Hochverrath beginge an der Erziehung des Menschengeschlechts. 57.

Congrès scientifiques de France. Première session tenue à Caen en juillet 1833. Rouen 1833.

So haben wir denn nun auch die Verhandlungen des ersten nach dem Muster der jährlichen Versammlungen der Naturforscher und Aerzte in Deutschland gebildeten französischen Gelehrtenvereins vor uns, von dem bereits die Tagesblätter Einiges gemeldet hatten. Obschon sich aus einem ersten Versuche, der nothwendig ein wenig unbehülflich ausfallen muß, nicht auf die Folge schließen läßt, so kann man doch schon ziemlich richtig, wie uns dünkt, vorhersehen, daß die französischen Versam-

ungen von den deutschen bedeutend abweichen werden, wie es ich auch nicht anders bei der Verschiedenheit beider Nationen erwarten ließ.

Was zuerst dabei auffällt, ist der Name Congreß, welchen man dergleichen Versammlungen gab, gleichsam als ob man diese friedlichen wissenschaftlichen Vereine den politischen und diplomatischen, die oft so wichtigen Einfluß auf Wohl und Wehe der Völker haben, gegenüberstellen wolle. Aber auch die gelehrten Congresse scheinen nicht ohne Einfluß aufs gesellschaftliche Wohl der Völker bleiben zu wollen, und hier zeigt sich sogleich ein mächtiger Unterschied zwischen den deutschen und französischen Versammlungen. In Deutschland ist der Gelehrte von Alters her gewohnt, in seinem bescheidenen Wirkungskreise zu bleiben, und selten wagt er sich über denselben ins Gebiet der praktischen Welt hinaus. Wollte sich nun eine Gelehrtenversammlung von einigen Hundert Personen erlauben, in dies Gebiet hinüberzustreifen, so würde sogleich alles über eine solche Vermessenheit in Entsetzen gerathen. Dieser würde Gefahr wittern, jener würde schlechtweg den Verein bei hohen Häuptern verklagen, ein Dritter würde ihn in einer hoch angeschrieben stehenden Zeitschrift verschreien und in Acht erklären; die furchtsamen Mitglieder würden sich schnell aus dem Staube machen und den andern die Sorge überlassen, sich so gut als möglich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Ganz anders verhält es sich damit in Frankreich. Dort ist die Regierung bereits gewohnt, daß sich Jedermann ein wenig um öffentliche Angelegenheiten bekümmert, daß die Misbräuche von allen Seiten her aufgedeckt und Wünsche überall laut werden zum Verbessern des Bestehenden. Daher darf man sich auch nicht wundern, daß in dem ersten Congresse (da es doch nun einmal ein solcher sein soll) so viele Vorschläge, Rügen und Wünsche zur Sprache gekommen sind, an welche die deutschen Gelehrten in ihren Versammlungen nicht dachten.

Ein Gelehrter zu Caen, de Caumont, der sich zugleich mit Naturgeschichte und Alterthumsforschung abgibt und daher auch Secretair der Linné'schen und der antiquarischen Gesellschaft zu Caen ist, besprach sich mit einigen Gelehrten aus der Provinz; sie bildeten einen Verein, und von demselben ging dann ein Circularschreiben an manche Gelehrte Frankreichs, und sogar des Auslandes aus, worin sie aufgefodert wurden, im Juli 1833 dem ersten zu Caen zu haltenden Congresse beizuwohnen. Es fanden sich über hundert Personen ein, von Paris freilich nur wenige und zwar kein einziger Akademiker, dagegen viele Gelehrten aus der Provinz. Für diese können die Zusammenkünfte auch eigentlich nur nützlich sein, denn die pariser Gelehrten brauchen nicht mehr zu reisen, um sich zu besprechen, oder um merkwürdige Anstalten zu besehen; sie haben Alles, was sie bedürfen, bei der Hand.

Nach ziemlich langen Reden wurden Beamte ernannt und Sectionen gebildet, nämlich 1. allgemeine Naturgeschichte; 2. Naturlehre, Mathematik und Ackerbau; 3. Heilkunde; 4. Alterthumskunde und Geschichte; 5. Literatur und bildende Künste; 6. Staatswirthschaft.

Im vorliegenden Werke wird nun sitzungsweise von den Leistungen jedweder Abtheilung ein ziemlich ausführlicher Bericht oder eigentlich ein Protokoll gegeben. In der ersten Abtheilung verlas man im Namen eines Herrn Toulmouche eine mineralogische und geologische Abhandlung über das Ile- und Villaine-Departement. Eudes Deslongchamps unterhielt die Gesellschaft über seine Sammlung von 8—900 Arten versteinerter Muscheln, die er blos im Calvadosdepartement gesammelt hat, und worüber er eine ausführliche Arbeit mit Zeichnungen liefern will. Manche Naturerscheinungen, besondere Forschungen und Arbeiten kamen zur Sprache. Es wurde vorgeschlagen, der Congreß solle die Botaniker einladen, ihre über die Hydrophyten angestellten Betrachtungen bekanntzumachen, da dieses Pflanzengeschlecht in der Normandie sehr zahlreich ist. Es war ein Herr und Madam Cauvin anwesend, die sich beide aufs Beobachten der Pflanzen legen. Es scheint also, daß die französische Galanterie sich auch bei den Gelehrtencongressen nicht verleugne, und daß gelehrte Damen so gut zugelassen werden als gelehrte Herren. Auch einige Abbés haben an den Verhandlungen Theil genommen. Sie müssen also wol in den Provinzen Frankreichs der Wissenschaft im Allgemeinen nicht so abhold sein, als sie es in der Hauptstadt zu sein scheinen, wo freilich manche vor lauter politischen Umtrieben nicht an Gelehrsamkeit denken können.

In der Ackerbausection wurden ebenfalls mehre Vorschläge gethan. Der Congreß sollte nämlich die Ackerbaugesellschaften auffodern, lange Pachttermine einführen zu helfen, und andererseits sollte er die Landeigenthümer und Ackerbauvereine in der so schlecht bebauten Solognegegend zum Anlegen von Pflanzungen und zum Austrocknen der Sümpfe aufmuntern.

Ebenso wurde in der medicinischen Abtheilung vorgeschlagen, der Congreß sollte die gelehrten Gesellschaften und die Staatsbehörden auf den vernachlässigten Zustand der Vieharzneikunde aufmerksam machen. Es kam zu einer lebhaften Erörterung über den Vorschlag eines Arztes, Lafosse, welcher verlangte, die Aerzte sollten in der Absicht, die unwissenden Marktschreier zu entfernen, eine Zunft bilden, worin man nur nach abgelegten Beweisen seiner Fähigkeit zugelassen werden könne. Aber mit diesem Vorschlage ist er übel angekommen. Das Gildewesen ist den Franzosen so unausstehlich, daß sie es unter keiner Gestalt wollen wiederaufkommen lassen. In eben dieser medicinischen Abtheilung wurden die Regierung und die ärztlichen Behörden getadelt, daß sie nach Aufhören der Cholera nicht die Aerzte aufgefodert hätten, die Heilmethoden, welche sich am wirksamsten, oder minder und gar nicht wirksam bewiesen, öffentlich bekanntzumachen. Der Congreß sollte also die Aerzte auffodern, Das nachzuholen, was man von ihnen nachlässigerweise nicht verlangt habe.

Auch im archäologischen Fache kamen viele Vorschläge zur Sprache; der Congreß solle alle Alterthumsforscher und Liebhaber der Archäologie in Frankreich auffodern, Verzeichnisse über ihre Sammlungen anzufertigen, und dieselben der nächsten Versammlung mitzutheilen. Der Congreß sollte sich bei der Regierung und bei den Ortsbehörden verwenden, damit aus der Provinz Zöglinge nach Paris geschickt würden, um daselbst in der Anstalt für Diplomatik sich mit alten Urkunden vertraut zu machen, wonach sie dann später bei den Provinzialarchiven angestellt werden könnten. Ferner sollte der Congreß die gelehrten Gesellschaften zur Abfassung von Localbiographien aufmuntern, wie auch zur Anfertigung von Verzeichnissen der alten Ortsnamen mit Nachweisung auf die jetzigen Namen, ferner zur Abfassung von archäologischen Statistiken, dann sollte man sich an das Ministerium des königl. Unterrichtswesens wenden, damit es die Unterweisung in der französischen Archäologie dem öffentlichen Unterrichte einverleibe. Auch das Anlegen von Museen für Nationalalterthümer sollte der Congreß befördern helfen. Es wurden in dieser Abtheilung ebenfalls eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Aufsätzen meistens von normännischen Gelehrten und von andern aus der Umgegend vorgelesen. Man drückte den Wunsch aus, es möchten Bibliotheken in den Arrondissements der 86 Departements Frankreichs gebildet werden zur Aufbewahrung der die Oertlichkeiten betreffenden Schriften; es möchten die Regierung und die Departementsräthe die Bekanntmachung geschichtlicher Urkunden so viel möglich befördern. Ein sonderbarer Vorschlag wurde von Hrn. v. Golbery aus Kolmar gethan. Es sollte nämlich ein von mehren Gelehrten gefaßter Plan befördert werden, sich en pélerinage nach Pompeji zu begeben und zwar durch Frankreich und Oberitalien. Wir sind im voraus überzeugt, daß, sollte sich dieser gelehrte Zug an der piemontischen oder lombardischen Grenze zeigen, man ihn als höchst verdächtig ansehen wird. Wir rathen daher den Gelehrten, die Pompeji sehen wollen, sich nicht en pélerinage dahin zu begeben, sondern hübsch den Postwagen zu nehmen.

Da der Congreß auch die Literatur in den Kreis seiner Beschäftigungen gezogen hatte, so fehlte es nicht an Dichtern,

welche ihm ihre Verse vorlasen. Doch fühlte man bald die Nachtheile dieses Verfahrens. Die Gelehrten aus Paris besonders fanden sich nicht sehr geneigt, wie es scheint, die Dichter aus der Provinz anzuhören, da sie in der Hauptstadt nur mit Mühe der Unannehmlichkeit ausweichen können, mittelmäßige Gedichte anhören zu müssen. Da nun aber einmal die Belletristik mit aufgenommen war, so konnte man sie auch nicht vor die Thüre setzen, ohne unhöflich zu sein; waren doch einige Dichter 20 Meilen gereist, blos um das Vergnügen zu haben, Andere mit ihren Versen zu beglücken! Es wurde blos beschlossen, ein Reglement für den künftigen Congreß zu entwerfen, um denselben, wie es hieß, die Ungewißheit zu ersparen, worin sich der jetzige befunden habe. Herr Jullien aus Paris schlug sogar eine Preisaufgabe vor, wie man den wissenschaftlichen Congressen die beste Einrichtung geben könne. Jedoch meinten Andere, diese Frage könnte der Congreß selbst mittels Zeit und Erfahrung lösen; auch würde man zu lange auf eine Antwort harren müssen. Es wurde beschlossen, den Wunsch auszudrücken, die Regierung möge die Zahl der Bürger- oder Realschulen wie auch die Facultäten auf den Universitäten vermehren.

Am lebhaftesten scheint es aber in der Abtheilung der Economie sociale, die wir nicht anders als mit dem ungenügenden Ausdrucke „Staatswirthschaft" übersetzen können, hergegangen zu sein. Hier begann ein Herr Jules Lechevalier, welcher sich als Abgeordneten eines literarischen Instituts, nämlich der seitdem, nach einer kurzen aber glänzenden, das heißt verschwenderischen Lebensepoche zu Grabe gegangenen Zeitschrift, „l'Europe littéraire", ankündigte, die Sitzungen mit einer Eröffnungsrede, in der er vorschlug, der Congreß solle sich mit einigen wichtigen Fragen, wie z. B. die Handelsfreiheit, die Anlegung von Eisenbahnen abgeben. Dies schien einigen Andern, die wahrscheinlich fürchteten, durch den Redner aus Paris hier ein ganzes Vierteljahr fest gebannt zu bleiben, doch zu weitläufig; worauf dann, nach dem Vorschlage desselben J. Lechevalier eine Commission ernannt wurde, um den Zustand der Wissenschaft der Staatswirthschaft auszumitteln. Diese Commission ernannte ihn zu ihrem Berichterstatter, und er stattete nun mündlich mit vieler Sprachgeläufigkeit einen ausführlichen Bericht über den jetzigen Zustand der Staatswirthschaft ab. Andere erhoben sich nicht so sehr, und lasen Aufsätze über einzelne Institute oder über Gegenstände, welche sich auf die öffentliche Wohlfahrt bezogen. Ein Herr de Fenguerey warf die Frage auf, ob es zweckmäßig sei, Erfindungspatente zu ertheilen. Ein Herr Isidor Lebrun wollte, der Congreß möge den Wunsch ausdrücken, daß die Auswanderung in die Colonien nur den hinreichend bemittelten Franzosen verstattet werde. Dies fand aber manche Widerrede; denn obschon man nicht leugnen konnte, daß die armen Auswanderer oft listigen Speculanten in die Hände gerathen und ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit werden, so fand man doch andererseits, daß man dadurch die allgemeine Freiheit zu sehr beschränken und grade Die am Auswandern verhindern würde, die allein den Drang fühlen, anderswo ihr Glück zu suchen, da sie es zu Hause vergebens zu erringen trachten. Andere wichtige Fragen betrafen die Anlegung von Banken für Landleute, Verbindungen von Capitalisten zum Anbau von Ländereien, öffentliche Kunst- und Gewerbeausstellungen, besonders an den Orten, wo sich künftig der Congreß versammeln wird.

Nach den Sitzungen der besondern Abtheilungen hatten die allgemeinen Sitzungen statt, und in diesen wurden dann die Vorschläge erörtert, welche bereits in den Abtheilungen angenommen worden waren. Manche gaben wieder Veranlassung zu Einwendungen; einige wurden verworfen oder zurückgenommen. Die meisten aber nahm der Congreß an, und sie sind am Ende unsers Werkes abgedruckt. Ihre Zahl beläuft sich auf 86. Dann folgt ein Verzeichniß der dem Congresse überreichten Schriften, welche in die Bibliothek zu Caen niedergelegt worden sind, da der Congreß selbst weder Archiv noch Bibliothek besitzen kann und will. Auch wird ein Namenverzeichniß der Personen gegeben, welche dem Congresse beigewohnt oder dem Plane jährlicher Congresse ihre Zustimmung ertheilt haben, obschon sie nicht persönlich erschienen sind. 1834 soll der Congreß zu Poitiers statthaben. 65.

Kometenstrahlen. Eine Sammlung von Erzählungen, ernster und humoristischer Aufsätze. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Erster Band. Leipzig, Literarisches Museum. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Den Freunden des Humors bietet der Herausgeber die Strahlen des von ihm gelenkten Kometen ohne Kern, gleichsam in ein Bündel gebunden als zweiten Schweif des räthselhaften Hauptgestirns, dessen Bahn noch kein Sterblicher berechnet hat. Wir wissen in der That nicht, ob die Literatur durch nochmaliges Anzünden ephemerer Sternschnuppen der Art etwas gewinne oder verliere. Vielleicht wissen es Andere besser, denen diese Sammlung nur Neues bietet. Das Haschen nach Witz hat uns nie behagt; es stört in der Conversation und wird lästig in Schriften. Die Strahlen des Hrn. H. sind ebenein, wie sein selbstgeschaffener Stern im Vergleich mit den gleichnamigen Himmelslichtern, manierirt; und ohne seine Muster Heine und Saphir, in deren Schöpfungsformen er sich übe, möchte mancher seiner Gedanken ohne Gestalt bleiben. Ungeachtet uns die vorliegende Sammlung für ein gewisses, mit leichter Nahrung zu befriedigendes Publicum recht passend erscheint, haben wir doch vergeblich ein Ringen nach einer höhern Stellung in Reihe der geistreichen, humoristischen Literatur darin gesucht, und es will uns fast scheinen, als hege der Herausgeber ein zu großes Vertrauen zu der Stabilität der literarischen Mode, der er dient, ohne sie geschaffen zu haben. Wie weiland der zufällige Kopfputz der frechen Buhlerin Fontanges die Reise durch Europa machte, so geht es mit dem Kopfputz unserer deutschen Humoristen. Eine Mode, die Jeder mitmacht, der nicht ganz geist- und geschmacklos erscheinen will, wird am Ende fade und Europa hat seine Grenzen. In der ganzen Sammlung haben wir nur einen Aufsatz mit Vergnügen wiedergesehen; nämlich S. 120 ein Gespräch mit Zacharias Werner, der uns hier in seiner letzten Gestalt als Redemptorist in Wien recht lebendig und, wir glauben gern, recht wahr geschildert wird und mit dem Dichter der „Söhne des Thales" und der „Weihe der Kraft", wenn auch nicht versöhnt, doch zufrieden stellt. 23.

Notiz.

Biographie des Griechen A. Korais.

Der, wenn auch in dem hohen Alter von 85 Jahren, doch immer noch zu früh für sein Vaterland am 6. April 1833 in Paris verstorbene Grieche A. Korais hatte unter andern Schriften, die hoffentlich nicht blos Handschriften bleiben werden, auch eine Selbstbiographie hinterlassen, die, wie er gleich im Anfange bemerkt, von ihm nur verfaßt worden war, um die Irrthümer Derer, welche sein Leben beschrieben hatten, zu berichtigen. Sie ist nun auch mit dem Titel: „Βίος Ἀδαμαντίου Κοραῆ, συγγραφεὶς παρὰ τοῦ ἰδίου" (Paris, 1833), im Drucke erschienen, und berichtigt besonders Das, was die fast ausschließend über K. von den Deutschen benutzte „Biographie nouvelle des contemporains", Th. 5, über ihn sagt. Wer Korais schon aus seinen andern Schriften kennt, findet ihn hier in der einfachen Vernünftigkeit und Weisheit seiner Ansichten wieder. Vorzüglich über seine Jugend ist er ausführlich; aber auch auf seine Schriften nimmt er darin Rücksicht, sodaß diese Autobiographie auch ein literarisches Interesse hat. Leider geht sie nur bis zu Ende des J. 1829. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1834.

Theodor. Ein Roman von Sigismund Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1833. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Als der christlich-mildgesinnte, geistreiche de Wette seinen Roman: „Theodor oder des Zweiflers Weihe", schrieb, brachte in der sittlichen Welt und besonders in Deutschland eine gewisse schwüle Religionstemperatur die Hefen des patriarchalischen Absolutismus, sowie des schwachgebornen Liberalismus in Gährung, und nach beiden Seiten hin hüllte man sich in die mystischen Nebel eines gemishandelten Christenthums. Der alte gute Wein lag auf andern Fässern und in andern Kellern. Der Platonische Optimismus war durch Schleiermacher, und die kategorischen Imperative Kant's waren durch Fries geistreich veredelt; Beide hatten die hohe Lehre des Christenthums in sich aufgenommen und mit scharfer Folgerechtigkeit reflectirt. Beide waren indessen nur Denen zugänglich, die, vor Halbheit sich fürchtend, die kleine Unbequemlichkeit nicht scheuten, sich durchzubilden.

Freilich konnte es verhältnißmäßig nur sehr Wenigen gegeben sein, sich in die Tiefen der Philosophie zu begeben, und die Mehrzahl schwamm wie immer in ihren eignen seichten Wassern oder betete mit hohlem Kopfe und einiger Gutmüthigkeit nach, oder zog die sogenannte praktische Philosophie, ja selbst die Pfützen des Lebens vor, um sich darin zu baden. Die Massen trennten sich, je nachdem ihnen die höchste sittliche Schönheit oder der höchste Sinnengenuß als letzter Lebenszweck erschien, und man hat sogar vermuthen wollen, daß dieser letztere politisch vorgezogen und der Jugend besonders angepriesen worden sei, um sie lenksamer zu machen und von dem idealen Liberalismus zu entfernen. Es ist jedoch auch zu bemerken gewesen, daß damit eine Gleichgültigkeit gegen Alles, was ehrwürdig und heilig gehalten wird, entstanden ist, und daß diese Gleichgültigkeit vielleicht jetzt in Frankreich alle die Gefahren des Staats herbeiführt, welche in Deutschland dadurch vermieden werden sollen.

Es war eine ungeheure Aufgabe, die de Wette sich stellte, die verschiedenen christlich-philosophischen Meinungen Deutschlands in dem Augenblicke, wo der Harms'sche Thesenstreit dieselben schroffer als je geschieden hatte, in einem gemeinschaftlichen Princip wider zu vereinigen. Wir zweifeln kaum, daß die kritische Philosophie geeigneter zu diesem Zwecke sei als eine andere, da sie Gefühl und Bedürfniß des Glaubens, wie es sich in jeder unverdorbenen Menschenbrust findet, anerkennt und zugleich jene Ahnungen des Ewigen und Unerklärlichen pflegt, die über allen Dogmatismus hinweg entweder das Gemüth mit jener beruhigenden, seligen Liebe zum Höchsten füllen oder mit unseligen Zweifeln ängstigen, vor denen häufig genug das Edlere im trägen Menschen erliegt, ohne sich jemals wiederherstellen zu lassen.

Gleich fremd dem die Wahrheit aller Poesie entkleidenden Rationalismus, wie dem die Poesie der Religion von aller primitiven Verständigkeit und Vernünftigkeit wegziehenden Supernaturalismus konnte de Wette wagen, was wir oben als seine Aufgabe bezeichnet haben. Aber er konnte sich auch nur als Helden einen Menschen denken, in welchem das kritische System gleichsam von der Natur her begründet war. Sein Theodor ist daher von Haus aus keine überspannte, sondern eine edle, rastlose Natur. Sie durchläuft alle Bahnen des rationalen Irrthums mit dem Ernst des Redlichstrebenden, erkennt fort und fort, daß sie irre, sucht unermüdlich neue Wege zur Wahrheit, schwärmt selbst Augenblicke lang mit den Schwärmern, denkt anhaltend mit den Denkern, glaubt redlich mit den Gläubigen, ahnet, hofft und bleibt doch unbefriedigt, bis die Liebe des Erlösers sie erreicht, durchdringt und weiht. Diese „Weihe des Zweiflers" erfolgt auf dem Wege der geistvollsten Verständigungen über Das, wessen sich der Menschengeist begnügen lassen, wo er also christlich glauben muß, und Das, was er vermöge des Maßes seiner geistigen und sinnlichen Eigenschaften wissen und begreifen kann.

Wer lebhaften Antheil an den Bewegungen der Geister genommen hat, erinnert sich, wie der Agendenstreit auf die Harms'schen Thesen, auf den Agendenstreit die Verketzerung der Rationalisten in Halle folgte, und begreift nach diesem Allen, wie schwer die höchste Verständigung bei der verschiedenen Individualität des menschlichen Gemüthes sei. Man darf daher wol zweifeln, ob sich, ungeachtet unser geistiges Sein aus Gott stammt, ein Vereinigungspunkt in Gott schon diesseit des Grabes finden lassen werde. Ohne die höchste Weihe der innigsten Liebe ist er gewiß nicht gegeben, und diese Weihe empfangen nur Wenige. Daher protestirt Jeder gegen die Religionsmeinungen des Andern, und das deutsche

Volk mit seiner Ehrlichkeit, seinem Ernst und seiner Rastlosigkeit, sich Wissen zu erwerben, scheint zum Protestantismus gleichsam von der Gottheit ausersehen. Alle andern Nationen wissen weniger; allein sie halten sich an einige positive Grundsatzungen und bilden damit Staat und Kirche gleichmäßig aus. Seit der Deutsche zu protestiren angefangen hat, liegt er mit allen positiven kirchlichen Satzungen in Streit, und das Ergebniß davon ist die Unkirchlichkeit unsers sogenannten aufgeklärten Zeitalters geworden.

De Wette, als Philosoph in der kritischen Schule scharf durchgebildet, als Theolog der ersten einer, als Mensch liebenswürdig und liebend, wagte den Versuch, die Ansichten des Rationalismus und Supernaturalismus in einer dritten zu vereinigen und gleichsam zu versöhnen. Sein „Theodor" ward von dem gebildeten Deutschland verschlungen. Ueberall tritt darin der edle, sittliche Mensch als Muster auf, der nach Klarheit und Verständniß ringt; und wenn auch eingestanden werden muß, daß der Versuch nur ein Versuch bleiben mußte, so trägt doch jener Roman den Stempel der christlichen Weihe, der ihn, abgesehen von seiner musterhaften Form und Sprache, zu den wenigen echtclassischen Erzeugnissen unserer Nation in den letzten funfzehn Jahren erhebt.

Offenbar hat de Wette's „Theodor" Hrn. Wiese zu dem vorliegenden Roman gleiches Namens den Impuls gegeben. Der Boden, aus dem beide Theodore erwachsen, ist allerdings verschieden. Die erste wissenschaftliche Entwickelung des de Wette'schen Jünglings fällt in die Blüte und Fruchtzeit der philosophisch-politischen Inspirationen Fichte's; das Bürgerthum war seine Wiege, seine Bestrebungen für sein Volk sind daher bürgerlich; er will nur das Gute um des Guten willen und nie etwas Gutes um seinetwillen. Hrn. W's Jüngling erscheint von Natur unverdorben; aber er schwärmt für die höchsten Ideale und will die ideale Wahrheit in der Wirklichkeit wiederfinden. Er tritt daher um einen Grad weniger gebildet auf als de Wette's Theodor. So lange nun die Wirklichkeit den Jüngling nicht stört, so lange ist er glücklich und gut; sobald dies aber geschieht, zerfällt er mit dem Leben und wird aus einem idealen Egoisten, welcher glaubt, er brauche blos gut zu sein, dann werde er Alles um und mit sich gut machen, ein sinnlicher Egoist, welcher die Welt nicht mehr achtet, weil sie sein unbändiges Zutrauen nicht rechtfertigt, und der sie daher, so weit er kann, sich dienstbar macht, um im Sinnengenuß für sein verlorenes ideales Paradies einen Ersatz zu finden. Es scheint richtig gegriffen, daß Hr. W. seinen Theodor mit dieser Natur aus den bescheidenen Kreisen des Bürgerthums hinweg und hinüber in die der Aristokratie reißt. Uns scheint die Periode der Hegel'schen Syllogistik die Zeit zu sein, worin der junge Graf Theodor sich entwickelt. Liebe, Glaube und Wissen, das sind die höchsten Gedanken des schwärmenden, schönen Jünglings; aber er begreift sie nur in der abstractesten, idealsten Freiheit von allen Nebenbedingungen oder Formen, an welche das Leben sich gewöhnt hat, und ohne deren Erfüllung es weder sie noch etwas Anderes anerkennt. Hegel nennt dies, wenn wir nicht irren, „absolute Vernünftigkeit der Idee".

Den ersten Anstoß findet und gibt der bildschöne Graf, indem er sich der freien Liebe ohne Rücksicht für Schicklichkeit und Verhältnisse überläßt. Er findet eine ebenso freie Geliebte, und ihr gegenseitiges erstes Erkennen ist die Seligkeit der Kinder, die Schwärmerei der Glücklichen. Es geschieht in einer Nacht, wo die Aeltern der Geliebten eine große Gesellschaft versammelt haben, unter welcher der von den Aeltern ausersehene Bräutigam der Tochter sich befindet. Der Verf. ist bekannt mit der Wollustnahrung der Beethoven'schen Schöpfungen; die Musik wird das Mittel, die beiden Schwärmer sich erkennen zu lassen. Die Verliebten vergessen endlich darüber die Gesellschaft, die Zeit, die Sitte; sie sind ganz frei, aber unschuldig; ihre Schwärmerei ist nicht gradezu sinnlich, aber eine Wollust der Seelen, die nahe an Wahnsinn reicht und unbewußt in einem Sinnentaumel verweilt, den der noch unschuldige Schwärmer für rein geistig hält.

Allein der bestimmte Bräutigam nimmt diese Sache ernst. Die Gesellschaft hat sich über die Unschicklichkeit der Entfernung der beiden jungen Schwärmer ausgelassen. Graf Theodor ist arm, der Bräutigam ist reich und ein sehr geachteter Mann; in jüngern Jahren war er der Anbeter der Mutter; die Tochter soll ihm von den sentimental-rechtlichen Aeltern gleichsam zur Entschädigung werden. Man leitet noch in der nämlichen Nacht Alles klug ein. Die Geliebten werden getrennt mit Tagesanbruch, und das Mädchen wird die Frau Dessen, dem sie bestimmt war. Theodor ist außer sich. Mehre Jahre vergehen ihm in weicher, tiefer Melancholie ohne Erhebung. Da lernt er die Braut seines Freundes kurz vor Beider Vermählung kennen; er vergißt sich gegen sie, sie gegen ihn; sein Freund gegen die schöne Schwester seiner Braut, welche die Verlobte seines Bruders ist, und als dennoch darauf die Trauung beider Paare erfolgt, wird Theodor von einem wilden Wahnsinn befallen, welchem tiefe Empfindung der Wahrheit, allein ebenso tiefgewurzelte Eigenliebe zu Grunde liegt, und welcher scheußlich, hämisch, misgünstig in seiner Erscheinung ist. In demselben Augenblicke, wo die geistliche Weihe die beiden Paare verbinden soll, macht sich seine innere Zerrissenheit in Worten Luft: er enthüllt der ganzen festlichen Versammlung das wechselseitige verbrecherische Verhältniß. Dann flieht er und ergreift mit Geist und Kraft das sinnliche Leben und den Genuß, zweifelnd an jeder höhern Würde und Bestimmung des Menschen, schwingt sich, um die Mittel zum Genuß reichlich zu haben, in kurzer Zeit zum Vertrauten und endlich zum Minister eines Fürsten auf und schwelgt gleichsam in der Verletzung der heiligsten sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft, ohne daß an seiner hohen Stelle das Gesetz ihn erreichen kann. Eine tiefe Wehmuth und Gutmüthigkeit, das Gefühl eines verlorenen hohen Glücks klingt durch seine Verachtung und seinen Hohn, durch die ganze geniale Teufelei eines Gottesleugners hindurch; er verwaltet das Land gut und ist bei

Fürst und Volk durch seine Geschicklichkeit und seine Einrichtungen beliebt.

Während er so seine Zweifel an der Vortrefflichkeit der Schöpfung Gottes bis zum sündhaftesten Wahnsinn steigert, die Stimme seines Gewissens betäubt, an keine sittliche Freiheit der Seele, an keine Fortdauer nach dem Tode, an keine Verheißung und Lehre des Erlösers glaubt, häuft er Sünde auf Sünde, und endlich stürzt er Alle ins Verderben, mit denen er in Berührung tritt. Wir mögen diese Verwickelungen des Romans nicht zerlegen; wir zweifeln aber, daß sie als Bedingungen der Bekehrung oder Umkehr Theodor's zur Tugend, zum religiösen Glauben und zu den Tröstungen des Christenthums Mittel sind, die in einem Roman von so gewaltiger Tendenz wie der vorliegende die Leser beruhigen und befriedigen. Der Schreiber dieses hat vom Leben Manches gesehen; ja, er glaubt, daß ihm der gesellige Zustand auch der höhern Stände nicht unbekannt sei, und daß er die hier geschilderten Laster und Verbrechen, wenn auch nicht in einem so engen Kreise, bei einander gesehen habe. Allein er bezweifelt, daß diese Schilderungen und Beschreibungen der Sünde bis zur äußersten Erschöpfung nöthig waren, um die Erfüllung der Worte des Erlösers, die er zum Schächer am Kreuze sprach, und der Lehre der Liebe, die er so oft vorher verkündigt hatte, daß nämlich Keiner verloren sei, der zu ihm sich wende, in ihrer ganzen Kraft und Herrlichkeit zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII. von Wilh. Havemann. Auch unter dem Titel: Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515. Hanover, Hahn. 1833. Gr. 8. 21 Gr.

Hr. H., Lehrer am königl. Pädagogium zu Ilfeld, gibt hier den wohlgelungenen Anfang eines größern Werkes über die Geschichte der italienisch-französischen Kriege von 1494—1515, hervorgegangen aus historischen Vorträgen, welche er einer zahlreichen Versammlung von Offizieren zu Hanover 1829 und 30 hielt. Dies führte ihn zum genauern Studium einer Zeit, welche für die Bildung des neuern Kriegswesens wie für die einer neuern Politik höchst wichtig geworden ist. Als einer Erstlingsarbeit und gleich über einen so wichtigen und verwickelten Gegenstand dürfen wir wol uns etwas ausführlicher über dieselbe verbreiten.

„Mich leitete (sagt der Verf. in der Vorrede) bei meiner Arbeit besonders das Verlangen, das Leben der Völker in der angegebenen Periode, wie es bei Kämpfen und in des Friedens Segnungen sich ausspricht, möglichst treu aufzufassen; das Gewebe der Politik der Hauptmächte Italiens zu enthüllen; zu zeigen, worin die Gründe zu suchen seien, aus denen des Reiches (welches?) Ansehen sank, während Spanien zu jener Größe den Grund legte, die es bis zum Ende des 16. Jahrhunderts behauptete; wie mitten in ihrem stolzen Siegertrotze die Eidgenossen zu Grund gehen mußten, sobald sie aus allzeit rüstigen Grenzwächtern und eifersüchtigen Vertheidigern ihrer Freiheit zu habsüchtigen Söldlingen sich umwandelten, und wie in Frankreich ein Nachbar für Deutschland erwuchs, der durch Einheit und Gemeinsinn dem gespaltenen Reichskörper mehr als einmal den Untergang zu drohen schien. Es ist die Zeit eines Bayard, Frundsberg und des großen Gonçalo de Cordova; die Zeit, in welcher das Ritterwesen des Mittelalters noch einmal von seiner glänzenden Seite sich zeigt, ehe es den neuern Instituten weicht und sich in nichtssagende Formen verliert." Billig hätte noch hinzugesetzt werden können, wie am Ende des 15. Jahrhunderts die meisten westeuropäischen Staaten, Deutschland miteinbegriffen, in sich selbst befestigter und geordneter erscheinen, und einige derselben nur ihre Blicke auf auswärtige Eroberungen richten, wodurch sich die Idee eines Gleichgewichts weit eher praktisch als theoretisch in das westeuropäische Staatsleben einführt, zu deren Realisirung aber die wunderlichsten Experimente gemacht werden, sodaß man bei der neuern Staatskunst gar wohl die Kindheit oder Jugend, die nicht Tugend hat, wahrnimmt.

Die Selbstanklage, daß vielleicht mit allzugroßer Aengstlichkeit die Beweisstellen gehäuft seien „weil ein Anfänger dem Publicum zu einer möglichst strengen Rechnungsablage verbunden sei", findet Ref. nicht begründet, vielmehr hätte mitunter noch genauer citirt werden können; denn Historiker wie Guicciardini, Jovius u. A. nur nach dem Buch, nicht nach den Capiteln oder der Seitenzahl einer bekannten Ausgabe zu citiren, erschwert das Nachschlagen sehr. So haben wir S. 7 nach dem Citat Anm. 14 im Guicciardini (übersetzt von Curio) lange gesucht, ehe wir III, S. 271, die Erklärung fanden, daß Lud. Moro: quod fusco esset colore, atque ex opinione, quae jam tum de ejus calliditate divulgabatur, eher der Maure oder Mohr als „mit der Maulbeere" zu benennen sei. Hin und wieder ist wol auch ein Citat verdruckt, wie S. 72, Anm. 27, das aus Eccard, sowie auch eine kurze Uebersicht oder Inhaltsanzeige der Capitel, in welche das Buch zerfällt, wünschenswerth gewesen wäre.

Der Verf. geht von einer Schilderung Italiens nach seinen wichtigern Bestandtheilen aus. Bei Venedig heißt zwar die Verfassung mit Recht eine Erbaristokratie, hätte aber die Bemerkung hinzugesetzt werden können, daß diese Republik das Räthsel lehrreich löste, wie auch bei dieser Form ein absoluter Despotismus sich nach und nach durchbilden kann. Dann kommt Neapel unter den Aragoniern Ferdinand, Alfonso, Ferdinand II. an die Reihe. Auf neuere Darstellungen, z. B. von Leo, Orloff, u. A. ist nicht Rücksicht genommen, dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae; dasselbe gilt auch von Genua, Florenz und Mailand, bei dessen Beherrscher Ludwig dem Mohr dem Verf. der kleine lapsus memoriae begegnet, daß er S. 27 und 35 den Ludwig dreimal zum Schwiegervater des Herzogs Hercules von Este macht, während S. 50 doch Ludwig's Gemahlin Beatrice ganz richtig eine Tochter des Herzogs von Ferrara genannt, er also als Schwiegersohn bezeichnet wird. Bei Gelegenheit des Papstes Alexander VI., gegen den indirect und direct Savanarola mit auftrat, hätten wol aus Burkard's Diarium (S. Eccard, II, 2184 u. s. w.) noch ganz andere Scheußlichkeiten aufgedeckt werden können, wenn die züchtige Muse der Geschichte nicht erröthet wäre. Solche Reticenzen loben wir, wo sie unumgänglich nöthig sind. Nur der Ludovico Moro, der vir ad exitium Italiae natus, hätte noch nachdrücklichere Würdigung verdient; auch Leo hat uns dabei nicht genügt.

Die Schilderung Frankreichs, Ludwig's XI. verruchten Andenkens und Karls VIII., des verliebten, selten zur Mannheit erwachenden, tändelnden Knaben, hebt mit dem zweiten Capitel an. Die anjou'schen Ansprüche auf Neapel und die orleanischen auf Mailand hätte eine genealogische Tabelle passend erläutern können. Wenn wirklich Karl VIII. so ernsthaft an eine Eroberung der Türkei oder des alten oströmischen Reiches dachte, so sieht man eines Theils die üppige Phantasie des königlichen Knaben, andern Theils die Kindheit damaliger Politik. Freilich hatte man ein Mittel seltsamer Art in den Händen, den damals in Verwahrung des Papstes befindlichen Bruder des Großherrn, den Prinzen Geman (Zizim), den der Verf. nach Hammer „Geschichte der Osmanen", II, 277, richtiger Dschem geschrieben haben würde, und welcher nachher ein beklagenswürdiges Opfer päpstlicher Verruchtheit wurde. Moro's Intrigue, Karl zum Zuge gegen Neapel zu bewegen, um sich selbst vor der

Rache Alfonso's zu schützen, dessen Schwiegersohn Johann Galeazzo Ludwig die Herrschaft und bald das Recht zu leben raubte, ist bekannt genug. Es ist aber eine schöne Lehre in der Geschichte, daß die Bosheit an dem Dolche, den sie für Andere schleift, endlich selbst noch verbluten muß. Den Sforza erreichte, wenn auch später (1500) und außer den Grenzen dieser Schrift, die Strafe für seine Selbstsucht. Aber auch misvergnügte und flüchtige Neapolitaner unterstützten des Sforza Plan in Frankreich. Wie falsch des Mailänders Politik dabei war, wird S. 27 richtig nachgewiesen. Daß aber Sforza selbst um die schöne Isabelle von Neapel geworben und, von Alfonso abgewiesen, bei seiner Bewerbung seinem Mündel Galeazzo hatte nachstehen müssen und darum deren Vater auf das tödtlichste haßte (S. 36), ist einer von den feinen Fäden in der Geschichte, auf welche auch aufmerksam zu machen, um so mehr Verdienst ist, als sie gewöhnlich weniger bemerkt werden und doch psychologisch von so großer Wirkung sind.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier alles Einzelne zu verfolgen. Der Gang der Begebenheit im Ganzen ist bekannt. Karl VIII. zieht aus, borgt bei alten Tanten und Basen Geld und Juwelen, um seine Truppen zu besolden, dringt mit fast mehr Glück als Verstand durch Italien durch und gewinnt Neapel. Jetzt zittert der Sforza bei solchem unerhörten Glücke für seine usurpirte Herrschaft und schmiedet eine neue Ligue, die den Franzosen entweder aus Italien herausnöthigen oder ihm dort sein schnelles Grab graben soll. Karl schlägt sich mit dem halben Heere ritterlich aus Italien wieder heraus — die Schlacht von Fuornuovo ist ein Cabinetstück von malerischer Darstellung (S. 115 fg.) — und vergißt, in Sicherheit gekommen, ehrlos seine in Neapel zurückgelassenen Tapfern, bis endlich eine Art von Friede zu Vercelli 10. Oct. 1495 (S. 149) einen Ruhestand herbeiführt. Wie verächtlich auch sich in diesem Kriege die Italiener als Soldaten benommen haben, darf nicht wundern, wenn man die Ereignisse am Anfange des vorigen Jahrzehends damit zusammenhält. Wie viel ehrenvoller stehen dagegen die kleinen Haufen Deutsche da, die in Neapels Solde mitfochten. Ein solcher Haufen unter einem deutschen Hauptmann, 800 Mann stark, wollte sich durch die Franzosen nach Deutschland durchschlagen, da sie dem Verlangen nach der Heimat nicht mehr widerstehen konnten. „Ohne auf den Rath Colonna's zu achten (heißt es S. 164), nur ihrem Muth und ihrer Kraft vertrauend, versuchten sie unter ihrem Hauptmann Heberlin sich mitten durch die feindliche Macht durchzuschlagen. Von Troja brachen sie auf. Als Heberlin sich von den stärkern Gegnern eingeschlossen sah, ordnete er ruhig seine Rotten. Die vordersten senkten ihre schweren Hellbarden; dahinter die Büchsenschützen. Jeder Angriff der französischen Reiter wurde abgeschlagen, bis diese die kleine Schar rings umschlossen und den Armbrustschützen und Musketiren die Arbeit überließen. Da ging kein Schuß fehl, weil die Deutschen in hohen Gliedern standen. Hauptmann Heberlin sank, die Landsknechte sahen sich in dieser Stellung verloren; die Ehre wollten sie nicht aufgeben. Drum lösten sie ihre Glieder; 200 brachen hervor und sprengten den Feind; der aber umschwärmte sie mit den Reitern und lichtete ihre Reihen durch seine Kugeln. Schritt vor Schritt kämpfend, den todten Hauptmann auf einem Roß in ihrer Mitte, kam die kleine Schar zu einem Gießbache; ihn zu durchwaten, mußte man die Glieder lösen. Da wurden die vereinzelten Männer gesprengt. Keiner entrann. Camillo Vitelli war es, der den Sieg erfocht; dann nahte auch Monpensier; alle staunten die starken Glieder der Deutschen an, den ungebrochenen Muth, der sie auch im Tode nicht verlassen hatte. Es hatte Keiner an Flucht gedacht."

Wie diese Probe einen gebildeten historischen Styl zeigt, so ist die ganze Arbeit ein Beweis von historischem Fleiße und historischem Geiste nach Auffassung und Behandlung des Gegenstandes. Trotz des Wirrwarrs der verschiedenen Begebenheiten und Interessen weiß der Verf. das Interesse dauernd aufrecht zu erhalten und den Hauptfaden glücklich durchzuführen, sodaß das ganze historische Drama seiner Einheit nicht entbehrt.

Das Ganze ist bis zu Karl VIII. Tode 7. April 1498 geführt, der seinem Leben würdig entspricht. Dem Ballspiele seiner Hofleute zuzusehen, begab er sich in die Galerie des Schlosses von Amboise und stieß sich mit dem Kopfe so heftig an die Thür, daß er an einem Schlagfluß starb. Auch eine der Ironien des Schicksals. Der Ueberwinder Italiens erliegt einem Thürpfosten! Fast gleichzeitig (23. Mai) ging in Florenz ein anderer Mann unter, der auf eine ganz andere Weise der Reformator Italiens hätte werden wollen: der berühmte Dominikaner Girolamo Savonarola. Hier (S. 190) heißt es, er sei gefoltert worden, ehe der Strang seinem Leben ein Ende machte und der Arno die Asche der verbrannten Leiche aufnahm. Nach Andern wurde er auf dem Platze vor dem Palaste verbrannt. Dieser Mann, doch einer der Sturmvögel der geistigen Revolution, die wenige Jahre darauf ausbrach, verdiente wol auch seine eigne Monographie, aber von tüchtiger fester Hand.

Unsern wackern Neophyten in Klio's Tempel muntern wir auf, auf der betretenen Bahn rüstig weiterzuschreiten, und sehen der Fortsetzung eines Unternehmens, welches sich auch durch die äußere Ausstattung sehr empfiehlt, mit Freude entgegen. Ein Kärtchen von Italien würde eine erwünschte Zugabe sein. 41.

Miscellen.

Warum wird das Blut des heiligen Januarius fließend?

Weil es kein geronnenes Blut, weil es nicht vor Jahrhunderten gesammelt, getrocknet ward und durch ein Wunder wieder fließend wird, sondern eine chemische Substanz ist. Man darf nur Schwefeläther mit der Ochsenzunge (onosma Lin.) färben und diese Tinktur dann mit Wallrath sättigen. So lange die Wärme, in der man diese Masse aufbewahrt, unter 10 Gr. R. beträgt, ist sie geliefert, bei 20 Gr. schmilzt sie und braust auf. Man darf zu letzterm Zweck das Glas nur einige Zeit fest in der Hand bewahren. So berichtet Salverte in: „Des sciences occultes" (1829), I, S. 232. Und so wäre das Wunder, das in Neapel mindestens alle Jahre einmal stattfindet, sattsam erklärt. Daß der Priester es in seiner Gewalt habe, das Blut zum Fließen zu bringen, ist durch mehre, zum Theil spaßhafte Anekdoten erwiesen. Als es einmal zur Zeit der Franzosenherrschaft gar nicht flüssig werden wollte und die Lazzaroni wie Unsinnige sich geberdeten, da sie es den fremden Ketzern zuschrieben, raunte ein Oberster dem Erzbischof etwas von Erschießen ins Ohr, und bald konnte er nun rufen: „è fatto!" Aehnliche geistliche Taschenspielereien herrschten zu allen Zeiten. Horaz macht sich schon lustig darüber. Zu seiner Zeit verdampfte der Weihrauch ohne Kohlen ganz von selbst (Sat. I, 5):

> Dum sine flamma thura liquescere limine sacro
> Persuadere cupit Gnatia.

Das ist doch ein bischen zu viel!

Daß in der Augsburgischen Confession Manches vorkommt, was kein Theologe, er müßte denn blos auf die Worte schwören, jetzt noch in Schutz nehmen und als unfehlbar anpreisen wird, bedarf wol keines Erweises. Aber so viel Irrthümer sind doch wol nicht darin, als ein Jesuit, Herrmann Thyräus*) im 16. Jahrh. gefunden haben wollte. Nicht weniger als 6000 dubiorum und 2000 irregularitatum hatte dieser darin entdeckt. So versichert wenigstens ein Confrater desselben, Alegambe**), in der „Bibl. scriptorum Societatis Jesu", S. 181. 86.

*) Geb. zu Neuß am Rhein 1532, † 1591. Seine 6000 dubia und 2000 irregularitates sind übrigens nicht gedruckt worden. Der Tod raffte ihn hinweg.

**) Geb. 1592, † 1652. Seine „Bibliotheca" erschien 1643 in Antwerpen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 176. — 25. Juni 1834.

Theodor. Ein Roman von Sigismund Wiese.

(Beschluß aus Nr. 175.)

Die nun eintretende Umkehr Theodor's ist, wie fast das ganze geistige Leben des Helden und der Hauptpersonen durch mystische, fast möchten wir sagen, wollüstige Einstreuungen und Beziehungen auf die sinnliche Liebe bezeichnet. Der Bruder seiner ersten, längst vergessenen Geliebten hat sich der Theologie aus innerm Drange gewidmet. Er war der Geistliche, welcher Theodor's Freund und dessen Bruder traute, nachdem Theodor kurz vor der Einsegnung die gegenseitigen verbrecherischen Verhältnisse der Bräute und Freunde veroffenbart hatte. Dieser suchte Theodor auf, als derselbe nach einigen Jahren Minister geworden war und in Sinnenlust schwamm. Er fühlte, daß Theodor's Zeit noch nicht gekommen sei, und verließ ihn ohne Trost. Er hatte eine jüngere Schwester bei sich, die als Kind schon sich an ihn anschloß und der ältern Schwester, Theodor's verlorener Geliebten, im Aeußern sehr glich, aber, durch den Bruder veredelt, sich sehr vorzüglich entwickelte. Sie war als Kind Zeugin der Verbrechen Theodor's gegen die Braut seines Freundes, und von jener Zeit an liebte sie ihn. Wir leugnen nicht, daß in diesem mystisch-wollüstigen Instinkt eine große psychologische Wahrheit angedeutet sei, und daß die geschickte Wiederbelebung der ersten reinen Liebe Theodor's zu der verlorenen Geliebten in deren verjüngtem Ebenbilde mit noch schönerer Seele ebenfalls ein guter psychologischer Griff sei, sind aber, seit Göthe die „Wahlverwandtschaften" gegeben, auch fest überzeugt, daß nichts in dem Reiche der gemüthlichen Erscheinungen misverständlicher sein könne als diese unbewußte und vielleicht unerklärliche Seelenwollust. Wir erhalten hier ein neues Spiel mit Dem, was zu zart ist, als daß der Sterbliche die Schleier zu lüften suchen sollte, um die schwache menschliche Natur dahinter zu entblößen. Leider hat Göthe mit diesem Frevel manches Verbrechen beschönigt und die Sittlichkeit gewiß nicht im Volke gefördert. Unser Verf. hat diese geistig-sinnliche Wahlverwandtschaft benutzt, um dem verlorenen Sünder Theodor den Weg zur Tugend von einem Engel gleichsam beleuchten zu lassen, der ihn zuerst liebte, weil er ihn sinnlich fallen gesehen hatte — ein Blick in das weibliche Gemüth, der eine genaue Aufmerksamkeit auf dessen Regungen und Entwickelungen verräth. Mit Hülfe dieses lockenden Engels führt Theophil, so heißt der Geistliche, den gefallenen Freund zu Gott zurück und lehrt ihn die Religion der Liebe, der Versöhnung, der Gnade, mit Einem Worte, der Erlösung kennen.

Wir sind überzeugt, daß die Theologen manchen geistvollen Satz, welchen Hr. W. in diesem Theile seines Romans entwickelt, höchlich misbilligen werden. Uns haben dagegen die hier niedergelegten, oft sehr geistreichen Ansichten über die Hauptlehren des Christenthums angenehm überrascht, weil sie uns theils neu, theils mindestens neu angewendet und gewendet erschienen und eine alte Lieblingsmeinung bestätigten, daß die Lehren des Christenthums in jeder Gestalt und in jeder Sprache einer Schule ihre imposante Wahrheit behaupten. Hr. W., der sich zu der Hegel'schen Schule, bewußt oder unbewußt, hinneigt, hat die Gewalt des Christenthums unleugbar tief in sich empfunden, und vielleicht ist er der Erste in dieser Schule, welcher die christliche Moral und die christliche Glaubenslehre in ihrer ursprünglichen Reinheit gegen die Hegel'sche Syllogistik und Vernünftigkeit rettet. Eine Hoffnung haben wir für die Fortentwickelung der Philosophie in Deutschland daraus geschöpft, nämlich die, daß man in wenigen Jahren wieder mehr darauf zurückkommen werde: Niemand könne die Religion entbehren, wenn er auch einige philosophische Schulweisheit sich angeeignet hat. Im Hegelthum sollte das Christenthum untergehen; denn Hegel meinte, es gehe in seiner Lehre auf, und mehre seiner Schüler sind davon fest überzeugt gewesen, ehe sie das Christenthum kannten.

Es würde für d. Bl. ein sehr langweiliges Geschwätz werden, wenn man diesen Roman in seine geistigen Fasern, Nerven und Muskeln gleichsam anatomisch zerlegen wollte. Wir ziehen es vor, zur Unterhaltung Einzelnes, zum Theil schon Angedeutetes schärfer hervorzuheben, um zu einer Charakteristik dieses interessanten, ungewöhnlichen Werkes noch Einiges beizutragen.

Wir müßten uns sehr irren, wenn der geistreiche Verf. nicht eine bestimmte herrschende Lebensansicht in seinem „Theodor" habe personificiren wollen. Ja, wir gehen noch weiter, wir setzen sogar diese Lebensansicht an einen bestimmten Platz. Mit Ausnahme weniger Nuancen erinnert die Zeichnung an Faust und vielleicht an dessen Dichter und an die armseligen Nachbeter, welche ohne

Christenthum mit etwas unbegriffener Epikureisch-Platonischer Weltanschauung durchzukommen wähnen, weil sie den Muth und die Kraft nicht haben, den unumstößlichen Vorschriften christlicher Moral nachzuleben. Der höchste Sinnengenuß gilt für die höchste Schönheit des Lebens. Sie ziehen Alles in den Kreis dieses Genusses, was ihnen die Gegenwart angenehm machen kann, und schaffen sich Alles vom Halse, selbst Freunde, die ihnen dabei unbequem oder hinderlich sind.

Theodor ist ein weicher Mensch und von der Natur an Geist und Leib vor Tausenden bevorzugt. Als Jüngling schwärmt er für Freundschaft und Liebe, bis er sich in beiden getäuscht sieht, gleichsam der höchste aristokratische Egoismus, welcher die Welt nur im Verhältniß zu sich, nicht umgekehrt würdigt. Von jetzt an zweifelt er an der edlern Natur des Menschen; die Sinnlichkeit erwacht allmälig und bemeistert sich seiner, und sie als das Triebrad menschlicher Bestrebungen betrachtend, ergibt er sich ihr. Geistvoll und kühn selbst in der Sünde, lockt ihn nur der mit dem höchsten geistigen Reiz gemischte Sinnengenuß, bis er endlich dem Verbrechen zueilt, dem einzigen und letzten Mittel, sich „standesgemäß" gegen Reclamationen zu schützen. Ursprünglich ein edler Mensch, fühlt er endlich, daß er damit an ein Ziel gelangt sei, über das hinaus er nicht könne; und will er nicht schmählich untergehen, so muß er nach einem Trost, einem Stützpunkt suchen, um die entstandene ungeheuere Leere seines sinnlichen Daseins auszufüllen. Eine seiner Geliebten läßt aus Eifersucht seine andere Geliebte vergiften. Der Giftmischer ist der erstern Lieblingsdiener und läßt sich für seine That die letzte Gunst von seiner Gebieterin versprechen, die diese nachmals nicht erfüllen will. Schon hat diese ihren alten Mann, den Vorgänger Theodor's auf dem Ministerstuhl, aus der Welt geängstet; jetzt soll sie Theodor's Frau werden, und am Hochzeittage offenbart der Lieblingsdiener Alles vor den versammelten Gästen, eine Wiederholung, die man eine Nemesis nennen könnte. Ein von ihm gemisbrauchtes Mädchen, die das Gift gekostet hat, ist seine Zeugin und stirbt an den Folgen des Giftes im Hochzeitsaal. Dann ersticht sich der Angeber; hierauf ermordet sich die Braut, nachdem sie ihre Schuld bekannt hat, und ihr Stiefsohn erhebt zum Zweikampf seine Waffen gegen Theodor, der ihn tödtlich verwundet. Und dieser Theodor wußte, daß seine Braut um jene Mordthaten wisse!

Man kann sich etwas Scheußlicheres nicht leicht vorstellen, als diese Schilderungen der Verirrungen der Sinnlichkeit sind. Wir tadeln daran nichts, als daß sie nicht unwahr sind. Der Lasterhaftigkeit in gewissen eximirten Kreisen der Gesellschaft stehen Mittel zu Gebote, an welche ein bürgerliches Herz nicht denkt.

Eine gewisse Schwärmerei für die freieste Freiheit zieht sich durch Theodor's Charakter von Anfang an. Diese Freiheit findet er, indem er sich ganz den idealsten und wahrsten Neigungen seines Herzens hingibt. In diesem Sinne schwärmt er für die freie Liebe, eine Liebe, die durch keine Rücksichten bedingt ist und nur den Gegenstand als alter ego erkennt und liebt, ohne daran zu denken, daß die Erkannte das zweite Ich sei. So findet er Marien, so verliert er sie, so zweifelt er zuerst, ob der Mensch auch sei, wie der Augenblick ihn bisweilen gebe; und als er sich selbst auf der Erfahrung ertappt, daß die ideale Freiheit für das Leben nicht ausreiche und von der Sinnlichkeit befangen und gestört sei, übergibt er sich dem freien Genuß des Augenblicks, den er nach Maßgabe der Annehmlichkeit verlängert, abkürzt, wiederholt und vergißt. In dem Tausch des Idealen mit dem Sinnlichen betrügt sich Theodor um den Himmel in sich und zweifelt im Genuß aus Weichlichkeit und geistiger Bequemlichkeit an dem Ueberirdischen. Er befestigt sich in diesen Zweifeln durch Sophismen, und eine ihm eigne Ironie hilft ihm die Wahrheit der Religion verleugnen, obgleich er sie nicht zu entkräften vermag. Er hält Die für gutmüthige gewöhnliche Thoren, die ihr anhangen, und nichts vermag ihn aus dieser Berauschung und Betäubung zu erwecken als das Geschick, das er nicht zu beherrschen, sein Gewissen, welches er nicht zu beschwichtigen vermag.

Jetzt erst erkennt er die wahre Freiheit, die Freiheit durch und in dem Gesetz, dem ewigen und dem irdischen, weil dieses die Grundlage für jene ist. Jetzt erst erkennt er, daß die That christlich sein müsse, um gut zu sein. Freilich er hat das Leben mit seinen sinnlichsten Genüssen ausgekostet; es vermag ihm nichts Neues und Pikantes mehr zu bieten. In wenigen Jahren hat er rasch ein langes Leben gelebt. Die Leidenschaft ist gekühlt, die Schwärmerei verschwunden, die Wirklichkeit tritt nackt vor ihn hin.

Der Verf. bietet nun eine Reihe geistreicher Betrachtungen über die Hauptlehren des Christenthums und dessen versöhnende Kraft. Die Liebe des Erlösers, sein Leib und Blut, sein Tod sind mit geistvollen Augen betrachtet, und die Wahrheit wird gefunden, daß selbst unsere größten Dichter und Künstler mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt dem Christenthum ihre Weihe und ihre Genießbarkeit verdanken und dadurch uns ansprechen, während das Alterthum nur für Den genießbar ist, der sich in die religiösen Anschauungen der vorchristlichen Zeiten und Sitten versetzen kann. Wenn dies auch Alles grade nicht neu ist, so hat der Verf. doch das große Verdienst, uns diese Wahrheiten in einem Zusammenhange mit seinen oft überraschenden Ansichten von der Meisterschaft Christi vor die Seele zu führen. Demungeachtet möchten wir nicht behaupten, daß Hr. W. die große Aufgabe, welche de Wette sich in seinem „Theodor" stellte, glücklicher oder allgemeiner überzeugend gelöst habe. Für eine gewisse Art von Gemüthern wird er, wie auch de Wette, überzeugend und genügend gearbeitet haben, wir meinen für die, welche den Heiland verloren und dabei auch die Hoffnung eingebüßt hatten, ihn wiederzufinden. Ja, selbst denen, welche ihn nie gekannt haben, die sich in Philosopheme verloren, die sie über das Christenthum stellten, die Christum meistern zu können wähnten, ohne ihn zu kennen, und am Ende erkennen, wie thöricht und

abgeschmackt sie waren, wird Hr. W. eine willkommene Arbeit geliefert haben. Allein de Wette's Theodor hatte niemals das christliche Fundament verloren; er ringt unausgesetzt nach Wahrheit, und seine Zweifel sind durch keine die Sittlichkeit verletzenden Handlungen begleitet.

Um uns durch die Hölle zum Himmel zu führen, wählte Hr. W. einen Weg, der wahrhaft steil und schwierig zu nennen ist. Seine Sprache ist mit nichts verwandt, was wir bis jetzt in unserer Literatur kennen, wir müßten denn Hegel und Franz Baader und stellenweise Görres als seine Vorgänger betrachten. Wir fürchten sehr, daß die gedankenreiche Schwulst seiner gedrängten Schreibart selbst tüchtig gebildete Leser abschrecken möge, das lebenvolle Gemälde bis ans Ende zu verfolgen. Hr. W. weiß fast jedem Gefühl Worte zu verleihen, und dies ist uns ein Beweis seiner gediegenen Bildung. Allein wir möchten bezweifeln, daß seine Sprache geschmackvoll und gemeinverständlich sei. Wenn Göthe z. B. seinem innersten Gefühle Worte verleiht, so tritt es uns in der einfachsten, klarsten Bezeichnung entgegen. Hr. W. dagegen verlangt, daß wir vielerlei aus Altem und Neuem wissen, um seine Bezeichnungen zu verstehen. Daneben liebt er sprachliche Idiotismen, die außerhalb seiner Provinz kaum verständlich, gewiß aber vor dem Genius unserer Muttersprache nicht zu rechtfertigen sind. Nicht sprachlicher Kynismus, nein, die Gewißheit leuchtet daraus hervor, daß der Verf. seine innersten Gedanken nur in den Redeformen darzustellen vermochte, die ihm von Kindheit auf geläufig waren. Wenn es uns darauf ankäme, das Ungeeignete einer solchen Sprache für ästhetische Schöpfungen zu zeigen, so würden wir leicht in eine Reihe von Ausstellungen uns verlieren, die auf diesen Roman ein nachtheiliges Licht würfen und manchem Leser abschrecken möchten, die Kastanien aus dem Feuer, das Gold aus dem Sande zu holen. Wir haben einem Kreise gebildeter Jünglinge und Frauen dieses Buch vorgelesen und uns dabei vielfach überzeugt, daß zwar der geistvolle Inhalt des Ganzen beständig die Hörer wieder belebe, daß aber auch die Schwulst, Sonderbarkeit und Ungewöhnlichkeit der Sprache fort und fort ermüde und abspanne. Wir mußten immer übersetzen und erklären. Aber bei alledem regte das Buch geistig sehr an. Das psychologische Studium des Verf. verdient alles Lob; wir erwarten von ihm noch Bedeutendes; wer so voll von Gedanken und Bildern ist, kann sich an Einem Tage nicht leer schreiben. Allein wir können nicht dringend genug dem Verf. auch das Studium der Sprache und der Aesthetik empfehlen. Vielleicht verschont er uns dann mit Nacktheiten, die gewiß nicht christlich, ja die selbst nicht griechisch schön sind. Manches ist geistreich und mag gedacht werden; es nimmt sich auch im Munde des Humoristen und Satirikers noch aus; allein der Tragöde hat auf dem Kothurn nichts damit zu schaffen. Jean Paul hat im „Titan" noch stärkere Dinge gesagt, aber dann ist seine Sprache stets am züchtigsten und von allem Kynismus frei. 23.

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Herausgegeben und zum Theil selbst verfaßt von Fr. H. Ch. Schwarz. Als Nachträge zur Erziehungslehre. Leipzig, Göschen. 1833. Gr. 8. 2 Thlr.

Diese Darstellungen zeugen von dem unermüdeten Eifer des würdigen Verf., echte und bewährte Grundsätze und Begriffe über einen allgemein wichtigen Gegenstand zu verbreiten, ans Herz zu legen und vor Anfechtungen zu sichern. Das Werk, zu dessen Erläuterung und Bestätigung sie bestimmt sind, die reife Frucht vieljähriger Erfahrung und Nachdenkens, hat sich Kennern und Nichtkennern anempfohlen, und die vorliegende Sammlung, zu welcher auch kundige Mitarbeiter beigesteuert haben, verdient gleichgünstige Aufnahme. Eine kurze Inhaltsanzeige genügt dem Zweck d. Bl. und dem Bedürfniß ihrer Leser. Wir erwähnen zuvörderst der eignen Aufsätze des Verf. „Die Weihe eines Pädagogen, aus der Bildungsgeschichte eines solchen", hat den unterhaltenden Anstrich einer psychologischen Novelle, ist aber augenscheinlich nicht blos Dichtung, sondern Ergebniß wirklicher Wahrnehmung. Drei verständige und fromme Männer, ein Gärtner, ein Arzt und ein Tonkünstler, tragen nach und nach dazu bei, einem jungen Erzieher, dem sein Beruf Ernst ist, Behandlungsweise und Beruhigung anzueignen, die sie sich in dem ihrigen erworben, mit sich selbst zufrieden, und der Zufriedenheit Derer würdiger zu machen, welche seine Thätigkeit in Anspruch nehmen. Ein Gegenstück dazu, gleichfalls aus dem Leben gegriffen, ist die „Nichtweihe des Pädagogen", ein Brief, wie er geschrieben werden könnte, nebst vorläufiger wohlverdienter, doch gemäßigter Erwiderung. Die „Beantwortung einiger Vorwürfe, welche der Erziehungsgeschichte gemacht worden, nebst Berichtigungen und Nachträgen zu derselben" ist anziehend und belehrend. Die Schulrede, welche das „Christenthum als höchsten Standpunkt für die Erziehung und ihre Geschichte" aufstellt, ist ein heilsames und zeitgemäßes Wort. Aus ehrenwerther Gesinnung ging die Beantwortung der Frage hervor: „Warum ist manchmal eine Erziehung von christlichen Aeltern so unwirksam?" Möge das Bewußtsein eigner Unvollkommenheit, die bloße Ahnung der Möglichkeit, begangen oder unterlassen zu haben, was sie nach strengen Pflichtgesetzen nicht gesollt, auch die Besten beseelen, von dem tiefgefallenen Wesen, dessen Pflege und Schutz ihnen die Natur angewiesen, ihre Hand und Hülfe niemals abzuziehen, ob es auch der ganzen übrigen Welt zum Gegenstande des Abscheues und Ekels geworden! Ist aber nicht blos von Namenchristen, ist von solchen die Rede, denen ihr Gewissen Zeugniß gibt, wie mannichfach, bewußtlos oder unbedacht, sie auch gefehlt und geirrt, die geistige und leibliche Wohlfahrt ihres Kindes gewollt zu haben, so erlauben wir uns nicht zu fürchten, daß diese redliche Gesinnung gänzlich unwirksam geblieben sei. Der Menschenkenner kann nie erwarten, daß irgend eine Erziehung das Ideal derselben erreiche. Einer so hochgespannten Foderung entspricht kein wissenschaftlicher oder künstlerischer Betrieb, der den Händen fehlbarer Menschen vertraut ist. Aber daß die Erziehung wahrhaft christlicher Aeltern jeden ihr und ihr allein möglichen Zweck wohlthätiger Einwirkung verfehlt habe und verfehlen müssen, wird auch der Tadelsüchtigste nicht behaupten, dem Besonnenheit beiwohnt. Der wird sich sagen, daß in der Wirklichkeit die Schule das Haus, das Haus die Schule, beide die Umgebung des Kindes, und die Umgebung beide berichtigen und ergänzen sollen. Das kann füglich geschehen, ohne die Liebe, Dankbarkeit und Achtung zu untergraben, welche das Kind um seiner selbst willen Denen schuldig ist, die seiner Wahrnehmung nicht entschlüpfen. Denn auch das zarteste Alter, welches sich über das Bewußtsein eines Hausthieres noch nicht erhebt, ist empfänglich für die Erfahrung, ihm sei nicht verstattet, was Erwachsenen zusteht. Begriffe von Recht und Unrecht entwickeln sich mit jedem Tage, und dem heranreifenden Kinde darf und soll nicht verhehlt werden, daß nicht Alles zu loben und nachzuahmen ist, was es nicht umhin kann zu bemerken; auch wird dem gutmüthigen sogar angenehm

sein, ohne sich damit zu rühmen, Personen etwas nachsehen zu dürfen, deren Langmuth und Versöhnlichkeit es stündlich auf die Probe stellt. Alberne Nachahmungssucht, Erbsünde des menschlichen Geschlechts aller Stände und Alter, kann nicht früh genug in ihrem ersten Keimen entwurzelt werden: daß die gute Seite dieses Naturtriebs dadurch nicht ersterbe, dafür hat die Natur selbst und die Nothwendigkeit gesorgt. — Da die „Erziehungslehre" des Verf. grade dadurch allen christlichen Religionsparteien angemessen wird, daß sie ihre Vorschriften nicht auf Glaubenslehren stützt, welche ausschließlich einer einzelnen zukommen, sondern auf die leitenden Grundsätze des göttlich verbürgten Sittengesetzes, worüber die verschiedensten zusammenstimmen, so hat uns nicht wenig überrascht, S. 207 den hochverdienten Kant von ihm misverstanden zu sehen. Einen innigreligiösern Denker hat weder die Vergangenheit aufzuweisen, noch wird die Zukunft jemals aufzustellen vermögen. Seine ganze praktische Philosophie, selbst sein unerschütterlicher beseligender Glaube an die Gottheit ist auf tiefgefühltes ethisches Bedürfniß gegründet, dem jede seiner Schriften das Wort redet, und seine Religionsphilosophie eine reiche, von einsichtsvollen Theologen hochgeschätzte Quelle der Belehrung für Jeden, der mit Worten Begriffe verbinden will. Wie einseitig und beschränkt auch die Ansichten seiner frommen Aeltern und Erzieher gewesen sein mögen, er ist nicht bei ihnen stehen geblieben, sondern hat sie und jede von ihnen abweichende Ueberzeugung, die sich einiges Aufsehen erworben, gewissenhaft nachgewogen und geprüft. Hr. Schwarz mag vor sich verantworten können, ihm den Namen des recht eigentlichen, des christlichen Philosophen abzusprechen, der nicht wahrhaft christlich frei gewesen sei, nicht unmittelbar aus dem Urborn der Wahrheit geschöpft habe: wir leugnen das letzte schlechterdings, obwol wir ihm so wenig als irgend einem Sterblichen zutrauen, er habe vermocht ihn zu erschöpfen; aber wir beneiden und befehden Niemand um das Bewußtsein, sich geistigfreier zu dünken als der Weise von Königsberg! Begreiflicher ist uns die Unzufriedenheit des Verf. mit Göthe's Religionsansichten; nur irrt er gewiß, wenn er glaubt, diesem sei unbekannt geblieben, was er sich nicht aneignen wollen. Göthe's Schriften und Briefwechsel, seine vieljährige vertraute Verbindung mit Religionsbekennern jeder Art und Farbe beurkunden im Gegentheil, er habe sich mit Untersuchungen dieses Gegenstandes nicht selten beschäftigt, und mitunter sogar Exegetik und Polemik geübt. Wir zweifeln um so weniger, daß der Dichter, den alle Musen begünstigt, auch von der heiligen begeistert geworden sei, obgleich er nicht rathsam gefunden, deren Eingebungen einem größern Kreise mitzutheilen als dem, welchem er sie ursprünglich bestimmte, da aus seinem Briefwechsel mit Zelter hervorgeht, er habe sich noch am Abend seines Lebens mit diesem zu einem kirchlichen Oratorium vereinigt. Aber was soll man zu dem Particularismus des Hrn. S. sagen, dem sogar der Christensinn unsers Messiassängers nicht vollgültig genug scheint? Ist das Ultrarationalismus oder Ultrasupernaturalismus? — Die „Nachträge zur Erziehungslehre, hauptsächlich mit Beziehung auf Schubert's Geschichte der Seele" sind überaus belehrend und reichhaltig. Der letzte Aufsatz des Herausgebers, ein kurzes „Gespräch mit einem Gegner", führt den an sich nicht schweren, aber, wie es scheint, zeitgemäßen Beweis, daß auch dem Erzieher ein Ideal seines Berufs vorgehalten werden müsse, wenn er nicht sogar hinter dem zurückbleiben solle, was seinen allerdings beschränkten Kräften zu erreichen möglich ist. — Unter den fremden Beiträgen ragen vor allen hervor: „Drei Schulreden" des Gymnasialdirectors Bömel zu Frankfurt a. M. Sie sind historisch-pädagogischen Inhalts und schildern den unsterblichen und segensreichen Einfluß des großen Melanchthon und des nicht minder verdienten Johannes Sturm in Strasburg. Beider Zeitgenosse, des Erstern Schüler und Schützling, Flacius Illyrius aus Albona in Istrien, nicht minder ausgezeichnet durch seltene Naturgaben und umfassende Gelehrsamkeit, war fähig und geschickt, zu wirken wie sie und als Kritiker und Geschichtsforscher sie vielleicht zu überglänzen. Dazu gebrach es ihm weder an redlichem Eifer, noch an unerschöpflicher Kraft, noch an zuvorkommender Aufmunterung. Aber ein, wie es scheint angeborner Eigensinn, eine leidenschaftliche Rechthaberei, eine Verachtung jedes Raths theilnehmender Klugheit verbitterten sein Leben, rissen ihn fort zur Unduldsamkeit und Undankbarkeit, und machten selbst den nachsichtigsten seiner Gönner und Bewunderer unmöglich, ihn zu schützen und zu retten. So endete der Mann, um den sich Fürsten und Universitäten beworben hatten, auf dessen Besitz jede Lehranstalt stolz gewesen wäre, bereits im 64. Jahre seines Alters, kaum geduldet, im Armenkrankenhause zu Frankfurt a. M. Ein Beispiel dieser Art kann der empfänglichen Jugend nicht lebendig genug vorgehalten werden, da die Erfahrung ergibt, daß es viel leichter ist, mit Flacius' Fehlern als mit seinen Talenten zu wetteifern. — „Allgemeine Bemerkungen über den Gang des Menschen, von einem Kenner der Gymnastik" eignen sich für die Kunde des Erziehers. — Den Schluß des Ganzen, das lobende Gutachten des Dr. Kröger, welchen der Herausgeber einen trefflichen und unbefangenen Schulmann nennt, „Ueber die neue Methode fremde Sprachen zu lehren, die Hamilton und Jacotot gegeben", gehörte zur Vervollständigung der Geschichte des Unterrichts, da die Methode Aufsehen gemacht hat; obgleich wir der Meinung des Herausgebers aus Ueberzeugung beipflichten, daß sie so naturgemäß nicht ist, als sie aussieht, und uns sogar erlauben, sie weder für eigentlich neu, noch in ihrer buchstäblich strengen Durchführung für leicht und angenehm zu halten. 57.

Literarische Notizen.

Mit großem Beifall ist aufgenommen worden: „The doctor". 2 Bde.; seit „Tristram Shandy" vielleicht das originellste Buch, das in England erschienen ist.

Jared Sparks gibt in Boston „Library of american biography" heraus, wovon jährlich 4 Bde. erscheinen sollen. Die darin enthaltenen Biographien werden nach Originalmaterialien von verschiedenen Verf. bearbeitet. Der erste Band enthält unter andern die Biographien des Generals John Stark von Edward Everett, und des amerikanischen Romandichters Charles Brockden Brown, der zweite die Biographie des Ornithologen Wilson, der dritte soll die Geschichte des im Revolutionskriege hingerichteten Verräthers Benedict Arnold von Sparks liefern.

Harriet Martineau hat eine neue nationalökonomische Novelle: „The park and the paddeck", als die erste Erzählung zur Erläuterung der Lehre von den Steuern herausgegeben. Die zweite gleichfalls erschienene Erzählung heißt: „The tenth haycock". Zur Erläuterung des Systems der englischen Armenpflege schrieb sie drei Erzählungen: „The town", The parish", „The hamlets". Die ganze Sammlung dieser „Illustrations of political economy" besteht jetzt aus 9 Bdn.

„The life of the late Adam Clarke", des wackern Methodisten und gelehrten Orientalisten, ist in 3 Bdn. zu London erschienen. Der erste Band ist von ihm selbst, den zweiten und dritten hat seine Tochter, Frau Smith, hinzugefügt.

Eine neue treffliche Karte der Vereinigten Staaten mit Theilen von Ober- und Untercanada und Texas ist zu Newyork von Amos Lay herausgegeben worden, 5 Fuß 2 Zoll lang, 4 Fuß 4 Zoll breit. Beigefügt sind statistische Tabellen.

Hugh Pearson hat „Memoirs of the life and correspondence of the rev. *Christian Frederick Swartz*", des verdienstvollen Missionars in Indien, in 2 Bdn. zu London herausgegeben. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1834.

Italiens literarische Verjüngung.

Erster Artikel.

Verfolgt man die literarischen Strebungen der Deutschen seit Lessing und Kant, wie der Engländer, Franzosen und Italiener seit den Zeiten der staatischen Umwälzungen mit ruhiger Unbefangenheit zwar, aber doch echt menschlicher Theilnahme, so muß man Göthe's bekanntes prophetisches Wort von einer sich bildenden Weltliteratur für gleich tief aus dem Innersten erkannten Wesen der Literaturen geschöpft, wie wahr, natürlich und erfreulich ansprechen. Gesunkene Kräfte sich aufraffen und heben, zerstreute sich sammeln, verirrte zurückkehren, unstäte beharrlich und anhaltsam streben zu sehen — dies Schauspiel führt nothwendig auf den Gedanken einer wiedererkannten immer mehr und mehr zu einem Ganzen sich schließenden und rundenden Einheit aller Kräfte des Menschengeistes, der hiermit seine Unverwüstlichkeit und Ewigkeit beurkundet, die freilich eben aus diesem Ganzen hervorgeht. Auch der rasche Verlauf dieses Schauspiels, das so reich an Handlung und Stoff ist, das Fernste heranzieht, die schroffsten Gegensätze heraufbeschwört, um sie seinem Grundgedanken anzueignen und durch ihn zu vermitteln, könnte zu manchen fruchtbaren Betrachtungen Anlaß geben, die aber freilich hier nicht Platz finden dürften, wo es das jüngste Beispiel einer aus tiefer Versunkenheit sich aufzuraffen beginnenden Nation gilt, die, nachdem sie von ihrem classischen Boden aus den Sinn für die Herrlichkeit einer alten untergegangenen Welt angefacht und zur Förderung einer neuen befeuert, nachdem sie Geister ausgeboren, an deren Erzeugnisse Himmel und Erde die Hand legten, wie Dante von seinem unsterblichen Gedichte mit stolzem Selbstbewußtsein sagt, und die eine neue Wissenschaft begründeten, wie Vico; nachdem sie in diesem Wiedergeburtsdrange die wahren und die falschen Wehen des muthwilligen Spottes und zügellosen Witzes über eine nichtswürdige, ränkevolle Staatskunst, des gedankenlosen Unglaubens und der frevelichsten Zweifelsucht überstanden, in Stumpfsinn erhartete, oder auch in einseitiger Nachahmung früherer Muster erschlaffte und in wassersüchtiger Aufgedunsenheit und Breite zerfloß. Sprache und Styl, Floskelwesen und Maulpoesie waren lange, mit Ausnahme würdigerer Einzelnen, aber weniger Beachteten, das Höchste, worauf ihre Poetik und ästhetische Kritik hinauskam, und wie in ihrer Religion verleugnete sich auch hier nicht der Glaube an ein leidiges Ueberliefertes, sodaß die lebendigsten und schönsten Anklänge und Anschauungen aus einem weitern Gebiete des Geistes, aus tieferer Ferne als der bisherigen, angefeindet und sofort mit dem Bannspruch: non si può, non va, non sta, non si dice, geächtet wurden.

So stand es; als nach der fehlgeborenen sogenannten Restauration, nach Murat's Fehlversuchen erweiterter Herrschaft, in Mailand die provisorische östreichische Regierung den innern Groll und Grimm der Bessern, aber auch zugleich den edeln volksinnigen Vorsatz weckte, nach Kräften Betriebsamkeit, Handel und Gewerbe, Bildung und Kunst zu fördern. Graf Luigi Porro Lambertenghi aus Como, und Graf Federigo Confalonieri sprachen: Laßt uns unser Land wieder von Neuem erziehen! Und in diesen Erziehungsplan wurden Wissenschaften, Künste, Schulen, Manufacturen u. s. w. gezogen.

Mit diesen letztern Worten beginnt Pier Maroncelli, der unglückliche, unsern Lesern schon bekannte Mitgefangene des wackern Dichters Silvio Pellico, seine Mittheilungen und Ansichten von Poesie in den jüngst zu Paris erschienenen „Addizioni alle Mie prigioni di Silvio Pellico", welche mit ebenso viel Freimuth und Unerschrockenheit, als Geist und Herz über die harte Cabinetspolitik gegen Staatsgefangene, wie die Carbonari, zu welchen er mit vielen Andern gerechnet wurde, manche Aufschlüsse geben. Wir lassen aber diesen unerfreulichen und gehässigen Gegenstand bei Seite und berichten lieber mit ihm, was Erfreuliches und Förderliches aus Noth und Graus hervorgegangen und ferner edle Blüten und Früchte verspricht, sowie es den Glauben an die unbezwingbare Macht der Idee nähret und kräftigt. Nur dies bemerken wir noch kurz voraus, daß Bildung für Wissenschaft und Kunst auch hier sich immer mehr als in tiefern, allgemeinen Gründen, keineswegs in abstracten und abgebleichten Gedanken und Hirngespinnsten wurzelnd erweisen.

Man begann, erzählt uns Maroncelli, damit, daß man im Hause Porro das berühmte Journal: „Der Vermittler", gründete, dessen Secretair Silvio Pellico war. Hiermit beabsichtigte man, den Geistern eine andere literarische Richtung zu geben, oder mit andern Worten, die Wissenschaften auf ihren reinen und ursprünglichen Zweck zurück-

zuführen, mittels des Schönen zum Wahren zu leiten. Die Schranken einer armseligen, ausschließenden, unduldsamen Kritik sollten niedergerissen, die eignen Reichthümer besser gewürdigt, die fremden mehr genützt, die Schriftsteller ermuthigt werden, die Dogmen einer übereinkömmlichen und nachgemachten Natur aufzugeben, um die eine und vielgestaltige, aber immer lebensvolle und schlichte zu erforschen.

Und so verdanken wir diesem heilsamen und geistigen Anstoß noch immer Silvio Pellico's psychologische, Alessandro Manzoni's geschichtliche Tragödien, des Letztern erhabene Hymnen, des Erstern ereignißreiche zarte Gesänge, Grossi's „Ildegonda und die Kreuzzügler", „Die Verlobten", kurz das Schönste, was die italische Literatur seit 1818 hervorgebracht hat.

Nachdem nun auf die Männer einer entnervten, geschwätzigen Literatur Alfieri gefolgt war, der wie ein wundergewaltiger Simson allein zwei ganzen Jahrhunderten gegenübersteht, sie drängt, erschüttert, niederwirft und ein unheiliges Philistergezücht zerschmettert; nachdem dem ungeheuern Sturze nur zwei an der heiligen Flamme des Gottes Israels Erglühte entronnen, der Sänger der christlichen Siege über die Türken, Vincenzo Filicaja, und der die Symbole menschlichen Ursprungs kraftvoll verpersönlichende Andreini, Verf. der Tragödie: „Adam", der Vico der Dichter, erhaben, wild, vergessen wie dieser, der in Milton die großen Phantasien anregte, wie Vico die tiefen Wahrheiten, die heutzutage jede philosophische Schule durchdringen; nachdem sich um den Koloß Alfieri ein heiterer und keuscher Kreis vielförmiger Stylbildner gesammelt; nachdem Mehre darunter schon sittliche Zwecke anstrebten, wie Foscolo, Pindemonte, Parini; nachdem Andere auf Shakspeare's, Calderon's und Schiller's Schwingen über die fälschlich Aristotelisch genannte dramatische Rennbahn hinausgeflogen, wie Carlo Gozzi: so war es wol an der Zeit, daß eine neue, mit großen Gedanken und Gefühlen genährte, große Wahrheiten lehrende und zu großen Thaten treibende Literatur erstand.

Monti, dieser glückliche Altvater des guten Geschmacks, der nur glänzende und prächtige Worte zu eigen hatte, was vermochte er, als eine Literatur, die er nicht schuf, italienisch einzukleiden? Liebesschwärmerei sprach er mit Werther's Gedanken aus, Epopöe mit Homer und Virgil, Tragödien und Hymnen mit der Seele der besten Tragöden und Lyriker vor ihm. Sprach er allein, so war sein bestes Werk, ein Wunder des Styls, doch zugleich erbärmlich, ein Diebstahl, oder ein Gehäuf von Gestohlenem, ein Verbrechen. Ganz Italien fühlte die Nothwendigkeit, sich von dem Flecken der „Basvilliana" rein zu waschen, als hätte Monti es damit durchaus und durchein in Verlegenheit gebracht. Die zweite Wunde, die Nachahmung, hatte uns so durchgängig verächtlich gemacht, daß wir uns nicht eher erholten, als bis die neue Morgenröthe des „Vermittlers" anbrach. Uebrigens waren Monti und die Mitarbeiter an der neuen Zeitschrift die wahren Vertreter Italiens auf verschiedenen sittlichen Standpunkten.

Das knechtische Italien hatte seinen Monti, der sich dreißig Mal nicht vor dreißig verschiedenen Meinungen, sondern Herren bückte; denn sein Sinn stand weder auf Freiheit, noch auf Absolutismus, noch irgend etwas an sich; es war eine Fröhnerseele, an Personen hingegeben, nicht an Grundsätze. Er sang nicht für Monarchie oder Demokratie, sondern für den Kaiser Napoleon oder den Consul Bonaparte, und beide Personen waren ihm Eins. Wie es sich eben traf, vertauschte er gleichgültig Napoleon mit Washington, Bonaparte den Consul mit Franz I. von Oestreich, Lafayette mit Pius VI. In der That haben viele seiner Gedichte nach und nach all' diese Namen geführt.

„Ein Knecht ist ein halber Mensch", sagt Homer; es scheint, als hätte der unfreie Stand der Dinge, worin Monti und seine Zeitgenossen geboren wurden, ihnen nur eine halbe Seele gelassen, das Schöne zu fühlen, nicht aber zu schaffen.

Seine Galle gegen Das, was er das Schöpfungsgelüst nannte, war merkwürdig; nach ihm war es hinlänglich, nachzuahmen, oder auch nur das schon Hervorgebrachte nochmals hervorzubringen.

Aber auch das knechtische Italien hatte doch manche unruhige Seele, welche die gemeinsame Knechtschaft nicht ertragen konnte; dieser Bruch, der einen Antagonismus bestand, welchem dereinst unser Land sein Heil verdanken wird, war der heilige Feuerfunke, der Italien nicht ersterben ließ und den Uebergang von den Knechten zu den Freien machte. Foscolo bezeichnete diesen Uebergang.

Unstreitig war Foscolo bürgerlich höchst freisinnig; aber ich spreche ebensowol von bürgerlichem und künstlerischem Freisinn, wie von bürgerlichem und künstlerischem Knechtssinn. Italien also, das sich frei machen wollte, hatte die Mitarbeiter des „Vermittlers"; so wahr ist es, daß im Gebiete der Sittlichkeit wie der Schönheit Alles sich bindet und eint, und die Kunst Ausdruck des bürgerlichen, politischen und religiösen Zustandes eines Volks wird. Mancher bleibt, weil er einen Grundsatz nicht in all' seinen Folgen überschauen kann, auf halbem Wege stehen, während ein Anderer das Ziel erreicht; der Letztere ist ein guter Logiker, der Erstere in Widerspruch mit sich selbst. Es gibt in Italien berühmte Männer, Lehrer, welche bürgerliche Freiheit und literarische Knechtschaft einseitig hegen, wie Foscolo, und nicht merken, daß der Uebergang schon von diesem vollständig vollzogen, und Großherzigkeit, Fortschritt war; daß sie aber jetzt, da man unleugbar in ein anderes Studium übergegangen, Rückschritte, Hemmniß, Illiberalität sind.

Es war nöthig, den sittlichen Keim des „Vermittlers" gehörig zu beleuchten, um seine höchstwichtige Schöpfung zu verstehen. Er war eine logische Schule der Freiheit. Eine italienische Regierung nannte ihn eine Verschwörung. Allerdings ist auch jedes ehrenwerthe Streben nach Verbesserung des Gesellschaftsstandes eine Verschwörung der Guten gegen die Schlechten, eine Verschwörung, wie sie das Evangelium allem Irrthum, Vorurtheil und Unbill ankündigt.

Zwei Professoren zu Bologna vertraten, der eine das bürgerlich freie Princip Foscolo's, der andere das bürlich und-ästhetisch freie Princip. Der Erste ist Paolo sta; der Zweite Francesco Orioli, ein europäischer Name, durch seine etrurischen Alterthumsforschungen und Psylogie Paris in Erstaunen gesetzt hat. Man kann sa, er hat in Bologna eine Colonie gegründet, welche doppelte Freiheit des „Vermittlers" bekennt, und übers die sittliche und ästhetische Schönheit der Religion hlt, und keineswegs für mit der wahren Vaterlandse unvereinbar achtet.

Wie der Baum in des Nebukadnezar Nachtgesicht lüten und Früchte getrieben hatte und alle Heerden des eldes unter seinen breiten Aesten weideten, so sah auch r „Vermittler" blitzschnell zwei große Tragödiendichter itstehen, welche zwei große menschliche Aufgaben bearbeiten. Der Herz und Nieren prüfende Pellico wählte sich is Individuum und hatte eine ganz geistige Welt vor ch. Manzoni wählte den Menschen im Ganzen, das olk, auf seinen verschiedenen Stufen der Roheit und der esittung; somit hatte er eine plastische Welt vor sich, ie er, wie den adamitischen Lehm, mit göttlichem Hauche eseelte. Alle Aeußerlichkeit mithin, die bei Pellico, seinem weckе gemäß, beiläufig ist, wird bei Manzoni, um eines ndern Zweckes willen, nothwendig und Hauptsache. Inß nun Pellico und Manzoni ruhig ihrem Berufe folgen, die Gegenwart durch Darstellung von Leidenschaften nd Charakteren, Tugenden und Lastern, Unterdrückungen nd Bedürfnissen aller Zeiten, Jeder auf seine Weise zu elehren, schuf Berchet, der echte italische Tyrtäus, für eute, für die am meisten unterjochten Landschaften eine Poesie, welche den armen Verbannten das Heimweh anegt, Denen aber, welche die Luft unserer schönen und herrichen Halbinsel athmen, den Drang nach Unabhängigkeit.

Sage man immerhin: „Das ist Parteipoesie, keine itasche, keine Weltpoesie, sie wird sich nicht halten". Mag ie doch: Berchet wird wenig für die Kunst, aber sehr iel für sein Land geleistet haben. Danken wir ihm, ehen wir ihn dafür. Er hat freiwillig einen Theil seines Nachruhms dem höchsten Gute hienieden geopfert, der Freiheit seines Geburtslandes.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Amirante von Castilien. Nach dem Französischen der Herzogin von Abrantes. Frei übertragen von L. Kruse. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 4 Thlr.

Ohne politisch-moralische Untersuchungen anzustellen, inwieern das scharf ausgesprochene Nationelle eines Volkes, das Festhalten der Meinung, das Kleben an Vorurtheilen und Gewohnheiten der fortschreitenden Ausbildung nachtheilig sei, wollen wir desto bestimmter die Behauptung vertheidigen, daß jener stationnaire Zustand, der noch nicht ins Allgemeine sich rundet und glättet, dem Romanenschreiber überaus günstig sei. Er darf noch eigenthümliche Charaktere, das Gestrige nach dem Heutigen abschildern, ohne den Vorwurf auf sich zu laden, er ei unnatürlich und verwechsle die Zeiten. So konnte die Verfasserin die geschichtlichen Personen und Thatsachen am Anfang des 18. Jahrhunderts nach eignen Beobachtungen und Erfahrungen portraitiren und motiviren, denn im Wesentlichen haben hundert Jahre keinen Unterschied in Gesinnung, Lebensweise, Vergnügungen u. s. w. in Spanien hervorgebracht, wenn man auch keinen Herzog mehr findet, der da glaubt, Philipp V. könne in einen Orangenbaum verwandelt werden, wenn er in einem Wagen steige, ihm von bedenklicher Hand geschenkt. Die gräßliche Beschwörungsscene des unglücklichen Karl II., dem von boshaften und beschränkten Pfaffen eingebildet wurde, er sei vom Teufel besessen, wäre auf diese Weise wol jetzt nicht mehr möglich; aber den Glauben an teuflische Einwirkungen hat ein großer Theil der heutigen Spanier schwerlich als Hirngespinst von sich abgewiesen.

Die Verf. brauchte wenig Erfindungsgabe, den bedeutenden historischen Stoff auszuschmücken, um Studien und eigne Anschauung, das skizzirte Unzusammenhängende, Unverständliche auszumalen, in Einklang zu bringen und es uns deutlich und anziehend zu machen. Auch ist ihr dies im Durchschnitt sehr gut gelungen: wir glauben an die Wahrhaftigkeit der Darstellung; wir befinden uns am Hofe des letzten spanischen Königs aus dem östreichischen, dem ersten aus dem Bourbon'schen Hause; wir sehen eine wichtige Zeitepoche mit ihren Leitern und Geleiteten, ihren kirchlichen und weltlichen Festen, Empörungen und ländlichen Freuden an uns vorübergehen, bewundern das Veranschaulichungsvermögen der Malerin, ihr weibliches Zartgefühl, das dem sittlich und physisch Häßlichen, das sie aus ihrem Gemälde nicht entfernen durfte, den Schleier der Grazie lieh, und so es auf erlaubte Art verschönte. Wir beklagen den zu Tode gemarterten blöd- und wahnsinnigen Karl II., dessen Geistesnacht Blitze des Gefühls, des Verstandes durchzucken; wir begreifen, wie die leichtfertige, leidenschaftliche Königin, trotz ihrer persönlichen Reize, mit ihrer Gedankenlosigkeit ihre Anhänger ungeduldig machen und ihrer Partei mehr schaden konnte als selbst die Gegner. Wir sehen in das Gewebe ehrgeiziger Ränke, die Thronfolge Spaniens betreffend, wir verdammen den unbarmherzigen Beichtvater des gepeinigten Karl, den Großinquisitor, im Solde Frankreichs, welche Macht auch den guten schwachen Cardinal Portocarero für sich zu gewinnen weiß. Auch der herrschsüchtige eigennützige Minister Oropeza ist aus dem Leben gegriffen, wahrscheinlich nach geschichtlichen Zügen entworfen. In seinem Verhältnisse zu dem Indier Gomez, der erst im Tode als die abenteuernde Nonne Catalina, die zugleich Fähndrich war, entdeckt wird, bleibt Vieles dunkel. Ebenso ist man ungewiß, ob die Verf. für oder wider ihren Helden, den Amiranten, Partei nahm. Er ist ganz Spanier, stolz, muthig, eifersüchtig, empfindlich für den Ehrenpunkt und hat nicht so ganz Unrecht in seiner Härte gegen seine Gemahlin, Oropeza's Tochter, wenn wir auch nicht billigen, daß er sich widersetzt, die Ehe als null zu erklären. Auf den Jugendgeliebten Antonia's wird ein ganzes Register von Vortrefflichkeiten ausgestellt, wir lesen die Beschreibung davon, aber wir finden sie nur darin, nicht an dem Manne selbst, der Amirante darf ohne Eigenliebe sich dem Nebenbuhler Fernando kühnlich gegenüberstellen. Farblos wie dieser, von unbestimmten Zügen ist auch die Schöne, zu der Vermuthung Anlaß gebend, daß die Phantasie der Verf. weiblicher Natur sei, die den empfangenen Keim glänzend und frisch ausbilden, nicht aus sich selbst die Gestalt erschaffen kann.

Die Uebersetzung läßt die gefällige fließende Schreibart des Originals nicht vermissen. Dagegen steht der deutsche Corrector gegen seinen französischen Collegen sehr im Nachtheil, denn er ließ eine solche Menge von Druckfehlern stehen, daß man gewißlich auf jede Seite einen rechnen kann.

2. Blutrache im Hause Anjou. Eine Trilogie von Novellen aus Neapels und Ungarns Vorzeit. Von H. E. R. Belani. Erster Theil. Johanna I. Königin von Neapel. Zweiter Theil. Otto der Tarentiner, Herzog von Braunschweig und König von Neapel, und Elisabeth und Maria, Königinnen von Ungarn. Neuhaldensleben, Eyraud. 1833. 8. 3 Thlr.

Gegenden und Musik, Kleider und Heilmethoden, Alles ist

der Mode unterworfen, so auch historische Charaktere und Vorfälle. Lange Jahre modern sie bestaubt und vergessen in alten Chroniken und Geschichtsbüchern, plötzlich erinnert Jemand an sie, und nun bemächtigen sich Romanen- und Tragödienschreiber ihrer und pressen und drücken so lange an ihnen, bis das letzte Tröpfchen Saft herausgequollen ist. So ist Johanna von Neapel seit Kurzem aus der Vergessenheit aufgetaucht, und wirklich eignen sie ihre abenteuerlichen Schicksale, ihr tragischer Tod recht wohl zu einer romantischen, ja dramatischen Heldin. Unser Verf. stellt sie kalt und herrschsüchtig dar, wie sie der Politik des Herzens Triebe, das Glück der Schwester opfert, den rohen Andreas von Ungarn, den Wollüstling von wüsten Sitten, als Gemahl duldet, seine Ermordung nicht gebietet, aber sie stillschweigend billigt und darum weiß. Ihren Männerwechsel leitet der Verf. mehr aus politischen Gründen als aus ungezügelter Leidenschaftlichkeit ab. Böses gebiert Böses, und so überbietet der Königin Mörder und Nachfolger, Karl Durazzo, dem ein Verbrechen das Dasein gab, Alles, was seine Vorgänger verschuldeten, bis auch er, der halb Wahnsinnige, der Rache verfällt, die erst dann gesättigt ist, bis sie kein Haupt mehr findet, auf das sie Ansprüche gründen kann. Die ganz unschuldige Maria von Ungarn muß für die Vergehen der schändlichen Mutter und deren Parteihäupter durch lange Gefangenschaft und frühen Tod büßen nach kurzer, friedlicher Ehe.

8. Heinrich Masterton, oder Abenteuer eines jungen Cavaliers. Vom Verfasser von „Cardinal Richelieu", „Darnley" u. s. w. Uebersetzt aus dem Englischen von Th. Fischer. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1833. 8. 4 Thlr.

Wie jener Mann die Erlaubniß, häßlich zu sein, übertrieb, so übertreibt unser Verf. die Erlaubniß englischer Romanenschriftsteller einer breiten Exposition und weit ausgesponnener Gespräche. In die Betrachtungen schleichen sich Gemeinplätze ein; die Geschichte an sich ist anziehend, die Charakterschilderung der Hauptpersonen gelungen. Aber das Eigenthümliche der damaligen englischen Ghibellinen und Guelfen, der Cavaliere und Rundköpfe, kommt nirgends zur Erscheinung, Heinrich Masterton und sein Bruder gehören jenen fast nur zufällig an, und diese werden blos im Vorbeigehen aufgeführt. Die meisten handelnden Personen gehören in die Kategorie der Achselträger, die sich ein Pförtchen offen erhalten, durch welches sie zur obsiegenden Partei sich retten können. Die Liebesleiden und Freuden, die vielen Fährlichkeiten, die Heinrich und die Seinigen erleiden, das nicht immer klare und wahrscheinliche Geschick der mit ihm in Beziehung stehenden Personen füllt den Inhalt, vermehrt durch episodische Begebenheiten und Personen; unter letztern ist die des für Frankreichs Herrlichkeiten enthusiastischen Ritters Vitray eine der ergötzlichsten, scharf ausgeprägten. Morde aller Art, die sich zuletzt so häufen, daß sie beinahe lächerlich werden können, führen Heinrich über alle Hindernisse hinweg, und wir verlassen ihn am Schluß im Besitz eines wohl verdienten ehelichen Glücks, mit Gütern gesegnet, als einen wohl bestandenen Mann. Die Uebersetzung scheint buchstäbliche Treue zu beabsichtigen und in diesem Bestreben mitunter auf falsche Fährte gerathen zu sein. 53.

Galanterien und Liebesgeschichten August des Starken, Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen. Nach: „La Saxe galante du Baron de Pöllnitz". Frei und in Novellenform bearbeitet von H. E. R. Belani. Zwei Bändchen. Neuhaldensleben, Eyraud. 1833. 8. 3 Thlr.

Seit einigen Jahren hat sich Ref. Mühe gegeben, eine Schrift wieder in die Hände zu bekommen, die ihn vor vielleicht 20 Jahren ein gewisses Interesse ablockte, nämlich „La Saxe galante", nicht in einer der miserablen Uebersetzungen, die davon existiren, sondern im Original, welches gut geschrieben ist. August, der sogenannte Starke, ist einer der auffallendsten Charaktere in der Geschichte des verflossenen Jahrhunderts. Ein Mann von den schönsten Naturanlagen, von einer seltenen geistigen Kraft, überragt er seine Zeit und geht endlich in ihren Erbärmlichkeiten unter, weil der Strom seiner Kräfte kein Bett, keinen Damm, keine Beschränkungen fand, die ihn nöthigten, bequem und beglückend für die Menschheit hinzuwallen. Uns war dieser Fürst besonders darum aufgefallen, weil er, der sich gleichsam in der Galanterie und den überladenen Geschmacklosigkeiten der französischen Hofsitte unter Ludwig XIV. erschöpfte, zu einer solchen Reinheit des Geschmacks sich erheben konnte, daß er mit der ihm eigenen Freigebigkeit Summen für Gemälde und Kunstwerke hingab, deren wahren hohen Werth erst unsere Zeit vollständiger zu würdigen wieder gelernt hat. Offenbar ist die besonders von ihm herrührende Sammlung in Dresden ein Beweis für Das, was August hätte sein können, wenn er gezügelt worden wäre.

Leider hat das vorliegende Werk blos das Verdienst, uns diesen Fürsten nur in seinen Lüsten zu zeigen. Man könnte eine gute Geschichte dieses Mannes wünschen, wenn man diese, aus des aufmerksamen Pöllnitz Memoiren herausgeschnittenen wollüstigen Bilder liest. Wir beneiden das Publicum nicht um dieses Geschenk des Hrn. Belani, und möchten ihm nur als Sittengemälde einer Zeit, eines Hofes und seines Adels einen, obwol untergeordneten Werth beimessen. Die Erzählung ist oft zu breit und der Wiederholungen desselben Stoffes zu viele. Offenbar hat die galante Süßigkeit der Zeit, die er schildert, den Verf. übermannt. Im Französischen des Hrn. v. Pöllnitz nimmt sich dergleichen noch leidlich aus, aber nicht in Novellen, welche dem Geschmack der Zeit angepaßt sein sollen. Wesentlich ist an dem Original nichts verändert, und wir glauben, Hr. B. hätte besser gethan, dieses wiederzugeben, wie es ist. 23.

Literarische Notizen.

„Histoire de France, depuis juillet 1830 jusqu'à la fin de 1834, considérée sous les rapports politique, industriel et littéraire, par *Ch. Villagre*" wird 4 Bde. stark werden, die in wöchentlichen Lieferungen zu 2 Bogen herauskommen; die erste und zweite sind bereits erschienen. Wenn die Franzosen ihre Geschichte nicht von Grund aus lernen, so mögen sie wenigstens ihren Schriftstellern und Verlegern die Schuld nicht beimessen. Eine Geschichte von Frankreich jagt die andere; der Unzahl derselben, die seit Kurzem vollendet wurden oder noch in einzelnen Lieferungen erscheinen, schließen sich in rascher Folge immer neue an. So wird auch in siebenter Auflage Montgaillard's „Histoire de France depuis le règne de Louis XVI. jusqu'à l'année 1825" behufs größerer Verbreitung in Lieferungen zu 2 Bogen mit 1 Stahlstich angekündigt (Preis 50 Cent.). Das Werk wird nicht nur im Aeußern sehr schön ausgestattet und mit 90 Stahlstichen nach Zeichnungen von Raffet geschmückt sein, sondern auch nur 45 Francs in dieser Ausgabe kosten, statt daß der Preis der frühern 69 war.

„Discours et faits mémorables du général La Fayette" werden in 2 Ausgaben, in 8. und 12., angekündigt, sie sollen in beiden Ausgaben 3 Bde. betragen und in 10 Lieferungen ausgegeben werden.

Demanne hat eine Auswahl von d'Anville's Schriften unter dem Titel: „Oeuvres de d'Anville", in zwei Quartbänden mit Karten und Bildniß des Verfassers herausgegeben.

Von Raban ist „Le bonnet rouge" in 4 Btn. erschienen. 48.

Berichtigung. Die in Nr. 160 beurtheilten „Deutschen Lieder von K. v. Holtei" kosten 18 Gr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1834.

Italiens literarische Verjüngung.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 177.)

An dem „Vermittler" arbeiteten auch andere große Italiener außerhalb ihres Landes, wie Pellegrino Rossi und Sismondi, beide in Genf. Im politischen Fache Gioja, Romagnosi, Ressi, Pecchio, der Marchese Hermes Visconti, der Graf Pozzo, der Graf Giovanni Arrivabene; im arzneiwissenschaftlichen Rasori; in der Astronomie Plana, Carlini, Mussotti; im literarischen Baron Camillo Ugoni, das erste italische Muster geschmackvoller Kritik, Giovita Scalvini, Monsignor Lodovico de' Marchesi di Breme, Don Pietro Borsieri.

Die neue Geschmackslehre des „Vermittlers" hatte ihre Kunstrichter, die sie auch unabhängig von der Zeitschrift verbreiteten. Berchet gab einen Band Gespräche mit seinem Oheim heraus, welchem er Bürger's „Leonore" übersetzte und erklärte. Es war ein praktisches Beispiel von einem Schönen außerhalb der Laufbahn, welche die Rhetoriker allein gestatteten, wobei sie denn blind oder undankbar vergaßen, daß seit Guido Guinizzelli, Dante's dichterischem Ahn und erstem Vater der italischen Literatur, bis auf Carlo Gozzi grade das Erhabenste und Ruhmwürdigste darin außerhalb dieser Laufbahn entstand. Freilich wol hatten die Rhetoriker gesiegt. Dante, Petrarca und die ganze, durch eigne Schöpferkraft entstandene Schule wurde frevelhaft verleugnet. Monti selbst, der sie hinsichtlich der Worte, oder besser, nach allen äußern Seiten hin geplündert hatte, warf sich vor, daß er zuweilen nicht mehr Homeride gewesen und meinte, seine vortreffliche Uebersetzung der „Iliade", welche bewies, wie er eine fremde Literatur italisch einzukleiden verstand und nichts weiter, hätte wol selbst den Rhetorikern gedient, ihm die nicht legitimen Formen des Barden und Anderes zu verzeihen, bis endlich die „Feroniade" kam und ihn für vollkommen rechtgläubig erklärte.

Ganz Italien nahm also die „Göttliche Komödie" und den Sänger Laura's wieder zur Hand; ein lügenhaftes Schauspiel, ähnlich dem Nordlicht, welches das wahre Tageslicht und die Lebenswärme der Sonne lügt. Ganz Italien wußte nicht, welcher Schatz in jenen Büchern verborgen lag, welchen Keim es daraus ziehen konnte, wenn es sie nur mit keuschen, unkräftigen und freien Augen hätte betrachten können und wollen, wie die nicht verunreinte, nicht verknechtete Seele der großen Dichter, die sie eingab. Aber Dante und Petrarca waren damals in Italien nur zwei wiederaufgelegte Wörter- oder Handbücher von weit glücklichern Wörtern und Phrasen als den Frugonischen und Bettinellischen, und man machte viel Aufhebens davon, daß man die Herrschaft dieser zwei eiteln und ungesalzenen Worthelden abgeworfen; was aber Dante und Petrarca wesentlich waren, das lag in tiefster Nacht verborgen. Gasparo Gozzi, eine ehrliche, freisinnige Seele, ein guter Beobachter im Sittlichen, aber ein sehr schüchterner Kritiker, einerseits von seines Bruders Karl überlegenem Geiste hingerissen, andererseits den erbärmlichen Geboten der italischen Zwergboileaus ergeben, suchte zwei schroffe und sich ewig meidende Gegensätze zu vermitteln. In einer sogenannten „Apologie der Göttlichen Komödie" suchte er zu zeigen, das Muster, oder der epische Prägstock mit allen Maschinen und Zubehör sei vorzugsweise trefflich in Alighieri. Es war ein wahrer Greuel in der Kunst, bezeugte aber doch seinen guten Willen, mehr aus einem gewissen Instinkt für das Schöne, als mit klarer ästhetischer Einsicht den größten Dichter aller Nationen und Zeiten zu retten. Er stiftete etwas Gutes, er war Ursache, daß Dante aufgenommen wurde, aber als Homeride; womit freilich wieder das Dunkel, welches den erhabenen und geheimnißvollen Geist altitalienischer Literatur umgab, nicht aufgehellt, noch der neuen ein Licht angezündet, sondern nur die Finsterniß vermehrt, die erste Unwissenheit also nicht benommen, sondern gar noch ein Irrthum beigefügt ward.

Darum nun trat Berchet, wohl überlegt, die Aufmerksamkeit zu spannen, mit Mustern nicht volkseigner Literatur hervor; er hätte sonst zwei Schwierigkeiten besiegen müssen, einmal die, das neue Princip durchzusetzen, und dann, zu zeigen, daß das neue im Grunde nur unser Altes und Ursprüngliches sei. Jeder konnte seinen Dante an den Fingern hersagen; wie hätte er denn nicht auch seine verborgensten Geheimnisse begriffen? Die neuen Zwecke, die man in ihm nachzuweisen vorgab, hätten ja wie Träume ausgesehen, und die Eigenliebe wäre wol ein starkes Hinderniß auch für minder spröde Gemüther gewesen; wie es denn dem Gabriel Rossetti erging. *) Daß

*) Der Dante und die mittelalterliche Literatur in eine Art

Dante etwas Großes sei, das leuchtete freilich wol Mehren ein; aber es ist nur zu bedauern, daß man nicht zeigte, worin denn das Große besteht. Weit besser benahm sich hier Gravina. Er sagte: ich sehe in Dante ein unermeßliches Geheimniß; ich habe den Schlüssel nicht dazu, aber ich ahnde von fern, daß man ihn finden und sein Werk von einem höhern Standorte aus ansehen wird. Und trotz dieser eingestandenen Unwissenheit nannte er ihn den gesetzgebenden Dichter und mehr noch, weil ihm das doch durchleuchtete.

Lodovico de' Marchesi di Breme, ein tüchtiger, hochherziger Mann, begriff wohl, daß man eine Literatur nicht ohne ein großes und fruchtbares Princip herstellen, und daß auch das Princip einer politischen Wiedergeburt nur aus einem andern hervorgehen könne, dem es als seinem Stamme eingeimpft werde. Außerdem würde man in Egoismus verfallen. Man verlangt Glauben an etwas, und Italiens damalige Philosophie war vielmehr geeignet, den Glauben zu vernichten als zu erzeugen; es war eine ganz sinn- und gefühllose trockne Experimentalphilosophie. Breme's religiöses Gemüth stellte eine andere auf weit bessern Gründen als der Empirie beruhende auf, entwickelte sie mit sanfter Beredtsamkeit, unwiderstehlicher Logik, mit einem jeden Hörer ergreifenden Zauber; es war die Philosophie des Wortes, oder Logos. Heil der Uebermacht der Wahrheit! Breme und Manzoni, die allein das Evangelium im Geist und Herzen trugen, waren von lieben Freunden umgeben, die sie weder durch Schluß, noch durch Gefühl aufnehmen konnten; ein großer Sieg war es, daß sich ein Deist unter ihnen fand. Allmälig fiel vor dem ernsten Denken über die unabweisliche Nothwendigkeit einer neuen geselligen Verfassung, vor redlichen, vorurtheilsfreien Strebungen, guten Schlüssen, d. h. aufrichtigen Folgerungen aus unbestreitbaren Grundsätzen, bald diese, bald jene Burg des Widerchristenthums, und jene Spröden gestanden ein, daß durch das christliche Princip allein auch nichtchristliche Staaten bestehen, auch Nichtchristen einander dulden, achten, lieben; daß es, so lange es Menschen, so lange auch Christenthum gebe, weil es nicht Menschenerfindung, sondern Menschennatur ist, und darum mehr oder weniger in alle Schulen, Philosophien und Religionen eingehe, je nachdem sie mehr oder weniger die Adamskinder zu vermenschlichen oder zu entmenschlichen streben; daß endlich der Satz: „Alle Menschlichkeit ist Christenthum, und alles Nichtchristenthum Menschenfresserei", ein gelöstes und philosophisch erwiesenes Problem, ja Lehrsatz sei.

Breme hatte in seinem schönen Gemüth ein Buch fertig, das er die „Harmonie der Natur" betitelte; es war die Philosophie der Liebe, war ein Hymnus an die Gottheit, war das wissenschaftlich aufgestellte, dialektisch entwickelte Evangelium, das jedes schlichte und rechtliche Bewußtsein zwang, entweder in den unermeßlichen Schöpfungskreis durch Liebe wieder hereinzutreten, oder sich als vom Satan gesendet, als sich herabsetzendes, zerstörendes und liebloses Wesen zu bekennen und herauszutreten. Alles Recht und dessen Ausübung, alle Billigkeit, Sittlichkeit, Freisinnigkeit, alle Freundschaft, Brudersinn, Gleichheit entquelle unwidersprechlich dem Schöpfungskreise, welchen die Menschheit zu vollenden berufen sei. Außer diesem sei nur Unbill, Unsittlichkeit, Gewaltherrschaft, Absolutismus, Kaste, Menschenfresserei, und Lucifer's Empörung erneuere sich nur immerfort. Unglücklicherweise starb Breme, ohne sein Werk herauszugeben und, was noch schlimmer, ohne wol gar geschriebene Materialien zu hinterlassen, welche für einen Andern brauchbar gewesen wären.

Rothwelsch gegen Päpste und Fürsten verwandelte, weshalb ihn noch neuerdings Delécluze („Revue des deux mondes", Thl. II, Abth. 3, Liefer. 4) preist. Ref.

Er verfaßte zwei Dramen, „Ida" und „Ernestine". Sie wurden nicht gedruckt, aber in Mailand und Mantua von der Marchionnischen Gesellschaft aufgeführt und waren voll ureigenthümlicher Schönheit.

Marchese Hermes Visconti wollte eine Uebersicht der Aesthetik des „Vermittlers" geben und behielt die Ausdrücke Classicismus und Romanticismus bei, welche so viel Streit und Widersprüche erregten. Noch war es nicht an der Zeit, einem Volke, das man aus bürgerlicher und literarischer Knechtschaft erretten wollte, Breme's tiefe Theorie aufzustellen; man mußte es stufenweise zur Lehre vom Geiste hinführen. Hätte man zuvörderst etwa blos den Kampfplatz erweitern, und diesfalls die Geschichte des Mittelalters als dichterische Quelle, in Begegnung mit der alterthümlichen griechischen und römischen annehmen, oder analoge Sitte und Glauben, wie Ritterthum, Hörigkeit und Monotheismus gegenüberstellen wollen, so glaubte man damit noch nicht aus dem Materiellen herausgekommen zu sein, sondern immer noch eine gewohnte Plastik nur mit einer andern, jüngern, frischern, jungfräulichern vertauscht zu haben. Man bedurfte eines Uebergangs, und für diesen galt Visconti's Poetik. 96.

Ungedruckte Briefe der Kaiserin Josephine.

1. An die Prinzessin Louis.

St.-Cloud, 30. Juli 18[illegible].

Ich beauftrage einen meiner Stallmeister, welcher zu seinem Regimente reist, Dir diesen Brief zu überbringen, meine liebe Hortense, nebst einigen Spielsachen für Napoleon. Ich hoffe bei meiner Rückkehr aus Frankreich meine liebe Tochter anzutreffen. Dieser Gedanke tröstete mich; allein mein Leben geht traurig vorüber und immer fern von Denen, welche ich liebe. In einigen Tagen befinde ich mich ganz allein; Montag oder Dienstag reise ich nach Plombières, wo ich einen Monat verweilen werde. Meine Gesundheitsumstände, ob ich mich gleich nicht unwohl befinde, erheischen dennoch, daß ich mich ein wenig von der langen ermüdenden Reise erhole, und besonders von dem Schmerze, den mir der Abschied von Eugen verursachte. Gestern habe ich einen Brief von ihm erhalten; er ist gesund und arbeitet viel. Er empfindet es schmerzlich, von seiner Mutter und seiner zärtlich geliebten Schwester getrennt zu sein. Ach! gewiß beneiden Viele sein Loos; sie wähnen, er müsse sich sehr glücklich fühlen; die Leute lesen nicht in seinem Herzen. Doch ich wollte Dir ja nicht schreiben, um Dir meine Leiden zu klagen, theure Hortense, sondern um Dir zu sagen, wie zärtlich ich Dich liebe. Dich und Deine Kinder, wie glücklich ich bin, seit meiner Rückkehr Deinen Sohn Napoleon bei mir zu haben.

Der Kaiser, ohne mir etwas davon zu sagen, hat ihn sogleich bei seiner Ankunft in Fontainebleau holen lassen. Dies



Aufmerksamkeit hat mich innigst gerührt; er hat gefühlt, daß es mir noth thue, Dein zweites Ich zu sehen, ein allerliebstes kleines, durch Dich geschaffenes Wesen! Er ist frisch und munter, er ißt keine andere Suppe, als die ihm seine Amme gibt; er kommt nie, wenn wir zu Tische sitzen; der Kaiser liebkost ihn sehr. Schreibe mir recht oft, liebe Hortense, gib mir Nachricht über das Befinden Deines Mannes; Corvesart ist jetzt wol bei ihm; ich hoffe, daß ihm die Bäder gut bekommen werden; man erzählt sich Wunderdinge von den Kuren, die sie bewirkt haben sollen. Eugen hat mir ein Collier von Malachiten, erhaben geschnitten, für Dich gegeben; ich will es Dir bei Deiner Rückkehr einhändigen. Hr. Bergheim wird Dir ein anderes überbringen, das ich zu Mailand gekauft; es sind geschnittene Amethyste, die auf Deiner hübschen weißen Haut recht gut lassen werden; ich habe nicht Zeit gehabt, sie besser fassen zu lassen.

Der Kaiser hat den Ehecontract zwischen Mademoiselle de Beauhers und Hrn. v. Lauriston unterzeichnet und der Braut ein Geschenk von 30,000 Francs gemacht; es ist eine Person von großem Verdienste, die viel Anhänglichkeit für Dich hat und Deiner Freundschaft würdig ist. Sage viel Schönes von mir dem Prinzen Louis, küsse Napoleon für mich, und glaube an die zärtliche Liebe Deiner Mutter Josephine.

2. An Mademoiselle Aubert (eine der femmes de chambre ordinaires der Kaiserin).

Ich bitte Sie, meine liebe Mademoiselle Aubert, bei Ihrer Rückkehr zu Biennais zu gehen und nachzufragen, ob er mir denn endlich meine Schmuckkästchen bringen will. Ich habe kein einziges, wie Sie wissen. Erkundigen Sie sich auch, ob die Stickrahmen fertig sind, die ich bei ihm bestellt; meine Damen legen die Hände in den Schoos, und ich selbst habe nichts zu thun. Sodann kaufen Sie im père de famille*) in meinem Namen ein vollständiges Assortiment von Chenille nebst einigen Dutzend englischen Nähnadeln.

Das sind viele Commissionen auf einmal. Um keine zu vergessen, denken Sie an mich, und ich bin überzeugt, daß sie Alles richtig bestellen werden. Kommen Sie bald wieder. J. B.

3. An Ihre Majestät die Königin von Holland.

14. Mai, 10 Uhr Abends.

Ich komme soeben im Schlosse Laeken an, liebe Tochter; hier schreibe ich Dir, hier erwarte ich Dich. Eile mir das Leben zurückzugeben; ich sehne mich nach Deiner Gegenwart. Auch Du mußt das Bedürfniß fühlen, mich zu sehen, mit Deiner Mutter zu weinen. Ich wäre gern noch weiter gereist; allein ich bin zu schwach, auch habe ich nicht Zeit gehabt, den Kaiser zu benachrichtigen. Ich habe Muth genug gefunden, bis hieher zu reisen; ich hoffe, daß Du Stärke genug finden wirst, mich zu besuchen. Lebe wohl, theure Tochter, ich bin erschöpft von Müdigkeit und vor Allem von Schmerz. Josephine.

4. An Ihre Majestät die Königin von Holland.

St. Cloud, 11. Juni 1807.

Ich schließe einen Brief bei, liebe Hortense, den mir der Kaiser für Dich geschickt hat und den er mich beauftragt Dir zu senden. Der Kaiser ist zu Danzig und genießt einer vollkommnen Gesundheit. Der Marschall Lefebvre ist zum Herzog von Danzig erhoben worden, mit 100,000 Francs jährlicher Einkünfte. Dein Sohn ist wohl auf; er amusirt mich sehr; er ist so sanft! ich finde, er hat ganz die Manieren des armen Kindes, welches wir beweinen. Adieu, meine liebe Hortense, ich umarme Dich zärtlichst. Josephine.

6. An den Herzog von Otranto, Polizeiminister.

Paris, den 20. November 1809.

Herr Herzog, ich will, daß der junge Dutertre auf eine oder die andere Weise angestellt werde, so lange ich noch Kaiserin bin; Sie würden ihn bald vergessen haben, wenn ich aufhörte es zu sein. Ich grüße Sie. Josephine. (Der junge Dutertre war der Sohn des Generals Dutertre; wegen fehlerhafter Körperbeschaffenheit konnte er nicht zum Militairdienste zugelassen werden; höchst sonderbar klingt die letzte Phrase dieses lakonischen Billets).

*) Ein Kaufladen, der noch unter dieser Firma besteht, in der rue Dauphine.

6. An Mademoiselle Lenormand, Rue de Tournon, Faubourg St. Germain.

Ich bin sehr unruhig, ich muß Sie sprechen. Mademoiselle Aubert, sagte mir, Sie befürchteten arretirt zu werden. Und warum sollte man Sie denn arretiren? Ich werde mit Dubois*) reden. Ich habe in einer der vergangenen Nächte von Schlangen geträumt und sie schnürten mir die Kehle zu, daß ich zu ersticken fürchtete. Was soll das bedeuten? Ich werde Sie künftigen Donnerstag Abends 8 Uhr im Elysée empfangen; ich werde mir stets ein Vergnügen daraus machen, Ihnen zu beweisen, daß Sie mein Vertrauen besitzen; seit langer Zeit schon haben Sie sich dessen würdig gemacht. Josephine.

7. An den Kaiser.

Den 31. Mai 1810.

Tausend, tausend Dank, daß Du mich nicht vergessen. Mein Sohn bringt mir soeben Deinen Brief; mit welcher Begierde habe ich ihn gelesen, und doch habe ich viel Zeit dazu gebraucht; bei jedem Worte habe ich Thränen vergossen, aber wie süß waren diese Thränen! Ich habe mein Herz so ganz wiedergefunden, wie es immer sein wird; es gibt Gefühle, die das Leben selbst sind, die nur mit dem Leben aufhören!

Es würde mich sehr schmerzen, wenn Dir mein Brief vom 19. misfallen; ich weiß mich meiner Worte nicht recht mehr zu entsinnen; so viel weiß ich, daß ein höchst peinliches Gefühl sie mir eingegeben, der Kummer, keinen Brief von Dir zu erhalten.

Ich hatte Dir bei meiner Abreise von Malmaison geschrieben; wie oft habe ich Dir seitdem schreiben wollen! Aber ich fühlte die Gründe Deines Schweigens, ich fürchtete, ein Brief würde Dir lästig sein. Der Deinige war Balsam für mich. Sei glücklich, sei so glücklich, als Du es verdienst; ich sage dies aus vollem Herzen. Du hast mir auch mein Theil an Deinem Glück gegeben; ich fühle es lebhaft; ein Andenken von Dir hat einen unschätzbaren Werth in meinen Augen. Lebe wohl, mein Freund: ich danke Dir ebenso zärtlich, als ich Dich ewig lieben werde. (Diesen Brief schrieb Josephine im sechsten Monat nach ihrer Ehescheidung; die Schwangerschaft der Kaiserin Maria Luise war bereits officiell angezeigt worden). 19.

Normalturnanstalt zu Paris.

Ueber diesen auch in unserem deutschen Vaterlande viel besprochenen, zu Zeiten hart befehdeten, dann aber glücklicherweise neuerdings wieder unter die Schulübungen aufgenommenen Gegenstand berichtet Professor Froissent in seiner lesenswerthen Schrift: „L'art d'élever les enfans; considérations sur l'éducation physique et morale. Dédié aux pères et aux mères" (Paris 1833, 8.), im Capitel von der Gymnastik. Nachdem er die Vortheile dieser Kunst eindringlich dargestellt hat, schildert er die vom Oberst Amoros zu Paris gestiftete Normalschule der Gymnastik. „Als ich" schreibt er „in den ersten Hof des Gymnasiums trat, sah ich die Zöglinge, welche schon darauf warteten, daß die Glocke das Zeichen zum Beginn der Uebungen geben würde. Es herrschte sichtlich unter ihnen eine frische, gesellige Fröhlichkeit und alle Gruppen dieser jungen Leute kündigten Freude und Gesundheit an. Männer in kurzen Jacken, blauen Pantalons und mit leichten Caskets wandelten auf und ab. Es waren die Lehrer. Lachend, spielend, scherzend sah man die Schüler sich zu ihnen gesellen.

Auf der linken Seite des Hofes war der Saal der Physiologie. Ueber der Thür die Inschrift: „Die Gymnastik des O. Amoros unterscheidet sich von der der Alten durch moralische Gesinnungen, welche sie weckt und entwickelt, durch das Feuer, welches sie entflammt für alles Gute, und durch das Verlangen, welches hier in den Zöglingen erwacht, und durch

*) Dubois war damals Polizeipräfect. Mademoiselle Lenormand ist wol hinlänglich bekannt.

die Kraft, welche sie hier gewinnen, dem Könige, dem Vaterlande, der Menschheit sich zu weihen. Preislieder und Belohnungen schöner Handlungen tragen hier gleicherweise dazu bei, jene hohen Zwecke, das Hauptprincip jeder guten Erziehung, zu erreichen". Ueber einer andern Thür las Fr. die Worte: „Um frei und der Gesundheit angemessen sich zu üben, muß der Geist in demselben Verhältnisse, wie der Körper, geübt werden".

Das Innere des Saales fand Fr. geschmückt mit Trophäen, Fahnen, Allegorien und Tafeln, auf denen man Worte der Empfehlung dieser Uebungen, von verschiedenen Schriftstellern ausgesprochen, las. Auch sah man hier Bildnisse solcher Lehrer oder Zöglinge der Anstalt, welche durch irgend eine ausgezeichnete That sich dieser Ehre würdig gemacht hatten. Z. B. das Bild des Corporals Duboc, von der königlichen Garde, der ein Kind, das zerschmettert zu werden bedroht war, gerettet hatte; das Bild des Gardisten Pons, der ein anderes Kind aus der Seine ans Land gebracht hatte; das Bild des 15jährigen Target, der mit eigner Lebensgefahr ein Kind aus dem Wasser gezogen. Die Glocke erschallt, die Zöglinge sammeln sich freudig um ihre Lehrer. Der Sammelplatz ist der eben geschilderte Saal. Es versieht hier jeder sich mit einem gymnastischen Gürtel. Dann treten alle in Colonne und marschiren unter Liedern, welche zu edeln Gesinnungen und Thaten begeistern (Lob der Arbeit, der Vaterlandsliebe, der Ergebenheit für den Fürsten u. dgl.) hinaus auf den freien Platz. Die Zöglinge sind nach ihrer Stärke, ihrem Alter und nach der schon erworbenen Geschicklichkeit in verschiedene Classen getheilt und haben danach ihre besondern Lehrer, welche die Uebungen leiten. Die Anfänger üben sich, über einen horizontalen Balken hinwegzugehen, dann auf demselben reitend sich niederzusetzen und sodann durch Kraft der Arme und Handgelenke sich wieder empotzuheben. Es wird den jungen frei gestellt, selbst über ihre Kräfte und Hülfsmittel zu urtheilen; Niemand wird angehalten, etwas zu unternehmen, das ihm noch zu schwer erscheint; Jedem steht es frei, von einer Uebung, welche noch die Kräfte übersteigt, einstweilen wieder abzulassen. Den Uebungen auf horizontalen Balken folgen die auf schiefliegenden „festen", dann auf horizontalen „schwankenden". So wird die Fertigkeit gewonnen, das Gleichgewicht zu halten. Diese Vorspiele führen zu andern Uebungen, deren Nutzbarkeit für eine Menge Umstände unbestritten ist. Dahin gehört z. B. eine steile oder eine umgeworfne Leiter, das Erklimmen eines Mastbaums, einer Stange, eines Taues. Beim Herabsenken läßt man entweder sich gleiten, oder man nimmt Gegenstände, die man unterwegs trifft, zu Hülfe. Oder man bewegt durch bloße Kraft der Handgelenke mittels eines ausgespannten Seiles sich von einem Orte zum andern; oder man geht über bedeutend hoch gelegte Balken hinweg. Durch unterwärts ausgespannte Netze oder durch Stricke, welche durch die Ringe des gymnastischen Gürtels gezogen sind, werden alle mögliche Gefahren entfernt. Diese Fürsorge hat zur Folge gehabt, daß eine große Zahl von Vätern und Müttern nun mit leichten Herzen den gymnastischen Uebungen zuschauen und ihre Kinder zu Uebungen aufmuntern, wovor sie an jedem andern Orte zurückschaudern würden. Auch die Sprünge in die Tiefe, die Höhe, die Breite sind nicht vergessen worden. Man springt zuerst mit aneinandergeschlossenen Füßen, dann im Lauf, dann mittels einer Stange; beim Springen im Lauf gesellen sich auch wol mehre zusammen; man versucht dann, mit einer, den Kräften angemessenen Last beschwert, zu laufen und zu springen. Man unterscheidet Läufe der Ausdauer und Läufe der Schnelligkeit.

Man begreift leicht, daß diese Uebungen trefflich dienen, die physischen Kräfte der Zöglinge zu entwickeln und das Wachsthum zu befördern. Wird an einem Zöglinge geringere Behendigkeit wahrgenommen, so denkt man über die Ursache nach und entdeckt entweder einen versteckten Krankheitszustand oder gefährliche Angewöhnungen, denen nun entgegengewirkt werden kann. Z. B. ein Hinneigen zu außerordentlicher Magerkeit wird mehr Ruhe erheischen, eine Anlage zur Wohlbeleibtheit aber mehr Bewegung. Schwäche der Muskeln ist kein Grund, die gymnastischen Uebungen, die zur Ernährung jedes körperlichen Theiles wirken, einzustellen, sondern ein Grund, sie den individuellen Zuständen angemessen einzurichten. Eine höchst wichtige Wahrnehmung ist aber besonders die, daß die Zöglinge, welche Amoros' Anstalt besuchen und sich daselbst auszeichnen, zugleich diejenigen sind, welche die glücklichsten Fortschritte auch in Wissenschaften und Künsten machen. Ein natürliches und nothwendiges Ergebniß der innigen Beziehungen, in welchen das Physische und Moralische im Menschen gegenseitig steht.

Es erweckte mir (fährt Fr. fort) ein wahres Vergnügen, diese verschiedenen Gruppen zu betrachten und zu sehen, wie jeder Zögling sich bei diesen Spielen, angemessen seinem Alter und seinen Kräften, übte. Begeistert sprach ich zu mir selbst: „Liebliche Kinder, mit welcher Gelehrigkeit verrichtet ihr jetzt hier Alles, was man euch befiehlt; mit welchem Feuer werdet ihr späterhin der Menschheit, wenn sie euch auffodert, zu Hülfe eilen und euerm Vaterlande den schuldigen Tribut zahlen, indem ihr den Staat mit dem Muthe und mit der Kraft, welche ihr jetzt weckt, übt, ausbildet, dann werdet vertheidigen!" Mit lebhaftem Vergnügen bemerkte ich, daß kein Wink der Lehrer verloren blieb, daß der Wille der jungen Leute, im Einklange mit ihrem Geschmack, sie in diesen heilsamen Uebungen eine hohe Ergötzlichkeit finden ließ, und daß diese Lehrer nicht als ihre Herren, sondern als ihre Freunde erschienen. Warum bietet das Studiren den jungen Leuten nicht dasselbe Vergnügen dar?"

Angefügt sind dann noch: eine Rede des D. Amoros über seine Science raisonnée der Gymnastik; mehre Beispiele merkwürdiger psychischer und physischer Heilungen durch Gymnastik; und die amtlichen Zeugnisse einer Commission zur Untersuchung der besagten Anstalt. Sie bestand aus den Akademikern Degerando, Laborde, Jomard und einigen Andern. In öffentlichen Blättern machte der berühmte Arzt Pariset noch Folgendes bekannt: „Hr. Amoros erkennt, will, thut Gutes. Er ist ein Freund der Kinder und bildet sie zu Männern. Wollt ihr eure Generation umgießen (refondre) lassen und kräftige Seelen haben in kräftigen, gesunden Körpern, so sorget für Amoros und übertragt demselben eure Vater- und Fürstenrechte und Pflichten: denn das ist alles Eins. Glücklich die Völker, wo solche Lehrer, solche Bildner aufstehen!" Warum hat Pariset nicht einen solchen gehabt?

82.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 179. —— 28. Juni 1834.

Ueber die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript von Werner Freiherrn von Harthausen (ohne Druckort). 1833. 8.

Von Dr. Heinrich Leo.

Es hat die Schrift, deren Titel über gegenwärtigem Artikel steht, in den letzten Wochen die Zeitungen so vielfach beschäftigt, es sind über dieselbe, über ihren Inhalt und über die Absichten des Verfassers so wunderliche Aussagen in die Welt gestreut worden, daß Ref., obwol er die Absicht hatte, längere Zeit noch eine Anzeige dieses Buches ruhen zu lassen, um sie bei größerer Muße, um so gründlicher auf das Buch eingehend ausarbeiten zu können, es für seine Pflicht hält, nun damit zu eilen. Das Buch ist durch seinen Inhalt interessant und wichtig, und wird beides durch die Umstände, unter welchen es jetzt Aufsehen erregt, in doppelt hohem Grade.

Seit 1808, wo des Hrn. von Haller „Handbuch der allgemeinen Staatenkunde" erschien, ist in den politischen Ansichten und Richtungen in Deutschland eine unberechenbare Umgestaltung vorgegangen, die um so sicherer und unwiderstehlicher sich weiter entwickeln wird, je langsamer und allmäliger sie sich fundirt hat. Ref. ist zwar keineswegs in Allem und Jedem mit Hrn. von Haller einverstanden, glaubt auch, daß sich die Resultate, welche Hr. von Haller hingestellt hat, noch weit geistiger, wissenschaftlicher begründen lassen; — auch daß Hr. von Haller die Richtung, die ihn auszeichnet, zuerst in Europa ergriffen, will Ref. nicht behaupten, denn die Anlage derselben ist (der Aeußerungen Justus Möser's in diesem Sinne ganz zu geschweigen) in Burke's Reden und Schriften, namentlich in dem Werke über die französische Revolution, bereits in gewissen wesentlichen Grundzügen vorhanden; aber schwerlich würden Burke's Bemerkungen in der Vereinzelung, in welcher sie sich als allgemeinere Ansichten ausgesprochen finden, aus dem sie umgebenden Raisonnement heraus tiefern Eindruck in Deutschland gemacht haben; schwerlich möchte selbst eine philosophischere und religiös begründetere Fassung der Richtung, welche Hr. von Haller repräsentirt, so sicher **zuerst** ihre Leute gewonnen haben, wie es nun die überall auf die unmittelbarsten Lebenserscheinungen sich beziehenden Schriften des Restaurators der Staatswissenschaft und dessen persönlicher, gewissermaßen fanatischer Eifer gethan haben und thun — und so ist in Erfüllung gegangen, daß, wie jene revolutionnair-rationalistische Richtung durch Engländer begann, und wie durch einen Schweizer (durch Rousseau) aus ihr der Gipfel des Unsinns entwickelt wurde — daß so auch die Umkehr wieder von England, von Burke, ausging, und daß sie bis jetzt wenigstens ihren durchdrungensten Vorfechter an einem Schweizer, an Hrn. von Haller, gewonnen hat.

Die Umgestaltung aber besteht wesentlich darin, daß bis auf die Einwirkung des Hrn. von Haller in Deutschland zuletzt nur **zwei** politische Ansichten cursirten und wirkten, welche die eine wie die andere Ausflüsse jener revolutionnair-rationalistischen Substanz (obwol Ausflüsse von verschiedenen Stationen der Entwickelung aus, und daher unter sich wieder entgegengesetzt) waren; während **nun** ein **drittes** Glied der politischen Ansicht hinzutritt, welches von jenen **beiden** nichts wissen will, und das eine für so vernichtend und unbrauchbar erklärt wie das andere. Jene früher geltenden Ansichten bezogen sich beide auf das Abstractum des Staates als auf ein Wesen, welches der Mensch durch sein Denken, Wollen und Bethätigen herstelle, mache; — beide waren der Meinung, diese Herstellung habe statt um des **allgemeinen Besten** willen; beide waren darin einig, daß dies gemeine Beste das höchste Staatsprincip sein müsse, und beide leiteten alle Beschränkungen der individuellen menschlichen Freiheit aus der Nothwendigkeit, für dies gemeine Beste Sorge zu tragen, her — also nur der Weg zu diesem gemeinen Besten und die Vorstellung von diesem selbst bildeten die Unterschiede der beiden Ansichten, wovon wir die eine die **bureaukratische**, die andere die **revolutionnaire** nennen wollen, und deren nähere Charakterisirung wir als so bekannt voraussetzen, daß wir uns hier weiterer Schilderung überheben; nur dies müssen wir noch bemerken, daß jene sich insofern etwas mehr dem alten Recht und der frühern historischen Entwickelung anschloß, als sie gewisse factische Resultate derselben, wie z. B. die bereits gegebene Fürstenmacht, die bereits gegebene Macht der Minister gegen Angriffe der zweiten Ansicht festhielt; freilich aber dann selbst diese factischen Resultate nicht achtete, sondern einerseits doch auch die Pflichten und Rechte des Fürsten nicht von Gottes positiver Ordnung und von dem in der Geschichte entwickeltem guten Rechte, sondern von des Fürsten Stellung als obersten **Dieners** jenes

abstracten Wesens, des Staates, ableitete; andererseits aber auch vis à vis dieses obersten Repräsentanten des Staatsabstracti das alte gute Recht der Unterthanen, also namentlich der alten Stände, keinen Pfifferling werth achtete. Man begreift recht wohl, wie sich unter solchen Umständen die revolutionnaire Gesinnung in Deutschland ausbreiten mußte.

Durch Hrn. von Haller ist man nun allgemeiner zu der Einsicht gekommen, daß dieser Bureaukratismus in seiner weitern Entwickelung nur auch eine Larve der Revolution, und daß ein wahrer Grund politischer Verhältnisse theils in der göttlichen Anordnung natürlicher Dinge, theils in der religiösen Bedeutung des Rechts, wie es sich nun einmal entwickelt hat, allein zu finden ist. Ist man aber erst zu dieser Einsicht gekommen, hat man eingesehen, wie sowol der Sturm der Revolution als der Brand des Bureaukratismus in den Zweigen des sonst so frischen Lebensbaumes unserer Nation gewüthet haben, so ist wol das Erste, daß man nun eine Schau dieser Zweige hält und sich zu versichern sucht, welche Zweige noch lebensfähig sind, und in wie weit ein jeder beschädigt ist, um dann zu wissen, in wie weit sie erhalten, beschnitten oder entfernt zu werden verdienen; denn daß man, wie Hr. von Haller so oft anzurathen scheint, starr und steif auf dem Stande vor der Krankheit zu beharren habe, ist sowol unmöglich als inconsequent. Mögen die Revolution und der Bureaukratismus noch so widerwärtige Krankheiten gewesen sein, die tiefen Einwirkungen derselben auf den Organismus der Gesellschaft im Ganzen lassen sich nicht ignoriren, und wie der leibliche Mensch die Schickungen Gottes in Krankheiten für seine leibliche Entwickelung aufnehmen muß, so wird sich auch der politische Mensch ihrer nicht erwehren können. Die Einsicht über die Unnatur der bureaukratischen und revolutionnairen Theorien wird abhalten, sie weiter zu befolgen; ja! sie wird es zur Gewissenssache und Pflicht machen, diesen Theorien fortan feindlich in den Weg zu treten; aber der factische Bestand, wie er nun ist, ist (wenn auch in Krankheit und Thorheit der Menschen erwachsen) doch eben auch von Gottes wegen da und hat, in wie weit er mit wohlerworbenen Rechten einmal untrennbar sich vermählt hat, ein ebenso göttliches Recht des Bestehens erhalten als die Reste des alten Bestandes haben. Es wird nicht darauf ankommen, das Alte gewaltsam etwa herzustellen (was ja nur eine neue Revolution wäre), sondern darauf wird es ankommen, in wie weit der neue factische Bestand lebendig sich auch in den wahren Grund des Rechts einzuwurzeln, in wie weit er also mit dem alten Bestand fest zusammenzuwachsen vermocht hat oder vermag — und das ist nicht Sache der einzelnen That des Gesetzgebers, sondern der gesunden und allmäligen weitern Entwickelung.

Diese drei hier angedeuteten Absichten scheint uns nun der Verf. des obengenannten Werkes gehabt zu haben: 1) die Absicht einer allgemeiner wissenschaftlichen Begründung der Haller'schen Staatstheorie; 2) die Absicht einer Musterung der Verhältnisse der Provinz Westfalen (oder vielmehr der bis 1803 geistlichen Territorien in derselben), wie sie vor der Revolution waren, wie sie jetzt sind; 3) die Absicht der Andeutung, wie sich der actuelle Bestand zu etwas nicht blos wahrhaft rechtlich Begründeten, sondern auch organisch Lebendigen weiter entwickeln könne. Der günstige Leser erlaube uns diese drei Punkte einzeln noch genauer ins Auge zu fassen.

Was zuvörderst den ersten Punkt anbetrifft, so sucht der Verf. dadurch seine Absicht zu erreichen, daß er zu zeigen bemüht ist, wie es Ein Grundgesetz des organischen Wachsens gibt, sowol in der Welt der Natur als in der Welt der Sittlichkeit. Er sucht Parallelen zu ziehen und Analogien zu gewinnen zwischen den Elementen, Kräften und Reichen der sinnlichen Welt und denen der sittlichen Welt, zwischen den Reichen des Naturgesetzes und den Reichen der Freiheit, und indem er dies thut, spricht er nur klarer, bestimmter ein Verhältniß aus, was den menschlichen Geist beschäftigt hat von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten; denn der astrologischen Weisheit der Chaldäer und Aegypter liegt zu Grunde nur die Vorstellung, daß dieselben Gesetze den Lauf der Himmelskörper und den Lauf des Menschenlebens regierten — und wenn Hegel zeigt, daß in der Natur Vernunft, daß die Physik eine Wissenschaft sei, nimmt er ebenfalls jene Identität des Geistes und des Gesetzmäßigen in der Natur an. Der Glaube an diese Identität gehört gewissermaßen wie der Glaube an Gott zu dem geistigen Dasein des Menschen, und Alle, die sich nicht blos fragmentarisch mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigt haben, sondern von irgend einer Seite her eine Gesammtbegründung der Wissenschaft versucht haben, sind auf diese Identität zugekommen von Pythagoras bis auf Kepler, und von Kepler bis auf Steffens. Etwas Anderes ist es mit der Art und Weise der Fassung, mit der ausführlichen Darlegung dieser Identität, und nach dieser Seite muß Ref. als Laie in den Naturwissenschaften wie in der Naturphilosophie sich alles Urtheils enthalten über die von Hrn. von Haxthausen angeführten Thatsachen und aufgestellten Combinationen. Allein für die Wirkung des Ganzen sind auch diese Einzelnheiten irrelevant — in Summa stimmt Ref. darin vollkommen mit dem Verf. überein, daß es ein Naturgesetz und eine natürlich nothwendige Entwickelung der sittlichen Welt gibt, und daß ein Abweichen davon so bestimmt Verwirrung, Schande und Strafe herbeiführt, als ein Abweichen des Menschen von der Beobachtung des Gesetzes seiner leiblich-organischen Entwickelung ihm bestimmt Krankheit und Tod gebiert. Wie der Mensch allerdings die Freiheit hat, zwischen dem Nehmen eines Giftes und dem Nichtnehmen eines Giftes zu wählen, so hat er auch die Freiheit, seinen gesellschaftlichen Bestand, seinen (um dies durch den neuern Gebrauch völlig anwidernde Wort zu brauchen) Staat nach den natürlich-göttlichen Gesetzen sich entwickeln zu lassen oder diese Entwickelung zu stören; — aber die Freiheit hat Niemand, ein Gift zu nehmen und willkürlich dessen Wirkungen zu sistiren — und so bilde sich auch Niemand ein, er könne sündigen ohne Strafe; er könne

Das thun, was die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft zerrütten muß, und dennoch diese Gesellschaft bei gesundem, blühendem Zustande erhalten. Hier ist der Mensch an die Natur gebunden und an ihr Gesetz, und mag der Weg zu der Ueberzeugung von dieser Gebundenheit des Menschen an natürliche, an göttliche Gesetze in politischen Dingen sein, welcher er will, er wird immer ein rechter sein, wenn er wirklich zu dieser Ueberzeugung führt. Wem also das Einzelne dieser Seite der Ausführung des Hrn. von Harthausen nicht anspricht, der mag es überschlagen; es wird darauf schwerlich sogar dem Verf. viel ankommen, daß grade dieses naturwissenschaftliche Einzelne zur Anerkennung komme — aber das Buch im Ganzen kann Niemand lesen, der nicht selbst durchdrungen ist oder durchdrungen wird von der Vorstellung einer und derselben göttlichen Ordnung in der Natur wie in der Geschichte. Wenn das der Jesuitismus ist, den man dem Buche zum Vorwurf gemacht hat, — wenn das das Pietistisch-Jammervolle ist, was man darin zu finden geglaubt hat — o! so laßt uns doch Alle zur Fahne der Societät Jesu, so laßt uns doch Alle in Jubel zu diesem jammervollen Pietismus schwören und neidlos die israelitischen Jünglinge und israelitischen Aeltlinge, welche in den gäng und gäben Zeitungscorrespondenzen unser unjesuitisches und unpietistisches Volk zu encouragiren suchen, ihre Katzenfreude treiben sehen!

Was den zweiten Punkt anbetrifft, so hat der Inhalt der vorliegenden Schrift, in wie weit er unter diese Rubrik gehört, wie es scheint den ärgsten Anstoß gegeben — wahrscheinlich nur aus Misverständniß; denn revolutionnaire Tendenzen hat Ref. wenigstens auch hierin nirgends finden können, dagegen eine wahre und innige Anhänglichkeit an Se. Majestät von Preußen und an das erhabene Königshaus. Vor dem rechtmäßigen Könige, „vor dem Gesalbten des Herrn" beugt Hr. von Harthausen ehrfurchtsvoll sein Knie, und auch nicht Eine Zeile in dem ganzen Buche zeugt davon, daß er den königlichen Rechten und Prärogativen (wie man in Zeitungen so gern glauben machen möchte) zu Gunsten des Adels auch nur das Geringste entziehen möchte. Auch vor den Beamteten, inwiefern sie Stellvertreter Sr. Majestät, ihres Brotherren, in den einzelnen Functionen des öffentlichen Lebens sind, zeigt Hr. von Harthausen nicht den mindesten Mangel an Achtung, was schon aus seiner ganzen antirevolutionnairen Tendenz hervorgeht und hervorgehen mußte. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob man auch vor den subjectiven Ansichten der Beamteten eine so gewaltige Achtung haben müsse, daß man ihnen nicht die eignen entgegenstellen dürfe? ob man nicht, wenn diese subjectiven Ansichten einerseits eine Art Uniform annehmen, andererseits aber — so weit es dem Subjectiven eben möglich ist — in das allgemeine Staatsleben mit eingreifen, und die Ausübung der von Sr. Majestät den Beamteten überwiesenen Functionen bedingen — ob man in solchen Fällen nicht über sie und in einer freien Weise sprechen und verhandeln dürfe?

(Der Beschluß folgt.)

Don Juan. Dramatische Phantasie in sieben Acten; von einem deutschen Theaterdichter. Paris, Pierre Marteau. 1834. 8. 2 Thlr.

Den wol zuerst von dem alten Spanier Tirso de Molina in „El burlador de Sevilla, y combidado de Piedra" als dramatischen Stoff aufgefaßten und den Deutschen durch Mozart's Oper bekannten „Don Juan" hat hier ein junger berliner Theaterdichter, dessen Name nicht wohl ein Geheimniß bleiben sollte, nach seiner Weise behandelt. Das Vorwort benennt sein Ziel: „Frei von den Fesseln, die zufällige Bühnenform, Theatercensur, Hofetikette und Prüderie des tugendsamen Publicums auflegen, sich einmal nach eignem Sinne zu geberden; durch ein Gedicht in dramatischer Form handelnd darzustellen, was man über irgend eine Richtung der menschlichen Natur gedacht, gefühlt, erfahren, geträumt und geirrt hat;" — — „den Irrthum einer großartigen Persönlichkeit, die hochbegabt, dennoch in Wollust untergeht, consequent durchzuführen" — — und die Kritik darf dem Dichter das Zeugniß geben, diesem Ziele auf keine unwürdige Weise nachgestrebt zu haben.

Man erlaube uns den Inhalt des Werks kurz darzulegen. Erster Act. Don Juan, der regierende Fürst, hat sich Nachts in Donna Anna's, der Verlobten Ottavio's, Schlafgemach gestohlen und entehrt die über seinen Anblick in Ohnmacht Gesunkene. Des ahnungslosen Ottavio mit Geschick veranstaltetes augenblickliches Auftreten im Vorgrunde deutet seinen Charakter an. Don Juan entflieht in dem Wahne, die Ohnmächtige erstickt zu haben. Auf der wiedererwachenden Anna Hülferuf kommt ihre Mutter herbei und das Geschehene wird ihr durch die in der Unschuld des kindlichen Gemüths davon entworfene Schilderung klar, worin allerings auch Liebe zu Don Juan angedeutet ist, weshalb sie, durch Abwesenheit ihres Gemahls, des Comthurs, genöthigt, allein zu handeln, sich vornimmt, die Entehrte öffentlich für todt auszugeben und verborgen zu halten. Don Juan's mit seinem Diener, Spaßmacher und Verführer Leporello, sowie mit Ottavio gewechselte Reden enthüllen seine Tyrannennatur. Ottavio hält Don Juan für Anna's Mörder und beschließt, an einer gegen ihn bestehenden Verschwörung, zu der er vorher schon fruchtlos aufgefodert worden, Theil zu nehmen. Er begibt sich in ein öffentliches Haus zu den Verschworenen, und wir lernen einen Haufen junger unbeschäftigter sittenloser Leute kennen, die aus langer Weile, ohne zu wissen, warum, gegen den Fürsten Meuterei treiben, und unter denen es eigentlich nur einem Republikaner, Guilelmo, Ernst ist. Eine gute Verspottung Dessen, was sich in Paris jetzt wol Tag für Tag in der Wirklichkeit wiederholt.

Zweiter Act. Vor der Fürstin, Don Juan's Mutter, erscheint Donna Elvira, seine ihm in einem andern Land angetraute, aber nach wenigen Tagen verlassene Gemahlin, um Hülfe gegen den unbekannten Verführer zu suchen, dessen Spur sie gefolgt ist. Don Juan tritt auf, Elvira erkennt ihn, ohne, verschleiert, von ihm erkannt zu werden, und entflieht. Darauf macht ihm die über seinen Lebenswandel trauernde Fürstin, in der sonderbaren Voraussetzung, ihn dadurch zu bessern, die Entdeckung, daß er nicht des Fürsten Sohn, sondern von ihr im Ehebruche mit einem Andern erzeugt sei, und daß sie, als der Fürst 20 Jahre nach seiner Geburt dies geahnt und ihm den Tod zugeschworen, denselben mit Gift getödtet habe, um ihn zu retten. Er verspottet sie natürlich und trifft im Schloßgarten mit Elviren zusammen, die er erst als eine Fremde verfolgt, sobald er sie aber erkennt und sie ihm bei der mit ihrem Bräutigam Masetto vom Lande gekommenen entzündlichen Zerline im Wege ist, in einer Anwandlung von Laune zum Abende auf das Schloß bestellt, um sich ihrer augenblicklich zu entledigen. Schließlich warnt ihn Leporello, da er seine Eroberung mit Zerlinen weiter zu treiben gedenkt, vor der übeln Stimmung des Volks.

Dritter Act. Der Comthur bestellt bei einem Bildhauer der als todt ausgegebenen Anna Statue. Die Aebtissin eines Klosters

verkündigt den Plan, durch die in ihrem Kloster verborgene Anna wie durch ein Gespenst des Tyrannen Tod herbeizuführen. Sie bespricht sich mit Anna, der dadurch ihre Schande erst klar wird und die im Kampfe zwischen Haß und Liebe begriffen bleibt. Don Juan liest in Shakspeare und drückt sich wunderlich über den Dichter aus. Ein Monolog zeigt an, daß er allmälig Alter und Ekel am Genuß empfindet. Elvira erscheint und wird einem in der Dunkelheit für Don Juan geltenden, noch unschuldigen, aber nach Liebesgenuß sehnsüchtigen Pagen überantwortet. Die Verschworenen sind bei Ottavio versammelt. Durch seinen und der Seinigen Beitritt zwar verstärkt, aber unter sich in eine demokratische und Adelspartei zerfallen, gerathen sie in Folge der sehr unverständigen Reden des alten Comthurs heftig aneinander. Der Bildhauer versöhnt sie durch eine ebenso unpassende Rede, man weiß nicht wie, und sie vereinigen sich: mit dem Ausbruche ihrer Empörung noch drei namhafte Gewaltthaten des Fürsten abzuwarten. Am Schlusse dieses Actes erfahren wir, daß die Schönheit Elvirens den Pagen für sie von Liebe erfüllt, und daß er sie betrogen zu haben bereut, weil sie Don Juan wahrhaft liebe. Dieser verspottet ihn und sagt, daß er in seiner Jugend auch die thörichte Sehnsucht der Liebe empfunden, aber im Genuß erstickt habe. Nebenbei verräth er eine heiße Liebesinbrunst nach der getödteten Anna.

Vierter Act. Auf dem Lande ist Masetto's Hochzeit. Don Juan kommt dazu, schändet Zerlinen, mordet Masetto und flieht in den Wald, verfolgt von den verschworenen Demagogen, die der Müssiggang zufällig in dasselbe Dorf getrieben hatte. Zerline wird von den Landleuten getödtet. Im Walde sucht Don Juan bei einem büßenden Einsiedler Schutz und geräth mit ihm über ihre beiderseitigen Ansichten des Lebens in Streit, nachdem der fromme Einsiedler ihm seine Lebensgeschichte, ein ekelhaftes Gemisch von Schändlichkeiten in sehr übel dazu gewählten achtzeiligen Stanzen erzählt hat. Don Juan mordet ihn aus blo-ßem Frevel, und sowie der Einsiedler stirbt, entdeckt es sich, daß er Don Juan's Vater ist, was jedoch den sehr ruhig Vernünftelnden durchaus nicht rührt.

Fünfter Act. Der wegen jenes, von den Verschworenen auf den Fürsten ausgeführten Angriffs gefangene Guilelmo ist zum Tode verurtheilt und wird hingerichtet. Sein Tod und zugleich die letzte der drei abgewarteten Gewaltthaten des Fürsten geben den Verschworenen Anlaß und Zeichen zu einem recht gut nach dem Leben geschilderten Aufruhr. Don Juan siegt indessen und tödtet Ottavio im Zweikampfe, indem er den andern Verschworenen verzeiht.

Sechster Act. Don Juan verführt auf einem Maskenballe, den die von ihm an Andere ihr unbewußt überlassene Elvira, welche ihn als seine Buhlerin zu besitzen glaubt, zu der Feier seines Sieges gibt, eine junge fremde Gräfin, die Braut ist. Eine seine Neugier erregende Eremitenmaske, die ein Weib zu sein vorgibt, bestellt ihn noch in derselben Nacht auf den Kirchhof nach der Fürstengruft, und er verspricht zu kommen. Indem er auf dem Balle Elviren auf das äußerste zu beschimpfen gedenkt, entdeckt sie den mit ihr getriebenen Misbrauch und stürzt unter scheußlichen Flüchen fort. Auf dem Kirchhofe, beim Anblick des vor der Gruft aufgestellten Standbildes Anna's erwacht in Don Juan Liebe und Sehnsucht zu ihr. In halber Bewußtlosigkeit läßt er die Todte durch Leporello zu Nacht in sein Bett zu sich laden und entfernt sich, mit ihrem Angedenken beschäftigt, indem er vergißt in die Gruft zu steigen, wo ihn Anna erwartet, um ihren Spuk mit ihm zu treiben, und indem er die Bestellung des nicht oben erscheinenden Eremiten für einen Maskenscherz hält. Der auf dem Balle nach Juan's Leben trachtende Bildhauer, den des Pagen Schönheit von Ausführung seines Vorhabens abzog, sucht diesen in seiner Wohnung für seine Lüste zu gewinnen und ermordet ihn, da dies mislingt, um nicht verrathen zu werden.

Siebenter Act. Indem Don Juan mismuthig und allein zu Hause ist, weil die von ihm geladenen Gäste aus Furcht vor ihm nicht zu erscheinen wagen, sich durch Champagner erhitzt und Leporello von dem im Volke verbreiteten Gerücht spricht, Anna's Geist gehe um, klopft es an die Thüre und Anna tritt ein. Leporello entflieht, Don Juan bleibt mit ihr allein, und sie sagt ihm, daß sie als Leichnam auf seine Ladung zu ihm aus der Gruft komme. Während nun in der Unterredung mit ihr Wahnsinn und Entsetzen ihn erfassen, ersticht sie sich, und er thut desgleichen aus Verzweiflung über ihren abermaligen Verlust, da er erkennt, daß sie noch gelebt habe. Der wahnsinnige Bildhauer ersäuft sich mit Leporello, Elvira und die Fürstin vergiften sich, Letztere bekennt dem Comthur ihre Sünden, und dieser verkündigt einen neuen Fürsten.

Wir haben uns begnügt, nur die wesentlichsten Umrisse des Dramas zu geben. Unter den Ausschmückungen und Verbindungsscenen sind manche gelungene, aber auch überflüssige und gedehnte. Höchst verfehlt scheint uns der Schluß und dessen Anlage. Wie wunderlich, daß Donna Anna erwarten durfte, Don Juan aus Furcht vor ihr oder aus Schmerz über ihren Verlust sterben zu sehen! Wie inconsequent, daß Don Juan sich wirklich selbst tödtet! Was trieb ihn an, es zu thun? Er alterte zwar etwas, konnte aber immer noch frischhin sündigen. Die Liebe zu Anna ist durch nichts glaubhaft gemacht. Und durch dieses Mittel war es doch allein möglich, den Selbstmord zu rechtfertigen und das Stück vermöge der Verwechslung eines wirklichen Gespenstes mit einem falschen aus dem Gebiete der Oper und der Fabel in das des Dramas hinüberzuspielen. Der Gedanke an und für sich ist nicht undramatisch und unlöblich; aber es mußte hinter Anna's Spuk ein wirklicher absichtlicher Verrath verborgen liegen, und nur indem dieser unbemerkt scheiterte, konnte ein solcher Schluß wie durch höhere Fügung unerwartet herbeigeführt werden. Die Ausführung der Idee war aber auch viel strenger zu halten, das Ganze mußte mehr zusammengefaßt, durfte nicht so lose und locker gelassen werden. Es gelang dem Dichter nicht, zu zeigen, in Don Juan habe wirklich eine edlere Natur bestanden, und er sei kein so gemeiner Wüstling gewesen, als er sich verkündigt. Sein Charakter hat nicht nur zu wenig Würde, sondern auch selbst zu wenig Anstand. Er geräth oft in Gemeinheit und verräth nirgend eine Fürstennatur; er trägt ganz den Makel des Don Juan der Oper, das heißt, er hat gar zu Vieles vom Abenteurer an sich. In der spanischen Komödie ist er als ein Mann von bedeutendem Einfluß gehalten. 51.

Literarische Notizen.

Pinheiro Ferreira gab heraus: „Principes du droit public, constitutionnel administratif, et des gens, ou Manuel d'un citoyen sous un gouvernement représentatif", 3 Bde.

„Le roman d'Arabelle" ist der Titel des neuesten Buchs von J. de Saint-Felix.

Willibald Alexis' „Cabanis" ist in der Uebersetzung eines Ungenannten u. d. T.: „Cabanis, ou la guerre de sept ans. Roman historique allemand", in 2 Bdn. zu Paris herausgekommen.

Angekündigt wird: „Dictionnaire philosophique de la religion, revu et abrégé par *Lepan*". Es wird in 11 Lieferungen zu 3 Bogen ausgegeben.

Vom Grafen Theob. Walsh erschien: „Voyage en Suisse, en Lombardie et en Piémont, suivi du tableau resumé de la Suisse depuis 1830, et d'un itinéraire", 2 Bde. mit Steindrücken. 48.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1834.

Ueber die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript von Werner von Harthausen.
Von Dr. Heinrich Leo.

(Beschluß aus Nr. 179.)

Eine revolutionnaire Tendenz würde nur dann in der Schrift des Verf. liegen, wenn der Bureaukratismus in einer so innigen Verbindung mit dem ganzen Wesen des Königreichs Preußen stünde, daß des letztern Grundfesten selbst wankten, wenn man die falsche Doctrin des Bureaukratismus angriffe; allein an eine solche Verbindung ist Gott Lob kein Gedanke. Sämmtliche Lande des Königreichs Preußen haben ihre politischen Grundelemente erhalten in einer Zeit, wo das ganze Wesen des Bureaukratismus ein unbekanntes war; nur im Laufe des 18. Jahrhunderts gewann diese Ansicht durch die ihr ergebenen Individuen einen entschiedenen Einfluß auf Administrationsformen und einen nothwendigen Einfluß, weil die Aufgabe war, auf einem verhältnißmäßig kleinen Territorium, ohne die Fülle der Hülfsmittel, wie sie andern kleinern Staaten, z. B. den Vereinigten Niederlanden, zu Gebote standen, doch eine achtunggebietende äußere Macht in Europa durch bureaukratische, d. h. mechanische Concentration der äußern Staatskräfte zu entwickeln; aber der größte Theil der Landschaften, von denen Hr. von Harthausen spricht, der größte Theil Westfalens war im ganzen Laufe des 18. Jahrhunderts nicht mit dem Königreich Preußen verbunden, und hatte (weil es ganz in alter Weise, ohne die Einwirkung irgend einer Ansicht zu erfahren, geblieben war) auch nicht die mindeste Beziehung zu einer bureaukratischen Administration, und überdies ist namentlich seit 1814 jene ganze Aufgabe, die den Bureaukratismus in Preußen herbeiführte, durch die stattgehabten Territorialvergrößerungen und durch Preußens hohe Stellung und Bedeutung im deutschen Bunde eine veränderte geworden; das Territorium correspondirt jetzt durch seine Größe ohne bureaukratische Concentration der politischen Aufgabe. Das Königreich Preußen hat überdies in den Jahren 1806 und 1807 schwer für jenen centralisirenden Bureaukratismus gebüßt, und die Regeneration Preußens ist durch eine Reihe von Acten bezeichnet worden, welche Versuche enthalten, der allgemeiner-bureaukratischen Richtung der Beamteten Einhalt zu thun. Die Städteverfassung, die Provinzialstände u. s. w. sind ganz in diesem Sinne; daß aber solche Acte, wo sie erst den Anfang des Abstreifens einer Ansicht bezeichnen, selbst noch manche Influenz dieser Ansicht erfahren, ist natürlich; daß ihrer vollen Wirkung vielfach auch die Ansicht der bei der frühern Bildung beharrenden entgegentritt, ist ebenso natürlich; — und wir führen diese stattgehabten Acte hier nur als Belege an, daß das Königreich Preußen nichts, weder an seiner Ordnung noch an seiner Kraft verliert, bei dem Anerkennen der falschen Doctrin des Bureaukratismus, wie es theilweise bereits stattgefunden hat; daß von einer Umgestaltung, wie man sie dem Verf. in den Zeitungen als Absicht unterlegen möchte, nirgends und namentlich nicht in Westfalen die Rede ist, und daß es sich vor allen Dingen nur von dem Abstreifen einer Ansicht handelt, einer Ansicht, die der Verstattung der Gesetze nach die Beamteten subjectiv haben können, oder auch nicht haben können; denn daß die Beamteten der Krone Preußen vortreffliche, anerkannt vortreffliche Beamtete und doch Todfeinde des Bureaukratismus sein können, beweist auf das schlagendste grade das Beispiel des Hrn. Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Freiherrn von Vincke, der in seiner „Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens" dem Bureaukratismus in Deutschland für alle Zeiten eine Todeswunde geschlagen hat.

Also so wenig handelt es sich von etwas, was den Bestand des Königreiches selbst berührt, daß in dem Buche vielmehr blos von der funesten Wirkung gewisser subjectiver Ansichten der Beamteten, und zwar solcher Ansichten, gegen die sich der erste Civilbeamte der Provinz selbst in einem Schriftwerke im Wesentlichen erklärt hat, die Rede ist. Und das sollte etwas Revolutionnaires sein? etwas gegen Pflicht und Gewissen, gegen die Ordnung des Staates Anlaufendes? Gott behüte und bewahre jeden Christenmenschen vor einem Zustand, wo man nicht einmal mehr wissenschaftlich darthun dürfte, wo und wie die subjectiven Ansichten von Beamteten irrig sind! Beamtete werden größtentheils auf Universitäten und dann in ihrer praktischen Laufbahn gebildet. Da braucht nur ein Mal auf Universitäten eine Doctrin sich festzusetzen, die grade die Fürsten, Brotherren der Beamteten, ihrer Diener, aller wesentlichen Fundamente ihrer Macht beraubte, und die dabei dem Egoismus der Beam-

teten schmeichelte, wie das Letztere dieser Bureaukratismus wirklich thut; und Alles wäre dann diesen Beamteten in Kurzem preisgegeben, weil es ja Revolution, weil es Greuel und Verbrechen wäre, gegen deren subjective Ansichten zu äußern, daß sie irrig seien, gälte es auch die Rettung der fürstlichen Macht selbst.

Und nun weiter: Wer hat dieses Buch, was so revolutionnair sein soll, geschrieben, und wie hat er es vertheilt? Es hat es ein Landtagsdeputirter geschrieben, dem doch sonst Niemand das Recht abspricht, Uebelstände in der Verwaltung zur Sprache zu bringen, ein Landtagsdeputirter Westfalens hat das Buch geschrieben über den Zustand der Provinz Westfalen. Für das Einzelne, was er anführt, muß und wird er natürlich mit seiner Person einstehen; aber daß er etwas der Art überhaupt schreibt, kann kein Vergehen sein, und in den Buchhandel ist das Buch nicht gekommen, sondern an die Ständeglieder vertheilt worden, und an eine Anzahl Freunde und Gelehrte, die ohnehin alle in der wissenschaftlichen Grundansicht vollkommen einverstanden sind, von denen keiner verführt zu werden brauchte. Etwas Revolutionnaires kann also auch in der Vertheilungsart nicht liegen, höchstens etwas Policeiwidriges. Weit eher liegt etwas Revolutionnaires in dem aufregenden, lügenberichtenden Zeitungsgerede dagegen. Der Verf. hat nicht die Absicht gehabt, einen Gegenstand der öffentlichen Besprechung aus seinem Buche zu machen; seine Gegner allein haben diesen revolutionnairen Act, wenn es ein solcher ist, auf sich genommen, und an sie sollte man sich deshalb halten.

Nun aber nach diesen Präliminarien zur Sache! Wie der Verf. den Stand der Dinge betrachtet, wird vor Allem Das darzulegen geeignet sein, was er über die Verhältnisse des Bürgerstandes seiner Heimatlandschaft sagt, wie sie bis auf das Eingreifen der Nachwirkung der französischen Revolution bestanden, und wie sie nun bestehen. Wir wählen absichtlich die Partie, welche die Verhältnisse des Bürgerstandes behandelt, um zu zeigen, wie ungerecht man dem Verf. die Rechnung schreibt, wenn man ihm nachsagt, sein Buch sei im Interesse des Adels geschrieben. Es ist im Interesse aller wahren Stände geschrieben, im Interesse des Bürgerstandes so gut wie des Adelstandes, und zuletzt nur gegen das Interesse jenes modernen Haufens von Schollengesichtern gerichtet, die in der oberflächlichen Unbestimmtheit ihres Wesens gar keine Stände wollen, um nach Belieben Alles vorstellen und Alles treiben zu können. Ueber den Bürgerstand nun sagt der Verf. Folgendes:

Der Bürgerstand war früher selbständig und in seiner Betriebsamkeit durch städtische Privilegien gesichert. Die verschiedenen Interessen und Beschäftigungen hatten in eigenthümlichen Corporationen Einheit und Kraft gewonnen, sie schienen selbständig geworden und ins Leben der Gemeinde wie des Staates selbst einzugreifen mit Persönlichkeit und menschlichem Charakter. Aus den Gilden gingen die Vertreter und Vorstände der einzelnen Institute wie der ganzen Gemeinde hervor. Die Bürger nahmen Antheil an der Gesetzgebung und ließen ihre eignen Gesetze durch eigne Mitbürger ausführen. Eigne Gerichte gingen von ihnen aus und entschieden in erster Instanz wie die Dorf- und Patrimonialgerichte auf dem Lande. Reiche Collegiatstifter neben den Domstiftern des Adels, Klöster, Schulen und Hospitäler waren von ihnen gestiftet und dem Beruf und Bedürfniß vorbehalten und geöffnet. Die Bürger hatten die eigne ungestörte, unabhängige Verwaltung ihrer Güter und Anstalten, wie sie allein dieses Alles als Lohn ihres Fleißes und ihrer Anstrengungen früher erworben und gestiftet hatten und allein auch im Stande sind, die Bedürfnisse und Mittel, die zweckmäßige Erneuerung und Verbesserung derselben zu verstehen und zum Wohl des Ganzen zu berücksichtigen.

Jetzt sind die Gilden und Corporationen aufgehoben. Das Vermögen der Stifter und Klöster hat der Staat eingezogen. In den Städten herrscht ein fremder Staatsbeamter, früher Secretair oder Registrator einer Regierung, die ihn leicht entbehren mochte. Nur wenigen größern Städten ist es vergönnt, aus ihrer Mitte den Vorstand zu wählen; aber die neue Städteordnung, Eine für alle (da sonst jede Stadt nach eigenthümlichen Bedürfnissen, Rechten und Gewohnheiten auch ihr eignes Statut hatte), kennt nur positive Bürger und negative Schutzverwandte. Statt der wahren Interessen und bürgerlichen Beschäftigungen werden nur Stadtviertel repräsentirt. Statt der wahren Bürger, wie das Interesse, das Handwerk, das Leben sie einigt, nur Menschenhaufen der Promenaden und Gassen. Was zufällig sich in demselben Stadtviertel zusammengefunden: Advocaten, Kaufleute, Handwerker, Gelehrte, Miethleute aller Art; was zufällig neben einander wohnt, sich aber sonst gar nicht kennt, vielleicht kaum je gesehen hat, in Bildung, Ansichten, Lebensart, Meinungen und Interessen gar keinen Vereinigungspunkt darbietet, das soll jetzt den organischen Körper bilden, sich über gemeinsame Interessen berathen und verständigen und seine Vorsteher und Repräsentanten wählen. Was der Zufall zusammengeschüttet und begonnen, wird der Zufall wol enden, wie Talleyrand von den europäischen Interessen behauptet. Den Bürgern hat man alle Fäden des innern Lebens, alle Gefühlsnerven, worin sie sich ihres Lebens und ihrer Freiheit bewußt wurden, abgeschnitten, sogar die eigne Policei und Gerichtsbarkeit genommen und sie den Händen der fremden Land- und Stadtgerichte übergeben. Die Schulen und übrigen Anstalten hat der Staat zu öffentlichen Anstalten umgewandelt und ihre Besorgung und Verwaltung seinen Beamteten, den Staatsdienern, anvertraut. So ist das eigenthümliche Leben des Bürgerstandes vernichtet und er seiner edelsten Freiheit und Selbständigkeit, der Staat seines einzigen richtigen Maßes in Arbeit und Thätigkeit nach außen beraubt. Und diese Freiheit, dieses Leben soll durch das hölzerne Gerüst unserer Städteordnung, durch den Mummentanz der sogenannten freien Wahl- und Menschenrepräsentation ersetzt werden. *) Handel und Gewerbe, Industrie und Verkehr finden nur im freien Bürgerstande ihren Mittelpunkt, aber zugleich ihr wahres Maß und Gewicht. Der Staat beraubt sich alles Maßes der Industrie und des Verkehrs der Völker, wenn er die Freiheit der Corporationen und somit das selbständige, eigenthümliche Leben des Bürgerstandes und seiner Interessen stört und den einzig richtigen Maßstab, den die Natur darbietet, sich selbst vernichtet.

*) „Man hält die Verfassungen des frühern Mittelalters für despotisch, weil keine aus der Nation hervorgegangene Repräsentation sichtbar ist (?) und manche Gewaltsamkeit erscheint, während der Fürst jeder Gemeinde wie jedem Einzelnen den ganzen Haushalt ungestört ließ und die Gesetzgebung unantastbar vererbt ward, und man erwartet Freiheit von einer so oder so zu erwählenden Versammlung, unbekümmert, daß mit jedem Schritt der Gesetzgebung allenthalben irgend ein noch übriger Winkel freier Thätigkeit der Vormundschaft eines Systemes besoldeter Diener unterworfen wird.“ (Niebuhr Vorrede zur „Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens“ von L. Freiherr von Vincke, 1815, VII.)

Von einem Schriftsteller, der in dieser Weise schreibt, zu sagen, „er hege nur hyperaristokratischen Unsinn", und „sein ganzes Wesen gehe auf Feudalunwesen hinaus", beweist nur, daß Der, welcher so schreibt, sich nicht die Mühe genommen hat, das Buch zu lesen. Eher kann man dem Verf., und mit Recht, vorwerfen, daß er in seinem gutgemeinten Eifer für den Bürgerstand zu weit gehe in seiner Beurtheilung der neuen Städteordnung, daß er verkenne, daß, wenn diese auch nach vielen Seiten hin noch Spuren der Einwirkung bureaukratischer Ansicht enthält, sie doch selbst ein Schritt des Ablenkens von dieser ist, und daß überhaupt jenes Eingreifen des Ministers von Stein den Wendepunkt bezeichnet, wo man erkannte, daß es ein ganz anderes politisches Leben gebe als das bis dahin eben vorhandene; daß aber, indem man einen Schritt darauf zuging, man doch keine sieben Meilenstiefeln anziehen und für die damaligen Territorien des Königreichs Preußen Formen herstellen durfte, die eine längere Dauer organischern Volkslebens bereits voraussetzen und eigentlich nur durch dieses selbst erzeugt werden könnten. Von dieser Seite betrachtet, ist die Städteordnung in ihren verschiedenen Fassungen ein segensreicher Act für die Monarchie im Ganzen, und sie ist für die Städte, die sie, ohne bessere frühere Verfassungen bewahrt zu haben, erhielten, nicht blos ein Segen, sondern für Die, *welche sie nun einmal haben, ein gutes Recht* geworden. Dies natürlich kann Niemanden abhalten, die Mängel derselben, so weit sie sich nachweisen lassen, zur Sprache zu bringen und, wo ein Besseres noch rechtskräftig besteht, dabei zu beharren. Auf der allgemeinen, uniformen und noch etwas abstract gebauten Unterlage dieser Verfassung möge sich immerhin in weiterer Zukunft ein eigenthümlicheres, locallebendigeres, bequemeres Städtewesen im Einzelnen nach von der Regierung im Laufe der Zeit anerkannten Localmotiven entwickeln. In allem ist auch der Verf. ganz einverstanden, wozu wir als Beleg nur einen der Schlußsätze (S. 230) anführen wollen:

> Wir werden die Todten nicht wecken aus ihren Gräbern; *das wirklich Erstorbene und nirgends mehr Lebendige künstlich und unnatürlich nicht wieder beleben wollen.* Ebensowenig aber wollen wir nach Gutdünken einer sogenannten allgemeinen Vernunft, sie mag durch Beamtete oder Volksrepräsentanten sich aufdringen wollen, uns wie willenlose Fabricate bilden und machen lassen, und unsere heiligen alten Rechte einer nirgends rechtlich bestehenden Gewalt, der sogenannten *allgemeinen Wohlfahrt*, aufopfern; aber mit Gott und unter seiner Leitung wieder werden, wie unsere Väter geworden sind, und unser angeerbtes, unantastbares Recht entwickeln, wie unsere Väter das von Gott und ihren Altvordern ererbte und ihnen als heiliges Vermächtniß überlieferte Recht entwickelt haben.

Solche Aeußerungen, welche die Nothwendigkeit der Anerkennung auch der Gegenwart energisch genug aussprechen, sollten die Garantie sein, daß der Verf. weder eine Revolution noch eine Caricatur will.

Aus diesen Anführungen in Betreff des zweiten Punktes werden sich dem aufmerksamen Leser auch schon die Hauptdata für den *dritten* Punkt ergeben haben. Der Verf. will nichts wahrhaft rechtsbeständig Gewordenes wieder geändert, aber das Rechtsbeständige von dem blos *durch die subjective Ansicht der Beamteten Herbeigeführten* gesondert und das letztere beseitigt haben. Die lebendigen Reste des alten Zustandes sollen geschützt werden, und der wahrhaft rechtliche, gottesfürchtige *Sinn*, der diesen alten Rechten und Instituten zu Grunde lag, soll auch in Dem, was neu entstanden ist, eindringen und es dadurch befähigen, mit dem Alten ein *organisches*, das menschliche Gemüth *befriedigendes* Ganze zu bilden.

Erst ein solches organisches, den Einzelnen in seinem Kreise, die Corporationen in ihren Kreisen anerkennendes, über Allen schützend waltendes, Niemanden von Regierungs wegen in Privatsachen störendes, von Gottesfurcht, von Anhänglichkeit an das eigne Recht und an einen bestimmten, gesicherten Stand durchdrungenes Staatsleben, erst *diese Fülle der materiellen Freiheit des Einzelnen und der Corporationen*, die der Staat, ohne sich im mindesten zu schwächen, gewähren kann, *erst diese wird ein festes Bollwerk gegen die Flut der Revolution bilden.* Zum Beleg aber, daß wir hier nicht unsere Gedanken, sondern des Verf. eigne Ansichten mittheilen, sei uns vergönnt, noch eine Stelle seinem Werke zu entheben:

> Von dem Alten ist Manches zerstört durch fremde Gewalt, Anderes erstorben durch die Schuld der Zeit, die auch das Gute nicht ewig dulden mag. Trauer um die Vergangenheit und Sehnsucht nach dem verscherzten Glücke unserer Väter mögen es nicht zurückrufen. Auch ist aus dem allgemeinen Unrechte und der willkürlichen Zerstörung *ein neues Recht der Einzelnen* geworden, das ihnen ebensowenig willkürlich genommen werden kann. Ueberall wird ein Paciciren der Einzelnen über mit Unrecht genommene und mit Unrecht erworbene Privatrechte nothwendig; eine vollkommene und gewaltsame Wiederherstellung der alten Verhältnisse wäre so unmöglich wie unrecht und ungesetzlich. Aber der Bauplan des alten Gebäudes, worin unserm Volke so heimisch und wohl geworden, steht noch frisch und lebendig in der Erinnerung; die Fundamente haben noch nicht gelitten, sie wurden auf die Urfelsen unserer Geschichte fast unverwüstlich inmitten des Volkes und seiner Natur gegründet. Alle wesentlichen Bestandtheile der alten Verfassung, alles nothwendige Baumaterial der Wiederherstellung ist noch ungebrochen und wirklich vorhanden.

So lange sich die politische Polemik nur auf dem Terrain der Bureaukratie und Revolution hielt, hat die Revolution überall gesiegt, denn sie ist die Tochter jener: sie ist in Frankreich daraus geboren; ihr Same ist in Deutschland unter der Bureaukratie Einfluß ausgestreut worden; sie ist dasselbe Wesen mit der Bureaukratie, nur entwickelter. *Es gibt also keine Waffe gegen die Revolution, die nicht zugleich eine Waffe gegen die Bureaukratie wäre*; man kann jene erfolgreich nicht bekämpfen, ohne die geistigen Halte dieser zu zertrümmern, und bevor die letztere nicht besiegt ist, wird sie in immer erneuten Zeugungen ihren Zerstörungssamen ausgießen.

Maria von Burgund, oder der Aufruhr zu Gent. Aus dem Englischen des Verfassers des „Darnley", „Richelieu" u. s. w. von Joh. Sporschil. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1833. 8. 4 Thlr.

Wie es ganz gute Soldaten gibt, Leute, die ihre Schuldigkeit an jeder Stelle thun, die man aber doch nur Kanonenfutter nennt, weil ihr Wirkungskreis und ihre Urtheilssphäre zu beschränkt sind, um jemals selbständig handeln zu können, weshalb sie denn immerfort nur als Atome der Gewichte existiren, wodurch die große Kriegsmaschine getrieben wird: so gibt es auch Erscheinungen in der Literatur welche man schlechtweg Bibliothekenfutter nennen muß, ohne ihnen besondre Fehler oder Gebrechen vorwerfen zu können. Dahin gehören alle die unzähligen Nachtreter, welche der Bahn einzelner großen Erscheinungen folgen, oder mit denselben Handgriffen, demselben Handwerkszeug arbeiten, dessen sich ein bedeutender Mann zuerst bedient hat, woraus denn allerdings etwas äußerlich Aehnliches entsteht, dem es jedoch gar zu auffallend an innerer Lebenskraft und Selbständigkeit mangelt. Dieser Gattung waren vor Zeiten alle die Nachahmer des „Werther", welche die empfindsame Periode der Deutschen bezeichneten, dann die Schar der Ritterromane u. s. w. Von allen diesen ist nichts Edleres zu sagen, als daß sie das einmal beliebte Gericht in einer neuen Schüssel auftrugen. Die Leute wollten doch nicht immer den „Siegwart" lesen; der Held mußte auch einmal Karl, Gustav, oder Peter heißen. Von den 50 Abonnenten einer Leihbibliothek will jeder einen andern Band in Händen haben; wenn also alle 10 Jahre ein Autor erscheint, der einen neuen Impuls in diese Literatur bringt, so darf man sich nicht verwundern, daß die Zwischenzeit gewissermaßen mit Nachdrücken ausgefüllt wird, wie 10 Könige in der Weltgeschichte keinen andern Beruf haben als den, die chronologischen Leitersprossen von einem großen Regenten zum andern auszufüllen. In diese so im Allgemeinen bezeichnete Gattung gehört denn auch das vorliegende Werk, dem sich jedoch manches Gute nicht absprechen läßt, wenngleich wir es nur für ein Pfropfreis auf Walter Scott's üppig treibenden Stamm halten können. Es ist ein sogenannter historischer Roman, d. h. ein solcher, in welchem eine Masse der seltsamsten Abenteuer in eine allerdings durch merkwürdige Ereignisse und Geschicke sehr bewegte Zeit verpflanzt werden. Der Fehler dabei ist indessen der, daß durchaus kein bestimmter historischer Moment hervortritt, der die Katastrophe gehörig vorbereitete und abschlösse. Dies ließe sich noch hinnehmen, allein minder gut ist es, daß allgemein gekannte historische Charaktere, wie z. B. eben der der Maria von Burgund, zu sehr aus dem erhabnen Rahmen der Geschichte heraustreten und in bürgerlich sentimentale Einfassung gebracht werden. Der Verf. scheint ungefähr folgendermaßen gearbeitet zu haben. Er hat zuerst die Geschichte jener Zeit im Allgemeinen gelesen, sich daraus einige Begebenheiten zu Hauptpunkten gemacht, hierauf etliche Chronikanten durchgeblättert, wie z. B. Philipp von Comines, daraus einige historische Portraits der Nebenfiguren entlehnt, ein paar bärtige Ritter, etliche zarte Fräuleins zu Helden und Heldinnen gewählt und nun eine Kette von Abenteuern begonnen, die eben so gut, halb- als sechsmal so lang sein könnte. Auf jeder Seite finden wir ein abenteuerliches Ereigniß. Entweder es wird ein Ritter überfallen und ins Gefängniß geworfen, oder Bürger von Gent gerathen unter Räuber, oder ein Astrolog gibt die wunderbarsten und bestimmtesten Aufschlüsse über die Geschicke historischer Personen, weiß aber nicht, daß ein junger Mann, den er an Kindesstatt aufgenommen, sein eigner Sohn ist, von welchem er glaubte, er sei in einer Feuersbrunst umgekommen u. dgl. m., dadurch ist denn in dem Buch manche hübsche Seite gefüllt. Aber von einem organischen Bau der Begebenheiten, dessen Kunst uns noch fesseln könnte, wenn wir einmal hinter den Schleier der sorgfältig verdeckten Geheimnisse geblickt haben, von Verwickelungen, die durch die Schönheit der Lösung überraschen, ist freilich nicht die Rede. Wie schon gesagt, werden uns auch eine Menge Charaktere aufgestellt, aber nicht solche, die aus sich selbst gebildet sind, ihre Nothwendigkeit in sich tragen und dadurch auf die Gestaltung der Begebenheiten den künstlerisch unerläßlichen Einfluß üben, sondern nur solche, die sich gewissermaßen durch äußerlich angegebene Kennzeichen unterscheiden. Der Verf. sagt z. B.: „Der Ritter L. v. Z. war einer jener Männer, die mit prüfendem Verstande überall das Rechte zu wählen wissen, wenn ihnen Muße zum Handeln gelassen wird; doch schneller Entschluß und Ueberblick fehlten ihm." Gut; nachher aber wählt der Ritter überall die verkehrtesten Auswege, oder stellt da lange Betrachtungen über Das an, was er thun solle, wo der einfältigste Tropf ohne Weiteres das Natürliche gethan haben würde. Kurz, Alles ist von Außen zusammengetragen, nichts von Innen organisch gebildet. Daß dergleichen Bücher gedankenlosen Lesern über einige Stunden hinaushelfen, zumal da, wie man nicht leugnen kann, für eine spannende Auswahl der Abenteuer gesorgt ist, überall die Fäden der geheimsten Unthaten und Verbrechen gesponnen werden und aufs Wunderbarste ans Licht kommen, können wir recht wohl begreifen, da auch die Neugierde durch das Buch angeregt wird. Schon dazu gehört ein Talent, welches wir dem Verf. um so weniger absprechen wollen, als er auch andere Geschicklichkeiten besitzt, die eine dichterische Anlage verrathen. Er schildert z. B. Landschaften und andere Localitäten bisweilen mit großem Talent und romantischer Auffassung; Beschreibungen verwickelter Auftritte sind klar und nicht überflüssig gedehnt; einzelne Betrachtungen über das menschliche Gemüth, über Welt und Schicksal verrathen dichterischen Sinn. Die Uebersetzung ist fließend, jedoch nicht mit jener Sorgfalt, wodurch man allein die Formen eines Kunstwerks künstlerisch wiedergeben kann; daher muß man mit dichterischem Geiste Manches ergänzen, wenn man dem Original nicht Unrecht thun will. 13.

Literarische Notizen.

Gleig, Verfasser der geistreichen Denkwürdigkeiten aus dem Kriegsleben in Spanien („The subaltern") hat einen Roman „Allan Breek" in 3 Bdn. herausgegeben.

„The life of Lord Viscount Nelson of the Nile" von Harrison, 2 Bde. 8. mit Nelson's Bildniß nach Beechey, ist nach den von der Familie mitgetheilten Papieren gearbeitet.

Beachtung verdienen Richard Whately's, Erzbischofs von Dublin „Thoughts on secondary punishment" und dessen „Remarks on transportation, and of the recent defence of the system" in zwei Briefen an Lord Grey.

Der fünfte, sechste und siebente Band der „Theological library" enthalten Smedley's „History of the reformed religion in France" (London 1833 — 34).

Lord Nugent und seine Gemahlin haben ein ansprechendes Buch „Legends of the library at Lilies", 2 Bde., herausgegeben.

Von Henry Inglis, dem geistreichen Verfasser der Werke: „Spain in 1830" und „The Tyrol", ist ein lebendiges Gemälde spanischer Sitten: „The new Gilblas, or Pedro of Penaflor" in 2 Bdn. erschienen.

Maund gibt in monatlichen Lieferungen heraus: „The botanic garden", mit vorzüglichen Abbildungen.

Jenkins in Oxford hat in 4 Bdn. „The works of archbishop Cranmer" (Oxford, 1833) herausgegeben. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1834.

Leonardo da Vinci von Hugo Grafen von Gallenberg. Mit Leonardo's Bildniß und vier Steintafeln. Leipzig, Fr. Fleischer. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Italiener besitzen unter Andern eine werthvolle Monographie über Leonardo da Vinci von dem vormaligen Bibliothekar der Ambrosiana zu Mailand, Amoretti. Diese Abhandlung liegt dem vorstehendem Werke des Grafen von Gallenberg zu Grunde, welcher zuerst eine Uebersetzung davon ins Deutsche liefern und dieselbe mit Zusätzen bereichern und berichtigen wollte; nachmals aber, weil das Hinzugekommene zu bedeutend und umfassend war, um blos im Beiwagen der Anmerkungen nachgeschleppt zu werden, entschloß sich der Verf., zwar den von Amoretti eingeschlagenen Weg der Anordnung des Ganzen beizubehalten, die aufgefundenen Zugaben und Verbesserungen aber mit in den Text aufzunehmen und dem Biographischen eine allgemeine historische Einleitung vorauszuschicken, damit dem kunstbefreundeten deutschen Leser ein neues und möglichst vollständiges Werk dargeboten würde. Ein weiteres Verdienst hat sich derselbe durch eigne Zeichnung des wundervollen Bildnisses Leonardo's, von diesem selbst gemalt und in der Portraitsammlung der großherzoglichen Galerie zu Florenz befindlich, erworben, indem es nach seiner Copie von Fr. Xaver Eißner in Wien gestochen, dem Titelblatte gegenübersteht und durch seinen kräftigen Ton und wohlgelungene Ausführung auch dem minder vertrauten Leser zwingt, die nähere Bekanntschaft des Originals im Buche selbst zu suchen.

Es ist jedoch zu bedauern, daß der Verf., der sich vortheilhaft sowol von Seiten seines Fleißes wie seiner verständigen Urtheile zu erkennen gibt, einer angemessenen Darstellungsgabe und fließenden Schreibart ermangelt. Hier und da bemerkt man in der Sprache die Aengstlichkeit einer treuen Uebersetzung; aber auch in den dem Verf. eignen Abschnitten fehlt es an Freiheit und Bildung des Styls; Mängel, die übrigens die unbeschreibliche Nachlässigkeit des Druckes einer sonst wohlgefälligen Ausgabe überbietet, indem namentlich die Rechtschreibung der Künstler- und Schriftstellernamen auf eine unverzeihliche Weise verderbt ist.

Leonardo ist einer der größten Künstler aller Zeiten und nimmt neben dem ideallisch-reichen Rafael, neben dem sinnlich-wahren Tizian, neben dem anmuthvollen Correggio und dem gewaltigen Michel Angelo seinen Ehrenplatz durch Vorzüge ein, unter welchen das Charakterstudium wol der erste sein dürfte. Aber Leonardo war nicht allein Maler. Er bewegte sich, wie alle ausgezeichneten Künstler jener Zeit, auch in dem Gebiete der übrigen, und nicht blos der bildenden Künste, da er auch mit Baukunst und vorzüglich mit der Bildhauerei sich beschäftigte, indem eines seiner berühmtesten Werke, leider unvollendet geblieben und auch in seiner unvollendeten Gestalt untergegangen, die kolossale Reiterstatue Franz Sforza's zu Mailand war. Er war gleichfalls in der Musik bewandert und berühmt, sodaß einige seiner Biographen der Meinung gewesen sind, er habe seinen ersten Ruf an den Hof des Ludwig Sforza nach Mailand diesem Talente, nicht seiner bildenden Kunst verdankt. Auch von seinen vielen Dichtungen wird erzählt, sowie, daß er nach Art der italienischen Improvisatoren bisweilen Verse aus dem Stegreife gesungen habe; von alle dem ist aber nur ein einziges Sonett übriggeblieben, worin man jedoch, wie der Verf. richtig bemerkt (S. 41), mehr den gefühlvollen Mann, als den begeisterten, schwungvollen Dichter zu erkennen vermag. Uebrigens hatte sich die Kunst auch in seiner äußern Gestalt, in der Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge, in dem Adel seiner Haltung, in der Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens und Benehmens einen Ausdruck gegeben. Er soll ferner eine große körperliche Stärke und Gewandtheit besessen haben, sodaß er einen Körper, dessen Gewicht und Umfang das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte weit überstieg, in der schnellsten Bewegung aufhielt, daß er den Klöppel einer Glocke zur Schraube drehte und das Hufeisen eines Pferdes bog. Er war ein bewunderter Reiter und that sich in der Fechtkunst ritterlich hervor, wiewol seine Herkunft von mittlerm Stande und seine Geburt unehelich war, — doch so, daß es scheint, er habe später auf gerichtlichem Wege die Legitimität und Gleichstellung mit den rechtmäßigen Kindern seines Vaters, eines florentinischen Notars aus Vinci erhalten, der nach einander drei Frauen zur Ehe hatte.

Indessen auch die verschiedenen Künste, in welchen sich Leonardo auf eine so ruhmvolle Weise hervorgethan hatte, genügten seinem ausgezeichneten und kräftigen Geiste nicht. Er war ein Beobachter der Natur, wie des Men-

schen, und sann über die physikalischen Gesetze und Verhältnisse der Körper mit einer Schärfe der Wahrnehmung nach, welche ihn Manches errathen ließ, wie man aus seinen flüchtigen Handschriften darüber erfährt, was Andere erst in spätern Jahrhunderten entdeckt und bekanntgemacht habeñ. Desgleichen beschäftigte er sich mit der Auffindung bequemerer und geschickterer Werkzeuge und Maschinen, dahin ein Compaß, ein Hygrometer, eine Bratmaschine, eine Oelpresse, eine Flug-, eine Schwimmmaschine u. s. w. gehören. Ein besonderes Augenmerk hatte er jedoch auf die Beschaffenheit und Gesetze des Wassers gerichtet, wozu ihm das Bedürfniß der Lombardei wol die erste Veranlassung gab, und wodurch er sich, namentlich durch seinen Antheil an dem Kanal der Martesana die gültigsten Ansprüche auf den Dank der Bewohner und die Belohnung des Herzogs von Mailand erworben hat. Er hatte zwar den dabei zur Anwendung gebrachten Schleußenbau nicht ersonnen, aber zu dessen Vervollkommnung das Wichtigste gethan, und außerdem sind in seinem auf der ambrosianischen Bibliothek gesammelten schriftlichen Nachlaß die in dieser Hinsicht interessantesten Entwürfe und Vorschläge, die theilweise erst in einer spätern Zeit zur Ausführung gekommen waren, enthalten. Zugleich war aber auch die Befestigungskunst ein Lieblingsgegenstand seiner Studien, und dies war die Ursache, warum Leonardo, nachdem die Herrschaft der Sforza in Mailand durch die Franzosen gestürzt worden, in die Dienste des Valentin Borgia, des Sohnes vom Papst Alexander VI., trat; er ward nämlich von diesem zu seinem Baumeister und obersten Ingenieur ernannt und zugleich beauftragt, alle Festungen der Staaten, welche Valentin Borgia unter dem Namen eines Gonfaloniere und Generalcapitains der römischen Kirche an sich gezogen hatte, in genauer Aufsicht zu behalten.

Aus diesen kurzen Andeutungen ersieht man die Fülle des Genies und die Vielseitigkeit der Bildung Leonardo's. Es gereicht dem Verf. zur Ehre, denselben in dieser Totalität seiner Erscheinung und Thätigkeit vor den Leser hingestellt zu haben. Er hat hierzu, was die Schriften des Leonardo betrifft, sich nächst Amoretti besonders der Vorarbeiten von Venturi bedient, welcher unter dem Consulate Napoleon's die Gelegenheit gefunden hatte, die Handschriften zu untersuchen, welche damals aus der ambrosianischen Bibliothek nach Paris geschafft worden waren. Wie scharf Leonardo die Erscheinungen der Natur beobachtet, wie umsichtig er die Anwendbarkeit der aufgefundenen Naturgesetze auf die Bedürfnisse und Gewohnheiten des menschlichen Lebens wahrgenommen, wie gleichmäßig er das Nothwendige in dem Gebiete der Physik und Mechanik und zugleich das Freie in dem Reiche des Lebens und der Kunst aufzufassen und darzustellen verstanden habe, sieht man aus dem Nachlaß seiner Schriften; es erhellt aber auch schon aus der ganzen Persönlichkeit des Mannes, der laut der Geschichte sich bald den ernsten mathematischen Studien seines Freundes Luca Paciolo widmete, bald die großen Festlichkeiten am Hofe seines erlauchten Gönners in Mailand anordnete, bald die mühsamsten Entwürfe der Befestigungskunst oder des Wasserbaues ersann und ausführte, bald mit demselben Fleiße vor der Staffelei saß oder a fresco malte.

Was aber zunächst Das betrifft, worauf hauptsächlich sein Ruhm bei der Nachwelt beruht, seine Malerkunst, so ist dem Leonardo zwar das Unglück widerfahren, daß seine größten Werke, das Abendmahl in Mailand, das Schlachtbild in Florenz, die Reiterstatue in Mailand theils unausgeführt geblieben, theils im Laufe der Zeit zerstört, oder nicht einmal in Nachbildungen auf spätere Zeiten gekommen sind; aber doch hat sich die Macht des Genius bewährt, sofern auch die bloße Composition und Anordnung seines Abendmahles ein hohes vollendetes Meisterwerk ist, und ohne daß die Nachwelt von dem Zauber des Pinsels, von dem feinern Ausdrucke der ursprünglichen Ausführung der Köpfe etwas gewahrte, wird doch den Umrissen des Bildes eine Bewunderung gezollt, welche mehr als Alles von der großen Faßlichkeit und Klarheit dieses unendlich tief empfundenen und kunstreich angeordneten Gemäldes zeugt und hier den wahren Stempel der Genialität beurkundet. König Franz I. von Frankreich, der das Original in seiner Frische gesehen hatte, war davon so entzückt, daß er verlangte, man solle es von der Wand nehmen und nach Frankreich schaffen. Ist das ein Wunder, wenn noch jetzt die bloßen Linien über jedes fühlende Gemüth eine Gewalt ausüben?

Die Statue des Herzogs Franz soll er, nach Vasari, in Wachs kolossal ausgeführt haben; das fertige Model wurde von den französischen Soldaten bei der Einnahme Mailands zertrümmert.

Von dem Carton eines Reitergefechtes, welches er im Wettstreit mit Michel Angelo in dem alten Palaste zu Florenz malen sollte, ist nur ein kleinster Theil vorhanden, welchen man oftmals mit Unrecht für das Ganze angesehen hat. Bekanntlich war beiden großen Meistern die Aufgabe einer kriegerischen Darstellung aus der florentinischen Geschichte und zur Ehre ihrer Landsleute geworden. Michel Angelo wählte den Anfang, Leonardo die zur Entscheidung sich neigende Mitte der Schlacht. Göthe hat eine sehr anschauliche Beschreibung des noch vorhandenen Bruchstücks gegeben; man meint indessen, in einer Schlachtscene, welche von Leonardo selbst in einem seiner hinterlassenen schriftlichen Werke, der Abhandlung über die Malerei, angeordnet ist, die wesentlichen Züge jenes außerordentlichen Gemäldes wiederzuerkennen. Wir setzen diese Beschreibung her, um zugleich ein Beispiel von Leonardo's hoher künstlerischen Bildung zu geben (S. 126 fg.):

Vor Allem erscheint einem der Dampf des donnernden Geschützes sammt dem Staube, den die Rosse der Kämpfer aufwühlen, mit der Luft vermengt; denn obwol der Staub leicht emporsteigt, weil er sehr fein ist, so fällt er demungeachtet wieder, weil er mit gewichtigern Theilen angefüllt ist, und es bleiben daher nur seine feinsten Theile in der Luft. Man muß ihn daher mit einer Tinte malen, welche fast unbemerkbar und der Farbe der Luft ähnlich ist. Der Rauch hingegen, welcher sich mit der Luft und dem Staube vermengt hat, wird, da er zu einer gewissen Höhe emporgestiegen, gleich düstern Wolken erscheinen. In den höhern Theilen wird man ihn deutlicher von der Luft unterscheiden, und er wird fast die Farbe des Himmels

annehmen. Der Staub hingegen wird auf der Lichtseite sein gewöhnliches Colorit beibehalten, und diese Mengung von Luft, Staub und Dampf wird in der Höhe viel heller als in der Tiefe sein. Je mehr die Krieger von diesem dichten Nebel umhüllt sein werden, desto weniger wird man sie von einander unterscheiden, am wenigsten aber den Wechsel von Licht und Schatten wahrnehmen können. Alles, die Antlitze, die Personen, die Waffen, kurz was sich in der Nähe des gelösten Geschützes befindet, wird die Farbe des Feuers annehmen, und diese Röthe sich vermindern, je mehr sie sich von der bewirkenden Ursache derselben entfernen werden, und sich dann gänzlich verlieren. Die Figuren, welche in der Ferne zwischen uns und dem Lichte dargestellt sind, werden dunkel auf hellem Grunde erscheinen, und ihre Beine wegen des dichten und groben Staubes um desto weniger unterschieden werden können, je näher sie der Erde sind. Wenn man aus dem Heere entlaufene Pferde darstellt, so lasse man hinter und zwischen ihnen in der Sprungweite kleine Wolken sich erheben und sorge dafür, daß diese sich verlieren und schwächen, je mehr sie vom Pferde entfernt sind, das sie bewirkte; und sowie die nähern dichter, sichtbarer und gehäufter sind, so sollen die entferntern höher, ausgebreiteter und heller sein.

Die Luft mögen Pfeile in verschiedener Richtung erfüllen; denn es geschieht oftmals, daß, während die einen in die Höhe steigen, andere herabfallen und einige in grader Richtung die Luft durchschneiden. Die Kugeln begleitet gewöhnlich einiger Rauch.

Die Haare, Augenbrauen und andere Theile der Krieger bedeckt ein dichter Staub. Die Sieger zeichnen zusammengezogene Augenbrauen und fliegende Haare aus, welche der Wind bei ihrem Herbeieilen zerrüttet. In der Bewegung der Glieder herrscht Ungleichheit, d. h. wenn der rechte Fuß vorwärts schreitet, ist der linke Arm vorwärts gerichtet. Kommt ein Soldat im Bilde vor, der zu Boden stürzt, so drückt sich sein strauchelnder Fuß im Staube, der in blutigen Koth verwandelt ist, ab, und ist der Boden etwa feucht, so bemerkt man auch die Hufschläge der Pferde, welche darüber hinweggeeilt sind. Manchmal gewahrt man auch Pferde, welche ihre im Steigbügel hängenden Reiter mit sich fortreißen und in Staub und Koth die Spuren der geschleppten Leiber zurücklassen. Auf den Gesichtern der Ueberwundenen und in Unordnung Gebrachten herrscht seltsame Blässe; die Brauen sind gewölbt und ineinandergeschrumpft; ihre Stirn in Runzeln zusammengezogen; über den Nasenflügeln zeigen sich Falten, die Nasenlöcher werden bogenförmig und sind fast von der Spitze der Nase an bis zu den Augen emporgezogen. Der Mund ist schmerzvoll aufgerissen, die krampfhaft geöffneten Lippen entblößen die Zähne, welche eng geschlossen sind wie vom heftigsten Schreien. Einige sieht man schwer verwundet am Boden liegen, sich mit der einen Hand die verwirrten Augen bedecken, oder, die Fläche gegen den Feind gekehrt, sich auf die andere stützen, als wollten sie sich erheben. Andere erblickt man wieder in der Flucht und aus vollem Halse schreiend. Unter den Füßen der Kämpfenden ist das Schlachtfeld mit Waffen aller Art bedeckt. Schilde, Lanzen und zerbrochene Schwerter liegen umher, hier und da gewahrt man unter den Todten einige, halb mit Staub und Waffen bedeckt, andere von der Schwere derselben fast erdrückt und einherreigt; Staub und Erde, mit Blut überfüllt, bilden einen schwarzrothen Koth, und Ströme des Blutes, die aus den Wunden fließen, durchwühlen den Sand; unter den Sterbenden knirschen einige mit den Zähnen, andere werfen Blicke des Todes umher, und einige ballen die Faust, während Todeskrämpfe ihre Leiber krümmen und Arme und Beine zucken.

Man könnte einen Krieger ersinnen, der entwaffnet, von seinem Feinde zu Boden geschmettert, mit Zähnen und Nägeln einen greulichen Tod abwehrt; ein entronnenes Pferd, das, mit zerstreuten fliegenden Haaren, die Reihen der Feinde durchbricht und eine große Verwirrung anrichtet; man könnte auch darin unglückliche Lahme, vom Schwerte getroffen, zu Boden fallen, sich mit dem Schilde der Wuth des eindringenden Feindes widersetzen und diesen, auf ihnen liegend, den letzten Todesstreich versuchen sehen.

Endlich könnte man eine Menge von Menschen vorstellen, welche unter der Schwere getödteter Pferde erliegen und bemerken lassen, wie eine Menge der Sieger, die vom Gemetzel zurückkommen, sich mit beiden Händen die durch Staub fast verblindeten Augen reinigen, ihre Wangen, welche durch den herabgeronnenen Schweiß und die Thränen, die der Staub erpreßte, besudelt sind, wieder abwaschen. Auch Scharen von Kriegern ließen sich anbringen, welche voller Hoffnung und Umsicht zur Hülfe herbeieilen; sie erheben vorsichtig ihre Augenbrauen, beschatten die Augen mit der Hand, um den ins Gewühl der Schlacht versunkenen Feind zu erblicken und dem Hauptmann Gehör zu leisten, welcher mit dem Stab in der Hand ihnen den Ort weist, wohin sie sich werfen sollen. Zuletzt kann auch ein Fluß ersonnen werden, welchen einige Reiter eilends durchschwimmen, das Wasser um sich her schleudern und ihre Spur mit weißem Schaum bedecken. Man muß auf dem ganzen Schlachtfelde nichts sehen, woran nicht die Spuren eines schrecklichen Blutvergießens und der gräßlichsten Niedermetzelung wahrgenommen werden könnten.

Dieser unendlich reiche Entwurf, der ebenso von dem ruhigen Verstande und der beweglichen Einbildungskraft, wie von der praktischen Routine und Beobachtungsgabe des Meisters zeugt, mag Diejenigen belehren, welche dem Leonardo bisher nur das Talent der Charakteristik und einer einfachen, leicht übersichtlichen Composition zugeschrieben haben. Wer mit der Kunstgeschichte näher vertraut ist, wird hier Motiven begegnet sein, welche in den herrlichsten antiken Vorbildern, z. B. auf den Reliefs von Phigalia im britischen Museum, so großartige Wirkung thun, welche aber von Leonardo, der jene nicht kannte, mit gleicher Originalität erdacht worden sind. Jedenfalls ist es jammerschade, daß von den drei großen Schlachtbildern jener Zeit nur das eine des Rafael, die Konstantinsschlacht an der Tiber, in den vaticanischen Stanzen zu Rom, zur Ausführung und auf die Nachwelt gekommen ist. 62.

Bunte Briefe. 1832. Von Woldemar Seyffarth, Verf. der „Reisetage". Zwei Theile. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1834. Gr. 12. 2 Thlr.

Ist es auch nur das Leichtbemerkbare und auf der Hand Liegende, was der Verf. dieser Briefe, auf einer Reise von Dresden nach Berlin, Dobberan, Hamburg, Kuxhaven, Amsterdam, Broek und Hildesheim geschrieben, zum Gegenstand seiner Schilderung macht, und fehlt ihnen auch der Geist scharfer Wahrnehmung und tieferer Beobachtung, so sind sie doch Ergüsse einer heitern Persönlichkeit, eines gebildeten, für und durch das Reisen gebildeten Geistes, eines witzigen und geschmackvollen Wanderers. Nach der Wichtigkeit, die der Verf. auf die materiellen Genüsse legt, und nach dem Ernst, mit dem er Gasthöfe und Restaurationen analysirt, möchten wir ihn für einen Wiener oder Hamburger halten, wenn er nicht oft genug erzählte, daß er ein Weißenfelser sei. Meistens sind es die persönlichen Interessen, die ihn beschäftigen; selten berührt er die Politik, und wenn er es thut, so zeigt er sich als einen Vorsichtigen und Besonnenen; auf Kunst aber und ihre Würdigung läßt er sich nicht ein. Lebensgenuß, Menschenbeobachtung ist der Zweck seiner Reisen, und er weiß die Orte zu finden, wo beide anzutreffen sind. Er ist ein heitrer, launiger Reisebegleiter, und von den „Reisetagen" her kennen wir sein Talent, kleine, anziehende persönliche Geschichte in seine Reisebeschreibung zu verweben. Thümmel ist mehr

oder minder sein Vorbild; aber hat er es gleich nicht erreicht, so lesen seine „Bunten Briefe“ sich doch ganz angenehm und gehören zu den lobwürdigen Bekanntmachungen dieser Gattung.

In Berlin zwar erscheint uns der Verf. Anfangs mit seiner Anfeindung des Adels zugleich etwas veraltet und etwas abenteuerlich. Gibt es irgend eine Stadt in Deutschland, in der der Adel geradezu nichts bedeutet, so ist es gewiß Berlin. Ein Blick in den Staatskalender kann davon Ueberzeugung geben. Wenn aber der Verf. eine Braut darum verläßt, weil ihre ältere Schwester bei ihrer Hochzeit zweierlei Karten, eine Art für ihre adeligen und eine andre für ihre nichtadeligen Bekannten hat drucken lassen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er nie einer Braut treu bleiben wird. Die Reise durch Mecklenburg, welche hierauf folgt, schildert uns ein Land voll Misbräuche, die zum Theil widersinnig genug sind, und der Unsinn der Cholera-Schutzanstalten verwickelt den Verf. in lächerliche und ärgerliche Abenteuer, die er in bester Laune und sehr wirkungsvoll erzählt. In Gadebusch ist er wirklich gefangen. „Wäre Mecklenburg ein Oxhoft Wasser, ich wollte ihn austrinken; wäre es eine Schachtel Erde, ich wollte sie verschlucken; wäre es ein Hügel, ich wollte ihn mit blutenden Fingern wegkratzen; wäre es eine russische Provinz, ich wollte darin wohnen; wäre es ein Folioband königlicher Gedichte, ich wollte ihn auswendig lernen; wäre es eine Sammlung alles Lobes über Göthe, ich wollte sie lesen — könnte ich Mecklenburg dadurch aus der Karte von Europa wegbringen. Ich bin, von wo ich Ihnen schreibe, in Gadebusch, und in Gadebusch bin ich arretirt“. In Hamburg dagegen findet der Verf. seine Rechnung. Hamburg ist das Eldorado der Gutschmecker und der Geldreichen. Ein geistreicher Reisender, wie der Verf., — wenn er auch noch lange kein Verstorbener ist — sollte Bedenken tragen, sich in Hamburg zu gefallen. Hamburg ist ein platonischer Staat, d. h. wo die Besten herrschen, d. h. wo die Reichsten die Besten sind, d. h. wo die Aristokratie auf der Goldwage gewogen wird. Ein Mann von Geist wird hier zu leicht befunden, und der Verf. will doch ein ein Mann von Geist sein. Wir kennen keinen geistreichen Mann, dem es lange in Hamburg gefallen hätte. Allein der Verf. liebt Austern und englischen Thee und eine rothwangige Vierländerin, und jeder Leser weiß, was er sich von einem solchen Geschmack für Genüsse versprechen darf.

Im zweiten Theile dieser „Briefe“ steigt der Verf. zuweilen, und öfter als im ersten, unter sich selbst hinab. Hier zeigt sich, was ihm fehlt — ein würdiger, edler Reisezweck. Er jagt den amsterdamer berüchtigten Tanzsälen nach, und Kaffeehäuser-Statistiken nehmen den größten Theil seines Buches ein. Dennoch schreibt er ziemlich angenehm und an Unterhaltung fehlt es für den leichten Leser nicht. Zu den unstatthaften Abenteuerlichkeiten gehört sein Vergleich von Holland mit China, oder vielmehr von Amsterdam mit einer chinesischen Stadt. Es ist keine Spur von Aehnlichkeit vorhanden, und die spiegelhelle, aus lauter Fensterscheiben bestehende Stadt gleicht allem Andern eher als Peking oder Canton. Dagegen geben wir ihm Recht in seinen Klagen gegen die holländische Reinlichkeit, die im Wesentlichen oft die größte Unreinlichkeit hinter glänzendem Schein verbirgt. Seine Schilderung des berühmten Dorfes Broek, wo „statt der Bauern reiche Nichtsthuer wohnen“, die vor dem Eintreten in ihre Häuser die Schuhe ausziehen und nur bei feierlichen Gelegenheiten durch die Hauptthür eintreten, wo kein geselliges Thier, kein treuer Hund geduldet wird, wo die Einwohner wöchentlich nur einmal warm essen, damit „die Schornsteine nicht etwa schwarz werden“, wo, wenn ein Fremder etwa auf der Straße ausspuckt, die Einwohner sogleich mit Wischtüchern herbeieilen, und wo man im Gasthofe ungewaschene Teller und Tassen bekommt — diese Schilderung ist ganz treffend. Nur begreifen wir nicht, wie des Verf. Unkunde der Sprache ihn in so viel Noth und Fährlichkeit verwickeln konnte, da wir es stets leicht fanden, uns verständlich zu machen, auch ohne holländisch zu sprechen. Der Verf. besuchte Holland in der Zeit des größten Enthusiasmus, und wir wollten, er hätte uns mehr von der Volksstimmung mitgetheilt. Dies war ein würdiges und anziehendes Thema, und seine Kaffeehausgeschichten erlassen wir ihm gern für die wenigen Bemerkungen, die er hierüber macht. Trotz dem, daß der rechtliche Sinn der Holländer der Regierung in zwei oder drei Punkten unrecht gab — besonders bei der heimlichen Bestürmung Brüssels in eben der Zeit, als die belgischen Abgesandten nach dem Haag gekommen waren, um zu unterhandeln —, war die Begeisterung für den König und seine Sache, für den Fürsten, der die Undankbaren mit Wohlthaten überhäuft und ganze Städte in Belgien aus seiner Privatschatulle vor Verfall und Hunger schützte, doch so groß, als der Enthusiasmus eines Holländers nur immer steigen kann. „Und wenn der König 200 Millionen von uns fodert“, hieß es einstimmig im Handelsstande, „in acht Tagen hat er sie“, und Antwerpen wurde wie ein Palladium betrachtet. Man war überzeugt, daß ohne die Einmischung der Conferenz und Englands Achselträgerei — die es dereinst schwer bereuen wird — der Sieg Althollands entschieden war, wiewol man die Wiedervereinigung mit den trägen Maulhelden, welche stets von Hollands Fleiß gezehrt hatten, durchaus nicht wünschte. Wir gestehen, daß wir von dieser Stimmung des holländischen Volks, das in der europäischen Schätzung jetzt eine so hohe und verdiente Stelle einimmt, gern mehr vernommen hätten, und müssen den Verf. tadeln, daß er diese Gelegenheit, seinem Buche einen bleibenden Werth mitzutheilen, so nachlässig benutzt hat; er muß sich nun gefallen lassen, daß, nachdem man seine launigen Geschichten einmal durchlesen hat, sein Buch zur Seite gelegt werde; die eingewebte Novelle aber von Jonas und Jakob gibt keine große Vorstellung von seinem erfindenden Talent. 46.

Literarische Notizen.

Die asiatische Gesellschaft gibt ein „Journal of the royal asiatic society“ heraus, das vierteljährig erscheint. Es soll Originalaufsätze, Auszüge aus Schriften, die nicht vollständig gedruckt werden können, Kritiken, besonders über seltene Werke, Nachrichten von den Verhandlungen der Gesellschaft, von den Unternehmungen des orientalischen Uebersetzungsausschusses und den Leistungen anderer britischen oder ausländischen Gelehrtenvereine enthalten. Die Gesellschaft hat die Absicht, durch diese Zeitschrift Aufsätze von allgemeinerm Interesse zu verbreiten, als die früher in ihren „Transactions“ bekannt gemacht waren. Das erste Heft enthält unter Andern Abhandlungen über das Schulwesen der Hindus in der südlichen Halbinsel; über alte chinesische Vasen; über das Tabernakel bei den religiösen Processionen der Hindus in Ceylon; über die Ehebruchsgesetze in Nepal; eine Autobiographie von Alexander Csoma von Körös; Nachrichten über die Ermordung des Professors Schulz in Kurdistan im Jahre 1829.

Die englische Uebersetzung von Heeren's „Ideen“ ist nun in 5 Bdn. vollendet. Bereits 1832 erschienen: „Historical researches into the politics, intercourse and trade of the Carthaginians, Ethiopians and Egyptians“ (2 Bde. Oxford), und 1833 „Historical researches into the politics, intercourse and trade of the principal nations of antiquity“ in 3 Bdn. Der Uebersetzer des frühern Werkes war der Verleger Talboys selbst. Sie war sehr mangelhaft. Heeren hat die spätere Uebersetzung, die von einem andern Gelehrten herrührt, durchgesehen und Zusätze hinzugefügt.

Thomas Pringle's „African sketches“ (London, 1834) enthalten die Erzählung einer fünfjährigen Reise in Südafrika, eine Geschichte der Ansiedlung britischer Auswanderer an den Grenzen des Kafferlandes, Nachrichten über den Zustand der einheimischen Stämme in der Umgegend der Cap-Colonie und über die Fortschritte der Gesittung unter ihnen. 7.

Hierzu Beilage Nr. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 7. 30. Juni 1834.

Ueber die Methode des Elementarischen in der Volksschule.

Bei dem Eifer, mit welchem gegenwärtig unsere westlichen Nachbarn den öffentlichen Unterricht in Primair- und Bürgerschulen zu begründen suchen und dadurch die Ueberzeugung aussprechen, daß Volksbildung die einzige Grundlage der Volkswohlfahrt sei; bei der Aufmerksamkeit, welche das französische Ministerium des Unterrichtswesens den deutschen Schuleinrichtungen und den bei uns festgestellten pädagogischen Grundsätzen und Methoden widmet; bei der Thätigkeit der Schriftstellerei, welche sich mehr als je mit Uebertragung deutscher Schriften und zumal der bei uns angesehensten Schulbücher in fremde Sprachen beschäftigt, ist es um so mehr die Pflicht der Deutschen selbst, sich der Vorzüge deutscher Schulbildung und der Eigenthümlichkeiten im elementarischen Volksunterrichte bewußt zu werden und namentlich den auffallend raschen und glücklichen Fortschritt kennen zu lernen, welchen im Laufe weniger Decennien das deutsche Schulwesen im Ganzen und in einzelnen Beziehungen gemacht hat, sowol was die Ausbildung der Theorie als die praktische Anwendung und Durchbildung der theoretischen Grundsätze unter den gegebenen Verhältnissen betrifft.

Unstreitig dürfen wir als das erste merkwürdige Zeichen eines wahren Fortschrittes im elementarischen Volksunterrichte die Ueberwindung des Mechanismus rechnen, welche zuerst im Gebiet der Zahlenverhältnisse der tiefforschende Geist Pestalozzi's wagte und dadurch die Bahn auch für die bewußtere und freiere Entwickelung der übrigen Gegenstände und Fertigkeiten der Volksschule brach. Das Erschwerende, weil Unverständliche, was aus den Buchstabennamen für das Lesenlernen hervorgehen mußte, ist durch die Lehre von den Lauten, wie durch das richtige Abtheilen der Sylben und das Zerlegen jeder Sylbe in die Laute, Selbst- und Mitlauter, aus welchen sie gebildet wird, beseitigt, und was durch diese, das Lesen des Kindes beschleunigende Methode in Hinsicht der Präcision des Rechtschreibens geschadet zu werden drohte, ist nach dem Zugeständnisse der gebildetsten Schulmänner und durch die Praxis der entwickeltern Schulen insofern unschädlich gemacht, als auf die Einübung der Laute sobald wie möglich die Kenntniß der Buchstabenbenennungen folgt und, nachdem so das Lesen rationell begründet ist, auch das richtige Schreiben eine sichere Grundlage erhält. Die großen Verdienste, welche sich Stephani, Olivier u. A. um diesen Zweig des elementarischen Unterrichts erworben haben, dürfen auch bei den fernern Fortbildungen des deutschen Volksschulwesens um so weniger übersehen und verkannt werden, als die jüngsten Resultate großentheils nur auf den Schultern jener einsichtsvollen Vorläufer des Bessern gelungen sind.

Ein doppelter Misstand ließ nämlich bei Demjenigen, was durch Sylben- und Lautlehre für die Verständlichmachung und Beschleunigung des Leseunterrichts erzielt worden war, sich nicht verkennen. Einmal war doch zuviel der blos empfangenden Thätigkeit, der leitenden Einübung des Gedächtnisses und der Anschauung überlassen, als daß nicht eben in dieser Einseitigkeit ein aufhaltendes Element, eine verzögernde Beschwerung hätte stattfinden und die Gefahr blos passiven Aufnehmens und Behaltens wiederholen sollen. Auf der andern Seite waren grade die zwei mit einander am nächsten verwandten Gegenstände des Elementarunterrichts, Lesen und Schreiben, so sehr getrennt, daß letzteres erst hinter dem erstern wie eine fremde Sache getrieben wurde, wobei sich besonders der Gegensatz herausstellen mußte, daß der eine Unterricht von Seiten des Kindes mehr ein leidender, der andere hingegen ein thätiger war. Allein bei solchem geschiedenen und untergeordneten Verhältnisse konnte namentlich dies nicht wohl ausbleiben, daß auch das Schreiben mehr oder weniger in den Fesseln des Mechanismus gebunden blieb. Anders hingegen mußte es werden, sobald man anfing sie untereinander in Beziehung zu setzen und so dem Leseunterrichte von der natürlichen Activität des Schreibens, dem Schreibunterrichte von der bereits gewonnenen höhern Methodik des Leseunterrichts einen Vortheil zuzuwenden. Sollte aber auch diese Vereinigung nicht bloßes Amalgama, nicht ein zufälliges Belieben subjectiver Auffassungs- und Behandlungsweise sein, sondern vielmehr als ein nothwendiger Zusammenhang und durch die innersten organischen Anlagen und Bedürfnisse der menschlichen Natur, wie durch das ursprüngliche Verhältniß beider elementarischen Bewegungen der menschlichen Thätigkeit, welche Lesen und Schreiben sind, wesentlich bedingt erscheinen, so mußte erst dieser tiefere Grund nachgewiesen und das ihm entsprechende Princip der Methode festgestellt und zur lebendigen Durchführung in den betreffenden Richtungen des elementarischen Unterrichts entwickelt sein. Wem dies durch seinen vorzüglichen Scharfsinn und seine feine Beobachtungs- und gewandte Darstellungsgabe in einem hohen Grade gelungen ist, sollte in der That mehr bekannt und anerkannt sein im deutschen Volke, als es gegenwärtig noch geschehen zu sein scheint. Dem, wenn wir nicht irren, bairischen Kreisschuldirector Graser in Baireuth gebührt vorzugsweise der Ruhm der organischen Vereinigung des elementarischen Lese- mit dem elementarischen Schreibunterrichte, indem er Beides auf das geistige und gesellige Bedürfniß zurückleitet und an den Formen und Verhältnissen der Anschauung dergestalt entwickelt, daß die empfangende und thätige Seite des Gemüths in einer, grade für das unstete und vom schnellen, lebhaften Eindruck sich nährende Kindesalter so sehr geeigneten Wechselwirkung erhalten wird. Dies findet man in dessen „Elementarschule für's Leben in ihrer Grundlage", wovon unsers Wissens bereits drei Auflagen, die dritte durchaus umgearbeitete 1821, erschienen sind. Indem er die Entwickelung des Unterrichts mit und in dem Bewußtsein des Schülers vornimmt, erzeugt er in der Seele desselben die Anerkennung der Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Lernens, und die zunehmende Einsicht in den Zusammenhang der verschiedenen Lehrfächer mit dem Leben und mit der Bestimmung des Menschen, ohne daß in seiner Darstellung die Fassungskraft des Kindes übermäßig angestrengt und dessen Beobachtungsgabe aus dem Kreise des eignen, natürlichen und häuslichen Daseins herausgedrängt würde. Und dabei ist gleich von vorn herein das eigne Vermögen der Thätigkeit, die natürliche Lust der Kinder am Selbstbilden und Darstellen aufs zweckmäßigste in Anspruch genommen. So knüpft sich der ganze Unterricht an die vorhandene Anschauungswelt des Schülers an und bewegt sich in angemessenem Wechsel von Aufnehmen und Mittheilen fort. Die ersten Formen der Schrift werden an den Linien eines gezeichneten Hauses vorgewiesen, und da der freie Versuch des Kindes, eine solche Zeichnung zu entwerfen, begreiflicherweise mislingt, so wird ihm die Grundlinie in ihren verschiedenen Lagen und Richtungen eingeübt, indem es nun nicht bloße Striche, sondern in seiner Phantasie die Bestandtheile des Hauses herauszubringen sucht, was seinen Fleiß und seine Lust erhöht. Im Fortgange dieser Linearübungen werden erst einfache, dann zusammengesetztere Zeichen und Figuren gebildet, was bei lebendiger Behandlung den Eifer gleichfalls steigert, und so wird das Alphabet geschrieben, während die Kinder nur Zeichen, Figuren, nicht Buchstaben darin sehen. Mittlerweile hat sich Anschauungs- und Sprachunterricht abwechselnd mit den Schriftübungen soweit gestaltet, es hat sich in den Unterhaltungen des Lehrers mit den Kindern über das Haus, dessen Baustücken sie einüben, über dessen Gestalt, Einrichtung, Bewohner u. s. f. außer dem Eindrucke der allgemeinsten ge-

metrischen Formen und der einfachsten Zahlenverhältnisse, außer den nächsten naturhistorischen Vorstellungen und moralischen Begriffen das Bedürfniß der geselligen Mittheilung durch Sprache und Schrift ins Bewußtsein der Kinder erhoben, und indem sie nun von dem Lehrer erfahren wollen, wie denn das Sprechen mit Entfernten durch die Schrift beschaffen sei, und nachdem er sie auf das Beschwerliche und Unermessene einer chinesischen Wortschrift oder ägyptischen Hieroglyphenschrift hingewiesen, deutet er ihnen die Vorzüge der Buchstabenschrift an und zeigt ihnen, daß sie die Zeichen dieser Schrift oder die Buchstaben nun schon selbst zu machen wissen, und nur erst noch die Namen derselben und ihre Zusammensetzung kennen zu lernen brauchen. Und so geht von nun an Lesen und Schreiben Hand in Hand, und Beides entfaltet sich organisch unter einem echt pragmatischen Princip, dem der Erziehung für das Leben. Diese Methode ist von ihrem geistreichen Erfinder in der Ausführung zwar mehr oder weniger kunstreich angelegt, und u. a. rechnen wir zu dem Kunstreichen und Schwierigen dies, daß er eine ideale oder Elementarschrift als Grundlage gibt und eine Analogie zwischen den Mundstellungen der Laute und der Figur ihrer elementarischen Schriftzeichen durchzuführen bemüht ist; sowie wir auf der andern Seite im pädagogischen Princip das aristokratische Element einer Scheidung zwischen Adel und Volk mittelalterlich finden. Aber das Wesentliche dieser Methode im elementarischen Unterrichte ist so ganz in der psychologischen Wahrheit begründet und dem Bedürfnisse des kindlichen Alters wie den Bedingungen der Unterrichtsgegenstände selbst angemessen, daß auch die Anwendung ihr entsprechen muß. Ref. hat sich davon mehrfach überzeugt, sowol in kleinerm Kinderkreise als in zahlreichern Abtheilungen der Volksschule, und bringt durch diese Mittheilungen dem für ihn so persönlich unbekannten wie räumlich entfernten Meister den Zoll der aufrichtigsten Anerkennung dar, erwartend, daß diese rationelle Auffassung und Pflege des elementarischen Unterrichts in der Volksschule immer mehr Beifall und Nachfolger finden werde.

Es bleibt indessen auch hier immer noch Manches zu wünschen und fortzubilden übrig. Namentlich ist die Frage nach dem Anfange der Schrift und die andere nach der sichern Begründung eines von vorne herein verständigen und bestimmten Lesens wol noch tiefer zu fassen und genauer zu erörtern. Daß die Zeichnung gerader Striche dem Kinde schwerer falle als die der krummen, ist wol keinem Zweifel unterworfen, und es wäre zu untersuchen, von welchem Urtypus ausgegangen werden müsse, falls ein solcher in der Naturbewegung als primitiv nachgewiesen werden könnte. Das Willkürliche, was in der auch von Graser noch beibehaltenen Elementarschrift liegt, aus welcher die Formen der Deutschen wie der englischen Current- und Druckschrift deducirt werden, ist so wenig als die Schwierigkeit zu verkennen, welche mit der dadurch herbeigeführten Vermehrung der dem Auge des Kindes vorzuführenden Schriftformen verbunden ist. In dieser Hinsicht dürfte wol eine ganz neue Behandlung der Sache Aufmerksamkeit und Empfehlung verdienen. Sie begegnete uns in dem jüngsten Schriftchen:

Der psychologische Grund des deutschen Sprach-Elementarunterrichts, und seine erste Beziehung auf die Schriftsprache. Eine Vorlesung, gehalten von Alan Ammann. Stuttgart, J. Fr. Steinkopf. 1834.

Lassen wir den Verf. selbst sprechen: „Man kann ohne Schwierigkeit bei dem ersten Erscheinen des Kindes in die Welt an der Bewegung seiner Händchen eine stets geneigte Richtung von unten nach oben bemerken. Diese aufwärtsstrebende Bewegung, die ihren tiefern Grund in der hohen Bestimmung des Menschen sowol der Seele als dem Leibe nach sucht, entwickelt sich allmälig zu einer solchen Bestimmtheit, daß sie sich endlich auch abwärts, einen Gegenstand von sich ablehnend, bewegt“.

„Ebenso wird an dieser aufstrebenden Bewegung der Hand die Form eines Rundblattes bemerkt, eine Bemerkung, die sich auch dadurch bestätigt, daß Kinder von 3—4 Jahren an Mauern, Steinen u. s. w., wo sie mit Kreide oder Kohlen kritzeln, sie gewahren lassen. Diese Bewegung, welche mit der physischen zugleich auch eine geistige Anlage zum Grunde hat und nach dieser Beziehung den Menschen im Gegensatze des Thieres während seiner ersten Lebensmomente offenbart und angeboren ist, kann mit Recht die Mutterbewegung genannt werden.“

„Die abwärts lenkende Richtung, die aus jener hervorgeht, beschreibt die Form eines hängenden Rundblatts und setzt mehr eine geübtere physische Kraft voraus, sowie auch den Sinn, einen Gegenstand von sich abzulehnen, daher sie auch deshalb die Kraftbewegung genannt werden dürfte.“

„In diesen Bewegunsarten lebt und webt das Kind, und es offenbart durch dieselben eine gewisse Vorliebe zu formellen Beschäftigungen. Diese Thätigkeiten sind aber da, bevor das Kind noch reden kann, bevor sich die Seelenkräfte entwickeln, wie eine stumme Sprache. Sie verbinden sich zunächst mit der Anschauungskraft, als der ersten sinnigen Bewegung, die sich mittels des Auges nach allen Theilen irgend eines Gegenstandes richtet, um sich denselben mehr oder weniger deutlich vorzustellen. Wächst nun das Anschauungsvermögen an Unterscheidungsthätigkeit, so werden diese Bewegungen um so sinniger und bestimmter.“

„Bewegung und Anschauungskraft stehen mit einander in einer wechselseitigen Verbindung; denn letztere wächst und gewinnt an Unterscheidungskraft, jemehr ihr von Seiten der ersten Nahrung gegeben wird.“

„Die wirkliche Ausbildung dieser Primairkräfte des Menschen ist daher auch der Fundamentalgrundsatz aller Erziehung und somit auch des Sprachelementarunterrichts als der ersten Erziehungs- und Bildungsart.“

„Abgesehen, daß Bewegung und Anschauung vor dem Sprechen des Kindes schon ihre Thätigkeiten äußern, und man schon deshalb die Ordnung, welche die Natur vorschreibt, beachten müßte, so würde die mütterliche Sprachfähigkeit des Kindes an sich nirgends einen pädagogischen Anhaltspunkt darbieten; denn das Kind übt seine Sprachfähigkeit nicht an dem Munde der Mutter, sondern es behält die gewohnten Töne an den mehrfach sich vorgestellten Gegenständen fest; sonst würden sie sinnlos verhallen. Die unzertrennlichen ersten Lebensthätigkeiten: Bewegung und Anschauung, sind daher auch die ersten Elemente des Sprachunterrichts.“

„Das Seltene und fast Wunderbare bei dieser Untersuchung ist aber, daß die Elementarformen der Handschrift aus den Mutter- und Kraftbewegungen auf die einfachste und consequenteste Weise hervorgehn. Dieser Fund lag wie eine köstliche Perle vor meinen Augen. Ich beschloß nun auch, sie mit der zartesten Hand aufzufassen und wählte ihnen Namen aus dem Pflanzenreiche, als Blätter, Kirschen, Stengel u. s. w., zu ihrer Versinnlichung. So gelang es denn auch, daß diese Bilder der jüngsten Bewegung und Anschauungskraft immerdar den stärksten Einfluß auf die Schriftzeichen ausübten, sowie sie auch nur diese Entdeckung allein und sonst noch keine blos mechanische Erfindung je auszuüben im Stande war.“

„Die Elementarformen werden geübt zuerst an der Mutter- und Kraftbewegung mit der bloßen Hand, dann mit dem Griffel unter der Belehrung über Sitz und Haltung des Körpers, der Hand und der Lage, der Tafel und des Papiers, alsdann mit der Feder unter Belehrung über ihre Abdachungslage“ (S. 6—10).

Hier ist also grade der umgekehrte Weg der bisherigen Methode, nämlich von den krummen Linien zu den geraden, statt von diesen zu jenen, eingeschlagen, und es ist derselbe von einem denkenden Beobachter der Anfänge der menschlichen Lebensentwickelung als der allein naturgemäße nachgewiesen. Wir machen dadurch den Physiologen wie den Pädagogen und jeden Gebildeten auf die Vorlesung selbst aufmerksam, in welcher das Weitere umständlicher auseinandergesetzt und durch lithographirte Zeichnungen verdeutlicht wird.

Bei dem Uebergange zum Lesen dieser organisch entwickel-
en Schriftzeichen gibt der Verf. jedem Laute seinen erklärenden
Namen; er nennt die Consonanten Laute, die Vocale Töne,
. B. m den Mundlaut, n den Naselaut, l den Lallaut, r den
Wirbellaut u. s. w., a den Mundweitton, e den Mundbreitton
ı. s. w. und verlangt, daß man den Lauten, d. i. Mitlautern
der Consonanten, in der Sprache den ersten Rang einräume,
enn „sie setzen schon verschiedenartige Sprachorgane in Thä-
igkeit, wogegen die Töne (Selbstlauter, Vocale) blos klang-
rtig die Eröffnung des Mundes erfodern und nur hülfsweise
ur deutlichen und vorzüglich zur fließenden Expression der Laute
ich anhängen. Auch vermag kein Ton für sich allein ohne ei-
ıen Stoß der Lunge sich zu exprimiren (?). Eine reine, klin-
ende Aussprache folgt erst da, wo der Laut sich mit dem Tone
erschmelzt. Diese Ordnung liegt in dem Wohlklange der
Sprache und zeigt sich in der Erfahrung bei dem Sylbenunter-
icht erprobt; denn sie allein versteht auf die noch schwache
kraft der Sprachorgane leicht einzuwirken und Sylben und
Wörter dem Munde der Kleinen anzueignen. Die Natur selbst
eobachtet schon diese weise Ordnung; denn die kleinen Kinder,
venn sie anfangen zu plaudern, bedienen sich zuerst gern jener
Wörter, welche mit einem Laute beginnen, und sie müssen schon
erständlich reden, bis sie sich zugleich auch der Wörter mit
inem Tonanfange bedienen" (S. 16).

Besonders bringt der Verf. beim Fortschritte des Lesens
darauf, daß in jedem mehrsylbigen Worte von den Kindern
uerst die Stammsylbe erfaßt werde, auch wenn diese eine Vor-
ylbe hat, und verspricht, man werde erstaunen, mit welcher
Bestimmtheit die Kinder unterscheiden und nachher die Unter-
cheidungsfähigkeit auf vielsylbige und durch ihre Stammsylben
ınkenntliche Wörter anwenden. Die Unterscheidungsfähigkeit in
Erkenntniß der Stammsylben entwickelt allerdings das Erwa-
hen des Verstandes.

Es ist über den gewiß interessanten Gegenstand gegenwär-
iger Mittheilung nur noch Dies anzufügen, daß der Verf.
rüher in Karlsruhe, später in Stuttgart Anstalten gegründet
hat, welche die von ihm erwarteten Früchte getragen haben,
vie denn solches Ref. in Beziehung auf die eine dieser Anstal-
en aus wiederholter Beobachtung bezeugen kann. Auch soll
hr. Ammann die Erlaubniß zur Errichtung einer Anstalt in
Würtemberg vorzugsweise dem günstigen Urtheile eines der com-
etentesten Richter in dieser Sache, des Prälaten v. Denzel,
erdanken. 77.

Geschichte des preußischen Staats. Erster Band. Die
ältere Geschichte bis zum Tode des Kurfürsten Johann
Sigismund von Ernst Helwing. — Auch unter
dem Titel: Geschichte des brandenburgischen Staats,
von der Entstehung desselben bis zum Anfange des
dreißigjährigen Kriegs. Erste Abtheilung. Die Ge-
schichte der Mark Brandenburg, von Begründung der-
selben bis zum Aussterben der ballenstädtischen Dyna-
stie. Lemgo, Meyer. 1833. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein Schatz trefflicher Vorarbeiten setzt den Verf. in Stand,
ine geschichtliche Entwickelung, wie der preußisch-brandenburgi-
che Staat zu einer weltgeschichtlichen Macht ersten Ranges er-
wuchs, zu versuchen; er legitimirt sich zu solchem Unternehmen
m Vorworte, indem er streng, aber mit Sachkunde seine Vor-
gänger beurtheilt. Unter den nicht gerügten Mängeln der Letz-
tern möchte noch besonders hervorzuheben sein, daß sie von ih-
rem Standpunkte aus die in ihren Ursachen und Wirkungen zu
entwickelnden Thatsachen oft mit befangener Vorliebe betrachten
und im Lobspenden den Charakter der Geschichtschreibung ver-
fehlen, wogegen sich unser Verf. verwahrt, da „gerecht sein ge-
gen Alle" sein Streben ist. Daß er hierbei „eine bestimmt aus-
gesprochene, entschiedene, politische und religiöse Ansicht nicht ver-
missen läßt", kann ihm, wie seine Liebe zur Sache, nie zum
Vorwurfe gereichen. Ein begründetes Urtheil über ein Werk
der vorliegenden Art ist erst nach dessen Beendigung zu geben;
über im ersten Buche aufgestellte Behauptungen bittet ausdrück-
lich der Verf. das Urtheil zurückzuhalten, bis er mit einer Ab-
handlung über Germanen, Slawen und Sachsen eine kritische
Uebersicht der ältesten Völkerverhältnisse im nordöstlichen Deutsch-
land veröffentlicht hat.

In der Einleitung führt der Verf. die Behauptung durch,
daß die Reformation der christlichen Kirche, „welche seit dem 16.
Jahrhunderte sich äußere Anerkennung errang, die Grundlage
der preußisch-brandenburgischen Macht sei". Die Keime der
Versöhnung des alten Streites zwischen Kirche und Staat hat
die Reformation belebt. Mit der Schirmvogtei des Staates
über die Kirche hat das Schwert des Richteramtes erst seine
weltgebietende Kraft errungen, und „dieselbe Krone deckt durch
Gottes Gnade das Haupt des Königs und des obersten Bischofs
seiner Lande". Die Worte des Verf.: „Wodurch haben die
weltgeschichtlichen Individuen sich selbst die Befriedigung erwor-
ben und einen unsterblichen Namen der Nachwelt hinterlassen
als dadurch, daß sie den ewigen Gegensatz zwischen menschlicher
Freiheit und geschichtlicher Nothwendigkeit zu überwinden und zu
versöhnen wußten?!" möchten den meisten Lesern dunkel sein,
wenn er nicht gleich durch bestimmte Hinweisung solche erklärte
und hiermit den Standpunkt, von welchem aus er sein Werk
beginnt, gegeben hätte: „Keinem unter den Herrschergeschlech-
tern der neuern Zeit ist dieser Ruhm in einem höhern Maße
zuzusprechen, als dem Burggrafen von Nürnberg. Wie ein
Erbtheil geht von dem Vater auf den Sohn jene fromme Scheu,
sich von dem Boden der Geschichte loszureißen, jenes besonnene
Streben, alles Wollen und Thun nur an die Entwürfe und
Thaten großer Ahnen zu knüpfen. Darum hat von jeher ein
so wunderbarer Segen auf den Werken dieses Hauses geruht,
darum hat hier das schwerste Unglück immer nur die Pforten
zu höherm Glücke geöffnet! — Der geschichtliche Sinn, welcher
als das Vermächtniß der brandenburgischen Herrscher angesehen
werden kann, hat sich in keinem Verhältnisse glänzender offen-
bart, als in der persönlichen Zuneigung und der unwandelbaren
Treue der ersten hohenzollerschen Kurfürsten gegen das Haus
Habsburg, in ihrer aufopfernden Fürsorge für die Größe, Ehre
und Einheit des Reiches; als endlich das Schicksal die alten ge-
heiligten Bande zerriß, als fast alle Stände des Reiches sich rü-
steten und verbündeten, um durch Bürgerkrieg den alten Thron
zu stürzen, stand Brandenburg lange Zeit zögernd und wehmü-
thig in der Mitte der Parteien. Nichtsdestoweniger sollte bald
die Abschiedsstunde schlagen; aber als diese die frühern Freunde
trennte, auch dann noch rettete Hohenzollern sich die Achtung
Habsburgs, nachdem es dessen Liebe hatte verlieren müssen." —
Nähere Bekanntschaft mit der langen Reihe von Thatsachen, die
hier in einem Gesammturtheile gefaßt werden, führt auf vieles
Fremdartige, welches dieser Behauptung widerspricht; wenn man
sich zu derselben aber auch nicht unbedingt bekennt, wird man
dem Versuche der Durchführung einer so geistvollen Ansicht ein
reges Interesse nicht versagen. — Es werden dann, vom Burg-
grafen Friedrich III. an, mehre Momente ausgehoben, wo die
Brandenburger bedeutend wirkten zur Verherrlichung der Habs-
burger und des deutschen Reiches, und besoldete Parteistimmen,
welche, wie Fr. Schlegel, Preußen die Schuld des Reichsverfal-
les beimessen, strafend zurückgewiesen. „Wer solche Reden füh-
ren kann", heißt es, „zeigt nur zu deutlich an, daß er durch
das Hingeben an das Treiben einer Faction die politische Un-
schuld verloren habe und deshalb nicht mehr fähig sei, geschicht-
liche Verhältnisse in ihrer Wahrheit zu erfassen". — Jene all-
gemeine Beschuldigung, woran die geknüpft wird, daß Preußen
die Bildung einer neuen Reichsverfassung unmöglich gemacht habe,
mag ihre unrichtigen Seiten haben, die allgemeine Vertheidigung
hat auch ihre schwachen Stellen, welche nachzuweisen die Beur-
theilung der Geschichtserzählung Veranlassung darbieten wird,

ohne sich blenden zu lassen von den pomphaften Worten: „In der Nacht, da Perikles starb, ward Platon, der Göttliche, in derselben Nacht, als der Artemis Tempel zu Ephesos in Flammen aufging, Alexander der Große geboren; — jene sturmvolle dreißigjährige Nacht, in welcher die Gewalten des Mittelalters ihr Grab fanden, sie war die Geburtsstunde des preußischen Staates. — Die äußere Veranlassung zu der höhern politischen Bedeutung der Kurfürsten von Brandenburg seit dem 17. Jahrhunderte beruhte darin, daß dem Herzen des Staates, der Mark Brandenburg, zwei Flügel, einer gen Morgen, der andere gen Abend, sich anfügten, wodurch die Beherrscher des erweiterten Gebietes in Stand gesetzt wurden, einerseits gegen die slawische und romantische Welt hin für Deutschland vermittelnd aufzutreten, andererseits die Beschützung des Protestantismus zu übernehmen." — Zur Erwartung sehr interessanter Entwickelungen berechtigt die Hindeutung auf den geringen Einfluß, welchen von Alters her in den deutschen Ostseeküstenländern die römische Kirche und ihre Bischöfe hatten. — Ob die Angabe (S. XLIII), daß der Papst dem Kurfürsten Joachim II. die Würde eines beständigen ersten Cardinals der römisch-katholischen Kirche habe antragen lassen, erwiesen ist, kann hier nicht untersucht werden; sehr unwahrscheinlich steht sie aus. — Die Eifersucht Oestreichs über die wachsende Größe des Hauses Hohenzollern tritt recht deutlich hervor bei dem Aussterben der Jülich'schen Herzöge, wo Oestreich die Erbschaftsberechtigungen Brandenburgs zu entkräften suchte, unter gar wunderlichem Vorgeben. Hr. Prof. H. theilt Auszüge mit aus einem vom Reichsvicekanzler Lewin von Ulm in dieser Sache abgefaßten Bedenken (von 1609), dessen Grundzüge der damaligen Politik Oestreichs zur Richtschnur dienten. Pfäffische Unterwürfigkeit für die Ansichten der Hierarchie verbinden sich darin mit unglaublicher politischer Kurzsichtigkeit zu feindseligem Rückhalte und verfehlten das Ziel ebenso, als der Kurfürst Moritz von Sachsen mit seiner trugvollen Klugheit nicht dazu gelangte, die Größe seines Hauses rühmlich zu erweitern.

Die gegenwärtige politische Stellung Preußens bezeichnet der Verf. am Schlusse dieser Einleitung: „Also ist Preußen gelagert zwischen Oestreich, welches die politische und religiöse Bildung des Mittelalters festzuhalten strebt, und Frankreich, welches sich zur Aufgabe gesetzt hat, die letzten Reste beider zu zerstören, — so zwischen England und Rußland, von denen jenes die Civilisation des alten Europa auf die neue Welt zu übertragen und in der letzten durch seine Meeresherrschaft ein neues Europa zu gründen versucht hat (?), dieses aber die Völker Asiens unter dem Friedensschatten des Kreuzes und unter der Krone des großen Zaars der Slawen, welcher Kaiser und Patriarch zugleich ist, vereinigend, sich bemüht, den alten Streit zwischen Asien und Europa zu schlichten, den Naturmenschen des Ostens freundlich der geistigen und sittlichen Cultur des Westens zu nähern. Preußen hat sich niemals unduldsam und feindselig weder gegen das Princip Oestreichs, noch gegen das Frankreichs bewiesen, wenn es nicht von dem einen oder dem andern die Grundbedingungen seines Daseins gefährdet sah; es hat beide Principe stets ruhig und ohne Furcht als Das angesehen, was sie dem unbefangenen Forscher sind, als mit Nothwendigkeit aus den geschichtlichen Kämpfen der letzten Jahrhunderte hervorgegangene Richtungen; es ist sichern Schrittes und besonnen unaufhörlich vorwärtsgeschritten, es hat sich niemals im muthwilligen Leichtsinne von dem Boden der Geschichte losgerissen, ohne jedoch den Geist der Zerstörung oder der Erstarrung bei sich einheimisch zu machen. Der englisch-amerikanischen Richtung hat Preußen auf seinem Gebiete die gebührende Anerkennung nicht versagt, aber, wie billig, hat es sich nicht berufen gefühlt, den common sense bei sich zum Gotte zu erklären und die Dampfmaschine als das höchste und letzte Ergebniß aller menschlichen Bestrebungen zu betrachten." — Ref. schämt sich nicht zu gestehen, daß er das hier über England Gesagte nicht versteht, und was er davon von vorn herein versteht, für unwahr hält. Seit sich in England ein politisches Colonialsystem bildete, hatte dasselbe zum Zwecke, die Begründung eines neuen Europa in der neuen Welt zu verhindern, nicht solches dahin zu übertragen. Wer in Bezug auf Rußland nicht des Verf. Meinung ist, wird S. LXX schlimm abgefertigt: „Diejenigen, welche Rußland stets nach den Idealen des romantischen Occidents messen und das Freundschaftsband, welches Preußen mit dieser Macht verknüpft, zerreißen möchten, erklären auf das unumwundenste, daß sie nur mit sehr beschränktem Blicke die Entwickelung der politischen Verhältnisse anzuschauen vermögen, daß sie aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte sehr wenig gelernt haben; es sind Die, welche sich selbst und Andern vorzulügen suchen, eine Erscheinung existire nicht, weil sie die Augen verschließen" u. s. w. Mit hochherzigem Patriotismus schließt der Verf. diese Einleitung, indem er vor Allem die Bewahrung der Treue, ohne welche Völker Rebellen, Fürsten Tyrannen werden müssen, empfiehlt, und wendet sich zum Werke selbst, von welchem er hier das erste Buch mittheilt: der Darstellung der frühesten Verhältnisse im Nordosten Deutschlands, sowie der Begründung und Erweiterung der Mark Brandenburg, bis zum Aussterben der ballenstädtischen Dynastie. — Die sieben Abschnitte führen die Ueberschriften: das nordöstliche Deutschland unter den Sueven; die Herrschaft der Slawen in den Ostseeländern; die Verhältnisse der Karolinger zu den nordwestlichen lechischen Slawen; der Kampf zwischen Sachsen und Slawen, und die Begründung eines großen wendischen Reiches an der Ostsee; die Markgrafen aus dem Hause Stade; die Markgrafen von Brandenburg aus ballenstädtischem Geschlechte; politische und kirchliche Verhältnisse in den Marken unter der Herrschaft der Ballenstädter. — Man sieht, der Verf. geht bis zu einer Vorzeit hinauf, aus welcher nur sehr dürftige Notizen über diese Länder auf uns gekommen sind. Das Einsammeln und richtige Verstehen derselben fodert Fleiß und kritischen Scharfsinn, Genauigkeit, um nicht verführt zu werden, Vermuthungen für Thatsachen zu halten und jegliche Hinweisung auf frühere Schriftsteller, unbekümmert inwiefern sie als Gewährsmänner probehaltig sind, als Beweisthum gelten zu lassen. Hierauf zurückzukommen, wird die Anzeige der Fortsetzung des Werkes Gelegenheit geben. 25.

Aphorismen.

Target. Tronchet.

Man erinnert sich, daß der Nationalconvent dem Könige Ludwig XVI. nach mehrfachen Debatten einen öffentlichen Vertheidiger bewilligte. Der unglückliche Monarch wandte sich zunächst an den berühmten pariser Advokaten Target, welcher dieses Gesuch aber auf eine ziemlich rauhe Art ablehnte. Tronchet übernahm hiernächst die Führung des traurigen Processes. Als Buonaparte nachher erster Consul wurde, fand er Target an der Spitze des Cassationstribunals. Er ersetzte ihn augenblicklich durch Tronchet. „Ils diront ce qu'ils voudront", fügte er, von den Jakobinern sprechend, hinzu, „je m'en f....". Man sieht, die Nemesis läßt sich Zeit, ohne darum die Schuldigen zu vergessen.

Raro antecedentem scelestum
Deseruit pede poena claudo!

Anekdote.

In den letzten Jahrzehnden, welche der französischen Revolution vorangingen, war die Unordnung in den Finanzen Frankreichs über alle Beschreibung groß. Dies veranlaßte einen Prinzen vom Hause zu der Aeußerung: „Il n'y aurait qu'un saint ou un diable qui pût rétablir l'ordre dans l'administration française; mais nous sommes, à ce qu'il paraît, neutres entre l'enfer et le paradis, puisque ce saint ou ce diable ne s'est pas encore rencontré". — Nun, dieser so sehr ersehnte „diable" hat sich nachher doch noch gefunden. 87.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch

zur

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Mit vielen Landkarten und bildlichen Darstellungen.

In vier starken Bänden in Quartformat. Gedruckt auf schönem weißen Papiere mit grober Schrift.

Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von acht Bogen, welche im Subscriptionspreise 6 Groschen kosten.

LEIPZIG, BEI F. A. BROCKHAUS.

Das sich auf mehrfache Weise kundgebende Bedürfniß eines Werkes, wie des unter obigem Titel angedeuteten, konnte der unterzeichneten Verlagshandlung um so weniger fremd bleiben, da sie wegen ihrer zum Theil speciell auf die Interessen der Gegenwart berechneten Unternehmungen Veranlassung und Beruf erhielt, sorgsam auf die Foderungen der Zeit zu achten. Schon lange mit dem Plane und der ganzen Anlage eines solchen Werkes und mit den zur Ausführung desselben nöthigen Vorbereitungen beschäftigt, würde sie schon früher mit der Ankündigung desselben hervorgetreten sein, wenn nicht namentlich die achte Auflage des Conversations-Lexikons, das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur, sowie eine bedeutende Anzahl anderer wichtigen Unternehmungen ihre Thätigkeit sehr in Anspruch genommen hätten. Um indeß einer möglichen Concurrenz zu begegnen, findet sie sich veranlaßt, das Publicum auf das nahe Erscheinen des obigen Werkes aufmerksam zu machen, und indem sie auf das bald auszugebende erste Heft verweist, das am besten darlegen wird, was sie dem Publicum zu bieten beabsichtigt, bemerkt sie jetzt über den Plan nur Folgendes:

Das Bilder-Conversations-Lexikon wird, mit besonderer Beziehung auf das gesammte deutsche Volk, in allgemein faßlicher, populairer Darstellung über alle im gewöhnlichen Leben vorkommende Gegenstände sich verbreiten und mit Uebergehung alles Strengwissenschaftlichen durch Hervorheben des Interessantesten und geschmackvolle Behandlung des Nützlichsten und Wissenswerthesten zu unterhalten und zu belehren suchen.

Zu größerer Zweckdienlichkeit und um dem in neuester Zeit beurkundeten Verlangen des Publicums nach

bildlichen Darstellungen

zu genügen, wird das Werk mit vielen Landkarten, besonders der verschiedenen Theile Deutschlands, sowie mit vielen hundert Abbildungen, namentlich Ansichten merkwürdiger Gegenden, Städte, Orte und Denkmale, Darstellungen einzelner Momente geschichtlicher Begebenheiten, Bildnisse ausgezeichneter, im Volke allgemein gekannter Männer, Abbildungen zur Naturgeschichte, Gewerbskunde u. s. w. u. s. w., kurz der Gesammtmasse alles Dessen, was die einzelnen Artikel in bildlicher Darstellung wünschenswerth machen, ausgestattet werden.

Indem aber das Werk in alphabetischer Ordnung erscheint, wird neben der natürlich sich ergebenden Abwechselung und Mannichfaltigkeit des Stoffs zugleich der Zweck erreicht, dem Publicum etwas mehr als ein interessantes Quodlibet darzubieten, und das Werk wird, wie bei dem Erscheinen der einzelnen

Lieferungen eine unterhaltende und belehrende Lectüre, so stets das nützlichste Nachschlagebuch bilden und auf diese Weise seinem Titel wahrhaft entsprechen.

Um den Foderungen, welche das Publicum an ein solches Werk zu machen berechtigt ist, in jeder Beziehung zu genügen, wird die Verlagshandlung keine Mühe und Kosten scheuen, und sie schmeichelt sich, beim Publicum in so gutem Credit zu stehen, daß man diesen Versprechungen Glauben beimessen wird. Mehre achtungswerthe Gelehrte, welche sich im Fache der populairen, Unterhaltung mit Belehrung verbindenden Darstellung schon erprobt haben, sind für das Unternehmen gewonnen; die Theilnahme geschickter Künstler ist der Verlagshandlung gesichert, und die Redaction beschäftigt, die Masse der einzeln abzuhandelnden und darzustellenden Gegenstände zu einem zweckmäßig ineinander greifenden Ganzen zu vereinigen.

Das ganze Werk wird aus vier starken Octavbänden bestehen und mit größer, auch für schwache Augen deutlicher Schrift auf schönem weißen Papiere gedruckt werden. Die Bilder sind Holzschnitte, welche in den Bogen in den Text eingedruckt sein, und nur in seltenen Fällen, wo es das Format nicht gestattet, besonders beigelegt werden.

Der Preis einer jeden Lieferung, die aus acht Bogen bestehen soll, wird 6 Groschen nicht überschreiten, aber die Verlagshandlung hofft durch eine zu erwartende bedeutende Theilnahme des Publicums in den Stand gesetzt zu werden, ihn noch niedriger stellen zu können.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an, die als nicht geschehen betrachtet werden sollen, wenn die ausgegebene erste Lieferung des Werkes den Erwartungen nicht entspricht.

Privatsammler wenden sich mit ihren Bestellungen an die ihnen zunächst gelegenen Buchhandlungen, die ihnen angemessene Vortheile zugestehen können.

Leipzig, im [illegible] October 183[illegible].

[illegible] Brockhaus.

Wolfram, Lehrbuch der Baukunst.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen:

Vollständiges

Lehrbuch der gesammten Baukunst,

von

Ludwig Friedrich Wolfram.

Ersten Bandes (Baumateriallehre) 3te Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Lehre vom Bauholze, oder Lehre von dessen Wuchs, Eigenschaften, Beschaffenheiten und den Mitteln zu dessen längster Erhaltung gegen Brand, Fäulniß, Insektenfraß u. s. w.; Berechnung der Widerstände gegen Bruch und Biegung in allen Lagen; [illegible] Fällen, Transport; von der Berechnung, den Sorten der Wald- und Nutzhölzer; Sämmtliche Holztheile beim Land-, Erd-, Wasser-, Maschinen- und Schiffbaue; Naturbeschreibung mit Angabe der Anwendung der Holzarten in allen Zweigen des Bauwesens, mit Rücksicht auf andere Gewerbe, übrigen Nebenbaustoffe aus dem Pflanzenreiche.

24 Bogen mit 55 erläuternden Figuren.

Gr. 4. Cart. 2 Thlr.

Der Verleger unterläßt die Anpreisung dieses classischen Werkes; die ersten Abtheilungen desselben haben ihr Publicum und verdienten Beifall gefunden. Diese dritte Abtheilung dürfte besonders dem Hrn. Forstpersonale zu empfehlen sein, da für dasselbe die Lehre über Anwendung und Benutzung des Nutzholzes beim Bauwesen, richtiger und weit vollständiger als in den zeitherigen forsttechnologischen Werken, von vielem Interesse sein möchte.

Stuttgart, im November 1833.

Karl Hoffmann.

Oestreichische militairische Zeitschrift.

1833.

Elftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1745 in den Niederlanden. (Schluß.) — II. Geschichtliche Skizze der Kriegsereignisse in Tirol im Jahre 1809. Zweiter Abschnitt. (Fortsetzung). — III. Ueber Zelte. Mit einer Kupfertafel. — IV. Die Leistungen der östreichischen militairischen Zeitschrift von 1811—33. — V. Neueste Militairveränderungen.

Auch im Jahre 1834 wird diese Zeitschrift ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt, und da die Redaction die Stärke der Auflage nach den eingegangenen Bestellungen bestimmt, so ersucht der Unterzeichnete die [illegible] Herren Abnehmer hiermit höflichst, ihre Bestellungen womöglich noch vor Ablauf des Jahres durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen.

Der Preis ist wie früher Acht Thaler Sächs., um welchen auch die früheren Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818 bis incl. 1833 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

[illegible] Actenstücke alter und neuer Zeit, welche der Redaction zu Gebote stehen, und bei der Gründlichkeit, Umsicht und Thätigkeit ihrer sachkundigen Mitarbeiter, wird diese Zeitschrift fortwährend [illegible] behaupten, [illegible] die unparteiischen Urtheile im In- und Auslande bisher zugesichert haben.

Wien, den 20sten December 1833.

[illegible] Heubner, Buchhändler.

Für Staatsmänner, jeden Gebildeten und ganz vorzüglich für [illegible]

Im Verlage der [illegible] Buchhandlung in Augsburg ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Die vollkommene Association

als Vermittlerin

der Einheit des Vernunftstaates und der Lehre Jesu.

Ein Beitrag

zur ruhigen Lösung aller großen Fragen dieser Zeit.

Von Fr. Tappehorn.

Gr. 8. 1834. Im Umschlag brosch. 48 Kr. Rhein., oder 12 Gr. Sächs.

Eine in Frankreich aufgestellte und daselbst neuerdings auch bereits des Versuchs gewürdigte, ganz neue Associationstheorie, wonach Haushalt, Ackerbau und Industrie, mit der Aussicht auf große Vermehrung der Production und bedeutende Ersparung in der Consumtion, in einer Vereinigung mehrer Familien gemeinschaftlich betrieben werden sollen, wird in obiger Schrift auf deutschen Boden verpflanzt und dieses für die Menschheit wichtige System aus der deutschen Philosophie und aus dem Wesen des Urchristenthums so wesentlich unterstützt, daß dasselbe dadurch nach jeder Seite hin seine vollständigste Begründung erhält. Wir sehen hier, wie die Religion das Liebesgesetz, die Philosophie das Rechtsgesetz, und der Erfindungsgeist des Industrialismus den Mechanismus des socialen Zusammenwirkens darbietet, um aus deren harmonischen Ineinsbildung die ganze gesellschaftliche Aufgabe in allen ihren Verzweigungen einfach

...zur Ruhe der Ordnung zu lösen. In einer Zeit, wo die ... an der Tagesordnung sind, kann es nicht leicht ein ... geben, was den Staatsmann und den Gemeindevorsteher, ... Schriftsteller und den Geistlichen und überhaupt jeden denkenden Menschen mehr interessiren wird.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist gratis zu erhalten:

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern zu verhältnißmäßig niedrigern Preisen erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. (2¼ Bogen stark.)

Dem Publicum wird die Durchsicht dieses Verzeichnisses ganz besonders empfohlen; die ungewöhnlichen Vortheile, die darin geboten werden, gelten nur bis Ende December 1834.

In der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Karlsruhe und Baden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständige Sammlung von Anreden und Gebeten für die deutsche protestantische Kirche, zugleich bestimmt, der nächsten badischen Generalsynode zur geeigneten Berücksichtigung bei ihren Anordnungen hinsichtlich einer Landesagende vorgelegt zu werden. Bearbeitet von Friedrich Gebhard, evangelisch-protestantischer Pfarrer zu Mittelschäffen. Preis 2 Thlr. 4 Gr.

Der innere Gehalt dieser Sammlung wird wol keinem Zweifel unterliegen, wenn man als Verfasser der allermeisten aufgenommenen Gebete die homiletisch-liturgisch großen Meister ... et: Ammon, Ackermann, Bergmann, Blumhorn, Couard, ...ecke, Bapp, Eylert, Hufnagel, Hildebrand, Hanstein, ...ler, Mehlis, Marezoll, Rosenmüller, Röhr, Ribbeck, Reinhard, Schleiermacher, Schmidt, Zeller, Zollikofer, Weiß, Winkler, ...ikofer u. s. w.

Leipzig und Stuttgart. (Weick's Annalen.) ... haben wir versandt das Decemberheft der

Annalen

für

Geschichte und Politik.

(In Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten ...ttlinger, H. K. Hoffmann, Murhard, Pölitz, Rotteck, Troxler, Weitzel, Welker, Zachariä u. s. w.)

Herausgegeben

von

Dr. Wilderich Weick.

Es ist hiermit der erste halbe Jahrgang — aus 6 Heften ...hend — beendigt. Die günstige Aufnahme, welche dieser ...schrift allenthalben geworden, hat die Redaction und die ...agshandlung in den Stand gesetzt, für die innere und ...re Ausstattung derselben so zu sorgen, daß sie der allge...sten Verbreitung sich fortwährend erfreuen und ihren Rang ...es Nationalwerk von gefeierten Männern ...utschlands behaupten werden. Eine kleine Anzahl von ...mplaren der bisjetzt erschienenen 6 Hefte, welche wir noch ...en, können zu dem Preise von 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr. ...gen werden.

In wenigen Tagen versenden wir das erste Heft des Jahrgangs 1834. Wir machen diejenigen Lesecirkel, Bibliotheken u. s. w., welche auf die Annalen noch nicht Bestellung gemacht haben sollten, darauf noch besonders aufmerksam, solche gefälligst bald einer soliden Buchhandlung zukommen zu lassen, um ein Verzögern ihrer Effectuirung zu vermeiden.

In der Mitte eines jeden Monats erscheint ein Heft von 7 Bogen. Drei Monatshefte machen einen Band aus, sodaß ein Jahrgang 12 Hefte oder 4 Bände bildet. Der Preis des Jahrgangs ist 12 Fl. Rhein., oder 7 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Im December 1833.

J. Scheible's Verlagsexpedition.

Poppe, ausführliche Volksgewerbslehre.

Bei Unterzeichnetem erschien soeben:

Ausführliche

Volksgewerbslehre

oder

allgemeine und besondere

Technologie

zur Belehrung und zum Nutzen für alle Stände.

Nach dem neuesten Zustande der technischen Gewerbe und deren Hülfswissenschaften bearbeitet von

Dr. J. H. M. Poppe,

Hofrath und ordentlichem Professor der Technologie zu Tübingen.

Sechste Lieferung. 16 anstatt 12 Bogen mit 2 Tafeln.

Preis jeder Lieferung 12 Gr.

Hiermit ist nun dieses schöne, wahrhaft zeitgemäße Werk geschlossen; es hat schon seit Ausgabe der ersten Lieferung die freundlichste Anerkennung gefunden, und in vielen Familien — wovon sich Verfasser und Verleger factisch überzeugt haben — Belehrung und Nutzen geschafft. Der Preis des Ganzen (3 Thlr. für 2 starke, schön gedruckte Bände von etwa 80 Bogen mit 12 Tafeln) ist so unerhört billig, daß er gegen die praktische Brauchbarkeit dieses für alle Fälle geprüften Rathgebers gar nicht anzuschlagen ist! Hundertfachen Gewinn wird dieses schöne Buch bei gewissenhafter Benutzung jedem Künstler, Fabrikbesitzer und Arbeiter, sowie jedem vorwärtsstrebenden Handwerker bringen; es ist daher auch allen diesen, sowie noch zunächst den Lehrern und Schülern von Gewerbschulen, ganz besonders und mit Recht in vielen, äußerst günstigen, Recensionen empfohlen!

Stuttgart, im December 1833.

Karl Hoffmann.

In der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Karlsruhe und Baden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Caroli Kaercher, Orbis terrarum

antiqui et medii aevi,

Forma maxima delineatus XXIV Tab.

Herabgesetzter Preis 8 Fl. 6 Kr., oder 5 Thlr.

Die Karte einzeln 36 Kr., oder 9 Gr.

Index.

1. Peloponnesus. 2. Thracia. 3. Hellas. 4. Insulae maris aegaei. 5. Gallia. 6. Africa. 7. Judaea. 8. Hispania. 9. Imperium Augusti. 10 Aegyptus et Aethiopia. 11. Asia minor. 12. Syria. 13. Insulae Britannicae. 14. Germaniae. 15. Italia superior. 16. Italia inferior. 17. Sarmatia Europaea et Asiatica. 18. Regnum persicum. 19. Orbis terrarum veteribus notiis. 20. Migratio gentium. 21. Imperium Romanum. 22. Regnum Malifeirum. 23. Imperium Caroli M. 24. Imperium romanum tpp. belli sacri.

Ganz unerhört
wohlfeiles Nationalwerk für

Pianoforte- und Gesangfreunde

☞ mit wenigen aber vorzüglichen Stahlstichen. ☜
(Halb umsonst für Käufer der Originalbibliothek.)

Durch alle gute Buch- und Kunsthandlungen ist auf Bestellung nach wenigen Tagen zu bekommen:

Musikalisches Pfennig- und Heller-Magazin; (1ste Lfrg.)

Dilettantenunterhaltungen am Pianoforte, oder Sammlung vorzüglicher Claviercompositionen und Gesangstücke, bestehend in leicht ausführbaren gefälligen Sonaten, Variationen, Rondos, Ouverturen, Potpourris aus beliebten Opern, Polonaisen, beliebten Tänzen und andern Arrangements aus Opern, grössern Werken etc., 2- und 4händig, abwechselnd mit Begleitung, nebst Auswahl lieblicher, werthvoller Arien und Duetten für Gesang

von den berühmtesten Tonsetzern.

52 Lieferungen (1 wöchentlich) à 3 Bogen, zu 2 Thlr. 16 Gr.; der Foliobogen also zu etwa nur 4 Pfennig, (inclusive des musikalischen Pfennigunterhalter und der saubern Stahlstiche.)

Prospecte, die Näheres mittheilen, werden von allen guten Musik- und Buchhandlungen unentgeldlich gegeben.

☞ Sämmtliche Compositionen rechtmässig erworbenes Eigenthum der Verleger **Schuberth** und **Niemeyer** in Hamburg und Itzehoe. ☜

NB. Soeben erfahren, dass wir leider mit nachahmender Concurrenz bedroht sind, — jedoch: Vorwärts! ist unser Losungswort, und wir hoffen, das resp. Publicum wird unsere redlichen Bestrebungen durch rege Theilnahme unterstützen und ferner uns ermuthigen.

Im Verlage von J. D. **Sauerländer** in **Frankfurt am Main** erscheinen auch für das Jahr 1834 folgende Zeitschriften:

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung.

Herausgegeben vom Forstmeister **Behlen.**

Preis per Jahrgang von 12 Monatheften 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 24 Kr.

Indem wir auf die Reichhaltigkeit und regelmäßige Erscheinung des vorigen Jahrgangs hinweisen, der außer den gewöhnlichen Nummern noch 4 Zeichnungen, 5 Tabellen und 4 Intelligenzblätter enthält, und die Versicherung hinzufügen, daß dem neuen Jahrgang gleiche Sorgfalt gewidmet werden soll, glauben wir genug zur Empfehlung dieser Zeitschrift gesagt zu haben.

Erholungsstunden.

Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von

Eduard Duller.

Preis per Jahrgang von 12 Monatheften 5 Thlr., oder 8 Fl.

Diese Zeitschrift, welche seit einer Reihe von Jahren sich des Beifalls der gebildeten Lesewelt erfreut, wird wie bisher in monatlichen Heften erscheinen. Die Redaction derselben hat der rühmlichst bekannte Dichter, Herr **Eduard Duller**, übernommen. — Durch die sorgfältige Auswahl, Prüfung und Anordnung dieses ausgezeichneten Schriftstellers wird dem Publicum eine Zusammenstellung des Gediegensten geboten. Zugleich bürgen auch die Namen der bisherigen und neuen Mitarbeiter: **Adrian, L. Bechstein, Belani, Kilzer, Ph. v. Mettingh, Nänny, Rückert, Johanna Schopenhauer, Starkloff, L. Storch, Hungari, Zehner, Zschokke** u. A. m. für die Tüchtigkeit dieses Unternehmens.

In der **D. R. Marx'schen** Buchhandlung in **Karlsruhe** und **Baden** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte gefallener Minister, Feldherren und Staatsmänner. Ein Lesebuch für Freunde der Geschichte von **C. J. Wagenseil.** 2 Thle. 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Von dem

Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832

ist soeben der dritte Band (Preis 2 Thlr.) erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Er umfaßt die Jahre 1819—24, und wird noch mehr als der erste und zweite Band die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich ziehen, denn immer wärmer und beredter wird die Feder der beiden Freunde und mit jedem Schritte in die neueste Zeit wächst Stoff und Interesse.

Duncker und Humblot
in **Berlin.**

Der Freischütz.

Von dieser weitverbreiteten Zeitschrift erscheint vom nächsten Januar an wöchentlich ein ganzer Bogen in groß 4. Der Preis des Jahrganges ist 7 Mark 8 Schill. h. Ct., oder 3 Thlr. Sächs. (für Hamburg und Altona nur 6 Mark h. Ct.). Alle löbliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Hamburg, im December 1833.

An alle Freunde der deutschen Literatur.

Soeben ist erschienen:

Repertorium
der
gesammten deutschen Literatur,
herausgegeben
von
Ernst Gotthelf Gersdorf,
Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Ersten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Das Repertorium umfasst in **möglichster Vollständigkeit** die gesammte deutsche Literatur vom Jahre 1834 an, und wesentlich unterstützt durch Leipzigs Buchhändlerverkehr, gibt dasselbe den Gelehrten des In- und Auslandes **schnell** eine genaue und zuverlässige Nachricht von der Erscheinung, dem Umfange, Inhalte und Werthe der neuesten literarischen Erzeugnisse Deutschlands. In den jedem Hefte beigefügten **literarischen Miscellen** wird unter besondern Rubriken auch auf die wichtigsten Erzeugnisse des Auslandes aufmerksam gemacht.

Das Repertorium erscheint regelmässig am 15ten und 30sten jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet, da Alles darin aufgenommen werden soll, was resp. bis zum 8ten oder 23sten von dem Herrn Herausgeber abgeliefert worden ist. Gegen 50 Bogen bilden einen Band, deren wahrscheinlich drei im Laufe eines Jahres erscheinen, sodass jedes Heft im Durchschnitt 6 Bogen stark sein wird. Jeder Band wird bei Ablieferung des ersten Heftes mit 3 Thlrn. berechnet.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse:

An die Expedition des Repertoriums der ges. deutschen Literatur

an den Unterzeichneten zu richten.

Leipzig, 15ter Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1834
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1834:

*1. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Jahrgang 1834. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*2. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1834. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. Erster Band und folgende. In Heften von ungefähr 6 Bogen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis eines Bandes von 50 Bogen 3 Thlr.

Kaum ist es dem vielfach beschäftigten Gelehrten und überhaupt den Freunden der deutschen Literatur gegenwärtig noch möglich, einen klaren und sichern Ueberblick der neuesten literarischen Erscheinungen zu erlangen, da die Masse täglich bedeutender wird und unsere allgemeinen Literaturzeitungen, wie zweckmäßig sie auch bei ihrem Entstehen waren und welchen unverkennbaren Nutzen sie immer stifteten, ihrem Zwecke stets weniger zu entsprechen vermögen. Man sehnt sich daher nach einem zeitgemäßern Mittel, um die literarischen Producte auf kürzerm Wege kennen zu lernen, und dieses Mittel soll das Repertorium sein. Es umfaßt in möglichster Vollständigkeit die gesammte deutsche Literatur vom Jahre 1834 an und wesentlich unterstützt durch Leipzigs Buchhändlerverkehr, gibt dasselbe den Gelehrten des In- und Auslandes schnell eine genaue und zuverlässige Nachricht von der Erscheinung, dem Umfange, Inhalte und Werthe der neuesten Erzeugnisse Deutschlands. In den jedem Hefte beigefügten literarischen Miscellen wird unter besondern Rubriken auch auf die wichtigsten literarischen Erzeugnisse des Auslandes aufmerksam gemacht.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. eines Monats in Heften, deren Umfang sich nach dem vorhandenen Material richtet, da Alles darin aufgenommen werden soll, was resp. bis zum 8. oder 23. von dem Herrn Herausgeber abgeliefert worden ist. Gegen 50 Bogen bilden einen Band, deren wahrscheinlich drei im Laufe eines Jahres erscheinen, sodaß jedes Heft im Durchschnitt 6 Bogen stark sein wird, und ein Band wird jedesmal bei Ablieferung des ersten Heftes mit 3 Thlr. berechnet. Durch das erste Heft wird jeder Freund der Literatur in den Stand gesetzt werden, sich näher mit diesem Unternehmen bekannt zu machen, doch wird kein Billiger das Ganze nach einem einzelnen Hefte beurtheilen.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse: An die Expedition des Repertoriums der gesammten deutschen Literatur an die Verlagshandlung zu richten.

*4. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Fünften Bandes drittes Heft und folgende. (Nr. XXXV und folgende.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier. 12 Gr.

Es erscheint jede 6—8 Wochen ein Heft.

Für literarische Bekanntmachungen jeder Art erscheint zu dem unter Nr. 3. genannten Repertorium ein

Bibliographischer Anzeiger,

der jedem Hefte beigeheftet wird und worin die Insertionsgebühren für die Zeile einen Groschen betragen; sowie zu den unter Nr. 1 und 2 angeführten Zeitschriften fast wöchentlich ein

Literarischer Anzeiger,

der außerdem noch der „Allgemeinen medicinischen Zeitung" beigelegt wird. Für die gespaltene Zeile wird zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis oder dem Repertorium beigelegt oder beigeheftet.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*5. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilh. Adolf Becker*. Elftes Heft und folgende. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav. Subscriptionspreis eines Heftes 1 Thlr. 21 Gr.

Das erste bis zehnte Heft (Taf. I—CXVIII, und Text Bogen 1—20, 1832—33) kosten im Subscriptionspreise 18 Thlr. 18 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr.

6. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*7. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thaler, auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis fünfte Lieferung (A bis Dresden) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalausgabe sind erschienen. Die folgenden Lieferungen erscheinen in so kurzen Zwischenräumen, als es die jetzt 22,000 Exemplare starke Auflage des Werkes gestattet. Vgl. Nr. 8.

*8. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. In vier Bänden oder 30—32 Heften. Gr. 8. Vierten Bandes drittes (fünfundzwanzigstes) Heft und folgende. Jedes Heft auf weißem Druckpapier 6 Gr., auf gutem Schreibpapier 8 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Das erste bis vierundzwanzigste Heft (Abel bis Schwarz) erschienen 1832—33.

Obwol Manches hieraus als nothwendige Ergänzung in die achte Auflage des Conv.-Lex. übergehen muß, so behält dieses Werk doch seine ganze Selbständigkeit, bildet aber für die Besi-

ger der achten, sowie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung, da es die Verhältnisse der neuesten Zeit in ausführlicher Darstellung entwickelt. Es bleibt für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen der neuesten Zeit richtig würdigen will, wie dies auch die Theilnahme des Publicums bezeugt, welche eine Auflage von 30,000 Ex. nöthig gemacht hat.

*9. **Cuvier** (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In fünf Bänden. Dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr.

*10. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitem Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Fünfundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Elfter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Fünfter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

11. ***Ersch** (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. (Bearbeitet bis zum 28. Bogen vom Prediger *Rese* in Halberstadt, beendigt von *K. C. Kraukling* in Dresden.)

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von *K. C. Kraukling.*)

Da ich nach jahrelangem Warten von Herrn Prediger Rese in Halberstadt die letzten Bogen der Abtheilung der schönen Künste nicht erhielt, so hat auf meine Bitte Herr Kraukling die Beendigung derselben, die Bearbeitung der Register und der Nachträge übernommen. Trotz des mir im vorigen Jahre von demselben gegebenen festen Versprechens, mich in Stand zu setzen, den Druck beider Abtheilungen noch im Jahre 1833 beendigen zu können, ist dies doch nicht der Fall gewesen und ich muß aufs Neue die Geduld des Publicums in Anspruch nehmen, dem die Verzögerung nicht unangenehmer sein kann als mir selbst; es geschieht von meiner Seite gewiß alles Mögliche, um der Verpflichtung, die ich gegen das Publicum habe, zu genügen.

Hoffentlich kann ich beide Abtheilungen in diesem Jahre endlich liefern; zu versprechen wage ich bei der Unzuverlässigkeit des Bearbeiters derselben nichts.

*12. **Heinsius** (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1833 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise. Vierter Supplementband, oder des ganzen Werkes achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1833 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Gr. 4.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

*13. **Krug** (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. In vier Bänden. Vierter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 18 Gr.

Der erste bis dritte Band (1831—33), A—Sp., kosten im Subscriptionspreise 8 Thlr. 6 Gr.

*14. — — Encyklopädisch-philosophisches Lexikon. Fünften Bandes zweite Abtheilung, enthaltend die Zusätze und Verbesserungen der zweiten Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*15. ***Most** (Georg Friedrich)*, Encyklopädie der medicinisch-chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben. In zwei Bänden oder acht Heften. Fünftes (zweiten Bandes erstes) Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft von 12 — 14 Bogen auf gutem Druckpapier im Subscriptionspreis 20 Gr.

Der erste Band (erstes bis viertes Heft, 1833), 53 Bogen, die Artikel Ablactatio — Hystricíasis und die Einleitung enthaltend, kostet 3 Thlr. 8 Gr.

*16. **Raumer** (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Vierter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste bis dritte Band (1832 — 34) kosten im Subscriptionspreise auf gutem Druckpapier 9 Thlr. 18 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 19 Thlr. 12 Gr.

17. **Schmid** (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

18. Shakspeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Dritter Band. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Der erste und zweite Band (1823—29) kosten 5 Thlr. 6 Gr.

*19. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Sechster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Jeder der ersten drei Jahrgänge kostet 2 Thlr., der vierte 1 Thlr. 16 Gr., der fünfte 2 Thlr.

*20. ***Thiele** (J. M.)*, Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen. In zwei Theilen. Mit 160 Kupfertafeln. Zweiter Theil. Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Cart.

Der erste Theil, mit 80 Kupfertafeln und einem Facsimile, Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cart. (1832), kostet 20 Thlr.

*21. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1835. Mit dem Bildnisse Tegnér's und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

Alle frühern Jahrgänge bis 1829 sind vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831, 1832, 1833 und 1834 jeder 2 Thlr.

*22. **Wachsmann** (C. von), Erzählungen und Novellen. Fünftes und sechstes Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier.

Erstes und zweites Bändchen (1830) kosten 3 Thlr. 12 Gr., drittes und viertes Bändchen (1832) ebenfalls 3 Thlr. 12 Gr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*23. **Beer** (Michael), Gesammelte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Beer's begleitet von E. von Schenk. Mit dem Portrait des Dichters und Musikbeilagen von Meyerbeer. Auf feinem Velinpapier.

*24. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit vielen Landkarten und bildlichen Darstellungen. In vier starken Bänden in Quartformat. Gedruckt auf schönem weißen Papiere mit grober Schrift. Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von acht Bogen, welche im Subscriptionspreis 6 Groschen kosten. Erste Lieferung und folgende.

Das Bilder-Conversations-Lexikon wird, mit besonderer Beziehung auf das gesammte deutsche Volk, in allgemein faßlicher, populairer Darstellung über alle im gewöhnlichen Leben vorkommende Gegenstände sich verbreiten und mit Uebergehung alles Strengwissenschaftlichen durch Hervorheben des Interessantesten und geschmackvolle Behandlung des Nützlichsten und Wissenswerthesten zu unterhalten und zu belehren suchen.

Zu größerer Zweckdienlichkeit und um dem in neuester Zeit bekundeten Verlangen des Publicums nach bildlichen Darstellungen zu genügen, wird das Werk mit vielen Landkarten, besonders der verschiedenen Theile Deutschlands, sowie mit vielen hundert Abbildungen, namentlich Ansichten merkwürdiger Gegenden, Städte, Orte und Denkmale, Darstellungen einzelner Momente geschichtlicher Begebenheiten, Bildnisse ausgezeichneter, im Volke allgemein gekannter Männer, Abbildungen zur Naturgeschichte, Gewerbskunde u. s. w., kurz der Gesammtmasse alles Dessen, was die

einzelnen Artikel in bildlicher Darstellung wünschenswerth machen, ausgestattet werden.

Indem aber das Werk in alphabetischer Ordnung erscheint, wird neben der natürlich sich ergebenden Abwechselung und Mannichfaltigkeit des Stoffs zugleich der Zweck erreicht, dem Publicum etwas mehr als ein interessantes Quodlibet darzubieten, und das Werk wird, wie bei dem Erscheinen der einzelnen Lieferungen eine unterhaltende und belehrende Lecture, so stets das nützlichste Nachschlagebuch bilden und auf diese Weise seinem Titel wahrhaft entsprechen.

*25. **Bülow** (**Edward von**), Das Novellenbuch oder Ein Hundert alte Novellen nach italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen Originalen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben. Mit einer Einleitung von **Ludwig Tieck**. Erster und zweiter Theil. Auf feinem Druckpapier.

*26. **Elsholtz** (**Franz von**), Schauspiele. Zwei Bändchen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Das erste Bändchen enthält u. A. das schon früher gedruckte Stück: „Die Hofdame“, mit den Briefen Göthe's darüber an den Verfasser.

27. ***Ersch*** (***Johann Samuel***), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (vom Prediger *Rese* in Halberstadt und *K. C. Kraukling* in Dresden). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

28. — — Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe (von *K. C. Kraukling* in Dresden.) Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Wegen der Erscheinung dieser beiden Abtheilungen beziehe ich mich auf das unter Nr. 11 Gesagte.

*29. **Falkenstein** (**Karl**), Thaddäus Kosciuszko. **Zweite**, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse Kosciuszko's und seinem Facsimile, sowie mit einer Abbildung seines Feldsiegels und des von ihm 1794 creirten Papiergeldes. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*30. Handwörterbuch in drei Sprachen: Englisch-deutsch-französisch, Französisch-deutsch-englisch, Deutsch-französisch-englisch. (Mit Stereotypen gedruckt.) Kl. 4. Auf feinem Velinpapier. Cart.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, werden auch einzeln zu erhalten sein. Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, auf die Correctur wird die allergrößte Sorgfalt gewendet und der Preis wird auf das Billigste gestellt werden.

31. **Hartmann** (**Karl Friedrich Alexander**), Repertorium der Mineralogie und Geognosie, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuen Fortschritte dieser Wissenschaften. Als Supplemente zu seinem „Wörterbuche der Mineralogie und Geognosie“ und zu seiner deutschen Bearbeitung von Beudant's „Lehrbuch der Mineralogie“, sowie überhaupt zu allen neuern Lehr- und Handbüchern der Mineralogie und Geognosie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Das „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie“ von Hartmann (1828) kostet 3 Thlr. 8 Gr.; das „Lehrbuch der Mineralogie“ von Beudant (1826) 4 Thlr.

*32. **Hauch**, Die Belagerung Mastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Auf feinem Druckpapier.

*33. **Hoffmann von Fallersleben**, Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. $25\frac{1}{2}$ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

*34. **Hüllmann** (**Karl Dietrich**), Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. $14\frac{3}{4}$ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

*35. **Kannegießer** (**Karl Ludwig**), Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauch für Gymnasien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*36. **Keyserlingk** (**Hermann von**), Kritischgeschichtliche Uebersicht der Ereignisse, die in Europa seit 1789—1822 Statt gefunden haben. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

37. **Raumer** (**Karl von**), Beschreibung von Palästina. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*38. **Rellstab** (**Ludwig**), Das Jahr Achtzehnhundertundzwölf. Ein Roman. In vier Bänden. Auf feinem Druckpapier.

*39. **Schmid** (**Heinrich**), Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

*40. **Stieglitz** (**Christian Ludwig d. J.**), Das Recht des Hochstifts Meißen und des Collegiatstifts Wurzen auf ungehindertes Fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Verfassung. Eine staatsrechtliche Erörterung. Gr. 8. $4\frac{1}{4}$ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

*41. **Stieglitz** (**Heinrich**), Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. Zweite, vermehrte und veränderte Auflage. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*42. — — Erinnerungen aus meiner jüngsten Sommerreise. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*43. ***Thiersch*** (***Frédéric***), De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Deux volumes. Gr. 8. 54 Bogen auf feinem franz. Druckpapier. Geh. 4 Thlr.

*44. Winke und wohlmeinende Rathschläge für israelitische Schulen. Der königl. hebr. deutschen Primar-Hauptschule in Presburg besonders zugeeignet von einem unparteiischen christlichen Theologen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

1) Eine Anzeige über das unter Nr. 3 erwähnte **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.**
2) Ein Prospectus über die unter Nr. 10 angeführte **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.**
3) Eine Ankündigung des unter Nr. 24 erwähnten **Bilder-Conversations-Lexikons.**

Ferner wird gratis ausgegeben und zur Durchsicht ganz besonders empfohlen das

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrag von mindestens 30 Thalern zu verhältnißmäßig niedrigern Preisen erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind.

Im **Geographischen Verlags-Comtoir** in Berlin, Kurstrasse Nr. 49 a, ist erschienen:

Das 1ste Heft des kleinen Schulatlas gezeichnet von *J. L. Grimm.*

Dasselbe besteht aus 8 Blättern, nämlich: **Europa, Asien, Afrika, Nordamerika, Südamerika, Deutschland, Italien,** sowie **Spanien** und **Portugal.**

Wir empfehlen diesen Schulatlas in drei verschiedenen Ausgaben, als:

1. auf gutem Schweizerpapier im Blatt à 5 Sgr., im Heft à 1 Thlr. $2\frac{1}{2}$ Sgr.
2. auf Kupferdruckpapier im Blatt à 3 Sgr., im Heft à 20 Sgr.
3. auf demselben Papier im Umdruck à 2 Sgr., im Heft à 14 Sgr.

der eignen Ansicht der Liebhaber und schmeicheln uns mit der Hoffnung das diese, verbunden mit seiner Wohlfeilheit, denselben einem verehrten Publicum annehmbar machen und uns manchen Abnehmer zusichern wird.

Das 2te Heft erscheint im Januar 1834.

Zugleich bringen wir noch in Erinnerung

1. den pneumatisch portativen Erdglobus in 5 verschiedenen Ausgaben, als:
   a) auf Papier als Karte im kleinen Etuis 10 Thlr.

b) auf Papier mit der Vorrichtung zum Luftfüllen 12 Thlr.
c) auf Seide aufgezogen dito dito 16 Thlr.
d) auf Perkal aufgezogen dito dito 16 Thlr.
e) auf Atlas gedruckt dito dito 32 Thlr.

2. den Atlas von Asien zu Professor *C. Ritter's* Erdkunde. 1stes Heft.
Im einzelnen Blatt 15 Sgr.,
im Heft von 5 Blätter 2 Thlr. 2½ Sgr.,
bei Abnahme des Ganzen in 4 Heften 7 Thlr. 10 Sgr.
In Leipzig bei Leopold Michelsen stets vorräthig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1833. Monat December, oder Nr. 335—365, mit 1 Beilage: Nr. 12, und 4 literarischen Anzeigern: Nr. XXXIX—XLII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.
Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1833. Elftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.
Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Fortsetzung
von
Dingler's polytechnischem Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmazie, der Mechanik und Maschinenkunde, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft u. s. w.

Von dieser Zeitschrift ist nun bereits der funfzigste Band unter der Presse. Die allgemeine Anerkennung, welche dieselbe fand, und der stets wachsende Absatz derselben liefern den sichersten Beweis ihrer Gemeinnützigkeit. Durch dieses Journal wurden unsere Landsleute im Verlauf von vierzehn Jahren so schnell und so vollständig als möglich mit den technischen Erfindungen und Entdeckungen der Engländer, Amerikaner, Franzosen rc. bekannt gemacht, und es hat während dieser ganzen Zeit nicht nur keine Störung erlitten, sondern vielmehr an Reichhaltigkeit gewonnen und gewiß zur Förderung der Industrie in Deutschland wesentlich beigetragen.

Während die Redaction dieser Zeitschrift weder Mühe noch Kosten scheut, um den vorgesetzten Zweck so vollständig als möglich zu erreichen, hat die Verlagshandlung den Preis derselben so gestellt, daß sie in dieser Hinsicht mit jeder andern, selbst mit dem als unerhört wohlfeil ausgegebenen Pennymagazin einen Vergleich aushält.

Von dem polytechnischen Journal erscheinen auch in Zukunft wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern unter demselben Titel und mit ununterbrochen fortlaufender Nummerirung der Bände. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. Münze. Auf den vielfach geäußerten Wunsch wird dasselbe aber vom 51sten Bande an auch noch mit einem zweiten Titel versehen werden, auf welchem die Nummerirung der Bände wieder von Eins beginnt.

Jedem Hefte wird ein polytechnischer Anzeiger, sobald eine hinreichende Anzahl von Anzeigen vorliegen, beigegeben, in welchem Anzeigen aller Art aufgenommen und billigst berechnet werden.

Die neu eintretenden Abonnenten wollen ihre Bestellungen zeitlich machen, damit die Auflage darnach gerichtet werden kann.

Die Verlagshandlung wird Bedacht nehmen, die gänzlich vergriffenen Jahrgänge dieses Journals neu aufzulegen und solche zu ermäßigten Preisen abgeben, worüber seiner Zeit eine nähere Anzeige erfolgt.

Stuttgart und Tübingen, im December 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei F. Eßmann in Minden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:
Wormbaum, Fr., Lehrreiche und anmuthige Erzählungen aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Ein Büchlein für christliche Volksschulen. 5 Sgr.

Für die Brauchbarkeit dieser Schrift bürgt der Name des Herrn Verfassers, da derselbe durch seine brandenburgisch-preußische Geschichte hinlänglich bekannt ist.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu haben:
Verzeichniß der Kunstwerke, Bücher, Zeichnungen, Modelle, des verstorbenen Oberbaudirectors Weinbrenner, welche die D. R. Marx'sche Kunst- und Buchhandlung in Karlsruhe und Baden an sich gekauft und um zu den beigesetzten Preisen, einzeln von derselben zu erhalten sind.

Conversations-Lexikon.
Achte Auflage.

Die fünfte Lieferung ist ausgegeben und der Druck der sechsten bereits so weit vorgeschritten, daß sie im Laufe künftigen Monats versendet werden kann. Das Publicum hat diese achte Auflage so über jede Erwartung günstig aufgenommen, daß die ursprüngliche sehr bedeutende Auflage vervierfacht werden mußte, und hierin ist allein das etwas verzögerte Fertigwerden der bis jetzt erschienenen Lieferungen zu suchen. Es wird alles Mögliche zur größern Beschleunigung des Druckes gethan.

Dankbar für die Theilnahme des Publicums, lasse ich es meine angelegentlichste Sorge sein, dem Conversations-Lexikon einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und scheue hierbei keine Mühen und Kosten. In dieser ununterbrochenen Sorge für das Werk und in dem rechtlichen und verständigen Sinne des Publicums finde ich auch den besten Schutz gegen Beeinträchtigungen aller Art, die ich bei dem Conversations-Lexikon erfahre. Es sind neuerdings wieder mehre Werke unter dem Namen Conversations-Lexikon angekündigt worden, aber ich habe in dieser Hinsicht nur die Bitte: zu prüfen und nicht leeren Versprechungen und täuschenden Berechnungen zu trauen.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 2ten Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ein Unternehmen, das alle Beachtung verdient.

Die Pfennig-Magazine haben in England eine ganz neue Aera der Literatur herauf gerufen, Man will nicht mehr lesen, Gutes, Interessantes lesen, man will Gutes, Interessantes auch beschauen. Deutschland, das alles Originelle sogleich auffaßt, hat auch hierin das Seinige gethan; Leipzig hat ganze Frachtschiffe mit Holzschnitten vom Stapel gelassen, und wir glauben, es gibt beiläufig schon zehn deutsche Pfennig-Magazine. Wenn man erwägt, daß London deren siebzehn besitzt, so ist dies für ein ganzes Reich nicht einmal viel. Doch muß man mit Bedauern bemerken, daß Deutschland, was die Journale betrifft, unter allen seinen, in diesem Fache entstandenen Unternehmungen, nicht eins aufzuweisen hat, das eigenthümlich ihm gehört. Lauter englische Holschnitte durch Abklatschungen vervielfältigt; ja, wer ein paar englische im Original besitzt, der besitzt fast alle deutschen in der Copie! Dies hat in Wien einen unternehmenden Kopf, der auch den hinlänglichen Fond und die vielseitigste Verbindung in der merkantilisch-literarischen Welt besitzt, bewogen, etwas den Deutschen allein Angehöriges zu schaffen, und es ist seit diesem neuen Jahr ein Journal à la Pfennig-Magazin ins Leben getreten, das in der That seines Gleichen sucht. Der Redacteur der wiener Theaterzeitung, Bäuerle, hat sein Journal mit einem sogenannten Pfennig-Journal verbunden, und hat Holzschnitte geliefert, wie sie bisher noch nicht selbst von den Engländern geliefert wurden. Es gibt, wie bekannt, in Deutschland wenig Holzschneider. Der erste unter ihnen ist, mit Ausnahme Gubitz's, jedoch Professor Höfel, der zweite nach ihm Professor Eißner, und von diesen beiden und ihren ausgezeichneten Schülern werden für die wiener Theaterzeitung oder Original-Blatt für Kunst, Literatur, Geselligkeit, Musik und Moden jährlich gegen drei hundert Original-Xylographien geliefert. Wir haben Proben vor uns, und müssen erstaunen, was die beiden Professoren in dieser Kunst geleistet haben. Bis jetzt sah man Aehnliches nur im Stahlstich, und wenn wir in das Lob des Hofrath Böttcher's in der Abendzeitung, in das Lob des Redacteurs des Kunstblattes zum Morgenblatte über diese Proben einstimmen, so haben wir nur der Wahrheit das Wort geführt. Wir prophezeihen daher diesem Unternehmen eine ungemeine Verbreitung; wer die Theaterzeitung — (an den Titel muß sich Niemand stoßen, denn das Blatt führt noch, wie oben gezeigt, einen zweiten, und faßt sonach Alles, was die gebildete Welt interessirt, in sich —) kommen läßt, wird sich hiervon überzeugen, und unsern Lesern, welchen deutsche Kunst über Alles am Herzen liegt, werden wir einen Dienst erweisen, wenn wir sie hierauf aufmerksam machen. Die Holzschnitte, welche bisher für die ersten Blätter der Theaterzeitung geliefert wurden, sind:

Des Herzogs von Reichstadt Wiege und Sarg; Münchengrätz; eine Räuberscene im Walde; Andreas Hofer's Monument; die vier Temperamente auf dem Balle; Caspar Hauser's letzte Stunde; die betende Gesinna Limm; der Mord in der Zauberglocke; die Wöchnerin und die Feuersbrunst; der Perserkönig und sein rächender Löwe; die Nachtwandlerin auf dem Thurme; die Erfindung der Buchdruckerkunst; Schreckensscenen aus dem Sclavenleben in Jamaika; Napoleon auf dem Schlachtfelde; der Elefant als Seiltänzer; die verunglückte Luftschifferin; die Riesenschlange im Kampfe mit dem Rhinozeroß; die siebente Plage in Aegypten; die Zigeunerhöhle in Ungarn; das Innere des Serails; eine Nacht auf dem Himalaya u. s. w.

Die Leser sehen, hier ist Mannichfaltigkeit, hier ist Reichthum der Phantasie, und hier wird mehr geliefert als in ähnlichen Werken, in welchen oft nur das Portrait einer Katze, eines Bären, eines Hirsches und die Abrisse von tausend bekannten Dingen herhalten müssen, um die Spalten zu füllen.

Da wir nun ein durchaus originelles, nach Zeichnungen von den berühmtesten Meistern angefertigtes Unternehmen vertreten, so können wir noch eines Umstandes erwähnen, der diese Theaterzeitung empfehlen wird. Sie nimmt in ihrer neuen Gestaltung nur Beiträge von berühmten deutschen Schriftstellern an, und bezahlt für Novellen und Erzählungen, Reisebeschreibungen, wissenschaftliche Aufsätze, Mittheilungen, welche Belehrung und Geistesbildung erzwecken, sechs Dukaten in Gold für den gedruckten Bogen, ihres Formates, auch erklärt sie, jede Zeichnung insbesondere glänzend zu honoriren, welche ihr sammt Beschreibung und Erklärung von Gegenständen zukommt, die neu, frappant, interessant und mittheilenswerth sind. Die Holzschnitte werden von 8 Zoll Breite, 9 Zoll Höhe abwärts, in jeder Größe geliefert, und für die glückliche Ausführung wird garantirt. Die Theaterzeitung enthält übrigens Correspondenznachrichten aus der ganzen Welt; aus allen deutschen Hauptstädten u. s. w. Das Gute, Nützliche und Schöne gehört ausschließend in ihr Bereich, und sie honorirt Correspondenznachrichten, welche nicht blos über Theater, sondern über Leben, Kunst, Ereigniß und Tagsinteressen berichten, ebenso wie andere Mittheilungen. Das Honorar kann durch jede Buchhandlung, wenn es verlangt wird, sogleich nach dem Abdruck erhoben werden.

Die Theaterzeitung erscheint wöchentlich fünf Mal im größten Quartformat, auf dem schönsten Velinpapier, das je zu einer Zeitung verwendet wurde. Sie liefert die elegantesten und gewähltesten Modenbilder, welche bis jetzt gesehen wurden; sie liefert fast jede Woche zwei, drei bis vier Moden. Sie liefert übrigens die schönsten Costume-Bilder und die getreuesten Portraite aller berühmten Schauspieler in ihren eminentesten Leistungen; sie liefert endlich große Abbildungen von dem Innern ganzer Appartements, Prunk-, Schlaf- und Sitzzimmer, alle diese Gegenstände meisterhaft illuminirt. Trotz allen diesen kostspieligen Zuthaten (sie gibt mehr als 500 schwarze und illuminirte Abbildungen) ist der Preis doch sehr gering.

Man pränumerirt bei allen löblichen Postämtern in ganz Deutschland, vorzüglich in Leipzig, Dresden ꝛc. und der

Schweiz, nur mit 8 Thalern Sächsisch halbjährig, 16 Thaler ganzjährig; für diesen Preis wird sie bis an die östreich. Grenze portofrei geliefert.

Wer jedoch im Wege des Buchhandels zu pränumeriren wünscht, wendet sich durch jede solide Kunst- und Buchhandlung an Gerold, Mörschner und Jasper oder Volke in Wien, macht sich jedoch für den ganzen Jahrgang verbindlich und entrichtet dafür 18 Thlr. 8 Gr. Man bittet mit den Bestellungen zu eilen, weil die erste bereits sehr große Auflage bald vergriffen sein dürfte.

Beiträge und Zeichnungen werden directe gesendet an das Bureau der Theaterzeitung in Wien, Wollzeil Nr. 780.

Dr. W. S.

Die Theaterwelt auf dem Papier.

Seit sechs Jahren erscheint in Wien eine Galerie drolliger und interessanter Scenen aus dem Leben und aus der Theaterwelt. Diese Sammlung besteht aus höchst anziehenden Tableaux, welche sich durch frappante Situationen, Gruppen, durch Portraitähnlichkeit der dargestellten Personen, durch Neuheit der Ideen, durch Reichthum überraschender Dekorationen, durch Mannichfaltigkeit der Costume und bildliche Anschauung großartiger effektvoller Arrangements der ersten und beliebtesten Bühnen Deutschlands auszeichnen. Es sind bis jetzt über 150 einzelne Stücke erschienen, und dem Kupferstichsammler, dem Theaterfreunde, dem Director einer artistischen Anstalt, dem Schauspieler, Sänger, Tänzer, dem Dekorateur, Maler, Maschinisten, dem Theatermeister und Costumier ist ganz gewiß bis jetzt noch kein ähnliches, in allen Theilen gleich vollkommenes, zweckmäßiges und befriedigendes Werk vorgekommen.

Dasselbe zerfällt in sechs einzelne Theile oder Jahrgänge. Jeder ist mit gehörigen Titel- und Textblättern versehen, jeder mit den nöthigen Erklärungen und Beschreibungen der einzelnen Tableaux ausgeschmückt. Obgleich jedes einzelne Bild so faßlich dargestellt ist, daß es gar keiner Auslegung bedürfte, obgleich selbst Scenen aus solchen Stücken, die noch an vielen Orten Deutschlands neu sein dürften, so klar und bezeichnend gegeben sind, daß sie den Beschauer schnell in Kenntniß setzen, was hier angedeutet wird, so sind außer den unter jedes Tableau gestochenen Texten doch die Haupterklärungen so erschöpfend, daß sogar Derjenige die Gegenstände vollkommen aufzufassen vermag, der von Städten, in welchen Theater sind, ganz entfernt lebt und nicht einmal wandernde Truppen zu sehen bekommt.

Der Bühnenliebhaber erhält daher durch diese Tableaux ein Theater im Kleinen. Der entfernte Schauspielfreund, wie der, so verhindert ist, in großen Residenzen prachtvolle Spectakel zu beschauen, empfängt ein Werk, welches ihm ganz die kostbaren Darstellungen, welche die Bewohner der Hauptstädte ergötzen, vor das Auge zaubert. Er wird selbst bei beschränkter Phantasie das Wesentliche aller beliebten Stücke, Opern, Ballets und Pantomimen, das Charakteristische aller ausgezeichneten Künstler bis auf den leisesten Zug angedeutet finden, und sich auf diese Art die Bekanntschaft mit den berühmtesten Meistern aller Zeiten verschaffen. Er sieht Devrient, Eßlär, Pauli, Seydelmann, Anschütz, Korn, Costenoble, Wilhelmi, Fichtner, Heurteur und Herzfeld; die große Schröder, die verehrte Crelinger, die ausgezeichnete Glen, die beliebte Peche, die heitere Karoline Müller in ihren anziehendsten Leistungen; er sieht die Grazien Fanny Elßler und Duport; den genialen Raimund, den originellen Ignaz Schuster, den Grillenfeind Scholz, den eminenten Schmelka; den beliebten Beckmann, den heitern Feistmantel; die geschätzten Künstler Wohlbrück, Hausmann, Meaubert und wie sie alle heißen, welche die Repräsentanten des guten Humors genannt werden; den lustigen Karl und jovialen Nestroy in ihren vorzüglichsten Leistungen, er bewundert heute den unnachahmlichen Wild und morgen den gepriesenen Breiting; den Jäger, Cornet, den Pellegrini und Pöck, kurz alle Sänger von Ruf, wie sie im musikalischen Ocean auftauchen, sie kommen hier an die Reihe. Eine der lieblichsten und blühendsten Schönheiten Wiens, Dlle. Löwe, wird ihn ebenso überraschen, als ihn der Zauberer Alexander ansprechen wird, Alexander, der die Franzosen begeisterte, die Engländer entzückte, die Deutschen hinriß, und der in Wien und Berlin auch bei seinem erneuten Eintreffen Lorbern holte, ist in allen seinen berühmten Masken, über 50 an der Zahl, abgebildet. Mit einem Worte, wer in der Theaterwelt Aufsehen zu machen im Stande ist, erscheint in dieser Galerie, und es würde den Raum dieser Anzeige weit überschreiten, alle berühmten Künstler mit Namen aufzuführen, welche bereits erschienen sind oder in Kürzem erscheinen werden. Doch nicht allein ausgezeichnete Schauspieler in ihren Masken, Trachten, mimischen Productionen rc., auch ganze Gegenden, berühmte Erholungsorte rc. sind abgebildet. Das wiener Tivoli und der Volksgarten, der Prater und das Kirchweihfest in der Brigittenau, das Paradiesgärtchen und die Wassercuranstalt, der wiener Graben und der elegante Stockimeisenplatz, Schönbrunn und Dornbach, Baden und Briel, der Marcusplatz von Venedig, der Vesuv und Aetna, Tell's Wohnort und zahllose romantische Schweizergegenden, Burgen, Schlösser, Räuberhöhlen rc., alles spaziert vor den Blicken des Beschauenden hier vorüber, sodaß es ganz gewiß kein Bilderwerk gibt, daß bei solcher Ausschmückung so viel Reiz und Abwechslung bietet als dieses.

Der Preis für die ganze Sammlung ist 45 Fl. C.-M. (30 Thlr. Sächs.) Wer jedoch nur den Jahrgang 1834 wünscht (den 6ten der sämmtlichen Tableaux) bezahlt 10 Fl. C.-M. (6 Thlr. Sächs.), welches jeder einzelne Jahrgang kostet. Aber es wird mehr konveniren, alle sechs Jahrgänge abzunehmen, weil dadurch 15 Fl. C.-M. erspart werden.

Diese Blätter sind meisterhafte Kupferstiche, nicht Lithographien. Sie sind alle in Querfolio auf französischem Velinpapier abgedruckt, und jedes einzelne Blatt ist prächtig illuminirt. Der Antheil an dieser Galerie ist so bedeutend, daß bereits eine neue complette Auflage vorbereitet werden mußte. Man wendet sich mit den Bestellungen, welche jedoch mit baarer Einsendung des Betrages verbunden sein müssen, an den Herausgeber der Theaterzeitung, Adolf Bäuerle in Wien, Wollzeil Nr. 780. Die Herren Abnehmer erhalten die Bestellungen stets portofrei.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung sind soeben erschienen und bis zur Ostermesse d. J. noch für den billigen Subscriptionspreis von 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr. zu haben:

Theodor Körner sämmtliche Werke.

Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von

Karl Streckfuß.

Einzig rechtmäßige Gesammtausgabe in Einem Bande. Auf Maschinen-Velinpapier mit dem sauber in Stahl gestochenen Bildnisse des Dichters.

Da es uns wegen der späten Vollendung des Drucks nicht möglich war den früher festgesetzten Ablieferungstermin genau einzuhalten, so wollen wir, besonders aus Rücksicht für die entferntern Gegenden, der an uns ergangenen Anfragen gern entsprechen und den Subscriptionspreis von 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr., noch bis zur nächsten Ostermesse fortbestehen lassen. Wir hoffen, daß die geschmackvolle Ausstattung dieser Ausgabe noch recht viele Freunde der Körner'schen Muse bestimmen werde, sich dieselbe zu dem wohlfeilen Preise anzuschaffen. Nach Ablauf der Ostermesse tritt jedenfalls der erhöhte Ladenpreis von 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr. ein.

Wir lassen hier eine vollständige Angabe des Inhalts folgen, wobei das aus dem Nachlasse des Dichters erst jetzt hinzugekommene durch einen * bezeichnet ist:

Vorwort des Herausgebers. — Charakteristik und Biographie des Dichters. — Leyer und Schwert. — Vermischte Gedichte. — * Nachtrag: ungedruckte Gedichte, Charaden, Räthsel, Logogryphen, Jugendscherze. — Trauerspiele: Toni. * Die Sühne. Zriny. Hedwig. Rosamunde. Joseph Heyderich. — Lustspiele: Die Braut. Der grüne Domino. Der Nachtwächter. Der Vetter aus Bremen. Die Gouvernante. — Opern: Das Fischermädchen. Der vierjährige Posten. Die Bergknappen. * Alfred der Große. * Der Kampf mit dem Drachen. — Erzählungen: Hans Heiling's Felsen. Woldemar. Die Harfe. * Die Reise nach Schandau. — * Mündliche Erzählungen, schriftlich bearbeitet von Karoline Pichler: Die Tauben. Die Rosen. — * Briefe des Dichters aus den letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode. — * Zugabe: Gedichte deutscher und englischer Dichter auf Theodor und Emma Körner. — Englische Uebersetzungen einiger Gedichte Th. Körner's

Berlin, im Januar 1834.

Nicolai'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte der Seele,

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage, mit 8 lithographirten Tafeln.

Der Verfasser hat sich bemüht seinem Buche durch eine Menge reichhaltiger Zusätze und Verbesserungen eine höhere Vollendung zu geben, wenigstens ein Drittheil des Werkes ist neu hinzugekommen. Die Verlagshandlung ihrerseits hat, um dieses wissenschaftliche Unternehmen zu unterstützen, nicht blos auch für diese sehr vermehrte Ausgabe den anfänglichen Preis beibehalten, sondern hat dieselbe auch noch mit der unentgeldlichen Zugabe von 8 lithographirten Tafeln ausgestattet, welche zur Erläuterung des somatischen Theiles des Buches dienen.

München, Stuttgart und Tübingen, im December 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Taschenbuch

der

Arzneimittellehre und Receptirkunde,

zum Behufe der Vorlesungen entworfen von

Emanuel Stephan Schroff,

der Heilkunde Doctor und Professor der theoretischen und praktischen Medicin für Wundärzte an der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie,

und

Karl Damian Schroff,

der Heilkunde Doctor und Professor der theoretischen Medicin für Wundärzte an der k. k. Universität zu Olmütz.

12. Wien, 1833.

In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Obschon die medicinische Literatur eine nicht unbedeutende Anzahl sehr schätzbarer und ausgezeichneter Werke über Arzneimittellehre und Receptirkunde aufweist, so fehlt es doch bis jetzt noch an einem brauchbaren Handbuche, welches diese beiden Doctrinen in einer den Vorbegriffen und dem Fassungsvermögen der Wundärzte entsprechenden Ausdehnung und Darstellung entwickelte, und daher als Leitfaden bei den pharmakologischen Vorlesungen benutzt werden könnte. Oben angezeigtes Werk, welches durch Bündigkeit, Klarheit und Erfassen des Brauchbaren und Nothwendigen diesem Bedürfnisse abhilft, dürfte daher eine sehr willkommene Erscheinung für Wundärzte und für alle jene Studirende sein, für welche sich die größern umfassendern pharmakologischen Werke theils wegen Mangel an der nöthigen Vorbildung, theils wegen zu großen Zeitverlustes nicht eignen. Da ferner dieses Werk die beiden Doctrinen von einem ähnlichen Standpunkte aus und in gleicher Ausdehnung bearbeitet, wie die in unserm Verlage erschienenen und mit großem Beifalle aufgenommenen Taschenbücher der Anatomie, Physiologie, allgemeinen Pathologie und Therapie von Dr. Burkhard Eble, übrigens auch ganz gleiche bibliographische Ausstattung erhalten hat, so bildet es zugleich eine Fortsetzung dieser begonnenen zeitgemäßen medicinischen Encyklopädie, welche zu vervollständigen wir große Hoffnung haben.

Die

Krankheiten der Reichen.

Diätetische Grundlinien für das höhere und conversationelle Leben

von

Leopold Fleckles,

Doctor der Heilkunde.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 20 Gr. Sächs.

Der rühmlichst bekannte Verfasser so vieler, mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Schriften aus dem Gebiete der populairen Medicin, hat in obigem Werke eine Sphäre berührt, welche durch ihre ausgezeichnete Stellung eine besondere Beobachtung des Arztes verdient: indem das Leben der reichen und vornehmen Stände Krankheiten zugänglich ist, welche mitunter als das ausschließende Eigenthum dieser glänzenden Lotterien zu betrachten sind. Von diesem Standorte besehen, ist den „Krankheiten der Reichen" und ihrer Beobachtung allerdings ein solcher Sammlungs- und Centralpunkt zu wünschen, wie ihn der kundige Herr Verfasser in der vorliegenden Schrift aufgestellt und hierdurch zugleich eine fühlbare Lücke in der diätetischen Literatur

ausgefüllt hat. Daß es ihm ohne alle Rücksicht strenger Ernst war, um die sorgliche Ausführung seiner umfassenden Aufgabe, mögen seine eignen Worte (Einleitung §. 17) am sprechendsten darthun:

„Dem Auge des Arztes bietet sich die menschliche Natur allenthalben in ihrer eigentlichen Wahrheit, in ihrer ungeschminkten Blöße dar; er sieht Ursache und Folge, und den Zustand der Gegenwart, sowie sie ist, nicht wie sie oft umgedichtet werden möchte; sein Beruf ist es, dieser Wahrheit mit gleicher Wahrheit entgegen zu kommen, wie er sie aus seiner besten Ueberzeugung und aus seinem Bewußtsein schöpft: — man wird es daher wohl verzeihlich finden, daß seine Rede auch da, wo sie einen schönern und feinfühlendern Kreis betrifft, streng und unparteiisch lautet, und daß seine Feder sich nicht zu Schmeicheleien auf Kosten seiner Kunst und der Wahrheit herbeilassen konnte."

Wir übergeben daher diese vielumfassenden und mit erfahrener Umsicht gearbeiteten „diätetischen Grundlinien" dem höhern Publicum, für welches sie zunächst bestimmt sind, — überzeugt, daß Inhalt und Darstellung nicht nur allenthalben zufrieden stellen, sondern auch an vielen Orten eine heilsame Darnachachtung ins Leben rufen werden, welche zu erzielen ein Hauptzweck dieses werthvollen praktischen Buches ist.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.

Dreiundzwanzigstes und vierundzwanzigstes Heft.

Saalfeld bis Schwarz.

Auf weißem Druckpapier	12 Gr.
Auf gutem Schreibpapier	16 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier	1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Neues höchst interessantes Buch.

In der Unterzeichneten erscheint und wird demnächst verschickt werden:

Ueber
den revolutionnairen Geist
auf den deutschen Universitäten.

Von

Dr. Nepomuk Ringseis,

k. bairischer Ober-Medicinalrath d. Z. Rector.

Zweite Auflage.

8. Broschirt. Preis 24 Kr.

München, den 26sten December 1833.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wohlfeilste musik. Volksschrift m. Stahlstichen.

Bei Schubert und Niemeyer ist erschienen und zu haben in allen guten Buch- und Musikhandlungen:

Musikalisches Pfennig- und Hellermagazin

(1ste Liefer.), Sammlung vorzüglicher, leicht ausführbarer Claviercompositionen, als: Sonaten, Variationen, Rondos, Potpourris Polonaisen u. s. w., 2- und 4händig abwechselnd mit Begleitung nebst einigen Gesängen von den berühmtesten Tonsetzern.

52 Lieferungen (1 wöchentl.), à 3 Bogen zu 2 Thlr. 16 Gr., der Foliobogen etwa 4 Pf. inclusive des musik. Unterhaltungsblattes und der Stahlstiche. Näheres steht im Prospect, der zur Ansicht bereit liegt.

☞ Die ersten Besteller erhalten die besten Abdrücke der Stahlstiche. ☜

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Subscriptionspreis zu beziehen:

Encyklopädie

der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben von

Georg Friedrich Most.

In zwei Bänden oder acht Heften.
Gr. 8. Jeder Band 50—60 Bogen.
Subscriptionspreis jedes Heftes von 12—14 Bogen auf gutem weissen Druckpapier 20 Gr.
Der erste Band in vier Heften ist fertig und enthält die Einleitung und die Artikel
ABLACTATIO — HYSTRICIASIS.

Die Tendenz dieses Werkes ist vorzugsweise, dem jungen Praktiker ein Handbuch zum Nachschlagen zu liefern, welches in echt praktischem Sinne alles Dasjenige enthält, was dem Arzte am Krankenbette zu wissen Noth thut, und aus welchem er sich bei der grossen Masse des nothwendig Wissenswürdigen in jedem einzelnen Falle Raths erholen kann, ohne die Mühe zu haben, lange umherzusuchen in mehr oder minder vollständigen medicinischen Handbüchern, worin ausserdem nicht selten theils die einzelnen Artikel höchst zerstreut, theils zu weitläufig und mit zu vielem Hypothetischen vermischt, theils ohne gehörige Würdigung der neuesten Entdeckungen abgehandelt sind. Das Werk, worin auch der ältere Praktiker manchen Artikel mit Vergnügen lesen und manche Nachweisungen finden wird, ist demnach kein streng wissenschaftliches, und in der Regel Alles vermieden, was von rein historischem oder altliterarischem Interesse ist, sowie alles Hypothetische und Theoretische, insofern es nicht ganz einfach aus Thatsachen gefolgert werden kann, so selten als möglich berührt. Diese Encyklopädie umfasst daher folgende Gegenstände der praktisch-medicinischen und chirurgischen Doctrinen:

1) eine *ausführliche specielle Pathologie und Therapie aller innern acuten und chronischen Krankheiten*, mit besonderer Berücksichtigung der Terminologie, Semiotik, Ätiologie, Diagnostik, und der bei der Behandlung bewährtesten Heilmittel und Arzneiformeln; daneben praktische Cautelen, Winke, kurze Mittheilungen aus eigner Erfahrung etc.;
2) eine *ausführliche medicinische Chirurgie*, mit Einschluss aller kleinern Operationen;
3) die *Geburtshülfe*, und
4) die *Ophthalmologie*, beide mit Berücksichtigung der meisten und am häufigsten vorkommenden Operationen;
5) eine *kurze generelle Pathologie und Therapie*;
6) die *allgemeine und ins Specielle gehende Heilmittellehre*;
7) die *allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten*.

Da der Verleger im Besitze des vollständigen Manuscripts ist, so wird das ganze Werk binnen wenigen Monaten vollendet sein, und die beizufügenden Register werden den Gebrauch desselben noch besonders erleichtern.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: **Blätter für literarische Unterhaltung**, **Isis**, sowie der **Allgemeinen medicinischen Zeitung**, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Das Menzel'sche Literaturblatt.

Als ein glänzendes Beispiel der frechen Unredlichkeit *), der lächerlichen Unwissenheit und des fratzenhaften Dünkels, womit Hr. Wolfgang Menzel und einige seiner Mitarbeiter ihr Recensirhandwerk treiben, können wir eine G. unterzeichnete Recension unserer kleinen Schrift: „Ueber die neuromantische Poesie in Frankreich" empfehlen, welche im October in jenem Blatte abgedruckt wurde. Daß uns eine ausführliche Widerlegung eines **solchen Gegners** nicht in den Sinn kommen kann, wird Jeder begreifen, der das Treiben dieser Herren nur einigermaßen kennt. In der That hat die Steigerung der Frechheit von ihrer Seite den Vortheil für sie, daß kein vernünftiger Mann Zeit und Mühe daran wenden mag, ihre Absurditäten ausführlich zu widerlegen, auch wenn er den Ekel und die Verachtung vor der Gemeinheit ihrer Gesinnungen überwinden könnte. Sie haben fein dafür gesorgt, daß man Scheu tragen muß, sich irgend näher mit ihnen einzulassen, auf die Gefahr hin, daß ihr Dünkel vor der Heerde, die sie um sich versammelt haben, das Schweigen der Verachtung und des Ekels als Beweis der Furcht auslegt. Beiläufig gesagt ist diese Heerde ein Erbstück des seligen Müllner's, als dessen Ueberwinder Hr. Menzel sich bis zum Ueberdruß gerühmt, da er ihm doch nur den Hufschlag des Esels beigebracht. Von Müllner's Löwenthum wollen wir freilich nicht viel rühmen, doch in seinem Kreise und vor jener Heerde, war er ein Löwe, so gut wie nach ihm Hr. Menzel, der ihn freilich an Frechheit sehr übertrifft. An eine wissenschaftliche Discussion mit dieser Sippschaft ist natürlich nicht zu denken, wo irgend eine ihrer kleinen, schmutzigen Privat- oder Cliquen- oder Parteileidenschaften oder Launen irgend einmal angeregt ist; aber immerhin kann es nicht schaden gelegentlich, wenn sie sich auf unsern Weg drängen, sie und ihr Treiben beim rechten Namen zu nennen. Auf irgend eine Art von Courtoisie haben sie schon längst durch gehässige Gemeinheit verzichtet. So genügt es uns denn auch jetzt unsern Recensenten G. als würdigen Schildknappen Hrn. Wolfgang Menzel's der Aufmerksamkeit des Publicums zu empfehlen, ohne uns weiter darauf einzulassen, ihm ausführlich nachzuweisen, wie seine ganze Recension eine Reihe von schamlosen Verdrehungen unserer Worte und Ansichten, Herausreißen aus ihrem Zusammenhang, absichtlichem und noch mehr wirklichem Misverstehen und Nichtverstehen und krasser sich selbst widersprechender Unwissenheit ist. Letztere zeigt sich besonders glänzend wenn er sich die Airs gibt uns zu belehren, oder wenn er uns Sätze seiner eignen Erfindung in den Mund legt, um sie mit solchen zu widerlegen, die er uns (freilich meist nur halb verstanden) entlehnt und als seine eigne Weisheit auftischt. Ein einziges Beispiel lächerlicher Unwissenheit statt vieler mag hier genügen, um einen Zweifel zu erregen, ob die Frechheit dieser Herren nicht wirklich großentheils eine Frucht der Dummheit sei: „Haben", fragt Hr. G., „Chateaubriand, Victor Hugo, Lamartine u. s. w. jemals mit der **Gegenwart** kokettirt? fanden sie ihren Stoff **nicht immer** in vergangenen Zeiten, oder in Empfindungen, welche diesen verwandter sind, als den unsern?" Damit beweist Hr. G. aber nur, daß er von dem Gegenstand, über den er zu sprechen sich erdreistet, nicht mehr weiß als der Dümmste aus der Heerde, deren Orakel Hr. Menzel ist. Wenn er von jenen Dichtern mehr wüßte als den Namen und die Titel einiger Gedichte, die ihm beim Durchblättern vor Augen gekommen — vom Lesen ist bei Seinesgleichen natürlich nicht die Rede — so würde er wissen, daß einige der besten Oden von Lamartine und noch mehr von Victor Hugo — so vieler anderer Dichter und Prosaiker der Schule nicht zu gedenken — sich mit den wärmsten Gefühlen der Zeit auf Namen, Begebenheiten und Interessen der Zeit beziehen. Wir führen zu allem Ueberfluß und nicht für Hrn. G. nur z. B. von V. Hugo an die Gedichte: „Bonaparte", „Lui" und die beiden Oden à la colonne. Oder rechnet Hr. G. die frühere und die Julirevolution und Napoleon nicht zu den Interessen der Gegenwart? Oder meint er, nur der enge Kreis der Selbstgefälligkeit und Selbstsucht, in dem er sich bewegt, sei die Zeit? Und ein solcher leerer, frecher, unwissender Schwätzer wagt es von oben herab über deutsche Schulmeister und Professoren zu spötteln und erdreistet sich uns belehren zu wollen!

V. A. Huber.

*) Für solches Verfahren haben die Franzosen den besten Ausdruck: mauvaise foi.

---

und Adam Smith's (1790) — und dem öffentlichen Leben im Staate, in der Kirche, in der Kunst, in der Wissenschaft und im Geschäftsverkehr, oder überhaupt der Geschichte des Menschenlebens durch ihre ausgezeichnete Eigenthümlichkeit angehören. Auch Selbstbiographien, deren Verfasser, wie Herder sagt, weder ärgern noch prangen, sondern lehren und nützen wollen, werden aufgenommen; insbesondere vorzugsweise solche Lebensbeschreibungen, die aus neuen und guten Quellen bearbeitet sind.

II. Biographische Andeutungen, oder Grundstriche und Umrisse zu dem Bilde eines ausgezeichneten Individuums unserer Zeit; insbesondere Nekrologe denkwürdiger Personen.

III. Biographisch-geschichtliche Miszellen, z. B. Anekdoten, einzelne Züge und Handlungen aus dem Leben denkwürdiger Menschen; Berichtigungen biographischer Angaben und Ergänzungen derselben; genealogische Mittheilungen; überhaupt biographische Nachrichten von Personen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen.

IV. Biographische Literatur. Unter dieser Rubrik werden biographische Werke und Sammlungen, auch Memoiren, Denk- und Gedächtnißschriften, Briefsammlungen und ähnliche Schriften biographischen Inhalts, welche vom Jahr 1827 an im In- und Auslande erschienen sind, angeführt. In Ansehung ihres Gegenstandes aber wollen wir uns hier nicht auf die neue Zeit allein beschränken, sondern auch solche Werke und Schriften, welche die biographische Geschichte vor unserer Zeit wahrhaft bereichern, nennen und nach ihrem Gehalte würdigen.

Dieses biographische Magazin wird in zwanglosen Heften, jedes zu etwa 6—7 Bogen, erscheinen, sodaß 8 Hefte einen Band ausmachen. Bei jedem Bande befindet sich ein Inhaltsverzeichniß; 6 Bände erhalten ein Register.

Alle Beiträge, welche das Leben denkwürdiger Zeitgenossen aus echten Quellen darstellen oder die darüber an andern Orten schon mitgetheilten Nachrichten berichtigen und ergänzen, werden mit Dank gewissenhaft benutzt und nach Befinden honorirt.

Man bittet alle Zusendungen für die „Zeitgenossen" an die Verlagshandlung zu adressiren.

Sowol die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thaler, und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thaler. Werden beide Folgen zusammengenommen, so erlasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte sowol von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei J. H. Bon in Königsberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Diestel, H., Wie das Evangelium entstellt wird in unserer Zeit. Mit Hinsicht auf Professor Olshausens „Wort der Verständigung über die Stellung des Evangeliums zu unserer Zeit." 6 Gr., oder $7\frac{1}{2}$ Sgr.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bötticher Guil. de vita, scriptis ac stilo Cornelii Taciti, adjecta emendatione recensionis Bekkerianae perpetua scholarum maxime in usum scripsit. 8. ($5\frac{1}{4}$ Bg.) Geh. 9 Gr., oder $11\frac{1}{4}$ Sgr.

Stolle H. A. Phil. Dr. de comoediae graecae generibus commentatio. 8. (6 Bg.) Geh. 12 Gr., oder 15 Sgr.

Einladung zur Subscription.

STAATSLEXICON
oder
ENCYCLOPÄDIE,
sämmtlicher Staatswissenschaften
und
der gesammten Staatskunde,
nebst
ihrer Literatur und Geschichte;
in Verbindung
mit den angesehensten Publicisten der verschiedenen deutschen Staaten
herausgegeben
von
Carl v. Rotteck und C. Th. Welcker,
in 5 bis 6 Bänden in gr. 8.
und in Heften von 8 bis 12 Bogen, wovon vier einen Band bilden.

Subscriptionspreis à Heft 12 Gr. (15 Sgr.)

Unter dem vorstehenden Titel wird ein encyclopädisches Werk erscheinen, das dem Gelehrten, dem Staatsbeamten und Ständemitglied als Handbuch dienen, dem Nichtgelehrten und Studirenden das Studium der politischen Wissenschaften erleichtern und überhaupt eine politische Handbibliothek bilden soll. Zu Erreichung dieser Zwecke halten die Herausgeber die alphabetische Ordnung für besonders geeignet; sie erleichtert das Nachschlagen und macht in vorkommenden Fällen encyclopädische Werke auch denen zugänglich, die in den Systemen nicht bewandert sind. Noch größern Nutzen gewährt sie, indem sie diejenigen, die weder Lust noch Muße haben, ganze Lehrgebäude in ununterbrochener Ordnung zu durchlaufen, in den Stand setzt, die einzelnen Materien nach und noch und zu gelegener Zeit kennen zu lernen, und so gleichsam gelegentlich sich politische Bildung zu erwerben. Auf der andern Seite werden die Verfasser durch diese Ordnung angehalten, jeden einzelnen Artikel als ein für sich bestehendes Ganze darzustellen, überall der Theorie die Praxis, dem Bestehenden die Kritik, dem Speculativen das Geschichtliche, dem Grundsatz das Beispiel unmittelbar zur Seite zu stellen, sich überall kurz, bündig und klar auszusprechen und überhaupt allen Foderungen der Popularität zu entsprechen, ohne derselben Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit aufzuopfern.

Das Erscheinen eines solchen Werkes bedarf kaum einer Rechtfertigung, denn es muß jedem Denkenden klar sein, daß Institutionen der Freiheit und des Rechts nur Wurzel fassen und gedeihen können, wo das Volk politische Bildung besitzt, daß also dem deutschen Publicum vor Allem ein Werk noth thut, das geeignet ist, politische Kenntnisse unter allen Classen zu verbreiten.

Dieses Werk wird, wie schon der Titel besagt, sämmtliche politische Wissenschaften, also das Staats- und Völkerrecht, die Constitutionslehre, die Nationalökonomie, die Policei- und Finanzwissenschaft und das Wichtigste aus der Statistik, überhaupt alles, was dem Staatsbeamten und Rechtsgelehrten, dem Ständemitglied, dem Gutsbesitzer, dem Kaufmanne und Fabrikanten u. s. w. in politischer Hinsicht zu wissen nöthig und interessant sein mag, umfassen. Zugleich wird es den deutschen ständischen Verfassungen und Verhandlungen vorzügliche Aufmerksamkeit widmen, und auch über die bedeutendern politischen Persönlichkeiten, Minister und Ständemitglieder, Nachrichten und Beurtheilungen enthalten.

Nachricht der Verlagshandlung.

Indem wir das geehrte Publicum zur Subscription auf das hier angeführte Nationalwerk einladen, enthalten wir uns aller Anpreisungen, versichert, daß die Namen der Herren Herausgeber und Mitarbeiter dasselbe besser empfehlen, als unsere Worte es vermöchten.

Um die Anschaffung zu erleichtern, erscheint das Werk in einzelnen Lieferungen, jede von 8 bis 12 Bogen. Vier solcher Lieferungen bilden einen Band. Das Ganze wird 5 bis 6 Bände stark und soll im Laufe der Jahre 1834 und 1835 zu Ende gebracht werden; die typographische Ausstattung wird angemessen und geschmackvoll sein.

Der Subscriptionspreis für jede Lieferung ist nicht höher als 12 Gr. (oder 15 Sgr.), der erst nach Ablieferung eines jeden Heftes zu bezahlen ist.

Dieser im Verhältniß ähnlicher Werke äußerst niedrige Subscriptionspreis wird jedoch nur bis zum 1sten April 1834 bestehen. Nach Verlauf dieses Termins tritt der Ladenpreis ein, welcher bedeutend höher sein wird.

Die Freunde und Unterstützer dieses Werkes werden geziemend ersucht, mit ihren Subscriptionen nicht zu säumen, um uns recht bald in den Stand zu setzen, die Größe der Auflage bestimmen zu können.

Subscriptionen nehmen alle solide Buchhandlungen Deutschlands an.

Altona, den 20sten Januar 1834.

J. F. Hammerich'sche Verlagshandlung.

Benachrichtigung.

Aus dem Verlage des *Ober-Rheinischen Comtoirs* zu *Kandern* ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten:

Pfennig-Spielwaaren-Magazin,

oder die

Quelle
der nützlichen Beschäftigung und Unterhaltung für die
Jugend.

Erscheint in dreierlei Ausgaben und in viererlei Sprachen; **deutsch im Original,** französisch, englisch und russisch in Uebertragungen.

Durch allergnädigste Privilegien gegen den Nachdruck und die Nachbildung geschützt.

Herausgegeben von

C. W. Döring.

I. Ausgabe, wie die Pfennigs-Magazine abgedruckt, jedoch auf geleimtes und dickeres Papier, groß Quartformat, per Jahr 52 Nummern mit Abbildungen. Pränumerationspreis vierteljährlich 1 Fl. 12 Kr., halbjährlich 2 Fl. 7 Kr, jährlich 3 Fl. 36 Kr.

II. Ausgabe, mit lithographirten, dem Texte besonders beigelegten Tafeln auf ganz dickes, milchweißes Karten-Velinpapier abgedruckt, gr. 4., per Jahr 52 Nummern mit Abbildungen, in einer eleganten Mappe ꝛc., jährlich 5 Fl. 36 Kr.

III. Ausgabe, ebenso, colorirt 11 Fl.

Versandt wurden hiervon:

Zu Anfang dieses Monats an alle Sortiments-Buchhandlungen Deutschlands, Ausgabe II und III, die Lieferungen 1 bis 6 enthaltend.

Im October v. J. an Herrn Georg Eggers in Reval, welcher den Debit für ganz Rußland übernommen hat, Ausgabe II und III, die Lieferungen 1 bis 17 enthaltend.

Die französische Ausgabe II und III versendet Herr F. G. Heitz in Strasburg;

Die englische Herr A. Schloß in London, Strand 109.

Ausgabe I wird im Monat April d. J. und zwar nach der Stufenfolge, wie die Bestellungen einkommen, expedirt.

Dieses Unternehmen, von ganz neuer und eigenthümlicher Art, dem bis jetzt weder im In- noch Auslande ein ähnliches zur Seite steht, noch je vorangegangen ist, und woran schon über ein Jahr gearbeitet wurde, liefert der Jugend vom 5. und 6. Jahre an die nützlichsten Beschäftigungen, im Gewande unterhaltender Spiele, und leitet sie im Vergnügen unvermerkt zur Arbeit und zu den ersten Versuchen in der Mechanik, Optik, Architektur, Perspectiv, Magie, Algebra und zu den andern Zweigen der Mathematik und Physik, sowie zur Kenntniß der Länder- und Völkerkunde, der Naturgeschichte, Kunst, Numismatik, Heraldik, Astronomie u. s. w.; wobei zugleich in der Auswahl der Gegenstände auch darauf Rücksicht genommen wird, daß dieselben abwechselnd für Mädchen und Knaben, sowol zum Lernen als zum Spielen, sowie zum Illuminiren, Ausschneiden, Patroniren, Aufkleben, Zusammenheften, Abzeichnen, Festoniren, Sticken u. s. w. mitgetheilt und auf eine der Jugend leicht verständliche Weise beschrieben werden.

Dieses Werk wird vom 1sten Januar 1834 an ausgegeben und jede Lieferung enthält 2 Nummern Abbildungen mit dazu gehörigem Texte.

Kandern, den 21sten Januar 1834.

Ober-Rheinisches Comptoir.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat Januar, oder Nr. 1—31, mit 1 Beilage: Nr. 1, und 3 literarischen Anzeigern: Nr. I—III. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1833. Zwölftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

An Freunde der englischen Literatur.

Aufforderung zur Subscription auf:

ROBERT BURNS' WORKS

complete in one Volume Royal Octavo.

E. L. BULWERS COMPLETE WORKS

a handsome Edition in 12. each Volume containing a novel complete.

Leipzick, 1834,

Frederik Fleischer.

Indem hier dem deutschen Publicum die Werke zweier der bedeutendsten Schriftsteller des britischen Reiches dargeboten werden, bedarf es kaum einer weitern Empfehlung. Indessen erlauben wir uns doch, in Betreff Burns, auch auf das Urtheil Göthe's im 46sten Bande seiner Werke hinzuweisen, wo er am Schlusse des Aufsatzes sagt: „Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat." Die Ausgaben werden durch sachkundige Gelehrte sorgfältig zusammengestellt und geleitet werden, schönes Papier und Druck sie besonders auszeichnen. Der Subscriptions-Preis von Burns Works wird etwas über 2 Thaler sein, der von Bulwer-

Works 2 Thaler für jede Lieferung von 2 Bänden. Beide werden in der Mitte des Jahres 1834, wenn nicht noch eher, erscheinen. Vorausbezahlung wird nicht gefordert, wohl aber geneigte Unterzeichnung, um den billigern Preis zu erlangen. Man kann in allen Buchhandlungen subscribiren, und daselbst ausführlichere Anzeigen erhalten.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Katechismus der Stöchiometrie.

Enthaltend:

1. Deutliche Entwickelung der theoretischen Grundlinien der Stöchiometrie.
2. Anleitung zur Dezimalrechnung.
3. Anleitung zur Berechnung des specifischen Gewichtes der Körper in ihren verschiedenartigen Zuständen.
4. Anleitung zur Reduction der gebräuchlichsten Thermometerscalen.
5. Ausführliche Anleitung, stöchiometrische Rechnungen richtig anzusetzen, nebst Beispielen aus der pharmazeutischen Praxis.
6. Durchgeführte Rechnungen für die quantitative Analyse.
7. Synoptische Tabellen für einfache und zusammengesetzte Körper; die Verhältnißzahlen zusammengestellt sowol nach der Annahme des Sauerstoffes, als des Wasserstoffes als Einheit.

Entworfen von H. Ch. Creuzburg.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 12 Gr. Sächs.

Mit mehr Klarheit, Bündigkeit und Kürze kann wol nicht leicht das Wesentliche der theoretischen und angewandten Stöchiometrie gegeben werden, wie es in dieser kleinen Schrift geschehen ist.

Zur größern Leichtfaßlichkeit derselben trägt der katechetische Vortrag, welchen der Verfasser gewählt hat, sehr viel bei: dadurch erhält der Studirende, ohne viel ermüdet zu werden, in kurzen Paragraphen Aufklärung. Wer es daher in diesem wichtigsten Zweige der Chemie ohne viele Anstrengung zur Klarheit bringen will, dem wird dieses Werkchen nur eine willkommene Erscheinung sein.

Die praktischen Rechnungsexempel hat der Verfasser ohne alle Buchstabenrechnung, mittels der gemeinen Regel de tri durchgeführt.

Weil nun die neueren Schriften über Chemie nur unvollständig verstanden werden können, wenn man nicht schon einen sichern Grund zur Stöchiometrie gelegt hat, so dürfte dieses kleine Buch Allen, welchen Chemie am Herzen liegt, unentbehrlich sein.

Uebersetzungsanzeige.

Von den beiden nachstehenden englischen Romanen:

Trevelian, by the Author of „A Marriage in High Life" und

The Black Watch, by the Author of „The Dominic's Legacy"

erscheinen Uebersetzungen in unserm Verlage, und werden die ersten im Druck befindlichen Bände baldigst versandt.

Braunschweig, 14ten Januar 1834.

Friedr. Vieweg u. Sohn.

Einladung zur Subscription.

Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827 bis 1832,

von Eduard Pöppig,

Professor an der Universität zu Leipzig.

Zwei Bände, in Royal-Quart, nebst einem Atlas v. 16 Landschaften u. 1 Reisekarte in Fol.

Leipzig 1834.

Obschon der gegenwärtige Zeitgeist größern Unternehmungen nicht günstig zu sein scheint, so haben die Verleger dennoch, vertrauungsvoll auf die Theilnahme des gebildeten Publicums zählend, sich zur Uebernahme dieses deutschen Nationalwerks vereinigt.

Haben Humbold's Reisen sich den großen Beifall des In- und Auslandes zu erwerben gewußt, so wird ihn die gegenwärtige Reise gewiß auch nicht entbehren; der Verfasser, dem wissenschaftliche Bildung und kräftige Ausdauer hülfreich zur Seite standen, sah Gegenden, die vor ihm noch keines Europäers Fuß betrat. Was er gesehen, schildert er in lebendiger Darstellung mit Klarheit und Würde, so, daß das Werk einen jeden Gebildeten wohl ansprechen dürfte.

Die Ausstattung wird durchaus des Werkes würdig sein. Ein ausführlicher Prospectus, der in jeder Buchhandlung zu erhalten ist, gibt über Alles die genauesten Aufschlüsse.

Gegen Ende dieses Jahres wird es erscheinen, und bis dahin besteht der

Subscriptionspreis für das ganze Werk (bei Ablieferung des 1sten Bandes zahlbar) von:

2 Friedrichsd'or für 1 Exemp. auf feinem Druck-Velinp.
3 Friedrichsd'or für 1 Exemp. auf extrafeinem geglättetem Velinp., mit ersten Abdrücken.

Sammler erhalten bei Bestellungen von 10 Ex. ein Freiexemplar, sowol bei den Unterzeichnern, als auch in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes, bei welchen sie Bestellungen machen. Leipzig, im Januar 1834.

Friedrich Fleischer.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versendet worden:

Becker, Dr. K. F., Ueber die Methode des Unterrichts in der deutschen Sprache, als Einleitung zu dem Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre. 8. 6 Gr.

Frankfurt a. M., im Januar 1834.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen:

Thiersch (Frédéric), De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration.

Deux volumes.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im Januar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Polens Freiheitskampf.

Von **Roman Soltyk.**

Ein Denkmal für alle Stände Deutschlands der Mit- und Nachwelt.

Mit 16 Abbildungen und Stahlstichen von Karl Mayer's und Gnauth's Meisterhand. Zu einem nur ein Sechstheil des französischen Originals betragenden Preise, in 5 bis 6 broschirten Lieferungen, welche den höchst billigen Subscriptionspreis von nur 24 Kr. Rhein., oder 6 Gr. Sächs., oder 7½ Sgr. Preuß. haben.

In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart erscheint vom Februar 1834 an in dreiwöchentlichen Lieferungen nachstehendes ausgezeichnete historische und Bilderwerk:

Polen und seine Helden im letzten Freiheitskampfe.

Nebst einem kurzen Abriß der polnischen Geschichte seit ihrem Beginne bis zum Jahre 1830.

Von dem Grafen

Roman Soltyk,

Mitglied des Reichstags, Brigadegeneral der Artillerie, Ritter des polnischen Militair-Verdienstordens und der Ehrenlegion.

Aus dem Französischen übersetzt und mit kurzen statistischen Notizen über geographische Lage, Volksbildung und Sitten nach den besten Quellen begleitet von

Heinrich Elsner.

Fünf bis sechs Lieferungen, in groß Octavformat, broschirt; milchweißes Papier, schöner Druck, und mit vielen Abbildungen geziert.

Das Werk „Polen und seine Helden" wird aus 5, höchstens 6 Lieferungen bestehen, deren jede 6 Bogen stark ist und broschirt ausgegeben wird.

Geziert ist dasselbe mit einem prachtvollen genialen Titelblatt, den sehr gelungenen, von Karl Mayer in Stahl gestochenen, Portraits von Chlopicki, Soltyk, Scrynecki, L. Pac, Dwernicki, Czartoriský, Ostrowski und Uminski, und sieben historischen Darstellungen nach den besten Originalen: Kosziusko's Gefangennehmung, Poniatowski's Tod; die Schlachten bei Stoczek, Praga, Ostrolenka, Grochow, die Abführung der Kinder aus Warschau nach der Revolution.

Selbst dem Bewohner der Hütte soll dieses Denkmal leicht anschaffbar sein, weswegen wir den bis zur Beendigung des Werkes gültigen Subscriptionspreis nur auf 24 Kr. Rhein., oder 6 Gr. Sächs., oder 7½ Sgr. Preuß. für die Lieferung festgesetzt haben, wofür es in jeder Buchhandlung zu erhalten ist.

Es wird demnach das vollständige Werk nur etwa auf 2 Fl. Rhein., oder 1 Thlr. 6 Gr. Sächs., oder 1 Thlr. 7½ Sgr. Preuß. zu stehen kommen (während das in Paris erschienene französische Original 12 Fl. oder 6 Thlr. kostet!), welcher Betrag in fünf Fristen, je nach Empfang einer Lieferung, zu entrichten ist. Ueberdies erhält ein jeder Abnehmer von 10 Exemplaren ein 11tes gratis.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Beschreibung und Abbildung neuer Maschinen und Verbände für Bein-, und besonders für complicirte Röhrenknochenbrüche

nebst einer

Anleitung zur getrennten Behandlung des Knochens und der Weichgebilde mittelst eines blos expellirenden Compressiv-Verbandes.

Verfaßt von

Joseph Koppenstätter,

Bataillons-Arzt.

Dritte, sehr vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit einer lithographirten Tafel.
Gr. 8. Wien, 1833.
In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr. Sächs.

Um der noch immer sehr fühlbaren Unzulänglichkeit der bis jetzt bekannten Apparate zur Behandlung der Knochenbrüche so viel möglich abzuhelfen, hat der schon durch andere, anerkannt nützliche Erfindungen im Gebiete der Heilkunde rühmlich bekannte Herr Verfasser aus der Menge von Erfahrungen, welche er in einer 32jährigen Civil- und Militairpraxis diesfalls zu machen Gelegenheit hatte, endlich einen ebenso einfachen, als dauerhaften, wohlfeilen, zum Transport der Beinbruchkranken besonders vortheilhaften Breterschweb-Apparat erfunden, welcher für alle Brüche einer, oder beider untern Extremitäten, sowie für jedes Alter, für große und kleine Menschen paßt, ohne Zuthun eines Gehülfen vollständig angelegt; bei welchem ferner das Glied gebogen oder ausgestreckt, schwebend oder nicht schwebend erhalten werden kann; der endlich den Zugang zu jeder Bruchstelle gestattet, und beide Bruchstücke vollkommen ohne Beeinträchtigung des Kreislaufs befestigt. — Nebstbei wird in diesem Werke, welches sich übrigens auch in die Behandlung aller an-

dern Knochenbrüche einlegt, ein sanft und gleichmäßig wirkender expellirender Contrairs-Verband beschrieben, welcher die sonst vortreffliche Wirkung der Schienen-Verbände ersetzen soll.

Endlich ist es dem Verfasser gelungen, mit seinem Breterschweb-Apparate die so beliebten und zweckmäßigen Gurtenvorrichtungen sinnreich zu verbinden. — Durch diese beiden letztern Zugaben zeichnet sich nun diese Auflage sowol an Umfang als Reichhaltigkeit und innern Werth vor den beiden frühern höchst vortheilhaft aus, und kann somit allen Wundärzten bestens empfohlen werden.

WERK IN LIEFERUNGEN MIT 500 ABBILDUNGEN.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Malerische Reise um die Welt.

Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthesten von den Entdeckungsreisen eines Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, Cook, Laperouse, Vancouver, d'Entrecasteaux, Baudin, Freycinet, Duperry, Krusenstern, Kotzebue, Beechey, Dumont d'Urville, Laplace u. s. w.

verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter unter der Leitung

des Herrn Dumont d'Urville.

Deutsch mit Anmerkungen von Dr. A. Diezmann.

Erste Lieferung. 3 Bogen in 4. mit 16 Abbildungen. Preis 6 Gr.

Die Resultate der Beobachtungen der zahlreichen Reisenden, welche die Welt nach allen Richtungen hin durchforschten, liegen in Hunderten von Bänden zerstreut, die ihrer Kostbarkeit wegen von Wenigen gekauft, ihres Umfangs wegen von noch Wenigern gelesen werden können.

Diese zahlreichen, umfänglichen und kostbaren Werke werden wir hier in einen verhältnißmäßig kleinen Raum von 2 Bänden zusammendrängen, den Kern, die Quintessenz Aller in Eins vereinigen, aber nichts auslassen, was den Leser belehren und unterhalten kann: geographische Notizen, Geschichte, Sitten, Gebräuche, Religion, Handel, Naturgeschichte rc., Alles wird einen Platz in der „Malerischen Reise" finden und unsere Leser sollen Alles erfahren, was man gegenwärtig selbst von den am wenigsten gekannten Theilen der Erde weiß.

Man wird aus dem ersten Hefte ersehen, was man von einer Unternehmung erwarten darf, welche mit vieler Umsicht eingeleitet ist und an deren Spitze sich so ausgezeichnete Männer befinden.

Die Reise erscheint in Lieferungen von einigen Quart-Bogen Text mit jedesmal 12 bis 16 Vignetten à 6 Gr. für's Heft.

Leipzig, Industrie-Comptoir. (Baumgärtner).

Oestreichisch-militairische Zeitschrift.

1833.

Zwölftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Geschichte des Feldzugs 1759 in Schlesien und Sachsen. Vierter Abschnitt. Nach östreichischen Originalquellen. — II. Geschichtliche Skizze der Kriegsereignisse in Tirol im Jahre 1809. (Schluß des 2ten Abschnitts.) — III. Ideen über die Bildung einer höhern Kriegsschule. — IV. Literatur. — V. Fortsetzung des Ehrenspiegels der k. k. östreichischen Armee. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Verzeichniß der in den Jahrgängen der östreichischen militairischen Zeitschrift 1811 — 1812 zweiter Auflage, dann 1813, endlich 1818 bis einschlüssig 1833, enthaltenen Aufsätze.

Auch im Jahre 1834 wird diese Zeitschrift ihrem Plane nach unverändert fortgesetzt, und da die Redaction die Stärke der Auflage nach den eingegangenen Bestellungen bestimmt, so ersucht der Unterzeichnete die P. T. Herren Abnehmer hiemit höflichst, ihre Bestellungen möglichst bald durch die betreffenden Buchhandlungen an ihn gelangen zu lassen. Der Preis ist wie bisher Acht Thlr. Sächs., um welchen auch die frühern Jahrgänge, von 1818 angefangen, noch zu beziehen sind. Wer die ganze Reihe von 1818 bis incl. 1833 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ein Viertel wohlfeiler.

Bei dem reichen Schatze der wichtigsten historischen Actenstücke alter und neuer Zeit, welche der Redaction zu Gebote stehen, und bei der Gründlichkeit, Umsicht und Thätigkeit ihrer sachkundigen Mitarbeiter, wird diese Zeitschrift fortwährend den wissenschaftlichen Werth behaupten, welcher derselben durch die unparteiischsten, kritischen Urtheile im In- und Auslande bisher zugestanden worden ist.

Wien, den 2ten Januar 1834.

J. G. Heubner, Buchhändler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1834. Erstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Neues Werk von K. Immermann.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisejournal, von K. Immermann.

466 Seiten in 8. auf feinem Velinpapier. In farbigem Umschlag geheftet. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Wanderung des Verfassers durch Nord- und Süddeutschland gibt Veranlassung zu einer Reihe von Erfahrungen und Begegnissen, wodurch deutsche Cultur- und Sittenverhältnisse, Literatur, Theater, berühmte Persönlichkeiten, Religiöses, politischer Schwindel, Zeit- und Weltfragen zur Sprache kommen.

Vielfachen Genuß gewährt diese Schrift, durch die geistreichen Ansichten und Aufschwünge, welche man darin findet.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler und H. Nolte. Dritter Theil, enthaltend: die Prosaisten der neuern und neuesten Literatur, herausgegeben von L. Ideler, bearbeitet von Dr. Jul. Ideler. Berlin 1833. Gr. 8. 35 Bogen mit einer Titelvignette, das Pantheon zu Paris darstellend. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Es ist dieser dritte Theil die einzig rechtmässige Fortsetzung des seit einigen Jahrzehenden so rühmlich bekannten und bis jetzt in acht Auflagen erschienenen Handbuchs der französischen Sprache und Literatur von Ideler und Nolte.

Derselbe enthält ausgewählte Stücke aus den Werken von 49 der vorzüglichsten französischen Schriftsteller aus der neuern Zeit, welche nicht sowol durch den Namen, den sie sich in der neuern Geschichte Frankreichs erwarben (worauf hier offenbar keine Rücksicht genommen werden

kann), als vielmehr durch den Ruf, der in literarischer Beziehung ihnen zu Theil geworden, sich ausgezeichnet haben.

Als Anhang sind diesem Werke hinzugefügt: die Namen der Marschälle Frankreichs und anderer Personen, welche sich unter Napoleon's Kaiserregierung ausgezeichnet haben, nebst ihren Titeln; ferner eine kurze Andeutung über die während der französischen Revolution eingeführte Zeitrechnung und endlich eine Uebersicht der am häufigsten genannten Tage der französischen Revolution bis auf das Jahr 1800.

In meinem Verlage erschien vor einigen Jahren:

Böttcher, M. J. Fr., Hebräisches Uebungsbuch für Schulen. Gr. 8. Preis 1 Thlr.

— —, Hebräische Paradigmen, tabellarisch zusammengestellt. Gr. 4. Preis 12 Gr.

An diese beiden durch mehrfache Recensionen in berühmten Zeitschriften empfohlenen und in vielen Schulen bereits eingeführten Werke sich anschließend empfing ich in Commission und versendete an alle Buchhandlungen Deutschlands:

Hebräische Sprachlehre. Erstes Heft, enthaltend: Einleitung und Elementarlehre. Gr. 8. Preis 8 Gr.

Die besondere Herausgabe dieses Heftes wurde in Folge vielseitiger Aufforderungen von dem Herrn Verfasser veranstaltet, in dessen Schülerkreise dieses Anfangsstück zum Unterricht sowie zur Leitung des Privatfleißes dient. Forschern und Lehrern des Hebräischen wird es manches Eigenthümliche in Ansichten, Beobachtungen, Zusammenstellungen, methodischer Erleichterung und Sprachparallelen bieten und dadurch willkommen sein.

Dresden, im Januar 1834.

G. Karl Wagner.

In der Ch. F. Grimmer'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Gottheit. Eine philosophische Abhandlung. Als wissenschaftliche Grundlegung zur Philosophie der Religion. Von C. H. Weiße, Professor an der Universität Leipzig. 1833. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 21 Gr.

Theodicee. In deutschen Reimen von Nikodemus. 1834. 8. Brosch. Preis 4 Gr.

Es kann nicht fehlen, daß diese kleine Schrift sehr bald in öffentlichen Blättern besprochen werden wird, da sie bereits im Manuscript ebenso enthusiastischen Beifall gefunden, als zelotischen Widerspruch erfahren hat. Wir erlauben uns deshalb, die besondere Aufmerksamkeit des Publicums darauf zu lenken.

Bei dem Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Shakspeare's dramatische Werke,

übersetzt von

A. W. v. Schlegel und L. Tieck.

9ter Band.

Hiermit ist diese Uebersetzung geschlossen und die dramatischen Werke des großen Dichters liegen in derselben vollständig dem Publicum vor. Eine Vergleichung mit den bisher erschienenen Uebersetzungen, sowie mit den Proben neuangekündigter, wird am sichersten erkennen lassen, welcher Bearbeitung der Vorzug gebühre. Die Anmerkungen L. Tieck's, welche die gegenwärtige begleiten, werden gewiß als eine willkommene Zugabe zu betrachten sein. Der Preis von 4 Thlr. 16 Gr. für die Ausgabe auf ord. Pap., 5 Thlr. 20 Gr. auf weiß Pap. und 8 Thlr. 4 Gr. auf Velinp., welcher gewiß für etwa 200 enggedruckte Bogen als sehr mäßig wird anerkannt werden, soll zur Begegnung der eingetretenen Concurrenz noch einige Zeit fortbestehen.

Berlin, im December 1833.

G. Reimer.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

DE TEMPORUM IN ACTIS APOSTOLORUM RATIONE.

SCRIPSIT

RUDOLPHUS ANGER,

PHILOS. D. AA. LL. M. IN ACADEM. LIPS. PRIVATIM DOCENS.

In Lexic.-8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Bei der großen Anzahl verschiedener Meinungen über den hier behandelten Gegenstand hoffen wir, daß eine Schrift dem Publicum nicht werde unwillkommen sein, die, wie die gegenwärtige, mit selbständiger Forschung reichhaltige Literatur und Prüfung der bemerkenswerthern frühern Ansichten verbindet.

In der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Immerwährendes Spruch-, Gebet- und Liederbüchlein. Mit einem Anhange enthaltend Fabeln, Einiges aus der Länderkunde und der Höflichkeitslehre in Versen, oder eine nach dem Catechismus Lutheri geordnete, die Hauptlehren des Christenthums darstellende Sammlung von faßlichen sich gegenseitig erklärenden Sprüchen, herzerhebenden Gebeten und Liedern. Als Materialien zu Gedächtnißübungen für Kinder vom zartesten Alter; daher besonders für Klein-Kinder-Warteschulen, für die untern Classen anderer Lehranstalten und zum häuslichen Gebrauch bearbeitet von Ferdinand Schulz, d. Z. Lehrer bei der ersten Friedrichsstädtischen Klein-Kinder-Bewahrungs- und bei mehren andern hiesigen Schulanstalten. 12. Geheftet. 6 Gr.

Bei L. C. Kehr in Kreuznach sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

L. C. Kehr, Hundert Confirmationsscheine. Neues Testament. Zweite Auflage. 4. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

— —, Selbstbiographie. Zunächst für angehende Buchhändler geschrieben. Gr. 8. 8 Gr., oder 36 Kr.

Chronologisches Lotto, oder: Hundert Hauptmomente aus der allgemeinen Geschichte. Ein nützliches Gesellschaftsspiel für die Jugend, auch für Erwachsene unterhaltend. 8 Gr., oder 36 Kr.

Preußens Ruhm und Ehre unter Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III. Oder Deutschlands Befreiungskampf von 1813—15. Geschildert von deutschen Dichtern. Ein vaterländisches Erinnerungsbuch für Deutschland, besonders für Preußen. Chronologisch geordnet und herausgegeben von Dr. F. A. Beck, Schuldirector in Neuwied. Mit dem Bildnisse Sr. Majestät des Königs. Gr. 8. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Neue Verlagswerke von Ludwig Oehmigke in Berlin.

Abbildung und Beschreibung aller in der Parmacopoea borussica aufgeführten Gewächse, herausgegeben von Prof. F. Guimpel. Text von Prof. F. L. v. Schlechtendal. 2ter Band, 13tes bis 17tes Heft. Gr. 4. mit 28 illum. Kupfern. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Hiermit ist nun auch der 2te Band geschlossen; — der 3te Band wird unverzüglich beginnen und in möglichst kurzer Zeit Heftweise erscheinen. — Die beiden ersten fertigen Bände kosten, im noch bestehenden Subscriptionspreise 18 Thlr., wofür sie in zweckmässigen Einbänden geliefert werden.

Dietrich, Dr. A., Flora regni borussici. Flora des Königreichs Preussen, oder Abbildung und Beschreibung der in Preussen wildwachsenden Pflanzen. 1ster Band. 7tes—12tes Heft. Gross Lexiconformat. Mit 36 sauber illum. Kupfern. 4 Thlr.

Von diesem neuen botanischen Werke ist nun in der versprochenen Jahresfrist der 1te Band vollständig herausgekommen und im zweckdienlichen Einbande noch zum Subscriptionspreise von 8 Thlr. zu haben. — Mit dem Jahre 1834 erscheint der 2te Band, und sind alle Vorkehrungen so getroffen, dass dessen heftweise Versendung ebenso regelmässig zugesichert werden kann.

Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und die damit verbundenen Wissenschaften. Herausgeber Prof. Dr. Lindes. 33ster Bd., 2te Abtheilung. 16. Mit 2 Kupfertafeln. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Im künftigen Jahre erscheint der 34ste Band ebenfalls in 2 Abtheilungen.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Jahrbücher der Literatur.

Vierundsechzigster Band.

1833.

October. November. December.

Inhalt des vierundsechzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LXIV.

Subscriptionsanzeige.

Im April dieses Jahres erscheinen:

Alphabete europäischer Schriftarten alter und neuer Zeit von Johann Heinrigs, erstes Heft enthaltend verschiedene gothische, alt- und neudeutsche Druck-Canzlei und Currentalphabete.

Der berühmte Meister der Kalligraphie bearbeitet hiermit ein neues Werk, welches allen eigentlichen Kalligraphen und sonstigen Liebhabern der Schönschreibekunst sowol, als auch Kupferschriftstechern, Lithographen, Stempelschneidern, Schildermalern, topographischen Zeichnern, und allen Lehranstalten, selbst denen unter ihnen, welche dem Schreibeunterricht eine nur mittelbare Sorgfalt widmen, einen höchst reichen Inhalt zur Benutzung darbieten wird. Was sich in den vielverbreiteten größern und kleinern kalligraphischen Werken dieses Meisters in den vielseitigsten Schriftformen zerstreut vorfindet, wie es aber die Zusammenstellung ganzer Blätter erfodert, wird hier in vollständigen Alphabeten — und blos in diesen — die durch neuerfundene und vervollkommte Formen nach richtigern Verhältnissen bereichert werden, aufgestellt. Was für die Sprache das Wörterbuch ist, sollen diese Alphabete für die Kalligraphen sein.

Es läßt sich zwar im voraus nicht bestimmen, in wie vielen Heften es möglich sein wird, diese Absicht vollständig zu erreichen. Es darf indeß versichert werden, daß nichts Unnöthiges aufgenommen und die Einrichtung möglichst raumersparend getroffen werden wird. Das erste Heft wird mit Inbegriff des Titels 10 Blätter in großen Quartformat auf schönem Velinpapier enthalten und im Ladenpreis zwei Thaler kosten. Wer indessen bis zur kommenden leipziger Ostermesse bei dem Unterzeichneten oder jeder Buch- oder Kunsthandlung darauf subscribirt, zahlt bei der Ablieferung nur Einen Thaler und zwölf Groschen.

Berlin, im Januar 1834.

L. Trautwein.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Fünfundzwanzigstes Heft.

Schweden in der neuesten Zeit bis Szyrmeki.

Auf weißem Druckpapier	6 Gr.
Auf gutem Schreibpapier	8 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier	16 Gr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Von nachstehenden 1833 erschienenen Artikeln meines Verlags waren durch starke Nachfrage die Vorräthe vergriffen, da ich mich nun wieder im Besitz von Exemplaren befinde, so ersuche ich um gefällige Erneuerung der bis jetzt noch nicht ausgeführten Bestellungen.

Koenig (H.), Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Alexis (W.), Wiener Bilder. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 6 Gr.

Brzozowski (*M.*), La guerre de Pologne en 1831. Avec une carte de la Pologne et dix croquis des batailles principales. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Antithesen;

oder

Herrn Humor's Wanderungen

durch

Wien und Berlin.

Eine Sammlung Skizzen

aus dem

Wiener und Berliner Volksleben,

nach der Natur gezeichnet

von

Ritter Braun von Braunthal.

12. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 9 Gr. Sächs., oder 36 Kr. C.-M.

Dieses Buch ist ein Wegweiser durch Wien und Berlin für jene Fremden, welche die zwei ersten Städte Deutschlands in geistiger Hinsicht schnell kennen lernen, und für jene Einheimischen, die sich über die interessantesten Eigenthümlichkeiten und Reize der Residenz in unterhaltender Weise vertrauter machen wollen; erfüllt sonach den schönen Zweck, den Leser zu belehren, indem es ihn erheitert. Was die Form der Darstellung betrifft, so bürgt für die gelungenste der Name des Verfassers; wie reich der Inhalt dieser, in der pikantesten Kürze abgefaßten, humoristischen Schrift sei, möge ein gedrängtes Verzeichniß anzeigen.

Erste Abtheilung: Herr Humor und Ich, oder Promenaden durch Wien. 1. Wer Herr Humor ist? 2. Im Kaffeehause. 3. Volksleben und Volkstheater. 4. Der Ostermontag. 5. Lustspiel und Trauerspiel in Wien. 6. Halt. 7. Der erste Mai im Augarten. 8. Strauß und Lanner. 9. Städter und Vorstädter. — Zweite Abtheilung: Wien und Berlin: 1. Nord und Süd. 2. Stadtleben. 3. Volksleben. 4. Der Hof. 5. Die Stadt. 6. Die Frauen. 7. Die Männer. 8. Volkscharakter. 9. Dialekt. 10. Allgemeine Geistescultur. — Dritte Abtheilung: Parabasen. 1. Spectakel. 2. Der Graben. 3. Wiens Kaffeehäuser. 4. Vormittag und Nachmittag. 5. Das Auge und der Mund. 6. Göthe und Schiller.

Zeitvertreib

für

Sprachfreunde.

Sinngedichte, Wort- und Räthselspiele

in

deutscher, englischer, lateinischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache.

Ein Zeitvertreib für Jedermann,
Der wenigstens die deutsche kann.

Von

A. Giftschütz.

12. Wien, 1833. In Umschlag broschirt.
Preis 6 Gr. Sächs., oder 24 Kr. C.-M.

Da dieses Werkchen nicht nur die vom Herrn Verfasser in einer hiesigen Zeitschrift erschienenen, mit Beifall aufgenommenen, sondern auch viele noch ungedruckte, in sechs Sprachen eingreifende, unterhaltend vorgetragene Wortspiele enthält, so dürfte dasselbe jedem Gebildeten eine willkommene Gabe sein, welche übrigens auch als ein Weihnachts- und Neujahrsgeschenk empfohlen werden kann.

Spiele für die Jugend

zur

Uebung und Stärkung ihres Körpers und zur Erholung und Bildung ihres Geistes.

Von

Franz W. Guba,

erstem Lehrer und Rechnungsführer des k. k. wiener Taubstummeninstitutes und beeidetem Dolmetsche der Taubstummen.

12. Wien, 1833.

In Umschlag broschirt. Preis 4 Gr. Sächs., oder 15 Kr. C.-M.

Diese Spiele sind mit Kindern in Instituten und in Kindergesellschaften vielfältig gespielet worden, und sie haben das, was die Aufschrift von ihnen verkündet, vollkommen bezweckt. Wer sie mit Kindern treiben wird, wird nicht nur dieses wahr, sondern auch finden, daß sie die Feierstunden zugleich nützlich und unschuldig froh, im Sommer und im Winter, verwenden helfen.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Voss, J. H., Mythologische Briefe, 4ter und 5ter Band.

Auch unter dem Titel:

Mythologische Forschungen aus dem Nachlass des J. H. Voss, zusammengestellt und herausgegeben von Dr. H. G. Brzoska. 2 Bde. 1834. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Recension des Buches „Aeschylos Eumeniden, Griechisch und Deutsch, mit erläuternden Abhandlungen über die äußere Darstellung und über den Inhalt und die Composition dieser Tragödie, von K. O. Müller. Göttingen, im Verlage der Dieterich'schen Buchhandlung. 1833." Von einem Philologen. 1834. Gr. 8. Brosch. 12 Gr.

Leipzig, den 15ten Januar 1834.

August Lehnhold.

Durch alle Kunst- und Buchhandlungen ist zu beziehen:

Madonnenbild.

Gezeichnet von Holbein, in Stahl gestochen von Karl Barth.

Subscriptionspreise bis Ostermesse 1834.

Nr. 1 auf franz. Velinp. 16 Gr. Sächs. Nr. 2 aus den 2 ersten Tausenden 20 Gr. Nr. 3 auf chines. Papier 1 Thlr. 6 Gr. Nr. 4 vor der Schrift 2 Thlr. 8 Gr.

Diese billigen Preise gelten nur bis Ostern 1834; nachher werden sie um ein Drittel erhöht. — Von denselben Meistern gezeichnet und in Kupfer gestochen ist auch erschienen:

Das Christusbild.

Preis 1 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Kunst- und Buchhandlung von Konrad Glaser in Schleusingen.

Anzeige von medicinischen Schriften.

Bei C. F. Osiander in Tübingen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der

Physiologie

von

F. Magendie ꝛc.

Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen

von

Dr. C. A. Elsässer.

Privatdocenten der Medicin zu Tübingen.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

In zwei Bänden.

1sten Bandes 1stes Heft.

1834.

Die vor Kurzem erst zu Paris erschienene dritte Auflage der französischen Ausgabe kostet daselbst 17 Francs oder 8 Fl. Unerachtet diese Uebersetzung nun durch Zusätze vermehrt erscheint, so wird der Verleger für alle zwei Bände, die ungefähr 45 eng gedruckte Bogen füllen, nur 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr., berechnen, und liefert die 2te Abtheilung des Isten Bandes noch vor Ostern dieses Jahres, den IIten Band aber zu Anfang des Sommers.

Neues Handbuch der Anatomie.

Der unterzeichnete Verleger glaubt sich, den vielen Besitzern des Weber'schen anatomischen Atlasses (Düsseldorf bei Arnz) die Nachricht mitzutheilen, daß im nächsten Sommer von demselben Verfasser ein Commentar zu eben diesem Atlas unter dem Titel:

Vollständiges Handbuch der Anatomie

von

Prof. Dr. M. J. Weber

in Bonn

2 Bände, jeder zu 40 Bogen,

in seinem Verlag erscheinen wird, und daß ihm Bestellungen darauf angenehm sein werden.

C. F. Osiander.

Fortsetzung des anatomischen Atlasses

von

Prof. Dr. M. J. Weber

in

chirurgischer und geburtshülflicher Hinsicht.

Ich mache hiermit den Besitzern meines anatomischen Atlasses, sowie dem ärztlichen Publicum überhaupt, die ergebenste Anzeige, daß ich nach Vollendung des anatomischen Atlasses eine Fortsetzung desselben in chirurgischer und geburtshülflicher Hinsicht herausgeben werde. Diese Fortsetzung wird höchstens aus fünf Lieferungen bestehen, und ganz in der Art, wie der anatomische Atlas; wovon drei Lieferungen der Chirurgie und zwei der Geburtshülfe gewidmet werden sollen. Der Subscriptionspreis jeder Lieferung ist 4 Thaler, folglich 20 Thlr. für das ganze Werk. Privatsammler erhalten das 8te Exemplar frei.

Bonn, im Januar 1834.

Prof. Dr. M. J. Weber.

Bestellungen hierauf nimmt an

C. F. Osiander in Tübingen.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stieglitz (Christian Ludwig v. S.),

Das Recht des Hochstifts Meißen und des Collegiatstifts Wurzen auf ungehindertes Fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Verfassung. Eine staatsrechtliche Erörterung.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

(Preis des Jahrgangs mit Lithographien, 16 Fl., oder 9 Thlr. 8 Gr.)

Indem wir das Fortbestehen dieses Blattes für das künftige Jahr ankündigen, erlauben wir uns nur wenige Bemerkungen. Wenn die politischen Tagblätter ausschließlich nur Eine Seite des Lebens der Völker aussprechen, wenn die Uebersetzungsindustrie meist blos literarische Modewaaren liefert, so war dagegen unser Zweck, durch aufmerksame Benutzung aller Hülfsmittel, die der immer regere Weltverkehr darbietet, einen Blick zu gewinnen in das innere Leben der Nationen, um die äußere Erscheinung, sei's der Politik, sei's der Literatur, im Zusammenhange mit den geistigen und sittlichen Springfedern des betreffenden Volks zu betrachten, so dem Urtheil über das Geschehene Richtung und Halt zu geben, und, so weit dies mög-

lich ist, vielleicht einen Blick zu öffnen in die wahrscheinliche Entwickelung einer nahen Zukunft.

Wir verhehlen uns bei unserm Unternehmen weder die Größe noch die Schwierigkeit der Aufgabe. Aber in dem Grade, wie das Interesse für den Zustand fremder Länder zunimmt, vermehren sich auch die Mittel, es zu befriedigen. Was die Waffen nicht thun konnten, das leistet der Geist, der in den Erfindungen der Mechanik eine neue unbezwingliche Waffe sich bereitete; und Europa schickt seine Civilisation aus, die, indem sie die Völker sich unterwirft, sie befreit. Eine Zeitung, die von dem Geiste des Jahrhunderts spricht, erscheint bei den Tschirokesen, die noch vor wenigen Jahrzehnten dem Europäer als Menschenfresser erschienen.

Wie wir bei der steten Erweiterung der Quellen für die Kenntniß des Auslandes dieselben bis jetzt benutzt, in wie weit wir erfüllten, was wir versprochen, darüber steht nicht uns das Urtheil zu. Der Jahrgang, der vor den Augen des Publicums liegt, mag für sich selbst reden. In den gelesensten Journalen des Auslandes wurde unser Blatt beachtet und vielfach übersetzt, und die vielen ehrenden Stimmen, die in und außer Deutschland darüber sich aussprachen, verpflichten uns zu neuem Eifer.

Da, wo die Thatsachen und die Ereignisse reden, muß die Ansicht unbefangen, die Sprache würdig, das Urtheil leidenschaftlos sein. Dies werden wir, wie bisher, so auch künftig uns zur Pflicht machen, allem Großen und Schönen, unter welcher Form es sich auch darstellen möge, freudige Anerkennung weihend, damit die Seele des Betrachters aus der Flucht der Erscheinungen das Bleibende in sich aufnehme und weiter trage zu neuem Leben.

Das Ausland hat nun sechs Jahrgänge erlebt, und der Kreis seiner Leser hat sich mit jedem Jahre erweitert, ein Beweis, daß der Gründer desselben eine Lücke in der Literatur auffand und sie auszufüllen sich bestrebte.

Wenige Theile der Erde werden im Laufe des verflossenen Jahres unberührt geblieben sein, und gewiß ist die Kenntniß eines Jeden mehr oder minder bereichert worden. Dies zeigt schon das Inhaltsverzeichniß; aber mehr und mehr nimmt die Sichtung der mannichfachen Nachrichten die Aufmerksamkeit der Redaction in Anspruch, in dem Maße, als längere Erfahrung mit mancher noch unbeachteten Quelle vertraut macht, strömt die Masse herbei, und nicht der Mangel, sondern die Menge des Stoffs erzeugt Verlegenheiten. Hauptaufgabe bleibt hierbei, wie der verstorbene Dr. Lautenbacher, das Interesse der Literatur und Kunst mit den strengern Anfoderungen der Geschichte und der Geographie zu verknüpfen, und so Dasjenige zu leisten, was der gleichfalls hingeschiedene Gründer beabsichtigte.

Da es den Raum einer Ankündigung überschreiten würde, wenn wir auch nur die größern Aufsätze ausheben wollten, welche die Spalten des zu Ende gehenden Jahrgangs füllen, so wollen wir zum Beweis, auf welche Art die Kunde fremder Länder bearbeitet wird, nur China anführen: die Empörung im Grenzgebirge, der Aufstand in Formosa, die Seeräuber in den chinesischen Meeren, sind Episoden der Zeitgeschichte, die aus dem weiten Reiche immer nur stückweise an uns gelangen; der Aufsatz: die drei Hauptreligionen in China, führt auf ein ziemlich unbekanntes Feld, das aber um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als dies ungeheuere Reich Länder, die ihm an Umfang überlegen sind, fast blos durch die Kraft der Religion beherrscht, und zwar durch die Kraft einer Religion, die keineswegs die herrschende in China ist. Wenn in dem Aufsatz: Engländer und Chinesen in Kanton, das Leben und die Verhältnisse der Engländer zu dem Volk und den Behörden geschildert sind, so bietet die Reise in der Mongoley den Pendant, indem dort, nach russischen Quellen, die Verbindung Rußlands mit China freilich mehr angedeutet als beschrieben ist. Von Norden und von Süden also sucht man nunmehr dem halberstarrten Reiche beizukommen und es in den Kreis der Bewegung zu ziehen, die durch den ruhelosen Geist der Europäer sich in alle Welttheile verbreitet. Der Roman: die Ermordung des Tongtscho, die Balladen und Elegien, dienen nicht nur als Proben chinesischer Dichtkunst, sondern auch als Zeugniß über Sitten, wie kein fremder Beobachter sie leicht liefern kann. Gehen wir von China westwärts, so nehmen die zahlreichen Mittheilungen über Indien, welche die dortigen Verhältnisse unter den verschiedensten Gesichtspunkten auffassen, vor Allem die Aufmerksamkeit in Anspruch: die Aufsätze über englisches Leben in Indien, über die höhern Unterrichtsanstalten von Bengalen, über Ram Mohun Roy's Leben und Wirken, öffnen den Blick in eine Aussicht, die dem Menschenfreunde nur erfreulich sein kann. Die Reisen von Gerard und Burnes, deren Veröffentlichung man jetzt entgegensehen darf, führen auf ein Gebiet, das seit Jahrhunderten beinahe der Fabelwelt angehörte. Nun treten wir auf bekanntern Boden. Persien, schon durch Englands Handelsunternehmungen und Rußlands Eroberung aufgerüttelt, sucht mühsam im Osten, in Khorassan, zu gewinnen, was es im Westen an Rußland verliert, aber nur einzelne verworrene Nachrichten, ohne sonderlichen Zusammenhang sind nach Europa gedrungen. Bekannter und in immer steigender Wichtigkeit erhebt sich Mehemed Ali's Reich auf den Trümmern des alten ottomanischen Kaiserthums, und wird bald alle Länder in Asien umfassen, so weit die arabische Sprache gesprochen wird; wir verweisen in dieser Beziehung namentlich auf den Aufsatz: Ibrahim Pascha's Feldzug in Syrien und Anatolien. Die Briefe aus dem Kaukasus schildern einzelne Züge aus einem fünfjährigen Kampfe, freilich etwas einseitig, nach russischen Quellen, aber es sind die einzigen, die wir besitzen. Die Nordische Biene hat eine Reihenfolge solcher Briefe mitgetheilt. — Afrika ward, wenn auch minder reich, doch nicht minder gut bedacht: die Erinnerungen aus Oran, die Schilderung Marokkos, die Auszüge von Owens Reise an der Ostküste; die Darstellung des jetzigen Zustandes des Sklavenhandels; die Mittheilungen aus Laplace, sind Beiträge zur Kenntniß dieses Erdtheils, die gewiß mehr als einen blos vorübergehenden Werth haben.

Wir halten es für überflüssig, in gleicher Art Europa und Amerika durchzugehen: der aufmerksame Leser wird finden, daß, wenngleich das erstere, der Natur der Sache nach, den meisten Raum, wie billig einnimmt, doch keines vernachlässigt, und das Interessante und Neue überall hervorgesucht wurde.

Eine abermalige Aufzählung der Quellen, welche das Ausland benutzt, halten wir für überflüssig, um so mehr, da manchen Mitarbeitern Quellen zu Gebote stehen, welche sich die Redaction auch bei dem besten Willen der Verlagshandlung nicht verschaffen konnte. Auf zwei Gegenstände erlauben wir uns indeß aufmerksam zu machen, nämlich daß Einleitungen getroffen sind, umständlichere Mittheilungen über das spanische Amerika, sowie über das weite Rußland nach Originalquellen zu erhalten.

Die Redaction des Auslands.

den Gaumen munden wird, namentlich müssen wir alle diejenigen, welche noch an Semmelmilch gewöhnt sind, vor dieser Kost warnen; sie würden sie gar wohl genießen, schwerlich aber verdauen können; oder deutlicher ausgedrückt, wir halten das fragliche Buch für Geistesunmündige für gefährlich. Dagegen ist es für einen derben Magen eine zusagende Kost, es ist Kraft und Saft darin.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Oestreich wie es ist.

Gemälde von Hans Normann.

2 Bände. Preis 2 Thlr. 20 Gr., oder 5 Fl. 6 Kr.

Soeben ist erschienen:

Mössler's
Handbuch der Gewächskunde,

enthaltend

eine Flora von Deutschland mit Hinzufügung der wichtigsten ausländischen Cultur-Pflanzen.

Dritte Auflage,

gänzlich umgearbeitet und durch die neuesten Entdeckungen vermehrt

von

H. G. Ludw. Reichenbach,

königl. sächs. Hofrathe, Professor, Director des botanischen Gartens u. s. w.

1834.

Noch früher, als wir erwarten konnten, hat sich die zweite, durch die Hand desselben Herausgebers umgearbeitete, starke Auflage dieses nützlichen Werkes vergriffen und sich dessen Brauchbarkeit für den Anfänger und Liebhaber der Botanik dadurch abermals genügend erwiesen. Wir verdanken der grossen Thätigkeit des mit der deutschen Flora so vertrauten Herrn Herausgebers eine abermalige Bearbeitung, den neuesten Foderungen der Botanik entsprechend, und erwähnen nur noch, dass wir dies genugsam sich selbst empfehlende Werk, zur Erleichterung der Anschaffung für unbemittelte Anfänger, in sechs schnell auf einander folgenden Abtheilungen (wovon bereits 3 erschienen sind) ausgeben, welche jede einzelne für den billigen Preis von 1 Thlr. 8 Gr. berechnet wird.

In jeder Buchhandlung Deutschlands, der Schweiz u. s. w. ist dieses Werk vorräthig.

Litterarische Anzeige.

Fortsetzung

von

Dingler's polytechnischen Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmazie, der Mechanik und Maschinenkunde, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft u. s. w.

Von dieser Zeitschrift ist nun bereits der funfzigste Band unter der Presse. Die allgemeine Anerkennung, welche dieselbe fand, und der stets wachsende Absatz derselben liefern den sichersten Beweis ihrer Gemeinnützigkeit. Durch dieses Journal wurden unsere Landsleute im Verlauf von vierzehn Jahren so schnell und so vollständig als möglich mit den technischen Erfindungen und Entdeckungen der Engländer, Amerikaner, Franzosen rc. bekannt gemacht, und es hat während dieser ganzen Zeit nicht nur keine Störung erlitten, sondern vielmehr an Reichhaltigkeit gewonnen und gewiß zur Förderung der Industrie in Deutschland wesentlich beigetragen.

Während die Redaction dieser Zeitschrift weder Mühe noch Kosten scheut, um den vorgesetzten Zweck so vollständig als möglich zu erreichen, hat die Verlagshandlung den Preis derselben so gestellt, daß sie in dieser Hinsicht mit jeder andern, selbst mit dem als unerhört wohlfeil ausgegebenen Penny-Magazin einen Vergleich aushält.

Von dem polytechnischen Journal erscheinen auch in Zukunft wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern unter demselben Titel und mit ununterbrochen fortlaufender Numerirung der Bände. Der Jahrgang, welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Thlr. 16 Gr., oder 16 Fl. Münze. Auf den vielfach geäußerten Wunsch wird dieselbe aber vom 51sten Bande an auch noch mit einem zweiten Titel versehen werden, auf welchem die Numerirung der Bände wieder von Eins beginnt.

Jedem Hefte wird ein polytechnischer Anzeiger, sobald eine hinreichende Anzahl von Anzeigen vorliegen, beigegeben, in welchem Anzeigen aller Art aufgenommen und billigst berechnet werden.

Die neu eintretenden Abonnenten wollen ihre Bestellungen zeitlich machen, damit die Auflage darnach gerichtet werden kann.

Die Verlagshandlung wird Bedacht nehmen, die gänzlich vergriffenen Jahrgänge dieses Journales neu aufzulegen und solche zu ermäßigten Preisen abgeben, worüber seiner Zeit eine nähere Anzeige erfolgt.

Stuttgart und Tübingen, im December 18[illegible].

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grüneisen, Dr. *C.*, Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Für Künstler und Alterthumsfreunde aus dem 3ten Bande d. Zeitschrift für hist. Theologie besonders abgedruckt. Gr. 8. Geh. 15 Gr.

Von den in London soeben erschienenen:

Peter Simple by Capit. Marryat

und

Godolphin or the Oath

ist bereits von zwei als tüchtig anerkannten Uebersetzern eine deutsche Bearbeitung bei mir unter der Presse.

Aachen, den 15ten Januar 1834.

J. A. Mayer.

Von

Silvio Pellico da Saluzzo, Opere

erscheint nächstens eine deutsche Uebersetzung bei mir.

Stuttgart, im Januar 1834.

C. W. Löflund.

In meinem Verlage wird baldigst eine Uebersetzung erscheinen von

Luisa Strozzi, Storia del secolo XVI. di
Giovanni Rosini.

Bei den interessanten Aufschlüssen, die dieser Roman über eine merkwürdige Zeit gibt, wird ihm auch der Beifall des deutschen Publicums zu Theil werden.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

ihrer Anwendung auf so mancherlei Fälle des praktischen Lebens vertraut machen wollen.

Wer sich die Mühe nehmen will, diese Auflage mit der ersten zu vergleichen, wird sich überzeugen, daß auch nicht ein Paragraph der letztern unverändert wieder abgedruckt worden ist, und daß das Werk an Ausführlichkeit, Reichhaltigkeit und populairer Darstellung wesentlich gewonnen habe.

Sammlung
von
Formeln, Aufgaben
und
Beispielen
aus der
Arithmetik und Algebra,
nebst
vier Tafeln über die Vergleichung der vorzüglichsten Maße, Gewichte und Münzen mit den östreichischen und französischen.

Herausgegeben
von
Joseph Salomon,
Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien.
Zweite verbesserte Auflage.

Gr. 8. Wien, 1834. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Sächs., oder 2 Fl. C.-M.

Diese Schrift enthält beinahe zwei Tausend der nützlichsten und interessantesten Probleme der Arithmetik und Algebra, geordnet nach dem Systeme, nach welchem des Verfassers Lehrbuch der Arithmetik und Algebra (zweite, durchaus verbesserte Auflage, Wien bei Karl Gerold, 1831) bearbeitet ist. An der Spitze einer jeden Abtheilung sind jedesmal die allgemeinen Regeln in der algebraischen Zeichensprache angegeben, um über die jedesmalige Theorie eine kurze Uebersicht zu geben, wodurch dem Anfänger das Studium bedeutend erleichtert wird.

Wie brauchbar und zweckmäßig diese Sammlung sei, mag der Umstand beweisen, daß die erste Auflage derselben, ihrer außerordentlichen Stärke ungeachtet, in einem für mathematische Schriften sehr kurzen Zeitraume vergriffen wurde; die Verlagshandlung glaubt daher mit Grund hoffen zu dürfen, daß dieses Buch in seiner jetzigen neuen Gestalt sich den Beifall des mathematischen Publicums um so mehr erringen werde, da es sich vor der ersten Auflage durch größere Correctheit und durch viele wichtige Zusätze ausgezeichnet. Die Verlagshandlung empfiehlt demnach dieses Buch nicht allein den öffentlichen Unterrichtsanstalten, sondern auch den Privat-Studirenden mit der frohen Zuversicht, daß dasselbe gute Früchte tragen und so das ihm geschenkte Vertrauen rechtfertigen werde.

Lehrbuch
der
reinen Elementar-Geometrie
zum
öffentlichen Gebrauche und Selbstunterrichte.

Herausgegeben
von
Joseph Salomon,
Professor am kaiserl. königl. polytechnischen Institute in Wien.
Zweite, durchaus verbesserte Auflage.
Mit fünf Kupfertafeln.

Wien, 1833. Preis 1 Thlr. 16 Gr. Sächs., oder 2 Fl. 30 Kr. C.-M.

Wenn dieses Lehrbuch in seiner frühern Form sich des Beifalls des gelehrten Publicums so sehr zu erfreuen hatte, daß die [illegible] erste Auflage in der [illegible] mathematischen Lehrbuch sehr kurzer Zeit von [illegible] vergriffen wurde; was nur dadurch möglich wurde, daß dasselbe an mehren öffentlichen Unterrichtsanstalten als Vorlesebuch diente, und häufig beim Privatunterrichte als Leitfaden benutzt wurde; so darf die Verlagshandlung wol mit Recht erwarten, daß das gelehrte Publicum diesem Werke auch in seiner neuen Gestalt eine freundliche Aufnahme schenken werde.

Durch des Verfassers Bemühung hat dieses Lehrbuch einen noch höhern Grad von Deutlichkeit, Gründlichkeit und Vollständigkeit gewonnen, als dasselbe bei der ersten Auflage hatte, und zeichnet sich vorzüglich durch Correctheit aus, während sich's die Verlagshandlung zur Pflicht machte, in typographischer Hinsicht nichts mangeln zu lassen, um diesem Werke ein, seinem Inhalte würdiges Aeußere zu geben.

Anzeige für Architekten und Alterthumsforscher.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben:

Alterthümer von Athen und andern Orten Griechenlands, Siciliens und Kleinasiens, gemessen und erläutert von C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton, als Supplement des Stuart-Revett'schen Werkes. Vte und letzte Lieferung. Subscriptionspreis auf Velinpapier à 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl., auf ordinair Papier 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Dies nun vollständige Werk enthält 60 Abbildungen und kostet *im Subscriptionspreis* cartonnirt mit dem Text, bearbeitet von Dr. Karl Wagner, auf Velinpapier [illegible] Thlr. 8 Gr., oder 18 Fl. 36 Kr., auf ordin. Papier [illegible] Thlr. 6 Gr., oder 14 Fl. 51 Kr. Der Subscriptionspreis besteht noch auf unbestimmte Zeit fort. (Der Text ist auch besonders à 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., zu haben.)

Hiermit ist nun der Cyklus der Werke über altgriechische Kunst und Architektur geschlossen, welche der unterzeichnete Verleger mit grosser Aufopferung veranstaltet und nach Ueberwindung vielfacher Hindernisse beendigt hat. Bei diesen Werken ist zuerst die [illegible] durch ihre Erfinder (Hrn. H. W. Eberhard und Hrn. Hofkupferdrucker Felsing) in Anwendung gebracht worden. Hierdurch wurde es allein möglich diese Prachtwerke des Auslandes in solcher Weise auf [illegible] zu verpflanzen, dass Eleganz und Deutlichkeit mit einem bisher beispiellos billigen Preis vereinigt werden konnten.

Dieser Cyklus begreift ausser dem oben angezeigten Supplementbande folgende Werke:

1. STUART und REVETT ALTERTHÜMER von ATHEN. 28 Lieferungen in 6 Bänden, welche 336 Abbildungen enthalten, Subscriptionspreis für die Ausgabe auf Velinpapier sammt den beiden Bänden des Textes, bearbeitet von D. K. Wagner und D. Fr. Ossann. 52 Thlr. 12 Gr., oder 94 Fl. 30 Kr. Auf gewöhnlichem Kupferdruckpapier 40 Thlr. 20 Gr., oder 73 Fl. 30 Kr.
   (Der Text kostet besonders 7 Thlr. 8 Gr., od. [illegible] Fl. [illegible] Kr.)
2. ALTERTHÜMER von ATTIKA (the unedited antiquities of Attica) herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. [illegible] Lieferungen in 1 Band mit 78 Abbildungen sammt dem erläuternden Text von D. K. Wagner. Subscriptionspreis auf Velinp. 12 Thlr. 4 Gr., oder 21 Fl. [illegible] Kr. Auf gewöhnlichem Kupferdruckpapier 9 Thlr. [illegible] Gr., oder 16 Fl. 39 Kr.
   (Der Text besonders 12 Gr., oder 54 Kr.)

3. ALTERTHÜMER von JONIEN; herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. 9 Lieferungen in 1 Band, sammt erläuterndem Text von Dr. K. WAGNER. Subscriptionspreis auf Velinpapier 16 Thlr. 8 Gr., oder 29 Fl. 24 Kr., auf gewöhnlichem Kupferdruckpapier 12 Thlr. 14 Gr., oder 22 Fl. 39 Kr.

(Der Text besonders 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.)

Zur Erleichterung der Anschaffung will der Verleger diese wohlfeilen Subscriptionspreise noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen lassen.

Auch bringe ich zur Kenntniss des kunstliebenden Publicums dass:

MÜLLER, Dr. F. H. (grossh. hess. Galleriedirector), Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters, in theilweise colorirten Steindrücken. Gr. 4. Jedes Heft 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

durch mich zu erhalten sind.

Erschienen sind bis jetzt des 1sten Jahrgangs 1stes bis 4tes Heft und des 2ten Jahrgangs 1stes und 2tes Heft. Eine ausführlichere Anzeige ist in jeder Buch- und Kunsthandlung zu haben.

Darmstadt, im September 1833.

C. W. Leske.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Historische Pfennig-Bibliothek.

Bibliothek

aller Revolutionen der neuern Zeit, herausgegeben von Dr. Ed. Burckhardt und A. Kaiser.

1ster Band. Geschichte der polnischen Revolution von 1794, von A. Kaiser.

2ter, 3ter Band. Geschichte der polnischen Revolution von 1830, von A. Kaiser.

4ter, 5ter Band. Geschichte des deutschen Bauerkrieges von 1525, von Dr. Ed. Burckhardt.

6ter, 7ter Band. Geschichte der griechischen Revolution bis zur Thronbesteigung Otto I.

8ter, 9ter, 10ter Band. Geschichte der französischen Revolution von 1789—1815, von Dr. Ed. Burckhardt.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet nur — 8 Gr.

Für Reisende in Tyrol und Italien.

Oestreichisch-Italien

und

Tyrol.

Reisebilder, Sittenschilderungen, Rückblicke, Anekdoten, Meinungen und Ansichten.

2 starke Bände. 2 Thlr.

Pariser Nächte,

eine

Galerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten

der pariser Großen.

1ster, 2ter Band. 2 Thlr.

Chronik

des Oeil de Boeuf

der innern Gemächer des Schlosses, und der Gesellschaftssäle in Paris.

9ter, 10ter Band. 2 Thlr.

Für Freunde der Geschichte und Militairs.

Folgende besondere Abdrücke aus der allgemeinen Geschichte der Kriege der Franzosen ꝛc. nämlich:

Mortonval, Geschichte des Feldzugs in Rußland im Jahr 1812. 3 Bändchen, mit Planen und einer Uebersichtskarte. 16. Geh. 1 Thlr. 3 Gr., oder 2 Fl.

Norvins, Der Feldzug von 1813. 2 Bändchen, mit Planen. 16. Geh. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

sind in allen Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu haben.

Ueber den Werth dieser Bearbeitungen nach den französischen Originalen haben sich die achtbarsten kritischen Blätter sehr vortheilhaft ausgesprochen.

Darmstadt, im September 1833.

C. W. Leske.

Interessante Schrift über Schulwesen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen in ganz Deutschland zu haben:

Das neue

französische Unterrichtsgesetz

nebst amtlichen Berichten des gegenwärtigen Zustandes des öffentlichen Unterrichts in Frankreich.

Oder

Seitenstück zu dem Berichte des Hrn. Staatsraths Cousin über das öffentliche Unterrichtswesen in Deutschland. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen, einer Abhandlung über Gewerbschulen und 2 Tabellen begleitet

von

Dr. J. C. Kröger.

Katecheten am Waisenhause in Hamburg.

Gr. 8. Altona, J. F. Hammerich. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Diese, dem geh. Kirchenrath Dr. Schwarz dedicirte Schrift verdient gleich dem Berichte des Hrn. Cousin in die Hände aller denkenden Pädagogen Deutschlands zu gelangen; auch hat der rühmlichst bekannte Herr Uebersetzer durch zahlreiche Anmerkungen, Zusätze und Tabellen dies Buch einen noch größern Werth verliehen, daß hiermit allen Freunden des Volksschulwesens empfohlen wird.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unger, M. J. F., Reden an künftige Geistliche zur Einführung in ihre Universitätsjahre und zur Erbauung für alle Diener und Freunde der Kirche. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Diese Arbeit, deren Verfasser den Theologen durch die vor sechs Jahren erschienenen lateinischen Vorlesungen über die Parabeln Jesu bekannt ist, kommt einem vielfach gefühlten Bedürfniß angehender Theologen zur Weihe in ihr akademisches Studium und Leben entgegen, und möchte solchen besonders von Schulen und von Vätern und Freunden zum Andenken auf die Universität mitgegeben werden. Zugleich möchte es den ältern Studirenden und den Candidaten und Geistlichen zu einer erbaulichen Rückerinnerung, zu einem Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der theologischen

Wissenschaften und zu einer vollständigen Mittheilung über die heutigen akademischen Bildungsverhältnisse, über die sie oft selber jungen Freunden rathen sollen, nicht unwillkommen sein. Endlich dürfen wir sie auch gebildeten Vätern künftiger Geistlichen, nicht theologischen Kirchenpatronen, weltlichen Beamten, die mit Kirche und Geistlichkeit in Amtsberührung kommen, Volksvertretern im Lande und in der Gemeinde, denen Kirche und Universität zunächst am Herzen liegen, überhaupt Allen in der deutsch-protestantischen Kirche, die auch außerhalb der Presbyterialverfassung schon Helfer der Kirche sein wollen, zu einer ernsten Lecture darbieten, da sie alle gewiß gern einmal, ohne langes theologisches Studium, die gesammte heutige Aufgabe des geistlichen Amts und der dazu gehörigen Bildung und dazu wieder erfoderlichen akademischen Vorbildung überblickten, und sich dabei so indirect nicht ungern an die dringendsten frommen Wünsche für Kirche und Universität erinnern ließen, die noch mit ihrer Beihülfe zu erfüllen wären.

Neue Landkarten.

Der unterzeichnete Verleger hat einem vielfach geäußerten Verlangen entsprochen, indem er den Stich einer größern und doch wohlfeilen

Karte der vereinigten Staaten von Nordamerika, nach den neuesten und besten Quellen entworfen von John Mehlish

durch einen geschickten Landkartenstecher hat ausführen lassen. Der Preis derselben à 6 Gr., oder 24 Kr., wird jeden, welcher sich durch eigne Anschauung von der Deutlichkeit und Eleganz des Stichs und der Illumination überzeugt, gewiß höchst billig finden.

Karte des Großherzogthums Hessen, nach der neuesten innern Eintheilung, auf Stein gravirt von C. Glaser. Zweite Ausgabe. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Diese neue Karte ist in einem größern Maßstab als die frühere Ausgabe entworfen und gewährt dadurch den Vortheil der größern Deutlichkeit, sodaß die Ortsnamen, selbst da, wo sie am gedrängtesten vorkommen, für jedes Auge vollkommen lesbar sind. Die Karte enthält alle Dörfer namentlich und gibt die einzelnen Höfe, Mühlen rc. genau an, desgleichen alle Staats- und Provinzialstraßen, die Poststationen und deren Distanzen rc. Zugleich gibt sie eine Uebersicht der sämmtlichen Kreise, Landrathsbezirke Cantone, Stadt-, Land- und Friedensgerichte, der Rentämter, Steuerbezirke, Forsten und Zollämter. Druck und Illumination lassen nichts zu wünschen übrig.

Karte vom Harzgebirge mit geognostischer Bezeichnung. Nach Lasius, Villefosse, Julius, Berghaus und Hoffmann, mit eignen Berichtigungen. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Karte von Syrien entworfen und berichtigt nach Volney rc. von C. P. Hällström. 8 Gr., oder 36 Kr.

Darmstadt, im September 1833.

C. W. Leske.

Werthvolle Werke,

welche in Berlin bei Eduard Brandenburg, Markgrafenstraße Nr. 44 (in Leipzig durch Herrn Fr. Volckmar) zu haben sind:

Aristophanes ed. Küster. 1720. Fol. 14 Thlr.
Bode astron. Jahrbücher. 1776—1830. 20 Thlr.
Busler's Verzierungen. 18. H. Fol. 6 Thlr.
Calderon. 17 vol. Qrt. Mad. 63. 17 Thlr.
Ciceronis op. ed. Schütz. 20 Hlbf. 7 Thlr.
Cook's Seereisen. 10 Drtbde. 18 Thlr.
Cicero ed. Ernesti. Hal. 77. 8 vol. 5 Thlr.
Dänisches Münzcabinet (Abb.) Fol. 8 Thlr.
Dict. hist. p. Bayle et Chaufepié etc. 8 vol. Fol. 12 Thlr.
Bayle seul. en 4 vol. Fol. 6 Thlr.
Euripides ed. T. Barnes. 1694. Fol. 10 Thlr.
Galletti Weltgeschichte. 26 Abbd. 6 Thlr.
Gibbon hist. of the rom. emp. 12 vol. 5 Thlr.
Goldsmith hist. of engl. 4 vol. Lond. 6 Thlr.
Hesychius ed. Alberti. 2 vol. Fol. 15 Thlr.
Hirsching hist. lit. Hdbch. 10 Bde. 5 Thlr.
Hist. der Reisen zu W. u. zu Lde. 21 Qrtbde. 8 Thlr.
Hist. milit. de Flandre. V vol. Fol. 5 Thlr.
Horatius. Parma. Bodoni. Fol. (selten.) 20 Thlr.
Jacobson's technol. Wörterb. 8. Qrtbd. 5 Thlr.
Jöcher's Gelehrtenlex. 1—6. Qrt. 12 Thlr.
Krünitz ökon. Encycl. 1—100. Bd. 35 Thlr.
Normann Architect. Ordn. Fol. 6 Thlr.
Medicorum graec. op. ed. Kühn. 1—10. Bd. 15 Thlr.
Parnasso d. ital. Pisa. 24 Bde. 6 Thlr.
Platon ed. Steph. c. Tied. 12 vol. 8 Thlr.
Polybe, Hist. p. Folard. 6 vol. Qrt. 4 Thlr.
Polybius v. Oelsnitz. 7 Qrtbde. 5 Thlr.
Psyché, Fig. de Raphael. Fol. 5 Thlr.
Richardson Clarissa. 8 vol. 4 Thlr.
Schmidt bürgl. Baumeister. 7 Bd. Fol. 6 Thlr.
Schröter's Kent. d. Mondfl. 2 Qrtbde. 12 Thlr.
Seligmann selt. Vögel. 9 Thle. Fol. 20 Thlr.
Shakespeare's plays. 8 vol. Lond. 4 Thlr.
Sterne Works. 10 vol. Lond. 5 Thlr.
Teatro ital. antico. 10 vol. Mil. 8 Thlr.
Voltaire, Oeuvres cpl. ed. Baumarch. 70 Bde. 30 Thlr.
Weltgeschichte von Guthryn u. Gray. 17 Thle. 16 Thlr.
Zach's geograph. Ephem. 1—62. Bd. u. Reg. 25 Thlr.

Alles ist gut erhalten und gebunden. Kataloge sind gratis zu haben.

Bücherauction.

Den 26. Mai dieses Jahres beginnt die Versteigerung von mehr als 3000 Nummern meines werthvollen antiquarischen Lagers, auf welche ich Antiquare und Bücherfreunde besonders aufmerksam mache, da es 126 Incunabeln und außerdem eine Menge seltener und kostbarer Werke enthält. Eine Sammlung von Gemälden, worunter zwei Stücke von Lucas Kranach und eines von Albrecht Dürer, wird ebenfalls mit versteigert. Der Katalog ist in allen bedeutenden Buchhandlungen Deutschlands, sowie bei den Herren Antiquaren einzusehen, und werden daselbst Bestellungen angenommen.

Frankfurt am M., den 1sten Februar 1834.

Franz Varrentrapp, Buchhändler.

Herabgesetzte Bücher.

Shakespeares dramatic works, with notes by Johnson, Stevens, Malone et the other celebrates Commentators. 20 Vols. 12. London, Jones (Leipz. Fleischer).

Früher 20 Thlr., jetzt 6 Thlr.

Vollbeding biblisches Wörterbuch. 3 Bde. Gr. 8.

Früher 4 Thlr., jetzt 1 Thlr.

Berlin. *A. Asher.*

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Subscriptionspreis zu beziehen:

Krug (Wilhelm Traugott), Encyklopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. In vier Bänden. Erster bis dritter Band. Gr. 8. 170 Bogen auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis für jeden Band 2 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Februar 1834. F. A. Brockhaus.

// Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von *Ersch* und *Gruber*.

Es ist wieder von jeder der drei Sectionen, in denen dieses Werk erscheint, ein Theil fertig geworden (Theil 24 der ersten, Theil 10 der zweiten, Theil 4 der dritten Section) und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt. *Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.*

Dieses grosse Nationalwerk schreitet so schnell vor, als es die Sorge für die Gediegenheit des Inhalts gestattet, jährlich werden vier bis fünf Theile geliefert und ein Prospectus, der in allen Buchhandlungen *gratis* zu erhalten ist, gibt ausführliche Nachricht von der innern Einrichtung desselben.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Schriften, welche zunächst das Großherzogthum Hessen betreffen.

Als Beilageheft zum 1sten Band der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege im Großherzogth. Hessen &c. ist an sämmtliche Abonnenten versendet worden:

Disciplinargewalt, Die, öffentlicher Behörden im Großherzogthum Hessen über öffentliche Anwälte. Beitrag zur Kenntniß der Stellung des Advokatenstandes, insbesondere im Großherzogthum Hessen. 8. Brosch. 8 Gr., oder 36 Kr.

Diese Schrift ist auch einzeln zu dem beigesetzten Preis durch alle Buchhandlungen zu haben, sowie die eben versendete Schrift:

Bopp, Ph., Geschichte des ständischen Wesens im Großherzogthum Hessen von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis zum Verfassungswerk am Schluß des Jahres 1833.

Auch unter dem Titel:

Beiträge zum öffentlichen Recht des Großherzogthums Hessen. Erster Theil. Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

durch welche der unermüdlich fleißige Hr. Verf. sich neue Ansprüche auf den Dank aller Publicisten erworben hat.

Der Landtag im Großherzogthum Hessen in den Jahren 1832 und 1833 in fortlaufend übersichtlicher Darstellung

Von dieser in meinem Verlage erscheinenden Schrift sind bis jetzt 4 Hefte nebst einem Beilageheft erschienen. Sie wurden hauptsächlich zu dem Zwecke bearbeitet und ausgegeben, um zum Beleg zu dienen, in welchem Geist das Unternehmen selbst aufgefaßt worden sei und ein competentes Urtheil zu erwirken, welches das Publicum zu erwarten pflegt, bis es seine Theilnahme zu erkennen gibt.

Zunächst gehört die Schrift dem Publicum des Staates an, mit dessen öffentlichen Angelegenheiten sie sich beschäftigt. Ich rechne daher zunächst auf die verbürgende Theilnahme dieses Publicums.

Die Schrift soll den Umfang von 2 Octavbänden und die Zahl von 80 enggedruckten Bogen nicht überschreiten. Denjenigen, welche darauf unterzeichnen, soll der Bogen zu 4 Kr. berechnet werden, zu welchem Preis auch die bereits erschienenen Hefte geliefert werden. Ein sorgfältig bearbeitetes Register soll den Gebrauch erleichtern und möglichst so eingerichtet werden, daß es gewissermaßen als Repertorium über die ersten fünf Landtage, welches so sehr vermißt wird, erscheint, wenigstens den Mangel desselben einigermaßen ersetzt.

Der Fortgang der Unternehmung bleibt jedoch durch die Theilnahme des Publicums bedingt und der Verleger schlägt darum den Weg der Unterzeichnung ein.

Das hessische Staats-, Land- und Strafrecht, oder geordnete Sammlung der Gesetze und Verordnungen über Verfassung und Verwaltung im Großherzogthum Hessen. Gesondert nach den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, bearbeitet von mehren hessischen Geschäftsmännern, und herausgegeben von F. C. H. Beck, großh. hess. Regierungsrath.

Erster Theil. Das Staats- und Verwaltungsrecht.
Zweiter Theil. Das Landrecht.
Dritter Theil. Das Strafrecht.

Das Werk erscheint auf Unterzeichnung in Octavformat, auf gutem weißem Papier.

Die resp. Subscribenten machen sich wenigstens für eine vollständige Abtheilung verbindlich, also; wenn nicht für das ganze Werk, doch für den 1sten Theil (das Staatsrecht), oder für den 2ten Theil (das Landrecht), oder für den 3ten Theil (das Strafrecht). Sie erhalten den gedruckten Bogen um 4 Kr.

Dagegen sollen auch die einzelnen Unterabtheilungen demnächst käuflich zu haben sein. Der Ladenpreis für diese wird sich nach dem Erfolg der Unterzeichnung richten; doch in keinem Fall 6 Kr. per Bogen übersteigen. Vorausbezahlung wird nicht verlangt. Die Zahlung geschieht bei Ablieferung der einzelnen Bände oder Hefte. Man unterzeichnet bei allen inländischen und auswärtigen Buchhandlungen. Sammler von Unterzeichnungen erhalten auf 12 Exemplare das 13te gratis.

Erschienen ist bereits vom Staatsrecht:

Des Ersten Buchs erstes Heft, die Grundgesetze des deutschen Bundes enthaltend, mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen, sowie mit speciellen Inhaltsanzeigen versehen.

Zweites Buch: Von der Verfassung und Regierung des Großherzogthums und den Rechten und Pflichten der Hessen im Allgemeinen. Erstes und zweites Heft.

Das 1ste Heft (10 Bogen stark) kostet im Subscript.-Preis 40 Kr., im Ladenpreis 1 Fl. — Das 2te Heft (29 Bogen), geh., im Subscript.-Preis 2 Fl., im Ladenpreis 3 Fl.

Unter der Presse befindet sich des IX. Buchs 1ste Abtheilung, enthaltend die organischen Gesetze und Verordnungen über Forstwesen und Forstdienst.

Verfassung der Kirche und Volksschule im Großherzogthum Hessen nach der neuesten Organisation. Nebst einem kritischen Sendschreiben von Dr. E. Zimmermann. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. Gr. 8. Geheftet. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Durch das Vertrauen seines Fürsten zu den Berathungen über die neue Kirchenorganisation hinzugezogen, wurde der berühmte Verfasser in den Stand gesetzt, schon vor der öffentlichen Bekanntmachung der Organisationsedicte eine Motivirung derselben niederzuschreiben. Dieselbe war nicht bestimmt unter seinem Namen zu erscheinen, daher die in dem Sendschreiben angenommene Pseudonymität, das bedauerliche, für den Staat, die Wissenschaft und seine Freunde und Verehrer viel zu früh erfolgte Ableben des würdigen Mannes hat nun aber diese Maßregel überflüssig gemacht. Der Inhalt dieses Werkchens wird für die gesammte deutsche Geistlichkeit von großem Interesse sein.

Zugleich macht der unterzeichnete Verleger wiederholt aufmerksam auf die bei ihm erschienenen:

Sammlung der organischen Edicte, Verordnungen und Instructionen, welche sich auf die neue Verfassung der Administration, des Kirchen- und Schulwesens rc. im Großherzogthume Hessen beziehen. 8. Broschirt. 14 Gr., oder 1 Fl.

deren besonderer Abdruck zur Bequemlichkeit aller dabei Betheiligten mit höchster Erlaubniß veranstaltet wurde.

Darmstadt, im September 1833.

C. W. Leske.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat Februar, oder Nr. 32—59, mit 1 Beilage: Nr. 2, und 4 literarischen Anzeigern: Nr. IV—VII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im März 1834.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ueber die

austrägalgerichtliche

Entscheidung der Streitigkeiten

unter den

Mitgliedern des deutschen Bundes.

Zur Beleuchtung der Schrift von Karl Friedrich Eichhorn: Betrachtungen über die Verfassung des deutschen Bundes, in Beziehung auf Streitigkeiten der Mitglieder desselben unter einander oder mit ihren Unterthanen in ihrer jetzigen Ausbildung. Berlin 1833.

8. Wien, 1833.

In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr. Sächs.

Diese Schrift behandelt mit großer Klarheit und Sachkenntniß die überaus wichtige und einflußreiche Frage: welche Streitigkeiten unter den Gliedern des deutschen Bundes in Folge der bestehenden Bundesgesetze einem Austrägalgerichte unterworfen seien? Der in der Eichhorn'schen Schrift neuerdings gemachte Versuch, den Wirkungskreis der Austrägalgerichte zu schmälern oder gänzlich aufzuheben, wird hier scharf beleuchtet und auf schlagende Weise widerlegt. — Dem gesammten Gegenstande aber ist hier eine so lichtvolle Behandlung zu Theil geworden, daß er auch für das nicht-juristische, größere Publicum in mannichfacher Hinsicht ein Interesse gewonnen haben dürfte.

Abhandlungen

über

Cameral- und fiscalämtliche Gegenstände,

als:

Caducitäten, Amortisationen von Urkunden und öffentlichen Creditspapieren, vierten Pfenning, Münzsachen, Punzirungssachen und Feingehalt, Tabacksachen, Postsachen, Lottosachen, Cautionen, Instructionen für die Fiscalämter und Cameral-Repräsentanten;

nebst

einer besondern Abhandlung

über

Adelsanmaßungen.

Von

Dr. Joseph Linden,

k. k. n. ö. Regierungsrathe und Vice-Hofkammer-Procurator.

Gr. 8. Wien, 1834. Preis 2 Fl. 45 Kr. C.-M.

Die Verlagshandlung glaubt dieses Werk dem Publicum um so mehr anempfehlen zu können, als der oben angezeigte Titel zur Genüge darthut, daß dasselbe Materien zum Gegenstande hat, die bisher noch gar nicht systematisch bearbeitet worden sind, und deren praktisches Interesse außer allem Zweifel ist, da diese Abhandlungen sowol für den angehenden Geschäftsmann bei der Vorbereitung zu den Berufsprüfungen jeder Art von großem Nutzen sein müssen, als auch dem praktischen Geschäftsmanne in den so häufig vorkommenden Streitfällen einen bequemen Leitfaden zur Entscheidung darbieten.

Einleitung

in die

Kenntniß

der

hebräisch-biblischen Schriften

für

angehende Leser derselben,

enthaltend:

die Geschichte, mit eingestreuten geographischen Andeutungen, die wichtigsten Grundsätze der Gottes- und Sittenlehre in zusammengestellten Schriftversen und eine Einleitung in die hebräische Grammatik, mit vereinfachter Punktationslehre.

Gr. 8. Wien, 1833. Preis 9 Gr. Sächs.

Dieses Buch wird nicht allein Jüngern, sondern auch Erwachsenen, die eine Uebersicht der in dem Titel genannten Gegenstände sich verschaffen, oder dieselben ins Gedächtniß zurückrufen wollen, zuverlässig von Nutzen sein.

Oestreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Geschichte der Kriegsereignisse in Deutschland, in den letzten vier Monaten des Jahres 1792. Nach östreichischen Originalquellen. — II. Skizze der Expedition nach Portugal 1832. Zweiter Theil. — III. Die Schlach-

ten bei Wawer-Bialolenka und Grochow, im Februar 1831. — IV. Miscellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Reiterei. — V. Neueste Militairveränderungen. — VI. Uebersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der östreichischen militairischen Zeitschrift. Der Preis des Jahrgangs 1834 von 12 Heften, sowie der, aller frühern Jahrgänge ist 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1818 — 33 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 15ten Februar 1834.

J. G. Heubner, Buchhändler

Dr. C. Garthe's
erfundene Weltmaschine, „Kosmoglobus" genannt.

Die Geschichte aller Jahrhunderte belehrt uns, wie unablässig den denkenden Menschen die Unermeßlichkeit des Erschaffenen in Anspruch genommen, wie er sich mit Begeisterung den größten Gefahren ausgesetzt, mit Ausdauer und Beharrlichkeit Hindernisse zu beseitigen gestrebt, um die Natur und ihre wunderbaren Gesetze zu ergründen. Wir können dieses rastlose Bemühen nur deuten, wenn wir bedenken, wie erhaben und großartig, wie belehrend und erfreulich die Resultate sind, welche daraus hervorgehen. Unter dem Tausendfachen, was die Natur in sich begreift, hat indeß das über unserm Wohnplatz ausgespannte blaue Himmelszelt mit seinen unzähligen, glänzenden Welten, deren Verbindung und Zusammenhang, Größe und Entfernung, Bewegung und physische Beschaffenheit, die Wißbegierde im höchsten Grade auf sich gezogen; sodaß alle Seelenthätigkeit, alle Kraft in Bewegung gesetzt worden, um einen Blick in die große Harmonie des Weltganzen zu thun. Es ist unstreitig das Erhabenste des Erhabenen, diese Weltordnung kennen zu lernen, den Plan zu überschauen, nach welchem das zahllose Sternenheer zu einem großen Gebäude zusammengestellt worden, da wir dadurch vorzugsweise würdige Begriffe von Gott, von Ordnung, Größe und Ewigkeit erhalten. Während indeß Viele, die sich Gebildete nennen, den Flächenraum aller Sandwüsten Afrikas bis zu einzelnen Quadratmeilen, die Seelenzahl großer Reiche und Städte, die Zahl der Augen einer Spinne, die Arme eines Polypen, die Gesichtsbildung des Malayen, die Gebräuche bei den Begräbnissen der Hindu und Eskimos herzuzählen wissen, zeigt sich oft die größte Unkunde über solche Erscheinungen, welche sich fast täglich und jährlich über ihrem Horizonte ereignen. Mag dies nun in vielen andern Ursachen seinen Grund haben; nicht zu verkennen ist, daß durch die bisherigen Hülfsmittel der sogenannten Erd- und Himmelskugeln, Ringkugeln, Planetarien, Tellurien und Lunarien die klare Einsicht in die Erscheinungen des Weltganzen nur mühsam errungen werden konnte, weil diese von einander getrennten Apparate wol einzelne Erscheinungen, aber nicht den nothwendigen Gesammteindruck des Universums erläutern. — Daher wurden selbst diejenigen, welche sich mit Ernst bemühten, in die Hallen dieser erhabenen Wissenschaft einzudringen, größtentheils unbefriedigt gelassen.

Die Mängel vorhandener Maschinen zu beseitigen und eine Weltmaschine zu construiren, welche als Nachbildung des Universums betrachtet werden könne, die Erd- und Himmelskugel, das Planetarium, Lunarium und Tellurium verbinde, war seit vielen Jahren mein eifrigstes Streben. Sie soll dem Lehrer der populairen Astronomie und mathem. Geographie vollkommen zureichen, alle Erscheinungen mit Leichtigkeit, Sicherheit und möglichster Anschaulichkeit zu erläutern; dann aber auch dem Gebildeten ein zureichendes Hülfsmittel sein, sich mittels desselben und der dazu gehörigen Gebrauchsanweisung vollständig über alle wesentlichen Phänomene, welche das Weltganze betreffen, zu orientiren.

Ich erfand diese Maschine, legte ihr den Namen

„Kosmoglobus"

bei. Persönlich übergab ich sie zunächst dem königl. preuß. Minister der geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Sie wurde einer Prüfungscommission beigelegt, welche die Neuheit und Zweckmäßigkeit anerkannte.*) In Folge des günstigen Urtheils derselben ward mir ein Privilegium auf zehn Jahre verliehen. Solche Privilegien erhielt ich ferner für die kaiserlich östreichischen und russischen Staaten, die Königreiche Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hanover, für das Kurfürstenthum Hessen, das Großherzogthum Weimar, Herzogthum Braunschweig und Herzogthum Meiningen, Fürstenthümer Bückeburg und Waldeck.**)

Um nun das Werkzeug allgemein nützlich zu machen, war ein möglichst niedriger Preis desselben das erste Erforderniß. Durch die Verbindung mit der literarisch-artistischen Anstalt zu München ist es möglich geworden, diesen Zweck zu erreichen, und ich darf es laut aussprechen, wie sehr dieses achtbare Institut mit anfänglich bedeutend dargebrachten Opfern die Hand geboten, auch hier wieder ein gemeinnütziges Werk zu fördern. Der Preis war 8 Friedrichsdor für das Exemplar, einschließlich der dazu gehörigen Gebrauchsanweisung wird Jedem, der nur einigermaßen die Schwierigkeiten der Anfertigung erwägt, ungemein niedrig vorkommen, besonders dann, wenn er bedenkt, daß Erd- und Himmelsgloben, Planetarien, Tellurien und Lunarien durch das Werkzeug völlig entbehrlich werden, welche Instrumente zusammen (sowie man sie in neuerer Zeit construirt hat) schwerlich für 20 — 24 Friedrichsdor zu erhalten sein möchten.

Da die sorgfältigste Verpackung nothwendig ist, so muß die Emballage mit 2 Thlr. für jedes Exemplar besonders vergütet werden, wobei es sich von selbst versteht, daß der Transport und sonstige Kosten dem Empfänger zur Last fallen. Bestellungen auf dieses Instrument in portofreien Briefen, können sowol bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und literarisch-artistischen Anstalt in München, als auch bei mir selbst gemacht werden. Mit möglichster Eile werden sie der Reihenfolge nach besorgt werden.

Schließlich wird bemerkt, daß Glaskugeln, mit dem gestirnten Himmel und allem andern Nöthigen versehen, besonders zu dem Preise von 1¼ Friedrichsdor zu erhalten sind, im Falle die Glaskugel zerbrochen worden wäre. Jedoch wird nur eine solche Verabfolgung Statt haben können, wenn die wirkliche Zerbrechung auf die eine oder andere glaubhafte Art dargethan wird.

Auf besonderes Verlangen werden auch Apparate von größern Durchmessern verfertigt; jedoch kann der Preis von solchen Instrumenten hier nicht allgemein bestimmt werden.

Dr. Garthe.

---

*) In einer ausführlichen Abhandlung über diesen Gegenstand werden die Urtheile jener Prüfungscommission, in Verbindung mit andern Urtheilen ausgezeichneter Männer, dem Publicum vorgelegt werden.

**) Daß das vom Major W. Müller in Hanover unter dem Namen:

Kosmosphäre,

bekannt gemachte Instrument mit dem Kosmoglobus identisch sei, und sich nur durch unzweckmäßige Veränderungen von demselben unterscheide, darüber hat in Folge eines zwischen uns Statt gehabten Processes die Facultät in Leipzig in einem 70 Folioseiten haltenden Urtheile genügend entschieden. Man sehe das darüber gefällte Urtheil (auszüglich) in der größern Abhandlung, aber auch in der besondern Schrift:

„Gutachten der philosophischen Facultät der Universität Leipzig über den zwischen dem Major Müller in Hanover und dem Dr. Garthe in Rinteln über den Kosmoglobus und die Kosmosphäre geführten Proceß. Die Resultate im Auszuge wörtlich mitgetheilt von Dr. Garthe. Marburg 1831, bei C. Garthe".

Im Verlage der Gebrüder Bornträger zu Königsberg erschienen im Jahre 1833 und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Abegg, Prof. J. F. H., Lehrbuch des gemeinen Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des preuß. Rechts. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr., oder 22½ Sgr.

Ammon, G. G., Handbuch der gesammten Gestütskunde und Pferdezucht. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 25 Sgr.

Anweisung, Kurze, zur richtigen Ermittelung der Stärke und der Mischungsverhältnisse des Brantweins. 4. Geh. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

v. Buchholtz, Prof. Alex. A., Juristische Abhandlungen aus dem Gebiete des heutigen römischen Rechts. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Ellendt, Prof. Fr., Lateinisches Lesebuch für die untersten Classen der Gymnasien. Vierte verbesserte Auflage. 8. Preis 12 Gr., oder 15 Sgr.

Hölty, L. H. Ch., Gedichte. Neu besorgt und vermehrt von J. H. Voß. Dritte allein rechtmäßige Ausgabe. 8. Preis 18 Gr., oder 22½ Sgr.

— —, Dieselben. Cartonnirt. Preis 21 Gr., oder 26¼ Sgr.

— —, Dieselben. Velinp. Carton. mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 4 Gr., oder 5 Sgr.

Kreyssig, W. A., Hülfsbuch für den kleinern Gutsbesitzer und Landmann zum naturgemäßen Betriebe des Feldbaues und der ganzen Viehzucht, sowie zur Heilung der Krankheiten der Hausthiere, zum Obstbau und zur vortheilhaften Bewirthschaftung kleinerer Güter. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

— —, Der Kartoffelbau im Großen, durch ein, die übrigen Wirthschaftsverhältnisse nicht störendes, erleichterndes Verfahren, sowie zur Verwendung der Kartoffeln zur Brantweinbrennerei, Viehmastung und Nutzviehhaltung. Neue verbesserte Auflage. Preis 12 Gr., oder 15 Sgr.

Lehrs, Dr. K., de Aristarchi studiis homericus. Ad praeparandum homericorum carminum textum aristarcheum. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 4 Gr., oder 5 Sgr.

Sachs, Prof. L. G., Symbola ad curationem phthiseos emendandam. 4. Carton. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr.

— —, Das Quecksilber. Ein pharmacologisch-therapeutischer Versuch. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 22 Gr., oder 27½ Sgr.

Schmalz, Prof. Fr., Anleitung zur Zucht, Pflege und Wartung edler und veredelter Schafe. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Preis 16 Gr., oder 20 Sgr.

Wagenfeld, L., Allgemeines Vieharzneibuch, oder gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbesitzer die Krankheiten seiner Hausthiere auf die einfachste und wohlfeilste Weise, auch ohne Hülfe eines Thierarztes leicht erkennen und sicher heilen kann. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 9 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr., oder 22½ Sgr.

Für Psychologen.

Scheidler, Dr. K. H. (Professor zu Jena), Handbuch der Psychologie zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbststudium. 1ster Theil.

Auch unter dem Titel:

Propädeutik und Grundriß der Psychologie zum Gebrauch für Vorlesungen. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Der gelehrte und scharfsinnige Verfasser hat diesen ersten Theil — eine sehr erweiterte Behandlung seines früher erschienenen Grundrisses — für Vorlesungen und zunächst für die seinigen bestimmt und beabsichtigt in einem zweiten Theile die Ausführung des Grundrisses zum Selbststudium ganz populair, ohne gelehrte Citate und Literatur, welche der erste Theil oder das Compendium enthält, nachfolgen zu lassen.

Darmstadt, im November 1833.

C. W. Leske.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König, Ed., System der analytischen Philosophie als Wahrheitslehre. Gr. 8. 1 Thlr.

Neues Werk vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

An alle Buchhandlungen versenden wir heute:

TUTTI FRUTTI.

Aus den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen. 1ster, 2ter Bd. Velinpapier. Eleg. br. 4 Thlr., — 7 Fl.

Stuttgart, 6ten Februar 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei N. G. Elwert in Marburg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Idee der Freiheit, im Individuum, im Staate und in der Kirche. Mit Hinsicht auf die geschichtliche Entwickelung der Freiheit in den genannten Beziehungen wissenschaftlich dargestellt. Von Dr. K. G. W. Matthias. 25½ Bogen gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 42 Kr.

Auerbach, B. H., Rabbinats-Candidat, Festpredigten mit archäologischen Bemerkungen. 15¼ Bogen gr. 8. 20 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Schmid, Dr. L., Briefe Guntram Adalbert's an einen Theologen. 10 Bogen 12. Br. 20 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Chronicon Parium graece et latine. Edidit atque adnotationibus illustravit C. Fr. Chr. Wagner. Mit dem Portrait des Herausgebers. 2 part. 18 Bogen 4. Geh. 1 Thlr. 4 Gr. — 2 Fl. 6 Kr.

Wagneri, Dr. C. Fr. Chr., opuscula academica. Vol. 1. 15 Bogen 8 maj. 18 Gr. — 1 Fl. 20 Kr.

Stilling, Dr. B., Die künstliche Pupillenbildung in der Sclerotica. Nebst einem Anhange über die Verpflanzung der Hornhaut, Keratoplastik. Mit Abbildungen. 10 Bogen gr. 8. Br. 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

Wohlfeilste Reisekarte der Schweiz.

Nachstehende bei uns erschienene Reisekarte erlassen wir von nun an zu folgenden Preisen:

Reisekarte der Schweiz von Bollmann,

in Kupfer gestochen von Seitz und Schleich.

schwarz . . . . 2 Fl. 24 Kr.
colorirt . . . . 3 Fl. —
— auf Leinwand in Etui 4 Fl. —

Die genaue Kenntniß, welche der Verfasser von dem Schweizerlande durch seine vielseitigen wissenschaftlichen Reisen beurkundete, und die umsichtige Benutzung aller zu Gebote stehenden Quellen machte es möglich, bei dem günstigen Maßstabe von 1 : 400,000 mit dem reichhaltigsten Detail eine charakteristische Ausführung der Oertlichkeiten zu vereinigen, die besonders in orographischer Beziehung ein klares Bild über dieses interessante Gebirgsland vor Augen stellt. Ganz unparteiische und competente Richter stimmen darin überein, daß die Karte unter den vielen vorhandenen, ihrer Genauigkeit und reichhaltigen Ausstattung wegen, zu den besten gezählt werden müsse.

München, im Januar 1834.

Literarisch-artistische Anstalt.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Schmid (Heinrich),

Versuch einer Metaphysik der innern Natur. Gr. 8. 22½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch für den Subscriptionspreis zu erhalten:

Raumer (Friedrich von),
Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. In sechs Bänden. Erster bis dritter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis für die Ausgabe auf gutem weißen Druckpapier 9 Thlr. 18 Gr., auf extrafeinem Velinpapier 19 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Im Verlage der Unterzeichneten wird zur nächsten Ostermesse erscheinen, und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen sein:

Geschichte der Deutschen
von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten
von
Wolfgang Menzel.

Neue durchaus umgearbeitete Auflage in
EINEM BANDE
in sechs Lieferungen.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger, muthvoller Volksvertreter rühmlichst bekannt ist, und auch schon die erste Auflage dieses Werks (in drei Bänden, Zürich, bei Geßner, 1824—27) mit so großem Beifall aufgenommen wurde, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die zweite Auflage die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populairen Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Spezialgeschichte der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Uebersicht. Für Diejenigen, welche die patriotische Wärme in der Sprache der ersten Auflage angezogen hat, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die zweite ganz in demselben Geist und Ton geschrieben ist.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um dasselbe möglichst zu verbreiten und auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir den Subscriptionspreis für jede Lieferung auf 1 Fl., oder 15 Gr., somit für das ganze Werk auf 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr., festgestellt, sodaß dessen Ankauf mittels einer monatlichen Ausgabe von 30 Kr., oder nicht ganz 1 Kr. täglich binnen Jahresfrist bewirkt werden kann. Die einzelnen Lieferungen werden, zur Ostermesse mit der ersten anfangend, rasch auf einander folgen, sodaß wo möglich in Jahresfrist das ganze Werk in den Händen des Publicums sein wird. Subscription nehmen alle gute Buchhandlungen an.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Menzel, Wolfgang, Die deutsche Literatur. 1828. 2 Thle. 8. 6 Fl. 36 Kr.
— —, Rübezahl. Ein Märchen. 1829. 8. 6 Fl. 36 Kr.
— —, Narcissus. Ein Märchen. 1830. 8. 2 Fl.
— —, Taschenbuch der neuesten Geschichte. Jeder Jahrgang in 2 Theilen mit 20—24 Bildnissen. Taschenausgabe. Preis des Jahrgangs 6 Fl.
— —, Reise nach Oestreich. 1833. 8. 2 Fl. 45 Kr.
— —, Literaturblatt. 4. 1829—34. Jeder Jahrgang 6 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Aerzte und Psychologen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten. Herausgegeben von D. *Franz Amelung*, *dirigirendem Arzte am Irrenhospital Hofheim bei Darmstadt*, und D. *Friedr. Bird*, *Arzt am Irrenhospital Siegburg bei Bonn.* 1ster Band. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 14 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Da dieses Werk rein eine praktische Tendenz und zwei Männer zu Verfassern hat, die sich bereits seit vielen Jahren mit der Behandlung Irrer beschäftigen, und an zwei der größten Irrenanstalten Deutschlands wirken, so glaube ich es allen Aerzten empfehlen zu dürfen, welche sich für diese schwierige Classe von Krankheiten interessiren und sie mit Glück zu behandeln wünschen.

Der erste Band enthält:

I. Ueber die physische Bedeutung der Organe, von D. F. Bird.
II. Ueber den Begriff, das Wesen und die Pathogenie der Geisteskrankheiten, von D. F. Amelung.

Scheibler, Dr. K. H. (Professor zu Jena), Handbuch der Psychologie zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbststudium. 1ster Theil.

Auch unter dem Titel:

Propädeutik und Grundriß der Psychologie zum Gebrauch für Vorlesungen. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.

Der gelehrte und scharfsinnige Verfasser hat diesen ersten Theil — eine sehr erweiterte Behandlung seines früher erschienenen Grundrisses — für Vorlesungen und zunächst für die sei-

nigen bestimmt und beabsichtigt, in einem zweiten Theile die Ausführung des Grundrisses zum Selbststudium ganz populär, ohne gelehrte Citate und Literatur, welche der erste Theil oder das Compendium enthält, nachfolgen zu lassen.

Darmstadt, im November 1838.

C. W. Leske.

Bei Eduard Weber in Bonn ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nova Acta Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Vol. XVI. P. 1. 2. (seu Decadis II. Vol. VI.) — Auch unter dem Titel: Verhandlungen der kais. leopold. carol. Akademie der Naturforscher. 16ter Band in zwei Abtheilungen. (Neue Verhandlungen 8ter Band.) Mit vielen zum Theil illum. Kupfer- und Steintafeln. Gr. 4. 16 Thlr.

Bischoff, Dr. Ch. H. Ernst (geheimer Hofrath und ord. Professor der Heilmittellehre zu Bonn), Die Lehre von den chemischen Heilmitteln oder Handbuch der Arzneimittellehre als Grundlage für Vorlesungen und zum Gebrauch praktischer Aerzte und Wundärzte. Supplementband, enthält des Verfassers fernere wissenschaftliche Beiträge nebst den neuern Erwerbnissen und materiellen Bereicherungen der Arzneimittellehre, auch das vollständige Register über das ganze Werk. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Preis des in vier Bänden nunmehr vollendeten ganzen Werkes 10 Thlr. 12 Gr.

CORPUS SCRIPTORUM HISTORIAE BYZANTINAE. Editio emendatior et copiosior, consilio B. G. NIEBUHRII C. F. instituta, auctoritate ACADEMIAE LITTERARUM REGIAE BORUSSICAE continuata. DUCAE MICHAELIS DUCAE NEPOTIS HISTORIA BYZANTINA. RECOGNOVIT ET INTERPRETE ITALIO ADDITO SUPPLEVIT IMMANUEL BEKKERUS. 8 maj. Subs.-Pr. Druckp. 3 Thlr. 4 Gr.; Schreibp. 4 Thlr. 4 Gr.; Velinp. 5 Thlr.

— —, PROCOPIUS EX REC. GUIL. DINDORFII. VOL. II. Subs.-Pr. für alle drei Bände auf Druckp. 9 Thlr. 8 Gr.; Schreibp. 12 Thlr. 8 Gr.; Velinp. 15 Thlr.

Unter der Presse sind in diesem Augenblick:

THEOPHYLACTUS SIMOCATTA ex rec. IMM. BEKKERI.

GENESIUS ex rec. CAR. LACHMANNI.

PROCOPIUS ex rec. GUIL. DINDORFII. Vol. III et ult.

Walter, Dr. Ferd. (ord. Professor der Rechte zu Bonn), Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian. Erste Lieferung, welche die Geschichte der Verfassung enthält. Gr. 8. Preis des mit der bald nachfolgenden zweiten Lieferung einen Band bildenden Ganzen. 3 Thlr. 20 Gr.

Maurenbrecher, Dr. Rom. (Professor der Rechte zu Bonn), Lehrbuch des heutigen gemeinen deutschen Rechts. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Lücke, Dr. Friedr. (Consistorialrath und ord. Professor der Theologie zu Göttingen), Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Erster Theil. Allgemeine Untersuchungen über das Evangelium des Johannes und Auslegung von Kap. I.—IV. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Gelpke, Dr. E. F. (Licent. der Theol. zu Bonn), Evangelische Dogmatik. Erster Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Naumann, Dr. M. E. A. (ord. Professor der Medicin zu Bonn), Grundzüge der Contagienlehre. Gr. 8. 12 Gr.

Kilian, Dr. H. F. (ord. Professor der Geburtshülfe, Director der geburtshülfl. Klinik und Poliklinik zu Bonn), Operationslehre für Geburtshelfer. In zwei Theilen. Erster, die operative Geburtshülfe in zwei Bänden. Zweiter, die geburtshülflich-chirurgischen Operationen in einem Bande mit Abbildungen von Instrumenten (wird nachgeliefert). Gr. 8. 6 Thlr. 20 Gr.

Weber, Dr. M. J. (ord. Prof. d. Med. zu Bonn), Schema des medicinischen Studiums. Gr. 8. 3 Gr.

Rheinisches Museum für Philologie, herausgegeben von F. G. Welcker und A. F. Näke (ord. Prof. d. Philol. zu Bonn). 2ter Jahrg. 1stes, 2tes Heft. Gr. 8. Preis des Jahrg. von 4 Heften 4 Thlr.

Lassen, Dr. Chr. (Prof. der Phil. zu Bonn), Beiträge zur Deutung der Eugubinischen Tafeln, 1r. Gr. 8. 9 Gr.

DICTYS CRETENSIS sive LUCII SEPTIMII EPHEMERIDOS BELLI TROJANI LIBRI SEX. Ad optim. libror. fidem recensuit, glossarium Septimianum, observationes historicas et indices locupletes adiecit ANDREAS DEDERICH. Accedit Jac. Perizonii de Dictye Cret. Dissertatio. 8 maj. 3 Thlr. 4 Gr.

Schorn, Dr. Wilh., Geschichte Griechenlands von der Entstehung des ätolischen und achäischen Bundes bis auf die Zerstörung Korinths. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Duden, Gottfr., Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet, oder: Die europäische Entwickelung im 19. Jahrhundert in Bezug auf die Lage der Deutschen, nach einer Prüfung im innern Nordamerika. 1ster Band. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

SUBSCRIPTIONS-ANZEIGE.

Im Verlage der Unterzeichneten wird zur nächsten Ostermesse erscheinen, und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen sein:

Sämmtliche Dichtungen

des

Freiherrn von Wessenberg

in

vier kleinen Bänden.

Diese Sammlung wird eine Auswahl der besten Dichtungen des Verfassers in sich befassen, wovon die meisten noch nicht bekannt sind. Die letztern haben mehrentheils seit ihrem ersten Erscheinen wesentliche Verbesserungen erhalten, mehrere auch eine bedeutende Erweiterung.

Das erste Bändchen besteht aus dem Gedichte: Julius, die Pilgerschaft eines Jünglings. Es ist mit einem ganz neuen Gesang und noch sonst mit vielen neuen Strophen vermehrt. Das Gedicht hat jetzt acht Gesänge.

Zweites Bändchen. Den Anfang macht ein Gedicht: Franz und Paul, dessen Stoff der französischen Revolution entnommen ist; dann folgt eine Reihe lyrischer Gedichte, Lieder, Sagen und Schilderungen, eine poetische Epistel über den Verfall der Sitten, und ein größeres Gedicht des Pilgers Traum.

Das dritte Bändchen enthält: Blüten aus Italien. Das Gedicht: Fenelon, in drei Gesängen, mit vielen Verbesserungen, und drei Bücher christlicher Lieder, Chorlieder und Hymnen, denen als Zugabe noch eine Auswahl einiger der schönsten Lieder von Friedrich S*** folgen soll.

Das vierte Bändchen endlich besteht aus acht Büchern lyrischer Gedichte verschiedener Art. Gewidmet ist das erste derselben: religiösen Gegenständen, das zweite: den großen Schönheiten und Wundern der Natur, das dritte und vierte der Freundschaft und den Freuden und Leiden des häuslichen Lebens, das fünfte: dem Vaterland, das sechste: den ländlichen Vergnügungen und Reisebildern, das siebente gehört zur erzählenden Gattung, das achte endlich ist der Betrachtung der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit gewidmet.

Jedes Bändchen wird zwischen 16 bis 18 Bogen betragen.

Der Subscriptionspreis für alle 4 Bändchen ist 3 Fl., oder 2 Thlr., also per Bändchen 45 Kr., oder 12 Gr. Nach Vollendung des ganzen Werkes tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein. Subscription nehmen alle gute Buchhandlungen an.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ritual, nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche. Ein Erbauungsbuch für die Gläubigen, besonders aber für deren Seelsorger. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Preis 2 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Landwirthe und solche, die es werden wollen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Pabst, H. W. (großh. hess. Oekonomierath und beständ. Secret. der landwirthsch. Vereine rc.), **Lehrbuch der Landwirthschaft.** 1ster Band. Pflanzenproductionslehre.

Auch unter dem Titel:

Allgemeine Grundsätze des Ackerbaues. Gr. 8. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Der durch seine frühern Schriften vortheilhaft bekannte verdienstvolle Verfasser hat dieses Lehrbuch hauptsächlich zur Grundlage des Unterrichts und Studiums angehender Landwirthe bestimmt, indem er es zum Behuf seiner öffentlichen Vorlesungen an dem Institute zu Hohenheim und jetzt zu Darmstadt ausarbeitete und denselben zum Grunde legt. So willkommen dessen Erscheinung besonders seinen zahlreichen Schülern sein wird, so wird nicht minder der praktische Landwirth manche ihm früher nicht bekannt gewordene Erfahrung darin finden.

Dieser erste Band bildet auch unter dem oben angeführten Titel ein für sich bestehendes Ganze.

Die gegen sein Erwarten vermehrten Berufsgeschäfte des Hrn. Verfassers erlauben ihm nicht die Ausarbeitung seiner gesammelten Materialien so anhaltend zu betreiben, als der Verleger dies in seiner ersten Ankündigung versprach.

Um indessen den Erwartungen der Besitzer des ersten Theils möglichst zu entsprechen, erscheint nun zuerst des zweiten Bandes 2te Abtheilung die landwirthschaftliche Betriebslehre, welche ebenfalls ein Ganzes für sich ausmacht und bereits unter der Presse sich befindet.

Darmstadt, im September 1833.

C. W. Leske.

Soeben ist

Mössler's
Handbuch der Gewächskunde,

enthaltend

eine Flora von Deutschland mit Hinzufügung der wichtigsten ausländischen Cultur-Pflanzen.

Dritte Auflage,

gänzlich umgearbeitet und durch die neuesten Entdeckungen vermehrt

von

H. G. Ludw. Reichenbach,

königl. sächs. Hofrathe, Professor, Director des Botan.-Gartens u. s. w.

Gr. 8. Altona. Hammerich, 1834.

erschienen.

Noch früher, als wir erwarten konnten, hat sich die zweite, starke Auflage dieses nützlichen Werkes vergriffen und sich dessen Brauchbarkeit für den Anfänger und Liebhaber der Botanik dadurch abermals genügend erwiesen. Wir verdanken der grossen Thätigkeit des mit der deutschen Flora so vertrauten Herrn Herausgebers eine abermalige Bearbeitung, den neuesten Foderungen der Botanik entsprechend und erwähnen nur noch, dass wir dies genugsam sich selbst empfehlende Werk, zur Erleichterung der Anschaffung für unbemittelte Anfänger, in sechs schnell auf einander folgenden Abtheilungen ausgeben (wovon nun bereits 3 erschienen sind), welche jede einzelne für den billigen Preis von 1 Thlr. 8 Gr. berechnet wird.

In jeder Buchhandlung Deutschlands, der Schweiz, Oestreichs u. s. w. ist dieses Werk vorräthig.

Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen:

Kleine

Erzählungen

von

Henriette Ottenheimer.

Preis 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Die ermuthigende Theilnahme, deren sich die bisherigen Arbeiten der Verfasserin erfreuten, läßt uns hoffen, auch diese kleinen Erzählungen werden sinnigen Leserinnen eine willkommene Gabe sein; ihr Zweck ist Erheiterung, und wir glauben mit gutem Gewissen versichern zu können, daß sie jedem, für geistvolle Herzlichkeit empfänglichen Gemüth, aus diesen Blättern erblühen wird.

Stuttgart, Februar 1834.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Von dem seit Anfang dieses Jahres erscheinenden Zeitblatt für Gartenbesitzer und Blumenfreunde wird wöchentlich 1 Bogen und monatlich noch ein Correspondenz- und Literaturblatt ausgegeben. Der Jahrgang von 60 Bogen kostet nicht mehr als 1 Thlr. 12 Gr., für welchen Preis dieses Zeitblatt durch alle königlich preußische Postämter und Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen ist, wo auch Probeblätter zur Ansicht vorliegen.

Berlin, im Januar 1834.

C. F. Plahn.

Wichtige Anzeige

für alle

Kanzel-, Gerichts- und öffentlichen Redner, sowie für alle Studirende der Kanzel und öffentlichen Beredsamkeit, Pädagogen und Freunde der Conversation.

Die Arithmetik der Sprache,

oder

der Redner durch sich selbst.

Psychologisch-rhetorisches Lehrgebäude

von

M. LANGENSCHWARZ.

Gr. 8. 18½ Bogen, Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, bei Georg Joachim Göschen.

Eine psychologisch-arithmetische Berechenkunst der Ideen, um sich zum vollkommenen Redner für jeden Beruf auszubilden. Ein, bis jetzt noch ganz unbekanntes, höchst nützliches und interessantes Gebiet der (rhetorischen) Philosophie ist hierdurch eröffnet, und mit einer Tiefe in der Auffassung betreten, die die Beachtung jedes denkenden und sprechenden Menschen verdient, und die ohne Zweifel zu ganz neuen, für die Menschheit wichtigen Erfolgen hinleiten wird.

Von den geachtetsten Blättern des In- und Auslandes zu einem bleibenden Werke über die Ausübung und Wesenheit der improvisirenden Rede schon früher aufgefodert, entschloß sich der Verfasser, den Schleier seines so glänzend gewürdigten Talents zu lüften, und die Resultate seiner Selbsterkenntniß bekannt zu geben. Der gefeierte Name unsers deutschen Improvisators gehörte bereits dem Stolze seines Vaterlandes an, — aber den bleibenden Dank desselben, sowie überhaupt den eines jeden seiner Muttersprache kundigen Menschen, erringt er durch dies, in seiner Art einzige Werk, von dem wir glauben nicht mit Unrecht behaupten zu dürfen: „daß es einem längst gefühlten Bedürfnisse im Gebiete der Rhetorik abhülft, und einem jeden Gelehrten und Nichtgelehrten (ohne Unterschied des Standes oder Geschlechts) ein ganz unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch zur innern Vervollkommnung sein wird."

CARL SIGISM. KUNTH

ENUMERATIO

PLANTARUM OMNIUM HUCUSQUE COGNITARUM SECUNDUM FAMILIAS NATURALES DISPOSITA.

Tom. I.

Auch unter dem besondern Titel:

AGROSTOGRAPHIA SYNOPTICA.

SIVE

ENUMERATIO

GRAMINEARUM OMNIUM HUCUSQUE COGNITARUM ADJECTIS CHARACTERIBUS, DIFFERENTIIS ET SYNONYMIS.

Preis 5 Fl.

Unter obigem Titel erschien im Verlage der Unterzeichneten der erste Band einer vollständigen Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Gewächse. Die Einleitung ist getroffen, daß wo möglich zu jeder kommenden Messe ein weiterer Band herausgegeben, somit das Ganze binnen wenigen Jahren geliefert werden wird; das Manuscript — eine Frucht langjähriger Studien — liegt, vollständig geordnet, für den Druck bereit.

Das Zeitgemäße, ja Nothwendige eines solchen Unternehmens ist in der gebildeten Welt längst und vielseitig gefühlt. Die Botanik hat in neuerer Zeit Bereicherungen erhalten, wie kaum irgend ein Zweig des menschlichen Wissens; täglich sich häufende Entdeckungen in allen Welttheilen haben die Reihen der bekannten Vegetabilien ins Unabsehbare vermehrt und verwirrt, die vorhandenen systematischen Werke durchaus lückenhaft und ungenügend gemacht und eine neue Aufzählung und Ordnung der gesammelten Schätze, einen vollständigen Ueberblick über das ganze Reich, als dringend nothwendig herausgestellt.

Indem der Verf. diese mühevolle Arbeit übernahm und ebenso umfassend als gediegen ausführte, erwirbt er sich neue Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Pflanzenkunde und den anerkannten europäischen Ruf, dessen er längst genießt.

Ueber den Inhalt des ersten Theiles erlauben wir uns Folgendes zu bemerken: Es gibt derselbe unter dem besondern zweiten Titel: Agrostographia synoptica etc. die vollständige Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Gräser, und bildet somit auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Von dieser Pflanzenfamilie kannte Linné im Jahre 1760 nicht über 362, Person 1805 kaum 800 Arten; weitere 12 Jahre später konnten, besonders nach den trefflichen Arbeiten von Palissot Beauvais, im Jahre 1817 die Verfasser einer neuen Ausgabe von Linné — Römer und Schultes — schon 1900 Arten aufnehmen. Jetzt aber, nach abermaligem Verlaufe von 16 Jahren, findet Kunth deren Zahl auf 2870 angewachsen, die er in 13 Hauptabtheilungen oder Classen und 283 Gattungen scheidet.

Wenn schon aus dieser allgemeinen Uebersicht hervorgeht, mit welcher Vollständigkeit das Werk bearbeitet ist, so dürfte sich dieses noch klarer erweisen durch folgende kurze Zusammenstellung mit der zuletzt herausgekommenen vollständigen Aufzählung aller Gräser in Sprengel's systema vegetabilium:

Von Paspalum	hat Sprengel		81,	Kunth	170	Arten.
— Panicum	—	—	206,	—	421	—
— Stipa	—	—	56,	—	60	—
— Aristida	—	—	37,	—	80	—
— Avena et Trisetum . .	—	—	54,	—	75	—
— Poa	—	—	139,	—	279	—
— Festuca	—	—	62,	—	134	—
— Triticum	—	—	39,	—	65	—
— Andropogon, Pollinia et Cymbopogon . .	—	—	90,	—	174	—

u. s. f.

Für Correctheit des Druckes und äußere Ausstattung ist von der Unterzeichneten bestens gesorgt.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Friedr. Aschenfeldt in Lübeck erschien soeben:
Les soirées de Maître Pierre, ou entretiens sur la physique par C. P. Brard. Zum Unterricht in der französischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen bearbeitet. 8. 13 Bogen. 10 Gr.

Viele gediegene Schulmänner und Gelehrte huldigen bereits der bewährten Hamilton'schen Methode aus eigner Erfahrung, und wird es ihnen daher besonders willkommen sein, die kleine Zahl dieser französischen Lehrbücher durch so treffliche, in anziehender und faßlicher Sprache geschriebene Unterhaltungen der Naturlehre, bereichert zu sehen. — Das vorliegende praktische Schulbuch kann auch unbedingt bei jedem französischen Unterrichte empfohlen werden, da es das trockene Vokabellernen zu einer höchst angenehmen und freundlichen Beschäftigung macht.

Neuer Verlag von L. E. Lanz in Weilburg.

Bredow, G. G., Rabbinische Mythen, Erzählungen und Lügen. 2te Ausgabe. Geh. 8 Gr. — 30 Kr.

Friedemann, F. T., Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Nassau. 1ster Band. 1stes Heft. Geh. 1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr.
(Das 2te Heft ist unter der Presse.)

— —, Beiträge zur Vermittelung widerstrebender Ansichten über Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien. 1stes Hft. Geh. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 24 Kr.
(Das 2te Heft erschien bereits früher.)

— —, Gedächtnißrede zur Jahresfeier der Stiftung des herzogl. nassauischen Landesgymnasiums zu Weilburg. Geh. 4 Gr. — 18 Kr.

Hehl, J., Hand- und Lehrbuch der reinen Mathematik zum Gebrauch für Schulen und zum eignen Studium. 1ster Band. 1 Thlr. 8 Gr. — 2 Fl. 24 Kr.

Heydenreich, Dr. A. L. G., Die eigenthümlichen Lehren des Christenthums, vorzüglich für praktische Geistliche rein biblisch dargestellt. 1ster Bd., die Prolegomenen enthaltend. 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Veit (Moritz),

Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Februar 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

logischen Literaturblatt (halbjährlich 76 Nrn.) 5 Thlr., oder 8 Fl. 45 Kr. Ohne das Literaturblatt 3 Thlr., oder 5 Fl.

2. Literaturblatt, Theologisches, zur allgemeinen Kirchenzeitung. Gr. 4. Wöchentlich 3 Nrn. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.
3. Schulzeitung, Allgemeine. Begründet von D. E. Zimmermann. Fortgesetzt von seinem Bruder Karl Zimmermann. Preis des halben Jahrg. 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 45 Kr. (Wöchentlich 3 Nrn.)
4. Militairzeitung, Allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militairbeamten. Wöchentlich 2 Nrn. Gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.
5. Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen. Herausgegeben von H. W. Papst (großh. hess. Oekonomierath und beständigem Secretair dieser Vereine). (Wöchentlich 1 Nr.) Gr. 8. Geheftet.
6. Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege im Kurfürstenthum und Großherzogthum Hessen und der freien Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von D. J. F. G. Böhmer jun., Ph. Bopp, D. Jäger. Gr. 8. Der Band von 6 Heften. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Ueber die Erscheinung der Fortsetzung dieser letztern Zeitschrift wird die Verlagshandlung in der Kürze das Nöthige bekannt machen.

Wenn Unterbrechungen in dem regelmäßigen Empfang der Blätter eintreten, so wollen die resp. Abonnenten sich nur an Denjenigen halten, bei dem sie die Bestellung gemacht haben, indem die Verlagshandlung nur diejenigen Exemplare regelmäßig versendet, die bei ihr pränumerirt wurden.

Darmstadt, im Januar 1834.

C. W. Leske.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eugen Aram,
vom Verfasser des Pelham.
Aus dem Englischen
von
C. Richard.

Zweite Auflage.

8. Drei Bände. Preis 3 Thlr.

Ueber die Vortrefflichkeit dieses Romans, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern schönen Literatur, etwas zu sagen, dürfte jetzt, wo alle Stimmen sich zum Preise dieses Werkes vereinigt haben, unnöthig sein. Wir bemerken nur, daß diese zweite Auflage sich, in seiner höchst saubern Ausstattung der zweiten Auflage des Pelham anschließt.

Bei F. Rubach in Magdeburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Burchardt (königlich preußischer Hofrath ec.), Beiträge zu einer vergleichenden Darstellung der Lehr- und Erziehungsanstalten in der Provinz Sachsen ec. 8. 16 Gr., oder 20 Sgr.

Schon längst sieht das größere Publicum einem Werke entgegen, was die Bestrebungen der Provinz Sachsen veranschaulicht, welche seit 16 Jahren in dem Unterrichtswesen und in der Erziehung gemacht sind. Der Herausgeber nennt seine Arbeit bescheiden nur „Beiträge", sie umfassen indeß nicht minder in der Kürze Alles, was dazu dienen kann, das „Sonst" und „Jetzt", sowol das Innere, nach fortgeschrittener wissenschaftlicher Entwickelung der einzelnen Disciplinen, als das Aeußere, nach den statistischen Angaben, deren Erklärung in sehr zweckmäßigen Tabellen geschieht, getreu darzustellen und zu einer Vergleichung zu führen, die für den Freund der Volkserziehung lehrreich und höchst interessant ist. Seine Dienststellung bei dem königl. Consistorium und Provinzial-Schul-Collegium war ganz dazu geeignet, Sachgemäßes, praktisch Erprobtes und actenmäßig richtige Nachrichten zu liefern, und die Eintheilung der Schrift zeugt, daß er seinen Gegenstand, soweit es die Anlage derselben zugelassen, von einer Seite aufgefaßt hat, die den Leser jede Vergleichung und Urtheil überläßt, aber doch ihn dahin führt, den Standpunkt zu finden, von welchem die Beurtheilung ausgehen muß. Nach einer Einleitung verbreitet sich der erste Abschnitt über die Gymnasien und höhern Bildungsanstalten der Provinz, der zweite handelt von den Seminarien und den Stadt- und Landschulen, der dritte endlich von den übrigen Anstalten, als den in der neuesten Zeit so viel Aufsehen erregenden Taubstummeninstituten, der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt in Magdeburg und den Hebammen-Lehranstalten. In einem Anhange, als eine sehr schätzenswerthe Zugabe, werden die Bedingungen mitgetheilt, unter welchen Zöglinge in den Alumnaten der Landesschule Pforta und dem halleschen Waisenhause Aufnahme finden, was Aeltern und Vormündern, welche Söhne diesen Instituten anvertrauen wollen, gewiß willkommen sein dürfte.

Wichtiges naturhistorisches Werk.

Bei dem Unterzeichneten ist zu haben, und durch alle Buchhandlungen von demselben zu beziehen:

Mycographie Suisse, ou description des Champignons qui croissent en Suisse, par L. Secretan, membre de la Société helvétique des Sciences naturelles. 3 Bände. Gr. 8. Gegen 140 Bogen stark. 9 Thlr.

L. Fort in Leipzig.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuer Nekrolog der Deutschen.

X. Jahrgang, enthaltend die Lebensbeschreibungen und Notizen von 1401 im Jahre 1832 verstorbenen denkwürdigen Deutschen. Zwei Theile mit 4 Portraits. 8. Geheftet. Ilmenau, Voigt. 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Dieser 10te Jahrgang zeichnet sich durch Vollständigkeit, Redactionsfleiß und Celebrität der ihm Zugefallenen aus, als v. Göthe, Zelter, v. Cotta, Dr. v. Gentz, v. Bonstetten, Herzog v. Reichstadt, v. Sailer, v. Zach, Beck, Schütz, v. Loder, v. Droste-Hülshoff, Devrient, Unzelmann, v. Kügelgen, v. König, v. Haugwitz, v. d. Goltz, v. Schlotheim, v. Globig, Sam. Baur, Zimmermann, Bendavid, Wolfarth, Kästner ec. Mit diesem 10. Jahrgang ist durch unsägliche Mühe und Aufopferung das erste Decennium eines Werkes geschlossen, welches das Andenken so vieler Tausende, die erst seit 1823—32 verstorben und noch in frischer Erinnerung sind, erhalten hat und welches der Geschichte einmal so reiche Quellen liefern wird. Von der unabsehbaren Mannichfaltigkeit dieser 10 Jahrgänge oder 20 Bände wird das Generalregister zeugen, was im Sommer 1834 erscheinen und nach 4 Abtheilungen: a) General-Namenregister; b) Register nach Staaten und Provinzen; c) nach den Wohnorten; d) nach Stand, Amt und Beruf (bis in die speciellsten Unterabtheilungen classificirt), geordnet, zu sehr interessanten Uebersichten, Vergleichungen, Resultaten und Sum-

marien führen wird. Ausführliche Berichte können von dem Verleger durch alle Buchhandlungen gratis bezogen werden.

☞ **Um Nichtbesitzern die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern, sollen bis Ende d. J. die ersten 8 Jahrgänge (16 Bände), deren Preis eigentlich 32 Thlr. ist, auf 10 Thlr. preuß. Cour. (17 Fl. 30 Kr.), wenn man sie komplet nimmt, abgegeben werden, und sind dafür durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Bei mir ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Unsere Nationalbildung.

Eine Rede an die deutschen Erziehungsfreunde zu Anfang des Jahres 1834.

Von

Prof. Dr. **Fr. H. Chr. Schwarz,**

Geh.-Kirchenrath, Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens rc.

5½ Bogen, gr. 4. Velinpapier, broschirt. 15 Gr.

Was der gefeierte Nestor unserer Pädagogik mit Freimuth und Unbefangenheit hier ausspricht, wird in der Brust eines jeden Vaterlandsfreundes Anklang finden; und nur mit erhöhtem Interesse wird jeder Leser diese Schrift aus der Hand legen.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Soeben ist in der Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin erschienen:

Stüler, Dr. G. W., Die Homöopathie und die homöopathische Apotheke in ihrer wahren Bedeutung dargestellt. Mit Vorrede eines Nichtarztes. Gr. 8. Brosch. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Richtige Auffassung des Standpunktes der Homöopathie zur Allopathie, schlagende Beweise, daß das Verbot des Selbstdispensirens nicht einmal gesetzlich begründet, ja für die Wissenschaft sowol, als auch für die Kranken gefährlich ist, strenge Nachweisung der Naturgesetze, welche der Homöopathie zum Grunde liegen; die leidenschaftslose Sprache; die geistvolle Vorrede und Einführung der Schrift durch einen Nichtarzt, — dies sind die Hauptzierden des obigen Werkchens, welche ihm schon ein sehr großes Publicum gewonnen und auch ferner gewinnen werden.

Anzeige für Vorsteher von Lehranstalten.

In unterzeichneter Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiger Schulatlas

der

neuesten Erdbeschreibung

mit vorzüglicher Berücksichtigung der durch historische Ereignisse merkwürdigen Orte.

In 27 colorirten Blättern. Neue Auflage. Royal 4to. Geheftet. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Dieser Schulatlas ist unter sorgfältiger Aufsicht eines Lehrers am großh. Gymnasium gefertigt, und zeichnet sich sowol durch die Eleganz des Stichs, als Sauberkeit des Drucks und der Illumination vortheilhaft aus. Die Berücksichtigung der durch historische Ereignisse, als Schlachten, Friedensschlüsse rc. merkwürdigen Orte, mit Hinzufügung der Jahreszahl, wird ihm zur besondern Empfehlung dienen. Der Preis ist nach Verhältniß der Anzahl der Karten und der äußern Ausstattung billiger als der früher erschienenen. Zum Gebrauch der Schulen im Großherzogthum Hessen wird ein Kärtchen dieses Bundesstaats, ebenso für die des Herzogthums Nassau dieses hinzugegeben. Statt dieser soll für andere deutsche Staaten die Karte desjenigen Landes, in dessen Schulen dieser Atlas eingeführt wird, beigelegt werden, und es bedarf nur diesfalls einer Anzeige an den Verleger, welcher dem Wunsche sogleich entsprechen wird, sobald zugleich die Bestellung für wenigstens 100 Exemplare erfolgt. Für Lehranstalten wird die Verlagshandlung bei baarer Zahlung auf 10 Exempl. das 11te als Freiexemplar geben. — Sämmtliche Karten werden auch einzeln à 2 Gr., oder 8 Kr. verkauft.

Darmstadt, im September 1833.

C. W. Leske.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Łączynski, C. J. M. von, Theorie der Aëronautik, oder mathematische Abhandlung über die Leitung des Aërostaten durch Ruder, Segel und comprimirte Luft. Mit Zeichnungen auf vier Blättern. Gr. 8. Pränumerations-Preis 2 Thlr., Ladenpreis 3 Thlr.

— — Théorie de l'Aéronautique ou traité mathématique de direction des aérostats par moyen de rames, de voiles et d'air comprimé. Avec des figures en quatre tableaux. Gr. 8. Prän.-Preis 2 Thlr., Ladenpreis 3 Thlr.

— — Anleitung aus der bekannten Polhöhe die Abweichungen der Magnetnadel zu finden. Gr. 8. Prän.-Preis 12 Gr., Ladenpreis 20 Gr.

— — Insruction pour savoir déterminer les aberrations de l'aiguille aimantée, la hauteur polare étant donnée. Gr. 8. Prän.-Preis 12 Gr., Ladenpreis 20 Gr.

— — Lehrbuch der ebenen Trigonometrie zum Selbstunterricht. Mit einer Steindrucktafel. Gr. 8. Prän.-Preis 16 Gr., Ladenpreis 20 Gr.

Mohrungen, im März 1834.

Schulbuchhandlung von C. L. Rautenberg.

Gelehrte und Literaturfreunde,

namentlich

Theologen, Aerzte, Juristen und Techniker

werden auf die

Literarische Zeitung,

herausgegeben von Karl Büchner,

aufmerksam gemacht, welche seit Anfang dieses Jahres, an jedem Mittwoche, einen Bogen stark, im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erscheint und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen ist. — Schon oft ist gewünscht worden, eine vollständige Uebersicht der in- und ausländischen neuen Bücher möglichst frühzeitig zu erhalten, ohne weitläufiges Räsonnement, jedoch mit gedrängter Angabe ihres Inhalts und Werths; ferner: — da es überhäufte Geschäfte den meisten Gelehrten nicht erlauben, die grosse Zahl der in- und ausländischen Journale sämmtlich durchzusehen, — eine Uebersicht der in denselben befindlichen Aufsätze zu haben, um danach die zu lesenden auszuwählen. — Allen diesen Wünschen und Bedürfnissen, welchen keine weder in- noch ausländische Zeitschrift bisher abhalf, genügt die oben angekündigte literarische Zeitung, deren bis jetzt erschienene Nummern, ihrer zweckmässigen Ausführung wegen, sich auch des aufmunterndsten Beifalls angesehener Gelehrten zu erfreuen hatten. — Um die allgemeine Verbreitung und den eigenthümlichen Besitz der Lit. Ztg., welcher bei ihrer Tendenz unumgänglich nöthig ist, — da sie jedem Leser schnell in die

Hände kommen und ihm als literarisches Handbuch verbleiben soll — möglichst zu befördern, ist der Preis für den ganzen Jahrgang nur auf 1 Thlr. 16 Gr. (im Wege der Post 2 Thlr.) festgesetzt.

Auflage 15,000 Exemplare.

Wohlfeilste, schöne und gediegenste musikalische *Volksschrift mit Stahlstichen und Abbildungen* bei Schuberth & Niemeyer erschienen:

Musik. Pfennig- & Heller-Magazin

für Pianoforte, 1ste bis 4te Lieferung (der Foliobogen zu etwa nur 4 Pf. [1 Kr.]).

Inhalt: 2 Sonatinen von Schmitt; Straus-Tänze; 2 Rondo's und 1 Polonaise von Bertini; Kalkbrenner Nocturne, 4händig; Lied von Methfessel; Variationen von Duvernoy; Rondino von Schuberth; 1 schöner Stahlstich, und endlich:

2 Pfennig-Unterhaltungsblätter zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.

☞ Sämmtliche Compositionen in gefälligem Styl und leicht ausführbar. ☜

Die nächsten Lieferungen werden noch interessanter und reichhaltiger;

52 solcher bilden 1 Jahrgang zu 2 Thlr. 16 Gr., vierteljährlich 1 Thlr.

☞ Eleganten Pianofortespielern empfehlen wir die Original-Bibliothek à 6 Gr. das Heft mit Conversations-Lexikon unentgeldlich.

Bis Februar sind ausgegeben:

Schedel's vollständ. allgem. Waaren-Lexikon für Kaufleute, Commissionaire, Fabrikanten, Müller und Geschäftsleute, sowie für alle, welche sich in der Waarenkunde unterrichten wollen. 5te ganz umgearbeitete Aufl. mit Mehreren herausg. vom Prof. O. Linné, Erdmann rc. 2te bis 4te Liefrg. à 16 Gr. (1ster Bd. A.—L. Gr. 8. 46 Bog. 2 Thlr. 16 Gr.)

Das ganze Werk wird im nächsten Sommer vollendet sein.

Hinrichs'sche Buchhandlung.

Zur Nachricht.

Auf den Wunsch der von Herder'schen Familie, und um die Schriften Herder's möglichst zu verbreiten, haben wir die noch vorräthigen Exemplare von:

Johann Gottfried von Herder's sämmtlichen Werken in 60 Bänden, Taschenausgabe,

Velinpapier von 48 Fl. — auf 32 Fl.

und weiß Druckpapier von 32 Fl. — auf 24 Fl.

herabgesetzt, wobei wir bemerken, daß diese Werke von allen soliden Buchhandlungen zu letztern Preisen zu beziehen sind; indem wir sie durch den bei Ladenpreisen gewöhnlich üblichen Rabatt hierzu in Stand setzen werden.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1834.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Uebersetzungsanzeige.

Von dem in London erschienenen Buche:

THE PILGRIMS OF THE RHINE
BY
E. L. BULWER,

ist eine deutsche Uebersetzung von Louis Lax, unter der Presse und wird binnen drei Wochen ausgegeben.

Aachen, den 1sten März 1834.

J. A. Mayer.

Am 16ten Juni d. Jahres wird in Kiel die von dem verstorbenen Etatsrath und Professor Cramer hinterlassene, an wichtigen und seltenen Werken besonders der juristischen und classischen Literatur reiche Bibliothek öffentlich versteigert werden. Selbige enthält unter andern eine sehr vollständige Sammlung der Quellen des römischen und kanonischen Rechts, desgleichen der geschätztesten Ausgaben römischer Schriftsteller, zum Theil mit Collationen und Anmerkungen von der Hand des verewigten Besitzers. Namentlich werden Gelehrte und Buchhändler auf ein mit vielen kritischen und exegetischen Anmerkungen versehenes Exemplar des Gebauer'schen Corpus Juris und auf zwei Exemplare des Brissonius de verborum Significatione aufmerksam gemacht, in welche der Verstorbene die reichen Früchte vieljähriger Belesenheit eingetragen, und dadurch eine, dem wissenschaftlichen Standpunkte unserer Zeit entsprechende Ausgabe vorbereitet hat, zu deren Vollendung nur noch die letzte Hand angelegt zu werden braucht. Kataloge sind von den Buchhandlungen von Perthes und Besser in Hamburg, von T. O. Weigel in Leipzig, von der Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. und von Schmidl in Wien zu beziehen.

Conversations-Lexikon.
Achte Auflage.

Die sechste Lieferung dieses Werks ist seit mehren Wochen ausgegeben und der Druck der siebenten bereits so weit vorgeschritten, daß sie im Laufe künftigen Monats versendet werden kann. Das Publicum hat diese achte Auflage so über jede Erwartung günstig aufgenommen, daß die ursprüngliche sehr bedeutende Auflage vervierfacht werden mußte, und hierin ist allein das etwas verzögerte Fertigwerden der bisher erschienenen Lieferungen zu suchen. Es wird alles Mögliche zur größern Beschleunigung des Druckes gethan.

Dankbar für die Theilnahme des Publicums, lasse ich es meine angelegentlichste Sorge sein, dem Conversations-Lexikon einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und scheue hierbei keine Mühen und Kosten. In dieser ununterbrochenen Sorge für das Werk und in dem rechtlichen und verständigen Sinne des Publicums finde ich auch den besten Schutz gegen Beeinträchtigungen aller Art, die ich bei dem Conversations-Lexikon erfahre. Es sind neuerdings wieder mehre Werke unter dem Namen Conversations-Lexikon angekündigt und zum Theil erschienen, aber ich habe in dieser Hinsicht nur die Bitte: zu prüfen und nicht leeren Versprechungen und täuschenden Berechnungen zu trauen.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, 15ten März 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Auszug

aus der Ankündigung der Vorlesungen, welche im Sommersemester 1834 auf der großhl. bad. Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg in Breisgau vom 21. April an werden gehalten werden.

I. Theologische Fakultät.

1) Geistl. Rath, Domcapitular und Prof. ord. Ritter Hug: Einleitung in das Neue Testament.
2) Geistl. Rath und Prof. ord. Werk: Theorie der Seelsorge und Liturgik. — Katechetik.
3) Geistl. Rath und Prof. ord. Ludw. Buchegger: Archäologie der Hebräer. — Dogmatik in Verbindung mit Dogmengeschichte. — Examinatorium über Dogmatik.
4) Geistl. Rath und Prof. ord. Schreiber: Archäologie der Christen. — Moraltheologie in Verbindung mit der Geschichte derselben. — Praktisches Collegium über Moral. — Allgemeine Religionslehre.
5) Prof. ord. (der philos. Fakultät) Wetzer: Biblische Hermeneutik. — Exegetische Vorträge über den Propheten Jesaias.
6) Prof. extraord. Stengel: Hebräische Grammatik. — Exegetische Vorträge über den Propheten Jesaias. — Exegetische Vorträge über die Briefe des Apostels Paulus an die Thessaloniker und Philipper.
7) Prof. extraord. Klenkler: Christliche Religions- und Kirchengeschichte, II. Theil. — Examinatorium über Kirchengeschichte.

II. Juristen Fakultät.

1) Geh.-Rath Prof. ord. Ritter Duttlinger: Criminalrecht. — Theorie des bürgerlichen Prozesses. — Strafprozeß. — Wechselrecht und Wechselprozeß. — Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für das Großherzogthum Baden.
2) Hofr. und Prof. Birnbaum. Deutsches Staats- und Bundesrecht. — Ueber die Grundbegriffe des französischen Strafrechts und Strafverfahrens in Vergleichung mit dem englischen Rechte.
3) Hofr. und Prof. ord Amann: Pandekten. — Uebungs-Collegium über Pandekten. — Examinatorium über das Kirchenrecht.
4) Prof. ord. Fritz: Institutionen des römischen Rechts. — Aeußere Geschichte des römischen Rechts. — Innere Geschichte des römischen Rechts. — Examinatorium über römisches Erbrecht. — Deutsches Privatrecht.
5) Prof. ord. Baurittel: Juristische Encyklopädie. — Gemeines und badisches Lehnrecht. — Code Napoléon. — Badisches Landrecht.
6) Prof. extraord. Buß: Europäisches Völkerrecht. — Policeiwissenschaft. — Staatswirthschaft und Finanz. — Theorie der Statistik und Statistik der europäischen Bundesstaaten.
7) Privatdocent Dr. Mußler: Pandekten. — Code Napoléon in Vergleichung mit dem römischen Recht.

III. Medicinische Fakultät.

1) Hofrath und Prof. ord. Beck: Operationslehre mit Uebungen an Leichen. — Ueber die Gehörkrankheiten. — Chirurgisches und ophthalmologisches Praktikum. — Gerichtliche Medicin.
2) Hofr. und Prof. ord. Baumgärtner: Conversatorium über allgemeine Pathologie und Therapie. — Specielle Pathologie und Therapie. — Medicinisch-klinische Uebungen im Hospital. — Praktikum in der poliklinischen Anstalt.
3) Prof. ord. Fromherz: Chemie der organischen Körper. — Medicinische Chemie. — Arzneiwaarenkunde und chemische Arzneimittellehre.
4) Prof. ord. Ant. Buchegger: Knochen- und Bänderlehre des menschlichen Körpers. — Repetitionen aus der gesammten Anatomie. — Anatomie der Sinnesorgane.
5) Prof. ord. Leuckart: Naturgeschichte der Thiere. — Physiologie des Menschen. — Vergleichende Osteologie.
6) Prof. ord. Schwörer: Theoretisch-praktische Geburtskunde. — Geburtshülfliche Klinik.
7) Prof. ord. (der philosophischen Fakultät) Perleb: Encyklopädie der Naturwissenschaften und der Medicin. — Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik mit besonderer Rücksicht auf officinelle Pflanzen. — Botanische Excursionen.
8) Prof. extraord. Werber: Semiotik. — Geschichte und Kritik der verschiedenen Ansichten über die Heilgesetze der Natur.
9) Prof. extraord. Spenner: Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik, verbunden mit botanischen Excursionen. — Praktische Anleitung zur Auffindung der Pflanzennamen nach verschiedenen Systemen und Methoden. — Angewandte Botanik.
10) Privatdocent Hofr. Dr. Ruppius: Einleitung zum Studium der Medicin. — Diätetik.
11) Privatdocent Dr. Herr: Praktische Arzneimittellehre in Verbindung mit Rezeptirkunst. — Geschichte der Medicin.

IV. Philosophische Fakultät.

1) Hofr. und Prof. ord. Deuber: Allgemeine Weltgeschichte. — Badische Geschichte. — Chronologie. — Ueber Pindar und Horatius.
2) Hofr. und Prof. ord. Buzengeiger: Reine Geometrie. — Angewandte Mathematik. — Privatissima über höhere Mathematik. — Mineralogie.
3) Prof. ord. Zell: Ueber Cicero De republica. — Ueber Aristophanes Plutus. — Mythologie der Griechen und Römer. — Ueber Aristoteles De Mundo.
4) Prof. ord. Seeber: Experimentalphysik. — Physische Geographie und Meteorologie.
5) Prof. ord. Perleb: Encyklopädie und Geschichte der gesammten Naturkunde. — Allgemeine Botanik. — Specielle Botanik. — Botanische Excursionen und Demonstrationen im botanischen Garten und Uebungen im Pflanzenbestimmen.
6) Prof. ord. Wetzer: Anfangsgründe der hebräischen Sprache. — Arabische Sprache.
7) Prof. ord. Winnefeld: Logik. — Metaphysik. — Philosophische Tugendlehre. — Pädagogik. — Geschichte der Philosophie.
8) Prof. extraord. (der medicinischen Fakultät) Werber: Geschichte der Philosophie. — Metaphysik.

9) Prof. am Gymnasium Dr. Baumstark: Ueber Cicero's Rede Pro Plancio. — Uebungen im griechischen Styl.
10) Privatdocent Dr. Weick: Allgemeine Geschichte, II. Theil: Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeiten. — Theorie der Statistik und Statistik der deutschen Bundesstaaten. — Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.
11) Privatdocent Dr. Rottels: Geschichte der Philosophie. — Metaphysik. — Ethik. — Pädagogik.
12) Lector Jacquot: Ueber französische Literatur. — Anfangsgründe der französischen Sprache. — Wiederholung der schwersten Regeln.
13) Lector Singer: Englische Sprache. — Historische Entwickelung der englischen Sprache und Poesie, und Shakspeares Macbeth. — Conversatorium. — Italienische Sprache. — Italienische Literaturgeschichte. — Ueber Analogie der occidentalischen Sprachen. — Stenographie.
14) Lector Posnaköski: Italienische Sprache für Anfänger. — Italienische Sprache für Weitervorgeschrittene. — Einleitung in das Studium der italienischen Poesie. — Englische Sprache für Anfänger. — Englische Sprache für Weitervorgeschrittene.

Im Zeichnen und Malen unterrichten Geßler und Sauer. Musikunterricht ertheilen mehrere vortreffliche Meister. Im Reiten unterrichtet der Universitäts-Stallmeister, Rittmeister v. Gillmann; im Fechten Fechtmeister Escher; im Tanzen Tanzmeister Schlögell.

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mickiewicz (Adam),
Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Litthauens und Preußens Vorzeit. Uebersetzt von K. L. Kannegießer. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh. 14 Gr.

Hoffmann von Fallersleben,
Gedichte. Zwei Bändchen. Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im April 1834.

F. A. Brockhaus.

Das Leben Walter Scott's.

Von dem längst erwarteten und nächstens in London herauskommenden Werk: „The Life of Sir Walter Scott by Lockhart" erscheint bei uns eine sehr schöne und wohlfeile Ausgabe unter folgendem Titel:

Das
Leben Sir Walter Scott's
von
Lockhart.
Aus dem Englischen
von
Dr. Georg Nicolaus Bärmann.

In circa 4 bis 6 Bänden auf Patent-Velinpapier.
Subscriptionspreis 6 Groschen für den sauber gehefteten Band.

Man ist allgemein auf die Erscheinung der Biographie dieses außerordentlichen Mannes gespannt, und darf um so zuverlässiger etwas höchst Gelungenes erwarten, als Lockhart der Schwiegersohn Walter Scott's ist, und unter die ausgezeichnetsten Gelehrten Englands gezählt wird.

Diese Ausgabe soll ebenso geschmackvoll ausgestattet werden, als die bei uns erschienenen und mit großem Beifall aufgenommenen Bulwer'schen Werke, denen sie in Druck, Papier und Format vollkommen gleichen wird. Sie ist daher als passendes Supplement zu unserer, sowie zu den in Stuttgart, Danzig und Gotha herausgekommenen Ausgaben von W. Scott's sämmtlichen Werken besonders zu empfehlen, worauf wir die Besitzer dieser Ausgaben vorzüglich aufmerksam machen.

Der Subscriptionspreis beträgt nicht mehr als 6 Groschen (27 Kr. Rhein.) für den sauber gehefteten Band, und gilt nur bis Ende Juni d. J.

Mit dem 1sten Juli tritt der Ladenpreis, welcher 9 Groschen für den Band beträgt, unwiderruflich ein.

Die beiden ersten Bände erscheinen im Juli, die übrigen im August d. J.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der östreichischen Kaiserstaaten nehmen Subscription darauf an.

Zwickau, im März 1834.

Gebrüder Schumann.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleine Erzählungen
von
E. L. Bulwer, Lady Blessington und S. C. Hall.
Uebersetzt
von
Louis Lax.
Preis 1 Thlr.

Eine anspruchlose Gabe, die Manchem nicht unwillkommen sein wird, und sich durch die Namen der Verfasser und Verfasserinnen hinreichend selbst empfiehlt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat März, oder Nr. 60—90, mit 1 Beilage: Nr. 3, und 3 literarischen Anzeigern: Nr. VIII—X. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im April 1834.

F. A. Brockhaus.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Die Hausthiere,
ihre Abstammung, Zähmung, Lebensweise im wilden und zahmen Zustande, ihr Nutzen und ihre Beziehung auf Künste, Gewerbe und Civilisation, nebst Beispielen und Anekdoten zur Erläuterung ihres Charakters und ihrer geistigen Fähigkeiten, sowie einer Schilderung der Sitten und Gebräuche mehrerer Nationen in Bezug auf dieselben. Nach dem Englischen bearbeitet. Mit 28 englischen Originalholzschnitten. Brosch. 231 Seiten in 8. Preis 1 Thlr.

Dieses äußerst interessante Werk enthält eine Schilderung der vierfüßigen Hausthiere und der Zwecke, die sie in dem großen Haushalte der Natur zu erfüllen bestimmt sind.

Auch ihr Zusammenhang mit den Fortschritten der Civilisation und der Künste, mit der Geschichte der Nationen und der

Eigenthümlichkeiten des Bodens und des Klimas wird nachgewiesen, die Länder, welche nur durch Zähmung und Nutzbarmachung gewisser Thierarten bewohnbar wurden, nebst den Sitten und Gebräuchen der Bewohner, in so weit sie mit der Geschichte der Hausthiere in Verbindung stehen, werden geschildert.

Der Verfasser hat aus den Beobachtungen neuerer Reisender und aus andern Quellen die neuesten Nachrichten und Entdeckungen über diesen Gegenstand gesammelt; die Skizzen sind indeß keineswegs bloße Auszüge oder Zusammenstellungen, sondern zum größten Theile eigne Arbeiten, denen eine große Menge merkwürdiger Thatsachen, von welchen mehrere neu sein dürften, einverleibt wurden.

Vollständiges

TASCHENWÖRTERBUCH

der vier Hauptsprachen Europas.

Nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von Dr. *Johann August Diezmann.* Deutsch-Englisch-Französisch-Italienischer Theil. (Zweiter neu durchgesehener Abdruck.) Mit Stereotypen gedruckt. 50 Bogen in kl. 4. auf feinem Velinpapier. Brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Werk ist durch eine Menge günstiger Recensionen hinreichend bekannt geworden. Das schnelle Vergreifen der ersten zahlreichen Auflage ist ein neuer Beweis seines Werthes. Die Fortsetzungen davon sind unter der Presse und werden nach Kräften gefördert.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Dramatische Scenen

aus

dem wirklichen Leben

von

Lady Morgan.

Aus dem Englischen

von

Louis Lax.

Mit dem Bildnisse der Verfasserin.

Zwei Bände. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Sämmtliche englische und ein großer Theil der französischen und deutschen Journale haben dieses interessante Werk bereits nach Verdienst gepriesen. Die erstern besonders rühmen einstimmig den Witz, die heitere Laune und die tiefe Kenntniß, mit welcher die gefeierte Verfasserin in einer Reihe von Darstellungen den Zustand Irlands, wie den der höhern englischen Gesellschaft schildert. Eine dieser Erzählungen namentlich gibt ein so charakteristisches, lebhaftes und unterhaltendes Bild Irlands, seines Volks und seiner Beamten, daß sie nicht anders als große Theilnahme erwecken kann. Das beigegebene Portrait der Verfasserin ist von ihrer talentvollen Nichte gezeichnet und sprechend ähnlich.

Oestreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen, und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Der Bosporus und die Dardanellen. Mit 2 Planen. II. Geschichte der Kriegsereignisse in Deutschland, in den letzten 4 Monaten des Jahres 1792. (Schluß.) III. Ueber das Lager bei Tarat. 1833. IV. Die Militairverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft. V. Literatur: 1. Clausewitz vom Kriege. 2. Kausler's Schlachtenatlas. 3. Wörls Atlas von Europa. VI. Miscellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Reiterei. (Fortsetzung.) VII. Fortsetzung des Ehrenspiegels der k. k. östreichischen Armee. VIII. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1834 in 12 Heften, sowie der, aller frühern Jahrgänge ist 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1818 bis 1833 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 12ten März 1834.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Gegen Ende des nächsten Monats erscheinen im Verlage der Unterzeichneten:

Bulwer's sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen von Dr. G. N. Bärmann.
17ter bis 23ster Band.

Enthaltend:

Paul Clifford. 4 Bde. Velinpap. Elegant Brosch. à 6 Groschen.

Die Pilger am Rhein. 3 Bde. Velinpap. Elegant brosch. à 6 Groschen.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der östreichischen Kaiserstaaten nehmen Bestellungen darauf an.

Ueber die erst kürzlich in London herausgekommenen Pilger am Rhein sagen englische Blätter: „So hoch auch der Name Bulwer's schon steht, dies Werk hebt ihn noch höher, denn es vereinigt mit seiner Originalität die Grazien seiner Poesie, die Geisteskraft seiner ernstern Schriften und athmet den Genius, der das Ambra und die Würze Aller ist."

Der beliebte Roman: Eugen Aram in 4 Bänden, welcher seit einiger Zeit bei uns fehlte, ist jetzt wieder zu haben.

Zwickau, 23ster März 1834.

Gebrüder Schumann.

Neue Musikalien

im Verlage von

Fr. Hofmeister in Leipzig.

Chwatal (F. X.), Le Choeur du Marché de l'Opéra: La Muette de Portici, varié p. Pfte. à 4 Mains. Oe. 4, in C. 12 Gr.

Czerny (Ch.), Variations sur un Thême favori de l'Opera: Hans Heiling de Marschner (So wollen wir auf kurze Zeit) p. Pfte. à 4 Mains. Oe. 329, in F. 20 Gr.

Endig (C.), 6 Orgelfugen im leichtern Style. 2te Lief. d. Fugen. 12 Gr.

Favorit-Tänze (Leipziger) f. Pfte. Nr. 48, Köhler (G.) Polonaise, Walzer und Rutscher nach Melodien der Oper: Hans Heiling. 8 Gr.

Ganz (M.), Divertissement en Forme d'une Fantaisie sur d'Airs allemandes nationaux p. Violoncelle av. Acc. de 2 Violons, Viola et Basse., Oe. 18, in Gm. 20 Gr.

Geissler (Ch.), Variations sur la Tyrolienne de l'Opera: Guillaume Tell de Rossini p. Pfte. Oe. 14, in A. 12 Gr.

Hiller (F.), La Danse des Fées p. Pfte. Oe. 9, in E. 8 Gr.

— — La Sérénade. Prélude, Romance et Finale p. Pfte. Oe. 11, in Hm. 12 Gr.

Hünten (Fr.), Variations brillantes sur la Cavatine du Barbier de Rossini: Ecco ridente il Cielo, arr. p. Pfte. seul par A. Farenc. Oe. 17, in C. 12 Gr.

Löwe (C.), 5 Gedichte aus Goethe's Nachlasse mit Pfte. (sämmtliche Lieder, Gesänge und Balladen, Op. 9. Heft 8.) 1 Thlr.
Malibran (Mdme.), Englisches Matrosenlied (Die Sonne sinkt — Te sun sinks) gesungen von Mlle. Francilla Pixis m. Pfte. 4 Gr.
Marschner (H.), Hans Heiling. Romantische Oper in 3 Acten, eing. f. Pfte. zu 4 Händen von F. Stegmayer. Geh. 5 Thlr.
— — Auswahl beliebter Stücke aus der Oper: Der Templer und die Jüdin f. Pfte. allein eingerichtet. (Jugendfreund 1ster Jahrg. Heft 4. 5.) 12 Gr.
Pixis (J. P.), Second Caprice dramatique sur des Motifs de Ludovic de Herold et Halevy p. Pfte. Oe. 125. 16 Gr.
Stein (C.), Die fröhlichen Wiener. Walzer f. Pfte. 6 Gr.
Taubert (W.), Duo p. Pfte. à 4 Mains. Oe. 11, in Am. (ded. à Mdme. Henriette Voigt). 20 Gr.
— — 6 deutsche Lieder mit Begl. d. Pfte. Op. 12. 10 Gr.
Wolfram (J.), Das Pathengeschenk. 3 Gesänge m. Pfte. 4te Liedersammlung. 8 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Encyklopädie der Freimaurerei,

nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, von *C. Lenning*. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen.

Drei Bände. 1822—28. Gr. 8.

Früherer Preis 9 Thlr. 12 Gr., jetzt fünf Thaler.

Leipzig, im April 1834.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen verschickt worden:

Malerische Reise um die Welt.

Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswerthesten von den Entdeckungsreisen eines Byron, Wallis, Carteret, Bougainville, Cook, Laperouse, Vancouver, d'Entrecasteaux, Baudin, Freycinet, Duperry, Krusenstern, Kotzebue, Beechey, Dumont d'Urville, Laplace rc. rc.,

verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter unter der Leitung

des Herrn Dumont d'Urville.

Deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. A. Diezmann.

Mit 500 Abbildungen. 2te Lieferung mit 16 Abbildungen à 6 Groschen.

In diesem Hefte sind folgende Abbildungen enthalten: Die Insel Trinidad. Wallfische. — Rhede von Rio Janeiro. — Jagd des wilden Pferdes. — Jagd der Fettgänse. — Das Tafelgebirge und die Capstadt. — Straße in der Capstadt. — Ein Sturm auf der Nadelbank — Hottentotten. — Port Louis. — Kirche von Pampelmousses. — Mesnil-Fluß. — Zuckerplantage. — St.-Denis auf der Insel Bourbon. — Der Kieselfluß. — Ausschiffungsplatz zu St.-Denis. — Madegassen im Jahre 1656.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist soeben angekommen:

Lenz, R., Bericht über eine im asiatischen Museum der k. Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg deponirte Sammlung Sanskrit-Manuscripte. Gr. 8. St.-Petersburg, 1833. 2 Gr.

Memoires de l'académie Impériale des sciences de St.-Petersbourg. 6me Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome II. Livr. 6me avec 2 planches. Gr. in 4. St.-Petersbourg, 1833. Prix du volume complet. 6 Thlr. 18 Gr.

Eben ist versandt:

Dr. *S. F. W. Hoffmann*, Die Alterthumswissenschaft. Ein Lehr- und Handbuch für Schüler höherer Gymnasialclassen und für Studirende bearbeitet. In drei Lieferungen mit 16 Kupfertafeln von Prof. Ant. Krüger. 1ste Lief. (15 Bog. im grössten 8. mit 6 Kupfert.) Geh. 1834. 1 Thlr. 6 Gr.; Schreibp. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Zweck dieses Buches ist die Alterthumsstudien befördern zu helfen, durch Belehrung, vermittels einer zusammenhängenden und dem jetzigen Stande der A.-Wissenschaft angemessenen und zugleich anregenden Darstellung ihrer Haupttheile in Beziehung auf das Ganze und auf den Zusammenhang unter sich, sowie durch Anschauung vermittels der beigefügten Abbildungen. Hierin liegt zugleich das unterscheidende im Vergleich mit den übrigen derartigen Werken. — Die 2te und 3te Lief. von gleichem Umfange werden möglichst bald folgen.

Leipzig, den 15ten Febr. 1834.

Hinrichs'sche Buchhandlung.

Zur Nachricht.

In dem soeben erschienenen 1sten Hefte des fünften Bandes vom Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten im Vereine mit den angesehensten Publicisten herausgegeben von Alexander Müller, sind neben andern höchst wichtigen Wahrheiten im Fache der Gesetzgebung die Verhältnisse der Israeliten auf eine ebenso anziehende als belehrende Weise zur Sprache gebracht worden.

Für die in das bürgerliche Interesse so eingreifende Frage: darf eine völlige Gleichstellung in staatsbürgerlichen Rechten sämmtlichen Juden schon jetzt bewilligt werden, wird ein lebendiges wahres und treues Bild des Judenthums nach seinen tief verschlungenen Wurzeln entworfen.

Bei allen Buchhandlungen Deutschlands sind Exemplare zu 2 Fl. 30 Kr. zu haben.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Sechsundzwanzigstes und siebenundzwanzigstes Heft.

Smidt bis Torlonia.

Auf weißem Druckpapier 12 Gr.
Auf gutem Schreibpapier 16 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, 15ten März 1834.

F. A. Brockhaus.

// Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Hase (Heinrich), Nachweisungen für Reisende in Italien, in Bezug auf Oertlichkeit, Alterthümer, Kunst und Wissenschaft. Mit 1 Titelkupfer. 1821. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller (Christian), Roms Campagna in Beziehung auf alte Geschichte, Dichtung und Kunst. Zwei Theile. Nebst einer Karte der Campagna. 1824. Gr. 8. 4 Thlr.

Quandt (Joh. Gottlob von), Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. Drei Theile. 1819. 8. Cart. 3 Thlr.

Rumohr (C. F. von), Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen. 1832. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schopenhauer (Johanna), Reise durch England und Schottland. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1826. 8. 4 Thlr.

Für Badereisende.

Kreysig (Friedrich Ludwig), Ueber den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. Zweite verbesserte Auflage. 1828. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe in französischer Sprache unter dem Titel:

De l'usage des eaux minérales naturelles et artificielles de Carlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont et Spa. Ouvrage traduit de l'allemand, sur la seconde édition revue et corrigée. 1829. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Mosch (Karl Friedrich), Die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile. Mit 50 landschaftlichen Ansichten und 1 Karte. 1821. 8. Cart. Früherer Preis 5 Thlr. 8 Gr., jetzt 2 Thlr. 12 Gr. Ohne Kupfer, aber mit der Karte, früherer Preis 3 Thlr., jetzt 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im April 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Pilgrime am Rhein.

Von

E. L. Bulwer,

Verfasser von Pelham, Eugen Aram, England und die Engländer rc. rc.

Aus dem Englischen

von

Louis Lax.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke.

7ter und 8ter Band.

Zwei Bände. 8. Geh. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Englische Blätter sagen darüber: So hoch der Name Bulwer's steht, dies Werk hebt ihn noch höher, denn es vereinigt mit seiner Originalität die Grazien seiner Poesie, seine reiche Phantasie, die Geisteskraft seiner ernstern Schriften und athmet den Genius, der die Würze aller ist.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Papst Alexander VI.

und sein Sohn

der Cardinal Cäsar Borgia

die beiden größten Bösewichter ihrer Zeit.

Von J. G. P. Viennet.

2 Bände. 2 Thlr.

Gallerie

gottloser Statthalter Christi auf Erden.

1ster und 2ter Band. 2 Thlr.

Lit. Museum in Leipzig.

Soeben ist bei Ch. F. Grimmer in Dresden erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die philosophische Geheimlehre

der Unsterblichkeit

des menschlichen Individuums

vom Prof. C. H. Weiße.

(Nebst zwei Anhängen zur Vertheidigung gegen Herrn Dr. Fr. Richter v. Magdeburg, Verf. der Lehre von den letzten Dingen.) 8. 6 Bog. Velin. Brosch. 12 Gr.

Subscriptionsanzeige.

In der unterzeichneten Buchhandlung erscheint:

Die Lebensgeschichte

des

großen Königs Friedrich von Preußen.

Ein Buch für Jedermann

von

Dr. J. D. E. Preuß,

Verfasser des größern Werks über denselben Gegenstand.

Von vielen Seiten aufgefodert, hat sich der Herr Verfasser entschlossen, unter obigem Titel ein Werk herauszugeben, welches in 2 Bänden wesentlich alles enthalten soll, was sich in dem größern Werke findet, so jedoch, daß dem oben angedeuteten Zwecke gemäß, einzelne Theile der frühern Arbeit, z. B. die Jugendgeschichte, der siebenjährige Krieg, die erste Theilung Polens in großer Ausführlichkeit wieder abgedruckt, andere jedoch enger zusammen gezogen und einladender abgehandelt werden.

Der Druck dieses Buches hat bereits begonnen und wird längstens bis Michaelis d. J. beendigt sein. Das Ganze wird ungefähr 50 Bogen in gr. 8. stark werden, für jeden Band 25 Bogen.

Um es für Jedermann zugänglicher zu machen, laden wir hierdurch zur Subscription ein und zwar so, daß wer sich bis zum Ende September d. J. unterzeichnet, das Buch für einen Subscriptionspreis erhält, welcher nicht 2 Thlr. erreicht; der nachherige Ladenpreis wird um ein Drittel höher sein.

Jede gute Buchhandlung nimmt hierauf Unterzeichnungen an und ist in den Stand gesetzt, auf Verlangen eine vollständige Anzeige dieses Buches gratis vorzulegen.

Berlin, im März 1834.

Nauck'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Hauses Nassau-Oranien.

Von

Prof. Dr. Ernst Münch,

k. würtemb. Geheimen Hofrath, Bibliothekar Sr. M. des Königs, des niederl. Löwenordens Ritter rc. rc.

Dritter Band.

Gr. 8. 370 S. mit 16 genealogischen Tabellen.
Preis auf weißem Druckpapier 2 Thlr.; Velinpapier 3 Thlr.

Mit Vergnügen theilen wir hier den mit Ungeduld erwarteten dritten Band dieses bedeutenden Werkes mit. Verspätete Sendung von Materialien aus Holland trug an der langen Verzögerung Schuld. Ueber die Trefflichkeit dieses Unternehmens haben sich alle Stimmen von Gewicht bereits zur Genüge ausgesprochen, und wir fügen nur hinzu, daß mit fortschreitendem Stoffe auch die Behandlung desselben noch immer an Interesse zunimmt.

Renea von Este

und ihre Töchter:
Anna von Guise, Lukrezia von Urbino und Eleonore von Este.

Von

Ernst Münch.

Zweiter Band.

Gr. 8. 280 Seiten. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Leider konnte erst nach beinahe zweijährigem Zwischenraume dieser zweite Band dem ersten folgen. Der Beifall, welchen dieser gefunden, wird durch die vielen interessanten Documente, welche dem letzten Theile beigegeben sind, namentlich durch mehre bisher unbekannte Gedichte Tasso's, nur erhöht werden.

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hüllmann (Karl Dietrich),
Staatsverfassung der Israeliten. Gr. 8. 14½ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Leipzig, im April 1834.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Der Staat und der Landbau.

Beiträge zur Agriculturpolitik
von
Prof. **Friedrich Bülau.**

Gr. 8. 15¼ Bogen, weiß Druckpapier 1 Thlr.

Statt jeder Empfehlung mache ich blos auf den Inhalt dieses interessanten Werkes aufmerksam. Derselbe besteht in: 1. Der volks- und staatswirthschaftliche Werth des Landbaues. 2. Die Dismembrationsfrage. 3. Die Domainen. 4. Gemeinheitstheilung. 5. Die Kirche, der Adel und das Lehnwesen in ihrem Einfluß auf den Landbau. 6. Die Zehnten. 7. Frohnen und Dienstbarkeiten. 8. Die Zusammenlegung der Felder. 9. Schlußwort.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Specialkarte

vom

Regierungsbezirk Magdeburg.

2 Blätter im größten Landkartenformat.
Gezeichnet und herausgegeben von C. v. Seydlitz und J. Blume.

Die im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschienene Karte vom Regierungsbezirke Magdeburg in zwei Blättern ist in mehren tausend Exemplaren bei Behörden und Geschäftsmännern verbreitet, und hat wegen ihres größern Maßstabes und der außerordentlichen Deutlichkeit des Stiches stets vor ähnlichen Unternehmungen den Vorrang behauptet. Es bedarf daher keiner besondern Anpreisung, um dieselbe zu empfehlen, da sich jeder Kenner überall durch eigne Ansicht von ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit selbst überzeugen kann. Der Concurrenz wegen ist der bisherige Ladenpreis von 1 Thlr. 15 Sgr. für beide Blätter auf 1 Thlr. herabgesetzt.

Rubach'sche Buch-, Kunst- und Verlagshandlung.

Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. Herausgegeben unter freier allgemeiner Mitwirkung von H. Frh. v. Aufseß und Prof. Mone. IIIter Jahrgang. 1834. Gr. 4. Fein Druckvelin. 2 Fl. 54 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Obgleich wegen mancher neuen Einrichtungen, besonders wegen Veränderung des Druckorts das Erscheinen der ersten Lieferungen für dieses Jahr, sowie der letzten für voriges etwas verzögert wurde, so wird doch von jetzt an keine Unterbrechung mehr Statt finden, und die Freunde deutscher Geschichte, Kunst und Alterthumskunde werden sich nicht nur über das Eintreten des rühmlichst bekannten Herrn Professor Mone in die Redaction, sondern auch über die zweckmäßige neue Gestaltung und bedeutende Erweiterung des Werkes zu erfreuen haben.

Nürnberg, im März 1834.

Die Riegel und Wießner'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Alphabetische Naamlijst van boeken, plaatwerken enz. welke sedert het jaar 1790 *tot en met* 1833 *in ond Nederland zijn uitgekomen. Een deel en Supplement 4. compleet à 10 Thlr.*

Die in diesem Katalog verzeichneten Werke liefere ich auf feste Bestellung in kurzer Zeit nach Leipzig, und bitte ich also die Freunde der holländischen Nationalliteratur sich an ihren gewöhnlichen Buchhändler zu wenden, der die verlangten Artikel von mir beziehen kann.

Amsterdam, April 1834.

J. H. Laarman.

Paris und seine Umgebungen, eine Sammlung von Stahlstichen nach Originalzeichnungen von *A. Pugin*, ausgeführt durch die bedeutendsten Künstler Englands, mit erklärendem Text in deutscher Sprache. Roy. 4. 4 Stahlstiche p. Heft, 5 Gr. Sächs. (6¼ Sgr.)

Einige wenige Exempl. in imp. 4to, *die Stahlstiche auf chinesisch Papier* à 10 Gr. Sächs. (12½ Sgr.)

Von allen Städten Europens ist wohl Paris den Deutschen am interessantesten. Sehr viele haben Gelegenheit gehabt es zu sehen, und die Ereignisse der letzten Jahre knüpfen fast alle politische Erinnerungen an diese Stadt, ihre Monumente und Umgebungen. Unsere Sammlung wird

demnach gewiss einem grossen Publicum angenehm sein — durch Darstellung interessanter Scenen, durch den Plan der Stadt — sowie durch einen der Umgebungen, wird sie zur Erläuterung der neuen Weltbegebenheiten „anschauliche" Materialien liefern. Nur die Hoffnung auf einen sehr bedeutenden Absatz veranlasste mich, den Preis dieses Prachtwerks so billig zu stellen — 4 Stahlstiche um 5 Gr.! — und ich lade demnach zur Subscription (ohne Vorausbezahlung) ergebenst ein; alle solide Buchhandlungen werden dieselbe gern annehmen. Nach dem Erscheinen des 12ten Hefts (im Juni d. J.) tritt der Ladenpreis von 8 Gr. pro Heft ein. Das Werk wird in 28 Heften vollständig sein.

Jetzt complett in 50 Nummern à 6 Gr. (7½ Sgr.) oder in 2 Theilen. Royal 8., elegant gebunden, Goldschnitt, mit 102 Stahlstichen, Preis 13 Thlr. 20 Sgr.:

Malerische Ansichten von Italien, der Schweiz und Tyrol,

nach Originalzeichnungen von *Harding*, *Prout* und *Stanfield*, in Stahl gestochen von den vorzüglichsten Künstlern Englands.

Allen den, welche jene Gegenden besucht haben, ein treffliches „Souvenir" — Allen Reisenden ein treuer Wegweiser zu den Schönheiten der Natur und Kunst.

Berlin. A. Asher.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Godolphin,
oder
der Schwur.

Nach
der zweiten Auflage des englischen Originals
übersetzt
von
Louis Lax.

Drei Bände. 8. Broschirt. Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Ein Theil des englischen Publicums hat diesen Roman Hrn. Bulwer, der wegen der vielen darin berührten politischen Verhältnisse, sich hier nicht als Verfasser bekennen wollte, ein anderer Hrn. d'Israëli zugeschrieben. Wer auch der wahre Verfasser sei, daß man das Werk allgemein einem der beiden berühmtesten Schriftsteller Englands zuschreibt, beweist für dessen Trefflichkeit. Eine geistreiche Schilderung der englischen Aristokratie und englischen Politik, eine interessante Intrigue, tiefe Auffassung des Lebens, glänzende Charakteristik und humoristische Darstellung machen diesen Roman zu einer ebenso gediegenen als unterhaltenden Lecture.

Bei Karl Schumann in Schneeberg ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

W. Shakspeare's sämmtliche Werke in Einem Bande, in zwei Abtheilungen. Im Verein mit Mehrern übersetzt und herausgegeben von Julius Körner. Erste Abtheilung. Auf Maschinen-Patentpapier. Subscriptionspreis des ganzen Werkes 6 Thlr. 12 Gr.; nach dem Erscheinen der 2ten Abtheilung tritt der Ladenpreis von 7 Thlr. 8 Gr. ein.

Hiermit erscheint die 1ste Abtheilung der Werke des größten dramatischen Dichters aller Zeiten: des Dichters, zu dessen reicher, hoher Eigenthümlichkeit ein Lessing, ein Göthe, ein Schiller mit Bewunderung empor blickten; des Dichters, aus welchem in so vielen vorzüglichen schöngeistigen Erzeugnissen der neuern Zeit unzählige Anklänge und Anspielungen sich finden. So ist es z. B. unmöglich, die allgelesenen Werke des großen Unbekannten ohne tiefere Bekanntschaft mit Shakspeare in so manchen zarten Hindeutungen und Beziehungen zu verstehen. Unter allen Völkern aber, welche den unnachahmlichen Briten außerhalb seines Vaterlandes zumeist zu würdigen wußten, standen und stehen die Deutschen oben an; deshalb verspricht sich der Verleger den Beifall aller Gebildeten der deutschen Nation, indem er denselben diese neue Uebersetzung in 1 Bande darbietet. Nächst dem Werthe der Uebertragung ist auf höchste Eleganz in Druck und Papier vorzüglich Rücksicht genommen worden. Das Bildniß des Dichters mit einem Facsimile wird diese Ausgabe schmücken. Die 2te Abtheilung erscheint noch vor der Michaelismesse.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Joh. Glaubreg (Advokat, Anwalt, Mitglied der 2ten Kammer der Ständeversammlung des Großh. Hessen im Jahr 1833), über die gesetzlichen Garantien der persönlichen Freiheit. Ein Beitrag zur Kenntniß der französischen Gesetzgebung in deutschen Staaten. 8. Geh. Preis 45 Kr., oder 10 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Revolutionen
des
spanischen Amerikas
von 1808 bis 1823.
Zweiter Theil,
von 1814 bis 1823,
vom
k. p. Obristen von Schepeler.
A. u. d. T.
Geschichte der spanischen Monarchie.
Vierter Theil.

Gr. 8. 32 Bogen. Geh. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Das allgemeine Interesse ist jetzt zu sehr auf Spanien, und auch auf seine Verhältnisse zu dessen ehemaligen Colonien gerichtet, als daß dies umsichtlich und gründlich gearbeitete Werk nicht die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen sollte. Für Jeden, der die Geschichte dieser Länder studiren will, ist dieses Buch unentbehrlich.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist gratis zu erhalten:

Verzeichniß interessanter und wichtiger Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche bei einer Auswahl im Betrage von mindestens 30 Thalern für zwei Drittel, von 50 Thalern für drei Fünftel, von 100 Thalern für die Hälfte des Ladenpreises erlassen werden. Nebst einem Anhange, diejenigen Schriften enthaltend, welche auch einzeln zu herabgesetzten Preisen zu haben sind. (2¼ Bogen stark.)

Dem Publicum wird die Durchsicht dieses Verzeichnisses ganz besonders empfohlen; die ungewöhnlichen Vortheile, die darin geboten werden, gelten nur bis Ende December 1834.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

In vier Bänden in Quartformat. Auf schönem weißen Druckpapier mit grober Schrift.

Ausgegeben in einzelnen Lieferungen von 8 Bogen, deren jede im Subscr.-Preise 6 Gr. kostet.

Ersten Bandes erste Lieferung. Bogen 1—8.

Aachen bis Ambrasius

mit den Holzschnitten:

das Rathhaus zu Aachen; das Grabmal Abälard's und Heloisen's; das Abendmahl, nach Leonardo da Vinci; Abraham a Santa Clara; die Rhede von Abukir; der Achat; der Schild des Achilles; John Adams; der Zuckerhut im Adersbacher Felsenwalde; der Steinadler; das adriatische Meer nebst Küste; der Orang-Utang, zwei Meerkatzen und der Hundskopfaffe; der Affenbrotbaum und dessen Blatt, Blüte und Frucht; die Agave und deren Blüte; Agrippa von Nettesheim; die Obelisken bei Luxor in Aegypten; das Geburtshaus Napoleon's in Ajaccio; Herzog Alba; ein Albaneser; der Albatros; Alfons Albuquerque; Kaiser Alexander I. und die Alexandersäule; der Hafen von Alexandria; Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg; Alfieri; mehre Algenarten; das Thor der Gerechtigkeit und der Löwensaal in Alhambra; Ali Pascha von Janina; der Alk; die Aloë von Sokkotora und der Blütenstengel derselben

und den

in Kupfer gestochenen Karten von Afrika und Ägypten.

Das Bilder-Conversations-Lexikon ist bestimmt für alle Classen des gesammten deutschen Volkes; mit Uebergehung alles Strengwissenschaftlichen und Dessen, was nicht für die Gesammtheit beachtungswerth erscheint, verbreitet es sich in allgemein faßlicher, populairer Darstellung über alle im gewöhnlichen Leben vorkommenden Gegenstände und sucht durch ausführliche Behandlung des Nützlichsten und Wissenswerthesten zu belehren, durch Hervorheben des Interessanten aber zugleich zu unterhalten. Für beide Zwecke dienen auch die bildlichen Darstellungen, namentlich die beigefügten Landkarten, durch welche sich dieses Werk von allen ähnlichen Unternehmungen des In- und Auslandes unterscheidet, und sein Nutzen bedeutend erhöht wird.

Den Foderungen, welche das Publicum an ein solches Werk zu machen berechtigt ist, möglichst zu genügen, ist das unablässige Bestreben sowol der Verlagshandlung, welche hierbei keine Mühe und Kosten scheut, wie der Redaction; in wie weit aber beiden dieses gelungen sei, mag das Urtheil der Leser entscheiden, welche die Schwierigkeiten nicht übersehen werden, die bei der Herstellung dieses Werkes, theils in Hinsicht der Darstellungsweise, theils und insbesondere hinsichtlich der artistischen Ausstattung zu überwinden sind.

Das ganze Werk wird aus vier starken Bänden bestehen und demselben zur größern Zweckdienlichkeit am Schlusse ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß beigegeben werden, was um so nöthiger sein dürfte, da kleine, nur worterklärende und deshalb trockene Artikel nicht im Plane des Werkes liegen, sondern eine Menge Gegenstände beiläufig in größern Artikeln erörtert werden. Um jedoch im Voraus die Leser in Kenntniß zu setzen, wo wichtigere Artikel, die aber unter verschiedenen Namen gesucht werden könnten, zu finden seien, sollen auf dem Umschlage einer jeden Lieferung in dem Artikelverzeichniß auch die Verweisungen angegeben werden.

Da die nöthigen Einleitungen nunmehr getroffen und die größten Schwierigkeiten beseitigt sind, so werden die einzelnen Lieferungen so rasch, als es nur immer die Sorgfalt, welche dieses Werk erheischt, gestattet, in Zwischenräumen von vier bis sechs Wochen aufeinander folgen.

Leipzig, am 6. Mai 1834.

F. A. Brockhaus.

Warnung.

Als im Jahr 1825 der verewigte großherzoglich sächsische Staatsminister und Geheimerath von Goethe eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke durch die J. G. Cotta'sche Verlagshandlung veranstaltete, wurden demselben für sich und seine Erben von sämmtlichen hohen Staatsregierungen des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes die gemessensten Privilegien gegen den Nachdruck gedachter Werke, sei er inner- oder außerhalb der deutschen Lande angefertigt, ertheilt und darinnen auch jede Verbreitung eines solchen Nachdrucks mit Konfiskation und namhaften Geldstrafen bedroht.

Die Unterzeichneten sind unterrichtet, daß neuerdings in der Schweiz und an andern Orten ein Nachdruck der Goethe'schen Werke erscheinen solle, und daß dessen Verbreitung auch in Deutschland mit allen ersinnlichen Mitteln auf's Rechtswidrigste versucht wird. Sie finden sich daher veranlaßt, alle rechtlich gesinnten Privaten, insbesondere aber alle deutschen Buchhandlungen vor dem Ankauf, dem Verkauf, oder der sonstigen Verbreitung jenes schändlichen Nachdrucks öffentlich zu verwarnen, indem sie, im festen Vertrauen auf die Gerechtigkeit der deutschen Gerichtshöfe und aller sonst kompetenten Behör-

ben, Alles aufbieten werden, um den durch die höchsten Privilegien ihnen zugesicherten Rechtsschutz geltend zu machen.

Weimar und Stuttgart, den 21sten April 1834.

Die Altersvormünder der von Goethe'schen Enkel:

v. Waldungen. C. Büttner.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bilder aus Schwaben.

Wie Wilibald Alexis in den wiener Bildern das Leben und Treiben der deutschen Kaiserstadt, führt der Verfasser des nachfolgenden, soeben bei uns erscheinenden Werkes, dem Leser Tableaus aus einem andern nicht weniger interessanten Theile Süddeutschlands vor:

Bilder aus Schwaben, von August Zoller. 8. Brosch. 2 Fl., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Alle Buchhandlungen haben das Werk von uns erhalten.

Stuttgart, im April 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In der Carl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Jahrbücher der Literatur.

Fünf und sechzigster Band.

Oder

1834.

Januar. Februar. März.

Inhalt.

Art. I) 1) Della colonia dei Genovesi in Galata libri sei di *Lodovico Sauli*. Torino 1831.

2) Ταριχος ou recherches sur l'histoire et les antiquités des pêcheries de la Russie méridionale. Pétersbourg 1832.

3) Notes statistiques sur le littoral de la mer noire relatives à la géographie, à la population, à la navigation et au commerce, par le Cte. L. S..... Vienne 1832.

4) Memoria sulle colonie del mar nero nei secoli di mezzo. Vom selben Verfasser, wie das vorhergehende und nachfolgende:

5) Notes sur les provinces russes au-delà du Caucase, écrites dans les années 1823 et 1824 par le Comte *L. Serristori*. Odessa 1829.

II. On the Economy of Machinery and Manufactures. By *C. Babbage*, Esq. (Ueber Maschinen- und Fabrikenwesen von C. Babbage). Third Edition. London 1832.

III. 1) Annals and antiquities of Rajast' han or the central and western Rajpoot states of India, by Lieutenant-Colonel *James Tod*. London 1832.

2) *Fischer's* drawing room Scrap-Book 1834, by L. E. L. London 1833.

3) The Oriental Annual, or Scenes in India, comprising twenty-five engravings from original drawings by *William Daniell* and a descriptive account by the *Rev. Hobart Caunter* B. D. London 1834.

IV. Aeschylos Eumeniden, Griechisch und Deutsch, mit erläuternden Abhandlungen über die äussere Darstellung und über den Inhalt und die Composition dieser Tragödie von *K. O. Müller*. Göttingen 1833.

V. Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Von G. R. Treviranus. Zweite Abtheilung des zweiten Bandes. Bremen 1833.

VI. Chrestomathie Chinoise, publiée aux frais de la société asiatique. Paris, 147 bis 1833.

VII. *Memoirs of Doctor Burney*, by his Daughter *Madame d'Arbley*. London 1832.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. LXV.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Konstantinopel im Winter 1825 und 1826. Bruchstücke aus Briefen. Von Oberstlieutenant von Prokesch-Osten. Zweite Abtheilung.

Geist und Leben der britischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Von Chr. Kuffner. (Fortsetzung.)

Die Gesundheitsvorschriften der Asklepiaden.

Anzeige,

die königsberger astronomischen Beobachtungen betreffend.

Um die Verbreitung dieses Werkes zu befördern, hat die königl. Universitätssternwarte das Eigenthumsrecht an dasselbe an sich gebracht und setzt nun den Preis bedeutend herunter. Die funfzehn ersten Abtheilungen werden Denen, welche alle zusammen nehmen, für 20 Thaler preuss. Courant baare Zahlung überlassen werden; Die, welche nur einen Theil derselben ankaufen wollen, erhalten jede Abtheilung für 2 Thaler.

Gegen die baare Zahlung des Preises an die königl. Universitätscasse in Königsberg, wird dieselbe eine Quittung ausstellen, gegen welche die bezahlten Exemplare auf der Sternwarte in Empfang genommen werden können. Zu noch grösserer Erleichterung wird die Rein'sche Buchhandlung in Leipzig, soweit der dortige kleine Vorrath reicht, die Zahlung in Empfang nehmen und das dagegen zu Empfangende abliefern.

Die jetzt erschienene 16te Abtheilung ist für 2 Thlr. pr. C. baar, auf dieselbe Art zu erhalten.

Die Universitätscasse und der Director der Sternwarte verbitten sich alle Correspondenz über dieses Geschäft, können sich auch mit Versendungen nicht befassen.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

La Russie et la Pologne. Esquisse historique par Th. de K. Mit dem Motto: Vis consili expers mole ruit sua. Horat. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Wer ernstern Sinnes sich über eine der anziehendsten Begebenheiten neuerer Zeit zu unterrichten wünscht, der lese dies gründliche Werk, worin er alle Aufschlüsse finden wird, deren es bedarf, um die Schicksale der Polen seit Jahrhunderten zu begreifen, und um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß auch Völkern nichts widerfährt, was sie nicht selbst herbeigeführt haben. Eine genauere Würdigung des Werks findet sich in Buchholz Monatschrift für Deutschland, Jahrgang 1834, viertes Heft.

Oestreichisch-militairische Zeitschrift 1834.

Drittes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden. Inhalt: I. Geschichtliche Skizze der Kriegsereignisse in Tirol, im Jahre 1809. Dritter und letzter Abschnitt. Erste Abtheilung. — II. Die Schlachten bei Wawer, Bialolenka und Grochow, im Februar 1831. (Fortsetzung.) Mit dem Plane dieser Schlachtfelder. — III. Nekrolog des k. k. Feldmarschall-Lieutenants von Mumb. — IV. Literatur. Gegenwärtiger

gen über einige Recensionen der militairischen Phantasien. — V. Miscellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Reiterei. (Fortsetzung.) — VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1834 von 12 Heften, sowie der aller frühern Jahrgänge, ist 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung aller Jahrgänge von 1818—34 auf Einmal abnimmt, erhält dieselben um ¼ wohlfeiler.

Wien, den 19ten April 1834.

J. G. Heubner, Buchhändler.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wanderjahre

von

W. A. Heinrich Scheffer.

2 Bde. brosch. 2 Thlr. — 3 Fl. 36 Kr.

Die Verlagsbuchhandlung übergibt hier dem gebildeten Publicum eine interessante Schilderung der Reisen des Verfassers in der europäischen und asiatischen Türkei, Ungarn, Siebenbürgen, der Walachei, Italien, Frankreich und Deutschland. Die Ereignisse des Griechenkampfes und die gegenwärtigen Zustände dieses die Theilnahme Europas fesselnden Volkes sind auf eine freimüthige und geistreiche Art dargestellt, und werden gewiß die Aufmerksamkeit der Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen. Nicht minder Interesse erregend sind die Ideen, welche der Verfasser über die politischen Verhältnisse des Orients und Europas hier mit vielem Geiste und Humor niedergelegt hat. Mit Vergnügen wird gewiß jeder Leser den weiten mitunter gefahrvollen Zügen zu Land und Meer folgen und die Ueberzeugung gewinnen, daß wir mit den Wanderjahren von Scheffer der Form und dem Inhalte nach eine der geistreichsten Erscheinungen der Tagesliteratur geliefert haben.

GEDICHTE

von

Dr. *K. W. Justi, Superintendenten zu Marburg.*

12. Gebunden 12 Gr. — 54 Kr.

Des Cajus Plinius Cäcilius Secundus

Lobrede auf den Kaiser Trajan.

Aus dem Lateinischen übersetzt

und

mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen begleitet

von

Dr. J. Hoffa.

Gr. 8. 14 Gr. — 1 Fl.

Elwert's Universitäts-Buchhandlung in Marburg.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main sind soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Bechstein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geb. 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Becker, Dr. und Pfarrer, Wissenschaftliche Darstellung der Lehre von den Kirchenbüchern. Ein Handbuch für Behörden, Prediger, Kirchenbuchführer und Rechtsgelehrte. Mit 2 Stammbäumen und Beilagen landesherrlicher Verordnungen. Wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantasiestücke. Zwei Bände. 8. 3 Thlr., oder 5 Fl.

Franqué, Medicinalrath Dr. J. B., Geschichte der Seuchen, welche in dem Herzogthume Nassau seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrscht haben. Mit 10 Tabellen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl.

Für Vernunft, Religion und Kirche. Zeugnisse aus allen Jahrhunderten. Zugleich als Andachtsbuch für denkende Christen. Wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Gallerie zu Byron's Werken. Erste Lieferung in 11 Blättern. Gr. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. Band I. Heft 2. Mit Tafel VI—IX und XI. Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Rau, W. Dr. med. u. Privatdocent, Lehrbuch der Pathogenie. Gr. 8. 20 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Shakspeare's Plays, accurately printed from the Text of Mr. Steeven's last edition, with historical and gramatical explanatory notes in german by J. M. Pierre. Vol. IV. Containing: King Henry IV. Part 1. 12. Geh. 8 Gr., oder 36 Kr.

Storch, Ludwig, Der Diplomat. Novelle. 8. 1 Thlr. 18 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr.

Verfassungen, Die, der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Aus dem Englischen übersetzt von G. H. Engelhard. 2 Theile. 8. Geh. 2 Thlr., oder 3 Fl.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat April, oder Nr. 91—120, mit 1 Beilage: Nr. 4, und 2 literarischen Anzeigern: Nr. XI und XII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im Mai 1834.

F. A. Brockhaus.

Paris und seine Umgebungen, eine Sammlung von Stahlstichen nach Originalzeichnungen von *A. Pugin,* ausgeführt durch die bedeutendsten Künstler Englands, mit erklärendem Text in deutscher Sprache. Roy. 4. 4 Stahlstiche p. Heft, 5 Gr. Sächs. (6¼ Sgr.)

Einige wenige Exempl. in imp. 4to, *die Stahlstiche auf chinesisch Papier* à 10 Gr. Sächs. (12½ Sgr.)

Von allen Städten Europens ist wohl Paris den Deutschen am interessantesten. Sehr viele haben Gelegenheit gehabt es zu sehen, und die Ereignisse der letzten Jahre knüpfen fast alle politische Erinnerungen an diese Stadt, ihre Monumente und Umgebungen. Unsere Sammlung wird demnach gewiss einem grossen Publicum angenehm sein — durch Darstellung interessanter Scenen, durch den Plan der Stadt — sowie durch einen der Umgebungen, wird sie zur Erläuterung der neuen Weltbegebenheiten „anschauliche" Materialien liefern. Nur die Hoffnung auf einen sehr bedeutenden Absatz veranlasste mich, den Preis dieses Prachtwerks so billig zu stellen — 4 Stahlstiche um 5 Gr.! — und ich lade demnach zur Subscription (ohne Vorausbe-

zahlung) ergebenst ein; alle solide Buchhandlungen werden dieselbe gern annehmen. Nach dem Erscheinen des 12ten Hefts (im Juni d. J.) tritt der Ladenpreis von 8 Gr. pro Heft ein. Das Werk wird in 28 Heften vollständig sein.

Jetzt complett in 50 Nummern à 6 Gr. (7½ Sgr.) oder in 2 Theilen. Royal 8., elegant gebunden, Goldschnitt, mit 102 Stahlstichen, Preis 13 Thlr. 20 Sgr.:

Malerische Ansichten von Italien, der Schweiz und Tyrol,

nach Originalzeichnungen von *Harding*, *Prout* und *Stanfield*, in Stahl gestochen von den vorzüglichsten Künstlern Englands.

Allen den, welche jene Gegenden besucht haben, ein treffliches „Souvenir" — Allen Reisenden ein treuer Wegweiser zu den Schönheiten der Natur und Kunst.

Berlin. A. Asher.

Im Verlags-Comtoir zu Braunschweig und Leipzig ist folgendes höchst interessante Werk soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Engelsburg. Roman aus dem Ende des 15. Jahrhunderts von Viennet. Aus dem Französischen. 3 Bdchn. 8. Auf sehr schönem Papier. Brosch. 2 Thlr.

Stuttgart.

Philosophisch-religiöses Werk, empfohlen durch den Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Petrick, J. F. (fürstl. Pückler-Muskauscher Hofprediger), **Der Geist unserer Zeit und das Christenthum, oder Beweis, daß das wahre Bedürfniß der Kirche Christi auch Bedürfniß der Zeit sei.** 3 Theile. Gr. 8. 3 Fl., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser der berühmten Briefe eines Verstorbenen bereitet in seinem neuesten Werke „Tutti Frutti" diesem ausgezeichneten Buche Bahn durch das günstige Urtheil: daß es kraft- und macht- und lichtvoll das Bessere befördern helfe, welches der ächte Protestantismus, der das Fortschreiten der Menschen nicht zu versteinern trachte, verlange.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Mechanik.

Von J. F. Brewer,

Professor der Mathematik und Physik in Düsseldorf.

Gr. 8. 3 Bände. Mit 19 Steindrucktafeln. Düsseldorf, bei Schaub. Preis 6 Thlr.

1ster Band. Statik fester Körper. 1 Thlr. 12 Gr.
2ter — Lehre von der Bewegung fester Körper. 1 Thlr. 14 Gr.
3ter — Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik. 2 Thlr. 22 Gr.

Dieses Werk unterscheidet sich von den gewöhnlichen Lehrbüchern über diese Wissenschaft durch eine ihm zur Empfehlung gereichende Vollständigkeit, Deutlichkeit, selbstständiges Urtheil und Streben nach gründlicher Einsicht.

Der 3te Band enthält eine sehr wohlgeordnete, lehrreiche und verständige Beschreibung der Dampfmaschinen.

Bei uns ist soeben erschienen:

Nachtstücke

aus dem Drama der französischen Revolution.

A. d. Fr. (von Fr. Seybold.) 8. Brosch. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr.

Das denkwürdigste und entsetzlichste Drama unserer Tage zieht in diesem Buche in Bildern nach dem Leben, vor dem Leser vorbei, in Bildern, welche eine Meisterhand entwarf, die es versteht jede Saite des Menschenherzens anzuregen und zu erschüttern. Die deutsche Bearbeitung theilt die Vorzüge aller Uebertragungen des ausgezeichneten Uebersetzers.

Stuttgart, im April 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei Josef Rauch, Buchhändler in Mainz, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klee, Dr. Heinrich (Professor in Bonn), **Die Ehe, eine archäologisch-dogmatische Abhandlung.** Brosch. 1 Fl. 30 Kr.

Der berühmte Namen des Verfassers bürgt für des Werkes Gediegenheit.

Kaspar Hauser in ganzer Figur, lithographirt von Vinkeles. Groß Imp. Fol. 48 Kr.

Harro Harring im Brustbilde, lithographirt von Simon in Strasburg. Groß Imp. Fol. 48 Kr.

(Beides sehr gelungene Portraits.)

Vorläufige Anzeige.

Mit Gefühlen, die sich nicht schildern lassen, aber von allen künftigen Lesern werden nachempfunden werden, legt Unterschriebener ein Mskt., betitelt: „Ein Jahr aus meinem Leben in St.-Petersburg, — das Jahr der Cholera, — treu und wahr erzählt, von Auguste Schulz"; aus der Hand, und macht Alle, welche das Höchste, „Pflichttreue aus Frömmigkeit", zu schätzen wissen, auf die, wie wir hoffen dürfen, baldige Erscheinung dieser kleinen, aber allen frommen Herzen unaussprechlich wohlthuende Schrift aufmerksam. — Fräulein Auguste Schulz, geboren zu Ellrich, ist den Lesern öffentlicher Blätter, die schon früher deren heldenmüthige, aufopfernde Menschenliebe im Cholerahospital zu St.-Petersburg nach Würden gepriesen haben, bereits rühmlich bekannt geworden.

Chr. Niemeyer,
Prediger zu Debeleben
und Verfasser einiger Jugendschriften.

Collisionsanzeige.

Von dem in London vor Kurzem erschienenen:

Tom Kringels Logg. 3 Vols.

ist eine Uebersetzung von C. Richard bei mir unter der Presse und wird in Kurzem versandt werden.

Aachen, Ostermesse 1834.

J. A. Mayer.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stieglitz (Heinrich),

Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. 8. Geh. Auf gutem Druckpap. 10 Gr.

Leipzig, im Mai 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

dieselbe erleichternden literarischen Hülfsmittel ab. Der Herr Verfasser des angekündigten Werkes hat sich nun die Aufgabe gesetzt, einen Beitrag zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zu liefern, wozu er durch vieljährige Studien im Fache der Statistik und Gesetzkunde sich vorbereitet glauben durfte. Nachdem er in einer Einleitungstabelle die politische Landeseintheilung des ganzen Kaiserthums darstellte, bestrebte er sich in den nachfolgenden 12 Tabellen eine vollständige Uebersicht sämmtlicher Staatsbehörden mit Nachweisung ihres Zusammenhanges und ihrer Unterordnung aufzustellen, und auch die wichtigern Hülfsämter und Personen am geeigneten Orte zu erwähnen. Seine Darstellung umfaßt die ganze Monarchie, folglich auch die Ungarischen und Militair-Grenzländer. Die zu Grunde gelegte Eintheilung ist keineswegs nach abstracten Ansichten gewählt, sondern schließt sich durchaus dem Bestehenden an, wie denn überhaupt praktische Brauchbarkeit des Werkes vorzüglich bezielet würde. In den zahlreichen Anmerkungen hat der Herr Verfasser, theils Rechenschaft über die Gründe, die ihn bei einigen Stellen seines Werkes leiteten, gegeben, theils, und zwar vorzugsweise die Bestimmung und den Wirkungskreis einzelner Behörden und Institute näher bezeichnet.

Die Verlagshandlung glaubt ihrerseits nichts vernachlässiget zu haben, um dieses Werk auch durch eine angemessene und gefällige äußere Ausstattung bestens zu empfehlen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Rebigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1834. Monat Mai, oder Nr. 121—151, mit 1 Beilage: Nr. 5, und 1 literarischer Anzeiger: Nr. XIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im Juni 1834.

F. A. Brockhaus.

In einigen Monaten erscheint im Verlage von Conrad Glaser zu Schleusingen:

Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise.

Ein Denkmal

von C. F. Goeschel,

Oberlandes-Gerichtsrath zu Naumburg.

2 Bände.

Wir machen alle Verehrer und Freunde Goethe's auf dieses höchst geistreiche Werk im Voraus aufmerksam; für seine hohe Gediegenheit spricht schon der Name des berühmten Herrn Verfassers.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Schleusingen, im Mai 1834.

In meinem Verlage ist erschienen, und in allen soliden Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

J. Lyser's Lieder eines wandernden Malers. Mit Compositionen von Becker, Dorn, Friedericke Hesse, Krug, Pohley, Mastrelli und Clara Wieck. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Der tiefe Eindruck, welcher die Anschauung von Gegenden, auf denen die Natur mit all' ihrem Zauber ruht, erzeugt, dessen lebenspendende Quelle die Erinnerung ist, hat die gegenwärtigen Lieder, die der Verfasser auf einer Reise durch das von der Natur bevorzugte Böhmen „aus froher freier Brust gesungen" hervorgerufen.

Die dazugegebenen Compositionen einzelner Lieder sind gewiß als eine wohlzuberücksichtigende Zugabe zu empfehlen.

Leipzig, am 1sten Juni 1834.

Gustav Schaarschmidt.

Allen Reisenden in dem süddeutschen Alpengebirge können folgende treffliche Handbücher als treue Führer mit Recht empfohlen werden:

Norika.

Neues ausführliches Handbuch

für

Alpenwanderer und Reisende

durch das

Hochland in Oestreich ob der Enns, Salzburg, Gasein, die Kammergüter, Lilienfeld, Mariazell, St.-Florian und die obere Steiermark, von

Helmine von Chezy.

Mit einer guten Karte und Ansichten.

Gr. 8. in Futteral. München bei Fleischmann.

Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Anleitung

zur genußreichsten Bereisung

des

Baierischen Alpengebirges

und

einiger Gegenden von Salzburg und Tirol.

Verfaßt

vom Director J. J. von Obernberg.

Mit 2 Karten und einer Ansicht des Gebirgszuges von Salzburg bis Kempten.

Gr. 8. in Futteral. München bei Fleischmann.

Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 2 Fl. 48 Kr.

An alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

Becker, Dr. G. W., Der Rathgeber vor, bei und nach dem Beischlafe, oder faßliche Anweisung, den Beischlaf so auszuüben, daß der Gesundheit kein Nachtheil zugefügt, und die Vermehrung des Geschlechts durch schöne, gesunde und starke Kinder befördert wird. 13te verbesserte Auflage. Geheftet. Preis 12 Gr.

Vorstehende Schrift wurde durch den oftmals geäußerten Wunsch veranlaßt, daß Neuverheiratheten ein Büchlein in die Hände gegeben werden möchte, worin sie über den physischen Zweck der Ehe, und die Mittel, ihn sicher zu erreichen, über den andern Bestimmungen der Organisation Eintrag zu thun, die nöthige Belehrung fänden. Unpartheiische Richter fällten den Ausspruch, daß der Hr. Verfasser seine Aufgabe befriedigend gelöst habe, auch bestätigen dies die wiederholten Auflagen zur Genüge.

Paris und seine Umgebungen, eine Sammlung von Stahlstichen nach Originalzeichnungen von *A. Pugin*, ausgeführt durch die bedeutendsten Künstler Englands, mit erklärendem Text in deutscher Sprache. Roy. 4. 4 Stahlstiche p. Heft, 5 Gr. Sächs. (6¼ Sgr.)

Einige wenige Exempl. in imp. 4to, *die Stahlstiche auf chinesisch Papier* à 10 Gr. Sächs. (12½ Sgr.)

Von allen Städten Europens ist wohl Paris den Deutschen am interessantesten. Sehr viele haben Gelegenheit gehabt es zu sehen, und die Ereignisse der letzten Jahre knüpfen fast alle politische Erinnerungen an diese Stadt, ihre Monumente und Umgebungen. Unsere Sammlung wird demnach gewiss einem grossen Publicum angenehm sein — durch Darstellung interessanter Scenen, durch den Plan der Stadt — sowie durch einen der Umgebungen, wird sie zur Erläuterung der neuen Weltbegebenheiten „malerischen

liche" Materialien liefern. Nur die Hoffnung auf einen sehr bedeutenden Absatz veranlasste mich, den Preis dieses Prachtwerks so billig zu stellen — 4 Stahlstiche um 5 Gr.! — und ich lade demnach zur Subscription (ohne Vorausbezahlung) ergebenst ein; alle solide Buchhandlungen werden dieselbe gern annehmen. Nach dem Erscheinen des 12ten Hefts (im Juni d. J.) tritt der Ladenpreis von 8 Gr. pro Heft ein. Das Werk wird in 28 Heften vollständig sein.

Jetzt complett in 50 Nummern à 6 Gr. (7½ Sgr.) oder in 2 Theilen. Royal 8., elegant gebunden, Goldschnitt, mit 102 Stahlstichen, Preis 13 Thlr. 20 Sgr.:

Malerische Ansichten von Italien, der Schweiz und Tyrol,

nach Originalzeichnungen von *Harding*, *Prout* und *Stanfield*, in Stahl gestochen von den vorzüglichsten Künstlern Englands.

Allen den, welche jene Gegenden besucht haben, ein treffliches „Souvenir" — Allen Reisenden ein treuer Wegweiser zu den Schönheiten der Natur und Kunst.

Berlin. A. Asher.

Es ist erschienen und an die Subscribenten versandt:

Die

göttliche Komödie

des

Dante Alighieri,

übersetzt und erläutert

von

Karl Streckfuss.

Zweite, durchaus verbesserte Ausgabe

IN EINEM BANDE.

Auf Maschinenvelinpapier.

Der Subscriptionspreis von 2 Thlr. hat nunmehr aufgehört und der Ladenpreis ist mit 2 Thlr. 16 Gr. eingetreten, wofür diese, auch in der gegenwärtigen Ausgabe mit so vieler Theilnahme aufgenommene Uebersetzung des großen Dichters auf Bestellung durch jede solide Buchhandlung zu beziehen ist.

Halle, d. 12ten Mai 1834

C. A. Schwetschke und Sohn.

Soeben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Breslau im September 1833, erstattet von den damaligen Geschäftsführern J. Wendt und A. W. Otto. Nebst einer lithographirten Sammlung eigenhändiger Namenszüge der Theilnehmer. (72 Seiten Text und 19 S. fac similes, in gr. Quart, auf fein. Velinp.) Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Aug. Schulz und Comp. in Breslau.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Einleitung in das teutsche Privatrecht, dargestellt zu seinen Vorträgen vom Prof. Dr. Julius Weiske. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Preis 6 Gr., auf Schreibpapier 8 Gr.

Leipzig, am 1sten Juni 1834.

Gustav Schaarschmidt.

Bei Mauritius in Greifswald sind erschienen:

Das Horn des Heils, funfzehn Gastpredigten von Dr. Lud. Pelt. Gr. 8. 20 Gr.

C. M. Agrellii Supplementa syntaxeos syriacae praef. est J. G. L. Kosegarten. 8 maj. 2 Thlr. 12 Gr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laienbrevier von Leopold Schefer.

Erstes Halbjahr. Fein broschirt. 8. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Eine Reihe dichterischer Betrachtungen, nach den Tagen des Jahres geordnet, das gesammte innere Leben des Menschen, und die Natur in ihrer Beziehung auf ihn umfassend und in eigenthümlichster Anschauung vorführend.

Dieses Werk, das ein Lieblingsbuch aller gebildeter Gemüther zu werden berufen ist, dürfte sich eben deshalb ganz besonders zu Geschenken eignen. Das zweite Halbjahr erscheint zu Michaelis.

Berlin, im Mai 1834.

Veit und Comp.

J. G. Salzmann's

allgemeines deutsches Gartenbuch,

oder

vollständiger Unterricht in der Behandlung des Küchen-, Blumen- und Obstgartens, theils aus eigner vieljähriger Erfahrung, theils nach den besten Gartenschriften bearbeitet. Mit einem Gartenkalender, enthaltend die monatlichen Verrichtungen im Garten und einem Anhang vom Trocknen, Einmachen, Erhalten und Aufbewahren der Gewächse.

Dritte durchaus vermehrte Auflage. Gr. 8. München bei Fleischmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Salzmann'sche Gartenbuch ist bereits allgemein als eines der besten, gemeinnützigsten und vollständigsten anerkannt; deshalb wünscht Referent dasselbe in der Hand eines Jeden, der den edlen Gartenbau mit Nutzen und Vergnügen betreiben will, und empfiehlt es, ihres Dankes gewiß, allen Gartenfreunden aus inniger Ueberzeugung. m.

In der unterzeichneten Buchhandlung sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ehrenberg, Dr. Fr. (k. pr. Ober-Cons.-Rathe. 1. Hof- und Domprediger), Beiträge zur Förderung des christlichen Glaubens und Strebens in 22 Predigten. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.)

Das neue Testament nach der deutschen Uebersetzung Dr. M. Luther's. Mit Erläuterungen, Einleitungen, einer Harmonie der 4 Evangelien, einem Aufsatze über Palästina und seine Bewohner, einer Zeittafel über die Apostelgeschichte und mehrern Registern versehen. Zum Gebrauche für alle Freunde des göttlichen Wortes, insonderheit für Lehrer in Kirchen und Schulen bearbeitet von Fr. Gust. Lisco, Prediger am St. Gertraud in Berlin. Lex.-Form. 2 Thlr. 12 Gr. (15 Sgr.) (Fein Pap. 4 Thlr. 4 Gr. (5 Sgr.))

Die St. Gertraudkirche zu Berlin. Predigt zur Einweihung derselben von Fr. Gust. Lisco. Nebst einer kurzen Geschichte derselben von L. Frege. Brosch. 6 Gr. (7½ Sgr.)

Olshausen, Dr. Herm., Opuscula theologica ad crisim et interpretationem Novi testamenti. 8 maj. 1 Thlr.

Böhl, E., Ueber die Zeit der Abfassung und den paulinischen Charakter der Briefe an den Timotheus und Titus. Ein Beitrag zum Erweise ihrer Aechtheit. Gr. 8. 1 Thlr.

In Kurzem wird erscheinen:

Lisco, Fr. Gust. (Bearbeiter des N. Testaments und der Parabeln), Das christliche Kirchenjahr. Versuch einer Entwickelung seiner Ideen aus den alten Perikopen. Ein Hülfsbuch

beim Gebrauche, vornehmlich der epistolischen Texte. 2 Bde. Gr. 8. Preis zwischen 3 und 4 Thlr.

Ferner sind erschienen:

Gräfson, J. P. Geh. Hofr. Prof. Dr., Auflösungen der in M. Hirsch Sammlung von Beispielen ꝛc. (vierte Aufl.) enthaltenen Gleichungen und Aufgaben zum Selbstunterrichte bestimmt. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (20 Sgr.)

Koehler, Dr. Fr., Die Chemie in technischer Beziehung. Leitfaden für Vorträge in Gewerbschulen. Gr. 8. 21 Gr. (26¼ Sgr.)

Schubart, Fr. Director, Vorschule der Geschichte Europas durch eine Erzählung in geographisch-chronologischer Verknüpfung mit einleitender Uebersicht der asiatischen Geschichte. Zur Grundlage des geschichtlichen Unterrichts in höhern weiblichen Lehranstalten und zum allgemeinen Unterrichtsgebrauch. 21 Gr. (26¼ Sgr.)

Krankentabellen für praktische Aerzte. 12 Gr. (15 Sgr.)

Strahl, Dr. M., Kurzgefaßte Belehrung für Diejenigen, die sich über meine neue Heilmethode der Krämpfe und Unterleibsbeschwerden unterrichten wollen. Gr. 9 Gr. (11 Sgr. 3 Pf.)

Derselbe, Unentbehrlicher Rathgeber für Diejenigen, die an eingewurzelter Leibesverstopfung und an Blähungen leiden. Eine populair-medicin. Abhandlung, in welcher die Verdauungsorgane und der ganze Verdauungsproceß allgemein faßlich beschrieben und die Verschleimung, die Hämorrhoiden, die krankhafte Gallenabsonderung und andere Zustände, welche die Stuhlverstopfung begünstigen, ausführlich betrachtet werden. Gr. 15 Gr. (18¾ Sgr)

Stülar, Dr. G. W., Die Homöopathie und die homöopathische Apotheke in ihrer wahren Bedeutung dargestellt. Gr. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Enslin'sche Buchhandlung. F. Müller
in Berlin.

Stuttgart.

Wir versandten soeben an alle Buchhandlungen:

Zweites Sendschreiben
eines
deutschen Publicisten
an
einen deutschen Diplomaten
über die großen Fragen des Tages. 9 Gr.

Der Verfasser spricht sich in diesem zweiten Hefte über die wichtigen Fragen von den Universitäten und den Mittelschulen aus.

Ende Mai 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Anzeige für Leihbibliotheken.

Soeben ist bei A. Wienbrack in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Die Geschwister oder die Croaten in Altenburg. Romantische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert von Wilhelmine Lorenz. 8. Geheftet. 1 Thlr. 6 Gr.

Wenn die frühern Romane der Verfasserin in der Lesewelt bereits eine günstige Aufnahme fanden so wird gegenwärtige Erzählung nicht minder ansprechen, indem der historische Stoff einer denkwürdigen Vergangenheit entlehnt ist, und die Verfasserin neben treuer Charakterschilderung das Colorit der Zeit glücklich zu treffen weiß.

Dr. **Krämer**, Die Molken- und Badeanstalt Kreuth bei Tegernsee im bairischen Hochgebirge. Mit Abbildung. 8. München bei Fleischmann. In Umschlag 1 Thlr.

Die berühmte Alpen-, Molken- und Badeanstalt Kreuth (das deutsche Gais) wird mit jedem Jahre zahlreicher von Leidenden aus allen Gegenden Deutschlands besucht, die durch den Gebrauch der dortigen trefflichen Molken ihre Gesundheit wieder erlangen. Eine neue umfassende Beschreibung dieses Curortes war daher großes Bedürfniß, dem der Hr. Verfasser auf die genügendste Weise abgeholfen hat. Der Curgast findet darin vollständige Belehrung und Auskunft über Lage, Umgebungen, innere Oekonomie, Gebrauch der Molken und Bäder, deren Wirkungen, Beispiele merkwürdiger Heilungen, sowie überhaupt über Alles und Jedes, was ihm zu wissen nöthig ist.

Uebersetzungsanzeige.

Von dem soeben in London erschienenen Romane:

Helen, a tale by Maria Edgeworth

ist eine deutsche Uebersetzung von C. Richard bei mir unter der Presse und wird in kurzem versandt.

Aachen, den 1sten Juni 1834.

J. A. Mayer.

Conversations-Lexikon.
Achte Auflage.

Die siebente Lieferung dieses Werks ist seit mehren Wochen ausgegeben und der Druck der achten bereits so weit vorgeschritten, daß sie im Anfange künftigen Monats versendet werden kann. Das Publicum hat diese achte Auflage so über jede Erwartung günstig aufgenommen, daß die ursprüngliche sehr bedeutende Auflage vervierfacht werden mußte, und hierin ist allein das etwas verzögerte Fertigwerden der bisher erschienenen Lieferungen zu suchen. Es wird alles Mögliche zur größern Beschleunigung des Druckes gethan.

Dankbar für die Theilnahme des Publicums, lasse ich es meine angelegentlichste Sorge sein, dem Conversations-Lexikon einen immer höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, und scheue hierbei keine Mühen und Kosten. In dieser ununterbrochenen Sorge für das Werk und in dem rechtlichen und verständigen Sinne des Publicums finde ich auch den besten Schutz gegen Beeinträchtigungen aller Art, die ich bei dem Conversations-Lexikon erfahre. Es sind neuerdings wieder mehre Werke unter dem Namen Conversations-Lexikon angekündigt und zum Theil erschienen, aber ich habe in dieser Hinsicht nur die Bitte: zu prüfen und nicht leeren Versprechungen und täuschenden Berechnungen zu trauen.

Jede der 24 Lieferungen, aus denen die achte Auflage bestehen wird, kostet auf weißem Druckpapier 16 Gr.; auf gutem Schreibpapier 1 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Das

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur

ist bis zum 28. Hefte (die Art. Torrijos bis Vereinigte Staaten seit dem J. 1829 enthaltend) gediehen und erwirbt sich stets allgemeinern Beifall. Manches daraus geht in die achte Auflage über, aber das Werk behält nach Inhalt und Form seine ganze Selbständigkeit, sodaß es für die Besitzer der achten wie jeder frühern Auflage eine höchst interessante Erweiterung bildet. Das Heft von 8 Bogen kostet auf weißem Druckpapier 6 Gr.; auf gutem Schreibpapier 8 Gr.; auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 1sten Juni 1834. F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

in einer kurzen Zeit eine vollständige nach den besten Quellen bearbeitete Anatomie erhält.

Drei Supplementbände der allgemeinen Encyklopädie der Haus- und Landwirthschaft der Deutschen.

Herausgegeben vom Dr. C. W. E. Putsche.

Diese Supplementbände werden von folgenden ausgezeichneten Gelehrten geliefert:

Herrn Dr. Brehm in Renthendorf, Hrn. Dr. Horn in Stadt-Bürgel, Hrn. Dr. Kurr in Stuttgart, Hrn. Haushofmeister Teubner in Schleiz, Hrn. Dr. und Professor Völker in Erfurt und Hrn. Dr. und Professor Zenker in Jena.

Sie enthalten: 1) Die landwirthschaftliche Mineralogie. 2) Denjenigen Theil der Zoologie, welcher das große Heer der Thiere kennen lehrt, welche den Landwirth in seinen Productionen und Gewerbe hindernd, störend oder verwüstend entgegen treten. 3) Die ökonomische Rechtskunde. 4) Denjenigen Theil der Haushaltungskunst, welche die Beköstigung des landwirthschaftlichen Personals und die Küche überhaupt betrifft. 5) Den Vogelfang. 6) Die Forsttechnologie. 7) Zahlreiche Artikel der landwirthschaftlichen Technologie, welche der verewigte Hermstädt zu liefern unterlassen.

Druck und Format wird sich den vorhergehenden Bänden genau anschließen. Jede Wissenschaft wird in 3 Abtheilungen geliefert, sodaß jeder Band eine Abtheilung davon enthalten wird. Das Werk wird mit doppelten Seitenzahlen versehen, damit diejenigen, welche es vorziehen, jede Wissenschaft zusammen für sich zu haben, dieselbe unter einem eignen beigegebenen Titel besonders binden lassen können. Dem Ganzen folgt ein Register.

Leipzig.

Baumgärtner's Buchhandlung und Industrie-Comptoir.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Darstellungen aus dem Steyermärkschen Oberlande.

Von

F. C. Weidmann.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag cartonnirt. Preis 2 Thlr. Sächs., oder 3 Fl. C.-M.

Die Verlagshandlung übergibt hier dem Publicum einen Beitrag zur vaterländischen Landeskunde, welcher dessen Theilnahme und Aufmerksamkeit in vielen Beziehungen anzusprechen geeignet erscheinen dürfte. Diese Darstellungen umfassen einen höchst interessanten, zum Theile noch durchaus unbesprochenen Theil des steyermärkschen Alpengebietes, nämlich das obere Ennsthal und das steyermärksche Salzkammergut. Herr Weidmann, durch Autopsie mit den Thälern und Höhen dieses interessanten Landstriches innig vertraut und bekannt, und im Besitze der schätzbarsten, Andern nicht leicht zugänglichen Daten und Materialien über diesen Gegenstand, hat in diesem Werk das Resultat mehrjähriger Beobachtungen und Wanderungen niedergelegt, und der Werth dieser Mittheilungen dürfte dadurch außer Zweifel gesetzt sein, daß Seine kaiserliche Hoheit, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Johann, der erhabene Freund und Kenner unserer Alpenlande, die Zueignung des Werkes anzunehmen geruht haben. — Mit dem Feuer der Darstellung, der Schärfe der Auffassung, und innigen Vertrautheit mit dem Gegenstande, wodurch die topographischen Arbeiten des Verfassers sich stets den Antheil der Leser sicherten, führt er hier dieselben auf die Riesengipfel der Granit- und Kalkkette des nordwestlichen Theiles der Steyermark. Der Hochgolling, die Hochwildstelle, der Woising, das Gunkenegg, die Felswüsten des todten Gebirges, die Ufer des Schwarzensees u. s. w. werden hier zum ersten Male in ihrem ganzen Umfange geschildert; die Mittheilungen über Aussee und das Salzkammergut sind nicht minder interessant. Das Titelkupfer, die Ansicht des Hochgollings, nach der Natur gezeichnet von Gauermann, von Axmann trefflich gestochen, und die ausgezeichnet schöne Karte, das Ennsthal mit den umgränzenden Hochgebirgen, nach einer Originalaufnahme von Meißerhand, von Huber sehr gelungen im Stiche ausgeführt, dürften dem Werke ebenfalls zur besondern Zierde gereichen, sowie die Verlagshandlung bestrebt war, durch die äußere Ausstattung in typographischer Hinsicht bestens für dasselbe zu sorgen. Somit empfiehlt sie denn dieses Buch, welches in mancher Beziehung dauernden Werth behalten dürfte, dem Antheile und der Würdigung des Publicums.

Bei Josef Rauch, Buchhändler in Mainz, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klee, Dr. Heinrich (Professor in Bonn), Die Ehe, eine archäologisch-dogmatische Abhandlung. Brosch. 1 Fl. 30 Kr.

Der berühmte Namen des Verfassers bürgt für des Werkes Gediegenheit.

Kaspar Hauser in ganzer Figur, lithographirt von Vinkeles. Groß Imp. Fol. 48 Kr.

Harro Harring im Brustbilde, lithographirt von Simon in Strasburg. Groß Imp. Fol. 48 Kr.

(Beides sehr gelungene Portraits.)

Warnung.

Als im Jahr 1825 der verewigte großherzoglich sächsische Staatsminister und Geheimerath von Goethe eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke durch die J. G. Cotta'sche Verlagshandlung veranstaltete, wurden demselben für sich und seine Erben von sämmtlichen hohen Staatsregierungen des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes die gemessensten Privilegien gegen den Nachdruck gedachter Werke, sei er inner- oder außerhalb der deutschen Lande angefertigt, ertheilt und darinnen auch jede Verbreitung eines solchen Nachdrucks mit Konfiskation und namhaften Geldstrafen bedroht.

Die Unterzeichneten sind unterrichtet, daß neuerdings in der Schweiz und an andern Orten ein Nachdruck der Goethe'schen Werke erscheinen solle, und daß dessen Verbreitung auch in Deutschland mit allen ersinnlichen Mitteln auf's Rechtswidrigste versucht wird. Sie finden sich daher veranlaßt, alle rechtlich gesinnten Privaten, insbesondere aber alle deutschen Buchhandlungen vor dem Ankauf, dem Verkauf, oder der sonstigen Verbreitung je-

nes schändlichen Nachdrucks öffentlich zu verwarnen, indem sie, im festen Vertrauen auf die Gerechtigkeit der deutschen Gerichtshöfe und aller sonst kompetenten Behörden, Alles aufbieten werden, um den durch die höchsten Privilegien ihnen zugesicherten Rechtsschutz geltend zu machen.

Weimar und Stuttgart, den 21sten April 1834.

Die Altersvormünder der von Goethe'schen Enkel:

v. Waldungen. C. Büttner.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben.

Für Aerzte und Nichtärzte höherer Bildung.

Von

Dr. Michael von Lenhossék.

Zweite unveränderte Auflage.

Zwei Bände. Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 3 Thlr. Sächs., oder 4 Fl. 30 Kr. C.-M.

Unter den vielen gelehrten Schriften neuerer Zeit, deren Aufgabe es ist, das Seelenleben zu erläutern, hat vorliegende Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben, die gegenwärtig als zweite Auflage unverändert ins Publicum tritt, einen nicht unwichtigen Platz eingenommen, worüber das Urtheil der gelehrten Welt, und zwar weit über die Erwartungen des Herrn Verfassers, selbst zur Genüge entschieden hat, sodaß die Verlagshandlung sich daher aller Mühe überhoben zu sein glaubt, hier noch Mehres zur Empfehlung eines Werkes anzuführen, welches sich ohnehin durch Ausführlichkeit, durch Klarheit, Faßlichkeit und angenehme Darstellung, und durch wahre praktische Brauchbarkeit vortheilhaft auszeichnet, sowie dasselbe gewiß jedem Menschen, der an philosophischen Forschungen seines Geschlechtes und seiner selbst Interesse hat, besonders aber jedem höhern Staatsdiener, dem Arzte, Sittenlehrer und Erzieher eine reiche Quelle der Belehrung und des Vergnügens darbieten wird.

Bei A. Trautwein in Berlin erschienen und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen über Preußens Kommunal-Wesen und denkwürdige vaterländische Gesetze und Einrichtungen. In Verbindung mit Mehrern herausgegeben von Dr. J. E. Th. Janke, k. pr. Regierungsrathe zu Berlin. Zeitschrift in Quartalheften. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Preis für den Jahrgang von 4 Heften 2 Thaler. Ein Heft einzeln 16 Gr.

Die übrigen 3 Hefte dieses Jahrganges werden von 2 zu 2 Monaten von jetzt ab erscheinen und dadurch die Verspätung, welche durch Verlagsveränderung veranlaßt war, wieder eingebracht werden. Der Herausgeber wird bemüht sein den Beifall, welchen sich die „Abhandlungen" bereits erworben haben, durch fortwährend interessanten und nützlichen Inhalt immer mehr zu erhöhen, wozu sich durch die vom zweiten Jahrgang ab erweiterte Tendenz noch reichhaltigere Mittel wie bisher darbieten. — Auch außerhalb Preußen wird diese periodische Schrift Staatsmännern und Stadtbehörden viel Interessantes gewähren.

Ankündigung und Einladung zur Subscription.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen

Das Hauslexikon

Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

In monatlichen Lieferungen von 9 Bogen groß Oktav zum Subscriptionspreise von

Sechs Groschen.

Dieses Werk, dessen erste Lieferung bereits ausgegeben ist, umfaßt die praktische Seite des Lebens auf eine ähnliche Weise, wie die Conversationslexika die theoretische. Es ist ein Erfahrungslexikon, bestimmt, dem Bedürfniß und der Rathlosigkeit im täglichen Leben abzuhelfen und in allen Fällen Auskunft zu gewähren, welche in häuslichen, gesellschaftlichen und Geschäftsverhältnissen den Beistand kundiger Männer wünschenswerth machen. Die alphabetisch geordneten Artikel werden aus allen Wissenschaften und Künsten das allgemein Brauchbare und Nützliche aufnehmen, und so wird das gesammte Werk bald als erfahrner Arzt, bald als kundiger Sachwalter, dann wieder als Physiker, Oekonom, Geschäftsmann u. s. w. dem Hülfe suchenden Leser darbieten, was er unmittelbar anwenden kann.

Das Hauslexikon erscheint regelmäßig in monatlichen broschirten Lieferungen von 9 enggedruckten Bogen groß Oktav, zu dem überaus billigen Subscriptionspreise von Sechs Groschen. Sammler, welche für 3 Lieferungen vorausbezahlen, erhalten auf 10 Exemplare ein elftes unentgeltlich.

Nach genauer Erwägung des Stoffes und der bereits druckfertig liegenden Hefte, dürfte das Ganze ungefähr 36 Hefte geben; in keinem Falle aber die Ausdehnung der gebräuchlichen Conversationslexika überschreiten.

Ausführlicher behandelt alle diese Punkte der Prospectus, welcher in jeder Buchhandlung gratis zu haben ist.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Subscriptionen darauf an.

Leipzig, im Juni 1834.

Breitkopf und Härtel.

Stuttgart.

Prachtwerk über Landschaftsgärtnerei, vom Fürsten von Pückler-Muskau.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau. Vom Fürsten von Pückler-Muskau. Gr. 8. Geh.

Von dem dazu gehörigen:

Atlas von landschaftlichen Darstellungen, nach Zeichnungen von W. Schirmer,

sind die drei ersten Lieferungen erschienen und zugleich mit vorgenanntem Texte an die verehrten Unterzeichner versandt worden. Wir lassen den Subscriptionspreis von 5 Thlr. oder 8 Fl. 45 Kr. pr. Lief. (der Text wird nicht beson-

ders berechnet) noch bis zum Erscheinen des ganzen Werkes, welches im Laufe dieses Sommers vollendet werden wird, fortbestehen.

Nur einem grossen Grundbesitzer, wie dem Verfasser dieses Werkes, der mit allen erfoderlichen Mitteln versehen war, vorzüglich aber mit Lust und Liebe, mit der penetrirendsten Beobachtungsgabe, mit Unbefangenheit, dem feinsten, gebildetsten Geschmack und mit Kenntniss des Schönen, konnte es gelingen, die Idee des Schönen der englischen Park- und Gartenkunst ins deutsche Vaterland zu übertragen. Der geniale und doch ebenso gründliche Fürst, gibt in diesem Werke die feinsten Winke zur Anlage, Ausführung und Erhaltung von Gärten, so gross und reich sie Jemand mag, oder auch nur so mässig, als ihm die Natur Mittel und Material dazu gegeben.

Von den landschaftlichen Blättern, welche der Atlas enthält, ist ein jedes für sich ein individualisirtes Tableau und schon ohne allen Bezug eine reizende Verzierung jedes eleganten Zimmers.

In allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz, erhält man das Werk zur Ansicht vorgelegt.

Im Juni 1834.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ueber

Zölle, Handelsfreiheit

und

Handels-Vereine,

mit Berücksichtigung

von

Mac Culloch's Abhandlung über Handel und Handelsfreiheit,

von

Moritz Jul. Fraenzl,

Doctor der Rechte.

Gr. 8. Wien, 1834.

In Umschlag broschirt. Preis 12 Gr. Sächs., oder 45 Kr. C.-M.

Die Erscheinung einer Schrift, wie diese, muß gerade im jetzigen Zeitpunkte allen an der Sache Theilnehmenden sehr erwünscht sein. Der darin behandelte Gegenstand ist im höchsten Grade zeitgemäß, und hat noch überdies ein allgemeines und bleibendes Interesse, in so fern mit demselben eine sehr wichtige Principienfrage zur Sprache gebracht und in Erörterung genommen wird. Inzwischen hat sich der Herr Verfasser nicht damit begnügt, dieselbe blos theoretisch durchzuführen, sondern er behält die vorhandenen materiellen Interessen der besprochenen Staaten stets im Auge, obschon ihm, wie billig, das Vaterländische zunächst und vorzugsweise am Herzen liegen mußte. Außerdem verdient auch der Umstand, daß man hier die staats-ökonomischen Systeme aus dem Gesichtspunkte der höhern Politik gewürdigt findet, um so mehr Beachtung, je seltener einzelne Abhandlungen politischen Inhalts die Presse verlassen. Daß zugleich auch eine Widerlegung des jetzt so gefeierten Mac Culloch von unserm Herrn Verfasser versucht worden ist, wird das Interesse an seiner gehaltvollen Schrift nur erhöhen, die sonach dem sachverständigen Publicum in aller Hinsicht empfohlen zu werden verdient.

Zoll- und Handelskarte

von Preußen, Baiern, Würtemberg, Sachsen, Hessen, nebst den kleinern Fürstenthümern, insoweit solche dem allgemeinen Zoll- und Handelsvereine beigetreten

von

L. Zindel.

In 4 Blättern Pränumerationspreis 1 Thlr. 12 Gr.

Die zwei ersten Sectionen von dieser Karte sind erschienen und an die resp. Pränumeranten versandt. Die Pränumeration bleibt bis zur Erscheinung der zwei letzten Sectionen noch offen, dann tritt unabänderlich der Ladenpreis von 2 Thlr. ein. Alle Buchhandlungen sind in Stand gesetzt Exemplare davon vorzuzeigen und Bestellung darauf anzunehmen.

Magdeburg, d. 1sten Juni 1834.

F. Rubach.

In Friedrich Volke's Buchhandlung in Wien wird Pränumeration angenommen auf:

Biblioteca italiana

o sia giornale di letteratura, scienze ed arti, compilato da varj letterati.

Anno decimonono 1834.

In 12 fasc. 8. Milano, ganzjährig für Wien 12 Fl., halbjährig 6 Fl.

Diese früher von dem gegenwärtigen öst. Consul Jos. Acerbi in Kairo herausgegebene Zeitschrift, erfreut sich eines ununterbrochenen Fortganges, geleitet von einem Vereine der ausgezeichnetsten Gelehrten Italiens. Ihr hauptsächlicher Zweck ist die Bekanntmachung der in Italien erscheinenden Werke aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst, durch gründliche Recensionen der wichtigern, und kurze Anzeige jener, deren Beschaffenheit oder Menge eine weitere Ausdehnung nicht zuläßt; außerdem enthält der Anhang unter der Aufschrift Varietà: Notizen aller Art, theils Original, theils aus andern italienischen und ausländischen Journalen aufgenommen, Preisfragen von Akademien, Hinweisungen auf noch zu erscheinende Werke u. s. w.

Der in Deutschland immer reger werdende Wunsch, sich mit den literarischen Erscheinungen Italiens bekannt zu machen, findet hierin vollkommene Befriedigung.

Die Jahrgänge 1816 bis 1831 sind noch in geringer Anzahl, jeder à 6 Fl. 40 Kr., vorräthig.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist im vorigen Jahre erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen, Skizzen und Gedichte.

Von L. Rellstab.

3 Bände. Geheftet 4 Thlr.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Winke und wohlmeinende Rathschläge

für israelitische Schulen.

Der königl. hebräisch-deutschen Primär-Hauptschule in Presburg

besonders zugeeignet von

einem unparteiischen christlichen Theologen.

Gr. 8. Geh. Auf gutem Druckpapier. 10 Gr.

Leipzig, im Juni 1834.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1834. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis sowie der Allgemeinen medicinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Jede Lieferung, 8 Seiten in 4. oder 16 Kolumnen Text enthaltend, mit 2 Kupfern von demselben Format, erscheint alle Sonnabende.

Die erste Lieferung begleitet dieser Prospekt.

Leipzig. Allgemeine niederländische Buchhandlung.

Prospektus.

Durch die angestrengtesten Bemühungen der zahlreichen Gesellschaften, die sich zur Vervollkommnung des Ackerbaues, des Handels und der Manufaktur gebildet haben, hat in unsern Tagen die Industrie eine bedeutend hohe Stufe der Ausbildung erreicht. Die Ausstellung der industriellen Erzeugnisse Frankreichs nimmt mit Recht das allgemeine Interesse in Anspruch, und Alles scheint die Vermuthung zu rechtfertigen, daß sich wohl schwerlich irgend eine andere bis zu einer solchen Höhe des Glanzes und der Vollkommenheit emporschwingen dürfte.

Diesen Erzeugnissen der Arbeit und des menschlichen Fleißes beabsichtigen wir ein würdiges Denkmal zu errichten; wir wollen den lebhaften und flüchtig vorübergehenden Eindrücken, welche sie in uns hervorbringen, eine Frucht tragende Dauer verleihen, auf ganz Deutschland den Genuß der in Frankreichs Hauptstadt aufbewahrten Wohlthaten übertragen und durch eine genaue und deutliche Beschreibung die Kenntniß alles dessen gemeinsam machen, was die Ausstellung Neues, Vortreffliches und Nützliches darbietet. Nicht aber damit uns begnügend, blos die vorzüglichsten und nützlichsten in diesem National-Industriemuseum aufbewahrten Erzeugnisse anzuführen und deren Kenntniß zu verbreiten, haben wir vielmehr noch die Hülfe des Zeichners und Kupferstechers in Anspruch genommen, damit durch eine belebte und treue Darstellung der einzelnen Gegenstände mit noch mehr Sicherheit der Geschmack und der Gebrauch davon im Volke Eingang findet.

Ja wir gehen noch weiter. Es liegt klar vor Augen, daß diese Aufstellung alles dessen, was die Arbeit und Betriebsamkeit zur Vervollkommnung der Industrie hervorgebracht hat, von dem gerade der wichtigste Theil aus Mangel an hinreichender Gelegenheit der gebührenden Aufmerksamkeit nicht gewürdigt werden kann, als industrielle Unterrichts- und Lehranstalt betrachtet nur einen sehr beschränkten Einfluß und Erfolg zu bewirken im Stande ist. Denn was die Production Interessantes und Belehrendes hat, ihr innerer Bau und Einrichtung, das Verfahren, ihre Werkstätten, ihre Maschinen, ihre Mittel, die zum gegenseitigen Tausch und der Cirkulation geboten werden, ihre Concurrenz mit der ausländischen Industrie, dazu reicht eine bloße Aufstellung nicht hin, der Volksmenge eine genügende Auskunft und Belehrung zu geben.

Das Volk jedoch dürstet ebenso sehr, zu wissen, als zu sehen; das Verlangen und das Bedürfniß der Belehrung und Bildung, sowie die Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit hat sich, Dank sei es der wohlfeilen Pfennigliteratur, eines großen Theiles unter dem Volke bemächtigt. Durch diese Erscheinungen in den Reiz, den die Lecture gewährt, eingeweiht, spricht nun das Land die Erwartung aus, daß man sich endlich mit seinen positiven Interessen beschäftigen möchte. Möge diese Belehrungsschrift einfach und anziehend sein, wie jene Erscheinungen, die mit so bewährtem Erfolge die Mußenstunden einer so zahlreichen Menge ausgefüllt haben, um daß sie mit gleicher Begierde aufgenommen würde. Das erste Bedürfniß der Menge ist, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihren Wohlstand zu befördern.

Dies sind die Gedanken, welche uns zur Herausgabe dieses Werkes veranlaßt haben, dessen Ganzes in vier Abtheilungen zerfallen wird. Die erste ist für die Ausstellung der industriellen Erzeugnisse bestimmt. In der zweiten werden wir Getriebe, Maschinen und das dabei zu beobachtende Verfahren behandeln und bis in das Innere der Werkstätten dringen. In der dritten werden die Kommunikation, die gegenseitigen Tausch- und Creditmittel angegeben, ohne welche es weder Industrie noch Civilisation gibt. In der vierten endlich werden wir einen Vergleich der Productionsheerde unter einander aufstellen. So laufen wir die ganze Sphäre der Industrie durch und beleben und erläutern den Text durch eine klare und treue Abbildung der Gegenstände.

Der Consument wird auf diese Weise in das Verfahren der Fabrikation eingeweiht und nun leicht die Erzeugnisse, welche er kauft, beurtheilen können.

Der Fabrikant wird darin die einfachsten und ökonomischsten Methoden kennen lernen und zugleich mit dem, was in seiner Umgebung verfertigt wird, sowie auch mit den Concurrenzen, die eintreten dürften, und mit den zu dem Absatz seiner Waaren sich zu eröffnenden neuen Auswegen bekannt werden.

Das Publicum, dem wir die Geheimnisse, Glückszufälle sowie die bei jedem Schritte der Industrie wiederkehrenden Schwierigkeiten geoffenbart haben, wird mit Freuden bemerken, wie seine Achtung und die Dankbarkeit gegen die arbeitende Classe an Wachsthum gewinnt.

Deutschland endlich wird es, wie wir überzeugt sind, gern sehen, daß seine Industrie gleichsam in eine Parallele mit der ausländischen Industrie gestellt wird. Denn es ist jetzt ebenso passend, als es nützlich ist, dem Lande alle seine Concurrenzmittel mit benachbarten Völkern kennen zu lernen, ihm seine Hülfsquellen sowie die der angrenzenden Völker zu offenbaren, einem jeden seine schwachen Seiten und seine Vortheile anzuzeigen, und endlich eine Eifersucht zu unterdrücken, welche so viele Anstrengungen und Reichthümer paralysirt, und überall und in allen einen edlen und fruchtbringenden Wetteifer anzuregen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Heller-Magazin

52 wöchentliche Lieferungen mit 200 bis 300 Abbildungen zu 8 Groschen vierteljähriger Vorausbezahlung. Stereotypausgabe.

Der Beifall, welche diese im Absatz fortwährend sich steigernde Zeitschrift erhält, befeuert uns, immer mehr für dieselbe zu thun, es sind die schönsten Abbildungen dafür in Vorbereitung und wir können, nun wir die nöthige Zeit zu einer würdigen Begründung der technischen Herstellung des Unternehmens gewonnen haben, fortan nur wahrhaft Gutes und, als deutsche Leistungen, das Interesse jeden Kunstfreundes in Anspruch Nehmendes versprechen.

Das Heller-Magazin wird nunmehr nur Original-Abbildungen liefern und mit den Bildern anderer Magazine nie collidiren.

Wir werden durch den in diesem Journale angewendeten lithogr. Hochdruck nach einer neu begründeten Methode die Zufriedenheit unserer Abnehmer um so mehr zu erringen wissen, als sich dieser in Deutschland in der Anwendung noch völlig unbekannte Kunstzweig, unter unsern Händen so ausgebildet hat, daß er zur Darstellung der anziehendsten und fein ausgeführtesten Bilder geeignet ist und den feinen Holzschnitt bereits erreicht hat.

Gewiß war die Begründung des ersten derartigen vaterländischen Instituts, so viele Anfeindungen es auch finden mag, verdienstlicher, als der stets erneuerte Abdruck englischer oder französischer Abklatsche.

Industrie-Comptoir (Baumgärtner).

Bibelkunde.

Ein Handbuch für Lehrer, Seminaristen und Bibelleser. Zum Verstehen der heiligen Schrift von Th. Krause (erstem Lehrer des königl. Schullehrerseminars zu Magdeburg und Mitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthümer zu Leipzig). Magdeburg bei Ferd. Rubach. 1834. 324 Bog. Preis 1 Thlr.

Vorstehende, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Schrift, bei der die neuesten Forschungen im Gebiete der exegetischen Theo-

logie benutzt sind, enthält außer einer ausführlichen Einleitung in die einzelnen Bücher der Bibel, eine Geographie aller in der heiligen Schrift vorkommenden Länder und eine zum Verstehen der biblischen Sprache nothwendige Archäologie. Für die Bedürfnisse der auf dem Titel genannten Personen reicht es völlig aus, um so mehr als der Verfasser an den passenden Stellen eine Erklärung des Sprachgebrauchs beigefügt hat und wird gewiß jedem Lehrer ein willkommener Begleiter beim Lesen des Wortes Gottes sein, indem dies Buch durch ein vollständiges alphabetisches Register zugleich eine Handkonkordanz ersetzt, wodurch es sich, sowie durch seine größere Ausführlichkeit vor andern gleichzeitig erschienenen Werken auszeichnet. Der billige Preis macht ungeachtet der guten Ausstattung rücksichtlich des Druckes und Papiers einem jeden die Anschaffung desselben leicht möglich.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1834. Zweites und drittes Heft. Mit 4 Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Juni 1834.

F. A. Brockhaus.

Ganz neue, ausgezeichnet schöne und wohlfeile Jugend- und Volksschrift.

So eben ist erschienen:

DAS
BILDER-MAGAZIN
in Miniatur
FÜR DIE DEUTSCHE JUGEND.

Mit 150 bis 200 feinen englischen Holzschnitten.

Der Pränumerationspreis ist halbjährig für 6 Monatslieferungen oder 26 Nummern 16 Groschen. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Diese Zeitschrift ist für die reifere Jugend bestimmt. Sie wird die unterhaltenden Wissenschaften aus dem Gesichtspunkte angenehmer Belehrung behandeln und mit größter Verständlichkeit, im steten Bewußtsein ihres Zwecks:

Vermehrung nützlicher und unentbehrlicher Kenntnisse für die Jugend,

dahin streben, auch ältern Lesern willkommen zu sein. Politik und Angelegenheiten der Kirche sind völlig ausgeschlossen.

Es sind bereits 7 Nrn. ausgegeben.

Industrie-Comptoir (Baumgärtner).

Bei **Georg Franz** in München, Perusagasse Nr. 4, ist erschienen und zu haben:

Geschichtliche Darstellung
der
Kranken- und Versorgungsanstalten
zu München,
mit medicinisch-administrativen Bemerkungen aus dem Gebiete der Nosocomialpflege,
von
ANSELM MARTIN,
der Philosophie u. gesammten Heilkunde Dr., prkt. Arzte in München, Armenarzte der Vorstadt Au etc. etc.
Gr. 8. Brosch. 2 Fl. 24 Kr.

Diese Schrift enthält: a) die Geschichte der Entstehung, der Erweiterung und des Wirkens sämmtlicher Kranken- und Versorgungsanstalten zu München bis auf d. neueste Zeit; b) die gegenwärtige Beschaffenheit, den gegenwärtigen Wirkungskreis und überhaupt den gegenwärtigen Zustand jeder Anstalt sowol in architektonischer als besonders in medicinischer und administrativer Hinsicht, und in letzterer Beziehung insbesondere, noch den finanziellen Stand jedes Institutes — seine Einnahmen, seine Ausgaben, seine gegenwärtige Schuldenmasse etc.; c) eine vollständige Darstellung der, wie allbekannt zum Muster dienenden baulichen Einrichtungen des allgem. Krankenhauses und der anderweitigen Eigenthümlichkeiten dieser Anstalt, der Mortalitätsverhältnisse im Allgemeinen seit Entstehung des Hospitals und insbesondere der einzelnen Krankheiten nach Jahresberichten etc.; d) die Geschichte und die Ordnung der mit dem allgem. Krankenhause und dem Gebärinstitute verbundenen klinischen Anstalten der Universität und der Hebammenschule; e) die ausführliche Geschichte der Krankenpflege seit Entstehung des allgem. Krankenhauses, mit Rückblicken auf Krankenpflegende Institute überhaupt, auf die Aufhebung der ehemaligen barmherzigen Brüder und Schwestern in München und die Entstehung des gegenwärtigen Ordens der grauen Schwestern u. s. w.

Demnach wird dieses Werk gewiss als ein schätzbares Handbuch allen Denen sich darbieten, welchen die Hospitalsache interessirt; — Studierenden und Gelehrten aber, welche die Hospitäler Münchens und ihre Kliniken zu besuchen gedenken, wird sie ein *unentbehrlicher* Wegweiser sein.

Für Harzreisende.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Zimmermann, D. Chr. (Bergsecretair zu Clausthal), Anleitung zur Bereisung des Harzgebirges, in Verbindung mit Freunden herausgegeben. Mit 14 Ansichten und einer colorirten Karte. Gr. 8. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Diese Anleitung macht den zweiten Theil des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks:

Das Harzgebirge in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbskunde geschildert,

aus; der erste oder naturwissenschaftliche und technologische Theil kostet besonders 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., beide Theile 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Die mit Eleganz gestochene und sorgsam colorirte **Karte** nach **Lasius, Villefosse, Julius, Berghaus** und **Hoffmann** bearbeitet, mit eignen Berichtigungen, kostet 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr., auf Perkal aufgezogen in Etuis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

An das obengenannte Werk schließt sich an:

Brockenpanorama, oder die Aussicht von der Spitze des Brockens. Vier Blätter, nebst einer Scala in Etuis. Gezeichnet und mit erläuterndem Texte versehen von **Wilh. Saxesen,** Lehrer in der Berg- und Forstschule zu Clausthal. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Dieses Panorama wird für jeden Besteiger des Brockens einen angenehmen und nützlichen Begleiter abgeben, sowie es für Alle, welche das großartige Schauspiel der Brockenaussicht bereits sich verschafft haben, als freundliche Erinnerungsblätter gelten wird.

Darmstadt, im Juni 1834.

C. W. Leske.

Bei **Craz** und **Gerlach** in **Freiberg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kühn, K. A., Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues. 1ster Band. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

E. L. Bulwer's Werke.

Von unserer Gesammtausgabe der Bulwer'schen Werke, übersetzt vom Dr. Bärmann, sind im vorigen Monat der 17te bis 22ste Theil erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt. Diese 6 Theile enthalten:

Paul Clifford; 4 Theile, sauber geheftet 1 Thlr.
Die Pilger am Rhein; 2 Thle., sauber geheftet 12 Gr.

Ueber die Vorzüglichkeit der Bärmann'schen Uebersetzungen, sowie über die schöne Ausstattung dieser Ausgabe haben sich alle kritische Journale einstimmig auf das Vortheilhafteste ausgesprochen. Eine nochmalige Anpreisung unserer Seits würde daher überflüssig sein.

Die früher erschienenen 16 Theile enthalten:
Eugen Aram, 4 Theile. — Pelham, 4 Theile. — England und die Engländer, 4 Theile. — Der Verstoßene, 4 Theile.

Zwickau, im Juni 1834.

Gebrüder Schumann.

Bei Fr. Sam. Gerhard in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der politische Atheismus
in den neuesten Revolutionen Europas.
Von einem westpreuß. evangelischen Landpfarrer.
Gr. 8. Brosch. 6 Gr., oder 7½ Sgr., oder 27 Kr. Rhein.

Handbücher für Reisende im südlichen Deutschland, besonders am Rheine und nach den Bädern. Im Verlage von J. Engelmann in Heidelberg und in allen Buchhandlungen zu haben.

Handbuch für Reisende am Rhein von seinen Quellen bis Holland ꝛc. Von A. Schreiber. Vierte Auflage. Mit 3 neuen Karten, gezeichnet von Dr. Streit. 8. Brosch. 5 Fl. — 3 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe mit 8 Städteplanen. Elegant geb. 6 Fl. 36 Kr.

Schreiber's, A., Auszug aus seinem Handbuche f. Reisende am Rhein ꝛc., enthaltend die Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf und in die Bäder des Taunus ꝛc. Nebst einem Anhange, die Mainreise von Mainz nach Frankfurt, Hanau bis Aschaffenburg ꝛc. Mit 1 Karte. Zweite vermehrte und verbess. Auflage. 1834. 3 Fl. — 2 Thlr.

Taschenbuch für Reisende durch die Schweiz längs dem Rheine (von seinen Quellen an) durch Vorarlberg, am Bodensee, durch Baden, Rheinbaiern, Rheinhessen bis Mainz ꝛc. ꝛc. Als besond. Abth. des obigen Handbuchs. Von A. Schreiber. Nebst einer ausführl. Anleitung für Reisende im Elsasse, von J. F. Aufschlager. Mit 1 Karte. 8. Geb. in Futteral. 3 Fl. 45 Kr. — 2 Thlr. 12 Gr.

Der erneuerte Merian, oder Vorzeit und Gegenwart am Rhein ꝛc. Von Dr. J. B. Engelmann. Mit 50 Abbildungen merkwürd. Städte des Rheinlandes ꝛc. 8. Brosch. 6 Fl. — 4 Thlr.

Handbuch für Reisende nach Heidelberg und in seine Umgebungen ꝛc. Von H. v. Chezy. Auf Velinpap. mit 24 Ansi., 4 Planen u. 1 Karte. 8. Brosch. 6 Fl. — 4 Thlr. Ohne Ans. mit 4 Plan. u. 1 Karte 3 Fl. — 2 Thlr.

Anleitung für Reisende in Heidelberg, auf seinem Schlosse und in seinen Umgebungen. Von Dr. J. B. Engelmann. Mit 1 Titelkupfer und 1 Karte. 8. Brosch. 2 Fl. — 1 Thlr. 8 Gr.

Handbuch für Reisende in den Neckargegenden von Cannstadt bis Heidelberg und in dem Odenwalde ꝛc. Von K. Jäger. Mit Ans. 8. Brosch. 3 Fl.

Handbuch für Reisende in dem ehemal. fränkischen Kreise ꝛc. Von Jos. Heller. Mit 1 Karte u. 1 Titelkupfer. Gr. 8. Brosch. 4 Fl. — 2 Thlr. 16 Gr.

Nouveau manuel du voyageur, or the Traveller's Pocket companion; containing copious and familiar conversations in English, German, French and Italian, etc. Second edit. 3 Fl. — 2 Thlr.

Guide du voyageur en France, divisé en cinq Régions etc. Par *Richard*. Avec une carte. Eleg. brosch. 4 Fl. — 2 Thlr. 16 Gr.

Panorama de Paris et Guide de l'Etranger à Paris etc. Avec 12 vues et le plan de Paris. Brosch. 4 Fl. ou 2 Thlr. 16 Gr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Repertorium
der
gesammten deutschen Literatur,
herausgegeben
von
Ernst Gotthelf Gersdorf,
Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig.

Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen. 3 Thlr.

Diese Zeitschrift, deren erster Band in 10 Heften bereits versandt wurde, hat die schwierige Aufgabe über alle in den Ländern deutscher Zunge erschienenen und in den allgemeinen Buchhandel gekommenen Druckschriften vom J. 1834, so weit diese bis jetzt erlangt werden konnten, möglichst schnell zu berichten, nach dem Urtheile sachverständiger Männer bisher gelöst und bei Allen, die reges Interesse an den neuesten Erzeugnissen der deutschen Literatur nehmen, günstige Aufnahme gefunden. Unterstützt durch eine grössere Anzahl ausgezeichneter Mitarbeiter und bei strengem Festhalten an dem Plane, den Inhalt jeder Schrift in gedrängter Kürze und fern von jeder Parteilichkeit so zu charakterisiren, dass der gebildete Leser selbst entscheiden könne, ob eine weitere Einsicht ihm nützlich sein werde oder nicht, dürfen wir hoffen, einem bei der grossen Literaturmasse längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und somit einer mehrseitigen Unterstützung auch Seiten der Herren Verleger und Herausgeber durch baldige Einsendung ihrer neuesten Druckschriften uns versichert halten. Ueber 1000 Schriften sind bereits im ersten Bande angezeigt, und das Auffinden derselben durch eine bestimmte Anordnung in jedem Hefte und ein sorgfältiges Register am Schlusse des Bandes erleichtert worden. In den beigegebenen literarischen Miscellen werden Personalnotizen, Nachrichten über literar-historische und Kunstgegenstände, geographisch-statistisch-historische Notizen, Schul- und Universitätsnachrichten u. a. gegeben, mit vorzüglichem Fleisse aber die wichtigern neuesten literarischen Erzeugnisse des Auslandes zusammengestellt. Der erste Band enthält Uebersichten der neuesten dänischen, englischen, französischen, holländischen, italienischen, russischen, schwedischen und spanischen Literatur, die durch ausgedehntere Correspondenz künftig noch bedeutend erweitert werden sollen.

Das Repertorium erscheint regelmässig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet; jedem Hefte wird ein bibliographischer Anzeiger beigegeben, worin literarische Anzeigen aller Art, Antikritiken u. dgl. gegen Insertionsgebühren von einem Groschen für die Zeile aufgenommen werden.

Alle Zusendungen für das Repertorium sind unter der Adresse:

„An die Expedition des Repertoriums der ges. deutschen Literatur“

an den Unterzeichneten zu richten.

Leipzig, 15. Juni 1834.

F. A. Brockhaus.



